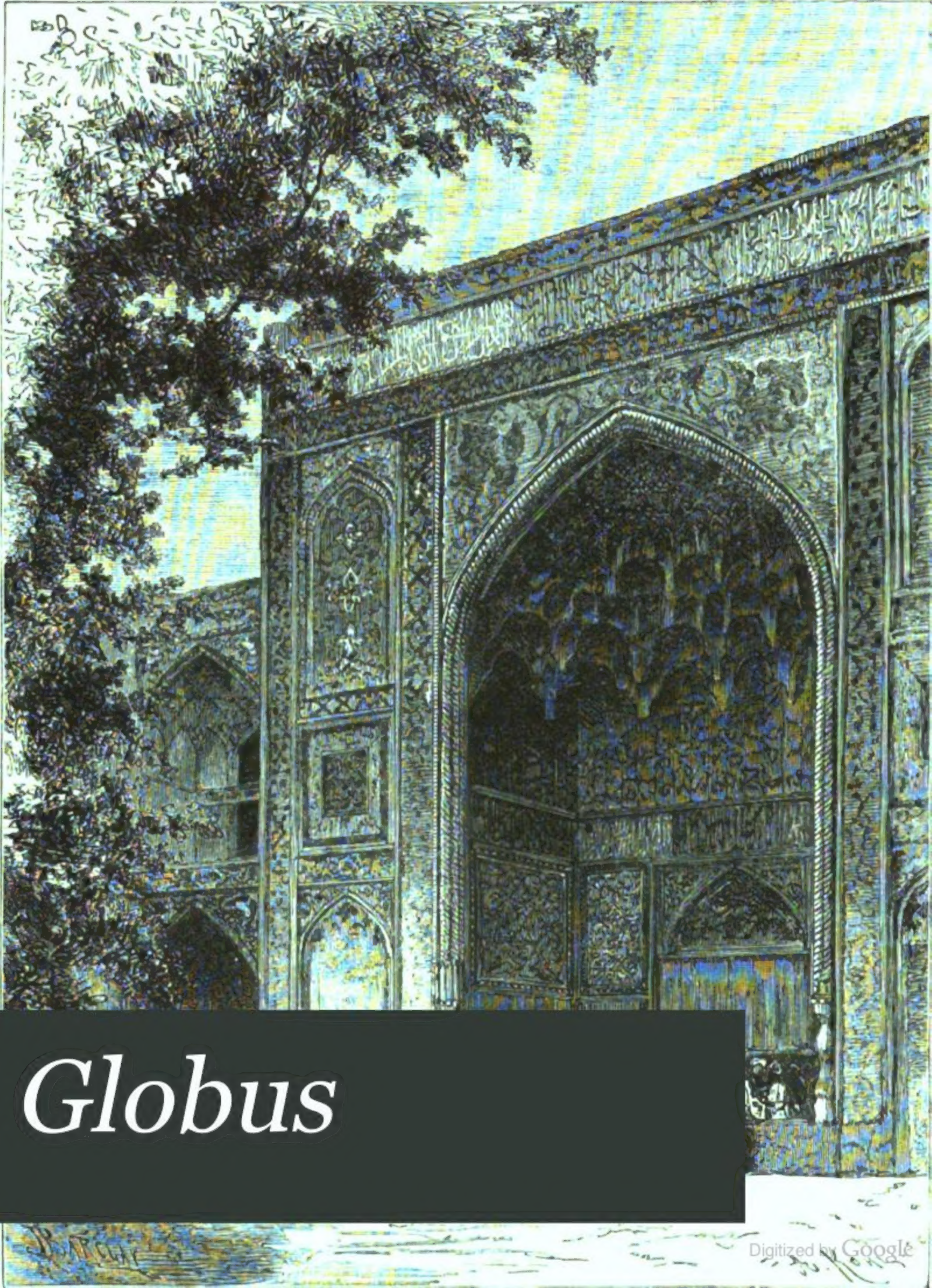


Globus

Digitized by Google

ANNEX

Digitized by Google

ANNEX

Digitized by Google

Globus.

XLV. Band.

Digitized by Google

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Fünfundvierzigster Band.

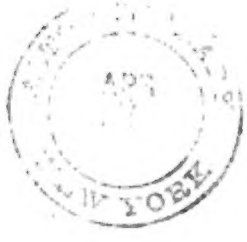
Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1884.

Digitized by Google

14336.



NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Deutsches Reich. Der 3. und 4. deutsche Geographentag 158. 223. Die charakteristischen Beziehungen Pommerns zu seiner Geschichte und seinen Bewohnern. Von Dr. Zechlin 215. 231. 263. 278. Die landeskundliche Litteratur über Thüringen ꝛc. 223. Der Bericht der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft 1882—1883 240. Die landeskundliche Litteratur über Hessen 334.

Oesterreich-Ungarn. E. Richter's Beobachtungen an den Gletschern der Ostalpen. Von J. Partsch 43. Die Eisgrotte im Friedrichsteiner Walde 111. Fortschritte in Bosnien 175. Reise von Esseg durch einen Theil Sirmiens. Von Ernst Kramberger 349. 359. Auswanderung aus Tirol nach Bosnien 366.

Dänemark (mit Island). Landverlust am Limfjord 158. Vulkane auf Reykjanäs 334.

Skandinavien. Prähistorische Begräbnißplätze auf Jäderen 111. Walfischfang an der norwegischen Küste von Finnmarken 126. Sommerfahrten in Norwegen 380.

Belgien. Gent und Ost-Flandern 177. 193.

Frankreich. Die Basken nach Steinlocher 287. Kanal durch das südliche Frankreich 366.

Italien. Vallombrosa 33. Die Certosa di Val d'Ema 49. Medicäische Villen in der Umgebung von Florenz 65. Sicilianische Bauernregeln. Von W. Kobelt 90. Reisebücher 191. Anzahl der Protestanten 240.

Spanien. Die Stadt Palma 78. Willkomm, die Pyrenäische Halbinsel 127.

Griechenland. Beabsichtigte Untersuchung der Bucht von Salamis 126. Das Pindos-Gebirge 191. Auswanderung aus Thessalien 366.

Europäische Türkei. Ueber Tuzi nach Scutari. Von Oskar Baumann 106. Russische Schule in Konstantinopel 334.

Montenegro. Baumann's Besteigung des Durmitor 127.

Rußland. Falkmann's Bilderwerk über Finland 126. Bucharow über die Lappen 288. Projektirte Erforschung des Ural 334. Meyer von Waldeck's „Rußland" 334.

Asien.

Potanin's Reise 335.

Russisches Asien. Sibirien. Wissenschaftliche Ergebnisse der Vega-Expedition 63. Martin's Forschungsreise 112. Fischreichthum der Gewässer 127. Pewzow's Reise im Altai 255. Dybowski's sibirische Sammlungen 255. Aufnahme des Süd-Ussuri-Gebietes 256. Andrianow's Reise im Altai 271. Straße auf Sachalin 271. Die Lena-Expedition 335. Die Commandeur-Inseln 381. Seeverkehr mit Europa 384.

Transkaspisches und Mittelasiatische Gebiete. Annexion von Merw 144. Lessar an der persischen Grenze und in Merw 159. 335. Kazalinsk 240. Pferdebahn von Taschkend nach Osten 255. Besetzung von Serachs 335.

Kaukasien. Gold in den Nebenflüssen des Kuban 240. Meteorologische Station in Poni 272.

Türkisches Asien. Die Ausgrabungen in Assos 15. Prof. Sachau's Reise in Syrien und Mesopotamien. Von W. Kobelt 29. 38. 53. Deutsche Weinproduktion in Smyrna 111. Frel's Reise nach Palästina 111. Hull's geologische Reise im Süden von Palästina 144. 158. v. Warsberg's Reise durch Lykien 206. Ansässigmachen der Jürüken 255. Dampfschiffverbindung für Smyrna 366.

Arabien. Huber's zweite Reise 240. Glaser's Reise in Arhab und Haschid 366.

Iran. Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien 1. 17. Aufnahme des Tacht-i-Suleiman 15. Eisenbahn nach Quetta 176. Tod eines persischen Kronprätendenten 320.

Türkische Chanate. Lessar's Reise nach Merw 47. Annexion von Merw 144. Regel's und Putjata's Reisen am obern Oxus 158. 335.

Kafiristan. Hundert Jahre alte Butter 207. Die Tschlassis 223. Entenfang 256.

Britisch-Indien. Britisch-Indiens Grenznachbarn gegen China. Von Emil Schlagintweit 71. 88. Neue Eisenbahnen 127. Häckel's indische Reisebriefe 127. Ujfalvy's Reise im westlichen Himalaya 191. 209. 225. 241. 257. 273. 289. Zur Physiologie der Hindus. Von Hugo Schanz 199. Schulunterricht des weiblichen Geschlechts 207. Rama-Sitei-Klage am Tage vor der Hochzeit. Von Hugo Schanz 364. Einfluß des Schneefalls im Himalaya auf den Monsun 367.

Hinterindien. Vasallenverhältniß von Annam zu China 16. Dr. Réis' Reisen und das Land Tschampa 47. Der König von Birma 63. Colquhoun nach Siam 63. Holt Hallett's Reise nach den Schan-Staaten 112. Dr. Réis in Luang Prabang 159. Die Metallschätze Tongkings. Von H. Bay 205. Aus Haiphong und Hanoi 206. Brand in Mandale 304. Französisches Protektorat über Annam und Tongking 352. 384. Der Goldene Chersones 362. Kaffeepflanzung in Perak 384.

China mit Vasallenstaaten. Dalgleish' mißglückte Reise nach Jarland 223. Prjhewalski's vierte Reise 240. 320. Eine Wanderung durch die Mongolei 250. Prjhewalski's dritte Reise in Central-Asien 256. 295. 311. 331. 344. Hosie's Reisen im westlicher China 256. Chinesische Barbarei gegen Jakub Bek's Leiche 336. Henry's Reise auf Hainan 352.

Korea. Ansel nach Japan 16. Koreanisches 47. Handel und Produkte 304.

Japan. Giftige Fische 127.

Andere Inseln. Die Australian Borneo Company 16. Mittheilungen über Glauben und Aberglauben bei Sundanesen und Javanen. Von Emil Metzger 59. Mittheilungen über die Negritos und die Kopfjägerstämme des nördl. Luzon. Von F. Blumentritt 74. Ein Ausflug nach dem Distrikt Principe (Luzon). Von F. Blumentritt 103. Der vulkanische Ausbruch in der Sundastraße. Von Emil Metzger 139. 167. 188. 201. 218. Brion und Korthals nach der Sundastraße 159. Die spanische Sprache in den Volksschulen der Philippinen 221. Bruel's Ermordung 223. Ueber Kulturgewächse der malaischen Inseln und deren Anbau. Von Prof. M. Willkomm 235. 246. Malaische Etikette 304. Die Lubus auf Sumatra 318.

Digitized by Google

Afrika.

Pechuel-Lösche über das centralafrikanische Problem 159. Zur Anthropologie der Neger 238.
Marokko. Die Landschaft Süs und Ifni 47. Die erste Zeitung 128. Hadsch und Scherif 159. Stellung der Berber zur Regierung und zum Auslande 207.
Algerien. Ein Menschenalter im Bereiche des Islam. Von W. Kobelt 123. Hamam Rirha. Von W. Kobelt 282.
Sahara. Die Sahara. Von W. Kobelt 173. Der steinerne Armring der Tuareg 223.
Sudan. Nachrichten von Dr. Junker 112. Bohndorf's Rückkehr 223.
Aegyptisches Reich. Emin Bey's Wirken in den Aequatorialprovinzen 63. Schuver's Tod 94. G. Roth's Flucht 112. Nachrichten von Dr. Junker 112. 223. Sennaar. Von K. Ganzenmüller 119. 135. 152. Hartmann's „Nilländer" 288. Nekropole von Chemmis 304.
Ostafrika. Dr. G. A. Fischer's Reise in das äquatoriale Ostafrika 11. Englische Expedition nach dem Kilimandscharo 48. Die katholische Zambesi-Mission 64. Sottiro über die Ogaden-Somali 159. Das Becken des Rikwa-Sees 176. Naturwissenschaftliche Erforschung des Kilimandscharo 176. Révoil's Scheitern 192. O'Neill's Reise zum Schirwa-See 207. Menges' Reise in das Somalland 288. Der angebliche Baringo-See 352. Dr. Fischer über das geistige Leben der Massai 379. Krokodilzauber 384.
Seengebiet. Böhm und Reichard am Tanganika-See 48. Die Station Karema 80. Die Begründung der belgischen Station Mpala am Tanganika-See. Von Paul Reichard 156. Giraud's Vordringen 192. 272. 367. Dampfer auf dem Tanganika-See 256. Neue Station am Njassa-See 288. Mackay über den Victoria Nyanza 367.
Inneres. Lieutenant Storms 80. Stanley's Fahrt nach dem obern Kongo 329. Giraud's Reise 192. 272. 367.
Süden. Bahn nach Transvaal 80. Transvaal wieder ganz unabhängig 176. Beth nach dem Lande der Amboellas 367.
Westen. Ein Brief von Rogozinski's über seine afrikanische Expedition 44. Mizon's Reise von Franceville nach der Küste 94. Chavanne nach dem untern Kongo 94. De Brazza's Unternehmung 144. 208. Portugiesische Expedition unter Carvalho 144. Die Bahn von St. Louis nach Dakar 160. Professor Dölter's Reise nach Nordwestafrika 174. Stanley's Rückkehr vom obern Kongo 223. Europäische Expeditionen im Meerbusen von Guinea 237. Grant Elliott Verwalter des Kwilu-Gebietes 256. Höpfner nach dem Ovambo-Lande 272. Ausbreitung der Internationalen Association 272. Stand des deutschen Handels 288. Eisenbahn nach Ambaca 304. Portugal am untern Kongo 367. Anderson's Tod 368. Sprichwörter der Ovaherero. Von G. Viehe 375. Die Kongofrage 384.
Inseln. Sklaverei und Panampoana auf Madagaskar 269.

Australien.

Die Mission unter den Eingeborenen Australiens 79. Telegraphischer Verkehr 208. Große Hitze 208. Die Arbeiterfrage in Australien 221.
Südaustralien. Untergang einer Expedition 80. Lindsay's Erforschung des Arnheim-Landes 80. Winnecke's Reise im Northern Territory 160. Favenc nach dem Mc Arthur-Flusse 224.
Queensland. Maßregeln gegen Kanalas und Chinesen 224.
Westaustralien. Ein thätiger Vulkan 80.

Inseln des Stillen Oceans.

Protest gegen europäische Annexionen 16. Wie die Südsee-Insulaner eingefangen werden 304.
Europäische Kolonien. Entwickelung der Fidschi-Inseln 16. 224.
Neu-Guinea. Neue Expeditionen 80. 304. Leichenmahle 94. Chalmers' Reise 160. Powell's und Thomas' Reisen 176. 304. Morrison's Reise 192. Landankäufe 192. Das Missionswesen auf Neu-Guinea. Von H. Greffrath 382.
Das übrige Melanesien. Ortsnamen auf Neu-Britannien 16. Auffindung von Resten der La-Pérouse-Expedition 32. Englisches Marine-Depot auf Treasury-Island 192. Wundärztliche Kenntnisse der Neu-Britannier 256. Powell's Aufenthalt auf Neu-Britannien 327. Der Toberran-Tanz auf Neu-Britannien 382.

Nordamerika.

Erwerbungen der ethnographischen Abtheilung des Berliner Museums von der Nordwestküste Nordamerikas. Von Prof. A. Bastian 8. 24. Schnellste Fahrt über den Atlantischen Ocean 335.
Britisch-Nordamerika. Expedition nach dem Mistassini-See 48. Leland bei den Passomaquoddies 95. Petitot's letzte Reisen 128. Die gegenwärtige Lage und die Aussichten des Mormonismus. Von A. Freiherrn v. Moltke 189.
Vereinigte Staaten. Die Schieffelin'sche Yukon-Expedition 48. Aberglauben der Eskimos von Alaska 48. Schnapsschmuggel in Alaska 95. Der vulkanische Ausbruch in Alaska 125. Der Northern Transcontinental Survey 128. Die Everglades in Florida 128. Gold in Nord-Carolina 192. Die Lösung der Moundbuilderfrage 222. Dodge über die Indianer 238. Pastorius' Geographische Beschreibung von Pennsylvania 253. A. Tenner's „Amerika" 272. Dr. Irving Rosse's Beobachtungen über die Eskimos 298. Jacksonville in Florida 315. Die Kriegsgebräuche der Osage-Indianer 320. Die älteste Stadt der Union (St. Augustine) 335.
Mexiko. Die Bahn nach Chihuahua 95. Schlüssel zur aztekischen Schrift 192. Eröffnung der mexikanischen Centralbahn 224. Dauernder Aufenthalt in großen Höhen 272. Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen 305. 321. 337. 353. 369.

Südamerika.

Amazonas u. Cordilleren. Nach Ch. Wiener 81. 97. 113. 129. 145. 161.
Colombia. Die Edelmetallproduktion von Colombia 287. Mastodonfund 336.
Brasilien. Eine deutsche Expedition ins Innere von Brasilien. Von Oscar Canstatt 286. Centralgesellschaft für Einwanderung 368. Brasilianische Bäder. Von Oscar Canstatt 377.
Bolivia. Expedition nach dem Gran Chaco 95.
Paraguay. Dr. Töppen über Paraguay als Land für deutsche Kolonisation 347.
Uruguay. Eine südamerikanische Musterrepublik 45.
Argentina. Die jüngste argentinische Expedition nach dem Rio Pilcomayo. Von A. Amerlan 56. Zoogeographisches von Bove's Expedition 224. Deutsche Pelzfaktorei in Patagonien 336.
Chile. Kapitän Martial auf der Insel Hermite 95. Ochsenius' „Chile. Land und Leute" 208.
Ecuador. W. Reiß über die Fundstellen fossiler Säugethierknochen in Ecuador 383.

Digitized by Google

Polargebiete.

Die Polarstation auf Nowaja Zemlja 32. Neue Reise der „Dijmphna“ 32. 368. Die Eisverhältnisse im Karischen Meere. Von H. Bay 125. Hilfe für die Station an der Lady Franklin-Bay 144. Grinewetzki's Reise durch Nowaja Zemlja 160. Jan Mayen und die österreichisch-arktische Beobachtungsstation 160. Reste altskandinavischer Civilisation unter den Grönländern 222. Grönland im Jahre 1883 239. Dänische Polarforschung 271. Expedition nach der Westküste von Grönland 336. Woher die Grönländer stammen 336. Nordenskiöld's Entdeckungen an der Ostküste Grönlands 368.

Oceane.

Ackermann's Beiträge zur physischen Geographie der Ostsee 96. Weltumsegelung der „Vanadis“ 96.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Anthropologisches. Zur Anthropologie der Neger 238. Die Blutkörperchen als Rassenmerkmal 320.
Ethnologisches. Gumplowicz, der Rassenkampf 64. Die Basken noch Steinkocher 287. Dr. Irving Rosse's Beobachtungen über die Eskimos 298. Die Skythen Steinkocher 368.
Vermischtes. Die deutsche Presse jenseit des Oceans 109.

Vom Büchertische.

W. H. Gilder, In Eis und Schnee 31.
Colquhoun, Quer durch Chryse 32.
H. A. Schumacher, Südamerikanische Studien 48.
Gumplowicz, Der Rassenkampf 64.
Ackermann, Beiträge zur physischen Geographie der Ostsee 96.
Jung, Deutsche Kolonien 96.
Unser Wissen von der Erde 96.
V. Ullrich, Die horizontale Gestalt und Beschaffenheit Europas und Nordamerikas 112.
A. Strauß, Bosnien. Land und Leute 175.
Ujfalvy, Aus dem westlichen Himalaya 191.
Wagner-Guthe, Lehrbuch der Geographie 192.
Hölzel's Geographische Charakterbilder 192.
v. Warsberg, Homerische Landschaften 206.
Ochsenius, Chile. Land und Leute 208.
de Nadaillac, Die ersten Menschen und die prähistorischen Zeiten 254.
A. Tenner, Amerika 272.
Ravenstein, Englischer Sprachführer 272.
H. Kiepert, Nouvelles Carte Générale des Provinces Asiatiques de l'Empire Ottoman 368.

Biographisches, Personalien.

Todesfälle und Nekrologe: Anderson 367. Bruel 223. Burstan 303. Collinson 317. Entrala 318. Farr 302. Gaillardot 303. Guyot 302. Haimann 303. Harman 302. Jäschke 317. Lenormant 318. Linant de Bellefonds 302. Marno 303. Moffat 302. Morton 318. de Moya y Jiménez 318. van Musschenbroek 317. Nilson 317. O'Donovan 317. Pierce 302. Schaumann 302. v. Schütz 302. Schuver 94. 303. Earl Somers 317. Stewart 303. Trouillet 302. Wisocky 302. v. Wüllerstorf-Urbair 303.

Andrejew 32. Andrianow 271. Ballay 208. Baumann 128. Becker 288. Bignell 48. Isabella Bird 362. Bohndorf 223. Böhm 48. 176. de Brazza 144. 208. Brion 159. Bucharow 288. Carles 304. de Carvallho 144. Chalmers 160. Chavanne 94. Colquhoun 32. 63. Dalgleish 223. Dybowski 255. Emin-Bey 63. Euting 240. Fayenc 224. Fischer 11. 379. Frei 111. Gilder 31. Giraud 191. 272. 367. Glaser 366. Grant Elliott 256. Grinewetzki 160. Henry 352. Höpfner 272. Holt Hallet 112. Hosie 256. Hovgaard 32. Huber 240. Hull 144. 158. Jensen 336. Johnston 48. 176. Junker 112. Kaiser 176. Kennedy 15. H. Kiepert 191. 368. Kitchener 144. 158. Korthals 159. Mackay 352. 367. Martin 112. Mc Nair 256. Menges 288. Mizon 94. Morrison 191. de Mortillet 336. Nordenskiöld 368. Réis 47. 159. O'Neill 207. Passarge 380. Petitot 128. Pewtzow 255. Potanin 335. Powell 176. Prshewalski 240. 320. Putjäta 158. Regel 158. 159. 335. Reichard 48. 176. Révoil 191. v. Rogozinski 45. J. Rosse 298. Roth 112. Sachau 29. 38. 53. Schiefflin 48. Sidorow 240. Sottiro 159. Stanley 80. 223. Storms 80. Thomas 80. 176. Thoroddsen 334. Thouar 94. Ujfalvy 191. Veth 367. Vinciguerra 224. Weißer 16. Winnecke 160.

Verfasser

(auch von übersetzten und herübergenommenen Artikeln).

A. Amerlan 56.
R. Andree 254.
A. Bastian 8. 24.
H. Bay 125. 205.
O. Baumann 106.
F. Blumentritt 74. 103. 221.
O. Canstatt 286. 377.
K. Ganzenmüller 119. 135. 152.
H. Greffrath 382.
E. Kramberger 349. 359.
W. Kobelt 29. 38. 53. 90. 123. 173. 282.
A. Kirchhoff 368.
E. Metzger 59. 139. 167. 183. 201. 218.
A. v. Moltke 189.
J. Partsch 43.
P. Reichard 156.
St. von Rogozinski 44.
H. Schanz 199. 364.
E. Schlagintweit 71. 88.
G. Viehe 375.
M. Willkomm 235. 246.
Zechlin 215. 231. 263. 278.

Illustrationen.

Europa.

Belgien.

Künstliche Ueberschwemmung in der Umgebung von Gent 178.
Das Etablissement Van Houtte bei Gent 178.
Eingangshalle des frühern Palastes der Grafen von Flandern 179.
Statue Jakob's van Artevelde auf dem Freitagsplatze in Gent 180.
Der Rabot 180.
Das Genter Rathhaus 181.
Der Genter Glockenthurm 182.
Die vier alten Häuser am Quai aux herbes in Gent 194.
Reste des Klosters St. Bavo 195.
Hopfengärten zwischen Wetteren und Aalst (Alost) 195.
Der große Platz in Dendermonde (Termonde) mit dem Rathhause und der alten Tuchhalle 196.
Die Bleichereien von Aalst (Alost) 196.
Rathhaus von Aalst (Alost) 197.
Rathhaus in Audenaarde 198.

Italien.

Die Mühle von Tosi 34.
Das Kloster Vallombrosa, von oben gesehen 35.
Vallombrosa, von unten gesehen 36.
Die Kirche in Vallombrosa 37.
Das Paradisino bei Vallombrosa 38.
Die Certosa di Val d'Ema, von Galuzzo aus gesehen 49.
Gesammtansicht der Certosa 50.
Façade der Kirche in der Certosa 51.
Der Klosterhof der Certosa 52.
Der Palast Poggio Imperiale bei Florenz 65.
Gesammtansicht von Poggio a Cajano 66.
Die königliche Villa Poggio a Cajano 67.
Villa di Careggi 68.
Die Villa Reale di Castello 69.
La Petraja 70.

Asien.

Persien (Dieulafoy's Reise).

Halle im Tschehil-Situn (Palast der vierzig Säulen) 2.
Pavillon Hescht-Behischt 3.
Palast Ser-Puschideh 3.
Sultan Makud Mirza, der älteste Sohn Nasr ed-Din's 4.
Armenisches Karawanserai 5.
Fayence-Platte im Bala-chaneh des Tschaar-Bag 5.

Digitized by Google

Thor der Medreſſeh Schah Sultan Huſſein 6.
Derwiſch und Student in der Medreſſeh Schah Sultan Huſſein 7.
Ein Ochſe des armeniſchen Biſchofs 17.
Panorama von Dſchulfa 18.
Armeniſcher Sakriſtan 19.
Signalthurm in Iſpahan 20.
Straße in Iſpahan 21.
Bazar in Dſchulfa 22.
Bewäſſerungsbrunnen 23.
Ein Taubenhaus in der Umgegend von Iſpahan 23.

Niederländiſch-Indien.

Ausbruch des Krakatau im Mai 1883 171.
Krakatau nach dem großen Ausbruche im Auguſt 1883 171.
Der Pik von Krakatau nach dem Ausbruche im Auguſt 1883 184.
Der Pik von Sebeſſi und vorliegende vulkaniſche Felſen 186.

Himalaja (Ujfalvy's Reiſe).

Der Munſchibag (Schreibergarten) bei Srinagar 210.
Anſicht von Srinagar 211.
Der neue Palaſt des Maharadſcha 212.
Der Maharadſcha von Kaſchmir und ſein Hof 213.
Kaſchmiri 214.
Pandit 214.
Brücke über einen Kanal in Srinagar 226.
Zwei Theekannen, ein Samovar ꝛc. 227.
Dardu-Typen 229.
Engpaß in den Bergen von Skardo 230.
Die neue Citadelle von Skardo 242.
Hund aus Gilgit 243.
Balti-Soldaten 244.
Bewohner von Tſchitral 245.
Der Radſcha von Tſchamba und ſein Hof 258.
Vaſe aus gehämmerter Bronce 259.
Antike Lampe und drei alte Waſſerpfeifen 260.
Schmuckſachen aus Baltiſtan 261.
Blick auf das Karakorum-Gebirge bei Skardo 262.
Kaſchmiriſche Tänzerinnen 274.
Brokhpa-Typen 275.
Gruppe von Ladakis 276.
Eingang zum Jodſchila-Paſſe 277.
Reicher Ladaki aus Karghil 278.
Der Jodſchila-Paß 280.
Ruinen im Thale des Sind 291.
Sonmarg 291.
Der älteſte Sohn des Maharadſcha von Kaſchmir 292.
Säulenhalle des Palaſtes von Schalimar 293.
Baramulla 294.
Ruinen des Tempels von Vaniar 294.

Lama aus Lhaſſa in Tibet 312.

Inſeln des Stillen Oceans.

Fiſchkorb (Wuhp) von Neu-Britannien 327.
Maultrommel von Neu-Britannien 328.
Muſikinſtrument von Neu-Britannien 328.
Ohrring aus Schildpatt von der Spacious-Bay 328.
Neubritanniſcher Kahn von der Gazellen-Halbinſel 328.

Nordamerika.

Nordweſtküſte.

Eßſchale aus Horn. Vorder- und Rückſeite 8.
Bemalte Hauspfeilermodelle aus Holz 9.
Kahnartige Eßſchale aus Holz 10.
Hölzerner Eßnapf, aus zwei Thierköpfen gebildet 11.
Trinkſchale von grotesker Form aus Holz 24.
Kahnförmige Eßſchale aus Holz 24.
Großer Waſſerſchöpfer in Löffelform von Holz 25.
Großer Trinklöffel 25.
Eßſchale aus Horn mit reichem Reliefſchmuck in Geſtalt eines ſchwimmenden Waſſervogels 26.
Kahnartiger Eßnapf in Thierform aus Holz 26.
Große Holzfigur, ein völlig nackter Mann in hockender Stellung 27.

Mexiko.

(Charnay's Reiſe.)

Rathhaus in Merida 306.
Kathedrale von Merida 307.
Haus des Francisco de Montejo 308.
Straße in Merida 309.
Innerer Hof im Hauſe des Don Alvaro de Peon 309.
Indianiſche Verkäuferinnen auf dem Markte von Merida 310.
Mayas aus der Umgegend von Merida 310.
Indianiſcher Waſſerverkäufer und Meſtizenfrauen in Merida 322.
Meſtizenhaus in der Vorſtadt von Merida 323.
Yucatekiſcher Wagen (volan coche) 323.
Pyramide von Ake 324.
Pfeiler der großen Säulenhalle von Ake 326.
Große Säulenhalle in Ake 338.
Cement-Basrelief aus den Ruinen von Ake 339.
Die große Pyramide Kinich-Kakmó von Izamal 340.
Marktplatz von Izamal und Ruinen der Pyramide Hunpictock 341.
Cement-Basrelief von der Pyramide Hunpictock 342.
Marktplatz von Tunkas 343.
Das „Caſtillo" von Chichen-Itza 354.
Linker Flügel des Nonnenpalaſtes von Chichen-Itza 355.
Flächenornament an dem Nonnenpalaſt von Chichen-Itza 356.
Façade des Caſtillo 357.
Thürpfeiler aus dem Caſtillo 358.
Säule von dem Caſtillo zu Chichen-Itza 358.
Toltekiſche Säule aus den Ruinen von Tula 358.
Basrelief aus der Ruine Akab-ſib 370.
Nördliche Halle am Tlachtlihauſe von Chichen-Itza 371.
Ruine des Schlangenportikus am Tlachtlihauſe 372.
Thürpfeiler aus dem Tlachtlihauſe 373.
Basrelief aus einem Saale des Tlachtlihauſes 373.
Der Stein von Tizoc 374.
Bildſäule des Regengottes Tlaloc 374.

Südamerika.

(Wiener's Reiſen.)

Der Landeplatz von Guayaquil 83.
Biſchöflicher Palaſt in Guayaquil 84.
Vorderſeite der Kathedrale von Guayaquil 85.
Platz San Francisco in Guayaquil 86.
Straße im Dorfe Santa Roſa 87.
Papallacta 98.
Nachtlager zwiſchen Papallacta und Baeza 99.
Brücke über den Rio Maspa 99.
Natürliche Brücke über den Rio Oſſayacu 100.
Marſch durch die Fuhrt des Rio Coſanga 101.
Indianer (Yumbos) von Archidona 102.
Hochzeit eines Yumbo-Paares in Archidona 114.
Yumbos aus dem Dorfe Tena 115.
Haartracht eines Yumbo auf der Reiſe 116.
Piroge mit Sonnendach 117.
Anſicht der Cordilleren vom Napo aus 118.
Sanos-Indianer über den Napo ſetzend 118.
Zaparros-Lager am Ufer des Napo 130.
Zaparros am Rio Ahuarico 131.
Eingeborene vom Rio Ahuarico 132.
Fiſchfang der Zaparros 133.
Coto-Indianer 134.
Der Amazonenſtrom an der Mündung des Napo 134.
Tapuy-Indianer aus der Gegend von Pevas 146.
Eine chacra (Landgut) bei Manaos 147.
Der Hafen von Manaos 147.
Eingeborene vom Rio Branco 148.
Mägde und Verkäuferinnen in Para 149.
Die Cirio-Proceſſion in Para 150.
Die Straße São José in Para 151.
Die Farm Arapapa 162.
Straße in Iquitos 167.
Indianer vom Ucayali 164.
Cocanas-Indianer aus Parinari 165.
Achual-Palme 166.
Landeplatz von Barrancas 166.
Inneres einer Hütte in Barrancas 167.

Karten, Profile ꝛc.

Umgebung des Cameruns-Gebirges in Weſtafrika 1 : 800 000 44.
Reiſen des Mr. Wiener zwiſchen Guayaquil und Para 82.
Früherer und jetziger Durchſchnitt auf der Linie Krakatau-Sebeſſi-Sebuku 185.
Früherer und jetziger Durchſchnitt über den Pik von Krakatau in der Richtung des Meridians 185.
Der weſtliche Himalaya mit Ujfalvy's Reiſeweg 228.
Prſhewalski's Reiſe nach Tibet 1879—1880. 1 : 6 500 000. Zu S. 268.
Plan der Ruinen von Ake 325.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLV. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

X.

(Die Abbildungen nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Da der Ramazan in drei Tagen zu Ende ging, so schien es Herrn und Frau Dieulafoy an der Zeit, die Erlaubniß zum Besuche der Moscheen und sonstiger religiöser Gebäude des mohammedanischen Theiles der Stadt nachzusuchen. Unglücklicherweise wurden die Schwierigkeiten, welche die Priester ohnehin schon der Gewährung solcher Gesuche entgegenstellen, noch dadurch vermehrt, daß im Augenblick der Gouverneur der Provinz nicht anwesend war. Nur dieser allein, er ist der älteste Sohn des Schahs und führt den Namen Zelleh Sultan, d. i. Schatten des Königs, besitzt Autorität und Macht genug, um dem Fanatismus des Klerus mit Erfolg Widerstand zu leisten. Zwar hatte der Prinz vor seiner Abreise aus Ispahan einen Untergouverneur ernannt, indessen war die oberste Leitung der Geschäfte seinem Leibarzt und Vertrauten, dem General Mirza Taghi Chan, übertragen, an welchen die Reisenden durch ihren Landsmann Dr. Tholozan, den Leibarzt des Schahs, empfohlen worden waren. Dieser erklärte ihnen offen, daß Ispahans Bevölkerung zum Theile sehr fromm und bigott, dabei händelsüchtig und reizbar sei, und daß namentlich die sehr zahlreichen Abkömmlinge des Propheten die Abwesenheit des Prinzen leicht benutzen könnten, um für dessen Strenge gegen die schiitische Geistlichkeit und seine Bevorzugung der Christen an den Reisenden ihr Müthchen zu kühlen; er empfahl ihnen deshalb, sehr vorsichtig zu sein und keine Moschee zu betreten, ehe nicht von dem in Burudschird weilenden Prinzen der Firman an die obersten Geistlichen eingetroffen wäre, durch welchen dieselben zur Ertheilung der Erlaubniß angehalten werden sollten. In der Zwischenzeit machten die Reisenden sich an das Studium derjenigen Bauwerke, welche nicht ausschließlich religiösen Zwecken dienten.

Die interessantesten dieser Gebäude befinden sich in der Nähe und Umgebung des Palastes, der einst vom Schah Abbas und seinen Nachfolgern erbaut wurde.

Der Pavillon Tschehil Situn („der vierzig Säulen") war die erste Sehenswürdigkeit jener Art, zu welcher die Fremden auf Veranlassung Mirza Taghi Chans ihre Schritte lenkten. Derselbe liegt in der Mitte eines weit ausgedehnten Hofes, der von niedrigen Mauern begrenzt und mit alten Bäumen und baumartigen Rosensträuchern bepflanzt ist. Nach Norden zu schweift der Blick über ein mit Wasser gefülltes Bassin bis zu den weißen Marmorstufen einer bedeckten, auf Säulen ruhenden Halle, welche als Eingang zum eigentlichen Palast dient. Derselbe wurde zur Zeit des Schah Hussein erbaut und scheint auf den Fundamenten eines ältern Bauwerks aus der Zeit des Schah Abbas, das seinerseits wiederum auf ein sassanidisches folgte, zu ruhen: einige Skulpturenfragmente, die hier und da in das Mauerwerk eingelassen sind, führen auf diese Vermuthung hin. Das vor dem jetzigen Pavillon vorhanden gewesene Gebäude wurde unter Schah Hussein während eines großen Festes ein Raub der Flammen. Es wäre ein Leichtes gewesen, den Brand zu löschen; indessen befahl der Schah, man solle dem göttlichen Willen sich nicht widersetzen und den Flammen nicht Einhalt thun,

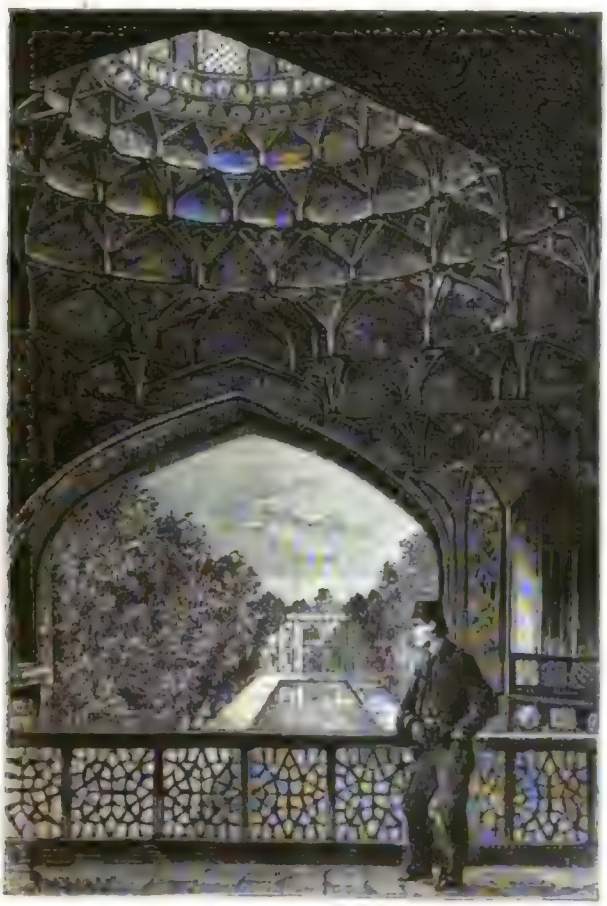
Digitized by Google

Halle im Tschehil-Situn (Palast der vierzig Säulen).

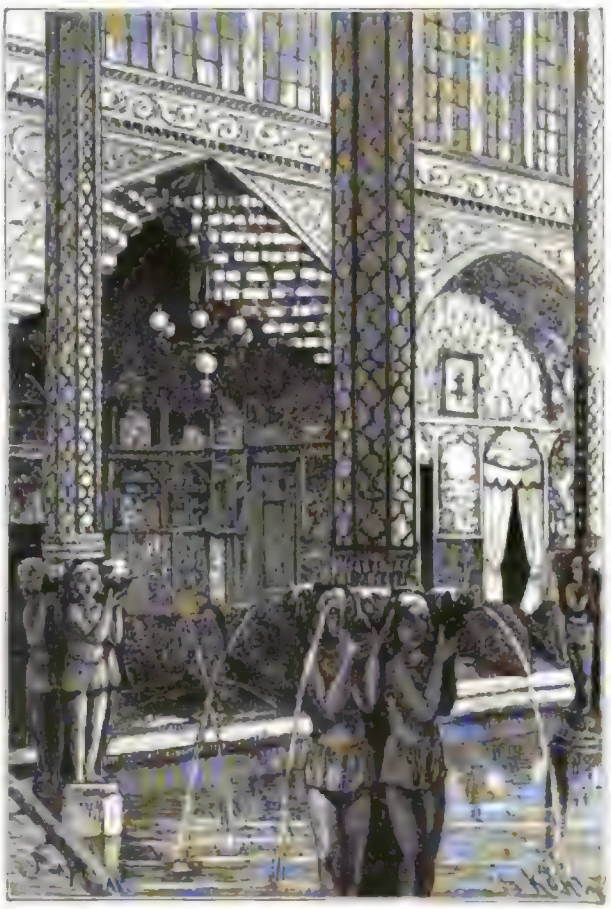
Digitized by Google

jedoch gelobte er gleichzeitig, einen neuen herrlichern Bau auf den Trümmern erſtehen zu laſſen. Achtzehn Säulen aus Cedernholz, welche mit rautenförmig geſchnittenen Spiegelgläſern bekleidet ſind, tragen das Dach der Halle, welche vor dem eigentlichen Palaſte liegt; die mittelſten derſelben ruhen auf waſſerſpeienden Löwen. Ein Kranzgeſims von Holzmoſaik, untermiſcht mit funkelnden Sternen, trägt die Decke, welche aus quadratiſchen Feldern mit eingepaßten Spiegelgläſern, die wiederum von Kryſtall-Prismen eingeſchloſſen ſind, beſteht. Durch eine im Hintergrunde dieſer Halle belegene Eingangspforte gelangt man in den ehemaligen ſogenannten Thronſaal; der Thron ſelbſt iſt freilich im Jahre 1721 von den Afghanen entführt oder zerſtört worden, indeſſen iſt an Pracht und Koſtbarkeit der Ausſchmückung noch immer genug für das Auge vorhanden. Der hauptſächlichſte Zierrath wird erzeugt durch die mannigfaltigſten Nebeneinanderſtellungen von Spiegeln verſchiedenſter Größe, die ſich meiſt in vergoldeten Rahmen befinden. Uebrigens iſt es ſo leicht nicht, ein richtiges Urtheil über dieſen, den perſiſchen Luxusbauten ſo eigenthümlichen Schmuck in ſeinem jetzigen Zuſtande zu gewinnen: die Spiegel, die ſo herrlich funkeln könnten, wenn ſie gereinigt würden, gewähren jetzt den Anſchein alter gebräunter und durch die Länge der Zeit oxydirter Silberplatten.

Drei Thüren, reich mit Holz-Moſaik ausgelegt, führen aus dem Thronſaal in einen andern mächtigen Raum,



Pavillon Hescht-Behischt.



Palaſt Ser-puſchideh.

welcher, dieſelbe Breite wie der Thronſaal und die beiden zu deſſen Seiten gelegenen Zimmer einnehmend, von drei auf Hängebogen ruhenden Kuppeln überwölbt iſt. Die mittlere derſelben iſt roth, die beiden anderen blau ausgemalt, während die Hängebogen in längliche, mit zierlichen Gold-Arabesken geſchmückte rhombenartige Felder eingetheilt ſind.

Unterhalb der Kuppeln hat man die Füllungen mit Schlachtenbildern oder ſonſtigen Darſtellungen von Ereigniſſen aus der perſiſchen Geſchichte verſehen. Alle beſitzen ſie die Vorzüge, nicht minder aber auch die Mängel der perſiſchen Malereien: Ueppigkeit des Kolorits und minutiöſe Darſtellung des Nebenſächlichen auf Koſten der Hauptfiguren. Letztere laſſen im Allgemeinen an Steifheit nichts zu wünſchen übrig und ſind ohne jede Rückſicht auf die Geſetze der Perſpektive entworfen.

So ſtellt das eine derſelben einen Kampf dar, auf welchem vorzugsweiſe eine Anzahl von Negern, ſchwarz wie Ebenholz, auf weißen Elephanten ins Auge fällt, während auf einem andern der Schah Abbas, begleitet von ſeinem Generaliſſimus Allah Verdi Chan, indiſche Geſandten empfängt. Typen und Koſtüme, das Schillern der golddurchwirkten Stoffe und das Funkeln der Edelſteine iſt vorzüglich wiedergegeben; aber dafür ſind die Leiber einiger im Vordergrunde angebrachten Tänzerinnen durchaus unproportionirt.

Zwiſchen dieſen großen Kompoſitionen und dem Getäfel der Decke breitet ſich ein aus kleinen Gemälden gebildeter zierlicher Fries aus, welcher mit Anmuth behandelte Scenen aus dem häuslichen Leben darſtellt. Im Ganzen liefern alle dieſe Bilder intereſſante Beiträge zur Kenntniß des perſiſchen Koſtüms unter den Sofis.

Digitized by Google

Bei all dieſen Betrachtungen machte General Mirza Taghi Chan in zuvorkommender Weiſe den Cicerone. Dieſer Mann iſt merkwürdig dadurch, daß er die verſchiedenſten Aemter bekleidet. General iſt er freilich, indeſſen, wie auch in Rußland, nur dem Namen nach; gleichzeitig aber verwaltet er das Amt eines Rektors der Univerſität von Iſpahan und iſt Redakteur einer amtlichen Zeitung, letzteres ein Zeichen beſondern Vertrauens ſeitens des Prinzen; denn der Schah ſelbſt z. B. vertraut niemandem die Leitung der öffentlichen Meinung an, ſondern ſchreibt ſeine officielle Zeitung ſelbſt und überläßt dem Premierminiſter nur den rein litterariſchen Theil. Mit der eben erwähnten Univerſität hat es auch ſeine eigene Bewandtniß, denn die Studenten ſind bei ihr ebenſo wenig zahlreich wie die Profeſſoren. Die Kollegien in der Phyſik, der Mathematik, der Geſchichte und den fremden Sprachen lieſt insgeſammt ein junges Univerſalgenie, welches den Tag über hauptſächlich im Opiumrauſche hinbringt. Dieſer „Mann der Wiſſenſchaft“ hat ſeine Studien freilich in London und Paris abſolvirt, aber, anſtatt ſich in Wahrheit denſelben hinzugeben und ſeinen Geiſt und ſeine Anlagen durch den Verkehr mit Abendländern zu entwickeln, war er, wie viele ſeiner Landsleute, nur nach Europa gekommen, um außer den ihm bekannten aſiatiſchen Laſtern noch die abſcheulichſten des Occidents ſich anzueignen. Das Gebäude, in dem jener Lehrer ſeinen Hörern Weisheit ſpendet, iſt der Pavillon Heſcht-Behiſcht und liegt, wie der Tſchehil Situn, inmitten herrlicher Gartenanlagen, welche allerdings ihren echt perſiſchen Charakter nicht verleugnen können: vollſtändige Blumenfelder, beſtanden mit ſchattigen Platanen, decken den Boden. Jene weiſen gleichzeitig ſo verſchiedene Farben und Arten auf, daß ein europäiſches Auge erſt längerer Zeit bedarf, um ſich mit dieſem Farbenchaos einigermaßen vertraut zu machen. Und doch, wenn die Sonne ihre Strahlen über jenes Blumenmeer ergießt, iſt der Anblick aus der Ferne ſo übel nicht; ja, bei all ſeiner Seltſamkeit wirkt das Ganze in überraſchender Weiſe. Der Name Heſcht-Behiſcht („acht Paradieſe“) deutet auf die ehemalige Beſtimmung des Gebäudes hin: dort wohnten acht Favoritinnen des Schahs Fath Ali, indeſſen iſt heute, nach kaum ſechzig Jahren, keine Spur des Daſeins jener Schönen mehr vorhanden. Einzelne Wandgemälde, darunter eines den genannten Fürſten, umgeben von ſeinen Söhnen darſtellend, ſind noch einigermaßen vom Zahne der Zeit verſchont geblieben; ebenſo ein anderes, auf dem der Schah ſich über den Hals ſeines Pferdes biegend, einem wilden Thiere den Speer in den Rachen ſtößt; ob letzteres ein Löwe oder ein Panther ſein ſoll, hat der Verfertiger des Bildes dem jeweiligen Beſchauer zu entſcheiden überlaſſen.

Sultan Makud Mirza, der älteſte Sohn Naſr ed-Din's.

Im weitern Verlaufe der Anweſenheit der Reiſenden in Iſpahan wurden ſie eines Tages vom Stellvertreter des Prinzen, dem Unter-Gouverneur, empfangen. Schon in der Morgendämmerung wurde nach der Reſidenz deſſelben aufgebrochen, da er den Wunſch geäußert hatte, ſeine Gäſte zwei Stunden nach Sonnenaufgang zu begrüßen. Die Aufnahme war eine ceremonielle, da der Gouverneur, der ſich des reinen Perſiſch von Schiras, ſeiner Heimath, mit großer Einfachheit des Ausdrucks während der Unterhaltung bediente, nach Art hoher perſiſcher Würdenträger ein reiches Gewand angelegt hatte: eine Koledſcha von violettem Atlas, Abba von Kameelshaar, durchzogen von Goldfäden, und eine Mütze von feinem Aſtrachan nach der alten Mode. Der Unter-Gouverneur gilt für einen der beſten Plauderer im Lande, was den Fremden um ſo willkommener ſein mußte, da ſie, wißbegierig, von ihm die werthvollſten und intereſſanteſten Aufſchlüſſe über Land und Volk in Perſien erhalten wollten und auch erhielten.

Einen reichen Geſprächsſtoff bildete unter anderm bei der Unterhaltung die Geſchichte der letzten Jahrhunderte; edle und wilde Charakterzüge der Regenten, insbeſondere des oft genannten Schah Abbas, theilte er in bunter Aufeinanderfolge den geſpannt Lauſchenden mit und bemerkte mit Befriedigung die Bewegung ſeiner Zuhörer; aber trotzdem hielt er plötzlich mit Reden inne und ſchlug den Fremden vor, den Pavillon Ser-puſchideh, die Reſidenz des Prinzen Zelleh Sultan in Iſpahan, zu beſuchen. Auch dieſer ähnelt im Inneren ſehr dem Tſchehil Situn: das Dach wird von vier rechteckigen Säulen getragen, deren Fuß von je vier Figuren, junge Mädchen darſtellend, gebildet wird; dieſelben tragen Löwenköpfe in den Händen, aus deren Rachen ſich nach allen Richtungen hin Waſſerſtrahlen in ein weites Baſſin ergießen. Dieſe Figuren waren die einzigen, welche den Reiſenden in ganz Perſien aufgeſtoßen ſind; obgleich ſie ein vollgültiger Beweis dafür ſind, daß die perſiſchen Bildhauer in ihrem Fache noch viel bis zur höchſten Vollendung zu lernen haben, darf doch nicht verſchwiegen werden, daß die Mädchenbildſäulen nicht einer gewiſſen naiven Anmuth entbehrten.

Das größte der in dieſem Palaſte vorhandenen Zimmer iſt vollſtändig nach europäiſchem Muſter möblirt: unter

Digitized by Google

anderm befindet ſich darin ein großer Stehſpiegel, welchen der Prinz häufig vor ſich hinſtellen läßt, um vermuthlich mit ſelbſtgefälligem Lächeln all ſeine Bewegungen zu betrachten und zu prüfen, ob ſie diejenige Anmuth und Majeſtät verrathen, welche einem Nachkommen der Kadſcharen zukommt. Hat ſich Allah einſt gegen Zelleh Sultan großmüthig gezeigt, indem er ihm einen klaren, durchdringenden Verſtand verlieh, ſo kann Gleiches von den körperlichen Vorzügen des Prinzen gerade nicht behauptet werden; nach den zahlreichen von ihm vorhandenen Bildern zu urtheilen, iſt der Sohn des Königs klein und ſtark. In Folge eines Schlages, den er in ſeiner Kindheit auf ein Auge erhielt, hängt das eine Lid ein wenig herab, ſo daß er wahrlich keine Urſache hat, auf ſein Aeußeres ſtolz zu ſein. Indeſſen würde ein orientaliſcher Prinz niemals zugeben, häßlich zu ſein, und ſollte ihm eines Tages wirklich die Anwandlung kommen, die volle Wahrheit zu erfahren, ſo würden die ihn umlagernden Schmeichler ſchon dafür ſorgen, ihn von dieſen „eines Fürſten unwürdigen" Gedanken ſo ſchnell als möglich zu befreien. So auch hier; der Prinz Zelleh Sultan glaubt mindeſtens ein naher Verwandter Apollos zu ſein und die Pflege ſeiner Perſon und die Sorge für ſeine Bekleidung, beſonders für ſchmucke europäiſche Uniformen, iſt eine ſeiner Lieblingsbeſchäftigungen.

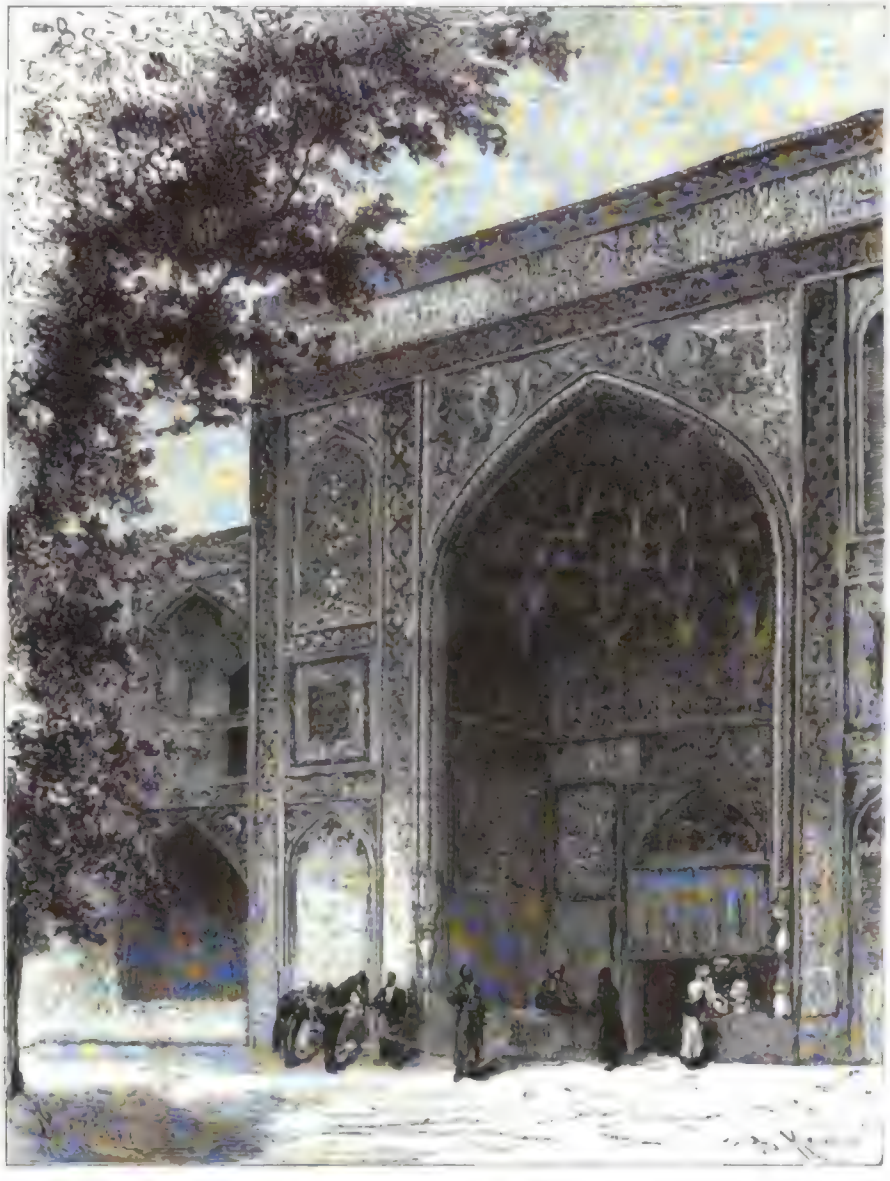
Armeniſches Karawanſerai.

Im hintern Theile des Ser-pnſchideh befindet ſich der Harem des Prinzen und hier iſt nach Ausſage der Dienerſchaft auch der Ort, wo der Prinz den Verſuch gemacht hat, eine für ein orientaliſches Land erſtaunliche Neuerung einzuführen: es befinden ſich dort die Ställe für vier wohlgenährte Schweine. Bedenkt man, daß bis dahin kaum jemals dieſes Thier oder Theile eines ſolchen, in welcher Zubereitung auch immer, die Grenzen Perſiens überſchritten haben, ſo muß man das Anſehen und die Energie des Prinzen bewundern, mit der er den Widerſtand, der ihm von allen Seiten in der mohammedaniſchen Welt offen und insgeheim bei der Ausführung dieſes und anderer Pläne entgegengeſetzt wurde, zu beſiegen verſtand. Obwohl die Prieſter mit Schrecken auf die Handlungsweiſe Zelleh Sultans blickten, wagte niemand, ihm offen ſeine Meinung ins Geſicht zu ſagen, da der energiſche Charakter des Prinzen von ſeiner Jugendzeit an zur Genüge bekannt iſt. Ließ derſelbe doch

Fayence-Platte im Bala-chaneh des Tſchaar-Bag.

ſchon als zwölfjähriger Knabe ſich einen Säbel mit der Aufſchrift „Mit dieſer Waffe werde ich meinen Bruder, den Waljat, tödten“ anfertigen. Denn dieſem, als dem älteſten von einer Kadſcharen-Prinzeſſin geborenen Sohne kommt nach Naſr ed-Din's Tode der Thron rechtmäßig zu. Damals entging der jetzige Zelleh Sultan mit Noth der Blendung; aber ſeine ehrgeizigen Abſichten auf die Herrſchaft hat er nicht aufgegeben, nur ſie beſſer zu verbergen hat er gelernt.

Bei der Rückkehr von dem Beſuche des Ser-puſchideh machten die Reiſenden noch dem Bala-chaneh des Tſchaar-Bag einen kurzen Beſuch, den ſie in keiner Weiſe zu bereuen hatten, da ſie dort den Anblick von Fayencetafeln von vollkommenſter Schönheit genoſſen. Dieſelben, in verſchie-



Thor der Medreſſeh Schah Sultan Huſſein.

dene Bilder eingetheilt, ſtellen Scenen aus dem Harem dar, welche in ihrer Behandlungsweiſe unzweifelhaftes Lob verdienen. Die Kleider der Frauen beſtehen aus Brokatſtoffen, die Kopfbedeckungen aus Turbanen oder edelſteinbeſetzten Diademen und ſind in den lebhafteſten Farben gehalten, während im ſchroffen Gegenſatze dazu die Geſichter denſelben Ton zeigen, wie der Hintergrund, nämlich ein milchiges Weiß. Allem Anſchein nach hat als Modell für alle dieſe Figuren nicht der ſchöne Typus der Iranierinnen gedient, ſondern iſt in China zu ſuchen. Auch ſonſt finden ſich in Perſien Teller und Vaſen, blau auf weißem Grunde gemalt, welche zum Verwechſeln chineſiſchen Porcellanen gleichen.

Schon verſchiedene Male waren die Fremden bei ihren Streifzügen an der Medreſſeh (Schule) des Schah Huſſein vorübergekommen, ohne jedoch je dort einzutreten. Am 3. September endlich wurde die Abſicht ausgeführt.

Die in einen Spitzbogen auslaufende grandioſe Eingangspforte erhebt ſich in der Mitte einer Front mit zwei Etagen von faſt 100 m Länge; rund um den Bogen läuft eine breite, ſchraubenartig gewundene Verzierung von türkis-

Digitized by Google

blauer Fayence, unten auf Fundamenten von Alabaster ruhend. Das eigentliche Thor besteht aus Cypressenholz und ist mit kunstvoll ciselirten Silberplatten reich verziert. Wenn man die Schwelle überschreitet, tritt man in eine achteckige, von einer Kuppel überdeckte Vorhalle. Zur rechten und linken Hand befinden sich Holzstufen, auf denen Verkäufer von Eßwaaren ihre Schätze ausbreiten: prachtvolle Pfirsiche, Weintrauben, saure Milch, Gurken, Spießbraten u. s. w., mit einem Wort alles, was zu einem wohl ausgerüsteten persischen Restaurant gehört, ist hier zu finden. In den Ruhepausen treffen Lehrer und Schüler hier zusammen, um sich zu erfrischen und gemeinsam ihre Mahlzeit einzunehmen.

Das Vestibül ist auf vier Seiten von Thüren durch-

Derwisch und Student in der Medresseh Schah Sultan Hussein.

brochen; die Ausgänge rechter und linker Hand führen nach Seitenhallen, der dem Haupteingang gegenüberliegende auf den Hof des bewunderungswürdigen Baues, welcher von Gruppen prachtvoller Platanen beschattet wird.

Zu jener Zeit waren nur wenige Schüler anwesend, so daß es den Reisenden nach Belieben freistand, ihren photographischen Apparat zu benutzen, während sich ihr Begleiter, Pater Pascal, zu den ihm wohlbekannten Mollahs und Lehrern begab und eine kleine theologische Kontroverse mit ihnen erörterte. Der merkwürdigste in der Gruppe der freundschaftlich Streitenden war ein Derwisch mit langen ungepflegten Haaren, der für gewöhnlich auf einem großen, zur Aufbewahrung von Getreide benutzten Thonkruge seinen Platz hatte und, da er ein wenig verdreht war, von den Studenten mit großer Ehrfurcht angesehen wurde. Als er vor Jahren in die Medresseh kam, war er im Besitze einer Filzkappe, die ihm bald darauf gestohlen wurde. Trostlos suchte er nach ihr umher und brachte schließlich mehrere Monate lang die Zeit von der Morgendämmerung bis zu Sonnenuntergang auf dem Begräbnißplatze zu. Als ihn

Digitized by Google

jemand um den Grund dieses Benehmens fragte, antwortete er: „Ich warte auf den Dieb. Er wird hierher kommen, da jedermann hierherkommt, und dann werde ich meine Mütze zurückerhalten.“

Von großem Interesse war ein darauf folgender Besuch im armenischen Karawanserai, einem der belebtesten Theile des kaufmännischen Viertels, das zu den besuchtesten und reichsten des Orients gehört; selbst nicht in Konstantinopel, Teheran oder Kaschan ist die durch die Straßen des Bazars fluthende Menge auch nur annähernd so groß, wie hier. Altchinesische und altjapanische Porcellane, ciselirte Kupfergefäße aus Schah Abbas' Zeit, mit Türkisen und Perlen besetzte, massiv silberne Hängelampen und ähnliche Kostbarkeiten schmücken die Auslagen und machen manche Straßen zu wahren Museen. Museum ist auch das richtige Wort, denn der Fremde muß sich damit begnügen, jene Kunstwerke zu bewundern; an ein Kaufen derselben ist nicht zu denken. Denn ihre Besitzer kennen den Werth derselben, sind stolz darauf und gäben sie für kein Geld her. Uebrigens ist ihr Zweck kein ausschließlich dekorativer; sie enthalten alle große Sträuße von weißen und gelben Rosen, Hyacinthen und Jasmin, deren durchdringender Geruch oft stärker ist, als die üblen Ausdünstungen des sich drängenden Volkes.

Erwerbungen der Ethnographischen Abtheilung des Berliner kgl. Museums von der Nordwestküste Nordamerikas.

Von Professor **A. Bastian.**

I.

Die Gründe, welche dazu veranlassen mußten, für die ethnologische Rettung eines der wichtigsten Komplexe unsers Erdballs außergewöhnliche Anstrengungen zu versuchen, habe ich in einem Vortrage in der Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 22. April 1882 bereits berührt (s. Verh. der Berliner Anthropol. Ges., Zeitschrift für Ethnologie, Bd. XIV).

Von dem ganzen ausgedehnten Areal der nordameri-

Vorderseite. Rückseite.

Eßschale aus Horn (1/4 der natürlichen Größe).

Die ausgebauchten Seiten sind mit Reliefs geschmückt. Vorne sieht man ein rundes Menschengesicht mit seltsamer Bekrönung auf einem Körper sitzend, der den Gefäßboden darstellt, und dessen beide Arme mit dreifingerigen Händen rechts und links neben dem Kopfe in die Höhe, d. h. nach vornwärts greifen. Auf der Rückseite befindet sich ein breites, grinsendes Thiergesicht, das die Zunge zeigt; die Arme reichen hier nach rückwärts.

kanischen Nordwestküste fanden sich im alten Besitz der ethnologischen Sammlung des königlichen Museums, einer der ältesten unter den bestehenden, kaum ein halbes Dutzend zufällig dorthin gelangter Stücke, und die übrigen Museen waren durchschnittlich kaum reichlicher versehen, mit Ausnahme etwa des Smithsonian Institute, das durch die Ergebnisse von Dall's Reisen in Alaska (also auf den nördlichen Grenzstrecken) ausgestattet war, sowie in Folge der mit der russischen Regierung eingeleiteten Beziehungen.

Außerdem waren für die centralen, besonders beachtens-

I.

Bemaltes Hauspfeilermodell aus Holz.

II.

Hölzernes Modell eines Hauspfeilers von seltsamer und sehr komplicirter Komposition.

III.

Bemaltes hölzernes Modell eines Hauspfeilers.

I. Auf einem breiten, grinsenden Menschenantlitze sitzt ein wolfsköpfiges Wesen mit Klauen statt der Hände; ein kopfüber sich einstemmender Mann bildet den Stützpunkt für die nächste Hauptfigur, die, die Handflächen gegen vorn haltend, die Arme an die Brust legt, und deren halb thierisches, halb menschliches Gesicht eine breite Hundenase und starkes Gebiß zeigt. Oben sitzen kleine Thierohren an, zwischen denen ein mit ähnlichen Ohren begabter rothbrüstiger Adler sitzt, über dem nun wieder ein Mensch, der auf dem Kopfe eine rothe Kugel trägt, den Adlerkopf zwischen die gespreizten Beine nehmend, sitzt. Die Körper sind durchweg rothbraun, Mund und Nüstern roth, Augenbrauen, Iris, das Gefieder des Adlers schwarz, die Augen und Zähne an dem untersten Kopfe und der zweiten Hauptfigur weiß gefaßt.

II. Im Ganzen sind es drei Hauptfiguren, die aufeinander kauern, doch sind nur von der mittlern die Beine sichtbar; die unterste Hauptfigur ist ein sitzender Adler, vor dessen Brust eine gegen unten liegende Knie und ein Fisch zu sehen sind. Darüber sitzt ein seltsames Gebilde mit menschlichem Gesicht, an dessen Kinn ein vorstrebender langer Schnabel sich anschließt, an welchen das Wesen seine Hände anhält. In den Armen selbst erscheinen mit Hutaufsätzen aufgeputzte Menschenköpfe und zwei gegen unten kriechende Frösche; die dritte Hauptgestalt mit Vogelkörper und Schnabelnase hält ein kleines, grinsendes, thierisches Wesen, das die Arme in die Höhe streckt, zwischen den Füßen; auf dem mit Hutaufsatz ꝛc. geschmückten Kopfe aber sitzen wieder zwei Frösche rückwärts in einander verschlungen (auf der Abbildung nicht sichtbar), während mit Hutaufsätzen aufgeputzte Menschenköpfe zur Seite herablugen. Nur die Brauen des mittlern Wesens zeigen schwarze Bemalung.

III. Drei auf einander kauernde Figuren mit halb menschlich, halb thierisch gebildeten Köpfen bilden ihn in der Hauptsache; zwischen den Beinen des untersten, der eine breite Nase, vortretende Vorderzähne und Thierohren hat, sieht man ein blau umrandetes Menschengesicht; an dem Wesen selbst kletteri eine blaue Kröte hinauf; auf dem Kopfe hat die Hauptfigur einen jener cylinderartigen Aufsätze von blauer Farbe, wie sie auf den Tanzhüten angesetzt werden, auf welchen sich die nächste Hauptfigur, deren Füße unsichtbar sind, stützt; sie hat eine in den Mund reichende Hakennase und Thierohren; die dritte Hauptfigur, die, die Hände auf die Knie legend, in hockender Stellung gebildet ist, hat einen Wolfskopf. Arme und Beine, Mund, Nasen, Nüstern und Ohrhöhlen sind scharlachroth, die Augenbrauen, die Iris der Augen und die Ohrenränder schwarz bemalt.

Das Berliner Museum besitzt außer diesen Modellen auch ein 30 Fuß hohes Original eines solchen Haus- oder Wappenpfeilers, sowie die Erklärung der verschiedenen Figuren aus der Legende, welche sich daran knüpft.

werthen Bezirke dieſer Völkerkreiſe nur die gelegentlichen Notizen vorhanden, wie ſie in den Tagebüchern der erſten Entdecker, bei Cook, Vancouver, Pudget, Marchand u. ſ. w. zerſtreut aufſtoßen, ferner die Abbildungen bei Swan, die Mittheilungen Sproat's neben einigen anderen, und neuerdings ſind Dawſon's dankenswerthe Nachrichten hinzugekommen. Darauf ungefähr (ſoweit nicht die Schlußfolgerungen maßgebender Sprachgelehrten aushalfen) war das ſpärliche Material reducirt, auf welches die Unterſuchungen als faktiſche Baſis hätten zurückgreifen können, als Anhalt für die in gigantiſchen Wagniſſen taumelnden Hypotheſen, die ſich gerade hier über die Wanderungen der Völker, und ihre ethnologiſchen Verwandtſchaften aufgethürmt hatten.

Jetzt, mit den glücklich erlangten Reſultaten unſeres verdienſtvollen Reiſenden, iſt dem Berliner Muſeum eine methodiſche Sammlung von tauſend zuverläſſiger Zeugenausſagen einverleibt worden, um künftiger Forſchung bei ihren induktiven Operationen als geſichertes Fundament zu dienen, und wenn man das hier in neuen Ueberraſchungen entfaltete Geiſteswalten vor ſich ſieht, ſo wird man einſtimmen in St. John's Ausruf, als er bei Lord Dufferin's Reiſe dorthin gelangte, in jenen Satz: „Strange that a place of so much interest should have escaped notice so long.“ Das war im Jahre 1877.

Und faſt war es bereits zu ſpät, das, was hier auf einer abgelegenen Inſelgruppe der weſtlichen Hemiſphäre den Eindruck eines Babylon und Niniveh („which one associates with Niniveh and Babylon“ ſagt St. John) auf den Beſchauer machte, rechtzeitig noch zu regiſtriren; denn da es ſich hier um die Vergänglichkeit der Naturſtämme handelt, wäre die Hoffnung trügeriſch geweſen, daß ſpäterhin möglicherweiſe ein Layard oder Botta durch Aufgrabung des im Zuſammenbruch Erhaltenen die Vergangenheit wieder ins Leben erwecken und zum Sprechen bringen möchte. Die Vergangenheit der Naturvölker, wenn einmal dahingegangen, iſt unwiederbringlich dahin, verloren für immer, „verſunken und vergeſſen“. Soll deshalb der Typus ſolcher Ephemerinen überhaupt fixirt werden, ſo kann das nur im Moment ihres kurzen Daſeins für unſere Kenntnißnahme, im Moment der Berührung mit der Civiliſation geſchehen, früher nicht, wie an ſich verſtändlich, und ſpäter nicht, weil im Kontakte ſelbſt der Todeskeim gepflanzt iſt für die pſychiſche Originalität (nach dem überall waltenden Recht des Stärkern).

Als durch den Hochſinn einiger im „Ethnologiſchen Komité“ zuſammengetretenen Gönner in Berlin die finanziellen Mittel beſchafft waren und unſer Reiſender, Herr Jacobſen, ſeine Ausrüſtung erhalten hatte, wandte ich mich in der, wegen genauerer Inſtruktionen mit konſultirbaren Autoritäten geführten Korreſpondenz, beſonders an Dall, aus deſſen ſachkundigem Urtheil ich bereits bei unſerm Zuſammentreffen in Portland im Jahre 1880 mancherlei werthvolle Winke entnehmen zu können den Vorzug gehabt hatte. Seiner, nach Beendigung der damaligen Reiſe und auf Grund der Erfahrungen derſelben abgefaßten, Antwort war die Schreckensbotſchaft zu entnehmen, daß es bereits zu ſpät ſein möchte, denn in der akkumulirenden Steigerung des internationalen Verkehrs begännen auch dort, in kaum erſchloſſenen Regionen, die Eingeborenen raſch den fremden Einflüſſen zu erliegen (wenigſtens was die Organiſation ihres pſychiſchen Lebens anlangt). Auch Jacobſen's erſte Briefe ſchienen dieſe Befürchtungen in niederſchlagendſter Weiſe zu beſtätigen, weil er von „Touriſten“ ſprach, welche die letzten „Kurioſitäten“ ſchon aus- und aufkauften, bevor es eben den Muſeen noch gelungen war, erſte Dokumente in den Schatzkammern ſyſtematiſcher Sammlungen niederlegen zu können.

Glücklicherweiſe indeß hatten wir an unſerm Reiſenden den rechten Mann gefunden, der ſich nun, ſtatt an den Küſtenſtationen zu bleiben, energiſch und kühn zum Vorgehen in das Innere entſchloß, auf manchmal von ihm ſelbſt gebrochenen, bis dahin von Europäern unbetretenen Wegen. Und ſo finden wir uns jetzt glänzend verſorgt, eben vor Thorſchluß noch, in elfter Stunde.

Kahnartige Eßſchale aus Holz (1/4 der natürlichen Größe).

Die vorſtehende Vorderſeite zeigt einen Thierkopf, die Hinterſeite Thierklauen; das ganze Gefäß iſt reich ornamentirt, an den Flanken ſieht man Flügel.

Welche Warnung alſo auch hier, nicht zu zögern, da es ſich mit jedem Jahre, jedem Monate vielleicht um den Unterſchied zwiſchen Sein und Nichtſein handeln kann, um Gewinn oder Verluſt, und im letzten Falle um einen totalen Verluſt, einen für die ſtatiſtiſchen Reihen der Induktion unerſetzlichen, ſo lange die diesmalige Erdengeſchichte dauert!

Man hat über die mehrfach ausgeſtoßenen Wehrufe geſpottet, man hat ſie als „Uebertreibungen“ an den Pranger zu ſtellen beliebt. Möge denen, welche aufwachende Sympathien wieder gelähmt haben ſollten, bei künftigem Rückblick auf unſere Gegenwart in der Geſchichte der Ethnologie nicht zu ſchwer angerechnet werden, was gerade in ſolch kritiſchem Wendepunkte derſelben gefehlt worden iſt. Nochmals ſei auch bei dieſer Gelegenheit wiederholt, daß von „Uebertreibungen“ keine Rede ſein kann, wo jede Rede überhaupt zu ſchwach iſt, dasjenige auszudrücken, was mit bedrohlichſten Gefahren die verheißungsvollen Ausſichten auf eine induktive Wiſſenſchaft vom Menſchen, jetzt wo ſie kaum eröffnet iſt, auch ſogleich wieder zu verdüſtern beginnt (im Dahinſchwinden des erforderlichen Materials). Wer ſich in die augenblickliche Sachlage, als Produkt einer innerlich geſchloſſenen Kauſalitätenkette hineindenkt, wer in den tagtäglichen Erfahrungen ethnologiſcher Muſeen die Warnungsrufe vernimmt, wie ſie ſich in den, ſelbſt von den fernſten Theilen des Globus einlaufenden, Sammlungen immer eindringlicher und unverkennbarer wiederholen, wer die für die Leitung oder Irreleitung des Studienganges unausbleiblichen Folgen bedenkt, den wird es überkommen, als ob rings um ihn her in lichterloher Gluth Bibliotheksbrände

Digitized by Google

ſtammten, in denen das durch mündliche Traditionen, durch ſymboliſche Abdrücke in den Kunſterzeugniſſen aufgehäufte Kapital ethniſcher Gedankenſchöpfungen, mit beſtändig wachſender Rapidität (in einem Ragnarökr geiſtiger Welten) vor ſeinen Augen verzehrt werde, während wir thatenlos zuſchauen.

Ob es ſich um eine Viſion handelt, um die Hallucinationen eines überreizten Gehirns? Das mögen nun alſo nüchterne Köpfe erwägen. Wenn aber ihr Wahrſpruch bejahend ausfiele, dann wahrlich wäre kein Nothſchrei zu laut, um wenigſtens das zu retten, was in unverſehrten Winkelchen und Ecken hier und da noch rettbar ſein mag.

Doch genug der Worte! Hier, wenn je, gilt es thätigen Eingriffs, und wer mithelfen will am Bau jenes Kosmos, der mit der Pſychologie als Naturwiſſenſchaft in dem Völkergedanken ſeine Krönung ſucht, wer mithelfen will, den Epigonen ihre rechtmäßige Erbſchaft in einer künftigen Menſchheitsgeſchichte zu ſichern, der ſchließe ſich dem „Ethnologiſchen Komité“ an, behufs Ausſendung von neuen Reiſenden nach den in Ausſicht genommenen Punkten, von „Missions scientifiques“, wie ſie in Frankreich durch Staatshilfe organiſirt werden (freilich unter Zurücktreten der ethnologiſchen Geſichtspunkte gegen die übrigen Aufgaben).

Im Anſchluſſe hieran kann ich mir nicht verſagen, aus einer Privatmittheilung eine Aeußerung beizufügen, die am ſchlagendſten bezeichnet, was uns in der heutigen Generation als Pflicht auferlegt iſt:

Zu den freundlichen Förderern unſeres Reiſenden iſt es uns vergönnt einen höhern Beamten der Hudſons Bay Company zu rechnen, jener mächtigen Souveränetät, die ſeit über hundert Jahren eine Europa an Ausdehnung faſt gleichkommende Domäne beherrſcht, mit Einſchluß des durch Jacobſen's Expedition explorirten Terrains. In einem mir kürzlich zugegangenen Briefe heißt es: „Your traveller has made a first rate collection. Had the Hudsons Bay Co. only thought of it, they could have had a magnificent Museum, all the years they have been in the country. However... Daß man früher an dieſe Sachen nicht dachte, wird bei den damaligen Verhältniſſen der Ethnologie von keinem Kenner derſelben unſeren Vorvätern zum Vorwurf gemacht werden. Wohl aber mag auf uns ſpäterhin ein ſchwerer Vorwurf geworfen werden, da wir jetzt die Bedeutung der Intereſſen vollauf kennen, und dennoch mit ſehenden Augen unbekümmert in den verſchlingenden Hades niederſinken, der Vernichtung anheim fallen laſſen, was einſtens in künftiger Schätzung als koſtbarſte Reliquien gehütet werden wird, ſofern es ſich erhält, — ſchmerzlichſt bedauert werden wird, wenn es verloren gegangen und zwar durch unſere Schuld.

In ſolchen Sachen hat ſich nun jeder freilich mit dem eigenen Gewiſſen abzufinden, alſo in der Ethnologie mit dem ethnologiſchen.

Im Nachfolgenden ſind im Auszuge aus meiner Einleitung zu der Publikation: „Amerikas Nordweſtküſte“ (Berlin, 1883) einige der von den Aſſiſtenten der ethnologiſchen Abtheilung beſchriebenen Abbildungen beigefügt, für deren techniſch vorzügliche Herſtellung vornehmlich in den farbigen Tafeln (die hier nicht beigefügt werden konnten) der Beihilfe des Herrn Dr. Reiß beſondere Verpflichtung geſchuldet wird.

Hölzerner Eßnapf, aus zwei Thierköpfen gebildet ($\frac{1}{2}$ der natürlichen Größe).

Die Vorderſeite bildet ein großer Seelöwenkopf, die Rückſeite ein Sperberkopf, aus deſſen Schnabel die Schwanzfloſſe des Seethieres herausreicht.

Alle die hier veröffentlichten Stücke gehören der erſten Sammlung an, die von Kapitän Jacobſen bald nach ſeiner Ankunft an der Küſte abgeſchickt wurden, und die im Ganzen aus 96 Nummern beſtand. Seitdem ſind noch ſechs weitere hinzugekommen, ſo daß die Zahl der Nummern ſich bis jetzt auf 2500 (und darüber) beläuft, und verſchiedene andere Kiſten ſind außerdem noch unterwegs.

Da der Reiſende wieder in Europa eingetroffen iſt, wird ſich jetzt bald Gelegenheit finden, auf die in ſo hervorragender Weiſe der Ethnologie geleiſteten Dienſte des Weitern zurückzukommen.

Dr. G. A. Fiſcher's Reiſe in das äquatoriale Oſtafrika.

In der am 6. December ſtattgehabten Sitzung der Hamburger Geographiſchen Geſellſchaft erſtattete Herr Dr. G. A. Fiſcher der Geſellſchaft, in deren Auftrag und auf deren Koſten er das bisher von keinem Weißen betretene Gebiet der Maſſai-Völker bereiſt, einen vorläufigen Bericht, dem wir Folgendes nach dem „Hamburger Correſpondent“, 1883, Nr. 342, entnehmen:

Dr. Fiſcher gab zunächſt eine kurze Ueberſicht über die

früheren in das Gebiet der ostafrikanischen Schneeberge ausgeführten Reisen, deren Existenz lange Zeit von den größten Gelehrten angezweifelt worden. Während die früheren Reisenden eine nördlichere Route einschlugen, nahm Dr. Fischer seinen Weg von der Ortschaft Pangani aus, das unweit nördlich von Zanzibar gelegen, und folgte wesentlich dem Laufe des gleichnamigen Flusses. Pangani ist der Hauptort, von dem aus Karawanen das Massai Land besuchen, während das weiter nördlich gelegene Mombasa mehr die östlichen Gebiete von Ukamba und Kikuju kultivirt, besonders seitdem vor einigen Jahren eine von dort ausgegangene Karawane von den Massai am Naiwascha-See vollständig vernichtet wurde. Es war daher natürlich, daß in Pangani auch die erfahrensten und für das Massai-Land geeignetsten Träger zu erhalten waren. Zanzibar-Träger, welche von den Europäern wegen ihrer größeren Zuverlässigkeit und Treue bevorzugt zu werden pflegen, meldeten sich nur wenige und beanspruchten mit Rücksicht darauf, daß das Massai-Gebiet eines der berüchtigtsten Ostafrikas ist, einen so hohen Lohn, daß von deren Anwerbung Abstand genommen werden mußte. Auch aus diesem Grunde waren diese, wenigstens in größerer Anzahl, nicht zu empfehlen, weil sie mit den Sitten der Massai und der Lebensweise, zu der die Träger hier gezwungen sind, nicht vertraut waren. Der Reisende nahm daher seine Träger an der Küste; sie setzten sich aus den verschiedensten Elementen zusammen. Sklaven, Freigelassene, freie Neger aus den Stämmen der Wadigo, Wasegua, Wangú und Waschensi. So wurden 120 Mann zusammengebracht; doch genügte diese Anzahl noch nicht, zumal auch auf die Desertionen Rücksicht genommen werden mußte. Da aber die für wissenschaftliche Zwecke zur Verfügung gestellten Mittel eine größere Anzahl von Leuten — jeder Träger erhielt 30 bis 32 Dollars — zu engagiren nicht erlaubten, so entschloß sich der Reisende dazu, aus seinen Mitteln Elfenbeinhändlern, welche sich verpflichteten, sich den Anordnungen des Europäers zu fügen, Waaren vorzuschießen, für die sie nach der Rückkehr eine bestimmte Menge Elfenbein abzuliefern hatten. Auf diese Weise kam eine Karawane von 230 Mann zusammen, die allen Eventualitäten gewachsen war. Gegen Ende December 1882 brach Dr. Fischer von der Küste auf, mußte aber in dem einige Tagereisen stromauf gelegenen Gebiete von Maurui noch einen Monat zubringen, ehe die ganze Karawane zusammen und marschfähig war. Die Bewohner dieses Landstriches, die Waruvu heißen und den Wasegua nahe verwandt sind, bewohnen nur noch eine gewisse Strecke weit die Ufer und besonders die Inseln des von nun an Ruvu genannten Pangani-Flusses. Auf den Inseln sind sie vor den Massai sicher, die bis zur Küste ihre Raubzüge ausdehnen und die Waruvu, welche neben Ackerbauern auch Viehzüchter sind, besonders oft heimsuchen. Sodann dem Pangani-Flusse folgend verließ Fischer die in Bezug auf Pflanzenwuchs üppigere Küstenregion und durchzog das mehr oder weniger bewaldete Steppenland mit seinen Akazien, Mimosen, Wolfsmilch- und Aloe-Gewächsen. Das Gebiet zwischen dem Pare-Gebirge und dem Pangani-Flusse ist unbewohnt, auf den Abhängen des erstern wohnen die ackerbautreibenden Wapare, welche die Karawane der Nahrung wegen aufsuchen mußte. Hier wird auch Kochsalz und eisenhaltiger Sand gefunden. Nach Uebergang auf das rechte Pangani-Ufer wurde das von Wakuavi bewohnte Gebiet von Aruscha erreicht, das von einer Menge kleiner Bäche, welche vom Schneeberge Kilimandscharo kommend den Pangani-Fluß speisen, durchflossen wird.

Die Wakuavi, ein Hirten- und Nomadenvolk, wie die Massai, hatten vor Alters den größten Theil des jetzt nur von Massai bewohnten Gebietes inne, wurden aber allmählich von letzteren immer mehr zurückgedrängt, bis sie zuletzt in einem vor sechs Jahren stattgehabten großen Kampfe vollständig unterlagen und nordwärts nach dem Samburu-See hin flüchteten. Nur an einigen Stellen des Massai Landes finden sie sich noch, wo sie ansäßig geworden sind und Ackerbau treiben, so hier in Klein-Aruscha, in Groß-Aruscha am Maeru-Berge und in einem Ngurumán genannten Landstriche. Die Karawane mußte hier in Aruscha einige Tage verweilen, um noch einige Handelsartikel für die Massai fertig zu stellen. Die Waaren, welche für eine Reise ins Massai-Land nothwendig, sind: vor allem dicker Eisendraht, dann Messing- und Kupferdraht in verschiedener Dicke; Perlen, besonders kleine weiße, daneben aber auch rothe und dunkelblaue; Kaurimuscheln, Baumwollenstoffe, welche letztere jedoch nicht als Kleidung Verwendung finden, sondern nur von den jungen Leuten zur Ausschmückung im Kriege gebraucht werden; endlich noch neben Feilen, kleinen Glöckchen und Beilen besonders gewisse Eisenkettchen, die jedoch nicht aus Europa kommen, sondern im Tschaga-Lande am Fuße des Kilimandscharo gefertigt werden.

Die Reise ging von Aruscha weiter zu dem westlichsten Tschaga-Gebiete Komboko, dem letzten Punkte, wo man sich mit Getreide versehen kann; hier hatte der Reisende, wenn auch nur für kurze Zeit, einen Blick auf die mit dickem Schnee bedeckte Kuppe des Riesenberges Kilimandscharo; das Wort bedeutet nicht Berg oder Größe, sondern Berg Ndscharo, worunter bei den Küstenbewohnern ein böser Geist verstanden wird. Im Massai-Gebiete ist er nur unter dem Namen Oldoinjo Ebor bekannt, d. h. weißer Berg, während der zweite Schneeberg Kenia, den der Reisende jedoch nicht zu Gesicht bekam, Dömyo Ngeri genannt wird: scheckiger Berg. Die Bewohner von Tschaga nannten ihn meist einfach „Mangi", mit welchem Namen sie auch ihren Häuptling belegen.

Nachdem jeder Träger für acht Tage Getreide erhalten (mehr kann derselbe bei seiner ohnehin schweren Last — 80 bis 90 Pfd., Eisendraht oder Perlen, Gewehr, Pulver, Blei, Wasserflasche, Kochtopf — nicht mitführen), wurde in das eigentliche Massai-Gebiet eingerückt. Die Karawane marschirte nur langsam und geschlossen, weil die Massai zurückbleibende Träger abfangen oder niederstoßen. Sobald der Lagerplatz erreicht ist, wird sofort eine Verschanzung aus Akazien und Mimosen, die mit Stacheln bewehrt sind, hergestellt, um vor nächtlichen Ueberfällen einigermaßen gesichert zu sein. In dem Ngare na erobi genannten Gebiete (d. h. Kaltes Wasser) befanden sich zahlreiche Massai-Lager, so daß der Lagerplatz der Karawane mit Menschen so angefüllt war, daß man sich nicht bewegen konnte und das Zelt fast umgerissen worden wäre. Man betrachtete den weißen Mann zunächst mit Scheu und einige Krieger, die sich fürchteten, mit der Hand zuzufühlen, nahmen ihre Keulen und betasteten denselben an Kopf und Haar. Der Trubel und Lärm war ungeheuer, besonders wenn ein diebischer Massai mit irgend einem Gegenstand davonlief; nichts war sicher, sogar die vor dem Zelte aufgehangenen Thermometer versuchte man zu stehlen, um sie als — Ohrringe zu benutzen. Der Tribut war hier, wie überhaupt im Massai-Land, ein ungeheurer. Bei dem folgenden Lager in dem Ngare myaki genannten Terrain, nordwestlich vom Kilimandscharo, wo ein spärliches gelbrothes fad schmeckendes Wasser floß, das Schwindel und Schläfrigkeit verursachte, kam es zu einem blutigen Streit mit den Eingeborenen, der dadurch hervorgerufen wurde, daß junge Massai-Krieger,

Digitized by Google

Holz suchend, Träger zu überfallen suchten. Letztere konnten jedoch noch rechtzeitig ihre Gewehre gebrauchen und erschossen zwei der Angreifer; bei der in Folge der Hilferufe jener im Lager hervorgerufenen Aufregung wurde, wie das bei den Mohammedanern üblich, unnützerweise geknallt und ein noch im Lager befindliches Weib verletzt, während ein älterer Massai, der außerhalb der Verschanzung stand, getödtet wurde, unabsichtlich; selbst die Massai waren auch bei den späteren Verhandlungen so vernünftig, das anzuerkennen. Die Karawane befand sich darauf $1\frac{1}{2}$ Tage in Ungewißheit, was die Massai thun würden; endlich kam gegen Abend eine Deputation, welche erklärte, daß sie Frieden wollten und bereit wären, die übliche Sühne in Empfang zu nehmen. Zwei Lasten Eisendraht und einige Perlen gingen auf die Weise verloren; aber man ging in Frieden aus einander.

Weite Ebenen, in denen vereinzelte Berge schroff und unvermittelt auftauchten, zum Theil durch Hügelzüge verbunden, wurden sodann durchschritten, ein Bergland, das bis zu 1500 m anstieg, erklommen, um in vorwiegend nordwestlicher Richtung durch abermalige trockene wenig bewaldete Ebenen einen Ngurumán genannten Landstrich[1]) zu erreichen. Hier wohnen Wakuavi, welche Negerkorn (Sorghum, bei den Massai Nguruma genannt) bauen, weshalb hier einige Tage Rast gehalten wurde. Unter diesen friedfertigen Leuten war einmal wieder eine freiere Bewegung möglich.

Die hier ansässigen Wakuavi sind in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse von den Massai, ebenso wie die von Aruscha. Da das Getreide noch nicht reif war, so wurden einige 30 Träger zu dem jenseitigen Abhange des Gebirgszuges geschickt, an dessen östlicher Seite der Landstrich Ngurumán liegt und der sich von Nordosten nach Südwesten durch einen großen Theil des Massai-Landes hindurch erstreckt. Dort wohnen nämlich ackerbautreibende Leute von dem an der Küste bei Tanga ansässigen Stamme der Waregeju, die vor langen Jahren bei einer Hungersnoth in dieses Massai-Gebiet verschlagen worden sein sollen.

Der Vortragende gab sodann eine kurze Schilderung der Gebräuche des Massai-Volkes, das sich in zwei Klassen theilt, Krieger und Nichtkrieger; nur letztere dürfen heirathen; nachdem die jungen Leute mit Eintritt der Mannbarkeit der Beschneidung unterzogen, gehören sie dem Kriegerstande an, und zwar so lange, bis sie die nöthige Anzahl Rinder erbeutet haben, um einen Hausstand gründen zu können. Der Krieger geht unbekleidet, nur ein kleines Fell von Ziegen hängt an der linken Schulter herab, ältere Leute haben ein ähnliches größeres, während die Weiber in einen langen Mantel von weich gegerbter Ochsenhaut gehüllt sind, der eine Brust frei läßt. Während sich Weiber und verheirathete Leute den Kopf rasiren, bestehen bei den Kriegern die verschiedensten und künstlichsten Haartrachten; bald kleine Löckchen rings um den Kopf, bald vorne abstehende Hörnchen, bald ein langer über den Rücken fallender Zopf. Der Krieger trägt als Hauptwaffe den langen Speer, außerdem ein kurzes Schwert und eine Keule aus dem Horn des Rhinozeros geschnitzt. Ohrringe und Armschmuck verschiedener Art zieren ihn, und zum Kampf schmückt er sich noch in besonderer Weise, vorzüglich durch einen kranzartig um das Gesicht laufenden Straußfederschmuck; sehr beliebt sind noch aus dem Felle des centralafrikanischen schwarzweißen Stummelaffen angefertigte Putzgegenstände, die auf dem Kopf oder an den Beinen getragen werden. In Distrikten, wo dieser Affe nicht vorkommt, erhält man für ein solches Fell oft Elfenbein im Werthe von 60 bis 80 Dollars. Die älteren Leute sind mit einem kleineren Speere und gewöhnlich auch mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Der Hauptschmuck der Weiber besteht in Eisendraht, mit dem sie sich spiralisch Ober-, Unterarm und Unterschenkel umwickeln, so daß sie sich nur schwerfällig bewegen können; nichtsdestoweniger verrichten sie den ganzen Tag Arbeit und müssen oft weite Strecken, um Wasser zu holen, zurücklegen. Außerdem umgiebt den Hals noch Perlschmuck verschiedener Art. Die Nahrung der Massai besteht ausschließlich in Fleisch und Milch, für die Krieger nur vom Rinde, während die Ziegen für die Weiber sind. Es gilt als ein großes Verbrechen, Milch — die nie gekocht werden darf — zusammen mit Fleisch zu genießen, so daß man zehn Tage nur von Milch und dann wieder zehn Tage nur von Fleisch lebt. Soweit geht die Abneigung, diese beiden Dinge in Berührung zu bringen, daß man, ehe von der einen Nahrung zur anderen übergegangen wird, eine Brechkur vornimmt. In Zeiten, wo die Milch knapp ist, kommt es vor, daß die Krieger aus der am Halse eines Rindes eingeschnittenen Ader unmittelbar das Blut aussaugen, die, wenn das Thier schwach zu werden beginnt, wieder verstopft wird. Dem Massai gilt es als eine Entweihung der Erde, seine Todten zu begraben, er legt sie einfach unter einen Baum zum Fraße der Vögel und Hyänen. Unter den ersteren ist es besonders der Marabu-Storch, welcher die Leichen vertilgt.

Die Landschaft Ngurumán wird durch einen vom Sambu-Berge kommenden, das ganze Jahr hindurch Wasser führenden Bach bewässert, von dem aus die Eingeborenen Gräben zur Bewässerung ihrer Felder gezogen haben; auch weiter nördlich rieseln von dem oben erwähnten Gebirgszuge noch einige Bäche, welche alle dem Flüßchen „Waso ngiro“ (grauer Fluß) zufließen, der aus den Waldungen östlich vom Victoria-Nianza kommend, sich etwas südlich von Ngurumán in den später zu erwähnenden Natronsee ergießt. Von Ngurumán, das ca. 640 m über dem Meere liegt, stieg sodann das Terrain beträchtlich an; schon in wenigen Tagen gelangte man auf 1550 m in den Distrikt Mosiro und von dort in einigen Märschen zum Naiwascha-See[1]), der circa 2000 m über dem Meere gelegen ist. Dieser See, etwa noch $\frac{1}{2}$ mal so groß wie der Züricher See, ist ohne Ausfluß und wird von zwei Flüßchen gespeist, die von den nördlich von ihm gelegenen Bergen kommen. Er enthält wohlschmeckendes süßes Wasser, in welchem viele Flußpferde leben, aber keine Krokodile. Herrliches wenig bewaldetes Weideland umgiebt ihn; da er zwischen den bewaldeten Bergen Kikujus und den ausgedehnten Hochwäldern am Nianza gelegen ist, regnet es sehr viel hier; das Klima ist in der Regenzeit ein gemäßigtes. Nördlich vom See wurde ein Lager bezogen, von dem aus die Elfenbeinhändler kleinere Abtheilungen zu den eine Tagereise weiter nordwestlich sich aufhaltenden Wandorobo schickten, welche, obwohl gleicher Abstammung mit den Massai, eine mehr oder weniger sklavische Stellung einnehmen und ausschließlich der Jagd, besonders der Elephantenjagd, obliegen.

Sie wohnen zerstreut unter den Massai, besonders in elephantenreichen Gebieten. Außer diesen Wandorobo befanden sich in dieser Gegend und auf dem Wege zum Mbaringo-See hin eine große Anzahl junger Massai-Krieger, welche nicht nur sich einen ungeheuerlichen Tribut

[1]) Nach den nur auf Erkundigungen beruhenden bisherigen Karten circa 160 bis 170 km in der Richtung W 30 N vom Kilimandscharo. Red.

[1]) Circa $1\frac{1}{4}^{0}$ südl. Br. Bis hierhin war nach den letzten Nachrichten, Anfangs August 1883, Joseph Thomson bei seinem zweiten Vordringen gelangt. Red.

Digitized by Google

erzwangen, sondern auch die Träger in einer Weise mißhandelten — unter anderm brannten sie ihnen Zeichen mit glühenden Speren auf die Stirn, — daß sich diese weigerten, weiter zu ziehen. Auch waren die Waaren so zusammengeschmolzen — es waren bisher 30 Lasten Eisendraht, größtentheils durch Tributzahlungen verbraucht worden, — daß nichts mehr übrig geblieben wäre, wenn jene Banden noch hätten befriedigt werden müssen.

Nachdem eine Abtheilung von einigen 30 Mann zu der eine Tagereise entfernten Grenze von Kikuju, die hier ein Bambusdickicht bildet, entsandt worden, um bei den in diesem hausenden und häufig den Handel mit den Bewohnern von Kikuju vermittelnden Wandorobo Getreide für die nunmehr schon einen Monat der vegetabilischen Nahrung entbehrenden Träger einzukaufen, wurde der Rückmarsch längs des östlichen Seeufers angetreten. Bald führte der Weg durch eine Bergmasse, welche eine tiefe Schlucht, deren Wände theilweise durch Regen stark zerrissen waren, zeigte. Hier befand sich an einem Bergabhange eine heiße Quelle; in dem circa 80 cm im Durchmesser führenden Kessel brodelte ein rothbraunes Wasser, das eine weithin sichtbare Dampfsäule entstehen ließ. Der mehr oder weniger warme Boden in der Umgebung war zum Theil aufgelockert und ließ an verschiedenen Stellen warmes Wasser durchsickern. Auch in dem weitern Verlaufe der Schlucht waren noch an verschiedenen Stellen der Abhänge kleinere Dampfsäulen sichtbar. Bald nach Verlassen dieses interessanten Gebietes nahm der Weg wieder die Richtung nach Ngurumán hin; von letzterm Gebiete aus wurde jedoch eine andere Route eingeschlagen wie die auf der Hinreise genommene, nämlich nach Südwesten hin, zu dem Vulkan „Dönjo Ngai", d. h. Gottesberg. Zunächst gelangte man an den Natronsumpf, der sich, eine Tagereise von Ngurumán beginnend, längs des Gebirgszuges nach dem Vulkan in einer Ausdehnung von circa 50 englischen Meilen hin erstreckt; das seichte Wasser, das von zahlreichen Flamingos und Pelikanen belebt war, zeigte an verschiedenen Stellen eine Temperatur von 55° C.; es entströmte in einer großen Anzahl kleiner mehr oder weniger warmer natronhaltiger Quellen dem Fuße des Gebirgszuges. In der Gegend des Vulkans, wo das Terrain wieder etwa 100 m anstieg, war das Land außerordentlich trocken, fast baumlos, das Gras verdorrt; der Gebirgszug ist hier abgeflacht und vielfach zerrissen, riesige Steinblöcke liegen in der Ebene, die wahrscheinlich durch vulkanische Einflüsse hier hingeschleudert worden. Der Reisende selbst sah dem Vulkan nur einmal etwas Rauch entsteigen, doch hörte er von einem Mohammedaner, daß im December 1880 — in diesem Monat wurde auch in Zanzibar ein kleines Erdbeben beobachtet —, wo jener in einer etwas südwestlich vom Vulkan lagernden Karawane sich befand, ein heftiges Erdbeben mit Ausbruch von feurigen Massen aus dem Krater des Vulkans statt gefunden habe. In südwestlicher Richtung weiter ziehend gelangte die Karawane dann zu der plötzlich abfallenden von Bergen ringsum eingeschlossenen Ebene von Ngarula, einem sehr heißen Landstriche, in dem besonders in der trockenen Jahreszeit oft gefährliche Wirbelstürme entstehen. An das im Süden gelegene Bergland, das bis zu einer Höhe von 1500 m durchschritten wurde — während die Ebene von Ngarula nur 730 m über dem Meeresspiegel liegt — schließt sich das kalte Hochland von Nauja an, worauf man in den Massai-Distrikt Kisongo gelangt, wo sich der Oberzauberer der Massai gewöhnlich aufhält. Die sogenannten Zauberer (Leibón) haben einigen Einfluß; ihre Aufgabe ist es, Gefahren vom Lande fern zu halten, Regen zu machen und die für Raubzüge glückliche Zeit zu bestimmen. Bevor die jungen Leute in den Krieg ziehen, holen sie sich bei dem Oberzauberer Glück, dem für seine Bemühungen ein Theil der erbeuteten Stiere zu Theil wird. Der Aufenthalt hier in Kisongo war nur ein kurzer, da der Mbatián — so heißen die Oberzauberer — nicht hier anwesend war und weil die Massai, welche in Folge des Umstandes, daß ein Mann in der Karawane, der sich durch Pulver an der Hand und im Gesichte verletzt hatte, getragen werden mußte, glaubten, er leide an den von ihnen durch die Mohammedaner kennen gelernten Pocken, den Fremdlingen bedeuteten, sie sollten sobald wie möglich das Gebiet verlassen.

Ein längerer Aufenthalt von 10 Tagen wurde sodann an dem unweit gelegenen Maeru-Berge gemacht, an dessen südlichen Abhängen Wakuavi wohnen. Der Berg zeigte an einem Tage dünne Streifen Schnees, der aber bei Sonnenschein sofort wieder verschwand. Die hier ansässigen Wakuavi, früher von den Massai ebenfalls abhängig, haben sich in letzter Zeit so gekräftigt, daß kein Massai mehr ihr Gebiet berühren darf. Es ist ihnen dies besonders dadurch möglich geworden, daß sie sich zum Theil der Feuerwaffen bedienen, welche sie gegen Sklaven bei den Karawanen eintauschen. Diese Sklaven werden hauptsächlich auf Raubzügen erbeutet, die gegen die Bewohner des Pare-Gebirges unternommen werden. Der Verkehr mit den Eingeborenen gestaltete sich während des Aufenthaltes der Karawane am Maeru-Berge zu einem so freundschaftlichen, daß die Wakuavi den Wunsch aussprachen, Europäer möchten sich dauernd bei ihnen niederlassen.

Der Vortragende berührte zum Schlusse noch kurz die Frage, wie sich die kennengelernten Länder zu einer etwaigen Kolonisation verhielten. Er glaubt, daß gerade diese südlich vom Kilimandscharo und zwischen diesem und dem Maeru-Berg gelegenen Gebiete, das Tschaga-Land und die beiden Aruscha zu Kolonien verwerthen ließen. Bei nicht zu heißem Klima würden diese Landstriche von einem Netz von immer Wasser führenden Bächen bewässert; mit den Massai könnte sich ein bedeutender Häutehandel entwickeln, Nutzhölzer wüchsen an den Abhängen der Berge in Menge, die zum Theil von den Eingeborenen schon zu Gefäßen verarbeitet würden; zur Viehzucht sei das Gebiet ebenfalls geeignet, da die Tsetse-Fliege hier nicht vorkomme. Auch könne der Transport von Waaren zur Küste, der in zehn Tagen auszuführen sei, fast ganz auf Eseln geschehen, und zwar Massai-Eseln, die kräftiger und ausdauernder als die von Uniamwesi seien und deren die Karawane des Reisenden auch 40 mitgeführt hatte, die sich in jeder Beziehung — bei einer Last von 150 bis 180 Pfund — bewährt hätten.

Schließlich zeigte der Reisende einige Photographien hauptsächlich landschaftlicher Objekte und legte die 20 neuen Vogelarten zur Ansicht vor, die er selbst mitgebracht hat, während der größte Theil der Sammlungen Ende December 1883 mit einem Segelschiffe in Hamburg erwartet wird. Sämmtliche Sammlungen, unter denen die ethnographische besonders reichhaltig sein soll, werden voraussichtlich im Januar 1884 dort öffentlich ausgestellt und hernach den dortigen Museen einverleibt werden können.

Digitized by Google

Kürzere Mittheilungen.

Die Ausgrabungen in Assos.

W. K. Nach dreijähriger angestrengter Arbeit ist die Expedition, welche das amerikanische Institut für Archäologie nach Assos gesandt hatte, zurückgekehrt, und ihre Mitglieder haben am 31. Oktober in Boston einen Bericht über ihre Resultate abgestattet, dem wir (nach „Science" Nro. 41) folgende Angaben entnehmen:

Assos, dessen Ruinen auf hochragendem Felsen weit ins Meer hinaus sichtbar sind, war niemals eine große Stadt; selbst in seinen besten Zeiten hatten schwerlich mehr als 12 000 bis 15 000 Einwohner in seinen Mauern Platz, aber seine Lage auf einem Felsen, der innerhalb einer halben englischen Meile gegen 1000 Fuß aufsteigt, sicherte es vor Eroberungen, und seine Ruinen sind besser erhalten, als die der meisten anderen kleinasiatischen Städte. Dazu mag freilich auch der Baustein beigetragen haben, ein granitartiger Andesit, so feinkörnig, daß er sich zu den feinsten Architekturstücken eignet; für ihn bot der Kalkofen, das Grab so manchen edlen Marmorwerkes, keine Gefahr, und um Bruchsteine zu holen war der Fels von Assos zu steil. So sind nicht nur Tempel, sondern auch zahlreiche Profanbauten relativ gut konservirt auf unsere Zeit gekommen; die alten Stadtmauern sind eines der schönsten Beispiele griechischer Befestigungskunst, die überhaupt erhalten sind.

Assos ist uralt; auch wenn wir nicht der Ansicht der Erklärer des Papyrus Sallier beitreten wollen, wonach Pedasos, dessen Bewohner im vierzehnten Jahrhundert vor Christus mit den Dardini von Iluna (Ilion) und den Hittitern am Orontes gegen den großen Rhamses fochten, mit Assos identisch sei, weist seine Geschichte ins graue Alterthum zurück. Die ältesten Ansiedler hatten sich eine Akropolis mit riesigen unbehauenen Blöcken umwallt und einen Theil der Hochfläche geebnet; ihre Nachfolger bauten eine regelmäßige Festungsmauer weiter unten, aber beide wurden wahrscheinlich beim Vordringen der Perser zerstört. Erst als die Stadt sich im vierten Jahrhundert wieder hob, baute Lysimachos die ganz neue Umwallung aus regelmäßigen Quadern, welche an einigen Stellen noch bis zu 60 Fuß Höhe erhalten ist; die Quadern sind so genau gefügt, daß es heute noch unmöglich ist, die Spitze eines Federmessers zwischen sie zu schieben.

Die Agora der alten Griechenstadt ist vollständig freigelegt. Die eine Seite nimmt eine mächtige Stoa ein, eine Halle von 110 m Länge, im Stil so ganz der Halle um den Tempel der Athene Polias in Pergamon gleich, daß man für beide denselben Baumeister annehmen sollte. An die Halle schließt sich ein Bulenterion, in welchem sich zahlreiche griechische Inschriften fanden. Die Südseite nimmt ein Bad ein, das einzige griechische Bad und zugleich das einzige viereckige Gebäude aus dem Alterthum, das auf uns gekommen ist. Seine Einrichtung ist sehr merkwürdig. Die Grundlage bildete eine Halle von gewaltigen Dimensionen, welche durch zwei Stockwerke reichte und neben welcher 20 Badekammern waren; die Decke lag in gleicher Höhe mit der Agora und trug einen Säulengang, wie die Stoa. Das Wasser für die Bäder sammelte sich in einem Bassin unter der Agora und nach der Benutzung wieder in einem tieferen Becken, um dann noch einmal zur Abkühlung des Theaters zu dienen. Ein anderes Becken sammelte das Regenwasser vom Dach des Gebäudes und führte es einem Brunnen in der Unterstadt zu. Neben dem Bade stand ein kleines Heroon mit hübschen Mosaiken; auf den Sarkophagen liest man noch die Namen der verdienten Bürger, welche man dort beigesetzt hatte, sie enthielten noch die Gebeine, aber außerdem nur noch ein paar kleine Vasen und Badestriegel. Am Ostende ist das Bema, die Rednerbühne, noch erhalten; diese Stelle allein war mit Platten gepflastert.

In der Unterstadt wurden das Theater, das in mancher Beziehung von anderen griechischen Theatern abweicht, und ein wohlerhaltenes Gymnasium ausgegraben. Außerdem die Trümmer von sieben christlichen Kirchen. Daß Assos bis tief in die Christenzeit hinein sich erhalten, beweist auch die Gräberstraße; unter 124 Denkmälern, welche geöffnet und noch unberührt gefunden wurden, waren neben solchen aus dem siebenten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung auch solche, welche schwerlich älter als das elfte Jahrhundert nach Christus sind; eins gleicht ganz dem Grabmal der Könige bei Jerusalem. Der Inhalt gab leider kein sehr rühmliches Zeugniß von der Pietät der Bewohner von Assos, doch fanden sich eine Menge von Urnen, Vasen, Gläsern, darunter einige sehr hübsche, und Figurinen, außerdem auch einige Tausend Münzen, welche unsere Kenntniß der Numismatik von Assos sehr erweitern. Ueberhaupt haben die Ausgrabungen keine Kunstschätze ersten Ranges ergeben, besonders wenig Marmorarbeiten, dagegen ganz unschätzbare Bereicherungen für unsere Kenntniß der Entwickelung der griechischen Baukunst, namentlich der Profanbauten. Assos scheint sich bis in späte Zeit rein griechisch erhalten zu haben, nur spärlich mischt sich hier und da ein gewölbter Bogen ein; unter den Inschriften ist keine einzige lateinische und selbst die über dem Grabmal des Publius Varius und seiner Familie ist griechisch.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die auf Seite 223 des vorigen Bandes erwähnte Aufnahme des Tacht-i-Suleimann in Afghanistan ist der Leitung des Generals Kennedy anvertraut worden. Die Expedition ging durch den sehr schwierigen Zoa-Paß und erreichte am 22. November Zao Tengi; von dort aus gesehen, scheint der Tacht-i-Suleiman auf allen Seiten furchtbare Abstürze darzubieten. Am nächsten Tage kam sie nach Kasch Magari, 14 engl. Meilen weiterhin, wo der Weg etwas besser, die Gegend aber kahl, häßlich und unangebaut war. Die letzte Nachricht meldet, daß die Expedition durch Ghazis angegriffen worden ist und eine Anzahl der Feinde tödtete, ohne selbst Verluste zu erleiden. Nach neueren Nachrichten ist die Expedition bereits wieder auf britisches Territorium zurückgekehrt. Sie hat festgestellt, daß der Tacht-i-Suleiman nicht ein einzelner Berg ist, sondern aus zwei parallelen Ketten besteht, welche circa 4 englische Meilen von einander entfernt sind und durch ein etwa 1 Meile breites Plateau zwischen der Nordspitze der Westkette und der Südspitze der Ostkette zusammenhängen. Die Südspitze, auf welcher „Salomons Thron" liegt, ist sehr

Digitized by Google

steil und fast unzugänglich, während die nördliche höher, aber gut bewaldet ist. Die oben sich bietende Aussicht soll prachtvoll sein. Die Schirani griffen die Expedition an, weil sie glaubten, daß dieselbe den Berg wegführen und auf britisches Gebiet verpflanzen wollte; sie büßten ihren Angriff mit einem Dutzend Todter, während auf englischer Seite nur zwei oder drei Mann verwundet wurden.

— James Legge, der Oxforder Professor des Chinesischen, theilt den „Times" eine Uebersetzung aus der „Pekinger Zeitung" vom 25. December 1880 mit, welche einen Bericht über eine Tributsendung des Königs von Annam an den Kaiser von China und den Begleitbrief des ersteren enthält. Der Tribut, bestehend aus zwei Elephantenzähnen, zwei Rhinocerushörnern, 45 Kattis Betelnuß, 45 Kattis Paradieskörner, 600 Unzen Sandel- und eben so viel Garru-Holz, je 100 Stück einheimischer, weißer und roher Seide und einheimischen Tuches, zeigt durch seine Kleinheit, daß die ganze Sache eine reine Formalität ist; in dem Briefe jedoch sagt der König von Annam ausdrücklich: „Ich, Dein Vasall, in der glühenden Hitze des Südens, war schon längst unter die Tributärstaaten aufgenommen und habe mein Lehen in aller Ehrfurcht, stets gehorsam meiner Pflicht, innegehabt." Deutlicher kann freilich das Verhältniß zwischen beiden Reichen, über welches Europa letzthin nicht recht im Klaren war, schwerlich bezeichnet werden.

— Die große Nordische Telegraphen-Gesellschaft hat auch Korea in ihr Netz hineingezogen, indem sie Nagasaki in Japan mit Fusan in Korea durch einen Kabel verbunden hat.

— Auf der im Oktober 1883 in Melbourne abgehaltenen Generalversammlung der Australian Borneo Company wurde von der Direktion mitgetheilt, daß nach einer mühevollen und sorgfältigen Exploration zwischen der Darvell Bai und Labuk Bai im Norden von Borneo 58084 Acres (23500 ha) des besten Landes für Zuckerplantagen und andere tropische Erzeugnisse aufgefunden seien. Alles am Kinabatangan-Flusse liegende Land sei auf der Länge von 110 englischen Meilen (177 km) erforscht worden. In dem Sandakan Harbour besitze man einen ebenso ausgezeichneten Hafen, wie der von Sydney (Port Jackson) sei. Saccar Island, wovon Besitz genommen, eigne sich vortrefflich für eine Kabelstation. Die Untersuchung werde fortgesetzt und unterliege es wohl keinem Zweifel, daß auf der Insel auch Gold, Silber, Zinn und Kupfer existiren.

Inseln des Stillen Oceans.

— Wie bekannt, wurden die Fidschi-Inseln am 10. Oktober 1874 von England annektirt und zu einer Kronkolonie, ähnlich wie noch heute West-Australien, eingerichtet. Als solche sind sie der unmittelbaren Leitung der englischen Krone oder Regierung unterstellt, von welcher der jedesmalige Gouverneur seine Instruktionen empfängt. Letzterem steht also nicht ein Kolonialministerium zur Seite, das wieder einem aus direkten Volkswahlen hervorgegangenen Parlamente verantwortlich ist. Die Kolonisten der Fidschi-Inseln glauben nun, daß sie für konstitutionelle Freiheiten reif geworden sind, und haben zu dem Ende am 19. September dieses Jahres eine sehr lange Petition an die Königin von England gerichtet, in welcher sie verlangen, mit einer der beiden australischen Kolonien Victoria oder noch lieber Neu-Süd-Wales konstitutionell zu einem Staate vereinigt zu werden. Sie verbreiten sich darin umständlich über die Fortschritte, welche ihre Kolonie in den neun Jahren ihres Bestehens aufzuweisen hat, und geben den Stand derselben am Schlusse des Jahres 1882, wie folgt, an. Die weiße Bevölkerung zählte in runder Zahl 2500, die Eingeborenen beliefen sich auf 110000. Der Export bewerthete 163335 Pf. St. gegen 130577 Pf. St., und der Import 303329 Pf. St. gegen 276039 Pf. St im Vorjahre. Der Kommerz in der neuen Hauptstadt Suva (früher war es Levuka) blüht rasch auf. Die Jahresrevenue der Kolonie war bereits auf 98000 Pf. St. gestiegen, gegen 90000 im Jahre 1881, und ließ nach Deckung aller Ausgaben einen Ueberschuß von 11000 Pf. St.

— Kalakaua, König der Sandwich-Inseln, hat durch seine Regierung bei den europäischen Mächten und in Nordamerika einen Protest gegen jede weitere Annexion in Polynesien erheben lassen, der aber wohl ohne Einfluß bleiben wird. Kalakaua wird in nächster Zeit die australischen Kolonien besuchen und soll dort officiell als König empfangen werden.

— Aus einem Privatbriefe des an Bord des Kanonenbootes „Hyäne" befindlichen Herrn Weisser (vergl. „Globus" Bd. 44, S. 93, 143, 192) theilen die „Annalen der Hydrographie" (XI, Heft 10) unter anderm Folgendes über einheimische Namen von Landschaften und Orten des Archipels von Neu-Britannien mit. Die Bewohner desselben kennen die von den Europäern eingeführten Bezeichnungen für Neu-Britannien und Neu-Irland nicht, oder wenigstens nicht in dem Umfange, wie sie von den Europäern gebraucht werden. Der Name Birara für Neu Britannien bezieht sich lediglich auf die Landschaft wenige Minuten nordwärts Kap Gazelle bis Lesson Point. Dort beginnt die Landschaft Ginegunan. Frühere Seefahrer haben wahrscheinlich dort zuerst gelandet, diesen Namen der Landschaft erfahren und auf die ganze Insel ausgedehnt. In gleicher Weise bezieht sich der Name Tombara für Neu-Irland nur auf den der Duke of York-Gruppe gegenüber liegenden Theil Neu-Irlands unterhalb der Rossel-Montains. Die Eingeborenen der Blanche Bai gebrauchen nur in den seltensten Fällen Worte, welche sich auf die Gesammtheit des Landes beziehen. So sagen sie für Neu-Britannien „gunagunan", für Neu-Irland „wiri-wiri", für Duke of York „tarainabual". Diese Worte bedeuten so viel wie „großes Land" resp. „alle Plätze im genannten Lande". Im Allgemeinen und im täglichen Gebrauch redet der Eingeborene nur von bestimmten Plätzen resp. Landschaften, welche oft wieder ihren Namen von dem Hauptdorfe haben. (Dasselbe hat schon früher Dr. O. Finsch angegeben, s. „Zeitschr. der Ges. f. Erdk. zu Berlin" 1881, S. 296.)

Inhalt: Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien X. (Mit acht Abbildungen.) — Prof. A. Bastian: Erwerbungen der Ethnographischen Abtheilung des Berliner kgl. Museums von der Nordwestküste Nordamerikas I. (Mit sieben Abbildungen.) — Dr. G. A. Fischer's Reise in das äquatoriale Ostafrika. — Kürzere Mittheilungen: Die Ausgrabungen in Assos. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Inseln des Stillen Oceans. (Schluß der Redaktion 11. December 1883.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLV. № 2.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Dieulafoy's Reiſe in Weſtperſien und Babylonien.

XI.

(Die Abbildungen, wenn nichts anderes bemerkt iſt, nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Für den Abend des 4. September war das Dieulafoy'ſche Ehepaar von dem armeniſchen Biſchofe in deſſen Garten am Ufer des Zenderud eingeladen worden und fand ſich dort zur beſtimmten Zeit, drei Stunden vor Sonnenuntergang, ein. Gleich darauf langte auch ſeine Gnaden auf einem prächtigen Rappen an und hinterher galoppirten ſeine Vikare; nicht anders ſind im Abendlande zur Zeit des Mittelalters die kirchlichen Würdenträger gereiſt.

Ein Ochſe des armeniſchen Biſchofs.

Digitized by Google

Unfern der Eingangsthüre zum Garten liegt eine dicht beſchattete Esplanade mit einer vom Zenderud aus geſpeiſten Ciſterne, über welcher ſich ächzend das Rad eines einfachen Waſſerhebewerkes dreht, in hölzernen Eimern das nöthige Waſſer heraufzieht und in die Berieſelungsgräben vertheilt. Die ebenſo primitive, wie lärmende Maſchinerie wird von vier herrlichen Ochſen, die an einem Göpelwerk angeſchirrt ſind, in Bewegung geſetzt; es ſind lauter große, ſchöne Thiere in vortrefflichem Futterzuſtande, durchaus verſchieden von den ſonſtigen kleinen, mageren, ſchlecht gebauten Arbeitsthieren, deren zähes Fleiſch nur den Appetit der ärmſten Klaſſen zu reizen im Stande iſt. Pflichtſchuldigſt bewunderten die Fremden das glatte Fell, die Stärke und Gutmüthigkeit der Thiere; ihre Gedanken nahmen aber eine ganz andere Richtung, welche dem Beſitzer der Ochſen ſchwerlich angenehm geweſen wäre: ſie, des ewigen Genuſſes des Hammelfleiſches überdrüſſig, dachten an Beefſteak und Rinderfilet. Mit Gewalt mußten ſie ſich von ſolchen Träumen losmachen, ehe ſie den idealleren Reizen des Gartens gerecht zu werden vermochten. Der erſtaunlich fruchtbare Boden erzeugt drei Schichten von Grün über einander: hoch in die Lüfte ſenden Platanen und Pappeln ihre belaubten Zweige hinauf, höher als die mit Früchten beladenen Feigen-, Pfirſich-, Granat- und Quittenbäume, deren Aeſte unter der ſüßen Laſt faſt bis auf den Erdboden reichen, der mit ſchattenliebenden Gemüſearten beſtellt iſt.

Von dort ſtiegen ſie auf die Terraſſe eines am Eingange zur Hauptallee befindlichen Pavillons, welche nach allen Seiten hin weite Ausſicht bietet; man braucht ſich nur langſam um ſich ſelbſt zu drehen, um wie in einem rieſigen Panorama nach einander im Nordoſten die mohammedaniſche Stadt mit ihren blauen Emailkuppeln, im Oſten den Fluß mit den bogenreichen Brücken Allah Werdi Chan und Mannum, davor die kegelförmigen Dächer des Derwiſch-Kloſters

Panorama von Dſchulfa.

und das Scheriſtan-Minaret im älteſten Theile der Stadt, im Süden Dſchulfa mit ſeinen flachen Dächern, Kuppeln und Gärten und dahinter das blaue Gebirge, im Weſten und Nordweſten endlich die weite fruchtbare Ebene von Koladun zu überblicken.

Bei Anbruch der Nacht trafen die übrigen Eingeladenen truppweiſe ein; es waren die ergebenſten Anhänger des Biſchofs, ſeine Rathgeber und Stützen, alles gewiß kluge und geſcheidte Leute, aber furchtſam und zurückhaltend in Gegenwart ihres Seelenhirten. Die Einkünfte deſſelben rühren zum größten Theile von den in Indien anſäſſigen Armeniern her; denn abgeſehen von den Erträgniſſen ſeiner Gärten und einiger Grundſtücke bei Dſchulfa erhält er von den in Perſien wohnenden kaum etwas anderes, als einen Theil der geernteten Feldfrüchte. Die Art und Weiſe, wie jenes Geld zuſammenkommt, iſt mindeſtens ſonderbar. Der Biſchof von Dſchulfa vergiebt die Pfarrſtellen nach ſeinem Belieben, die beſten natürlich an ſolche Prieſter, welche wohlhabend genug ſind, um für den richtigen Eingang der jährlichen Gefälle eine Kaution ſtellen zu können. Ebenſo natürlich geht das Beſtreben jedes Prieſters dahin, eine ſolche Kaution möglichſt bald durch heimlichen Handel und Schacher zuſammenzubringen, wodurch natürlich allen möglichen Mißbräuchen Thür und Thor geöffnet iſt. Das hindert aber nicht, daß die niederen Geiſtlichen ihrem Biſchofe die tiefſte Ehrfurcht beweiſen.

Um elf Uhr Abends nahm man Abſchied und es wurde Befehl ertheilt, die „Fanus“ zum Heimleuchten anzuzünden. Unter Leitung des Sakriſtans ergreifen acht bis zehn Diener dieſe rieſigen Laternen und ordnen ſich zu einem Zuge, der unter den Wölbungen der mit goldenen Früchten beladenen Quittenäſte ein höchſt maleriſches Bild abgiebt. Auf einen Wink des Biſchofs begaben ſich die Fremden als die angeſehenſten Gäſte an deſſen Seite, während die übrigen voranſchrit-

Digitized by Google

ten und mit ihren Pantoffeln eine Wolke von Staub aufwühlten, den Dieulafoy's wohl oder übel herunterſchlucken mußten, nur um ihrem Range nichts zu vergeben.

Den folgenden Tag benutzte M. Dieulafoy, um ſeine Pläne für die Ausbeſſerung des Dammes von Saweh nach Teheran zu expediren, während ſeine Gattin die mohammedaniſche Stadt, das eigentliche Iſpahan, beſuchte und dort unter anderm einen ſchönen, unter der Mongolenherrſchaft erbauten Signalthurm photographirte. Derſelbe iſt mit einem Moſaik aus Ziegeln und großen Inſchriften bedeckt. Eine noch vollſtändig erhaltene Wendeltreppe führt, wie es ſcheint, bis zur Spitze des Bauwerkes, welche 52 m über dem Fußboden liegt; aber eine vor dem erſten Abſatze angebrachte Thür hindert Neugierige am Betreten der Plattform. Der Grund davon iſt der, daß niemand von ſolchem Alles überragenden Standpunkte aus in die inneren Höfe der benachbarten Grundſtücke, wo die Frauen ſich unverſchleiert bewegen, hinabſehen ſoll.

Armeniſcher Sakriſtan.
(Nach einer Zeichnung des M. Dieulafoy.)

Als ſie von dieſem Ausfluge nach dem Kloſter zurückkehrte, war dort die Antwort des Zelleh Sultan auf Dieulafoy's Brief eingetroffen; zwei Kuriere hatten ſie überbracht, der eine um ſie abzuliefern, der andere, um die richtige Ablieferung zu überwachen. Der Prinz lud in höflichen Ausdrücken die Franzoſen nach Burudſchird zu ſich ein und befahl dem Unterſtatthalter von Iſpahan, dieſelben mit der größten Rückſicht zu behandeln und ihnen durch Rückſprache mit der Geiſtlichkeit Zutritt zu den Moſcheen zu verſchaffen. Inzwiſchen lud ſie Mirza Taghi Chan für den nächſten Tag, den 6. September, zu einem Ausfluge nach dem reizenden Koladun ein.

Wenn man Dſchulfa in der Richtung nach dort verläßt, kommt man zuerſt über einen belebten und wohl verſehenen Bazar, deſſen Läden freilich den Vergleich mit denen der mohammedaniſchen Stadt nicht aushalten können. Es überwiegen dort die Lebensmittel; Brennholz, Melonen, Waſſermelonen, getrocknete Früchte und Lichter bilden die Hauptmaſſe der zum Verkaufe geſtellten Waaren. Am Ende der Ladenreihen befindet ſich ein ſchweres hölzernes, mit Eiſen beſchlagenes und mit gewaltigen Riegeln verſehenes Thor, daſſelbe, durch welches im vorigen Jahrhundert die Afghanen in Dſchulfa eindrangen. Zwei Inſchriften in der Mauer, eine armeniſche und eine lateiniſche erinnern an das Ereigniß; letztere iſt von chriſtlichen Mönchen verfaßt, welche zum Setzen der Gedenktafel ermächtigt wurden zum Lohne für die Dienſte, welche ſie der Bevölkerung der belagerten Stadt geleiſtet hatten.

Jenſeit der Stadtmauer liegt eine reizende Landſchaft: zwiſchen dichten Baumgruppen zahlreiche hübſche Dörfer und ummauerte Gehöfte, ganz verſteckt von blühendem Geisblatte und wilden Roſen. Hier und da trifft man auch auf Ruinen kleiner Moſcheen, die noch mit reizendem Fayence-Moſaik bekleidet ſind. Beim Einfalle der Afghanen wurden die Kuppeln zerſtört, und die Bauern waren zu arm, um dieſelben wieder herzuſtellen; aber noch immer verrichten ſie ihre Gebete darin und ſehen es ungern, daß Ungläubigen der Einblick in ihre Heiligthümer freiſteht. So erreicht man das Dorf Koladun und das dortige Imamzadeh (Moſchee mit Heiligengrab) mit ſeinen beiden Minarets, die trotz ihrer einfachen Bauart in ganz Perſien berühmt ſind. Wer kennt dort nicht wenigſtens vom Hörenſagen die minar dschunbun, die zitternden Minarets? Die dortigen Bewohner müſſen an fremde Beſuche gewöhnt ſein; denn ſie hatten nichts dagegen, daß Dieulafoy's die Kapelle betraten; ihr Inneres enthält nur das Heiligengrab, das mit ſchmutzigen Lumpen, den Weihgeſchenken gläubiger Pilger, bedeckt war. Zu beiden Seiten der hohen ſpitzbogigen Eingangsthüre ſtehen die Minarets. Ein Wächter beſteigt das eine, packt die Wand mit den Händen und beginnt ſie kräftig zu ſchütteln, worauf der Thurm allmählich in Schwingungen geräth, dieſe Bewegung dem andern Minaret mittheilt und beim Aufhören des Schüttelns langſam ſeine frühere Stellung wieder einnimmt. Die Mohammedaner glaubten natürlich an ein Wunder des unten begrabenen Heiligen; europäiſche Gelehrte haben gemeint, daß der obere Theil der beiden Minarets auf den Enden eines horizontalen Balkens ſtände, der auf dem Gewölberücken im Gleichgewichte ruhte, gleichfalls eine Unmöglichkeit. Dieulafoy fand nach ſorgſamer Prüfung, daß beide Thürme, die nebenbei von ſehr leichter Bauart ſind, von einem Balken geſtützt werden, der in die innere Windung der Treppe eingelaſſen iſt. So hängt jeder in einer Art Zapfenlager und vermag um ſeine Vertikalachſe Oscillationen von ſehr geringer Größe zu beſchreiben, die nur an der Spitze des Minarets ſichtbar ſind und ſich mittels des zwiſchenliegenden Giebelfeldes von dem einen auf das andere übertragen.

Eine Viertelſtunde ſpäter langte die Geſellſchaft, von Pater Paskal geführt, vor dem reizend gelegenen Palaſte von Koladun an. Die dichtbelaubten Bäume, der grüne

Raſenteppich, die plätſchernden Waſſer, die ihn umgeben, erſcheinen wie die Verwirklichung der Träume eines Orientalen; und das mögen auch die Gedanken des letzten Beſitzers geweſen ſein. Aber er durfte ſich ſeines Eigenthums nicht lange erfreuen und mußte im Jahre 1879 auf Befehl des Zelleh Sultans eine Wallfahrt nach Mekka antreten. Das iſt die beliebte Sitte des Schah und ſeines Sohnes, um ſich eines Mannes zu entledigen, deſſen einzige Schuld entweder großer Einfluß oder bedeutender Reichthum iſt. Niemand darf von ſolcher Wallfahrt zurückkehren; die Strapazen einer ſolchen Reiſe geben ſtets den Grund her dafür, daß ſolcher Pilger wider Willen unterwegs ſtirbt. Genau ſo erging es dem Beſitzer von Koladun: Allah hatte die Gnade, ihn auf dem Wege des Heils zu ſich zu nehmen. Als die Nachricht davon ſechs Monate nach ſeiner Abreiſe nach Iſpahan kam, legte der Zelleh Sultan Hand auf das Schloß, und um die rechtmäßigen Erben, Frauen und Kinder, kümmerte ſich niemand. In Perſien geht es eben noch entſetzlicher her als im türkiſchen Reiche; nur erfährt Europa nichts davon.

Signalthurm in Iſpahan.

Aus den Fenſtern des Schloſſes überſieht man weithin die fruchtbare Ebene bis zu den am Horizonte aufſteigenden Bergen des Bachtiaren-Landes. Ein tiefes Reſervoir im Garten liefert das nöthige Waſſer für die Blumenbeete und Bäume; die Tabaks-, Baumwollen- und Sorghum-Felder in der Nähe werden dagegen aus unterirdiſchen Leitungen mit Hilfe ganz primitiver Maſchinerien getränkt, ähnlich den Schaluf, mit denen die ägyptiſchen Bauern das Nilwaſſer auf ihre Felder befördern. Nur ſpannen die klugen und praktiſchen Perſer Thiere an ihre Hebemaſchinen, anſtatt ſie mittels Menſchenkraft in Bewegung zu ſetzen. Dieſelben ſind meiſt unter dichten Bäumen dem Blicke verborgen, aber dem Ohre verrathen ſie ſich durch das Knarren der Räder. Zu jeder Seite der Oeffnung, welche nach der unterirdiſchen Leitung hinabführt, erhebt ſich eine Mauer aus Lehmziegeln; auf dieſer ruht mittels einer eiſernen Achſe ein großer hölzerner Cylinder, um welchen ein Seil geſchlungen iſt. An dem einen Ende deſſelben iſt ein großer lederner Sack befeſtigt, an dem andern iſt ein Ochſe oder Pferd angeſpannt, welches einen ſteil geneigten Pfad zwiſchen zwei Futtermauern hinablaufen muß. Steigt das Thier den Weg hinauf nach dem Brunnen zu, ſo ſenkt ſich der Sack hinab und taucht ins Waſſer; dann wendet es um und läuft hinab, wodurch der Sack an die Oberfläche befördert wird, um dort in die Bewäſſerungsgräben entleert zu werden. Die Thiere ſind an dieſe Arbeit ſo gewöhnt, daß ſie ihrem Herrn mechaniſch gehorchen und in kurzer Zeit eine bedeutende Menge Waſſer heben können. In Koladun liegt die waſſerführende Schicht ſo hoch, daß die Berieſelung ſehr leicht iſt, und in Folge deſſen bis zu drei Ernten jährlich erzielt werden. Baumwolle, Tabak und Mohn ſind die Haupternten. Abgeſehen von einer ſorgfältigen Bewäſſerung wächſt der Tabak faſt von ſelbſt bis zu 80 cm Höhe; man läßt ihn auf der Wurzel trocknen und theilt den Ertrag in 10 bis 12 Klaſſen, vom feinen weichen Blatte an bis zum holzigen Stengel. Der Iſpahaner Tabak iſt berühmt und ſein Duft übertrifft den des Schirazer; er geht beſonders nach Syrien und Konſtantinopel und wird aus Waſſerpfeifen geraucht. Baumwolle, die weniger Wärme als der Tabak erfordert, wird beſonders viel im Norden und im

Centrum des Landes angebaut; ſie wäre ebenſo vortheilhaft zu ziehen wie Mohn oder Tabak, wenn der Rohſtoff im Lande verarbeitet werden könnte. Dem legt aber die Regierung in ihrer Kurzſichtigkeit Hinderniſſe in den Weg, ſo daß einheimiſche Kaufleute ſich an dieſen Geſchäften nicht betheiligen können, und nur einige europäiſche Häuſer, die an der großen Straße Teheran-Buſchir etablirt ſind, Nutzen davon ziehen. Die Einheimiſchen z. B. ſollen für Importe und Exporte eigentlich nur einmal Zoll in Höhe von 5 Proc. ad valorem bezahlen; in Wahrheit aber werden ſie gezwungen, in jeder Provinz, ja in jeder Stadt ihre Waaren zu verzollen oder den Statthaltern, Zollbeamten und zahlreichen Palaſtdienern Trinkgelder zu geben, welche insgeſammt den geſetzlichen Zoll um das Drei- bis Vierfache an Höhe übertreffen. Europäer aber, welche den Schutz ihrer Konſuln genießen, bezahlen nur den letztern,

Straße in Iſpahan. (Nach einer Zeichnung des M. Dieulafoy.)

können alſo ihre Waaren ſehr viel billiger liefern, als ihre perſiſchen Konkurrenten.

Ebenſo viel Sorgfalt als auf die Bewäſſerung verwenden die Bewohner von Iſpahan und Umgegend aber auch auf die Düngung; in jeder Weiſe ſuchen ſie die Maſſe des Miſtes zu vermehren und ſammeln in ſehr primitiven offenen Gruben, außen an den Mauern der Häuſer, die Fäkalſtoffe der Bewohner. Im Sommer iſt natürlich der Geruch, welchen dieſelben verbreiten, ſehr unangenehm, aber das iſt noch nichts im Vergleiche mit den Uebelſtänden in der Regenzeit: alsdann füllen ſich die Gruben bald mit Waſſer, treten über und ergießen in die Straßen wahre Bäche von Jauche, welche die Leute durch kleine Deiche aufzuhalten bemüht ſind.

Außerdem haben die Bodenbeſitzer zur Vermehrung der Düngſtoffe rings um die Stadt und die Dörfer der Umgegend eine Maſſe prächtiger Taubenhäuſer erbaut. Wenn man zuerſt nach Iſpahan kommt, möchte man glauben, daß

Digitized by Google

Bazar in Dschulfa.

Digitized by Google

die Einwohner ausſchließlich von Tauben leben. Das iſt aber nicht der Fall; man hält ſie faſt nur des Miſtes wegen, der, mit dem Schutt verfallener Häuſer gemiſcht, den beſten Dünger für Melonen und die prachtvollen Waſſer-

Bewäſſerungsbrunnen.

melonen abgiebt, von denen ſich die Einwohner Iraks im Sommer faſt ausſchließlich nähren. Darum ſagt auch ein alter Schriftſteller verächtlich von den Iſpahanern, daß ſie nur von Koth leben. Die beſten Melonen aber

Ein Taubenhaus in der Umgegend von Iſpahan.

werden doch nicht mit Hilfe von Miſt erzeugt, ſondern wachſen am Rande der Wüſte in leicht ſalzigem Boden, dem ſie ihren köſtlichen Wohlgeſchmack verdanken. Nach Ausſage von Kennern ſoll man nur einmal binnen dreißig Jahren die werthvolle Frucht auf derſelben Stelle erzielen können; wenigſtens iſt das der Fall mit denjenigen Melonen, welche auf den Tiſch des Schah kommen.

Erſt um Mitternacht dieſes Tages kehrten die Reiſenden ermüdet in ihr gaſtliches Kloſter zu Dſchulfa zurück.

(Fortſetzung folgt in einer ſpätern Nummer.)

Erwerbungen der Ethnographiſchen Abtheilung des Berliner kgl. Muſeums von der Nordweſtküſte Nordamerikas.

Von Profeſſor **A. Baſtian.**

II.

Ethnologiſch handelt es ſich hier um eins der bedeutungsvollſten Areale auf der Erde, indem zu der Annäherung zweier Kontinente in der Beringsſtraße noch ein dritter aus dem zwiſchen liegenden Inſelreich hinzutritt, und die eigenthümliche Phyſiognomie, die ſomit hier an dieſer Küſte gerade ſchillert, einerſeits im polyneſiſchen Reflex und anderſeits mit den Verzweigungen in den Nahualt-Wanderungen, hat deshalb auch ſchon häufig die Aufmerkſamkeit der Beobachter gefeſſelt, und dann ſtets das Bedauern zum Ausdruck gebracht, daß für Löſung der ſich hier durch einander ſchlingenden Probleme dem Studium die genügenden Daten noch fehlen, mehr faſt, als irgendwo ſonſt.

Trinkſchale von grotesker Form aus Holz (¼ der natürlichen Größe).

Das Gefäß iſt ſo behandelt, daß es einen auf dem Rücken liegenden Mann darſtellt, deſſen geöffneter Bauch die Höhlung des Gefäßes bildet, während der klaffende Mund und die um das Gefäß herumgreifenden, mit Bechern ausgerüſteten Hände den Zweck des Gefäßes ſehr deutlich machen. Trefflich dazu paſſen die derb und tief ausgehöhlten Augen. Das vom Fort Rupert ſtammende Gefäß heißt „ſlokolech“ und dient bei großen Feſtlichkeiten; da werden derartige Gefäße mit Fett gefüllt und das Fett getrunken.

Kahnförmige Eßſchale aus Holz (½ der natürlichen Größe).

Die Wände der Schale zeigen außen reichen Reliefſchmuck; gegen vorne und rückwärts ſind unter den aufſtehenden Enden der Schale, die mit einem ſtiliſirten Menſchengeſichte (zwei längliche Augen und ein breiter Mund ſind noch deutlich genug) geziert ſind, breite Menſchengeſichter gebildet mit hervorſtehenden Schnabelnaſen, die in den Mund hineinreichen; zur Seite gehen ſie in runde Ornamente, die die Ohren darſtellen, über.

Digitized by Google

Seit Uebergang der russischen Besitzungen an die Vereinigten Staaten mehrt sich jetzt allerdings der Zufluß der Nachrichten, aber gleichzeitig auch, wie es unvermeidlich ist, in Folge des Eingriffes energischer Rührigkeit, die Zersetzung der früheren Verhältnisse, über welche sich bei der geringen Zahl der Beobachter, seit Ende des vorigen Jahrhunderts bis zur Mitte des jetzigen, nur Weniges und wenig Zusammenhängendes bezüglich der hier lokal typischen Eigenthümlichkeit des socialen Lebens entnehmen läßt.

Bei dem gleichartigen Niveau, das diese gesellschaftlichen Verhältnisse an der Nordwestküste Amerikas (wie bei den Naga in Assam, bei Kunama u. s. w.) überzieht, wird nur Reichthum dazu befähigen, als Orang Kayan (wie bei den Malaien) um Kopfeslänge etwa daraus hervorzuragen, wie er an den — nicht nur zur Hülfe in gemeinsamer Arbeit angestellten — Schenkfesten oder Potlach genugsam oft bethätigt wird, um in der Erinnerung dauernd zu verbleiben, und bei dem im Erwerb von Eigenthum nahe liegenden Hinweis auf den Handel wird der darin, seiner erprobten Gewandtheit wegen, als Vermittler Gesuchte von den Fremden wieder als solcher, seinen eigenen Landsleuten gegenüber, beansprucht und dann vielleicht mit dem, aus Höflichkeit

Großer Wasserschöpfer in Löffelform von Holz (5/16 der natürlichen Größe).

Der Griff ist zu einer fratzenhaften Figur verarbeitet: ein grinsendes, halb menschliches, halb thierisches Gesicht sitzt auf einem Halse, der unter dem Kinn einen mächtigen Schnabel entwickelt, in den das Wesen seine Hände klemmt; die Rückseite zeigt ein in Flachrelief gegebenes Ornament, zwei stilisirte Hände, zwei Augen und eine darüber stehende Bekrönung. Das Geräth heißt „läson".

oder aus Schmeichelei entgegengebrachten Ehrentitel dauernd bekleidet werden, wie die „kings" in Guinea. Da die für derartige Verhandlungen und glückliche Durchführung derselben erforderliche Erfahrung mit den Jahren wächst, und also den Aelteren ein Uebergewicht verleiht, fällt diesen, als insofern Stärkeren (wogegen früher, als körperlich schwächer, bei Seite geschoben), dann die Macht zu, und zu Cook's Zeit bildeten so in Nutka die Alten die Häuptlinge, wie so vielfach im Senate der Geronten (durch alle 5 Kontinente hindurch).

Wenn dann die Dauer der Regierungszeit genügende Befestigung erlaubt, geht das gleiche Ansehen auf den heranwachsenden Sohn um so eher über, weil dieser im Unterricht seines Vaters an der Weisheit desselben theilgenommen, oder vielleicht auch (wie bei den Haidah) den Alikwa genannten Mysterienbesitz (Maultrommel u. dergl.) von seinem Vorgänger erwerben mag, wenn nicht schon bei Lebzeiten (wie bei Abdankung des tahitischen Königs für seinen Sohn). Daß wenn allmählich zur Gewohnheit geworden, der Aufblick zu einem Höherern und Mächtigern leicht dann in ihm

Großer Trinklöffel (3/16 der natürlichen Größe).

Den Griff bildet ein geschnäbelter Thierkopf mit stilisirten Wolfzähnen, darüber reicht ein cylinderförmiger Aufsatz hinaus, wie er auf den Tanzhüten, aus Stroh gefertigt, aufgesetzt wird. Auf der Rückseite ist ein Relief, ein seltsames Ornament aus Augen und ohrenartigen — Lappen, gebildet. Das Gefäß zeigt an der Schnabelöffnung, an Stirn und Nüstern des abgebildeten Kopfes rothe Bemalung.

auch höhere Macht vermuthet, erklärt aus sich selbst die dann gestellten Ansprüche für Gewährung der zum Lebensunterhalt erforderlichen Bedürfnisse oder Unterstützung zu deren Erlangung, durch Regulirung des Wetters, durch die Heilsmedicin des Aula-manna (bei Kunama) zum Ackerbau, oder (unter Jägerstämmen) durch beschwörende Herbeiziehung des Wildes, und ähnlich beim Fischfang mit entsprechenden Ceremonien der einen oder anderen Art.

Daraus beginnen sich nun allmählich in den Beziehungen zwischen dem Volk und seinem, als Vertreter mit dem unbekannten Jenseits vorgeschobenen Priesterfürsten allerlei geheimnißvolle Fäden zu spinnen, bis sich das Ganze mit dem Dunst des Mysteriums umhüllt.

Je größer die Gewalt, die in die Hände des Häuptlings gelegt ist, desto dringender auch das Verlangen, daß er die Verfügung über das Wohl und Wehe seines Volkes nur zum Besten desselben verwenden, und also diejenigen Entsagungen und Kasteiungen vielleicht, deren es sühnender Buße wegen bedürfen mag, nicht scheuen wird, indem er sein persönliches Wohlbehagen dem des Gemeinwesens opfert.

Dann bei zunehmender Unbequemlichkeit (oder Gefährlichkeit, wie sie von afrikanischen Regenmachern oft erprobt

wird), tritt das Hinſtreben ein zur Loslöſung von religiöſen Verpflichtungen, und das Widerſpiel zwiſchen weltlicher und geiſtlicher Macht läßt ſich in den Phaſen der durch lokale Verhältniſſe variirenden Wechſel in der Geſchichte Japans und Tongas ebenſo verfolgen, wie in Kochin oder Meroe, bei den Chibcha und vielfach ſonſt.

Wie für die Sammlung zum (indianiſchen) Pubertätstraum, wie bei Heilighaltung der Riſchi in Indien, der Atua in Nukahiva u. ſ. w., liegt in all ſolchen Fällen die Einſamkeit am nächſten, und indem das dadurch an ſich (bei Grasſeſſen am Millbank Sound, wie in Babylon) eingeleitete Faſten bei excentriſcher Steigerung aus phyſiſcher Verſtörung zu pſychiſcher führt, fließt daraus in natürlicher Folge, daß bei der Rückkehr die Symptome, weil mit Hungergefühlen durchwachſen, ſich in biſſigen Anfällen (des Häuptlings der Bellabella und benachbarter Stämme) manifeſtiren mögen, und dadurch dann wieder verſcheuchende Schrecken bereiten (wie beim Hervorbrechen des Idem Eſſi oder anderer Großfetiſche aus afrikaniſchen Wäldern).

Die Iſolirung von profaner Geſellſchaft, um im ſympathiſchen Rapport mit den Elementarkräften des Jenſeits dieſe günſtig zu ſtimmen, wird als Verpflichtung vornehm-

Eßſchale aus Horn mit reichem Reliefſchmuck in Geſtalt eines ſchwimmenden Waſſervogels (1/2 der natürlichen Größe).

Der Kopf des Vogels bildet die Handhabe, der Leib ſelbſt zeigt, gegen vorne gewendet, ein Weſen mit in den Mund hineinreichender Hakennaſe: ein breites Geſicht auf mit Klauen bewehrte Hände geſtützt; oben ſieht man an den ſonſt menſchlichen Kopf geſetzte Thierohren, nach rückwärts gewendet, zeigt ſich ein breites, flachnaſiges Menſchengeſicht, unter dem dreizehigen Fuße mit Schwimmhäuten breit heraustretend, während nach den Seiten zu, wie es ſcheint, Flügel ſich fortſetzen.

lich aufliegen bei den kritiſchen Jahreszeiten, denen des Säens und Pflanzens bei der Feldarbeit, der Laichzeit der Fiſche (und deren Aufſteigen im Columbia), der Wandermonate für die Renthiere auf den Tundren, für die Büffel auf den Prärien, und temporäre Abgeſchloſſenheit der Regenmacher in ihren Hütten (wie bei Kunama nach dem Kowa-Feſt) mag dann zur dauernden werden (wie bei dem König der Sabäer und ſonſt).

Der als Einſiedler in Bergen und Wüſten Schweifende wird ſich, als einzig dauernd bleibendem Gefährten, tagtäglich von der Sonne begleitet ſehen, und bei dem in kalten Ländern nahe liegenden Anſchluß an die Allbelebung durch

Kahnartiger Eßnapf in Thierform aus Holz, reich ſkulptirt, 1/4 der natürlichen Größe).

die Sonnenſtrahlen (wie ſie im Lichtſchlucken der Aleuten auch für den Mikrokosmus zu verwerthen geſucht wird), liegt es dem Prieſterfürſten nahe, ſich mit ſolaren Einflüſſen zu ſchwängern, um ſie bei der Rückkehr zum Nutzen der Umgebung wieder auszuſtrömen (weshalb auch die dafür gebrauchte Maske bei den Heida ſchon mit einem Deckel verſehen iſt).

Bei Beobachtung der Natur, beim Lauſchen auf Kundgebungen aus derſelben, bei Prodigien oder Orakelzeichen, wird in dem lebendig bevorzugten Thier am eheſten ein Bote erkannt werden (im Vogel des Atua vom Himmel herab beim polyneſiſchen Opfer), und bei ſolcher Ideen-Aſſociation herrſchen in den Schöpfungsmythen vor dem Menſchen die Thiere, in Birma und (peruaniſchen) Amerika des Südens nicht nur, ſondern auch im nordweſtlichen, wo bei Erhebung des individuellen Schutzgottes zum genealogiſchen im Wappen wieder das heilige Thier öſtlicher Totem hervortritt (wie bei den auſtraliſchen Kobong, unter Betſchuanen u. ſ. w.).

In ſeinem „Report on the Queen Charlotte Islands“ (Montreal 1880) führt Dawſon als Totem auf: eagle, wolf, crow, black bear und fen whale (the two last

Digitized by Google

united) als Koot, Koo-ji, Kit-ſi-nako und Scha-nu-cha (bei den Haidah). The members of the different totems are generally pretty equally distributed in each tribe. (No one can marry in his or her own totem, whether within or without their own tribe or nation). The children follow the totem of the mother, save in some very exceptional cases, when a child newly born may be given to the fathers sister to suckle. This is done to strengthen the totem of the father.

Wenn die Chiliath (der Thlinkithen) mit den Kunama (der Tinneh) jenſeits der trennenden Küſtenkette handeln, ſtellt ſich bei Heirathen Gleichheit der Stammeswappen her (im Connubium), und ſolche Verwandtſchaften mußten dann ſpäter auch fortdauern, wenn politiſche Einigung eintrat, wie ſie z. B. bei Irokeſen die gleichen Totems durch fünf Nationen hindurchlaufen ließ (und ähnlich in Auſtralien oder ſonſt). Bei gleichen Familiennamen ſchließen die Samojeden keine Ehen mit den Oſtjäken (nach Caſtren), ſo daß auch hier aus ethnologiſch (oder anthropologiſch) getrennten Stämmen ſpäter (in Folge abgeſchloſſener Verträge, poſitiver und negativer Art für die Einzelheiten), ein nationales Band der Einigung ſich im Beginn der Herſtellung zeigt.

In exogener Ehe der Heirathsverbote innerhalb des Totem (Namensgleichheit in Yucatan u. ſ. w.) gelten Kreuzheirathen auch bei den Haidah. Für die praktiſchen Vortheile, die ſich hier, wie bei der internationalen Begründung des Gaſtrechtes empfehlen, bietet das religiöſe Band die geſicherte Einigung, und die im indianiſchen Pubertätstraum individuell geſuchte Schutzgottheit erhebt ſich dann, bei Verklärung der Perſönlichkeit im Patriarchenthum, zu der des Stammes.

In der Einſamkeit ſeinen Lebenstraum ſuchend, bis in der Abmattung durch Faſten oder ſonſtige Kaſteiungen die Viſion geantwortet hat, iſt der Indianer, wenn er Anlage zum Prophetenthum in ſich fühlt, dadurch auf den Weg geführt, fernere Offenbarungen zu ſuchen und zu erlangen, nicht mehr für ſich allein, ſondern zum Beſten des Gemeinweſens, dem er angehört —, Kraft zu gewinnen über die Witterung (ihre Begünſtigung für Ackerbau und Fiſchfang), gegen die Schädlichkeiten der Krankheitsmacher, zum Beſten der Jagd (bis in das Jenſeits ſelbſt, als Seelengreifer oder Seelenflicker u. ſ. w.) — und die ſo geſtifteten Geheimbünde, oft in Rivalität mit einander, oder ältere durch jüngere verdrängt, werden in den, nach minutiöſen Regelungen der Götterlaunen feſtgelegten, Geheim-Riten der Myſterien, durch das Blutige der Opfer ſchon, zu ſakramentalen Mahlen geführt, um in den Aufnahmsceremonien den Charakter als Dvya oder Wiedergeborene zu gewinnen, und mittels der (gleich dem Siſtrum der Iſis oder dem Schwirrapparate der Auſtralier) die Dämonen durch Lärm fern haltenden Raſſel zugleich aufs neue zum Leben zu erwecken (weshalb dieſes Prieſtergeräth unter den verſchiedenſten Emblemen ſymboliſcher Zierrathe vorkommt).

Große Holzfigur, ein völlig nackter Mann in hockender Stellung (1/5 der natürlichen Größe).

Der rechte Arm, welcher abgenommen und durch einen vorwärts ſtehenden, mit zuſammengelegter Hand erſetzt werden kann, ſteht vom Ellbogen an gerade in die Höhe und hält die Hand gegen vorne geöffnet hoch. Der Mund iſt geöffnet wie zum Schreien, das Geſicht iſt, wie die Bemalung andeutet, tatuirt. Hervorzuheben iſt die originelle Behandlung des Bruſtkaſtens, beſonders aber des Schwertknorpels und die nicht ungeſchickte Bildung des Handgelenkes, Einzelheiten, welche auf der Abbildung zurücktreten.

Um zum Propheten geſchickt zu ſein, muß der vom Bären Fortgeſchleppte durch einen Walfiſch wieder ausgeſpien ſein, und die prieſterliche Autorität wird erſt mit dem Amulett der Otterzunge erlangt, ausgeriſſen dem heiligen Thier (um ſelbſt in Zungen zu reden). Und ſo die Darſtellungen auf den Raſſeln der Haidah.

Wenn, wie ſtets, das feindlich Böſe für das Religiöſe im Vordergrund ſteht, ſo beginnt ſich doch (den Njankopong und Mawu Guineas entſprechend) in Britiſh Columbia auch der höhere Gottesbegriff im Himmliſchen zu wölben, wodurch dann zugleich die Natur mit deſſen Lebensprincip beſeelt wird, in Quawteaht ꝛc., einheitlich überwiegend gedacht, oder im Kampf der Gegenſätze, und nach den Nutka ſtreiten in Quautz und Matlox das gute und böſe Princip.

Auch gerechter Zorn mag drohen, zum Strafen, und ſo die Beſänftigungsceremonien, mit Rechten und Pflichten der Prieſter ſowohl, als ihrer Götter. Für die Stämme des Innern wüthet die Gottheit (eines antilliſchen Huracan oder Orkans), ein wüthender Herr des Sturms, bei den Athabasken in jenem Rieſenvogel perſonificirt, der mit blitzſprühenden Augen und Donnergeräuſch im Schlagen der Flügel die Schöpfung hervorruft, und wie der Sturmrieſe Thiaſſi in Adlergeſtalt erſchien, wird in ſolcher der Sturm auf den Shetland beſchworen.

An der Küſte tritt zu dem impoſanten Eindruck des Meeres derjenige hinzu, den die daſſelbe durchſtürmenden Ungeheuer hinterlaſſen, und wenn dann der Walfiſch (in der Fritjofs-Sage) als ſturmerregende Gottheit gilt, ſtellt ſich von ſelbſt in den heiligen Charakteren eine Kombination zum Gegenſatze her, und wie ſonſt der Phaya Nak und andere Drachenſchlangen, wird der Vogel hier dann das Seegethier bekämpfen, und dieſes, wenn mit den dem Seefahrer drohenden Gefahren in Beziehung geſetzt, leicht in feindlichem Widerſpiel erſcheinen, verglichen mit dem aus hehren Höhen herabſchwebenden Boten der Götter (bei den Opfern für den Atua in Tahiti), während der aus der Luft auf das Waſſer ſich ſtützende Regenbogen weitere Ausmalungen erleichtert.

In den Flüſſen mußte der Biber die Aufmerkſamkeit

Digitized by Google

fesseln, bei den Stämmen westlich im Felsengebirge, wie in ausgedehnterem Maße noch in der Schöpfungsmythe der östlichen.

Die Indianer in Britisch Columbia geben ihren Vorstellungen vom Schöpfer meistens „the accompaniment of wings“ (s. Hazlitt) und bei der Personifikation der Gottheit im Vogel erhält dann der Kampf mit den Ungethümen der Tiefe seine weitere Ausmalung im Gewitter. Wenn der Bergriese, nach Speise suchend, im Federkleide (den Himmel verdunkelnd, als Wolke) umherfliegt“ (mit dem Geräusch der Flügel donnernd), empfängt er von dem Fisch des Meeres den Blitz, den Walfisch zu treffen (bei den Haidah).

Nachdem die aus dem Urgrund aufgetauchte oder (wie in Hawaii) ausgebrütete Schöpfung durch einen demiurgischen Architekt, gleich Visvacarma oder älteste Feuergötter (wie Vulkan oder Pthah) ihre feinere Ausarbeitung empfangen, erhält der Mensch seine Vollendung, in Mexiko durch Quetzalcoatl (durch Prometheus anderswo u. s. w.). Als Fleischmasse war der Mensch geschaffen (by the superior deity) unvollkommen (in British Columbia), „but a second divinity“ vollendet ihn (s. Dunn), wie die Maui (und Tiki) in Polynesien (oder bei Quiché's u. s. w.). Dann, mit Erinnerungszeichen an vorweltliche Wundergebilde wird die Herrschaft der Thiere bald enden, die, wie in Birma und Peru, der des Menschen vorhergeht, und so bei den Aht: als zwei fremde Schiffer nach der Küste kamen, flohen die Thiere in ihre Häuser, die Seelen der Menschen zurücklassend.

Daran schließen sich mit dem Menschen, in Herstellung der Geschlechter, die Gebote und Verbote an, sowie der Einrichtungen viele, im Uebergang zur geselligen Ordnung.

Die auch in mechanischen Künsteleien hervortretende Geschicklichkeit, die sich an der Nordwest-Küste bis Oregon bemerklich macht, hat oftmals schon durch ihre polynesischen Analogien die Aufmerksamkeit angezogen und erhielt stets die Bezeichnung einer Ausnahmsstellung unter den Nachbarn des Kontinents, soweit nicht bereits durch fremden Einfluß beendet oder doch verändert.

Der alle Geräthschaften und Utensilien an der Nordwestküste Amerikas als besonders charakteristisch ausprägende Verzierungsstil, — der auch nach den früheren Proben bereits als solcher anerkannt, sich durch die vorliegende Sammlung jetzt überall in Wiederholungen bestätigt — dieser Stil der Haidah vor allem, spricht in der „Grammar of ornament“ eine jener Primär-Ideen aus, die in den Mythologien zu vielerlei Gedankengebilden fortwachsend sich verzweigten.

Die allverbreitete Vorstellung vom bösen Blick und seiner Schädlichkeit hat in naturgemäß gebotener Association zu der schützenden Kraft im Auge (der Gottheit) geführt, sowie anderseits, in schwarzer oder weißer Zauberkunst, zu den Abwendungsmitteln (apotropäischer oder averruncischer Mächte) aller Art, wobei, für den besondern Zweck, Ablenkung des Sehens am nächsten lag.

Im Auge liegt die Seele, die Seele des Menschen, und, für das jedesmalige Individuum, die des Fremden, der als in das Unbekannte fallend, damit auch, im Einzelnen, wie im Stamm (von Australien bis Finland), wird gefürchtet werden (in aufgeklärter Zeit wenigstens noch im Neide, in seitlichem Scheelsehen), und wird er also demjenigen, worauf er im Blick seine Wesenheit wirft, auch Schaden gebracht werden müssen.

So hat nicht nur der Nebenmensch unter dem Blick des Begegnenden zu leiden, vor allem selbstverständlich hilflose Kinder (oder wenn hilflos und unbewacht, ein jeder im Schlaf), sondern die gesammte Natur mag (besonders in dem Lebendigen, wenn nicht auf Lebloses abgelenkt), die bösen Wirkungen empfinden, oft dem Urheber unbewußt, oder wider Willen selbst, besonders aber von solchen, die absichtlich nach Schädigung gesucht und, im dunkeln Bunde mit dunkeln Gewalten, die Gewalt des Uebelthuns erworben haben (dies auch vielleicht im Gesicht selbst schon zeigen, sei es im stechend tiefliegenden Auge, sei es in zusammengewachsenen Augenbrauen, oder in kritisch verdächtiger Periode die verdächtigenden Einflüsse darauf überströmen lassen), — und besonders fühlbar müssen solch nachtheilige Nachwirkungen empfunden werden bei denjenigen Objekten der allgemein umgebenden Natur, die als in das specielle Eigenthumsrecht der Betheiligten gezogen, diese am lebhaftesten interessiren (oder, noch lebhafter selbst, bei krankhaften Störungen im eigenen Körper).

Gegen die so auf allen Seiten aus Unholden oder Unholdinnen, aus Hexen mit all dem teuflischen Gelichter („feurigen Augen“, des Teufels, seiner Hunde, Schweine u. s. w.) hervorblickenden Gefahren, wird dann hoffend aufgeblickt zum schützend waltenden Auge jenes Gottes, der bei Aegyptern als vieläugiger (iri oder Auge) bezeichnet wurde, dem aber wieder, im bekannten Schachspiel weißer oder schwarzer Magie, als vieläugiger Argus von Merkur sein Haupt abgeschlagen wurde, während aus den Hieroglyphen der Monumente das Auge noch überall hervorblickt, oder in der Sonne scheint, als Odhin's Auge (Mata-ari in malaischer Sonne) *οὐράνιος ὀφθαλμός* (bei Macrob) oder *πάντα ἰδὼν Διὸς ὀφθαλμός* (bei Hesiod). So zeigen auch bei den Haidah Kleider und Geräthe sich überall mit Augen bedeckt, meist in conventionell stereotyp gewordener Form (wie bei den Djonken der Chinesen und sonst). Bei der „typisch gewordenen verzogenen Form des Auges“ (zum Schutz gegen den bösen Blick) „hat eine gewisse Scheu vor zu großer Realität mitgewirkt“ (s. Jahn).

Wie im Dualismus der Gottheit dem bösfeindlichen Auge ein gutes als abwehrender Schild entgegengehalten werden wird, in fortgeschritteneren Religionsstadien, so mag dann das menschliche Auge auch als „freundliches“ aufgefaßt werden, und sein „Schauen“ als wohlthätiger Befreundungen fähig, aber in primitiven Verhältnissen ist jeder Blick (fremden) Auges (wie bei den Arabern) zunächst ein böser (El Ain), und da ja selbst der liebevolle, bei zorniger Wandlung (wie in buddhistischen Rachegottheiten), sich in subjektiv bösen verkehren kann, bedarf es also, in mannigfaltiger Gestaltung, der Ablenkungen in *ἀποπία*, zu denen das turpe gehört (in der Higa und anderen Obscönitäten der Gesten und Bilder), wie das *γελοῖον*. „Hie tritt fraw Hulde herfür mit der Potznasen“ (bei Luther).

Dazu wird denn auch, wenn man stark genug zu sein meint, das Schreckbild (*φόβος*) an Schildern angebracht, das Medusenhaupt in den Gorgonen oder Rahu's abgeschlagenem Haupt, sowie die *μορμολυκεῖα* (in Köpfen wilder Thiere) an Amuletten, zu lähmen oder zu verwirren, und die Masken dann, in buntesten Verzerrungen, unter denen man hier, wo es sich um die Augen handelt, auch gern mit Augen spielt, wie es bei verschiedenen der Haidah augenfällig hervortritt. Lamia, Tochter Poseidon's (mit der Zeus die Sibylle Herophile zeugte), wurde, weil sie Kinder (für die von Here genommenen) raubte, aus einer schönen Königin Libyens in ein häßliches Schreckbild verwandelt (mit Gesichtsverzerrungen unter Herausnahme der Augen), und geht dann in die Ammenmärchen über. Doch seitdem bis in diese auch hineinzublicken, germanistische Gelehrsamkeit nicht länger verschmähte, hat sich, auf dem Hintergrunde alter Mythologie, aus Sagen und Sprüchen

Digitized by Google

im Volksglauben manch unerwarteter Lichtblick hervorlocken lassen, die Wachsthumsgesetze des Menschengeistes im schöpferischen Denken zu erhalten. Und jetzt tritt die Ethnologie hinzu auf der breiten Basis der Vergleichungen für alle die Wandlungen, wie sie schillern und schimmern über die Oberfläche des Erdballs hin, im abgeschlossenen Rund.

Weiteres in den Anmerkungen des Textes (s. Amerikas Nordwestküste, Berlin 1883), sowie auch über die Beschreibung der Tafeln (wie zum Theil hier beigefügt).

Prof. Sachau's Reise in Syrien und Mesopotamien.

I.

Während Innerafrika gegenwärtig das allgemeine Interesse in Anspruch nimmt und alljährlich bedeutende Summen für seine Erforschung, die fast ausschließlich der beschreibenden Geographie zu Gute kommt, verwandt werden, bleiben die uns viel näher liegenden Gebiete am Mittelmeere beinahe völlig vernachlässigt, obschon sie so viel leichter zu erreichen und bequemer zu durchwandern sind und für die Erkenntniß der Entwickelung unserer Gesittung ganz andere Resultate versprechen. Auch die Geographie ist der Mode unterworfen und als ein echter und richtiger Reisender wird heute nur der anerkannt, welcher am Kongo „gearbeitet" hat. Natürlich wenden sich alle unternehmenden Forscher dorthin, wo mit Muth und Glück der höchste Ruhm zu erwerben ist, wo das Reisen an und für sich ohne Rücksicht auf specielle Resultate schon eine Heldenthat ist, und wo — last not least — nicht die sorgsamen und gründlichen Vorstudien nöthig sind, welche eine Erforschung der alten Kulturstätten am Mittelmeere unbedingt verlangt. Besonders Deutschland verdient den Vorwurf, daß es diese Länder vernachlässigt, und es ist darum doppelt erfreulich, auch einmal ein deutsches Buch über Länder, welche sonst als die ausschließliche Domäne der Engländer und Franzosen gelten, in die Hände zu bekommen.

Professor Sachau in Berlin hat die Zeit vom September 1879 bis zum Mai 1880 zu einer Forschungsreise in Vorderasien verwandt, deren Resultate uns nun in einem stattlichen Oktavband[1]) vorliegen. Obschon vorwiegend topographische und antiquarische Interessen verfolgend, hat der Reisende doch auch mit offenem Auge Natur und Volk beobachtet, bringt zahlreiche hochinteressante Angaben über den gegenwärtigen Zustand jener einst so blühenden und reichbevölkerten, nun durch tausendjährige Mißregierung zur Wüste gewordenen Gegenden, und verdient es wohl, daß wir ihn hier auf seinen Fahrten begleiten.

Die erste Abtheilung der Reise führte Sachau von Beirut nach Damaskus und von da über Karjetên nach Palmyra und zurück den Orontes hinunter über Homs nach Aleppo. Der Reisende hatte das Glück, bei dieser Tour von Herrn Lütticke, dem Vicekonsul des Deutschen Reiches in Damaskus, begleitet zu werden, welcher, seit vielen Jahren in Syrien ansässig, Land und Leute genau kennt und ihm so das Lehrgeld ersparte, das ein Reisender in diesen Gegenden sonst unbedingt zahlen muß. Es wurde ein Kontrakt mit dem Dragoman Ahmed Bodroshêm abgeschlossen, in welchem sich dieser verpflichtete, für 50 Franken täglich die Verpflegung, die nöthigen Menschen und Reitthiere zu stellen, ein Kontrakt, welcher zur vollen Zufriedenheit des Reisenden ausgeführt wurde. Schwierigkeiten von Seiten der Lokalregierung würde ein eigenhändiger Ferman des Sultans beseitigt haben, es waren aber solche in Syrien unter Midhat Pascha nicht zu befürchten. Der Reisende lernte diesen so verschiedenartig beurtheilten Mann persönlich kennen und hält ihn bei allem guten Willen für kein großes Verwaltungsgenie, aber er berichtet auch, daß mit Midhat gleichzeitig der Befehl an alle Unterbeamten kam, dessen Plänen soviel als möglich entgegen zu arbeiten und daß Ahmed Pascha, der Militärgouverneur von Syrien, sein offenkundiger Feind war; kein Wunder also, daß er nichts ausrichtete. Der Zwiespalt der beiden Paschas trug sich auch auf ihre Untergebenen über; Zaptiehs (Polizei) und Militär betrachteten sich mit größter Eifersucht, und wer die Hilfe der einen in Anspruch nahm, wurde von den anderen unbedingt vernachlässigt und hatte auf keinen guten Willen zu rechnen. Was überhaupt von türkischen Reformen zu halten ist, beweist eine Anekdote, die Sachau erzählt: als man in Stambul die Komödie einer Notabelnversammlung aufführte und der Vertreter Syriens von dem in seiner Heimath herrschenden Nothstande zu sprechen anfing, wurde er schon am andern Tage zwangsweise in seine Heimath zurückbefördert.

Die Reisenden brachen am 8. Oktober von Damaskus auf, mit sechs Begleitern und gefolgt von sechs Zaptiehs, welche ihnen Midhat mit Rücksicht auf den Konsul mitgegeben hatte, eine ziemlich kostspielige und überflüssige Ehre, denn in Gefahren ist auf den Polizeisoldaten nicht zu rechnen, und zur Legitimation gegenüber den Dorfvorstehern und Lokalbehörden genügt einer oder höchstens zwei, für den Fall, daß der Reisende sich einmal von seinem Gepäck trennt. Außerdem hatte sich noch der eingeborene Photograph Sabundji aus Beirut angeschlossen; ihm sind die Lichtdruckbilder zu danken, welche den ersten Theil der Reisebeschreibung schmücken. Damaskus liegt an der Grenze des Kulturgebietes; schon am Mittag des ersten Reisetages ward der Rand der Wüste erreicht. Da im Herbst viele Brunnen versiegt sind, sah sich die Karawane gezwungen, die gewöhnliche Straße über Atni nach Karjetên zu verlassen und eine andere westlichere über Kastal und Der-'Atijje einzuschlagen. — Karjetên, oder wie die Beduinen sagen, Grjetên, ist bereits eine Oase, von Mohammedanern und syrischen Christen bewohnt, berühmt durch seine ausgezeichneten Trauben, bewässert durch eine mächtige Quelle, die wie überall, einfach Ras-el-ain heißt. Hier traf der Reisende mit einigen Slebis zusammen, Gazellenjägern, Parias der Wüste, die in kleinen Trupps, nur ein paar Esel besitzend, umher ziehen, unbekümmert um die Streitigkeiten der Beduinen. Sie sind durchweg kleiner als diese und haben ganz andere Physiognomien; ihre Existenz hängt an der Gazellenjagd; sie leben von ihrem Fleisch und kleiden sich in ihr Fell. Der Mohammedaner verachtet sie als Kafirs, bei denen nicht einmal die Ehe durch Sitte oder Gesetz geregelt ist; leider unterläßt der Reisende die genauere Beschreibung eines Slêb oder Notizen über ihre Sprache zu geben. Handelt es sich hier um Trümmer einer vorarabischen Bevölkerung, um einen eingedrungenen fremden Stamm oder um verkommene ausgestoßene Beduinen?

[1]) Reise in Syrien und Mesopotamien. Mit 2 Karten von Prof. H. Kiepert, 18 Abbildungen und 22 Lichtdruckbildern. Leipzig, Brockhaus 1883. 8°. 480 S.

Digitized by Google

In Karjetên beginnt die eigentliche Wüstenreise; auf der ganzen Strecke bis Palmyra liefert nur eine einzige Quelle spärliches Wasser; der Reisende nahm darum eine Anzahl nach Palmyra zurückkehrender Bauern in seine Dienste, um Wasser, Kohlen und Futter mitzunehmen. Die Wüste war völlig leblos, nur an der einen Quelle wurden ein paar Durrâdj (Frankolinhühner) beobachtet. Nach einem vierzehnstündigen anstrengenden Ritt erreichte man in der Nacht Palmyra, halb verdurstet, weil die Bauern betrügerischer Weise kein Wasser mitgenommen hatten; der kleine Vorrath, den sich der Photograph versteckt, weil für ihn das schwefelhaltige Wasser Palmyras unbrauchbar ist, hatte aushelfen müssen.

Auf eine genauere Schilderung der oft beschriebenen Ruinen von Palmyra verzichtet der Reisende, für den der Aufenthalt dort bei dem excessiven Klima, das ihm am Mittag einen leichten Sonnenstich zuzog, und ihn Nachts vor Frost zittern ließ, in Verbindung mit dem schwefelhaltigen Wasser und der ungenügenden Verpflegung nichts weniger als angenehm war. Die Wüste ringsum ist voll Ruinen; die Palmyrene muß zur Zeit des Odenathus und der Zenobia anders ausgesehen haben, wenn auch ihr Reichthum vorwiegend dem Zwischenhandel mit Mesopotamien und Persien zu danken war. An der heutigen Verödung ist namentlich der ungenügende Schutz schuld, den die türkische Regierung dem Lande gegen die Beduinen angedeihen läßt; sie treibt unerbittlich ihre Steuern ein, und der arme Landbauer muß dann den Herren der Wüste noch einmal zahlen oder wird völlig ausgeplündert. Ein des Arabischen unkundiger türkischer Officier außer Diensten haust als Mudir in einem Winkel des Sonnentempels; er nimmt keine Notiz von den Beduinen und diese keine von ihm; weitere Autorität hat die türkische Regierung hier nicht.

Heftiges Unwohlsein zwang den Reisenden, schon am 18. Oktober wieder von Palmyra aufzubrechen, und da die Brunnen auf dem direkten Wege nach Homs, den Kaiser Aurelian einst gezogen, ausgetrocknet waren, mußte man nach Karjetên zurück. Er schlug diesmal den Weg über Kasr-elhêr ein und wieder kam die Karawane beim Nachtlager in große Noth durch die verrätherischen Bauern von Palmyra, welche den ausbedungenen Wasservorrath nicht mitgenommen hatten; zum warnenden Exempel wurden ihnen die leeren Wasserschläuche konfiscirt. Von Karjetên aus wurden die interessanten Dampfbäder von Elhömme besucht, wo aus einem ausgemauerten Loche heißer Wasserdampf hervorbricht, und weiterhin die gewaltigen Ruinen von Khawwârîn, einer echten Steinstadt mit in Angeln laufenden Steinblöcken statt der Thüren, aber auch mit den Ruinen einer christlichen Basilika, die freilich aus den Trümmern älterer Bauwerke errichtet wurde.

In Rible oder Rabli wurde der Orontes und das angebaute Land der Bekâa erreicht und die Karawane athmete neu auf. Auf den ergiebigen Ländereien des Dorfes waren hunderte von Ansariern oder richtiger Nossairiern als Tagelöhner beschäftigt; sie kommen täglich aus ihrer Felsenwildniß zwischen dem Eleutherus (Nahr el Kebir), dem Meer und dem Orontes — die auch eine Forschungsreise reichlich lohnen würde — herüber und erhalten für ihre Arbeit einen geringen Antheil am Ertrag, sie gelten für brav und fleißig. Neuerdings beginnen sie sich auch jenseits des Orontes anzusiedeln; bei Hama hat einer ihrer Scheiks mit seinen Leuten das verlassene Dorf Selemije besiedelt und behauptet sich mit Glück gegen die Beduinen. Von Rible ab folgte die Karawane dem Orontes zum See von Homs, der sich als wenigstens theilweise künstlich, durch eine riesige uralte Barrage gebildet erwies, und nach Homs. Das alte Emisa ist heute eine schmutzige, aus Basalt und Lehm erbaute Landstadt mit circa 40 000 Einwohnern, hauptsächlich Christen, die einige Industrie treiben; besonders zahlreich sind die Weber, die fast ausschließlich rheinisches Garn verarbeiten; ihre Werkstätten sind halb unterirdisch.

Von Homs nach Hâmâ fallen die Bauernwohnungen auf, die flachen Dächer verschwinden, man sieht lauter kuppelförmige Kubbahs, bei wohlhabenden Leuten mehrere neben einander und mit einander kommunicirend. Bei Rastân wird der Orontes auf einer Brücke überschritten. Hamâ, das alte Epiphania, zählt unter seinen 30 000 bis 40 000 Einwohnern heute nur wenige Christen, hat aber auch lebhafte Weberei; die mit Seide durchmusterte Leinwand ist weit berühmt. In der Umgegend wurden gerade Hanf und Baumwolle geerntet. An der Kreuzfahrerburg Larissa vorbei ging es nun dem interessantesten Gebiete des Orontesthales zu, dem Gebiete von Apamea ad Orontem, heute Kalaat Mudik oder richtiger Kal'at-elmedik, die Burg der Enge genannt. Die Trümmer der Stadt liegen noch unberührt, so wie sie im siebenten Jahrhundert verlassen worden sind, nur die Akropolis ist seitdem bewohnt gewesen; der Verkehr hat sich vom Orontes gänzlich abgewandt und das Gebirge der Apamene liegt völlig öde. Zahllose Ruinen beweisen, daß dem nicht immer so war; hier liegt noch fast unberührt eine Fundgrube für künftige Reisende. Einen gemeinsamen Namen scheint dieses Gebirgsland, das man in Europa mitunter als Djebel el arba'în, Gebirge der Vierzig, bezeichnet, an Ort und Stelle nicht zu haben, man nennt es einfach el Djebel, Gebirge. Es ist ein wasserarmes Hochplateau, das sich nur hier und da bis zu 3000 Fuß erhebt; das südöstliche Viertel besteht aus Basalt, der Rest aus Kalk und nur an wenigen Punkten findet sich braunrother Humus von großer Fruchtbarkeit; nur Wölfe, Bären und Leoparden (hier nimr genannt, ein Name, der sonst dem Löwen zukommt) bewohnen die Felsenwüste. Wir lassen hier den Reisenden selbst reden:

„Der erste Eindruck, den die Ruinen des Gebirges von Elbâra auf den Reisenden machen, ist ein höchst fremdartiger und staunenerregender; da stehen Ortschaften des Alterthums aus grauem Fels auf grauem Fels, in denen tausende und aber tausende von Menschen lebten, mit ihren Häusern, Mauern, Thürmen und Bogen so gut erhalten, daß man glauben möchte, sie seien erst vor wenigen Decennien verlassen worden. Ich will gleich hinzufügen, daß alle diese Ruinenstädte, was Anlage und Bauart anbelangt, kaum merklich von einander abweichen; allen gemeinsam ist der Kalkstein als Baumaterial, die Bauart mit rechtwinkelig behauenen Blöcken, die ohne Mörtel zusammengefügt sind, die Anlage der Häuser, Kirchen und Gräber, ganz besonders die Steinbögen, welche die ersten Stockwerke tragen, ferner der Charakter der Säulen und die Ornamentation im Großen und Ganzen. Alle diese Städte sind christlichen Ursprungs, wie man sofort an dem häufigen Vorkommen des Kreuzes und verwandter Ornamente, z. B. des griechischen *A* und Ω erkennt, und entstammen in der Hauptsache dem vierten und fünften Jahrhundert nach Christi Geburt. Besonders charakteristisch und meist schon aus weiter Ferne sichtbar sind die Steinbogen, die selbst da, wo alle Dächer und Mauern eingestürzt sind, meistens noch aufrecht stehen. Das Gebirge muß wohl sehr arm an Bauholz gewesen sein, denn Holz ist bei dieser Bauart nur äußerst wenig zur Anwendung gekommen, z. B. nur zur Bedachung des obern Stockwerks, denn selbst die Thüren waren, wie man noch vielfach beobachten kann, aus Steinplatten gearbeitet. Außerhalb des eigentlichen Syriens habe ich diesen syrischen Baustil in Nordmesopotamien, im Nimrud Dagh zwischen Biredjik und Edessa, wiedergefunden".

Digitized by Google

„Elkefr ist die umfangreichste Ruine dieser Art, eine Ortschaft, in der wohl über 30000 Menschen eng zusammengedrängt gewohnt haben mögen. Die Häuser liegen nahe an einander, so daß die Einfriedigungsmauern, von denen jedes Haus eingeschlossen ist, vielfach gemeinsames Eigenthum gewesen sein müssen. In unregelmäßigen Linien winden sich die Straßen, schmale Gänge, in denen selten mehr als drei Personen neben einander stehen können, durch die Häusermassen hindurch; sie sind jetzt, weil mit Felsblöcken überschüttet, vielfach unpassirbar. So eng wie die Gassen, so schmal, klein und unansehnlich sind die Thüren der Häuser. Tritt man in ein Gehöft ein, so muß man in der Regel über wüste Haufen von Felsblöcken hinüber klettern, findet aber dann fast ganz erhaltene Wohnungen, besonders im Erdgeschosse, mit allen Räumen und häuslichen Einrichtungen, Säulenreihen, vielfach auch noch große Reste vom ersten Stockwerke, und fast überall ist der Plan der Häuser mit Leichtigkeit zu erkennen. Eine Stadt des Luxus und der Kunst kann Elkefr nicht gewesen sein, denn außer wohl eingerichteten Häusern und Kirchen findet man weder Prachtbauten irgend welcher Art, noch kunstvolle Säulen, noch auch das geringste Denkmal antiker Skulptur. Auch mit Inschriften ist kein Luxus getrieben. Ich denke mir Elkfr in der Zeit seiner Blüthe als eine behäbige, ruhige Landstadt, die hauptsächlich von Oel- und Weinkultur lebte, und die außer Ziegen und einigen Kühen keinen großen Viehbestand gehalten haben kann."

„Die Bereisung der Apamene ist äußerst beschwerlich, die Eindrücke, die man empfängt, sind über alle Maßen trostlos, die wechsellose Felswildniß, stets grau in grau, wirkt schließlich geradezu beängstigend auf die Sinne des Reisenden, so daß man, wenn man von Riha aus wieder die Ebene, Felder, Gärten und Baumpflanzungen sieht, sich wie aus einem bösen Traume erwachend vorkommt. Und doch ist dieses Gebiet außerordentlich merkwürdig und reich an lehrreichen Denkmälern des Alterthums, so reich, daß man von den höher gelegenen Punkten fast immer auf allen Seiten des Horizontes graue Ruinen hervorragen sieht. Während gegenwärtig die Bevölkerung sehr dünn ist, muß im Alterthum dieser Theil der Apamene außerordentlich dicht bevölkert gewesen sein. Wovon aber lebten die Menschen? Selbst angenommen, daß früher mehr Wald und Humus vorhanden gewesen, konnte der Boden doch unmöglich die Bewohner all der zahlreichen Ortschaften, die noch vorhanden sind, ernähren. Oder wurde diese Gegend, wie Palmyra, einst durch einen Transithandel belebt? Auch dies ist nicht wahrscheinlich, denn die Landstraßen können wohl nie anders als schlecht und schwer haltbar gewesen sein, und der Palmyrenische Handel mit Antiochien und Seleucia konnte bequemere Wege gehen, als durchs Gebirge. Das Haupterträgniß des Landes wird vermuthlich Oel und Wein gewesen sein; auch dürfte es von den Reichthümern des nahe gelegenen Centralsitzes der Seleucidenmacht, Apamea, in vielen Dingen profitirt haben. Vielleicht hatten reiche Einwohner von Apamea ihre Villen und Landgüter im Gebirge, das bei allen Mängeln, z. B. bei großem Wassermangel, den einen Vorzug hatte, von den Raubzügen der Beduinen niemals belästigt werden zu können."

„Wenn man aus der Sprache der vorhandenen Inschriften einen Schluß auf die Nationalität der Einwohner ziehen wollte, so müßte man annehmen, daß sie Griechen waren, und daß hier im Herzen von Syrien syrische Sprache und Nationalität vollständig von der griechischen verdrängt worden sei. Es ist sehr beachtenswerth, daß in dem ganzen Gebirge bis jetzt nicht eine einzige syrische Inschrift gefunden worden ist, wie denn überhaupt alle Inschriften Mittel- und Nordsyriens, mit Ausnahme weniger syrischer Legenden, griechisch sind, während in Nordmesopotamien, in Edessa, die Inschriften vorwiegend syrisch, nur ausnahmsweise griechisch, geschrieben sind. Mag nun auch die Gräcisirung jener Gegenden, zunächst unter der Herrschaft der Seleuciden, im Gebirge von Elbâra speciell durch den Einfluß des nahen Apamea, späterhin unter römischer Herrschaft besonders durch den Einfluß des griechischen Patriarchats von Antiochien, einen sehr hohen Grad erreicht haben, so halte ich es doch nicht für wahrscheinlich, daß die große Masse des Volkes auf dem Lande jemals etwas anderes als syrisch gesprochen habe, wenn auch die Inschriften auf Palästen, Kirchen und Gräbern in griechischer Sprache gesetzt wurden. In dem von dem Centrum des Griechenthums weiter entfernten Edessa errang sich die syrische Volkssprache mit Hilfe des Christenthums schon frühzeitig die Alleinherrschaft, während im eigentlichen Syrien erst durch die Kämpfe der Monophysiten gegen das orthodoxe Byzanz im 5. und 6. Jahrhundert eine Reaktion zu Gunsten der syrischen Volkssprache erzeugt, die Entwickelung aber bald darauf durch das Hervorbrechen der Araber aus der Wüste unterbrochen wurde."

Hier ist noch ein reiches Arbeitsfeld für einen Forscher, der einen längern Aufenthalt im Orontes-Thale nicht scheut; die Ruinenstädte sind nur zwei Tagereisen von Aleppo entfernt.

Die Weiterreise nach dieser Hauptstadt führte noch durch mehrere Trümmerstätten und bot keine besonderen Abenteuer; am 6. November ritten die Reisenden in Aleppo ein (vergl. die ausführliche Schilderung dieser Stadt auf S. 319 des vorigen Bandes des „Globus"). Hier verließen seine seitherigen Begleiter den Reisenden, um nach der Küste zurückzukehren; der seit 20 Jahren als Arzt dort ansässige, inzwischen verstorbene Dr. Bischoff besorgte ihm dafür einen Aleppiner, der ganz Syrien und Mesopotamien genau kannte, Naum Sajigh, von den Beduinen einfach Namân genannt; er besorgte von da ab alle Geschäfte und Sachau schreibt ihm einen großen Antheil am Gelingen seiner Reise zu. Ahmed, der Dragoman, mit seinen Leuten blieb auch fernerhin bei ihm, war aber nur draußen im Felde von Nutzen, denn in den Städten und auch außerhalb, soweit sein mitgenommener Arakvorrath reichte, pflegte er, trotz seines ehrwürdigen Alters, betrunken zu sein.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Unter den Expeditionen der letzten Jahre erregten fast keine größeres und schmerzlicheres Aufsehen, als die der „Jeannette" und des zu ihrer Aufsuchung ausgeschickten „Rodgers". Beide Schiffe der Vereinigten Staaten haben durch Entdeckungen in den arktischen Meeren ihre Namen in der Geschichte der Erdkunde verewigt, beide fanden dort ihren Untergang. In Aller Erinnerung ist es, wie dann William H. Gilder, der sich auf dem verbrannten „Rodgers"

Digitized by Google

befand, längs der Nordküste Asiens und quer durch Sibirien reiste, um die Nachricht von dem Unglücke der civilisirten Welt zu übermitteln, und wie er von Werchojansk aus nach dem Lena-Delta eilte, um Näheres über das Schicksal der Jeannette-Leute in Erfahrung zu bringen. Diese Reise schilderte er in einem Buche, von welchem jetzt eine deutsche Uebersetzung unter dem Titel „In Eis und Schnee. Die Aufsuchung der Jeannette-Expedition und eine Schlittenfahrt durch Sibirien“ (Leipzig, F. A. Brockhaus. 1884. Mit 46 Abbildungen und 3 Karten) erschienen ist. Während Gilder seine eigenen Erlebnisse und Strapazen mit viel Laune und Witz vorträgt, zeigen die Seiten 219 bis 333 seines Buches einen ganz andern Charakter. Als einem der ersten kam ihm das Tagebuch de Long's, des Kapitäns der „Jeannette“ in die Hand, und was er aus demselben über das langsame Verderben und Sterben jener Unglücklichen mittheilt, ist von erschütternder Tragik. Das Buch, nicht wissenschaftlich, unterhält und ergreift den Leser und ist aller Beachtung werth.

— Im vorigen Bande (S. 78 und 93) hat der „Globus“ bereits auf das Reisewerk Archibald Colquhoun's hingewiesen und seine Bedeutung für die Kenntniß Südwestchinas betont; es ist erfreulich, daß von demselben jetzt eine deutsche Uebersetzung erschienen ist „Quer durch Chryse“ (Leipzig, 1884. F. A. Brockhaus), welche den reichen und namentlich ethnographisch interessanten Bilderschmuck des Originals vollständig enthält. Ganz besondern Werth für das Verständniß der Zeitgeschichte bieten die Kapitel 17 und 18 des zweiten Bandes, in denen Colquhoun, jetzt Korrespondent der „Times“ in Tongking, seine kommerziellen Ergebnisse niedergelegt hat. Die Spekulation der Franzosen, sich durch Besitzergreifung von Tongking des Handels und der Mineralreichthümer der chinesischen Provinz Jünnan zu versichern, hält er für verfehlt, weil erstens die an Bodenprodukten (im weitern Sinne) reichen Theile der Provinz im Centrum, Südwesten und Westen liegen, aber nicht im öden unfruchtbaren Osten, der von Tongking aus auf dem Rothen Flusse allein zugänglich ist, und weil zweitens die jetzige chinesische Regierung sich jeder Bergwerksunternehmung entschieden feindlich zeigt. Die wirklich werthvollen Theile Jünnans und die unabhängigen Schan-Staaten südlich davon, welche mindestens ebenso reich an Erzen sind, wie Jünnan, wären nach Colquhoun's Ansicht leichter von Britisch-Birma aus zu erreichen, und zu diesem Zwecke schlägt er die Erbauung einer Eisenbahn vor, welche die englischen Häfen Moulmein und Rangun über Zimme in Siam mit dem Mittellaufe des Mekong und der Stadt Su-mao im südlichen Jünnan in Verbindung brächte.

Inseln des Stillen Oceans.

— Die von der französischen Regierung im Jahre 1786 nach der Südsee geschickte, aus zwei Fregatten bestehende La Pérouse-Expedition war am 24. Januar 1788 in Botany Bai an der Ostküste von Australien eingelaufen, um an einem Schiffe eine nöthige Reparatur vorzunehmen. Kurz zuvor, am 18. Januar, war eben daselbst unter Kapitän Arthur Phillip die erste Sendung von Verbrechern aus England eingetroffen. Seit jener Zeit wurde trotz aller Nachforschungen nie wieder etwas über die Expedition gehört. Ihr Schicksal ist erst jetzt aufgeklärt worden. Das in Neu-Kaledonien stationirte französische Kriegsschiff „Brunt“ fand im Oktober dieses Jahres in dem die Insel Santa Cruz (Königin-Charlotte-Gruppe) umgebenden Korallenriffe bronzene Kanonen und Anker, welche der Expedition angehört haben und nun als Reliquien nach Nouméa (Neu-Kaledonien) geschafft worden sind. Die Eingeborenen sagten aus, daß die Verunglückten versucht hätten, sich ein anderes Schiff zu zimmern, wären aber alle darüber weggestorben. Auf der Insel fand man eine Art Befestigung, jedenfalls zum Schutze gegen die Eingeborenen angelegt.

Polargebiete.

— Vor Kurzem kehrte die zur Ausführung meteorologischer und magnetischer Beobachtungen nach Nowaja Zemlja abgesandte Expedition nach St. Petersburg zurück. Ihr Leiter, Lieutenant Andreiew, hat in der Oktober-Sitzung der K. K. Geographischen Gesellschaft Mittheilungen über seinen dortigen Aufenthalt gemacht, worüber die „Nowosti“ (Nr. 290) Folgendes berichtet: Die Expedition landete bei „Malije Karmakuli“ am 23. Juli a. St. 1882 und blieb daselbst bis zum 23. August 1883. Die Mitglieder verbrachten somit daselbst eine dreimonatliche Polarnacht, erlebten häufig Schneestürme und starke im Januar bis — 40° zeigende Fröste. Besonders lästig waren die Schneestürme; während eines solchen war die Verbindung zwischen dem Wohnhause der Mitglieder und dem Instrumenten-Pavillon volle 16 Stunden vollständig unterbrochen, trotzdem daß der Abstand zwischen beiden Gebäuden nur 77 Schritt betrug und ein Seil zwischen beiden ausgespannt war. Während des Aufenthaltes auf Nowaja Zemlia verlor die Expedition nur ein Mitglied, einen Matrosen Tiskow, der, wie es scheint, absichtlich eine Novembernacht im Freien zubrachte, sich beide Füße abfror; ein Fuß mußte amputirt werden und nach drei Tagen war Tiskow todt. Die Ursache seines eigenthümlichen Benehmens ist wohl in Heimweh und Melancholie zu suchen. — Die Nahrungsmittel waren, mit Ausnahme des ersten und des letzten Monats, in denen Konserven benutzt wurden, sehr frisch. Die Beobachtungen wurden mit ganz geringen Unterbrechungen programmmäßig angestellt; nur die Windstärke konnte seit dem Mai nicht mehr gemessen werden, weil damals das dritte und letzte Anemometer zerbrach. Die magnetischen Beobachtungen mußten hier und da in Folge starker magnetischer Störungen ausgesetzt werden. Zu Beobachtungen des Nordlichtes waren die Lokalitäten der Station nicht geeignet, weil gerade nach Norden zu sich eine Anhöhe befand, von welcher fast unaufhörlich Schneemassen herab getrieben wurden.

— Der reiche Kaufmann Gamel in Kopenhagen hat für das nächste Jahr dem Lieutenant Hovgaard den Dampfer „Dymphna“ zu einer arktischen Fahrt zur Verfügung gestellt.

Inhalt: Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien XI. (Mit acht Abbildungen.) — Prof. A. Bastian: Erwerbungen der Ethnographischen Abtheilung des Berliner kgl. Museums von der Nordwestküste Nordamerikas II. (Mit sieben Abbildungen.) (Schluß). — W. Kobelt: Prof. Sachau's Reise in Syrien und Mesopotamien I. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Inseln des Stillen Oceans. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion 16. December 1883.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen: 1. Litterarischer Anzeiger Nr. 2. — 2. Schorer's Familienblatt.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLV. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1884.

Vallombrosa.

(Nach dem Französischen des Herrn E. Müntz.)

Die Fahrt von Florenz nach Vallombrosa, dem berühmten im 11. Jahrhundert von San Giovanni Gualberto gegründeten Kloster im oberen Arno-Thale, und wieder zurück, vermag man im Wagen, bei frühzeitigem Aufbruch und später Wiederkehr, an einem Tage zurückzulegen. Am besten aber ist es, einen Theil des Weges bis nach Pontassieve mit der Eisenbahn zu machen; alsdann bringt eines jener leichten Wägelchen, wie sie in Toskana üblich sind, den Touristen rasch an den Ort seiner Wünsche. Die Umgebung von Pontassieve, arm an Villen, breitet sich dafür in lachender Fruchtbarkeit vor den Augen des Beschauers aus, ja, die Ueppigkeit der Vegetation ist so groß, daß sie fast anfängt ermüdend zu wirken. Nur einmal fährt man durch einen schönen Eichen- und Tannenwald. Das Brennholz hat hier bei solcher Ueberfülle nur wenig Werth; ja, die Landleute liegen im erbitterten Kampf mit den Bäumen des Waldes jeglicher Gattung. In jedem Jahre breiten sie ihre Herrschaft weiter aus, und kaum ein halbes Jahrhundert mag noch vergehen, bis nichts mehr übrig bleibt, was noch urbar zu machen wäre.

Im weitern Verlauf des allmählich die Berge des rechten Arno-Ufers erklimmenden Weges schweift der Blick in der Ferne über wilder und wilder werdende Gebirgsmassen. Jenseits des Dorfes Paterno, wo Vallombrosa einst eine Filiale besaß, ändert sich das Panorama beinahe alle hundert Schritt; man ist versucht, es ein ungeheures Kaleidoskop zu nennen, so mannigfaltig sind die Aussichten, die an dem schauenden Auge vorüberziehen.

Die festungsartige Villa Melossa, zu beiden Seiten von massiven Thürmen flankirt, bleibt seitwärts liegen. Rechts blickt man tief hinab in die bewaldete Schlucht eines reißenden Baches; dann senkt sich der Weg hinab in das Thal des Vicano, eines Zuflusses des Arno und man erreicht die Mühle von Tosi. Eine steinerne Brücke überspannt die Schlucht und führt nach der entgegengesetzten Seite, welche mit dem denkbar üppigsten Kastanienwalde bestanden ist. Tosi selbst ist ein nur kleiner Ort, welcher aus etwas mehr als einem Dutzend Häusern und einer winzigen Kapelle besteht.

Von nun ab verläßt die neu erbaute, scharf steigende Straße die dichten Waldungen nicht mehr; immer derselbe der Luft und Sonne überall zugängliche Hochwald von Kastanien, unter denen würziges Haidekraut sich findet, abwechselnd mit prächtigen Farnkräutern und mit allerhand bunten Blumen untermischt. Der Weg steigt noch immer bergan, bis er endlich eine Art Lichtung erreicht, von wo aus man Pontassieve erblickt; dann beginnt feuchter, dunkler Tannenwald, den kein Sonnenstrahl durchdringt, bis schließlich der Kutscher dem Reisenden ankündigt, daß das Ziel des Tages erreicht sei.

Vallombrosa führt seinen Namen mit Recht; derselbe, „schattiges Thal" bedeutend, steht mit der Umgebung des Ortes im innigsten Einklang. Das Bild, welches sich dem Auge entrollt, ist anziehend und doch überwältigend. Düstere mit dunkeln Tannen bedeckte Felsen schließen das Thal von allen Seiten ein und eine himmlische Ruhe umfängt den Beschauer. Linker Hand erhebt sich ein ungeheuerer Felsblock, dessen Gipfel von einem scheinbar winzigen Häuschen gekrönt wird, das den Namen „Paradisino", kleines Para-

Digitized by Google

dies, führt. Der Wagen rollt noch eine kurze Strecke auf einem gepflaſterten Wege dahin und hält ſchließlich vor dem Kloſter des heiligen Gualberto; indeſſen iſt dies nicht mehr die wahre Bezeichnung, welche dieſem Orte zukommt, denn ſchon ſeit Jahren dienten die Gebäude nicht mehr Kloſterbrüdern zur Unterkunft; nur drei Patres noch entſtammen jener Zeit und leben in einem beſondern Flügel des Hauſes. Die Geſchichte des Kloſters iſt kurz folgende. Der Stifter deſſelben, im 11. Jahrhundert lebend, gehörte urſprünglich einem edlen und reichen florentiniſchen Adelsgeſchlechte an. Die Ermordung ſeines Bruders gab ſeinem bis dahin dem Genuſſe gewidmeten Leben eine andere Wendung; zunächſt ſuchte er nichts als ſeinen Rachedurſt zu befriedigen. Eines Tages traf er in einem Hohlwege auf den glühend gehaßten Feind. Ein Entrinnen deſſelben war unmöglich und Gualberto war im Begriff, den Gegner zu durchbohren, als dieſer ſich ihm zu Füßen warf und, indem er die Arme in Kreuzesform ausgebreitet hielt, um Gnade flehte. Es war ein Charfreitag und bei dem Anblick des Knienden kam dem Gualberto die Erinnerung an den ſterbenden Heiland; er hebt den Feind auf, umarmt ihn und gewährt ihm Verzeihung. Bei Fortſetzung ſeines Weges betritt er die Abtei von San Miniato und betet dort mit Inbrunſt vor einem Krucifix. Hier wird ihm ein göttliches Zeichen ſeiner Beſtimmung zu Theil.

Er eilt, ſich dem Prior zu Füßen zu werfen und ihn

Die Mühle von Toſi.

um Aufnahme in den Orden des heiligen Benedikt zu bitten. Dies geſchieht und beim Tode ſeines Oberen wählt man ihn zum Nachfolger. Indeſſen ſchlägt Gualberto dieſe Würde aus und begiebt ſich in die Einöde von Aquabella, dem heutigen Vallombroſa. Dort unternimmt er es, einen neuen Orden zu gründen. Bald dringt das Gerücht ſeiner Heiligkeit in immer weitere Kreiſe, ja ſogar Papſt Leo IX. ſcheut eine Reiſe nicht, um ihn kennen zu lernen. Im Jahre 1070 erhalten ſeine Ordensregeln die Billigung des heiligen Stuhles und beim Tode des Stifters im Jahre 1073 zählt der Orden bereits zwölf Filialen. Im Allgemeinen lehnten ſich die Ordensregeln an die des heiligen Benedikt an. Wie alle Ordensſtifter wollte auch Gualberto die bis dahin üblichen kloſterlichen Vorſchriften noch verſchärfen. Unter anderm erzählt man, daß die Novizen gehalten waren, die Schweine zu hüten, deren Ställe zu reinigen und den Miſt mit den Händen zu entfernen.

Im weitern Verlauf der Jahrhunderte ließen die Patres von Vallombroſa ſich eifrig die Unterſtützung der Künſte angelegen ſein. Perugino malte eigens für ſie die berühmte Himmelfahrt, welche heutzutage eine Zierde der Akademie der ſchönen Künſte in Florenz bildet. Gleicher Weiſe malte er auch die beiden bewunderungswerthen Mönchsköpfe, welche öfters ſogar Raphael zugeſchrieben wurden.

Nachdem im Laufe der Jahrhunderte noch mancher Sturm, der oft den Beſtand des Ordens bedrohte, über Vallombroſa dahin gebrauſt war, wurde das Kloſter im Jahre 1869 definitiv aufgelöſt; die Anzahl der Ordensleute betrug damals noch etwa 60. Aus Duldſamkeit hat man, wie oben ſchon erwähnt, drei Brüdern den fernern Aufenthalt geſtattet unter der

Das Kloster Vallombrosa, von oben gesehen.

Bedingung jedoch, daß sie weltliche Kleidung trügen; und diese drei sind die letzten Repräsentanten der Ideen des heiligen Gualberto. Das Kloster besitzt nichts von der Strenge, wie sie ähnlichen Bauwerken des Mittelalters, welche halb als Festung, halb als Gefängniß erscheinen, nur zu oft anhaftet. Die Weitläufigkeit des Bauwerks, fast wäre man versucht hinzuzufügen, die Majestät der Architektur beweist, daß dasselbe zu einer Epoche wiedererbaut worden ist, welche der Gegenwart ziemlich nahe liegt, zu einer Zeit, in welcher das Streben nach Wohlleben die Herrschaft der von San Giovanni Gualberto eingesetzten Kasteiungen verdrängte.

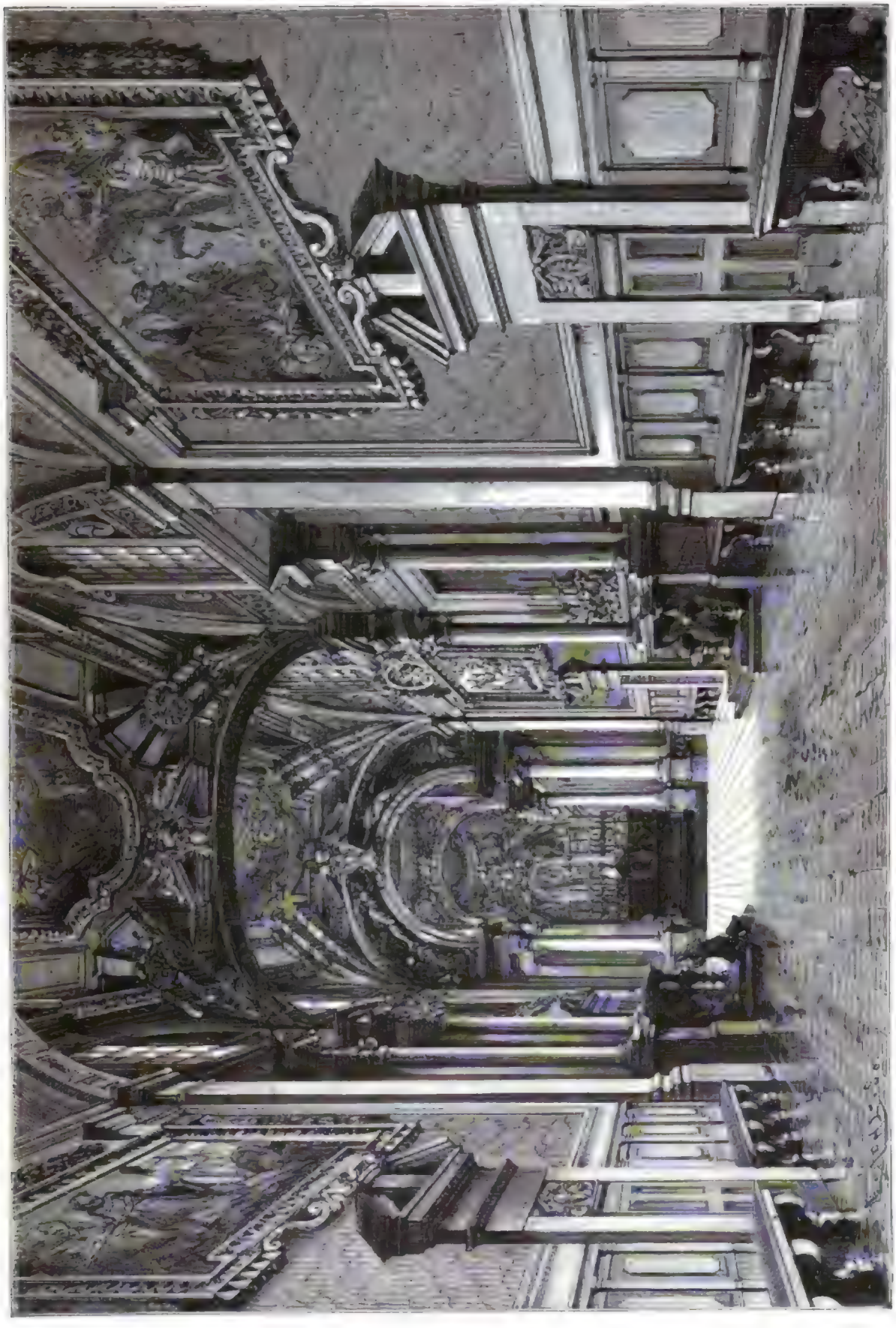
Eine große Mauer ohne Krenelirung umschließt das Haupt- und die Nebengebäude. Dagegen befindet sich der zur Aufnahme der Fremden bestimmte Bau, die „Foresteria", außerhalb derselben. Die Fassade des Klosters ist zwar imposant, indessen vom Standpunkte des Sachkundigen betrachtet, doch nur sehr alltäglich und ohne irgend einen originellen architektonischen Gedanken. Ein innerer, bedeutend kleinerer Hof führt uns zur Kirche, deren Fassade nichts weiter bezeugt, als den schlechten Geschmack der Bauherren zur Zeit der Errichtung im Jahre 1612. Man findet daher auch hier kaum irgend welche Erzeugnisse einer zu höherer Vollendung gelangten Kunst. Was den sonstigen Schmuck an Vergoldungen oder Erzeugnissen in Marmor anlangt, so weisen diese nicht bloß anspruchsvolle, sondern auch inkorrekte Formen auf; eine Ausnahme macht die doppelte Reihe der Chorstühle, welche offenbar nach einem Vorbilde einer besseren Kunstepoche gearbeitet worden ist. Die sehenswerthesten Theile der Kirche sind ohne Zweifel die Kapellen mit ihren Reliquien. In Schränken, deren Thüren zwar geöffnet, aber doch durch Drahtgitter vor Unberufenen geschützt sind, ist eine Sammlung von Gebeinen zur Schau gestellt, welche mit einem geradezu unerhörten Luxus umgeben ist; es ist diese Nebeneinanderstellung von kostbaren

Vallombrosa, von unten gesehen.

Stoffen und jenen unscheinbaren Ueberbleibseln Dahingeschiedener ganz dazu angethan, den Beschauer zu ergreifen. Dem Besuche der Kirche folgte alsbald der des Klosters. Der linke Flügel beherbergt die genannten drei Patres; einer derselben macht den Führer und erweist sich als ein durchaus unterrichteter und gescheidter Mann. Zuerst betritt der Besucher einen langen Korridor, dessen seitlich liegende Zellen, sämmtlich überwölbt und außerordentlich sauber eingerichtet, nach dem Hofe zu gehen. Alsdann gelangt man in ein kleines meteorologisches Observatorium, in welchem dreimal täglich die Temperatur registrirt wird. Obgleich nur in einer mittleren Höhe von etwas über 900 m gelegen, hat Vallombrosa doch ein eigenthümlich rauhes Klima; nicht selten tritt schon vom September ab Schneefall ein, der die Landschaft oft bis zum Juni fast ganz mit einer weißen Decke einhüllt. Als sogenannte schöne Jahreszeit kann man daher nur etwa 3 oder 4 Monate im Jahre ansehen. Das Forstinstitut von Vallombrosa, das einzige Etablissement dieser Art, welches überhaupt in Italien existirt, hat den rechten Flügel des Klosters inne. Die Regierung hat mit Recht geglaubt, daß keine Gegend für die Schulung der künftigen Forstleute geeigneter sei als die Umgebungen des Klosters mit ihren 1500 Hektaren Domänen-Waldung.

Fünf Professoren, welche in Vallombrosa selbst wohnen, und zwei andere, welche einmal in der Woche von Florenz heraufkommen, sind mit Ertheilung des technischen Unterrichts beauftragt. Zur Vervollständigung und Ergänzung des letztern dient eine Special-Bibliothek, welche in den Räumen der ehemaligen Klosterbibliothek untergebracht ist. Außerdem sind mineralogische und botanische Sammlungen zum Studium für die Zöglinge vorhanden. Diese, 25 an der Zahl, müssen drei Jahre lang am Unterricht theilnehmen; nach Verlauf dieser Zeit werden sie mit dem

Digitized by Google



Die Kirche in Vallombrosa.

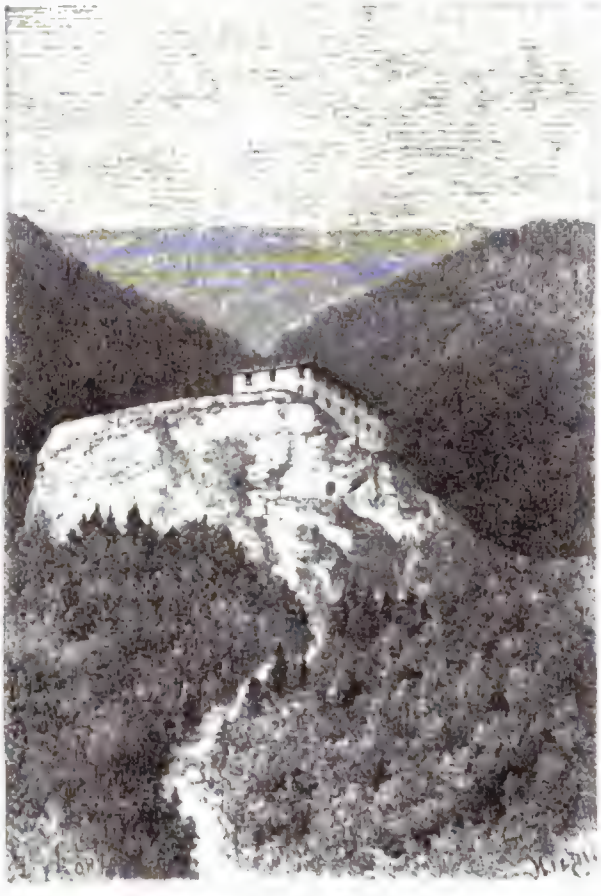
Digitized by Google

Range von Unter-Inſpektoren entlaſſen. Das Lehrjahr iſt im Hinblick auf die ſtrengen klimatiſchen Verhältniſſe Vallombroſas nur kurz und dauert nur vom 1. Mai bis zum 15. November, alſo wenig über ſechs Monate. Die jährlichen Honorarbeträge belaufen ſich für jeden Zuhörer etwa auf 700 Franken.

Um das Kloſter in eine Lehranſtalt umzuwandeln, genügte es, lediglich die Namen der einzelnen Räumlichkeiten zu verändern. Die Zellen wurden zu Arbeitszimmern, das Refektorium dient als Speiſeſaal. Hier hat man ſich ſogar nicht einmal der Mühe unterzogen, die Bilder der früheren Oberen des Kloſters zu entfernen; alles blieb, wie es geweſen. Ebenſo auch die Kirche mit ihrem monumentalen, auf ſechs Pfeilern ruhenden Kamine; ſie iſt naturgemäß vollſtändig ihrer alten Beſtimmung erhalten geblieben, nur daß jetzt etwas fetter dort gekocht wird.

Vallombroſa iſt, im Ganzen genommen, der Natur mehr zu Danke verpflichtet als der Kunſt; denn, unterzieht man den Bau von außerhalb ſeiner Umgebungsmauern einer Beſichtigung, ſo wirkt er mehr durch ſeine Geſammtheit, als ſeine Einzelheiten, wobei dann die Lage in der düſteren, ſtillen Waldeinſamkeit ſeine tiefe Wirkung auf den Beſchauer nicht verfehlen wird. Ein wenig thalabwärts trifft der Wanderer auf eine, noch im Entſtehen begriffene Mahlmühle, welche am Rande eines kleinen Gewäſſers, das durch einen Ableitungskanal eines Fiſchteiches geſpeiſt wird, erbaut iſt. Dieſer Kanal bildet in ſeinem fernern Verlaufe ein Reſervoir, welches alsdann die Waſſerkraft zum Betriebe einer Schneidemühle giebt. Allein dieſe ſtille und doch wilde Einſamkeit widerſetzt ſich gleichſam menſchlichen Kulturbeſtrebungen, denn nur wenige Schritte genügen, um den Ausblick auf tiefe und wilde Schluchten zu eröffnen, in denen die Gießbäche die von den ſtarren Felsmaſſen gelöſten Blöcke brauſend umtoben. Bald ſtürzt das Waſſer im Zickzack quer durch die Felſen, bald auch bildet es rauſchende Kaskaden; weiter abwärts wieder fließt es ruhig und ſanft auf einem grünen Moosbett dahin.

Ein wenig näher zum Kloſter führt eine kleine Brücke nach dem ſogenannten „Paradiſino“, dem kleinen Paradies. Indem man eine kleine Kapelle mit der Jahreszahl 1605 ſeitwärts liegen läßt, gelangt man auf einem mit Steinplatten belegten Fußſteige in wenigen Minuten an den Fuß des mit Moos bewachſenen Felſens, welcher die Lichtung, in der das Kloſter ruht, um etwa 75 m überragt. Eine leichte Kraftanſtrengung noch und die Plattform, auf der ſich das „Paradiſino“ (heute eine Zweiganſtalt des Gaſthofes „Kreuz von Savoyen“) erhebt, iſt erreicht. Die Augenweide, die der Beſchauer von dort oben genießt, iſt herrlich, faſt überwältigend. Ringsum erheben ſich die von unzähligen Schluchten durchſchnittenen düſteren Berge; zu Füßen die freundliche Lichtung mit dem Kloſter; in weiter Ferne das breite Thal des Arno. Man glaubt ſich in die Region des Aethers verſetzt, denn je länger der Blick auf dieſer wunderbaren Natur verweilt, deſto weiter entſchwebt der Geiſt in die Regionen einer idealen Welt: welch unvergleichlicher Ort zur Andacht!



Das Paradiſino bei Vallombroſa.

Zur vollſtändigen Beſichtigung dieſer herrlichen Gegend würde unzweifelhaft noch die Beſteigung des Prato Magno gehören. Indeſſen, die Sonne geht zur Rüſte und es ſcheint an der Zeit, die Rückfahrt nach der Bahnſtation anzutreten.

Prof. Sachau's Reiſe in Syrien und Meſopotamien.

II.

Für die Weiterreiſe von Aleppo mußte Sachau ganz andere Zurüſtungen treffen, denn nun begann der Winter. Es iſt dies die unangenehme Eigenſchaft aller dieſer ſüdlichen Länder, daß im Winter wie im Sommer jedes Reiſen dort unmöglich oder doch mit großen Schwierigkeiten verbunden iſt, im Sommer wegen der Hitze, im Winter entweder wegen des Regens, der die Flüſſe anſchwellt und die Straßen unpaſſirbar macht, oder in höheren Gegenden und im Oſten wegen des Schnees und der Kälte. Der Reiſende hatte zwar vorſichtigerweiſe den ſüdlichſten Theil ſeiner Reiſeroute in die Wintermonate gelegt, aber er bekam doch noch ſein Theil von der Kälte ab, und wir begreifen ihn,

wenn er in der Einleitung bemerkt, daß „mit erstarrten Gliedern durch Schneefelder reiten der Wissenschaft wenig Gewinn bringt und in den seltensten Fällen die Mühe, die Zeit und das Geld lohnt". Der Alterthumsforscher kann noch eher im Winter reisen, der sammelnde Naturforscher dagegen muß entweder erst Anfang März ausrücken, oder aber, wenn er schon im Herbst anfängt, die Wintermonate an irgend einem geschützten Punkte zubringen und sich begnügen, dessen nähere Umgegend genau zu erforschen.

Unser Reisender war so glücklich, in Aleppo einen jüdischen Schneider aus Galizien anzutreffen, welcher ihm einen schweren Pelz konstruirte; auch schickte er als vorsichtiger Mann Vorräthe von Konserven, Spirituosen und Rothwein, für die in Aleppo die Welt aufhört, voraus nach Urfa, Mardin und Mosul, wo sie ihm später sehr zu Nutzen kamen. Zum Schutze erhielt er zwei tscherkessische Zaptiehs aus Membidsch am Euphrat, welche bei dieser Gelegenheit ihre Familien besuchen wollten; sie bewährten sich vorzüglich, was sonst von türkischen Zaptiehs nicht immer gesagt werden kann.

Am 14. November brach die Karawane auf, um zunächst nach Membidsch zu gehen. Schon am folgenden Tage erreichte man den Dschebel Elhaß, jenseits dessen das Gebiet der unabhängigen Beduinen vom Stamm Anêze beginnt. Auf dem Dschebel El'âmiri steht ein kleines, dorniges, verdorrtes Bäumchen, Zeichen einer hochheiligen Stätte, ein sogenannter Za'rur. „Wenn eine Frau sich ein Kind wünscht, wenn ein Bauer Regen wünscht, oder die Genesung eines kranken Pferdes oder Kameels u. dgl. m., so geht er zum Za'rur, reißt einen Fetzen von seinem Gewande und hängt ihn auf einen Dorn des Baumes, oder wenn er von seinem zerfetzten Hemde keinen Fetzen mehr sparen kann, nimmt er einen Stein und deponirt ihn zu Füßen des Za'rur oder sucht ihn irgendwo zwischen den Zweigen zu befestigen." Das ist die einzige Spur eines Kultus, den man bei den Beduinen findet; nur ganz einzelne machen, wenn sie bei den Türken sind, deren religiöse Ceremonien mit, in den Zelten der Wüste ist von Gebet keine Rede. Die Za'rur werden übrigens auch von Kurden und Türken respektirt, und auch Sachau hinterließ einen Kleiderfetzen mit der Bitte um glückliche Heimkehr.

Südwärts vom Dschebel El'âmiri hört die Kultur auf; in öder Steppe liegen die Ruinen von Chunâsara, meist vom Wüstensand überschüttet, die erhaltenen Reste aus byzantinischer Zeit stammend. Von hier ab war die Einöde reich an Wild, namentlich an den rebhühnergroßen Gâtâ, was für die Verproviantirung der Karawane sehr angenehm war. Immer am Rande der Wüste entlang wurden die Ruinen von Zebed besucht, einer einst volkreichen Stadt, in welcher eine hochinteressante dreisprachige Inschrift, griechisch-syrisch-arabisch, gefunden wurde, deren Wortlaut Sachau schon 1881 veröffentlicht hat, im arabischen Theil das älteste uns erhaltene Denkmal arabischer Schrift. Weiterhin beginnt die kahle Wüste, die auch im Alterthum nicht anders war; sie war belebt von Tausenden von Kameelen, die mit nur wenigen Hirten hier weideten, nur beschützt durch den Respekt vor ihren Herren, dem mächtigen Stamm der Anêze. Kasernen, welche die türkische Regierung einst erbaute, um die Straße von Aleppo nach Meskene zu schützen, sind seit dem letzten russischen Kriege aufgegeben und verfallen. Auf dem Wege fanden sich mehrfach Trümmer aus der Römerzeit, selbst Straßenspuren, aber keine Inschriften; eigenthümliche Zeichen an den Steinblöcken sind von den Beduinen eingegraben, Nachahmungen der Figuren, mit denen sie ihre Kameele zeichnen. Von dort ging es weiter nach Norden auf Membidsch zu, aber ohne Führer durch völlig unbekanntes Terrain; der Reisende kam von seinen Lastthieren ab und machte sich schon bereit, mit seinem Zaptieh trotz des eisigen Windes im Freien zu kampiren, als sie in der Ferne Licht bemerkten. Es gelang ihnen, ein Beduinenlager zu erreichen und ein Zelt zu betreten, ohne vorher bemerkt zu werden; von dem Moment an waren sie als Gäste sicher, während vorher wenigstens ihr Eigenthum vogelfrei gewesen wäre. Für sein Leben hat der Fremde vom Beduinen nichts zu fürchten, so lange nicht Blutrache ins Spiel kommt. Es waren Hanâdi, ägyptische Nomaden, die mit Ibrahim Pascha ins Land gekommen und mit den Türken befreundet sind; sie werden halb zur Armee gerechnet und treiben auch etwas Ackerbau, allerdings unter eigenthümlichen, aber in Syrien vielfach vorkommenden Verhältnissen. Der Stamm steht nämlich in Kompagnievertrag mit zwei reichen Mohammedanern in Aleppo; er liefert denselben den größten Theil der Ernte ab und erhält dafür Geld, Waaren und Geräthe. Man nennt dieses Verhältniß Shirke; es ist für die wirthschaftliche Entwickelung jener Länder von der größten Bedeutung, bringt aber die Beduinen und Bauern immer mehr in Abhängigkeit von wenigen Kapitalisten, denen nach und nach aller guter Grundbesitz zufällt, denn sie verstehen ihre Abrechnung schon danach zu machen. Die Sheriks sind Mohammedaner oder Christen. Namentlich verstehen sich die Armenier auf dieses Geschäft; sie haben auch den Getreidehandel ausschließlich in der Hand.

Ein Verwandter des Scheiks brachte den Reisenden am andern Morgen nach Membidsch, wo sie von den Tscherkessen festlich empfangen wurden. Dieser unselige Stamm findet sich am Euphrat in der schlimmsten Lage; die türkische Regierung hat ihn in Membidsch angesiedelt ohne Rücksicht darauf, daß dasselbe den Beduinen vom Stamme der Beni Said gehört, und hat sogar diesen das Vieh abgenommen und den Tscherkessen gegeben. Ein erbitterter Krieg war die Folge; die Beduinen sind die Stärkeren und drauf und dran, die Tscherkessen völlig auszurotten. So ist es überall, wo man die Kaukasier neben stärkeren Stämmen, Kurden oder Turkmenen, angesiedelt hat; wo sie neben Christen wohnen, sind sie als unverbesserliche Räuber eine schwere Landplage. Sie geschlossen in einem Gebirgsland anzusiedeln, hat sich die Regierung wohl gehütet, denn damit hätte sie sich nur einen Feind im eigenen Lande geschaffen; in den Ebenen zerstreut gehen sie rasch zu Grunde.

Vom alten Hierapolis, dessen Stelle Membidsch einnimmt, sind außer den Mauern nur noch Schutthaufen übrig; der heilige Teich der Derketo spendet aber heute noch sein Wasser. Die Stadt liegt in einer Senkung mit wenig fruchtbarem Boden, eine Tagereise vom Euphrat, welchen Sachau am 21. November bei dem weithin sichtbaren Burgfelsen von Kal'at Nidschm erreichte. Hier wird der Uebergang durch eine Insel erleichtert und mündete im Alterthum eine viel begangene Karawanenstraße. Gegenüber liegen Ruinen, welche der Reisende aber Mangels jeden Ueberfahrtsmittels nicht untersuchen konnte. Fähren über den Euphrat giebt es nur in wenigen Hauptorten, wie Biredschik, Meskene, Ragga, Dêr und Mejâdin.

Um Biredschik zu erreichen, wandte die Karawane sich nördlich bis zur Mündung des Sâdschur und folgte dem Thale desselben, in welchem die Esel für ganz Syrien gezüchtet werden; es ist fruchtbarer Boden ohne Reste aus dem Alterthum und ohne Bäume. Hier ist eine hochwichtige Sprachgrenze, südlich wird nur arabisch gesprochen, nördlich türkisch und kurdisch. Die Straße von Aleppo nach Biredschik schneidet quer durch das Thal; der Reisende folgte dieser bis Zembûr und machte dann einen Abstecher nach der alten Kreuzfahrerfeste Tell Bâshar, deren starke

Digitized by Google

Citadelle noch wohlerhalten ist. Am 26. November ritt er nach Dscherâbis, um die Ausgrabungen des alten Europus und des noch ältern biblischen Karkhemisch zu besichtigen; die eigenthümlichen Inschriften, welche Mr. Henderson dort gefunden, waren damals noch an Ort und Stelle, sie sind seitdem ins britische Museum gewandert. Am folgenden Tage wurde ein Vorstoß südlich bis fast zur Südschur-Mündung gemacht, um die Ruinen von Caeciliana zu suchen; einer der dichten, ganz plötzlich eintretenden Nebel, welche dem Euphrat eigenthümlich sind und dem Reisenden noch manchmal lästig werden sollten, erschwerte die Exkursion, doch wurde bei Tell Elghanime die Grabsäule eines römischen Ritters aus der bosphoranischen Kohorte gefunden, welcher aus St. Moriz im Engadin gebürtig war. Den Heimritt in der Finsterniß machten die Reisfelder gefährlich.

Von Dscherâbis ab ritt der Reisende am Euphrat aufwärts nach Biredschik und setzte dort nach Mesopotamien über. Die Stadt ist der einzige Durchgangspunkt für den Verkehr zwischen Syrien und Mesopotamien und zählt etwa 30 000 Seelen. Auf dem Bazar kaufte der Reisende ein Quantum der nöthigsten Vorräthe und gab sie einem Aleppiner Kaufmann mit, welcher auf den bekannten Flößen (Kelleks) Waaren flußabwärts nach Dêr bringen wollte; sie sollten ihm als Depot für seine Reise vom Euphrat zum Tigris dienen, für den Fall, daß dort nichts zu bekommen sei. Schon am 2. December ging es weiter nach Urfa, auf einem von der Karawanenstraße südlich verlaufenden Wege durch eine felsige Gegend ohne Wasser; bei verschiedenen Trümmerstätten fanden sich Reste alter eigenthümlicher Cisternen. Kurz vor Urfa wurde die kaiserliche Heerstraße Derb-essultâni betreten, ein schauderhafter Steindamm, den jeder Reisende sorgsam vermeidet. Am 4. December wurde Urfa erreicht und der Reisende ließ seine Zelte auf dem öffentlichen Platz vor dem Konak (Regierungsgebäude) aufschlagen.

Hier war Sachau durch die Unmöglichkeit, die in Aleppo erhaltenen Wechsel ohne schweren Verlust zu diskontiren, zu längerm Aufenthalt gezwungen und konnte Stadt und Umgebung gründlich untersuchen. Von dem alten Edessa ist wenig übrig geblieben; nur die Stadtmauer, welche auch die Citadelle auf dem hochragenden Schloßberg umschließt, ist noch erhalten. An der Stelle der berühmten Kirche, die zu den Wundern der christlichen Zeit gehörte, steht jetzt die große Moschee. Zwei gewaltige Quellen liefern überreichliches Wasser; die eine ist der Abrahamsteich, wo Abraham seinen Sohn opfern wollte; sie wird, wie Alles, was sich auf „Chalil Ibrahim", den Freund Allahs, bezieht, in hohen Ehren gehalten und die im Teich massenhaft lebenden Fische sind geheiligt und werden gefüttert. Uebrigens werden auch die Fische im Euphrat von den Anwohnern nicht gefangen. Von Alterthümern ist außer den beiden vorrömischen Riesensäulen auf der Citadelle, die das Volk Nimruds Thron nennt, wenig übrig. Der Reisende wurde von den türkischen Behörden und dem Volk sehr fetirt und die Armenier benutzten seine Anwesenheit, um zum erstenmal ihre Kirchenglocken zu läuten, was die Mohammedaner seither nicht geduldet hatten. Die Moscheen zu besuchen wurde aber auch ihm nicht gestattet.

Die weitere Reise von Urfa ab sollte insbesondere den Flußgebieten des Belich und des Châbûr gelten, die zum größten Theil noch von keinem Europäer betreten worden sind; der Reisende hoffte sich dort auch im Winter frei bewegen zu können. Leider war aber der Winter 1879—80 in Mesopotamien ganz abnorm streng, und er und die beginnende Hungersnoth machten, wie wir sehen werden, die Ausführung des Planes in seiner Hauptsache unmöglich. — Auf Proviant war in dem öden Lande nicht zu rechnen, es mußten also alle Bedürfnisse auf 6 bis 8 Wochen mitgenommen werden und dazu waren 13 Kameele nöthig, die aber nur durch Vermittelung des Gouverneurs und halb zwangsweise beschafft wurden, weil kein Kameeltreiber seine Thiere zu einer so anstrengenden Winterreise hergeben wollte. Der Gouverneur Suleiman Agha wollte auch 15 Zaptiehs mitgeben und es kostete viele Mühe, sie auf fünf herunterzuhandeln; zwei hätten auch genügt, denn ihre Waffen waren in total unbrauchbarem Zustande.

Mesopotamien unterscheidet sich sehr zu seinem Nachtheil von Syrien. „Die allgemeine Verwilderung", sagt Sachau, „hat dort einen viel höhern Grad erreicht als in Syrien und ist neuerdings durch die Schwächung der Regierungsautorität außerordentlich gestiegen. Seit dem letzten Krieg mit den Russen hat sich die türkische Regierung genöthigt gesehen, ihre Administration und die militärische Besetzung jener Länder bedeutend zu reduciren, so daß sie gegenwärtig gerade auf manchen besonders exponirten Punkten nur durch Beamte vertreten ist, die höchst unregelmäßig ihren Gehalt bekommen, die in ihren Residenzen keineswegs immer sicher sind und sich ohne Eskorte niemals weit von denselben zu entfernen wagen; ferner durch ungenügend besoldete Gensdarmen, die keine Munition und keinen Proviant bekommen und mit verrosteten Karabinern, die nicht mehr losgehen, bewaffnet sind. — Viel weiter als in Syrien geht nun auch die Zerstörung aller Denkmäler des Alterthums oder früherer Zeit im Allgemeinen. Während wohl kaum ein anderes Land so reich ist wie Syrien an über dem Erdboden noch sichtbaren, verhältnißmäßig gut erhaltenen Baudenkmälern des Alterthums, ist in Mesopotamien nur weniges der Art mehr vorhanden, das Meiste ist in den Kriegen zwischen dem römischen Reich und den Persern, Parthern und Arabern und der Mohammedaner unter einander wie vom Erdboden weggefegt, oder vom Wüstensande verschüttet, und im glücklichsten Fall ist die betreffende Lokalität noch an einem einsamen Tell zu erkennen."

Die Route folgte dem Flußgebiet des Belich bis zu seiner Mündung in den Euphrat; das erste Ziel war Harrân, das alte Carrhae, wo noch Ruinen aus altchristlicher und aus mittelalterlich-arabischer Zeit vorhanden sind; an der Stelle der schon in der Patriarchenzeit wichtigen Stadt, wo Crassus den Parthern erlag, steht heute ein armseliges Araberdorf, dessen wenige Bewohner sowohl den Türken, als den Herren der mesopotamischen Wüste, den Schemmar, tributpflichtig sind; letztere ziehen im Frühling bis vor Urfa. Südlich von Harrân liegt noch ein Dorf mit Häusern, dann trifft man bis zum Euphrat nur noch Beduinenzelte. Mitten in der Steppe liegt ein Teich mit klarem Wasser, Ain Chalil Errahmân, Abrahamsquelle genannt; er gilt als die Hauptquelle des Belich. Die Straße folgt von da dem rechten Ufer dieses Flusses, doch so weit davon entfernt, daß man ihn nicht sieht. Quellen sind zahlreich, es wird auch Reis und Getreide gebaut, aber die Bewohner, die Bulchamis, sind doch halbe Nomaden, Beduinen zweiter Klasse, wie Sachau sie nennt, welche nur zur Aussaat und zur Ernte ihre Felder besuchen; die Gastfreundschaft scheinen sie nicht zu üben.

Kurz nachher hört das fruchtbare Land auf und beginnt eine schauderhafte Wüste, ausgezeichnet durch massenhaftes Vorkommen von Marienglas, welches entweder den Boden bedeckt oder eine dünne, mit Sand überlagerte Schicht bildet. Es ist ein wasserloses, welliges Höhenterrain, das nach Westen und Süden bis zum Euphrat reicht, nur im Frühjahr mit einigen spärlichen Kräutern; Europäer haben es

Digitized by Google

noch nicht betreten, nur dann und wann wagt ein Zaptieh, der Depeschen von Urfa nach Meskene am Euphrat bringen soll, den Ritt hindurch. Nur im Belichthal findet sich angeschwemmter Boden und Anbau. Der Belich selbst ist auch im Herbst noch wasserreich und nur an wenigen Stellen fuhrbar.

Am 16. December wurde Ragga oder Errágga an der Belichmündung erreicht. Von dem römischen Nicephorium ist wenig übrig, doch die Lage noch zu erkennen; Ruinen von nicht sehr großem Umfang liegen circa 2 Stunden oberhalb bei Haragla, wohl Reste eines römischen Grenzpostens, welcher den Uebergang von Thapsacus nach Mesopotamien deckte. Eine Expedition nach den Ruinen von Rusáfa mußte aufgegeben werden, weil sich Anèze-Beduinen dort gezeigt, mit denen die Behörden in Ragga keine freundlichen Beziehungen hatten.

Zur Weiterreise nach Dêr wurde nicht die Karawanenstraße auf dem rechten, sondern eine weniger bekannte Route auf dem linken Euphratufer gewählt; sie bot wenig Interesse. Man reitet durch die Tamarisken des Flußthals, kann aber dem Euphrat seiner vielen Windungen wegen nicht folgen; im Gestrüpp liegen einzelne ärmliche, schwer zu findende Araberdörfer. Diese führen, was für die Kartographen wichtig ist, sämmtlich doppelte Namen; der eine ist der des jedesmaligen Scheiks und wechselt mit diesem, der andere haftet an der Lokalität und ändert sich nicht, ist darum allein für die Karten brauchbar. Im Gestrüpp finden sich zahlreiche Frankoline, außerdem viele Sumpf- und Wasservögel, aber auch Wildschweine und Wölfe, und wahrscheinlich geht auch der Löwe noch bis hierher; Sachau glaubt wenigstens einen gesehen zu haben und auch Lady Blunt giebt ihn aus dem oberen Euphratthale an. Interessant wird das Thal nur in der el Hamme genannten Enge, wo rechts die Ruinen der Festung Halebijje, links die der kleineren Felsenburg Zelebijje liegen, offenbar einst bestimmt, das Thal zu sperren; die Thürme erinnerten den Reisenden an Palmyra. Es ist eine der schönsten Landschaften, die der Verfasser im Orient gesehen, aber vollkommen leblos und öde. In der auf das Defilee folgenden Ebene fand Sachau die künstliche Bewässerung in ihrer primitivsten Gestalt, vermittels des Dschird (Plural Dschrâd); es sind zwei durch Querbalken verbundene Stämme schräg aufgerichtet, so daß sie 5 bis 6 Fuß über den Boden emporragen; sie tragen oben eine Walze und über diese läuft ein langer Strick, an dem ein Eimer befestigt ist. Ein Pferd wird an den Strick gespannt und zieht, indem man es in gerader Linie wegtreibt, den Eimer in die Höhe; der Bauer leert ihn in eine Rinne aus und führt dann das Pferd zurück. Nur hier und da wagt man eine schüchterne Verbesserung dieser Einrichtung, indem man zwei Stricke über die Walze legt.

Am 22. December kam die Karawane Dêr gegenüber an, wo eine Insel den Uebergang erleichtert; von derselben zum rechten Ufer führt sogar eine baufällige Holzbrücke. Ed-dêr, das Kloster, ist eine neuere Stadt ohne antike Reste, in den sechziger Jahren Sitz eines selbständigen Gouverneurs, jetzt nur noch eines Untergouverneurs, der seinen Chef in Aleppo hat. Es war zu einer Zwingburg für die Beduinen bestimmt und dazu ausgezeichnet gelegen, denn sowohl die syrischen Anèze wie die mesopotamischen Shemmar müssen im Frühjahr wie im Herbst hier vorbei und sind dann für die Maulthierreiter, welche die türkische Regierung an der Grenze unterhält, erreichbar. Die Regierung und speciell der erste Gouverneur Arslan Pascha hatten damals noch weitergehende Pläne: er wollte die Beduinen zu seßhaften Landbauern machen, nebenbei natürlich auch zu pünktlichen Steuerzahlern und gefügigen, jederzeit erreichbaren Unterthanen. Mit großer Energie wurde der Plan verfolgt, der Mesopotamien seine alte Blüthe wiedergeben sollte; überall wurden Dörfer mit Häusern aus Feldsteinen und Lehm errichtet, und auf mehreren Routen durch die Wüste Kasernen gebaut und Militärkommandos stationirt. Aber die Beduinen waren nicht aus ihren Zelten herauszubringen, der Plan verlor den Reiz der Neuheit, und seit dem russischen Kriege denkt niemand mehr daran, die Dörfer und Kasernen sind verfallen und Dêr verliert täglich an Wichtigkeit. Die Regierung hat sich mit schweren Opfern dieselbe Lehre erkauft, wie die Franzosen in Algerien: der Beduine ist nicht zu civilisiren; will sie Mesopotamien wieder kultiviren, so muß sie vor allen Dingen die Söhne der Wüste wieder zurücktreiben über den Euphrat, und an Ackerbau gewöhnte Kolonisten aus Syrien unter sicherm Schutz dort ansiedeln; für solche ist aber in Syrien selbst und in Kleinasien noch fruchtbarer Boden mehr als genug.

Trotz seines Verfalls bot Dêr dem Reisenden Gelegenheit sich neu zu verproviantiren, was um so erwünschter war, als die von Birédschik vorausgesandten Lebensmittel sehr vom Wasser gelitten hatten. Der Vertreter des Gouverneurs, Mazhar Pascha, der, in Wien erzogen, fertig deutsch sprach, unterstützte ihn energisch und machte ihn sofort mit Scheik Fâris, dem Oberhaupt der westlichen Shemmar und unbeschränkten Herrn der Wüste, der sich damals in Dêr befand, bekannt. Mit Hilfe seines getreuen Na'úm, der mit dem Bruder des Scheiks genau bekannt gewesen war, schloß Sachau schnell Freundschaft mit Fâris, der ihn vor seiner Abreise in Gegenwart seiner Leute für seinen Bruder erklärte und ihm damit unbedingte Sicherheit im ganzen westlichen Mesopotamien gab. Er versprach auch Kameele zu schicken, mit denen der Reisende quer durch Mesopotamien das Chábûrthal aufwärts nach Mosul am Tigris reisen sollte.

Leider begann mit Weihnachten das Wetter ungünstig zu werden; ein eisiger Nordsturm ließ das Thermometer nicht über 2 bis 3° C. steigen, die Kameele blieben aus, und als sie am 1. Januar endlich am jenseitigen Ufer eintrafen, riß der Euphrat die Brücke weg, und nur mit Mühe konnten die Waaren auf einem kleinen Boote hinübergeschafft werden; dem Reisenden selbst blieb nichts übrig, als den Euphrat entlang nach Mejâdin zu gehen, und dort überzusetzen. Eine Menge Leute schlossen sich ihm an, um die gefährliche Reise unter seinem Schutze zu machen; der Pascha gab ihm zehn Maulthierreiter unter einem Lieutenant mit, tüchtige, mit kurzen Repetirgewehren bewaffnete Leute, vor denen die Beduinen entschiedenen Respekt haben. Am 4. Januar brach die Karawane auf, die nächste Nacht brachte den ersten Frost; am andern Tage wurde Mejâdin erreicht, dem gegenüber Ziegel, Scherben und Glasstücke die Lage einer Stadt bezeichnen, die mindestens den Umfang des heutigen Aleppo gehabt haben muß. Auch Mejâdin steht am Platze einer Stadt, die aber wahrscheinlich nur aus ungebrannten Ziegeln erbaut war. Sturm und Regen hielten bis zum 7. Januar zurück, dann kam schwerer Frost, aber in der Hoffnung, am Chábûr Brennmaterial und ansässige Bewohner vorzufinden, zog die Karawane weiter, zunächst ein Stück zurück, bis Elbusêra am Chábûr, wo die Beduinen sie mit den Kameelen erwarteten. Hier stand einst Circesium, die römische Grenzfeste; Trümmer der Citadelle aus Thonziegeln und Mörtel sind noch vorhanden. Der Reisende wollte auf dem Westufer aufwärts ziehen, um die Ruinen der anderen römischen Grenzstädte zu besuchen, aber dann wäre ein Uebergang über den Chábûr unmöglich

Digitized by Google

geweſen bis nach dem Gebirge hinauf; er mußte auf der linken Seite bleiben. Es begann furchtbar zu ſchneien, die Dörfer waren verlaſſen, von Wild keine Spur mehr zu finden, die Thiere drohten invalid zu werden, es blieb alſo nichts übrig, als den Châbûr aufzugeben und direkt nach dem Lager der Shemmar zu flüchten, wo man auf etwas Schutz gegen die Witterung hoffen konnte. Mit ſchwerem Herzen gab der Reiſende die Erforſchung des noch faſt unbekannten Flußthales auf, deſſen Bewohner, ackerbauende, den Shemmar zinspflichtige Halbnomaden vom Stamme Dſchebûr, ſich nach dem waldreichen Dſchebel 'Abdul 'aziz zurückgezogen hatten, und erreichte nach einem angeſtrengten Marſche durch endloſe Schneefelder das Lager von El'ôbſchâ gerade noch am Tage vor dem beabſichtigten Aufbruch der Shemmar nach Süden; hier war er wenigſtens für den Augenblick geſchützt.

Die Shemmar ſind erſt vor zwei Generationen aus Nedſchd eingewandert, wo es für ihre großen Herden an Raum gebrach, unter der Führung der Familie Dſchérbâ, welche das Volk Bêt Mohammed, das Haus Mohammeds nennt, weil ſie eben ſo heilig iſt, wie die Familie des Propheten. Erſt der Vater des Scheik Fâris, Sfug, hatte ganz Meſopotamien unterworfen; er fiel durch Meuchelmord der Türken. Ihm folgten ſeine Söhne Abd-Elkerim und Ferhân, Kinder einer Mutter aus dem edlen Geſchlechte Tai, der erſtere Typus eines Beduinen, der letztere türkenfreundlich. Der erſtere begann alsbald den Krieg mit den Türken, um ſeinen Vater zu rächen, und blieb lange ſiegreich; zuletzt aber von großen Truppenmaſſen bedrängt mußte er zum Scheik der Montefik fliehen. Ferhân ſoll das Verſteck ſeines Bruders verrathen haben, er wurde ausgeliefert und auf der Brücke in Bagdad aufgehängt. An ſeine Stelle trat Fâris, dem ſich die weſtlichen Shemmar anſchloſſen, während die öſtlichen Ferhân zum Oberhaupt wählten, und beide Abtheilungen bekämpfen ſich ſeitdem mit Erbitterung. Ferhân iſt wenig angeſehen und verhält ſich meiſtens ruhig, aber ſein präſumtiver Nachfolger Aſi iſt ein echter räuberiſcher Wüſtenſohn, der ſchon Karawanen bei Mekka und Medina geplündert hat und hauptſächlich den Krieg mit Fâris führt. Dieſer Krieg flammt allerdings nur zeitweiſe auf, ſchwächt aber doch beide Stämme und giebt den Türken die Oberhand. Fâris, obſchon ſonſt ein echter Beduine, iſt ebenfalls türkenfreundlich und beobachtet ſogar einzelne Vorſchriften des Islam, was die meſopotamiſchen und arabiſchen Beduinen ſonſt durchaus nicht thun. Gerade in ſeiner Wiege hat der Islam durchaus keine Anhänger; Sachau hat niemals die geringſten Spuren religiöſer Ceremonien beobachten können. Mit den Beduinen am Dſchebel Shemmar in Nedſchd unterhält Fâris noch gute Beziehungen und er bot dem Reiſenden Begleiter an, wenn er dieſe beſuchen wolle; mit allen anderen Nachbarn und beſonders auch mit den Milli-Kurden am Abhang des Karatſcha Dagh leben die Shemmar in ſteter Fehde.

Nach Beduinen-Poeſie ſchaute ſich Sachau vergeblich um; Sänger-Dichter kommen unter den Shemmar kaum vor, faſt nie hört man ſie ſingen, nur in der beſſeren Jahreszeit bei ihren Reiſen machen ſie mitunter einzeilige Verſchen, ſogenannte Atâbât. „Sie führen ein Leben ohne Sang und Klang und ohne Formalitäten, und haben keinen Sinn für Poeſie und Muſik.“ „Sie ſind das nüchternſte Volk, das man ſich denken kann, deſſen Gedanken ſelten über Eſſen und Trinken, ihre Thiere und deren Weide hinausgehen.“

Gerne wäre der Reiſende längere Zeit bei ſeinen Gaſtfreunden geblieben und hätte deren intereſſantes Treiben genauer ſtudirt, aber auch bei ihnen war Schmalhans Küchenmeiſter, er konnte ihnen mit ſeinem großen Troß nicht lange zur Laſt fallen und mußte ſuchen ſo raſch als möglich Moſul zu erreichen. Er brach alſo ſchon am 10. Januar wieder auf, ein Glück für ihn, denn ſo kam er aus der Wüſte heraus, ehe die ſchon drohende Hungersnoth hereinbrach. Ali, der Sohn von Fâris, hatte ihm einen alten Verwandten, Mohammed El 'atije, als Geleitsmann mitgegeben, außerdem die nöthigen Leute und Kameele. Ueber die ſchneebedeckte Steppe ging es, immer in Beduinenlagern übernachtend, zum Dſchebel Sindſchar, einem mächtigen, am Südabhang vielfach mit Bäumen bewachſenen Gebirge, von dem zahlreiche klare Bäche niederrieſeln, und am 14. Januar traf man auf das erſte Dorf mit gemauerten Häuſern; die Wüſte mit ihren troſtloſen Zeltlagern war glücklich überſchritten. Das Dorf war menſchenleer, die meiſten Bewohner waren mit ihren Herden nach Süden gezogen, aber die Häuſer von Sêniſſe boten doch Schutz gegen die Witterung und man konnte ſich wieder einmal erwärmen. Es ſind niedere Bauten mit Mauern aus Feldſteinen; die flachen Dächer werden von Baumſtämmen mit Gabeläſten getragen; im Inneren ſind eine ganze Menge Abtheilungen; die hinterſten dienen, wie vielfach im Morgenlande, als Ställe für das am meiſten gefährdete Kleinvieh. Arabiſch wurde hier nicht mehr verſtanden, doch ſind die kurdiſchen Jeziden des Ghirân-Stammes, welche dieſe Gegend bewohnen, von den Shemmar abhängig und der Reiſende hatte nichts zu fürchten. Der nächſte Tag brachte ihn nach Beled, wo ein türkiſches Infanteriebataillon ſtationirt war, das aber am 17. Januar nach Moſul abrückte, den Kaimakam mit ſeinen Zaptiehs ſich ſelbſt und den Kurden überlaſſend, die zum Glück für ihn unter ſich in ſtetem Kampfe leben und ſich zu keinem gemeinſamen Vorgehen vereinigen können. Es ſind, wie oben erwähnt, Jeziden, Teufelsanbeter, unfreundliche, unheimliche Geſellen, in deren Gegenwart ſelbſt in der Stadt Moſul kein Muſelmann wagen würde, den Namen Scheitan (Teufel) oder auch nur ein ähnlich klingendes Wort auszuſprechen; der Jezide würde ihn ohne Rückſicht auf die Folgen ſofort niederſtechen.

In Beled wollte der Reiſende ſeine Proviſionen ergänzen, aber es war nichts zu haben; bereits begann die Hungersnoth, welche im Jahre 1880 Meſopotamien heimſuchte; die Jeziden lebten nur von Eicheln, aus denen ſie auch Brot backten. Nur einen Sack der berühmten Sindſchar-Feigen konnte der Reiſende auftreiben. Zum Glück gingen von hier die Shemmar bis auf zwei zurück und der Troß wurde um ſo viel kleiner. Am 17. Januar brach er mit den Soldaten nach Moſul auf. Bald zeigten ſich die Folgen der Hungersnoth; todtes Vieh lag überall herum, zu Tauſenden waren die Schafe, aber auch Kameele, Pferde und Eſel zu Grunde gegangen. Schon ſeit drei Jahren war in dieſen Gebieten wenig Regen gefallen und die Ernte ſchlecht geweſen; nun trat die unerhörte Kälte ein und die Noth wurde fürchterlich; die aller Subſiſtenzmittel beraubten Leute flüchteten ſcharenweiſe nach Moſul, wo aber auch keine Lebensmittel zu haben waren, wie ſich Sachau bald überzeugen ſollte. Am 20. Januar ritt er mit ſeinen Begleitern in Moſul ein und ließ ſeine Zelte am Tigris aufſchlagen, neben dem Telegraphengebäude, von welchem aus er alsbald ſeine glückliche Ankunft nach Berlin melden konnte; ſchon am folgenden Tage aber ſiedelte er in das gerade leer ſtehende Haus des jakobitiſchen Patriarchen über und war ſo vorläufig mit ſeinen Leuten unter Dach.

W. Kobelt.

Digitized by Google

Eduard Richter's Beobachtungen an den Gletſchern der Oſtalpen.

I. Oberſulzbach-Gletſcher 1880 bis 1882.

(Mit einer Karte, einer Anſicht, Profilen, einem Diagramm und ſieben Figuren im Text. Separatabdruck aus der Zeitſchrift des „Deutſchen und Oeſterreichiſchen Alpenvereins“ 1883, 1. Heft. Salzburg 1883. 57 ff.)

Der gegenwärtige Präſident des deutſchen und öſterreichiſchen Alpenvereins konnte die bei der Uebernahme dieſer Ehrenſtellung ausgeſprochene Tendenz, den wiſſenſchaftlichen Werth der Publicationen ſeines Vereins zu heben, nicht beſſer der Verwirklichung näher bringen, als es durch die Eröffnung des erſten unter ſeiner Obhut erſcheinenden Bandes der „Zeitſchrift des deutſchen und öſterreichiſchen Alpenvereins“ mit dieſer eigenen gründlichen Arbeit geſchehen iſt. Angeregt durch das Beiſpiel der Schweizer hat er in den Jahren 1880 bis 1882 Specialaufnahmen der Endzungen des Karlinger Gletſchers im Kapruner Thal und des Oberſulzbach-Gletſchers in der Venediger-Gruppe im Maßſtab 1 : 5000 ausgeführt. Die vorliegende, ebenſo exakte wie techniſch geſchickt und geſchmackvoll ausgeführte Karte des letztgenannten Ferners giebt, zuſammen mit einer verſtändnißvoll entworfenen landſchaftlichen Zeichnung, von ſeiner Ausdehnung in den Jahren 1850, 1880, 1882, von ſeiner flachen Eiswölbung, ſeinen Moränen, ſeinen Uferwänden, ſeinem neuerdings eisfrei gewordenen Vorterrain voll abgeſchliffener Rundhöcker ein höchſt lehrreiches Bild. Der Verfaſſer betont, daß man das auffallende Zuſammenſchwinden des Gletſchers ſeit 1850 unzureichend würdige, wenn man nur die Verminderung ſeiner Länge um 430 m beachte, daß vielmehr die durch vertikale Querſchnitte anſchaulich gemachte Minderung der Mächtigkeit um 25 bis 30, am äußerſten Ende ſogar um 50 bis 90 m die entſcheidende Größe ſei. Der geſammte Subſtanzverluſt des Gletſchers während 30 Jahren wird auf 60 Millionen Kubikmeter berechnet. An die Darſtellung der Dimenſionsänderungen des Gletſchers knüpft ſich ein dieſer Erſcheinung gewidmeter, allgemeiner theoretiſcher Abſchnitt, der noch durchſichtiger ausgefallen wäre, wenn der Verfaſſer es für angezeigt gehalten hätte, die Differenzpunkte zwiſchen ſeinen Auffaſſungen und denen ſeines Vorgängers Forel (Arch. des sc. phys. et nat. (3) VI. Genf 1881) ſchärfer zu beleuchten, ihre Aufſuchung und Umgrenzung weniger dem Spürſinn des Leſers zu überlaſſen. Einig ſind beide Forſcher in der Ueberzeugung, daß die langjährigen periodiſchen Aenderungen der Niederſchlagsmenge, wie ſie Forel für Genf, Richter nur nach Seeland's neuer Berechnung der Beobachtungen zu Klagenfurt für dieſen Ort zuſammengeſtellt hat, die Urſache der langjährigen periodiſchen Aenderungen der Gletſcherausdehnung ſind. Nur in der Vorſtellung der Einwirkung der bald ſchwächeren, bald ſtärkeren Füllung des Firnbeckens auf eine Retardation oder eine Beſchleunigung des Gletſcherabfluſſes, und ſomit auf einen Rückgang oder ein Wachsthum des Gletſcherendes ergeben ſich zwiſchen beiden Gelehrten einige Differenzen. Richter geht hier in dem Streben nach ſpeciellem Verſtändniß des ganzen Vorgangs entſchieden über Forel hinaus. Die abnorm raſchen Dimenſionsänderungen des Vernagt-Ferners und anderer ſich ähnlich verhaltender Gletſcher ſucht Richter des Charakters der Ungewöhnlichkeit zu entkleiden, ſie als Erſcheinungen darzuſtellen, die auch bei anderen Gletſchern vorkämen, nur keine Beachtung fänden, ſo lange durch ſie keine praktiſchen Intereſſen der Gebirgsbevölkerung bedroht würden. Wie dieſe ganz ſubjektive Anſchauung, kann auch die Abſchätzung der Verzögerung der Periode der Gletſcherſchwankungen gegenüber der korreſpondirenden Periode der Niederſchlagsmengen erſt durch künftige Erfahrungen eine ausreichende Begründung erhalten. Während Forel überzeugt iſt, daß die Urſachen des gegenwärtigen etwa ſeit 1870 eingetretenen Rückgangs der Gletſcherenden auf eine niederſchlagsarme Periode zurückzuführen ſeien, welche ſchon 1837 zu Ende ging, will Richter eine jüngere trockene Periode (1852 bis 1871) für dieſes Schwinden der Gletſcher verantwortlich machen. Die Erfahrungen der allerjüngſten Zeit geben keineswegs eine Entſcheidung für eine der beiden hier aufgeſtellten Möglichkeiten an die Hand, ſondern wecken lediglich Bedenken gegen dieſe ganze Betrachtungsweiſe, welche aus der geſammten Niederſchlagsſumme der einzelnen Jahre Schlüſſe auf ſpäteres Gletſcherwachsthum abzuleiten ſich bemüht, unbekümmert um die Niederſchlagsvertheilung durch die Jahresperiode, unbekümmert, ob die Ziffern, welche ſie ſummirt, für die Hochregion überwiegend Regen oder überwiegend Schnee bedeuten. Seit 1872 überſteigen die Niederſchläge in den Oſtalpen faſt in jedem einzelnen Jahre das aus langjährigen Beobachtungen gefundene Mittel. Wäre das ganze Princip Forel's, die vollen Niederſchlagsmengen der Jahre als Maßſtab für die Wahrſcheinlichkeit eines Wachsthums der Firnmenge in den Firnfeldern anzuſehen, richtig, ſo müßten ſchon jetzt die Hochmulden der Alpen eine entſchiedene Zunahme ihrer Schneefüllung aufweiſen. Das iſt, wie aufmerkſame Beobachter — ich nenne nur Fr. Simony und Ed. Richter — verſichern, durchaus nicht der Fall. Vielmehr werden die Lücken in der Schneebedeckung der Hochregionen noch alljährlich zahlreicher, die Firnmaſſen der hoch liegenden Becken ſchwinden noch weiter zuſammen und gewähren noch keine Ausſicht auf den Wiederbeginn einer kräftigeren Ernährung der Gletſcher. Das nimmt auch bei einem Blick auf die Niederſchlagsvertheilung in den letzten Jahren gar nicht Wunder. Ein beträchtlicher Antheil der reichlichen Niederſchläge in den Alpen kam auf die warme Jahreshälfte. So koloſſale Güſſe auffallend warmen Regens, wie die Oſtalpen ſie im Auguſt 1879, im September und Oktober 1882 empfingen, wirken ſehr kräftig zerſtörend auf die Firnlager und eine derartige Steigerung der Jahresſumme des Niederſchlags verheißt den Gletſchern alles andere eher als künftiges Wachsthum. Bei Richter ſelbſt fehlt es nicht an Aeußerungen, aus denen hervorgeht, daß auch er der ſummariſchen Unterſuchungsmethode, die er von Forel übernimmt, keinen zweifelloſen Werth beimißt. Von beſonderm Intereſſe iſt der letzte Theil der inhaltreichen Schrift, der die am Oberſulzbach-Gletſcher gemachten Wahrnehmungen über die Eroſionskraft des Gletſchers mittheilt. Richter iſt ſeit jeher ein entſchiedener Gegner des Glaubens an Eroſion durch Gletſchereis und fühlt ſich durch den Anblick des neu entblößten Gletſcherbodens, auf dem ſeine genauen Vermeſſungen ihre Baſis wählten, in ſeiner Ueberzeugung weiter beſtärkt. Man wird die Lektüre der gediegenen Abhandlung nicht beſchließen können, ohne den lebhaften Wunſch zu empfinden, daß dieſem erſten Abſchnitt der Gletſcherbeob-

achtungen Richter's bald Veröffentlichungen über seine Arbeiten am Karlinger Gletscher und an den Gletschern der Oetzthaler Gruppe folgen möchten. Gewiß werden auch hier aus dem speciellen Studium einzelner Eisströme Anregungen sich ergeben, die sich für die klarere Auffassung des Gletscherphänomens im Allgemeinen als fruchtbar erweisen.

J. Partsch.

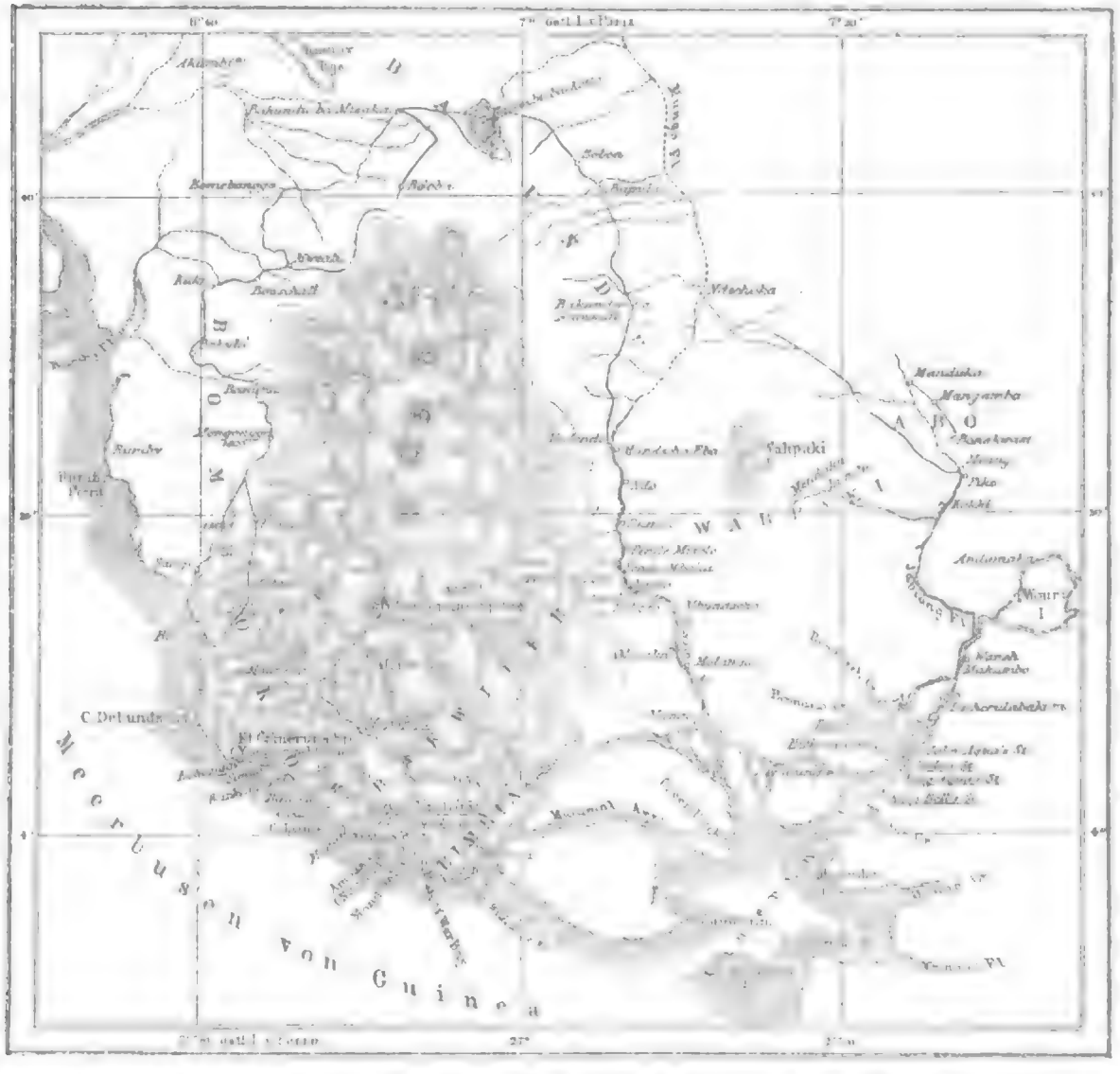
Kürzere Mittheilungen.

Ein Brief von Rogozinski's über seine afrikanische Expedition.

„Bakundu, Aequatorial-Afrika, den 23. Oktober 1883 [1]).

Sehr geehrter Herr Doktor!

Vor etwa drei Jahren war es eine Nummer Ihrer Zeitschrift, des „Globus", die mich anspornte eine Forschungsreise nach Inner-Afrika über Cameruns zu unternehmen; Sie berichteten damals über Reverend Comber's Reise und die Entdeckung des Sees Balombi-ba-Kotta [2]). Ich fühle deshalb eine gewisse Pflicht gegen Ihr Blatt in diesem Augenblicke, da wir in diesem Gebiete Neues entdeckt haben. Mit


Mandjeka
Manjamba
Salpaki
W A D A I
C. Debundscha
Mongo
Mungo
Mungo
Mung

über sieben Stufen herunterstürzen. Der Fluß ist dabei gegen 150 bis 200 Fuß breit. Etwa eine halbe Meile südlich vom großen Wasserfalle befinden sich drei Stromschnellen, die übrigens nicht die ersten des Mungo sind. Bei Eliki (4° 43′ 30″ nördl. Br. und 9° 31′ 30″ östl. L. Greenw. = 7° 11′ 21″ östl. L. Paris) befinden sich die ersten drei. Am großen Wasserfalle liegt eine weite, ungemein große Stadt, Kumba oder Kumbaji genannt, von etwa 2000 Einwohnern. Bei unserm Einzuge stürzte alles in nervöser Furcht zum andern Thore hinaus, während die Häuser verriegelt wurden; jedoch wurden wir bald gute Freunde mit den Eingeborenen, und es gelang mir schließlich sie zu bewegen uns zu helfen einen Weg durch das Gestrüpp zu hauen. Der Wasserfall nämlich war wild verwachsen und von den Eingeborenen nicht besucht, da sie ihn für den Sitz böser Geister halten. Als ein bei weitem besseres Resultat jedoch betrachte ich die Entdeckung eines neuen großen Sees Balombi-o-Mbu, der nahezu kreisrund ist, unter 4° 55′ nördl. Br. und 9° 28′ östl. L. Greenw. (= 7° 7′ 51″ Paris) liegt und über drei Meilen Durchmesser hat. Derselbe ist uns um so theuerer, da er uns nahezu das Leben gekostet hätte — wir wurden zweimal von vorbeiziehenden Elephantenherden zerstreut. Der ungemein zahlreichen, ja ich möchte sagen, die Wälder hier überfluthenden Elephanten wegen nennen die Eingeborenen den See auch Elephanten-See, ein Name, der für alle drei Seen dieser Gegend als Kollektivname passend ist. Ich sage „drei Seen", denn etwas westlicher, die Wasserscheide zwischen dem Mungo-Becken und dem des Rio del Rey überschreitend, fanden wir einen dritten See, Gongo, durch den ein breiter, tiefer, von Alligatoren erfüllter Fluß nach Westen und dann nach Nordwesten fließt. Es scheint das derselbe zu sein, dessen Mündung zwischen dem Rumby-Flusse und dem Rio del Rey liegt und dessen Barre von einer dreieckigen Insel gebildet wird (4° 33′ nördl. Br. und 8° 51′ östl. L. Greenw.). Tonczek, welcher die beiden letzten Seen und den Fluß entdeckte, nannte den letztern Richardson nach dem thätigen Missionar von Bakundu, durch dessen freundliche Aufnahme, Mitwirkung und Thätigkeit Bakundu für uns zu einem unbezahlbaren Hauptquartier für die Durchsuchung dieses Gebietes geworden ist. Der Gongo-See liegt etwa in 4° 47′ 30″ nördl. Br. und 9° 16′ östl. L. Greenw. (6° 55′ 51″ östl. L. Paris).

In 10 bis 15 Tagen denke ich, da die Regenzeit ihrem Ende zugeht, aus dieser Gegend aufzubrechen, um zu versuchen, über Bayong die Liba- oder vielmehr Riba-Seen zu erreichen. Vom Bayong-Lande, das von hier zwei Wochen Weges entfernt sein soll, trennt uns ein Volksstamm, die Befarenganyas, die als ungemein wild und zurückhaltend geschildert werden. Ich sah einige von ihnen in Makonye (zwischen Eliki und Kumbaji), und sie fragten mich, ob ich nicht auch zu ihnen kommen wolle; ihr Land sei reich und sie würden froh sein uns dort zu sehen; ich hoffe demnach, daß es uns gelingen werde.

Empfangen Sie .....

St. von Rogozinski."

Koreanisches.

Zur Ergänzung dessen, was der „Globus" (Bd. 43, S. 333 f.) über Hall's Besuch in der Hauptstadt von Korea mitgetheilt hat, entnehmen wir einer Pekinger Korrespondenz in Nr. 5 und 6 der (russischen) „Orient-Rundschau" von 1883, welche auf der in Schanghai erscheinenden Zeitung „Schen-bao" basirt, das Folgende:

Sowohl die koreanischen Beamten, als auch das gemeine Volk liebt es, sich zu putzen und sich rein zu kleiden; zerlumpte Menschen sind hier eine große Seltenheit. Der Koreaner geht gern müssig; sobald sein Verdienst zur Befriedigung der täglichen Bedürfnisse hinreicht, ist er zufrieden. Das Fehlen jeglichen Strebens, sich sein Loos zu verbessern, hat seinen Grund einfach in dem Umstande, daß die erworbenen Reichthümer des gemeinen Mannes sofort den räuberischen Beamten zur Beute werden. Mit Tabakspfeifen in den Händen spazieren die Koreaner in Gruppen von zwei bis fünf den ganzen Tag durch die Straßen, während Frauen und Töchter sich mit Nähen, Waschen und anderen Arbeiten zu Hause beschäftigen. Nur die Häuser und Wohnungen werden nicht gereinigt; so rein und ordentlich die Kleidung der Koreaner ist, so unerträglich schmutzig sind ihre Wohnungen. Die Weiber gehen stets mit verhülltem Gesicht über die Straße; Brüder, welche in ein und demselben Hause wohnen, sprechen nie mit ihren gegenseitigen Frauen, und auch intime Hausfreunde werden selten Gelegenheit haben, die Stimme der Frauen zu hören.

Obgleich die Straßen sehr breit sind, so sind sie doch vernachlässigt und entsetzlich schmutzig. Unter zehn Gebäuden sind etwa nur vier mit einem Ziegeldach versehen, sechs sind Strohhütten.

Der ganze Handel geht durch Vermittelung der Beamten vor sich. Der Ackerbau wird nach einem alten in China herrschenden System geleitet: jedes Feld wird in neun viereckige Theile zerlegt und einer davon zu Gunsten des Staates bearbeitet.

Die Grundzüge des Nationalcharakters der Koreaner sind: Festigkeit, Offenheit, Mangel an jeglicher Liebe zum Luxus und eine große Sparsamkeit. Der Handel in Korea wird ausschließlich als Tauschverkehr betrieben, nur der Beamtenstand besitzt Silber.

In administrativer Hinsicht zerfällt Korea in acht Provinzen, nämlich Kin-ki-do (nach der nördlichen chinesischen Aussprache Tsin-tsi-dao), Cham-kian-do (Sjän-tsin-dao), Pin-an-do, Kan-juan-do (Tsän-juan-dao), Chuan-chai-do, Tsion-tsin-do (Tschun-tsin-dao), Kin-san-do (Tsin-schan-dao) und Tsijan-la-do (Sjän-lo-dao).

Die Provinz Kin-ki-do liegt im Centrum; hier haben deshalb die Beherrscher Koreas ihre Residenz gegründet, um von hier aus bequem das übrige Gebiet zu regieren. Es wird diese Provinz im Südwesten in einer Ausdehnung von 100 Werst vom Meere bespült, von bedeutenden Bergen und Flüssen durchzogen, hat große Mineralreichthümer und bildet den Mittelpunkt des Handels. Die nördlich davon gelegene Provinz Cham-kian hat einen Umfang von mehr als 1650 km; der für den Handel mit den Fremden geöffnete Hafen Juan-schan (Gen-san) liegt im Gebirge Jan-juan-chan und ist mehr als 300 km von der Residenz entfernt. Die Provinz ist reich an Bergen und Wasser, an Kohlen und Metallen, besonders an Gold und Silber; das Klima ist kalt; die Bevölkerung dünn; die an der Meeresküste lebenden Bewohner beschäftigen sich mit Ackerbau und mit Fischfang. Würde man hier am Ufer Befestigungen anlegen, so könnte man aus dieser Provinz einen Schlüssel zu Ostasien machen. Die Produkte der Provinz sind: Sago, Weizen, Hirse, die Wurzel Ginseng und Häute. Obwohl das Meer reich an verschiedenen verwendbaren Gegenständen ist, so wird dasselbe doch nur in sehr beschränktem Maße ausgebeutet.

Das Königreich Korea ist seiner Ausdehnung nach nur etwa um ein Fünftel kleiner, die Bevölkerung etwa um ein Drittel geringer als in Japan. In Bezug auf die noch im Erdenschoß enthaltenen Mineralschätze wird Japan von Korea um einige zehn Mal übertroffen; in anderen Naturprodukten steht Korea jedenfalls dem japanischen Reiche nicht nach, wohl aber sind die Koreaner charakterfester als die Japaner.

Eine südamerikanische Musterrepublik.

Ueber die Unzufriedenheit des Landes Urugnay mit verschiedenen Maßregeln der Regierung geben dortige Tagesblätter

Digitized by Google

nur zu unverhohlen Aufschluß. Es handelt sich dabei zunächst um einige nach unseren Begriffen sonderbare Privilegien, die seitens des Präsidenten Santos in die Hände Einzelner gelegt worden sind; so ist z. B. die Ausfuhr von Fischen zu Gunsten eines Privatmannes monopolisirt und dadurch der freie Handel bedeutend geschädigt worden. Ein neues Aergerniß ist dadurch gegeben, daß nach „La Razon" vom 19. August 1883 das alleinige Recht, die im Hafen von Montevideo ankernden Schiffe mit Ballast, also mit Sand und Steinen, wie sie das Ufer selbst bietet, zu versorgen, vom Präsidenten seinem eigenen Bruder, dem Obersten Joaquin Santos, übertragen worden ist, der sich dabei verpflichtete 5 Proc. der Einnahmen an den Staat abzugeben, während 95 Proc. in seine eigene Tasche wandern. Die genannte Zeitung spricht sich u. a. folgendermaßen darüber aus: „In den Ländern, wo das Tabaksmonopol oder das von Salz oder Spielkarten in Kraft ist, ist der Staat der Unternehmer und Nutznießer des Geschäfts; was aber nirgendwo besteht, ist die Schaffung von Monopolen für irgend einen Erwerbszweig, von welchem ein Procentsatz von 95 Proc. der Einnahmen einem privaten Interessenten zukommt. Damit ist aber eine geistreiche Verpflichtung verbunden, nämlich die, unentgeltlich den Ballast aus solchen Schiffen zu entladen, welche Fracht einnehmen wollen, damit derselbe nicht einfach über Bord geworfen werde. Vor Jahren wurde zwar durch diese Sitte viel Schaden angerichtet, doch denkt heutzutage kein Mensch mehr daran den Ballast über Bord zu werfen, da sich Leute genug zur unentgeltlichen Wegschaffung desselben finden. An Kähnen dafür fehlt es auch nie, und diejenigen, welche sich mit diesem Erwerbszweig beschäftigten, waren jedenfalls so besser daran, als wenn sie ihren Ballast erst in den Steinbrüchen holen mußten. So wird es auch für die Firma „Santos und Kompagnie" weniger Verpflichtung als vielmehr unerwarteter Vortheil sein, unentgeltlich den Ballast auszuladen. Betrachten wir endlich die wichtigste, die verdienstvollste der Verpflichtungen, welche von ihr übernommen wurde: nämlich die, unentgeltlich alle Schiffe der Nationalflotte mit Ballast zu beladen! Auf diese Weise also werden alle unsere Schiffe gratis et amore mit Ballast versehen werden, auch der „Rio Negro" nicht ausgenommen, welcher auf den Meeresgrund ging, und das Kanonenboot, welches in Italien gekauft wurde, dessen Ankaufssumme sich aber in noch unbekannte Hände verirrt hat." (Die Zeitung „La Razon" wird von dem frühern Minister Dr. Ramirez redigirt und hat sich besonders zur Aufgabe gemacht, die Mißstände in der Republik schonungslos aufzudecken.) Der Präsident Santos, vor wenigen Jahren noch ein Mann in allereinfachsten Verhältnissen, soll heute schon nach vielen Millionen zählen und sucht seinen Reichthum auf jede mögliche Art zur Schau zu tragen. Augenblicklich baut er sich einen Marmorpalast und zwar ist, damit der Bau ungestört und vor allen Dingen ungefährdet von Statten geht, der Bauplatz von einer so hohen Holzmauer umgeben, daß von außen nichts davon wahrgenommen werden kann. Das Volk soll eben mit dem vollständig fertigen Palast überrascht werden. Eine weitere Liebhaberei von ihm ist die Armee, und sein Streben geht dahin, das am besten ausgerüstete Heer der südamerikanischen Staaten zu besitzen. Während dessen soll nach „La Razon" vom 16. August 1883 für die Verbesserung der allgemeinen Verhältnisse des Landes durch Schaffung von Verkehrswegen, Hebung der Volksbildung, Anlage von Schulen, Krankenhäusern, Gefängnissen u. s. w. so gut wie nichts geschehen und das Volk einem für den 25. August 1883 projektirten Nationalfest in Montevideo, an welchem die Armee mit theatralischer Pracht auftreten soll, mit dem Bewußtsein entgegensehen, das bestuniformirte Heer, aber das armseligste Krankenhaus zu besitzen.

Ueber die erwähnte nationale Feier entnehmen wir dem Berichte eines Augenzeugen, eines preußischen Landwehrofficiers, Folgendes: „Um 12 Uhr kam wie besessen eine Abtheilung der Escolta, 4 Soldaten mit Karabinern in der Hand, die Straße heruntergejagt, so daß alles rechts und links auseinanderstob, gleich hinter dieser der Wagen, in welchem der Präsident ohne Kopfbedeckung saß, und dahinter die weitere Escolta, alles war im Augenblick vorbei; der Kanonendonner ging los und das Te Deum wurde in der Matriz-Kirche abgehalten. Unterdessen postirten wir uns behufs der Besichtigung der weiteren militärischen Festlichkeiten in der Nähe der Artillerie-Musikbande, wo der Präsident nach Beendigung des Te Deum etwa 5 Schritt entfernt von uns vorbei kam. Er ging zu Fuß und baren Hauptes, gefolgt von den fremden Gesandten, Ministern ꝛc. und wer noch sonst dem Te Deum beigewohnt hatte, an den Reihen der Truppen vorüber, während die Musik die Nationalhymne spielte und das Gewehr präsentirt wurde. Er ist eine kleine unscheinbare Erscheinung, ohne jede militärische Haltung, und schaute, während er die Reihen abschritt, weder rechts noch links, vom Volke nicht ein einziger Zuruf — er stets in Gefahr, jeden Augenblick sein Leben durch einen Schuß aus nächster Distance verlieren zu können, denn wie viele Präsidenten sind hier auf diese Weise schon zum Opfer gefallen! Nun begann der Vorbeimarsch, zunächst der Marine, dann der Artillerie, der Infanterie, Kavallerie und dann der Sereños (Nachtwächter), die mich sehr in Erstaunen setzten, da sie wie ein wirklicher Truppentheil Fahne, Musik, Officiere und auch Remington-Gewehre besitzen. Auch fehlte nicht das Musikkorps der Escuela de artes y oficios (Schule der Künste und Gewerbe), lauter junge, mit deutschen Instrumenten ausgerüstete Bürschchen, welche aber die Musik, meist deutsche Märsche, noch am besten vortrugen. Am allerputzigsten war die Kavallerie, geradezu spaßhaft, mich sehr an unsern Karneval erinnernd. Dann kam der Vorbeimarsch beim Präsidentenpalast resp. Regierungsgebäude, dem der Präsident mit seinen Ministern und hohen Beamten, auch die Damen derselben vom Balkon aus zusahen. Eine Truppe nach der anderen kam an, machte vor dem Gebäude Halt und brachte ein Hoch auf den Präsidenten aus, welches aber von diesen Regimentern so klang, als wenn bei uns eine Sektion frischer Jungen dreimal „Hoch!" brüllt. Dazwischen hörte man aus dem Publikum Zischen und Pfeifen, genug davon! Jedenfalls sucht Uruguay es den civilisirten Staaten Europas in Allem gleich zu thun und verwendet auf das Heer einen Luxus, der mir imponirt hat, aber es fehlt ihm doch der „Kien"; u. a. vergessen sich die Officiere so weit, daß sie selbst mit Hand anlegen, statt daß sie ihre daneben stehenden Unterofficiere und Soldaten dazu anhalten oder kommandiren. Ich sah selbst, wie bei der Verladung des Regiments Kavallerie behufs Rückkehr nach Durazno der Major selbst auf den Gepäckwagen kletterte und bei der Heraufschaffung von Brennholz und allem Möglichen eigenhändig mithalf, ohne einem der dabei stehenden Gemeinen oder Avancirten Befehl dazu zu geben. Er hat vielleicht noch vor kurzer Zeit überhaupt nichts Anderes gemacht als dies, da er erst ungefähr 25 Jahre alt war und solche Karrièren hier öfter vorkommen. Am meisten Spaß machte mir der „Generalstab", sieben oder acht Herren im Fastnachtskostüm à la Francia, einige in noch jugendlichem Alter von circa 30 Jahren, welche wenig auf dem Pferde gesessen haben mögen oder es eben nicht verstehen, den grenzenlosen Luxus ihrer Uniformen auch auf dem Pferde würdig zur Schau zu tragen. Nach Beendigung der Parade ergötzten wir uns noch an den Festlichkeiten, welche die Regierung zur Belustigung des Volkes veranstaltete, worüber nächstens mehr."

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Aſien.

— In der Sitzung der Ruſſ. Geogr. Geſellſchaft vom 5./17. Oktober 1883 machte der Ingenieur P. M. Leſſar (ein Montenegriner ſeiner Geburt nach) Mittheilungen über die Reiſe, welche er in den Jahren 1882 bis 1883 durch die an das transkaſpiſche Gebiet grenzenden Länder gemacht hat. Er charakteriſirte in Kürze die wenig bekannte Wegſtrecke über Aſchabad, Serachs nach Merw, welche er im Auguſt und September 1882 kennen lernte. Er begann dieſelbe am 3./15. Auguſt in Begleitung von zehn berittenen Tekke-Turkmenen, einem Dolmetſch und einem Afghanen; die Tekke-Turkmenen bemühten ſich, ihn von der Unmöglichkeit der beabſichtigten Expedition zu überzeugen. Am 22. Auguſt traf er in Serachs ein; die Tekke-Turkmenen weigerten ſich, ihn weiter zu begleiten; mit Hilfe von Geldbewilligungen gelang es aber, die Hinderniſſe theilweiſe zu beſeitigen und am 23. Auguſt verließ Leſſar Serachs mit der Abſicht, womöglich über Merw bis nach Buchara zu gelangen. Im Verlauf ſeines Vortrags machte Leſſar die Anweſenden mit der Lebensweiſe und den Sitten der Bewohner Merws bekannt. Die Machtvollkommenheit der Chans in Merw iſt nur von kurzer Dauer; ſobald eine Wahl vollzogen iſt, treten ſofort Unzufriedene auf und es beginnen Intriguen, welche gewöhnlich mit der Wahl eines neuen Chans endigen. Die Zahl der Einwohner iſt nicht größer als 200 000. Ein charakteriſtiſcher Zug derſelben iſt die Geldgier; wenn ſie ſich gegenſeitig zu Gaſte laden, ſo geſchieht es, um aus der Anweſenheit des Gaſtes einen Vortheil zu ziehen und ſie bemühen ſich auf jegliche Weiſe, denſelben zu betrügen. Intereſſant iſt, daß es in Merw jedem freiſteht, Geld zu verfertigen; Leſſar ſah einen Mann, welcher ſich mit der Anfertigung von ruſſiſchem Gelde beſchäftigte. Ganz beſonders verbreitet iſt dort ruſſiſches Papiergeld. Schließlich ſchilderte der Vortragende ſeine Rückreiſe von Merw, welche er am 28. Auguſt antrat.

— Im „Bulletin de la Société de Géographie“ (4. Trimeſtre 1883) beſchreibt Dr. Neis kurz ſeine Reiſen im Lande der unabhängigen Mois, welches zwiſchen Annam, Siam, Kambodia und Franzöſiſch-Kochinchina liegt. Auf ſeiner erſten Wanderung, Ende 1880, gelangte er aus dem Flußgebiete des Don-nai über die Waſſerſcheide nach Binh-thuan, der ſüdlichſten Provinz von Annam, und fand dort am Fuße der Berge Dörfer, welche von Tſiam bewohnt werden. Es ſind das Reſte jenes Volkes, welches das große Reich Tſchampa in Hinterindien gründete; daſſelbe umfaßte zuerſt (vielleicht ſchon in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten) die ganze Halbinſel öſtlich vom Meerbuſen von Siam, wurde ſpäter auf deren öſtliche und ſüdöſtliche Küſten beſchränkt und fiel 1471 dem Könige von Tongking zur Beute, worauf der alte Name nur noch dem ſüdlichſten Theile, eben der heutigen Provinz Binh-thuan, verblieb. Dort hielt ſich ein eingeborener Fürſt in halber Unabhängigkeit bis zum Jahre 1820; ſeine Unterthanen waren im 16. und 17. Jahrhundert im malaiſchen Archipel wohlbekannte Schiffer und Seeräuber. Bekannt iſt, daß im Jahre 1285 Marco Polo als Geſandter Kublai Chans und vier Jahrzehnte ſpäter der Franciscaner Oderich von Pordenone das Land beſuchten; unter ſeinen Merkwürdigkeiten heben ſie das Adler- und Ebenholz hervor, ferner die gewaltig große Familie des Königs und die zahlreichen gezähmten Elephanten. Intereſſant iſt, was Neis über die Tſiam ſagt, ſo wenig es auch iſt: „Sie bilden eine von den Annamiten und Mois ganz verſchiedene Raſſe, ſind noch dunkler von Farbe und haben krauſere Haare, als letztere; ihre Sprache ähnelt dem Malaiſchen und ſie gleichen auch ſonſt den Malaien an der Küſte ſehr.“ Dadurch werden frühere Angaben beſtätigt, wonach die Tſiam ſtarke malaiſche Verwandtſchaft, auch in der Sprache, zeigen und Mohammedaner ſind; ihre frühere Religion, den Buddhismus, erhielten ſie von Ceylon, und zwar in einem der erſten chriſtlichen Jahrhunderte, während Tongking ſeinen Buddhismus über China bekam. Etwa einen Breitengrad nördlich von den Tſiams fand Neis die Late, welche von ihren öſtlichen Nachbarn, den Stiengs, öfters überfallen und als Sklaven verkauft werden; ſie wagen ſich dann nicht zu vertheidigen, verlegen höchſtens die Wege, ſtecken ſpitze Bambus in die Erde, legen Fallgruben an und verſtecken ſich am liebſten im Walde. So feige ſie ſich aber gegen Menſchen zeigen, ſo unerſchrockene Jäger ſind ſie; mit einer einfachen Lanze greifen ſie Elephanten und Rhinoceronten an. Bevor ſie auf die Elephantenjagd gehen, verrichten ſie eine Ceremonie, welche ſie nach ihrem Glauben den Thieren unſichtbar macht; dann gehen ſie Nachts auf den Wechſel des Elephanten und ſtoßen ihm die Lanze ins Maul. So berichteten wenigſtens mehrere Häuptlinge. Die Traos in jener Gegend ſcheinen religiöſer zu ſein, als die anderen; ſie haben zwar keine Tempel, Götzen oder Prieſter, tragen aber Fetiſche wie Rindenſtückchen, Affenzähne u. ſ. w. um den Hals, weniger zum Schmuck, als zur Abwehr der böſen Geiſter.

Afrika.

— Auf Nr. 320 des vorigen Bandes regiſtrirte der „Globus“ die Abtretung des marokkaniſchen Hafens Ifni an Spanien. Das Drängen letzterer Macht auf Erfüllung des Vertrages von 1860 ſcheint (nach uns zugegangenen direkten Mittheilungen) hauptſächlich dadurch veranlaßt worden zu ſein, daß engliſche Kaufleute ſich an der Küſte der Landſchaft Süs und ſüdlich davon feſtgeſetzt haben, ſo M' Kenzie am Vorgebirge Dſchubi und ſpäter die „Süs and North African Trading Company“ im Wad Nun. Süs wird von Berbern, Hirten und Bauern, bewohnt, welche die wenigen europäiſchen Artikel, die ſie bedurften, über Mogador bezogen; es iſt nicht unfruchtbar, von waſſerreichen Küſtenflüſſen durchzogen, anſcheinend reich an Metallen; in ſeinem nördlichen Theile liegen am Fuße des Atlas Bergwerke, die einzigen in Marokko, welche vorzügliches Kupfer liefern. Das Land zerfällt in zwei Theile, welche das Wad Maſſa von einander trennt, einen nördlichen, Wad Süs genannt, mit der jetzt herabgekommenen Hauptſtadt Tarudant, wo der Sultan von Marokko eine Art von Scheinherrſchaft ſich bewahrt hat, indem er die Statthalter und Kadis ernennt, und einen ſüdlichen, Süs el-akſa (das entfernte Süs), in deſſen Norden ſchon ſeit langer Zeit die Familie Heſchäm, weiter ſüdlich die Ait B'Amrän und im Süden der Scheich Barük herrſchen. Im letztern Theil unternahm der Sultan im Frühling 1882 einen Kriegszug und ſtellte dadurch ſeine Autorität ſo weit her, daß er wieder Statthalter und Richter ernannte; freilich hat er nur diejenigen dazu ernennen können, welche jene Stellen bereits inne hatten. Truppen hat er dort nur an einzelnen Punkten und in unbedeutender Zahl. Das jetzt an Spanien abgetretene Ifni liegt im Gebiete der Ait B'Amrän etwa unter 29° 2' nördl. Breite an einer Bucht, die keinen guten Ankerplatz bietet, und in ſandiger, unfruchtbarer Gegend, kaum 10 Breitenminuten ſüdlich von Erkſchiſch, wo die „Süs and North African Trading Company“ ihre Faktorei hat. Es entſpricht keineswegs der alten Santa Cruz de Mar Pequeña, welches eigentlich an Spanien abgetreten werden

sollte; vielmehr ist dieses ungefähr 1 Breitengrad weiter südlich zu suchen, und zwar an der Stelle von Puerto Cansado, deren einheimischer Name Kuidir el Ridschlah lautet. Etwa 2/3 Breitengrade nördlich von Ifni scheint die marrokkanische Regierung bei Sidi Bu Fdil einen neuen Hafen herrichten und dem europäischen Handel eröffnen zu wollen; die 2½ bis 3 deutsche Meilen davon landeinwärts gelegene und ziemlich verfallene Stadt Tiznit wird bereits seit einigen Monaten wieder in Stand gesetzt, um jenen Hafen und das dort zu errichtende Zollamt zu schützen.

— Unter den Auspicien der British Association rüstet sich jetzt eine Expedition, um im kommenden März nach dem ostafrikanischen Schneeberge Kilimandscharo abzugehen. Leiter derselben ist H. H. Johnstone, welcher unlängst vom Kongo zurückgekehrt ist und den Earl of Mayo nach dem Kunene begleitet hat (s. „Globus„ Bd. 44, S. 222 u. 269).

— Die Tagesblätter enthalten Auszüge aus Briefen unserer Afrikareisenden Dr. Böhm und Reichard von Anfang Juli 1883; dieselben sind nicht ganz klar (wir hoffen binnen kurzem Genaueres und Ausführlicheres mittheilen zu können), doch scheint sich daraus Folgendes zu ergeben. Am 10. Februar 1883 waren die Reisenden in der belgischen Station Karema am Tanganjika-See eingetroffen (vgl. „Globus" Bd. 44, S. 224). Darauf scheinen Kämpfe mit den Eingeborenen der Umgegend gefolgt zu sein; am 26. März erhielt Dr. Böhm bei Erstürmung von Katakwa (ein Dorf dieses Namens liegt 50 km nordöstlich von Karema) zwei Schüsse durch den rechten Oberschenkel und mußte bis Ende Juni liegen. Dann erst verließ er Karema zu Boot und erreichte am 8. Juli Qua Mpara unweit der Mündung des Lufuku in den Tanganjika-See. Dieser Ort befindet sich am Westufer des Sees, wurde im Februar 1860 von Livingstone und im December 1879 von J. Thomson besucht und wird von diesen Mparra resp. Mpala genannt; er liegt im Gebiete der wilden kriegerischen Holloholo (dieser Name bedeutet nach Cameron „das Volk auf dem andern Ufer") oder Marungu, als deren auffallendsten Charakterzug Thomson eine außerordentliche Reizbarkeit bezeichnet. Dr. Böhm, welcher in Qua Mpara fieberkrank anlangte, scheint dort mit seinem Gefährten Paul Reichard einige Zeit verweilen zu wollen.

Nordamerika.

— Die Schiefflin'sche Expedition ist nach San Francisco zurückgelangt, nachdem sie den Yukon bis zum Einfluß des Tananah River erforscht. An einem kleinen Bach, ungefähr zwölf Meilen von der Yukon-Mündung entfernt, wurde etwas Gold gefunden, doch warnt Schiefflin alle Goldsucher vor leichtsinnigen Unternehmungen in dieser Gegend, die noch nicht die geringsten Hilfsmittel bietet.

— Die Eskimos sind nach H. Gilder (In Eis und Schnee, S. 49) ungemein abergläubisch; ihrer Meinung nach muß ein großes und allgemeines Unglück eintreten, sobald jemand die sterblichen Ueberreste eines ihrer Todten aus ihrer Ruhe stört. Im Sommer 1881 hatte sich der Zollkutter „Corwin" fünf Tage bei der Insel St. Lawrence aufgehalten, um genaue Erkundigungen über die furchtbare Hungersnoth einzuziehen, die während des Winters 1879—80 dort geherrscht hatte; eine große Anzahl von Skeletten, die aus jener Unglückszeit herrührten, waren an Bord des Schiffes gebracht worden, um demnächst im Smithsonian Institute aufgestellt zu werden. Auf dem „Corwin" befand sich aber ein Eskimo vom Fort St. Michael (Norton-Sund, Alaska), und als er die Gelehrten mit den Gebeinen beladen ankommen sah, gerieth er vor Schrecken und Entsetzen so außer sich, daß er sich durch einen Messerstich in die Brust zu tödten versuchte. Glücklicherweise hielten einige der Umstehenden ihn noch fest, bevor er sich eine tödtliche Verwundung beigebracht hatte. Dies hinderte ihn jedoch nicht, einen zweiten Selbstmordversuch zu machen und sich ins Meer hinabzustürzen. Es gelang, ihn zum zweitenmale zu retten und ihn wenigstens für einige Zeit von Selbstmordgedanken abzubringen; doch ist es nur zu wahrscheinlich, daß er bei der Rückkehr in seine Heimath noch einen dritten und zwar erfolgreichen Versuch gemacht haben wird.

— Durch die Bemühungen der Geographischen Gesellschaft zu Quebec ist eine Expedition zu Stande gekommen, welche das Land zwischen dem See St. John (nördlich von Quebec) und der Hudsonsbai vermessen soll. Die Kosten bestreitet zum größten Theile die Bundes- und die Provinzialregierung. Anfang Juli 1883 sind die Reisenden von Quebec abgegangen und werden etwa ein Jahr fortbleiben; Leiter ist John Bignell, der die Gegend bereits kennt. Ferner nehmen Theil E. Coste und der Naturforscher A. Comeau, sowie eine Anzahl Eingeborener. Zu ihren Aufgaben gehört eine vollständige Aufnahme des Sees Mistassini, die geologische Untersuchung seiner Ufer, Sammlungen von Pflanzen, Thieren und Mineralien und die Rekognoscirung des großen Rupert Flusses, welcher aus dem Mistassini-See in die Jamesbai fließt.

Südamerika.

— H. A. Schumacher, Südamerikanische Studien. Drei Lebens- und Kulturbilder: Mütis, Caldas, Codazzi. 1760—1860. (Berlin 1884. E. S. Mittler und Sohn. Preis 12 Mark.)

In der Form von drei Biographien führt der Verfasser den Leser durch das letztverflossene Jahrhundert der Geschichte des nördlichen Südamerikas, der Republiken von Columbien, Ecuador und Venezuela. Das Aufstreben des wissenschaftlichen und politischen Lebens und zugleich die Störungen desselben durch Aufstände und Leidenschaften in den Hauptstädten jener Länder, insbesondere in Bogotá und Quito, spiegeln sich für den Zeitraum von drei Generationen (1760—1860) in den hier dargestellten Lebensereignissen dreier als Naturforscher, Publicisten und Politiker hervorragenden Männer: Mütis, Caldas und Codazzi wieder. — Die für den Bewohner der alten Welt und gemäßigter Zonen höchst fremdartigen Züge dieses buntbewegten tropischen Kulturlebens werden den Leser fesseln; vornehmlich die alles überragende Gestalt Alexander's von Humboldt, des großen „zweiten Entdeckers von Amerika", dessen epochemachenden, glücklichsten Arbeiten während seines Aufenthalts in jenen Ländern reiften, und dessen Bedeutung daher am glänzendsten, dessen Person am liebenswürdigsten und klarsten eben aus jenen Gesellschaftskreisen hervortritt. Der Verfasser, durch seinen jahrelangen Aufenthalt in Bogotá der sicherste und genaueste Kenner jener Ereignisse und Zustände, schöpft allenthalben aus bisher theils unbekannten, theils unzugänglichen Originalquellen, aus denen er in den, dem Texte angeschlossenen Anmerkungen eine äußerst reichhaltige und werthvolle Ausbeute niederlegt.

Inhalt: Vallombrosa. (Mit fünf Abbildungen.) — W. Kobelt: Prof. Sachau's Reise in Syrien und Mesopotamien II. — J. Partsch: Eduard Richter's Beobachtungen an den Gletschern der Ostalpen. — Kürzere Mittheilungen: Ein Brief von Rogozinski's über seine afrikanische Expedition. (Mit einer Karte.) — Koreanisches. — Eine südamerikanische Musterrepublik. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion 31. December 1883.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLV. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Die Certosa di Val d'Ema.

(Nach dem Französischen von E. Müntz.)

Die Karthause von Florenz ist der Zeit ihrer Gründung nach die hundertundfünfzehnte unter der Gesammtheit der zweihundertfünfundvierzig, deren sich einst der vom heiligen Bruno gestiftete Orden rühmen konnte. Was ihr aber an

Die Certosa di Val d'Ema, von Galuzzo aus gesehen.

Alter abgeht, ersetzt sie durch den Reichthum ihrer Ausschmückung, worin sie nur hinter der Certosa di Pavia, der Königin aller Karthausen zurücksteht; diese ist in der That mehr ein Museum, als ein Ort der Buße. Die Certosa

Digitized by Google

Gesammtansicht der Certosa.

Digitized by Google

di Val d'Ema liegt etwa 3½ km südlich von der Porta Romana in dem wilden, malerischen Thal der Ema, wovon sie auch ihren Namen trägt.

Nach Verlauf von etwa einer halben Stunde gelangt man mit dem Wagen nach dem Flecken Galuzzo, dessen bemerkenswerthester Schmuck in seinen zahlreichen Trattorien mit hochtönenden Namen zu bestehen scheint. Hinter dem Orte senkt sich die große Landstraße, die herrliche Strada regia per Siena a Roma ziemlich steil in das Thal der Ema hinab, überschreitet den Fluß und steigt jenseits wieder empor; alsbald sieht sich der Reisende vor einer hohen Mauer, welche einen mit Weinstöcken und Oelbäumen, untermischt mit einigen Cypressen, bedeckten Hügel einschließt. Den Gipfel krönt eine Art Citadelle mit zahlreichen Vorsprüngen und Ecken, und mit krenelirter Umfassungsmauer; in der Mitte des Ganzen ragt ein Glockenthurm in die Lüfte. Ein gerader, steiler Weg führt zwischen hohen und schmucklosen Mauern, über welche ein Citronenbaum, beladen mit gelben Früchten, die einzige Abwechselung während des Aufstiegs, seine Zweige breitet, hinauf zum Heiligthume und geraden Wegs in einen sehr kleinen Hof: rechter Hand, bedeutend über dem Standpunkt des Beschauers, erheben sich die Nebengebäude des Klosters, während auf der andern Seite eine niedrige mit Zinnen versehene Mauer einen prächtigen Ausblick über die umgebende Landschaft gestattet. Unterhalb, an den steilen Abhängen des Monte Aguto (auch Acuto oder Auto genannt) breiten sich Oliven- und Cypressenpflanzungen aus, deren dunkle

Façade der Kirche in der Certosa.

Färbung die ohnehin schon vorhandene Schwermuth, welche über diesen Erdenfleck ausgebreitet liegt, noch vermehrt. Noch tiefer, am Fuße des Berges, wälzen sich von Süden her die schlammigen Fluthen des Greve dahin und vereinigen sich am nordwestlichen Fuße des Klosterhügels mit denen der von Osten kommenden Ema. In Folge davon ist die Karthause gegen Südwesten, Westen, Norden und Nordosten vom Wasser umflossen. Am jenseitigen Ufer des Greve liegt der Weiler Gora, nur aus wenigen Häusern bestehend, in dessen unmittelbarer Nähe man voll Ueberraschung einen Fremdling von jenseits der Alpen, einen Dampfschornstein von riesigen Dimensionen, erblickt. Von dort schweift der Blick weit in die Ferne bis zum äußersten Horizont über eine schier unendliche Folge welliger Hügel, bedeckt mit wahren Wäldern von Oelbäumen. Indessen bewahrt die Landschaft, trotz der Pflege, welche ihr zu Theil wird, doch immer noch viel von ihrer ursprünglichen Wildheit und eignet sich mit ihren Waldungen und reißenden Gebirgswassern vielleicht ganz besonders zu einem Orte der Zurückgezogenheit und der stillen Andacht; alles, selbst die kräftige Luft erhält die Einbildung rege, als befände man sich weit, weit ab vom Getriebe der Welt.

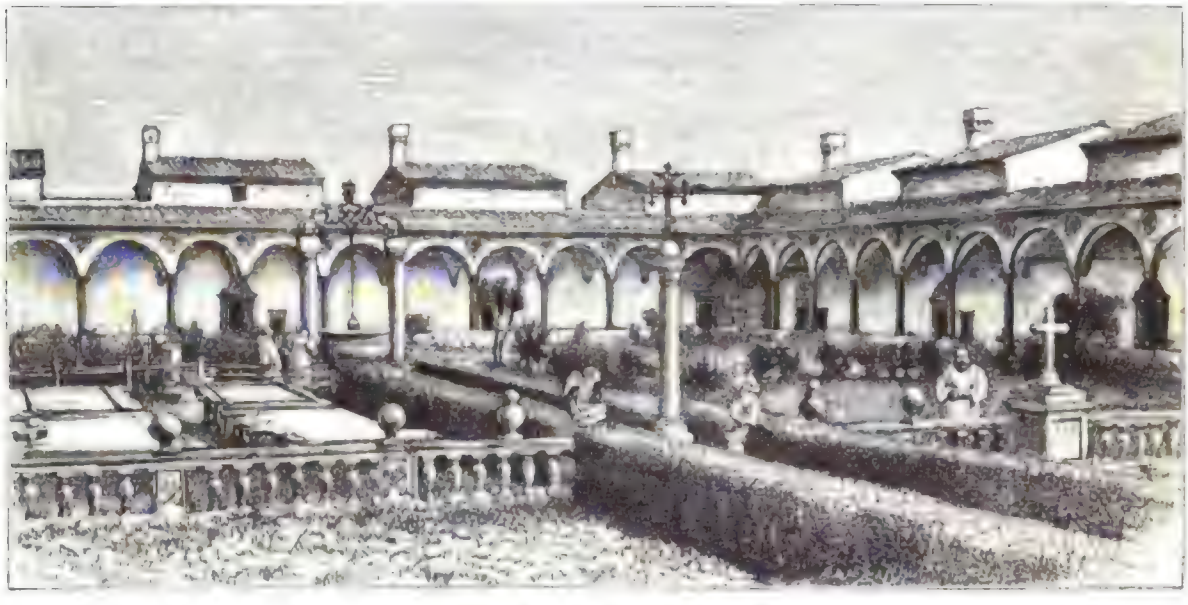
Der Name des Gründers der Karthause, Nicolas Acciajuoli (1310—1366) ist in den Annalen des florentinischen Adels berühmt. Abstammend von einer, durch den Handel mit Stahl außerordentlich reich gewordenen Familie, widmete sich Nicolas dem Dienste der Königin von Neapel, erwarb den Titel eines Groß-Seneschalls des

Digitized by Google

Königthums, sowie die Herzogstitel von Melfi und von Athen (seine Nachkommen regierten in dieser letztern Stadt bis zum Jahre 1456). Schon früher hatte er sich durch seine Freigebigkeit gegen die Karthause von Neapel und verschiedene andere Klöster hervorgethan, als er im Jahre 1341 beschloß, in der Nähe seiner Vaterstadt ein Heiligthum zu gründen, dessen Pracht das Andenken des Stifters für alle Zeiten erhalten sollte. Der Eifer, mit dem er ans Werk ging, war ein so großer, daß kaum zwölf Monate ins Land gingen, um den Bau seiner Vollendung entgegenzuführen. Der große und kleine Kreuzgang, die Zellen, das Hospiz, die Officinen, der Kapitelsaal, der Glockenthurm und die Kirche entstiegen dem Erdboden wie durch Zauberschlag und vor den Augen der überraschten Florentiner zeigten sich die Wappen der Acciajuoli: ein aufgerichteter Löwe, welcher eine entfaltete Standarte hält, mit der stolzen Inschrift: Ad nullius pavebit occursum.

Nach der Ueberlieferung soll kein Geringerer als der berühmte Orcagna, Architekt, Bildhauer und Maler zugleich, der Erbauer gewesen sein, indessen wird diese Behauptung bestritten. Nach Vasari waren es unbekannte, aber darum nicht minder zu preisende Meister, die zu Orcagna's Zeit lebten.

Die florentinische Karthause nahm einen raschen Aufschwung; sie gab der Kirche eine große Anzahl bedeutender, durch Tugenden und Wissen ausgezeichneter Männer, unter denen dem selig gesprochenen Nicola Albergati (gest. 1444) der erste Rang gebührt. Die Unterstützung, welche die Karthause den Künsten gewährte, trug nicht minder dazu bei, sie berühmt zu machen: für sich selbst verzichteten die Bewohner des Klosters freilich darauf, ausübende Künstler nach dem Vorgange der Dominikaner zu sein, unterließen aber nichts um die hervorragendsten Meister ihrer Zeit für die Ausschmückung ihres Klosters zu gewinnen. Im 14. Jahrhundert beschäftigten sie Lorenzo Bussalmacco, im 15. den berühmten Miniaturmaler des Engelsklosters, Lorenzo Monaco, Fra Angelico und Antonio Veneziano. Im 16. Jahrhundert folgten Albertinelli, Pontormo,



Der Klosterhof der Certosa.

Bronzino, Francesco da Sangallo und Giovanni da Bologna und auch das 17. blieb mit Giovanni da San Giovanni, Poccetti und manchen anderen hinter seinen Vorgängern nicht zurück. Als Karl V. im Jahre 1536 die Karthause besuchte, vermochte er nicht, sein Erstaunen und seine Ueberraschung über die vorhandene Pracht zurückzuhalten. Im Jahre 1810, zur Zeit der Aufhebung, zählte die Karthause siebenzehn Brüder und ebensoviele Laienbrüder. 1818 wiedereröffnet, hat sie sich bis heute der Ausführung des Gesetzes von 1866 zu entziehen gewußt; vielleicht nicht mehr für lange.

Eine innere Treppe, welche im Falle eines Angriffs leicht zu vertheidigen scheint, führt den Besucher in einen großen rechteckigen Hof. Derselbe gewährt im Ganzen einen herrlichen Anblick, obgleich zwei von den vier Reihen der Arkaden, welche ihn einschließen, vermauert worden sind. In der Mitte einer Seite erhebt sich die Kirche, deren Façade, im Stil des 17. Jahrhunderts gehalten, von grauen Steinen erbaut ist; die weißen Marmorornamente dazwischen gewähren einen wenig anmuthenden Anblick. Zwei Statuen des heiligen Peter und des heiligen Paul fallen hier besonders durch ihre außerordentlich grobe Arbeit unangenehm auf. Das Innere der Kirche zeichnet sich dagegen, wie viele andere Karthäuserkirchen, auch durch seine vortreffliche Instandhaltung, seinen seltenen Reichthum und vollendete Pracht aus. Der Orden des heiligen Bruno hat eben im Gegensatze zu den populären Franciscanern stets aristokratische Neigungen gehabt. Im Ganzen genommen sind hier die dem Gottesdienste geweihten Bauwerke bis ins Unendliche zerstückelt und zerstreut; man hat es mehr mit einer ganzen Anzahl von Kapellen, denn mit einem einheitlichen Monument, wie bei Pavia, zu thun.

Im weitern Verlauf der Besichtigung gelangt man zu einer andern, winzigen Kirche, die der Maria geweiht, im Jahre 1408 vom Kardinal Angelo Acciajuoli gegründet und in Form eines griechischen Kreuzes mit Spitzbogenwölbung erbaut worden ist. Dieser Bau, von ziemlich eleganten Verhältnissen, ist leider 1601 und 1841 modernisirt (die Führer sagen dafür: restaurirt) worden; von seiner ersten Ausschmückung her bewahrt er noch ein Kirchen-

Digitized by Google

fenſter mit ſechs Heiligenbildern; außerdem mehrere gute Gemälde aus Giotto's Schule. Von dieſer Kirche ſteigt man hinab zur untern Kirche, einem Gebäude von maſſiven Formen und mit dicken ſtämmigen Pfeilern, deren Errichtung nichtsdeſtoweniger von den beſten Kunſtkennern dem Orcagna zugeſchrieben wird. Es enthält die liegende Statue des im Jahre 1409 geſtorbenen Kardinals Angelo Acciajuoli, welche das ihr geſpendete Lob kaum verdient, und drei andere in den Fußboden eingelaſſene Grabmäler, etwas entfernt von erſterm, die den Beſchauer aufs lebhafteſte feſſeln. Sie ſtellen, in Basrelief gemeißelt, die Bilder des Angelo, der Lapa und des Lorenzo Acciajuolo dar; erſterer der Vater, letztere beiden die Schweſter und der Bruder des Gründers der Karthauſe Niccolo Acciajuolo. Dieſe Werke ſind von bewundernswerther Erhaltung und Ausführung. Die Züge ſcheinen noch im Tode zu lächeln, die Köpfe ſind leicht zur Seite geneigt, wie um beſſer ruhen zu können; ſo verſetzen ſie den Beſchauer in jene Zeit der florentiniſchen Kunſt, in der die ſchaffenden Geiſter noch eine kindliche und natürliche Richtung verfolgten, das Gefühl noch den Vorrang hatte vor der Wiſſenſchaft. Nach der Wand zu unter einer Art Tabernakel mit gothiſchen Schwibbogen und gewundenen Säulchen ruht die Statue des Gründers ſelbſt; vom Kopf bis zu Fuß in der Rüſtung, wie ſie dem Groß-Seneſchall von Neapel, Sicilien und Jeruſalem und einem Herzog von Melfi und Athen geziemte. Das Bild, leicht gegen den Beſchauer gewendet, zeigt die Energie und den Stolz des Soldaten; die gefalteten Hände deuten auf die Demuth des wahren Chriſten hin. Die Spuren von Farbe, welche an dieſem Denkmale noch wahrzunehmen ſind, erinnern daran, daß die Ueberlieferungen der polychromen Skulptur ſich mehr oder minder nicht allein bis ins Mittelalter, ſondern ſogar noch bis zur Blüthezeit der Renaiſſance erhalten haben. Nach dem Verlaſſen der untern Kirche betritt man den erſten der drei Kreuzgänge, welche ſich hinter der Maſſe der dem Kultus geweihten Gebäude ausdehnen. Der erſte bietet nichts Bemerkenswerthes dar, der zweite, ziemlich kleine und darum „chiostrino“ genannte, iſt mit einer einfachen Reihe von Arkaden umgeben. Sein vornehmlichſter Schmuck iſt eine aus gebrannter und emaillirter Terracotta hergeſtellte Statue des heiligen Laurentius zwiſchen zwei anderen Heiligen, ein Werk der della Robbia. Dann folgt der letzte, der „Chioſtro grande“, 80 m lang und 61 m breit. In der Mitte befindet ſich der herkömmliche Brunnen, an dem einen Ende der Friedhof, am andern der Küchengarten, unter den Arkaden die Thüren zu den Zellen der Kloſterbrüder. Der auf 70 Monolithen ruhende Kreuzgang erreicht bei weitem nicht die Pracht, wie der in der Karthauſe von Pavia; die einſt vorhandenen polychromen Terracotten der della Robbia ſind längſt in die Florentiner Muſeen gewandert, und die ſtellenweiſe noch erhaltenen Fresken aus dem 16. Jahrhundert ſind ohne Intereſſe.

Die Thüren der bereits erwähnten Zellen, achtzehn an der Zahl, ſind jede mit einem Buchſtaben bezeichnet. Zur Seite einer jeden iſt ein kleines Fenſter angebracht, durch welches dem Bewohner die tägliche Mahlzeit gereicht wurde. Man betritt zunächſt ein kleines Vorzimmer mit weißen, kalkgetünchten Wänden, welches mit einem Mobiliar von ausnehmender Einfachheit ausgeſtattet iſt, wie übrigens der übrige Theil der Wohnung auch. Der Speiſeraum beſitzt als vornehmlichen Schmuck einen Wandſchrank, deſſen Thür, herausgeklappt, als Tiſch dient. Dann folgt ein kleines Schlafzimmer und ein kleines Arbeitskabinet. Von dort führt ein Gang in eine offene Loge und den Blumengarten, der freien Ausblick auf die Umgegend und die Stadt Florenz mit Giotto's Campanile und Brunellesco's Kuppel gewährt.

Die Bewohner des Kloſters beſtehen heute noch aus achtzehn Patres, einer Zahl, welche durch die Ordensregeln genau beſtimmt wurde. Ueber dem ganzen Kloſter und ſeinen Bewohnern ſchwebt indeſſen unaufhörlich das Damoklesſchwert des Geſetzes von 1866, welches dieſelben, gleich denen der großen Karthauſe von Pavia, unerbittlich vertreiben würde, falls man es, wie dort im Jahre 1881, mit Strenge zur Anwendung brächte.

Vom großen Kreuzgange kehrt man zurück zur Foresteria, einem zur Wohnung für die Fremden beſtimmten Gebäude. Die einfachen Räume, die es enthält, haben übrigens während 10 Monaten einem Manne als Aufenthalt gedient, für welchen die Prachtgemächer des Quirinals und des Vaticans einſt kaum genügten, dem Papſt Pius VI., als er ſich in franzöſiſcher Gefangenſchaft befand. Es war dies die Zeit vom 1. Juni 1798 bis zum 27. März 1799. Dieſe einſtige Wohnung des Pontifex zeichnet ſich immerhin durch verhältnißmäßigen Luxus aus, wenn man dagegen die übrigen Wohnräume der ſtändigen Bewohner der Karthauſe in Betracht zieht. Ein Salon enthält unter anderm rothe Damaſtmöbel und eine große Anzahl von Gemälden, letztere freilich von nur geringem Werthe.

Auch Pius VII. war Bewohner der Karthauſe, freilich nur einen Tag lang, vom 8. bis 9. Juli 1809. Die Beſichtigung des Ganzen ſetzt ſich nunmehr fort im Beſuch der „Farmacia“ und der „Cereria“. Doch für erſtere Stätte iſt der Name „Apotheke“ nur ein Euphemismus, da ſie eine Droguerie, Parfümerie und eine Branntweinbrennerei in ſich vereinigt. Wie bekannt, befaſſen ſich viele Klöſter mit der Erzeugung feiner Liqueure, wenngleich der florentiniſche Chartreuſe mit ſeinem berühmten franzöſiſchen Namensvetter nicht im Stande iſt die Konkurrenz auszuhalten. Indeſſen iſt auch der Preis des erſtern bei weitem geringer.

Prof. Sachau's Reiſe in Syrien und Meſopotamien.

III.

Moſul liegt in einer reizenden Landſchaft. „Im Nord und Oſt war der Horizont von den hohen, von Schnee ſtarrenden Bergen Aſſyriens begrenzt; zwiſchen den Bergen und dem Fluß liegt eine rothbraune, undulirende Ebene, jenſeits auf einer Anhöhe das Dorf Nébi Jûnis, nördlich davon die Höhe, genannt Kojuntſchik, beides auf dem Trümmerboden von Ninive; in der Mitte der mächtige, ruhig fließende Strom und auf ſeinem Weſtufer das volkreiche Moſul mit ſeinen Moſcheen und Thürmen; im Süden der Stadt, dem Fluß folgend, ein Gebiet wohlgepflegter Gärten; im Weſten und Süden wieder die rothbraune, undulirende Ebene, die in einiger Entfernung von Höhenzügen abgeſchloſſen wird. Gebirg und Hügelland, eine fruchtbare Ebene und ein mächtiger Strom! Die Könige Aſſyriens hätten in der Wahl des Centrums ihres großen Reiches nicht glücklicher ſein können.“

Digitized by Google

Leider herrschte auch hier furchtbare Noth; auf dem Bazar war an den meisten Tagen absolut nichts an Lebensmitteln zu haben, und der Reisende wäre auch übel daran gewesen, wenn ihm nicht der englische Konsul Russell, der ihn gleich am ersten Morgen aufsuchte, gastfrei seine Tafel zur Verfügung gestellt hätte, während seine Leute bei einem Bruder seines getreuen Na'um Verpflegung fanden, bis es ihnen gelang, halb mit Gewalt für schweres Geld einen Sack Reis zu erwerben. Die erwarteten Zufuhren von Diarbekr blieben aus, weil der Tigris dort zugefroren war, und als sie endlich abgehen konnten, nahmen die hungernden Uferbewohner die ersten Ladungen mit Gewalt weg. Nur dann und wann ließ die Regierung einige Sack Weizen verkaufen, aber nur an Mohammedaner, die Christen gingen leer aus. Der englische Konsul und die amerikanischen Missionare, sowie die französischen Dominikaner thaten, was sie konnten, aber für die von allen Seiten zuströmenden Landbewohner genügte das bei weitem nicht. Die Regierung that fast nichts; der Gouverneur ließ in den Häusern nach Weizen suchen, aber nur in den Häusern der Aermeren, während die reichen Großgrundbesitzer, welche notorisch große Weizenquantitäten zurückhielten, um den Preis noch höher steigen zu lassen, unbelästigt blieben. Freilich sind das einflußreiche Leute mit hohen Verbindungen in Stambul, und wer es mit ihnen verdirbt, bleibt selten lange mehr Gouverneur. Erst zu Ende der schlimmsten Zeit ließ die Regierung in eigenen Oefen Brot backen und zu billigen Preisen verkaufen. Daß Menschen verhungerten, wurde täglich erzählt, doch hat Sachau in allen Fällen, wo er in Mosul solchen Angaben auf den Grund ging, sie unbestätigt gefunden; jedenfalls aber hat die Noth die ganze Gegend verarmen lassen und ihre Folgen werden noch auf Jahrzehnte hinaus fühlbar sein.

Unter diesen Umständen konnte Sachau nicht daran denken, den Tigris hinunter bis Kal'at Shirgât zu gehen und durch das Gebiet der Hamavénd-Kurden zurückzukehren. Obendrein hatte sich dieser Stamm empört; der russische Krieg, an dem sie als Räuber und Marodeure theilgenommen, hatte ihnen gute Gewehre und Munition genug geliefert; 1879 vertrieben sie die türkischen Beamten und als Truppen gegen sie gesandt wurden, schlugen sie dieselben und nahmen ihnen sogar ihre Kanonen ab. Die Pforte mußte von dem nur 800 Mann zählenden Stamm den Frieden erkaufen, aber die Hungersnoth hatte sie wieder auf die Beine gebracht und ließ es um so weniger räthlich erscheinen, ihnen nahe zu kommen, als die Kurden durchaus nicht die Scheu der Beduinen vor Blutvergießen haben.

So mußte also der Rückweg nach Aleppo angetreten werden, und Kälte, Hungersnoth und allgemeine Unsicherheit gestatteten dem Reisenden nur selten von der großen Heerstraße abzuweichen; Sorge um die Verpflegung von Mensch und Thier nahm fast die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Für die Menschen fand sich hier und da ein Huhn, ausnahmsweise auch ein paar Eier, für die Thiere absolut nichts.

In einem wüthenden Sandsturm ritt der Reisende am 10. Februar aus Mosul, noch eine Strecke weit geleitet von seinen englischen Gastfreunden; in einigen nestorianischen Dörfern wurde er festlich von der Schuljugend mit Musik empfangen. Die Nestorianer, hier Kildân genannt, scheiden sich in zwei Parteien, die Nassen, welche sich an Rom angeschlossen haben und nun mit römischem Gelde, wie ein dürrer Acker, bewässert werden, und die Trockenen, die nichts von Rom wissen wollen; sie befeinden sich mit großer Erbitterung. Genau dieselbe Erscheinung findet sich auch bei den Jakobiten. Die Nestorianer sind fleißige Ackerbauer und würden, von der Regierung gegen die Kurden unterstützt, ein werthvolles Element für die Civilisation abgeben, aber die Regierung nimmt überall gegen die Christen Partei, und wo diese nicht in geschlossenen Massen wohnen oder sich an Rom angeschlossen haben, werden sie in brutalster Weise von den Kurden förmlich ausgerottet. Es ist diese Politik entsetzlich kurzsichtig, denn die Kurden sind so wie so schon unbotmäßige Unterthanen und warten nur auf eine Gelegenheit, sich ganz vom Joch der verhaßten türkischen Eindringlinge frei zu machen. In den Nestorianerdörfern an der Straße findet sich meist ein sogenannter Konak, der als Einquartierungshaus und gleichzeitig auch als Kirche dient. Bei ihnen sah Sachau auch Mühlen rohester Konstruktion, einigermaßen den Olivenmühlen ähnlich, eine gemauerte Plattform, auf welcher ein senkrechter Mühlstein, an einem Querbalken, den eine senkrechte Welle hält, befestigt, von einem Pferde im Kreise herumgezogen wird. Sie dient, um Weizen, den man erst gekocht, getrocknet und zwischen zwei Steinen von der Schale befreit hat, grob zu zermahlen; mit Fett gekocht giebt es das Burghul, das nahrhafte Lieblingsgericht der Kurden und Nestorianer.

Im Kloster der Jungfrau bei Alkosch fand der Reisende freundliche Aufnahme, aber das ganze erst 1858 neu erbaute Kloster war ausgeräumt, aus Furcht vor einem Ueberfall der hungernden Gotscher, der Bergkurden; die Klosterschule wurde darum auch bald darauf in die Nähe von Mosul verlegt. Ebenso war es in dem Höhlenkloster Rabban Hormizd, der alten Residenz des nestorianischen Patriarchen, das schon mehrfache Plünderungen von den Kurden erlitten und dabei seine reiche Bibliothek verloren hat. In der Nähe wohnen auch Jeziden, welche sich aber hier eines ordentlichen Lebenswandels befleißigen und mit den Christen auf gutem Fuße stehen. Ein Vorfall in 'Âsi, wo mehrere Zaptijje stationirt sind, wirft ein grelles Schlaglicht auf die Zustände in Mesopotamien; wir erzählen ihn mit Sachau's Worten: „Mein Zelt war noch nicht aufgeschlagen, als eine Deputation von Bauern erschien und mich ersuchte, dem Gouverneur in Dschezire die Bitte vorzutragen, daß er sie von den Zaptijje befreie; sie würden von denselben ausgeraubt, sie hätten selbst nichts mehr zu essen, und wenn sie sich weigerten ihr Letztes herzugeben, würden sie und ihre Weiber mißhandelt. Bald darauf erschienen die Zaptijje in corpore und baten mich ebenfalls dem Gouverneur ihre Lage vorzustellen; sie hätten seit 13 Monaten keinen Sold bekommen, sie hätten nichts zu essen, weder für ihre Pferde, von denen die meisten verhungert, die übrigen so abgemagert wären, daß sie keinen Reiter mehr zu tragen vermöchten, noch für sich selbst, da die Vorräthe der Bauern erschöpft seien." Welche Fülle von Elend enthüllen diese wenigen Zeilen!

Am Châbûr, nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Nebenfluß des Euphrat, begegnete der Reisende zahlreichen Juden, die seit den Zeiten des Königs Hosea hier wohnen (II. Könige 17, 6) und ihre Rasse rein erhalten haben; ihr Hauptsitz ist das auf einer Insel im Châbûr gelegene Zâkhô, wo der Fluß überschritten wurde; dann ging es durch eine sehr fruchtbare, aber leider von den Kurden verwüstete Ebene wieder dem Tigris zu. Hier wohnten früher überall Christen; jetzt sind nur noch wenige Dörfer übrig und auch diese gehen unter den Bedrückungen der Türken und den Einfällen der Gotscher von Jahr zu Jahr mehr zurück. Fieber zwang den Reisenden zu einem Rasttag, dann ritt er weiter nach der Gouvernementsstadt Dschezire, die auf einer Tigrisinsel inmitten eines großartigen Felsenkessels liegt; der Fluß wurde auf einer baufälligen Pontonbrücke überschritten; Reste einer prachtvollen Steinbrücke sind noch vorhanden.

Digitized by Google

Auch in Dschezire war Hungersnoth, das Land voll Schnee, dazu überall offener Kampf zwischen Christen und Kurden, während die Jeziden und ein berüchtigter Räuber Hadlô auf eigene Faust plünderten; von einer Reise durch das wenig erforschte Gebirge Masius über Middô konnte keine Rede sein, nur die Hauptstraße über Nisibis war überhaupt gangbar. Von den vier Zaptijjes, die dem Reisenden als Eskorte mitgegeben wurden, mußten zwei bald zurückkehren, weil ihre verhungerten Pferde stürzten, die anderen gingen zu Fuß und führten ihre Rosse. Die Straße verläßt den Tigris und folgt dem Rande des basaltischen Elim Dagh über ein ödes Plateau mit wenigen schmalen Thälern, deren fruchtbarer Boden nicht zur Ernährung der Bewohner ausreicht; die Dörfer sind gebaut wie im Dschebel Sindschar; Schafe und Ziegen werden im hintersten Zimmer einquartiert, der Wölfe und Jeziden wegen. Am zweiten Tage wurde die Wasserscheide nach dem Chabûr überschritten und an Stelle des Basaltes trat Kalk. Hier war man im Raubgebiet der Jeziden und die Karawane mußte in militärischer Ordnung marschiren, den Troß in der Mitte. Nicht selten begegneten ihr Trupps der unheimlichen Gesellen, im Bundschuh, weißem Mantel und spitzen Filzhüten, mit langen Luntenflinten, Pistolen und Messern bewaffnet; sie zogen finster und ohne zu grüßen vorüber, wagten aber keinen Angriff. Es sind vier Stämme, die man unter dem Namen Dschelka zusammenfaßt; sie sollen circa 2000 Häuser haben; neben ihnen wohnen auch mohammedanische Kurden, aber in Minderzahl. Alle sind unverbesserliche Räuber, welche die Umgegend von Jahr zu Jahr mehr zur Wüste machen, trotz ihrer Fruchtbarkeit. Besonders ihren Angriffen ausgesetzt ist das Jakobitendorf Aznaur, wo die meisten Karawanen anhalten; sie haben dort einen förmlichen Agenten, der ihnen alsbald Nachricht giebt, wenn ein Fang zu machen. Weiterhin wurde das Gebiet des Stammes Tai betreten, Beduinen, die einst ganz Mesopotamien beherrschten, aber von den Shemmar in diesen Winkel gedrängt wurden und nun auf 400 bis 500 Zelte reducirt sind; sie gelten aber trotzdem noch für den adligsten Stamm der Wüste. Neben ihnen wohnen die Dscharbscherijje, Kurden, welche ganz die Beduinensitten angenommen haben.

Am 21. Februar wurde Nsêbin erreicht, der traurige Ueberrest der einstigen hochwichtigen römischen Grenzfeste Nisibis, um die so viel Blut geflossen; es hat heute an 200 meist von Juden bewohnte Häuser und ist zwar Sitz eines Kaimakams, muß aber doch den Shemmar Tribut (Chuwwe) zahlen. Die Umgebung ist versumpft und soll im Sommer wegen Fieber, Fliegen und Ungeziefer fast unbewohnbar sein. Der Kaimakam gab Sachau fünf Maulthierreiter mit, die ihn durch das Gebirge Tôr geleiten sollten. Hier hatten die Kurden so furchtbar in den Christendörfern gehaust, daß die Regierung schließlich eingeschritten war; hundert kurdische Häuptlinge waren internirt worden und nun hatte es etwas Ruhe gegeben. Aber die Christen — Jakobiten — sind aus dem Inneren verdrängt und führen nun in dem schmalen Streifen zwischen Gebirg und Wüste, zwischen Kurden und Beduinen, eine jammervolle Existenz.

Von den ausgedehnten byzantinischen Ruinen von Dârâ wollte Sachau nicht direkt nach Mardin, sondern zunächst nach Tell Ermen gehen, einem großen Christendorf, das sich bis jetzt energisch gegen die Kurden gehalten hat; ein Sandsturm machte die Reise äußerst beschwerlich. Hier liegen ausgedehnte Trümmer, in denen der Reisende Tigranocerta, die Hauptstadt des Tigranes, vermuthet. Am 25. Februar erreichte er Mardin, eine Stadt von heute noch 20000 Seelen. In der Nähe, im Kloster Dêr Za'farân wohnt der Patriarch der Jakobiten; er war aber damals in Konstantinopel, um eine officielle Anerkennung seiner Sekte von der Pforte zu erwirken. Seither war er gezwungen, durch Vermittelung der Armenier mit der Regierung zu verkehren; sein Wunsch ging ihm später auch durch die Vermittelung Englands in Erfüllung. Die jakobitischen Geistlichen sind die ungebildetsten unter allen vorderasiatischen Christen, die ganze Sekte entschieden im Niedergang.

Trotz des schauderhaften Wetters und seiner angegriffenen Gesundheit unternahm der Reisende dennoch eine Exkursion nach Midyâd und Kefr Dschôz, wo andere die Stätte von Tigranocerta suchen, sehr zum Mißvergnügen seiner Leute. Die Route führte über das Plateau des alten Masius Mons, heute el Tôr genannt. Hier herrschen völlig mittelalterliche Zustände und das Faustrecht; die Kurdenhäuptlinge wohnen in förmlichen Burgen und liegen in steter Fehde unter sich, mit den Christen und Türken. Ruinen, die Tigranocerta angehört haben könnten, wurden nicht gefunden.

Hier im Tôr sind hauptsächlich die amerikanischen Missionare an der Arbeit, deren segensreiches Wirken Sachau nicht genug rühmen kann. Er sagt Folgendes über sie: „Centren ihrer Thätigkeit sind Mardin, Midijâd, Dijârbekr und Charput. Wenn die Umstände ihnen gestatten mit demselben Erfolg wie bisher weiter zu arbeiten, so werden sie von der Peripherie aus in nicht gar ferner Zeit in das Innere Kurdistans und des südlichen Armeniens eindringen, werden ihre Sendboten und Aerzte durch alle Thäler jenes unzugänglichen Alpenlandes senden und überall der leidenden Menschheit Hilfe bringen, das Christenthum, Rechtsanschauung und Gesittung verbreiten, ganz besonders aber an der Hebung des geistigen und materiellen Wohls des tief gesunkenen nestorianischen und jakobitischen Christenthums arbeiten. Es ist ein großartiges, bewundernswerthes Werk, und bewundernswerth ist die Aufopferung, mit der Männer, Frauen und Mädchen ihre glückliche Heimath verlassen und ein ganzes Menschenleben in jenen freudelosen, elendreichen Bergwildnissen verleben, mit anstrengender Arbeit überbürdet und nicht selten von der größten Gefahr bedroht, alles um dieser Idee willen. Wahrlich, wenn irgend eine ideale Bestrebung unserer Zeit Anspruch auf die Anerkennung der Mitwelt hat, so ist es die Arbeit der amerikanischen Missionare für die Wiedergeburt des Christenthums im Orient."

„Ich darf hier nicht unerwähnt lassen, daß die türkische Regierung und ihre Behörden dem protestantischen Missionswerk durchaus feindlich gesinnt sind und ihm alle nur möglichen Hindernisse in den Weg legen, ihr Beispiel wird von den Kurden getreulich befolgt. Die nächsten Beschützer der Amerikaner in Fällen grober Rechtsverletzung von Seiten der Türken und Kurden sind die englischen Konsuln. Für den wirksamsten Theil ihrer Thätigkeit halte ich die ärztliche, welche besonders geeignet ist der Civilisation die erste Bahn zu brechen und dem Orientalen die ihm heilsame Ueberlegenheit des Fremden darzuthun, in zweiter Linie ihr Unterricht in zahlreichen Knaben- und Mädchenschulen. Sie unterhalten außerdem Lehrerseminare und eine medicinische Fachschule in 'Aintâb zur Heranbildung von Aerzten aus der einheimischen Bevölkerung. Aus ihren Druckereien in Bêrût und Urmia gehen zahlreiche Werke zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse hervor. Schließlich ist ein Europäer im Orient überall bis zu einem gewissen Grade ein Hort der Unterdrückten, denn die meisten türkischen Beamten (weniger die kurdischen Beys) werden in seiner Nähe vor zu großer Gewaltthat zurückschrecken, weil sie fürchten, der unheimliche

Digitized by Google

Fremde habe vielleicht Beziehungen zu ihren Vorgesetzten oder gar zur Regierung in Stambul."

In Mardin waren durch Vermittelung der Missionare noch einige Vorräthe zu bekommen, aber keine Lastthiere, und schon darum erwies sich ein Marsch über den noch wenig bekannten Dschebel Tektek direkt nach Urfa unausführbar; der Reisende mußte unbedingt der großen Heerstraße über Dijârbekr und Süwerek treu bleiben. Am 8. März ritt er aus Mardin, begleitet von einem ganzen Trupp Hungeriger, die auch nach Dijârbekr wollten. Da er unter seinen Begleitern allerhand verdächtige bewaffnete Gestalten sah, trennte er sich mit seinen Leuten von der Hauptschar und eilte dem Paß von Omar Agha zu, wo die Straße zwischen einem Abgrund und steilen Felsen nur für einen Reiter Raum bietet. Mit dem Zaptijje vorausreitend kam er von seinen Leuten ab und diese Gelegenheit benutzten die Kurden, die ihn längst belauerten, um die zurückbleibenden Maulthiertreiber zu überfallen und völlig auszuplündern; die Leute wurden zum Theil schwer verletzt. Zum Glück hatte das Maulthier, welches die beiden Koffer des Reisenden trug, sich verlaufen und entging so den Räubern. Wir erwähnen hier gleich, daß in Folge des energischen Auftretens des englischen Konsuls in Dijârbekr die Räuber bald gefaßt und der Reisende und seine Leute für ihren Verlust entschädigt wurden.

Am folgenden Tage wurde Dijârbekr erreicht und der Reisende fand bei dem englischen Konsul Major Trotter gastliche Aufnahme und die ihm sehr nöthige Pflege. Die Hungersnoth war hier überwunden, aber das Land in großer Aufregung, weil die Regierung den Werth der kurrentesten Geldmünzen, besonders des Beshlik, plötzlich herabgesetzt hatte, was die Leute, deren Vermögen nur in Baargeld besteht, schwer schädigte. Neu verproviantirt trat Sachau am 11. März die Weiterreise an. Hier standen ihm zwei Straßen zur Verfügung, die obere über den Karatscha Dagh, und die untere nördlich um denselben. Erstere ist durch Czernik begangen, der Reisende wählte darum die untere, obschon diese etwas länger ist; sie ist noch nicht lange als Staatsstraße angelegt, aber schon wieder gänzlich verfallen. Die erste Tagereise war eine der schlimmsten; mehrmals stürzten Maulthiere, schließlich verirrte sich die Karawane und erst in tiefer Nacht erreichte man ein Quartier in Karabaghtsche. In großer Noth riefen Christen wie Türken „Dachilak, dachilak, dein Gast, dein Gast", der Nothschrei der Beduinen zu Allah, wenn sie ihn an seine Pflicht gegen den Menschen als seinen Gast erinnern wollen. Süwerek wurde am 13. März erreicht; der Reisende traf dort zwei deutsche Handwerksburschen, einen aus Klagenfurt und einen aus Dresden, die mit wenig Geld und viel Courage nach Indien marschiren wollten und bei dem jakobitischen Geistlichen einstweilen Winterquartier genommen hatten.

Ein wirbelnder Schneesturm zwang zu einem Rasttag, dann ging es bei 6° N. über die schneebedeckte Ebene weiter nach Westen durch das ungastliche Zigeunerdorf Hawâk, wo der Schneesturm wieder einen Aufenthalt erzwang. Mehr als auf der ganzen Reise litten sie hier von Kälte, kaum ertrugen es die ungenügend bekleideten Leute, trotzdem thaten sie ihre Schuldigkeit bis zum letzten Tag. Am 19. März kamen sie nach Biredschik am Euphrat und nun hatte in dem civilisirteren Syrien endlich die Noth und Sorge um die nothwendigsten Nahrungsmittel ein Ende; am 22. März zog der Reisende in Aleppo ein, dessen Thor seinen Namen Bâb Elféredsch, Thor der Erholung, für ihn mit Recht führte. Die Strapazen der Reise hatten ihn so angegriffen, daß er kaum das Bett verlassen konnte. Trotzdem entschloß er sich mit Herrn Demmler, dem Vertreter von Lüttticke & Co., den Umweg über Antiochia nach Iskenderie zu machen, um auch dieses kennen zu lernen. So sah er wenigstens noch flüchtig das trotz seiner Zugänglichkeit kaum erforschte ruinenreiche Gebirge des Dschebel Sim'ân und die marschige Niederung des 'Amk, die Kornkammer Syriens, sowie das reiche Gebiet des untern Orontes, in welchem Antâki, heute eine offene Landstadt, von üppigen Gärten umgeben liegt. Am 4. April kam er in Iskenderie wieder ans Mittelmeer, krank und elend; schon am 6. verließ er auf einem französischen Postdampfer Syrien und betrat am 20. April in Triest wieder den Boden Europas.

Sachau's Reisebericht, in welchem wir nur etwas mehr Eingehen auf die Geschichte der besuchten Orte, die ja doch den meisten Lesern nicht so gegenwärtig ist, gewünscht hätten, giebt uns einen Begriff davon, wie viel in jenen, so nahe liegenden und verhältnißmäßig so leicht zugänglichen Ländern noch zu thun ist und wie reich sie an interessanten Ueberresten aus allen Epochen des Alterthums sind. Vielleicht giebt er den Anstoß dazu, daß ihnen in Zukunft auch von deutscher Seite die Beachtung geschenkt wird, die sie verdienen.

W. Kobelt.

Die jüngste Argentinische Expedition nach dem Rio Pilcomayo.

Von **Albert Amerlan** in Tucuman.

Welch eine Menge zu lösender Geheimnisse, welch eine Fülle von unentdeckten Reichthümern birgt das bis jetzt nur höchst mangelhaft und nur stellenweise erforschte weite Territorium des Gran Chaco wohl noch in sich? Wie eine Sphinx, jeden mit Verderben bedrohend, der in seine Mysterien einzudringen wagt, verursacht der Gran Chaco dem Reisenden ein gewisses Grausen, das ihn in der Regel veranlaßt, trotz allem Wissensdrange von einem Streifzuge in diese ungeheure, theils offene, theils wald- und sumpfbedeckte Ebene abzustehen. Bis jetzt sind nur wenige keck genug gewesen, das Wagniß eines Streifzuges zu unternehmen und den zahlreichen Gefahren, welche ihrer hierbei harren, zu trotzen. Zu diesen kühnen Männern gehört als erster in der Reihe der Jesuitenpater Patiño, welcher im Jahre 1721 den Rio Pilcomayo von seiner Mündung aus in einem Boot stromaufwärts zu befahren suchte. Er drang bis zum 22° 30′ südl. Br. vor, mußte hier aber, der Feindseligkeiten der an den Ufern hausenden Indianer wegen, umkehren. Ihm folgten später Castañares, Azara, Thompson und einige andere, von denen jedoch keiner auch nur den vierten Theil der Strecke, die Patiño zurückgelegt, zu überwinden vermochte.

Man ließ darauf den Gran Chaco lange Zeit in Ruhe. Die Prätendenten auf Theile dieses weiten Territoriums, Argentinien, Bolivia und Paraguay, begnügten sich vorläufig damit, an seinen Rändern einzelne Forts und einige

Digitized by Google

Kolonien oder Miſſionsſtationen anzulegen, im Uebrigen aber machten ſie keine Anſtalten, weiter in das Innere einzudringen, bis im Jahre 1865 eine Expedition von Corrientes aus einen Verſuch wagte und auch innerhalb neunzehn Tagen, nach Zurücklegung eines Weges von etwa 600 km, bis zu der unweit der Grenze von Salta am Rio Bermejo liegenden Kolonie Rivadavia gelangte. Die zurückgelegte Strecke lief faſt parallel mit dem Bermejo, aber nicht in unmittelbarer Nähe des Fluſſes, und führte durch zerſtreut liegende Holzungen, über gute Weidegründe an verſchiedenen ausgedehnten Sümpfen vorbei. Die Reiſenden hatten nur nöthig, einige von den Indianern benutzte Waldpfade zu erweitern; andere Terrainhinderniſſe hatten ſie auf ihrem Wege nicht zu überwinden. Einen in Corrientes wohnenden Franzoſen, der viele Tobas-, Chumpis- und Macovis-Indianer als Arbeiter beſchäftigte und durch dieſe Gelegenheit hatte, einen wohlthätigen Einfluß auf die Geſinnung der in den zu durchziehenden Gegenden hauſenden Indianer auszuüben, iſt hauptſächlich das Gelingen des Unternehmens zu verdanken.

Im Jahre 1873 ſandte die argentiniſche Regierung von der Tenencia Oran aus eine Militärexpedition, unter Führung des Oberſt Napoleon Uriburu, in den Gran Chaco, um den Lauf des Rio Teuco zu erforſchen und das in jenen Gegenden befindliche Land zu unterſuchen. Dieſe Expedition ging ebenfalls glücklich von ſtatten, doch hatte ſie, außer der Feſtſtellung des Laufes des Rio Teuco, der ſich als ein Arm des Rio Bermejo herausſtellte, weiter keine Erfolge von Bedeutung zu verzeichnen.

Neun Jahre ſpäter machte der franzöſiſche Marinearzt Dr. Jules Crevaux von der Miſſionsſtation Francisco Solano in Bolivia aus in Begleitung von ſechszehn Perſonen den Verſuch, den Rio Pilcomayo in Böten ſtromabwärts bis zu ſeiner Mündung in den Rio Paraguay zu befahren. Der unglückliche Ausgang dieſes Unternehmens iſt wohl noch in Aller Gedächtniß. Die Reiſenden fuhren am 16. April 1882 von Solano ab, ließen ſich am 19. deſſelben Monats durch ihnen gemachte Freundſchaftszeichen der zu Tauſenden am Ufer befindlichen Tobas-Indianer zur Landung verleiten, worauf ſie wenige Minuten ſpäter auf ein gegebenes Signal von den tückiſchen Wilden mittels Meſſerſtichen niedergemacht wurden.

Faſt zur nämlichen Zeit unternahm von der Provinz Salta aus der argentiniſche Oberſt Don Juan Solá mit einem Theil des 10. Linien-Kavallerie-Regiments eine Expedition durch den Gran Chaco. Der Marſch zog ſich zwiſchen den Flüſſen Bermejo und Pilcomayo in der Richtung von Nordweſt nach Südoſt hin und endete glücklich bei der am Rio Paraguay liegenden Kolonie Formoſa, von wo die Theilnehmer mittels Dampfbootes nach Buenos Aires gebracht wurden.

War dieſer Marſch im vorigen Jahre vom Fortin Dragones aus in ſüdöſtlicher Richtung ausgeführt, ſo ſetzte in dieſem Jahre von dem nämlichen Fortin aus eine andere Expedition unter Führung des Oberſtlieutenants Don Rudecindo Ibazeta ſich in nordöſtlicher Richtung hin mit dem Auftrage in Bewegung, das rechte Ufer des Pilcomayo aufzuſuchen, an demſelben ſtromaufwärts entlang zu ziehen, nach Spuren der verunglückten Expedition Crevaux zu forſchen und zu verſuchen, bis zur bolivianiſchen Miſſionsſtation Caiza vorzudringen. Der Kommandant ſollte ſich außerdem noch nach geeigneten Orten zur ſpäteren Etablirung von Grenzbefeſtigungen umſehen. Die Expedition, welche am Morgen des 11. Juni 1883 vom Fortin Dragones aufbrach, beſtand, außer dem Kommandanten Ibazeta, aus dem Major Ferreira, ſieben Officieren, dem Arzt Dr. Tucci, dem Dolmetſcher, 105 Dragonern, ſowie einigen Privatperſonen und Indianern, welche den Zug theils als Arrieros, theils als Freiwillige begleiteten; zuſammen alſo aus 124 gut berittenen Männern, die mit Lebensmitteln und Kleidungsſtücken beladene Maulthiere, ſowie eine Tropa Schlachtvieh mit ſich führten.

Nachdem die Kolonne den Rio Bermejo überſchritten, ſchlug ſie eine nordöſtliche Richtung ein und gelangte nach einem beſchwerlichen Marſche von fünf Wochen und drei Tagen am Nachmittage des 19. Juli zum Arroyo Solá. Man hoffte hier in der Nähe des Pilcomayo zu ſein; da man aber über deſſen Lauf durchaus nichts wußte, ſo konnte der Fluß ebenſo gut noch ſo viele Tagereiſen wie Stunden entfernt ſein.

Am Morgen des 20. Juli, nachdem geſchlachtet und abgekocht war, brach die Expedition, die Richtung nach Nordoſt beibehaltend, um 9 Uhr auf. Nach dreiſtündigem Marſche bemerkte man vor ſich in der Ferne üppige Röhrichte und Schilfwaldungen, wie ſie in dieſen Gegenden ſicher nur in der Nähe großer Ströme vorkommen. Die Rohrwälder erſtreckten ſich, ſo viel man zu erkennen vermochte, in der Richtung von Nordweſt nach Südoſt, und je weiter man vordrang, deſto feuchter wurde der Boden. Unter allen Mitgliedern der Expedition herrſchte das geſpannteſte Intereſſe; einige waren der Meinung, den lang geſuchten Fluß bald zu erreichen, andere zweifelten daran und glaubten ihn erſt nach mehreren weiteren Tagereiſen anzutreffen. Unter den verſchiedenſten Meinungsäußerungen wurde über ſchwarze, von den Wilden abgebrannte Flächen weiter geritten. Ab und zu traf man auf ein zerſtörtes oder verlaſſenes Indianerdorf, bis man in die Wildniß von Rohr und Schilf eindrang und endlich, um 4 Uhr Nachmittags — „Gelobt ſei Gott und unſer Vaterland!“ rief Kommandant Ibazeta mit jubelnder Stimme beim Erblicken des Stromes aus — das niedere Ufer des Pilcomayo erreichte. Menſchen, Pferde, Maulthiere und Rinder ſtiegen hinab in den Fluß, um von dem Waſſer deſſelben, beim Schmettern der Trompetentöne, zu trinken.

Da die Ufer dicht mit Bäumen beſetzt und im lehmigen Boden zahlreiche Spuren von Indianerfüßen abgedrückt waren, ſo befahl Ibazeta etwa 1000 bis 1200 Schritt nach einer offenen Stelle, wo ſich reiche Weiden für das Vieh befanden, zurückzumarſchiren, um dort zu übernachten. Es wurden diesmal während der Nacht ganz beſondere Vorſichtsmaßregeln getroffen. Die Leute bildeten ein großes Quadrat, deſſen Inneres das Vieh, Gepäck und der Proviant einnahmen. Die Wachen wurden verdoppelt und jeder Mann war für den Fall vorbereitet, die Ebene rings um das Lager her plötzlich aufflammen zu ſehen. Glücklicherweiſe erwies ſich dieſe Befürchtung als grundlos; die Ruhe wurde während der Nacht nicht geſtört. Noch vor Beginn der Morgendämmerung wurden einige Soldaten zum Waſſerholen nach dem Fluß geſandt, die eine halbe Stunde ſpäter mit der Meldung zurückkehrten: das gegenüberliegende Ufer ſei mit mehr denn 1000 Indianern bedeckt. Eine ſofort ausgeſandte größere berittene Patrouille beſtätigte dieſe Angabe und brachte die Nachricht, daß die Wilden mit dem Anführer der Chriſten zu unterhandeln verlangten. Don Rudecindo Ibazeta ſchwang ſich ſofort in den Sattel und ſprengte in Begleitung des Hauptmanns Baldrinch, des Dr. Tucci, des Dolmetſch, dreier befreundeter Indianer und von ſechs Dragonern zum Ufer.

Die Unterhandlungen mit den zahlreichen, am jenſeitigen Ufer befindlichen Wilden begannen und währten längere Zeit, aber dieſe wollten, unter dem Vorwande, die Caziken ſeien abweſend, den Fluß nicht paſſiren und nach dem ſüd-

lichen Ufer zu den Argentinern übersetzen. Ibazeta ließ daher die sechs Dragoner am Ufer als Beobachtungsposten zurück und begab sich mit seinen übrigen Begleitern wieder nach dem Lager. Zwei Stunden waren jedoch noch nicht verflossen, als vom Ufer ein Dragoner mit der Meldung dahergesprengt kam, daß die Indianer mit dem Christenhäuptling abermals parlamentiren wollten. Augenblicklich begab sich der Kommandant wiederum zum Fluß, auf dessen anderm Ufer die Zahl der Wilden sich mittlerweile bedeutend vermehrt hatte. Außer vielen Chirigunos und Matacos, welche die Mehrzahl bildeten, befanden sich noch 600 bis 700 Tobas dort.

Nach einigen Hin- und Herreden folgte endlich ein Theil der Indianer der Einladung des Kommandanten und setzte unbewaffnet über den Strom, wo die schmutzigen braunen Söhne der Wildniß von Ibazeta freundlich empfangen und ihnen Geschenke, bestehend in Lebensmitteln, Kleidungsstücken, Tabak, allerlei Kurzwaaren und zwei Kühen, gemacht wurden, was eine lebhafte Freude unter ihnen hervorrief, die erst abnahm, als sie auch Cañabranntwein verlangten, der ihnen aber unter dem Vorwande, daß diese Christen keine geistigen Getränke genössen, daher solche auch nicht mit sich führten, verweigert wurde. In Folge dieser Erklärung wurden vom selben Augenblicke an die Mitglieder der Expedition von den Wilden mit einem Gemisch von Mitleid und Verachtung betrachtet, und da nichts mehr zu erhalten war, so setzten die Indianer mit den empfangenen Geschenken bald darauf zu ihren auf dem andern Ufer harrenden Gefährten über.

Schon am frühen Morgen des folgenden Tages, den 22. Juli, kehrten die Indianer, aber diesmal in verdächtiger Haltung und vollständig bewaffnet, zur Expedition zurück; ihre Leiber waren mit grellen Farben bemalt. Anscheinend spielend suchten sie unter Lachen das Lager nach und nach zu umzingeln, eine Evolution, welche Oberstlieutenant Ibazeta ihnen auf strenge Weise verwies, die sie stutzen und von ihrem Vorhaben absehen machte. Als die Sonne sich dem Untergange näherte, wollten die Indianer, trotz wiederholter Aufforderungen, nicht nach dem andern Ufer übersetzen, sondern führten dies erst aus, als der Kommandant die Dragoner mit geladenen Karabinern antreten ließ und seine Aufforderung nun in Form eines strengen Befehls wiederholte.

Am Morgen des 23. Juli wurde unter Führung eines am vorigen Tage als Baqueano engagirten Chiriguano weiter marschirt. Dieser Indianer, ein raffinirter Bursche, der die Gegend nur zu genau kannte, führte die Expedition durch Sümpfe und Wälder in ganz entgegengesetzter Richtung, als die war, welche jene einzuschlagen beabsichtigte; und dies während dreier Tage. Auf dem am Abend des 25. erreichten, von hohem Röhricht umstandenen, in wasserreicher Gegend befindlichen Lagerplatz erklärte der Indianer, nur noch einen Tagemarsch weit von Caiza entfernt zu sein; als jedoch am nächsten Morgen der Marsch durch die Rohrwildniß fortgesetzt werden sollte, war der heimtückische, braune Führer spurlos verschwunden. Empört über solch treuloses Betragen, nahm sich der Kommandant fest vor, sein Ziel von jetzt an ohne Führer zu verfolgen. Er schlug die Richtung nach Norden ein und gelangte am 28. Juli, also nach Verlust von beinahe sechs Tagen, wieder zum Ufer des Pilcomayo. Die Expedition ging nun, sofern es die Terrainverhältnisse gestatteten, längs dem Flusse in der Richtung stromaufwärts weiter, und traf während dieses Marsches häufig auf größere und kleinere Tolderias (Indianerlager), die theils verlassen, theils durch Feuer zerstört waren.

Am 30. Juli gelangte die Kolonne zu der an einer Biegung des Pilcomayo liegenden Uferstelle, welche von den Indianern „Cabayú-repoti“ genannt wird, wo Ibazeta ein Stück Brett fand, das unzweifelhaft zu einem der Boote des ermordeten Dr. Crevaux gehört haben mußte. Hier war die Expedition von zahlreichen Indianerscharen umgeben, die sich zwar nicht blicken ließen, deren gellendes Geheul jedoch von allen Seiten aus den dichten Wäldern in die Ohren der Reisenden drang. Der Marsch am 31. Juli verlief ohne weitere Abenteuer, aber nicht so der am 1. August. Die Argentiner sahen sich in den Vormittagsstunden dieses Tages von 150 gut berittenen Tobas-Indianern und etwa 600 braunen Kriegern zu Fuß, demselben Stamme angehörend, plötzlich mit Heftigkeit angegriffen, wobei die Indianer zur unangenehmen Ueberraschung der Reisenden ein heftiges Gewehrfeuer auf diese eröffneten. Der Kommandant ließ sofort die Dragoner absitzen und einige geschlossene Salven aus den gezogenen Remington-Karabinern auf die Angreifer abfeuern, wodurch diese, nach Verlust von zwanzig Todten, zur schleunigen Flucht veranlaßt wurden.

Nach diesem Renkontre mit den Tobas wurde der Marsch fortgesetzt. Die Wilden wagten nur noch zwei Angriffe, und zwar am 4. und 6. August, zu unternehmen, die aber beide von den Argentinern mit Leichtigkeit zurückgewiesen wurden, worauf die Expedition am 8. August nach Zurücklegung eines Weges von über 1000 km, ohne irgend welchen Verlust erlitten zu haben, wohlbehalten in dem kleinen bolivianischen Grenzorte Caiza anlangte und dort mit Jubel empfangen wurde.

In Caiza befand sich gerade das bolivianische Expeditionskorps, welches unter Führung des Dr. Daniel Campos — unter dem die Obersten Samuel Pareja und Miguel Estenforo die aus dem 5. Jägerbataillon, der Schwadron Potosi, zwei Schwadronen Nationalgarden und 150 Chiriguanos-Indianern bestehende Truppenmacht kommandiren — bestimmt ist, den Lauf des Pilcomayo bis zu seiner Mündung in den Paraguay zu erforschen. Unter den bolivianischen Soldaten war die Desertion eingerissen, weshalb es galt, diese durch strenge Mittel auszurotten. Am Tage der Ankunft Ibazeta's in Caiza sollten vier Deserteure der Schwadron Potosi erschossen werden; kaum erfuhr Ibazeta hiervon, so bat er, im Vertrauen auf die edle und feine Gastfreundschaft, mit welcher er und seine Leute von den Bolivianern aufgenommen wurden, um Gnade für die vier Verurtheilten. Seiner Bitte wurde auf der Stelle gewillfahrt; die Delinquenten wurden begnadigt und die Todesstrafe in zehnjährige Dienstzeit bei der Fahne umgewandelt.

Während des achtwöchentlichen Marsches durch eine unbekannte pfadlose Wildniß erkrankten von der Expedition Ibazeta 28 Personen, davon drei an der Lungenentzündung; aber Dank der unermüdlichen Fürsorge des Dr. Tucci wurden alle Patienten wieder hergestellt. Der Kommandant kann mit berechtigtem Stolze sagen, er habe den ihm gewordenen schwierigen Auftrag vollzogen, ohne auch nur einen Mann der ihm anvertrauten Leute hierbei eingebüßt zu haben.

Das geographische Wissen ist durch folgende Feststellungen bereichert: die Abzweigungen des Pilcomayo, der Caiza, Jacuiva und Itiyuro, vereinigen sich später und bilden den Arroyo Solá, mit dem ein anderer Kanal, Mayor Ferreira getauft, auf eine lange Strecke beinahe parallel läuft, bis beide sich mehr und mehr nähern und nach ihrer Vereinigung den Rio Roca bilden, der sich weiter südöstlich wahrscheinlich wieder in den Pilcomayo ergießt. Die Höhe der fast durchweg reich bewaldeten Ufer des letztgenannten Flusses

Digitized by Google

erreicht bis 9 m; höhere Uferſtellen haben die Reiſenden nicht angetroffen. Die durchzogene Ebene erwies ſich größtentheils als ein fruchtbares, reich bewäſſertes Land, in welchem üppige Weideſtrecken mit Palmenwäldern und gutem Ackerboden abwechſeln, auf dem Tabak und Baumwolle wild wachſen.

Oberſtlieutenant Ibazeta ſchließt einen Privatbrief, datirt Caiza, den 11. Auguſt 1883, worin er ſeiner Freude über das glückliche Gelingen des ihm gewordenen Auftrages unverhohlen Ausdruck giebt, mit den Worten: „Eine zweite, im nächſten Winter mit größeren Mitteln unternommene Expedition wird das Werk krönen, zu welchem wir jetzt den Grund gelegt haben. Gleichzeitig werden dann durch die argentiniſchen Waffen die Frechheit und der Stolz der Wilden gebrochen werden, die, durch das Scheitern verſchiedener Expeditionen, welche nur dazu dienten, die Indianer mit Waffen und Munition zu verſehen, bis zur Unerträglichkeit geſteigert ſind. Als ich den Tobas Geſchenke machte und ihnen dabei erklärte, meine Miſſion ſei nicht der Krieg, ſondern der Friede, — ſo legten ſie ſich meine Worte dahin aus, daß mich nur Furcht und Feigheit ſo ſprechen ließen; die Geſchenke nahmen ſie voller Gier, um uns am folgenden Tage hinterliſtig anzugreifen. — — Der glückliche Ausgang der mir übertragenen Miſſion läßt mich hoffen, daß die Expedition Ibazeta ſich um das Vaterland verdient gemacht haben wird!“

Mittheilungen über Glauben und Aberglauben bei Sundaneſen und Javanen.

Von **Emil Metzger.**

V.

Das Opfer und die Sorge für die Seele.

Ich habe im Vorigen ſchon beiläufig erwähnt, daß der Eingeborene den böſen Geiſtern nie opfert. Dies bedarf einer näheren Erklärung, da ich ja ſelbſt hier und da ein Beiſpiel davon gegeben habe, daß einem böſen Geiſte etwas dargebracht wurde.

Das eigentliche religiöſe Opfer wird immer in der Weiſe gebracht, daß dem höheren Weſen, welches verehrt werden ſoll, eine Mahlzeit, Früchte ꝛc. angeboten werden, wovon es — unſichtbar natürlich — während der Segen geſprochen und die nöthigen Ceremonien verrichtet werden, dasjenige für ſich nimmt, was ihm behagt; der feinſte Duft der Blume, die innerſte Subſtanz, die Quinteſſenz der Speiſen genügt ihm. Das, was übrig bleibt, und an dem das gewöhnliche Menſchenauge keine Veränderung zu bemerken vermag, wird durch den, welcher das Opfer gebracht hat, mit ſeinen Freunden und Verwandten voll Dankbarkeit gegen das höhere Weſen, welches ihm den reichen Vorrath überläßt, genoſſen. Hierdurch wird eine gewiſſe Gemeinſchaft hergeſtellt. Wenn nun auch das eigentliche Opfer nicht immer ohne eigennützige Gefühle dargebracht wird, denn der, welcher es bringt, erwartet in den meiſten Fällen eine Gegengabe, ſo möchte ich es doch mehr mit der Aufmerkſamkeit eines Kindes vergleichen, welches durch zuvorkommendes, freundliches Benehmen den Eltern etwas abſchmeicheln will, während dagegen das, was man zur Erreichung irgend eines Zweckes den böſen Geiſtern überläßt, im Grunde nur die Bezahlung einer erwarteten und zwar mit voller Berechtigung erwarteten Gegenleiſtung iſt; wenn man den Zweck nicht erreicht, den man erreichen will, ſo iſt dies nur eine Folge davon, daß man nicht den richtigen Preis bezahlt hat, es beſteht aber kein Zweifel daran, daß man denſelben erreichen könnte, wenn man das richtige Mittel wüßte. Mit anderen Worten, die böſen Geiſter *zwingt* man; wenn man ihnen *opfert*, wendet man ſich von Gusti Allah ab und übergiebt ſeine Seele dem Böſen; nie genießt man etwas von dem, was man ihnen darbringt. Daß manchmal der Beſchwörung — um mich ſo auszudrücken — ein Opfermahl folgt, kann an dem Grundgedanken nichts ändern; entweder handelt es ſich um keinen eigentlich böſen Geiſt, oder man bringt ein Dankopfer wegen des guten Ablaufs der Beſchwörung, vielleicht ſelbſt bildet es, wie mir ſehr wahrſcheinlich vorkommt, die Entſündigung dafür, daß man mit dem böſen Geiſt überhaupt in Verbindung getreten iſt.

Wenn ich nun auch den Begriff des eigentlichen Opfers beſchränkt habe, ſo würde es doch zu viel Raum beanſpruchen, die verſchiedenen Arten und das dabei befolgte Ritual eingehender zu beſprechen. Daß es nicht an Gelegenheit zu opfern fehlt, hat der Leſer aus dem früher Geſagten ſehen können, und eine Hindeutung auf das genau vorgeſchriebene Ritual habe ich bereits im erſten Abſchnitt gemacht. Daß ſie in ihrer jetzigen Geſtalt größtentheils dem Islam entſtammen, deuten ſchon die Namen an, worauf ich weiter unten noch etwas näher eingehen werde.

Die erſte Art der Opfer wird den Naturgeiſtern und den Geiſtern der Verſtorbenen gebracht; Zweck derſelben iſt im Allgemeinen nur dem Geiſt ein Zeichen der Verehrung zu geben; daß dabei manchmal mehr eigennützige Zwecke eine Rolle ſpielen, daß man wohl beabſichtigt ihm eine Gunſt abzuſchmeicheln, eine Strafe abzuwenden, habe ich oben bereits angedeutet. Auch hier begegnen wir zuerſt dem Geiſte desjenigen, welcher das Dorf gegründet hat, dem Tjabal bakal, der ja auch als ſein Schutzgeiſt betrachtet und mit dem Danjang des Dorfes vielfach verwechſelt wird. Oben ſchon habe ich geſagt, daß man auf dem einfachen Altar, der beiden gemeinſchaftlich iſt, beinahe immer Früchte und Blumen ſieht; es ſind dies die Gaben derjenigen, welche um ſeine Gunſt werben. Doch werden ihm auch bei freudigen Ereigniſſen größere Dankopfer gebracht, begleitet von einem Opfermahl (Sidekah) und in dieſem Falle immer begleitet von Dika, d. h. dem Lobe Gottes in arabiſcher Sprache, durch einen Prieſter geſprochen.

So bringt man z. B. dem Tjabal bakal ein Opfer aus weich gekochtem Reis mit allen dazu gehörigen Speiſen, wenn eine Hochzeit vollzogen wird; gewöhnlich wird das für ihn Beſtimmte im Hauſe, wo das Feſt gefeiert wird, hergerichtet. Dies iſt ſehr wichtig, denn ſo gut der Tjabal bakal im All-

gemeinen ist, so unangenehm wird er, wenn man ihn nicht mit der gewünschten Aufmerksamkeit behandelt, und er ist schon im Stande die Freuden der Neuvermählten recht unangenehm zu stören, im Falle die für ihn bestimmten Speisen nicht mit der nöthigen Sorgfalt zubereitet waren. Weiter ist ihm ein bestimmter Tag festgesetzt, an dem ihm die Bewohner ihren Dank für alles Gute, das er ihnen während des Jahres bewiesen, durch ein Opfermahl, welches gewöhnlich im Hause des Häuptlings des Dorfes angerichtet wird, darbringen. Bei der zuletzt genannten Gelegenheit ist die Sidekah meist noch für andere Geister mit bestimmt; es sind ihrer eben zu viele, als daß man jedem einzelnen Huld beweisen könnte. In Solo findet die Feier im Monat Saban statt, in anderen Theilen von Java richtet man sich hierbei nach dem Jahr des Landbauers (also nicht nach dem gewöhnlichen javanischen, vom mohammedanischen wenig abweichenden Mondjahr) und feiert es vor der Aussaat. In den Sundalanden heißt dasselbe Fest Sidekah bumi; es wird hier im Freien gefeiert; ein Büffel wird geschlachtet, der Kopf, die Eingeweide und die Knochen werden an einer bestimmten Stelle begraben; an vielen Orten wird später der Schädel an einem Orte in der Nähe des Dorfes niedergelegt. Das Schlachten der Thiere für die Opfer geschieht immer, aber auch im täglichen Leben sehr häufig durch einen Priester, einen Santri (eine Person, welche die Vorschriften der mohammedanischen Religion sehr genau befolgt) oder wenigstens durch eine Person, die mit den Gebeten sehr gut bekannt ist. Es ist dies durchaus nöthig, damit denen, welche die Speisen genießen, kein Unglück begegnet. Der Schlächter empfängt außer seiner (kleinen) Belohnung in Geld und einem Antheil am Opfermahl den Theil des Thieres, welcher sich zwischen dem Kopf und der Stelle, wo das Messer getroffen hat, befindet; die baare Bezahlung beträgt meist $2^1/_2$ Cent = 5 Pfennige. In Verbindung mit Opfern stehen auch die Wallfahrten, welche nach den Gräbern der ersten Verkündiger des Islam, sowie berühmter Fürsten und Herrscher gemacht werden; das Opfer selbst besteht größtentheils aus Blumen und Weihrauch.

Die Familie trägt dem Andenken theurer Verstorbenen Rechnung, indem sie an gewissen Tagen nach dem Tode ein Opfermahl veranstaltet; die Bedeutung desselben, welche ursprünglich nur ein Beweis der Ehrfurcht für den Verstorbenen war, hat sich sehr erweitert und trägt jetzt ziemlich deutlich den Stempel des Islam; es wird nicht nur einer Person, sondern allen Todten gebracht, die seinem Geschlecht angehören, und allen Propheten und Heiligen des Islam und zwar wird die Fürsprache der Todten für die Ueberlebenden, dann aber die Gnade Gottes für den Verstorbenen und die Ueberlebenden erbeten. Die hierfür bestimmten Tage sind der dritte, siebente, vierzigste, hundertste, tausendste Tag nach dem Tode, sowie der erste Jahrestag desselben. Auf dem Grabe selbst werden nur Weihrauch und Blumen geopfert; am zweiten Tage nach Beendigung der Fasten wird das Grab sorgfältig in Ordnung gebracht. Sehr gut und nützlich für den Todten und die Lebenden ist es auch, am Freitag auf dem Grabe Verse aus dem Koran lesen zu lassen. Ein allgemeines Todtenfest wird im achten Monat des mohammedanischen Jahres Saban gefeiert. Der Gebrauch ist so allgemein, daß dieser Monat auf Java gewöhnlich Ruwah (arab. Arwah, Plur. von Roh, Geist) genannt wird. Auch in diesem Fest läßt sich der Javanismus nicht verkennen, denn trotz aller Anstrengung der Priester giebt es noch sehr viele Eingeborene, die in demselben nur ein Opfer an die Todten, nicht für dieselben sehen. Festliche Reinigung der Gräber, Niederlegen von Blumen und Verbrennen von Weihrauch am Grabe, das Anrichten von einer oder von mehreren Opfermahlzeiten und Gebete sind die Handlungen, die hierbei vorgenommen werden. Der Todten, deren Grab man nicht kennt, wird durch die Familie am Neujahrstage gedacht; sie bringt dann Blumen nach dem nächsten Kreuzweg und verbrennt Weihrauch. Die allgemeine Todtenfeier wird in den meisten Fällen gemeinschaftlich begangen; in den kleinen Dörfern kommen alle Bewohner bei dem Häuptling zusammen, in größeren bilden sich Gruppen, immer präsidirt der Aelteste an Jahren, der auch alle auf das Fest bezüglichen Anordnungen trifft. Jede Familie bringt ihren Antheil an Reis, welcher wie gewöhnlich die Hauptschüssel bildet, und an anderen Gerichten mit. Es werden nun acht Schüsseln gefüllt und zwar so, daß auf jede derselben etwas von dem durch jede Familie beigebrachten Speisen gelegt wird, über welche ein Priester den Segen spricht; vier der Schüsseln sind Adam und Eva, die vier anderen dem Danjang des Dorfes geweiht. Ehe die Mahlzeit beginnt, nimmt der Aelteste das Wort und erinnert an die Ehrfurcht, die man den Verstorbenen schuldig ist, an den Zweck und den Nutzen des gebrachten Opfers. Gewöhnlich folgen allgemeine Lustbarkeiten, die Tänzerinnen und Wajangs, in den Sundalanden auch die Topengs treten auf und ergötzen die Zuschauer bis spät in die Nacht. Während der ganzen Zeit hört der Priester nicht auf, aus dem Koran vorzulesen und Gebetformeln herzusagen.

Hieran schließt sich eine Reihe von Opfern, die gebracht werden, wenn man „der Götter Gunst“ erfahren hat, oder aber ihren Segen für eine Arbeit, die man unternommen hat, erflehen will. Das geschieht z. B. wenn ein Kind geboren, eine Heirath geschlossen, ein Sohn beschnitten ist, wenn man ein Haus baut, eine Wasserleitung gräbt ꝛc. Mit dem letztern Falle darf man nicht den andern oft gleichzeitig eintretenden verwechseln, wo die ungünstigen Einflüsse neutralisirt, die bösen Geister unschädlich gemacht werden sollen, auf den ich gleich zu sprechen komme. Eine allgemeine Bemerkung über das Opfer der Javanen, die in dem vorzüglichen Werk von Professor Veth, Java I, 323 vorkommt, scheint mir bedeutend genug, um sie hier in der Hauptsache wörtlich anzuführen.

Das bedeutendste Opfer, welches der Islam kennt, ist das bei dem großen Fest zu Mekka, Qorbān genannt, welches dem Wesen und dem Ursprung nach vom Passahopfer der Israeliten nicht verschieden ist. Von diesem Opfer sagt mit Recht ein mohammedanischer Schriftsteller: „Bei allen anderen Völkern werden die Opfergaben durch das Feuer verzehrt, so daß weder die Guten noch die Bösen Genuß daran haben; nach unserm Gesetz dagegen bleiben sie im Besitz desjenigen, welcher opfert.“ Denn bei dem Fest zu Mekka schlachtet jeder Hausvater, wie es auch bei dem Passah zu geschehen pflegt, sein eigenes Thier und hält davon eine Mahlzeit mit den Seinen. Andere Opfer des Islam sind die Kaffārah's, deren Begriff dem alten Sühnopfer entlehnt ist, und die in gewissen Fällen als Bußen für unwillkürliche Gesetzesübertretung vorgeschrieben sind. Doch auch bei diesen wird durch den Islam kein Altar, keine Verbrennung, kein dieselbe ersetzendes Blutvergießen, kein Antheil für den Priester gefordert. Sie bestehen nur im Fasten, Freilassung von Sklaven, oder Almosen an Speisen und Kleidern, die an Bedürftige gegeben werden. Solche Almosen heißen im Arabischen Tsadaqah. Endlich kennt der Islam noch eine Art Opfer, welches am siebenten Tage nach der Geburt eines Kindes gebracht wird und 'aqiqah heißt; es besteht darin, daß man Gäste bewirthet und Almosen austheilt. Das zuletzt genannte ist den Javanen in sehr entarteter Form unter dem Namen Kekah bekannt. Das Opfer des großen Festes wird durch dieses

Digitized by Google

Volk ebenso wie durch alle mohammedanischen Völkerschaften gebracht und hat in ihrer Sprache den Namen Kurban behalten. Aus Tsadaqah ist das javanische Sidekah entstanden, womit (sowie mit dem von Slametten, Heilopfer, Opfer für das Wohlbefinden einer Person vom arabischen Salamah, Heil) die zahllosen Opfermahlzeiten bezeichnet werden, die der Javane nach dem Beispiel seiner Voreltern aus der Zeit der Unwissenheit zur Ehre der Geister, der Natur, der Seelen der Verstorbenen, aber zugleich in Folge seines merkwürdigen Synkretismus auch zu Ehren Allahs und seines Gesandten, von allen Propheten und Heiligen des Islam, ja manchmal zugleich der Götter von Indras Himmel anrichtet. Auch hierbei ist nie von einem Altar oder von Verbrennung die Rede; man feiert ein Fest mit seiner Familie oder den Mitbewohnern des Dorfes und schickt von der Mahlzeit Geschenke an die Häuptlinge, Priester und Santris.

Hierzu möchte ich nur bemerken, daß auch der Europäer, der Ungläubige im Allgemeinen seinen Antheil am Opfer erhält.

Sehr eng mit dem Opfer verwandt und doch kein eigentliches Opfer (Beth erwähnt dasselbe, wenn ich mich recht erinnere, überhaupt nicht) ist das Marepehan, welches gleichwohl wichtig genug ist, um hier mit erwähnt zu werden. Es erfordert immer Blutvergießen, dient nur zur Versöhnung eines bösen Einflußes, wird jedoch, wie ich oben schon erwähnte, mit anderen wirklichen Opfern verbunden und daher von Eingeborenen häufig auch als Opfer betrachtet, was aber dem Begriff des Opfers nicht entspricht. So wird z. B., wenn eine Familie sich einen neuen Dandang (zum Kochen des Reis bestimmtes Gefäß, sundanesisch Seeng) angeschafft hat, ein solches Marepehan nöthig, denn sie kann nicht ohne weiteres Vertrauen in denselben setzen; es könnte ja sein, daß irgend ein geheimer Feind die Gelegenheit benutzt hätte ihr Böses zuzufügen und zu diesem Zwecke den Einfluß irgend eines bösen Geistes entfesselt und mit dem Dandang in Verbindung gebracht hätte; dagegen muß man natürlich Maßregeln treffen, und der einfachste Weg ist, durch einen Priester ein Huhn schlachten und das Blut in den neuen Topf fließen zu lassen, was, wie sich von selbst versteht, unter besonderen Formalitäten geschehen muß; danach wird das Blut ausgeschüttet, mag der böse Geist, wenn nämlich wirklich einer darin gewesen ist, was ja nicht einmal feststeht, Besitz von demselben nehmen — der Topf ist rein geworden, das Huhn wird in demselben gekocht, und durch die Familie — es ist dies ein seltener Luxus — verspeist und hierdurch erst das wirkliche Opfer gebracht, sei es um sich wegen des Blutvergießens zu entsündigen oder jetzt noch erst die Hilfe der guten Geister anzurufen; wie ich schon oben andeutete, ist mir ersteres wahrscheinlich und will ich hier mit wenigen Worten angeben, was diese Meinung in mir erweckt hat. Bei den Triangulirungsarbeiten hat mir, wie ich oben schon sagte, der Geisterglaube sehr viel Schwierigkeiten gemacht und habe ich daher Gelegenheit gehabt die verschiedene Weise, wie derartige Fälle behandelt werden, aus der Nähe kennen zu lernen, da ich mich, so lange ich ein Neuling war, der Hilfe eines Priesters bediente, später aber — und dies ist ein Beweis, daß ich kein ganz ungelehriger Schüler war — die vorkommenden Fälle zur gegenseitigen Zufriedenheit selbst erledigen konnte. Sowie ein unfreundlicher Einfluß ins Spiel kam, hielten sich selbst meine vertrauten Kulis bei Seite, so lange es sich um Entfernung desselben handelte; wenn aber der störende Einfluß einmal entfernt *war*, wenn es sich darum handelte denselben von der Arbeit ferne zu *halten*, betheiligten sie sich gerne an den weiteren Feierlichkeiten. Ich bedauere um so mehr jetzt auf diesen Punkt nicht weiter eingehen zu können, als die höchst wichtigen Resultate, welche man bei den Triangulirungsarbeiten auf Java für die immer noch zum großen Theil unerledigten ethnographischen Fragen hätte erhalten können, ganz aus den Augen verloren worden sind. Allerdings werden Marepehan's für so durchaus nöthig gehalten, daß man auch die Europäer im Verdacht hat, dieselben zu bringen, wenn sie große Arbeiten unternehmen. Vor einigen Monaten noch herrschte zu Batavia sogar großer Schrecken, weil das Gerücht sich verbreitet hatte, man raube Kinder um deren Augen bei dem Tunnelbau an der Eisenbahn zu verwenden; wenn ein Unglück bei einem Bau vorkommt, so findet man sofort die Erklärung in der Unterlassung der Marepehan's.

Ich gehe zum zweiten Theil dieses Abschnittes über: die Sorge für die Seele oder für das Leben nach dem Tode. Wie ich schon im dritten Abschnitt sagte, besteht mit verschwindend kleinen Ausnahmen der Glaube an eine Seele und damit auch der Glaube an Gott; doch giebt es auch Menschen selbst aus dem Volke, selbst unter den einfachen Dorfbewohnern, denen der Name Gusti Allah's ein eitler Klang ist, der keine andere Bedeutung hat als den Eindruck, den die Aussprache desselben auf das Gehör macht, keine längere Dauer als der Hauch dauert, der ihn hat laut werden lassen. Solche Menschen suchen ihr Ziel in einem möglichst vollständigen materiellen Lebensgenuß und kennen nichts über die Grenzen des unbekannten Landes hinaus, die sie früh oder später überschreiten müssen, machen sich wenigstens keine Sorge darüber. Bei weitem der größte Theil der Eingeborenen denkt aber sehr verschieden über diesen Punkt, denkt ernstlich über das Leben nach dem Tode und über die Mittel nach, sich im Jenseits eine möglichst günstige Lage zu verschaffen. In dieser Beziehung haben sich der Hinduismus und der Islam mit der Naturreligion noch weniger als in irgend einer anderen Art verschmolzen; die Ansichten der drei Religionen kommen ziemlich rein neben einander vor, dagegen kreuzen sie sich häufig insofern, als die Mittel dem einen Glauben, das Ziel, das man nach dem Tode zu erreichen wünscht, dem andern Glauben entlehnt sind. Es ist keine Seltenheit, daß ein Eingeborener sich dem Glauben der Orang dul (gleichstehend dem arabischen Dzikr, worüber gleich noch weiteres folgt) anschließt, um in jenem Leben als holländischer Beamter, am liebsten gleich als Resident wieder aufzuleben. Bei dem gewöhnlichen Eingeborenen herrscht der Glaube an Seelenwanderung vor; wenn er hier im Leben sich keiner groben Sünde schuldig macht, wird Gusti Allah ihm wohl gnädig sein; doch aber sieht er die Sache insofern mit etwas Unruhe an, als er weiß, daß so viele seiner Voreltern und nahen oder entfernten Verwandten als Tiger oder Krokodile leben, und da diese Zukunft nicht viel Verlockendes für ihn hat, hascht er nach allem, wodurch er sich eine andere Zukunft sichern kann. Hier habe ich vielleicht gerade den Punkt berührt, auf den der strenge Islam seine Hand legt, um wenigstens seinen äußeren Formen mehr und mehr Eingang zu verschaffen. Die philosophischeren Betrachtungen des Hinduismus taugen nicht für die große Menge, obwohl der Islam nicht gezögert hat manchen Grundgedanken zu dem seinigen zu machen, allerdings Grundgedanken in solcher Form, daß man sie auch in anderen Religionen wiederfinden kann: ein Leben voll Enthaltung und Buße ist die größte Zierde für den Gläubigen. Ein zweites Moment, auf welches ich hier zum Ueberfluß noch aufmerksam zu machen mir erlaube, ist folgendes: der Eingeborene von Java ist eine sinnliche Natur, sinnlich im gewöhnlichen Sinne des Wortes und empfänglich für sinnliche Eindrücke; daß eine

Digitized by Google

solche Natur, wenn sie einmal überhaupt zu ernstem Nachdenken über übersinnliche Gegenstände kommt, sich bald dem Mysticismus zuneigt, liegt auf der Hand.

Die Wissenschaft für sein Seelenheil zu sorgen, heißt, wie ich schon im vorigen Abschnitt gesagt habe, Ngilmu peling. In kurzen Worten gesagt, umfaßt dieses Ngilmu die Lehre von einer ascetischen Lebensweise, die Lehre von der Abtödtung des Fleisches und von den guten Werken und der Buße, dem selbstverständlich die Reinigung des Lebenswandels vorangehen muß. Natürlich hatte in dieser letzteren Beziehung namentlich der Hinduismus ein schönes Spiel; schließlich, je mehr sich Jemand der Vollkommenheit nähert, betrachtet er alles Körperliche, alles Sinnliche als unrein und sucht sich mehr und mehr davon zu befreien. Bis zur völligen Aufgabe des irdischen Lebens hat es der Eingeborene von Java noch nicht gebracht, er betrachtet den Selbstmord als eine schwere Sünde; dagegen hält er es für sehr verdienstlich, sich soviel wie möglich vom Körper frei zu machen. Vielleicht hat dies dazu mitgewirkt, die religiösen Vorschriften so merkwürdig verwickelt zu machen, wie sie geworden sind, vielleicht hat man absichtlich den Weg der Annäherung zu dem Höheren erschwert, um die Sorge vom Irdischen abzulenken; daß aber trotzdem die Zukunft in den Augen der meisten eine greifbare Natur annimmt, daß sie die Genüsse des folgenden Lebens sich ganz im Geiste einer sinnlichen Menschennatur vorstellen, ist in der letzteren begründet. Das Erreichen von Macht, Reichthum, sinnliche Genüsse sind das Ziel, welches man durch Enthaltung in diesem Leben zu erreichen hofft. Wie Wisetо die höchste natürliche Kraft durch Absonderung erhalten hatte (vergl. Kosmogonie), so glaubt der Javane und der Sundanese auch jetzt noch durch Nachdenken und Askese so weit kommen zu können, daß er wieder, mit einem dem Islam entlehnten Worte, sagen kann: „Allah ist in mir"; es ist dies das höchste Ziel, was ihm zu erreichen möglich ist.

In Bezug auf das Einsiedlerleben fehlt es nicht an Beispielen; die alten Legenden sind überfüllt mit Erzählungen von Klausnern (Sang tapä) beiderlei Geschlechtes. Das Täpäleben hat sich immer mehr in die Einöden gezogen, ist immer seltener geworden; es ist nicht sowohl das Vordringen des Islam, was dies bewirkt hat, als vielmehr der Umstand, daß das Innere der Insel immer mehr zugänglich wird, und es scheint das allgemeine Bestreben zu sein, alles was sich auf die Einsiedler bezieht, sorgfältig vor Europäern zu verbergen. Daß sie aber vor nicht gar langer Zeit noch bestanden haben und aller Wahrscheinlichkeit nach auch noch bestehen, glaube ich versichern zu können.

Es giebt männliche und weibliche Einsiedler; eigentlich sollen sie das Einsiedlerleben erst anfangen, wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben, wenn ihre Kinder und Enkel versorgt sind und das Blut langsam durch ihre Adern rollt. Dann sollen sie sich zurückziehen in eine Höhle, auf einen hohen Berg in die Wildniß, um mit Armuth und Noth zu kämpfen, sich allerlei Entbehrungen und Martern aufzulegen und so ihren Glauben zu stärken und dem künftigen Leben mit Ruhe entgegenzusehen. In der Praxis scheint sich die Sache doch etwas anders zu verhalten; manchmal hört man auch von guten Gaben, die den Einsiedlern zugetragen werden, und das Blut scheint auch nicht immer ganz ruhig zu rollen, denn es sind Andeutungen genug vorhanden, daß männliche und weibliche Einsiedler einander aufsuchen und einander die Zeit vertreiben. Daß diese gemeinschaftlichen Uebungen nur eine Art des Siwadienstes sein sollten, bezweifele ich, denn man hört wohl auch einmal über die Einsiedler Geschichten erzählen, welche an die Versuchungen des heiligen Antonius erinnern; nur deutet der aufgeklärte Eingeborene lachend an, daß es sich nicht um Widadaris, sondern um Besuche von Fleisch und Blut handelt.

Eine eigenthümliche Erscheinung bilden die Personen, welche sich nicht aus der Gesellschaft entfernen, sondern sich mitten im Gewühl derselben der Askese hingeben. Es kommt nicht gerade selten vor, daß man ihnen im Getümmel des Marktes begegnet. Die Verkäufer haben häufig ihre Waaren auf von Bambu gefertigten Tischen ausgestellt; unter einem ähnlichen mit Tüchern behängten Tisch sieht man manchmal eine alte, abgezehrte Gestalt — der einzige Unterschied besteht darin, daß über ihren Kopf hin nicht gehandelt wird — die Gebete vor sich hinmurmelt; es sind dies Depok, Asketen, die von jeder Gemeinschaft mit Anderen sich ausschließen, Almosen empfangen, aber nicht fordern und zum Dank, wenn es verlangt wird, einen guten Rath geben. Auch mohammedanische Priester ziehen sich in die Einsamkeit zurück, wiewohl im Allgemeinen die Lehren des Islam ein heiliges Leben, das man führt, ohne seine täglichen Arbeiten aufzugeben, bei weitem höher stellen.

Bei vielen solchen Einsiedlern ist ohne Zweifel die Lehre vom Nirwana zum Durchbruch gekommen, wiewohl sie dieselbe nie gehört haben. Dieses Wort ist ja durch die Gelehrten so ganz verschieden erklärt worden (man vgl. Rhys Davids im Anhang zu den Hibberts lectures 1881, sowie die indischen Essays von Nilakanta Chatto pädhyäya 1883, letzterer hat seine, mit der von Rhys Davids aufgestellten übereinstimmende Ansicht seiner Mittheilung nach schon in vor fünf bis sechs Jahren gehaltenen Vorträgen ausgesprochen). Für den Javanen bedeutet der Begriff — das Wort ist ihm ziemlich unbekannt — einen Zustand, in dem man sich ruhig in das Unabänderliche fügt und sich von Leidenschaften und Begierden nicht mehr fortreißen läßt, ja selbst keine Erregung derselben mehr empfindet. Das innere Leben ist dann wie der Spiegel eines stillstehenden Gewässers, das gegen den Hauch des Windes geschützt ist. Manche gehen aber weiter und erklären die Existenz überhaupt für ein Unglück, sehen im Nichtsein, in der völligen Auflösung das höchste Glück; doch wird diese Lehre für ketzerisch gehalten.

Eine eigenthümliche Erscheinung sind die Santri birahi's, deren Existenz und Wesen, wenn es auch nicht sehr geheimnißvoll behandelt wird, doch dem Europäer leicht verborgen bleibt. Sie rasiren sich den Schädel, tragen eine von Rotan geflochtene Mütze, wie die anderen Santris. Scheinbar sind sie sehr strenge Mohammedaner; nebenher verehren sie jedoch die Dewis und Widädaris; die Tänzerinnen (die äußerlich als öffentliche Frauen bezeichnet werden können; in Wirklichkeit stellt sich das Verhältniß wohl etwas anders) werden zu ihren geheimnißvollen Versammlungen herangezogen, wo dann unter Musikbegleitung Tänze ausgeführt werden sollen, die jedes Maß überschreiten. Welcher Religion diese Form der Verehrung entstammt, ist wohl nicht leicht auszumachen; bei oberflächlicher Betrachtung möchte man geneigt sein den Siwaismus damit in Verbindung zu bringen, aber wenn man sich im Archipel näher umsieht, findet man ähnliche Erscheinungen auch bei den Dajaks, den Balinesen und den Atjinesen, und zwar sind es bei diesen drei sehr verschiedenen Stämmen, welche Anhänger der Naturreligion, des Siwaismus und des Islam sind, nicht Frauen, welche zu den Festen herangezogen werden, sondern die Priester (Dajaks) oder Knaben (Bali-Atjeh) erfüllen die Rolle der Tänzerinnen (die passive Rolle) und es werden ganz offen die Sünden geübt, welche zur Vernichtung der Städte Sodom und Gomorrha geführt haben — was z. B. für den Eingeborenen von Java im Allgemeinen ein Greuel sein würde, obwohl aus neuester Zeit Andeutungen

Digitized by Google

vorliegen, daß auch dort verwandte Erscheinungen aufgetreten sind. — (Wer sich näher über diesen Punkt orientiren will, möge einen Aufsatz von Mr. L. W. C. van den Berg, Tijdschrift voor Indische Taal, Land en Volkenkunde XXVIII, S. 158 nachlesen, worin er über die „devotie der Naqsjibendijah in den Indischen Archipel" handelt.)

Es würde zu weit führen auf alle verschiedenen Sekten hier einzugehen, deren Zahl sehr groß ist; nur einige, der rein mohammedanischen Formen will ich noch anführen. Die Orang dul habe ich schon oben erwähnt, ebenso daß sie mit den Dzikr identisch sind. Sie erinnern an die tanzenden Derwische, werden aber von der strenggläubigen Geistlichkeit und auch von der Regierung mit Mißtrauen betrachtet; nachdem sie lange ziemlich verschwunden waren, sind sie in neuerer Zeit wieder öfter genannt worden. Bekanntlich bildet diese Sekte eine eng aneinander geschlossene Gemeinschaft, die, wo es nöthig ist, jedem Mitglied Hilfe leistet und auch sich zu gemeinschaftlichen Handlungen verbindet.

Eine weitere Sekte sind die Orang drijah, die ihr Feld fleißig bebauen, sich aber, wenn die Erntezeit herankommt, in die Wildniß zurückziehen, wo sie beten und fasten, aber die Früchte ihres Fleißes anderen überlassen; andere (Orang wasis) halten es für unerlaubt ihr Eigenthum überhaupt zu bewachen; sie lassen den Danjang dafür sorgen.

Im Allgemeinen sieht aber der Eingeborene von Java sein Heil in Erfüllung seiner Pflichten gegenüber seinen eigenen Geistern und gegenüber den Geboten des Islam. Bekanntlich verlangen letztere:

1. Hersagen des Glaubensbekenntnisses, wodurch man sich in Verbindung mit der religiösen Gemeinschaft erhält. Es lautet: Es ist kein Gott als Allah und Mohammed ist sein Prophet. Hieran schließt sich Vermeidung der Unreinen; dieser Punkt wird jedoch in Bezug auf manche unreine Gegenstände nicht immer genau befolgt (kreißende Frauen z. B. läßt man Urin trinken). Was verunreinigt ist, muß durch Abwaschungen gereinigt werden, manches durch sieben Abwaschungen, wobei dann einmal dem Wasser Erde zugefügt werden muß.

2. Das Gebet wird meist pünktlich gesprochen, eine Abwaschung muß vorhergehen; die für dasselbe bestimmten Zeiten sind Lohor, Mittags 12 Uhr, Assar, Nachmittags halb 4, Magrib, bei Sonnenuntergang um 6 Uhr (auch derjenige, der nicht betet, verbeugt sich gewöhnlich gegen Westen, wenn die Sonne verschwunden ist). Hierauf folgt das Isagebet um halb acht und das Subugebet in der Morgendämmerung. Das Zeichen zum Gebet wird von der Misigit (Moschee) aus gegeben. Hier wird am Freitag um die Mittagstunde durch den Ketib eine Predigt vorgelesen; auch geschieht dies an bestimmten Festtagen, Frauen nehmen daran nur selten Theil.

3. Ferner muß man die sogenannten gottesdienstlichen Abgaben bezahlen; es ist dies zunächst der Zehnte von der Ernte; der Ertrag soll für gute Werke bestimmt sein; außerdem wird für jedes Mitglied der Familie zu Ende der Fasten ein Kati Reis (etwa $^3/_4$ Pfund) nach der Moschee gebracht.

4. Die Fasten. Sie werden im Allgemeinen streng gehalten; doch kann man auch hier Abkommen mit dem Himmel treffen, z. B. einen Tag, den man nicht gefastet hat, durch einen später einzuschiebenden Fasttag ersetzen. Viele Sachen müssen noch während der Fasten beobachtet werden, wenn dieselben wirksam sein sollen; manche nehmen nur Nahrung zwischen zwölf und ein Uhr in der Nacht. Während der letzten Tage finden eine Nacht um die andere Festlichkeiten statt.

5. Die fünfte Forderung endlich, die der Islam an die Gläubigen stellt, ist die Pilgerfahrt nach Mekka, die trotz der hohen Kosten auch von Java aus häufig unternommen wird. Daß außerdem der Islam besondere Vorschriften über Nahrung ꝛc. giebt, ist bekannt genug, um hier nicht weiter darauf eingehen zu müssen, umsomehr als sich der Gebrauch auf Java ganz dem allgemein Gebräuchlichen anschließt.

Hiermit bin ich an das Ende der Aufgabe gelangt, die ich mir gestellt hatte; obwohl manches sehr unvollständig behandelt, anderes, worunter nicht Unwichtiges (z. B. Tänzerinnen, Wajang) ganz übergangen worden ist, glaube ich den Leser in den Stand gesetzt zu haben, sich ein ziemlich deutliches Bild von der Religion der Eingeborenen von Java zu machen, welches auch einiges weniger Bekannte enthält.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Durch Ausgabe der 11. und 12. Lieferung der „Wissenschaftlichen Ergebnisse der Vega-Expedition" (Leipzig, F. A. Brockhaus) ist der erste Band derselben vollständig geworden. Auf den reichen botanischen, zoologischen und meteorologischen Inhalt derselben haben wir schon früher (Bd. 43, S. 31) hingewiesen. Den Schluß (S. 601 bis 725) machen Nordenskiöld's Berichte über die Vega-Expedition an Oscar Dickson, welche er an Bord der Vega geschrieben und in ihrer ursprünglichen Form hier mit aufgenommen hat; in ihrer Unmittelbarkeit geben dieselben, welche außerdem die verschiedensten wissenschaftlichen, namentlich physikalischen und ethnographischen, Fragen behandeln, eine fesselnde Darstellung des großen Unternehmens.

— Am 19. December 1883 hat König Thebaw von Birma und Königin Supajalaf das Fort Sagine auf dem, seiner Hauptstadt Mandale gegenüber liegenden Ufer des Irawadi besucht, wobei er sich eines köstlich geschmückten Dampfers bediente und von der ganzen birmanischen Flotte begleitet wurde. Bei dieser Gelegenheit sah er zum erstenmale die britische Flagge auf englischen Dampfern und betrachtete sie sehr genau. Es sind vierzig Jahre her, seit der letzte birmanische König den Irawadi überschritten hat.

— Ein Telegramm aus Colombo (Ceylon) meldet, daß Colquhoun am 21. December 1883 von dort nach Siam zu seiner projektirten Forschungsreise aufgebrochen ist; eine andere Abtheilung unter Mr. Hallett wird ihre Arbeiten in Birma beginnen.

Afrika.

— Von welchem Segen für die ägyptischen Aequatorialprovinzen das Wirken Dr. Emin-Bey's ist, ergiebt sich aus vielen Stellen des letzten Berichtes, welchen Petermann's Mittheilungen (1883, Heft 11) von seiner Hand veröffentlichen; er sagt das nicht direkt, doch liest man es zwischen den Zeilen. Aber nur mit Unruhe kann der Menschenfreund an das Schicksal des Forschers, der so viele Sklaven befreit, so viele Sklavenhändler in ihrem Treiben

Digitized by Google

gehindert hat, denken, jetzt wo des Mahdi Scharen das Verwaltungsgebiet Emin's völlig von Aegypten abgeschnitten haben. Eins wird hoffentlich den Aequatorialprovinzen unter allen Umständen bleiben, die durch Emin eingeführten Nutzpflanzen. So gedeihen in den Gärten der Station Kabajendi im Makraka-Lande Citronen, süße Limonen, Papaya, Feigen und Anona, alle von Osten her aus Lado eingeführt. Baumwolle wurde 1882 zum erstenmale angepflanzt und von 2 Okka Samen ca. 20 Kantar gute Baumwolle erzielt, was gewiß zur Fortsetzung des Versuchs aufmuntert. Dann sollten Reis und Indigo an die Reihe kommen. Ebenso hat in der Station Gosa im Abukaja-Lande das ausgezeichnete Gedeihen der Baumwolle zu einem Industriezweige Veranlassung gegeben, der für die Folge wohl bedeutungsvoll werden könnte — der Weberei. Man fertigt, einstweilen noch die Danagla mit ihren Dienern, die im Sudan als „damür" bekannten leichten Baumwollenstoffe, die sich gerade für das dortige Klima so gut eignen, in besserer Beschaffenheit, als Emin-Bey sie je in Chartum gesehen hat. Letzterer führte auch zuerst im Jahre 1877 Samen des Papaya-Baumes aus Uganda ein, woselbst ihn die Muuguana, die Leute von Zanzibar, kultivirten; derselbe hat sich mit wunderbarer Schnelligkeit über das ganze Gebiet westlich bis weit ins Bahr-el-Ghazal-Land und nördlich bis Chartum verbreitet, wozu seine mühelose Kultur allerdings wesentlich beitrug.

— Einer Besprechung des Buches „H. Depelchin et Ch. Croonenbergh's, Trois ans dans l'Afrique austral" durch Dr. W. Erman („Deutsche Litteraturzeitung" 1883 Nr. 48) entnehmen wir folgende Angaben über die katholische Zambesi-Mission, welche 1877 beschlossen und dem Jesuitenorden übertragen, Anfang 1879 aber von der Kapkolonie aus wirklich begonnen wurde.

Das ihr von der Propaganda zugewiesene Gebiet umfaßt, nachdem neuerdings auch die anfangs ausgeschlossenen portugiesischen Besitzungen der Ostküste hinzugekommen sind, etwa die östlichen Zweidrittel Südafrikas zwischen dem Limpopo und dem 10° südl. Br. Sie steht unter der Oberleitung des Belgiers P. Depelchin und zählt unter ihren Mitarbeitern Angehörige fast aller europäischen Nationen, Deutsche, Engländer, Franzosen, Italiener, Niederländer, Oesterreicher, Portugiesen.

Zu den schweren Verlusten an Menschenleben, welche die Mission in den wenigen Jahren ihres Bestehens schon gefordert hat — nicht weniger als 8 Patres und 2 Laienbrüder zählt bis zum April d. J. das Missions-Nekrologium — stehen die erzielten sehr geringen Erfolge in auffallendem Mißverhältniß. Die bisher dauernd begründeten drei Stationen haben nur als Ausgangspunkte weiterer Unternehmungen Bedeutung, zu eigentlicher Missionsarbeit an Ort und Stelle bieten sie keine oder fast keine Gelegenheit. Tati, wo im September 1879 die erste Station begründet wurde, ist seit Aufgabe der dortigen Goldminen fast ganz verlassen; Gubuluwayo, welches im Oktober 1879 wegen der unmittelbaren Nachbarschaft der Residenz des Matabele-Herrschers Lo Bengula zur Niederlassung gewählt wurde, hat durch die 1881 erfolgte Verlegung dieser Residenz seinen Hauptzweck verfehlt, Pantamatenga endlich, einige Tagereisen südlich von den Victoriafällen des Zambesi gelegen, wo im Juni 1880 die dritte Station angelegt wurde, ist nie etwas anderes gewesen, als die Niederlassung einiger weißen Händler und bietet fast gar keine Gelegenheit zum Verkehr mit den Eingeborenen.

Alle von diesen drei Stationen aus unternommenen Versuche weiteren Vordringens sind durchaus verunglückt. So endete die beabsichtigte Niederlassung des P. Law in Umzilas Kraal und die des P. Terörde beim Batongahäuptling Morumba am linken Ufer des Zambesi mit dem Tode der beiden Führer und der Rückkehr ihrer Begleiter nach Gubuluwayo, resp. Pantamatenga. Die 1881 von dem Oberen der Mission, Depelchin, beim Barotse-König persönlich ausgewirkte Erlaubniß für eine daselbst im folgenden Jahre beabsichtigte Niederlassung blieb nutzlos, da der 1882 dorthin entsandte P. Berghegge an der Tschobemündung wieder umkehren mußte.

Vermischtes.

— Der Rassenkampf. Socialogische Untersuchungen von Ludwig Gumplowicz, Professor in Graz. Innsbruck 1883.

Im April 1866 erschien in der „Anthropological Review" eine Abhandlung über Rasse in der Gesetzgebung und Volkswirthschaft, die, obgleich nicht unterzeichnet, von dem verstorbenen, hochbedeutenden Londoner Anthropologen Dr. Hunt herrührt. Hätte Professor Gumplowicz sie gekannt, er würde darin viele seiner heute ausgesprochenen Ansichten vorweg genommen sehen, wie denn auch die amerikanische Anthropologenschule, Nott, Gliddon u. a., auf gleicher Basis standen und der frühere verstorbene Herausgeber des „Globus" ähnliches vertrat. Daß die Staatswissenschaften von der verschiedenen immanenten Begabung, der Rassenanlage der einzelnen Völker Kunde nehmen sollen, ist ein durchaus gerechtfertigtes Verlangen; daß eine Geschichtsphilosophie in der Studirstube ausgeheckt ohne die Anerkennung der naturwissenschaftlichen Resultate, welche Anthropologie und Ethnographie bieten, nur ein Hirngespinnst bleibt, ist auch eine Wahrheit, die mehr und mehr sich aufdrängt. Gumplowicz hat das große Verdienst, auf Grundlage anthropologischer Forschung seine Arbeit aufzubauen, die geistreich durch und durch, wohl oft mit kühner Hand zu weit greift, aber doch in ihrem freudigen Streben nach Wahrheit viele schöne Funde macht. Er zeigt die Unfreiheit des Willens beim Menschen und in der Geschichte, sowie die Einheit der Natur und des Geistes. Wie eine Pflanze nach natürlichen Gesetzen keimt, wächst, abstirbt, so entwicklen sich nach gleichen Gesetzen Staaten, Völker. Die Rassenanlagen spielen dabei eine hervorragende Rolle, und Gumplowicz steht hier auf polygnostischem Standpunkte, der ja neuerdings wieder viele Anhänger zählt. Was er aber über die Entstehung der Sprachen sagt, wird wohl vielfach auf Widerspruch stoßen, wie denn überhaupt sein kühner geschichtsphilosophischer Versuch — dem Verfasser wohl bewußt — an manchen Stellen eine wenig feste Basis zeigt. Geschichtliche Hinweisungen stützen die Ansichten des Verfassers von dem Naturproceß der Geschichte (man lese den Abschnitt Phönizier und Juden). Die Sprache ist eine schöne und durchaus verständliche, frei von philosophischem Jargon.

Inhalt: Die Certosa di Val d'Ema. (Mit vier Abbildungen.) — W. Kobelt: Prof. Sachau's Reise in Syrien und Mesopotamien III. (Schluß.) — Albert Amerlan: Die jüngste Argentinische Expedition nach dem Rio Pilcomayo. — Emil Metzger: Mittheilungen über Glauben und Aberglauben bei Sundanesen und Javanen V. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion 5. Januar 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLV. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1884.

Medicäische Villen in der Umgebung von Florenz.

(Nach dem Französischen des Herrn E. Müntz.)

Verläßt man Florenz durch die Porta Romana, durch welche die Landstraße nach Rom führt, so trifft man nach wenigen Schritten auf den „Viale del Poggio Imperiale", eine breite, monumentale Straße — das bedeutet das Wort

Der Palast Poggio Imperiale bei Florenz.

viale —, welche aufwärts zu dem Palaste Poggio Imperiale führt, dem nächsten, wenn auch nicht interessantesten unter den medicäischen Landsitzen in der Nähe der Arnostadt. Poggio, ein in jener Gegend oft vorkommender

Digitized by Google

Name, bedeutet dasselbe, wie das französische „puy“; beide kommen vom lateinischen podium und bezeichnen eine Höhe, einen Hügel oder Berg. In der Gegend, wo der Palast heute steht, erhob sich einst ein den Baroncelli, dann den Salviati gehörendes Schloß, welches Cosimo I. im 16. Jahrhundert mit Beschlag belegte. Nach mancherlei Wechselfällen kam dasselbe 1622 in den Besitz der Erzherzogin Maria Magdalena, der Gattin des Großherzogs Cosimo II., welche als die eigentliche Gründerin des jetzigen Gebäudes anzusehen ist. Das lothringische Haus sparte kein Geld, um es prachtvoll auszuschmücken, und namentlich zeichnete sich darin Großherzog Leopold (1770—1790) aus. Durch die Großherzogin von Etrurien, Napoleon's Schwester, erhielt es seine jetzige Façade, welche unsere erste Abbildung darstellt. Das Innere ist heutigen Tages so gut wie unzugänglich; es ist der Sitz des R. Instituto della S. Annunziata, eines Erziehungsinstitutes für Töchter von Rittern des im Jahre 1360 gestifteten Annunziatenordens oder von anderen, um den Staat verdienten Männern. Was der Kunstforscher Müntz zu sehen bekam, beschränkte sich auf die Empfangszimmer des Erdgeschosses mit Möbeln aus der Zeit des ersten Empire und schlechten Fresken aus der Geschichte des Hauses Habsburg; der Zutritt zur Kapelle, welche ein hübsches Basrelief Verrocchio's umschließt, blieb ihm streng verwehrt.

Ungleich bedeutender sind eine Anzahl von Landsitzen der Medici in der weiteren Umgebung von Florenz, die selbst bei deren Bewohnern fast unbekannt sind; Schuld daran tragen einerseits die Reisebücher, welche von jenen einst hochberühmten und noch jetzt mit Kunstwerken geschmückten Villen keine Notiz nehmen, andererseits vielleicht die Förmlichkeiten, mit welchen der Besuch der jetzt im Besitze der Krone befindlichen Gebäude verknüpft ist. Es sind das Poggio a Cajano, 16 km westnordwestlich an der Straße

Gesammtansicht von Poggio a Cajano.

nach Pistoja auf einem Ausläufer des Monte Albano gelegen, und dann die drei ziemlich nahe bei einander befindlichen Villen Careggi ($3^1/_2$ km nördlich von der Porta Nuova), Castello und la Petraja (5 km nordnordwestlich von der Porta Nuova).

Fast sämmtlich gewähren sie äußerlich einen fast unscheinbaren Anblick und lassen nicht im Entferntesten die Pracht und die Kunstschätze, welche sich hinter ihren Mauern verbergen, errathen. Der Grund dieser äußeren Einfachheit wird erklärlich, wenn man sich des Jahrhunderts ihrer Erbauung erinnert.

Der Luxus, den die in der Geschichte zuerst auftretenden Männer dieses berühmten Geschlechts entfalteten, durfte aus Politik nur ein vollkommen geheimer sein; bei ihrem Verlangen, die Empfindlichkeit der Bürger, deren Unterjochung sie planten, auf jede Weise zu schonen, vermieden sie, wenigstens äußerlich, alles das, was nur irgendwie an Macht und Herrschaft gemahnte; mit dem Vorbehalt freilich, sich durch alle nur erdenklichen, den Augen der Menge entzogenen Raffinements zu entschädigen. Die mediceïschen Paläste und Villen bargen eben, so unscheinbar von außen, wahre Museen von einem Reichthume ohne Gleichen. Mit Lorenzo von Medici, dem die Geschichte den Beinamen des Prächtigen verlieh, hob das goldene Zeitalter an. Seine Muße theilte er zwischen Careggi und Poggio a Cajano. Schon im Jahre 1479 erwarb er das letztere von Giovanni Ruccellai, einem andern, nicht minder bedeutenden Kunstmäcen, dem Erbauer der Façade von S. Maria Novella, als Eigenthum und ließ es von Giuliano da San Gallo umbauen. Hier versammelte sich bald die auserlesenste Gesellschaft um den Fürsten: Politiano feierte die Villa in einem Gedichte, Michele Verino beschrieb sie in Prosa; Ermolao Barbaro und Pico von Mirandola genossen dort Gastfreundschaft.

Digitized by Google

Die königliche Villa Poggio a Cajano.

Digitized by Google

Ein Aquäduct brachte von den Höhen von Bonistallo das Waſſer herbei; weit ausgedehnte Küchen- und Baumgärten dienten zur Ausführung der von Lorenzo befohlenen landwirthſchaftlichen Verſuche; noch heute bilden ausgedehnte Maulbeerplantagen, die aus jener Zeit ſtammen, eine Quelle beträchtlicher Einnahmen für das Ombronethal. Außerdem beherbergten jene mediceiſchen Beſitzungen ſeltene Thiere, die bis von Spanien oder Aegypten her bezogen wurden. In der That kann darnach Lorenzo als Begründer der heutigen zoologiſchen Gärten angeſehen werden. Seine wunderbare Thätigkeit dehnte ſich eben auf Alles aus: Goldfaſanen, deren Nachkommen noch vor wenig Luſtren jene Gärten bevölkerten, wie auch kalabriſche Schweine und Wiederkäuer Indiens wurden gezüchtet, und unter Lorenzo betrat zuerſt die Giraffe an den Ufern des Arno den Boden Europas. Ställe, Volièren, Gehege, Abtheilungen für Zoologie und Botanik, alles das bekundete Lorenzo's unermüdlichen Eifer und ſein Streben, auch der Wiſſenſchaft dienſtbar zu ſein.

Auch ſeinen Kindern wußte er die Liebe zu dem von ihm Geſchaffenen einzuflößen, denn als ſein Sohn Giovanni unter dem Namen Leo X. den heiligen Stuhl beſtieg, vergaß er den Lieblingsſitz ſeines Vaters nicht und ließ dort umfaſſende Arbeiten ausführen; im Jahre 1515 beſuchte der Pontifex denſelben ſogar in Perſon. Leider verhinderte ſein bald erfolgender Tod die Fortſetzung geplanter Verſchönerungen.

Gleicherweiſe hielt ſich Coſimo I. ziemlich häufig in Poggio a Cajano auf, und dieſer Epoche entſtammt eine Reihe von Teppichen, auf denen Scenen der Jagd und des Fiſchfangs nach Kartons Stradano's dargeſtellt ſind.

Wenige Jahre ſpäter ward dieſer heitere Muſenſitz der Schauplatz einer erſchütternden Tragödie. Bianca Capello, die liebreizende Venetianerin, war öffentlich dem Großherzoge Franz II. von Toskana angetraut worden. Die herrlichſte Zukunft lächelte ihr. Der Senat von Venedig vergaß oder wollte vergeſſen, daß er ehemals, als die Tochter mit ihrem Geliebten dem väterlichen Hauſe entflohen war, dieſelbe

Villa di Careggi.

gebrandmarkt hatte, und ſchickte eine prächtige Geſandtſchaft, um der Hochzeit ſeiner Mitbürgerin, die zur Tochter der Republik von San Marco erklärt worden, beizuwohnen.

Der Tod des einzigen Erben der Krone, eines Kindes der erſten Gemahlin Franz II., gab ihren Plänen freies Feld. Sie beſchloß ihre Macht dadurch zu befeſtigen, daß ſie ſich mit ihren Schwägern ausſöhnte und namentlich gelang es ihr, den Cardinal Franceſco nach Poggio a Cajano zu locken. Fraglich iſt es, ob bei den folgenden Ereigniſſen Zufall oder ein Verbrechen die Hand im Spiele hatte. Im Oktober 1587 verfiel zuerſt der Großherzog ſelbſt in ein hitziges Fieber, gleich darauf auch ſeine Gemahlin Bianca, und wenige Stunden nach einander hauchten beide ihre Seele aus.

Die Architektur der Villa Poggio a Cajano iſt außerordentlich einfach; kein Theil tritt maleriſch hervor, nirgends erblickt man monumentale Säulen oder Karyatiden. Von der Front geſehen, gleicht das Gebäude einem Viereck, welches aus Erdgeſchoß und Oberſtock beſteht; erſteres wird von einer Säulenhalle rings umſchloſſen und bildet auf dieſe Weiſe in der Höhe der erſten Etage eine Terraſſe. Dieſe Halle, die einen ziemlich ſchwerfälligen Eindruck hervorruft, iſt ein Anbau aus ſpäterer Zeit und darf nicht dem Giuliano da San Gallo zur Laſt gelegt werden, deſſen Werk ohnedies in mehr als einem Punkte entſtellt worden iſt. Der Hauptſchmuck der Façade beſteht in einer außerordentlich ſchönen Loggia, welche, tonnenförmig gewölbt, mit Masken und mediceiſchen Emblemen und Wappen, drei Federn in einem Ringe und den Kugeln, geziert iſt. Dieſelben, aus weißem Stuck, heben ſich auf blauem Grunde vortrefflich ab. Der Fries der Vorderſeite dieſes Bogenganges iſt mit emaillirten Terrakotten geſchmückt.

Von außen geſtattet die Villa auch keinen genauen Schluß auf die Zahl und Ausdehnung der inneren Räumlichkeiten. Das Erdgeſchoß enthält unter anderem ein Theater, einen großen, überwölbten Speiſeſaal, welcher auf den entzückenden Park mündet, der ſich hinter der Villa ausbreitet, und das Sterbezimmer der Bianca Capello. Im erſten Stock durchſchreitet man zunächſt einen moderniſirten Saal, der die Bildniſſe der Mediceer in ganzer Figur enthält, als-

Digitized by Google

dann einen zweiten, der als Wandſchmuck Trophäen und Fresken mit vielen allegoriſchen Figuren aufweiſt, welche den Ruhm jenes Geſchlechts verherrlichen. Indeſſen das Herrlichſte des Ganzen bleibt ein Saal, der in ſeinem Adel und ſeiner Pracht geradezu jeder Beſchreibung ſpottet. Leo X. war der Erbauer.

Die Decke, ſehr hoch und gewölbt, trägt in der Mitte die päpſtlichen Inſignien mit der Inſchrift: „Leo decimus pontifex max. Aulam hanc illustrare et ornare caepisset (*sic*). — Franciscus Medices magnus dux Etruriae secundus magnificentius perficiendum curavit.“ Die Wappen und Deviſen der Medici bilden den vornehmlichen Schmuck dieſer monumentalen Decke. Unter den die Wände zierenden Fresken feſſelt eine ganz beſonders das Auge des Kenners; begonnen im Jahre 1521 von Andrea del Sarto, fortgeführt und vollendet von Aleſſandro Allori im Jahre 1580, ſtellt die Kompoſition Cäſar in Aegypten dar, wie er den Tribut der beſiegten Völkerſchaften entgegennimmt. In der Mitte erblickt man den mit Lorbeeren gekrönten Diktator in einer Niſche, wie er den feierlichen Anſprachen der Geſandten ſein Ohr leiht; zur Rechten und Linken erſcheinen Repräſentanten aller Völkerſchaften, welche Pferde, Giraffen und ſeltene Vögel herbeibringen. Die Mannigfaltigkeit der letzteren iſt eine Anſpielung auf die zoologiſchen Liebhabereien Lorenzo's des Prächtigen. Die Anordnung in dieſem Bilde läßt freilich einiges zu wünſchen übrig, aber Kolorit und Bewegung ſind bewundernswerth. Natürlich ſind es keine Römer und Aegypter, welche Andrea del Sarto darſtellt, ſondern unverfälſchte Florentiner ſeiner Zeit.

Es ſcheint, als ob die erſten Medici ſich durch die anſehnliche Anzahl ihrer Reſidenzen über deren große, wenigſtens äußerliche Einfachheit, zu der ſie die Staatsraiſon verurtheilte, haben entſchädigen wollen. Ein wie beſcheidenes Aſyl iſt doch Careggi, und welch hervorragenden Rang nimmt dieſe Reſidenz in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes ein! Hier, in dieſer einfachen Villa, welche Michelozzo für Coſimo, den Pater Patriae, erbaute, hielt die platoniſche Akademie ihre erſten Sitzungen ab, hier war die

Die Villa Reale di Caſtello.

Quelle, aus der zuerſt Florenz und ſpäter ganz Europa die Lehren des göttlichen Plato in ſich aufnahm. Im weitern Verlaufe der florentiniſchen Geſchichte war Careggi der Ort, wo Coſimo und 28 Jahre ſpäter Lorenzo von Medici ihren Geiſt aufgaben; erſterer ging in einem Alter, wie es den meiſten Sterblichen nur ſelten beſchieden iſt, dahin, unter den Wehklagen ſeiner Mitbürger, welche ihm den Beinamen eines Vaters des Vaterlandes zuerkannten. Lorenzo dagegen verſchied im beſten Mannesalter (er zählte nur 44 Jahre).

Der Tod dieſes Staatsmannes, der gleichzeitig den Dichter und Kunſtmäcen in ſich vereinte, hat etwas eigenthümlich Tragiſches. Als Poliziano und Pico von Mirandola ſich heftig weinend von ſeinem Sterbebette entfernt hatten, erſchien der unverſöhnliche Gegner der Medici, Savonarola, an demſelben, um ihm die Abſolution zu ertheilen, woran er jedoch drei von dem Sterbenden vorher zu erfüllende Bedingungen knüpfte: erſtlich, daß er von dem Glauben an die göttliche Barmherzigkeit durchdrungen ſei? Lorenzo bejahte. Ferner, daß er die unrechtmäßiger Weiſe von ihm und ſeinen Söhnen erworbenen Güter wieder herausgebe? Nach kurzem Beſinnen willigte er auch hierein. Die dritte Bedingung endlich lautete, dem florentiniſchen Volke ſeine Freiheiten zurückzugeben. Da wandte ſich Lorenzo und weigerte dem Prieſter die Antwort. Dieſer zog ſich zurück, ohne ihm die Abſolution ertheilt zu haben. Wenige Stunden ſpäter war Lorenzo zu ſeinen Vätern verſammelt (8. April 1492).

Im nächſten Jahrhundert, im Jahre 1527, war Careggi Zeuge des florentiniſchen Aufſtandes. Fanatiſche Horden ſetzten die Gebäude zum Theil in Brand. Allerdings ſuchte Alexander von Medici, der erſte Herzog von Florenz, die Spuren dieſer Verwüſtung ſo bald als möglich wieder zu vertilgen und betraute Pontormo und Bronzino mit der Ausſchmückung. Doch ſchwand bei den Nachfolgern Alexander's das Intereſſe für Careggi mehr und mehr, bis ſchließlich das Haus Lothringen die Erlaubniß zur Veräußerung ertheilte. Im Jahre 1779 erwarb die Familie Orſi die Beſitzung, bis ſie im Jahre 1878 Eigenthum eines Engländers Sloane wurde, der ſie mit einem prächtigen Garten

La Petraja.

Digitized by Google

umgab, und deſſen Wittwe ſie noch heute bewohnt. Das Innere der Villa gewährt übrigens, wie erwähnt, ähnlich allen mediciäiſchen Villen, ungleich mehr, als das Aeußere ahnen läßt. Sie enthält eine bedeutende Anzahl von Räumlichkeiten, unter anderem eine freilich moderne Kapelle. Die Zimmer boten den Gelehrten und Künſtlern, mit denen Coſimo und Lorenzo ſich zu umgeben liebten, reichlich Platz; bisweilen genoſſen in Careggi auch Perſonen fürſtlichen Geblütes, ſo Galeazzo Maria Sforza, der ſpätere Herzog von Mailand, im Jahre 1459 Gaſtfreundſchaft. Die heutige Ausſtattung, aus engliſchen Möbeln und Teppichen und mittelmäßigen Gemälden und Skulpturen beſtehend, ſteht in häßlichem Gegenſatze zu den hiſtoriſchen Erinnerungen, welche ſich an das Gebäude knüpfen. Nachdem der Fremde in Poggio a Cajano und in Careggi hinreichend Gelegenheit gehabt, die geheime Pracht der erſten Renaiſſance zu bewundern, lenkt er ſeine Schritte in der Regel nach dem nahen Caſtello und La Petraja. Der Unterſchied ſpringt ſogleich in die Augen, man befindet ſich nicht mehr in der Gegenwart von Patriciern, ſondern von Souveränen, die einer Zeitepoche angehörten, in der die Sorge um Ruhe und Zurückgezogenheit weitaus von der um Pracht und Luxus überwogen wurde.

Caſtello liegt in der Luftlinie 2 km von Careggi entfernt, auf der Mitte einer Anhöhe. Die Façade dieſer jetzt in königliches Eigenthum übergegangenen Villa iſt von äußerſter Einfachheit, ja Kahlheit; ſie beſteht nur aus einem Erdgeſchoß und einer erſten Etage, die mit einem Balkon verſehen iſt. Von den inneren Räumlichkeiten iſt nicht viel zu ſagen möglich, da der Beſuch derſelben dem Fremden ohne Unterſchied unterſagt iſt. Doch ſollen ſie Gemälde eines Pontormo, Bronzino und anderer berühmter Meiſter beherbergen. Die umliegenden Gärten gewähren dafür einen entzückenden Anblick; ſie bilden noch eine Schöpfung des erſten Großherzogs Coſimo, welcher ſie durch Nicola Tribolo (1485—1550) mit herrlichen Skulpturen ſchmücken ließ, und ſind allein die Fahrt von Florenz aus werth. Ein monumentaler Springbrunnen, zwei übereinander geſetzte Schalen enthaltend, von denen die eine in Erz gegoſſene Kinder trägt, iſt vom Eingange her ſichtbar. Eine Gruppe des Herkules und Antaeus (von Ammanati, der ſie nach dem Tode Tribolo's ausführte) krönt das Ganze, welches überdies noch von ſechs antiken Statuen umgeben iſt. Selten wohl mag ſich dem Auge des Kenners eine ſo geſchickt angeordnete, geſchmackvolle und ausgezeichnete Kompoſition wie dieſe darbieten. Uebrigens knüpft ſich an Caſtello ebenfalls eine Zahl von berühmten Namen, ſo der des Benvenuto Cellini, welcher dort 1552 bei Coſimo eine wenig gnädige Aufnahme fand; ferner der der Bianca Capello, welche daſelbſt zu wiederholten Malen reſidirte, und des glänzenden Schlachtenmalers Borgognone. In wenig Minuten führt der Weg von Caſtello nach La Petraja. Der Park, der den Wanderer hier aufnimmt, iſt von überraſchender Pracht und Schönheit: immergrüne Eichen, hundertjährige Cypreſſen, Felſen und Kaskaden, welche das Baſſin vor der Villa füllen, bilden ein Ganzes von ergreifender Schönheit. Die Villa, trotz der in neuerer Zeit von Victor Emanuel vorgenommenen Reſtaurationsarbeiten, hat ungleich mehr Charakter als Caſtello.

Eine Art Warte, oben von zwei äußeren Gallerien umgeben, krönt den ganzen Bau und erinnert daran, daß La Petraja einſt ein ſtarkes Schloß war, welches mit Erfolg mehrere Belagerungen aushielt. Seine erſten Beſitzer waren die Brunelleschi, dann Pallas Strozzi, und die Salutati, bis es endlich im letzten Drittel des ſechzehnten Jahrhunderts die Medici erwarben, welche den Ort aus einer Feſtung zu einer Stätte der Erholung und des Vergnügens umwandelten. Der Baumeiſter Buontalenti leitete den Umbau.

Der intereſſanteſte Theil der Villa iſt unſtreitig der ehemalige Cortile (Hof), der heute mit Glasſcheiben überdacht und in einen Salon verwandelt iſt. Er enthält eine doppelte Reihe von Säulen, an denen jetzt Hirſchköpfe, Jagdtrophäen Victor Emanuels angebracht ſind. Die Fresken, welche die Wände zieren, wenn auch von mäßiger Güte, und das von oben einbrechende Licht vermehren noch die Wirkung, die das Ganze hervorruft.

Im Allgemeinen aber bleibt der Schmuck der Gemächer von La Petraja an Geſchmack, wenn auch nicht an Reichthum, weit hinter dem von Poggio a Cajano zurück; erwähnenswerth ſind in einem der an die Glashalle anſtoßenden Zimmer ſechs werthvolle Tapeten, die Geſchichte Don Quixote's darſtellend, welche einer Inſchrift zufolge 1781 in den Gobelins in Neilſon's Atelier angefertigt worden ſind. Zur rechten und linken Seite der Villa breitet ſich der Garten mit zahlreichen Volièren, die leider heute leer ſind, aus; ſie entſtammen der Zeit der alten toskaniſchen Fürſten, welche dort die ſeltenſten Vögel angeſammelt hatten. Gegen zwei rieſige Eichen hat die jetzige Generation ſich milder gezeigt, indem ſie ihnen die ſorgfältigſte Pflege zu Theil werden ließ; mehrere Meter im Umfange haltend, bieten ſie dem Beſucher unter ihren mächtigen Zweigen einen ſchattigen Aufenthalt. Der Hauptſchmuck des Gartens beſteht aus ſeinem Springbrunnen, einem Werke des Tribolo, demſelben Meiſter, der auch den Garten von Caſtello ſchmückte. Den untern Theil bildet ein Marmorbaſſin, in welchem ſich Goldfiſche tummeln. Darüber befinden ſich Satyre auf Delphinen aus weißem roſageadertem Marmor, welche eine mit Guirlanden umwundene Schale tragen. Aus dieſer erhebt ſich ein ungemein zierliches Piedeſtal, eine zweite, viel kleinere Schale mit einem badenden Mädchen in Bronze tragend. Dieſelbe windet ihr Haar aus und läßt einen zierlichen Waſſerſtrahl aus demſelben herniederfallen. Dieſe Statue iſt ein Werk des Giovanni da Bologna, welcher hier gezeigt hat, daß er in der Darſtellung des Anmuthigen dieſelbe Meiſterſchaft beſaß, wie in derjenigen des Kräftigen und Gewaltigen.

Britiſch-Indiens Grenznachbarn gegen China.

Von **Emil Schlagintweit.**

I.

In Afrika verengt ſich der Kreis unbekannten Landes von Jahr zu Jahr; dagegen wurde ſeit Jahrzehnten zur Kenntniß der Gebirgsländer des öſtlichen Tibets nur wenig beigetragen und nach den Erfahrungen, die erſt im verfloſſenen Jahre wieder gemacht wurden, wird ſich darin in der nächſten Zeit nichts ändern. Die Behörden in Tibet

ſind gegen Europäer ſichtlich argwöhniſcher geworden als vor 30 und 40 Jahren; damals fanden engliſche Beamte wie Miſſionare in Tibet Zutritt. Seither werden Europäer an der tibetiſchen Grenze einfach zurückgewieſen und wenn ſie dem Verbote nicht ſich fügen, ſondern ſich auf die Abmachungen der Vertragsmächte mit dem Tſungli-Jamen in Peking berufen, ſo wird der Bevölkerung verboten, Lebensmittel zu verabreichen, die Diener aber werden nächtlicher Weile abgefangen und über die Grenze zurückgebracht. Mit eigenen Unterthanen wird noch unglimpflicher verfahren. So wollten zwei junge Kaufleute aus Lhaſſa 1880 den Beſuch des Marktes in Udalguri (Aſſam) erzwingen, da konfiscirte man in Tawang ihre Waaren und ſchickte ſie ſelbſt als Gefangene in ihre Heimath zurück. Diplomatiſche Vermittelung für indiſche Unterthanen erwies ſich als wirkungslos, denn bei aller Ueberwachung durch chineſiſche Mandarine ſind die Behörden in Tibet Organe der Regierung der Dalai Lama, nicht aber von Peking. Der Landesherr, der Dalai Lama, iſt zugleich der oberſte Geiſtliche und nach tibetiſcher Anſchauung eine Menſchwerdung des Landesſchutzheiligen Tſchenreſi. Ein Schwarm von Mönchen, Nonnen und Religioſen aller Art iſt in zahlreichen Klöſtern, deren größere tauſend und mehr Inſaſſen zählen, über das ganze Land von der dreifachen Größe des Deutſchen Reiches zerſtreut. Seine Einkünfte kann dieſer Klerus, der im Verhältniſſe zur Geſammtbevölkerung eine zu große Ziffer darſtellt, nur erzielen durch eigenen Erwerb und dieſen zieht er aus dem Handel. Thee mit Getreide bildet die Hauptnahrung des Volkes, Opium ein unentbehrliches Narkotikum; der Bedarf Chinas und Centralaſiens an Gegenſtänden des buddhiſtiſchen Kultus kann nur in Tibet befriedigt werden. Die Klöſter riſſen den Handel in dieſen Hauptkonſumtionsgegenſtänden an ſich und fürchten, deſſelben durch Mitwerbung anglo-indiſcher Kaufleute verluſtig zu gehen. Das Monopol hierin iſt eine Lebensbedingung für die Prieſter und Vorausſetzung der Fortdauer ihrer weltlichen Herrſchaft; ſo wenig dieſes Handelsmonopol dem denkenden Tibeter und ſeinen Bedürfniſſen entſpricht, ſo giebt es doch im Lande keine Partei, die kräftig genug wäre, Wandel zu ſchaffen.

Britiſch-Indien grenzt an Tibet nördlich von Delhi in den Diſtrikten Kamaon und Garwhal, dann öſtlich in Aſſam. Das Grenzland nördlich von Delhi iſt eingehend erforſcht; meine Brüder konnten hier in Orte vordringen, die ſonſt noch von keinem Europäer betreten wurden. Anders in Aſſam. Hier bilden die Ergebniſſe der Expedition zur Rächung der Ermordung der beiden franzöſiſchen Miſſionare Krick und Bourry (1854) noch immer die einzige verläſſige Grundlage zum Anſchluß der Karten Britiſch-Indiens an jene von China und Ober-Birma. Selbſt in den nach Aſſam ſich abdachenden Ausläufern der Hauptkette des Himalaya-Gebirges kann ein Einzelner nicht auftreten; der Vormarſch hat jederzeit an der Spitze einer ſtattlichen militäriſchen Kolonne zu erfolgen, auch wenn der Zweck ein durchaus friedlicher iſt, wie die Aufſtellung des Meßtiſches auf einem günſtigen Ausſichtspunkte. Es kann nicht wundern, daß die Eingeborenen, die wir als auf einer ſehr niederen Stufe der Kultur ſtehend kennen lernen werden, vom äußern Auftreten auf feindliche Abſichten ſchließen und vom angeſagten Wege nicht die geringſte Abweichung dulden. Selbſt Indier werden in dieſe Waldgebirge nicht zugelaſſen. Wiederum iſt der Handelsgewinn die Urſache; jetzt bilden die Bewohner dieſer Vorberge ausſchließlich die Zwiſchenhändler zwiſchen der indiſchen Ebene und den Hochthälern von Tibet, und wollen ſich die Einnahmen hieraus von Dritten nicht ſchmälern laſſen. — An orographiſch-ethnographiſchen Verhältniſſen in dieſem Grenzgebirge ermittelten die engliſch-indiſchen Behörden und Truppenführer die nachſtehenden Nachrichten [1]).

Die aſſameſiſche Ebene beſteht aus Geröllablagerungen des großen Stromes Brahmaputra, mit denen ſich ſeitlich die Abwaſchungen vom Hochgebirge miſchen. Aeltere Formationen ſtarren nirgends aus dem Diluvium hervor. Das Gebirge am Oſtrande der Ebene ſteigt plötzlich an. Die äußeren Ketten beſtehen aus Sandſtein und erreichen eine Höhe von 1000 bis 1200 m; der Goruſutia-Berg, genau in 27° nördl. Br. und 93° 33′ öſtl. L. von Greenwich, iſt 1012 m hoch. Zahlreiche Bergwäſſer entſtrömen den Abhängen; ihre Betten ſind tief im Geröll eingeriſſen, die Bergſeiten dicht bewaldet. Dieſe von den Angrenzenden Dun (Thal) und, wo aus dem hintern Gebirge ein größerer Strom ausmündet, Duar (Thor) genannten Gebirgsränder haben bereits durch Einrichtung von Thee-Plantagen zur Anlage von europäiſchem Kapital geführt; einer der weiteſt vorgeſchobenen Gärten liegt zu Harmati am Duar des Dikrang Fluſſes. Ungewöhnliche Höhe erreicht der Gummibaum. Die Gewinnung des Harzes iſt ſehr lohnend, aber die Eingeborenen ſehen es ſehr ungern, daß Fremde ſich damit befaſſen. Beſonders gefürchtet ſind die Harzer aus Nepal, weil ſie Raubbau treiben; die engliſchen Grenzbehörden weiſen ſie deswegen neuerdings zurück. Die Sandſteingebirge ſtreichen von O nach W; auf ihrer Nordſeite breiten ſich ſtellenweiſe weite Thäler aus und über dieſen ſteigt nördlich das Urgebirge an, beſtehend aus dunkel gefärbtem Sandſtein und Schiefer, und höher hinauf Gneis. In den Kämmen herrſcht O — W Richtung vor; aber zahlreiche Ausläufer bewirken die Bildung einer alpinen Landſchaft mit ſtark gewundenen, im untern Theile tief eingeriſſenen Thälern.

Der Aufſtieg erfolgt auf häufig ſehr gefährlichen Pfaden; an den ſchmalſten Stellen ſind längs der Abgründe Baſtſeile gezogen. Die Brücken beſtehen ebenfalls aus Baſtſeilen, die über die Flußenge geſpannt werden. Eine ſolche Brücke bedarf vier Tragſeile, wovon zwei den Boden, zwei das Geländer bilden; unter ſich ſind dieſe vier Hauptſeile durch ein dichtes Flechtwerk aus Baſtſeilen verbunden. Dieſe Brücken ſind nur für Fußgänger beſtimmt und erfordern fortwährend Reparaturen; durchſchnittlich im dritten Jahre ſind alle Theile derſelben erneuert [2]). Für Saumthiere ſind von Aſſam aus nur wenige Thäler gangbar, anders von Tibet her; bei Wanderungen mit den Weibern und Kindern machen die Eingeborenen große Umwege, um ſolche Hauptverkehrswege zu erreichen.

Die Waldungen werden von den Eingeborenen geſchont, ganz im Gegenſatz zu den Nachbarn im Weſten. Deodora und andere Pinusarten ſteigen aſtlos bis zu einer Höhe von 40 m und mehr empor; dicht iſt die Krone, kein Sonnenſtrahl dringt zur Erde. Dem Mangel an Gebüſch wird die auffallend geringe Zahl von Waldvögeln zugeſchrieben, der Hornvogel tritt allein zahlreich auf. Die Gipfel über den Urwäldern ſind bis zur Spitze mit einer üppigen Grasdecke überzogen. Regen fällt in der Regenzeit in Menge; die Jahrestemperatur muß hoch ſein, denn die Officiere der

[1]) Hauptquelle ſind die jährlichen „Reports on the Administration of the Province of Assam“ (ſeit 1875). W. W. Hunter: A Statistical Account of Assam (1879, 2 vols). Der einſchlägige Inhalt von E. T. Dalton, Descriptive Ethnology of Bengal (1872) iſt im Statistical Account überarbeitet; unerreicht ſind geblieben die prächtigen Abbildungen in Dalton's Werke.

[2]) Eine ſolche Brücke iſt abgebildet im Atlas zu Bd. I der Results of a scientific Mission to India and High Assam by A. H. und R. v. Schlagintweit.

Digitized by Google

von December 1873 bis Februar 1874 dort stationirten Abtheilung indischer Sipahi-Soldaten verzeichneten an den kältesten Tagen Temperaturen von 1,7° C. (1⅓ R.).

Die Region jenseits dieser ersten Kette aus Urgesteinen ist nur aus einem einzigen Querschnitte bekannt, der Linie Tawang-Tsangpo-tschu im 92. Grad östl. L. von Greenwich. Dieser Weg wurde zweimal von Eingeborenen, Beamten des großen trigonometrischen Vermessungsamtes zurückgelegt, 1874 von Nain Singh, der bereits meine Brüder im Himalaya begleitet hatte, und dem ich vor fünf Jahren zur Dekorirung mit dem kaiserlichen Orden der indischen Krone gratuliren konnte; dann 1878 von einem Ungenannten. Nach Messungen des indischen trigonometrischen Amtes liegen in diesem Abschnitte des Himalaya-Gebirges Gipfel bis zu 7028 m Höhe. Die Reisenden hatten vier Hochpässe zu überschreiten, die dazwischen liegenden Thäler zeigten gegen Süden zu starken Waldwuchs; je weiter man sich von Indien entfernte, desto seltener wurden die Felder, die Temperatur niedriger, die Luft trockener. Die angetroffenen Wohnplätze waren theilweise nur gehalten wegen ihrer günstigen Lage für den Handel oder ihrer strategischen Bedeutung.

Die Bevölkerung bildet ethnographisch das hochinteressante Bindeglied zwischen den wilden Gebirgsvölkern Vorderindiens und den Stämmen auf gleich niedriger Gesittungsstufe in Ober-Birma und Süd-China. Noch ist die Forschung nicht so weit gediehen, um behaupten zu können, daß Urahnen der heutigen Bewohner dieses Grenzstriches quer über das Thal des Brahmaputra hinüber ausgeschwärmt und die Stammväter einzelner Gruppen der vorderindischen Aboriginer abgegeben hätten; selbst die Verbindung der Bewohner der rechten Thalhälfte des Brahmaputra mit den Garo- und Khassia-Völkern der linken Seite ist noch gewagt. Immerhin finden sich vereinzelt überraschende Uebereinstimmungen im Aeußern, in sprachlichen Eigenthümlichkeiten und Volkssitten; auch ist die Entfernung zwischen den äußersten Enden der Garo-Hügel auf der hinterindischen Seite und den Radschmahal-Bergen an der Südbiegung des Ganges auf der vorderindischen Halbinsel so gering, daß die räumlichen Verhältnisse kein Hinderniß der Ausdehnung bieten konnten. Zu weiteren Schlußfolgerungen fehlt jedoch noch immer ein näherer Verkehr mit den an Tibet anstoßenden Völkerschaften und da diese noch heute außerhalb jeder Berührung mit den Kulturvölkern im Norden wie im Süden stehen, so bewahrten sie nach vorliegenden Andeutungen die für ethnographische Vergleiche so wichtigen alterthümlichen Formen. — Mein Bruder Hermann hatte 1856 versucht von Udalguri aus nördlich über das von tibetischen Lamas beherrschte Tawang (Grenzstrich östlich von Butan) vorzudringen. Er fand in Narigun freundliche Aufnahme, die Erlaubniß zum Vorrücken blieb ihm aber vorenthalten. Dagegen erwies sich dieser Ausflug außerordentlich lohnend zur Kompletirung der Sammlungen. Außer einer großen Zahl tibetischer Kultusgegenstände und Bücher wurden eine Reihe Hausgeräthe der Abors und Handelsgegenstände aus dem Waldgebirge erstanden; in Sadiya gelangten zahlreiche Gegenstände der Abor und Mischmi in seinen Besitz, in Dibrughar Naga-Artikel, in Tscherrapundschi Garo- und Khassia-Fabrikate. Diese reiche Kollektion von über hundert Nummern ist jetzt mit den anderen Sammlungsgegenständen meiner Brüder Adolf, Hermann und Robert von Schlagintweit den ethnographischen Sammlungen der königlichen Museen in Berlin einverleibt und gelangt demnächst mit dem Umzuge in das neue Gebäude in der Königgrätzerstraße zur Aufstellung.

Folgendes sind von West nach Ost vorrückend die Namen der Stämme, welche den Nordosten Assams bevölkern: Aka oder Hrusso, Daphla, Miri, Bor-Abor, Midhi und Mischmi. Unter den Daphlas lagerte 1874—75 eine stärkere englisch-indische Militärmacht längere Zeit; die Zahl der waffenfähigen Leute wurde unter ihnen zu 11 500 Mann erhoben. Verallgemeinert man diese Zahlen für das ganze Gebirgsland, so gelangt man zu einer Gesammtbevölkerungs-Ziffer von einer Viertel- bis zu einer halben Million Einwohner.

Eine eigene Stellung nehmen die Aka ein, der östlichste Stamm unter diesen Bergbewohnern. Seine Sitze liegen zwischen Bhutan im Osten und dem Bharoli-Flusse im Westen, der sich oberhalb Tezpur in den Brahmaputra ergießt. Zu einer eingehenden Studie machte dieses Volk, das heute nur mehr 230 Familien zählt, der deutsche Missionar Hesselmeyer, und dieser kommt nach ihrem Aeußern wie ihrer Sprache zu dem Schlusse, daß die Aka ein Schan-Volk sind und in Hinterindien ihre Ursitze hatten; geschoben von den Ahams ließen sie sich zuerst im Lande der Khassia und Garo nieder, bis sie vor einer neuen Woge in die Ebene und von hier in ihre jetzigen Sitze vorrückten; diese letzte Wanderung wird mit der Ausbreitung der Ahams über Assam im 13. christlichen Jahrhundert zusammenhängen. Die Aka blieben von ihren Wanderungen nicht unberührt; zeigt ihre Sprache auch viele Ueberreste aus der Schan-Sprache, wie sie in der Patkoi-Kette gesprochen wird, dem Grenzgebirge Britisch-Indiens gegen Ober-Birma, so stößt man im Vokabulare auch auf viele Worte der früheren und jetzigen Nachbarn. Ebenso sind ihrem Gesichte Spuren vielfacher Mischung aufgeprägt; sie lassen sich einer bestimmten Nation nicht zuweisen, sondern sind im Allgemeinen als Angehörige des südöstlichen Asiens zu bezeichnen, jedoch trotziger und herausfordernder als ihre Umgebung. Den Anzug haben sie von Indiern angenommen, jedoch mit einigen, den örtlichen Verhältnissen angepaßten Zusätzen. So wird der Körper hinab bis zum Knie mit Fransentüchern umwunden und das Wehen der Fransen wehrt Insekten, streicht Blutigel ab, die hier, wie in Sikkim, eine Landplage sind. Als Kopfbedeckung dient der Basthut, im Winter die tibetische Mütze, verziert nach Art der chinesischen Mandarinen mit einem Glasknopfe und einer Silberborte. Der Wohlhabende lebt in Polygamie; man freit nicht um seine Gattin, sondern die Heirath ist ein Geschäft zwischen den interessirten Familien und wird mit einem viele Tage hindurch fortgesetzten Gelage vollzogen. In der Nahrung ist der Aka verhältnißmäßig civilisirt; er verschmäht das Fleisch von Elephant, Hund und dem kriechendem Gewürm, versagt sich aber Gans und Taube aus religiösem Vorurtheile. Den Indiern ist entlehnt die Einsetzung von Priestern, der Glaube an ein oberstes göttliches Wesen, das Unrecht im Jenseits rächt; von Tibet erhalten die Akas Buddhafiguren, die sie als Hausgötter aufstellen; als Zugehöriger der Gebirgsstämme zeigt sich der Aka sodann durch seine Leidenschaft für das Tabakrauchen. Männer wie Frauen sieht man selten ohne eine Pfeife; diese besteht aus einem Bambusabschnitt, in den ein kurzes Rohr gesteckt wird. Die Aka sind von kriegerischen Neigungen, aber ihre Waffen sind die denkbar einfachsten; sie bestehen aus Bogen und vergifteten Pfeilen, der Gebrauch von Schild und Helm ist ihnen unbekannt. Die vorenglischen Herren Assams benutzten die Aka zur Bekämpfung der Migi, auch Midschi genannt, eines volkreichern Stammes als die Aka, das rückwärts von ihnen bis nach Tibet hineinwohnt. Von diesen Midschis ist nichts bekannt, als daß sie die Aka mit ihren kupfernen

Digitized by Google

Hausgeschirren versehen und ihnen indische Gewebe theuer ablaufen. In früherer Zeit stiegen Midschi bis in das Brahmaputra-Thal hinab und plünderten Gehöfte; die damalige Regierung gestattete den Aka in einem bestimmten Kreise Erhebung von Seiden- und Baumwollengeweben; die englische Regierung wandelte die Selbsterhebung in eine Posa genannte fixe Geldspende um, die jetzt 668 Rs. (à nominell 2 M.) beträgt. Diese Subsidie wird jährlich im Februar oder März in Tezpur in Empfang genommen. Der Stamm zerfällt in zehn Abtheilungen, jede von einem besondern Häuptlinge regiert, der Radscha oder Fürst angeredet wird. Diese Abtheilungen sind zu zwei größeren Gruppen vereinigt, denen die Assamesen den Spottnamen Hazari Khuka, d. i. Tausend-Herde-Esser und Kapas-Tschor, d. i. Baumwolldiebe, beilegen. Die Kapas-Tschor haben die Oberhand, und deren Führer, jetzt der Radscha Midhi genannt, nimmt die Subsidie jährlich in Empfang. Sein häufiger Verkehr mit Engländern wurde Anlaß, seine zwei Söhne als Staatspensionare in die anglo-indische Schule in Tezpur zu geben; nicht mit Unrecht fürchten seine Landsleute mit Rückkehr der Knaben als Jünglinge Einzug neuer Lebensanschauungen und Nachrücken der Fremden zur Ausbeute des Reichthums ihrer Waldungen. Die englischen Waldschutzgesetze werden als ein Eingriff in ihre Hoheitsrechte am Waldgebiete aufgefaßt und wurden am 14. November 1883 die Ursache eines gewaltthätigen Angriffes auf die Behausung des englischen Oberförsters Campbell beim Orte Balipara. Viel Eigenthum wurde vernichtet; England verlangt Genugthuung für diese Gewaltthat, die Verhandlungen sind zur Zeit noch im Gange.

Nachbarn der Aka sind die Daphla; sie wohnen zwischen den Flüssen Bharoli und Sundri (Sumdiri), einem westseitigen Zuflusse des Subansiri-Stromes, und sind die einzigen Bergbewohner, die sich Europäer in ihrer Heimath näher ansehen konnten. Die Gelegenheit hiezu ergab sich 1874—75 und Anlaß wurde ein gemeinsamer Ueberfall der Taging Daphla, Hatscheng, Nana- und Gobind-Abor, sämmtliche am obern Dikrang-Fluß wohnend, dessen Quellgebiet zwischen 92½ und 94° östl. Länge von Greenwich, und 27 und 27½° nördl. Br. liegt, auf das indische Dorf Amtolla, im Kreise Darrang, Provinz Assam, 11 km vom Fuß der Berge in der Ebene gelegen. Die Angreifer hatten 2 Mann getödtet und dann 44 Personen, Männer, Frauen und Kinder als Gefangene fortgeschleppt, das Vieh weggetrieben und das Mobilar der Beraubten als Beute mitgenommen. Ein solch kühner Zug war seit dreißig Jahren nicht mehr vorgekommen; er hatte seine Ursache im Auftreten einer Bandar Khât, d. i. Affen-Husten genannten epidemischen Krankheit, welche die Dörfer dieser Stämme entvölkert hatte. Sie fürchteten wegen ihrer verminderten Widerstandsfähigkeit räuberische Ueberfälle seitens ihrer Nachbarn und holten sich diese Gefangenen zur Ergänzung ihrer Reihen. Die englische Regierung nahm den Fall sehr ernst, da den Daphlas als Entgelt für ihre einstigen Berechtigungen in der Ebene eine Posa von 2443 Rupies jährlich bezahlt wurde. Rückgabe der Gefangenen sowie Beute wurde verlangt, aber verweigert; nun wurden alle Thalschlüsse, im Ganzen 18, auf eine Länge von 1500 km mit Militärposten besetzt mit dem Auftrage, keinen Daphla und Abor zur Ebene durchzulassen. Diese Maßregel wurde ein volles Jahr aufrecht erhalten und hatte wohl die Folge, daß das Salz im Gebirge knapp wurde, aber sie brach den Trotz der Bergbewohner nicht und deshalb erging an die in Assam garnisonirenden vier indischen Regimenter mit einer Sollstärke von 2959 Mann der Auftrag, 900 Mann zum Vormarsche in das Gebirge abzustellen. Von Calcutta wurde eine Kompagnie Sappeure, aus dem Pendschab eine Bergbatterie herbeigezogen; am 1. December 1874 standen 1000 Mann Linientruppen, alles Eingeborene, mit 19 europäischen Officieren, 2 Geschützen und einem Trosse von 1200 Trägern, 200 Maulthieren und 40 Elephanten in Harmati, einer blühenden Theeanlage am Ufer des Dikrang, bereit zum Vormarsche. Die Besetzung des Landes ging längs dieses Flusses vor sich bis zu den räuberischen Dörfern, die sieben Tagereisen von der Ebene entfernt waren; die Rekognoscirungstruppe gelangte noch weitere acht Tagemärsche nördlich und erforschte das ganze Gebiet bis zur Wasserscheide des Subansiri-Flusses. Der Vormarsch ging äußerst langsam von Statten, durchschnittlich 1 km in der Stunde; im untern Thale mußte der Weg durch Dickicht gehauen werden, höher hinauf hielten der Urwald, der reißende Lauf des Stromes und die Schwierigkeiten der Verpflegung auf. Große Vorsicht war nöthig, als man sich den Dörfern näherte; sie waren sämmtlich an schwer zugänglichen Stellen erbaut und mit Pallisaden umgeben. Von der sonst beliebten Vertheidigungsweise, wobei in Hohlpfade Schlingen gelegt und vergiftete Pfeile mit der Spitze nach oben eingesteckt waren, hatten die Daphlas diesmal abgesehen. Am 3. Januar 1875 war der letzte Gefangene zurückgegeben, soweit nicht Mädchen Männer gefunden hatten und erklärten, bei diesen verbleiben zu wollen. Länger dauerte es, bis die Kriegsentschädigung beisammen war, bestehend in 20 Büffeln und 6 Messingglocken tibetischen Fabrikates; ohne einen Schuß abgefeuert zu haben, kehrten die Truppen nach dreimonatlichem Aufenthalte unter den Daphlas in ihre Garnisonen zurück. Ein Hochgebirgsland mit Gipfeln bis zu 3000 m Höhe war orographisch und ethnographisch erforscht.

Mittheilungen über die Negritos und die Kopfjägerstämme des nördlichen Luzon.

Von F. Blumentritt.

In der zweiten Abtheilung eines spanischen Memoires[1]) „Ueber den Einfluß des Katholicismus in Bezug auf die Erwerbung und Civilisation der Philippinen“ sind einige interessante Daten über die religiösen Anschauungen der malaischen Bergstämme und der Negritos des nördlichen

[1]) Memoria sobre la influencia del Catolicismo en la conquista y civilizacion de los pueblos del Archipiélago filipino y sobre las costumbres y prácticas supersticiosas de los infieles que existen aun por reducir en las principales montañas de las islas, escrita para ser presentada en la exposicion colonial que ha de verificarse en Amsterdam en Mayo de 1883. Primera parte: Memoria religiosa sobre las Islas Filipinas; Segunda parte: Noticias sobre los infieles de Filipinas. Manila, Establecimiento tipográfico del colegio de Sto. Tomás, á cargo de D. Gervasio Memije 1883. Lex.-Form. S. 23.

Digitized by Google

Luzons enthalten; Daten, welche von dem Dominikaner-Missionar P. Villaverde herrühren und welche ihres interessanten Themas wegen verdienen, hier angeführt und besprochen zu werden. Villaverde ist ein sicherer Gewährsmann, durch jahrelangen Verkehr mit jenen wirklich „wilden" Stämmen lernte er die Sitten und Bräuche jener gründlicher kennen, als es dem wissenschaftlich gebildeten Reisenden wegen der Kürze der Zeit möglich ist.

Villaverde bespricht zunächst die Ástas oder Negritos; er erwähnt ihre kleine Statur, ihr gekraustes Haar und die dunkle Bronzefarbe ihrer Haut; dies sind schon sattsam bekannte Dinge, ebenso wie ihre Furchtsamkeit und ihre körperliche Schwäche. Ebenso wenig neu sind die Nachrichten über ihre herumschweifende Lebensweise; um so höheres Interesse gewähren die weiteren Notizen:

Im Gegensatze zu den Igorrotenstämmen [1]), bei welchen die Ehen sehr leicht zu lösen sind, gelten die Ehen bei den Negritos als für das ganze Leben abgeschlossen, die Gatten können nur durch den Tod von einander geschieden werden. Die Art und Weise der Eheschließung ist eine eigenthümliche. Der Bräutigam geht zunächst auf die Jagd, um hinreichend viel Wildpret für die Hochzeitstafel zusammen zu bringen, zu welcher sich die Eltern, Verwandten und Freunde der Brautleute zusammenfinden. Hierauf hockt sich die Braut in einer Entfernung von etwa vierzig Metern vom Bräutigam nieder, wobei sie einen runden, aus Palmenblättern geflochtenen Schirm vor sich hält. Der junge Mann legt inzwischen einen stumpfen Pfeil auf den Bogen und schießt ihn auf das Mädchen ab; dringt nun das Geschoß durch den Schirm, ohne die Braut verletzt zu haben, so wird die Ehe geschlossen; im entgegengesetzten Falle müssen die Brautleute wieder aus einander gehen. Diese Nachricht ist sehr interessant, weil eine derartige Ceremonie von keinem andern Negrito-Forscher, so viel mir bekannt ist, erwähnt wird; wobei freilich der Umstand in Betracht zu ziehen ist, daß die Dominikaner ihre Missionen im Stromgebiete des Rio grande de Cagayan haben, diese Notizen sich also offenbar auf die Negritos jener von dem größten Flusse der Philippinen durchströmten Länder beziehen, während Prof. Semper, F. Jagor, Dr. A. B. Meyer, Miklucho-Maclay und Dr. Schadenberg sich mit den Negritos der Küstengebiete von Luzon, der Bisayer und Mindanaos beschäftigten. Da die Negritos seit Jahrhunderten nicht mehr zusammenhängend wohnen, so ist es natürlich, daß die Sitten und Bräuche der einzelnen Tribus nicht überall die gleichen sind.

Am dürftigsten waren wir bisher über die Religion der Negritos unterrichtet, eine Sache, die uns nicht in Erstaunen setzen kann, wenn wir die Aengstlichkeit dieser Rasse in Rechnung ziehen. Mit um so größerm Danke nehmen wir die Mittheilungen des Dominikaner-Mönches entgegen, die ich hier in wörtlicher Uebersetzung folgen lasse:

„Trotzdem einige das Gegentheil behauptet haben, besitzen sie dennoch ihren Glauben an eine Gottheit und an die Unsterblichkeit der Seele. Als Beweis hierfür, daß sie an ein höheres Wesen glauben, kann man das Faktum anführen, daß sie beim Schlachten eines Thieres, sei es zum Speisen, sei es zum Verkaufe, jedesmal zuvor ein Stückchen Fleisch herausschneiden und dieses mit den in lautem Tone ausgerufenen Worten: „Dieses auch dir"! gegen den Himmel werfen. Daß sie an die Unsterblichkeit der Seele glauben, dies beweist die Antwort, welche sie den Missionaren geben, wenn diese sie zu bewegen suchen, ihre Waldwildnisse zu verlassen, um in den Ebenen wie die Christen [1]) zu leben; sie sagen dann: „Wir wollen nicht jene Orte verlassen, wo die Geister unserer Vorfahren wohnen." Weiteres kann man zur Erhärtung dieser Angabe die große Scheu anführen, die sie vor jenem Platze haben, wo einer von den Ihrigen gestorben ist. Nachdem sie den Leichnam leicht zugedeckt und die Zugänge (zum Begräbnißplatze) versperrt haben, verlassen sie diese Gegend und theilen es der ganzen Nachbarschaft mit; wer es wagt, den verpönten (taburirten) Platz zu betreten, den bestrafen sie mit dem Tode."

So wenig hier uns über die Religion der Negritos berichtet wird, so läßt sich doch aus dem Gesagten ersehen, daß wir hier einen Seelen-Kultus vor uns haben, wie er, wenn auch mehr ausgebildet, auch bei den malaischen Stämmen des Archipels die Grundlage der religiösen Anschauungen bildet. So wissen wir denn, was die Negritos eigentlich glauben; ich betone das eigentlich, weil in vielen Gegenden diese Rasse die religiösen Anschauungen der malaischen Nachbarn gleich deren Sprache acceptirt hat; ich brauche hier nur an die Negritos der luzonischen Ostküste zu erinnern, von deren Aberglauben ich in dieser Zeitschrift bereits aus dem Nachlasse des G. Wallis berichtete.

Ueber die Ibilaos und Ilongoten konnte P. Villaverde um so ausführlicher berichten, als er mehr als elf Jahre unter ihnen zugebracht hat: „Diese Tiger in Menschengestalt weihen sich dem Blutvergießen mehr aus abergläubischen Beweggründen, als um den Ruhm eines Helden zu erwerben. Für jeden von ihnen, der eine Ehe zu schließen beabsichtigt, ist es unumgänglich nothwendig, dem Weibe als das am höchsten geschätzte Geschenk einen Finger, ein Ohr oder sonst ein Körperglied eines erschlagenen Menschen anzubieten. Folgend der Forderung dieser so grausamen und barbarischen Sitte vereinigen sich mehrere — mehrere in Anbetracht des Spruches: heute ich, morgen du — um der Ausübung dieser entsetzlichen Verbrechen nachzugehen. Die Väter pflegen zu diesen Zügen ihre Söhne, auch die kleinen, mitzunehmen, damit sie dieselben zum wenigsten in dem Abschlagen der Köpfe der bereits Erschlagenen unterweisen und einüben können. Stirbt ihnen irgend ein Mitglied der Familie, sei es der Vater, ein Kind, die Gattin ꝛc., so ziehen sie ebenfalls aus, um diesen natürlichen Todesfall durch Abschlachten unschuldiger Menschen zu rächen; dasselbe thun sie überdies nach eingebrachter Reisernte und zwar um ihren höllischen Gottheiten für die empfangenen Wohlthaten Dank abzustatten. Das Traurigste aber an der ganzen Sache ist, daß es beinahe unmöglich erscheint, diese blutdürstigen Barbaren zu züchtigen, denn dies verhindern die Dichtigkeit der Waldvegetation, in deren Mitte sie leben, und die Fußangeln und Fallen, die sie an den nothwendig zu passirenden Pfaden herrichten; sie haben überdies die von schlauer Hinterlist zeugende Gewohnheit, nicht häufig auf derselben Oertlichkeit ihren Weg zu nehmen, damit keine sichtbaren Fußsteige entstünden, welche den Weg zu ihren Schlupfwinkeln offenbaren könnten.

[1]) Hier sind unter dem Namen der Igorroten alle Kopfjägerstämme des nördlichen Luzons zu verstehen

[1]) Zum Verständniß dieser Stelle sei erwähnt, daß auf Luzon und den Bisayern die Meeresküsten und die Ebenen von civilisirten und zum Christenthum bekehrten „Indios" (Tagalen, Bisayas ꝛc.) besiedelt sind, während die mit dichten Waldungen bedeckten Gebirge mit nur sehr geringen Ausnahmen von unabhängigen heidnischen Stämmen bewohnt werden. Das erste, was die Missionare thun, sobald sie eine Tribus dem christlichen Glauben und der spanischen Herrschaft gewonnen haben, besteht darin, daß sie die Neubekehrten zum Herabsteigen in die Ebenen bewegen, wo sie leichter zu überwachen sind und den Schutz der bewaffneten Macht genießen.

Was ihre Religion anbelangt, so läßt sich aus ihren abergläubischen Gebräuchen der Schluß ziehen, daß ihre Anschauungen über Gott und die Unsterblichkeit der Seele mehr Klarheit als jene der Negritos offenbaren.

Ihnen erscheinen die Sonne, der Mond und die Sterne als ebenso viele Gottheiten; die zwei erstgenannten Gestirne sind ihre Hauptgötter, von diesen stammen die übrigen Dii minores, d. h. die Planeten und anderen Sterne ab.

Eigentliche Götzenbilder, denen ein gewisser Kultus und göttliche Verehrung gewidmet wäre, besitzen sie nicht. Zwei kleine Idole, welche in äußerst grober und unförmlicher Weise menschlichen Körperformen nachgebildet sind und die sie vor dem Eingange ihrer Getreidespeicher aufzustellen pflegen, sind keine Gottheiten, sondern Bilder der Seelen zweier ihrer berühmten Vorfahren. Darüber wird Folgendes erzählt:

„Einst lebte ein Ehepaar, dessen Seelen einige Zeit nach seinem Tode die Verwandten und Freunde besuchen kamen. Die ganze Freundschaft nahm sie freundlich auf und sorgte geraume Zeit auf das Sorgfältigste, so gut man konnte, für dieselben. Da aber den Vettern der große Aufwand schließlich lästig fiel, so begaben sich die Seelen wieder auf die Reise, um sich auf einem der Berge der Mayoyaos im Westen von Cauayan in der heutigen Provinz Isabela niederzulassen. Während der Mann (richtiger: die Seele des Mannes) im Schatten eines Baumes auf einem Steine saß, ließ ein im Gezweige ruhender Vogel auf dessen Kopf Exkremente fallen. Während der Mann ruhig sitzen blieb, wuchs auf seinem Haupte ein Baum empor, den sie Balisi[1]) nennen, und aus dessen Rinde die armen Igorroten ihre Schamschürzen herstellen. Der Baum entwickelte sich nun zu ansehnlicher Stärke, indem er sich über den sitzenden Igorroten ausbreitete. Diesen und ich glaube auch dessen Weib repräsentiren nun jene beiden kleinen Idole, welche die Igorroten am Eingange ihrer Scheunen als Hüter und Beschützer des Reises aufstellen. Bei den Festlichkeiten, mit welchen sie die eingebrachte Ernte feiern, pflegen sie diesen Idolen ein wenig Reismehl vorzusetzen, sie selbst aber thun sich indessen an Schweine- und Büffelfleisch gütlich und trinken sich toll und voll.

Zwei Orte giebt es nach ihrem Glauben, wohin ihre Seelen nach dem Tode wandern. Für diejenigen, welche eines natürlichen Todes sterben, liegt dieser Ort auf der Erde selbst und zwar gegen Norden hin; sie nennen ihn Cadunǧayan. Hier wohnen die Seelen der Verstorbenen vereint in einem Walde von gewissen Bäumen, welche, wenn sie auch bei Tage sich in dieser Gestalt repräsentiren, beim Einbruche der Dunkelheit sich in Hütten verwandeln, welche jenen der lebenden Igorroten ähnlich sind. Diese Leute versichern, daß jene Seelen Gärten, bepflanzt mit Camote (Convolvulus Batatas)[2]) und anderen Vegetabilien, besitzen und daß sie ihre Nahrung aus den Seelen und anderen unsichtbaren Bestandtheilen der Thiere, aus Reis und denjenigen Opfergaben ziehen, welche ihnen die überlebenden Verwandten darbieten. Ebenso dient diesen Seelen nach ihrem Glauben der Wein, den die Lebenden trinken, zu ihrer Labung. Diejenigen, welche ohne irgend einen zwingenden Grund rauben und morden, werden dort gestraft, wenn sie, ohne daß sie ihre Vergehen bei Lebzeiten gebüßt hätten, gestorben sind, und zwar besteht ihre Strafe darin, daß sie von irgend einer andern Seele mit der Lanze durchbohrt werden. Die Seelen aber aller derjenigen, welche durch einen Lanzenstich oder sonst auf irgend eine gewaltsame Weise ihr Leben verloren haben, sowie die jener Frauen, welche während oder in Folge der Entbindung gestorben sind, gelangen an einen Ort, den sie ihnen am Himmel oder an dem Wohnsitze der Götter anweisen. Diesen Glauben begründen sie mit folgender Erzählung: Der Herr der Sonne, Namens Manananajut, gebot einst gewissen Igorroten einen andern zu tödten. Später erbarmte sich Manananajut des Todten und so schickte er seine Gattin Bugan[1]) zu ihm, um ihn mit Geschenken und Angebinden einzuladen, in den Himmel aufzusteigen. Aber die Seele des Getödteten weigerte sich ihr zu folgen, da ihm das Gewand, womit sie bekleidet war, sehr sonderbar vorkam. Die Gemahlin des Manananajut[2]) legte nun ihre Kleidung ab, so daß sie vollständig nackt, wie die Igorroten einhergehen (?), vor dem Ermordeten da stand; sie liebkoste den Todten von neuem und versprach ihm alle erdenklichen Wonnen im Himmel zu gewähren. Dadurch gewonnen erhob sich der Igorrote und folgte ihr; Manananajut nahm ihn freundlich auf und gab ihm große Schmausereien, Feste und Tänze zu besten. . . . . Darin besteht denn nun auch ihr ganzes Glück; als das Höchste erscheint diesen Wilden sowohl für ihre Götter, als für ihre Todten, als auch für die Lebenden nichts anderes, als sich an Schweine- und Büffelfleisch gütlich zu thun und sich vollständig zu betrinken.

Sie haben überdies noch andere abergläubige Ideen. So sagen sie, daß der Mensch zweimal stürbe: das erste Mal, wenn ihn eine Krankheit befällt, denn die Krankheit besteht nach dem Glauben der Igorroten in nichts anderem, als daß die Seele des Leidenden den Körper verläßt, um in Begleitung der Geister der verstorbenen Ahnen einher zu wandern, welche sie zu sich rufen, damit sie an allen den Freuden theilnimmt, die sie selbst genießen. Dieses erste Sterben kann wieder rückgängig gemacht werden, indem man der Seele dieselben Vergnügungen auf dieser Erde darbeut, die sie so im Jenseits anziehen. Zu diesem Behufe wendet man sich an die Priester oder Auguren und richtet an sie die Frage, was in diesem Falle zu thun wäre, damit die Seele des Kranken nicht in der Geisterwelt verbliebe. Gemäß ihrem Glauben, daß die Seelen der Verstorbenen sich von den unsichtbaren Substanzen ernähren, welche in den Speisen der Lebenden enthalten sind, gebieten nun diese Gaukler Schweine, Büffel und andere Thiere zu schlachten, worauf sie im Angesichte des Patienten mit den Verwandten desselben das Fleisch der Opferthiere verzehren und so viel Wein vertilgen, bis ein starker Rausch sie alle benebelt. Wenn nach dieser Orgie die Krankheit weiter anhält, so wiederholen sie diese Opfer noch ein- oder zweimal, bis der Kranke wieder die Genesung erlangt oder seinem Leiden erliegt. Im erstern Falle kehrt die Seele wieder in den Leib zurück, weil sie sieht, daß sie auch hienieden jene Freuden, nach denen sie eine solche Sehnsucht trägt, genießen kann, im andern Falle entschließt sie sich einfach bei den übrigen Seelen zu bleiben.

In Anbetracht solcher und noch anderer abergläubischen Vorstellung, die alle aufzuzählen ermüden würde, begreift man, daß diese Bedauernswerthen alle Arten von Excessen

---

[1]) Wohl identisch mit dem von allen Malaien der Philippinen als Geisterſitz gefürchteten und verehrten Balete oder Baliti (Ficus indica, L.).

[2]) Zu bemerken ist, daß die Camote erst durch die Spanier nach den Philippinen gebracht wurde, die Ahnengeister haben es also jetzt besser als zu den Zeiten der Konquista.

[1]) Bei den Igorroten des Distrikts Lepento ist Bugan die Tochter des obersten Götterpaares; die Ifugaos nennen die Schwester und Gattin des Gottes Sumabit: Buingan; die Gemahlin des Cabiga, des obersten Gottes der Ilamut, heißt ähnlich: Bujas oder Bujan (spanische Schreibweise).

[2]) Dieser Name erinnert etwas an den Manama, einen Gott der Bagobos von Mindanao.

Digitized by Google

im Essen und Trinken für eine ganz vernünftige und heilige Sache ansehen und, da sie ihren Bauch zum Götzen sich auserkoren haben, daß ihr geistiger Horizont sich nur auf materielle Dinge erstreckt.

Wie schon oben bemerkt worden ist, besitzen diese Heiden auch ihre Seher, eine Art Priester, welche ihrem abergläubischen Kultus vorstehen und denselben leiten. Es pflegen dies die tapfersten, durchtriebensten und verlottertesten Kerle ihres Stammes zu sein, welche ihren Einfluß, den sie sich errungen, zur Befriedigung ihres Magens ausbeuten. Als einziges Abzeichen, dessen sie sich bei ihren religiösen Kulthandlungen zu bedienen pflegen, dient ihnen eine Halskette aus Kaimans-Zähnen oder Eber-Hauern. Vor diesem Halsschmucke haben die Igorroten eine so gewaltige Scheu, daß sie es nicht einmal wagen diese priesterlichen Insignien anzurühren, aus Furcht, der Himmel könnte sie hierfür mit dem Tode bestrafen. Die Ceremonien, welche diese Seher bei ihren Kultakten vornehmen, bestehen in nichts anderm, als in Gesichterschneiden und haarsträubenden Gliederverrenkungen, andererseits aber in der Nachahmung dessen, was sie die Missionare bei kirchlichen Akten vornehmen sehen. So beichtete einmal einer dieser Gaukler einem Mönche, daß er sich vorsichtig — um nicht erkannt zu werden — in die Dörfer der Christen herabgeschlichen und die Kirche besucht hätte, um den Priester während des Gottesdienstes zu beobachten."

Wir haben es also hier mit derselben Religion, d. h. dem Ahnenkultus zu thun, wie bei allen übrigen Malaien, welche ihre Naturreligion nicht mit dem Christenthum oder dem Islam vertauschten. Interessant ist die Mythe von der Entstehung des Baliti-Baumes; von keinem der anderen Stämme des Philippinen-Archipels ist bisher eine Sage mitgetheilt worden, welche uns über die Bevorzugung dieses Baumes bei den Kultakten der Eingeborenen nähern Aufschluß ertheilt hätte. Zur Vervollständigung des oben über die Kopfjagden der Bergstämme Erwähnten sei noch eine Korrespondenz von Bayombong (Prov. Nueva Vizcaya) mitgetheilt, welche im März dieses Jahres in dem „Diario de Manila" sich abgedruckt findet.

„. . . Die Cholera-Epidemie[1]) ist in allen unseren Ortschaften von neuem ausgebrochen, sie hat sich schonungslos besonders in Dupax und Aritao eingenistet; das erstgenannte Städtchen, welches nur sechs unvollständige Cabecerías[2]) umfaßt, hatte in einem Zeitraume von 24 Stunden zwölf Leichenbestattungen aufzuweisen, welche in einigen Tagen die Ziffer 100 erreichten; der andere Ort ist gleichfalls beträchtlich decimirt worden: während dreier Wochen starben hier circa 300 Personen, obwohl, wie bekannt, Aritao nur 15 Cabecerías zählt. Kaum daß man aus dem freilich sehr langsamen Niedergange der Epidemie neue Hoffnungen zu schöpfen anfing, brach in Solano eine Blattern-Epidemie aus, bereits sind hier mehrere Fälle konstatirt. . . . Zwölf Mordthaten (darunter die Niedermetzelung einer Gendarmerie-Patrouille) sind, seit dieses Jahr begonnen, bisher innerhalb der Grenzen dieser Provinz vorgefallen und das ist bei weitem noch nicht das Schlimmste, denn wenn man die Sachen so gehen läßt wie bisher, so wird es keine Sicherheit mehr für Gut und Leben geben. In allen Bergwäldern, welche die Provinz umgeben, lassen sich Scharen feindlich gesinnter, bewaffneter Igorroten sehen, welche bereits verschiedene Jäger der Provinz verfolgten oder sie durch ihre Unthaten zum Kampfe herausforderten; freilich ohne Resultat, denn bekanntlich ist es ein todeswürdiges Verbrechen, einen Herrn Igorroten zu beleidigen oder anzugreifen, während es ihnen, die weder einen Tribut noch ein „Vasallaje"[1]) zahlen, gestattet ist zu morden, zu rauben, zu sengen und zu profaniren (christliche Kirchen) und wann und wie sie wollen christliche Ortschaften zu besuchen oder zu verlassen, und dies nackt oder zerlumpt, mit der Lanze, dem Dolche oder dem Talibon[2]) gerüstet und mit ihrem flatternden Mähnenhaare. . . . Zwei Tage nach der letzten Mordthat erschienen zehn Igorroten in der Missions-Station Diadi unter der Anführung eines Mannes ihres Stammes, welchem der Chef jener Mission, der Padre Campa, durch eine Reihe von Jahren die größten Wohlthaten erwiesen hatte. Diese Bestien, bewaffnet mit Lanze, Schild, Talibon, Bogen und Pfeilen, umzingelten das Missionshaus und begannen laut nach dem Mönche zu rufen, er möge herauskommen. Dieser konnte aber nicht ihren Wunsch erfüllen, weil er zu seinem Glücke sich gerade damals nach der Provinz Isabela begeben hatte. Als die Wilden keine Antwort erhielten, drangen sie in das (hölzerne?) Gebäude ein und verwüsteten es auf eine gräuliche Weise, rissen alles, was in ihre Hände fiel, in Fetzen, und warfen die Papiere und Effekten, die sich in dem Hause befanden, auf den Erdboden, der mit Lumpen, Papierstreifen ꝛc. sich bedeckte. Von da begaben sie sich zu einer kleinen Hütte, der Behausung des Hirten der Mission, und waren im Begriffe sie in Flammen zu stecken, als die Insassen der wenigen Häuser, welche dieses Missionsdorf zählt, zu den Waffen griffen, um die Eindringlinge zu verscheuchen. Die Ibilaos — denn zu dieser Rasse, welche unter allen Bergstämmen die geübteste im Bogenschießen ist, gehörten jene Räuber — schossen nun ihre gefürchteten Pfeile ab und es entspann sich ein Gefecht, welches durch die Flinte des Missionshirten sich zum Nachtheile der Ibiloas wendete, welche sich zurückziehen mußten, nachdem sie einem zehnjährigen Mädchen den Hals durchschnitten, eine Greisin getödtet, einige Hütten verbrannt, andere verwüstet hatten. Sie selbst verloren drei Mann. Solche Resultate erzielt man mit der sogenannten Politik der Attraktion! Man bedenke doch, daß auch die Guten unter den Igorroten beim Empfange[3]) der Baumwollzeuge, des Reises ꝛc. sich das als einen Beweis der Schwäche auslegen: man gäbe es ihnen, weil man sie fürchte. Daher kommt es, daß, sobald die Behörden mit der Vertheilung dieser Gegenstände aufhören, sie sich in die Bergwälder grollend zurückziehen, um dann die Christen zur Verherrlichung ihrer Feste abzuschlachten, wie dies im Silipan-Territorium[4]) jüngst bei der Eröffnung des Tambobo geschah. Es ist bekannt, daß die Igorroten außer ihren Privatäckern in jeder Tribus noch einen Gemeindeacker besitzen, auf dessen Erntefrüchte jeder Anrecht hat, der an seiner Bebauung Antheil genommen. Zur Aufnahme der Reisernte von diesem Gemeindeacker dient nun das Tambobo, d. h. eine große hölzerne Scheune, welche auf Pfählen in einer Höhe von $1^1/_2$ m vom Erdboden ruht. Bevor die im Tambobo aufgespeicherte Ernte an die einzelnen Individuen vertheilt wird, ist es unumgänglich nothwendig, den Kopf eines Christen aufzutreiben; den oder die Schädel stecken sie an lange Bambustangen, welche sie am Hauptplatze des Ortes eine Zeitlang zur allgemeinen Besichtigung aufstellen. Dann finden beim

[1]) Die Cholera wüthete im Sommer 1883 im gesammten nördlichen Luzón.

[2]) Eine Cabecería = 50 Steuer zahlende Familien.

[1]) Tribut ist die Kopfsteuer der civilisirten Indier, Vasallaje oder Reconocimiento de Vasallaje der Tribut oder die Abgabe der halbunabhängigen Stämme.

[2]) Talibon, ein großes Waldmesser.

[3]) Die Regierung vertheilt an die „befreundeten" Igorrotenstämme Nahrungsmittel und Kleidungsstoffe.

[4]) Das Silipanterritorium von Mayoyaos bewohnt.

Digitized by Google

Klange ihrer Muſikinſtrumente Tänze und Trinkgelage ſtatt. Jetzt erſt kann die Vertheilung der Reisportionen vorgenommen werden, denn wollte man zu derſelben ſchreiten, ohne jene blutigen Trophäen aufgetrieben und heimgebracht zu haben, dann würde Unglück über das Dorf und deſſen Saaten kommen."

Kürzere Mittheilungen.

Die Stadt Palma.

Es giebt ſicherlich nicht viele Städte auf der Erde, vielleicht das ewige Rom ausgenommen, welche in ſo eingehender und liebevoller Weiſe beſchrieben worden ſind, wie Palma, die Hauptſtadt der Balearen, durch den Erzherzog Ludwig Salvator von Toscana. In den Geographiſchen Geſellſchaften, denen er ſeine Prachtwerke in liberaler Weiſe zum Geſchenk macht, iſt dieſer Fürſt ſchon längſt bekannt als Verfaſſer zahlreicher Reiſeſkizzen und Werke, die ſein beneidenswerthes Talent mit den charakteriſtiſchſten Zeichnungen ſchmückt; vor Jahren brachte auch der „Globus" (Bd. 48, S. 228 und 229) einige Bilder aus den Felswüſten am Golfe von Buccari, Facſimiles ſeiner Originalzeichnungen. Von allen dieſen litterariſchen Gaben weitaus die bedeutendſte ſind aber die gewaltigen Prachtbände über „Die Balearen", deren fünfter, die Beſchreibung Palmas enthaltend, im Separatdruck erſchien unter dem Titel: „Die Stadt Palma. Separatabdruck aus dem Werke: Die Balearen. In Wort und Bild geſchildert. Leipzig. F. A. Brockhaus 1882."

In eingehendſter Weiſe und mit ſteter Bezugnahme auf die Geſchichte werden darin die einzelnen Theile der Stadt uns geſchildert und bildlich vor Augen geſtellt, zuerſt die Umfaſſungsmauer mit ihren Thoren und die verwickelte Waſſerverſorgung, dann die Profanbauten, darunter das prachtvolle Rathhaus mit dem Archiv und einer Porträtſammlung und die ſchöne Lonja oder Kaufhalle, die Kirchen, voran der Dom, und die Klöſter — wir machen aufmerkſam auf die reizenden Abbildungen von Höfen einzelner Nonnenklöſter — dann die wenigen Sammlungen, der Hafen, das Leben der Bewohner und die Umgebung. Die Zahl der palaſtartigen Bauten in Palma iſt auffallend groß, und der Neuling wird faſt verwirrt durch die Menge der ſchönen architektoniſchen Details, die ihm bei jedem Schritt und Tritt begegnen. Merkwürdig iſt es aber, daß es immer nur Einzelheiten ſind, die das Auge feſſeln, bald ein paar Fenſter, bald eine Thür, bald eine Halle im Hofe, bald eine Treppe; es giebt kein einziges Haus, das man als ein vollkommen reiches, künſtleriſch abgeſchloſſenes Ganzes betrachten könnte, ja, wenn man das Rathhaus, das Haus des Marquez del Palmer und ein paar weniger bedeutende moderne Bauwerke abrechnet, nicht einmal eine ganze Façade. Faſt gewinnt es den Anſchein, als ob der jeweilige Eigenthümer immer nach ſeinem beſondern Geſchmack etwas Schönes hätte beſitzen wollen und auf den kleinen Theil ſeiner Wohnung den größten Aufwand verwendet hätte — ein Umſtand, der gerade in ganz beſonderm Maße zur Entwickelung der Kunſt in Palma beigetragen hat. Mauriſche Reſte giebt es dort faſt gar nicht, und es iſt eigenthümlich, wie die einſt bedeutende Stadt der Mauren ſo völlig durch die chriſtlichen Eroberer umgewandelt wurde. Ein Bad, ein paar alte Feſtungsthore, die Eingangsbogen des Palaſtes, das iſt alles, was von dieſer Periode noch übrig iſt. Die ſchönſten Bauten ſtammen aus dem Mittelalter und aus der Renaiſſancezeit, aus letzterer verſchiedene der ſchönſten architektoniſchen Details der Stadt, namentlich Fenſter, die einen bisweilen faſt verſchwenderiſchen Reichthum zeigen. Aus der Zopfzeit giebt es wenig Ueberreſte, die zum Theil noch den Renaiſſance-Charakter tragen. Man kann nämlich nicht ſagen, daß in Spanien, wie in anderen Ländern, ein Stil dem andern Platz gemacht habe; vielmehr ſind die einzelnen Stilarten Jahrhunderte lang mit einander Hand in Hand gegangen und haben ſich in vielfachen, oft ganz abſonderlichen Kreuzungen verbunden. So iſt als eine ſpaniſche Eigenthümlichkeit der ſich durch das ganze 17. und 18. Jahrhundert hindurchziehende Gebrauch des gothiſchen Stils anzuſehen, während in anderen Ländern zu dieſer Zeit der Spitzbogen gänzlich verpönt war.

Dieſen architektoniſchen Charakter der Stadt ſchildert der weitaus größere Theil des Bandes unter Beigabe zahlreicher vorzüglicher Abbildungen, welche der Beſchreibung erſt rechte Anſchaulichkeit verleihen. Der anziehendſte Abſchnitt des Ganzen iſt vielleicht jener über das „Leben der Stadt Palma", dem wir als Probe das Folgende entlehnen.

„Wir wollen nun aber auch einen Einblick in das Innere der Häuſer thun. Denken wir uns, es ſei an einem kühlen Wintertag, wo aber die Sonne glänzend am tiefblauen Himmel ſteht, und folgen wir dem alten Herrn, der, in eine dunkelblaue Capa Madrileña mit zierlicher Silberagraffe gehüllt, das Geſicht halb von dem aufgeſchlagenen Kragen verborgen, mit einer Bufanda bedeckt, im Begriff iſt einen Beſuch abzuſtatten. Langſam ſteigt er die Treppe eines reichen Hauſes hinauf. Die Stufen, aus Pedra de Santagny, ſind mit feinem Seeſand beſtreut, um ſie reiner zu erhalten; in den Ecken der Treppenabſätze ſind dornige Pflanzen, Moros genannt, wo die Katzen, die die größeren Häuſer zahlreich zu bevölkern pflegen, ihre Nothdurft verrichten. Oben angelangt, entfernt ſich der alte Herr etwas die Bufanda von dem glatt raſirten Geſicht und klingelt an einer meſſingenen Klingel. Eine Magd mit Rebozillo erſcheint, nachdem ſie durch ein Spähauge, ſei es nun, daß der Stein einfach durchlöchert, ſei es, daß er mit eingemauertem Glaſe verſehen iſt, hinausgeblickt hat, um aufzumachen. Die Herren ſind aber nicht zu Hauſe; nichts deſtoweniger ladet die Dienerſchaft gaſtfreundlich ein auszuruhen: „Vol descansar" (im Winter ſagt man auch häufig: „Se vol escaufar", wollen Sie ſich erwärmen), was man beides jedoch nicht annimmt und darauf grüßend „Espresions" (viele Grüße) ſagt, worauf der Dienſtbote beim Zumachen noch „Gracias" zuruft. Der Herr ſteigt wieder langſam die Stufen hinab; auf der Gaſſe trifft er mit einem Bekannten zuſammen, den er ein Stückchen bis zu ſeinem Hauſe begleitet. Da offerirt er ihm, hinaufzuſteigen und auszuruhen, der ſpaniſchen Höflichkeitsregel gemäß, welche auch den Eſſenden oder Trinkenden, ſelbſt wenn einer als unbekannt kommt, „guste" ſagen läßt, wenn man nur einen Löffel Suppe mehr im Teller hatte. Selbſtverſtändlich wird das alles mit „Gracias" beantwortet, wie auch die Höflichkeitsformeln des Offerirens des Hauſes: „Esta casa es a su disposicion", oder „Ha tomado posesion de su casa". „Este es de V.", wenn etwas einem gefällt, was dem andern gehört. Dies iſt jedoch ſpaniſche, und mithin Palmas Sitte; die Landleute begnügen ſich zu ſagen, wenn ſie an Eſſenden vorbeikommen: „Bon profit vous fase". Viſiten empfangen auf Mallorca immer die Ankommenden, eine ſehr weiſe Einrichtung, denn der Neuling weiß dadurch gleich, wer mit ihm zu verkehren wünſcht. Man beſucht ſich nur von 11 und vorzüglich von 12 bis 2 Uhr, nach welcher Stunde man als

Digitized by Google

zur Eßzeit keine Besuche mehr abstattet. Viele wählen den Sonntag als Haupttag zu Besuchen. Eigenthümlich ist die Sitte, daß, wenn es regnet, man keine Visiten abstattet, und daß man, wenn man auch eingeladen war, überhaupt zu niemand geht. Es wird als selbstverständlich angenommen, daß alles abgesagt sei, und der Einladende würde sich sehr wundern, wenn er, selbstverständlich bei Regenwetter ganz unvorbereitet, auf einmal seine Gäste erscheinen sehen würde. Dies mag wohl erstens in dem Umstande, daß es nur selten regnet, seine Erklärung finden, und zweitens in der Sitte, meistens bei Besuchen ꝛc. zu Fuß zu gehen, was in Folge der ja nicht großen Entfernungen und des holprigen Pflasters wohl auch bequemer ist. Damen fahren wohl in der Regel, wenn sie nicht intime Freundinnen besuchen; ebenso auch der Bischof, der regelmäßig bloß außerhalb der Stadt zu Fuß geht .... Hübsch ist die Sitte, daß, wenn in der Familie eine Nonne vorhanden ist, man nach einer Hochzeit (Boda) Süßigkeiten für alle Nonnen des Klosters, in welchem sie wohnt, schickt; ebenso auch allen Verwandten und Bekannten, die nicht der Boda beiwohnten, eine Sitte, die auch bei anderen Festtafeln befolgt wird, als möchte man wünschen, daß die Abwesenden etwas von der Tafel genießen möchten .... Bei Entbindungen pflegt man gleich den Gratulationsbesuch zu machen, und man wird sofort in das Zimmer der Mutter geführt, welche die Besuche empfängt, eine sicher wenig zuträgliche Sitte.

Was die Lebensweise anbelangt, so ist sie in Palma einfach; unnöthiger Luxus ist unbekannt. Es ist allerdings wahr, daß in den meisten reicheren Häusern der Aristokratie eine große Menge von Silberbestecken und Tellern aufbewahrt werden, und daß die Küchen von reichen Kupfergeräthen prangen; aber dies verbleibt als ein ererbtes Ahnengut .... Die einzelnen Klassen sind in Palma wenig von einander abgeschlossen, und alle leben in brüderlicher Liebe zusammen. So sind auch die Herren des Adels sehr beliebt und leutselig; da ist nichts von jener Hoffart, die den Adeligen in manchen anderen Gegenden zum Gegenstand des Hasses seiner Mitmenschen macht. Sie verkehren mit Artigkeit mit den Niedrigsten, setzen sich zu denselben und drücken ihnen die Hand. Hierauf mag auch das tiefe richtig aufgefaßte religiöse Princip der christlichen Gleichheit großen Einfluß haben ....“

Von Interesse war es uns, auch auf den Balearen der weit verbreiteten Sitte des „Steinwerfens“ zu begegnen (S. 186 und 264). Unter dem Thurme der Kirche S. Nicolás z. B. befindet sich der Stein, auf welchem eine Lokalheilige, die Beata Catalina, saß, als man ihr die Aufnahme ins Kloster verkündete. „Darauf werfen Junge und Alte Steinchen, der arabischen Sitte gemäß, wie man es auf geheiligten Plätzen zu thun pflegt.“

Die Mission unter den Eingeborenen Australiens.

Die Eingeborenen Australiens gehen dem Aussterben entgegen. In den von Europäern bewohnten Distrikten vermindern sie sich von Jahr zu Jahr und sind in manchen Gegenden, wo sie einst sehr zahlreich waren, schon gänzlich ausgestorben. Die Berührung mit der Kultur bedeutet ihren Untergang. Eine civilisirte Rasse wären sie nie geworden. Nach den neuesten Angaben leben zur Zeit in der Kolonie Victoria nur noch 780, in Neu-Süd-Wales (in den besiedelten Distrikten der Weißen) 1643, in Queensland nach allgemeiner Schätzung 20 585, in den angesiedelten Distrikten von Süd-Australien 6346 und in denen von West-Australien 2346, in Summa 32 700. Der bei weitem größere Theil des von Europäern noch nicht okkupirten Theiles des australischen Kontinents ist ein dürres Wüstenland, welches sicher nur spärlich von Eingeborenen bewohnt ist. Wir glauben ihre Gesammtzahl auf nur höchstens 50 000 ansetzen zu können.

Der neu ernannte anglikanische Lordbischof von Adelaide sprach sich kürzlich auf einem öffentlichen Meeting dahin aus, daß er sich bei seiner Ankunft in Australien geschämt habe zu sehen, wie die Christen für die armen Geschöpfe der Eingeborenen, denen sie ihr Land geraubt, nicht mehr gethan hätten. Wir müssen dem widersprechen. Höchstens könnte man Queensland diesen Vorwurf machen, aber man darf dabei nicht vergessen, daß gerade die Eingeborenen dieser Kolonie eine immer blutdürstige, unbändige Rasse sind, welche stets auf der Lauer liegt, die Weißen hinterrücks zu überfallen, zu spießen und zu berauben. Eine Rasse mit den barbarischsten Gebräuchen und Gewohnheiten kann vor christlichen Institutionen nicht bestehen. Im Uebrigen sind die Kolonialregierungen sowohl wie Philanthropen nach Kräften bemüht, für das leibliche und geistige Wohl der Eingeborenen Sorge zu tragen. An dem, was früher gesündigt wurde, trägt der Ursprung der Kolonien aus Verbrecherkreisen die Schuld.

In Süd-Australien, um diese Kolonie besonders herauszunehmen, existiren zur Zeit vier Missionsanstalten für Eingeborene: am Point Macleay am Lake Alexandrina in 35° 30′ südl. Br. und 139° 10′ östl. L. v. Gr.; am Point Pearce auf Yorke Peninsula in 34° 25′ südl. Br. und 137° 30′ östl. L. v. Gr.; in Poonindie im Flinders-Distrikte in 34° 40′ südl. Br. und 135° 52′ östl. L. v. Gr.; und in Hermannsburg, unter der Leitung Mährischer Brüder, am Lake Kopperamana in 27° 32′ südl. Br. und 137° 44′ östl. von Gr. In diesen Anstalten wird versucht, die Eingeborenen religiös und sittlich zu erziehen und an seßhafte Thätigkeit zu gewöhnen, und es befinden sich dort insgesammt gewöhnlich ihrer sechshundert. Außerdem sind noch am Mount Hope, an den Macdonnell Ranges und im centralen Australien Einrichtungen getroffen, ihnen das Nöthige für leibliche Bedürfnisse zu verabreichen. Am Geburtstage der Königin erhalten sie alljährlich wollene Decken. Man hat gesagt, daß gerade diese den Grund zu den unter ihnen herrschenden phthisischen Krankheiten gelegt haben, und begründet dies damit, daß die Eingeborenen die Decken, wenn auch vom Regen durchnäßt, ständig tragen und darin schlafen, ohne sie vorher zu trocknen. Die Regierung der Kolonie Süd-Australien verausgabte im verflossenen Jahre 6289 Pf. St. = 125 780 Mark für Zwecke der Eingeborenen, und eine weitere Summe lieferten die Beiträge wohlwollender Kolonisten. Die Kolonie Victoria gab für ihre Eingeborenen 7800 Pf. St. = 156 000 Mark aus u. s. w.

Uns liegt der letzte Jahresbericht der Point Macleay Missionsstation vor. Die Durchschnittszahl der dortigen Eingeborenen, welche sich aus den südöstlichen Distrikten der Kolonie rekrutirten, belief sich während des Jahres auf 126. Viele konnten lesen und schreiben, und sie wohnten dem Gottesdienste nach anglikanischem Ritus mit ziemlicher Regelmäßigkeit bei. Das Rechnen liegt nicht im Bereiche ihrer Fassung. Sie können sich eine Vorstellung von den Zahlen bis höchstens f ü n f machen, für jede beliebige Menge darüber hinaus dient ihnen die Aufhebung beider Hände mit ausgebreiteten Fingern. Zu Zeiten zählte die Kolonie gegen 250 Eingeborene. Der Zuwachs resultirte aus dem starken Besuche aus der Fremde; sie wollten theils ihre Kinder in der dortigen Schule, theils ihre Freunde einmal sehen, oder sich ärztlich behandeln lassen und Arznei holen. Arbeitsunfähige und Waisen finden stets Aufnahme; gesunde und kräftige Eingeborene nur, wenn sie arbeiten wollen. Ihre Beschäftigung besteht in allerlei Feldarbeiten auf den der Anstalt gehörigen Ländereien, in Wegebauten, Einhegungen, Wollwaschen u. s. w. Auch werden sie gegen angemessenen Lohn den nächsten Farmen in Dienst gegeben. Ihr Betragen während des Jahres wird durchweg gelobt. Der Gesundheitszustand war ein günstiger. Es starben elf und zwölf wurden geboren. Die Schule ward durchschnittlich von 34 Knaben und 26 Mädchen besucht. Die Fortschritte befriedigten im Allgemeinen, doch gab es auch gar manche, welche durchaus unfähig waren, irgend etwas zu fassen und behalten; was sie heute lernten, wußten sie morgen nicht mehr. An der

Digitized by Google

Sonntagsschule nahmen die jungen Männer und Frauen Theil. Die Anstalt hatte eine Jahreseinnahme von 2377 Pf. St. = 47 540 Mark und davon steuerte der Staat 1000 Pf. St. = 20 000 Mark bei. Das Uebrige floß aus milden Beiträgen und aus dem Ertrage der Ländereien. Die Ausgaben beliefen sich auf 2300 Pf. St. = 46 000 Mark.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Lieutenant Storms befindet sich jetzt recht im Herzen von Afrika. Am 27. April 1883 verließ er Karema, setzte über den Tanganika-See und landete in Longoa, von wo er ins Innere aufbrach. Im Gebiete von Mompara (vielleicht Bambarre im Lande der Manjuema?), dessen Sultan sein Freund geworden, hat er eine wichtige Station gegründet. Die Ernte auf der belgischen Station Karema war vorzüglich; die Kolonie, welche zuerst jährlich 50 000 Francs zusetzte, bestreitet jetzt ihre Kosten und unterhält die 300 Neger, welche sie beschäftigt. — Stanley soll sich in der Nähe der Fälle am obern Kongo, weit jenseits Stanley Pool, befinden.

— Aus Lissabon (22. December 1883) kommt die Nachricht, daß die portugiesische Regierung endlich einen Vertrag über die Erbauung der vielbesprochenen Eisenbahn von Lourenço Marquez nach Transvaal abgeschlossen hat. Die Gesellschaft, an deren Spitze ein Mr. Mc Murdo steht, erhält von der Regierung keine finanzielle Unterstützung, aber 100 000 ha Landes.

Australien.

— Wie der in Perth erscheinende Inquirer berichtet, wäre im Nordosten von West-Australien, wie es scheint auf den sogenannten Denison Plains, ein thätiger Vulkan entdeckt worden. Ein Europäer, welcher explorirte, kam in diese bis dahin völlig unbekannte Gegend und sah mit eigenen Augen die feurigen Auswürfe. Es würde dies der erste bis jetzt in Australien aufgefundene noch thätige Vulkan sein; an erloschenen fehlt es freilich nicht.

— Im September 1883 hatte eine Gesellschaft unter Führung des Mr. Readford eine Forschungsreise im zur Kolonie Süd-Australien gehörigen centralen Northern Territory unternommen. Es war dann die Nachricht eingegangen, daß diese Explorer von Eingeborenen wären ermordet worden. Um ihr Schicksal festzustellen und eventuell die Mörder einzufangen oder zu bestrafen, sandte die südaustralische Regierung einen Trupp von fünf berittenen Polizisten unter Führung des Telegrapheninspektors Mr. Allan M. Giles aus. Es traf nun am 13. November 1883 von der Attak Creek-Station des Ueberlandtelegraphen in 19° südl. Br. und 134° 6′ östl. L. von Gr., ein Telegramm in Adelaide mit der Meldung ein, daß die ausgesandten fünf Polizisten und sämmtliche Pferde in den wasserlosen Wüsten, über welche sie zu reisen hatten, umgekommen seien. Nur Mr. Allan Giles und ein mitgenommener schwarzer Knabe erreichten in völlig erschöpftem Zustande die Telegraphenstation, nachdem sie 50 englische Meilen (80½ km) zu Fuß zurückgelegt und in den letzten drei Tagen nichts mehr zu leben gehabt hatten. — Das Reisen in der australischen Wildniß erfordert große Erfahrung im Buschleben, jedenfalls fehlte es der Polizeimannschaft daran.

— In Band XLIII, Seite 351 wiesen wir auf eine Expedition hin, welche unter der Leitung des Mr. David Lindsay das nördlich vom Roper R. (mündet in 14° 44′ südl. Br. und 135° 30′ östl. L. von Gr. in den Gulf of Carpentaria) gelegene und zur Zeit noch unbekannte Gebiet (Arnheim Land) bereisen und erforschen sollte. Mr. Lindsay und Genossen trafen am 1. November 1883 wieder auf der Katherine-Station des Ueberlandtelegraphen in 14° 30′ südl. Br. und 132° 25′ östl. L. von Gr. ein. Sie entdeckten mehrere neue Flüsse und kamen, von einigen Strichen schlechten Landes abgesehen, über schöne grasreiche Gegenden und passirten herrliche Gebirgslandschaften. Viermal fanden sie zwei Tage lang keinen Tropfen Wasser. Die Eingeborenen zeigten sich in hohem Grade feindlich gesinnt, und wo sie es anfänglich nicht schienen, geschah es nur, um einen Hinterhalt zu legen. Als man sich zu einer Zeit während einer ganzen Woche auf einem Tafellande eingeengt fand, verlor man durch die Eingeborenen siebzehn Pferde und an Lebensmitteln einen Vorrath, welcher auf drei Wochen hingereicht hätte. Man mußte verschiedene Male von den Feuerwaffen Gebrauch machen. An der Küste des Golfes hatte man einmal inmitten eines Waldes einen offenen Angriff der Eingeborenen abzuwehren, von welchem sie erst abließen, als sie die Wirkung der Schießgewehre an sich kennen gelernt hatten. Die letzten beiden Wochen war man auf Pferdefleisch angewiesen gewesen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Die Erforschung von Neu-Guinea wird von Seiten Australiens mit großer Energie betrieben. Wie wir berichteten, wurde die von Kapitän W. Armit geleitete Expedition ungefähr 200 km ostsüdöstlich von Port Moresby vom Fieber befallen und sah sich zur Umkehr nach Australien genöthigt. Diese von den Besitzern der in Melbourne erscheinenden „Argus" und „The Australasian" ausgerüstete Expedition ist nun, neu organisirt, unter die Führung des von seiner Reise nach den Neu-Hebriden zurückgekehrten Mr. Julian Thomas, welcher als Schriftsteller sich den Namen „The Vagabond" beigelegt hat, gestellt worden. Als zweiter im Kommando ist ihm der schwedische Botaniker Elrik Edenfert beigegeben. Die Gesellschaft traf am 17. November in Thursday Island, in 10° 45′ südl. Br. und 142° 20′ östl. L. von Gr., ein und wollte von da am 20. November nach Port Moresby, Neu-Guinea, abgehen.

Gleichzeitig sind die Messrs. Hunter, Gye und Currie, drei alte Kolonisten der Kolonie Queensland, auf einer Forschungsreise nach Neu-Guinea begriffen. Ebenso Dr. Gee und Messrs. Laurie und Horsley, welche aus England eingetroffen sind.

Inhalt: Mediceische Villen in der Umgebung von Florenz. (Mit sechs Abbildungen.) — Emil Schlagintweit: Britisch-Indiens Grenznachbarn gegen China I. — F. Blumentritt: Mittheilungen über die Negritos und die Kopfjägerstämme des nördlichen Luzon. — Kürzere Mittheilungen: Die Stadt Palma. — H. Greffrath: Die Mission unter den Eingeborenen Australiens. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Australien. — Inseln des Stillen Oceans. (Schluß der Redaktion: 12. Januar 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLV. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1884.

Amazonas und Cordilleren.

Nach dem Französischen des Herrn Charles Wiener.

I.

Von dem Dampfer aus, welcher die Reisenden nach Guayaquil, dem Hafen der Republik Ecuador, bringt, erblickt man schon von weitem am Horizont die wunderlich gezackten Umrisse der Cordilleren; bald hebt sich der Vordergrund heraus und fast plötzlich überschaut man die mächtige Vegetation der Küste. Man nähert sich der Insel Puná, welche die Mündung des Rio Guayas in zwei Hauptarme theilt. Auf dem grünen Abhange erheben sich Bambushütten und einige elegante Villen mitten unter prachtvollen Baumgruppen. Der Pilot steigt an Bord und führt das Schiff den Fluß hinauf, den man ebenso gut einen riesigen Meeresarm nennen könnte: so mischen sich bis auf fast 100 Meilen hinein das Süßwasser mit der Woge des Stillen Oceans.

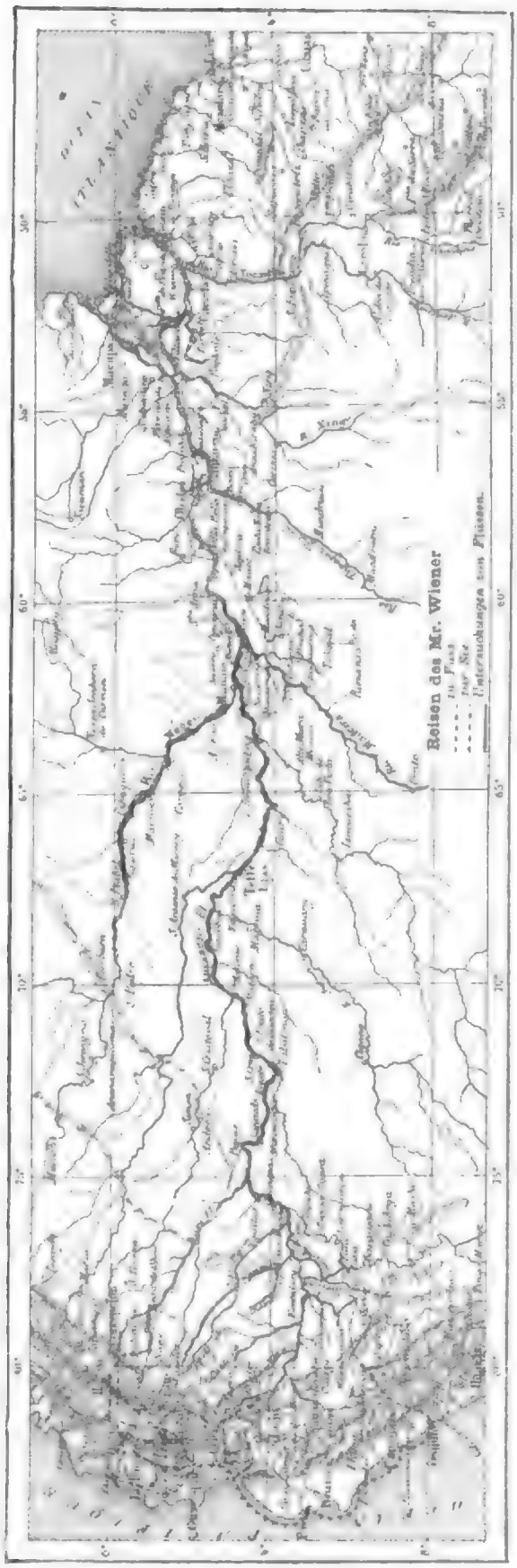
Am rechten Ufer des träg einher schleichenden Flusses hin erstreckt sich, glänzend und malerisch, der große Hafen von Ecuador. Neben stattlichen Dreimastern liegt eine Unmenge eleganter Schoner, schwerer Pinassen, enormer Flöße längs des Quais; dazwischen durchschneiden bananenbeladene Pirogen und Canoes die Fluthen, während Flußdampfer mit ein- und zweistöckigen Gebäuden auf ihrem Rücken den Wasserspiegel dahingleiten. Diese bewegte Scene hebt sich von einer langen Reihe von Häusern mit Kolonnaden im Erdgeschoß und Veranden im ersten Stock ab; zierliche „Miradores", elegante Thürmchen unterbrechen die horizontale Linie der Dächer. Einen Kilometer weit dahinter steigen bewaldete Hügel auf, nach Norden aber erhebt sich in riesiger Höhe, wie eine Pyramide von reinstem Silber, über einen Horizont bläulichen Dunstes, der Schneegipfel des Chimborazo.

Dieses ganze Bild bringt beim ersten Anblick einen ergreifenden Eindruck hervor, ja dieser erste Eindruck ist so günstig, großartig und zugleich anmuthig, daß man höchst unangenehm von der Entdeckung berührt wird, daß, was in einer Entfernung von 100 m so schön war, in der Nähe so abscheulich — stinkt. Denn kaum tritt man in die Stadt ein, so wird man von einem Dunstkreis von schlechten Gerüchen förmlich erstickt. Eine Atmosphäre von verfaulten Früchten, übergegangenem Fleisch und Fischen, brenzlichem Fettgeruch der kleinen Tavernen, und der von Negern, Mestizen und Indianern ausströmende eigene Duft mischt sich mit den Miasmen, welche der mit Fluth und Ebbe wechselnde Schlamm des Rio Guayas in der Stadt verbreitet.

Höchst unangenehm für den Fremden ist der Umstand, daß in Guayaquil weder Gasthof noch Gastfreundschaft existirt; die Einwohner haben leider die ritterlichen Gewohnheiten der Spanier verloren, ehe sie sich die Bequemlichkeiten aneigneten, die Europa den Reisenden darbietet. Die dem Fremden früher stets offenen Familienhäuser sind ihm jetzt verschlossen, und er ist gezwungen, in unsauberen Kabachen zu kampiren und mit den Dienstleistungen grober und stupider Indianer fürlieb zu nehmen.

Als Herr Charles Wiener am ersten Abende seines Aufenthaltes in der Stadt in das Nest zurückkehrte, welches ihm als Gasthaus angewiesen worden, wäre er beinahe zur

Digitized by Google



Reisen des Mr. Wiener zwischen Guayaquil und Para.

Erde gestürzt, indem er über Polizeisoldaten strauchelte, die im Dunkel der Kolonnade schnarchten. Wenige Minuten später war er mit Schreiben beschäftigt, als ihm eine riesige Ratte auf den Brief fiel, die unversehens durch ein Loch der als Decke dienenden Leinwand geschlüpft war, und als er das Muskitonetz öffnete, welches sein Bett umgab, war das erste, was er erblickte, ein Skorpion, der sich auf seinem Kopfkissen gütlich that.

Nach einigen Wochen indessen gewöhnt man sich an diese Eigenthümlichkeiten eines neuen Lebens — auch das ferne, oft nahem Kanonendonner ähnliche Brüllen des Cotopaxi und des Sangai — und betrachtet sie als zur Lokalfarbe gehörig; erst dann wird es einem möglich, dort zu leben. Auch hat der Mensch es wohl verstanden, sich dort, unter 2° 14′ südl. Br., in einer Entfernung von 72 Meilen von der Südströmung und der frischen Brise des Oceans, einzurichten.

Auf den durch Durchsickerungen gebildeten Sümpfen, welche den Grund und Boden der Stadt bilden, kann man weder in Stein noch in Ziegel bauen; das Gewicht derartiger Bauten würde sie in das Erdreich sinken lassen; man errichtet daher buchstäblich Flöße auf Pfählen, die den Häusern als Pfeiler dienen. Die häufigen Erdbeben bringen Schwingungen hervor, welche die solidesten Steinbauten umstürzen würden; diesen Holzgebäuden können sie kaum etwas anhaben: sie schwanken, krachen und bleiben ganz, wie ein Schiff auf sturmgepeitschter See. Auf den Straßen bringen diese Zitterbewegungen eine der wunderbarsten Wirkungen hervor, und der neu Angekommene wird sich nicht bald klar über die Empfindung. Das Holz, welches man verbaut, ist oft sehr kostbar und stets äußerst widerstandsfähig; es giebt Baudenkmäler, welche bereits über ein Jahrhundert bestehen und noch so fest sind wie am ersten Tage. Man errichtet wahrhafte Paläste in Steinnachahmung. Einer der am besten gelungenen ist der Bischofssitz.

Kolonnaden und Arkaden umgeben sämmtliche Häuser und gestatten einherzugehen, ohne den Strahlen der Sonne oder dem Ungestüm des Regens ausgesetzt zu sein. Nachdem einige Pfeiler (Estantes) eingerammt sind, um das Dach zu tragen, beginnt man die Arbeit von oben; die Bedachung, welche man vor dem eigentlichen Hausbau fertig stellt, dient den Arbeitern je nach der Jahreszeit als Sonnen- oder Regenschirm; unter seinem Schutze stellen sie die Wände aus Brettern oder Bambu her. Fenster giebt es nicht, nur Thüren nach den Verandas, welche längs der Façaden laufen. Wie in allen heißen Ländern bedient man sich nicht des Glases, sondern schließt die Oeffnungen durch Vorhänge.

Die Straßen sind gerade. Der Quai und, 60 m davon, die Calle del Comercio, bilden mit der dritten und vierten Straße, die alle parallel von Nord nach Süd laufen, die ganze Stadt. Am Ende des Quais befindet sich die Kakaobörse; hier werden die Preise dieses den Reichthum der Stadt bildenden Produktes festgestellt, welche nicht von der Laune der Pflanzer oder der Rechnung der Spekulanten abhängen, sondern rein von Regen und schönem Wetter. Die zum Theil hundertjährigen Pflanzungen sind Produktionsschwankungen unterworfen, die man nie voraussehen kann, und manche Besitzung, die in einem Jahre eine Prachternte giebt, trägt im folgenden fast nichts. Durchschnittlich werden jährlich 20 000 000 kg Kakao aus Guayaquil ausgeführt, und diese Riesenmengen werden alle in der kleinen Börse kontrollirt, die 8 zu 6 m mißt und als einzige Ausstattung einen alten Tisch und ein halbes Dutzend Stühle besitzt.

Außer dem Kakao wird auch die Frucht der Taguanußpalme ausgeführt, während der Kaffee- und Chininexport

Digitized by Google

Der Landeplatz von Guayaquil. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

ziemlich unbedeutend iſt und die Menge des Kautſchuks von Jahr zu Jahr abnimmt. Uebrigens belebt nicht ſowohl der Ausfuhrhandel die Stadt, als der Handel mit dem Innern. Während der trockenen Jahreszeit, d. h. ungefähr von Mai bis Dezember, kommen die Händler der Cordilleren nach Guayaquil, um Vorräthe einzukaufen, und die Verkäufer ſind verpflichtet, die Waaren in Ballen zu packen, die höchſtens 80 cm lang, 40 cm breit und 30 cm dick ſein dürfen. Die europäiſche Artikel enthaltenden Kiſten werden mit waſſerdichten Blättern umgeben und das Ganze in einen Leinwandſack geſteckt. Die ſo zurecht gepackten Ballen werden in irgend einem Flußhafen auf Maulthiere geladen. Die Einpackarbeit geſchieht unter unerträglichem Lärm auf offener Straße vor den Magazinen und giebt der Stadt den Anſchein beſtändigen Wohnungswechſels. Sobald die Regenzeit beginnt, wird die Stadt ſtille, die Läden öde und leer.

Während im Erdgeſchoß gehandelt und erworben wird, gehört der erſte Stock der Familie. Die Frauen von Guayaquil, in jeder Beziehung ihren Herren und Meiſtern überlegen, tragen lange, leichte, weiße Kleider; ihre ſchwarzen Haare ſind in prachtvolle Zöpfe geflochten; viele unter ihnen ſind recht hübſch, einige hervorragend ſchön. Sie bilden eine beſondere Raſſe in Südamerika. Sie wählen ihren Zukünftigen und warten bis der Erwählte ihres Herzens eine Stellung errungen habe, ganz gleich ob das 5 oder

Biſchöflicher Palaſt in Guayaquil. (Nach einer Photographie.)

6 Jahre dauert. Gewöhnlich empfangen ſie den Beſucher ohne die Hängematte zu verlaſſen, in der ſie ſich höchſt graziös ſchaukeln: es iſt dies ein Mittel, die Hitze zu mildern, ſich der Muskitos zu erwehren und die Spitze eines reizend kleinen Fußes zu zeigen; während der Unterhaltung dient die Dame ihrem Beſucher als Fächer. Sie beginnt ihr Tagewerk damit, zur Vieruhrmeſſe zu gehen; es iſt das für ſie, die nur ſelten ausgeht, ebenſo wohl ein Bedürfniß der Seele wie eine hygieiniſche Uebung.

Die Kirchen ſelbſt ſind Nachahmungen der ſpaniſchen des 16. Jahrhunderts, und die Architekten haben es erreicht, die ſchweren Formen jener Periode wieder hervor zu bringen, indem ſie die ſchreienden Farben einer unverſtändigen Malerei zu Hilfe nahmen. So z. B. bietet die Kathedrale dem Beſchauer eine Vorderſeite, auf der Niſchen und Kranzgeſimſe, Galerien und Säulchen nur das Werk des Malers ſind, der zugleich die Schatten angebracht hat, welche dieſe verſchiedenen Ornamente werfen ſollen, die aber faſt ſtets mit den wirklich von den Thürmen, dem Gebäude ſelbſt, den Bäumen und den übrigen Häuſern geworfenen im Widerſpruch ſtehen. Die dadurch hervorgebrachte Wirkung iſt natürlich höchſt unkünſtleriſch.

Das Franciskanerkloſter ſteht auf dem ſchönen Platze San Francisco, in deſſen Mitte ſich das prächtige Denkmal des Präſidenten Rocafuerte erhebt. Der berühmte Geſetzgeber von Ecuador, in nachdenkender Haltung und in einen Mantel gehüllt dargeſtellt, hat einem braven Neger nur die eine Bemerkung entlockt: „Der Señor da oben muß recht ſchwitzen!“

Wenn das Abendgeläut ertönt hat, beleben ſich die

Straßen von Spaziergängern; die Familien gehen aus, um am Quai Luft zu ſchöpfen; hier iſt das Rendezvous der eleganten Geſellſchaft, in der Jedermann ſich kennt, grüßt und plaudert.

Die große Hitze zwingt die Spaziergänger langſam zu gehen, was ihnen einen gewiſſen, mit der Lebhaftigkeit ihrer großen, glänzenden und ſchwarzen Augen ſeltſam widerſtreitenden Zug von Trägheit verleiht. Nur ſehr wenig werden Wagen benutzt. Sobald es regnet, darf kein Kutſcher fahren, weil die Straßen ſonſt verdorben werden könnten. Nun aber regnet es in der naſſen Jahreszeit Tag und Nacht, und die Luft wird ſo erdrückend, daß ſich viele Familien theils nach der Inſel Puná, theils auf ihre Beſitzungen in der Nähe der Stadt flüchten. Zugleich vermehrt ſich die Zahl der Muskitos auf unglaubliche Weiſe. Waſſer- und Fleiſchträger, die ſich kleiner Eſel zum Transport ihrer Waaren bedienen, ziehen dieſen Thieren, um ſie vor den Stichen zu ſchützen, auf die Vorder- und oft auch auf die Hinterbeine Hoſen, ein ſehr praktiſches, aber bei der gewöhnlichen Hoſenloſigkeit der Führer ſelbſt höchſt komiſch wirkendes Mittel.

Um zu ſehen, was der gemeine Mann in Guayaquil für Genüſſe hält, braucht man nur die beiden letzten Straßen der Stadt zu durchſchreiten, wo die Branntweinſchenken in Ueberfluß vorhanden ſind. Jedes Feſt, ja jeder Trauerfall dient als Vorwand für Ausſchweifungen, durch die der Sohn des Volkes ſein Geld vergeudet und ſeine ſchon durch das Klima ſtark angegriffene Geſundheit noch mehr zu Grunde richtet. Dieſe häufigen Exceſſe erklären die oft epidemiſchen Fieber, welche die Bevölkerung lichten. Der „Vomito negro“ beginnt immer in den unteren Volksſchichten und ſteigt reißend ſchnell zu der höheren Geſellſchaft hinauf. Die

Vorderſeite der Kathedrale von Guayaquil. (Nach einer Photographie.)

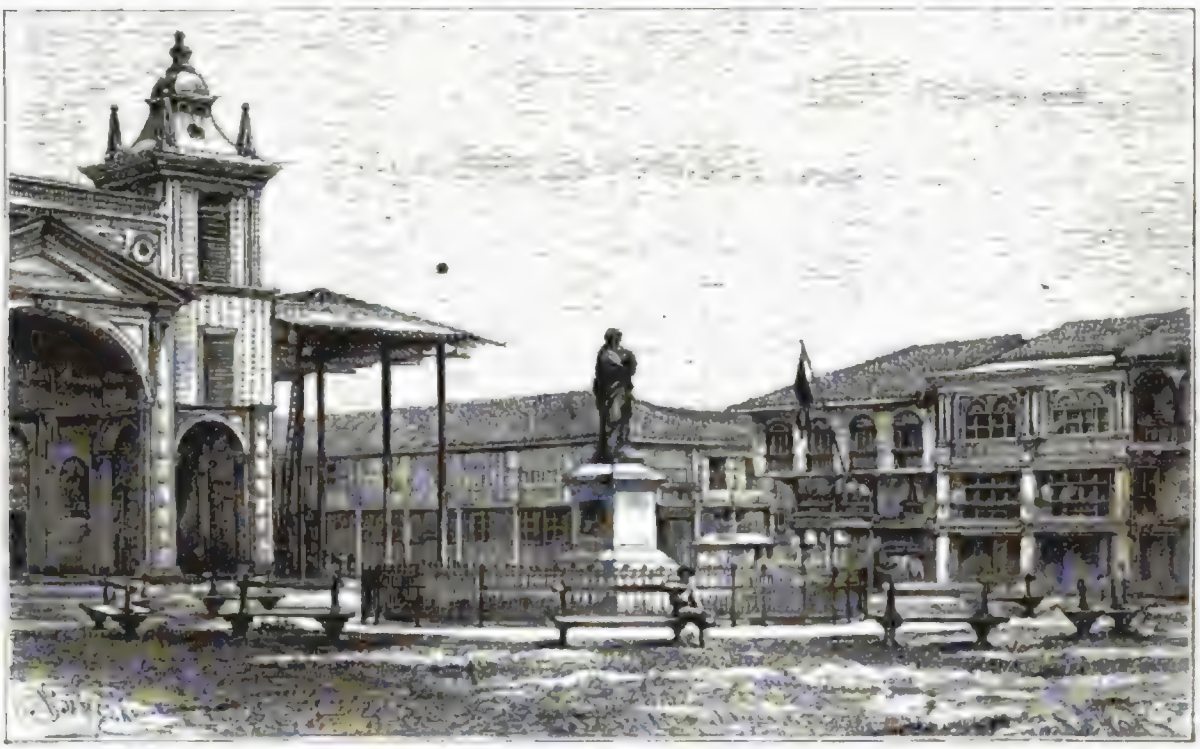
klimatologiſchen Bedingungen nehmen den meiſt mit erſchreckender Plötzlichkeit auftretenden Todesfällen das Erhabene, welches die Achtung vor den Verſtorbenen ihnen bei uns bewahrt; man beerdigt die Leichen, wenn ſie kaum ſchon erkaltet ſind. Die Beerdigungen ſind ſo häufig, daß es, trotz der großen Menge der Geiſtlichen, den Prieſtern unmöglich iſt, den Todten bis zum Friedhof zu begleiten. Die Leichenwagen ziehen zwiſchen zwei langen Reihen barfüßiger, nur mit Hemd und Hoſe bekleideter Arbeiter entlang, deren jeder eine kleine brennende Laterne trägt, was höchſt ſeltſam, aber keineswegs traurig-feierlich wirkt.

Die Stadt wird durch einen kleinen amerikaniſchen Tramway mit dem „Salado“, einem Arm des Oceans, verbunden. An dieſem entzückenden Ort, mitten unter prachtvollſter Pflanzenwelt, nimmt man, in einer Entfernung von ca. 20 Stunden vom wirklichen Meeresſtrande, Seebäder! Und einige Kilometer weiter treibt man in den ſmaragdgrünen Kanälen, welche blühende Inſelchen einſchließen, den wunderbarſten Sport der Welt: die Auſternjagd, oder vielmehr das Auſternpflücken. Denn die Meereswoge ſetzt auf den dort wuchernden Mangelbäumen die Auſternbrut ab und bringt ihr mit jeder Fluth Nahrung; ſo reifen ſie heran und können nach einem gewiſſen Zeitraum bei Ebbe gepflückt werden. Die Auſter, lange Zeit eins der hauptſächlichſten Nahrungsmittel der Uferbewohner des Guayas, wird nicht mehr viel genoſſen, ſeitdem der Wohlſtand ſich etwas gehoben hat. Trotzdem iſt die Küche recht ſchlecht beſtellt, Gemüſe und Salate ſieht man kaum. Und doch iſt das Wachsthum ſo wunderbar, daß der Menſch, anſtatt es zu befördern, ſich ſeiner zu erwehren hat. So nimmt auf den Straßen der dortigen Dörfer, trotz beſtändiger Säuberung, das Unkraut ſo überhand, daß oft nur ein ſchmaler Pfad von einem Hauſe zum andern übrig bleibt; Bananen und Palmen bilden mächtige Büſche um die Behauſungen, und es giebt Dörfer, wie z. B. Santa Roſa und die meiſten kleinen Häfen der Küſte, welche ſich ſcheinbar aus dem Walde erheben.

Die Umgegend von Guayaquil iſt der Erzeugungsort

des ganzen Kakaos, den Ecuador ausführt. Unendliche Wälder dieſes Baumes bedecken Quadratmeilen und hüllen das Land in Balſamduft ein. Die Waldähnlichkeit einer Kakaopflanzung bildet ihren Reiz, zugleich aber eine Gefahr, denn das für Sonnenſtrahlen undurchdringliche Dach der ſich mit einander verſtrickenden Baumkronen hüllt die Pflanzen in Schatten und läßt die Frucht ſich nicht reichlich entwickeln; zehn Kakaobäume von Guayaquil geben durchſchnittlich nicht mehr als einer von Venezuela. Dazu kommt, daß ſeit undenklicher Zeit zwei bis vier Bäume zugleich gepflanzt werden; dieſe Methode wäre gut, wenn man ſpäter dann nur die kräftigſten dieſer Pflanzen weiter wachſen ließe; ſtatt deſſen läßt man alle Stämme ſtehen, ſo daß die zwei Quadratmeter, welche jeder Stamm oder „Mata“ einnimmt, den Baum nicht genügend ernähren können.

Die Kakaobäume bilden drei Kronen, von denen ſchließlich nur die oberſte beſtehen bleibt. Die männlichen und weiblichen Blüthen treiben bald auf dem Stamme, bald auf den Zweigen; auf demſelben Baume kann man zugleich die knoſpende Blüthe, die grüne Schote und die reife, goldige Frucht erblicken. Man erntet mit Hilfe langer Stangen, die am Ende ein mit der Schneide nach oben gekehrtes Quermeſſer haben. Mit einem kurzen Schnitt in den Stengel wird die Frucht vom Zweig getrennt, fällt auf die Erde und wird von Knaben in Säcke geſammelt und zu den Weibern gebracht, welche ſofort die Kerne auslöſen und die Schote fortwerfen. Gleich am nächſten Tage wird der Kakao auf großen Trockenvorrichtungen aus Bambu ausgebreitet und muß nun höchſt ſorgſam vor jeder Näſſe bewahrt bleiben, da er ſtark im Preiſe ſinkt, wenn er in Folge von Feuchtigkeit ſeine natürliche helle Farbe verliert. Jede Hacienda beſitzt eine gewiſſe Anzahl verheiratheter Arbeiter, die ihr Haus und ihre kleine Pflanzung auf dem Grund und Boden der Beſitzung haben. Dieſe Männer



Platz San Francisco in Guayaquil. (Nach einer Photographie.)

verdienen täglich 6, die Frauen 4 und die 8- bis 14jährigen Kinder 2 Real (= 3, 2, 1 Franken). Zugleich halten die Beſitzer ein Lager von allen möglichen Bedürfniſſen ihrer Arbeiter, und ſo bildet eine ſolche Hacienda einen kleinen Staat für ſich, der ſich des vollſtändigſten Glückes erfreuen könnte, hätte man nicht ſtets zwei ſchlimme Feinde zu bekämpfen: den Branntwein und die Revolution!

Noch ein Wort über eine angebliche Induſtrie von Guayaquil, die ſogenannten Panamahüte. Wenn es wahr iſt, daß in der großen Stadt des amerikaniſchen Iſthmus niemals Strohhüte fabricirt worden ſind, ſo iſt es nicht minder ſicher, daß man im Hafen von Ecuador nie hat Stroh flechten ſehen. Guayaquil und Panama ſind nur die Zwiſchenſtationen für einen Artikel, der überdies mehr und mehr vom Markte verſchwindet. Die Manufakturen dieſer Hüte ſind an der Nordküſte von Ecuador, beſonders in Monte-Chriſti und Xipixapa. In jeder Hütte dieſer Dörfer ſieht man Männer, Weiber, Kinder mit dieſer Arbeit beſchäftigt. Die Flechter hocken in einer für die Lungen höchſt ſchädlichen Stellung, die Form zwiſchen die Schenkel gepreßt. Das ſogenannte Stroh kommt von einer wild wachſenden Palme, Bombonaje oder Toquilla genannt, die aber angepflanzt und eingehegt wird und deren Blätter im wilden Zuſtande 50 bis 60 cm, im kultivirten bis 1 m lang werden. Dieſe Blätter nun werden abgeſchnitten, ehe ſie ſich geöffnet haben; die werthloſe äußere Haut wird abgeriſſen und das eigentliche, wie ein geſchloſſener Fächer gefaltete Blatt bloß gelegt; es iſt im Innern gelb und an den Rändern grün. Dann werden die Spitzen eines Zirkels darauf gelegt und der mittlere Theil von den Seitenfaſern getrennt, die man einzeln abreißt. Die ſo gewonnenen „Strohfäden“ werden in Päckchen gebunden, in Thontöpfen zwei Stunden lang gekocht, und darauf an der Sonne getrocknet. Durchſchnittlich giebt jedes Blatt 40 bis 50 Fäden

und 16 Blätter, alſo ca. 600 bis 800 Fäden, genügen für einen Hut. Iſt das Geflecht fertig, ſo wird es durch einen Strom von Schwefeldämpfen geweißt. Die geringeren Hüte koſten 6 bis 8 Real, und da der Flechter zu jedem beinahe eine Woche braucht, ſo verdient er täglich höchſtens einen Franken, während man die beſſeren Sorten bedeutend höher bezahlt, ja es ſogar Hüte aus „Paja toquilla“ giebt, die für 200 bis 300 Piaſter (= 1000 bis 1500 Franken) verkauft werden.

Dieſe Bemerkungen des Herrn Ch. Wiener über Guayaquil, ſein Leben und ſeinen Handel, beruhen auf einem einmonatlichen Aufenthalt im Jahre 1880 und einem einjährigen 1882/83. Beauftragt, die natürlichen Handelswege zu ſtudiren, die ſich den großen Verbrauchscentren in den geſunden Gegenden der hohen Zwiſchen-Cordillere nähern, verließ er am Ende des erſten Monats die Stadt zu einer langen Reiſe im Innern des Landes. Der größere Theil der Million Einwohner der Republik Ecuador lebt in Städten und Dörfern, welche in ca. 2500 m Höhe liegen, und heute noch iſt Guayaquil der einzige Hafen,

Straße im Dorfe Santa Roſa.

welcher das ganze Land verſorgt. Dieſer Stapelplatz aber iſt von der Hauptſtadt ca. 400 km entfernt und die Pfade, welche die Küſte mit den Hochebenen verbinden, ſind nur für Saumthiere gangbar, ſo daß bei dieſem Transportmittel der Preis der eingeführten Waaren durch die Fracht oft um das Fünffache vermehrt wird. Die Linie von 100 Wegſtunden zwiſchen dem Ausladeplatz und der Hauptſtadt iſt um 500 Proc. theurer als die von 5000 von Europa über Cap Horn bis Guayaquil oder von 2000 über Panama. Die Aufgabe Wiener's beſtand alſo darin, den franzöſiſchen Exporteuren einen Punkt nachzuweiſen, der den Verbrauchscentren von Ecuador näher liegt als Guayaquil, und ſo ihren Erzeugniſſen den Zugang zu einem nicht unwichtigen Markt zu erleichtern. Er begab ſich daher nach Quito und unternahm von dort Forſchungszüge nach Weſt und Oſt; nach Weſten, wo die Küſte des Oceans unter dem Aequator ſich ziemlich dicht der Hauptſtadt nähert, nach Oſten, wo Schiffe von genügendem Tonnengehalt die mächtigen Nebenflüſſe des Amazonas hinauf- und bis auf eine geringe Entfernung von den Plateaus der Cordillere fahren können.

Britiſch-Indiens Grenznachbarn gegen China.

Von **Emil Schlagintweit.**

II.

Die Daphla ſind von mittlerer Größe, ſtarkem Knochenbau, breiter Bruſt, gut entwickelter Muskulatur. Die Hautfarbe iſt tiefbraun und das Geſicht flach und rund, die Lippe faſt bartlos, das Kopfhaar lang und ungeordnet. Der Anzug beſteht in einem Lendentuch und einer Kopfbedeckung aus Baſtgeflecht, die vorwiegend mit Eberzähnen verziert wird. In der kalten Jahreszeit tragen ſie eine ärmelloſe Weſte roheſter Art; daß ſie unter ſo ungünſtigem Schutze im Freien ausdauern, wird der dicken Kruſte Schmutzes zugeſchrieben, die alle Körpertheile bedeckt, von denen er nicht durch die Bewegung ſich abſcheuert. Die Frauen tragen einen Rock von den Hüften abwärts. Unzertrennbarer Begleiter iſt das Kukrimeſſer, ein langes, ſchweres Meſſer, dicker an der Spitze als am Griffe, den ein hartes Holz bildet, der vor Zerſpringen ſtatt durch Eiſen mit einem ſtarken Baſtgeflecht geſchützt wird. Von Charakter iſt der Daphla überaus gutmüthig, zudringlich, neugierig, dabei abergläubiſch, furchtſam; das Aufdrücken des Springdeckels einer Taſchenuhr macht ihn ſich ducken aus Furcht vor einem nachfolgenden Geſchoſſe. Männer und Frauen ſind gleich den Akas leidenſchaftliche Raucher. Die Sprache iſt verſchieden von derjenigen der Abor im Oſten, der Aka im Weſten. Sie wird verſtanden von den Abors, wie Miri, ihren Nachbarn im Norden gegen Tibet, mit denen ſie auch Wechſelheirathen eingehen, aber ſtatt des echt mongoliſchen Typus der Abor kennzeichnet die Daphla von vorn geſehen große Stirnhöhe, längliches Geſicht mit ziemlich gerader Linie vom Schläfenbein zur Kinnlade, längliche aber weit geöffnete Augen und lange Naſe. Dagegen im Profil betrachtet, erſcheinen Backenknochen wie Augenwölbung weit vorſpringend, der Mund tief geſchlitzt und der Naſenſattel liegt ſo tief, daß die Augenwölbung vorſpringt. Dies ſind alles Kennzeichen der tibetiſchen Raſſe und dieſem größern Gebirgsvolke müſſen die Daphla zugerechnet werden.

Von Sitten und Gebräuchen verdient Folgendes hervorgehoben zu werden. Die Verfaſſung iſt durchweg oligarchiſch. Jeder Stamm hat ſeinen Dſcham oder Führer, aus einer durch Beſitz an Büffeln und Verbindungen einflußreichen Familie. Als die engliſche Regierung die Verbindlichkeiten mit Annahme des Poſa-Geldes in Verträge kleiden wollte, ſcheiterte dies an der hohen Zahl von Häuptlingen; es hätte hierzu Abmachungen mit 288 Dſchams bedurft. Dabei beſtand die Verlegenheit, wie ſolche Abmachungen perfekt zu machen ſeien; denn die Daphla kennen keine Schrift, nicht einmal die ringsum bei ihren Nachbarn üblichen Handzeichen ſind hier im Gebrauch. Von freien Sitten zeugt folgendes Vorkommniß. An einem Gerichtstage in Lakhimpur drängte ſich ein hübſches Daphla-Mädchen durch die Menge, warf ſich vor dem Gericht haltenden Engländer nieder und bat um ſeinen Schutz gegen ihren Vater, der ſie an den Sohn eines benachbarten Häuptlings zwingen wollte, der in Vielweiberei lebe, während ihr Herz einem Angehörigen ihres Dorfes gehöre und ſie es nicht ertrage mit mehreren zuſammen einen Gemahl zu beſitzen; ſie ſei mit ihrem Geliebten entflohen und bitte jetzt um Niederlaſſungsrecht auf engliſchem Gebiete. Der Bitte wurde willfahrt; das Mädchen zog ſich zurück, legte Schmuck und Tand an, die ſie aus einem Bündel hervorzog, der ihre Habe enthielt, flocht ihre Haare und ging nach dem Verſtecke, wo ihr Entführer weilte. Zu nicht geringem Erſtaunen des Beamten führte ſie dieſem als ihre Gatten zwei Männer vor und es ſtellte ſich heraus, daß unter ihren Landsleuten Vielweiberei die Ausnahme, dagegen, wie unter Tibetern, Vielmännerei die Regel ſei. Dabei beſchränkt ſich die Polyandrie nicht wie in Tibet auf Brüder, ſondern erfolgt in freier Wahl!

Die Stellung von Unterhändlern — dies bedeutet ihr Name — nehmen ein die von den Aſſameſen Miri genannten Völker zwiſchen Sundri und Dirdſchemo, einem rechtſeitigen Zufluſſe des Brahmaputra, den der Fluß Dibrughar gegenüber erreicht; unter ſich nennt ſich jeder Stamm mit anderm Namen; bekannter ſind die Bezeichnungen Anka, Tenae, Sarak, Ghi-ghaſi, Panibotia, Tarbatia. Ein in der Kriegsgeſchichte aller Länder wohl ſeltener Zwiſchenfall erhob die Miri zu Vertrauensmännern einſt der aſſameſiſchen, jetzt der indiſchen Regierung. Die aſſameſiſchen Herrſcher über Lakhimpur hatten den Miris ähnliche Rechte in gewiſſen Dörfern der Ebene zugeſtanden, wie wir ſie unter Aka und Daphla kennen lernten; im zweiten Jahrzehnt dieſes Jahrhunderts machten die Miri Uebergriffe und Radſcha Purander Sing befahl, ſie zu züchtigen. Die hierzu abgeſandte Abtheilung ergriff aber die Flucht, als die Miri ſich auf ſie warfen und ließ ihre Flintenſchloßgewehre, Kanonen und Patronen zurück. Die Miri wußten mit den Sachen nichts anzufangen, warfen ſie auf einen Haufen und wollten ſie durch Feuer vernichten. Sobald das Feuer an die Geſchoſſe und Patronen kam, entluden ſich dieſe und verletzten ein halbes Hundert der Umſtehenden. Da dachten die Miri einem Radſcha, der im Stande ſei, Waffen zur Selbſtthätigkeit zu bringen, könnten ſie nicht widerſtehen; zu nicht geringem Erſtaunen der Befehlshaber der geſchlagenen Truppen nahte ſich eine Geſandtſchaft demüthig ihrem Lager um Frieden bittend. Die Engländer brachten 1862 die bis dahin auf ſchwankender Abmachung beruhenden Uebereinkommen in feſte Formen und zahlen den Miris ſeither beſtimmte Subſidien. — Den Miri verdankt ſeine Bevölkerung das Thal des Subanſiri. Die bedeutende Waſſermaſſe dieſes Zufluſſes des Brahmaputra war ſchon Wilcox aufgefallen, als dieſer 1827 das obere Brahmaputra-Thal bereiſte; es dauerte aber ein halbes Jahrhundert, um feſtzuſtellen, daß dieſer Fluß in den Hochthälern Tibets ſeinen Urſprung nehme, die Südkette des Himálaya-Gebirges durchbreche und mit einer Waſſermenge zeitweiſe nahezu gleich jener der großen hindoſtaniſchen Ströme Ganges und Dſchamna die Ebene erreiche. Das Quellgebiet des Subanſiri ſchließt gute Weidegründe und fruchtbare Thalſohlen ein; gleich wie die Leptſchas, von den Flußläufen im Weſten angezogen, über die Tiſta in Sikkim bis zur bengaliſchen Tiefebene ſitzen, ſo ſtiegen an der Subanſiri die Miri hinab bis in das Brahmaputra-Thal; ihre eigenen Ueberlieferungen weiſen auf das Thal des Tſang-potſchu (Dihong) als Heimath hin, der in ſeinem Unterlaufe von der Subanſiri nur durch einen ſchmalen Bergzug getrennt iſt. Der Geſichtsteint iſt gelblich, die Geſtalt groß und kräftig, der Gang aber ſchwerfällig. Das Haar wird vorn kurz geſchoren und zum Geſicht glatt

Digitized by Google

gestrichen, wie es gegenwärtig unter unseren jungen Damen Mode ist; rückwärts bleibt das Haar lang und wird mit einer Nadel zu einem Knoten gedreht; um die Stirne ist ein schmales Band gelegt, mit Trotteln und Metallstücken phantastisch verziert. Nach diesem Kopfputze sind die Miri den Mischmis anzureihen, bei denen diese Tracht in solchem Grade Wahrzeichen sind, daß sie unter Assamesen zu Spottnamen führten. Mit Assamesen finden fortgesetzt Mischheirathen statt; dem Stamme ist viel fremdes Blut beigemengt, auch in seine Sprache, die im Uebrigen jener der Abors ähnelt, sind viele assamesische Worte übergegangen. Der Anzug besteht, wie bei Abors, aus Bastgeflechten und ist kunstlos; eigen dem Frauengewand ist eine Art Krinoline aus Holzreifen, über dem Rocke getragen; dieser selbst schließt um die Oberschenkel so eng, daß die Frauen trippeln, nicht gehen. Beim Arbeiten, im Sommer und auf Reisen wird der Rock abgelegt, an seine Stelle tritt ein breiter Ledergürtel mit allerlei klingendem Tand verziert, Mädchen entschlagen sich aber auch dieses Gürtels und erscheinen nur im Reifrocke mit ganz ungenügender Bedeckung des Unterkörpers! Arbeit liebt der Mann nicht, seine liebste Beschäftigung ist die Jagd; das Fleisch des Tigers soll Stärke und Muth verleihen, den Frauen wird es nicht gereicht. Fleich wie Fisch in getrocknetem Zustande bilden das Lieblingsgericht. Haupthausgeräth ist wie bei Leptschas und Nepalesen ein großes, schweres Messer mit nach abwärts leicht gekrümmter Spitze. Der Miri pflegt häufigen Verkehr mit der Ebene; drei Viertheile aller Miri steigen jährlich auf etliche Monate an die Ufer der Flüsse hinab und errichten im Ueberschwemmungsgebiete der Subansiri und des Brahmaputra Hütten auf Rosten und treiben Fischfang wie Jagd. Der Ueberschuß der Beute wird getrocknet und dann damit in die Berge aufgebrochen; während des Trockenprocesses verbreiten solche Niederlassungen einen schon von weitem sich bemerkbar machenden üblen Geruch. In ihren religiösen Vorstellungen sind die Miris von Buddhisten Tibets und Brahmanen der Hindus beeinflußt; neben Waldgeistern verehren sie die bekanntesten Schutzgötter beider Nationen.

Nahe verwandt mit den Daphla sind die Abor. Der Name ist dem Volke von den Assamesen gegeben und bedeutet einen jenseits der Grenze Wohnenden; sie selbst bezeichnen sich mit dem Namen der einzelnen Stämme und nennen sich Padam, Dhoba, Bor u. s. w. Die Engländer sind nur mit Bor und Dhoba in Berührung gekommen. Im Aeußeren herrscht „grob mongolischer Typus“ vor, die Frauen erinnern zuweilen an Chinesinnen. Ganz verschieden von den bisher besprochenen Stämmen sind die Abor durch die Sitte des Einritzens eines Zeichens (Kreuzform) bei Männern auf der Stirne, bei Frauen unterhalb der Nase. Alle Abors sind widerlich schmutzig; man meidet Waschungen und erklärt Schmutz als das beste Mittel gegen die Kälte. Der Anzug besteht aus einem Stück groben Stoffes, meist aus Bastfaser gewebt, der vom Rücken über die Schulter bis zum Knie läuft, keine Aermel hat und um die Hüfte mit einem Gurt aus Rohrgeflecht zusammengehalten wird. Die Weiber umwinden den Körper mit Tüchern aus weicherem Stoffe und bedecken Nacken, Arm und Unterfuß mit allerlei Schmuck; Mädchen tragen dazu um die Hüfte einen Strick, daran Metall- und Holzscheiben, die beim Gehen klirren wie Ketten. Ganz junge Mädchen tragen nichts als diesen Schmuck um die Hüfte; im Sommer sieht man selbst erwachsene Mädchen nur hiermit bekleidet. Dieselbe Sitte herrscht unter Nagas („Globus“ 34, S. 281) auf der andern Seite des Thales. Die Abors haben eine Ueberlieferung, daß alle Menschen von einer Mutter abstammen, die zwei Söhne gehabt habe; davon sei einer ein geschickter Handwerker und der Liebling seiner Mutter gewesen. Mit diesem sei sie gegen Westen gezogen und von ihm hätten die Engländer die Künste gelernt, durch die sie dem Bergbewohner überlegen sind. Die Abors seien im Osten sitzen geblieben. Wie roh die Sitten unter ihnen sind, kann daraus entnommen werden, daß ein Liebhaber für seine Auserwählte Feldmäuse und Eichhörnchen als Leckerbissen fängt. Die Abor wohnen von den Miri hinüber bis zum Dibong-Flusse, dem ersten großen Zuflusse des Brahmaputra (assamesisch Dihong, tibetisch Tsang-po, des Hauptstromes Tibets) von Norden her nach seinem Eintritt in die Ebene. Die Abors haben es gleichfalls zu keiner Stammes-Organisation gebracht; immerhin giebt es Bundestage, auf denen Mehrheitsbeschluß entscheidet und die Geriebensten zur Ausführung des Beschlusses gewählt werden. Der Gemeinsinn ist hoch ausgebildet und äußert sich insbesondere im Zusammenstehen gegen feindliche Kundgebungen; ferner werden Versammlungsräume und Brücken als öffentliche Anstalten gegründet wie unterhalten. Sodann wird Privateigenthum an Grund und Boden anerkannt und dieses durch Grenzsteine angezeigt, von denen einzelne so stattlich sind, wie bei den Khassias im Gebirge auf der andern Seite des Stromes („Globus“ 34, S. 279).

Streit um Grenzmarken brachte die Engländer wiederholt in Berührung mit den Abors, zuletzt 1881. Damals wollten die Stämme Membo und Pado den Dibong überschreiten und sich am linken Ufer im Lande der Mischmis niederlassen. Zur Verhinderung eines solchen Vormarsches, gegen den von den Mischmis Gewalt gebraucht worden wäre, beorderte die indische Regierung Mannschaften von zwei Regimentern in das Land der Abor und verhinderte durch rechtzeitige Errichtung von befestigten Posten in Nizamghar und Bomjur (letzteres im Gebirge) die Ausführung des Vorhabens. Dieses Vorgehen erregte im höchsten Grade den Zorn der Abors; es kamen Angriffe auf einzelne Soldaten vor; dem mit trigonometrischen Arbeiten beauftragten Officier, der hierzu einige Tage auf einem Aussichtspunkte zuzubringen hatte, mußten zu seiner persönlichen Sicherheit hundert Mann Bedeckung mitgegeben werden.

Der Dibong bildet im Osten dieselbe ethnographische Grenze, wie im Westen der Saltedsch. Mit den Abors auf dem linken Ufer des Dibong verlassen wir das Gebiet der Völker tibetischer Rasse und befinden uns unter Stämmen indo-chinesischer Zugehörigkeit. Späterer Forschung ist es vorbehalten, diese Völker, wenn einmal Europäern der Aufenthalt unter ihnen möglich sein wird, nach ihren Merkmalen genauer zu klassificiren; bis jetzt haben sich schon zwischen den Karen im Süden an der Grenze von Britisch-Birma und den Miau-tse, jener unruhigen halbwilden Völkerschaft im Norden von Jün-nan, einzelne gemeinsame Merkmale ergeben, und den Miau-tse werden die Mischmis zugerechnet, welche vom Dibong östlich bis nach China hinein wohnen. Die Mischmis sondern sich in zwei große Gruppen. Die vordere oder westliche Abtheilung wohnt zwischen den Flüssen Dibong und Digaru und nennt sich Midhi, während die Assamesen ihnen von der Kopffrisur, wobei die Haare über der Stirne kurz geschoren und glatt gestrichen werden — wie bei den Miri — den Namen Tschalikata geben; die hinter dem Digaru wohnenden Stämme heißen Mischmi schlechthin. Zwischen beiden Gruppen besteht ein Unterschied und scheinen sie zu ganz verschiedenen Zeiten in ihre jetzigen Sitze eingezogen zu sein.

Die Tschalikata (Midhi) bewohnen die unwirthlicheren Gebirgsthäler, in die wild tosende Bäche ihr Bett tief eingerissen haben; der Zugang erfolgt auf schmalen

Digitized by Google

Pfaden. In die Ebene kommen dieſe Miſchmis nur als Räuber; die Polizei fahndet insbeſondere auf ſolche Individuen, die mit ungewöhnlich großen Traglaſten bepackt, ſcheinbar als Händler auftreten; denn unbewachte Gehöfte fallen dieſen in Banden auftretenden Leuten zur Beute. Dabei iſt es neben den Gütern auf Menſchen abgeſehen, die als Arbeitsſklaven in die Berge fortgeführt werden. Wie wenig das Leben dieſer Sklaven gilt, erwies ein Vorfall auf einem der Märkte, die jährlich im Februar zu Sadiya abgehalten werden. Ein Tſchalikata hatte einen abgearbeiteten Sklaven, Naga der Nationalität nach, zu Markt gebracht und den armen Menſchen auf offenem Platze niedergeſtochen, als ihm bedeutet worden war, daß hier Sklavenhandel nicht getrieben werden dürfe. Vor Gericht geſtellt, mußte ihn das von einem Europäer präſidirte Tribunal freiſprechen, weil ſich herausſtellte, daß der Thäter von der Größe ſeines Verbrechens keinen Begriff hatte. In ihrer Heimath fehlt es an jeglicher öffentlichen Autorität; ſowohl Stammesfehden als Verbrechen an Einzelnen werden von den Angehörigen durch eigenhändige Zufügung gleichwerthigen Schadens gerächt; für ungeſühntes Unrecht nehmen noch ſpätere Generationen Blutrache. In ſeinem häuslichen Leben übt und duldet der Midhi Ausſchweifungen; er nimmt ſich mehrere Frauen und verlangt nicht Treue von ihnen, züchtigt aber den Verführer. Im Aeußeren ſtellt ſich der Midhi als ein kräftiger Menſchenſchlag dar; ſein Geſicht iſt weniger unſchön als beim Abor, insbeſondere liegen die Augen tiefer; dagegen iſt der Blick finſter. Die Hautfarbe wechſelt von tiefbraun zu hellbraun. Ueber die Haare wird eine helmartige Kopfbedeckung aus Baſtgeflecht geſtülpt.

Die Miſchmis wohnen öſtlich vom Digaru, nördlich bis Tibet, öſtlich bis Jün-nan und ſüdlich hinab bis zum Irawadi-Fluſſe. Sie ſind äußerſt eiferſüchtig auf ihre Selbſtändigkeit und geſtatten nicht einmal ihren Nachbarn das Reiſen durch ihr Gebiet hindurch; die beiden Miſſionare Krick und Bourg fanden im Auguſt 1854 hier ihren Tod, als ſie nach Tibet vordringen wollten, obgleich ſie 1851 bei einem Ausfluge dahin gut aufgenommen worden waren. Der indiſche Beamte des trigonometriſchen Amtes, der 1877 von Hindoſtan nach Centralaſien gereiſt war und während vierjähriger Reiſen in die entlegenſten Theile Nord-Tibets vorgedrungen war, fand an der Grenze des Miſchmi-Landes die Einwohner von ſo drohender Haltung, daß er ſich wieder zurückwandte und Monate auf einem beſchwerlichen Marſche zubrachte, um in ſeine Heimath zu gelangen, von welcher ihn dort nur wenige Tagereiſen getrennt hatten. Das Land der Miſchmis iſt nicht unfruchtbar; es gedeihen Reis und ſüdländiſche Früchte. Die Handelſchaft bildet für die ganze Nation den Haupterwerb; deswegen wiſſen die Miſchmis die Sicherheit zu ſchätzen, die dem engliſcherſeits eingerichteten Markte in Sadiya innewohnt und bezeigen den dortigen Beamten die größte Hochachtung. In ihren religiöſen Vorſtellungen haben ſie vom tibetiſchen Buddhismus Götter angenommen, den tibetiſchen Lamas bezeigen ſie ſich unterwürfig als geiſtliche wie weltliche Obere. Im Aeußeren haben ſie mit Tibetern nichts gemein. Sie ſind von ſtattlicher Erſcheinung, ſind groß und ſchlank gebaut, ihre Züge regelmäßig. Naſe und Naſenöffnungen ſind größer als ſonſt bei indo-chineſiſchen Völkern. Wahrzeichen aller Miſchmi-Frauen iſt ein breites Stirnband aus Metall, an den Enden ſchmal, in der Mitte breit (bei Miri iſt es noch ſchmal geblieben). Um die Lenden trägt die Miſchmi mindeſtens einen bis zum halben Schenkel reichenden Schurz aus Rinde oder Baſtgewebe, meiſt iſt auch die Bruſt bedeckt, der gut entwickelte Unterſchenkel aber immer nackt. Die Männer gleichen im Anzug den Abors; ihre Nationalwaffen bilden gleichfalls Meſſer, Bogen und Pfeil; neuerdings verſehen ſie ſich mit Schießwaffen, doch legte Britiſch-Indien dieſem Handel polizeiliche Beſchränkungen auf, um nicht an Stelle ſchlecht bewaffneter Nachbarn dereinſt waffengeübte Gegner zu erhalten.

Einem Kampfe mit dieſen Gebirgs- und Waldvölkern geht Britiſch-Indien aus dem Wege, ahndet aber jede räuberiſche Regung. Bei aller feindſeligen Geſinnung wagt es kein Stamm ſich ſolcher Einwirkung hierwegen zu entziehen; an den Daphlas erfuhren ſie, daß die indiſchen Truppen im Stande ſind, in jedem Gebiete ſich feſtzuſetzen, in welches der Vormarſch befohlen wird. Noch hat es für Britiſch-Indien keinen praktiſchen Werth, ſich eines dieſer Völker unterthan zu machen; bedingen aber die politiſchen Verhältniſſe ein Eröffnen Südchinas von Britiſch-Indien von der Landſeite her, ſo hat es mit der Selbſtändigkeit des Stammes, durch welchen der Weg dahin gelegt werden ſoll, ein Ende. Im Intereſſe der Wiſſenſchaft muß gewünſcht werden, daß ein Bedürfniß hierzu eintrete; vorerſt muß es aber noch lohnender ſein, über das fruchtbare, dicht bevölkerte Unter-Birma dem uralten Handelsemporium Esmok am Mekhong zuzuſtreben und die weitere Verfrachtung der Waaren den dortigen örtlichen, ſehr unternehmenden Handelsvölkern zu überlaſſen, als über das unwirthliche Tibet und das ärmliche Nord-Jünnan direkt zum Jangtſe-kiang aufzuſteigen. Die engliſche Induſtrie hat den letztern Weg in Ausſicht genommen; die Wünſche, die in Calcutta und Aſſam für den Brahmaputra-Weg und den Aufſtieg durch oder ſeitlich des Landes der Miſchmis gehegt werden, können ſich nicht Geltung verſchaffen.

Sicilianiſche Bauernregeln.

Von **W. Kobelt.**

„Altes Gold“ nannte der „Rheiniſche Hausfreund“ die Sprüche und Regeln, welche ſeit Jahrhunderten von einer Generation auf die andere vererben; die Bezeichnung iſt nicht unpaſſend, denn die gereimten Sprüche enthalten gar oft die Reſultate langjähriger unbefangener Naturbeobachtung und können bei gründlicher und vernünftiger Benutzung auch für die Wiſſenſchaft wichtig werden. Noch mehr als in unſerer Heimath iſt das natürlich der Fall in Ländern, wo noch keine meteorologiſchen Stationen exiſtiren, und Beobachtungen über Phänologie, über den Einfluß der Witterung auf die Ernte u. dgl. noch nicht einmal zu den frommen Wünſchen gehören. Hier geben uns nun die Bauernregeln einen ſichern Anhalt für Saat- und Erntezeit, Witterungseinflüſſe u. dgl., bei weitem zuverläſſiger, als die Berichte einzelner Reiſenden und vereinzelte Reihen von Thermometer- und Barometerbeobachtungen. Sammlungen

Digitized by Google

von Bauernregeln verdienen darum die entſchiedenſte Beachtung, beſonders wenn ſie von Männern herrühren, die ſie unter dem Volke ihrer Heimath ſelbſt geſammelt. Für die nordſicilianiſchen Berggegenden am Abhang der Madonien hat dies der bekannte Naturforſcher Profeſſor Minà Palumbo in Caſtelbuono gethan, aber ſeine Arbeit [1]), obſchon bereits 1854 erſchienen, ſcheint in Deutſchland vollkommen unbeachtet geblieben zu ſein und wird ſelbſt von Th. Fiſcher in ſeinen Beiträgen zur phyſiſchen Geographie Siciliens (Leipzig 1877) nicht benutzt. Einige Auszüge daraus werden darum nicht unwillkommen ſein.

Den Frühling meldet nicht wie bei uns der Storch, ſondern der kleine Lui (ſicilianiſch Fici-Fici):

Quannu cantu lu fici-fici
È vinuta Primavera.
„Wenn der Fici-fici ſingt, iſt der Frühling da."

Den Sommer meldet die Cicade:

La cicaleida rauca
'Ntra l'arvuli e li spichi
Cu lu so zichi-zichi
Nn'annunzia l'està.

„Wenn die heiſere Cicade zwiſchen Bäumen und Aehren zirpt, verkündet ſie den Sommer."

Das Ende des Sommers dagegen bezeichnet die Reife der Mispel (Mespilus europaeus):

Unni viditi nespuli, chianciti,
Ca su l'ultimu fruttu di la stati.
„Wenn du die Mispel ſiehſt, weine, denn es iſt die letzte Sommerfrucht."

Die Winterregen beginnen um St. Simonstag (28. Oktober), und bis dahin müſſen die Mispeln geerntet ſein:

Pri San Simuni — Li nespuli a munzidduni
E l'acqua a lu vadduni.
„Auf St. Simon müſſen die Miſpeln auf Haufen liegen und Waſſer im Thal ſein."

In den höheren Lagen beginnt mit dem Simonstag der Winter und der Schneefall auf den Bergen.

Pri S. Simuni — la nivi a lu sirruni,
Pri tutti li Santi — la nivi a li canti,
Pri Sant 'Anniria — la nivi pri la via.
„Auf Simonstag liegt Schnee auf den Bergen, auf Allerheiligen an den Ecken, auf Andreas (30. Nov.) auf der Straße."

Gegen Lichtmeß beginnt wieder das Frühjahr:

Pri la Cannilora, di l'invernu semu fora.
„Auf Lichtmeß ſind wir aus dem Winter."

Ein tüchtiger Winter iſt aber nöthig, denn:

Està in invernu, e nell invernu estati
Nun ti darannu mai li boni annati.
„Sommer im Winter und Winter im Sommer geben nie ein gutes Jahr."

und:

Suli punconti cu bedda jurnata
Ti renninu piggiuri la 'nvirnata.
„Heller Sonnenſchein und ſchöner Tag machen den Winter ſchlimm."

Den Januar hat man gerne kühl und trocken, damit der Weizen nicht zu raſch treibt, weil er ſonſt im Februar leidet:

Jinnaru siccu — Burgisi riccu.
„Ein trockener Januar macht den Bauer reich."

Pruvulazzu di Jinnaru — Carrica lu sularu.
„Januarſtaub füllt den Boden."

Lu friddu di Jinnaru — Inchi lu granaru.
„Ein kalter Januar füllt den Speicher."

Schnee iſt im Januar willkommener als Regen:

Sutt 'acqua fami — Sutta nivi pani.
„Waſſer bringt Hunger, Schnee bringt Brot."

Der Februar iſt der eigentliche Wintermonat:

Frivaru lu curtu lu peju di tutti.
„Februar iſt der kürzeſte, aber auch der ſchlimmſte."

Er muß aber tüchtig Regen bringen, damit im März die Frucht treiben kann:

Li pioggi di Frivaru inchinu lu granaru.
„Februarregen füllt den Speicher."

Si Frivaru frivia — Marzu erburia.
„Wenn der Februar ſeine Schuldigkeit thut (wörtlich „febbruart"), macht der März Kraut."

Den März dagegen will auch der Sicilianer trocken:

Marzu asciuttu — Granu pri tuttu

entſpricht ganz unſerem: „Märzenſtaub bringt Gras und Laub;"

umgekehrt:

Si 'ntra Marzu ci 'è acquazzina
È annata di risina.
„Regenwetter im März giebt ein Jahr des Ruins."

Etwas Regen giebt es immer, aber nur wenig, und es trocknet ſchnell wieder:

Marzu chiova-chiova
Ca un 'ura asciuca tuttu.
„Märzenregen — eine Stunde trocknet alles."

Ueberhaupt gilt der März für veränderlich, wie unſer April:

Marzu pazzu
„Der März iſt ein Narr."

Kommt noch Froſt, ſo iſt es ſchlimm, denn:

Lu friddu di Marzu
S'infila 'ntra lu cornu di lu voi.
„Märzfroſt bringt dem Ochſen bis ins Horn."

Märzſchnee dauert aber nicht lange, darum ſagt man:

Tantu durassi la mala vicina
Quantu dura la nivi marzulina.
„Schlechte Nachbarſchaft möge nicht länger dauern, als Märzſchnee."

Im April ſoll es tüchtig und dauernd regnen:

Aprili ogni jornu cu lu varrili.
„Im April jeden Tag mit Eimern,"

ganz entſprechend wie der Franzoſe ſagt: „S'il pluvait trente deux jours dans le mois d'avril, il n'y aurait pas trop d'eau." — Nur für die Schweine ſind die Aprilregen ungeſund:

Acqua d'Aprili la porcu occidi
Lu voi 'ngrassa, la pecura ridi.
„Regen im April tödtet die Schweine, mäſtet die Ochſen und macht die Schafe lachen."

Im Mai wünſcht man Wind:

Aprili chiuvusu, Maju vintusu,
Annu fruttuusu.
„April regneriſch, Mai windig, giebt ein gutes Jahr."

und einen tüchtigen Regen:

Maja una e bona.
„Im Mai einen, aber tüchtig."

Juni und Juli dürfen der Ernte wegen keinen Regen bringen:

[1]) Studj agrarj sulla Campagna settentrionale della Madonie. Proverbj agrarj. — In „Annali di Agricoltura Siciliana" ser. II, vol. I.

Acqua di Giugnu consuma lu munnu.
„Regen im Juni ruinirt die Welt.“

Erſt im Auguſt ſind wieder einige erfriſchende Güſſe erwünſcht:

L'acqui di Agustu, meli, manna e mustu.
„Regen im Auguſt bringt Honig, Manna und Moſt.“

Doch dürfen es nur einige leichte Regen ſein, von Rechtswegen drei — die auch ſonſt in Süditalien berufenen tre acque di Agosto —:

Li tri acqui di Agustu cu la bona stagiuni
Vannu chiù chi lu tronu di Salamuni.
„Drei Regen im Auguſt und gutes Wetter ſind mehr werth als der Thron Salomos.“

Nach S. Lorenzo (10. Auguſt) iſt nicht mehr allzuviel Hitze zu erwarten (d. h. im Gebirge):

San Lurenzu la gran calura,
Sant 'Antoni la gran friddura,
L'una e l'autra pocu dura.
„Die große Hitze nach Laurenzi, die große Kälte nach Antoni (17. Januar) dauern nicht mehr lange.“

September und Oktober verlangen es trocken, damit das Feld beſtellt werden kann und die Unkräuter auf dem friſch gepflügten Acker verdorren:

Suli cauru cu assai ventu,
Vaju a casa e su cuntentu.
„Wenn die Sonne brennt und der Wind weht, gehe zufrieden nach Hauſe.“

Eine eigenthümliche Wetterregel erwähnt Minà, welche aber nicht in Verſe gebracht iſt. Die ſicilianiſchen Bauern glauben nämlich, daß von den 12 Tagen von Santa Lucia — 13. December, nach ihrem Glauben der kürzeſte Tag — bis Weihnachten jeder das Wetter für einen Monat des folgenden Jahres vorausverkünde; die Tage von Weihnachten bis Dreikönige haben dieſelbe Bedeutung, aber in umgekehrter Reihenfolge, ſo daß der 26. December dem December, der 27. dem November, der 28. dem October entſpricht und ſo fort.

Unſer „Grüne Weihnachten, weiße Oſtern“ lautet auf ſicilianiſch: Natali cu lu suli, e Pasqua cu lu tizzuni, Weihnachten Sonne, Oſtern Feuer; — und ebenſo finden wir die bekannte Lichtmeßregel: Quannu lu suli di la Cannilora vidi, tantu si 'nni copri di nivi, ſoviel Sonnenſchein auf Lichtmeß, ſoviel Schnee nachher.

Ueber den Einfluß der Winde auf das Wetter finden wir folgende Regeln.

Quannu lu ventu veni di susu
Vatti a 'nfilari 'ntra lu pertusu,
Quannu lu ventu veni di mari
Pigghia la trescia e vattini a lavari.
„Wenn der Wind von oben (d. h. vom Gebirge, von Süden) kommt, ducke dich in ein Loch; wenn er vom Meer kommt, nimm dein Bündel und halte Wäſche.“

Scirocco ſchließt gewöhnlich mit Regen, Nordwind bringt dauernd heiteres, wenn auch kaltes Wetter. Uebel angeſehen iſt der Libeccio, der Südweſt, der die Bäume entwurzelt und die Felder ruinirt; er bringt nie etwas Gutes:

Libici mai bene fici,
Si qualchi vota nni fici,
Nun fu lu veru Libici.
„Libeccio bringt nie etwas Gutes; thut ers doch einmal, ſo iſt es nicht der echte.“

Auch vom Ponente, dem Weſtwind, iſt nichts Gutes zu ſagen:

Di Punenti e di Libici
Malidittu cu beni nni dici.
„Ponente und Libeccio, verdammt ſei, wer ihnen Gutes nachſagt.“

Doch dauert die Wuth des Ponente nicht lange:

Cursa d'asinu e burrasca di punenti
Accumenzanu cu furia e nun c'è nenti.
„Eilsgalopp und Weſtſturm fangen mit Wuth an und ſteckt doch nichts dahinter.“

Da nach Scirocco Regen zu erwarten iſt, ſoll man, wenn er weht, ſäen, nicht aber bei Nordwind:

Cu sciroccu jetta simenza,
Cu tramontana no.

Der Hahnenſchrei deutet, wie bei uns, Regen an, ebenſo aber auch der Ruf des Rebhuhns:

Canta la pirnici a lu chiarchiaru,
Carria ligna a lu pagghiaru.
„Wenn das Rebhuhn vom Felſen ruft, bringe das Geräthe in die Scheune.“

Schäfchen am Himmel deuten auf baldigen Regen:

Celu picurinu, si nun chiovi oggi, chiovi a lu matinu.
„Schäfchen am Himmel, regnets nicht heute, ſo regnets doch morgen;“

oder

Celu picurinu, acqua e ventu vicinu.
„Wenn Schäfchen am Himmel ſtehen, ſind Regen und Wind nahe.“

Eine Hauptwichtigkeit für die Wetterprognoſe wird den Neumonden nach den Tag- und Nachtgleichen beigelegt:

La luna mastra di Marzu guverna,

und

La luna di S. Micheli guverna sei misi.
„Der Neumond im März regiert,
Der Neumond um Micheli regiert ſechs Monate.“

Tüchtige Schneewinter deuten auf ein gutes Jahr, namentlich auf gute Olivenernte:

Annata di nivi, annata di ulivi.
Annata di nivi, annata di abbunnanza.
„Schneejahre, Olivenjahre, Ueberflußjahre.“

Blühen die Birnen reichlich, ſo iſt ein ſchlechtes Jahr zu erwarten:

Annata di pira, annata di suspira.
„Birnenjahr, Seufzerjahr.“

Auch eine gute Leinernte iſt keine gute Vorbedeutung:

Annata di linu, burgisi mischinu.
„Leinjahr, armer Bauer.“

Ueppige Brenneſſelblüthe dagegen bedeutet ein gutes Jahr:

Annata di ardichi, annata di spichi.
„Brenneſſeljahre, Aehrenjahre.“

Zahlreich und intereſſant ſind die Sprüchwörter, welche ſich auf den Ackerbau beziehen. Bezüglich des Alters der Kulturen heißt es:

Olivari di to nannu, ceusi di to patri, vigna tua.
„Oelbäume von deinem Großvater, Maulbeerbäume von deinem Vater, Weinſtöcke von dir.“

Der Oelbaum giebt mit dem Alter immer reicheren Ertrag und beſſeres Oel; der Maulbeerbaum giebt am meiſten Laub, wenn man ſchon kräftige Bäume ſcharf zurückſchneidet und verjüngt, der Weinſtock dagegen nimmt ſchon mit dem fünfzehnten Jahre erheblich an Ertrag ab.

Folgende Sprüchwörter bedürfen keiner Erklärung:

Tantu vali la terra quantu l'uomo chi la cultiva.
„Das Land iſt genau ſoviel werth, wie der Menſch, der es bebaut.“

Digitized by Google

Terra niura duna bonu pani,
Terra bianca prestu stanca.
„Schwarze Erde bringt gutes Brot,
Weiße Erde iſt ſchnell müde.“

Cu carria grassura, un prega Santi.
„Wer Miſt fährt, braucht keine Heiligen anzurufen.“

Die Vortheile der Spatenkultur rühmen folgende zwei Sprüchwörter:

L'aratru avi la punta di ferru,
La zappa l'avi d'argentu,
E d'oru l'avi la vanga.
„Der Pflug hat die Spitze von Eiſen, der Karſt von Silber, der Spaten von Gold;“

und:

La vanga 'un è santu e fa miraculi.
„Der Spaten iſt kein Heiliger und thut doch Wunder.“

Freilich ſtrengt ſie auch an und verlangt tüchtige Nahrung:

Vanga e zappuni — Nun vonnu dijuni.
„Spaten und Karſt wollen keine Faſten.“

Die Saatzeit beginnt, wenn die Kraniche vorüberziehen:

Quannu passa lu groi — punci lu voi.
„Wenn der Kranich vorbeizieht, treibe die Ochſen an.“

Man darf nicht zu ſpät ſäen, denn:

Cu primu nasci — primu pasci.
„Wer zuerſt ſäet, erntet zuerſt.“

Im November, zwiſchen Allerheiligen und Andreastag, muß der Weizen in die Erde:

La prima a tutti li Santi,
E l'ultima a Sant 'Andria.

Ferner:

Versu San Martinu
Lu frummentu megghiu a lu campu
C'a lu magazzinu.
„Auf Martinstag iſt das Getreide beſſer im Acker, als im Magazin.“

Cu simina pri Santa Lucia
Nun porta frumentu pri la via.
„Wer erſt auf St. Lucia ſät,
Braucht kein Getreide zu Markt zu fahren.“

Unbedingt nöthig iſt das Jäten, welches durch Kinder, die ſogenannten Zappuliaturi, mit kleinen Hacken im Januar beſorgt wird, denn: la mal erba crisci sempri, das Unkraut gedeiht immer:

Tri cosi boni voli lu lavori
Tempu, simenza, e lu zappuliaturi.
„Drei Dinge will die Frucht gut:
Wetter, Saat und Jäten.“

Der Haupterntemonat iſt der Juni, dann ſteigen die Schnitter nach der Küſte hinunter, im Juli kommen ſie zurück und tragen dann die Sichel an der Bruſt befeſtigt:

Giugnu — fauci in pugnu,
Giugnettu — fauci in petto.
„Juni, Sichel in der Fauſt, Juli, Sichel an der Bruſt.“

Bohnen und Lein müſſen noch im Oktober, ſpäteſtens bis Martini, geſäet ſein:

Sicuru simina li favi e linu.
Quannu' ai ancora lu parmentu chinu.
„Am ſicherſten ſäeſt du Bohnen und Lein, wenn die Mühle noch voll iſt.“

Dafür wird die Bohne (unſere Saubohne, deren Kultur in Sicilien von der größten Wichtigkeit iſt) auch zuerſt geerntet, ſchon im April; la fava fa la via, die Bohne macht den Weg.

Zahlreiche Sprüchwörter empfehlen den Baumſchnitt:

Runca e cuteddu fa l'arvulo beddu.
„Hippe und Meſſer machen den Baum ſchön.“

Arvulu curtu, tuttu fruttu,
Arvulu longu tagghialu di pedi.
„Kurzer Baum, lauter Früchte,
Einen langen Baum ſchneide am Stamm.“

Am ſchärfſten müſſen Feigen und Maulbeerbäume geſchnitten werden:

Causi e ficu, siaci 'nnimicu.
„Maulbeeren und Feigen behandle wie ein Feind.“

Pflaumen und Kirſchen wuchern üppig aus der Wurzel, darum:

Cirasi e pruna — chiantanni una.
„Pflaumen und Kirſchen braucht man nur einen zu pflanzen.“

Von der Mannaeſche heißt es:

Si xiurisci lu muddiu
E si inchi di simenza
Picca manna ti farà.
„Wenn die Mannaeſche blüht und Früchte trägt, bringt ſie wenig Manna.“

Sehr zahlreich ſind natürlich die Sprüchwörter bezüglich des Hauptbaumes Nordſiciliens, der Olive. Wenig geſchätzt wird die Gartenolive:

Olivi di chiusa tutt 'ossu e frutti nenti.
„Gartenoliven ſind ganz Kern und ohne Fleiſch.“

Von dem Ertrag der Oelbäume heißt es:

Comu paga la zappa
Accusi l'oliva la spisa renni
Di la puta, lu grassu, e di la zappa.
„Wie die Olive ihre Koſten bezahlt, ſo bezahlt die Olive den Schnitt, den Dung und die Hacke.“

Ob die Ernte wirklich gut wird, kann man erſt im September erkennen, wie bei den Eicheln:

Ghianna ed olivi a settembri si vidi.

Bezüglich des alten Streites über Zeit und Art der Olivenernte ſprechen ſich die Sprüchwörter, wie faſt überall, gegen das frühe Abpflücken und für das Abfallenlaſſen und Aufleſen aus, obſchon längſt nachgewieſen iſt, daß die Olive, wenn etwas früher gepflückt, mehr Oel giebt, ſo daß das toskaniſche Sprüchwort: Chi vuole tutte le ulive, non ha tutto l'olio als unrichtig erwieſen iſt. Die Sicilianer ſagen:

L'oliva ch'è cugghiuta cu la mazza
Ogghiu di mal sapuri porta 'nchiazza.
„Die mit dem Stock abgeſchlagenen Oliven geben ſchlecht ſchmeckendes Oel für den Markt.“

und

Nun mettiri mazza, ca t'ammazza.
„Brauche nicht den Stock, er bringt dich um.“

Ueber die dem Oelbaum zu gebende Form ſagt man in Cefalù:

L'oliva — quantu cchiù penni, tantu cchiù renni.
„Je mehr der Oelbaum nach unten hängt, um ſo mehr trägt er.“

Zum Lobe des Holzes endlich heißt es:

Morta o vivu, adduma l'olivu.
„Lebendig oder todt, die Olive brennt.“

Zahlreich ſind die Sprüchwörter, welche ſich auf den Wein beziehen. Vor allem ſoll man Weinberge nicht am Abhang, ſondern in der Ebene anlegen, denn den viel bearbeiteten Boden ſchwemmen die Regengüſſe hinab. Darum heißt es:

Digitized by Google

Chianta la vigna unni teni la vutti.
„Pflanze Weinberge nur, wo ein Faß stehen kann."

Cara costa — la vigna di la costa.
„Große Kosten macht ein Weinberg am Hang."

Loda l'acchianata — o scegghi la chianata.
„Lobe den Abhang, aber wähle die Ebene."

Loda la montagna, ma teniti a la chianura.
„Lobe den Berg, aber halte an der Ebene fest."

Die Erschöpfung des ungedüngten Bodens durch die Rebe kennt der Sicilianer gar wohl:

Cui scippa vigna e chianta vigna mai vinnigna.
„Wer Reben ausreißt und wieder (d. h. an denselben Ort) pflanzt, herbstet nicht."

Die Rebe muß, wenn sie tragen soll, tüchtig zurückgeschnitten werden:

Dici sempri la viti a lu zu Ciccu:
Fammi povera ca iu ti fazzu riccu.
„Die Rebe sagt immer zu ihrem Cecco:
Mache mich arm, so mache ich dich reich."

Der Schnitt muß im Januar erfolgen:

La puta di Jinnaru — Arricchisci lu vuttaru.
„Januarschnitt macht den Faßbinder reich."

Puta a la luna di Jinnaru
Si voi inchiri li vutti.
„Schneide beim Januarmond (d. h. Neumond), wenn du deine Fässer füllen willst."

Und im Gegensatz:

Puta di Marzu — inchi lú vuttazzu,
Ma la vigna sicca — lu pazzu s'addicca.
„Märzenschnitt füllt das Faß,
Aber die Rebe verdorrt, ein Narr hofft darauf."

Si a putari vai in Aprili
Non dr vinu ma d'acquata
Inchirai lu to 'varrili.
„Gehst du im April Reben schneiden, so kannst du dein Faß mit Wasser füllen, aber nicht mit Wein."

Nun fari chianciri la viti,
Ca chiancennu chiancennu si 'nni mori.
„Laß die Rebe nicht weinen, sonst weint sie sich todt."

Auch das Hacken muß frühzeitig erfolgen, so lange der Boden noch feucht ist und ehe die Rebe treibt:

Cu zappa surdu vivi francu.
„Wer im Schmutz hackt, lebt billig."

Si l'occhiu di la viti vidi lu zappaturi,
La spiranza di la vinnigna si accichirà.
„Wenn das Auge der Rebe die Hacke sieht, schwindet die Hoffnung auf eine gute Ernte."

Es muß auch gut gemacht werden:

Cu zappari sapi zappassi la sò vigna.
„Wer hacken kann, hacke seinen Weinberg selbst."

Vom Zwischensäen zwischen die Reben hält der Sicilianer nichts:

Cu simina 'ntra la vigna,
Nun meti nè vinnigna.
„Wer zwischen die Weinstöcke sät, hält weder Ernte noch Herbst."

Es würde zu weit führen, wollten wir hier auch noch die Regeln anführen, welche sich auf Herden, Vieh u. dgl. beziehen. Minà Palumbo zählt im Ganzen 391 auf. Nur darauf möchte ich noch aufmerksam machen, daß nicht nur die japanische Mispel vollständig leer ausgeht, sondern auch Agrumen und Fichi d'India nicht erwähnt werden, ein Beweis einerseits für deren relativ späte Einführung in Sicilien, andererseits für das hohe Alter der meisten sicilianischen Bauernregeln.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Ein Telegramm aus Chartum vom 14. Januar meldet die Ankunft des Dampfers „Ismailia" vom obern Nil. Derselbe bringt die ersten Trauerbotschaften aus den Aequatorialprovinzen. Der an Bord befindliche Bohndorf, bekanntlich früher Dr. Junker's Begleiter, berichtet, daß der bekannte holländische Reisende Schuver getödtet sei. Lupton-Bey wird in Port Rek belagert. Der Dampfer Ismailia wurde auf seiner Fahrt nach Chartum von den Aufständischen zweimal angegriffen.

— Der Marineofficier Mizon, einer der Begleiter Brazza's, ist nach Frankreich zurückgekehrt. Am 9. August 1883 verließ er Franceville am oberen Ogowe und erreichte auf einem noch unerforschten Wege die Küste des Atlantischen Oceans nördlich von der Mündung des Kuilu.

— Im Auftrage eines neu gegründeten geographischen Instituts in Brüssel begiebt sich Dr. J. Chavanne im Februar auf 2 bis 3 Jahre nach dem Kongo und zwar speciell nach dem Nordrande des Kongo-Gebietes, um dort kartographisch thätig zu sein. Bis heute freilich ist die Kartographie bei der ganzen Stanley'schen Unternehmung vollständig leer ausgegangen, was vielleicht bei der bekannten Leichtfertigkeit Stanley's in geographischen Dingen eher ein Vortheil, als ein Nachtheil zu nennen ist.

Inseln des Stillen Oceans.

— Eine scheußliche Sitte unter den Eingeborenen von Neu-Guinea erzählt Kapitän W. Armit, welcher jüngst im Interesse der in Melbourne erscheinenden „Argus" und „The Australasian" einen Theil des Ostens dieser Insel bereiste. „Wenn Jemand gestorben ist", schreibt er, „so wird die Leiche in voller Länge in eine Art Sieb gelegt und dieses über einen Trog gestellt. Hier bleibt der Leichnam liegen, bis er angeschwollen ist. Ein Schnitt wird dann hineingemacht, und die Flüssigkeit tropft in den Trog. Nun versammeln sich die Verwandten und Freunde des Verstorbenen und ein scheußliches Fressen beginnt. Den Kindern werden der Vorkopf und das Gesicht damit beschmiert". Dies allein, fügt Kapitän Armit hinzu, reicht schon hin, die schlimmsten Krankheiten unter den Eingeborenen zu verbreiten und sie zu decimiren. Man denke nur an den Fall, daß der Tod eine Folge von Blattern war. — Nach diesem Mahle wird der Leichnam, in einem Siebe liegend, an der Sonne vollkommen getrocknet, darauf in aromatische Blätter gewickelt und in einer netzartigen Hängematte in einer Ecke des einzigen Raumes der Wohnung aufgehängt. Der Leichnam gleicht dann nicht mehr einer menschlichen Form, sondern sieht wie ein längliches Bündel aus.

Digitized by Google

Nordamerika.

— Die Eingeborenen in Alaska — erzählt Gilder (In Eis und Schnee, S. 53) — sind stets mit Branntwein versehen, den sie zu unerhört hohen Preisen von den Walfischfängern und Händlern gegen Felle und Fischbein eintauschen, trotz der dagegen bestehenden Gesetze, die so streng sind, daß es den Agenten der amerikanischen Handelsgesellschaften selbst nicht möglich ist, Liqueur, Wein oder Bier für ihren Privatgebrauch ans Land zu bringen. Lorenz, Agent der Alaska-Gesellschaft in St. Michael im Norton-Sunde, erzählte Gilder, daß er weder Bier für den eigenen Tisch, noch Hinterladerpatronen für den eigenen Bedarf einführen könne, daß er aber mit Leichtigkeit, wenn auch zu unverhältnißmäßigem Preise, jederzeit Branntwein und Patronen bei den Eingeborenen erhalten würde. Auf Gilder's Frage, wie dieser ungesetzliche Handel immer noch fortbestehen könne, während ein zu seiner Unterdrückung bestelltes Kriegsschiff beständig im Beringsmeere und den angrenzenden Gewässern kreuze, erwiderte er, daß es ihm so vorkomme, als handle es sich bei diesen Kreuzfahrten zum mindesten ebenso viel um Einsammeln von naturhistorischen Objekten für das Smithsonian Institute, wie um jeden andern Zweck. Nach seiner Aussage ist der von den Walfischfängern und Händlern eingeführte Branntwein das billigste und elendeste Zeug, was es giebt; nachdem er hinreichend verwässert worden ist, um den Gewinn für den habgierigen Schmuggler möglichst zu erhöhen, wird er mit Cayennepfeffer, Tabaksaft und anderen scharfen Ingredienzien derartig gemischt, daß man sich nur wundern kann, wenn sein Genuß nicht auf der Stelle tödtet. Was seine schließliche Wirkung sein muß, ist leicht abzusehen.

— Nach einer Zuschrift von Prof. Max Müller an das „Athenaeum" (Nro. 2928) hat sich Charles Leland zwei Sommer in Neu-Braunschweig hauptsächlich unter dem zum Algonkin-Volke gehörigen Stamme der Passomaquoddies aufgehalten und deren Vertrauen so vollständig gewonnen, daß sie ihm ihre alten Ueberlieferungen, Gesänge, Aberglauben und selbst die Kunst, die Wampums zu lesen, mitgetheilt haben. Obwohl viele von diesen Indianern seit Generationen römische Katholiken sind, so hat sich ihr Glauben an ihre alte Totem-Religion doch bis heute erhalten und kommt bei jeder Gelegenheit zum Vorschein, wenn sie sich von Weißen nicht beobachtet sehen. Leland hat in so vollständiger Intimität mit ihnen gelebt, daß seine Mittheilungen nicht nur unterhaltend, sondern von wirklichem Werthe sein werden.

— Wenig oder nichts ist bisher über den Fortschritt der umfangreichen Eisenbahnbauten in Mexiko, welche die Nordamerikaner mit gewohnter Energie in Angriff genommen haben, in die Oeffentlichkeit gedrungen, wenigstens diesseits des Atlantischen Oceans. Erst die „Mail" vom 26. December 1883 enthält einen Bericht über die Eisenbahnfahrt eines Korrespondenten von Paso del Norte am Rio Grande, dem Grenzfluße zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko, nach Chihuahua, der Hauptstadt des gleichnamigen mexikanischen Staates. Die Länge dieser Bahn beträgt 225 engl. Meilen, und auf dieser ganzen Strecke führt sie bei keinem einzigen Orte vorbei, nur hier und da bei einigen Schuppen oder Häusern, in denen insgesammt keine 500 Menschen wohnen. Die Gegend, die ersten 50 engl. Meilen weit, ist eine traurig öde Ebene, zu beiden Seiten von je einer Bergkette begrenzt, die keinen Augenblick aus dem Gesichtskreise entschwindet; mitunter ragen ringsum Berggipfel auf, aber eine plötzliche Kurve, und wieder gelangt der Zug ins Freie und weithin dehnen sich wieder die braune Hochebene und die sie einschließenden parallelen Bergzüge aus. Eine trostlosere Landschaft giebt es kaum: meilenweit ziehen sich niedrige Sandhügel hin, auf deren verbrannten Abhängen kein Baum, kein Strauch, kein Gras gedeiht, während die Ebene zwischen ihnen nur theilweise mit Mesquite-Gebüsch und hartem Kaktus bedeckt ist. In dieser Gegend wurden vor einem oder zwei Jahren vier Civilingenieure von den Apache-Indianern angegriffen und getödtet; seitdem traf eine englische Meile weiterhin vier Bauunternehmer das gleiche Loos. Als dieselben jede Aussicht auf Entkommen abgeschnitten sahen, ritten sie auf einen Hügel, erschossen ihre Pferde, suchten hinter den Kadavern Deckung und verkauften ihr Leben so theuer als möglich. Die Apaches, die kriegerischsten und grausamsten von allen westlichen Indianern, hausen in den Gebirgswildnissen von Chihuahua und Sonora und rächen jedes Eindringen in ihr Gebiet blutig. Deshalb wird jeder Passagierzug auf der mexikanischen Centrallinie von einer Abtheilung des 11. Kavallerie-Regiments begleitet, welche der Instruktion gemäß bei jedem Nothfalle vom Zugführer zu Hilfe gerufen werden. Weiterhin folgt besseres Weideland mit großen Viehherden, welche, wie das ganze von der Bahn durchzogene Gebiet, nur sechs Männern gehören; im Sommer entfaltet sich hier ein reicher Blumenflor und singen bunte Vögel; im Winter aber ist alles verdorrt und ohne Leben. Der ganze Staat Chihuahua wird stets auf seine Bergwerke angewiesen sein, deren es freilich Tausende in den Bergen giebt. So sehr der jetzt von Norden eindringende Fremdling auch verhaßt ist, ohne seine Hilfe würde der Staat, wie seit einem Jahrhundert, weiter bergab gehen. Seine Hauptstadt zählte einst 80000, heute vielleicht nur noch 16000 Einwohner. Seit langer Zeit liegen die Minen unbearbeitet da. Denn die Peone können nichts schaffen und bauen, die privilegirten Stände aber haben Reichthümer ererbt und sind damit zufrieden, wie die Dinge gehen. Den Mineralreichthum des Staates hat noch niemand berechnet und kann auch niemand berechnen, ehe nicht etwas mehr geschieht, um selbst bekannte Gruben zu heben und zu entwickeln; aber es sind fabelhafte Reichthümer gewesen, welche die Minen Guadalupe y Calvo ihren englischen Besitzern gebracht haben. Ein Anfang zu jener Entwickelung ist mit der Bahneröffnung gemacht: Chihuahua erwacht jetzt aus seinem Schlafe und „bekommt etwas Licht von der Außenwelt durch ein Schlüsselloch", wie sich der Bürgermeister der Stadt bezüglich der Eisenbahn ausgedrückt hat.

Südamerika.

— Einer bolivianischen Expedition, bei welcher sich Dr. D. Campos und der Franzose Thouar befanden, ist es geglückt, den gefürchteten Gran Chaco zu durchziehen, indem sie dem Laufe des Pilcomayo abwärts bis nach Paraguay folgte. Trotz der 130 Soldaten unter Oberst Balsas, welche die Begleitmannschaft bildeten, wurden die Eindringlinge von den Tobah-Indianern wiederholt angegriffen und mußten schließlich ihr ganzes Gepäck nebst der entbehrlichen Munition zurücklassen. Der Pilcomayo scheint der Schiffahrt wenig Hindernisse zu bieten und verspricht eine Wasserstraße zu werden, die mitten in das Herz von Südamerika hineinführt. Dem Obersten Fontana, dem Leiter einer frühern argentinischen Expedition, glückte es darum nicht, ihn hinaufzufahren, weil er einen Seitenarm für den Hauptstrom hielt. Die Indianer längs des Stromes schätzt Thouar auf 70000 und beschreibt sie als ausnahmsweise wild; ehe man dort an Handelsunternehmungen denken darf, muß eine Kette von Befestigungen angelegt werden, um die Eingeborenen in Schach zu halten.

— Dem Berichte des Kapitäns Martial, der die französische Mission befehligte, welche am Kap Horn den Venusdurchgang zu beobachten und magnetische, meteorologische und hydrographische Studien zu machen hatte, ist zu entnehmen, daß er in der Bucht von St. Martin auf der Insel Hermite die Spuren des vom Kapitän Roß im Jahre 1840 errichteten Observatoriums aufgefunden hat. „Vergeblich aber", sagt er, „habe ich den Zeichen nachgeforscht, welche der berühmte Seemann auf einem der Felsen der Bucht anbringen ließ, um dem spätern Studium der Bodenbewegung dieses Theiles des amerikanischen Kontinentes einen Anhalt zu bieten. Ich ließ nun an verschiedenen Orten tiefe Ein-

Digitized by Google

schnitte machen, von welchen die in unseren Archiven bewahrten photographischen Aufnahmen in einer spätern Periode erlauben werden, die auf diesem Punkte unseres Erdballs vorgekommenen Veränderungen zu kontrolliren." Ch. N.

Oceane.

— Dr. Carl Ackermann: Beiträge zur physischen Geographie der Ostsee. Mit einer Tiefenkarte und fünf lithographirten Tafeln. Hamburg, Otto Meißner, 1883. — X und 399 Seiten. 8. M. 10.

Das Buch bietet nicht neue Beiträge zur physischen Geographie des Ostseegebietes, sondern eine Zusammenfassung der durch staatliche Untersuchungen und Privatstudien bisher gewonnenen wissenschaftlichen Resultate. In vier Abschnitte: Morphologisches, Geologisches, Physikalisches und Biologisches gliedert der Verfasser den reichen Stoff. In der Morphologie — der Name ist im Ritter'schen Sinne als Darstellung des Bodenreliefs gebraucht — entwirft Verfasser ein Bild der Tiefenverhältnisse und der Verzweigungen dieses Meeres, das durch eine von E. H. Wichmann gezeichnete Uebersichtskarte im Maßstabe von 1 : 300 000 und einige Nebenkärtchen in wünschenswerther Weise ergänzt wird. Wer deutsche Admiralitätskarten und englische Seekarten nicht zur Verfügung hat, wird auf diesem Uebersichtsblatt mit sieben Farbenabtönungen eine gute und bequeme Orientirung finden. Ueber den Werth der von den Krümmel'schen vielfach abweichenden Arealberechnungen erlaubt sich Referent kein Urtheil und begnügt sich die Aufstellung einiger neuer termini, wie „Vormeer" und „Zwischenmeer", ohne Kritik zu erwähnen. In dem zweiten Abschnitt „Geologisches" giebt der Verfasser eine Darstellung der Zerstörung der Steilküsten, der anschwemmenden Thätigkeit der Wellen, der Zerstörung der vom Meere früher selbst geschaffenen Bildungen, der Einwirkung der Kunstbauten des Menschen auf die Wellenthätigkeit. Während die beiden letzten Punkte nur kursorisch behandelt werden, ist dem Einfluß säkularer Hebungen und Senkungen eine 40 Seiten lange Betrachtung gewidmet. Die einschlagenden Lokaluntersuchungen sind fleißig benutzt, hier und da aber, wie es dem Referenten nach neueren Beobachtungen erscheinen will, nicht vorsichtig genug. Die wichtigen Publikationen des geodätischen Instituts sind dem Verfasser unbekannt geblieben, manche seiner Hebungs- und Senkungsphänomene hat Referent und zwar für die jüngste geologische Epoche dicht neben einander gefunden. Aus allen Beobachtungen, sagt Verfasser zum Schluß, ergiebt sich zur Genüge, daß man bis jetzt noch nicht in der Lage ist, Genaueres über die Entstehung der Ostsee anzugeben, wenn auch in allgemeiner Beziehung schon ziemlich sichere Daten vorliegen. Er meint, erst wenn Klarheit hinsichtlich der Frage herrscht, ob durch Gletscher- oder Drifttheorie alle diluvialen Erscheinungen völlig befriedigend erklärt werden können, lassen sich engere Grenzen ziehen, während es dem Referenten bedünken will, daß die befriedigende Erklärung der einzelnen und hauptsächlich der dilnvialen Erscheinungen die Grenzen für Diluvial- und Drifttheorie und alle weiteren Kombinationen bestimmen wird.

Der Abschnitt Physikalisches behandelt die Strömungsverhältnisse, die Wirkungen des Ost- und Nordseestromes, die Windverhältnisse und ihre Wirkungen und die Temperaturverhältnisse. Die Kommissionsberichte zur Erforschung deutscher Meere bilden hier naturgemäß die Hauptquelle, daneben die Annalen der Hydrographie und die achtunggebietenden älteren Arbeiten von dem trefflichen Ernst Boll, dessen Fleiß und Einsicht man bei allen Arbeiten schätzen lernt, besonders wenn man sich die ihm zu seiner Zeit und an seinem abgelegenen Wirkungsplatze zu Gebote stehenden Hilfsmittel vergegenwärtigt. Wir verweisen nur auf seine fleißige und verständige Darstellung der mühevoll zusammengebrachten Geschichte der Sturmfluthen, deren Abdruck gewiß manchem Leser der „Beiträge" erwünscht sein wird.

Eingehende Kritik über den biologischen Theil wird hier wegen unzureichender Kompetenz nicht gewagt. Der bloße Abdruck von Namenlisten, z. B. Seite 328 bis 353, bei denen sich der Verfasser ja sehr viel gedacht haben mag, scheint mir sehr werthlos. Wer sich speciell für diese Dinge interessirt, würde wohl selbst zu den Originalen greifen, und es dürfte am besten kurz auf sie verwiesen sein.

Fleiß und Sorgfalt des Verfassers muß man anerkennen, auch die Gewissenhaftigkeit, mit der er die Quellen bei der Angabe von verwertheten Thatsachen und Beobachtungen citirt; Ergebnisse und Kombinationen werden indessen häufig ohne speciellen Hinweis recipirt und nur, wo sich Verfasser ablehnend verhält, genauer diskutirt, was mir methodisch nicht völlig berechtigt erscheint. Die Arbeit ist eine Kompilation im bessern Sinne. Möge sie manchen Jünger und Forscher dem interessanten Arbeitsfelde, auf dem es noch recht viel zu thun giebt, zuführen. P. L.

— Die schwedische Fregatte „Vanadis" hat ihre Reise um die Welt (s. „Globus" Bd. 43, S. 319) angetreten, an welcher des Königs zweiter Sohn und Dr. Hjalmar Stolpe theilnehmen, letzterer um im Auftrage der Regierung ethnographische Gegenstände zu sammeln. Das Schiff, dessen Mission wesentlich wissenschaftlicher Natur ist, wird unter anderen die Magelhaensstraße, den Marquesas- und Sandwicharchipel, die Maldon-Insel ꝛc. anlaufen.

Vermischtes.

— Ein für die Orientirung recht willkommenes Buch ist das von Karl Emil Jung: „Deutsche Kolonien" (Leipzig, G. Freytag 1884), welches der Verfasser als einen „Beitrag zur bessern Kenntniß des Lebens und Wirkens unserer Landsleute in allen Erdtheilen" bezeichnet. Theils nach seinen eigenen Erfahrungen, theils nach den besten Gewährsmännern werden uns die Verhältnisse vorgeführt, unter welchen unsere Landsleute in den Vereinigten Staaten, Centralamerika, Brasilien, den Laplatastaaten, Australien und Polynesien, Rußland, Ungarn, Rumänien, dem Türkischen Reiche und in Südafrika es verstanden haben, sich neue Heimstätten zu gründen. Wir glauben es gern, daß das Zusammentragen und Sichten des reichen Stoffes viel Arbeit und Zeit gekostet hat.

— Die wohlbekannte „Allgemeine Erdkunde von Hann, Hochstetter und Pokorny" (Leipzig, G. Freytag) erscheint jetzt in neuer, reich mit Karten, farbigen und schwarzen Abbildungen, Diagrammen und Profilen ausgestatteter Lieferungsausgabe, als erster Band des Sammelwerkes „Unser Wissen von der Erde". Nach Vollendung dieses auf circa 40 Lieferungen (à 0,90 M.) berechneten Bandes soll eine „Specielle Erdkunde" in 6 Bänden gleichen Formats erscheinen, wovon Bd. 2 und 3 Europa, Bd. 4 Asien, Bd. 5 Afrika und Australien, und Bd. 6 Amerika und die Polarländer enthalten wird — das Ganze ein Werk ähnlich dem des Franzosen E. Reclus, nur viel knapper und von mehreren Gelehrten ausgearbeitet.

Inhalt: Amazonas und Cordilleren I. (Mit sechs Abbildungen.) — Emil Schlagintweit: Britisch-Indiens Grenznachbarn gegen China II. (Schluß.) — W. Kobelt: Sicilianische Bauernregeln. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Südamerika. — Oceane. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion 19. Januar 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLV. № 7.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunſchweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1884.

Amazonas und Cordilleren.

(Nach dem Franzöſiſchen des Herrn Charles Wiener.)

II.

Die einzige fahrbare Straße in Ecuador erſtreckt ſich auf ca. 20 Wegſtunden zwiſchen Ambatos und Quito; die anderen Städte des Landes ſind durch jämmerliche Pfade mit einander verbunden, während eine dritte Gattung von Straßen nur euphemiſtiſch Fußwege benannt wird, da man zu ihrer Bewältigung ebenſo ſehr der Hände wie der Füße bedarf. Zu dieſer Klaſſe gehören die Verbindungen zwiſchen Quito und den verſchiedenen, in den heißen Ebenen des Landes errichteten Miſſionsſtationen; die Schwierigkeiten, welche der Reiſende überwinden muß, die Langſamkeit des Marſches laſſen die Entfernung zwiſchen der Hauptſtadt und dem Fuß der Cordilleren als höchſt beträchtlich erſcheinen. Wiener's Aufgabe war, die landläufigen Angaben und ſummariſchen Schätzungen zu berichtigen, auf Grund deren die Karten jener Zone entworfen ſind; im Beſondern war er beauftragt, die Gegend zwiſchen Quito und dem äußerſten ſchiffbaren Punkt des Napo zu unterſuchen.

In Quito erfuhr er, daß nach Berichten der Trapper, die allein den Oſten der Republik kennen, auch die Flüſſe Paſtaza, Morona und Santiago im ſelben Grade wie jener ſchiffbar ſchienen. Um vollſtändig ſeine Aufgabe zu erfüllen, hätte er die verſchiedenen Flüſſe der Ebene und die Region der Terraſſen erforſchen müſſen, auf welche die Ströme der Cordillere auf ihrem Wege von den großen Höhen zum Niveau des Atlantiſchen Oceans niederfallen. Es kam ihm daher ſehr gelegen, daß ein junger, energiſcher Reiſender, Herr von Günzburg, von Quito aus in ähnlicher Abſicht Amerika zu durchſtreifen vorhatte und ſich ihm gewiſſermaßen als Vervollſtändiger ſeiner Forſchungen anbot; es wurde beſchloſſen, daß dieſer Herr den Morona abwärts nach dem Amazonenſtrom bringen und Herrn Wiener nach deſſen Beendigung der Reiſe durch das Napo-Becken im Dorfe Pevas treffen ſollte. Wenige Tage nachher brach Günzburg nach Riobamba auf, um ſich dort für den Marſch vorzubereiten, der ihn über den Paß Atillo und den Flecken Macas in das Gebiet des Morona führen ſollte, während Wiener in Quito ſelbſt ſeine Vorbereitungen treffen mußte, da zwiſchen dieſer Stadt und den Napo-Ebenen kein bedeutender Ort exiſtirt.

Zunächſt verſorgte er ſich mit einigen Lieblingsgerichten der Indianer: von der berühmten Machca (Mehl von geröſtetem Mais) und dem Pinol (einem Gemiſch von Weizen-, Gerſten- und Linſenmehl) nahm er einige Centner mit; ferner 50 Pfund Tabak, einige Arrobas (die Arroba = 11,5 kg) trockenen Fleiſches, den nöthigen Vorrath an Pulver und Jagdbedürfniſſen, Schmuckſachen für die Eingeborenen, einige Dutzend Espadrillen mit Aloë-Sohlen, um im Schlamm gehen zu können, einige Flaſchen Petroleum, um naſſes Holz anzuzünden, Seile und Blöcke zur Herſtellung von Fähren und endlich zwei Fäßchen Branntwein zur Stärkung der Schwachen. Bis Papallacta konnten dieſe Vorräthe auf Mauleſeln transportirt werden; ſie wurden alſo auf ſechzehn dieſer Laſtthiere gepackt und mit drei Treibern und dem ebenfalls in Quito gebildeten Generalſtabe am 21. Mai 1880 nach der Farm La Cocha vorausgeſchickt. Letzterer beſtand aus einem zuverläſſigen

Mann, Joſeph Geoffroy, einem ehemaligen franzöſiſchen Küraſſier und vorzüglichen Trapper; einem Führer, Auguſtin Concha, Kapitän der ecuadoriſchen Milizen und China-Sucher; einem Dolmetſch, Pallares, der die nördliche Quichuaſprache fließend ſprach, und endlich dem als einem der beſten Jäger und Ausſtopfer des Landes bekannten Francisco Olalla.

Wiener ſelbſt folgte erſt am 23. Mai nach, brach bei Sonnenaufgang mit einer kleinen Brigade von fünf Mann auf und begann, ſobald er das letzte Haus der Hauptſtadt hinter ſich hatte, mit Vermeſſungen und Aufzeichnung ſeiner Beobachtungen. Am 25. Mai kam er auf dem Wege über das Dorf Tumbaco in La Cocha an, einer „Pan Sembrar"-Hacienda, d. h. die Getreide, Mais und Bohnen producirt. Dieſer Strich iſt mit Beſitzungen bedeckt, die, obgleich in herrlichem Lande liegend, dennoch ihren Eigenthümern keine Reichthümer abwerfen; die Wege ſind ſo ſchlecht, daß man nichts ausführen kann und man ſich daher damit begnügt, nur für den Lebensunterhalt anzubauen. Und doch iſt der Boden ſo fruchtbar, daß man ihn kaum zu pflegen braucht, aber die üppige Ernte verführt den Menſchen zur Unthätigkeit.

Die letzten Tage in Quito waren höchſt ermüdend geweſen, und die langen Märſche durch die armſelige Hochebene hatten dem Reiſenden nicht geſtattet, die für ſein großes Vorhaben nöthigen Kräfte zu ſammeln; ſo nahm er die liebenswürdige Gaſtfreundſchaft des Herrn Chiriboga gern an und verließ nach achtundvierzigſtündiger Erholung das wirthliche Haus mit einem gewiſſen wehmüthigen Gefühl.

18 km von Tumbaco an gelangte man zur Farm El Tablon. Unterwegs hatte man die mächtigen Einhegungen der Farm Conde durchſchritten, in denen Abends die weniger wilden Thiere vereinigt werden. Dieſe Hochebenen dienen zur Aufzucht von Rindvieh und Hammeln, und die verſchiedenen Beſitzungen ſind durch Schutzgatter oder natürliche Schluchten von einander geſchieden.

Von hier an ſteigt das Gebirge ziemlich ſchnell gegen

Papallacta.

den Paß Huamani zu. Der Baumwuchs verkümmert mehr und mehr und hört ſchließlich ganz auf. Die Kälte nimmt zu; der Himmel ſchickt Waſſertropfen von ungewöhnlicher Größe, Hagel und Schnee herab. Heftige Windſtöße erſticken die Rede und lähmen auf Augenblicke die Lungenthätigkeit. Von Zeit zu Zeit wird das Gewölk von Luftſtrömungen zerriſſen und dann ſtrahlt eine Sonne herab, die einem das Geſicht verbrennt, ohne das in den Knochen erſtarrte Mark zu erwärmen.

Das Barometer war außerordentlich geſunken. Man befand ſich in einer Höhe von über 4000 m. Der Wind ſetzte ſich unter die Ponchos und peitſchte ſie den Leuten in das Geſicht; die Griffe der dekametriſchen Kette brannten ihnen in die Hand; Alles ſchien ſich zu verſchwören, um den Uebergang mühſelig zu machen, ſogar Geoffroy's Thier war ermüdet und der Aermſte mußte den letzten Aufſtieg zu Fuß zurücklegen. Ein ſolcher Unfall iſt höchſt ſelten. Das Maulthier iſt gewiſſermaßen die Grundlage der menſchlichen Geſellſchaft in der Cordillere, ein ſcheinbares Paradoxon, deſſen Wahrheit man erſt begreift, wenn man die Anden durchſtreift hat; es beſitzt zugleich die Intelligenz ſeiner Mutter und den Eigenſinn ſeines bürgerlichen Vaters und iſt vermöge ſeiner Trag-, Steig- und Entbehrungsfähigkeit dem Bewohner jener Gegenden ein unentbehrlicher Schutz.

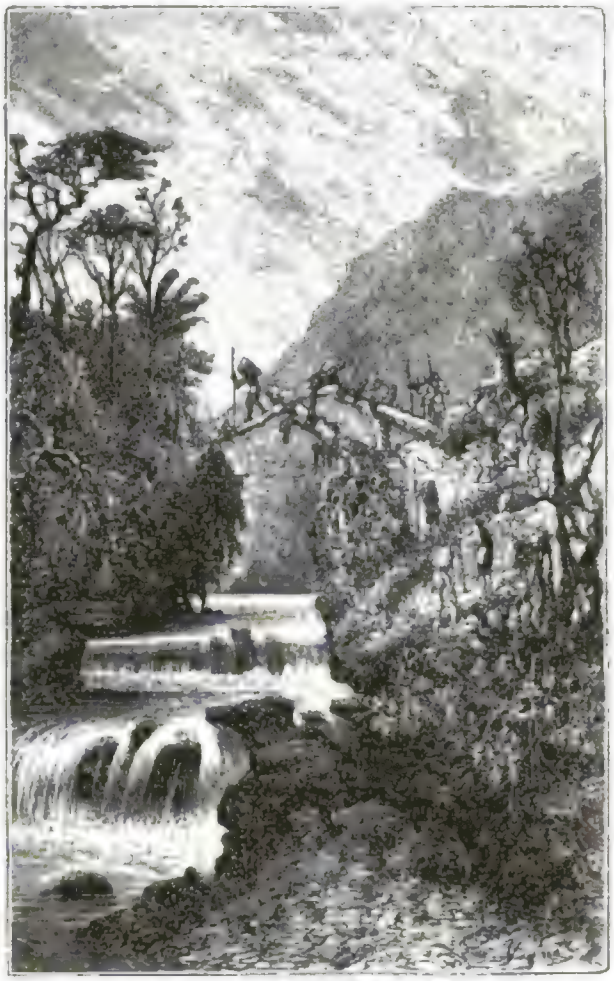
Der Abſtieg vom Huamani zur Farm Tambo iſt ſchwierig und ermüdend. Auf kaum erkenntlichem, Schwindel erregendem Pfade gelangt man über hohe, ſchlüpfrige Gräſer und Felsblöcke in den ſchönen natürlichen Keſſel, in deſſen Grunde drei miſerable Hütten Hirten beherbergen. Nach einer Nachtruhe, während der man vor Froſt mit den Zähnen klapperte, wurde wieder aufgebrochen. Der Pfad geht durch grünendes Land ziemlich ſteil hinab, die Vegetation wird lebhafter und eine weite Einſenkung, das Thal von Papallacta, breitet ſich aus.

Dieſes letzte Dorf der hohen Cordillere beſteht aus 30 Hütten. Die Indianer, die dort leben, ſind ausgezeichnete Jäger und, in ihren Mußeſtunden, Holzarbeiter. Ihr Ackerbau beſchränkt ſich auf die Anpflanzung von Kartoffeln und Bohnen. Trotz der großen Kälte, die hier herrſcht,

gehen die Einwohner faſt nackt; als einzige Kleidung tragen ſie ein kurzes ärmelloſes Hemd und eine Art Badehoſe. Ein Teniente, ein Suplente und ein Gobernador bilden die Verwaltungsbehörden, nur der erſte aber kann unterzeichnen. Man quartierte ſich in der fenſterloſen Hütte des Gouverneurs ein und mußte, da es regnete und ſtürmte, die Küche mitten in der Wohnung beſorgen; dabei wurde man von Rauch faſt erſtickt und von Kälte gemartert. Und zu dieſem unfreiwilligen Aufenthalt wurde man nur durch den Charakter der Eingeborenen gezwungen, die ſich unſichtbar machen, ſobald man ſie zur Arbeit auffordert.

Gleich am Tage ſeiner Ankunft hatte Wiener eine Unterredung mit der erſten Behörde des Ortes, Señor Iſidro Cahuatijo, und bat ihn um Leute zur Fortſetzung der Reiſe, deren er ca. 40 zu Trägern und mindeſtens ein halbes Dutzend zum Ablöſen derſelben bedurfte. Der Teniente ſchwur bei verſchiedenen Heiligen, es ſei kein einziger Menſch im Dorfe, der Pater Guzman hätte alle mit ſich fortgenommen, erſt in einem Monat würden ſie zurückkehren und dann vollſtändig erſchöpft ſein. Hier mußte die Verführung helfen; der Branntwein löſte die Zunge: nach dem dritten Gläschen Taſia ſollten die Indianer ſchon

Nachtlager zwiſchen Papallacta und Baeza.



Brücke über den Rio Maspa. (Nach einer Photographie.)

in drei Wochen wiederkommen, nach dem vierten in 14 Tagen und, da noch nach dem ſechſten Gläschen die 14 Tage durchaus aufrecht erhalten wurden, ſo erklärte unſer Reiſende dem hohen Beamten, daß er ſich in ſeinem Hauſe niederlaſſen und ſeine Hühner und Schweine verzehren würde, bis jener ihm die genügende Anzahl von Trägern verſchaffen würde. Er widerſtand acht Tage lang; da kamen dann die Indianer wie durch Zauberei einer nach dem andern aus ihren Häuſern heraus, und durch Geld- und andere Geſchenke gelang es Wiener endlich am 8. Juni, 12 Tage nachdem er in Papallacta eingetroffen, mit 46 Trägern den traurigen Ort zu verlaſſen. Die geſammte Truppe wurde eingetheilt in Macheteros, welche mit Faſchinenmeſſern den Weg bahnen und ſäubern, Cargueros, welche die Vorräthe, Kleider und Inſtrumente tragen ſollten, und Cadeneros, die Vermeſſungskompagnie. Jeder von ihnen trug eine Laſt von 40 kg; dieſe Laſt, in einen Tragkorb oder Koffer gepackt, wird durch zwei Bänder gehalten, von denen das eine über Bruſt und Schultern, das andere über die Stirn des Trägers geht. Ein Schwertmeſſer im roth und gelben Gürtel, eine baskiſche Mütze auf dem Kopf, einen langen Stab von Eichenholz in der Hand, ſo bieten dieſe nervigen, dunkeläugigen, glattgeſchorenen Geſtalten einen eigenen, wahrhaft ſchönen Anblick dar.

Kaum zwei Stunden nach dem Aufbruch war man bereits bis auf die Knochen durchnäßt; manchmal watete man bis an die Knie im Schlamm, und um nicht mit dem Bauen von Stegen zu viel Zeit zu verlieren, durch-

ſchritt man die erſten Fuhrten bis an den Gürtel im Waſſer. Und was für Terrainſchwierigkeiten waren zu überwinden! Man ſtelle ſich die Ruinen einer Rieſenſtadt am Tage nach einem Erdbeben vor, nur vergrößere man das Chaos ins Unendliche und ſetze an Stelle aufrecht ſtehen gebliebener Mauern 600 bis 1000 m hohe Felſen, an Stelle zuſammengeſtürzter Steine und eingefallener Treppen rieſige Blöcke und ſteile Hügel, an Stelle von Gras und Moos, welches aus den Spalten hervorſprießt, Bäume von 50 m Höhe, baumartiges Geſträuch und dichtes Lianengewirr. Und mitten dazwiſchen toſen reißende Ströme einher, während ein bald heftiger, bald fein durchdringender Regen den Boden ſchlüpfrig macht — wahrlich, um dieſe Gegenden zu durchſtreifen, gehört nicht nur die Kraft eines ſehnigen Mannes, ſondern auch die Kunſt eines Equilibriſten.

Den erſten Abend kampirte man in wunderbar ſchöner Gegend auf einer vom Strome Chiniyacu und einem Sumpfe, der von den Regengüſſen in eine blaue Lagune verwandelt war, gebildeten Halbinſel; rieſige Bäume gaben dem Orte eine erhabene Feierlichkeit, während in der Ferne der Paß des Stromes Coſanga ſeine ſonoren Melodien ertönen ließ. Die Indianer ſind höchſt geſchickt im Errichten der Lagerhütten. Zwei ſtarke Zweige werden in die Erde geſteckt und ein Querſtamm darüber gelegt, an den ſich eine Reihe anderer dünner, gerader Zweige lehnen; das iſt das Skelett dieſes Daches ohne Haus. Dann häuft der Indianer Palmenblätter zuſammen und theilt der Länge nach den mittlern Stengel, an welchem die ausgefranzten Blätter wachſen, wie die Rippen an der Wirbelſäule. Dieſe enormen Halbblätter, welche oft bis zu 3 m meſſen, ſind natürliche Dachſparren mit grünen „Ziegeln“, und eine drei- bis vierfache Lage davon bildet ein undurchdringliches Schutzdach.

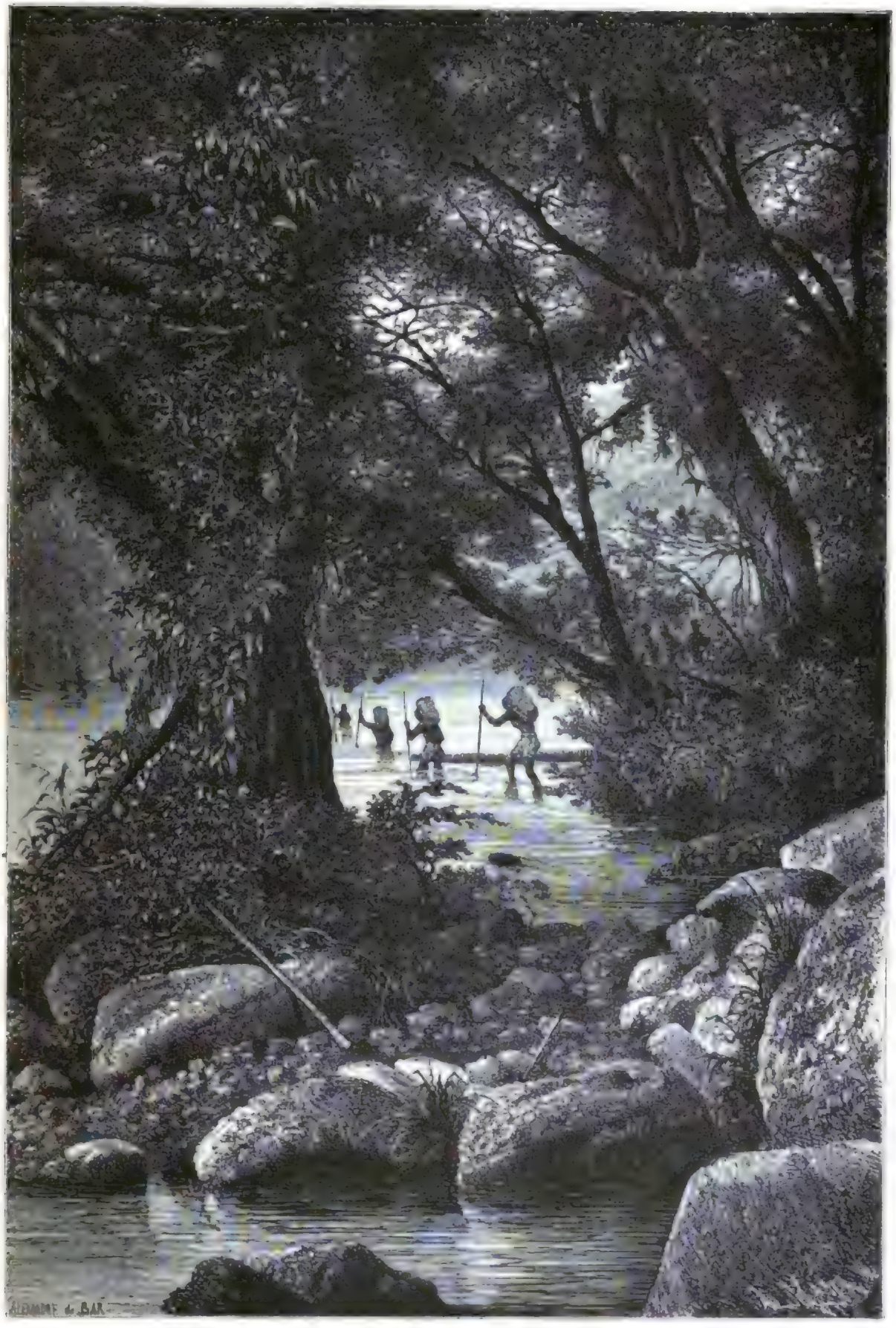
Gleich bei Beginn des zweiten Tagemarſches führte der Weg an den Rand eines 50 m tiefen, ſteil abfallenden Plateaus, an deſſen Fuße ein raſender Strom ſeine ſchäumenden Wogen einherjagte. Sofort entblößten die Indianer

Natürliche Brücke über den Rio Oſſayacu.

einen Baum ſeiner Blätter, hieben den Stamm ab und ließen ihn mit großer Gewandtheit ſo fallen, daß ſein unteres Ende an den Rand des Abgrundes gelehnt blieb. Dann ſetzte ſich einer der Leute rittlings auf den Stamm und brachte darauf, indem er ſich langſam hinunter gleiten ließ, mit ſeinem Meſſer ſtufenartige Einſchnitte an. Die ganze Karawane paſſirte dieſe nichts weniger als bequeme Treppe ohne Unfall — ein einziger Fehltritt wäre mit unmittelbarem Tode gebüßt worden.

Der Marſch wurde durch Pontonnierarbeiten, zu denen man jeden Augenblick gezwungen war, ganz bedeutend aufgehalten. Die Bergbewohner von Papallacta werfen Bäume oder Bambusſtämme von einem Ufer bis zum andern; mit einigen Metern Lianen verſehen, wagt ſich einer von ihnen auf die Stämme, ſchleudert das eine Ende derſelben mit ſo kräftigem Schwunge unter dem ſchwankenden Brückenbelage durch, daß es auf der andern Seite wieder hoch kommt, mit der linken Hand gefaßt und zuſammengeknüpft werden kann. Das wiederholt er alle zwei Schritt und fügt ſo aus den verſchiedenen Beſtandtheilen gewiſſermaßen eine Planke zuſammen, ſo daß nun der Uebergang, wenn auch nicht übermäßig bequem, ſo doch weniger ſchwierig iſt. Die Brücke über den Rio Maspa machte ganz beſondere Schwierigkeiten: der Fluß war 33 m breit, und um das jenſeitige Ufer zu erreichen, mußte man an den wie ein Sprungbrett gelegten Baum zwei Bambusſtämme fügen. Voller Genugthuung über das gelungene Werk taufte Geoffroy dieſe Brücke ſtolz „Pont Neuf“, nachdem aber ein Indianer von ihm herab in eine Tiefe von 6 m geſtürzt und mit einigen Verletzungen wieder aufgefiſcht worden war, änderte er den Namen in „Pont des Invalides“. Manchmal ſpielt die Natur ſelbſt die Rolle des Architekten oder Ingenieurs. So bildet ein vom rechten Ufer des Rio Oſſayacu auf das linke geſtürzter Rieſenbaum den reizendſten Steg, den man ſehen kann.

Am fünften Tage ſeit dem Abmarſch von Papallacta erreichte man das Dorf Baeza. Die einzige exiſtirende Geographie von Ecuador, die von Villavicencio verfaßt iſt, nennt Baeza eine alte Stadt; nun, wenn ſich jemals — was mehr als zweifelhaft iſt — hier eine Stadt erhoben hat, ſo iſt davon nichts mehr übrig geblieben: drei armſelige Hütten bilden den ganzen Ort! Ein von den Leuten



Marsch durch die Furt des Rio Cofanga. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

erbetener Ruhetag wurde bereitwillig gewährt, und ihre Freude durch den Ankauf und das Schlachten eines fetten Schweines noch ſo geſteigert, daß ſie während der Nacht anſtatt zu ruhen, tanzten.

Unter den Fuhrten, die nach dem Aufbruche von Baeza zu durchwaten waren, bereitete die meiſten Schwierigkeiten die des Rio Coſanga. Es hatte ſtark geregnet und, als man das Ufer erreichte, waren die ſchwarzen ſchaumgekrönten Gewäſſer ausgetreten. Gegenüber ſtieg die ſchöne Serrania Huacamayo, der letzte Ausläufer der öſtlichen Anden empor, die letzte Schwelle vor dem Eintritt in die große Ebene des Oſtens. Keiner der Indianer wagte ſich in die wüthenden Wogen. Am nächſten Tage war der Fluß um ein Meter gefallen! Man wagte den Uebergang. Das Waſſer (12,5°) ſchien furchtbar kalt; der Strom, von mehr als acht Knoten, war äußerſt heftig; der Grund beſtand aus großen, abgeſpülten Kieſeln und war daher nicht feſt genug, um den Fuß frei aufſetzen zu

Indianer (Numbos) von Archidona. (Nach einer Photographie.)

laſſen. An der tiefſten Stelle der Fuhrt, auf eine Strecke von circa 15 m, ging das Waſſer bis unter die Arme. Das Gepäck mußte auf dem Kopfe getragen werden, dabei verlor zwar ein Träger einen Korb mit Lebensmitteln, mehrere andere Ladungen wurden naß und ihr Inhalt verdorben, aber bei alledem konnte man über das Gelingen des Wagniſſes ſehr froh ſein, denn der Coſanga gilt als Haupthinderniß bei einer Reiſe nach dem Napo. Bei dieſer Gelegenheit konnte Wiener wahre Wunder von Kraft und Ausdauer beobachten; ſo durchſchritten zwei dieſer armen Kerle, Julian und José Camillo Cahuatijo, den Strom achtmal hin und zurück und trugen ſechzehn Laſten, um ihre ſchwächeren Gefährten unbeladen hinübergehen zu laſſen.

Jenſeit des Rio Coſanga legten die ſtromartigen Regengüſſe mit neuer Kraft los. Abends fühlte man ſich belaſtet von der in den Kleidern aufgeſpeicherten Waſſermenge. An einem Orte Namens El Vinillo, am Fuße des Huacamayo, regnete es ſo, daß man nicht zehn Schritt

weit sehen konnte. Hier mußte man, bis auf die Knochen durchnäßt, 36 Stunden kampiren, der Wald schien in einen Schwamm verwandelt; der Rauch trieb Thränen in die Augen, aber das Feuer brachte den Kessel nicht zum Kochen. Zweimal versuchte man, den letzten Anstieg zu überwinden, aber der Boden war seifig und man mußte den Vormarsch aufschieben. Zur Unthätigkeit verdammt sein, zwei Tage und eine Nacht durchzuweichen und dabei nichts Warmes essen zu können erschlafft den Kräftigsten. Die traurige Muße benutzte der Jäger Pancho, um die Vogelhäute zu ordnen und zu verpacken und um den Spiritus in den Flaschen zu erneuern, welche die erlegten Schlangen enthielten; man hatte einige schöne Exemplare erbeutet, und besonders eine enorme Bestie von über 7 m Länge.

Der Uebergang über den Paß Huacamayo ist äußerst ermüdend; der Anstieg, fast ganz senkrecht, dauert über zwei Stunden. Die Huacamayo-Kette ist der letzte Wall zwischen dem Stillen und dem Atlantischen Ocean; es blieb nur noch der letzte Graben, der Rio Condache, zu überschreiten. Dies gelang, nachdem die ersten Versuche, einen Steg herzustellen, mißglückt waren, so gut, daß sich nach 1½ Stunden der letzte Mann der Truppe auf dem linken Ufer des Stromes befand.

Von diesem Punkte bis zur Mission Archidona erstreckt sich ein schöner Urwald und je weiter man vorschreitet, desto ebener wird der Boden, man merkt, daß man in die unermeßlichen Ebenen kommt, die sich, von so vielen Flüssen bewässert, bis zum Ocean erstrecken. Eine angenehme Wärme herrscht unter dem ewigen Schatten dieser Wälder, keine Brise bewegt die Luft.

In Monayuca mußte Wiener einen Kurier nach Archidona schicken, um Verstärkungen zu erbitten. Von 86 Leuten waren 22 verwundet oder krank. Die Indianer von Archidona kamen ihm in 24 Stunden entgegen und brachten Bananen und Yuca mit; gestärkt und erleichtert konnte man den Marsch fortsetzen. Die Archidonas waren in Reisekostüm, d. h. fast nackt. Wenn sie sich nach Quito begeben, ziehen sie Hosen, eine Art Weste (die Cotona) und einen Poncho an; die Kälte der Hochebenen zwingt sie sich einzuhüllen. Aber die Ungewohnheit Kleider zu tragen läßt sie linkisch erscheinen und so bieten sie, noch dazu mit Schlamm und Koth bedeckt, einen jämmerlichen Anblick dar. Man muß diese Leute in der heißen Atmosphäre sehen, in der sie geboren sind, in der sie sich zu Hause fühlen. Hier nimmt ihr Wesen die erstaunlichste Elasticität an, sie spotten der Schwierigkeiten des Weges und springen im Walde nach allen Seiten, indem sie das Geschrei der Affen und Vögel nachahmen.

Am zweiten Tage nach dem Aufbruche von Monayuca kam der Zug bei strahlendem Sonnenschein in Archidona an und wurde auf dem großen Platze vor der Kirche von dem Civilgouverneur Moran und dem Jesuitenpater Guzman inmitten langhaariger und roth und schwarz bemalter Indianer empfangen. Als vor der Behausung Moran's der letzte Vermessungsstab eingesetzt und die Kette zusammengelegt war, als die Lasten unter der Veranda niedergesetzt wurden und Wiener die letzte Notiz in sein Reisejournal eingetragen hatte, drückte er im Gefühle aufrichtiger Genugthuung seinen wackeren Reisegefährten die Hand. Dreißig schwere Tage hatte er mit ihnen zusammen verbracht, unter Mühseligkeiten, deren gewissenhafteste Beschreibung noch übertrieben erscheinen würde und, zur Ehre dieser zusammengewürfelten Truppe sei es gesagt, nicht ein Fall von Zuchtlosigkeit war vorgekommen, die Krankheiten und Unfälle der einen hatten die anderen nicht entmuthigt.

Nach Ueberwindung der Schwierigkeiten gestand sich Wiener ein, daß die zurückgelegte Route unter den bestehenden Verhältnissen kein Handelsweg für die europäische Welt werden könnte. Er betrachtete einerseits das furchtbare, sich bis in die Wolken erhebende Bollwerk und andererseits die fruchtbaren, Tausende von Quadratmeilen sich erstreckenden Ebenen, es schien ihm unlogisch, ein so wunderbar ergiebiges, von bedeutenden natürlichen Wegen durchfurchtes Land nur als Durchgangsstraße ansehen zu sollen, und er begriff, daß dieses Land bestimmt sei alle die zu bereichern, die, mit den nöthigen Kapitalien versehen, ihr Wissen, ihre Kraft und die Werkzeuge der modernen Industrie hierher bringen würden. Sobald die Civilisation sich dieser Gebiete bemächtigt haben wird, wird sich die Anlegung von Straßen aus der Cordillere nach den Häfen des Amazonas lohnen; dann werden die oberen Thäler die Kornkammer des unendlichen Beckens sein, welches sein Mehl aus Nord-Amerika und Europa, d. h. 2000 bis 4000 Meilen weit her bezieht, während in einer Entfernung von 20 oder 30 Meilen üppige Ernten erzielt werden können. Auf diesen der Ausfuhr geöffneten Straßen wird dann die Einfuhr von Manufakturartikeln bestehen können. Und die Anlegung einer Straße durch das mit so viel Mühe durchlaufene Gebiet wird dann keine unübersteiglichen Hindernisse darbieten. Aber trotz dieser Betrachtungen verhehlte sich Wiener von seiner Ankunft in Archidona an nicht, daß die Synthese seiner Expedition eine andere sein würde als die, deren Idee er vor seiner Abreise von Frankreich gefaßt hatte und daß ihre Tragweite seine Voraussicht und Hoffnung übersteigen würde.

Ein Ausflug nach dem Distrikt Principe (Luzon).

(Nach der „Oceania Española.")

Die schlimmsten Vorstellungen, die sich ein Reisender von einem Wege macht, werden beim Ueberschreiten des kleinen Caraballo[1]) und des Caraballito[2]) erreicht, wenn nicht übertroffen. Der Pfad, der durch den dichten Urwald sich schlängelt, ist nicht von Menschenhand angelegt, sondern von Pferden und Büffeln ausgetreten. Die hochaufgeschossenen Bäume der Wildniß gestatten den Sonnenstrahlen keinen Zutritt, und so reitet man denn in einem Halbdunkel bergan bergab, steile Abhänge hinauf und herunter, überschreitet Flüsse und Bäche, letzteres so oft, daß man eine gehörige Portion Blut verliert, denn in diesen Gewässern sind bissige Blutegel häufig, der leichtbekleidete Indier streift die kleinen mordgierigen Wesen mit leichter

[1]) Der Caraballo chico ist ein Ausläufer des eigentlichen Caraballo-Gebirges.

[2]) Scheidnagel (Islas Filipinas S. 14) beschränkt die Benennung Caraballito auf die Gebirgsketten von S. José und Santor in der Provinz Nueva Ecija, während hier dieser Name auch auf Theile des Caraballo de Baler ausgedehnt wird. Nach Jordana werden alle südlichen Ausläufer des Caraballo „Caraballitos" genannt.

Digitized by Google

Mühe ab, indeß der Weiße bei seiner ausgiebigeren Gewandung sich erst mit größerer Sorgfalt und Zeitverluste von seinen Peinigern befreit. Besonders ist hierdurch verrufen der Rio de Canilli, dessen Flußrinne die Grenze der beiden Gebirgssysteme des Caraballo und des Caraballito bildet. Mit dem Canilli vereinigen sich die Flüsse Malibucan, Salaniqui, Camanin und noch einige kleinere Wasserläufe. Dieser Fluß, welcher ein sehr rasches Gefälle besitzt, wurde 98 mal überschritten; zum Glücke war gerade die Zeit der Dürre und so kosteten die Uebergänge über sein steiniges Bette keine besondere Mühe. In der Regenzeit ist an ein Durchwaten gar nicht zu denken; von der Gewalt der Wasserfluthen jener Periode zeugen die gewaltigen entwurzelten Baumriesen, welche inmitten des Steingerölles liegen. Zwölf volle Stunden dauert der Ritt, bei welchem Roß und Reiter jeden Augenblick riskiren, in dem steinigen Rinnbett zu stürzen und sich die Beine oder gar den Hals zu brechen. Zum Glücke gehen die kleinen Pferde sehr sicher und bringen so den Reiter mit heiler Haut durch Furchen, Sümpfe und Steingerölle hindurch. Schlimm ist es, wenn man Büffel mitführt, weil diese dann von den zahlreichen Schlammpfützen und Kothlachen schwer wegzubringen sind. So arg steht es mit dem „Wege" von Pantabangan nach San José de Casignan, der ersten Ortschaft des Distrikts Principe, der wir begegnen. Ich schickte meinen Diener voraus, damit er Quartier mache und Erfrischungen bestelle, ich selbst ritt etwas später in Casignan ein. Das Dorf besteht nur aus 30 elenden Hütten, welche einen geräumigen Marktplatz umgeben, an dem auch die Kirche und das Pfarrhaus liegt. Beide letzteren Gebäude sehen sehr verwahrlost aus, denn der Ort hat keinen eigenen Pfarrer, sondern ist der Missionspfarre von Baler zugepfarrt. Ich ritt bis vor das Haus des Schulmeisters, der mich mit einem Huhn, Reis und „Gulay" (einem Gemüse) bewirthete. Müde, wie ich war, zog ich es vor, hier auszuruhen und den Marsch nach Baler zu verschieben. So warf ich mich denn auf eine Art von Ruhebett, indeß man meine ganz durchnäßten Kleider und Stiefel zum Trocknen aufhing. Bald darauf hatte ich das Vergnügen, den würdigen Missionar Fray Saturnino Gomez begrüßen zu können; er kommt jeden Samstag von Baler herauf, um hier die Sonntagsmesse zu lesen. „Padre — sagte ich zu ihm — hier sieht es schlimm aus; ist Baler auch so ein elendes Nest?" „O, dort ist es nicht so schlecht", tröstete mich der Mönch.

Sonntags nach dem Morgengottesdienst saßen wir wieder im Sattel, um nach Baler zu reiten, das zwei starke Leguas[1]) entfernt ist. Hier war wenigstens eine faktische Straße vorhanden, welche nur an einer einzigen Stelle zu einem miserablen Pfade sich verengt, der durch einen Wald hindurchführt. Wir trafen bald und ohne jeden Zwischenfall in Baler[2]) ein. Dies ist ein ganz netter Ort mit seinen breiten und schnurgeraden Straßen. Die Häuser sind ohne Ausnahme nach einem und demselben Modell geformt und, wenn auch die Mehrzahl derselben nur aus Rohr und Nipa[3]) erbaut sind, so giebt es doch deren genug, welche aus Balken zusammengezimmert sind. Vor den Häusern und Hütten findet man Gräben gezogen, welche alles überflüssige Wasser ableiten.

Erwähnenswerth ist, daß Baler keine entlegenen Barrios[4]) besitzt; der Grund dieser (in den Philippinen seltenen) Erscheinung ist darin zu suchen, daß in früherer Zeit der Ort den häufigen kriegerischen Ueberfällen der Ilongoten und Negritos ausgesetzt war, weshalb die Bevölkerung, der leichteren Vertheidigung wegen, sich in einem Pueblo oder Marktflecken koncentrirte. So gewährt denn das Städtchen auf diese Weise einen reizenden Anblick, sowohl durch seine sorgfältige Sauberkeit, als auch durch die anmuthige Gruppirung seiner Gebäude.

Es giebt hier eine Knaben- und eine Mädchen-Volksschule; letztere ist in einem provisorischen Gebäude untergebracht; sie wird von 190 Schülerinnen besucht, während die Knabenschule in einem stattlichen und geräumigen Hause untergebracht ist und 214 Schüler zählt. Auf den pünktlichen Schulbesuch wird mit nachsichtsloser Strenge gesehen: fehlt ein Schulkind, so wird dies sofort dem Distrikts-Kommando gemeldet; stellt es sich heraus, daß die Schule ohne einen triftigen Grund „geschwänzt" wurde, so müssen die Eltern oder Vormünder des säumigen Schulkindes zwei Tage hindurch die Gassen und Plätze der Stadt reinigen helfen. Dieser vernünftigen Strenge ist es zu danken, daß es in diesem Orte auch nicht ein einziges Kind giebt, das nicht der Wohlthat des Unterrichts theilhaftig würde[5]). Das Lehrerpersonal besteht aus einem Ehepaare, die Frau unterrichtet die Mädchen, der Mann die Knaben. Dieses Lehrerpaar erfreut sich seiner Biederkeit und seiner Tüchtigkeit wegen allgemeiner Liebe und Verehrung.

Baler ist umringt von Reis- und Maisfeldern, ebenso wird Kakao und Zuckerrohr (aus welchem nur Melasse gewonnen wird) angebaut, doch alles nur für den heimischen Konsum, denn da in das Binnengebiet keine Straßen führen, so können die gutmüthigen und friedfertigen Bewohner nichts exportiren. Die Jagd und der Fischfang sind ebenfalls sehr ergiebig. Der einzige Ort, mit welchem Baler und zwar zur See im Verkehr steht, ist Casiguran, doch ist das Meer hier so dauernd unruhig und häufigen Stürmen ausgesetzt, daß die kleinen Canoes der Eingeborenen nur selten sich auf die gefährliche Reise machen. Man geht jetzt mit dem Plane um, beide Orte durch einen Landweg mit einander zu verbinden, um auf diese Weise das kommercielle Leben beider Niederlassungen zum Erwachen zu bringen, denn Baler producirt viel Reis und wenig Mais, während in Casiguran das Gegentheil zu finden ist; in letzterm Orte ist der Fischfang überdies sehr ergiebig und wird auch schon jetzt sehr eifrig betrieben.

Ein ehrwürdiger Franciscanermönch, der Padre Fernandez, ist seit vier Monaten Chef der hiesigen Mission; sein lebhaftes Bestreben ist darauf gerichtet, jene Negritos und Ilongoten, welche früher Calabauan und Ipaculao[2]) (denn auch dieses ist jetzt verlassen und verödet)

---

[1]) Circa 11 km.

[2]) Hatte 1870 1773 Bewohner, Casiguran 1613, Casignan 105, Dipaculao 70.

[3]) Blätter der Nipa fruticans, Thnb., einer Palme.

[4]) Barrio ist ein Dorf oder eine Vorstadt, welche von einem anderen Municipium abhängt.

[1]) Im Jahre 1870 zählte der gesammte Distrikt nur 3561 Seelen (die wilden Ilongoten und Negritos ungerechnet), von welchen 250 erwachsene Männer und 480 erwachsene Weiber bloß lesen, 564 Männer und 21 Weiber tagalisch lesen und schreiben konnten. Die Schule besuchten 441 Kinder. Der spanischen Sprache waren mächtig 71 Erwachsene (61 Männer und 10 Weiber), wobei zu bemerken ist, daß mit Ausnahme von 8 Spaniern und 2 Chinesen alle civilisirten Bewohner des Distrikts dem Tagalenstamme angehören.

[2]) Nach der obigen Mittheilung, welche vollkommen vertrauenswürdig ist, scheint Ipaculao oder Dipaculao nur von Ilongoten bewohnt worden zu sein. Ich habe auf der Karte zum Ergzhft. Pim. Mitth. Nr. 67 diesen Ort als von Ilocanen besiedelt angegeben und zwar gestützt auf die „Gaceta oficial" v. J. 1865, in welcher es heißt, daß das Idiom der Ilocanos u. a. gesprochen würde „en la mision de Dipaculao, del distrito de Principe". Man vgl. auch die Apuntes interesantes sobre las Islas Filipinas etc. Madrid 1870, p. 97. Wenn auch die Ilocanen an der entgegengesetzten Küste Luzons

Digitized by Google

bewohnten, zur Rückkehr in die erwähnten Barrios zu veranlassen. Während der jüngsten Choleraepidemie erwarb er sich durch seine wahrhaft christliche Nächstenliebe und Selbstlosigkeit die Bewunderung und Hochachtung aller Missionsbewohner. Davon konnte ich mich überzeugen, als ich ihn zu den Rancherias [1]) der Ilongoten, welche eine Legua von San José entfernt sind, begleitete, ich sah mit meinen eigenen Augen, wie sich die Leute an ihn herandrängten, um ihm die Hände zu küssen, während er ihre Kleinen mit Kupfermünzen beschenkte. Diese Ilongoten besitzen im Pueblo San José ein eigenes Quartier oder Viertel, sie ziehen es aber vor, zur Nachtzeit sich nach ihren Rancherias zu begeben, die an ihren Reisfeldern gelegen sind. Es ist ein Jammer zu gestehen, daß die Pflanzungen der Ilongoten mit weit mehr Sorgfalt kultivirt werden, als jene von San José; Reis, Camote (Convolvulus Batatas, Blanco), Papaya (Carica papaya, Blanco) und Bananenhaine stehen prächtig da. In den Bergwäldern sammeln sie überdies viel Tabak, den sie den Mano (ein Bündel von 100 Blättern) für eine Peseta (ca. 80 Pfg.) verkaufen. Bemerkenswerth ist, daß noch vor vier Monaten dieselbe Quantität Tabak um 6 bis 8 Cuartos (2 Pfg.) käuflich war. Die Ursache der plötzlichen und so rapiden Vertheuerung ist in Folgendem zu suchen: So lange der Tabak ein Monopol der Regierung bildete, bezogen Casiguran, Baler, Dipaculao und San José ihren Bedarf aus dem Magazin von Ylagan; als aber mit dem 1. Januar 1883 die Staatsregie aufhörte, kam von dort kein Tabak mehr an die pacifische Küste. In Folge dessen begaben sich die Tagalen [2]) in die Bergwälder der Ilongoten, um den (dort verwilderten?) Tabak zu suchen und heimzubringen.

Nun gleichen diese Ilongoten in Bezug auf Betriebsamkeit und Gewinnsucht den Chinesen; sie sahen nur eine kleine Weile unthätig zu, dann nahmen sie den Tabakhandel selbst in die Hand, betrieben aber die Ausbeutung der mit Tabak bepflanzten Strecken so unvernünftig, daß diese Pflanze jetzt in ihren Wäldern nur selten noch anzutreffen ist und demgemäß die Preise so rasch in die Höhe gingen.

Der Missionspfarrer und ich drangen in sie, sie möchten sich herunter an die Küste begeben, um dort in Baler ihre Bodenprodukte zum Verkaufe zu bringen, sie versprachen es zwar, aber ich zweifle, daß sie das gegebene Wort einlösen, da sie das Leben in den Hochwäldern des Gebirges ungemein lieben. Sie erschienen mir reich und glücklich im Verhältniß zu den Tagalen von San José.

Die Negritos, welche früher den Barrio Calabonan (sic, oben: Calabanan) bewohnten, zogen sich vor etwa acht Monaten in die Bergwälder zurück, ohne einen ersichtlichen oder erfindbaren Grund zu dieser Auswanderung zu haben; sie gehören eben einer Rasse an, welche es nicht aushält, länger als vier Wochen auf einer und derselben Stelle zu wohnen. Arbeiten gefällt ihnen ganz und gar nicht, ihr ganzes Leben besteht darin, nirgends lange zu verweilen, sondern heute hier, morgen dort aufzutauchen. Ihre einzige Beschäftigung ist die Jagd; ist diese sehr ergiebig, so wird das überflüssige Fleisch für die Zeiten der Noth konservirt. Auch Tabak sammeln sie und verkaufen ihn den Tagalen, welche, wie schon oben erwähnt, zu diesem Behufe in die Bergwälder aufsteigen. Nur wenige Negritos sind zu bewegen, in die Dörfer der Christen herabzukommen und diese bringen nie die Nacht daselbst zu. Der Padre und ich haben die Absicht, sie demnächst in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen.

Wenn wir auf das oben Gesagte einen Rückblick werfen, dann erscheint uns dieser entlegene Erdenwinkel reich und arm zugleich, reich an Bau- und Werkhölzern [1]), Wild und Fischen, arm jedoch, sehr arm, weil zu ihm keine Verbindungsstraßen führen. Rindfleisch ist äußerst selten auf der Tafel zu sehen, weil es eben nur wenig Stück Rindvieh giebt; wollte man eine Herde Ochsen oder Kühe von Pantabangan oder Carranglan hierher treiben, so müßten die Thiere mehrere Tage hindurch auf so elenden Wildpfaden einhertrotten, daß sie in dem elendesten Zustande Baler erreichten. So herrscht denn hier gar kein öffentliches Leben, denn nur der Reisbau ist erwähnenswerth; alles übrige, was angebaut wird, verdient kaum einer Beachtung. Nicht als ob der Boden nur für Reis taugte, o nein! es ist fruchtbarer, wasserreicher Boden, geeignet zum Anbau jeglicher Frucht, in Hülle und Fülle vorhanden, aber warum sollten sich die Bauern plagen, wenn ihnen niemand etwas abkaufen kann? Nur im Mai und Juni kommen von Binañgonan de Lampon einige kleine Bancas her, um für Salz Reis einzutauschen. Eine Zukunft wird diese Gegend erst dann besitzen, wenn der neue Kommandant des Distrikts Principe seinen Plan zur Ausführung bringt, Casiguran, Baler und San José durch eine wirkliche Straße mit einander zu verbinden und diese später bis nach Carranglan weiter zu führen.

F. Blumentritt.

---

wohnen und durch zwei wilde und schwer zu überschreitende Gebirgszüge und tiefe Flußthäler von dem pacifischen Ocean getrennt sind, so wäre bei der regen Auswanderungslust dieses Volksstammes an einer so vom Hauptstamme entfernten isolirten Niederlassung nicht zu zweifeln. Hier liegen nur zwei Fragen zur Beantwortung vor, nämlich 1) Haben die Ilocanen im Jahre 1865 den Kern der Bevölkerung des Missionsdorfes Dipaculao gebildet und haben sie den Ort seither wieder verlassen? 2) Liegt hier ein Druckfehler des amtlichen Berichtes oder ein Lapsu scalami vor, da die Namen der Ilongoten und Ilocanen ähnlich klingen? Letzteres dürfte wohl nicht der Fall sein, da jene Sprachlisten außer dem Ilocano für Dipaculao, für die übrigen Missionen von Principe richtig Ilongote anführen.

[1]) Rancheria ist eine Niederlassung ganz oder halbunabhängiger Stämme, welche keine geregelte Municipalverwaltung besitzt.

[2]) Die christliche Bevölkerung des Distriktes Principe besteht beinahe ausschließlich aus Tagalen.

[1]) Nach Ramon Jordana y Morera (Memoria sobre la produccion de los montes publicos de Filipinas ꝛc. Madrid 1876) wird von der auf 262000 ha geschätzten Oberfläche des Distriktes Principe 250000 mit Wald bedeckt, in welchem folgende werthvolle Bau- und Werkhölzer vorherrschen: Ebano (eine Ebenacea; Diospyros nigra, Blanco), Camagon (Diospyros pilosanthera Blanco), Narra (zwei Leguminosenspecies; Pterocarpus pallidus Bl. und Pt. santalinus Linn.), Balayon (eine Leguminosa; Eperua rhomboidea Bl.), Palo-Maria (eine Guttifera; Callophyllum Inophyllum L.), Bolongaeta (eine Ebenacea, vielleicht mit dem Camagon identisch oder nur eine Spielart), Banabá (Lagerstroemia Flos Reginae, Retz), Dungon (eine Malvacea; Sterculia cymbiformis Blanco); Baticulin (Millingtonia quadripinnata, Bl.) ꝛc.

Nach Cavada Mendez de Vigo beträgt die Oberfläche der Provinz nur 214640,27 ha, wovon nur 172000 ha auf den Wald entfallen.

Digitized by Google

Ueber Tuzi nach Scutari.

Von **Oscar Baumann.**

Schwermüthige, graue Wolken überzogen das Firmament, als ich anfangs August 1883 durch die weite gelbbraune Ebene von Ermnica der montenegrinisch-türkischen Grenze zu marschirte. Mein Führer Jakub schritt, ein serbisches Liedchen brummend, voran durch die sterile Fläche, auf welcher nur spärliche Grashalme sprossen. Es war ein Mohammedaner, die weiße Mireditenkappe deckte sein kahles Haupt und rein gewaschen umflatterte heute, am Feste des Bairam, die vielgefaltete Fustanella seine Lenden.

Immer mehr und mehr verschwand der grüne Hain, welcher die Stadt Podgorica verbirgt, im Hintergrunde und die rauhen Felsberge der Crnagora tauchten in die blaue Ferne. Dagegen wurden die Vorgebirge des Malissorenlandes sichtbar. Dort im SO stand der Hügel Dečić, der Schauplatz der jüngsten verzweifelten Gefechte zwischen den Hotti und türkischem Militär. Wild leuchteten die Augen des Führers, als er erzählte: dort bei jenem Baume erbeuteten die Hotti die ersten Köpfe, bei jener Terrasse schlugen sie die Türken abermals zurück, und nie hätten letztere gesiegt, wenn Hafis Pascha nicht während eines Waffenstillstandes auf dem Gipfel sich festgesetzt hätte. Jetzt krönt den Berg ein Fort und in zahllosen Serpentinen sieht man die Straße sich hinanschlängeln. Auch nebenan, auf dem Hügel Šipčanik, haben die Türken Befestigungen errichtet. Inzwischen waren wir bei einer Steinbrücke angelangt; Jakub sprach das Wort „Granica“ aus und ich wußte, daß wir im Begriffe standen, von Montenegro nach Albanien überzugehen. Die Brücke führte über ein langes, schmales, aber furchtbar zerklüftetes Steinfeld, welches in seiner Mitte durch einen tiefen Spalt in zwei Theile getheilt wird. Auf dessen Grunde rieseln die lichtgrünen, klaren Wasser der Cijerna, in welchen überhängende Felswände sich spiegeln. Am türkischen Ufer kauerte ein Mann, den das Martinigewehr und die verschossene Uniform als Wache charakterisirten. Dumpfer Mißmuth sprach aus seinem braunen Gesichte; vielleicht dachte er an die ferne asiatische Heimath, vielleicht auch, und zwar wahrscheinlicher, an gar nichts. Eintönig und öde dehnte sich auch weiter die Ebene aus, nur schimmerte im Westen, gleich einem blauen Streifen, der Scutari-See.

Nachdem wir den Šipčanik umgangen, standen wir vor unserm Ziele, Tuzi. Wer im letzten Frühjahre die Telegramme aus Albanien gelesen, dem wird dieser Name fast täglich vorgekommen sein, und vielleicht hat er sich darunter eine Stadt oder wenigstens ein größeres Dorf vorgestellt. Dies ist aber nicht im Entferntesten der Fall; um einen großen Grasplatz liegen vielleicht 30 Bretterbuden, wie man sie auf unseren Jahrmärkten sieht. In diesen werden Früchte, Kaffee, vor allem und in erster Linie aber Raki (Schnaps) feilgeboten. Ein einstöckiges Steinhäuschen mit mächtigen Scheunenthoren giebt sich durch eine türkische Flagge als der Sitz der Behörde kund. Jakub führte mich zum Han, vor welchem mehrere türkische Officiere saßen und Melonen verzehrten. Kaum hatten sie mich erblickt, als ich ihnen auch schon höchst verdächtig vorkam und sie mit zahllosen Fragen auf mich einstürmten. Da ich kein Wort türkisch verstehe, so begnügte ich mich, ihnen meinen Paß zu überreichen. Davon verstanden sie wieder ihrerseits absolut nichts, am allerwenigsten natürlich das französische Visum des osmanischen Generalkonsulats in Wien. Erst herrschte gänzliche Rathlosigkeit, doch zuletzt wurde nach stürmischer Berathung beschlossen, mich dem Kaimakam, der politischen Behörde, auszuliefern. Man führte mich also durch eines der Scheunenthore über eine knarrende Holztreppe, welche mit Speiseresten bedeckt war, in den ersten Stock. Ein kahles Zimmer, an dessen Wänden eine breite, niedere Holzbank sich hinzog, nahm uns auf. In der Mitte thronte auf einer Bettstatt, in Fustanella und mit mächtigem rothem Fes, der Kaimakam, ein mohammedanischer Albanese. Sein geistloses Gesicht war nicht geeignet Furcht zu erwecken; desto unheimlicher kamen mir jedoch auf den ersten Blick die herkulisch gebauten, scharf beobachtenden Gestalten rings um ihn vor. Es waren Malissoren, Leute von den katholischen Bergstämmen der Hotti und Gruda. Ein enganliegendes Beinkleid aus weißgelber Schafwolle umschloß ihre muskulösen Glieder, während die Füße in jenen sandalenartigen Opanken steckten, die dem Gange etwas Elastisches, Unhörbares geben. Ein knappes, vorn offenes Leibchen aus demselben Stoffe ließ die kolossale Entwickelung ihres gebräunten Brustkastens erkennen. Die Kleider waren mit schwarzen Streifen gebändert, die für jeden einzelnen Stamm charakteristisch sind. Ein bunter Shawl, der nicht nur um das Haupt, sondern auch um Backe und Kinn gewunden wird, giebt dem Gesicht ein wildes Aussehen, welches noch durch den schwarzen Schnurrbart, die kühn gebogene Nase, vorzugsweise aber durch den berühmten kalten Blick des Albanesen erhöht wird. Ihr Haupt ist trotz ihres Christenthums bis auf einen Haarbüschel kahl. Ein breiter Ledergürtel umschließt ihre Hüften, in welchem Revolver, Handschar und Pistolen Platz finden. Die Rechte ruht am Drücker des Gewehres. Die kleinen, europäisch uniformirten Türken nahmen sich neben ihnen ganz sonderbar aus. Nachdem die Malissoren mich längere Zeit schweigend angestarrt, machte einer von ihnen, ein sechs Schuh langer Gruda, feierlich das Zeichen des Kreuzes. Ich beeilte mich, in gleicher Weise mich ebenfalls als Christ erkennen zu geben, da ich vor diesen Herren ungleich mehr Respekt hatte, als vor ihren Feinden, den Türken. Da schlich sich einer von ihnen zu mir hin und flüsterte mir zu, ich möge nur ja keine Furcht haben, denn von nun an stehe ich unter ihrem Schutze, ihrer „Bessa“. Gehoben durch das Bewußtsein einer solchen Leibgarde, rief ich nach einem Dragoman, da ich der albanesischen Sprache nur in geringem Maße mächtig bin. Dieser erschien denn auch in Gestalt des italienisch sprechenden Scutariners Pietro Mileti, der hier Telegraphist ist. Derselbe machte dem Kaimakam den Sinn meines Passes begreiflich, worauf ich unter Zurücklassung des letztern freigelassen wurde. Ich begann mich nun in Begleitung Pietros und meiner Leibgarde in Tuzi etwas umzusehen. Das erste, was in die Augen fällt, sind die Weiber der Malissoren, welche in ihrem engen, kirschrothen, schwarz gebänderten Anzuge aus dem gelben Männerschwarme hervorstechen wie Mohnblumen aus dem Kornfelde. Im Uebrigen aber haben sie wenig mit Blumen gemein, da nur die älteren zum Lastentragen nach Tuzi benutzt, die

Digitized by Google

jüngeren aber wohlweislich zu Hause gelassen werden. Bei den Schnapsbuden standen zahlreiche Nizams, meist kleine, kräftige Gestalten in schäbiger Uniform, die Füße in Opanken und das Martinigewehr umgehängt. Während wir in einer Bude beim Kaffee saßen, rotteten sich plötzlich die Leute draußen mit wildem Geschrei zusammen. „Was giebts?“ fragte ich Pietro: „Oh nichts, ein Gruda ist soeben der Blutrache zum Opfer gefallen“, war die Antwort. Die Leiche des Unglücklichen war auf dem Felde draußen gefunden worden.

Bald war alles wieder vergessen und die Malissoren beschlossen ein Wettreunen zu veranstalten. Alles Volk wanderte in die Ebene hinaus, und ca. 30 Bursche gingen an die drei Viertelstunden weit, so daß man sie nicht mehr sehen konnte. Am Ziele stand ein reicher Hotti in goldgestickter Kleidung, der mit einem türkischen Officiere die Enden eines Sacktuches hielt, in dessen Mitte einige Piaster als Preis für den Sieger eingebunden waren. Plötzlich sprang alles unter wildem Geschrei auf, die Reihe der Kämpfenden war am Horizonte erschienen. Die Zuseher geberdeten sich wie Rasende, rannten den Läufern entgegen und suchten durch Schreien ihre Bekannten und Stammesgenossen anzufeuern. Dazwischen krachten Freudenschüsse aus Revolvern, Pistolen und selbst Gewehren. Nun stürmten sie daher. Ihre einzige Kleidung bildete ein Leinentuch um die Hüften. Wild flatterte der lange Schopf vom kahlen Scheitel, während ihre broncefarbenen, kraftvollen Gestalten mit rasender Geschwindigkeit über die Ebene flogen. Zwei junge Leute, ein Hotti und ein Gruda, waren voran und jeder bot alles auf, um zu siegen, denn nur der Erste trägt Preis und Ehre heim. Bis ganz zuletzt war der Erfolg zweifelhaft; da erhoben die zahlreich anwesenden Hotti ein furchtbares Gebrüll, ihr Stammesgenosse machte eine letzte verzweifelte Kraftanstrengung, schnellte um einen Meter voraus und schwang schon im nächsten Augenblicke das Sacktuch triumphirend in die Luft — um dann besinnungslos zusammen zu brechen. Nun wuchs der Tumult aufs Aeußerste, am tollsten geberdeten sich natürlich die Hotti, ganze Salven donnerten in die Luft und zuletzt hoben sie den Leblosen vom Boden, um ihn im Triumphe nach Tuzi zu tragen. Bald verstummte nun das Geschrei, verstummten die Flüche der Besiegten, und die scheidende Sonne bestrahlte nur die Gestalten betender Türken und die weite, schweigende Ebene.

Ich begab mich mit Pietro in den Han, wo uns Pilaw und saurer Wein vorgesetzt wurde. Während wir den erstern verzehrten, drängten sich scharenweise Malissoren zur Thüre herein, bis sie sich zu einer kompakten Masse gestaut hatten. Schweigend und regungslos umstanden sie unsern Tisch, während ihre Waffen im düsterrothen Scheine des Herdfeuers unheimlich glitzerten. Dann begann das Fragen. Die Augen der Anwesenden blitzten, als ihr Wortführer in den zischenden Lauten des Skypetarischen sein Anliegen vortrug, welches mir bewies, daß man das Motiv meiner Reise, die ausschließlich zu Studienzwecken unternommen worden war, ganz und gar verkannte, daß man von mir Dinge erwartete, die auszuführen ganz außer meinem Bereiche lag. Mit Mühe machte ich den Leuten ihren Irrthum klar. Erleichtert athmete ich auf, als ich die Thür erreicht hatte, und doch konnte ich mich der Rührung nicht erwehren, als jene Naturſöhne mir mit Herzlichkeit die Hand drückten, als sie mir zu Ehren mit tiefen Stimmen einen jener albanesischen Gesänge anstimmten, welche eigenartig und seltsam und doch so anziehend klingen. Draußen war es Nacht und nur die schakalähnlichen Hunde schlichen umher, die Fleischreste benagend. Friedlich funkelten die Sterne, klar und rein breitete das südliche Firmament sich über das Land aus. Und doch kocht und gährt es in diesem Lande, doch lebt in demselben ein Volk, in dessen Brust die unbewußte Sehnsucht erwacht ist, sich aus der Nacht der Rohheit emporzuarbeiten und eine ähnliche Stellung wie die Bewohner der Kulturstaaten zu erreichen, die heute mit Verachtung auf die „albanesischen Hammeldiebe“ herabsehen.

Als ich mich am nächsten Morgen von meinem Lager im Telegraphenzimmer erhob und zum Fenster trat, sah ich vor dem Thore einen schmucken Malissorenburschen mit zwei Revolvern und einem Martinigewehre stehen. Er begrüßte mich freundlich und stellte sich mir als der Zaptieh (Gendarme) vor, der vom Kaimakam beauftragt worden wäre, mich nach Scutari zu eskortiren, oder wie er sich schonend ausdrückte, zu begleiten. Meinen Paß trug er bei sich. Ich war zuerst über diese Liebenswürdigkeit der Behörden etwas betroffen, fand mich aber bald in mein Geschick, da ja von nun an nicht ich, sondern die Regierung für meine Weiterreise und Verpflegung zu sorgen hatte. Wir tranken zusammen Kaffee und machten uns dann auf den Weg. Der Zaptieh schritt voran; in der einen Hand trug er zwei lebende Enten, die er außer meiner Person nach Scutari zu bringen hatte. Pietro begleitete mich bis Hun. In südöstlicher Richtung schritten wir durch die Ebene, deren Eintönigkeit nur einzelne Hügel unterbrachen. Fast alle sind von Befestigungen gekrönt, von welchen falsche Trompetensignale erklangen. Bald leuchtete uns die Fläche des Scutari-Sees entgegen. Ein zarter Nebel bedeckte den mächtigen Wasserspiegel und umhüllte auch die gegenüberliegenden Berge. Wir aber umgingen den Hügel von Hun, da es unsere Absicht war, durch den tief ins Land einschneidenden Seearm, den Licieni Hotti und Licieni Kastrati zu Schiff in den offenen See zu gelangen. Die Gegend sah ungemein trostlos aus; statt der Dörfer ragten nur rauchgeschwärzte Trümmerhaufen in die Luft. Eine Abtheilung türkischer Kavallerie sprengte auf ihren müden Kleppern vorbei. Um 7 Uhr waren wir bei dem Han Hun. Inmitten einiger Ruinen stand die elende Kneipe, in welcher es von Officieren, Nizams und Malissoren wimmelte. Pietro nahm Abschied von mir und einige Hotti zogen mich sogleich in die dunsterfüllte Stube. Die schwarzbraunen syrischen Soldaten begafften, betasteten und berochen meinen Stock, meine Bergschuhe, meine ganze Person. Die Atmosphäre war drückend, zum Ueberflusse bewirtheten mich die Hotti und mein Zaptieh mit einem greulichen Fusel. Zuletzt entsprang ich ihrer Liebenswürdigkeit und setzte mich mit meinem Wächter ins Freie. Man sieht es dem Orte wirklich an, daß hier die „Türken gehaust haben“, mit einer solchen Gründlichkeit sind alle Häuser zerstört und verbrannt worden. Fünf Viertelstunden mußte ich mich gedulden, bevor es weiter ging. Gleich bei Hun beginnt ein großer Sumpf, der die ganze Landschaft bis zum Scutari-See erfüllt. Aus dem schwarzen Moraste ragen die hineingelegten Steine nur wenig hervor. Indem wir von einem auf den andern hüpften, fanden wir uns bald in einem förmlichen Walde meterhohen Schilfrohres. Da die Steine durch fortwährendes Begehen mit Opanken spiegelglatt geworden waren und ich deshalb unaufhörlich in das breiige Kothmeer hineinglitt, so gereichte es mir zur ganz besonderen Befriedigung, als wir den Wasserarm Samabor erreichten, auf welchem die „Londra“ vor Anker lag. Dieselbe, ein größeres Flachboot, ist außen und innen mit Pech bestrichen und wird von einem Ruderer und einem Steuermann — allerdings kaum merklich — von der Stelle bewegt. Das Fahrzeug speciell, welches uns aufnahm, gehört der tür-

Digitized by Google

kischen Regierung und vermittelt die Verbindung zwischen Hun und Scutari. Darin standen und kauerten, dicht gedrängt, Nizams, Malissoren und deren Weiber, lagen Säcke und Haufen todter Fische herum. Da der Boden des Schiffes von einer gelben Jauche überströmt ist und jeder Eigenthümer ein Mordiogeschrei erhebt, sobald man es versucht, auf einem Gepäckstücke Platz zu nehmen, so blieb mir nichts anderes übrig, als mich auf den Schiffsschnabel zu flüchten, der seiner Abschüssigkeit wegen trocken ist. Der Londratschi zog den Stein, der als Anker dient, aus seinem Schlammbette und unsere Fahrt begann. Nur schmal ist der Kanal, welcher die Schiffahrt ermöglicht; zu beiden Seiten breitet sich ein seichter gelblichgrauer Wasserspiegel aus, in dessen Grunde Röhricht und knorrige Weiden wurzeln. Ueberall ertönt der Frösche quakender Chor und silberglänzende Möven segeln mit beneidenswerther Schnelligkeit über das Schilf. Manchmal tritt noch das nördliche Festland in Form rother vegetationsloser Hügel ganz nahe an uns heran. Fast alle sind von kleinen Befestigungen besetzt, am Fuße der meisten harren einige Nizams der Aufnahme. Das Schiff hält an und sie beginnen durch das Wasser zu uns zu waten, welches ihnen erst bis zu den Knien, später bis zum Bauche geht. Gleichmüthig schwingen sie sich in die Londra, uns alle mit einem Sprühregen von Schlamm besprengend. Scheint die liebe Sonne, so trocknen die Kleider schnell und regnet es, so wird man ja doch naß, wozu also eine Landungsbrücke bauen? Es dauerte geraume Zeit, bevor wir den Seearm Licieni Hotti erreichten. An seinem äußersten Ende dehnt sich ein grünes Feld aus, hinter demselben ragen die rauhen Ketten des Hotti-Landes empor, welche weiter im Osten in hohe, schneidige Felsgrate übergehen. Wir arbeiteten mühsam dem gegenüber liegenden Ufer zu, das von den röthlichen, zerklüfteten Vorbergen des Kastrati-Gebietes eingenommen wird. Zahlreiche Zelte leuchteten zwischen den Felsblöcken hervor. Bei der Mündung eines Flusses, dessen eiskalte Wasser wenige Schritte weiter entspringen, legten wir an. Lärmend sprangen die Passagiere ans Land; ich zog es jedoch vor, in Gesellschaft eines herkulischen Hotti-Kriegers im Schiffe zu bleiben. Ziemlich gleichgiltig beobachtete ich dessen Treiben, wie er bald drohend den Handschar gegen die Zelte schwang, bald mit erhobener Hand einen feierlichen Schwur ablegte, dessen Sinn mir unklar blieb. Nicht lange jedoch ließ man mich in Ruhe; bald erschien mein Zaptieh und forderte mich auf, ihm zu folgen. In einem Zelte saßen ein türkischer Major und mehrere Officiere am Boden. Ersterer apostrophirte mich in längerer türkischer Anrede, wurde aber mit der Zeit doch gewahr, daß seine Mühe vergebens sei. Hierauf theilte er mir in gebrochenem Albanesisch mit, daß ich heute nicht mehr weiterfahren dürfe, da er mich eingehend zu untersuchen wünsche. Ich war durch diese Eröffnung zwar nicht sehr angenehm berührt, hatte mich aber bereits in mein Schicksal ergeben, als der Militärarzt erschien, welcher der französischen Sprache mächtig war und mit Energie meine sofortige Freilassung verlangte. Bis zur Abfahrt der Londra unterhielt ich mich mit dem liebenswürdigen jungen Manne, der den Aufenthalt in den albanesischen Wildnissen schon ziemlich satt hat, und mit dem für einen Türken ganz ungewöhnlichen Plane umgeht, nach — Australien auszuwandern. Zuletzt brachte er sogar eine Violine herbei und bald erklangen die Felsen des Kastrati-Landes von den heiteren Tönen des Walzers aus dem „lustigen Krieg".

Auf dem weiten Becken des Licieni Hotti weiterfahrend, näherten wir uns bald der Wasserenge, welche uns vom Licieni Kastrati trennte; derselbe bildet das zweite Becken des Seearmes und steht direkt mit dem offenen Scutari-See in Verbindung. Licieni Kastrati hat reizlose Sumpfufer. Glühend brannte die Sonne auf die matte, schmutziggraue Wasserfläche, aus der nicht selten ein glänzender Fisch emporschnellte, eintönig plätscherten die Ruderschläge, eintönig klang der melancholische Chorgesang der Nizams und kein Wunder war es, daß ich in Kürze fest einschlief. Als ich erwachte, waren wir bereits im eigentlichen Scutari-See. Gegen Norden breitete sich die strauchbedeckte oder bewaldete Ebene aus, aus derem Grün die weißen Mauern der Dörfchen herausleuchteten; schroff und unvermittelt erheben sich dann die Berge zu luftigen Höhen. Im Süden umspülte der See den Fuß der mit Dunst umschleierten Rumija-Kette. Auch diesem Ufer, ja selbst den kleinen vorgelagerten Inselchen, sind größere und kleinere Orte eingestreut. Fern im Südwest erblicken wir unser Ziel, den Festungshügel von Scutari. Doch nicht mehr glatt lag die Wasserfläche vor uns, ein leichter Gegenwind kräuselte dieselbe und nöthigte die Ruderer zum stärkern Ausgreifen. Nach und nach wurde aus dem Winde ein Sturm, der gegen Abend sich derart steigerte, daß die Schiffer erklärten, sie hätten keine Lust mehr, sich weiter zu plagen, wir möchten jetzt nur zu Fuß gehen. Wir landeten also und gleich einem wilden Heere sprangen die Nizams und der Zaptieh aus der Londra. Durch Sandberge, in welchen der Fuß versank, sowie durch dichtes, duftendes Gestrüpp liefen wir im Sturmschritte dahin. Auf einem offenen Grasplatze trafen wir eine Bande Koplika, die mit ihren Weibern hier einen Bazar behufs Holzhandels abhielten.

Inzwischen war es Nacht geworden und mein Zaptieh erklärte, bei der herrschenden Dunkelheit den mehrstündigen Marsch bis Scutari nicht mehr machen zu wollen. Ob er sich vor einem Fluchtversuche von meiner Seite fürchtete, oder was sonst der Grund sein mochte, wir schwenkten nach den Häusern des Dorfes Amaraign oder Omar ein und gingen zum Hause eines Mohammedaners, der uns mit lautem „Salem aleikum" begrüßte, das Gepäck uns vom Rücken nahm und als seine lieben Gäste ins Haus führte. Nachdem wir die Schuhe abgelegt, kauerten wir uns der orientalischen Sitte gemäß auf die Pritsche, welche den Hintergrund des Raumes einnimmt. Dort saß bereits ein junger Hodscha mit weißem Turban und zwei Mohammedaner in reinlicher, vielgefalteter Fustanella, eifrig Cigaretten drehend. Sie hatten das Bairamfest benutzt, um den ländlichen Gastfreund aufzusuchen. Am Feuer hantirten geschäftig die Frau des Hausherrn und seine jugendliche Tochter, unverschleiert und in leichten weißen Kleidern, die bis ans Knie reichten. Selbst einem kleinen, zerlumpten Zigeunerjungen war Obdach gewährt worden und stumpfsinnig starrte er in die Kohlen, welche die tiefe Schattirung seines Indiergesichtes beleuchteten. Die luftige Hütte aus Holz und Stroh, das mächtige Feuer, die Milch- und Käsevorräthe an der Wand — alles hat einen echt ländlichen Charakter. Durch die Nettigkeit erhält das Innere des Hauses jedoch eine Behaglichkeit, die man wohl am wenigsten in einer Malissorenhütte erwarten würde. Auch das Nachtmahl, bestehend aus Eierspeise und Pillaw, ließ wenig zu wünschen übrig; nur machten die Tischgenossen etwas allzu freien Gebrauch von ihren Händen. Nachher verrichtete die ganze mohammedanische Gesellschaft ihr Abendgebet und wir legten uns schlafen, mein Zaptieh mit dem Gewehre knapp neben mich. Ich hatte mich jedoch über meinen Wächter gerade nicht zu beklagen; es war ein gemüthlicher, braver Bursche vom Stamme der Gruda, der

Digitized by Google

mich nur ein einziges Mal um Bakschisch anbettelte. Am Morgen belud der Hausherr einige Esel mit Melonen und fort ging es, der Stadt zu. Bezahlung seiner Gastfreundschaft lehnte er stolz ab.

Zahlreichen Karawanen begegneten wir, die von schwer bewaffneten Malissoren geführt wurden, welchen ihre belasteten Weiber folgten. Einige Damen machten es sich allerdings bequemer und sprengten nach Männerart zu Pferde sitzend im Galopp durch die Ebene, daß die Haare wild flatterten. Nach zwei Stunden trafen wir auf die ersten Häuser von Scutari. Doch noch längere Zeit hatten wir zwischen hohen Gartenmauern zu wandern, bis wir die eigentliche Stadt betraten.

Nun verlangte ich in das k. k. Generalkonsulat geführt zu werden; mein Gendarme erklärte jedoch mit der freundlichsten Miene, daß davon noch gar keine Rede sei, und daß ich vielmehr das Glück genießen würde, sogleich Sr. Excellenz Mustapha Assim Pascha, dem Gouverneur von Scutari, vorgestellt zu werden. Wir schritten also über den staubigen Platz dem Regierungsgebäude zu, welches absolut nichts Imposantes an sich hat und überhaupt nur durch die faul in eine Ecke gelehnte Schildwache als etwas Officielles bezeichnet wird. Von der Gasse tritt man unvermittelt in ein Zimmer, an dessen Wänden sich ein rother Divan hinzieht. Auf demselben saßen und lagen mehrere Officiere, welche mich natürlich wieder auf türkisch inquirirten und um keinen Preis glauben wollten, daß ich dieser Sprache nicht mächtig sei. Zuletzt führte mich einer ins Freie und über eine Treppe in den ersten Stock. Wir traten in einen ziemlich langen Holzgang. Beim ersten Anblicke konnte man denselben etwa als zu einem Magazine oder Arrestlokale gehörig betrachten. Spinnen hatten an allen Theilen der schmutzig gebräunten Wände ihr Netz aufgeschlagen, die Fenster waren wohl theilweise zerschlagen, aber nie geputzt worden und die Decke schien dem Einstürzen nahe. Links öffnete sich ein thürloser Eingang, durch welchen man in ein finsteres rauchgeschwärztes Loch blickte, in welchem zwei ungewaschene Bursche beim Feuer an Speisen herumfingerten, deren wenig erfreuliche Gerüche uns entgegen drangen. Rechts jedoch zeigt sich uns eine Portière, die uns vom Audienzzimmer Assim Paschas trennt. Dieser Gang ist sein Antichambre, die beiden Galgengesichter in der Küche arbeiten für ihn. Und welch buntes Gewimmel wogt in diesem Gange! Ein paar tief schwarze Sudanneger halten vor der Thür Wache, dort drängt sich ein buckeliger Hodscha mit Riesenturban durch und hier steht die ernste Gestalt des katholischen Bischofes von Pulati. Wir schreiten weiter, stolpern über ein paar Zigeuner, die am Boden liegen, und stoßen an die Riesengestalt eines Malissoren, der mit einigen geschmeidigen Scutarinern in ein heftiges Gespräch verwickelt ist. Dazu kommen noch syrische Nizams, die mit lauter Stimme um Einlaß brüllen. Einzelne Thüren führen in Büreaus, in welchen die Beamten eifrig mit Kaffeetrinken und Cigarettendrehen beschäftigt sind. Endlich wurde ich vor den Pascha geführt, der sich als freundlicher, blondhaariger Herr in europäischer Uniform präsentirte. Erleichtert athmete ich auf, als er meinen Paß ganz in Ordnung fand und mich entließ. Doch noch drei Stunden hatte ich zu warten, bevor mir der Kommandant der Gendarmerie mittels eines Dolmetschers mittheilte, daß ich in Scutari nach Herzenslust herumwandern, die Stadt aber nur mit Erlaubniß verlassen dürfe. So endete meine „türkische Gefangenschaft“ und zugleich meine Reise über Tuzi nach Scutari.

Wenn ich aber heute an Albanien, vorzugsweise an den grandiosen Anblick der albanesischen Schneealpen zurückdenke, den ich so oft von den Hochzinnen Montenegros aus gehabt, wenn ich mir das wilde und doch so kernige Volk der Skypetaren vergegenwärtige, so kann ich mich des Gefühles der Verwunderung nicht enthalten, daß die wissenschaftliche Forschung sowohl, als auch praktische Unternehmungen diesen herrlichen Landstrich an den Grenzen der Kulturstaaten heute noch unerforscht und unbeachtet liegen lassen, in einer Zeit, wo zahlreiche Menschenleben und riesige Geldsummen geopfert werden, um das ferne Afrika zu erschließen.

Die deutsche Presse jenseit des Oceans.

Eine ganz genaue Aufstellung über die deutsche Presse der transoceanischen Länder zu geben, ist schon deshalb unmöglich, weil wenigstens alle paar Wochen einmal die eine oder andere unter den kleineren Zeitungen zu erscheinen aufhört und neue Blätter hervortreten. Im großen und ganzen aber werden die nachfolgenden Aufstellungen, die sich auf das erste Quartal des Jahres 1883 beziehen, denn doch das Richtige treffen. Die Ziffern der in den einzelnen Ländern erscheinenden deutschen Zeitungen stellen sich für die angegebene Zeit wie folgt: Canada 3, Vereinigte Staaten 535, Chile 1, Argentinien 4, Brasilien 11, Südaustralien 1, Victoria 1, Queensland 1, Neu-Seeland 1, Japan 1, Capcolonie 2 und Aegypten 1. Auf Amerika entfallen also 554, auf Australien 4, auf Asien 1 und auf Afrika 3 deutsche Zeitungen. Diese Ziffern stehen im engsten Zusammenhang mit der Anzahl der in den einzelnen Ländern lebenden Deutschen. Die Zahl der in den Vereinigten Staaten lebenden, theils selbst eingewanderten, theils von deutschen Eltern abstammenden Deutschen (d. h. solcher, die das Deutsche als Muttersprache reden, nicht aber derjenigen, die noch deutsche Bürger sind) beläuft sich nach der zuverlässigsten Schätzung mindestens auf fünf Millionen. Einzelne Schriftsteller haben sich sogar bis auf 11 Millionen verstiegen, und diese Angabe mag nicht ganz unrichtig sein, wenn man alle diejenigen Elemente, in deren Adern vermischt oder unvermischt deutsches Blut rinnt, die aber jetzt das Englische als Muttersprache reden, mit in Rechnung zieht. Die deutsche Bevölkerung Canadas wird auf 205 000, diejenige von Chile auf 8 000, diejenige von Argentinien auf 10 000 (außerdem etwa 1000 Oesterreicher und 12 000 Deutsch Schweizer), diejenige Brasiliens auf 200 000, Südaustraliens auf 50 000, Victorias auf 10 000, Queenslands auf 18 500, Neu-Seelands auf 12 000, Japans auf 500, Aegyptens auf 1000 (aber weit mehr Oesterreicher und Schweizer) geschätzt. Insgesammt mögen in Südamerika etwa 250 000, in Australien etwa 100 000 deutschredende Menschen leben. Für Afrika und Asien vermag ich im Augenblick eine auf Genauigkeit Anspruch machende Ziffer nicht anzugeben.

Die einzelnen Staaten der nordamerikanischen Union

Digitized by Google

sind sowohl in Bezug auf die deutsche Bevölkerung als auf die dort erscheinende deutsche Presse sehr ungleich ausgestattet. Am dichtesten sitzen die Deutschen um die großen Seen herum und überhaupt in den Binnenlands-Staaten, wie z. B. in Pennsylvania, Ohio, Indiana, Michigan, Wisconsin, Illinois, Missouri, Iowa, Kansas und Minnesota. Außerdem finden sich alsdann große Mittelpunkte des Deutschthums in New York sowie in den Staaten New Jersey, Texas und Californien. Verhältnißmäßig wenig Deutsche wohnen in den Neuengland-Staaten an der Ostküste sowie in jenen Südstaaten, wo ehedem die Sklavenwirthschaft blühte. Dementsprechend erscheinen unseres Wissens in 16 Staaten und Territorien, nämlich in Maine, Vermont, Rhode-Island, West-Virginia, Virginia, Florida, Alabama, Nevada, New-Mexico, Arizona, Utah, Washington, Idaho, Montana und Wyoming, gar keine deutsche Zeitungen. In den übrigen Staaten stellt sich das Verhältniß zwischen der Zahl der Zeitungen und der Zahl jener Ortschaften, wo sie erscheinen, wie folgt: Massachusetts 1 Ort 5 Zeitungen; Connecticut 3 O. 6 Z.; New Hampshire 3 O. 3 Z.; New York 21 O. 76 Z.; Pennsylvanien 33 O. 88 Z.; New Jersey 14 O. 30 Z.; Maryland 1 O. 6 Z.; Delaware 1 O. 1 Z.; Distrikt Columbia 1 O. 4 Z.; Georgien 2 O. 2 Z.; Süd-Carolina 1 O. 1 Z.; Kentucky 1 O. 4 Z.; Tennessee 2 O. 3 Z.; Mississippi 1 O. 1 Z.; Texas 11 O. 15 Z.; Louisiana 1 O. 3 Z.; Arkansas 1 O. 1 Z.; Ohio 25 O. 67 Z.; Illinois 29 O. 53 Z.; Missouri 10 O. 26 Z.; Indiana 16 O. 26 Z.; Iowa 16 O. 23 Z.; Michigan 6 O. 13 Z.; Wisconsin 22 O. 43 Z.; Minnesota 3 O. 5 Z.; Kansas 7 O. 12 Z.; Nebraska 4 O. 4 Z.; Colorado 1 O. 2 Z.; Californien 3 O. 10 Z.; Oregon 1 O. 1 Z. und Dakota 1 O. 1 Z. Es würde selbstverständlich zu weit führen, wenn wir die Namen aller dieser Zeitungen hier aufführen wollten. Wenn wir einige unter den hervorragendsten herausgreifen wollen, ohne jedoch damit behaupten zu wollen, daß nicht manche andere ebenso hoch ständen, so wären dies die „New Yorker Staats-Zeitung", die „New Yorker Handels-Zeitung", die „Chicagoer Freie Presse" und die unter dem Einfluß von Karl Schurz stehende „Westliche Post" in St. Louis. Eine sehr große Verbreitung haben auch die wöchentlich erscheinenden „Nachrichten aus Deutschland und der Schweiz". Die nordamerikanischen Zeitungen werden, wie jeder, der einmal ein solches Blatt in die Hand nimmt, auf den ersten Blick sehen wird, ganz anders redigirt als unsere heimisch-deutschen. Der redaktionelle Theil ist vielfach mit Annoncen durchschossen, und auf Sensations-Nachrichten legt man, dem ganzen Gang des amerikanischen Lebens entsprechend, weit mehr Werth als bei uns. Das gleiche gilt von den drei in Berlin und Aurora (Ontario) erscheinenden canadischen Zeitungen.

Die deutsch-südamerikanische Presse nähert sich in Bezug auf Form und Redigirung mehr unseren deutschen Provinzialblättern, nur mit dem Unterschied, daß das Element unserer „Vermischten Nachrichten" besonders stark in ihnen vertreten ist. Auch spielen Personenfragen eine größere Rolle als im europäischen Deutschland. Uebrigens entlehnen die deutsch-südamerikanischen Blätter viele Leitartikel und sonstige Aufsätze der Presse des Mutterlandes, wie sie denn überhaupt viel inniger als ihre nordamerikanischen Kollegen an dem Zusammenhang mit der Heimath festhalten. Allerwärts in der Welt finden wir die Thatsache, daß deutsche Zeitungen bloß dort erscheinen, wo deutsche Landleute und Ackerbauer sitzen, nicht aber dort, wo deutsche Kaufleute, wenn auch in noch so dichten Massen, zusammenwohnen. Der Grund ist leicht ersichtlich: die vielsprachigen deutschen Kaufleute lesen außer der heimathlichen Presse englische und französische Zeitungen; bloß dort, wo deutsche Ackerbauer sich noch nicht die fremde Sprache angeeignet haben, ist auf fremdem Boden ein günstiges Feld für deutsche Blätter. Diese Thatsache wird auch durch Südamerika bestätigt. In Peru, in Columbien und besonders in Venezuela wohnen sehr viele und sehr reiche deutsche Kaufleute, aber es erscheint dort kein einziges deutsches Blatt. Die „Deutschen Nachrichten" von Valparaiso (Red. Trautmann, 13. Jahrgang, wöchentlich zweimal) sind dagegen vorwiegend auf die deutsche Ackerbau-Bevölkerung von Süd-Chile berechnet, und werden daneben selbstverständlich auch von der deutschen Kaufmannschaft Valparaisos und anderer chilenischer Küstenplätze gehalten. Schon mehr auf den dort besonders zahlreichen Kaufmannsstand spekuliren die argentinischen Zeitungen. Es sind dies die „Deutsche Laplata-Zeitung" (in Buenos Ayres, Red. Bachmann, 14. Jahrgang, täglich), das „Argentinische Wochenblatt" (in Buenos Ayres, Herausgeber Aleman, 6. Jahrgang, wöchentlich), die „Heimath" (in Buenos Ayres) und der „Argentinische Bote" (in der Kolonie Esperanza de Santa Fé). Die deutsche Presse Brasiliens hinwiederum ist mit einziger Ausnahme der in Rio de Janeiro erscheinenden „Allgemeinen Deutschen Zeitung" vorwiegend auf die ackerbautreibende Bevölkerung der sogenannten deutschen Colonien berechnet. In der brasilianischen Provinz Rio de Janeiro, die mit Einschluß des neutralen Municipiums der Hauptstadt 11 000 Deutsche umfaßt, finden wir die erwähnte „Allgemeine Deutsche Zeitung" (10. Jahrgang), in der Provinz São Paulo mit 7000 Deutschen, die „Germania", in Curityba, der Hauptstadt der 4000 Deutsche zählenden Provinz Parana, das „Deutsche Wochenblatt" (1. Jahrgang), der Nachfolger des entschlafenen „Pionier", und in der 55- bis 60 000 Deutsche zählenden Provinz Santa Catharina die vortrefflich redigirte „Kolonie-Zeitung" von Joinville (Red. Böhm) sowie die „Blumenauer Zeitung". Die Provinz Rio Grande do Sul, in der mit etwa 100 000 Köpfen das Gros der Teuto-Brasilier sitzt, sorgt durch sechs Zeitungen für die Belehrung dieser zum Theil des Portugiesischen noch nicht mächtigen Landsleute — die größte Verbreitung unter diesen sechs Zeitungen haben „Koseritz' deutsche Zeitung" (in Porto Alegre, Red. Karl v. Koseritz, 2. Jahrgang, wöchentlich dreimal) und die „Deutsche Post" (in São Leopoldo, Red. Dr. Rotermund). Die „Deutsche Zeitung" in Porto Alegre (23. Jahrgang, Red. v. Franckenberg), ehedem das gelesenste Blatt, ist neuerdings ganz und gar von ihrer früheren Höhe heruntergestiegen. Gut redigirt ist die „Deutsche Presse" in Pelotas. Das „Deutsche Volksblatt" von São Leopoldo gehört den dortigen, eine Erziehungsanstalt leitenden Zwecken. Die „Landwirthschaftliche Zeitung" von Estrella (monatlich) dient, wie ihr Titel das besagt, landwirthschaftlichen Zwecken. Beklagenswerth ist es, daß einzelne deutsch-brasilische Blätter sich so sehr stark untereinander befehden und es dabei mit den Ausdrücken, deren sie sich bedienen, nicht immer ganz genau nehmen. An Verbreitung und Abonnentenzahl steht die deutsch-brasilische, und überhaupt die deutsch-südamerikanische, weit hinter der nordamerikanischen zurück; das verbreitetste Blatt zählt etwa 1000, die übrigen jedes höchstens 300 Abonnenten.

In Asien ist die „Ostasiatische Zeitung" von Yokohama das einzige deutsche Blatt. In Afrika erscheinen die „Südafrikanische Zeitung", das „Kapland" (beide in der Kapstadt) und die „Deutsch-Aegyptische Presse" (in Alexandrien, 1. Jahrgang).

Eine größere Bedeutung haben wiederum die deutsch-australischen Zeitungen. Die wöchentlich erscheinende, von

Digitized by Google

Basedow und Mücke redigirte „Australische Zeitung“ in Adelaide zählt schon ihren 34., die „Nordaustralische Zeitung“ in Brisbane ihren 6. Jahrgang. Außerdem erscheinen in Auckland die „Neuseeländer Zeitung“ und in Melbourne der „Australische Christenbote“.

(Kolonialpolitische Korrespondenz Nr. 5.)

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Eine Gesellschaft von Naturfreunden in Gottschee entdeckte 1883 eine Eisgrotte im Friedrichsteiner Walde wieder, deren Kunde im Laufe der Jahre so verschollen war, daß nur nach vielem Herumfragen endlich ein des Weges dahin kundiger Mann aufgetrieben wurde. Allen Nachrichten zufolge darf diese Eishöhle als eine Naturmerkwürdigkeit ersten Ranges, als eine hervorragende Sehenswürdigkeit Oesterreich-Ungarns bezeichnet werden. Man denke sich einen kolossalen Felstrichter mit senkrecht abstürzenden, ja gewaltig überhängenden Wänden, der in seinen Dimensionen (80 m Tiefe, Höhe der Wölbung 64 m Fläche der Sohle 450 qm) an den berühmten Einsturztrichter der Mazocha in Mähren erinnert, ihn aber durch die dort fehlenden Eisbildungen an Interesse übertrifft. Der Grund ist mit meterdickem Eise bedeckt, ein gewaltiger Eiswildbach stürzt an der Wand in mehreren Absätzen in die Höhle, während rechts zwei riesengroße Wasserfälle im Moment zu Eis erstarrt scheinen. Am Grunde öffnet sich abermals ein noch unerforschter Schlund in ungeheure Tiefe; der Eingang dieses Schlundes aber ist von oben her halb verdeckt durch einen wunderbar schönen Eisvorhang, dessen Rand mit Hunderten von Eiszapfen bedeckt ist, ein prachtvolles Gebilde, über dessen Anblick Alle, die es erblickten, geradezu entzückt sind.

Leider ist die Grotte bisher nahezu unzugänglich, denn die Wände des Trichters sind so steil, daß der Abstieg nur mit großer Beschwerde und Gefahr auszuführen ist. Doch wird der Oesterreichische Touristen-Klub 1884 auf seine Kosten einen sichern Steig anlegen lassen, um diese in ihrer Art einzige, durch Schönheit und Großartigkeit ausgezeichnete, von Gottschee aus in drei Stunden leicht erreichbare Grotte auch dem großen Publikum gefahrlos zugänglich zu machen.

— Auf Jäderen, einer einige Meilen südlich von Stavanger in Norwegen belegenen Landspitze, sind in letzterer Zeit mehrere sehr merkwürdige Begräbnißplätze aus prähistorischer Zeit gefunden worden. In den Distrikten Klep und Närbö befinden sich ellipsenförmige Sammlungen von dicht neben einander liegenden kleinen Hügeln von eigenthümlicher Form. Die umschlossenen Räume sind resp. 300 und 200 Fuß lang und 160 und 120 Fuß breit. Jeder einzelne kleine Hügel besteht aus zwei kleinen Erdwällen, welche theilweise zusammenstoßen. In der Mitte der von den kleinen Hügeln begrenzten elliptischen Fläche liegt ein runder Hügel und an dem einen Ende befindet sich eine so große Oeffnung, wie der Durchmesser eines der kleinen Hügel. Diese Oeffnung scheint den Eingang, der noch durch einen runden Hügel flankirt wird, gebildet zu haben. Auf der anderen Seite liegt, nicht weit von der Ellipse entfernt, eine zirkelrunde, ungefähr zwei Fuß über den Erdboden sich erhebende Anhöhe; dieselbe hat einen Durchmesser von ca. 80 Fuß und ist ringsum von Steinen umgeben. Ob man es hier mit Begräbnißplätzen oder aber mit Ueberresten alter Thingbuden zu thun hat, wird die bevorstehende wissenschaftliche Untersuchung ergeben. — Im Kirchspiel Varhaug liegt dicht am Meere eine Reihe alter Begräbnißplätze, die wegen ihrer Größe sehr interessant sind. Die Hügel dieses großen, mehrere hundert Fuß im Durchmesser haltenden Gräberfeldes sind ausschließlich aus größeren und kleineren runden Feldsteinen gebildet. Ein großer Theil der Hügel ist rund, außerdem finden sich aber viele mächtige, Langhauge genannte, Hügel von ca. 400 Fuß Länge, 20 Fuß Breite und 10 Fuß Höhe. Mehrere dieser Langhauge haben an den Seiten schnurgerade Steinwälle und an den Ecken sind Bautasteine errichtet. Viele Grabkammern sind unverschlossen und dem Anschein nach noch unbenutzt. Bei Grödeland ist eine ähnliche Hügelsammlung gefunden, jedoch von geringerer Ausdehnung wie die bei Varhaug. Vereinzelt finden sich Begräbnißplätze längs der ganzen Jäderküste. Bei Synesvarden steht ein schon längere Zeit bekannter Bautastein mit Runeninschrift. Ohne Zweifel ist dieser Theil der norwegischen Küste in vorgeschichtlicher Zeit sehr dicht bevölkert gewesen. W. F.

Asien.

— Der Deutsche Handels-Verein in Berlin, der seine Thätigkeit, wie bekannt, besonders der Levante zuwendet, hat im Jahre 1883 in Smyrna nach längeren vorbereitenden Studien über die Haltbarkeit und Versandtfähigkeit der nach europäischer Methode gekelterten Weine eine Kelter unter der Leitung eines bewährten Kellermeisters vom Rhein eingerichtet. Einige deutsche Küfer wurden demselben beigegeben, das zur Anfertigung der Fässer und Geschirre benöthigte Holz aus Oesterreich, Bandeisen aus Westfalen, Geräthe und Werkzeuge vom Rhein hinübergeschafft und im vergangenen Herbst 300 000 kg der so vorzüglichen Smyrna-Trauben gekeltert. Desgleichen geschah der Ankauf von Grundstücken für die Veredlung und sorgfältigere Pflege der Reben, sowie für den Bau eines Kellers. Sowohl bei der Erwerbung der Grundstücke, als auch bei dem Einkaufe einer so bedeutenden Quantität von Trauben ist der Verein weder mit Privaten, noch mit den Behörden in irgend einen Konflikt gerathen. Auch mit den einheimischen Arbeitern, besonders mit einigen auf den Wunsch des Paschas zum Küfer-Handwerk (!) angeleiteten jungen Türken war er sehr zufrieden.

— Unter der Protektion des deutschen Palästinavereins wird Hr. Adolf Frei von Uster im Januar eine wissenschaftliche Reise nach dem Oriente antreten. Als Hauptziel seiner Forschungen hat er sich die Umgebung des Sees Genezareth erwählt, weil auf diesem Gebiete noch eine große Zahl von Fragen unerledigt ist, deren getreue Beantwortung für Kenntniß des biblischen Alterthums hohen Werth hat. Doch möchte unser Reisende das ganze Land in den Kreis seiner Beobachtungen ziehen, soweit dies dem Einzelnen in einem Zeitraume von fünf bis sechs Monaten möglich ist, z. B. im Süden von Hebron die Feste Kana'n durchforschen, die nach den Annalen der ägyptischen Pharaonen einst eine so große Rolle spielte, in der judäischen Gebirgswüste die vielen Klosterruinen aufsuchen, von denen uns griechische Berichte aus dem fünften und sechsten Jahrhundert n. Chr. Kunde geben. Noch wartet auch manche Frage über die physischen Verhältnisse Palästinas der Beantwortung. Ob z. B. die Küste daselbst einer säkularen Bewegung unterliege, kann nur durch Untersuchung der uralten Hafenplätze von Gaza und Askalon entschieden werden. Auch über scheinbar bekannte Dinge, wie über die Entwickelung des Feigen-

Digitized by Google

baumes, über Jerusalems Mittagshitze, wie sie einst über Golgatha glühte u. s. w., sind wir nur ungenügend unterrichtet. Mit tüchtiger Kenntniß der arabischen Sprache ausgerüstet, mit der bisherigen Kunde über Geschichte und Natur Palästinas gründlich vertraut, in den einschlägigen archäologischen und naturwissenschaftlichen Fragen wohl orientirt, auch mit wissenschaftlichen Instrumenten versehen, beginnt unser Forscher seine Reise. Wie die Schweizer Burkhardt, Tobler, Furrer wird auch Hr. Frei das Land zu Fuß durchwandern, in den Hütten der Fellachen, unter den Zelten der Beduinen Herberge nehmen, um mit Land und Leuten möglichst bekannt zu werden.

— Ein Telegramm aus Nertschinsk meldet die Durchreise des Franzosen Joseph Martin. Derselbe hat das Gebiet zwischen Lena und Amur durchforscht, das Stanovoi-Gebirge überschritten und viel geographisches und geologisches Material gesammelt.

— Am 15. Januar wollte der englische Civilingenieur Holt Hallett von Moulmein aus seine Reise durch die zwischen Birma und China gelegenen, unabhängigen Schan-Staaten antreten. Er will über Zimme gehen und wenn möglich, Szumao, jene Grenzstadt Jünnans, zu erreichen suchen, wo Colquhoun auf seiner bekannten Reise durch Südchina durch den Widerstand der Mandarinen gezwungen wurde, statt über Kiunghung und Zimme nach Birma auf dem nördlichen Wege über Talifu nach Bhamo zu gehen. Hallett wird also gewissermaßen Colquhoun's Forschungen ergänzen und vielleicht einen neuen Weg für die englischen Waaren nach Südchina eröffnen. Ihn begleitet Dr. Cushing, ein trefflicher Kenner des Schan, der gerade mit der Uebersetzung der Bibel in diese Sprache beschäftigt ist, und auch der Pali-Professor Forchhammer hat um Urlaub gebeten, um sich anschließen zu können. Die Dauer der Reise ist vorläufig auf 16 Monate berechnet.

Afrika.

— Der österreichische Konsul Hansal in Chartum meldet, der Afrikareisende G. Roth von St. Gallen habe sich aus dem Feldlager des Mahdi flüchten können, der ihn, wie bekannt, seit längerer Zeit gefangen gehalten hatte.

— Die „St. Petersburger Zeitung" vom 6. (18.) Januar schreibt: Wir sind glücklich, mittheilen zu können, daß soeben Nachrichten von Dr. Junker, die ersten seit 14 Monaten, eingetroffen sind. Ein heute früh aus Chartum eingetroffenes Telegramm (s. oben S. 94) meldet: „Bohndorf glücklich in Chartum angekommen. Dr. Junker befindet sich gesund und wohl im Niam-Niam-Lande." Das Telegramm ist in Chartum am 15. (3.) Januar aufgegeben, also ganz frischen Datums. Bohndorf ist ein junger Deutscher, den Junker als Begleiter mitgenommen hatte und der während der letzten Jahre meist Junker's Hauptquartier und Sammlungen in den Niam-Niam-Gegenden behütet hatte, so lange Junker selbst mit geringerer Mannschaft seine oft mehrmonatlichen Vorstöße und Exkursionen unternahm. In den letzten uns zugegangenen Briefen hatte Junker mitgetheilt, daß er Bohndorf mit den Sammlungen auf dem Landwege nach Chartum dirigirt habe und selbst nach Ausführung noch einer, für die Vervollständigung seiner kartographischen Arbeiten nothwendigen Tour folgen werde. Da nun dieser Landweg wohl über El Obeid und die inzwischen von den Horden des Mahdi eingenommenen Länder führen mußte, so gaben wir Bohndorf und die Sammlungen schon verloren. Es ist nach der erhaltenen Nachricht anzunehmen, daß Bohndorf's Reiseplan unterwegs geändert wurde und daß Bohndorf mit dem Dampfschiff in Chartum eingetroffen ist, das dort, wie uns Chartumer Nachrichten kürzlich mittheilten, nach etwa einjähriger Unterbrechung der Schiffahrt zum ersten Male wieder erwartet wurde. Da Dr. Junker augenscheinlich von den Vorgängen im Sudan unterrichtet ist, so ist anzunehmen, daß er dem Mahdi nicht in den Rachen laufen wird. So lange er in den Niam-Niam-Ländern bleibt, die ja weit südlich vom gegenwärtigen sudanesischen Kriegsschauplatze liegen, dürfte er sich in Sicherheit befinden. Die dortigen Negerstämme haben von den arabischen Sklavenhändlern so vielerlei Unbill erlitten, daß sie sich schwerlich der Bewegung des Mahdi anschließen dürften. Manche Negerfürsten haben Junker wiederholt durch Abgesandte bitten lassen, in ihr Land zu kommen, weil sie in seiner Anwesenheit bei ihnen Schutz gegen die unbarmherzige Exploitation der arabischen Händler fanden.

Vermischtes.

— Die horizontale Gestalt und Beschaffenheit Europas und Nordamerikas. Ein Beitrag zur Morphologie beider Erdräume von Valentin Ulrich. Leipzig, Duncker und Humblot 1883. 8°. 182 Seiten.

Der Schwerpunkt dieses Beitrages liegt in der Aufstellung sogenannter Homologien, denn an neuen bis ins Detail durchgeführten Vergleichen bietet der Verfasser, dem im Uebrigen die Beschaffung seines Materials aus Klöden's Handbuch, Credner's Arbeit über die Deltas (auf Seite 146 und 147 neunmal citirt!) und anderen, nicht gerade unbekannten Arbeiten wenig Mühe gemacht zu haben scheint, eine ganz erstaunliche Fülle. Wir wählen ein Beispiel (Seite 18 und 19), ohne uns auf Auseinandersetzungen über den „innern Werth" desselben und die streng logische Form des ersten Satzes einzulassen.

„Um diese Beispiele der Aehnlichkeit weiter zu entwickeln, gleicht das Wasserbecken der fünf großen kanadischen Süßwasserseen (es folgen die Namen) mit dem im Unterlaufe 22 km breiten Lorenzo dem der europäischen Ostsee. Dem Superior- und Michigan-See entsprechen der Bottnische und Finnische Meerbusen, dem inselreichen Lorenz-River von seinem Austritte aus dem Ontariosee bis nach Quebec der Sund, beziehungsweise (?) der große und der kleine Belt, dem golfartig breiten Unterlaufe und der Mündung des Lorenzo und der gleichnamigen Bai das Kattegat und das wegen des Parallelismus seiner Küsten der Mündung eines Stromes ähnelnde Skager-Rak (!!) u. s. w." Warum überläßt Verfasser nur einem Nachfolger die dankenswerthe Aufgabe, in den kanadischen Seen die Parallelen für die Inseln von Bornholm, bis zu den Quarken aufzusuchen? Er wäre doch sicher ganz der Mann zur Durchführung einer derartigen Vergleicherei gewesen!

„Als das Mittelalter sich dem Ende nahte — heißt es auf Seite 23 — übergab das Mittelmeer der Nordsee seine wichtige Rolle zum Weiterspielen; aber nicht die physischen Verhältnisse an und für sich" (!!). Aufs höchste überrascht ist Verfasser über die Aehnlichkeit Sylt's mit Celebes und Gilolo (!!), während er andererseits trotz seines morphologischen Blickes der Insel Usedom nicht ansieht, daß sie weder aus Fluß-, noch allein aus Meeresalluvium bestehen kann, sondern nach Klöden angiebt, sie sei eine Anschwemmungsinsel! Hoffentlich trägt die Arbeit dazu bei, zu beweisen, daß die forcirte Vergleicherei nicht bloß ein nutzloses, sondern auch ein — sicher für die Verstandesbildung unserer Jugend — höchst gefährliches Spiel ist. P. L.

Inhalt: Amazonas und Cordilleren II. (Mit sechs Abbildungen.) — F. Blumentritt: Ein Ausflug nach dem Distrikt Principe (Luzon). — Oscar Baumann: Ueber Tuzi nach Scutari. — Die deutsche Presse jenseit des Oceans. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 1. Februar 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLV. № 8.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Amazonas und Cordilleren.

(Nach dem Franzöſiſchen des Herrn Charles Wiener.)

III.

Die Kirche in Archidona iſt zugleich, was man im Lande den Convento, d. h. die Pfarrwohnung nennt. Die Meſſe findet hier Morgens um 5 Uhr ohne Zuhörer ſtatt. Um 7 Uhr kommen die Kinder (Yumbitos) zum Unterricht; dazu bringen die Mädchen jedes ein großes Yacufanga- oder Bijado-Blatt mit, welches ihnen abwechſelnd als Sitz und als Betpult dient, außerhalb des Heiligthums ſogar als Sonnen- oder Regenſchirm. Ihren Hals umſtricken zehn, zwanzig Reihen kleiner Glasperlen (Chaquira), eine der gangbaren Münzen des Landes. Ihr ärmelloſes, kaum bis zu den Knien reichendes Hemd (Pacha) dient ihnen zugleich als Unterrock; ein rother und gelber Gürtel hebt das Dunkelblau oder Granatroth des Koſtüms. Ihr leuchtendes Haar fällt in dichten Maſſen auf die Schultern und umrahmt die Stirn. Die Knaben tragen eine Badehoſe (Hualon) und einen Poncho, der ſich von dem der Zwiſchen-Cordillere durch ſeine Engigkeit unterſcheidet.

Der erwachſene Yumbo iſt eigentlich nur ein vergrößerter Yumbito; nie umſchattet der Bart ſein energieloſes Geſicht, nie leuchtet in ſeinem ſanften, ſchwarzen Auge der Strahl männlichen Entſchluſſes. In dieſem zeitgenöſſiſchen Stamme kann man wiederfinden, was die Wiſſenſchaft den prähiſtoriſchen Menſchen nennt, nur iſt er noch nicht zum Steinalter durchgedrungen; dies Material iſt ihnen zu ſchwer zu bearbeiten, man könnte ſagen, daß ſie ſich im Holzalter befinden: ihre Waffen, Lanzen, Schießrohre und Pfeile, ihre Schüſſeln und Sitze, ihre Bratſpieße und muſikaliſchen Inſtrumente ſind aus Holz. Ihr einziges Werkzeug iſt das Küchenmeſſer; vor der Ankunft der Weißen, die es ihnen verkaufen, arbeiteten ſie mit Knochen oder Holzſplittern der Chonta-Palme, ein Fiſchkiefer war ihre Feile und ihr Hobel.

Man iſt zu fragen berechtigt, ob die Europäer nicht an einem Rückſchritt dieſer Stämme ſchuld ſind. Seit ſie ihnen die fertigen Produkte bringen, haben die Weiber nicht mehr nöthig zu ſpinnen und zu weben, noch die Männer Werkzeuge herzuſtellen; es genügt ihnen ſeitdem, das Gold des Napo zu waſchen und ſo alles zu bezahlen, womit ſie überſchwemmt werden; ſie haben die geringſte geiſtige Anſtrengung zu machen verlernt, ja ihre urſprüngliche Intelligenz iſt im Branntwein ertränkt worden. Andererſeits iſt das Civiliſationsſyſtem, welches man an dieſen armen Leuten verſucht, höchſt widerſinnig. Man will ſie z. B. dazu bringen, ihr Leben in Wäldern aufzugeben und ſich in Dörfern anzuſiedeln; ſchön, aber dann ſollte man ſie zum Landwirthſchaftsbetriebe anhalten, ihnen Induſtrien geben, welche die Kraft des Armes erfordern, ſie ein nützliches Handwerk lehren und ſie ſo an einen ſteten Wohnſitz gewöhnen. Statt deſſen baut man eine Kirche, zwingt die Eingeborenen, Hütten um dieſelbe zu errichten und befiehlt ihnen darin zu wohnen, ja im Jahre 1875 verbrannte man die Behauſungen der Pano-Indianer, um ſie zu zwingen, in Archidona zu wohnen; dieſe Brutalität bewirkte natürlich das Gegentheil: man machte ſie zu unverbeſſerlichen Empörern, ſie flohen in Wälder, wo die Weißen ſie nie erreichen können, wo ſie aber die einzige Beſchäftigung ausüben

können, an die ſie gewöhnt ſind, die Jagd. Das ganze Gebiet kann man durchſtreifen, ohne ein bebautes Feld oder irgend eine Spur europäiſcher Civiliſation anzutreffen.

Iſt der Eingeborene nicht erfinderiſch, ſo entbehrt er doch nicht einer gewiſſen Poeſie. Wiener war in Archidona Zeuge einer religiöſen Hochzeit. Einige hundert Yumbos brachten, unter Vorantritt eines Trommlers, eines Pfeifers und eines Fiedlers den Patres Geſchenke dar. Die Indianer bildeten zwei Lager, das des jungen Mannes und das der Frau. Die Verlobten, mit altem europäiſchem Plunder ausſtaffirt, führten den heimiſchen Tanz auf, ein über die Maßen komiſcher Anblick. Die anderen Indianer waren in großer Gala, mit Feder-Diademen, Halsbändern, Körnern, Zähnen, Haaren, Käfern und Vogelflügeln geſchmückt. Die Muſikanten ſtellten ſich vor dem Reiſenden auf und improviſirten folgenden Geſang: „Du biſt gekommen um zu ſehen, wie wir heirathen. Sieh wie wir tanzen, ſieh wie wir ſpielen. Für dich machen wir ſchöne Muſik. Horch unſere Geſänge, horch!“ Und nach Vertheilung einiger Cigarren: „Wir werden dieſen Tabak rauchen. Sieh uns rauchen. Indem wir ihn rauchen, werden wir ſein wie du.“ Dann einige Züge und darauf: „Sieh, wir haben geraucht, und, indem wir rauchten, ſind wir geweſen wie du.“

Das Gebahren dieſer armen Kerle in der Kirche zeigt, wie ſchwach ihr religiöſes Empfinden iſt. Sie lachen, eſſen Bananen und rauchen ſogar ſtellenweis. Die Polizei der

Hochzeit eines Yumbo-Paares in Archidona.

Patres iſt höchſt einfach: auf dem Altar befindet ſich in Augenhöhe eine Reihe kleiner Spiegel; in dieſen ſieht der Prieſter beim Ableſen des Evangeliums alles, was hinter ſeinem Rücken geſchieht, und ſo muß er in der Beichte in den Augen des Neophyten für allwiſſend gelten.

Aber in allem unterſcheidet ſich der Yumbo der heißen Thäler von dem Indianer der Hochplateaus bedeutend im Punkte der Moral. Er lacht über Alles und Nichts. Er empfängt heiter Stockſchläge, verſchlingt heiter Schnecken und Kröten, nichts ekelt ihn, nichts macht ihm Kummer, nichts erſchreckt ihn; eſſend, leidend, ja ſterbend zeigt er die Zähne in breitem kindlichem Lachen.

Am 6. Juli brach Wiener nach Tena, der Miſſion zwiſchen Archidona und dem Napo, auf. Der Rio Miſahualli, welcher die Gegend beſpült, verändert in jeder Regenzeit ſein Bette; ſein Geröll und Sand bilden das Erdreich der Ebene, deſſen Pflanzenerde die Gewäſſer fortgeſpült haben. Die Bäume, welche in dieſem Boden wachſen, ſind daher weniger kräftig und weniger belaubt als die eines gewöhnlichen Aequatorialwaldes. Die Hügel hingegen, welche das Hochwaſſer nicht erreicht hat, ſind mit üppigem Pflanzenwuchſe bedeckt und erheben ſich wie enorme Bouquets mitten aus der reizenden Landſchaft.

Die 200 bis 300 Yumbos, die das Dorf Tena bewohnen, ſind von denen in Archidona verſchieden, ſie haben ſich ihr natürliches, freies, ja wildes Weſen beſſer bewahrt. Die Weiber laufen nicht beim Nahen eines Weißen davon und die Männer heucheln nicht die widerwärtige Demuth der unterworfenen Indianer; ſie gaben dem Reiſenden die Hand, baten um Cigarren und brachten Bananen, Eier

Digitized by Google

Yumbos aus dem Dorfe Tena. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

und Maniok. Im Ohr trugen sie Stücke Rohr, deren Ende reich mit Tukan-Federn verziert war. Im Uebrigen glich ihre Tracht derjenigen ihrer Brüder von Archidona.

In einem Tage kann man von hier nach dem Napo zu der Mission gleichen Namens gelangen. Man durchschreitet einen schönen Wald, dessen Terrainabwechselungen kaum merklich sind. Bei der Ankunft der Reisenden stand das Dorf verlassen und, wie in Archidona und Tena, war es schwierig, Pagaje-Ruderer zu bekommen. Doch war dies kein zu großer Uebelstand; der Zug durch die Wälder war beendet und einige Ruhetage schienen nöthig, ehe man sich auf die Wasserreise begab.

Die drei Indianerdörfer, die Wiener vor seiner Napo-Fahrt sah, hinterließen ihm im Ganzen den peinlichen Eindruck, den ein kaum begonnenes und doch schon einstürzendes Gebäude macht; er fand in keinem von ihnen weder eine kräftige Initiative noch ein menschlich-praktisches Ziel, jene Grundsteine jeder Gesellschaft, die sich auf einer soliden Basis errichten will. Auch empfand er daher, als er über die sechs Pirogen und die Ruderer verfügte, die zur Fahrt durch die Stromschnellen nöthig waren, und er nun den Aufbruch auf den nächsten Morgen festsetzen konnte, nicht nur eine gewisse Genugthuung, sondern sogar eine wirkliche Erleichterung.

Die erste Tagereise abwärts vom Dorfe Napo war äußerst interessant. Wenige Kilometer von diesem Orte bilden die starken Niveauverschiedenheiten des Flusses auf einer Strecke von ca. zwei Stunden einige zwanzig Schnellen, von denen drei, Cotos, Latas und Serafines, von großartigen Verhältnissen sind. Die erste wurde vermieden; da das linke Ufer einen felsigen Abhang darstellte, so konnten die Indianer oberhalb der gefährlichen Durchfahrt anlegen und gelang es ihnen, indem sie die Pirogen am Seil hielten, sie durch Bugsiren nach der entgegengesetzten Richtung den starken Strom passiren zu lassen. An der Latas genannten Stelle theilen im Flusse zerstreute Klippen den Strom in drei Theile; rechts und links füllen sich zwei mächtige Wirbel mit wunderbarem Geräusch und die gepeitschte Woge bildet eine Art Kessel, in den das schäumende Wasser sofort wieder zurück fließt; das Fahrwasser, tief und mächtig, schießt mit schwindelerregender Schnelligkeit zwischen den beiden Wassermassen durch, welche sich rechts und links davon zwischen Felsen durchwinden. Es handelt sich nun darum, die 10 bis 15 m langen Pirogen, ohne auch nur eine Linie breit von der Richtung abzuweichen, in diese höchstens 2 bis 3 m breite Durchfahrt zu bringen; wird Vorder- oder Hintertheil des Nachens von einem der Wirbel erfaßt, so stürzt das ganze Fahrzeug in den Abgrund und ist rettungslos verloren. Es ist unmöglich, die Sicherheit des Augenmaßes der indianischen Pirogenführer zu übertreffen; zu zweit sowohl auf dem Vorder- wie auf dem Hintertheil stehend, regieren sie das Schiff mit der überraschendsten Genauigkeit; ehe man sich noch von der Nähe der Gefahr hat Rechenschaft geben können, hat man sie schon überwunden. An der Schnelle Serafines bildet der Strom einen wirklichen Wasserfall; eine Schwelle versperrt den Fluß von einem Ufer zum andern, nur in der Mitte bietet der Fels eine Art Bresche dar, durch welche die Fahrt als möglich betrachtet wird. Aber ca. 20 m oberhalb dieses Durchbruchs befindet sich ein enormer Felsblock im Fahrwasser, so daß man nicht gerade auf die offene Straße halten kann, sondern erst das Hinderniß umschiffen und dann die Piroge mit der größten Schnelligkeit wieder in die Richtung bringen muß. Eine Viertelstunde abwärts fließen die Wasser des Misahualli in den Napo; von diesem Punkte an ist der Fluß schiffbar.

Haartracht eines Yumbo auf der Reise. (Nach einer Photographie.)

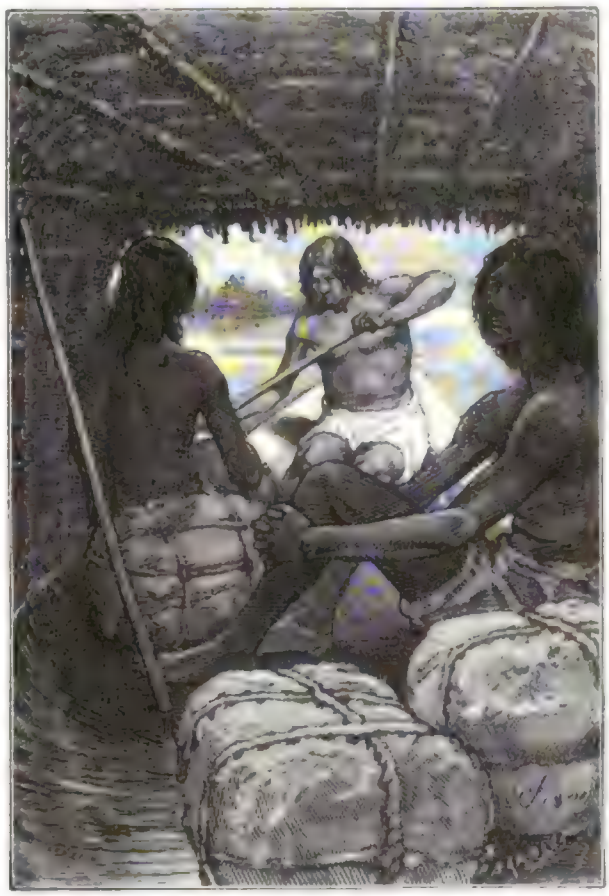
Die Wilden Ecuadors leben noch, wie sie von Alters her gewohnt sind; sie wählen ihren Häuptling, pflanzen die Chacra, welche ihnen Yuka und Bananen giebt, jagen in ihren Wäldern, fischen in ihren Strömen; sie leben mit fünf oder sechs eigenen Frauen, ohne die der anderen zu zählen. Und, trotz dieser Freiheit zu handeln, zeigt nichts ihre Existenz in dem enormen Gebiet, welches sie bewohnen, und von dem sie in Wirklichkeit die thätigen Rassen ausschließen. Und doch verdiente dieses Land nutzbar gemacht zu werden; die Ufer des Napo würden sich zu den lohnendsten Kulturen eignen; manchmal, wenn der Fluß sich in mehrere Arme theilt und die riesigen Baumgruppen sich in der stillen Fluth wiederspiegeln, dürfte Nichts mit der Verschmelzung von Erhabenheit und ruhiger Anmuth der Landschaft zu vergleichen sein. Das Bett des Hatun-yacu erreicht unterhalb der Schnellen eine Breite bis zu 300 m.

Diese Zahl, wie alle auf die Länge des zurückgelegten Weges bezüglichen Angaben, beruht durchaus nicht auf annähernden Schätzungen. Wiener hat sich bemüht, sein Itinerar so genau wie möglich zu bestimmen. In letzter Zeit sind eine Menge Instrumente erfunden worden, welche auf mechanische oder automatische Weise die zu Lande oder zu Wasser durchmessene Strecke aufzeichnen. Doch hatte Wiener auf seiner ersten Reise in Peru und Bolivia Gelegenheit genug gehabt, sich zu überzeugen, daß diese Apparate im selben Maße wie die Arbeit des Reisenden, so auch die Sicherheit der Genauigkeit der Aufnahmen vermindern; daher hatte er beschlossen, seine Reise zum Napo abzuklaftern. Freilich würde die gewöhnliche Manier, die Kette auf dem Boden auszubreiten, bei der großen Hügeligkeit des Terrains ungenaue Anzeigen ergeben haben. Er hatte daher 1 m hohe, hölzerne Meßstäbe mit Gradeintheilung anfertigen lassen, die unten mit einer 30 cm langen Stahlspitze und oben mit einem Dreieck und Loth versehen waren. Während des Marsches ließ er die Kette in der Höhe der Steine oder umgestürzten Baumstämme spannen, die den Weg versperrten und bediente sich dazu dreier Leute, welche die Stäbe in Zwischenräumen von 5 zu 5 m einpflanzten. Ein vierter nahm sie wieder auf, um sie, von 100 zu 100 m, dem ersten zu bringen. Jeder Stab wog 400 g. Mit einem Alhidade-Kompaß versehen, notirte Wiener die Richtungen, indem er als Zielpunkt den Stab des vordersten Kettenträgers nahm. Am Gipfel und am Fuß jedes Hügels wurden die Zeit und der barometrische und thermometrische Druck aufgeschrieben; diese Angaben gestatten, mittels Konstruktion einer Reihe von rechtwinkligen Dreiecken, die Länge des Weges und die Unebenheiten des Terrains zu bestimmen. Ueberdies wurden so oft wie möglich Beobachtungen mit dem Sextanten gemacht, indem man mittels eines künstlichen Horizontes das Maß der sphärischen Winkel erhielt. Im Reisejournal wurde außerdem noch eine besondere Kolumne für die Beobachtungen über die topographische Beschaffenheit der die Straße begrenzenden Gegend reservirt.

Sobald die Expedition eingeschifft war, wurde die zurückgelegte Strecke durch gleichzeitige Kompaß- und Chronometer-Beobachtungen festzustellen versucht, indem man die Schnelligkeit der Fahrt mittels eines besonderen Logs kontrollirte und die Beobachtungen mit dem Sextanten und dem künstlichen Horizont (diese letzten an dem Ufer angestellt)

Digitized by Google

vermehrte. Die gewöhnlichen und die ſelbſtregiſtrirenden Logs ſind auf Flüſſen nicht zu verwenden; bei einer Fahrt abwärts geben ſie die Differenz zwiſchen der Geſchwindigkeit des Stromes und der des Fahrzeuges an (auf einem Floß giebt das Reſultat faſt immer Null), und aufwärts ergeben ſie die Summe der beiden Geſchwindigkeiten. Um dieſe Uebelſtände zu beſeitigen, wurde für die Reiſe auf dem Floß ein 100 m langes Seil angefertigt, an deſſen Ende ſich ein Loth von 5 Pfund befand; 30 m davon wurde ein erſter Schwimmer angebracht, 10 m weiter ein zweiter, und weitere 50 m ein dritter. Die Handhabung dieſes Logs iſt höchſt einfach. Ein Mann wirft das Loth ins Waſſer; die Fahrt des Schiffes wickelt das Seil ab. Im Augenblick, wo der erſte Schwimmer die Fluth berührt, ruft er einem zweiten zu, der nun den Sekundenzeiger eines Chronometers beobachtet; ſobald der zweite Schwimmer fällt, zählt jener eins und dieſer zählt die Sekunden, bis ſein Gehilfe im Augenblick Stop ruft, wo der dritte Schwimmer das Waſſer erreicht und ſo anzeigt, daß das Fahrzeug 50 m durchlaufen hat. Dies ergiebt die für das Zurücklegen dieſer Entfernung erforderliche Zeit. Wiener ſtellte nun eine Tabelle von, die in einer Fahrt von 10 bis 30 Minuten durchlaufene Strecke, anzeigenden Faktoren auf für alle Geſchwindigkeiten von 1 bis 40 m pro Sekunde. Nun ſchrieb man einfach x Sekunden ein und konnte ſo in der Tabelle die voraus berechnete Entfernung finden, indem man der zwiſchen zwei auf einander folgenden Beobachtungen verſtrichenen Zahl der Minuten Rechnung trug.



Piroge mit Pamacari (Sonnendach).

War nun auch das Gewicht eines Floßes genügend, um die Operation des Loggens keinen Einfluß auf den Gang des Fahrzeuges ausüben zu laſſen, ſo war doch klar, daß es für eine kleine Piroge, deren Geſchwindigkeit ungeheuer leicht wechſelt, nicht ebenſo ſein würde. Um ſoviel wie möglich jeden Irrthum auszuſchließen, wurden einige hundert Logs (die als verlorene betrachtet wurden) zubereitet, bei denen das Seil durch eine ſehr biegſame Liane, einen Bejuco fino, und das Loth durch ein Säckchen mit Steinen erſetzt war. Vom zweiten Schwimmer bis zum Ende des Bejuco war die Anzahl der Meter genau beſtimmt; man rief Stop!, ſobald er, vollſtändig abgewickelt, der Hand des Beobachters entſchlüpfte. So wurde, ohne die Geſchwindigkeit des Fahrzeuges irgendwie zu beeinfluſſen, ein feſter Punkt geſchaffen und der vollbrachte Weg gemeſſen.

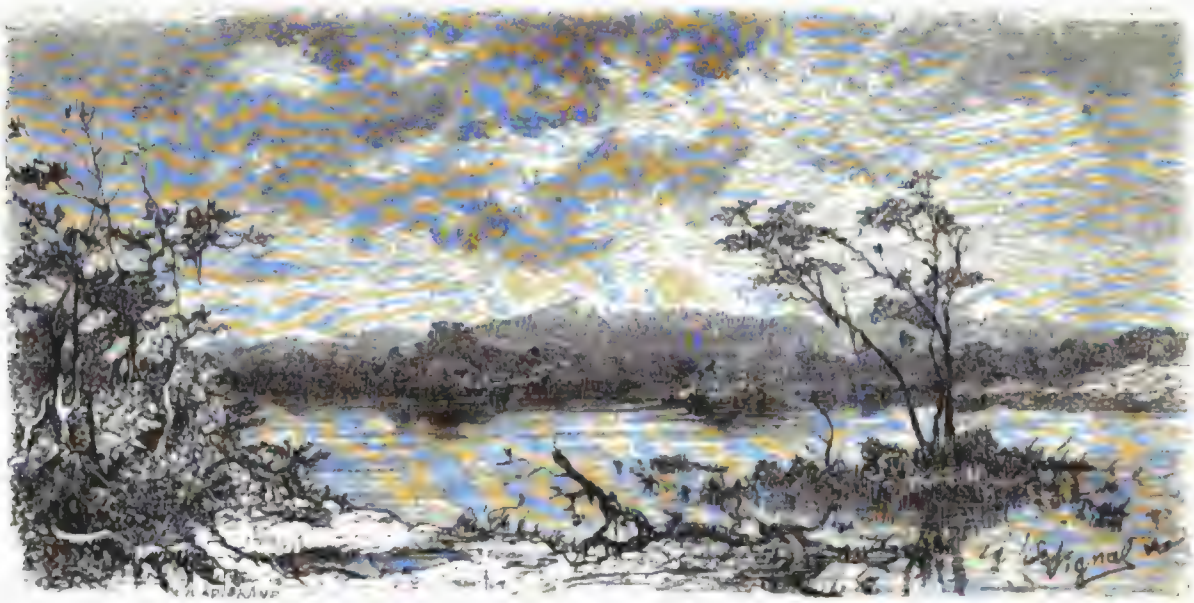
Um die Breite der Waſſerläufe zu beſtimmen, wenn man in ſchnellen Strömen nicht anlegen konnte, bediente ſich Wiener eines auf der Reiſe leicht herzuſtellenden Inſtrumentes. Man denke ſich einen an einem Lineal befeſtigten Gradbogen, in deſſen Mitte ſich ein Fernglas auf einer Achſe bewegt; ein Loth am untern und eine Oeſe am obern Ende des Lineals geben dieſem Apparat eine vertikale Richtung, wenn er am Finger des Beobachters hängt. Ferner hatte er die Höhe ſeines Auges über dem Fluſſe an einem beſtimmten Punkte des Fahrzeuges, wo er ſich befand, meſſen laſſen und hatte nur noch die Linie zu viſieren, unter der das Waſſer das Ufer berührte. Der ſo durch dieſen Fernmeſſer angegebene Winkel lieferte das dritte Element eines rechtwinkligen Dreiecks, deſſen eine Seite bekannt war. Indem er dieſe Operation hintereinander auf Back- und Steuerbord anſtellte, konnte er zwei rechtwinklige Dreiecke konſtruiren, deren beide Baſen vereinigt ſehr annähernd die Breite des Fluſſes ergaben.

Ueberdies wurden häufige Lothungen und Peilungen vorgenommen und die Notizen über baro- und thermometriſchen Druck, Beſchaffenheit der Ufer, Vegetation u. ſ. w. fortgeſetzt. Die Arbeit iſt natürlich weit davon entfernt, die Genauigkeit einer hydrographiſchen Aufnahme mit allen Hilfsmitteln unſerer Ingenieure zu erzielen, aber doch genügend, um die unendliche Lücke auszufüllen, welche die jetzigen Karten der erforſchten Gegend darbieten.

Unter dieſen Umſtänden iſt eine Pirogen-Reiſe nichts weniger als ergötzlich. Um die ſenkrechten Sonnenſtrahlen zu vermeiden, baut man eine Art Tonnengewölbe über dem Canoe; dieſes ſogenannte Pamacari aber darf ſich nicht höher als 50 bis 60 cm über den Rand des Fahrzeuges erheben, um nicht den Schwerpunkt zu ſehr zu verrücken. Die Temperatur darunter beträgt durchſchnittlich 35°, während in der Sonne 58° waren, bei welcher Feuerhitze die Indianer vom Morgen bis zum Abend ruderten ohne einen Hut aufzuſetzen, ja ſie hatten ſogar zur Reiſe einen beſondern Haarſchnitt vorgenommen: nur die Stirn war mit einer kurzen Franſe geziert, die von einem Ohr zum andern ging; der Reſt des Schädels war glatt raſirt; ſie erklärten, daß dies friſcher ſei!

Acht Stunden nach der Abreiſe vom Dorfe Napo kam man nach Ahuano, wo keine Seele zu finden war, und am folgenden Abend nach Santa-Roſa, dem Dorfe der Cha-Indianer. Hier traf man einen Fiſcher, der eben von einem ſeiner Fiſchzüge (die oft zwei bis drei Monate dauern) zurückgekehrt war, und bei dem man ſeine Vorräthe erneuern konnte. Gegen eine anſtändige Vergütigung ver-

ſchaffte er auch Ruderer, welche die von Napo ablöſen konnten. Während des größten Theiles des folgenden Tages hatte man ein prachtvolles Schauſpiel. Im Südweſten war der Horizont durch den gezackten Kamm der ſchneebedeckten Cordilleren begrenzt, die des Abends mit ihren vergoldeten Linien ein wunderbar ſchönes Bild einrahmten. Deutlich konnte man zwei Gipfel erkennen: den Cotopaxi, den wie ein majeſtätiſcher Federbuſch Rauchgewölk krönte, und den



Anſicht der Cordilleren vom Napo aus. (Nach einer Photographie.)

Sangai, deſſen nächtliche Feuergarbe eine weithin leuchtende Strahlenkrone bildete. Von der Seite der Hochplateaus gewähren die Anden das Schauſpiel troſtloſeſter Nacktheit. In den heißen Ebenen ſcheinen ſie ſich mitten in wunderbaren Wäldern zu erheben. In den hohen Thälern iſt die Vegetation trocken und verwelkt und, wenn das Waſſer dieſe Gegenden durchzieht, bildet es wüthende Ströme. Hier gewährt dieſer breite, ruhige, von blühenden Geſtaden umſäumte Fluß die Idee glücklicher Fruchtbarkeit.

Am rechten Ufer des Fluſſes, acht Stunden ungefähr

Sunos-Indianer über den Napo ſetzend.

unterhalb Ahuano, erhebt ſich das ganz kleine Dorf Suno. Hier landete man und konnte, vermöge reichlicher Geſchenke, zwölf Pirogenführer miethen, die an dem La Coca genannten Punkte mit den Reiſenden zuſammentreffen wollten, um Flöße zu bauen, auf denen die Reiſe bis an die braſilianiſche Grenze fortgeſetzt werden ſollte. Sie brauchten viel Zeit für die Vorbereitungen, denn beim Antritt einer ſo langen Fahrt bereiten die Yumbos nicht allein ihre Nah-

rung für die Hinfahrt, ſondern auch zugleich für die Rückkehr, die, da ſie ſtromauf geht, gewöhnlich viermal ſo lange dauert.

Um neun Uhr Morgens von Suno abgefahren, landete Wiener gegen vier Uhr Abends einige Meter aufwärts vom Zuſammenfluß der Rios Coca und Napo. Das rechte Ufer erhob ſich hier um 10 m über das Niveau des Fluſſes. Vierzehn Tage lang mußte er ſich hier aufhalten und benutzte die unfreiwillige Ruhe zu einer Exkurſion nach dem untern Coca. Von dieſem fünftägigen Ausfluge zurückgekehrt, richtete er ſich in ſeiner Hütte ein und machte ſich daran, die wiſſenſchaftlichen Beobachtungen zu berechnen. Während dieſer Zeit fühlte er ſich leidend, ohne doch ernſtlich krank zu ſein. Seit über zwei Monaten hatte er weder Fleiſch noch Brot gegeſſen und ſein Magen begann aufſäſſig zu werden.

Sechs Tage nach ſeiner Ankunft in Coca trafen auch die in Suno gemietheten Indianer mit den Materialien zum Floßbau ein. Sie richteten ſich ſogleich am Ufer häuslich ein und machten ſich ans Werk. Während die einen arbeiteten, jagten und fiſchten die anderen. Abends kehrten ſie von ihren Streifzügen zurück. Sie durchſchnitten den Fluß in einer 3 m langen Piroge und mußten abſolute Unbeweglichkeit beobachten, um nicht umzukippen. Die Ränder des Fahrzeuges gingen kaum über den Waſſerſpiegel hinaus und die eleganten Schattenriſſe der Indianer hoben ſich in dunklen Maſſen von dem klaren Himmel ab. Dieſe unbewegliche, an den Umriſſen zart erhellte Gruppe glitt ſanft, wie die phantaſtiſchen Geſtalten des Sommernachtstraumes, über den ſtillen, glänzenden Strom.

Während des Tages bot die Werft einen bewegten Anblick dar. Die Sunos fügen Balſa-Stämme, die ſo leicht ſind wie Kork, zuſammen, indem ſie 50 cm lange Nägel aus Chonta, einer Art Eiſenholz, hineintrieben und daran die einzelnen Stämme mittels Lianen an einander feſtbinden. Auf dieſem Floß errichtet man eine Hütte, indem dünne Pfeiler von derſelben Chonta-Palme in die vier Ecken des Bodens getrieben werden; ein Rahmen aus Bambu ſtützt dieſes Gerüſt durch Querſtäbe und ein Dach aus Palmenblättern bedeckt das Ganze.

Die Mannſchaft beſtand nunmehr aus vier Poperos, gewiſſermaßen Unterſteuerleute, ſechs Hombres de Proa vorn auf dem Floß, zwei Canoeros, die Morgens und Abends das Floß in die Strömung bringen halfen und bei Tage bald auf der großen, bald auf der kleinen Piroge ruderten. Dieſe letztere war eine Mitayera, d. h. zum Transport der Lebensmittel, Abſetzen der Jäger und Aufnahme ihrer Beute beſtimmt, während die große die Flußarme durchfahren ſollte; ſie war feſt genug, um die Handhabung des Logs und der Sonde zu geſtatten. Vierzehn Indianer vervollſtändigten die Truppe. Als Gefährten waren, da Concha in Archidona verabſchiedet war, nur noch der Dolmetſch Pallares als Befehlshaber der Leute, und Geoffroy vorhanden, der Wiener in ſeinen wiſſenſchaftlichen Beobachtungen unterſtützte.

Als Vorräthe wurden mitgenommen: ſechzig Bananenzweige mit Früchten, Yuka für mehrere Tage, ein Centner Salz, acht Maſos Tabak, zwei Krüge Branntwein, eine Arroba Huayuſa-Blätter als landesüblichen Thee, und das Uebrige nach Verhältniß. Was von den von Quito mitgenommenen Vorräthen nicht verzehrt worden, war verfault. Auch waren, trotz aller Vorſicht, die Kleidungsſtücke in jammervollem Zuſtande; die Frau eines gewiſſen Rodriguez in Archidona hatte ihnen Hoſen und Cotonas (eine Art Blouſen) von blauer Leinwand gefertigt, ſie ſelbſt machten ſich Mützen von dem Fell der Baca marina und des Tigrillo. So hatte ſie die Reiſe zwiſchen Quito und dem Napo vollſtändig aller europäiſchen Hülle beraubt und ſie befanden ſich in einem mit dem wilden Lande ganz harmoniſchen Aufzuge.

Sennaar.

Von **Dr. Konrad Ganzenmüller.**

I.

Die Berichte über das ſiegreiche Vordringen des vielgenannten „Mahdi“, des (von Allah) „Geleiteten“, des „falſchen Propheten“, haben in neueſter Zeit mehr als zuvor die Blicke nach dem „Belled Sudân“, nach dem „Lande der Schwarzen“ hingelenkt. Jene neuerdings oft erwähnten Gegenden im Nilgebiet wurden ſchon im grauen Alterthum von ägyptiſchen Pharaonen erreicht; wie nämlich die Inſchriften melden, iſt Thutmes III. um 1600, ſowie Amenhotep III. um 1500, und ſpäter Ramſes der Große um 1300 v. Chr. bis zu der Spitze des Landes Karu oder Kari (Kalu oder Kali) vorgedrungen[1]), welcher Name wohl an die Gebiete am weißen Nil bei der Mündung des Sobat unter dem neunten Grade nördlicher Breite und weiter nach Nord und nach Süd hin erinnern dürfte, wo der Nilſtrom noch heutzutage den Namen Kiri oder Kir führt[2]); merkwürdigerweiſe haben auch die hier wohnenden Neger größte Aehnlichkeit mit denen, welche ſich in den Gräbern Thebens abgebildet finden und welche den Tribut in Gold, dem Hauptreichthum Sennaars, in Elephantenzähnen, Ebenholz, Thierfellen, Vieh, Waffen, ſowie auch Sklaven entrichten mußten[1]). In ſpäterer Zeit gingen den Aegyptern die weit im Süden gelegenen Beſitzungen wieder verloren und es gelangte daſelbſt ein eigenes Reich: der Prieſterſtaat von Meroë, zu anſehnlicher Machtentfaltung. Im dritten Jahrhundert v. Chr. eroberten die Ptolemäer die afrikaniſche Küſte am Rothen Meere und es wurden Streifzüge in das Binnenland unternommen; durch die Elephantenjagden und die mit den Eingeborenen angeknüpften Handelsverbindungen lernte man jene Länder genauer kennen, und Eratoſthenes (276 bis 196) kannte nicht nur ſehr genau die Krümmung des Nils in Nubien, ſondern er ſpricht auch von weit entfernten Seen, aus wel-

[1]) Dr. Heinrich Brugſch, Geſchichte Aegyptens unter den Pharaonen nach den Denkmälern. Leipzig 1877, S. 374, 399, 598.

[2]) Bei dem Namen Karu oder Kalu dachten Einige an die jetzigen Gallaländer, während Brugſch der weit im Süden gelegenen Gegend um den Koloë-See des Ptolemäus den Vorzug giebt. Ib. S. 712.

[1]) Zeitſchrift für allgemeine Erdkunde. Neue Folge. XIV. Berlin 1863. S. 177.

Digitized by Google

chen der geheimnißvolle Strom Aegyptens seinen Ursprung nehme [1]). Agatharchidas [2]), Diodor [3]), Strabo [4]), Plinius [5]) geben verschiedene interessante Nachrichten über jene Gegenden und deren Bewohner und Ptolemäus (um 150 n. Chr.) vermag sogar die Hauptgrundzüge des Nilquellgebietes vollkommen richtig und naturgetreu zu erfassen und kann versuchen, die Lage der Nilquellseen zu bestimmen [6]). Etwa hundert Jahre später fielen in jene Länder Barbaren ein, die Gebiete oberhalb Elephantine wurden wilden Stämmen überlassen und aller Verkehr nach Süden hin hörte auf.

Zwischen dem Bahr el-Abiad oder weißen Nil im Westen, dem Bahr el-Asrek oder blauen Fluß im Osten und dem Sobat im Süden breitet sich ein langgestrecktes Land von Süd nach Nord hin aus, das von den Eingeborenen El-Dschesireh, „die Insel", im türkischen Kanzleistil und darnach bei uns Sennâr [7]), „die Flußinsel", genannt wird [8]).

Während man Jahrhunderte lang von diesem Gebiete keine Kunde bekommen hatte, wurde dasselbe 962 n. Chr. von dem arabischen Reisenden Selim Assuany besucht und als größerer Theil des damals sehr mächtigen, seine Herrschaft über die ost- und westwärts von den beiden Nilströmen gelegenen Landschaften ausdehnenden jakobitisch-christlichen Königreichs Aloah mit schönen Waldungen, mit üppiger Fruchtbarkeit und mit einer blühenden Hauptstadt Sobah geschildert. Dieser Staat scheint unter dem Andrängen mohammedanischer Nachbarn untergegangen zu sein. In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts drangen aus den Bergen des Südens dunkelfarbige Heiden: die Fundsch, nach Norden vor, schlugen die Nachkommen der Aloaner, begannen den Bau der Stadt Sennaar und gründeten das gleichnamige Königreich, dem bald alle Fürsten Nubiens bis nach Wadi Halfa unterthänig wurden, das aber später die Oberherrschaft Abessiniens anerkennen mußte; denn 1665 wird in Thevenot's Reisebeschreibung unter den vier Königen, welche dem Herrscher dieses Hochlandes Tribut bezahlen, auch der König von Sennaar genannt, welcher solchen mit Pferden zu entrichten habe und dessen Land sehr heiß sei [9]). Unter Ludwig XIV. wurden auf Anstiften des Jesuitenordens Poncet und Brevedent nach Abessinien gesandt, um auf den dortigen König einzuwirken; deren Weg führte 1698 durch die Dschesireh, von wo aus sie dann nach Gondar gelangten [10]). Bald darauf ward vom Papste der bayerische Mönch Krump als Missionar ebenfalls nach Abessinien abgeordnet; auf seiner Reise dorthin hielt sich derselbe 1701 bis 1702 in der Stadt Sennaar auf und schrieb mancherlei Bemerkungen über die Natur der Umgegend nieder [1]). Eben daselbst verweilte 1704 längere Zeit der von den Jesuiten abgesandte Du Roule, der das eigentliche Ziel seiner Reise: Abessinien, nicht erreicht hat. In Heylyn's Kosmographie (1703) ist auf der Karte von Afrika oberhalb „Nuba" das „Kingdom of Sonar" — allerdings unrichtig — ostwärts vom „Abawi" oder blauen Nil angegeben [2]); eine ähnliche Zeichnung finden wir auch noch in Homann's Atlas von 1784, wo die Stadt „Sennar" etwas südwärts vom 15. Breitengrade auf die östliche Seite des „Nilus Abawi" verlegt wird. In Häckhel's Weltbeschreibung (1753) ist zu lesen, daß der König von Sennaar mächtig sei und eine Armee von 100 000 Mann wohl aufbringen könne [3]). — Der erste wissenschaftlich gebildete Mann, welcher die Hauptstadt dieses Herrschers besuchte, war James Bruce, der während seines mehrmonatlichen Aufenthalts daselbst — April bis September 1772 — viele noch jetzt werthvolle Nachrichten über die Geschichte und Geographie des dortigen Königreiches und seiner damaligen Provinzen El-Ais, Kordofan, Fasokl u. s. w. gesammelt hat [4]). Im Jahre 1814 reiste Lewis Burckhardt durch Nubien; in seinem 1819 erschienenen Reisewerke finden wir verschiedene Notizen über die Dschesireh [5]), auch hat er im Anhang den Bericht des oben erwähnten Selim Assuany in englischer Uebersetzung beigefügt [6]). 1820 schickte Mehemmed Ali von Aegypten seinen kriegerischen Sohn Ismail Pascha mit einer Armee zur Unterjochung des goldreichen Sennaar ab; derselbe drang wirklich siegreich immer weiter vor und rückte im Mai 1821 in die Hauptstadt ein, wo eine Thronstreitigkeit herrschte. Der König unterwarf sich, und ein verzweifelter Versuch der Fundsch, die Unabhängigkeit ihres Landes zu retten, ward durch Ismail vereitelt; derselbe kam mit seinen Truppen bis über Dar Bertât hinaus nach Süden, kehrte dann wieder um und fand nicht lange nachher in Schendi seinen Tod. Die Häuptlinge von Dar Rosêres und Dar Fasokl ließ man in ihrem Besitz, forderte ihnen einen jährlichen Tribut ab und verpflichtete sie, dem Statthalter Aegyptens in Kriegsfällen Hilfe zu leisten. Mit Ismail Pascha kam Cailliaud nach Sennaar und hielt sich längere Zeit dort auf, besuchte die Berge Moje, kam nach Fasokl, drang bis über den 10. Breitengrad nach Süden vor, trat darauf die Rückreise nach Sennaar und später nach Europa an und veröffentlichte 1826 und 1827 ein vierbändiges Reisewerk nebst einem großen Atlas [7]). Vor dem Einfalle der Türken hatte der Grund und Boden Sennaars den Häuptlingen gehört, welche ihn beliebig vertheilten und gegen die Entrichtung leichter Abgaben bebauen ließen; die neuen Gewalthaber dagegen besteuerten die Dörfer, machten die Insassen für einander haftbar und verlangten von guten und schlechten Ländereien den gleich hohen Zins. Ein solches Verfahren zog Verarmung, massenhaftes Auswandern der Bewohner, Brachliegen der Aecker, geschwächten

---

[1]) Berger, Die geographischen Fragmente des Eratosthenes. Leipzig 1880, S. 302 bis 307. Vergl. Strabo, XVII, 1. 1.

[2]) Müller, geogr. Graec. min. I, p. 141 etc.

[3]) Diodor III. 22 — 27.

[4]) Strabo XVI, 4. 8; XVII, 1. 1; XVII, 2. 2.

[5]) Plinius, nat. hist. VI, 29.

[6]) Ptol. geogr. I, 17; IV, 7.

[7]) Eigentlich: Dâr Sennaar, d. h. der Distrikt von Sennaar. Der Name ist entstanden aus Essin-arti; arti = Insel (Brugsch, Geschichte Aegyptens, S. 731). „Wasser, Meer, Fluß ist den Barabra alles essi." (Lepsius, Briefe aus Aegypten u. s. w. S. 144.) Vielfach wird auch geschrieben: Sennâr; nach Werne, (Reise durch Sennaar u. s. w. S. 31) unterscheidet ein scharfes Ohr die beiden a möglichst genau und es dürfte demnach Sennâar am richtigsten sein.

[8]) Stieler, Handatlas No. 70 (Neue Bearbeitung von Hermann Berghaus 1883). Nebenkarte: Abessinien und ägyptischer Sudan. (Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsband II. Gotha 1863. Blatt 4 und 6.)

[9]) Relation d'un voyage fait par Monsieur de Thevenot. Paris 1665. p. 477.

[10]) Lettres édifiantes et curieuses. Paris 1713. IV, p. 23 etc.

[1]) Monatsberichte der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. VII (1849 und 1850), S. 39 bis 88.

[2]) Peter Heylyn, Cosmography. London 1703.

[3]) Christoph Benjamin Häckhel, Allgemeine und neueste Weltbeschreibung. Ulm 1753, S. 4541.

[4]) James Bruce of Kinnaird, Travels to discover the source of the Nile. Edinbourgh 1790. IV, p. 458 etc.

[5]) Lewis Burckhardt, Travels in Nubia. London 1819, p. 265 etc.

[6]) Ib. p. 497 bis 503. Appendix III.

[7]) Frédéric Cailliaud, Voyage à Méroé, au fleuve blanc, au-delà de Fâzoql dans le midi du royaume de Sennâr, à Syouah et dans cinq autres oasis, fait dans les années 1819, 1820, 1821 et 1822. Paris 1826 — 1827. II, p. 245. 354; III, p. 1 etc.

Digitized by Google

Verkehr nach sich. Das Land war durchs Schwert genommen und mußte mit Gewalt behauptet werden; Aufstände wurden mit blutiger Strenge unterdrückt. Indeß „beginnt mit dieser Unterjochung von Sennaar der fast unaufhörlich fließende Strom von Forschungsreisen in die äthiopischen Länder". So ging Linant am 5. April 1827 von Chartum aus am Weißen Nil aufwärts und kam über El-Ais bis in die Länder der Dinka [1]). Als die erste wissenschaftlicher Beobachtung gewidmete Route quer durch den nördlichen Theil der Dschesireh ist die von Prudhoe und Bonnin im Jahre 1829 zu nennen [2]); doch steht die Schilderung des durchreisten Steppenlandes hinter derjenigen zurück, welche 1837 Holroyd über seine Tour am Blauen Fluß aufwärts über Abu Haras nach Sennaar, sowie von Woled Medina nach West hin bis an den Weißen Nil gegeben hat [3]). Von Mehemmed Ali beauftragt, die mineralogischen Schätze zu erforschen, gelangte der Bergingenieur Joseph Rußegger in Begleitung des Botanikers Kotschy am 13. März 1837 nach Chartum und von hier aus am Bahr el-Abiad aufwärts bis El-Ais. Zurückgekehrt von einer Reise nach Kordofan, ging er am Blauen Fluß hinauf über Sennaar und Roseres nach Fasokl, wo er sich längere Zeit aufhielt, um das goldführende Alluvium in den dortigen Gebieten zu untersuchen, und von wo aus er unter mancherlei Beschwerden am 3. April 1838 wieder glücklich in Chartum ankam [4]). Der Durst nach dem Golde Aethiopiens trieb Mehemmed Ali zur Veranstaltung mehrerer Expeditionen nach Sennaar; ja der alte Vicekönig begab sich 1838 persönlich dorthin und gründete bei dieser Gelegenheit die festen Orte Famaka und Gheri. Dann faßte er den Plan, den Weißen Nil bis zu seiner Quelle erforschen zu lassen und fertigte zu diesem Zwecke drei Expeditionen ab, von denen die erste wenig erreichte und die dritte ganz ohne wissenschaftlichen Erfolg blieb; die zweite, welche vom 23. November 1840 bis zum 18. Mai 1841 währte, und am 7. December 1840 an die Mündung des Sobat gelangte und am 25. Januar 1841 bis 4° 42′ nördlicher Breite vordrang, begleitete unter Anderen Ferdinand Werne, durch dessen Beschreibung die Ufer des die Dschesireh im Westen begrenzenden Bahr el-Abiad genauer bekannt wurden [5]). Derselbe Reisende kam im Juni 1841 am Blauen Nil aufwärts bis in die Stadt Sennaar, wo er sich vierzehn Tage aufhielt und dann über Woled Medina wieder zurückkehrte [6]). Am 5. Februar 1845 gelangte Dr. Richard Lepsius, dem die Leitung einer wissenschaftlichen Expedition zur Erforschung der im Nilthal und den angrenzenden Ländern erhaltenen Reste der altägyptischen und altäthiopischen Civilisation anvertraut war, nach Chartum, besuchte die Ruinen von Sobah und fuhr auf dem Bahr el-Asrek hinauf bis Sennaar [7]). 1849 unternahm Ignaz Knoblecher, Provikar der apostolischen Mission für Central-Afrika, eine Fahrt auf dem Weißen Nil bis Gondokoro und 1852 machte derselbe vom Juni bis November in Chartum täglich Barometer- und Thermometer-Beobachtungen [1]). — Die Nachrichten von den Naturreichthümern und Schätzen jener Gegenden hatten von 1840 an eine ganze Schar von europäischen Elfenbein- und Sklavenhändlern, meist mit den unlautersten Absichten, veranlaßt, jene Gebiete zu durchstreifen und an verschiedenen Punkten des Weißen Nils und seiner Zuflüsse Niederlassungen zu gründen. Die Türken in Verbindung mit diesen Europäern, unter denen die „ungeheuerlichsten Schurken" waren, machten unaufhörlich Raubzüge in die ihren Besitzungen benachbarten Länder zur Beschaffung von Sklaven; die Schwarzen der heimgesuchten Distrikte rächten sich durch häufige Angriffe auf die Grenzlandschaften, und kaum ein Jahr verging ohne gegenseitige zum Theil sehr blutige Reibereien. Unter solchen Umständen konnte von Aegypten aus im Allgemeinen wenig Gutes für die neuerworbenen von der Natur überschwenglich reich gesegneten Gebiete gethan werden: Von 1857 an bildete Sennaar (und ein Theil der auf dem Ostufer des Bahr el-Asrek gelegenen Länder) mit der Hauptstadt Chartum eine Mudirieh oder Provinz der Hakmdarieh oder des General-Gouvernements Belled Sudan mit einem Bey an der Spitze, der nur dem Diwan von Kairo verantwortlich war. Dem Menschenhandel und Menschenfang suchte man einigermaßen Einhalt zu thun; doch wußten ihn „die verworfenen Subjekte der Spekulanten" im Geheimen zu betreiben; nicht allzuselten mögen auch die Beamten mehr als ein Auge zugedrückt haben. Indeß war dazumal die günstigste Gelegenheit geboten, unter dem Schutze der Regierung jene Gegenden zu durchziehen und immer näher kennen zu lernen. Der Forschungseifer war in jener Zeit, wie allbekannt, vorzugsweise dem obern Nilgebiet zugewendet. So verließ Prunssenaere am 7. Januar 1859 Chartum und kam auf dem Weißen Fluß an die Mündung des Sobat und bis in das Land der Nuehr [2]). Ferner reiste Wilhelm von Harnier in demselben Jahre am Blauen Nil aufwärts bis Roseres, kehrte von da nach Chartum zurück, das er am 6. December 1860 wieder verließ und auf dem Weißen Flusse bis Gondokoro gelangte, in dessen Nähe er am 23. November 1861 von einem Büffel getödtet wurde [3]). In den Jahren 1859 und 1860 unternahm Freiherr Adalbert von Barnim in Begleitung von Dr. Robert Hartmann eine Reise nach Afrika. Die Beiden kamen am 21. April 1860 in Chartum an, reisten nach Sennaar, besuchten den Dschebel Gule, gingen über Roseres bis nach Famaka und Fasokl, wo sie sich eine Zeit lang aufhielten und verschiedene Touren in die Umgegend machten, von wo aus sie aber, fieberkrank geworden, umkehren mußten; unter großen Mühsalen wurden sie nach Roseres gebracht, wo Adalbert von Barnim am 12. Juli starb, Hartmann kam wieder in die Heimath zurück [4]). Ende Januar 1862 fuhr der bereits erwähnte Prunssenaere

[1]) Journal of the Royal Geographical Society II, p. 71—90: Journal of a Voyage on the Bahr el-Abiad or White Nile by Adolphe Linant.

[2]) Ibid. V, p. 38—58: Extracts from private Memoranda kept by Lord Prudhoe on a Journey from Cairo to Sennar.

[3]) Ibid. IX, p. 163—190. Notes on a Journey to Kordofan, in 1836, 7. By Arthur Holroyd.

[4]) Joseph Rußegger, Reisen in Europa, Asien und Afrika. Stuttgart 1844. II. 2, S. 7, 66, 438, 472, 524, 541 ꝛc.

[5]) Ferdinand Werne, Expedition zur Entdeckung der Quellen des Weißen Nil (1840 bis 1841). Mit einer Karte und einer Tafel: Abbildungen. Berlin 1848. S. 3, 25, 48, 311 ꝛc.

[6]) Ferd. Werne, Reise durch Sennaar, Mandera, Nasub, Cheli im Lande zwischen dem Blauen Nil und dem Atbara. Berlin 1852. S. 31, 51.

[7]) Richard Lepsius, Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel Sinai. Berlin 1852. S. 156, 165, 175, 196.

[1]) Petermann, Mittheilungen XXI (1875), S. 343.

[2]) Ibid. Ergänzungsheft 50, S. 1 bis 8.

[3]) Wilhelm von Harnier's Reisen am obern Nil. Nach dessen hinterlassenen Tagebüchern, herausgegeben von Adolf von Harnier. Nebst einer Specialkarte und XXVII Originalzeichnungen. Darmstadt und Leipzig 1866, S. 1 ꝛc. Vergl. Petermann, Mittheilungen, Ergänzungsheft 10, S. 125 bis 141.

[4]) Robert Hartmann, Reise des Freiherrn von Barnim durch Nordostafrika. Mit Abbildungen und Karten (nebst einem Atlas). Berlin 1863. S. 371, 448, 559, 586, 609, 636 ꝛc. Vergl. Hartmann, Skizze von Sennâr. Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Neue Folge XIV (mit einer Karte). S. 1 ꝛc. Hartmann, Naturgeschichtlich-medicinische Skizze der Nilländer. Berlin 1865. Hartmann, Die Nigritier. Berlin 1876.

Digitized by Google

auf dem Blauen Fluß bis Sennaar und später von Chartum auf dem Weißen Nil bis zur Mündung des Sobat, dann auf diesem so weit aufwärts, wie kein anderer Reisender vor ihm; nach Chartum zurückgekehrt, trat er am 6. Januar 1863 eine Reise an über Sennaar und Hedebat nach dem Dschebel Gule; von da setzte er den Marsch nach Süden fort durch einen bis dahin unbekannten Theil der Dschesireh, kam über den Chor Deleb nach Abu Gones, einer Gruppe von Dorfschaften, und bis an den Dschal, nicht sehr weit oberhalb dessen Mündung in den Weißen Fluß. Später ging er am Blauen Nil aufwärts bis in das Berta-Land und kehrte von da nach Karkus zurück. Von heftigem Fieber befallen, suchte er am 15. December 1864 nach Chartum zu kommen, wurde aber unterwegs vom Tode hinweggerafft [1]). Ende Januar trat Theodor von Heuglin, der Nordostafrika zum Felde seiner Forschungen erwählt hatte, eine Fahrt auf dem Bahr el-Abiad an und zog verschiedene Nachrichten über die benachbarten Gebiete ein [2]). In der ersten Hälfte des Jahres 1870 kam Ernst Marno mit dem Mudir von Sennaar, der einen Kriegszug in die Berge der Bertât unternahm, um die Steuern einzutreiben, bis nach Beni Schonkol, ja es gelang ihm, in Begleitung zweier Diener bis nach Fadasi vorzudringen [3]). Von Mitte Oktober bis Mitte November 1874 haben Watson und Chippendal den Weißen Nil von Chartum bis Rigaf aufgenommen [4]) und vom November desselben Jahres bis zum April 1875 hat Ernst Marno den Fluß befahren. Im September 1876 fuhr Dr. Junker auf dem Sobat bis zu der ägyptischen Station Nasser [5]), und im April 1878 gelang es Gessi und Matteucci bis über Fadasi nach Süden zu kommen [6]). Hier in dem lange unbekannt gebliebenen südöstlichen Theil der Dschesireh ist am weitesten Juan Maria Schwer vorgedrungen. Derselbe langte am 20. Mai 1881 in Famaka an und kam von da nach Beni Schonkel und nach Fadasi, wo er vom Fieber niedergeworfen wurde. Wieder hergestellt, brach er nach Süden auf, überschritt die Wasserscheide zwischen dem Weißen und Blauen Nil und erblickte am 23. August vom Gipfel eines Berges einen See, aus dem der Baro (Dura) zum Sobat abfließt. So sind im Laufe der Jahre die verschiedensten Punkte der Dschesireh berührt worden und **nichts weniger als spärlich fließen die Quellen der Kenntniß des Landes Sennaar.**

Nachdem der Kiri in der Gegend des neunten Breitengrades eine weit ausgedehnte Sumpflandschaft mit üppiger Schilf- und Grasvegetation durchflossen hat und durch mehrere Zuflüsse bedeutend verstärkt worden ist, wendet er sich nach Nordosten und empfängt unter 9° 12′ den von Ostsüdost und Südost kommenden vielfach gekrümmten Sobat, dessen Breite an der Mündung 200 Schritt beträgt, der 300 km weit aufwärts befahren wurde, dessen Quellgebiet aber noch unerforscht ist. Das Land um beide Flüsse ist flach und der Nil strömt in dem schlammigen Bette ruhig und träge dahin; er dehnt sich oft seeartig — zur Zeit des Hochwassers zwei Stunden weit — aus oder er theilt sich in viele engere und weitere Kanäle, deren Wirrniß zuweilen so groß ist, daß der Schiffer nicht weiß, ob er sich in dem eigentlichen Strome oder in einem Seitenrinnsal befindet. Etwas nordwärts vom zehnten Grade kommt von Osten her der Dschal, der in seinem obern Laufe Yawasch heißt, in den Bergen südlich von Fadasi entspringt und zur trockenen Jahreszeit nur stellenweise Wasser hat [1]). Am 9. März 1863 war er nicht weit oberhalb seiner Mündung 15 m (50 Fuß) breit und nahezu 2 m (6 Fuß) tief [2]). Darauf hat der Strom eine Zeit lang nördliche und auf eine kurze Strecke westliche Richtung; oberhalb Hellet Kaka wendet er sich wieder nach Nordosten bis zu dem 120 m (400 Fuß) über die Ebene emporragenden Dschebel Tefafang, dem ersten Berg, der sich auf dieser Strecke seines Laufes am Ufer erhebt und in dessen Nähe der von Osten, vom Dschebel Gule, herfließende Doleb einmündet. Dann schlägt der **Bahr el-Abiad** oder der Weiße Fluß, der wegen der Kalkmilchfarbe des Wassers seinen arabischen Namen wohl verdient, nördliche Richtung ein und fließt an dem etwa 250 m (800 bis 900 Fuß) hohen Dschebel Nyemati vorbei. Zahlreiche, zum Theil mit üppiger Vegetation bekleidete Inseln theilen überall den Strom. Der Boden besteht meist aus Sand, mit Thonlagen untermischt. Nördlich vom dreizehnten Grade, wo in dem Nil die große Insel Aba liegt, wendet sich derselbe nach Nordnordwesten und unter 14⅓° fast gerade nach Norden, auf welch letzterer Strecke seines Laufes der Dschebel Auli am Ostufer sich erhebt [3]). — Der aus Abessinien herabfließende **Abai** wird, nachdem er die Berge von Gudern bespült, auf seinem nach Nordwest gerichteten Laufe durch den aus der Gegend von Fadasi kommenden, das ganze Jahr hindurch sehr wasserreichen Yabus, den manche für den Hauptquellfluß halten, bedeutend verstärkt; darnach durchbricht er die Gebirgsschranke des Dar Dschumus, nimmt unweit Fasokl den von malerischen wald- und weidereichen Bergen eingeschlossenen Tumat auf und wird nun **Bahr el-Asrek** oder der Blaue Fluß, häufig auch „E'-Nil" genannt. Bis nicht weit von Roseres, oberhalb welches Ortes er nordnordwestliche Richtung angenommen hat, fließt er in einem schmalen, tief eingeschnittenen, felsigen Bette, das voller Inseln und Muschelbänke ist, so daß zur Zeit des niedrigen Wasserstandes der Fluß mit schweren Barken nicht befahren werden kann. Weiter abwärts erweitert sich das Thal, rechts weichen die Höhen zurück, während sie links bis Sennaar meist hart am Wasser hinlaufen. Bei letztgenannter Stadt hatte der Bahr el-Asrek bei 13 Fuß unter dem höchsten Wasserstande am 31. Januar 1863 eine Breite von 600 Schritten [4]). (Unter dem vierzehnten Grade nimmt er von rechts den Dindir und bald nachher den Rahad auf.) Er wendet sich nun nach Nordwesten und fließt zur trockenen Jahreszeit ziemlich langsam in einem sandigen, an Untiefen und flachen Inseln reichen Bette weiter; während der Sommerregen jedoch verwandelt er sich in einen breiten reißenden Strom, der Land von seinen Uferbänken losspült und Bäume in seine Fluthen hinabreißt; das sonst klare und bläulichgrüne Wasser wird dann trübe und nimmt röthlichgelbe Lehmfarbe an [5]). — Der

[1]) Petermann, Mittheilungen, Ergänzungsheft 50 und 51: E. de Pruyssenaere's Reisen und Forschungen im Gebiete des Weißen und Blauen Nil. Von K. Zöppritz. (Mit einer Specialkarte vom mittlern Ost-Sudan, in 2 Blättern.)

[2]) Theodor von Heuglin, Reise in das Gebiet des Weißen Nil. Leipzig und Heidelberg 1869, S. 64 bis 96. Vgl. Petermann, Mittheilungen, Ergänzungsheft 50, S. 141 bis 152.

[3]) Ibid. XVI (1871), S. 24. Ernst Marno, Reisen im Gebiete des Weißen und Blauen Nil. Wien 1874, S. 95.

[4]) Petermann, Mittheilungen XXII (1877), S. 165 und Tafel IX.

[5]) Ibid. S. 159.

[6]) Ibid. XXVIII (1883), S. 72 und Ergänzungsheft 72: Juan Maria Schuver, Reisen im obern Nilgebiet. Gotha 1883. S. 3, 7, 11, 34 ꝛc.

[1]) Petermann, Mittheilungen, Ergänzungsheft 72, S. 11, 55.

[2]) Ibid. Ergänzungsheft 51, S. 14.

[3]) Ibid. Ergänzungsheft 10, S. 125, 126, 143. Werne, Expedition S. 104, 119, 485, 503, 541. Heuglin, Reise in das Gebiet des Weißen Nil S. 75, 83.

[4]) Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 51, S. 3.

[5]) Rußegger, Reisen II. 2, S. 438, 446, 529 ꝛc. Hart-

Digitized by Google

Bahr el-Asrek vereinigt ſich mit dem Bahr el-Abiad unter 15° 34′ nördl. Br. und 32° 30′ öſtl. L. von Gr.; die 378 m über dem Meere gelegene Vereinigungsſtelle führt den Namen Mokren, während die Landſpitze Ras el-Chartum genannt wird [1]). — Es erſtreckt ſich Sennaar von 8½ bis 15½° von Süden nach Norden, das iſt wie von Mailand bis Hannover, und dehnt ſich unter dem zwölften Breitengrad über zwei Grad der Länge aus, das iſt etwa ſo weit wie von Frankfurt am Main bis Bayreuth [2]). — Was die Bezeichnung Inſel oder Flußinſel anbelangt, ſo ſprechen ſich die Eingeborenen dahin aus, daß der Yabus, der wichtigſte Zufluß des Bahr el-Asrek, mit dem Sobat durch Regenſtröme, welche in der naſſen Jahreszeit voll Waſſer ſeien, zuſammenhänge und daß ſodann bei größerer abſoluter Höhe des Yabusbettes ein theilweiſes Abfließen in die gewundenen, mit dem niedriger liegenden Sobat in Zuſammenhang ſtehenden Regenbäche erfolge [1]). Wie dem ſei, iſt bis jetzt noch nicht mit Sicherheit zu ermitteln geweſen. Der Reiſende Schweinfurth glaubt allerdings nicht an eine Verbindung des von ihm in der Ferne geſehenen Sees des Baro mit dem Hochplateau am obern Yabus; doch muß er geſtehen, daß die Waſſerſcheide zwiſchen Dſchal und Yabus eine ganz unmerkliche ſei; ſüdwärts von Fadaſi laufen die Flüſſe von Weſt nach Oſt, auf einmal umgekehrt; obgleich die Neger verſicherten, daß man ins Flußgebiet des Weißen Nils eingetreten ſei, ſo hegte Schweinfurth anfangs noch Zweifel darüber und erhielt erſt ſpäter Gewißheit, daß er dortſelbſt nahe an den Quellen des Dſchal vorüber gekommen ſei [2]).

mann, Reiſe des Freiherrn v. Barnim S. 353, 574, 631 ꝛc. Atlas, Tafel XV (Abbildung): Ufer des Blauen Fluſſes unweit Hedebat. Caillaud, Voyage III, p. 47 etc. Zeitſchrift für allgemeine Erdkunde. Neue Folge XIV (1863), S. 5, 6.

[1]) Petermann, Mittheilungen XXI (1875), S. 430. Journal R. G. S. IX, p. 167.

[2]) Unter dem zwölften Breitengrad hat ein Grad der Länge 14,67, unter dem fünfzigſten nur 9,66 geogr. Meilen. Behm, geographiſches Jahrbuch III (1870), S. XXXIII, XXIV.

[1]) Zeitſchrift für allgemeine Erdkunde. Neue Folge XIV (1863), S. 2.

[2]) Petermann, Mittheilungen, Ergänzungsheft 72, S. 11, 54.

Ein Menſchenalter im Bereiche des Islam.

Wohl noch ſelten hat ſich ein gebildeter Europäer ſo ganz in die Araber hineingelebt, ſo daß dieſe ſelbſt ihn faſt für ihres Gleichen hielten, wie der ehemalige franzöſiſche Konſul in Tunis und dann bevollmächtigte Miniſter in Tanger, Leon Roches, von deſſen Memoiren nun der erſte Band vorliegt [1]). Wie ein gut geſchriebener ſpannender Roman lieſt ſich das Buch, für einen Roman werden es auch viele oberflächliche Leſer halten, aber wer ſich genauer mit dem Leben und Treiben im Maghreb abgegeben, der findet bald, daß hier ein Mann ſchreibt, der den Araber und ſein Weſen bis ins Innerſte hinein kennt und zu ſchildern verſteht, und daß hier ein äußerſt werthvoller Beitrag zur Kulturgeſchichte Nordafrikas und des Islam überhaupt vorliegt.

Leon Roches iſt freilich, da er nie etwas veröffentlicht, in Deutſchland nicht einmal dem Namen nach bekannt geworden, eine ſo wichtige Rolle er auch längere Zeit hindurch in Nordafrika geſpielt. Wie ihn die Tuniſer anſahen, darüber kann man ſich bei Maltzan (Reiſen in den Regentſchaften Tunis und Tripolis) unterrichten; noch viele Jahre nach ſeinem Weggange glaubte kein Eingeborener ſich beſſer den Europäern gegenüber empfehlen zu können, als indem er behauptete, bei Roches als Diener geweſen zu ſein. Selbſt ſeine eigenen Landsleute waren nicht ganz ſicher, ob er, der ſich den Titel Hadſch Omar el Euldj durch eine Wallfahrt nach Mekka regelrecht verdient hatte, nicht doch ein Mohammedaner ſei, ſo daß er noch 1846, als er das Konſulat in Tanger erhalten ſollte, ſich ausdrücklich gegen den Vorwurf des Renegatenthums vertheidigen mußte. An der ſtillen Maulwurfsarbeit, welche die Annexion ganz Nordafrikas — Kleinafrikas, wie Barth das Land zwiſchen Sahara und Mittelmeer nicht unpaſſend nennt — vorbereitet, hat Roches einen ſehr erheblichen Antheil genommen.

Es iſt ein abenteuerliches Leben, das ſich in dem erſten Bande entrollt. Ein junger Mann, kommt der Verfaſſer friſch von der Schule nach Algier, wo ſein Vater ſich in Terrainſpekulationen und Koloniſationsverſuche eingelaſſen hat. Auf Jagdausflügen in der Metidja-Ebene befreundet er ſich mit den Beduinenſtämmen, aber verhängnißvoll für ihn wird die Bekanntſchaft mit einer Nachbarin, der Wittwe eines ermordeten Deys, und noch mehr die mit deren Enkelin, der reizenden Khadidja. Ihr zu Liebe lernt er mit Feuereifer arabiſch, aber die Eltern ſchöpfen Verdacht, und die junge Maurin wird nach Hauſe geholt und ſchleunigſt an einen reichen Kulugli (Sohn eines Türken und einer Maurin) verheirathet. Leon iſt untröſtlich und faßt ſchließlich den verzweifelten Entſchluß, unter der Maske eines Renegaten in die Dienſte des Sultans Abd-el-Kader, der damals mit Frankreich in Frieden lebte und im Zenith ſeiner Macht ſtand, zu treten, in der Hoffnung, ſich ihm unentbehrlich zu machen und durch ihn die Scheidung Khadidja's von ihrem Manne und ihre Vereinigung mit ihm durchzuſetzen. Die Freundſchaft, die er mit der Familie von Omar Paſcha und namentlich deſſen Söhnen in Milianah geſchloſſen, kommt ihm zu Hilfe; er ſiedelt erſt zu dem Stamm der Beni Mouſſa in der Metidja über, dann nach Milianah, wo ihm ſein Freund Sidi Omar rückhaltlos ſeine Unterſtützung leiht und ihn auch in Beziehung zu dem für heilig geltenden Sidi Lanteri, dem einflußreichſten Marabut der Gegend, bringt. Mit ſeinen Empfehlungen geht er zum Emir von Maskara, der ihn anfangs ſehr freundlich aufnimmt. Er begleitet die Armee bei dem Angriff auf die Kuluglis vom Stamme der Zouetna, Freunde der Franzoſen, wird aber von dieſen unvernünftiger Weiſe ihren Todfeinden, den Arabern, ausgeliefert, und muß Zeuge ſein von deren Vernichtung. (Was er über das Verhältniß zwiſchen Türken, Kuluglis und Arabern und über das Benehmen des Emirs gegen die

[1]) Trente-deux ans à travers l'Islam, par Léon Roches, Ministre Plenipotentiaire en retraite, ancien Secrétaire intime de l'Emir Abd-el-Kader, ancien Interprète en chef de l'armée d'Afrique. — Tome premier. Algerie — Abd-el-Kader. Paris 1884. 8°. 508 p.

Digitized by Google

Mischlinge, die überall zum Anschluß an die Franzosen geneigt waren, berichtet, ist von größtem Interesse und wirft ein grelles Licht auf die schweren Fehler, welche die Franzosen anfangs in Algerien begingen.) — Schon nach kurzer Zeit faßt aber der Emir, durch den Kaid von Milianah, den Todfeind Sidi Omar's aufgehetzt, Argwohn gegen den Franzosen und schickt ihn unter dem Vorwand, ihn in der Religion unterrichten zu lassen, nach Tlemcen, läßt ihn aber dort gefangen halten. Zur Verzweiflung gebracht, versucht er zu fliehen, wird aber gefangen und entgeht dem Tode nur dadurch, daß er verlangt, vor den Emir selbst gebracht zu werden. Es gelingt ihm, diesen durch festes Auftreten zu imponiren, er überzeugt denselben, daß er ihm Unrecht gethan, und gewinnt sein ganzes Vertrauen, so daß sogar der Emir den Vater Leon's zu seinem Konsul in Algier ernennt. Mittlerweile aber sind die schwersten Verfolgungen gegen seine Freunde Sidi Omar und die anderen Kuluglis in Milianah losgebrochen; man hat sie ihres ganzen bedeutenden Vermögens beraubt und nur mit Mühe haben sie das nackte Leben gerettet; Khadidja's Gemahl ist, um einem ähnlichen Schicksal zu entgehen, mit seiner Frau und seinen Schätzen nach Fez aufgebrochen, Leon hat das ganze Opfer umsonst gebracht.

Dafür wendet ihm jetzt Abd-el-Kader sein ganzes Vertrauen zu. Der Emir beabsichtigt auch, die Wüstenstämme zu unterwerfen, besonders aber Ain-Madhi anzugreifen, den festen Ksor des großen Heiligen Sidi Mohammed el Tedjini, dessen Einfluß die Wüstenbewohner von ihm fernhält. Vor diesem Ksor ist schon einmal eine türkische Armee vernichtet worden, er ist nur durch eine reguläre Belagerung zu nehmen, und Leon wird vorausgesandt, um den Heiligen zur Uebergabe aufzufordern und nebenbei die Festung ein wenig zu inspiciren. Der Marabut will ihn ohne Besinnen als Spion tödten lassen, aber eine Negerin, in welcher er die Amme seiner Geliebten erkennt, spielt ihm ein Amulet in die Hände, das der Heilige als Zeichen seines besondern Schutzes zu verleihen pflegt, und nun unterstützt ihn dieser und sendet ihn zu dem Emir zurück. Dieser rückt vor Ain-Mahdi; aber obschon die Franzosen ihn unbegreiflicherweise mit Geschütz und Munition unterstützen, geht die Belagerung nicht voran, bis endlich Leon, der seine Geliebte in den Mauern weiß, mit Hilfe eines polnischen Artilleristen eine Mine bis unter den Palast des Marabut führt und diesen durch Mittheilung davon zur Kapitulation bewegt [1]). In der Stadt findet er aber nur noch die alte Negerin, seine geliebte Khadidja ist dem Wüstenklima erlegen, ihr Gemahl von einer Granate getödtet worden.

In halber Verzweiflung bleibt er noch eine Zeitlang bei den Wüstenstämmen, in deren Edlen er die idealen Araber erkennt, wie er sie geträumt, dann kehrt er zum Sultan zurück und findet diesen entschlossen, den Frieden zu brechen und den heiligen Krieg gegen die Christen wieder zu beginnen. Mißtrauisch geworden, zwingt ihn der Sultan, eine seiner Verwandtinnen zu heirathen, aber trotzdem kommt es zum Bruch; Leon sagt dem Emir ins Gesicht, daß er niemals Muselmann gewesen, trotzdem kränkt ihn dieser nicht weiter und gestattet ihm stillschweigend, sich nach Oran zu flüchten, von wo aus er alsbald seiner Frau den Scheidebrief schickt.

Leon geht nun nach Paris (1840) und sucht dort vergeblich seinen Ideen über die Kriegführung in Algerien Geltung zu verschaffen. Als Dragoman zur Armee zurückgekehrt, wird er vom Marschall Vallée anfangs wenig freundlich behandelt, gewinnt aber dann das Vertrauen von dessen Nachfolger, dem General Bugeaud, und legt nun diesem seinen Plan vor, der darauf hinausläuft, mit Hilfe des Sidi Mohammed el Tedjini die arabischen Stämme dem Emir abspänstig zu machen. Es galt, die angesehensten Lehrer des Islam und die Chefs der wichtigsten Khuans (religiösen Genossenschaften) zu einem Fetwa, einer feierlichen Erklärung zu veranlassen, daß der Koran es den algerischen Stämmen gestatte, sich den Christen zu unterwerfen, nachdem sie zehn Jahre lang ihnen mannhaft, aber vergeblich, Widerstand geleistet. El Tedjini übernahm es, die Zusammenkunft zu veranstalten und die einflußreichsten Männer der Sahara, Sidi Mohammed Sghaïr, den Enkel Sidi Eukbas im Ziban, Sidi Hamza, dem Marabut der Uled Sidi Scheikh, und Sidi Ahmed ben M'rabet, den Nachkommen des großen Muley Tajeb, lauter Todfeinde Abd-el-Kader's, der ihren Glanz verdunkelte, am ersten Redjeb des Jahres 1257 (19. August 1841) nach dem heiligen Kairuan zu bringen, um dort mit den Gelehrten der Universität die Frage zu prüfen. Mit einer Empfehlung des Heiligen von Ain-Mahdi an alle frommen Muselmänner, des Generals Bugeaud an die französischen Konsulate und einem unbegrenzten Kredit für etwa nöthig werdende klingende Ueberzeugungsgründe ging auch Roches dorthin ab, und damit schließt der erste Band.

Ist nun der Bericht über die inneren Vorgänge im Lager Abd-el-Kader's schon an und für sich interessant genug — und Roches, der auch später noch mit dem gestürzten Emir in intimer Verbindung blieb, ist wohl in der Lage, darüber authentisches Material beizubringen —, so wird das Buch noch viel wichtiger durch die Charakteristik der mitspielenden Persönlichkeiten und für uns speciell durch die eingehenden Schilderungen des arabischen und maurischen Lebens, wie sie sich bei der Erzählung ungezwungen von selbst ergeben. Löwen-, Straußen- und Gazellenjagden, das Treiben der vornehmen Mauren und Kuluglis im Innern ihrer Häuser, der Edlen, der Männer vom großen Zelte, in der Wüste, das Getriebe am Hofe und im Heere des Emirs, die Organisation seiner Herrschaft, die Intriguen und Kämpfe der einzelnen Persönlichkeiten gegen einander, die in buntem Wechsel vor unserm Auge vorüberziehen, geben dem Buche berechtigten Anspruch auf eine Würdigung an dieser Stelle und lassen uns wünschen, daß der zweite Band, die Versammlung in Kairuan und die Pilgerfahrt nach Mekka umfassend, recht bald nachfolgen möge.

W. Kobelt.

[1]) Nach der gewöhnlichen Lesart verlief die Sache etwas anders. Der Emir bat, als er nichts ausrichten konnte, den Tedjini, ihm wenigstens zu gestatten, in der hochheiligen Moschee mit seinen Leuten zu beten; er verpflichte sich dann, sofort abzuziehen. Der Marabut wollte das seinem Kollegen nicht abschlagen und überließ ihm für einen Tag die Stadt, deren Befestigungen Abd-el-Kader sofort zerstören ließ. Von dem Tage an ging es aber mit seiner Macht bergab, und als er sich den Franzosen ergeben mußte, soll er noch ausgerufen haben: „El Tedjini, dein Fluch hat sich erfüllt!"

Digitized by Google

Kürzere Mittheilungen.

Der vulkanische Ausbruch in Alaska.

Schon vor mehreren Wochen brachten die Zeitungen eine kurze Notiz über einen vulkanischen Ausbruch und das Auftauchen einer neuen Insel im Berings Meere. Die große Aufmerksamkeit, welche jetzt gerade solchen vulkanischen Ausbrüchen, die man mit verschiedenen atmosphärischen Erscheinungen in Verbindung zu bringen sucht, zuwendet, wird es rechtfertigen, wenn wir hier einige ausführlichere Mittheilungen, die wir der „Nature“ vom 24. Januar entnehmen, folgen lassen.

Wir treffen hier Erscheinungen, welche den in der Sunda-Straße bei Krakatau vorgekommenen ganz ähnlich sind; ein neuer Vulkan entstand im Sommer bei Bogoslov; eine nähere Zeitbestimmung des Ereignisses ist nicht vorhanden; in Folge der Wirkung desselben wurde im Oktober eine neu entstandene, tausend Fuß hohe Insel bemerkt; ferner fand am 6. Oktober eine heftige Eruption des Mount Augustine statt, wodurch die eine Wand des Kraters einstürzte und der Boden meilenweit mit einer fünf Zoll dicken Aschenlage bedeckt wurde; gleichzeitig wurde eine dreißig Fuß hohe Welle beobachtet, der mehrere andere folgten. Endlich fiel am 20. Oktober ein mit Asche vermischter Regen, der wahrscheinlich von einem neuen Ausbruch des benachbarten Vulkans herrührte.

In der „U. S. Signal Service Monthly Weather Review“, Oktober 1883, findet sich darüber folgender Bericht:

„Unalaska, Alaska, 22. Oktober 1883.

Mein Herr! Ich schicke mit dieser Post eine mit Sand gefüllte Flasche ab; es ist dies eine Probe desjenigen, der während des Sturmes am 20. d. gefallen ist. Die Luft wurde um 2 Uhr 30 Minuten Nachmittags plötzlich schwarz wie die Nacht und bald fiel ein mit Sand gemischter Regen, etwa 10 Minuten lang, wodurch die Erde mit einer dünnen Lage bedeckt wurde. Die Fenster waren so mit dieser Lage überzogen, daß es unmöglich war hindurchzusehen. Man vermuthet, daß dieser Sand entweder vom Menkuschin oder von dem neuen Vulkan in der Nähe von Bogoslov stammt. Der zuerst genannte Berg liegt etwa 19 Meilen in südwestlicher Richtung entfernt, hat jedoch seit einer Reihe von Jahren auch Rauchwolken ausgestoßen. Der zuletzt genannte ist ein ganz neuer Vulkan, der diesen Sommer entstand und sich aus dem Boden des Berings-Meeres erhoben hat; er ist ungemein thätig und hat schon eine 800 bis 1200 Fuß hohe Insel gebildet.

Nach dem Berichte des Kapitäns Anderson, des Entdeckers dieses Vulkans, der auf 2000 Yards Entfernung an demselben vorbei segelte, bietet er einen großartigen Anblick. Feuer, Rauch und Lava treten aus manchen Riffen hervor, von denen einige unter der Wasserlinie liegen. Große Steinmassen werden hoch in die Luft geschleudert und, wenn sie in das Wasser fallen, entwickeln sie unter lautem Zischen massenhaften Dampf. Bogoslov liegt 60 Meilen von hier entfernt in westlicher Richtung, der neue Vulkan etwa ½ Meile von da in nordwestlicher Richtung.“

Dieser Brief war unterzeichnet durch einen Sergeanten vom U. S. Signal Service.

Ein zweiter Bericht, der einer Zeitung entnommen ist, lautet:

„San Francisco, 28. December 1883.

Professor Davidson empfing heute ausführliche Berichte aus Alaska über die vulkanischen Störungen, welche dort im vergangenen Oktober am Eingange von Cooks Busen beobachtet wurden. Am Morgen des 6. Oktober hörte man in einer Fischerniederlassung an der English Bai einen heftigen Knall und bemerkte in der Richtung, woher derselbe ertönte, ungeheure Mengen von Rauch und Flammen, welche aus der Mitte des Augustineberges hervorbrachen. Der Himmel wurde dunkel und wenige Stunden später fing ein starker Regen von ungeheuren Bimssteinmassen an, die theilweise fein und weich, theilweise sandig waren. An demselben Tage kam eine Fluthwelle, welche etwa dreißig Fuß hoch war, um halb vier Uhr, und brach über das Dorf herein; sie schwemmte alle Boote weg und vernichtete viele Häuser. Da es gerade niedrigste Ebbe war, wurde die Niederlassung durch diesen Umstand vor vollständiger Zerstörung bewahrt. Der ersten folgten bald zwei andere, achtzehn Fuß hohe Wellen, dann in unregelmäßigen Zeiträumen zahlreiche andere. Bimssteinasche fiel in der Dicke von fünf Zoll, wodurch das Tageslicht verdunkelt wurde, so daß man die Lampen anzünden mußte. In der Nacht war die umgebende Landschaft durch die Flammen, welche aus dem Krater hervorbrachen, erleuchtet. Gewöhnlich ist Mount Augustine mit Schnee bedeckt, doch in diesem Jahre ist er vollständig frei davon. Nachdem der Ausbruch etwas nachgelassen hatte, fand man, daß der Berg von seiner Basis an bis zum Gipfel in zwei Theile zerrissen und der nördliche Abhang bis zum Niveau der umgebenden Klippen eingesunken war. In dem Kanale zwischen der Chernaburo-Insel und dem Festlande erhob sich gleichzeitig mit der Eruption eine neue Insel, welche fünfundsiebzig Fuß hoch und anderthalb Meilen lang war. So heftig war die vulkanische Thätigkeit, daß zwei erloschene Vulkane der Halbinsel Alaska, welche westlich von dem thätigen, 1200 Fuß hohen Vulkan Iliamna liegen, wieder in Thätigkeit kamen und ungeheure Massen Rauch und Staub ausspien. Bei Nacht sah man Flammen. Es wird berichtet, daß die Weiber einer Truppe von Aleuten-Indianern, welche dort auf dem Otterfang waren, durch das unterirdische Geräusch so erschreckt wurden, daß sie sich weigerten, dort zu bleiben und nach Hause zurückkehrten. Von den zurückbleibenden Personen hat man keine einzige wiedergesehen. Diese geographischen Koordinaten der im Vorhergehenden erwähnten Punkte sind:

Iliamna	60,1°	nördl. Br.	153,1°	westl. L.
Mount Augustine	59,5°	„	153,5°	„
Unalaska	53,9°	„	166,5°	„
Bogoslov . . .	54,0°	„	168,0°	„

Die Eisverhältnisse im Karischen Meere.

Einen sehr schätzenswerthen Beitrag zur Lösung der viel behandelten Frage betreffs der Schiffbarkeit des Karischen Meeres liefert ein in diesen Tagen von dem bekannten Führer der „Dijmphna“-Expedition, dem Premierlieutenant A. Hovgaard, in der königl. geographischen Gesellschaft zu Kopenhagen gehaltener Vortrag. Nachdem der Referent zunächst mitgetheilt, daß er demnächst in der „Geographischen Zeitschrift“ einen ausführlichern Bericht zu erstatten beabsichtige, bemerkte er, daß seinen gegenwärtigen Ausführungen sowohl seine eigenen Erfahrungen über die während seiner Anwesenheit im Karischen Meere dort vorhandenen Eisverhältnisse ꝛc., als auch die Nachrichten zu Grunde gelegt seien, die er von norwegischen Fangmännern aus Vadsö hierüber erhalten hat.

Das Karische Meer, beginnt Hovgaard, das die Gestalt eines großen Sackes besitzt, hat früher stets für vollständig mit Eis angefüllt gegolten, eine Annahme, deren Unrichtigkeit der Referent beweisen zu können glaubt. Während man das Jahr 1878 als ein sehr günstiges, 1882 als ein sehr ungünstiges

Digitized by Google

Eisjahr bezeichnet, kann letzteres von dem Jahre 1883 nicht gesagt werden, da mindestens ein Dampfschiff (die „Dijmphna") in letzterm in das Karische Meer zu gelangen vermochte. Ein ungünstiges Eisjahr nennt man ein Jahr, in welchem nur wenige oder gar keine Schiffe in das Karische Meer oder genauer durch die Jugor'sche Straße hindurch zu gelangen vermögen. Die „Dijmphna", welche am 17. September 1882 in das Karische Meer einlief, hatte in der Zeit vom Oktober bis zum März 1883 fast beständig südwestliche Winde und wurde infolgedessen mit dem während dieser Zeit eine kompakte Masse bildenden Eise in nördlicher Richtung getrieben. Im April bekommt jedoch alles ein anderes Aussehen. Die Winde variiren beständig und das noch immer fest liegende Eis treibt bald nach einer, bald nach der andern Richtung hin. Im Mai schlägt der Wind total um und wird Nordost, aus welcher Richtung er auch in den Monaten Juni und Juli weht. Jetzt kommt das Eis ins Treiben und bewegt sich, gleichzeitig auseinander gehend, beständig nach Südwest. Die neue Eisbildung wird in dieser Zeit durch die Pressungen des alten Eises total vernichtet, so daß das junge Eis keinen Einfluß auf die Eisverhältnisse auszuüben im Stande ist. Die Hauptmenge des Wintereises verschwindet im Karischen Meere selbst, indem es theils durch Quetschung gegen einander zerstoßen wird, theils schmilzt und theils endlich durch die Strömungen verzehrt wird. Im Juli hat die „Dijmphna" offenes Wasser nach Osten zu bemerkt und konnte man vom Bord des Schiffes ganz deutlich die Dünungen gewahren, welche durch das Eis gingen. Im August trat eine vollständige Veränderung der Situation ein. Der Wind wurde unstät und es entstand ein andauernder Kampf zwischen dem von Norden und dem von Süden kommenden Eise. Die „Dijmphna", deren Lage sich damals 10 Meilen von der Karischen Straße entfernt befand, wurde bald nach Norden, bald nach Süden versetzt. Der Theil des Eises, welcher aus dem Karischen Meere herausgetrieben wird, bildet ein verschwindendes Quantum gegenüber demjenigen, welcher in dem genannten Meere selbst zu Grunde geht; einige Fangmänner behaupten sogar, daß das Eis, welches durch die Jugor'sche Straße aus dem Karischen Meere getrieben wird, durch die Karische Straße in dasselbe zurückgelangt und zwar auf Grund einer Saugung, welche infolge der bedeutenden Entleerung durch nordöstliche Winde in der Jugor'schen Straße entsteht. Im Allgemeinen hängt jedoch die Vernichtung des Eises im Karischen Meere selbst durchaus von den Winden ab.

Man hat häufig die Behauptung aufgestellt, daß dem Karischen Meere von Osten her stets neues Eis zugeführt werde. Obgleich diese Annahme glaublich erscheint, so ist sie nach den von Lieutenant Hovgaard gemachten Erfahrungen doch nicht korrekt. Dies geht u. a. daraus hervor, daß der Obi, dessen Mündung auf der entgegengesetzten Küste der Halbinsel Jalmal, der östlichen Grenze des Karischen Meeres, sich befindet, kein Eis in das letztere entsendet, sondern nördlich um Nowaja Zemlja herum, was dadurch bewiesen wird, daß man wohl an letztgenanntem Orte, niemals aber im Karischen Meere selbst oder westlich von der Jugor'schen Straße sibirisches Treibholz antrifft. Einen zweiten Beweis hat die österreichische Polarexpedition dadurch geliefert, daß sie eine beständige Konstanz der Temperatur des einige Faden unter dem Meeresspiegel befindlichen Wassers nachwies. Im Jahre 1878, dem Eingangs erwähnten „günstigen" Jahre, fand sich im Juli noch Eis in der Jugor'schen Straße, und im August bildete die Lage des Eises einen Bogen, welcher die beiden südlichen Zugänge zum Karischen Meere versperrte, so daß man in der Jugor'schen Straße das Schiff nur warpen, nicht aber die Segel benutzen konnte. Im Jahre 1882 waren die Eisverhältnisse sehr ungünstig; die „Varna" und die „Louise" trieben beständig und zwar sehr rasch hin und her, ein Umstand, der ebenfalls darauf hinweist, daß östlich vom Karischen Meere keine großen Eismassen vorhanden waren. Auch im Jahre 1883 lag das Eis anfänglich bei der Jugor'schen Straße zu einem Bogen geformt; später gelangte es ins Treiben, und als die „Dijmphna" im September loskam, brauchte sie nur wenige Meilen im Eise zu segeln. Alles dieses läßt also mit großer Sicherheit darauf schließen, daß gerade wie im Jahre 1878, auch im letzten Jahre nur in der Richtung von Nowaja Zemlia ein Eisgürtel vorhanden gewesen ist, und geht hieraus ferner hervor, daß man die letztjährigen Eisverhältnisse des Karischen Meeres als normale betrachten darf.

H. Bay.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Wie überall auf der Erde, so ist auch in Finland das ethnologisch Unterscheidende in Tracht, Wohnung, Hausbau u. s. w. im Verschwinden begriffen; darauf haben schon Retzius in seiner „Finska Kranier" und viele Andere hingewiesen. Ein einheimischer Künstler, Herr Severin Falkmann, hat sich nun in richtiger Würdigung dieses Umstandes der dankbaren Aufgabe unterzogen, jene dem Untergange geweihten, ethnologisch interessanten Dinge wenigstens im Bilde festzuhalten und die Herausgabe eines Bilderwerkes „I östra Finland" („Im östlichen Finland". Helsingfors, F. Tilgmann) begonnen, das auf eine größere Zahl von Heften (zu 5 Mark) berechnet ist. Die beiden ersten davon mit zusammen 26 Bildern liegen uns vor; sie enthalten eine reiche Fülle von Typen, Trachten (diese meist in Buntdruck), Häusern und anderen Bauten, Landschaften u. dergl., die uns besser als viele Worte in die Eigenthümlichkeiten des Landes und Volkes einführen. Es ist zu wünschen, daß das Unternehmen auch außerhalb Finlands so viel Anklang und Unterstützung findet, daß es sein vorgestecktes Ziel voll und ganz erreiche.

— Die archäologische Gesellschaft zu Athen beabsichtigt, auf dem Meeresboden der Bucht von Salamis, wo die berühmte Seeschlacht zwischen Griechen und Persern stattfand, Untersuchungen anstellen zu lassen. Das Wasser ist in der Bucht nicht sehr tief, die technischen Hilfsmittel sind entwickelt genug und es ist auch genügend Geld vorhanden, daß man hoffen darf, wenigstens etwas von den 60 griechischen und ca. 200 persischen Schiffen, welche dort vor mehr als 23 Jahrhunderten zu Grunde gingen, wieder an das Tageslicht ziehen zu können.

— Der Walfischfang an der norwegischen Küste von Finmarken bis zur russischen Grenze ist im vergangenen Jahre mit 24 Fang- und 3 Bugsierdampfern sowie einer Arbeitsstärke von 1200 Mann betrieben worden. Der Ertrag war geringer als in den Vorjahren, was besonders den ungünstigen Witterungsverhältnissen zugeschrieben wird. Der Finwal zeigte sich gegen Ende März in der Nähe der Küste; da derselbe aber bald ostwärts ging, so wurden nur wenige geschossen und ans Land gebracht. Den Sommer hindurch soll sich dieser Wal in großen Scharen im Weißen Meere aufgehalten haben; an der norwegischen Küste wurden

Digitized by Google

nur noch anfangs Mai einzelne Exemplare gesehen. Im Juni kam der Blauwal, und im Juli und August zeigte sich derselbe häufig; die Jagd wurde aber vielfach durch Sturm und Seegang erschwert, und da der Wal sich außerdem ungewöhnlich weit von der Küste aufhielt, so war der Fang äußerst schwierig. Im Ganzen wurden jedoch im vorigen Jahre etwas über 500 Blau- und Finwale gefangen und ans Land gebracht; der Werth derselben ist zu 2 000 000 Kronen zu veranschlagen. Die Eisverhältnisse im nördlichen Polarmeere werden als Grund angegeben, daß sich die Wale im vorigen Jahre von der Küste so weit entfernt aufgehalten haben. Das offene Wasser erstreckte sich nämlich weiter nordwärts als gewöhnlich; liegt das Eis dagegen bedeutend mehr südlich, so scheint auch der Wal dem Lande näher kommen zu müssen. Uebrigens sind die Wale, welche dem Lande nahe kommen und Gegenstand der Verfolgung werden, nur ein unbedeutender Theil der großen Walscharen, die sich immer im offenen Meere aufhalten. An der russischen Küste hat im vorigen Jahre auch eine russische Gesellschaft mit einem Fangdampfer den Walfang betrieben, mit welchem Resultat, ist noch nicht bekannt. Zur Zeit sind an der Küste von Finmarken vier Walfischguanofabriken im Betriebe, die jedoch bei weitem nicht alle Walkadaver zu verarbeiten im Stande sind, so daß noch immer große Werthe verloren gehen. Aus dem Fleische und den Knochen wird nicht wenig Thran gewonnen und die Ueberreste eignen sich vorzüglich zur Guanofabrikation. Die bestehenden Fabriken sollen sich sehr gut bezahlen. Der bekannte norwegische Walfänger Svend Foyn ging Anfang vorigen Sommers, mißmüthig geworden wegen des schlechten Fanges auf seinen bisherigen Jagdplätzen, nach Island und gründete dort an einem der südlichen Fiorde ein Walfischfänger-Etablissement; aber auch hier war ihm das Glück nicht günstig, denn sein ganzer Fang bestand nur in 16 Walen, und hat er deshalb auch dies Etablissement wieder aufgegeben. In diesem Jahre wird die norwegische Walerflotte um 5 Dampfer und mehrere Bugsierboote und die russische um 4 Dampfer verstärkt werden. W. F.

— Für das öfters von uns erwähnte Sammelwerk „Das Wissen der Gegenwart“ (Leipzig, G. Freytag) hat Prof. M. Willkomm, der berühmte Botaniker und ausgezeichnete Kenner der pyrenäischen Halbinsel, die Schilderung derselben übernommen und giebt in der ersten Abtheilung nach eigener Anschauung und den besten Quellen ein physisches Gemälde der ganzen Halbinsel und die Detailschilderung Portugals, in welcher namentlich die bedeutenden Fortschritte des Reiches in neuerer Zeit unsere Aufmerksamkeit verdienen. Hervorzuheben sind auch einige saubere Kärtchen zur Erläuterung physikalischer Erscheinungen. — Ebenda erschien Paul Lehmann, Die Erde und der Mond, vom astronomischen Standpunkte aus betrachtet und für das Verständniß weiterer Kreise dargestellt.

— Herr Oscar Baumann in Wien theilt uns mit, daß er im vergangenen Sommer eine Reise durch Montenegro ausgeführt hat, und daß es ihm gelang, von weniger bekannten Distrikten das Kutschi-Land, das Moratscha-Quellgebiet und die Durmitor-Gruppe zu durchstreifen. Für den höchsten Punkt der letzteren, die Kablinova Glavica im Tirova Petschina-Kamme, welche er erstiegen, fand er (allerdings nur mittels Aneroid) die Höhe von 2944 m. Früher wurde derselbe zu 2600 m angenommen, während die neue russische Karte aus den Jahren 1879 bis 1880 nur 2483 m angiebt.

Asien.

— Die Thäler in der Umgebung von Petropawlowsk in Kamtschatka sind so geschützt und fruchtbar, daß sie mit gutem Erfolge für den Ackerbau nutzbar gemacht werden könnten; indessen haben die Einwohner keine Neigung für den Beruf des Landmannes. Sie hängen mit ihrem Lebensunterhalt gänzlich von den Fischen ab, die im Hafen und der Bai im Ueberfluß vorhanden sind. Während der eigentlichen Fischzeit kann man zu jeder Zeit des Tages und an jeder beliebigen Stelle bei der Stadt ein Netz auswerfen und sicher sein, dasselbe bald mit Lachsen, Schellfischen, Stinten, Barschen und Heringen angefüllt zu sehen. Während der Sommermonate werden große Quantitäten von Lachsen zur Nahrung für Menschen und Hunde getrocknet; in dieser einfachsten Weise zubereitet, werden sie „Jukal“ genannt. Als tägliche Ration für einen arbeitenden Hund rechnet man anderthalb Fische von mittlerer Größe. Der frische Lachs kostet 2, der Hering 1 Kopeke das Stück. Bevor man die Fische zum Trocknen aufhängt, reinigt und salzt man sie; später im Jahre aber werden sie in großen Mengen ohne vorhergehende Reinigung in Gruben geworfen und mit Erde überschüttet, um zur Verwendung zu kommen, wenn die sorgfältiger zubereitete Nahrung verbraucht ist. Freilich verderben sie auf diese Weise, aber ein hungriger Kamtschadale findet an dem schlechten Geruch und Geschmack ebenso wenig etwas auszusetzen, wie ein Eskimo. So erzählt William H. Gilder in seinem oben (S. 32) besprochenen Buche „In Eis und Schnee“. — Ebenso enthalten alle Seen und Flüsse Ostsibiriens einen Ueberfluß an vortrefflichen Fischen, und der ärmere Theil der Bevölkerung ißt auch nichts anderes. Die ostsibirischen Fische sind auch nach Gilder's Erfahrung von vorzüglichem Geschmack, namentlich wenn sie roh und gefroren servirt werden. Die Zubereitung ist in diesem Falle ungemein einfach. Nachdem die Haut abgezogen ist, wird das Fleisch in langen, schmalen Streifen von der Rückengräte abgeschnitten und je nach den Mitteln und dem Geschmack der Esser mit oder ohne Salz verzehrt. Außerdem werden die Fische gekocht, gebraten, gebacken, namentlich aber gern als eine Art Pastete in Brotteig eingerollt gegessen. Wer es erschwingen kann, ißt daneben auch wohl Renthierfleisch oder, wenn er reich genug ist, das bei weitem beliebtere, aber grobfaserige und zähere Rindfleisch. In Nischni- und Sredni-Kolymsk ist letzteres theurer als Renthierfleisch, in Werchojansk ist ihr Preis ungefähr gleich, in Jakutsk aber kostet Renthierfleisch schon bedeutend mehr und wird im Preise nur durch Pferdefleisch übertroffen, eine Delikatesse, die sich nur die reichsten Leute gewähren können.

— Die indische Regierung hat die Berichte über die Vorarbeiten für einige neue, wichtige Eisenbahnen veröffentlicht. Die erste, welche Assam mit dem Meere verbinden soll, wird von Tschittagong durch Katschar nach Dibrughar gehen, eine Abzweigung nach Gowhatty erhalten und 736 Miles lang werden. Eine zweite, 652 Miles lang, ist von Mogul Seria bis Benares durch Tschota Nagpur und Orissa nach Puri (Pooree) projektirt, mit einer Zweigbahn nach Gya; letztere wird ausgedehnte Kohlenfelder durchschneiden und für den Pilgerverkehr zwischen dem Nordwesten und Puri eine Abkürzung darstellen.

— Von Ernst Häckel's so überaus anziehendem Buche „Indische Reisebriefe“ (Berlin 1883, Gebr. Pätel), welche wir auf S. 191 des 43. Bandes besprachen, ist soeben eine zweite Auflage erschienen, welche um ein hochinteressantes Kapitel „Der Adams-Pik“ und eine Karte von Ceylon mit der Reiseroute des Verfassers vermehrt ist und in dieser Gestalt sich gewiß neue Freunde zu den alten erwerben wird.

— Verschiedene russische Schriftsteller haben in letzter Zeit darauf aufmerksam gemacht, daß in den japanischen Meeren verschiedene Arten giftiger Fische vorkommen, darunter zwölf Varietäten von Tetrodon, von denen T. inermis, „Kanatuka“ der Japaner, besonders gefährlich ist. Nach Dr. Guldrew ist der Fisch „Fuku“ so giftig, daß nach dem Genuß nur eines mäßigen Stückes von seinem Fleisch der Tod fast sofort eintritt. Den Japanern ist der Genuß desselben gesetzlich untersagt, aber trotzdem sterben nicht selten Leute der unteren Klassen daran; denn diese schreiben ihm besondere wunderbare Eigenschaften zu,

Digitized by Google

denen zu Liebe sie sich der Gefahr des Vergiftetwerdens aussetzen.

Afrika.

— Seit vorigem Jahre erscheint in Tanger unter dem Titel „Le Réveil du Maroc" eine Zeitung, die erste in Marokko. Sie hat sich zur Aufgabe gestellt, der marokkanischen Regierung in gründlichster Weise die Wahrheit zu sagen und alle Schäden ans Licht zu ziehen, und nach den uns vorliegenden Nummern läßt sie allerdings an Deutlichkeit der Sprache nichts zu wünschen übrig. Zum Glück für sie stehen die in Tanger wohnenden europäischen Unterthanen nicht unter marokkanischer Gerichtsbarkeit und „Sa Majesté Shérissienne" ist gegenüber dem Blatte machtlos.

Ko.

Nordamerika.

— Im „American Naturalist" (January 1884, vgl. auch Proc. R. Geogr. Soc. November 1883) finden wir Angaben über eine Forschungsreise des Rev. J. Petitot im Gebiet des noch so wenig bekannten Athabasca-See in Kanada. Er fand dort ausgedehnte Strecken fruchtbaren Landes, namentlich an den Einmündungen des gleichnamigen Flusses und des Peace River (Undjiga), dann zwischen diesem und der Duck Portage am Sklavenfluß, außerdem sehr zur Ansiedelung geeignete Prärien am Fuß der Felsengebirge vom obern Saskatschewan bis zum Hay River. Während jetzt höchstens 6000 Chippeways und Creeks in der Gegend leben, könnte sie eine sehr zahlreiche ackerbauende Bevölkerung ernähren. Am Athabaska River ist eine vulkanische Zone, in welcher kleine Kegel Feuer und Rauch auswerfen; ihnen entlang sind unvollkommen verkohlte Lignite abgelagert. Der See selbst ist 230 Miles lang, 25 breit und sehr tief; seine Nordseite ist kahl und öde; drei Seiten werden von Granitfelsen eingefaßt, nur die Südseite hat flacheres Land. Petitot's Untersuchungen sollen vier geographische Irrthümer berichtigen. Zunächst hängt der See La Rouge zwar mit dem Churchill, aber nicht mit dem Beaver zusammen; der La Plonge River, durch den das geschehen sollte, entspringt zwar nahe dem See, aber nicht aus ihm. Dann hat der große Bärensee keinen direkten Zusammenhang — durch den Beghula oder Anderson — mit dem Eismeer, und auch nicht zwei, sondern nur einen Ausfluß in den Mackenzie. Beide Irrthümer sind schon auf der Karte in Kiepert's Handatlas von 1879 berichtigt. — Wichtig dagegen ist, daß der Wollaston-See keinen Zusammenhang mit dem Athabasca hat, also auch keine Wasserverbindung zwischen Mackenzie und Churchill oder Mississippi, resp. der Hudsonsbai existirt; einige südliche Zuflüsse des Athabasca entspringen allerdings ganz in der Nähe des Wollaston. — Endlich wurde nachgewiesen, daß der halbmythische große Eskimo-See, der ein paar Mündungen ins Eismeer und außerdem Verbindung mit dem Mackenzie und dem Anderson haben sollte, nur einen Ausfluß hat, den Natowbja, der direkt ins Eismeer führt.

Ko.

— Eine Anzahl von Eisenbahn- und anderen Gesellschaften (Oregon and Transcontinental Co., Oregon Railway and Navigation Co., Northern Pacific R. R. Co., Oregon and California R. R. Co. und Oregon Improvement Co.) haben seit 1881 unter Leitung des bekannten, u. a. auch um die Erforschung Chinas verdienten Geologen Raphael Pumpelly einen Northern Transcontinental Survey ins Leben gerufen, dessen Zweck die Durchforschung und Aufnahme des gewaltigen, fast ein Fünftel der Union umfassenden Gebietes ist, welches zwischen den großen Seen und dem Stillen Ocean, der Nordgrenze der Vereinigten Staaten und etwa dem 41. Breitengrade liegt. Die Resultate dieses Survey vom Jahre 1882 liegen uns jetzt in einer Reihe sehr sauber, ja mustergiltig ausgeführter Karten vor, welche Topographisches, Waldbedeckung und Ackerbauverhältnisse (Boden und Futterpflanzen) zur Darstellung bringen. Die topographische Abtheilung enthält sechs Blatt (Yakima- und Colville-Bezirk in Washington, Judith Basin und Crazy Mountains in Montana), die forstliche eine Waldkarte des Yakima-Bezirkes, auf welcher zahlreiche und zum Theil ausgedehnte braune Flecken an das böse Leiden des Niederbrennens der Wälder mahnen, die ackerbauliche drei Bodenkarten (mit Höhenkurven) des Yakima- und Colville-Gebietes. Die Unterstützung der Wissenschaft durch Private ist ein großartiger Zug im nordamerikanischen Leben; ein Beispiel dafür ist auch diese Uebernahme staatlicher Pflichten durch Erwerbsgesellschaften, die Aufnahme des heimathlichen Bodens auf private Kosten. Mögen auch immerhin im Hintergrunde Gedanken an spätern Vortheil bei solchem Unternehmen mitwirken, die Wissenschaft gewinnt dabei dennoch.

— Die Everglades, das ausgedehnte Sumpfland, welches die Spitze von Florida südlich vom 28° nördl. Br. einnimmt und in seinem größern Theile noch nie von einem Weißen betreten worden ist, wurden im November und December vorigen Jahres von einer Expedition, welche der in New Orleans erscheinende „Times Democrat" ausgerüstet, in ihrer Längenrichtung durchschnitten. Die Expedition, mit zwei Segelbooten, zwei größeren Provisionscanoes und einigen kleineren Canoes versehen, erreichte, durch schwere Stürme auf dem Okitschobi-See aufgehalten, am 7. November das Südende dieses Sees, das schon an beiden Seiten von Sumpf eingefaßt ist, und bahnte sich, nachdem sie vergeblich versucht einen fahrbaren Kanal zu finden, mit entsetzlicher Mühe einen Weg durch den dichten Urwald und dann durch den Sumpf nach Süden. Im Durchschnitt wurden nur fünf Zoll Wasser, aber 15 Fuß Schlamm gefunden; man war, wie die Wasserspuren zeigten, zur Zeit eines sehr niedrigen Wasserstandes gekommen. Am meisten Schwierigkeit bot die nächste Umgebung des Sees, der bei Hochwasser offenbar hoch überschwemmt wird, zur Trockenzeit aber mit Gras, dem brennenden „warm pea" und Weidendickichten bedeckt ist. Mit Aufbietung aller Kräfte gelang es nur selten, mehr als eine englische Meile im Tage zurückzulegen, und 18 Tage lang war keine Möglichkeit, die Canoes zu verlassen oder ein Lager zu schlagen. Die Thierwelt zeigte sich unendlich arm; Alligatoren, die im See in unzähligen Mengen leben und den Menschen noch nicht fürchten gelernt haben, und Schlangen fehlten im eigentlichen Sumpf vollständig, ein einziges Eichhorn wurde noch im Walde gesehen, sonst nur zahllose Muskitos und Blutegel. Erst am 28. November wurde die erste Insel erreicht und wieder einmal auf trockenem Grunde gelagert; hier erschienen auch Wasservögel in Menge. Zusammenhängende Wasserläufe fehlten übrigens auch hier und wurden erst am 5. December angetroffen, als man den Anfang des Sharks River erreichte. Das Netz von Flüssen, das die meisten Karten zwischen dem Okitschobi-See und dem Florida-Kanal zeichnen, existirt offenbar wenigstens in der trockeneren Jahreszeit nicht, in der nassen mag es dagegen möglich sein, ohne allzugroße Anstrengung mit einem Canoe diese Route zu verfolgen. Von den Seminolen, deren letzte Reste Süd-Florida bewohnen, wurden wohl alte Lagerplätze und auch Lagerfeuer gesehen, doch bekam die Expedition keinen Indianer zu Gesicht.

Ko.

Inhalt: Amazonas und Cordilleren III. (Mit sechs Abbildungen). — Konrad Ganzenmüller: Sennaar. I. — W. Kobelt: Ein Menschenalter im Bereiche des Islam. — Kürzere Mittheilungen: Der vulkanische Ausbruch in Alaska. — H. Bay: Die Eisverhältnisse im Karischen Meere. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Schluß der Redaktion: 7. Februar 1884.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLV. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Amazonas und Cordilleren.

(Nach dem Französischen des Herrn Charles Wiener.)

IV.

Am 3. August waren die Flöße bereit und die Hütten unter Dach; am 4., 10 Uhr 20 Min. Vormittags, ging die Abfahrt vor sich. Ungefähr 500 m unterhalb der Lagerstelle gelangte man an den Zusammenfluß der Rios Coca und Napo; der Nebenfluß ist mächtiger als der Strom, dem er seine Wasser zubringt. Von diesem Punkte an gehört das rechte Ufer zu Ecuador und das linke zu Colombia. Doch sind die Besitztitel auf diese Gegenden höchst problematisch; keine der beiden Republiken hat es sich angelegen sein lassen, diesen als Grenzlinie doch politisch sehr wichtigen Fluß geographisch oder hydrographisch aufzunehmen. Das Bett des Napo ist von sehr ungleicher Breite. Bald öffnet es sich, und dann trennen oft recht große Inseln seine Arme, bald verengt er sich, und dann strömen seine tiefen Gewässer hastig dem Punkte zu, an dem die Gestade sich wieder erweitern.

Um 3 Uhr Nachmittags wurde das Fahrzeug von einem starken Strome fortgerissen; plötzlich erhält es einen heftigen Stoß und Krachen der Balken ertönt; es ist in den Zweigen eines in den Fluß gesunkenen Baumes festgefahren. Alle Anstrengungen, das Schiff loszumachen, sind vergebens. Die Nacht bricht herein. Von 5 Uhr Morgens an wird die Rettungsarbeit wieder aufgenommen. Zwei der Aeste weichen endlich den Axtschlägen; das Fahrzeug gleitet über das hölzerne Riff und eine Minute später ist es wieder flott. Die Ufer des Napo sind im allgemeinen flach, stellenweise aber bilden sie 8 bis 10 m hohe Abhänge; nun schwemmt bisweilen der Strom die bewaldeten Böschungen ab, die Bäume, die sie bedeckten, stürzen nieder, ihre riesigen Aeste beißen sich, den Zähnen eines Ankers gleich, im Grunde fest, und dieser Stamm versperrt einen Theil des Bettes.

Am 11. Nachmittags riefen die auf dem Vordertheil stehenden Leute plötzlich „Auco! Auco!“ Sie bezeichnen mit dieser Benennung die ungetauften Wilden. Wiener und seine Gefährten ergriffen Flinten und fuhren in dem großen Canoe nach einer Sandbank, von der sich dicker Rauch erhob. Jede einzelne Lagerstätte bestand aus einigen von der Sonne getrockneten Palmenblättern, die in die Erde gesteckt waren, und in deren kümmerlichem Schatten einige nackte Indianerinnen Netze ausbesserten, mit ihren Kindern spielten oder auch Körner zu Ketten aneinander reihten. Die Kleinen betrachteten die Fremden mit großen, runden Augen, indem sie Sand aßen, welche unselige Gewohnheit ihnen den Unterleib furchtbar anschwellt. Aus dem Hintergrund der Ebene liefen einige Indianer herbei. Es waren dies Zaparros von Sinchi-Chicta. Sie empfingen die Reisenden freundlich und versprachen, sie an der Mündung des Rio Ahuarico zu treffen, wohin man sich zur Ergänzung der Lebensmittel durch Jagd und Fischfang begeben wollte.

Gegen 2 Uhr Nachmittags am 13. August war diese Mündung in Sicht. Gegenüber dem Nebenflusse zeichneten sich auf einem breiten Strande menschliche Schatten ab. Bald konnte man einige 30 nackte, unbeweglich hockende Indianer unterscheiden; ihre braune Haut stach grell von dem hellgelben Boden ab. Plötzlich sprang ein hochgewachsener Mann in ihrer Mitte empor, gab zwei anderen ein

Digitized by Google

Zeichen, betrat eine Piroge und fuhr den Ankömmlingen entgegen, während die Uebrigen ins Waſſer ſprangen und heranſchwammen. Es war dies ein faſt nackter Weißer, der ſie zu ihrem größten Erſtaunen im reinſten Pariſer Franzöſiſch „Comment allez-vous?“ anredete. Bald hatte er ſein trauriges Geſchick berichtet. Er hieß Michel Parys und war, in Madrid von einer franzöſiſchen Mutter geboren, vom 8. Jahre an in Paris erzogen worden; ſein Vater war als Ingenieur nach Ecuador gegangen, um auf Rechnung einer engliſchen Geſellſchaft die Straße zwiſchen Pallon und Quito zu bauen, hatte aber, da die Geſellſchaft das Unternehmen aufgab und er es allein fortſetzen wollte, ſein ganzes Vermögen verloren. Michel verſuchte es zuerſt mit Stundengeben, verdang ſich dann als Chinaſucher und ging endlich nach dem Oſten, um ſein Glück zu machen, fand aber ſtatt deſſen nur bitteres Elend und wurde ſchließlich krank und verhungert auf dieſen Strand verſchlagen; ſeit 6 Monaten hatte er nur von Pepas del Monte gelebt und ſich nicht einmal Bananen oder Maniok verſchaffen können; ſeine Füße waren geſchwollen und ſtanden im ſtärkſten Gegenſatze zu ſeinem abgemagerten Körper. Wiener's Anerbieten, ihn in civiliſirtere Gegenden mitzunehmen, nahm er gern an.

Am nächſten Morgen früh trafen die Zaparros von Sinchi Chicta ein, und die Leute verbrachten den Tag mit Jagd und Fiſchfang. Letzterer iſt in dem 150 m breiten und 4 bis 5 Klafter tiefen Ahuarico höchſt lohnend, beſonders beherbergt er einen „Peiche“ genannten Rieſenfiſch, der gewöhnlich über einen Centner wiegt. Es wurde einer harpunirt; ſein Fleiſch, friſch oder geſalzen genoſſen, iſt höchſt angenehm von Geſchmack und erinnert an den Lachs. Die die Ufer bewohnenden Indianer ſind ausgezeichnete Fiſcher und handhaben die drei Inſtrumente ihres Gewerbes: Netz, Harpune und Angel mit gleicher Vollkommenheit. Die oft aus Eiſen gearbeitete Harpune iſt an einem 3 bis 4 m langen Stock befeſtigt, an deſſen Ende ſich ein langes, mit einem Schwimmer aus Balſa-Holz verſehenes Seil befindet. Der Indianer harpunirt aus einer Entfernung von 12 bis 15 m und läßt ſofort das Seil los; der getroffene Fiſch taucht unter, aber der Schwimmer zeigt ſeinen Weg an und geſtattet dem Fiſcher, ſich ſeines bald ermüdeten Opfers zu bemächtigen.

Die Bodoqnera (Blasrohr), deren ſich die Indianer mit großer Geſchicklichkeit bedienen, bietet im Vergleich zur Flinte Vortheile und Nachtheile dar. Man kann das Thier nur ſchießen, wenn es ruht, dafür aber kann man, da die Waffe keinen Lärm verurſacht, der Reihe nach Vögel von einem Baum herunterſchießen, während der Flintenſchuß ſofort den ganzen Schwarm in Alarm ſetzt. Für gewöhnlich ſchießt der Indianer ſenkrecht über ſich; die Länge (3 bis 4 m) des Rohres erklärt, weshalb man ſo ſeines Schuſſes ſicherer iſt, als wenn man wagerecht zielte; Wiener ſah, wie Affen neugierig das Rohr betrachteten, welches ſich langſam auf ſie richtete, und den vergifteten Pfeil empfingen, ehe ſie noch von der Gefahr eine Ahnung hatten.

Die Uferbewohner fabriciren Ollas potridas aus allen Ergebniſſen ihrer Thätigkeit. Schildkröteneier, ein Roche, ein Dutzend Fiſche „Boca chica“, zwei Kröten, eine Ente, ein Schwanz eines jungen weißbäuchigen Kaiman, Yuka, Bananen, Aji und Salz waren z. B. die Beſtandtheile einer Mahlzeit, die mit größtem Appetit verſchlungen wurde. Am 18. Auguſt erhielten die Ruderer eine am Tage erlegte Capihuara; gegen 6 Uhr Abends wurde zehn Schritt vom Ufer vor Anker gegangen und ſofort machten ſich die Indianer daran, ein großes Feuer anzuzünden und das Thier zu braten. Der Himmel hatte ſich mit ſchwarzen Wolken bedeckt; alle Augenblicke erleuchteten Blitze den Horizont mit violetten, rothen, fahlgelben Lichtern; der Wind erhob ſich und wirbelte die Flamme herum; dann jagte der Sturm einher und in ſeinem Gefolge Regen: ein vertikaler Strom goß herab, der ſich mit dem horizontalen miſchte. In einem Augenblick war das Feuer erloſchen und die Indianer, auf das Floß geflüchtet, verzehrten heiter die noch halb rohe Capihuara. Die Sunos ziehen die Speiſen gewöhnlich aus dem Feuer, wenn das Waſſer zu kochen angefangen, oder wenn die Flamme das zu bratende Fleiſch kaum geröthet hat. Uebrigens eſſen die Indianer nicht, ſie ſchlingen, und es iſt kaum glaublich, welche Quantitäten Speiſen ihre Magen aufzunehmen vermögen; ebenſo ſtark iſt ihre Fähigkeit zu trinken entwickelt.

Zaparros-Lager am Ufer des Napo.

Sobald der Indianer krank iſt, ſpannen ſich alle ſeine Fibern ab, er hat nicht die geringſte Widerſtandsfähigkeit. Erſcheinen die Pocken unter ihnen, ſo wandern ganze Stämme aus, die Mutter verläßt das kranke Kind, der Sohn den ſterbenden Vater. Und ebenſo gering iſt ihre Pietät vor Todten. Stirbt einer an einer bekannten, nicht anſteckenden Krankheit, ſo macht man in der Nähe eines Baumes eine Grube und verſcharrt darin den Leichnam; keine Thräne fließt dabei, kein Klagen ertönt; nach gethaner Arbeit trinkt

und ſchläft man und die Natur, unempfindlich gegenüber dem Tode, nimmt ihr Schöpfungswerk von Neuem auf. Nur die Archidonas machen hierin eine Ausnahme: ſie, die früheren Unterthanen der Inkas, haben, wie es ſcheint, die uralte Gewohnheit der Leichenaustrocknung bewahrt. Sie geben ihren Todten eine hockende Stellung wie bei den peruaniſchen Mumien, und, da ſie keine Mauſoleen zu errichten verſtehen, ſo bewahren ſie die Mumien in ihren Häuſern unterhalb des Daches hängend auf.

Acht Tage nach dem Aufbruche vom Rio Ahuarico erreichte man den Rio Curaray und bald hernach Tamboryacu. Da die wilden Stämme, welche hier hauſen, im Rufe der Grauſamkeit ſtehen, und die Ruderer nicht begierig waren, ihre Bekanntſchaft zu machen, ſo thaten ſie, als ob ſie eine 2 km abwärts gelegene Landeſtelle nicht erreichen könnten. Es war 6 Uhr. Wenige Minuten ſpäter fuhr man in vollſtändiger Finſterniß, und wenn es ſchon ſchwierig iſt, den Napo in einem ſchwerfälligen Fahrzeuge zu beſchiffen, wenn man alle Hinderniſſe ſieht, ſo iſt es noch viel ſchlimmer bei Nacht. Um 7½ Uhr fühlte man einen Stoß, dem Unheil verkündendes Krachen folgte. Wieder ſitzt man in Aeſten feſt. Da die Dunkelheit zu ſehen verhindert, wo man feſtgehakt iſt, ſo überläßt man ſich dem Strom; die Kraft des Waſſers treibt das Fahrzeug vorwärts; das Krachen dauert an; das Floß neigt ſich auf die linke Seite und das Waſſer dringt mächtig hinein. Dieſe kritiſche Lage währt über 5 Minuten; endlich bricht der Baum, aber nur um das Schiff in einen andern verfahren zu laſſen. Das Häuschen ſcheint in die Brüche gehen zu wollen; die Lianen und Seile, die ſeine Nägel und ſein Dach zuſammenſchnüren, geben nach und reißen, die hölzernen Streben gehen aus den Fugen. Ein letzter Stoß, man zerbricht einige Zweige und ſchwimmt ruhig einher. Der Mond geht auf und erleuchtet den Fluß. Die Indianer nehmen die Ruder wieder zur Hand, und eine halbe Stunde ſpäter iſt man außer Gefahr; zwar das Fahrzeug

Zaparros am Rio Ahuarico.

iſt ſtark mitgenommen, aber man tröſtet ſich: einige Stunden Arbeit werden die Havarien ausbeſſern, einige Stunden Sonne die Kleider trocknen.

Rechts und links bildet der Napo Cochas oder Lagunen, die oft mehrere Kilometer lang und von Kaimans, Fröſchen und Kröten wimmeln. Dieſe Strecken werden von den Wilden nicht bewohnt, weil ſie Fieber erzeugen, während ſonſt die Ufer des Napo geſund ſind und nur ſtellenweiſe die Muskitos hier hauſen. Auch die Expedition litt ſchrecklich unter dieſen Plagegeiſtern, und nicht allein die Europäer, auch die Eingeborenen werden nicht verſchont. Nachts bedienen ſie ſich 2 m langer, 60 cm breiter und 50 cm hoher Muskitonetze aus ziemlich ſtarken, farbigen Stoffen. Zwei quer über einander gelegte Zweige ſpannen dies Netz in ſeiner ganzen Breite aus einander; zwei in den Sand geſteckte Ruder zu Häupten und zu Füßen vollenden das primitive Gerüſt dieſes Schutzdaches.

Am 25. Auguſt traf man einen Stamm der Piojes-Cotos. Zuerſt zeigten ſich vier oder fünf auf dem rechten Ufer, in wenigen Minuten aber wuchs ihre Zahl auf dreißig. Das Geſtade des Napo bildete hier einen Abhang von 4 bis 5 m, die Lianen hingen von den Bäumen herab, und es war ein reizender Anblick, wie Männer, Frauen, Kinder, ganz nackt, faſt weiß von Haut und mit langen ſchwarzen Haaren, in und an den Zweigen ſchwebten. Sie ſahen die Fremden ohne eine Spur von Furcht herannahen. Für einige Meſſer vertauſchten ſie vergiftete Lanzen und für einige Tücher führten ſie die Reiſenden in ihre 200 m vom Ufer auf dem linken Ufer liegende Hütte. Dieſe maß ca. 40 mal 30 m, und das Dach war gut 10 m vom Boden entfernt. Im Inneren befanden ſich einige 30 Cotos. Sie ſind von ſchöner Raſſe, großem Wuchs und eleganten Formen und Bewegungen. Die Naſe iſt gerade, das Kinn rund, der Mund breit geſpalten, aber wohlgeſtaltet, die Zähne ſchön und weiß. Im Ohr tragen ſie Pfropfen oder weiße runde Scheiben — ob von Balſa oder Korkholz, kann Wiener nicht angeben — die bis zu 15 cm im Durchmeſſer haben. Die Piojes-Cotos folgten der Expedition beinahe eine Stunde lang in zwei Pirogen, ohne zu wagen an Bord zu kommen; dann kehrten ſie um.

Am 27. traf man in Tutapicho ein. Die Bewohner ſind aus den Miſſionen des obern Napo ausgewanderte Indianer. Sie haben ſich um einen gewiſſen Jara geſchart, der ſie zur Ausbeutung von Kautſchuk,

Eingeborene vom Rio Ahuarico. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

Saſſaparilla und Taguanüſſen benutzt. Er hat ihnen auch das Princip aller Civiliſation, den Werth des Geldes als Lohn für die Arbeit, beigebracht. Sie malen ſich weder Geſicht noch Körper, tragen weder Hals noch Armbänder und haben ein für Arbeiter vernünftiges Koſtüm angenommen.

Am 30. kam man nach Maſan, einer Ortſchaft, die aus einer Indianerhütte beſteht. Von Zeit zu Zeit zieht der Indianer um, und Maſan zieht mit ihm.

Einer von Wiener's Leuten war von einem Skorpion geſtochen worden. Nach dem Glauben der Eingeborenen iſt dieſer Stich ſtets tödtlich. Wiener that einen tüchtigen Schnitt in die Wunde und wuſch ſie verſchiedentlich mit Alkaliwaſſer. Der arme Kerl heulte vor Schmerz, und ſeine Landsleute baten, ihn doch ruhig ſterben zu laſſen. Anſtatt deſſen wurden die Waſchungen fortgeſetzt, der Indianer ſchlief, ſchwoll zwei Tage lang furchtbar an, genaß aber darauf. Man erzählt oft, die Indianer kennten Pflanzen von wunderbarer Heilkraft, in der That aber kennen ſie nichts. Wenn ſie an irgend einer Krankheit, außer Blattern, Fieber oder Katarrh, leiden, ſo ſagen ſie, ſie ſeien behext; der Kranke bezeichnet den Zauberer und ſeine Freunde tödten den Böſewicht, ſo daß die berühmte Indianerkur zwei Menſchen tödtet, anſtatt einen davon zu retten.

Fiſchfang der Zaparros.

Der letzte Tag auf dem Napo gab noch Gelegenheit zu einer Schildkrötenjagd. Einige Kilometer unterhalb Maſan traf man einige hundert dieſer Thiere. Die Leute brachten eine mit, die über einen Centner wog und 121 Eier hatte. Die Geſchicklichkeit des Jägers beſteht darin, ſich dem Thiere von der Seite zu nähern, es am Rückenſchild genau über dem Kopfe zu ergreifen und ſchnell umzudrehen; einmal auf dem Rücken liegend, iſt es gefangen. Um die Eier zu finden, folgt man den Spuren, welche die Schildkröten im Sande hinterlaſſen; ſie kommen beſonders in Mondnächten aus dem Waſſer, höhlen ein 40 bis 80 cm tiefes Loch aus, legen dort in zwei oder drei Stunden 100 bis 140 Eier hinein und bedecken die Grube ſorgfältig mit Sand, indem ſie der Sonne die Sorge um das Ausbrüten ihrer Nachkommenſchaft überlaſſen. Die Indianer erzählen, daß die Schildkröten zweimal im Jahre legen, einmal im Juli, das andere Mal im September oder Oktober und verſichern, daß die erſten Eier verfaulen und nur die zweiten die zukünftigen Geſchlechter erzeugen.

Etwas ſpäter als Wiener's Aufenthalt in jener Gegend fällt die Zeit, wo dieſe Thiere zu Tauſenden aus dem Waſſer kommen; einer ſeiner Leute verſicherte in einer Nacht über 40 auf den Rücken gelegt zu haben, was wohl nicht übertrieben iſt, da der Menſch ſich kaum anzuſtrengen braucht um eine Schildkröte einzuholen, wenn ſie noch ſo ſchnell läuft.

Dieſe Schalenbewohner haben eine unglaubliche Lebenskraft. Man ſchlägt ſie mit Knütteln und Meſſern auf den Kopf todt; hat man ſie ſo getödtet, dann lebt der übrige Körper noch immer weiter, was man merkt, wenn man mit einem Beile die Knochen zerſchlägt, welche die Bruſt mit dem Rücken verbinden. Mit einem Meſſer werden Kopf und Füße vom Bruſtbein getrennt, dann ergreifen zwei Indianer die Schale, zwei andere ziehen den Körper; das Fleiſch löſt ſich, aber unglücklicherweiſe reißt mitten in der Arbeit das Thier entzwei und die Hinterfüße, der Schwanz, ein Theil des Rückens und der Bruſt bleiben an der Umhüllung kleben; man will dieſe Theile loslöſen, aber ſie vertheidigen ſich mit wahrer Wuth. Sind das nervöſe Bewegungen? Die Beine wollen ſich durchaus nicht abſchneiden laſſen, der Schwanz weigert ſich entſchieden, dem Beiſpiele des Kopfes zu folgen. Das heißt bis ans Ende kämpfen!

Das erſte civiliſirte Dorf, welches man antraf, war

Mangoa; ja es war eigentlich überhaupt das erſte Dorf in unſerm Sinne, welches man ſeit 47 Tagen ſah. Zwölf Strohhäuschen um eine kleine Kapelle bilden dieſe erſte peruaniſche Niederlaſſung. Die Einwohner ſind Borjeños, von denen noch weiter zu ſprechen ſein wird, ſchöne, faſt weiße Menſchen, mit ſchwarzen, dichten Bärten. Mangoa liegt auf einem 30 bis 35 m hohen Hügel; eine ländliche Treppe führt von dem kleinen Hafen zu den Häuſern hinauf. Als Wiener ankam, ſtiegen Frauen mit großen Thongefäßen auf dem Kopfe die Stufen hinunter. Dieſe Art Laſten zu tragen, die in Ecuador vollſtändig unbekannt iſt, zwingt den Träger aufrecht zu gehen und giebt den Bewohnern dieſer Gegend eine ſtolze Haltung, die beſonders den Frauen gut ſteht.

Coto-Indianer. (Nach einer Photographie.)

Hier ſah man die erſten Monterias, das ſind Pirogen, deren man ſich auf dem Marañon (Amazonenſtrom) bedient. Sie ſind aus Mohinaholz und werden beinahe wie die anderen Pirogen gebaut; wenn ſie aber fertig ſind, ſpaltet man ſie an beiden Enden und entfernt über einem langſamen Feuer die Seiten vom Kiel, ſo daß das Schiff zu einer flachen Muſchel wird; dann ſchließt man Vorder- und Hintertheil durch gerade Planken. Der Hauptunterſchied zwiſchen Piroge und Monteria beſteht darin, daß jene ſtromab mit Pagajen, ſtromauf mit Taunas, einer Art Stangen getrieben wird, während man dieſe ganz auf europäiſche Weiſe mit Steuer und Ruder lenkt.

Das Ufer des Napo bildet hier einen 4 bis 5 m hohen Abhang und auf der Terraſſe, welche ſich 200 m weit vom Fluſſe nach Weſten ausdehnt, entwickelt ſich eine 3 km lange und durchſchnittlich 60 m breite Lagune, deren Niveau $4\frac{1}{2}$ m und deren Grundfläche $2\frac{1}{2}$ m höher iſt, als der benachbarte Fluß; ihr Spiegel ändert ſich nie und Sommer wie Winter bedient man ſich zu ihrer Befahrung einer Monteria, die an ihrem Rande angeſeilt liegt. Da das Terrain aus Alluvium beſteht, ſo iſt es wunderbar, daß das Gewäſſer keinen Abflußkanal beſitzt.

Am Abend machten die Leute Toilette; ſie ſchnitten ſich wieder die Haare kahl vom Kopfe bis auf die lange Stirnfranſe; das Geſicht aber bemalten ſie ſich nicht, nur der eine Zaparro ſchwärzte ſich mit Huichi. Ein ſolches Zugeſtändniß von Seiten der Wilden iſt höchſt ungewöhnlich, auch drückte ihnen Wiener ſeine Erkenntlichkeit durch eine Flaſche Branntwein aus.

Die Nacht war erſtickend heiß und der Boden brannte; das in den Sand geſteckte Thermometer zeigte um 11 Uhr Nachts 59° C.!

In wenigen Stunden nur ſollte man den Napo verlaſſen. Die vorgenommenen Lothungen haben erwieſen, daß er vollſtändig ſchiffbar iſt, und die Ausfuhr ſeiner

Der Amazonenſtrom an der Mündung des Napo.

Uferprodukte wäre leicht. In welchen ökonomiſchen Bedingungen befände ſich nun wohl ein zwiſchen Curaray und Tutapicho, alſo auf peruaniſchem Gebiet, eingerichtetes landwirthſchaftliches Unternehmen? Das Landesgeſetz erklärt die Beſitznahme von Ländereien im ganzen Oſten der Republik für unentgeltlich und verlangt nur, daß der Koloniſt innerhalb eines Jahres nach dem Antrage, den er an die Regierung zu ſtellen hat, ein Wohnhaus auf ſeinem Grund und Boden errichtet habe. Die Ausdehnung der Conceſſionen iſt unbeſchränkt. Die Einfuhrzölle ſind für alle den Koloniſten nöthigen Geräthe aufgehoben. Ein Vertrag zwiſchen Braſilien und Peru ſichert der Ein- und Ausfuhr aus den Gebieten öſtlich der Anden Tranſitſcheine zu.

Unter dieſen außerordentlich günſtigen Bedingungen, die man anderwärts vergeblich ſuchen würde, und in Anbetracht der ganz enormen Ergiebigkeit des Bodens erſcheint es faſt wunderbar, daß der Strom der europäiſchen Auswanderung ſich nicht einmal hierher gerichtet hat. Aber freilich, der Einzelne kann hier nichts ausrichten, er geht zu Grunde;

nur mit reichen Kapitalien verſehene Geſellſchaften könnten, mit Hilfe des Zeit und Entfernung kürzenden Dampfes und guter Verkehrswege, den ungeheuren Reichthum dieſer Gegenden nutzbar machen und ihrem Boden ſolidere und dauerhaftere Schätze entreißen als die Millionen koſtbaren Metalles, die vor drei Jahrhunderten dem Schoße der Cordilleren entſtiegen.

Am 1. September, 6 Uhr Morgens, fuhr die Expedition in den Amazonenſtrom ein. Vor ihr that ſich, ſo weit das Auge reichte, der einer rieſigen Ueberſchwemmung ähnliche Waſſerſpiegel auf. Ueber 800 Stunden vom Ocean entfernt, bietet der Marañon auf einem Sektor von 15° ein Schauſpiel dar, welches man gewöhnlich nur auf hohem Meere genießt, den natürlichen Horizont. Himmel und Woge vermählten ſich; man fuhr in dem Süßwaſſermeere Südamerikas. Die aufgehende Sonne überfluthete die Morgenwolken und den Spiegel des Fluſſes mit goldenen Strahlen, man ſchwamm in Feuer und unter purpurnem Baldachin.

Die Expedition von Quito bis zum Amazonas hatte hundert und einen Tag gedauert.

Sennaar.

Von **Dr. Konrad Ganzenmüller.**

II.

In dem ſüdöſtlichen Theile iſt die Dſchesireh gebirgig. Nordoſtwärts von dem See des Baro erheben ſich die Berge des Lega-Landes 2500 bis 3000 m über den Meeresſpiegel; nicht ohne Schwierigkeit iſt das weiter nördlich gelegene Ego-Gebirge zu überſchreiten; darnach folgen: die Höhen von Fadaſi, nordwärts davon das Bämbäſchi-Gebirge, deſſen höchſter Gipfel etwa 700 m über die Ebene emporſteigt, und zu beiden Seiten des Tumat die Berge des Berta-Landes. Von dem Tieflande im Weſten gegen den Weißen Nil hin, von dem Becken von Kabangel aus geſehen, macht das Hochplateau den Eindruck von mächtigen Bergketten, welche zahlloſe Ausläufer in die Ebene entſenden [1]). Weit nach Weſten vorgeſchoben erſcheint der aus einem niedrigen Felſenkamme beſtehende Dſchebel Ulû und der abgerundete Dſchebel Karawit zwiſchen dem zehnten und elften Breitengrade [2]). Zwiſchen dem Blauen Nil und dem Tumat liegt der Faronye und der Faſankarô und nordweſtlich von letzterem der 500 m über den Blauen Fluß emporragende Faiokl [3]). An die Berge des Berta-Landes ſchließen ſich die Dſchebel e'-Fundſch an; hier iſt am wichtigſten das aus mehreren etwa 600 m über die Ebene aufſteigenden Erhebungen zuſammengeſetzte Gebirge Tabi zwiſchen dem elften und zwölften Grad, anderthalb Tagereiſen weſtlich vom Bahr el-Asrek. Weiter nach Norden erhebt ſich der oft beſuchte, mehr iſolirte Dſchebel Gule, der mit ſeinem von mächtigen Affenbrodbäumen beſchatteten Dörfergürtel einen großartigen Anblick gewährt. Die Weſtſeite iſt ſehr ſteil und zeigt große herabgeſtürzte Felsmaſſen; die Nordſeite bildet einen Halbkreis von ſteilen Höhen; von dem ſchwer zu erſteigenden Gipfel genießt man bei hellem Wetter eine weitumfaſſende prachtvolle Ausſicht [4]). Im Nordnordoſten ſieht man den Dſchebel Gerebin, der, abgeſehen von einzeln abgeſonderten Felſen, aus drei getrennten Maſſen beſteht [5]). Etwas nördlich vom zwölften Grade liegt der ſpitzkegelförmige Dſchebel Masmun und in der Breite von Sennaar der dreigipflige Dſchebel Sakati; die Moye Berge bilden eine Gruppe von Höhen, die durch Schluchten getrennt ſind und welche kleine Rücken nach den Seiten hin ausſenden [1]). Von den im Südoſten der Dſchesireh gelegenen Bergzügen ſowie vom Tabigebirge und dem Tſchebel Gule breitet ſich nach Weſten hin eine unabſehbare Ebene aus, in welcher nur einige wenige Felskuppen inſelartig emporragen; mit Ausnahme der bereits erwähnten kleinen Berge ſind auch die Ufer des Bahr el-Abiad durchweg flach; ebenſo erſtreckt ſich nordwärts von den Moye-Gipfeln eine ungeheuer weite Fläche bis gegen Chartum hin.

Dieſe große Ebene von Sennaar beſteht im Allgemeinen aus einem an Geſchiebe reichen, oft fauſtgroße Konglomerate enthaltenden Schwemmlande mit darunter ſich befindenden Thonlagen. Am Ufer des Sobat findet ſich glimmerhaltiger Sand und braunſchwarzer Thon. Die Berge im Diſtrikt von Faſokl beſtehen der Hauptmaſſe nach aus Gneiß, der ſehr feldſpathhaltig und ſehr granitähnlich iſt, die Dſchebel e'-Fundſch, der Dſchebel Gule, die Moye-Berge aus röthlichem, grobkörnigem Granit, während ſich am Dſchebel Auli und in der Umgegend von Chartum Sandſtein zeigt. Der Tefafang wird für einen erloſchenen Vulkan gehalten; er erhebt ſich wahrſcheinlich auf einem baſaltiſchen Plateau; alle vulkaniſchen Produkte des Berges erweiſen ſich als umgewandelter Baſalt. Auch an dem weiter oſtwärts liegenden Dſchebel Karawit bemerkt man vulkaniſches Geſtein [2]).

Sennaar iſt reich an Metallen. Das Schwemmland der zwiſchen den Bergen gelegenen Ebene führt von den abeſſiniſchen Alpen bis an den Bahr el-Abiad Gold. Zwiſchen Fadaſi und Famaka giebt es wenige Chôr oder Regenſtröme, in denen nicht Gold zu finden wäre; einer trägt ſogar den Namen Chor Dahab, d. i. „der goldene Gießbach“. In den Bächen, welche vom Hochplateau in die niedere Ebene gegen den Weißen Nil hin fließen, ſoll der Reichthum an Gold beſonders groß ſein. „Die jetzigen Bewohner“ jener ſüdlichen, bisher noch unabhängigen Gebiete „kümmern ſich in keiner Weiſe um das vorhandene koſtbare Metall, aus Furcht, die Aufmerkſamkeit der Aegypter zu erregen und dadurch den Ruin ihres Landes und den Verluſt ihrer Freiheit herbeizuführen [3])“. Goldwäſchereien fanden ſich 1821 an vielen Stellen, namentlich in den Bergen

---

[1]) Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 72, S. 3. 13. 40. 48. 53.
[2]) Ibid. Ergänzungsheft 51, S. 11.
[3]) Ibid. 72, S. 1.
[4]) Hartmann, Reiſe, S. 477. Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 51, S. 7.
[5]) Ibid. S. 6.

[1]) Ibid. S. 19. Cailliaud, Voyage, II, p. 245 etc. p. 326 etc.
[2]) Zeitſchrift für allgemeine Erdkunde. Neue Folge. XIV, S. 10. Hartmann, Reiſe, S. 474. 479. Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 51, S. 5. 10. 19. 21.
[3]) Ibid. 72, S. 41.

des Berta-Landes, sowie am Dschebel Gule [1]); in Folge des ungesunden Klimas, der Unsicherheit der Grenzen, des zu bedeutenden Kostenaufwandes, der Indolenz der Regierungsbeamten waren dieselben in Ober-Sennaar 1860 von den Aegyptern alle verlassen und wurden nur ungenügend von umherirrenden Schwarzen auf eigene Faust ausgebeutet [2]). Der ausgewaschene Goldstaub ist meist von großer Feinheit und wird in thönernen Tiegeln geschmolzen, zu Stäben gegossen, diese zu kunstlosen Ringen zusammengebogen und so in den Handel gebracht [3]). Mittelst weniger Werkzeuge verfertigen die schwarzen Goldschmiede niedliche, saubere Schmucksachen als Ohr-, Nasen-, Fingerringe, Armbänder u. s. w., welche theils da- und dorthin versandt, theils von den Eingeborenen getragen werden. Ungemünzte Stücke des edlen Metalls werden vielfach als Geld benutzt [4]). — In Sennaar finden sich unter dem Sande Lagen von Brauneisenstein. Die Neger graben sechs bis zwölf Fuß tiefe Gruben in die Erde, lesen das Erz aus und sammeln es in Körben. Oft scharren sie auch in der Nähe von Steppenbüschen die Erde auf und nehmen besonders diejenigen Raseneisenklumpen, welche sich an den Baumwurzeln zusammengeballt finden. Es werden Gruben angelegt, die Erze, mit Kohlen von Akazienholz gemengt, hineingeworfen und mehrmals geschmolzen, bis ein zwar nicht schlackenfreies, aber doch gutes Roheisen gewonnen wird. In der Dschesireh ist das in der Nähe des Tabi-Gebirges hergestellte am meisten geschätzt. Das in einer Grube glühend gemachte Eisen wird von den Schmieden auf einem kleinen Amboß gehämmert und es werden daraus Kettchen und Ringe zum Schmuck, sowie Waffen und Geräthe zum täglichen Gebrauch verfertigt [5]).

Die Bewohner des Sudan theilen, ähnlich wie die alten Aegypter, das Jahr in drei Jahreszeiten ein; dieselben heißen im Arabischen Schitâ, Winter; Sef, Sommer; Charif, Regenzeit [6]) und entsprechen der Grünzeit, Erntezeit, Wasserzeit der altkoptischen Zeitrechnung [7]). Gewöhnlich indeß spricht man nur von der trockenen und der nassen Jahreszeit, die letztere dauert in der Dschesireh im Allgemeinen von Anfang Mai bis Ende Oktober. Am Blauen Fluß und am Tumat beginnen die Regen schon Ende April; anfangs giebt es nur einzelne (meist nächtliche) Schauer. In den ersten Tagen des Mai stellen sich allgemeine Südwinde ein, wehen ziemlich regelmäßig und arten häufig zu furchtbaren Stürmen aus. Hin und wieder entladet sich Nachts ein Donnerwetter mit strömendem Regen. In den 73 Tagen vom 1. Mai bis 12. Juli 1860, während welcher Hartmann mit dem Freiherrn von Barnim von Chartum aus südwärts reiste, kamen fünfzigmal Gewitter, aber kaum zehnmal am Tage. Früh Morgens war der Himmel meist klar, nur zuweilen zeigten sich zwischen fünf und sieben Uhr Strichwölkchen, später zwischen neun und zwölf Uhr sammelte sich gewöhnlich dichteres Gewölk; Nachts war der Himmel fast ganz und gar bedeckt. Jedes Gewitter wird durch das Wehen eines stürmischen Windes eingeleitet; anfänglich kommen nur einzelne Stöße, diese wiederholen sich, das Tosen wird stärker, darauf beginnt der Regen erst in einzelnen Tropfen niederzufallen, dann in gewaltigen Strömen nieder zu rauschen. „Das Toben des Sturmwindes verstummt, nun aber brüllt der Donner in betäubenden Schlägen und die Blitze zucken in blendendster Helle.“ Die niederfallenden Wassermengen sind außerordentlich groß; in den Binnensteppen entstehen weit ausgedehnte seichte Tümpel, in den Urwäldern fünf bis zehn Fuß tiefe Sümpfe. Die bis dahin trockenen Chuar verwandeln sich nach einem einzigen Gewitterregen in tosende Wildbäche. In Chartum fallen wohl auch im Mai, namentlich aber Ende Juni heftige Regen. Der eigentliche Charif dauert hier vom Juli bis September. Zwischen dem 2. und 22. August 1860 gab es häufig Gewitter, welche sich regelmäßig kurz nach Mitternacht einstellten, bis zu drei Stunden anhielten, während deren ungeheure Wassermassen niederflutheten. Im Allgemeinen erstreckt sich die Zone der Sommerregen bis $18^1/_2{}^\circ$; sie beginnen dort Mitte Juni, anfangs spärlich, Tage aussetzend, später häufiger, selbst dann auch nicht jeden Tag. In manchen Jahren aber bleibt hier der Regen gänzlich aus oder er fällt nur höchst spärlich. So war der Charif des Jahres 1862 für Chartum und die nächste Umgebung ein ziemlich ungünstiger gewesen; es fiel nur wenig Regen, der für die Bodenkultur unumgänglich nothwendig ist. In Sennaar und Kordofan war dagegen kein Wassermangel [1]). Während der Regenzeit herrschen in Sennaar Südwinde vor. Die Sommerregen verursachen das Anschwellen der Flüsse. Anfang April steigt der Tumat, bald darauf auch der Bahr el-Asrek; gegen den 20. Juli erreichen Yabus und Tumat ihren höchsten Stand; um diese Zeit hat ihn auch der Blaue Fluß bei Roseres erlangt; im Laufe des August schwillt derselbe weiter nordwärts bedeutend an, steht Ende Juli oder Anfang August (selten Anfang September) bei Chartum am höchsten, und beginnt im Oktober wieder zu fallen. Der Bahr el-Abiad fängt in seinem obern Lauf Ende Mai oder Anfang Juni an zu steigen, erreicht im Juli und August seine größte Höhe und fällt von Mitte September bis zum März, in welchem Monat er bei Chartum am niedrigsten ist [2]). — Während der trockenen Jahreszeit kommen wohl mitunter orkanartige Stürme, aber nur selten Gewitter; der Himmel bleibt meist unbewölkt und die Gluthstrahlen der Sonne versengen überall die Vegetation mit Ausnahme derjenigen in den Urwäldern. Von Mitte November bis Mitte April sind in Sennaar Nord-, Nordost- und Nordwestwinde vorherrschend [3]). — In dem südöstlichsten Theil der Dschesireh ist das Klima am besten; hier läßt es (nach Schuver) zur trockenen Jahreszeit nichts zu wünschen übrig weder in der Tiefebene, welche sich „einer köstlichen Temperatur“ erfreut, noch auf dem Hochplateau, wo es sogar verhältnißmäßig kühl ist. Im Juli 1880 betrug in Fadasi die höchste beobachtete Temperatur + 24° C. [4]). Weiter nach Nord hin wird es heißer. In Fasokl fand Rußegger vom 5. bis 10. Januar und vom 6. bis 10. Februar 1838 aus 59 Beobachtungen das Mittel von $28^3/_4{}^\circ$, die höchste Temperatur betrug 40, die niedrigste 11°; für Roseres war vom 9. bis 22. December 1837 und vom 15. bis 21. Februar 1838

[1]) Cailliaud, Voyage, II, p. 386 etc.
[2]) Hartmann, Skizze, S. 63.
[3]) Der Gebrauch, Gold in rohe Ringe umzuformen, herrschte bereits im Alterthum. Auf einem Wandgemälde in einem Grabe Thebens sieht man von tributpflichtigen Aethiopiern Massen von Goldringen ausschütten. Hartmann, Skizze der Nilländer, S. 63.
[4]) Ibid. S. 64. Rußegger, Reisen, II, 2, S. 538 569. 757. Journal R. G. S. V. p. 54. Burckhardt, Travels, p. 289. 309. Bruce, Travels, III. p. 647.
[5]) Hartmann, Skizze, S. 65. Hartmann, Reise, S. 480.
[6]) El-Charif heißt eigentlich die Zeit des Wachsens der Nilwasser. Hartmann, Skizze, S. 132.
[7]) Heuglin, Reise in das Gebiet des Weißen Nil, S. 11.

[1]) Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Neue Folge. XIV, S. 8. Hartmann, Skizze der Nilländer, S. 135 bis 138. Heuglin, Reise in das Gebiet des Weißen Nil, S. 3.
[2]) Petermann, Mittheilungen V (1859), S. 306. Hartmann, Skizze der Nilländer, S. 83. 151.
[3]) Ibid. S. 140. 149.
[4]) Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 72, S. 9. 57. 59.

Digitized by Google

das Mittel 26¼° C. [1]). In Karkog hatte es am 11. Februar 1863 Morgens 9 Uhr + 24, Mittags 31,4, um 3½ Uhr 33, Abends 6 Uhr 29, um 9 Uhr 25° C. [2]). Die Ergebnisse der Beobachtungen Hartmann's süd- und nordwärts vom 13. Breitengrad schwanken zwischen + 41½ und 20° C. [3]). In der Stadt Sennaar betrug die Wärme am 26. Februar 1863 Morgens 6 Uhr 12, Mittags 30, um 4 Uhr 39, um 6 Uhr 25° C. [4]). Um die Mündung des Dindir beobachtete Dr. Richard Lepsius am 22. Februar 1844 Morgens 8 Uhr 28¾, Mittags 36¼, Abends 11 Uhr 27½° C. [5]). — Am Weißen Nil bei Hellet Kaka zeigte am 30. Januar 1863 das Thermometer bei Tagesanbruch 20, Mittags 30, Abends 26° C. [6]). Für das als sehr heiß bekannte Chartum war das Mittel vom 12. April bis 4. Mai 1837 + 36¼, der höchste Stand 46¾, der niedrigste 19¼° C. [7]). Hartmann fand vom 22. bis 30. April 1860 um 2 Uhr Mittags siebenmal eine Temperatur von 41¼, zweimal von 42½°, das Minimum betrug am 22. April Morgens 6 Uhr 22½° C. [8]). Dagegen stand das Thermometer am 27., 28. und 29. December 1862 vor Sonnenaufgang etwas unter 12½° C. (+ 10° R.) [9]). Es ist zwar keine Jahreszeit, in welcher nicht das Fieber Einheimische wie Fremde heimsuchte; aber die Zeit während des Aufhörens der Regen oder kurz nachher, also zwischen September und November soll die weitaus gefährlichste sein, während die Monate December bis April als die verhältnißmäßig gesundesten gelten. Im April und Mai, wenn bei drückend schwüler Luft die ersten Südwinde wehen, tritt eine Verschlimmerung der Krankheitsdisposition ein, wogegen während der Regenmonate Juni bis August wieder ein Nachlassen erfolgt [10]). — Von großer Bedeutung für alles organische Leben in diesen Gegenden sind die Brunnen. In den Landschaften, welche den regelmäßigen Sommerregen ausgesetzt sind, fällt es nicht schwer, beim Nachgraben trinkbares Wasser zu finden; in Sennaar trifft man solches meist schon bei wenig Fuß Tiefe an; ja in anscheinend völlig trockenen Regenstrombetten bedarf es oft nur eines oberflächlichen Kratzens mit den Fingern, und man kann sofort Wasser in die erzeugte kleine Grube einsickern sehen. Es giebt aber auch dürre Strecken, in denen man ziemlich tief in den Boden eindringen muß, wenn man einen Brunnen herstellen will [11]).

Im Südwesten am Sobat und an dem Weißen Nil bildet die Dschesireh eine öde Grassteppe, und nur da und dort erhebt sich eine Dompalme aus dem unermeßlichen Plane; gegen den zehnten Grad hin zeigen sich am rechten Nilufer Suntakazien und Büsche, unterhalb Faschoda Delebpalmen und Tamarinden; unweit Hellet Kaka stehen viele Gerlibbäume, deren genießbare Frucht den Oliven ähnlich ist, nordwärts vom Dschebel Tefafang liegen in dem Fluß vielfach sumpfige Gras- und Schilfinseln, in der Gegend des Dschebel Nyemati sind die Ufer allerdings üppig bewaldet, zahllose Schlinggewächse ziehen sich bis zu den Gipfeln der Bäume; nördlich vom vierzehnten Grad aber wird der Baumwuchs immer seltener und verschwindet gegen Chartum hin ganz [1]). — Anders im Südosten: zwischen Fadasi und Beni Schonkol, sowie im Berta-Lande, am Blauen Nil von Fasokl bis Roseres und nach West hin gegen die Fundschberge ist der Pflanzenwuchs ein wahrhaft tropischer; es finden sich in den dichten Wäldern gewaltige Feigenbäume, große Tamarinden, Sykomoren, Dom- und Delebpalmen, baumartige Gräser, üppige Schlinggewächse und fünfzehn bis zwanzig Fuß hohe Euphorbien; wilder Wein klettert auf die Bäume und trägt im Herbst kleine, eßbare Früchte. Bis zum zwölften Grad tritt am Blauen Fluß die stolze Delebpalme (Borassus Aethiopum) mit ihrem in der Mitte geschwollenen Stamme und den gigantischen Fächerblättern einzeln und in kleinen Gruppen auf. Cissus, weiß- und rothblühender Convolvulus wuchert in größter Ueppigkeit; Orchideen mit phantastischen Blättern und lilienartige Gewächse sprießen in außerordentlicher Menge in dem feuchten Urwald auf; einzelne Waldlichtungen sind mit baumartigen Gräsern, besonders mit hohem Bartgras (Andropogon), mit wildem Zuckerrohr und wildem Sorghum bewachsen. Die Dompalme (Hyphaene thebaica) findet sich am Bahr el-Asrek massenhaft, zuweilen wie um Roseres in dichten mit Schlingpflanzen durchwachsenen Wäldern. Bis zum vierzehnten Grad sieht man nicht selten den Affenbrodbaum (Adansonia digitata); er findet sich auf den Bergen, wie in den Ebenen; am Blauen Fluß bei Roseres erreicht der Stamm einen Umfang von siebzig bis neunzig Fuß; der Baum schmückt sich im Mai mit Laub und blüht bis Ende Juni. Nicht selten ist auch der Tertr (Ficus populifolia), der mit seiner dichtbelaubten Krone und seinen vielen Luftwurzeln zu den schönsten und interessantesten Gewächsen der Dschesireh gehört. Um die Stadt Sennaar sind Dom-, Deleb- und Dattelpalmen häufig; im Norden liegen schöne Gärten mit Citronenbäumen und Gemüseanpflanzungen [2]). Was das Innere des Landes anbelangt, so bilden die weiten Ebenen gegen den Sobat und den Weißen Nil hin eine mit kleineren oder größeren Waldstrecken unterbrochene Grassteppe; auch am Dschebel Ulu und Karawit, sowie am Dschebel Gule wechseln begraste Weideplätze mit verworrenen Buschwäldern ab; die letzteren bestehen hier hauptsächlich aus einer weißstämmigen Akazie; einzelne Tamarinden, zuweilen von ungeheurer Größe und herrlich malerischem Wuchse, finden sich zerstreut. Nördlich vom vierzehnten Grad gegen das Ras el-Chartum hin wird der Pflanzenwuchs von Strecke zu Strecke dürftiger und selbst der Uferwald am Blauen Fluß nimmt einen sehr einförmigen Charakter an oder hört zuweilen ganz auf [3]). — Sennaar wird — wie das alte Aloah — ein wahres Paradiesland an Reichthum des Bodens genannt, als Kornkammer für die nördlicher gelegenen trockenen und wüsten Gebiete bezeichnet und wiederholt das fleißige Bebauen der

---

[1]) Rußegger, Reisen II. 2, S. 660. 664. 668.
[2]) Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 51, S. 30.
[3]) Hartmann, Skizze, S. 103 bis 108.
[4]) Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 51, S. 29.
[5]) Lepsius, Briefe aus Aegypten, S. 171.
[6]) Heuglin, Reise in das Gebiet des Weißen Nil, S. 82.
[7]) Rußegger, Reisen II. 2, S. 102 bis 105.
[8]) Hartmann, Skizze, S. 99.
[9]) Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 10, S. 99. — Am 3. Juli 1883 hatte es Morgens acht Uhr in Stockholm und Hamburg + 24, in Berlin 26° C., Mittags wurden in Hamburg und Berlin 33, in Cassel 37° C. als höchste Temperatur beobachtet. An dem sehr heißen 13. Juli hatte es in Dresden Morgens 5½ Uhr im Großen Garten 25, in der Stadt um 8 Uhr 28½, Nachmittags 2 Uhr 37½° C.
[10]) Hartmann, Skizze, S. 361.
[11]) Hartmann, Skizze, S. 77. 78.

[1]) Werne, Expedition zur Entdeckung der Quellen des Weißen Nil, S. 51. 105. 119. 126. 496. 501. Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 10, S. 125. 126.
[2]) Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 51, S. 4. 13; 72, S. 8. Bruce, Travels IV, p. 455 etc. Cailliaud, Voyage II, p. 385 etc. Werne, Reise durch Sennaar, S. 38. 34. Hartmann, Reise, S. 480 bis 482, S. 429: Abbildung. Atlas, Tafel XV: Ufer des Blauen Flusses unweit Hedebat. Tafel XIX: Urwald im Dar Roseres (links: Adansoni adigitata und Ficus populifolia, rechts: Borassus Aethiopum ꝛc.). Tafel XXIII: Das Thal am obern Blauen Fluß vom Dschebel Fasokl aus gesehen.
[3]) Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 51, S. 1. 2. 5. 7 ꝛc.

Digitized by Google

Felder erwähnt. Zur Auflockerung des Erdreichs bedienen sich die Fundsch eines vier bis fünf Zoll breiten, schaufelförmigen Eisens mit einem Stiel. Man streut die Samenkörner in die gerissenen Furchen und kratzt dann etwas Erde darüber. Die wichtigste Getreideart ist Durrah (Sorghum), welche zwölf bis fünfzehn Fuß hoch aufschießt, breite zierlich geschwungene Blätter treibt, dem Mais gleicht, vom Mai bis September reift und mit einer gekrümmten Sichel geschnitten wird [1]). Im Südosten, im Lega-Lande, „einem der fruchtbarsten Gebiete der Erde", umfaßt der Ackerbau 26 Durrah-Arten, Mais von ausgezeichneter Güte, Gerste, Weizen, Zuckerrohr und verschiedene Bohnenarten; auch Kaffee wird hier mitunter in kleinen Mengen erzeugt. Etwas nordwärts von Fadasi war der Reisende Schuver „höchlichst in Erstaunen gesetzt durch den Anblick der dortigen Felder"; er maß einzelne Durrahstengel, welche 5 m lang waren und sich unter der Last ihrer zwei bis drei Pfund schweren rothen oder purpurnen Büschel beugten [2]). Sehr gut angebaut sind ferner die Gegenden im Berta-Lande und am Blauen Fluß um Fasokl, um Sennaar, um Woled Medina. Im Norden vom Dschal, um Abu Gones, um den Dschebel Karawit, namentlich aber um den Dschebel Gule sind weithin Durrahfelder zu sehen. Auch die Dinka, obwohl mehr Viehzüchter, bebauen einige Felder am Bahr el-Abiad mit Durrah und mit Dokhn (Pennisetum), mit Sesam, Zwiebeln, Tabak u. s. w. Die Umgegend von Gethena ist entwaldet und bebaut, ebenso findet sich um Chartum kultivirtes Land. Es ließe sich dem außerordentlich fruchtbaren Boden noch viel mehr abgewinnen, namentlich könnte die nördliche Dschesireh bei Anlegung von Bewässerungskanälen in ein weites, überaus ertragreiches Baumwollenfeld umgewandelt werden [3]).

Neben diesem Reichthum an Pflanzen werden die Wald- und Steppenlandschaften Sennaars von einer sehr mannigfaltigen Thierwelt belebt. Von den Vierhändern finden sich Meerkatzen in den Binnenwäldern, Paviane auf den Felsenbergen; auch Fledermäuse kommen häufig vor. Stachelmäuse giebt es in den Hütten der Eingeborenen, Ratten in den Pflanzungen, Springhasen und Rennmäuse in den Steppen. Die Zibethkatze ist um Fasokl und in den Fundschbergen nicht selten, an den Flüssen lebt das Ichneumon. Die allgemein verbreitete gefleckte Hyäne, welche man durch angezündete Feuer von den im Freien aufgeschlagenen Nachtlagern abzuhalten sucht, geht Abends in die Städte und Dorfschaften, sucht Abfälle, raubt Schafe, Ziegen, Kälber, nimmt aber vor dem Menschen die Flucht. Der Löwe findet sich häufiger auf dem Ost-, als dem Westufer des Blauen Flusses; am zahlreichsten erscheint er südlich von Hedebat, mitunter in der Nähe von Sennaar und am Sobat, einzeln am Dschebel Gule, gar nicht im Berta-Lande. Leoparden leben um den Dschebel Gule, in den Fundschbergen und den weiter südwärts gelegenen Walddickichten [4]). Gazellen und Antilopen sind in der Dschesireh außerordentlich zahlreich; sie werden von den Eingeborenen in Gruben getrieben, durch Fußschlingen, sowie auch durch abgerichtete Falken gefangen. In den Bergen am obern Blauen Fluß hält sich der Steinbock auf. Das einzige wilde Rind ist der Büffel, welcher hauptsächlich um Roseres, aber auch im Berta-Lande angetroffen wird; dieses gewaltig starke, unbändige Thier wird sehr gefürchtet und die Büffeljagd gilt mit Recht als überaus gefährlich. Die Giraffe bewohnt die Umgebungen der Fundschberge und das Gebiet am Bahr el-Abiad, selten erscheint sie um Fasokl und Roseres. Das Rhinoceros wird um Fasokl und am Weißen Fluß beobachtet. Ein dem europäischen ähnliches Wildschwein lebt in den Buschwäldern um die Fundschberge, an dem Bahr el-Asrek und dem Tumat. Flußpferde sind am Blauen und Weißen Nil sehr gemein; bei Tage liegen sie gewöhnlich im Wasser, bei Nacht gehen sie ans Land und richten in den Durrah- und Dokhnfeldern großen Schaden an. Elephanten hausen südlich vom zwölften Grad; in großen Herden (von zwei- bis dreihundert Stück) finden sie sich jedoch nur am obern Bahr el-Asrek, am Tumat, Sobat und Bahr el-Abiad. In der Regenzeit unternehmen sie weite Wanderungen nach Norden und erscheinen zuweilen in der Nähe von Sennaar und Abu Haras. Die Dinka erlegen sie mit Wurflanzen, während die Fundsch und die Bertat sie in Fallgruben fangen [1]). Unter den Vögeln sind Geier sehr zahlreich und den Schuhu trifft man fast überall; die Schweifhopfe zeichnen sich durch ihre Schönheit aus; Steppenraben und Tauben sind allgemein, Spechte dagegen wenig verbreitet. Perlhühner giebt es zu Tausenden; sie werden von den Bewohnern in großer Menge gefangen. Der Strauß bewohnt die Steppen der südlichen Dschesireh; er wird von den Fundsch durch Verfolgung mit Pferden müde gehetzt und dann mit einem Wurfstock oder einer Holzkeule auf den Kopf geschlagen. Kuhreiher sieht man sehr häufig, sowie den Sattelstorch und den Ibis an den Flußufern. Von anderen Thieren ist das Krokodil im Blauen und Weißen Fluß, im Tumat und Sobat sehr gemein und wird überall außerordentlich gefürchtet. Man tödtet es mit Harpunen und benutzt den in seinen Unterkiefern und Afterdrüsen abgesonderten Moschus als aromatisches Beiwerk zu Haar- und Hautsalben. Auch Schildkröten, Eidechsen und froschartige Amphibien werden gefunden; in Süd-Sennaar kommt eine achtzehn bis zwanzig Fuß lange Schlange stellenweise vor. Der Blaue und Weiße Nil sind sehr reich an Fischen, deren Fang mit Angeln, mit Netzen oder mit Körben viele Menschen fast ausschließlich ernährt. Man findet mitunter prachtvolle Käfer; die lästigen Termiten bauen in großer Menge ihre Wohnungen besonders in der Nähe der Flußufer. Bienenzucht findet sich nirgends; die Bewohner von Fasokl sammeln einen ausgezeichneten, sehr aromatischen Honig von wilden Bienen, die, der Aussage nach, in Schluchten und in Spalten der Felsen, sowie in hohlen Bäumen, wie Adansonien, Tamarinden, Akazien, ihre Wohnungen haben. An großen Bremsen und lästigen Mücken ist kein Mangel; namentlich kommt am Sobat und in der südlichen Dschesireh, zur Regenzeit auch weiter nordwärts, eine Fliege vor, welche „die Kameele verfolgt, sie wüthend macht und selbst tödtet"; doch ist noch nicht entschieden, ob dieselbe wirklich die (am Zambesi sich häufig findende) echte Tsetse-Fliege ist [2]). — Außer dieser Mannigfaltigkeit

[1]) Bruce, Travels IV, p. 473. 474. Burckhardt, Travels, p. 500. Journal R. G. S. V, p. 41. Hartmann, Reise, S. 380.

[2]) Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 72, S. 3. 10. 40. 50.

[3]) Ibid. 51, S. 12. 14. Hartmann, Reise, S. 471. Cailliaud, Voyage II, p. 246. Journal R. G. S. IX, p. 171. Heuglin, Reise in das Gebiet des Weißen Nil, S. 85. Vergl. The Times. Weekly Edition, London. Friday, December 22, 1883. p. 2. 3.

[4]) Zeitschrift für Allgemeine Erdkunde. Neue Folge. XIV, S. 16 u. s. w. Hartmann, Skizze der Nilländer, S. 185 u. s. w. Hartmann, Reise, S. 486. 493. Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 50, S. 13; 51, S. 2. 50; 72, S. 6.

[1]) Ibid. 10, S. 109; 50, S. 2. 13; 51, S. 23; 72, S. 7. Hartmann, Reise, S. 494. 500. Werne, Expedition zur Entdeckung der Quellen des Weißen Nil, S. 113. 504.

[2]) Hartmann, Skizze, S. 193 bis 207. Hartmann, Reise, S. 282. 501 bis 516. Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 50, S. 1. 2. 30; 51, S. 16. 19. 20. Werne, Expedition, S. 105. 118. 499. 501 u. s. w.

Digitized by Google

an wilden hat Sennaar auch großen Reichthum an gezähmten Thieren. So iſt die Hauptbeſchäftigung der Dinka auf dem rechten Ufer des Weißen Fluſſes Viehzucht. Sie beſitzen kräftige Rinder von verſchiedenen Raſſen in großer Menge; es wird denſelben eine gewiſſe Verehrung gezollt; das Rind iſt dem Dinkawi der Inbegriff alles Schönen und Verehrungswürdigen; ihm gilt alles Denken und Trachten des Schwarzen; auf die Lieblingskuh werden feurige Loblieder geſungen; mit Kühen erkauft der Jüngling ſeine Braut; wer am meiſten Kühe hat, iſt Häuptling. Im Lega-Lande fand der Reiſende Schuver große Herden wohlgeſtalteter Rinder; jeder Große daſelbſt beſitzt mehrere Pferde. Die Bertat, ſowie die Bewohner von Sennaar, Woled Medina u. ſ. w. treiben Viehzucht. Die Fundſch-Berun züchten Buckelrinder, Schafe, Ziegen, Kameele, Schweine, Tauben, Hühner. Die Abu-Rof ſind glückliche Beſitzer großer Herden, und bei den im Norden der Dſchefireh lebenden Bakara findet man neben Rindern leichtfüßige Dromedare, gute Laſtkameele, Pferde, Schafe, Ziegen in großer Zahl [1].

[1] Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 50, S. 1. 23. 24; 51, S. 12; 72, S. 39. Hartmann, Skizze, S. 282. 296. Hartmann, Reiſe, S. 380. Journal R. G. S. V, p. 50. Bruce, Travels IV, p. 475. Cailliaud II, p. 271.

Der vulkaniſche Ausbruch in der Sundaſtraße.

Von **Emil Metzger.**

I. Erzählung der Vorgänge.

(Erſte Hälfte.)

Ich veröffentlichte im „Globus“ (Bd. XLIV, 15) einen Bericht [1]) über die Kataſtrophe in der Sundaſtraße, welcher außer den nöthigen geographiſchen Angaben dasjenige enthielt, was ich zur Zeit, in der ich den Aufſatz niederſchrieb (Mitte September), auf Grund der aus Indien eingelaufenen Telegramme als erwieſen annehmen zu können glaubte. Seitdem ſind ſehr viele Berichte über jenes großartige Naturereigniß veröffentlicht worden, und ich mache nun den Verſuch, in den folgenden Zeilen alles das zuſammenzufaſſen, was mir über den Ausbruch ſelbſt und über die Folgen deſſelben bekannt geworden iſt. Wo ſich Abweichungen vom erſten Berichte finden, werde ich gehörigen Ortes darauf hinweiſen, glaube jedoch im Allgemeinen die Bemerkung vorausſchicken zu dürfen, daß dieſelben relativ nur gering ſind. Daß die Mittheilungen der Augenzeugen hier und da einige Unterſchiede zeigen, erklärt ſich leicht durch die Umſtände, unter denen ihre Beobachtungen gemacht wurden; ich habe ſie übrigens da, wo ſie mir wichtig genug ſchienen, um erwähnt zu werden, unvermittelt neben einander geſtellt und mir nur hier und da einen Erklärungsverſuch erlaubt. Was das Geographiſche betrifft, glaube ich mich ganz auf den frühern Aufſatz im „Globus“ und namentlich auf die da gegebene Karte beziehen zu können. Uebrigens werde ich mich auf die Darſtellung der Vorgänge im Allgemeinen beſchränken; auf die Erlebniſſe einzelner Perſonen, ſo intereſſant ſie auch an und für ſich ſein mögen, aber nur inſoweit eingehen, als ſie für das Geſammtbild wichtig ſind; leider finden ſich einige Lücken in den mir zugänglichen Berichten, die durch Muthmaßungen auszufüllen ich keinen Verſuch gemacht habe.

In meinem oben erwähnten vorläufigen Berichte habe ich bereits darauf hingewieſen, daß man in Indien an vulkaniſche Erſcheinungen zu ſehr gewöhnt iſt, um dieſelben, ſo lange wenigſtens keine wirkliche Kataſtrophe eintritt, nicht ziemlich gleichgiltig aufzunehmen; hieraus erklärt ſich leicht, daß über den Ausbruch von Krakatau, nachdem der erſte Schrecken vorbei war, nur wenig in den indiſchen Blättern berichtet wurde. Bemerkenswerth nur iſt die Meldung des in Katimbang ſtationirten Beamten, welche kurz vor dem Ausbruch im Auguſt nach Batavia gelangte, daß nämlich auf Krakatau zwei Krater entſtanden waren, welche ſich in fortwährender Thätigkeit befanden, ſowie daß der Gipfel des Berges einige Veränderung erlitten hatte; die Umriſſe der Inſel waren durch Bimsſteinbänke und Verſandung ganz umgewandelt worden, die Wälder auf dem Kegelberge vollſtändig verſchwunden und man konnte zwei Berge unterſcheiden, Perbuatan und Dannan genannt. Durch den Dampf und den Rauch hindurch, welcher ſie einhüllte, war die Inſel nur ſelten deutlich ſichtbar.

Der 26. Auguſt, ein Sonntag, war ein ſchöner tropiſcher Tag; während man im Laufe deſſelben an verſchiedenen Stellen ein dumpfes Grollen und Rollen, welches von einzelnen ſtärkeren Schlägen unterbrochen war, unter anderen auf der 150 deutſche geographiſche Meilen entfernten Inſel Bali ſchon am Vormittag vernommen hatte, herrſchte in der Sundaſtraße, nördlich von Krakatau eine gewiſſe Ruhe; denn an den im Hintergrunde rauchenden Vulkan hatte man ſich ja in den letzten Monaten ſchon gewöhnt. Auf der ſüdlichen Seite der Inſel jedoch, in der Nähe des Eingangs der Sundaſtraße, hatte der Himmel kurz nach Mittag ſchon ein ſehr drohendes Anſehen bekommen, ſchwere Gewitterwolken ſchienen ſich zu nähern. Der „Charles Bal“, ein engliſches Schiff, hatte die Inſel oder eigentlich die ſie einhüllenden Dampfmaſſen ſchon im Laufe des Vormittags geſichtet und konnte um $2^1/_2$ Uhr einige Bewegung in denſelben bemerken; man ſah, daß etwas von der Inſel mit Kraft nach Oſten weggeſchleudert wurde; eine Stunde ſpäter hörte man ein merkwürdiges Geräuſch, wie von einem praſſelnden Feuer und wieder etwas ſpäter ſah man neue Maſſen, die nach Oſten fortgetrieben wurden. Von allen dieſen Erſcheinungen bemerkte man im Norden der Inſel, ſowohl in Anjer als in Telok Betong und auf einem Dampfſchiff, welches die Reiſe von Anjer nach Telok Betong machte, bis gegen 6 Uhr nur ſehr wenig. Nur wunderte man ſich in Anjer über die tiefe Finſterniß, die ſchon kurz nach Sonnenuntergang herrſchte, während in den Lampongs um dieſelbe Zeit ein leichter Aſchenregen fiel, der auch auf dem Meere beobachtet wurde. Um dieſe Zeit machte ſich auch eine mehr oder weniger ſtarke Bewegung des Waſſers bemerkbar; in Anjer wurden im Hafenkanal

[1]) Ich benutze die Gelegenheit, um zwei nur im Text vorkommende Fehler zu verbeſſern: „Globus“, S. 232 von unten lies 5°55′, ſtatt 5°45′; S. 237, Anmerkung 1, öſtlich ſtatt weſtlich.

Digitized by Google

einige dort befindliche kleine Schiffe und Boote von dem erregten Elemente hin- und hergeschleudert, wobei einiger Schaden angerichtet wurde. Da die Wellen jedoch nicht über das Ufer traten, wurde man hierüber noch nicht besonders ängstlich, obwohl man gleich nach 7 Uhr heftige Detonationen hörte. Der Boden dröhnte, ein heftiges Gewitter kam hinzu, doch gegen halb 10 Uhr war alles wieder ruhig; nach Mitternacht war wieder eine stärkere Wellenbewegung des Meeres zu bemerken, ohne daß jedoch die Wellen eine bedeutende Höhe erreicht hätten. Man hatte eine ruhige Nacht, für die Meisten die letzte, während an anderen Stellen schon viel stärkere Wirkungen der vulkanischen Kräfte zu verzeichnen waren. In dem nicht weit entfernten Merak nämlich hatte man zwischen 7 und 7½ Uhr einige sehr starke Detonationen gehört und einige Erschütterungen (jedoch, wie ausdrücklich gesagt ist, nicht vom Erdbeben) beobachtet. Dann aber brach eine Welle herein, welche die Wohnungen der chinesischen Arbeiter und viele der Bewohner selbst wegspülte. In der Nacht sah man feurige Erscheinungen in der Richtung von Krakatau, wirkliches Erdbeben trat ein, verschiedene Wellen folgten. Beinahe ebenso arg war es in Telok Betong. Der Dampfer „Loudon" kam gegen 7 Uhr unter leichtem Aschenregen vor Anker; es war aber, da das Meer zu ungestüm war, nicht möglich, mit dem Ufer durch Boote in Verbindung zu treten; man bemerkte wohl Unruhe auf der Rhede und am Lande, konnte aber nicht entdecken, was der Grund war. Die holländische Barke „Marie", welche auf der Rhede lag, bemerkte nach halb 7 Uhr starke Strömungen in verschiedenen Richtungen, mehrere kleinere Schiffe und Boote schlugen vor den Ankern weg und trieben zum Theil gegen die „Marie" an, zehn Schiffbrüchige wurden an Bord derselben aufgenommen. Auch in Katimbang wurden gegen 7 Uhr einige Prauen auf den Strand geschleudert; gleichwohl wurde man noch nicht sehr unruhig, da die Wellen weder über das Ufer schlugen, noch an Höhe zunahmen; gegen 10 Uhr hörte man das Rollen einer weit entfernten Welle und die Bewohner eilten in der Nacht durch die Reisfelder nach einem höher gelegenen Punkt. Die ganze Nacht durch hörte man die Wellen über das Ufer schlagen und sah am andern Morgen die angerichtete Zerstörung. In Telok Betong, am Strande, waren die Verwüstungen ziemlich arg; dort herrschte bis halb 7 Uhr vollständige Stille; dann fing das Einbrechen der Wellen an, was von einem heftigen Dröhnen und von Steinregen begleitet wurde. Ein Augenzeuge, der einen Spaziergang auf dem Hafendamm machte, schreibt darüber: „Der Damm liegt etwa 1 m über der Meeresfläche; plötzlich schlugen die Wellen über denselben hin, wobei sie einige kleinere Fahrzeuge mit hinüberrissen; gegen eins derselben, welches auf dem Damm liegen blieb, wurde ich durch die Strömung zu meinem Glück angetrieben. Es gelang mir, festen Fuß zu fassen und ich mußte bis an die Brust im Wasser im Dunkeln den Rückweg antreten, so daß es über eine Viertelstunde dauerte, ehe ich das Land erreichte."

Die Wellen hatten in den dicht am Meere gelegenen Dörfern (der Haupttheil der europäischen Niederlassungen liegt etwa 25 m über dem Wasserspiegel auf den sogenannten Talang-Hügeln) große Verwüstungen angerichtet und Schiffe auf den Strand gesetzt; gegen 10 Uhr wurden sie heftiger, der Regierungsdampfer „Berouw" strandete ebenfalls und das Wasser riß einen Theil der Häuser und einzelne Menschen mit fort. Gegen 12 Uhr wurde es ruhiger und auch hier erfreute man sich während der zweiten Hälfte der Nacht eines friedlichen Schlafes.

Ebenso wie in Katimbang scheint das Meer auch auf der Java-Küste die ganze Nacht an einigen Stellen in Bewegung geblieben zu sein. So wurde das Dorf Sirih, welches etwa 10 km südlich von Anjer liegt, am 27. gegen 1 Uhr Morgens theilweise überschwemmt.

Viel heftiger machte sich der Ausbruch südlich von Krakatau bemerkbar. Ich habe über die Beobachtungen, welche dort gemacht wurden, zwei Berichte vor mir liegen, den des oben schon genannten Schiffes „Charles Bal", Kapitän Watson, und der „Berbice", Kapitän Logan. Beschäftigen wir uns zunächst mit dem Berichte des letztern. Die „Berbice" stand am 26. um 2 Uhr Nachmittags im Meridian von Blakke Hoek, etwa 20° südlich, um 4 Uhr hatte der Kapitän alle kleineren und oberen Segel eingezogen. Um 6 Uhr brach unter heftigem Donner und starkem Wetterleuchten ein plötzlicher Aschenregen über das Schiff aus, der gegen Mitternacht heftiger wurde und mit Bimssteinstücken gemischt war. Blitz und Donner wurden immer heftiger. Wie feurige Schlangen schossen die Strahlen um die Masten hin, Feuerkugeln fielen prasselnd auf das Schiff und dann sprangen die Funken nach allen Richtungen hin aus einander. Der Mann am Steuer konnte es kaum mehr aushalten wegen der elektrischen Schläge, die er bekam; das Kupfer am Ruder wurde heiß; hier und da klagte ein Matrose, daß er von einer elektrischen Entladung getroffen sei. Der Kapitän suchte die Leute zu ermuthigen und stand mit vornüber gebeugtem Kopfe (um dem Aschenregen, der das Gesicht peitschte und ihn blendete, zu entgehen) und hatte den Arm durchs Tauwerk geschlungen, als er plötzlich von einem ziemlich heftigen Schlage getroffen wurde, so daß er das Tau loslassen mußte und den Arm einige Minuten lang nicht bewegen konnte. Die Umstände waren so gefährlich, daß er Segel über die Luken legen ließ, um seine Ladung (Petroleum) gegen Feuer zu schützen, das Ruder wurde festgebunden und dann die ganze Mannschaft nach unten geschickt; er blieb mit dem Steuermann Morland allein an Deck. Am 27. um 2 Uhr Morgens rief er: „Alle Mann auf Deck!" Die Asche lag wohl drei Fuß dick auf dem Schiff, immer wieder mußte Kapitän Logan seine Beine aus derselben losmachen, um nicht gänzlich verschüttet zu werden; das Gewitter (ohne Regen, wie wir sehen werden), die elektrischen Erscheinungen und die Detonationen hielten an; die Mannschaft wurde nun angewiesen, die Asche über Bord zu schaufeln, was um so nöthiger war, da dieselbe, obwohl man dies bei der ersten Berührung nicht merkte, so heiß war, daß die größeren Stücke in Kleider und Segel Löcher brannten.

Verlassen wir nun die „Berbice", um uns zum „Charles Bal" zu wenden, der diese Nacht in nächster Nähe des „Höllenschlotes" zugebracht hat. Der Bericht sagt: Um 5 Uhr (26. Nachmittags), nachdem wir die Segel bis auf die Marssegel eingenommen hatten, nahm der Lärm und die Detonationen fortwährend an Stärke zu, der Wind war mäßig, SSW (ein Glück für das Schiff, daß er nicht von Krakatau herwehte); Finsterniß überzog den Himmel, ein Hagel von Bimsstein fiel auf uns, worunter manche große, ziemlich heiße Stücke. Wir mußten die Oberlichter (skylights) bedecken, um das Glas zu schützen und unsere Füße durch hohe Stiefel, unsere Köpfe durch Südwester sichern. Gegen 6 Uhr hörte der Regen von größeren Steinstücken auf, doch kleinere Stücke, welche die Augen sehr blendeten, fielen fortwährend; das Deck war bald einige Zoll hoch mit Asche und Steinen bedeckt, tiefes Dunkel umhüllte Meer und Land mit seinem Schatten; wir blieben im Kurs, bis wir ein Licht sahen, welches wir für das Licht vom vierten Punkt (Anjer, Leuchtthurm) hielten. Dann legten wir mit südwestlichem Winde bei, da

Digitized by Google

wir nicht wußten, was uns in der Sundaſtraße erwartete. Es war eine ſchreckliche Nacht. Der Regen von Aſche und Steinen dauerte fort, greifbare Finſterniß umgab uns, ſoweit ſie nicht durch allerlei feurige Erſcheinungen unterbrochen wurde, dazwiſchen erſchallte fortwährend der laute Knall von Exploſionen, welche in der Richtung von Krakatau ſtattfanden. Um 11 Uhr, wir hatten von der Java-Küſte abgehalten, war der Wind SW; die Inſel wurde in WNW auf ungefähr 11 Meilen Abſtand beſſer ſichtbar, feurige Ketten ſchienen zwiſchen ihr und dem Himmel auf- und abzuſchweben, auf der ſüdöſtlichen Ecke ſchien ein fortwährendes Rollen von glühenden Kugeln ſtattzufinden. Obwohl ein ſtarker Wind wehte, war die Luft heiß und erſtickend; Schwefelgeruch, vermiſcht mit einem Geruch wie von brennender Aſche, machte ſich bemerkbar; wenn Stücke auf uns fielen, war es, als ob uns ein glühendes Eiſen berühre; das Loth wurde aus einer Tiefe von 20 Faden ganz warm aufgeholt. Von Mitternacht bis 4 Uhr Morgens (27.) war der Wind ſehr unregelmäßig zwiſchen SSW und WSW; dieſelbe undurchdringliche Dunkelheit dauerte fort, das Gebrüll von Krakatau war nicht mehr ſo anhaltend und glich mehr vereinzelten ſtarken Exploſionen; der Himmel war einen Augenblick pechſchwarz und im nächſten Augenblick eine feurige Gluth, die Spitzen der Maſten und die Enden der Raaen waren mit Elmsfeuern und einer eigenthümlichen Art rother Flämmchen bedeckt. Letztere kamen aus den Wolken, welche die Maſtſpitzen und Raaen zu berühren ſchienen. Um 6 Uhr Morgens ſah man die Java-Küſte und ſetzte die Fahrt fort.

In Beniawang in der Semangkabai ſah der Kontrolleur gegen 6 Uhr Morgens, daß die Riffe trocken lagen; während er die Vorbereitungen traf, um über dies auffallende Ereigniß zu berichten, hörte er auf einmal ein furchtbares Geſchrei: „Das Waſſer kommt, das Waſſer kommt!“; alles rettete ſich in eine ziemlich hohe Wohnung; bald waren 200 bis 300 Perſonen in derſelben verſammelt, da kam eine neue Waſſermaſſe unter furchtbarem Gebrüll und das Haus ſtürzte zuſammen. Der Kontrolleur wurde von den Wellen fortgeriſſen, bis er endlich feſten Boden bekam. Es war finſter, er ſchützte ſeinen Kopf mit ſeinen Kleidern gegen den Schlammregen, ſo gut dies möglich war. Rings um ihn ertönten Hilferufe. Kaum hatte er einen Augenblick ausgeruht, als eine neue Welle kam, die ihn wieder aufnahm, worauf er ſich an einen treibenden Baumſtamm anklammerte, den er nicht mehr losließ. Lange dauerte es, ehe das Waſſer abfloß und ihn wieder auf feſtem Boden zurückließ. Wenigſtens eine Stunde lang hatte er wieder in der Finſterniß und dem Aſchenregen geſeſſen; während dieſer Zeit hat er mehrfach Menſchen ſchreien hören; dann lief er wegen des fortwährend niederſtürzenden Aſchen- und Schlammregens mit geſchloſſenen Augen fort, bis er auf einmal in lampongſchem Dialekt die Worte hörte: „Wir ſind nicht weit vom großen Fluß.“ In der Ferne ſah der Kontrolleur Leute mit Fackeln, denen er ſich anſchloß und mit denen er um 8 Uhr (Abends) ſein Dorf erreichte. Wieder hörte man das Waſſer ankommen und floh weiter nach einem andern, etwa 3 km von Beniawang gelegenen Dorfe. Im erſtgenannten Orte hatten, wie er am andern Tage erfuhr, 200 bis 300 Menſchen das Leben verloren.

Ueber die Ereigniſſe zu Anjer liegen eine Anzahl Berichte vor. Aus denſelben ergiebt ſich mit ziemlicher Uebereinſtimmung, daß etwas nach 6 Uhr die erſte furchtbare Welle am Horizont ſichtbar wurde und mit einer furchtbaren Geſchwindigkeit auf die Küſte anſtürmte. Einer der Geretteten flüchtete bei dieſem Anblick; beinahe hatte ihn die Welle erreicht, als es ihm glückte, auf einen kleinen Hügel zu gelangen, auf dem er erſchöpft niederſank. Kurz nach halb 10 Uhr hörte er einen ſchrecklichen Knall in der Richtung von Krakatau, dem noch vier ähnliche Exploſionen folgten; nachdem vorher ſchon ein leichter Aſchenregen gefallen war, ſtellte ſich jetzt Schlammregen ein, während neue Wellen kamen. Ich übergehe die ſchaurige Schilderung der nun folgenden Scene, um mich zu anderen Berichten zu wenden, welche mehr Aufſchluß über die das unglückliche Ereigniß begleitenden Erſcheinungen geben. Ein Seemann, der gerettet wurde, erzählt Folgendes: „Einen Augenblick nur hatte ich die anſtürmende, furchtbare Waſſermaſſe geſehen, als mich das Waſſer auch ſchon aufhob, nachdem es mich erſt unter ſeiner ſchrecklichen Laſt beinahe erdrückt hatte; mit furchtbarer Geſchwindigkeit fühlte ich mich in dieſem ſchwarzen, mit allerlei Gegenſtänden erfüllten Strudel fortgeriſſen, bis mein Kopf über die Waſſerfläche kam und ich Luft ſchöpfen konnte. Ich trieb, wie ein Strohhalm, auf der unabſehbaren Fluth zwiſchen den verſchiedenſten Gegenſtänden hin, die mit entſetzlicher Schnelligkeit an mir vorbei wirbelten; ich wurde gegen einen Baum getrieben, den ich vergebens zu erfaſſen ſuchte, erſt bei einem zweiten glückte es mir, mich anzuklammern; obwohl der Stamm unter dem furchtbaren Andrang des Waſſers ſich bog und ſchüttelte, bot er mir doch einen Ruhepunkt und wurde das Mittel zu meiner Rettung. So gut es mir möglich war, kletterte ich einige Fuß höher, doch auch die Fluth ſchien noch höher zu ſchwellen, denn meine Füße hingen noch im Waſſer; das eine Bein wurde durch antreibendes Holzwerk beinahe zerquetſcht und der Schmerz machte mich einen Augenblick ſo muthlos, daß ich daran dachte, meine Hände los zu laſſen, um die Qual abzukürzen; wie lange ich in dieſem Zuſtande war, ich weiß es nicht, denn die Minuten, die man in ſolcher Todesangſt zubringt, werden zu Stunden. Auf einmal fühlte ich Erleichterung; das Holzwerk, welches mich beinahe zerquetſcht hatte, trieb ab, worauf ich noch die Kraft beſaß, einige Fuß höher zu klettern, und jetzt ließ ich meine Augen über meine Umgebung ſchweifen: der Anblick war ſchrecklich; wo Anjer ſich befunden hatte, ſah ich nur eine brauſende, wild rollende Fluth, aus der hier und da ein paar Bäume und die Spitzen einiger Dächer hervorſahen. So ſah ich noch zwei alte Leute auf dem platten Dache ihres ſehr hoch gelegenen Hauſes ängſtlich hin- und herlaufen (ſie fielen als Opfer einer ſpätern Welle). In einem gegebenen Augenblick fiel das Waſſer mit großer Schnelligkeit und lief in das Meer zurück; ich ſah es unter meinen Füßen abfließen und ſah bald, daß ich meinen hohen Standpunkt verlaſſen konnte, um Rettung zu ſuchen. Als ich wieder auf feſtem Boden ſtand, befand ich mich in einem Chaos von Trümmern, über welches ich auf Händen und Füßen hinkroch; endlich erreichte ich das höher gelegene chineſiſche Viertel. Ein Chineſe, der jammernd da umherlief, erquickte mich mit einem Glas Kognak und nun, da ich ſah, daß ich in Anjer nichts mehr zu hoffen hatte, begab ich mich auf den Weg nach Serang. Mittlerweile hatte ein ſtarker Aſchenregen angefangen, der meine Fußreiſe ſehr erſchwerte.“

Von weiteren Detonationen ꝛc. meldet er nichts mehr. Ueber die Vorgänge zu Merak berichtet der gerettete Buchhalter Pechler. Am Morgen befanden ſich alle europäiſchen Beamten noch in ihren Wohnungen; ſie waren durchaus nicht ängſtlich, da niemand an eine unmittelbare Gefahr dachte. Man wollte erſt abwarten, ob das Waſſer höher ſtiege, und dann ſich nach den Bergen zurückziehen. Etwa um 9 Uhr ſah Herr Pechler auf einmal eine koloſſale Waſſermaſſe, welche aus Weſten kam, ſich mit ungeheurer Schnelligkeit in öſtlicher Richtung fortbewegte und alle

Bäume, die sie auf ihrem Wege traf, niederriß. Instinktmäßig flüchtete er den Berg hinauf, mit einem Male umgab ihn vollkommene Finsterniß, mit Aufbietung aller Kräfte stieg er noch höher, da er fühlte, wie das Wasser ihn erreichte und dann sank er ohnmächtig nieder. Erst am folgenden Tage kam er wieder zum Bewußtsein und sah die furchtbare Verwüstung; er traf zwei Eingeborene, mit denen er einige Stunden später von einem zur Hilfe herbeigeeilten Schiff aufgenommen wurde. Entsetzlich ist die Erzählung eines der eingeborenen Leuchtthurmwärters, der während der Katastrophe sich am „4. Punkt" befand. Als die Fluthwelle sich näherte, hatte sich das Personal in den Thurm geflüchtet, dessen Licht sich 46 m hoch über dem Meere befand. Wiewohl der Thurm unter dem Anprall der Wogen erbebte, bot er den wüthenden Wellen doch noch längere Zeit Widerstand. Ein furchtbarer Augenblick muß es gewesen sein, als er endlich einstürzte. Ein ungeheurer Felsblock nämlich, den das Wasser gegen die Mauer schleuderte, drückte den Fuß derselben ein, worauf auch der Thurm selbst zusammenbrach. Der gerettete Leuchtthurmwächter hatte Frau und Kinder vor seinen Augen versinken sehen. Einige Tage später that er wieder ruhig seinen Dienst bei dem inzwischen errichteten Hilfslicht. — Leider finde ich die Zeit, wann der Leuchtthurm eingestürzt ist, nicht angegeben.

Bis hierher stimmen die Berichte, wie man gesehen hat, ziemlich überein, wogegen der des „Charles Bal", den ich aus diesem Grunde ausführlich mittheile, was die Zeit betrifft, vollständig hiervon abweicht. Er sagt:

„Wir passirten den Leuchtthurm vom „4. Punkt" um 8 Uhr, zeigten unsere Signalnummer, bekamen aber keine Antwort. Passirten Anjer um 8 Uhr 30 Min., die Flagge immer noch aufgezogen, dicht genug, um die Häuser unterscheiden zu können, doch konnten wir nicht die geringste Bewegung beobachten. Wirklich haben wir durch die ganze Sundastraße weder auf See noch am Lande irgend ein lebendes Geschöpf gesehen. Um 10 Uhr 15 Min. kamen wir bei Button-Insel vorbei, wobei wir ½ bis ¾ Meile Abstand hatten; das Meer um uns her war spiegelglatt, das Wetter sah viel besser aus, der Aschenregen hatte aufgehört, es wehte ein leichter Südostwind. Um 11 Uhr 15 Min. fand eine schreckliche Explosion in der Richtung von Krakatau statt, von dem wir jetzt mehr als 30 Meilen entfernt waren. Wir sahen eine Welle sich auf die Button-Insel losstürzen, anscheinend den südlichen Theil überschwemmen und sich an der Nord- und Ostseite, halbwegs etwa, aufbäumen. Dies wiederholte sich zweimal; doch der Mann am Ruder behauptet, daß er vorher schon einmal dieselbe Erscheinung beobachtet habe. Danach schien dieselbe Welle nach der Java-Küste hinzulaufen. Gleichzeitig bedeckte sich der Himmel furchtbar rasch; der Wind wehte stark aus SW zu S; um 11 Uhr 30 Min. befanden wir uns inmitten einer beinahe greifbaren Finsterniß und gleichzeitig fing ein Regen von Schlamm, Sand und Gott weiß was noch an; das Schiff lag NO zu O, machte 7 Knoten per Stunde unter den drei Marssegeln. Wir hingen unsere Seitenlichter aus, stellten zwei Mann auf Ausguck vorn auf die Back und die beiden Steuerleute lugten nach beiden Seiten; ein Mann mußte fortwährend den Schlamm entfernen, der die Objektive der Ferngläser bedeckte. Wir hatten nämlich, ehe es so vollständig dunkel wurde, zwei Schiffe im Norden und Nordwesten gesehen, was unsere Lage noch beunruhigender machte. Um Mittag war die Dunkelheit so intensiv, daß wir uns tastend auf dem Deck bewegen mußten und einander nicht sehen konnten, als wir uns auf dem Hintertheil des Schiffes mit einander im Gespräch befanden. Dieser schreckliche Zustand und der Schlamm- und Aschenregen dauerte fort bis etwa 1 Uhr 30 Min., während das Gebrüll des Vulkans und die furchtbaren Blitze das Schreckliche unseres Zustandes noch vermehrten. Um 2 Uhr Nachmittags konnten wir wieder einige der Naaen sehen und der Schlammregen hörte auf. Gegen 5 Uhr klärte sich der Horizont im Norden und Nordosten und wir sahen die Westinsel, welche zwischen O und N eben sichtbar wurde.

Bis Mitternacht war der Himmel schwarz und dicht bewölkt; von Zeit zu Zeit fiel etwas Asche, das Gebrüll des Vulkans war deutlich hörbar, obwohl wir den Nordwächter sichteten und gute 65 bis 70 Meilen von Krakatau entfernt waren. Eine solche Finsterniß und überhaupt alle diese Vorgänge, die uns hier begleiteten, wird man sich nicht leicht vorstellen können."

Man sieht also, daß in diesem Bericht alle Vorgänge beinahe zwei Stunden später angesetzt sind und über die ersten Wellen gar nichts mitgetheilt ist. Ueber die Ereignisse in der Lampangbai liegen namentlich aus Telok Betong und von der Rhede dort mehrere sehr interessante Berichte vor, aus denen ich das Wichtigste hier mittheile.

Als es am Morgen des 27. Tag wurde, sah man vom „London" aus die Verwüstung, welche die Wellen angerichtet hatten; man sah auch den Ort selbst, der größtentheils am Meere lag, zum letztenmal; daß die Verwirrung groß sei, konnte man daraus schließen, daß das Feuer des Leuchtthurms noch fortbrannte, wiewohl es schon Tag war. Gegen 7 Uhr kam ganz plötzlich eine riesenhafte Welle aus dem Meere herauf, zu der man im wörtlichen Sinne aufsah, und die sich mit großer Schnelligkeit fortbewegte. Der „London" bewegte sich unter Dampf, um der Welle den Bug zu bieten; einen Augenblick später hatte dieselbe das Schiff erreicht, welches sich furchtbar hob, doch die Welle lief vorbei und der „London" war gerettet. Die Fluth überströmte Telok Betong und lief landeinwärts. Hinter einander kamen nun noch drei solche kolossale Wellen, welche vor den Augen der Passagiere den Ort verwüsteten; man sah das Küstenlicht umfallen, die Häuser verschwanden vom Strande, der Dampfer „Berouw", der schon auf dem Trocknen gesessen hatte, wurde aufgenommen und landeinwärts geschleudert — alles war Meer geworden, wo einen Augenblick vorher noch die Stadt gelegen hatte. Es war wie ein Dekorationswechsel in einem Feenstück, nur waren auf der Scene Hunderte von Opfern gefallen, während die Zuschauer sich in andauernder Lebensgefahr befanden.

Da man vermuthete, daß die telegraphische Verbindung gestört sei, entschloß man sich, nach Anjer zurückzudampfen, um das Vorgefallene zu melden. Bald hatte der „London" die Rhede hinter sich, doch ehe man die Lampangbai verlassen hatte, wurde es immer dunkler, so daß bereits um 10 Uhr eine ägyptische Finsterniß herrschte. Ehe wir jedoch weiter gehen, wollen wir die weiteren Vorfälle zu Telok Betong kennen lernen.

Der Steuermann der „Marie" berichtet: „Gegen Morgen wurde das Meer ruhiger, aber der Himmel sah so drohend aus, daß ich mich entschloß, noch einen dritten Anker bereit zu halten, um ihn, wenn es nöthig sein würde, fallen zu lassen. Während wir noch mit den Vorbereitungen beschäftigt waren, sah ich mit einem Male eine hohe Wassermasse an der Kimm ankommen, die sich mit entsetzlicher Geschwindigkeit näherte; sogleich ließ ich alle Luken und Oeffnungen dicht nageln. Wir hatten dieses Geschäft gerade beendet, als die erste Welle uns erreichte. Es war ein furchtbarer Augenblick und ich glaubte, wir seien ver-

Digitized by Google

loren; das Schiff hatte den entsetzlichen Anprall gut ausgehalten, war aber auf den Strand geworfen, so daß ich bei dem Ablaufen der Welle um dasselbe herumgehen konnte. Im Schiffsrath, der nun gehalten wurde, faßte man den Beschluß, die „Marie“ zu verlassen; der Steuermann allein wollte auf dem Schiffe bleiben. Bald aber kehrte ein Theil der Bemannung zurück, da sie den Weg zu schwierig gefunden hatte. Um 10 Uhr kamen wieder drei schwere Seen angelaufen; das Schiff wurde wie ein Ball aufgehoben und platt auf die Seite geworfen.“ — Ein Unterofficier der Garnison berichtete Folgendes über die Vorgänge: „Früh Morgens gingen wir nach der 20 Min. entfernten Kampong Kankong, um den Schaden zu besehen, den die Wellen dort angerichtet hatten; das Meer war ruhig, das Wetter prächtig. Wir waren im Dorfe angekommen und betrachteten die Verwüstung, als ich eine etwa 3 m hohe Welle ankommen sah. Wir hatten einen Abstand von etwa 2000 Schritt bis zu dem Talanghügel, auf dem die Kasernen stehen, zurückzulegen. Athemlos eilte ich zurück und trieb meine Begleiter zur Eile. Als wir den Hügel erreicht hatten und ich mich umwandte, waren alle am Meere gelegenen Dörfer verschwunden; alles war in eine kochende See verwandelt, aus der noch einzelne Häuser hervorragten.“ Aus seinen weiteren Mittheilungen ergiebt sich, daß das Wasser ganz allmählich stieg, doch breche ich hier vorläufig ab, um zur „Berbice“ zurückzukehren.

„Bis 8 Uhr Morgens trat keine Veränderung in unserm Zustande ein“, lautet der Bericht, „dann wurde es noch schlimmer; es war ganz dunkel, der Aschenregen wurde immer stärker, fortwährend mußte die Asche von dem Verdeck entfernt werden.“

So haben wir uns der Stunde genähert, zu welcher aller Wahrscheinlichkeit nach der größte Theil von Krakatau im Meere verschwunden ist, vielleicht in einem einzigen entsetzlichen Ausbruch, vielleicht in Folge wiederholter Zuckungen der entfesselten Elemente. Am vollständigsten sind hierüber die Berichte vom „Loudon“, die ich zunächst folgen lasse.

Die Dunkelheit nöthigte den „Loudon“, vor Anker zu gehen, da sie so tief war, daß man nicht einmal mehr die Umrisse weißer Gegenstände erkennen konnte; auf dem „Loudon“ fehlte jede Spur von Licht, und diese Dunkelheit dauerte 18 Stunden. Während derselben fiel ein dichter Schlammregen, der das Deck mehr als 0,5 m hoch bedeckte und es der Mannschaft beinahe unmöglich machte, ihren Dienst zu thun, da Augen, Ohren, Mund und Nase mit dieser Masse, welche das Athmen erschwerte, gefüllt wurden. Auch die atmosphärische Luft war durch die Eruptivmassen verändert worden; ein schrecklicher Geruch von schwefliger Säure verbreitete sich. Einzelne Personen hatten Ohrensausen, andere fühlten ein Drücken auf der Brust, wieder andere konnten dem Schlaf kaum Widerstand leisten. Von Zeit zu Zeit wechselte der Schlammregen mit einem Aschen- und Bimssteinregen. Der Kompaß zeigte die merkwürdigsten Abweichungen in allen Richtungen, der Barometerstand war ungewöhnlich hoch. Heftige Meeresströmungen wurden in verschiedenen Richtungen beobachtet. Doch dies war noch nicht alles; als der „Loudon“ einige Zeit in der tiefsten Dunkelheit gelegen hatte, fing das Meer an unruhig zu werden; der Wind erhob sich immer stärker und steigerte sich bis zu einem fliegenden Orkan; dann folgte eine Reihe von Seebeben, die sich durch plötzlich ankommende heftige Seen bemerkbar machten. Einige derselben kamen gegen das Schiff quer und mit solcher Kraft an, daß sie dasselbe aufnahmen und so auf die Seite legten, daß es beinahe zum Kentern kam. Während dieser Zeit schlug der Blitz siebenmal in den Mast, lief erst am Ableiter entlang, sprang jedoch von einem höher als das Verdeck gelegenen Punkte mit einem gräßlich knatternden Geräusch in das Wasser über. In einem solchen Augenblicke wurde die ganze Umgebung plötzlich hell erleuchtet und man sah, daß alles durch den Schlammregen mit einer aschgrauen Farbe überzogen war; der Anblick war so schrecklich, daß man unwillkürlich sich an Bord eines Geisterschiffs glaubte.

Während dieser Zeit standen die Spritzen gegen Brandgefahr bereit; fortwährend hatte der „Loudon“ Dampf und dampfte langsam vor zwei Ankern an. Außer Blitz und Donner beobachtete man auch andere elektrische Erscheinungen. An den Enden der Masten und Raaen erschienen die bekannten St. Elmsfeuer; die eingeborenen Seeleute theilen den Aberglauben der europäischen Matrosen in Bezug auf diese Erscheinungen, nur messen sie denselben eine noch schlimmere Vorbedeutung bei; dieselben sagen, ihrer Ansicht nach, den Untergang des Schiffes voraus. Nach ihrem Glauben aber können sie das Unglück abwenden, wenn sie die Vorboten desselben verjagen. Deshalb sah man, sobald sich nur ein Flämmchen zeigte, wenn es noch so hoch im Takelwerke erschien, sofort einen Matrosen nach oben klettern, um es zu vertreiben. Trotzdem daß das mit Schlamm bedeckte und dadurch glatt gewordene Tauwerk, daß die furchtbaren Schwankungen, die das Schiff von Zeit zu Zeit machte, ihre Aufgabe sehr erschwerte, setzten sie ihre Versuche fort, wenn es ihnen nicht gleich glückte, die neckischen Flammen auszulöschen, die Irrlichtern gleich, im Tauwerk, auf Masten und Raaen umherhüpften. Nach jedem neuen Seebeben herrschte ein Augenblick von tödtlicher Stille und Ruhe im Meere, auch der Schlammregen hörte dann einige Augenblicke lang auf. Diese Grabesstille war noch entsetzlicher als die furchtbare Wuth des Orkans; man hörte dann das laute Beten, die nervenzerreißenden Hilferufe der Eingeborenen, welche an Bord waren.

Ganz eigenthümlich ist es, daß an Bord des „Loudon“, wie in dem Bericht (des Herrn van Sandick) ausdrücklich hervorgehoben wird, keine Detonationen gehört wurden. War es das Getöse, das Geheul des Windes, das Plätschern des Schlammes, welche einen so sinnverwirrenden Lärm hervorbrachten, daß die furchtbaren Explosionen übertönt wurden, oder waren es die überwältigenden näherliegenden Eindrücke, welche die Aufmerksamkeit so ausschließlich in Anspruch nahmen, daß die entfernteren Erscheinungen sich nicht mehr geltend machen konnten?

Nachts um 4 Uhr endlich sah man am Horizont ein schwaches Licht; der Mond, der nach 2 Uhr aufgegangen war, trat aus den Wolken hervor; die Luft war weniger drückend, endlich brach die kurze Dämmerung an, die Sonne erhob sich und der Kapitän beschloß nun, die Lampangbai zu verlassen. Ehe wir den „Loudon“ weiter begleiten, wollen wir zunächst sehen, wie die Eruptionserscheinungen sich zu Telok Betong äußerten. Der Steuermann der „Marie“ fährt in seinem Berichte folgendermaßen fort: „Indessen war es durch den starken Aschen- und Schlammregen ganz dunkel geworden. Auf einmal hörten wir einen Knall, als ob ein Pulvermagazin in die Luft flöge. Der Himmel stand so zu sagen in Feuer und in der Luft verbreitete sich ein dicker Schwefeldampf, es war zum Ersticken. Nachmittags 3 Uhr schlugen nochmals drei Seen über die „Marie“ und dann nicht mehr. Der Aschenregen dauerte fort; es wurde nicht mehr Tag. Wir wußten nicht mehr, wo wir waren. Als am andern Morgen der Tag anbrach, lag die „Marie“ wieder in tiefem Wasser, wir allein auf der ganzen Rhede waren in wunderbarer Weise gerettet, die ganze Stadt mit dem Leuchtfeuer war vernichtet, viele Fahr-

Digitized by Google

zeuge hatte das wüthende Element weit ins Land geschleudert oder total zerstört." Von dem Kasernement auf dem Talang-Hügel wird berichtet: Gegen 10 Uhr etwa wurde es dunkel; dem Aschenregen folgte ein Steinregen, wobei Steine in der Größe eines Taubeneis fielen. Es war ganz finster, so daß man Lichter anzünden mußte; etwas später stand das Wasser nur noch 1 m unter der Oberfläche der Kaserne (also 24 m über dem gewöhnlichen Wasserstand). Dem Steinregen folgte jetzt ein Schlammregen; der Donner, der den ganzen Tag angehalten hatte, nahm nun ab. Man dachte daran, das Fort zu verlassen und sich weiter landeinwärts zurückzuziehen, als das Wasser zu fallen anfing. Nachts wurde es nach und nach heller, die Sterne erschienen am Himmel, der Schlammregen hatte schon lange vorher aufgehört. Endlich ging am 28. die Sonne auf, um eine Scene voller Entsetzen zu beleuchten. Telok Betong mit seinen Bewohnern, deren Zahl auf etwa 10 000 geschätzt wurde, bestand nicht mehr.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Sämmtliche Turkmenen von Merw haben beschlossen, sich der russischen Herrschaft zu unterwerfen; es wäre ihnen auch schwerlich etwas anderes übrig geblieben. Der Augenblick dieser Annexion ist von Rußland gut gewählt, insofern England, welches zu anderen Zeiten auf dieses Vorgehen vielleicht mit der Besetzung von Herat geantwortet hätte, jetzt alle Hände voll in Aegypten zu thun hat. Jener Entschluß der Bewohner von Merw wird theils der Beliebtheit und der Politik des jetzigen Generalgouverneurs von Turkestan, theils der Vermittelung des Chans von Chiwa zugeschrieben; vielen Einfluß soll aber auch der gewaltige Eindruck gehabt haben, welchen die Merwer Abgesandten von der Kaiserkrönung zu Moskau empfingen.

— Der vom 1. Januar 1884 aus Gaza datirte erste Bericht des Professors Hull (vergl. Globus, Bd. 44, S. 320) meldet, daß derselbe das Wadi Arabah, das Todte Meer und eine Querroute durch das südliche Palästina vollständig geologisch aufgenommen habe. Sein Begleiter, Ingenieurhauptmann Kitchener, hat die bereisten Strecken topographisch aufgenommen und dabei namentlich gefunden, daß das Südende des Todten Meeres auf unseren Karten in Lage und Gestalt falsch dargestellt ist und daß z. B. die große Halbinsel Lisan um volle drei englische Meilen verschoben werden muß. Mr. Hart hat botanisch gesammelt, Mr. Lawrence fortlaufende meteorologische Beobachtungen gemacht und Mr. Gordon Hull an hundert Photographien hergestellt. Professor Hull wollte sodann noch zwei Querrouten durch Palästina machen, während Hauptmann Kitchener in Begleitung von nur vier Arabern auf einem bisher unbekannten Wege nach Ismailia in Aegypten zurückritt. Ueberall fand er gute Aufnahme bei den Beduinen, welche ihn für einen Vetter des Scheich Abdallah (d. h. des ermordeten Professors Palmer) hielten, dessen Andenken sie hoch verehren und dessen Ermordung sie immer noch beklagen.

Afrika.

— Aus einem Briefe, d. d. Gabun, 7. December 1883, theilt der Pariser „Gaulois" mit, daß die Expedition de Brazza's augenblicklich als gescheitert anzusehen sei. Von Anfang an habe große Unordnung geherrscht und in Folge dessen seien drei Viertheile der mitgenommenen Waaren vergeudet oder verloren worden. Die meisten Mitglieder der Mission haben längst ihre Entlassung genommen. Herr de Brazza hat den Fluß Ogowe abgesperrt, indem er Befehl ertheilte, auf alle Pirogen zu schießen, welche die Durchfahrt erzwingen wollten. Dadurch reizte er alle deutschen und anderen Kaufleute gegen sich auf, die seine Waaren unentgeldlich nach dem oberen Ogowe befördert hatten. Zugleich entfremdete er sich die Uferbewohner, die ihren Gummi nicht mehr verkaufen und keine europäischen Waaren beziehen können. De Brazza hat ferner den Gouverneur (von Gabun) schwer verletzt und ebenso die Patres vom heiligen Geiste, in deren Mission zu Lambarene seine Leute wie in Feindesland gehaust haben. Brazzaville hat zu existiren aufgehört. König Makoko, Brazza's Verbündeter, ist entthront und durch einen der Expedition feindlichen Häuptling ersetzt. „Leider triumphirt Stanley und ist er Dank den begangenen Fehlern überall Herr und Meister." — Die in den Zeitungen wiederholt verbreitete Nachricht von Brazza's Tode hat sich übrigens nicht bestätigt.

— Wie den „Times" aus Madrid geschrieben wird, scheinen die Portugiesen ihre stets mehr nominelle als faktische Herrschaft in Central- und Südafrika nicht ohne Kampf zerstören lassen zu wollen; zu diesem Zwecke hat namentlich das Marineministerium mit vieler Heimlichkeit eine kommercielle Expedition dorthin vorbereitet, welche aus dem Generalstabsofficier Enrique de Carvalho, der das Land kennt, als Leiter, einem zweiten Befehlshaber, einem Missionar, einem Arzt u. s. w. bestehen und namentlich in Angola neue Alliancen zwischen den Eingeborenen und Portugal anknüpfen und alte befestigen soll. Sie wird wahrscheinlich zunächst die bekannte Handelsstraße zum Muata Jamvo verfolgen und, wo es angeht, Stationen für Handel, Ackerbau und Missionszwecke errichten.

Polargebiete.

— Auf eine besorgte Anfrage hat die Londoner Royal Geographical Society die Mittheilung erhalten, daß die Regierung der Vereinigten Staaten, sobald es die Jahreszeit erlaubt, eine möglichst sorgfältig ausgerüstete Expedition nach dem Smith-Sunde schicken wird, um den in Lady Franklin Bay stationirten Polarfahrern unter Lieutenant Greely Hilfe zu bringen. Dieselbe wird aus dem bekannten englischen Dampfer „Alert", der „Thetis" und der „Bear" bestehen und von Commandeur Winfield S. Schley befehligt werden.

Inhalt: Amazonas und Cordilleren IV. (Mit sechs Abbildungen.) — Konrad Ganzenmüller: Sennaar II. — Emil Metzger: Der vulkanische Ausbruch in der Sundastraße. I. Erzählung der Vorgänge. Erste Hälfte. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Polargebiete. — Schluß der Redaktion: 18. Februar 1884.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLV. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Amazonas und Cordilleren.

(Nach dem Französischen des Herrn Charles Wiener.)

V.

In dem Dorfe Pevas, wo Wiener mit seinem Reisegefährten Herrn von Günzburg zusammentreffen sollte, fand er denselben nicht vor und beschloß deshalb, denselben weiter stromab in Tabatinga zu erwarten. Dafür hatte er Gelegenheit, den in der Umgebung wohnenden Mischlings-Indianerstamm der Tapuys kennen zu lernen. Es sind schön gebaute Gestalten, nur theilweise etwas untersetzt, von prächtiger Bronzefarbe und aufgeputzt, wie die Indianer in einem Opernhause. An den Oberarmen, Handgelenken, Oberschenkeln und Knöcheln tragen sie rußbraune Bänder, in welchen Federn vom Ara, Papagei, Tukan und anderen bunten Vögeln stecken; Binden schmücken den Kopf, Gehänge den Hals und zuweilen auch, kreuzweise getragen, den Rumpf, während die eigentliche Kleidung nur aus einem Bande um die Lenden besteht. Als sie Abends bei dem hellen Lichte eines großen Feuers tanzten, glitzerte und funkelte ihr bunter Schmuck bei ihren wilden Sprüngen in prächtigem, phantastischem Glanze.

Am nächsten Morgen wurde die Fahrt auf dem Amazonenstrome abwärts mit Tagesanbruch fortgesetzt; da aber die zum Rudern gemietheten Sunos-Indianer wiederholt meuterten, so brauchte man für die Strecke von Pevas bis Tabatinga, welche man gewöhnlich in weniger als einem Tage zurücklegt, 28 Stunden. In dem kleinen brasilianischen Fort zu Tabatinga mit seinen Kanonen, seiner weißen Kaserne, seinem kleinen Leuchtthurme und seiner Kriegsschaluppe wurden die Sunos abgelohnt und entlassen, während sich der Reisende bei dem liebenswürdigen Kommandanten, Hauptmann Amaral, ausruhte und rasch von seinen Strapazen erholte. Im Uebrigen ist Tabatinga ein elendes Nest, welches nur zwei gute Häuser besitzt, den Cuartel für die Garnison und die Comandancia für deren Officiere. Der Rest besteht aus elenden Hütten, 35 bis 40 an der Zahl, deren stattlichste den Kaufladen eines blonden Engländers mit „Warranted Manchester and Liverpool goods“ enthält. Derselbe macht gute Geschäfte und ist wohl der zufriedenste unter den Bewohnern des Oertchens, welche in einer Anzahl von 50 Männern und 3 Frauen sorglos und stumpf in einer unaufhörlichen Wolke von Moskitos und Tabaksdampf dahin vegetiren.

Sechs Tage später langte das brasilianische Packetboot „Obidos“ vom obern Amazonenstrome her in Tabatinga an; sein Kapitän hatte zwar gehört, daß europäische Reisende in Iquitos erwartet wurden, dieselben waren aber nicht eingetroffen und waren schon todt gesagt worden. Gern hätte sich Wiener sofort nach dem Rio Morona begeben, um Nachforschungen nach Günzburg anzustellen, der sich vielleicht als Gefangener in den Händen der Indianer befand; allein er war so gänzlich von allem Gelde entblößt, daß er es vorzog, zuerst nach Pará am untern Amazonas zu fahren und sich dort mit neuen Mitteln zu versehen. Ohne Weiteres gestattete der Kapitän des „Obidos“ ihm und zwei Begleitern, Geoffroy und François, die Fahrt dorthin ohne Vorausbezahlung zu verlangen. Wiener's Entdeckungsreise war vorläufig beendet, die Arbeit der Stromaufnahme unnöthig, weil schon verschiedentlich gethan; er befand sich wieder im Bereiche der Civilisation, brauchte keine grünen Bananen und Affen mehr zu essen und konnte

Digitized by G

seine Waffen in den Koffer packen, da er nicht mehr sein und seiner Begleiter Leben zu vertheidigen, nicht mehr für Wildpret zum Lebensunterhalte zu sorgen hatte.

Die Fahrt ist eintönig, die Landschaft flach und ohne Abwechselung. Nur während eines Gewitters wird der Fluß sehr schön; wenn der Wind die Wogen peitscht, so verwandelt er die Oberfläche des Stromes in ein Meer von weißem Schaum und wirft die klatschenden Wellen gegen den Rumpf des Schiffes. Wie zwanzig Gewitter auf einmal hört sich das beständige Rollen der betäubenden Donner an, und die Blitze schießen hernieder bald in violetten Zickzacks, bald als blendende Feuermassen, die das ganze Firmament erfüllen.

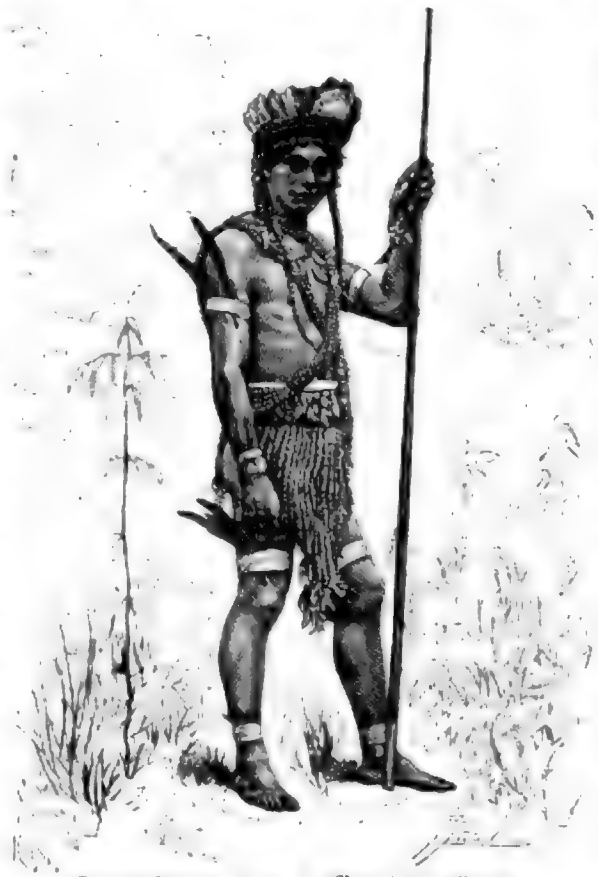
Nur in weiten Abständen von einander zeigten sich am Ufer einzelne malerische, aber höchst elende Hütten. Stehen ihrer drei zusammen, so nennt man es einen Hafen. Vor solchen Strohhütten liegt meist ein Kautschuksammler mit seiner olivenfarbigen Begleiterin, kratzt sich nachdenklich und raucht seine Cigarette oder Pfeife dazu. Von Anbau keine Spur, abgesehen von einigen Bananenstauden, deren hellgrüne, vom Winde zerfetzte Blätter sich scharf von der dunkeln Waldvegetation abheben.

Einige Meilen oberhalb und unterhalb der Einmündung des Rio Negro bietet der Amazonenstrom einen merkwürdigen Anblick dar. Das Wasser des Nebenflusses bewahrt mehrere Kilometer weit seine schwarze Kaffeefarbe und bildet längs des linken Ufers einen dunkeln Streifen, der zu der hellern Färbung am rechten Ufer in scharfem Gegensatze steht. Zuweilen sieht man auch einen großen schwarzen Flecken mitten in dem lichten Gewässer des Amazonas.

Eine Stunde oberhalb der Mündung des Rio Negro zeigen sich, wenn man denselben hinauffährt, die ersten kleinen Landgüter (chacras) und dann die Stadt Manaos, welche durchaus nichts Originelles an sich hat; ihre weißen schmucken Häuser würden in der Umgegend von Paris durchaus nicht auffallen. Zwischen amerikanischen Städten von spanischer und von portugiesischer Gründung besteht gar keine Analogie; der geringste Pueblo in den Anden hat sein eigenthümliches Gepräge, eine brasilianische Stadt aber nicht. Letztere sind bereits europäisirt. Die Façaden der Kirchen stammen hier wie dort aus dem 16. Jahrhundert; aber das Innere derselben ist in Brasilien viel heller, salonmäßiger, die Kirchenbesucher modern, fast elegant gekleidet, und vergeblich sucht man die malerischen Sandalen, Ponchos und Mantas der spanischen Kreolen.

Der „Obidos“ warf der großen Kirche gegenüber Anker. Damals, in der trockenen Zeit, lag die Stadt auf Hügeln, welche alljährlich mehrere Monate lang vom Wasser fast bedeckt sind. Der Landeplatz wird vielfach von Bächen (igarapes) durchschnitten, die in den Rio Negro sich ergießen, so daß die Stadt auf einer Reihe von Halbinseln und Inseln liegt, welche durch Brücken mit einander in Verbindung stehen. Mehrere Straßen, und namentlich die Hafenstraße, werden von Palmenalleen beschattet.

Manaos befindet sich in dem Uebergangsstadium vom Dorfe zur Stadt oder vom Flecken zum Handelshafen. Neben Strohhütten erhebt sich schon das stolze Haus des kosmopolitischen Kaufherrn; Straßen, in denen jedes Haus sich eines prächtigen Ladens rühmt, werden von Sackgassen geschnitten, in denen nur gutmüthige Eingeborene faulenzen. Und am Ufer schaukeln sich friedlich neben einander die primitive Piroge, das europäische Boot und die ihm nachgeahmte monteria, die schwer zu bugsirende peniche, die leichte Goeletta und das schwerfällige Floß, Räder- und Schraubendampfer.



Tapuy-Indianer aus der Gegend von Pevas.
(Nach einer Photographie.)

Selten verlassen die Frauen das Haus; die Einkäufe werden von den Männern besorgt, welche man von 7 bis 9 Uhr Morgens und von 6 bis 8 Uhr Abends namentlich in der Rua do Comerço bei diesem Geschäft beobachten kann. Es ist das die schönste Straße der Stadt mit vielen französischen Läden, deren Inhalt von den allerdings nicht zahlreichen wohlhabenden Einwohnern bevorzugt wird. Aber der große Haufen kauft bei den Engländern, welche ihre Waaren dem Geschmacke jeden Landes anzupassen verstehen und darum große Geschäfte machen, während der Franzose seine so oft wechselnde Mode den fremden Völkern aufzwingen möchte und sich wenig oder gar nicht um die Wünsche und Neigungen der Eingeborenen kümmert.

Die Bewohnerschaft von Manaos hat zum größten Theil die braune und schwarze Farbe von allen möglichen Schattirungen aufzuweisen; das autochthone Element aber, der Indianer vom Manaos-Stamme, ist dort vollständig verschwunden. Er hat sich in die Wälder und an die Ufer des Rio Branco zurückgezogen, und wenn einmal einer von ihnen, natürlich in durchaus friedlicher Absicht, auf seiner alten Domäne erscheint, so wird das als ein sensationelles Ereigniß angesehen. Eine Schaluppe der brasilianischen Flottille, welche den Oberlauf des Stromes und seine Zuflüsse zu beaufsichtigen hat, hatte eines Tages ein Paar dieser Indianer mitgebracht, und alsbald beeilte sich ganz Manaos, diese armen Wesen zu feiern und zu fêtiren. Sie wurden von Zeitungsschreibern „interviewt“, welche dann hinterdrein erfundene Gespräche mit den „infieles“ veröffentlichten. Photographen nahmen ihr Porträt in fest-

Digitized by Google

Eine chacra (Landgut) bei Manaos. (Nach einer Photographie.)

Der Hafen von Manaos. (Nach einer Photographie.)

lichem Schmucke auf. Mit allen möglichen Gunſtbezeugungen überhäuft, mit einigen Hemden und ſehr viel Roſenkränzen beſchenkt und mit einer Indigeſtion ohne Gleichen behaftet, wurden ſie ſchließlich wieder in ihre Wälder entlaſſen, um dort unter ihren Stammesgenoſſen für die Civiliſation des 19. Jahrhunderts als Apoſtel zu wirken. Ja ſelbſt zu einem fünfaktigen Theaterſtücke hat die Anweſenheit der beiden Eingeborenen Veranlaſſung gegeben; denn Manaos rühmt ſich eines Theaters mit Parterre, Galerie und Logen, in welchem Wiener der Aufführung von „Die Wunder des h. Benedikt“ beiwohnte. Weiße gab es wenig im Saale, aber deſto mehr Schwarze, deren Patron der h. Benedikt iſt, und namentlich eine Fülle von jungen hübſchen Negerinnen in himmelblauen und roſafarbenen Gazekleidern, welche das Schwarz der Arme und Schultern angenehm milderten.

Nach ſiebentägigem Aufenthalte in Manaos beſtieg Wiener den Dampfer „Arari“, der ihn nach Pará bringen ſollte. Wenige Meilen unterhalb der kleinen Anſiedelung

Eingeborene vom Rio Branco. (Nach einer Photographie.)

Breves fuhr derſelbe jedoch auf einer Sandbank auf und blieb dort $3^1/_2$ Tage liegen, bis ein anderer Dampfer ſeine Signale bemerkte und zu Hilfe kam. Nachdem die Ladung des „Arari“ auf letztern hinübergeſchafft worden war, wurde er durch die Fluth flott und konnte ſeine Fahrt fortſetzen. Sieben Monate weniger zwei Tage, nachdem der Reiſende Guayaquil am Stillen Ocean verlaſſen, traf er in Pará ein.

Dieſer Ort, der in Europa für einen Herd des gelben Fiebers gilt, erſchien ihm wie eine große Stadt, wie ein Centrum der Civiliſation. Ein breiter Quai und zwei bis drei Stockwerk hohe Gebäude, die ſich dem Ankömmling zuerſt zeigen, geben ihm gewiſſermaßen die Berechtigung, als ſolches zu gelten.

Als Wiener die Stadt durchſtreifte, bemerkte er, daß er ſelbſt und einige Polizeiſoldaten die einzigen Fußgänger waren; Jedermann hier, vom Präſidenten bis zum letzten Sklaven herab, fährt in der Pferdeeiſenbahn, die vollkom-

men neutrales Gebiet iſt. Als eine hübſche, weißgekleidete Negerin mit rieſigen imitirten Korallenketten um den Hals einen ſchon gefüllten Wagen beſteigen wollte, machte ihr ein junger Fidalgo und kaiſerlicher Kammerherr bereitwillig Platz. Wenn man in Europa von Sklaven ſpricht, ſo denkt man gewöhnlich an die Pariaſtellung des Schwarzen in den Vereinigten Staaten; dort iſt er frei und genießt die Menſchenrechte, aber von der weißen Geſellſchaft wird er unbarmherzig ausgeſchloſſen. In Pará aber kann er nach jeder Würde ſtreben; ohne zu feilſchen wird man ſie ihm einräumen, und wenn er die Examina beſtanden hat und ſonſt geeignet iſt, ſteht er mit dem Weißen auf völlig gleicher Stufe.

Schon am Tage nach ſeiner Ankunft erfuhr Wiener, daß für ſeinen vermißten Gefährten Günzburg eine Anzahl Briefe angelangt und eine Summe Geldes angewieſen war; er ſchloß daraus, daß jener ſich noch am obern Marañon befinden, und daß er ihn dort aufſuchen müſſe, wozu er außer Geld beſonders eines Dampfboots und zuverläſſiger Leute bedurfte. Und um beides zu erlangen, wandte er ſich ſofort telegraphiſch mit einer Bitte an den Kaiſer von Braſilien, welchem er bekannt war; in Erwartung der Antwort beſchäftigte er ſich damit, den großen Handelshafen Nordbraſiliens näher kennen zu lernen.

Um das Leben und den Organismus der dortigen Geſellſchaft zu charakteriſiren, ſtellt er die Formel auf: Pará = 300 Theilen Handel + 60 Theilen politiſch-religiöſer Fragen + 5 Theilen künſtleriſcher Diskuſſionen. Der Handel der Stadt mit Europa und New York iſt durchaus verſchieden von demjenigen, welcher zwiſchen Pará und dem Becken des Amazonenſtromes, zu dem es den Schlüſſel bildet, ſtattfindet. Erſterer iſt normal; Pará iſt der Hauptmarkt für Kautſchuk und exportirt anſehnliche Maſſen von Kakao, Saſſaparilla, Paranüſſen und vegetabiliſchem Elfenbein.

Mägde und Verkäuferinnen in Pará. (Nach einer Photographie.)

An der Spitze des Großhandels ſteht England, dann folgen die Vereinigten Staaten; die Kaufleute dieſer beiden Länder führen ſieben Achtel von allen Waaren ein und aus, welche nicht nur in der Stadt ſelbſt, ſondern auch im ganzen Thale des Amazonenſtromes verbraucht werden; ihre ſtets thätigen und unternehmenden Reiſenden ſind überall zu finden, ſind bei allen Geſchäften und Unternehmungen betheiligt, während Franzoſen nur diejenigen Städte beſuchen, wo ſie bereits geſchäftliche Beziehungen unterhalten.

Die Portugieſen halten meiſt lojas, d. h. Kramläden, geben ſich auch viel leichter als Neger zu Laſtträgerdienſten her und ertragen ſelbſt bei ſchwerer Arbeit in bewundernswerther Weiſe ſehr ungünſtige hygieniſche Bedingungen. Bei ihrer großen Rührigkeit und Nüchternheit iſt es nichts Seltenes, daß Leute, die ohne einen Heller in Braſilien ankommen, mit hübſch runden Summen nach ihrem geliebten Portugal zurückkehren. Italiener ſind in Pará wenig, Spanier gar nicht vertreten, und im Jahre 1880 gab es dort auch kein bedeutendes deutſches Haus. Am beſten haben es die Engländer verſtanden, ſich in das Weſen des braſilianiſchen Lokalhandels einzuleben und ſeine drei Grundlagen: Schiffahrt, Einfuhr von Manufakturen und Ausbeutung der Wälder zu begreifen. Regelmäßige Schiffsverbindung erweckt die kleinen, weit von einander gelegenen Orte am Amazonenſtrome erſt zum Leben, und der Eingeborene macht ſich an die Ausnutzung der Waldprodukte, um ſich damit die ihm begehrenswerth ſcheinenden europäiſchen Erzeugniſſe einzuhandeln. Der engliſche Kaufmann aber macht dabei ein vierfaches Geſchäft: ſeine eigenen Schiffe bringen die europäiſchen Manufakturen ſtromaufwärts; er gewinnt ferner am Verkaufe der letzteren, nimmt drittens dafür Rohprodukte zu billigeren als den Marktpreiſen und hat viertens wiederum eine einträgliche Rückfracht für ſeine Schiffe. Von gewiſſen Produkten, wie

Die Círio-Procession (31. Oktober) in Pará.

Kautſchuk, haben ſich die Engländer durch verſtändig bewilligten Kredit ſchon eine oder mehrere ganze Ernten im Voraus geſichert und können, da ſie die Marktpreiſe nach ihrem Belieben zu beſtimmen vermögen, auch den Kautſchuksammlern ſehr hohe Löhne gewähren. Trotzdem könnte eine geſchickt geleitete Geſellſchaft, welche durch ihre Schiffe ſelbſt der kleinſten Anſiedelung eine möglichſt große Auswahl von Waaren zuführte, noch heutigen Tages auf dem Amazonenſtrome glänzende Geſchäfte machen.

Man lebt nicht in Pará zum Vergnügen, ſondern um Geld zu machen; es wird dort fieberhaft ſpekulirt und bei Tag und Nacht an nichts anderes, als an das Geſchäft gedacht. Ohne Ruhe und Raſt wird dort gehandelt, gewonnen und verloren. Um dem Aerger, der ſtets mit ſolchem gewinnſüchtigen Treiben verbunden iſt, Luft zu machen, wird raiſonnirt und Oppoſition gemacht, einmal gegen den Biſchof, einmal gegen den Präſidenten der Provinz, heute gegen den Polizeimeiſter und morgen gegen eine Opernſängerin; aber die ganze Oppoſition erſchöpft ſich in Worten. Denn der Braſilianer iſt ruhig und ſeiner Obrigkeit unterthan. Immerhin verleiht dieſe Redeſucht der Bevölkerung von Pará eine gewiſſe Lebhaftigkeit, welche man ſonſt in tropiſchen Ländern vergeblich ſuchen würde. Lateiniſche Citate fallen dieſen Leuten nicht ſchwer und kommen häufig im Geſpräche vor. Doktoren oder, wie ſie dort genannt werden, Baccalaureen, giebt es von allerhand Sorten, in der Litteratur, den Naturwiſſenſchaften, der Mathematik, der Medicin, der Ingenieurkunſt u. ſ. w.; aber das ſind keine ſteifen Doktoren in Mantel und Barett, ſondern elegante, ſchlanke, oft zu ſchlanke Leute mit leider ſehr enger Bruſt, die dem Kreolen des Amazonas-Gebietes eigenthümlich iſt.

Die Straße São José in Pará. (Nach einer Photographie.)

Auf den Straßen ſieht man nur Dienerinnen und Verkäuferinnen von Lebensmitteln. Damen kennen keine anderen Spaziergänge als die zur Kirche, und laſſen alle Beſorgungen durch ihre Sklavinnen verrichten, ſo daß man in Läden, auf Märkten und in Pferdebahnen nur Vertreterinnen des ſchönen Geſchlechts von mehr oder weniger dunkler Hautfarbe zu ſehen bekommt, welche ihre Laſten auf dem Kopfe tragen, ſtets vergnügt ſind und lachen, in der Jugend Cigaretten, mit dreißig Jahren Cigarren und in ihren alten Tagen Pfeife rauchen. Ihre blaſſen, ſchönen Herrinnen liegen indeſſen, in weiße geſtickte Gewänder gehüllt, das prachtvolle ſchwarze Haar loſe herabfallend, in ihren halbdunkeln Zimmern in Hängematten, auf Ruhebetten oder Schaukelſtühlen, ſtarren ſtundenlang, ohne ein Wort zu reden, in die Luft und träumen. Nur im Theater — und Pará beſitzt ein ſtark beſuchtes, höchſt ſtattliches derartiges Gebäude — thauen dieſe kalten Seelen auf und beleben ſich die matten Geſichter. Die dramatiſchen Vorſtellungen geben nicht nur im Zuſchauerraume zu höchſt lebhaften Scenen Veranlaſſung, ſondern auch ſpäter zu Kämpfen in der ziemlich freien Preſſe, deren Bedeutung ein Europäer ſchwer zu erfaſſen vermag.

Der 31. Oktober iſt in Pará ein großer Feiertag, der Tag des „Cirio“, an welchem Unſere Liebe Frau von Nazareth in Proceſſion herumgetragen wird. Selbſt der ſchlechteſte Neger trägt an dieſem Tage ein Feſtkleid, jede Negerin funkelnden Schmuck und ein helles Muſſelinkleid, zwar keinen Strumpf, dafür aber Pantoffeln mit hohen Abſätzen à la Louis XV. Schon am Abend des 30. wird das wunderthätige Bild aus der kleinen Nazarethkirche zu den „Educandas“ gebracht, um am folgenden Tage an ſeine gewöhnliche Stelle zurückzukehren. Am 31. iſt die Stadt ſchon um 5 Uhr in Bewegung; um 6 Uhr ertönt ein Kanonenſchuß und ſetzt ſich die Proceſſion in Bewegung. Von den Häuſern wehen die Flaggen aller Länder und aus den Fenſtern hängen Teppiche. Was aber ſolchen Aufzügen hier zu Lande eine unvergleichliche Pracht verleiht, ſind die Alleen königlicher Palmen, ſolche rieſenhaften lebenden Säulenreihen, wie in der Straße São José. Wenn die Volksmenge durch ſolch eine majeſtätiſche Wölbung zieht, ſo kann man durch Vergleichung des Menſchenwuchſes mit der Höhe der Bäume ſo recht deren impoſante Größe ermeſſen.

Um das Ciriofeſt zu verſtehen, muß man ſeine Entſtehung kennen. Im Jahre 1793 ging ein Schiff, das dem Schutze der damals wenig bekannten Lieben Frau von Nazareth empfohlen war, nach 23tägiger Fahrt auf dem Amazonenſtrome verloren; aber der Bemannung glückte es, in einem Boote geſund und munter Pará wieder zu erreichen. Das war das erſte Wunder, das „Noſſa Senhora“ bewirkt hatte, und die Matroſen ſchenkten ihr das rettende Boot. Andere Wunder und weitere Weihgeſchenke folgten, der Ruf der Madonna wuchs und heute hütet ſich Jedermann, bei dem Feſte zu fehlen.

In dem Feſtzuge figurirt zuerſt eine plaſtiſche Darſtellung des großen Mirakels aus Papiermaché, welche ſich auf einem von acht bekränzten Ochſen gezogenen Wagen befindet und von kleinen Mädchen mit Flügeln aus Sammet und Federn begleitet wird; dieſelben, offenbar Engel darſtellend, reiten auf reich geſchirrten Pferden, die von Lakaien

geführt werden. Dann folgt das Hauptstück, das neu gestrichene Boot, mit Blumen gefüllt, in welchem eine Schar weißer, brauner und schwarzer Kinder, mit Rosen bekränzt, lustig herumspielt, getragen von etwa 50 Seeleuten, die sich von Zeit zu Zeit abwechseln, und denen ein dicht gedrängter Haufen von Gläubigen folgt. Endlich erscheint inmitten ihrer Anhänger in einem von Menschen gezogenen Gallawagen die sehr kleine, nur 35 bis 40 cm hohe Statue der Jungfrau, dann folgen an der Spitze einer langen Reihe von Kutschen und Miethswagen der Bischof, die Stiftsherren und Diakonen und zuletzt eine unendliche Menge Volks. Der röthliche Staub des Bodens erfüllt die Luft, die Sonne scheint wie von Kupfer zu sein. In Massen werden Schwärmer losgebrannt, an sechs oder acht verschiedenen Punkten spielen Militärmusiken, und erst nach dreistündigem Marsche erreicht der Zug die Nazareth-Kapelle, wo das wunderthätige Bild zu Hause ist. Vor derselben findet nun eine Art Jahrmarktsfest statt, und Abends erleuchten Hunderte von venetianischen Lampen den Platz, auf welchem sich die Volksmasse ruhig bewegt. Früher scheint das Fest aber Anlaß zu starken Ausschweifungen und Beutelschneidereien gegeben zu haben; denn im Jahre 1880 sahen sich die Behörden genöthigt, „die Liebes- und Glücksspiele“ zu verbieten.

Sennaar.

Von **Dr. Konrad Ganzenmüller.**

III.

Die Bewohner des Nilthales sind im Allgemeinen heute noch so, wie sie in den Zeiten waren, da die alten Pharaonen ihre Kriegerscharen gegen das „Land Kusch“ führten; darüber belehrt uns jeder Blick auf die Darstellungen menschlicher Typen auf den Wandgemälden und in den Skulpturen alter Bauten von Memphis, Theben u. s. w. im Vergleich zu dem Aeußern, sowie zu dem Gebahren der gegenwärtigen Bevölkerung, das lehren uns viele aus dem Alterthum auf uns gekommene literarische Nachweise. Allerdings hat oft ein Stamm den andern besiegt; zwischen Siegern und Besiegten, zwischen Nachbarn und Freunden sind durch häufige Kreuzungen gewisse schroffe Gegensätze mehr und mehr verwischt; allein es konnten nicht ganze Völkertypen vernichtet werden. Auch haben Einwanderungen stattgefunden; doch sind die eingewanderten Stämme fast gänzlich aufgegangen in der weit überwiegenden Masse einer autochthonen Bevölkerung. Die Bewohner Ost-Sudans, südlich vom fünfzehnten Breitengrade gehören zwei Haupttypen: einem dunkelfarbenen und einem hellfarbenen, an. Der dunkelfarbige Typus begreift eine Anzahl Negerstämme in sich, welche, auf verschiedenen Stufen der physischen und geistigen Ausbildung stehend, wenig mit den in der Nähe des Aequators wohnhaften, wahrhaft schwarzen Nationen gemein haben, sich vielmehr vor diesen zu ihrem Vortheil auszeichnen, physisch sich an die Berbern und an die Bedschastämme anschließen, sprachlich aber zu der großen Völkerfamilie Inner-Afrikas nördlich vom Aequator gehören und am besten (nach Hartmann) unter dem Namen der Nigritier zusammengefaßt werden. Unter allen diesen Nigritiern des Nilgebietes behauptet der große und weit ausgebreitete Stamm der Fundsch[1]), wie es scheint, seit ältester Zeit einen der hervorragendsten Plätze und bildete wahrscheinlich einen nicht unbeträchtlichen Theil jener schwarzen Bewohner des „Landes Kusch“, deren Repräsentanten uns in den ägyptischen bildlichen Darstellungen vor die Augen treten. Am reinsten haben sich die Fundsch-Berun, die Bewohner der Dschesireh zwischen dem zehnten und dreizehnten Breitengrade, erhalten. Sie haben schönen Körperbau, dunkelbronzefarbene, ins Schwarzbraune oder Schwärzliche übergehende Haut, regelmäßige, angenehme Gesichtszüge mit mildem, intelligentem Ausdruck, einen Gesichtswinkel von etwa 75°; die Lippen sind fleischig, aber nicht wulstig aufgeworfen, die Haare wachsen ziemlich starr und gekräuselt, aber nicht wollig, dicht hervor und erreichen mehrere Zoll Länge; sie werden in einige dickere Zöpfe oder viele dünnere Stränge geflochten. Priester scheeren den Kopf völlig kahl. Die Fundsch-Berun haben eine aufrechte Haltung und einen leichten, graziösen Gang. Als Kleidung dienen ein Hemd und Kniehosen; das Haupt bleibt meist unbedeckt; Männer und Frauen benutzen Sandalen, die oftmals niedlich gestickt und mit Krokodilshaut verziert sind. Unverheirathete Mädchen tragen meist nur einen Franzengurt (Rahad) um die Lenden. Zum Schmuck dienen Amulette, Glasperlen, Achatstücke, goldene und silberne Ohr- und Fingerringe[1]). Die Männer gehen fast stets bewaffnet und zwar mit einem Schwert, einem runden oder länglichen Schild, einem Dolch im Leibgurt, einem zackigen Wurfeisen, einer flachen, sanft gebogenen Holzkeule, einem Wurfstock und einer Lanze. Die Reiter tragen einen Stahlhelm und ein Panzerhemd; die Pferde werden durch schwere, aus baumwollenen Steppdecken verfertigte Rüstungen gegen Lanzenstiche, Pfeilschüsse und Schwerthiebe geschützt. — Die Fundsch bewohnen sogenannte Tokule. Dieselben dürfen als die älteste Art von Gebäuden in Inner-Afrika betrachtet werden. Der anhaltende Regen veranlaßt, das Hauptaugenmerk auf eine gute sichere Bedachung zu lenken. Eine oben zusammengebundene Garbe konnte die erste Idee dazu wecken, da jener mit seinen gewaltigen Güssen jede noch so dicke horizontale Lage von Schilf oder Stroh auf die Dauer durchdrang. Der Tokul ist kreisförmig; es werden Pfähle in die Erde gerammt und die Lücken mit zusammengebundenen Bündeln von Stroh oder Schilf ausgefüllt. Die auf diese Weise entstandenen Wände werden meistens innen und außen mit thon- und lehmhaltigem Nilschlamm überzogen und es scheint, daß sie vor dem Aufsetzen des Daches durch ein großes im Innern angezündetes Feuer hart gemacht werden, da sie eine Festigkeit wie gebrannter Thon haben. An die Pfähle befestigt man einen aus zähen Aesten

[1]) Singul. Funki, d. h. „ein freier Bürger“ oder „ein Eingeborener“. Hartmann, Skizze, S. 277.

[1]) Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Neue Folge. XIV, S. 10 bis 12. Hartmann, Skizze, S. 210 bis 212. 273 bis 275. Hartmann, Die Nigritier. I. Abbildungen. Tafel XXIII, 2: Mädchen von Hellet Berun am Dschebel Gule; 3: Knabe aus Hellet Idris; 4: Schech aus Hellet Idris.

Digitized by Google

oder aus Bambusrohren hergestellten Dachstuhl; das aus Schilf bestehende Dach ist gewölbt, läuft spitz zu und fällt sehr schräg ab. Fenster findet man höchst selten, die Thüre ist ein länglich rundes Loch, etwa drei Fuß hoch und ebenso breit, durch welches man gebückt in die Hütte hineingeht. Der Durchmesser derselben ist selten mehr als zehn bis zwölf Fuß. Im Innern ist eine schrankartige, aus Stangen und Matten zusammengefügte Vorrichtung zur Aufnahme von Hausgeräthen. Zum Schlafen benutzt man den Ankarêb [1]), einen mit Riemen von Kameelshaut überspannten, auf vier gebrechselten Füßen ruhenden Holzrahmen. Einige Thonkrüge, Lederschläuche, Körbe, Kürbisschalen, eine geflochtene Eßschüssel, eine Backpfanne, eine Handmühle, einige bunt verzierte Matten bilden den Hausrath in einem Tokul. Wohlhabende Familien besitzen zwei oder mehrere Hütten, welche mit einem Dornzaune oder einer „Seribah“ [2]) umgeben sind [3]). — Die Nahrung der Bewohner besteht hauptsächlich aus Durrahbrei; Fleischspeisen sind selten; Waldfrüchte genießt man auf Reisen. Als Getränke dient Wasser, sowie ein aus Durrah bereitetes gutes Bier: „Merisa“, ferner Durrahbranntwein und Honigwasser. Die Fundsch-Berun sind im Allgemeinen ein biederes, gutmüthiges, mildes, intelligentes Volk, welches sich vortheilhaft von den Fellahin Aegyptens, den nubischen Berâbra und dem gemischten Landvolk Nieder-Sennaars unterscheidet; Hang zum Diebstahl, sowie Treulosigkeit sind ihnen fremd. Sie halten gerne am Hergebrachten fest und hängen mit kindlicher Liebe an ihrem Lande. Es fehlt ihnen nicht an Nationalstolz. Gegen Fremde zeigen sie sich gastfrei und zuvorkommend; von Temperament sind sie heiter; plaudern, scherzen, singen und tanzen gerne. Junge Leute betragen sich sehr ehrfurchtsvoll gegen ältere. Die dem Melik el-Dschebel, dem „König der Berge“, unterworfenen Fundsch-Berun sind Mohammedaner, kennen jedoch den religiösen Fanatismus nicht, sondern zeichnen sich durch große Toleranz gegen Andersläubige aus. Sie bedienen sich eines verdorbenen mit afrikanischen Wörtern gemischten Arabisch. Nur die Kinder der Reicheren erhalten nothdürftigen Unterricht im Lesen und Schreiben [4]). Die Bewohner der südlichen Fundschberge werden von ihren nördlichen Stammgenossen als Fundsch-Berun-Asin, als „rebellische“ oder „abtrünnige Fundsch Berun“, bezeichnet. Sie haben etwas stumpfere Gesichtszüge und dunklere Hautfarbe, sind Heiden und behaupteten stets ihre Unabhängigkeit. Die meist unbekleidet gehenden, zum Theil tättowirten Bewohner von Abu Gones und der gegen den Sobat hin gelegenen Gegenden gehören ebenfalls zu diesen roheren Fundschstämmen [5]). In dem Distrikt von Fasokl leben die Dschebel-Awin, d. h. „Bergbewohner“, ein Stamm der Fundsch, der den Uebergang zu den Berta vermittelt, welche letztere stumpfe Gesichtszüge, dicke Lippen, sowie eine tiefschwarze Hautfarbe haben, sich theilweise den Körper mit rothem Ocker bemalen und ein sehr energisches Kriegsvolk sind [6]). Zu den Fundsch gehören auch die vom Sobat bis zum Dschebel Nyemati auf der rechten Seite des Weißen Nils wohnenden Dinka [7]). Dieselben sind meist groß, wohl gewachsen und ebenholzschwarz; merkwürdig ist ihre außerordentliche Magerkeit. Der Mund ist groß, die Lippen sind fleischig, das Haar ist kurz, der Gesichtsausdruck stumpf; Gesicht und Gehör sind sehr scharf. Viele Dinka-Männer gehen völlig unbekleidet, selten wird ein Thierfell um die Schulter geknüpft; die Weiber tragen ein mit Eisenringen, Kugeln, Kettchen geschmücktes Lederstück um die Lenden; Ringe von Elfenbein und Kupfer, Schnüre von Glasperlen gelten bei beiden Geschlechtern als Zierde. Männer wie Frauen sind daran gewöhnt, mit unglaublicher Leichtigkeit mehrere Tage hinter einander täglich zehn bis zwölf Stunden mit schweren Lasten auf dem Kopfe zu marschiren. Die Waffen bestehen in Lanzen, welche mit pfriemenförmigen Spitzen und Widerhaken versehen sind und auf zwanzig bis dreißig Fuß mit großer Sicherheit geworfen werden, in Holzstäben zum Schlagen, in Keulen von Ebenholz oder Horn und in langen Lederschilden; die südlicher wohnenden Stämme benutzen auch Bogen und — zum Theil — vergiftete Pfeile. Die Dinka bewohnen Tokule. Als Feuerungsmaterial benutzen sie am liebsten Kuhdünger; die Asche der abgebrannten Feuer scharren sie aus einander, legen sich der feuchten, kühlen Nächte und der Mücken wegen darauf und schlafen in derselben, während die Rinder in einem Kreise herum an Pfähle gebunden werden. Ihre Nahrung besteht in Durrahbrei, in saurer Milch, in Milch mit Zwiebeln gewürzt; selten genießen sie Fleisch von geschlachteten Ochsen oder auf der Jagd erbeuteten Thieren. Sie huldigen der Vielweiberei und erkaufen ihre Frauen für Rinder. Ihre religiösen Ansichten sind noch wenig bekannt, doch weiß man, daß sie an einen Schöpfer aller Dinge, an ein Princip des Guten, sowie an böse Geister glauben. Von Erziehung der Kinder kann kaum die Rede sein; doch fehlt es ihnen weder an Eltern-, noch an Kindesliebe. Da von dem regelmäßigen Eintreten der nassen Jahreszeit die Fruchtbarkeit ihrer Felder und die Ergiebigkeit ihrer Viehweiden abhängt, so stehen Leute, welche den Regen vorher verkünden, in großem Ansehen. Die Dinka haben eine Art republikanischer Staatsverfassung; die Dörfer bilden unabhängige Gemeinden, welche sich zum Zwecke gemeinsamer Kriegszüge und gemeinsamer Vertheidigung verbünden und dem Befehl eines Obern unterwerfen. An kriegerischer Tüchtigkeit fehlt es ihnen nicht; sie befehden einander ohne Unterlaß, vertheidigen auch Familie und Habe mit verzweiflungsvollem Muthe gegen die ruchlosen Händler. Als die ersten Türken und Franken zu ihnen kamen, erwiesen sie sich als offen, vertrauensvoll, gastfrei und mittheilsam; durch Betrügereien und wilde Uebergriffe des Chartumer Raubgesindels, von dem sie mit vollständigen Hetzjagden, mit Mord und Brand heimgesucht wurden, sowie durch eingeschleppte Laster sind sie verdorben und zu mißtrauischen, heimtückischen, grausamen und rachsüchtigen Menschen herabgewürdigt. Die Blattern, die früher unbekannt waren, sind unter ihnen verbreitet worden, richten schreckliche Verheerungen an und veröden ganze Dörfer. Die Cholera hat 1856, wie in Nubien, so auch unter diesem Volke furchtbar gewüthet [1]).

Der zweite Haupttypus der Bevölkerung von Sennaar begreift hellfarbene Menschen in sich; hellfarben sind sie jedoch immer nur im Gegensatz zu ihren sehr dunkeln Nachbarn; ein bald etwas ins Röthliche spielendes, bald etwas dunkles Bronzebraun charakterisirt ihre Hautfarbe.

[1]) Hartmann, Reise, S. 457. Abbildung.

[2]) Ein einzelnes Gehöft führt daher den Namen Seribah, während ein Dorf oder ein Flecken Helleh heißt.

[3]) Werne, Expedition, S. 111. Karte. Abbildungen: Allgemeine Form des Tokuls im Sudan; Tokul der Dinka u. s. w. Hartmann, Skizze, S. 275. Hartmann, Reise, S. 527 bis 530.

[4]) Hartmann, Reise, S. 532 bis 534. Hartmann, Skizze, S. 277. 278.

[5]) Ibid. S. 283. 284. Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 51, S. 11. 12.

[6]) Hartmann, Skizze, S. 284. 285.

[7]) Singul. Dinkâwi. Din = Regen, Dinka = Regenmänner, Regenvolk.

[1]) Hartmann, Skizze, S. 292 bis 296. Hartmann, Reise, S. 546 bis 556. Hartmann, Die Nigritier. Tafel VI. 6: Dinkâwi (Abbildung). Werne, Expedition, S. 118. 489. 494. Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 50, S. 2. 19. 21

Die Nachkommen der ehemaligen Aloaner nebst verschiedenen Nomadenstämmen faßt man unter dem Namen der Bedscha-Völker zusammen; es sind mittelgroße Leute mit schön gewölbter Brust, dünnem Hals, gerundetem Kopf mit ziemlich hoher Stirn, fleischigen, aber nicht aufgewulsteten Lippen, länglichem Kinn, einem Gesichtswinkel von 75 bis 76°, sie haben üppiges, schlichtes, wenig gekräuseltes schwarzes Haar. Die Frauen zeigen in ihrer Jugend eine große Schönheit, man trifft nicht selten wahrhaft klassische Gestalten mit feinen, ausdrucksvollen Zügen, sehr schlanken Gliedern und einer vollendet schönen Haltung. Ein mächtiger hellfarbener Nomadenstamm bewohnt die Steppen und Buschwälder der Dschesireh im Norden von den Fundschbergen, es sind dies die Abu-Röf. Die Männer tragen ihr schlichtes weiches Haar meist in herabwallenden langen Locken; nur die Frauen flechten dasselbe in viele kleine Zöpfchen. Mit ihren Herden gehen die Abu-Röf von einem Ort zum andern, in der trockenen Jahreszeit weit nach Süden bis in das Tumatthal hinauf, im Charif ziehen sie sich vor den Regen und den Fliegen weit nach Norden zurück; einige haben sich um die Stadt Sennaar und in den Fundschbergen niedergelassen und treiben Ackerbau [1]).

Vielleicht das tüchtigste Element der ostsudanischen Bevölkerung sind die Bakârâ [2]); diese leben hauptsächlich im östlichen Kordofân und am linken Ufer des Weißen Nils, nordwärts vom elften Breitengrad, einige ziehen auch am Ostufer des Bahr el-Abiad hin und her, noch andere haben sich in und um Sennaar und Roseres niedergelassen, woselbst sie sich durch Ackerbau und durch Vermiethen von Pferden und Lastochsen ihren Unterhalt erwerben. Als Waffe dient ein Dolch und eine acht Fuß lange Lanze mit scharfer Spitze, selten ein Schwert. Die Geschicklichkeit der Bakara in der Jagd auf Elephanten, Giraffen und Strauße ist merkwürdig. Außer den hellfarbenen Nomadenstämmen trifft man in Sennaar noch seßhafte, jenen zwar physisch nahestehende, jedoch eine besondere Sprache redende Ureingeborene: die Berâbra — eigentlich Bewohner des nubischen Nilthales von Assuan bis zur Südgrenze der Provinz Dongola —, welche in der nördlichen Dschesireh theilweise als Grundbesitzer und Handelsleute sich angesiedelt haben, theilweise als Schiffer, Handarbeiter, Jäger das zum Leben Nöthige verdienen. Sie machen im Allgemeinen den Eindruck eines wohlgebauten, zierlichen Menschenschlages mit intelligenten Zügen und sind mild, gutmüthig, ehrlich. Hausgeräthe, Sitten, Gewohnheiten der Berâbra gleichen vielfach denen der Fundsch [3]). In dem südöstlichsten Theile der Dschesireh, südwärts von Fadasi, wohnt das Lega-Volk, ein Stamm der Galla von besonderer Reinheit. Die Lega haben eine helle Hautfarbe, heller als die bräunliche Färbung, welche Europäer an denjenigen Körpertheilen annehmen, die unter dieser Breite beständig der Sonne ausgesetzt sind; ihr Kopf ist klein, das Gesicht schmal, die Stirne hoch, die Gesichtszüge sind scharf und ausdrucksvoll, die kleinen Augen braun oder dunkelgrau, der Mund ist klein, die Wangen sind fleischlos; der Hals ist unmäßig lang, die Brust flach, der Leib in die Länge gezogen. Die Frauen sind durchweg kleiner als die Männer und kleiden sich in Röcke aus Kalb- oder Ziegenfellen von großer Geschmeidigkeit, welche häufig in reichem Maße ringsum mit Troddeln verziert sind; um die Schultern schlagen sie außerdem Tücher von blauem Baumwollenstoff [1]). — Sonst finden sich in der Dschesireh noch Abessinier, Sklaven und Pilger aus Wadai und Baghirmi, Türken, ägyptische Fellahin, Griechen, Armenier, Kopten, Juden und „Franken".

Die Industrie der Bewohner Sennaars befindet sich noch auf einer sehr niedrigen Stufe; man spinnt wohl Baumwolle und verfertigt auf einem sehr primitiven Webstuhl grobe Zeuge, man macht zierliche Lederarbeiten, als Sättel und Zäume für Pferde und Kameele, Dolch- und Schwertscheiden, Sandalen u. s. w., man flicht buntverzierte Matten, schmiedet rohe Eisenwaaren, formt Thonkrüge, verfertigt auch goldene Ohr-, Nasen- und Armringe; aber diese Gegenstände eignen sich wenig zur Ausfuhr. Indeß ist das Land außerordentlich reich an Rohprodukten; unter denselben steht Elfenbein obenan; die Zähne gelangen nach Chartum und von da zum größern Theile nach Indien und China, zum kleinern nach Suat und Kairo. Honig wird nach Schendi gebracht; Gummi kommt häufig über Berber und Suakim nach Aegypten, Durrah bloß bis in die ärmeren nubischen Distrikte; rohe Rinds-, Schaf- und Ziegenfelle, erstere am besten von den Abu-Röf, gehen hauptsächlich nach Aegypten, Schmucksachen von Gold nach Aegypten, der Türkei und Vorderasien [2]). Eingeführt werden aus Europa englische Baumwollen- und Seidenzeuge, böhmische Henkelgläser, englisches und schwedisches Roheisen, Kupfer, Blei, Zinn, ferner Essig, Oel, Zucker, Seife, Pech, Gewürze, Arzneiwaaren, Papier, Pulver, Wein, Glasperlen; aus Aegypten und Arabien rothe Filzmützen, seidene Tücher zum Kopfputz, orientalische Waffen, Teppiche, wohlriechende Oele u. s. w. [3]).

Zunächst unterhalb der Einmündung des Sobat ist das linke Ufer des Weißen Nils bevölkerter als das rechte, wo sich nur einzelne Hütten der Dinka zeigen; erst später treten hier kleine Ortschaften auf; nicht weit südwärts vom zwölften Breitengrad, wo sich von dem Strome im Osten ein Kanal abzweigt, der sich später wieder mit demselben vereinigt, findet sich die „Dinka-Stadt" Mokhâdât el-Kelb. Das früher bedeutend gewesene unter 13°45′ gelegene El-Ais ist zerfallen; man sieht jetzt nur einen großen mit Sand bedeckten Hügel, der größtentheils aus Ziegelstücken und Topfscherben besteht. Etwas nordwärts davon wurde Hellet el-Bakara gebaut. Die Tokule des unter 14°32′, etwas nördlich von dem früher nicht unbedeutenden Mandschera, liegenden Woad Schellai stehen erhöht auf Sandhügeln. Das Landen ist hier wie auf der ganzen Strecke bis Chartum mit Schwierigkeiten verbunden, denn ein Schiff kann der ganz allmählich gegen den Fluß abfallenden Ufer wegen nicht weiter als bis hundert Schritte dem Lande sich nähern und die Reisenden sind genöthigt, sich auf dem Rücken der Leute durchs Wasser tragen zu lassen. El-Gethena unter 14°50′ besteht aus drei je einen Kilometer von einander entfernten Weilern [4]). — Weit im Süden, 300 km aufwärts von der Mündung, liegt am Sobat der Ort Nasser und nordwärts davon im Innern

[1]) Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Neue Folge. XIV, S. 159. 160. Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 51, S. 6. Hartmann, Reise, S. 556 bis 558. Hartmann, Skizze, S. 266. 267.

[2]) Bakr = Kuh. Bakara = Kuhhirten.

[3]) Hartmann, Skizze, S. 238 bis 244.

[1]) Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 72, S. 25.

[2]) Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Neue Folge. XIV, S. 190 bis 194. Burckhardt, Travels, p. 285. 289. 309. 315. Vergl. Brugsch, Die Geographie des alten Aegyptens nach den Denkmälern. Leipzig, 1857. II. S. 4. „Zu den Zeiten der Pharaonen wurden von dem Lande Kusch Gold, Edelsteine, Ebenholz, Elfenbein, Thierhäute, Straußeneier, Straußenfedern, Giraffen, Ochsen und — auch Sklaven nach Aegypten eingeführt."

[3]) Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. XIV, S. 192.

[4]) Werne, Expedition, S. 116 bis 118. Heuglin, Reise in das Gebiet des Weißen Nils, S. 69. 79. Petermann, Mittheilungen. XXIII (1877), S. 5. Ibid. Ergänzungsheft 10, S. 126. 142; 50, S. 1; 51, S. 21. 41.

Digitized by Google

der Dſchefireh die bereits mehrfach erwähnte Dörfergruppe Abu Gones; auch um den Dſchebel Ulu und den Dſchebel Karawit ſind verſchiedene Dorfſchaften zu ſehen. Unter 11°45′ findet ſich am Südweſtfuße des Dſchebel Gule das große Dorf Hellet Idris, in welchem Tokule mit Lehmhäuſern abwechſeln und das 2000 bis 2500 Einwohner zählen mag. Hier reſidirt der von den Türken tributpflichtig gemachte Melek el-Dſchebel, das Oberhaupt der Fundſch [1]). Ein kleiner Regenteich iſt an der Weſtſeite, ein anderer an der Oſtſeite des Ortes gelegen, welch letzterer, wenn er durch die Regengüſſe angeſchwollen iſt, mit ſeinem felſigen Hintergrunde „im trügeriſchen Schein des Vollmondes einem kleinen Alpenſee verglichen werden kann“ [2]). In dem ſüdöſtlichen Theile des Landes liegt ein ſehr bevölkerter, mehrere Dörfer zählender Diſtrikt, welcher den Namen Fadaſi führt. Von dem weſtwärts hart am Rande des Hochplateaus gelegenen Inzing genießt man eine prachtvolle Ausſicht in die walderfüllten Abgründe, welche ſich in labyrinthiſchen Windungen in den Ebenen gegen den Weißen Nil hin verlieren. In Beni Schonkol, drei Tagereiſen nördlich von Fadaſi, wird jährlich einmal ein Goldmarkt abgehalten. Faſokl, am Fuße des gleichnamigen Berges, früher Reſidenz eines ſelbſtändigen Herrſchers, iſt jetzt nur ein elendes Dorf. (Gegenüber am rechten Ufer des Bahr el-Asrek liegt Famaka, und etwas weiter nordwärts Roſeres.) Von dem Dorfe Hedebat führt die Straße nach dem Dſchebel Gule [3]). — Die viel erwähnte, früher ſehr bedeutende, jetzt zum großen Theile in Ruinen liegende Stadt Sennaar unter 13°15′ zählt 10000 bis 12000 aus Fundſch, aus Nubiern, Abeſſiniern, Kopten, Türken, Armeniern und Griechen gemiſchte Einwohner. Der Boden, dicht am Ufer des Blauen Fluſſes, iſt ſehr uneben, und die Straßen ſind krumm und winklig. Die Wohnungen beſtehen theils aus viereckigen Lehmhäuſern, theils aus rundgeſtalteten Strohhütten. Man findet in der Stadt eine aus gebrannten Ziegeln gebaute Moſchee, eine Kaſerne, ein Proviantamt, ein Regierungshaus, ein Pulvermagazin und ein Lazareth. Sennaar iſt unſauber und ungeſund; die Wege und Gräben ſtarren von Unflath. Mitten durch läuft eine breitere Straße, an welcher Kaufläden, ſowie Kaffee- und Bierſchenken ſtehen. Im Freien wird Montags und Donnerstags Markt gehalten [4]). Woled Medina, deſſen Lage als verhältnißmäßig geſund gilt, mit 4000 Einwohnern, war früher voll Leben, zeigte ſich aber 1863 „verfallen wie der ganze Sudan“. (Gegenüber liegt Abu Haras.) Meſſalamia unter 14°35′ ſtellt ſich in dem weiten Flachlande als ziemlich große Stadt dar; es zählt 20000 Bewohner, hat eine Moſchee und verſchiedene Magazine; Lehmhäuſer und Tokule ſind gemiſcht; der daſelbſt regelmäßig ſtattfindende Wochenmarkt wird viel beſucht. In Kamlin findet ſich eine Seifenfabrik und eine Branntweinbrennerei. (Die Ruinen von Sobah, welches einſt eine ſchöne Stadt mit Gebäuden aus gebrannten Ziegeln mit Kirchen, Paläſten, Gartenanlagen geweſen ſein ſoll, ſind auf dem rechten Flußufer, beſtehen aus großen Schutthaufen und haben etwa eine Stunde Umfang [1]). — An der Stelle, wo die beiden Waſſerſtraßen des Weißen und Blauen Nils ſich nähern und dann vereinigen, auf der Nordſpitze von Sennaar, ſtanden im Jahre 1821 nur wenige armſelige Fiſcherhütten. Da ward eine Truppenabtheilung hierher verlegt, und um die leichten Strohhütten der Soldaten gruppirten ſich bald Magazine, ſowie dauerhaftere Wohnungen einiger Officiere, Schreiber, Lieferanten und Handelsleute; es entſtand ein Markt, den die Fellahin aus der Nachbarſchaft mit Landesprodukten verſorgten und auf dem man ägyptiſche Waaren einkaufen konnte. In wenigen Jahrzehnten war aus dem Lager und dem Dorfe die Stadt Chartum geworden, ein wichtiger Handelsplatz des ägyptiſchen Sudan und der Sitz eines Hakmdars oder eines die oberſte Civil- und Militärgewalt vereinigenden, vom Khedive auf je vier Jahre eingeſetzten General-Gouverneurs. 1840 hatte dieſelbe 30000, 1862 45000 Einwohner und zählt gegenwärtig etwa 50000 Seelen. Chartum liegt unter 15°37′ nördlicher Breite, 32°53′ öſtlicher Länge von Greenwich, 378 m über dem Meere. Der Name bedeutet Elephantenrüſſel [2]) und iſt wohl von der Form der Landzunge hergenommen, auf welcher die Stadt gelegen iſt [3]). Die Hauptſeite derſelben dehnt ſich am Blauen Fluß aus, wo auch der Landungsplatz der Schiffe ſich befindet, während die ärmlichen Hütten der Berabra am flachen Saume des Bahr el-Abiad zerſtreut ſind. Einige Stadttheile ſind regelmäßig gebaut und manche Häuſer ſind ziemlich groß; zur Errichtung dieſer ſowie des ſtattlichen Palaſtes des Gouverneurs ſind gebrannte Ziegel verwendet. Das einzige aus Stein beſtehende Haus, in welchem die öſterreichiſchen, katholiſchen Miſſionäre wohnen, wurde von deutſchen Handwerksleuten gebaut. Die vielfach engen und winkligen Straßen ſind unſauber gehalten und liegen voll Unrath, welcher nicht allzu liebliche Düfte ausſtrömt; Vertiefungen des Bodens werden im Charif in Lachen ſtehenden Waſſers verwandelt; die Flußufer ſind zum Theil ſumpfig; dies Alles trägt dazu bei, daß die Geſundheitsverhältniſſe Chartums ſehr ſchlechte ſind. Im Mittelpunkte der Stadt liegt der Markt; der Bazar iſt ziemlich ausgedehnt und bietet die Produkte des Sudan ſowie importirte Handelsartikel. Da die ſüdwärts gelegene Gegend ſehr reich an wilden Thieren aller Art iſt, ſo fehlt es auf dem Markte ſelten an jungen, zum Theil gezähmten Exemplaren von ſolchen; man ſieht daſelbſt Löwen, Leoparden, Hyänen, mitunter auch Giraffen, ja ſelbſt Flußpferde und Strauße für verhältnißmäßig geringen Preis feilbieten. Die Bevölkerung von Chartum, welche ſich zum weitaus größten Theil mit Handel beſchäftigt, iſt ein buntes Gemiſch von Berbern, Kopten, Aegyptern, türkiſchen Beamten, Schwarzen verſchiedenen Stammes; dazu kommt noch eine kleine Kolonie europäiſcher Handelsleute und europäiſcher Konſuln [4]).

Der Khedive hat, wie bekannt, am 12. December 1883 ſich dahin ausgeſprochen, daß er den Sudan nicht preisgeben könne — er muß ihn aber nun doch aufrühreriſchen Stämmen überlaſſen —, da derſelbe das Portal ſei, durch welches die Schätze Inner-Afrikas nach Aegypten hereinſtrömen. Aus

---

[1]) Bisherige Grenze der ägyptiſchen Herrſchaft: Stieler's Handatlas. Karte 70. Ferner: Der Kriegsſchauplatz im ägyptiſchen Sudan 1883 und 1884 (Karte). Gotha 1884.

[2]) Hartmann, Reiſe, S. 473. Atlas, Tafel XVI, Abbildung: Teich bei Hellet Idris.

[3]) Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 72, S. 4.

[4]) Hartmann, Reiſe, S. 414. Werne, Reiſe in Sennaar, S. 54. 55. „Globus“ IV, S. 1 u. f. w., S. 2. Abbildung: Moſchee in Sennaar; S. 5: Platz in Sennaar. Vergl. Monatsberichte der Geſellſchaft für Erdkunde zu Berlin. Neue Folge. VII, S. 79 bis 82 (Bericht von Pater Krump).

[1]) Zeitſchrift für allgemeine Erdkunde. Neue Folge. XIV, S. 196. Werne, Reiſe durch Sennaar, S. 16. Hartmann, Reiſe, S. 252.

[2]) Lepſius, Briefe aus Aegypten und Aethiopien, S. 156.

[3]) Daher nach Anderen: „Landſpitze“. Werne, Expedition, S. 44.

[4]) Hartmann, Reiſe, S. 314. 319. 337 u. f. w. Heuglin, Reiſe in das Gebiet des Weißen Nils, S. 3. Petermann, Mittheilungen. VII (1861), S. 13. 132. XXIV (1878), S. 78. 193. Journal R. G. S. IX, p. 167 etc.

dem hier Vorgetragenen erhellt, daß dieſes Portal ein ſehr hoch zu ſchätzender Beſitz iſt, und es noch mehr in der Hand deſſen ſein würde, der es verſtände, mit der dortigen, nichts weniger als auf tiefſter Kulturſtufe ſtehenden, aber nicht mit Unrecht Aegyptern und Europäern gegenüber mißtrauiſch gewordenen Bevölkerung — etwa wie die Holländer mit den Javanern — ſich auf einen freundſchaftlichen Fuß zu ſtellen und ſie anzufeuern, die großen Naturreichthümer ihres Landes anders als bisher auszubeuten.

Die Begründung der belgiſchen Station Mpala am Tanganika-See.

Brief von **Paul Reichard** an die „Afrikaniſche Geſellſchaft in Deutſchland“ [1]).

Station bei Mpala, den 12. Juli 1883.

Am 26. März brachte man mir die Nachricht von Dr. Böhm's Verwundung, am 28. traf derſelbe in Karema ein. Die Wunde war derart, daß mindeſtens zwei Monate erforderlich ſchienen, um Böhm wieder marſchfähig zu machen. Es blieb uns nun die Wahl: entweder uns zu trennen oder die Heilung abzuwarten. Das erſtere wollten wir unter keinen Umſtänden aus perſönlichen Rückſichten, und dann weil von Seiten der Expedition ſchon beträchtliche Summen verwendet worden waren, welche im Falle einer Trennung umſonſt verausgabt geweſen wären. Um den durch die Verzögerung entſtandenen Verluſt zu decken, ſahen wir uns genöthigt, neue Mittel zu beſchaffen. Wir beſchloſſen, dieſelben in Udſchidſchi zu kaufen. Lt. Storms hatte die Freundlichkeit, uns anzubieten, den Einkauf ſelbſt zu beſorgen. Die Waaren ſind zwar in Udſchidſchi bedeutend theurer als in Tabora, allein dieſe von Tabora kommen zu laſſen, wäre bei der Unzuverläſſigkeit der Leute und der Unſicherheit des Weges zu gewagt geweſen.

Um die lange Zeit nicht unbenutzt vorübergehen zu laſſen, begann ich die Pagaſi, welche durch zu langes Verweilen an einem Platze leicht zur Deſertion geneigt werden, nach und nach auf das andere Ufer des Tanganika zu bringen. Den 27. April brachte ich die erſte Abtheilung hinüber in Begleitung des Lt. Storms, welcher die Gelegenheit benutzte, um am Weſtufer des Tanganika eine neue Station zu gründen. Wir fuhren Nachts 3 Uhr ab. Die Beſatzung des als Kutter aufgetakelten Schiffes beſtand aus 12 Pagaſi, 15 unſerer Askari, 25 bis 30 Askari der Station, einem Steuermann, unſeren Dienern und uns beiden Europäern.

Ich hatte mich mit einem der Station gehörigen Log von T. Walker & Son in London verſehen. Derſelbe erwies ſich jedoch für ſo geringe Geſchwindigkeiten, wie ſie z. B. beim Rudern vorkommen (60 bis 100 m pro Minute), als gänzlich unzuverläſſig. Es zeigte am Ende der Fahrt nur 55,5 km, während ich die zurückgelegte Entfernung auf mindeſtens 75 km ſchätzte. Als ich das Log zum erſtenmale ins Waſſer warf, wurde es ſofort von einem Krokodil erfaßt und wäre ich um ein Haar ins Waſſer geriſſen worden. Die Zähne waren deutlich in dem Metall ſichtbar.

Nach guter Fahrt erreichten wir Abends 6 Uhr Songue [2]) (Zongwe Stanley's). Steile, etwa 1600 bis 1800 m hohe Berge erheben ſich aus dem See. Unzählige Sturzbäche ergießen ſich in denſelben, deren Rinnſale mit echt tropiſcher Vegetation beſtanden ſind. Ihre ſandigen Mündungen bilden die einzigen zum Landen geeigneten Stellen. Die Abhänge ſind an den dem See zunächſt liegenden Bergen bis zum Gipfel mit Wald beſtanden, der hier ganz denſelben Charakter trägt, den wir von Mgunda mkali [1]) an gewohnt ſind.

Beim Annähern an die Küſte war die Landſchaft in Farben getaucht, wie ſie nur den Tropen eigen ſind. Der Tanganika in ſeinem tiefen Ultramarinblau, der weiße Strand, die Felſen bis zur alten Fluthlinie himmelblau, die näheren Berge im reinſten Smaragdgrün, während die ferneren im ſchönſten Kobalt bis tiefem Violett ſpielten. Der Himmel vom glühenden Roth der untergehenden Sonne überzogen, war durchſchoſſen von ſtahlblauen Dämmerungsſtrahlen.

Marungu iſt außerordentlich bevölkert; man ſieht überall die grasgrünen Felder hervorleuchten, während die Dörfer ſelbſt erſt ganz nahe der Küſte ſichtbar wurden. Die Marungu bauen ſich vom Fuße bis zu den höchſten Gipfeln an, da man hier überall Waſſer findet und Regen das ganze Jahr hindurch fällt, was wir mehrere Male auf unſerer Reiſe empfindlich vermerken mußten.

Wir landeten in der Nähe von Songue und ſchlugen unſer Lager bei einem geräuſchvollen Waſſerfalle auf. Kaum waren wir an Land gegangen, als auch ſchon eilig ein Boot mit etwa ſechs Mann herangerudert kam, welche ſich haſtig nach unſeren Abſichten erkundigten, da man große Angſt zu haben ſchien, wir möchten Böſes im Schilde führen. Wir beruhigten die Leute und Storms erklärte ihnen, daß er gekommen ſei, ſich hier anzubauen; er wünſche am nächſten Tage den Mtemi von Songue bei ſich zu ſehen, was man natürlich ſofort feſt verſprach, um es am andern Tage nicht zu halten.

Da ſich hier das Terrain als nicht günſtig erwies, beſchloſſen wir, weiter nordwärts zu fahren und brachen am 28. Nachmittags 3 Uhr auf. Wir lagerten in einer kleinen Bai, welche Storms zur Erinnerung an unſere Reiſe: „Internationale Bai“ nannte. In dieſelbe ergießt ſich der Bach Fungue, welcher ein ſchönes weites Thal mit großem Gefälle durchſtrömt.

Den 29. brachen wir Morgens 6 Uhr auf. Von 3 Uhr an ging ein ſehr heftiger Regen mit Gewittererſcheinungen nieder. Die Berge treten auch hier bis an den See heran. Weiterhin weichen ſie bis zu 6 bis 7 Meilen zurück. Ein etwa 100 bis 150 m hohes Vorland iſt ebenfalls außerordentlich bevölkert. Gegen 11 Uhr kamen uns die für die Flußmündungen des Tanganika charakteriſtiſchen Beſtände von niederen Mimoſen und Ambatſch in Sicht. Wir landeten bald darauf an der Mündung des Mrungufi (Kaſſanya Stanley's) im Lande Manda Angeſichts

---

[1]) Aus den „Mittheilungen“ derſelben, Bd. IV, Heft 2. Vergl. oben S. 48 über die Verwundung Dr. Böhm's bei der Erſtürmung des Dorfes Katakwa und S. 80 über Lieutenant Storms.

[2]) Landſchaft am Weſtufer des Tanganika, etwa unter 7° 10′ ſüdl. Br., zu Marungu gehörig.

[1]) Zwiſchen der Oſtküſte und Tabora (Unjanjembe).

Digitized by Google

des Mrumbiberges, der allem andern ähnlicher sieht als dem Stanley'schen Bilde [1])!

Auch hier fanden wir zahlreiche Dörfer. Der Fluß ist etwa 20 m breit und höchstens knietief. Sofort versammelte sich eine Menge Eingeborener, um das niegesehene Schauspiel eines Weißen zu genießen und Lebensmittel anzubieten. Die Marungu sind tief dunkelbraun, im Durchschnitt nicht klein, die Gesichter häßlich mit plumpen Nasen und enormen Kinnladen. Die Weiber sind als Mädchen zum Theil ganz hübsch, sobald sie jedoch einmal geboren haben, werden sie dick und häßlich. Auffallend ist, daß die Brüste der jungen Mädchen gut gewölbt und voll sind.

Die Tracht bei den Männern besteht aus einem großen Schurze hinten und vorn, aus Baumrindenstoff, der jedoch viel schlechter wie bei den Wanjamuesi zubereitet ist. Beide Schurze werden durch einen Bast- oder Ledergürtel um die Hüfte gehalten. Der hintere Schurz wird mit zwei Enden an den Hüften festgehalten, der obere Theil des Gesäßes bleibt frei. Die Haare sind über der Stirn zwei Finger breit, über den Ohren und aus dem Nacken kreisrund abrasirt und das stehengebliebene Haar zu daumennagelgroßen Knollen zusammengebacken und mit Fett und rother Farbe beschmiert. Die Frisur sieht aus wie ein sogenannter Pflasterkuchen. Die Bewaffnung ist ausschließlich Bogen und Pfeil ohne Federn.

Die Weiber haben hinten einen kleinen Schurz, der ebenfalls mit beiden Enden an den Hüften durchgesteckt, den obern Theil des Gesäßes frei läßt. Vorn tragen sie einen ganz kleinen, oft kaum handgroßen Lappen. Beide werden durch Perlenschnüre gehalten. Die Frisur ist theilweise wie bei den Männern, theilweise Phantasie. Die Kinder werden in einem Felle auf dem Rücken getragen, dessen einer Riemen über eine Schulter läuft.

Die Hütten haben dieselbe Form wie bei den Wanjamuesi, ein Cylinder mit aufgestülptem Conus, alle sind mit großer Sorgfalt hergestellt; die Dörfer sind meist ohne Boma.

Wild findet sich hier gar nicht. Desto eifriger wird gefischt. Es wimmelt oft an den Flußbarren von Männern, welche mit gut gearbeiteten Netzen in ganz kurzer Zeit große Lasten von Dägä (Fischbrut) fangen. Außerdem wird am Ufer mit Schleppnetzen gefischt; man sieht überall im Wasser die Bogen der großen dreitheiligen Reusen zum Fangen der Singa, einer sehr großen Welsart.

Nachmittags besuchten wir den alten Mtemi Mtumpa. Storms schenkte ihm einen Kitambi, welches Geschenk zu erwidern er indeß nicht für nöthig hielt.

Den 30. früh war wieder ein sehr starkes Gewitter, so daß wir erst um 9 Uhr abfahren konnten. Abends 5 Uhr gingen wir bei einem kleinen Bache vor Anker. Hier traten die Berge wieder bis zum See heran, wir sahen mehrere große schöne Wasserfälle.

Den 1. Mai fuhren wir früh 6½ Uhr ab, nachdem wieder ein starkes Gewitter mit heftigem Regen niedergegangen war. Gegen 10 Uhr erhob sich eine sehr heftige Brise aus SO, begleitet von sehr hohem Seegange. Ich schätzte die Länge der Wellen auf 18 bis 20 m, die Höhe auf 2½ m. Da der Wind immer heftiger zu werden drohte und wir 20 bis 25 km vom Lande waren, steuerten wir auf eine durch die eben erwähnten Bäume angedeutete Flußmündung. Es gelang nur nach großer Anstrengung, durch eine sehr heftige Brandung hindurchfahrend, hinter einem kleinen Kap in einem ziemlich sichern Hafen vor Anker zu gehen. Wir befanden uns zufälligerweise an dem von Lt. Storms gesuchten Flusse Lufuko, welcher 1 km weiter nördlich in den See mündet. In den Hafen selbst mündet ein kleiner Bach, der merkwürdigerweise den Namen Karema führt.

Am Ufer empfing uns eine Menge Eingeborener, die uns erstaunt anglotzten. Ich wurde mit der Bemerkung empfangen, daß ich noch sehr jung sein müsse, da ich eine so helle Haut habe. Die Neugeborenen der Neger sind bekanntlich von fast weißer Hautfarbe.

Unser Lager schlugen wir auf einer Halbinsel auf. Den nächsten Tag kam der Mtemi Mpala (Mampara Stanley's) mit einem kleinen Gefolge von 30 Mann und einem seiner Weiber. Nachdem man ihn von unseren Absichten unterrichtet hatte, daß Lt. Storms sich hier ansiedeln wolle, versprach er sogleich mit seinen Waniapara Berathung zu pflegen und empfahl sich, nachdem Lt. Storms der Sitte gemäß dem Weibe ein buntes Tuch geschenkt hatte. Den nächsten Morgen wollte ich nach Karema zurückkehren, konnte aber eines heftigen Windes wegen nicht auslaufen. Ich machte nun mit Lt. Storms einen kleinen Ausflug, um einen passenden Platz für die Station zu suchen. Storms entschied sich für das Kap, an dessen Nordseite wir vor Anker gegangen waren. Auf der äußersten Spitze des etwa 10 m hohen Vorsprunges befindet sich ein Dorf. Ackerboden ist in Menge vorhanden und von ausgezeichneter Qualität; die Wahl des Platzes dürfte eine ungleich bessere sein als die von Karema.

Uebrigens ist Karema durch die Thätigkeit des Lt. Storms sehr erweitert und verbessert. Das Wohnhaus ist ausgebaut und comfortabel eingerichtet, eine Cisterne angelegt, mehrere Anbauten hinzugefügt. Große Strecken sind urbar gemacht und die Felder lieferten eine ausgiebige Ernte.

Denselben Tag noch hatte man sich mit Mpala geeinigt und das nöthige Terrain wurde in aller Form an Lt. Storms abgetreten, nachdem der Häuptling einige weitere Geschenke erhalten hatte.

Der Lufuko ist nicht schiffbar; wir mußten, nachdem wir ihn etwa 3 km aufwärts mit dem Kutter befahren hatten, von einem weitern Versuche, der starken Strömung halber, abstehen. Auch für kleinere Fahrzeuge ist er nur eine kurze Strecke weiter fahrbar, da sich weiter oben Wasserfälle befinden.

Den 4. Mai verließ ich Mpala und setzte den 6. Mai über den Tanganika. Morgens hatten wir im Anfange guten Wind. Gegen 10 Uhr drehte er sich, so daß wir nur schlecht segelten; Gewitter zogen sich überall zusammen, der Seegang war sehr hoch. Zuletzt wurde der Wind bei äußerst heftigem kalten Regen so stürmisch, daß man kaum das Vordertheil des Schiffes sehen konnte und Alles durch und durch durchnäßt wurde. Plötzlich schlug mit heftigem Stoße der Wind um, die Segeltaue verwickelten sich und die Leeseite des Schiffes lag im Wasser, welches sich in Strömen über Bord ergoß. Es war ein sehr unbehaglicher Moment, der dadurch noch verschlimmert wurde, daß sämmtliche Leute den Kopf verloren, mit Ausnahme des Steuermannes, und keiner einen Befehl auszuführen im Stande war. Nur mit vieler Mühe gelang es mir, das Segel herabzulassen, um das Schiff wieder in Gleichgewicht zu bringen. Hätte die Situation nur noch einige Augenblicke länger gedauert, so wäre Alles verloren gewesen und das Schiff gesunken. An Rettung durch Schwimmen war nicht zu denken, da wir uns etwa 35 km von beiden Ufern befanden. Hätte man selbst das Land erreichen

[1]) „Durch den dunkeln Welttheil", II, S. 47, der deutschen Ausgabe (Leipzig 1878).

Digitized by Google

können, so würden die Krokodile nicht verfehlt haben, die Katastrophe zum Abschlusse zu bringen. Nachts 1 Uhr erreichten wir, alle aufs äußerste ermüdet, die Küste und mußten noch lange nach einem passenden Ankerplatze suchen. Den 8. Mai langte ich in Karema an.

Am 14. Mai brachte Raschid, der Steuermann des Schiffes, ein zweites Safari über den See, wobei einer meiner Sklaven in der Internationalen Bai von einem Krokodile beim Baden weggeschnappt wurde.

Am 24. Mai verließ ich per Schiff mit der Hälfte unserer Effekten Karema, während sämmtliche Leute, mit Ausnahme von 25 Askari, welche zur Bedeckung und Verpflegung Böhm's zurückgeblieben waren, über Land gingen, um bei Kirandu[1]) überzusetzen, da der Tanganika hier nur 45 bis 55 km breit und ruhiger ist; man kann daselbst auch Boote zum Uebersetzen miethen. Am 4. Juni war die Ueberfahrt bewerkstelligt und lagerte ich bei Kapapa[1]).

Ueber das Weitere, meine Reise durch Marungu, die Erstürmung von Kalimba ꝛc., werde ich mit nächster Post ausführlicher berichten.

Heute nur so viel, daß ich am 5. Juni von Kapapa aus meine Reise durch die Gebirge von Marungu antrat und am 21. Juni wohlbehalten bei der neuen belgischen Station am Lufuko anlangte[2]). Ich habe den ganzen zurückgelegten Weg sehr genau mit Uhr, Kompaß und Aneroid aufgenommen, kann meine Aufzeichnungen aber vorläufig noch nicht redigiren.

Am 9. Juli kam Böhm, der am 12. Juni das Bett verlassen, fast hergestellt, hier an.

[1]) 60 bis 70 km südlich von Karema.

[1]) Am Westufer des Tanganika, Kirandu gegenüber, auf der Ravenstein'schen Karte: Kapampa's.

[2]) Diese Route dürfte fast durchweg neu sein, da Reichard's einziger Vorgänger in diesem Gebiete, Thomson, sich nirgends mehr als 10 km vom See entfernt hat.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In der zweiten Hälfte der Osterwoche (17. bis 19. April) soll der vierte Deutsche Geographentag in München sich versammeln. Die Hauptgegenstände der Verhandlungen werden bilden: Stand der Polarforschungen, der erste Meridian, die Eiszeit und die Herstellung von Schulwandkarten. — Die „Verhandlungen des dritten Deutschen Geographentages zu Frankfurt a. M." (Berlin, D. Reimer. 208 S. Mit zwei Karten. 5 Mk.) sind gegen Ende des Jahres 1883 unter Leitung der Professoren Rein und Wagner erschienen. Sie enthalten zunächst die allgemein geographischen Vorträge, unter welchen die von Ratzel und Neumayer die Polarforschung, die von Pechuel-Lösche, Buchner und Wißmann Afrika, der Penck'sche den „Einfluß des Klimas auf die Gestalt der Erdoberfläche" behandeln; ferner vier Vorträge über schulgeographische Fragen und zuletzt den Bericht über den Gang der Verhandlungen des dritten Deutschen Geographentages und die damit verbundene Ausstellung. Allen Theilnehmern an jenen Versammlungen wie allen Freunden der Geographie seien diese „Verhandlungen" bestens empfohlen.

— Auf Veranlassung der dänischen Regierung hat im vorigen Jahre eine Kommission die Küsten des Limfjords untersucht und ist der erstattete Bericht kürzlich veröffentlicht worden. Das Resultat der vorgenommenen Untersuchungen und Vermessungen ist, daß seit dem Jahre 1839 ein Areal von im Ganzen 2859 Tonnen Land (eine Tonne gleich 0,5 Hektar) im Werthe von 594 673 Kronen von der Strömung fortgespült worden ist, und daß die beständig stattfindenden Ueberschwemmungen der Ufergrundstücke eine Werthverringerung derselben um 717 064 Kronen verursacht haben. Die Mitglieder der Kommission sind der Ansicht, daß der größte Landverlust im Laufe der letzten 20 bis 30 Jahre erfolgt ist, und daß derselbe jährlich zu ca. 100 Tonnen Land veranschlagt werden kann. Die Kommission empfiehlt der Regierung dringend, zur Verhütung weitern Landverlustes, die Anlage von Schutzdeichen an den der Strömung besonders ausgesetzten Stellen.

Asien.

— Professor Hull's Expedition (s. oben S. 144) ist mit vielem neuen Materiale für eine geologische Karte von Palästina nach England zurückgekehrt. Er hat unter anderm die alte Küste der Meerbusen von Suez und Akabah in einer Höhe von 200 Fuß über der heutigen nachgewiesen, wonach also das ganze Gebiet um so viel sich gehoben hat. Professor Hull glaubt ferner, daß zur Zeit des Auszuges der Juden aus Aegypten das Mittelländische und das Rothe Meer zusammengehangen haben; wenn sich diese Ansicht bestätigen sollte, so würden alle mit jener biblischen Erzählung verknüpften Fragen von ganz anderen Prämissen aus zu behandeln sein. Das Todte Meer stand nach Hull einst 1400 Fuß über seiner heutigen Oberfläche, d. h. 150 Fuß über derjenigen des Mittelländischen Meeres. Auch hat er Spuren einer ehemaligen Seenkette im sinaitischen Bezirke und einer solchen im Mittelpunkte des Wadi Arabah, unweit der jetzigen Wasserscheide, gefunden. Nun erst wird es möglich sein, eine vollständige Theorie über die Entstehung jener merkwürdigen Depression aufzustellen, und dieselbe wird in vielen Einzelheiten von der Lortet'schen abweichen. Ferner wurden die Terrassen des Jordan untersucht, deren wichtigste 600 Fuß über dem jetzigen Spiegel des Todten Meeres liegt, und festgestellt, daß die angrenzenden Berge und Thäler bereits existirten, ehe das Wasser seinen einstigen hohen Stand erreichte. Außer seinem wissenschaftlichen Berichte wird Professor Hull eine populäre Reisebeschreibung (im Quarterly Statement of the Palestine Exploration Fund) veröffentlichen, während Hauptmann Kitchener's Kartenaufnahmen, weil er selbst Nil aufwärts beordert wurde, Mr. Armstrong übergeben wurden, welcher Jahre lang bei der Aufnahme von Westpalästina betheiligt war.

— Das 4. Heft des Jahrgangs 1883 des „Izwest. der kaiserl. russ. Geogr. Gesellschaft" enthält eine Karten-Skizze von Pamir oder dem Quellgebiete des Orus, welche die merkwürdigen Resultate der Regel'schen Reisen (z. B. den großen, 3350 m hoch gelegenen Schiwa-See und die gewaltige, bisher unbekannte Schlinge des Orus in der Landschaft Roschan) und die ausgedehnten Wanderungen der Herren Putjäta, Venderski und Iwanow im östlichen Pamir zum erstenmale zeigt (vergl. über Regel „Globus", Bd. 44, S. 333, über Putjäta, ebenda, S. 336). Die Expedition des Generalstabsofficiers Putjäta, des Geologen Iwanow und des Topographen Venderski hat im vergangenen Sommer das ganze Gebiet von 39° 30′ nördl. Br. bis süd-

Digitized by Google

lich zur Quelle des Wachan-darja in 37° 10′ nördl. Br. und von 49° 20′ östl. L. Ferro bis 53° östl. L., d. h. bis an den Tagarma-Berg mit einem Netzwerke von Routen überzogen und erforscht und damit große bisher wenig oder gar nicht bekannte Gebiete erschlossen. Aber auch nur erschlossen; denn so viel sie auch barometrisch und trigonometrisch gemessen, geologisch und botanisch gesammelt und landschaftlich gezeichnet haben, so konnten sie doch nur einen ersten Anfang mit der Erforschung des bewußten Gebietes machen, das an Umfang der Schweiz nicht viel nachsteht. Trotzdem ist Putjäta's Reise eine der wichtigsten des Jahres 1883, und man darf seinem ausführlichen Berichte mit Spannung entgegensehen; zu seinen Resultaten gehört auch ein Wortverzeichniß der Sprache von Schugnan. Die wichtigsten Ergebnisse Regel's sollen botanischer, zoologischer und anthropologischer Natur sein.

— Dr. Regel ist über Samarkand nach Taschkend ins Winterquartier gegangen, will aber schon in einigen Wochen nach Baldschuan sich begeben, um im Frühjahre seine Reisen wieder aufzunehmen und bis an die kaschgarische Grenze auszudehnen.

Auch Ingenieur Lessar ist wieder zu neuen Aufnahmen an der persischen Grenze, welche ein bis anderthalb Jahre dauern werden, im Turkmenenlande eingetroffen.

— Der durch seine Reisen im südlichen Hinterindien bekannte (s. oben S. 47) Dr. Paul Néis hat Luang Prabang, die Hauptstadt eines siamesischen Vasallenstaates am mittlern Mekong unter 20° nördl. Br., erreicht, wie er von dort unter dem 15. Juni 1883 schreibt. Er gedachte dann den unweit nördlich von Luang Prabang mündenden Fluß Nam-hu, welcher im südlichen Jünnan entspringt, zu erforschen und über die Laos-Kolonie, welche Benzoë auf den Markt von Luang Prabang liefert, Tongking zu erreichen. „Das ist schwer, aber doch möglich", schreibt er.

— Die französische Regierung hat beschlossen, im April eine wissenschaftliche Mission nach Java zu schicken; M. Brion und M. Korthals sollen die neulichen vulkanischen Veränderungen in der Sundastraße studiren, sowie zoologische und botanische Sammlungen machen. Ein Photograph wird sie begleiten.

Afrika.

— In der „Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient" (1884, Nr. 2) behandelt Dr. Pechuel-Lösche auf Grund seiner vielfachen Erfahrungen „Das centralafrikanische Problem" und stimmt die übertriebenen Hoffnungen, die vielseitig auf eine Erschließung Inner-Afrikas gesetzt werden, bedeutend herab. Er weist nach, daß die angeblich unermeßlichen Schätze Afrikas sich auf zwei schwer zu ergänzende Produkte, Elfenbein und Kautschuk, beschränken, welche zwar werthvoll, aber so allgemein verbreitet sind, daß sie keine Grundlage für weitgehende Berechnungen abgeben und den vorsichtigen Kaufmann nicht in das unzugängliche Innere locken können. Die jetzt zur Ausfuhr kommenden Bodenprodukte entstammen nicht dem Innern, sondern peripherischen Gebieten, welche den vielfach schon in ausreichender Zahl vorhandenen Faktoreien verhältnißmäßig nahe liegen. Die angeblich unermeßliche Fruchtbarkeit des Innern muß aber erst noch durch eingehende Untersuchungen nachgewiesen werden; eine Thatsache ist sie noch nicht. Aber Thatsache ist, daß die Ertragfähigkeit des Bodens wesentlich durch ungünstige Regenvertheilung beeinträchtigt wird. Was der Eingeborene dort der Erde abringt, ist unzureichend und wird nur durch Raubbau gewonnen; der Handel, welcher diese verstreuten Produkte direkt im Innern aufsuchen wollte, bliebe, selbst wenn er kurze Zeit lohnen könnte, ein Raubhandel, welcher Afrika schließlich ärmer zurückließe, als es je zuvor war. Für eine Besiedelung durch Europäer eignet sich das tropische Afrika nicht. Kaufleute und Pflanzer können zwar dort bei verständiger Lebensweise eine Anzahl von Jahren ausharren, ohne ihre Gesundheit ernstlich zu gefährden, aber sie dürfen nicht selbst regelmäßige, schwere Arbeit verrichten. Zur Entwickelung Afrikas ist vielmehr an erster Stelle der Afrikaner berufen, und es ist auch möglich, denselben zu stetiger Arbeit zu erziehen, wozu freilich eine unendliche Geduld gehört. Das muß für Pflanzer, Missionare und Kaufleute an der Küste die erste Aufgabe sein, und darum ist zunächst die Anlegung von Pflanzungen von größerer Wichtigkeit, als die Gründung von Faktoreien.

— Der Titel eines Hadsch (Pilger) — erzählt W. Kobelt in „Nach den Säulen des Hercules" (Bericht über seine im Sommer 1881 im Auftrage der Rüppel-Stiftung unternommene Reise) — ist in dem strenggläubigen Marokko ungleich häufiger als in Algerien, besonders seit die frommen Pilger nicht mehr die beschwerliche und zeitraubende Wüstenwanderung zu machen brauchen, sondern durch die bequemen Messageriedampfer direkt von Tanger nach Dschiddah am Rothen Meer befördert werden. Jeder Marokkaner, welcher das geringe Fahrgeld erschwingen kann, macht nun die Pilgerfahrt, häufig in Begleitung seiner Frau, besonders wenn sich dieselbe in interessanten Umständen befindet, denn dann erhält der später erscheinende Weltbürger den Ehrentitel Hadsch, ohne daß er sich selbst darum zu bemühen braucht. Mit diesem Titel sind übrigens im Leben keinerlei Vorrechte verbunden, nur beim Begräbniß genießt der Hadsch einer besondern Auszeichnung. — In dem Sultan von Marokko sehen die dortigen Araber den direkten Nachkommen Mohammeds, den allgemein anerkannten Chef von dessen Familie und den einzig legitimen Herrscher der Gläubigen. Bekanntlich hat Gerhard Rohlfs in seinen Reiseberichten aus Marokko den Scherif von Uesan als dieses Haupt der Familie des Propheten und als eine Art islamitischen Papstes dargestellt, dessen Einfluß den des Sultans weit überwiegt. In Marokko aber wollte man (nach Kobelt) davon nichts wissen; Herr Weber, der deutsche Ministerresident, welcher diesen Scherif, der übrigens vollständig wie ein Neger aussieht, persönlich kennt, sagte Herrn Kobelt, die Darstellung, welche Rohlfs von seinem Einflusse gegeben, sei sehr übertrieben; er sei ein Scherif (Nachkomme Mohammeds) wie andere auch, und verdanke seinen Ruhm nur dem Umstande, daß sein Großvater ein großer Heiliger gewesen sei. Schürfa (Mehrzahl von Scherif) giebt es in allen Ländern des Islam in Menge, und ihre Zahl nimmt ständig zu, denn sobald eine Tochter aus einer Familie von Schürfa in eine andere heirathet, beansprucht auch diese Familie den Ehrentitel. So giebt es ganze Stämme von Schürfa, ja sogar unter den Berbern machen manche Anspruch darauf, für Nachkommen des Propheten gehalten zu werden. Natürlich schließt die Heiligkeit nicht aus, daß viele Schürfa sehr arm sind und mitunter selbst in den Dienst von Ungläubigen treten müssen; so hatte z. B. Herr Weber einen Reitknecht, welcher ein Scherif war, und wenn seine Schwester spazieren ritt, kamen die begegnenden Araber herbei, küßten dem Reitknecht den Steigbügel und baten um seinen Segen.

— Gleichzeitig mit dem Italiener Sacconi, dessen Ermordung wir kürzlich (s. Band 43, S. 192) meldeten, unternahm auch ein Grieche Sottiro, Agent der Firma Mazeran, Biannay und Barbey in Harrar, eine Handelsreise in das recht im Herzen des Somal-Landes zwischen 6° und 9° nördl. Br. gelegene Gebiet des Ogaden-Stammes und hat dieselbe glücklich durchgeführt, weil er es verstanden zu haben scheint, den Vorurtheilen der Eingeborenen sich anzubequemen, während Sacconi dieselben verletzt haben soll. Das Land der Ogaden schildert er als eine weite, von Harrar an nach Südwesten sich senkende Steppe ohne jede Erhebung und von einer mittlern Höhe von etwa 900 m, die Leute selbst demgemäß als Nomaden von unendlicher Faulheit, welche selbst die Besorgung des Viehes Weibern und Kindern überlassen und nur durch Kriegszüge gegen ihre Nachbarn aus ihrer Indolenz aufgerüttelt werden können. Nur am Wabi-Strome giebt es eine seßhafte und ackerbauende Bevölkerung,

Digitized by Google

auch ein reicheres Thierleben, als in der Steppe. Die Ogaden sind hochgewachsene Leute von mehr rother als schwarzer Hautfarbe; sie gehen barhäuptig, mit kurzgeschnittenen Haaren und in ziemlich reinen Gewändern; an der Seite tragen sie den Säbel und die Kürbisflasche zu den vorgeschriebenen Abwaschungen, in der Hand einen Stock, eine große und eine kleine Lanze und an den Füßen Sandalen. Sie sind fanatische Mohammedaner. Jedes Lager hat seinen Imam, der zu den gesetzlichen Stunden die Gebete absingt, jeder Stamm seine Gelehrten (Wodad), welche den Koran und die arabische Schrift kennen und Gedichte improvisiren. Ihre Herden bestehen aus Buckelochsen, kurzhaarigen Schafen, Ziegen, schlechten Pferden, milchenden Kameelstuten und aus Straußen. Von letzteren besitzt jedes Dorf einige Dutzende, die abseits unter Aufsicht der Kinder weiden, in den Hütten mit gefesselten Füßen am Feuer liegen und in der Karawane den Kameelen folgen, deren Größe sie fast erreichen. Jährlich drei- oder viermal werden ihnen die Federn gepflückt, jedesmal etwa ein halbes Pfund schwarze und 60 Stück weiße. Diese gezähmten Strauße, deren Federn mehr geschätzt werden als die der getödteten wilden, werden jung gefangen, dürfen sich aber in der Gefangenschaft nicht vermehren. Wilde Strauße giebt es viel; der Jäger nähert sich ihnen, indem er sich das Fell eines weiblichen Straußes überhängt, und erlegt die sich nähernden Männchen mit Pfeilschüssen. — Unter den Ogaden giebt es eine ziemlich zahlreiche Pariakaste, Mitgan genannt, welche nur unter sich heirathen; sie scheinen durchaus zu den Somal zu gehören und sprechen deren Sprache, werden aber von den übrigen verachtet. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit der Jagd auf Elephanten, Strauße u. s. w., sind in Stämme eingetheilt und dienen im Kriege als Spione und Verbündete. Die Ogaden essen das Fleisch vom Elephanten, Kameele und Strauße, die Mitgan aber auch das vom Esel und von Kadavern, was als Sünde gilt. Sie finden sich auch unter den Dankali am Hawasch-Flusse, bewohnen dort volkreiche Dörfer und sind berühmt als Jäger.

— Die französische Kammer hat für die Bahnlinie von St. Louis an der Mündung des Senegal nach Dakar am Grünen Vorgebirge fünf Millionen Franken bewilligt.

Australien.

— Mr. Charles Winnecke ist von seiner Forschungsreise durch das große unbekannte Gebiet, welches sich in dem zu Süd-Australien gehörigen Northern Territory nördlich vom Lake Eyre bis zur Grenze von Queensland hinzieht, zurückgekehrt. Wir haben im Jahrgang XLIV, Seite 160, bereits auf diese Expedition, welche die Regierung von Süd-Australien ausrüsten ließ, hingewiesen und die Grenzen des zu bereisenden Gebietes näher angegeben. Für den Transport dienten Kameele und Pferde, doch konnten die letzteren wenig benutzt werden. Die Reise ging von der nordöstlich vom Lake Eyre und in ungefähr 28° südl. Br. am Warburton-Flusse gelegenen Cowarie Station aus und durchstreifte das unbekannte Gebiet in nordöstlicher Richtung bis ungefähr 22° südl. Br. Wenige Tage, nachdem man die Cowarie Station verlassen, hatte man auf 200 bis 300 englische Meilen (320 bis 480 km) sehr hohe Sandhügel zu überschreiten, ehe man einen Tropfen Wasser fand. Die Kameele bewährten sich ausgezeichnet. Obgleich jedes derselben mit einer Last von 700 bis 800 Pfund (englisch) beladen war, so erholten sie sich doch, nachdem man Wasser gefunden, schon in zwei Tagen so weit, daß man die Reise fortsetzen konnte. Es folgte aber gleich wieder eine wasserlose Strecke von 150 Meilen (240 km), und später noch viele andere in der Länge von 100 bis 200 Meilen (160 bis 320 km). Häufig hatte man 300 bis 400 Fuß (90 bis 120 m) hohe und dabei sehr steile Sandhügel zu passiren. Zwei große Flüsse und ein ausgedehntes Gebirge wurden in der Nähe der Grenze von Queensland entdeckt. Im Ganzen waren es 40000 englische Quadratmeilen (etwa 100000 qkm), welche Mr. Winnecke bereiste und kartographisch darstellte.

Inseln des Stillen Oceans.

— Der seit Jahren in Port Moresby auf Neu-Guinea stationirte Missionar Rever. James Chalmers unternahm im December 1883 eine Forschungsreise westlich von Port Moresby an der Küste entlang. Er entdeckte dabei die Mündung eines bisher unbekannten großen Flusses und traf mit einer Anzahl kannibalischer Stämme zusammen, welche nie zuvor einen weißen Mann gesehen hatten, sich aber gegen Mr. Chalmers freundlich benahmen. Sie zeigten ihm einen großen Tempel, in dem sich ein Altar befand und viele Götzen aufgestellt waren, während Hunderte von Menschenschädeln umherlagen.

Polargebiete.

— Im 4. Heft des 19. Bandes der „Iswestija der kaiserl. russ. Geogr. Ges." berichtet L. Grinewetzki über seine fünftägige Reise quer durch Nowaja Zemlja im April 1883. Er konnte bei der Südinsel drei verschiedene Theile unterscheiden: der nördliche reicht südlich bis zum Puchowaja-Flusse und wird von ganz unbekannten Bergen eingenommen. Der mittlere Theil wird zum Theil von fünf oder sechs parallelen Bergketten bedeckt, deren höchste Gipfel 800 Fuß (240 m) Höhe erreichen; dieselben haben nordwestliche Richtung und liegen an der Westküste; östlich von ihnen dehnt sich ein weites Plateau aus. Der Süden endlich ist eine Ebene von nur 450 Fuß (135 m) Höhe; Berge von 2000 Fuß, von denen berichtet wird, dürfte es kaum geben. Die Thäler sind hier tief eingeschnitten, während der Südwind ungehindert über die Hochebene bläst und sie von jeder Schneedecke entblößt. — Grinewetzki hält es für wahrscheinlich, daß es auf Nowaja Zemlja zwei Arten Renthiere giebt, die sich nicht vermischen, eine auf der südlichen und eine zweite auf der nördlichen Insel, welche letztere der auf Spitzbergen sich findenden Art sehr gleichen soll. Es wird nicht für unmöglich gehalten, daß die Renthiere der nördlichen Insel von Nowaja Zemlja in günstigen Jahren über das Eis Franz-Josefs-Land und von dort Spitzbergen erreichen.

— Unter dem Titel „Jan Mayen und die österreichische arktische Beobachtungsstation" (66 Seiten. Wien, Hartleben) hat Dr. Chavanne nach den Aufzeichnungen und Berichten des Leiters E. v. Wohlgemuth eine Geschichte dieser Station gegeben und ihre vorläufigen naturwissenschaftlichen Ergebnisse besprochen. Es ist das wohl der erste größere Bericht, welcher über eine der zahlreichen internationalen Polarstationen erscheint; beigegeben sind ihm 7 Porträts, 4 Landschaftsbilder und 1 Karte der Insel Jan Mayen, welche im Beerenberg zu 1945 m ansteigt.

Inhalt: Amazonas und Cordilleren V. (Mit sieben Abbildungen.) — Konrad Ganzenmüller: Sennaar III. (Schluß.) — Paul Reichard: Die Begründung der belgischen Station Mpala am Tanganika See. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Inseln des Stillen Oceans. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion: 24. Februar 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLV. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Amazonas und Cordilleren.

(Nach dem Französischen des Herrn Charles Wiener.)

VI.

Inzwischen war aus Rio de Janeiro die Antwort des Kaisers eingetroffen: derselbe stellte dem französischen Reisenden telegraphisch ein Schiff der im Rio Negro stationirten Flottille nebst Officieren und Mannschaft für seine beabsichtigten Nachforschungen nach Herrn v. Günzburg zur Verfügung. Sofort begab sich Wiener wieder nach Manaos hinauf und wählte unter Beihilfe des Stationskommandanten die kaiserliche Schaluppe Nr. 1, welche alsbald in Stand gesetzt und verproviantirt wurde.

Am 1. December 1880 war man zur Abreise bereit. Um 10 Uhr Vormittags wurden die Anker gelichtet und kaum ¾ Stunde später glitt das Fahrzeug bereits auf den Fluthen des Amazonenstromes dahin. Um 7 Uhr Abends ward Arapapa erreicht, welches etwa 60 Meilen von Manaos entfernt liegt. Diese kleine Ansiedelung ist Eigenthum eines Franzosen, Namens Berger; sein Besitzthum hat etwa eine Länge von 2 km, während die Breite nur 300 m betragen mag; im Ganzen wird die Pflanzung einen Flächenraum von etwa 60 ha einnehmen. Der Preis, den der Besitzer dafür zahlte, betrug nur die Summe von 12000 Reis oder 30 Franken. Die Anhöhe, auf der sich das Haus und die Pflanzung befindet, reicht etwa bis 5 m über den höchsten Wasserstand und bildet längs dem Flusse eine Art Wall. Und in der That, eine solche Vorsicht ist nöthig, denn nicht weit von der Niederlassung beginnen die sogenannten „Higapos", Ländereien, welche sich 6 Monate im Jahre unter Wasser befinden, und wo die Kautschukranke besonders gut gedeiht. Herr Berger arbeitet ohne jede Hilfe, vollkommen allein. Etwa 10 ha sind mit Zuckerrohr bepflanzt, welches im Durchschnitt eine Höhe von 8 m und eine Stärke von 5 bis 6 cm erreicht und so dicht wuchert, daß es alle Unkräuter erstickt. Das Aussästen, das Jäten des Erdbodens und die Bewässerungsarbeiten, welche den Ansiedlern an der peruanischen Küste so viele und schwere Kosten verursachen, kennt man darum in den üppigen Ländereien des Amazonas überhaupt nicht. Das Zuckerrohr bringt auf den Quadratmeter etwa 10 Franken Reingewinn, wenn man Melasse fabricirt; dagegen werden nur 5 Franken erzielt, wenn die Branntweinbereitung die Hauptsache ist.

Am 2. December traf die Schaluppe in Manacapuru ein, dem Hafenort und Mittelpunkt von etwa 1000 Tapuyfamilien, welche ausschließlich den Kautschuk in dieser Gegend sammeln. Ihre ganze Ernte überlassen sie einem Zwischenhändler, welcher, Marokkaner von Geburt, der einzige Kaufmann des Ortes ist und glänzende Geschäfte macht.

Am Abend des genannten Tages ging die Schaluppe in der Nähe von Anaman zu Anker. Auch hier traf man einen französischen Ansiedler, einen Herrn Firmin, an, welcher den Handel mit Kautschuk betreibt und außerdem Castanhawälder ausbeutet. Die Kastanie des Amazonas (Paranuß) ist eine kugelförmige Frucht von 20 bis 30 cm im Durchmesser; die Schale ist rauh und ausnehmend hart. Wenn man sie mit Beilschlägen öffnet, findet man im Innern, ähnlich wie beim Apfel, etwa 12 bis 16 mandelförmige Kerne von angenehmem Geschmack. Es giebt in jener Gegend ganze Wälder dieses Baumes, eines der imposantesten des Amazonasgebietes. Uebrigens ist das Ein-

Digitized by Google

ſammeln dieſer Früchte keineswegs ohne Gefahr. Die kleinſten derſelben wiegen 6 bis 7 Pfund, fallen, ſobald ſie reif ſind, aus einer Höhe von 20 bis 25 m zu Boden und dringen in Folge des Falles und ihres Gewichts oft 30 bis 40 cm in den Erdboden ein. Daher wird es erklärlich, wenn bei jeder Ernte einige der Leute, welche die Früchte einſammeln, durch ſolche getödtet werden.

Das Weihnachtsfeſt fand die Reiſenden an der Grenze Braſiliens in Tabatinga angelangt, der 6. Januar in dem peruaniſchen Orte Iquitos, einem Städtchen, welches auf ſeltſame Weiſe entſtand und ſein Daſein friſtete. Das linke Ufer des Maranon erhebt ſich eine Wegſtunde vor Iquitos in ſteiler Böſchung, und nur wenige Meter vom Ufer zeigen ſich indianiſche Pflanzungen; zahlreiche Eingeborene beiderlei Geſchlechts eilen herbei und ſtarren die Reiſenden mit offenem Munde an. Offenbar ſind ſie zu

Die Farm Arapapa. (Nach einer Photographie.)

einer Feſtlichkeit vereint; und in der That: es iſt der Tag der heiligen drei Könige. Indeſſen, wäre es auch dieſer Feſttag nicht, ſo wäre es der Jahrestag irgend eines andern Heiligen, oder der Tag, an dem ein Familienfeſt, etwa eine Taufe, Hochzeit oder auch eine Beerdigung feſtlich begangen werden ſoll; irgend einen Vorwand, um zuſammen zu kommen, dabei zu ſingen, zu tanzen und ſich zu berauſchen, würden die Leute jedenfalls finden. In dieſem Punkte ermangelt der Indianer überhaupt niemals der Gründe, und der Pfiffigſte unter ihnen bleibt ſtets der, welcher im Jahre 365 Gründe (unter Hinzurechnung eines weiteren für die Schaltjahre) ausfindig macht, um ſich dem übermäßigen Genuſſe des Alkohols hinzugeben.

Um 4 Uhr paſſirte die Schaluppe das „Kap von Iquitos“, genannt Pongo von Manaï, und in einer Entfernung von etwa 500 m erſcheint alsbald in reizender Lage der ſchon genannte Ort Iquitos.

Es hatte in der Abſicht Wiener's gelegen, möglichſt

ſtill und verſtohlen in Iquitos anzulangen, doch hatte er ſchon vorher an verſchiedenen Orten die Erfahrung gemacht, daß das ſtets ein frommer Wunſch bleiben ſollte und nun gar erſt hier, wo ſich ein Sitz hervorragender peruaniſcher Behörde befand. Schon von Manaos her war die bevorſtehende Ankunft der Schaluppe der Behörde von Iquitos mitgetheilt worden, und da dieſelbe doch immerhin ein braſilianiſches Kriegsfahrzeug war, ſo rief ihr Erſcheinen einen gewiſſen Argwohn hervor. Deshalb war auch nichts mehr angebracht, den Behörden das Mißtrauen zu benehmen, als daß Wiener ihnen in Begleitung der Officiere des Schiffes in großer Gala einen officiellen Beſuch machte; die Folge war, daß man ihm alsbald diejenigen Papiere ausfertigte, welche zur weitern Verfolgung ſeiner Reiſe unerläßlich waren: die Befehle nämlich, welche ihm das ungehinderte Befahren der Gewäſſer des Departements von Loreto geſtatteten.

Die Geſchichte der Entſtehung von Iquitos iſt ſeltſam genug, um hier erwähnt zu werden, und macht auch den raſchen Verfall des Ortes im Jahre 1880 verſtändlich. Früher, bis zum Jahre 1864 etwa, war Nauta der Haupthafen und das Handelscentrum desjenigen Theiles von Peru, welcher den obern Lauf des Amazonenſtromes umgiebt. Zu jener Zeit faßte die Regierung von Lima den Entſchluß, auch im Oſten der Republik feſtern Fuß zu faſſen. Man entſandte eine Kommiſſion, um eine Stelle ausfindig zu machen, auf welche die Regierung ihren Segen ausſtrömen laſſen konnte: die Farm Iquitos war damals eben entſtanden und lenkte die Wahl auf ſich, man weiß nicht, aus welchen Gründen. Schade, daß ſein Hafen, in einem Nebenarme des Amazonas gelegen, bald darauf verſandete.

Die Centralregierung ſchickte zunächſt einen Unterpräfekten nebſt einem Major als Ordonnanzofficier, einen

Straße in Iquitos. (Nach einer Photographie.)

Generalkommandanten, einen Hafenkapitän, einen Hauptmann, mayor de ordenes, mit zwei Adjutanten, 22 Marineofficiere, 10 Kommiſſäre und Hilfskommiſſäre der Marine, 15 Officiere von der Artillerie und Infanterie, 60 Soldaten, 36 Matroſen und 9 Zahlmeiſter, einen Civilgouverneur nebſt Stellvertreter, einen Richter erſter Inſtanz, zwei Friedensrichter, einen Municipalrath, einen Alcade, zwei Syndici und einen Regidor. Auf der andern Seite dagegen hatte man die nothwendigſten und elementarſten Einrichtungen vollſtändig vergeſſen: es gab kein Poſtamt; von Schuleinrichtungen war keine Rede. Bei alledem wuchs die Einwohnerzahl raſch auf 4- bis 5000 Perſonen an, von denen ein Drittel Fremde waren. Ackerbau ward gar nicht betrieben, ebenſowenig die Ausbeutung der Waldungen, Fiſcherei oder Induſtrie. In Folge deſſen fand natürlich auch nicht der geringſte Export ſtatt. Dagegen nahm der Import verhältnißmäßig erhebliche Dimenſionen an. Alles lebte direkt oder indirekt von dem Gelde, welches die Centralregierung freigebig ihrer Schöpfung zuwandte. Wie daher leicht erklärlich, fand man zu jener Zeit in Iquitos nichts weniger als eine arbeitſame und achtungswerthe Schar von Menſchen, mit der man im Allgemeinen eine im Entſtehen begriffene Kolonie bevölkert glaubt: im Gegentheil, es war ein Haufen von Leuten, jedes höhern Strebens bar, nur darauf bedacht, ihren Lebenszweck im Vergnügen und Genuſſe zu ſuchen, und das leicht erworbene Geld mit größter Schnelligkeit wieder zu verpraſſen.

Von Seiten der Regierung wurden enorme Anſtrengungen gemacht, um den Ort in Blüthe zu erhalten. Mit gewaltigen Geldopfern errichtete man eine „Factoria“, d. h. Zimmer-, Schloſſer- und Schmiede-Werkſtätten; man ſprach in der Hauptſtadt von alle dem wie von einem Wunder. Für ein ſchwimmendes Dock gab man 20 Millionen Franken aus: am Tage, an dem es vom Stapel lief, ging

es zu Grunde! Der europäiſche Unternehmer aber reiſte wenige Wochen ſpäter ab mit einer Gratifikation von 50 000 Franken in der Taſche. — Die ganze Schöpfung war, wie man ſieht, ein künſtlich aufgerichteter Bau, der zuſammenbrach, als in Lima der Staatsbankerott erklärt wurde: vom Abend zum Morgen verſchwand das Geld und das Elend zeigte ſein fahles Antlitz. Von 5000 ſank die Zahl der Einwohner raſch auf 1000 herab. Die Häuſer zerfielen und die Armuth nahm bald ſo erſchreckende Dimenſionen an, daß nicht einmal der Geiſtliche des Ortes mehr durch ſein Amt ſeinen Unterhalt zu finden vermochte. Die Steigerung der Preiſe für die geringſten Lebensbedürfniſſe ſtieg ins Unglaubliche. Wiener glaubte, ſich dort bei einer Landsmännin einquartieren zu ſollen: für drei Tage hatte er die Kleinigkeit von 400 Franken zu entrichten! — Nachdem man am 14. Januar dem heruntergekommenen

Indianer vom Ucayali. (Nach einer Photographie.)

Orte den Rücken gewendet, erreichte man am 14. Morgens den ſchon früher genannten Ort Nauta. Derſelbe producirt nichts; er dient lediglich den wenigen Händlern vom Ucayali als Aufenthaltsort, wenn ſie daſelbſt die Dampfer erwarten und dieſelben mit Ladungen eingeſalzener Fiſche nach Para befrachten.

Weiterhin, bei der Hacienda San Regis, welche noch am Abend deſſelben Tages erreicht wurde, fand ſich eine Anzahl eingeborener Indianer ein. Dieſelben hatten einem Barfüßler-Pater als Ruderer gedient und hielten ſich an einer lichten Stelle des Ufers auf; dem Wunſche, ſich photographiren zu laſſen, willfahrteten ſie gerne. Ihre Kleidung beſtand aus dauerhaftem baumwollenen, mit gekochtem Achote gefärbten Stoff, bei deſſen Anfertigung die Frauen dieſer Stämme eine große Geſchicklichkeit an den Tag legen. Ihre Bogen und Pfeile ſind außerordentlich fein gearbeitet und mit originellen Zeichnungen bedeckt, welche wirklich künſtleriſche Anlagen verrathen; die An-

Digitized by Google

Cocamas-Indianer aus Parinari. (Nach einer Photographie.)

fertigung derſelben iſt Sache der Männer. Am 15. Nachts erreichten die Reiſenden San José de Parinari, die Reſidenz des Gouverneurs jenes ungeheuren Diſtrikts, wo ſie liebenswürdige Aufnahme fanden. Beim Verlaſſen dieſes Ortes tritt man in die Gewäſſer des obern Marañon ein und nunmehr nimmt der eigentliche Zweck der Expedition ſeinen Anfang. Zuvor hatte man, der Nothwendigkeit gehorchend, noch einige Indianer des ſanften, arbeitſamen und intelligenten Stammes der Cocamas angeworben, da die vorhandene Mannſchaft nicht mehr im Stande war, gleichzeitig das Schiff zu bedienen und außerdem noch die ſchwere Arbeit des Holzfällens, die täglich erforderlich war, zu verrichten. Zugleich hatte ſich auch der Gouverneur dieſer Indianer, Reategui, welcher ihrer Sprache und des Quichua mächtig war, der Expedition angeſchloſſen. Am 20. Januar erreichte die Schaluppe mit einbrechender Nacht Achual de San Pedro. Einſt befand ſich hier ein kleiner Weiler: heute hat die Vegetation die Spuren des Menſchen, der davon träumte, in das Reich des tropiſchen Waldes einzugreifen, vollſtändig verwiſcht. Wundervolle Achual-Palmen erheben ſich dort am Ufer.

Nachdem man am 24. Januar die Mündung des Huallaga, den äußerſten Punkt, bis wohin europäiſche Schiffe dringen, paſſirt und am 26. in San Antonio gelandet hatte, erreichte man am 28. früh Barrancas, die letzte indianiſche Anſiedelung am obern Marañon, wo die Kleidung des Indianers ſchon gleich Null, um ſo zahlreicher

Achual-Palme. (Nach einer Photographie.)

Landeplatz von Barrancas. (Nach einer Photographie.)

aber ſeine Schmuckgegenſtände ſind. Wiener war hier Zeuge einer originellen Familienſcene: Am Tage vorher hatte die Frau des Hauſes einem kleinen Indianer das Leben geſchenkt. Die junge Mutter eilte trotzdem geſchäftig im Wohnraume hin und her, während der Herr des Hauſes den Leidenden ſpielte und von ſeiner Hängematte her ſanfte Klagelaute ausſtieß. Der arme Menſch hielt an Stelle ſeiner entbundenen Frau das Wochenbett ab. Am 29. traf man an der Mündung des Rio Morona, welchen Herr von Günzburg hatte erforſchen wollen, ein. Derſelbe erſcheint den Waſſern des Amazonas gegenüber winzig; doch iſt er immerhin 120 bis 150 m breit und ſeine Ufer ſind mit üppigſter Vegetation bedeckt.

Am 3. Februar befand man ſich in der Nähe der Mündung des Rio Mayuriaga, als man mehrere Pirogen von Wilden in einiger Entfernung ankern ſah. Die an Bord der Schaluppe befindlichen Cocamas meldeten dies mit beſorgter Miene, wurden indeſſen durch die Verſicherung, daß man gut, ſogar mit einem Geſchütz, bewaffnet ſei, beruhigt. Trotzdem wurden ſämmtliche Schußwaffen bereit gehalten und mit Recht, denn alsbald erſchien ein Dutzend Pirogen, jede etwa zehn Eingeborene tragend. Dieſe, vom Stamme der kriegeriſchen Muratos, verſehen mit Spießen und großen Schilden, waren mit Schmuck bedeckt und trugen kurze Ponchos. Trotzdem die Indianer an Bord der Schaluppe freundſchaftliche Rufe ausſtießen, erfolgte doch alsbald ein Hagel von Wurfſpießen, ohne indeſſen jemand zu verletzen. Das Geſchütz ward zum Feuern bereit gemacht; als jedoch der Kanonier, ein Indianer, ſich demſelben näherte, ſtürzte er, von einem Speere durch-

bohrt, todt zu Boden. In dieſem kritiſchen Augenblicke eilte Wiener ſelbſt auf das Geſchütz zu und feuerte es mit ſeiner brennenden Cigarre mitten unter die Wilden ab. Ein entſetzliches Gebrüll erfolgte. Doch die Wirkung war eine ſo radikale, daß innerhalb weniger Minuten kein Angreifer mehr ſichtbar war. Am Ufer fand man elf todte

Inneres einer Hütte in Barrancas.

oder verwundete Muratos, und herumliegende Speere und Schilde gaben dem Platze das Ausſehen eines Schlachtfeldes. — Eine Stunde ſpäter fuhr die Schaluppe weiter und machte um 4 Uhr Halt, um den todten Cocama zu beerdigen; nach ihrer Sitte tranken ſeine Gefährten auf ſeine Auferſtehung.

Der vulkaniſche Ausbruch in der Sundaſtraße.

Von **Emil Metzger.**

I. Erzählung der Vorgänge.

(Zweite Hälfte.)

Der Kontrolleur von Katimbang hatte ſich, wie erwähnt, mit ſeiner Familie und den Eingeborenen, welche in der Nähe wohnten, nach einem an einer höher gelegenen Stelle befindlichen Hauſe geflüchtet. Am Montag (27.) Morgen war die Luft noch hell und die Sonne ſchien; allmählich wurde es dunkler und nebelig; man hörte ſchreckliche Detonationen, viel furchtbarer, als je vorher der Fall geweſen war; gegen halb 12 Uhr begann ein Steinregen; die größten Steine erreichten etwa die Größe einer Fauſt. Um halb 1 Uhr war es ganz dunkel geworden, es begann nun ein heißer Aſchenregen, der etwa eine Viertelſtunde anhielt. Es war zum Erſticken, die Aſche drang ſelbſt durch die Ritzen im Fußboden ein. Der Zuſtand des Beamten mit Frau und drei Kindern war entſetzlich, die Frau, beinahe beſinnungslos, flüchtete aus dem Hauſe; ihrem Gatten gelang es, ſie wieder zu finden, als es etwas heller wurde. Als ſie zurück kamen, fanden ſie das Haus von Eingeborenen eingenommen, die ihre Verwundeten und Todten dorthin brachten; es war bereits voller Leichen und ſie mußten daher anderwärts eine Zuflucht ſuchen.

Den weitern Verlauf ihrer Flucht theile ich weiter unten mit.

Der Rapport der „Berbice“ über ihr Schicksal am 27. fährt ebenso lakonisch fort, wie er angefangen hatte; man war eben schon an die furchtbaren Erscheinungen die ganze bange Nacht hindurch gewöhnt und nichts wirkt wohl so abspannend, als eine lange fortdauernde Gefahr, der man ganz passiv ausgesetzt ist. Der Kapitän erzählt nur: Um 11 Uhr erhob sich ein heftiger, anhaltender südöstlicher Wind, der Neigung zeigte zu räumen, wodurch das Schiff sich stark nach einer Seite neigte; um 3 Uhr Nachmittags kam plötzlich eine schwere See auf das Schiff los, die Welle erhob sich wohl 20 Fuß hoch und gab dem Schiffe einen Stoß, der alles vom Bug bis zum Ruder erschütterte. Das Gewitter hielt immer noch an. Das Queckſilber und der Zeiger der Barometer bewegten sich fortwährend zwischen 28 und 30 Zoll. Die Chronometer waren durch den furchtbaren Stoß, den das Schiff erhalten hatte, stehen geblieben. 6 Uhr Nachmittags wurde notirt: Dunkelheit und Gewitter dauerten fort, doch war das Meer verhältnißmäßig ruhig. Bei dem Schein der Blitze sahen wir, daß wir nach allen Seiten von einem Bimssteinmeer umgeben waren. Um Mitternacht ließ das Gewitter nach, die Blitze waren entfernter. Am 28. Morgens 4 Uhr konnte das große Marssegel beigesetzt werden. Um 8 Uhr wurde es Tag, das Wetter war ruhig und hell. Das Schiff lag wohl 8 Zoll dick voller Asche und Raaen und Taue überzog eine durch die Asche und die darauf gefallenen feinen Regen gebildete Kruste. Im Ganzen sind wohl 40 Tonnen Asche vom Schiff entfernt worden. Wir setzten mehr Segel bei. Um 12 Uhr segelten wir unter vollen Segeln direkt auf die Javaspitze los; die dicke Bimssteinlage, welche das Meer bedeckte, that der Schnelligkeit des Schiffes Eintrag. Um Mitternacht sah man das Leuchtfeuer auf Javas Spitze. Bei dem Passiren von Prinzeninsel bemerkte man $1^1/_2$ bis 2′ dicke Bänke von Bimsstein. Nachmittags (also am 29.) passirten wir Krakatau, östlich von der Insel. Soweit wir sehen konnten, war die Insel durch zwei Risse in drei Theile getheilt. Die See war noch immer mit Bimsstein bedeckt, und wir sahen hier und da Leichen treiben.

Der „Loudon“ wollte, wie oben schon gesagt ist, am 28. Morgens die Lampangbai verlassen; es fiel noch ein leichter Bimsstein- und Aschenregen. Auf der Sumatraküste sah es ungemein traurig aus; alles war kahl, die Bäume hatten dem Gewicht der Asche und des Schlammes größtentheils nachgegeben, insoweit sie nicht durch die Wellen mit fortgerissen waren. In der Richtung von Pulu Tiga war der Eingang der Bai durch ganze Bimssteininseln geschlossen, die wie Klippen in das Meer hinaus liefen und eine Verbindung zwischen Pulu Tiga, Sebuku und dem Festland bildeten. Da das Fahrwasser in der Lagundistraße im Vergleich hiermit offen war, setzte man Kurs nach dieser Richtung. Bald sah man auch dort eine Bimssteininsel, die ungefähr 3 m dick war und den Weg versperrte. Doch der „Loudon“ mußte um jeden Preis aus der Lampangbai kommen und dampfte wacker auf die treibende Masse an, die sich öffnete, aber hinter dem Schiff gleich wieder schloß. Wohl entstanden einige Störungen an der Maschine, doch die Gefahr war überwunden.

Da der Kapitän zunächst nach Anjer zurückkehren wollte, setzte man Kurs durch die Sundastraße, erst westlich, dann südlich von Krakatau und später zwischen dieser Insel und der Javaküste. Man sah hierbei, daß die Insel größtentheils verschwunden war. Eine steile Kraterwand stand noch, die andere Hälfte der Insel war im Meere versunken. In der senkrechten Kraterwand sah man große Risse und Sprünge, aus denen Dampf aufstieg. In dem Meere zwischen Krakatau und Sebassi, wo vor wenigen Stunden noch die größten Schiffe passiren konnten, sah man vulkanische Riffe, die sich aus dem Meere erhoben. Hier war die vulkanische Kraft noch in voller Wirkung. An acht Stellen sah man Säulen sich erheben, die sich aus einem schwarzen Punkt bildeten; ein solcher Punkt wurde nach und nach größer und bekam einen weißen Rand, die Säule erhob sich bis zu einer großen Höhe und verschwand, um bald einer neuen ähnlichen Erscheinung Platz zu machen. Waren dies Wasserhosen oder vulkanische Erscheinungen? Es ist schwer zu entscheiden. (Ich komme auf diesen Punkt weiter unten zurück.) Von der Rhede von Anjer sah man nur noch ein Stück des Leuchtthurmes (etwa 10 m hoch, ursprünglich war er, wie oben schon erwähnt, viel höher), das gewissermaßen ein Grabmal bildet und allein die graue Färbung unterbricht, die, wie ein Todtenkleid, über die Stelle ausgebreitet war, wo Anjer einmal stand. Selbst keine Ruinen sind stehen geblieben, nur hier und da ein paar ganz entblätterte, farblose Bäume. Ebenso sind die Inseln in der Straße verwüstet, das Meer überall mit Treibholz und Leichen bedeckt. Nachdem der „Loudon“ in Bantam gewesen, wendete er den Bug nach Padang und hatte in der Nacht vom 28. auf den 29. August noch einen Aschenregen.

Wiewohl die Berichte aus Katimbang, soweit sie oben nicht schon mitgetheilt sind, wenig Beiträge zur Ergänzung der bereits mitgetheilten Thatsachen liefern, erlaube ich mir bei denselben einen Augenblick stehen zu bleiben, weil in ihnen ein entsetzliches Bild des Leidens einer einzelnen Familie gegeben ist. Wie oben schon angegeben ist, hatte sie ihr schützendes Obdach verlassen müssen und sie zog, Mann, Frau und Kinder, mit Brandwunden bedeckt, einige Tage planlos herum; am Dienstag (28.) Morgens verlor sie ein Kind; sie mußte die Leiche zurücklassen. Es dauerte mehrere Tage, bis sie eine Ruhestätte fand, wo sie sich wenigstens etwas erholen konnte und erst am Sonnabend (1. September) bekam sie, und zwar durch einen glücklichen Zufall, Hilfe. Ein Dampfschiff nämlich, welches nach Telok Batang geschickt war, konnte wegen der ungeheuren Massen treibenden Bimssteins, welche das Meer bedeckten, nicht weiter vordringen, und man war daher gelandet um zu versuchen, hier längs der Küste nach Telok Batang vorzudringen; bei dieser Gelegenheit hatte man die Unglücklichen gefunden; am 2. September kamen sie in Batavia an.

Einige Berichte von Schiffen, welche während des Ausbruchs in der Javasee sich befanden, mögen hier noch eine Stelle finden. Der Chef der Arbeiten zu Merak befand sich am 26. August zu Batavia; am 27. in aller Frühe war er mit einer Hopperbarge nach Merak abgefahren. Unterwegs wurde er durch den Aschenregen überfallen, der mit feineren und stärkeren Steinstücken vermischt war; bald war es vollkommen dunkel geworden und das Meer fing an so ungestüm zu werden, daß man gegen 12 Uhr beschloß, den Anker fallen zu lassen. Kaum war dies geschehen, als das Schiff so furchtbar zu schlingern und zu stampfen anfing, daß der Anker losließ und das Fahrzeug hin- und hertrieb. Erst um 3 Uhr nahm diese Erscheinung an Heftigkeit ab, während es zugleich etwas heller wurde. Man dampfte dann bis etwa 5 Uhr weiter und hierauf ließ man, da man glaubte dicht am Lande zu sein, den Anker fallen. Während der Nacht sah man ein starkes Leuchten, ungeheuren Blitzstrahlen ähnlich, welches von vielen leuchtenden Kugeln im Süden und Westen begleitet war. Das Meer erbebte wiederholt so stark, daß man gegen den Grund zu stoßen glaubte, doch das Loth ergab eine Tiefe von etwa 12 Faden.

Digitized by Google

Plötzlich wurde das Meer todtenstill und das Wasser spiegelglatt. Nachdem man noch zwei in einem Boote in Noth befindliche Eingeborene aufgenommen hatte, wartete man den Tag ab und sah gegen 6 Uhr Morgens, als das Tageslicht wieder durchbrach, daß man sich in guter Richtung, etwas östlich von der St. Nikolasspitze befand, worauf die Reise fortgesetzt wurde. Das Meer war voller Bäume, Bimsstein und Treibholz. Je mehr man sich der St. Nikolasspitze näherte, um so grauer sah die Küste aus, während die Bergabhänge bis zu einer gewissen Höhe ganz von Bäumen und Sträuchern entblößt waren; die St. Nikolasspitze war ganz kahl geworden, die Inseln Tempora und Saleier waren verschwunden. Dwars in den Weg schien in fünf Stücke getrennt zu sein. Als man in die Nähe der Steingruben von Merak gekommen war, konnte man weder Pulu Merak noch die Javaküste wieder erkennen. Mit vieler Mühe erreichte man das Land, wo man den europäischen Buchhalter (nach dessen Mittheilungen ich oben bereits über die Vorgänge zu Merak berichtet habe) und zwei Eingeborene fand. Alles war verwüstet, keine Mauer war stehen geblieben, eine Lokomotive fand man etwa 500 m von der Stelle, wo sie gestanden hatte, landeinwärts; die Theile derselben waren wie schwaches Blech eingedrückt und verdreht. Die Höhe des Wassers wurde nach den Spuren, die dasselbe an den Felsen hinterlassen hatte, auf 30 bis 40 m geschätzt. Nachdem man noch zwei gerettete Personen und ein Kind, die man ebenfalls dort gefunden, aufgenommen hatte, kehrte man nach Batavia zurück.

Höchst interessant ist noch der Bericht des „Annesley", der am 27. mit Bestimmung nach der Sundastraße und Mauritius von Singapora abfuhr. In demselben wird gesagt: „Die letzten 24 Stunden hatten wir sonderbares Wetter, aber am 27., Morgens um 10 Uhr, war es so dunkel, daß man genöthigt war, alle Lichter anzustecken; ein Aschen- und Bimssteinregen fiel, der Barometer stieg und sank fortwährend etwa $^1/_2$ bis 1 Zoll in der Minute. Der „Annesley" lief auf die unter dem Winde gelegene Seite des Nordwachter; gegen Abend fiel der Wind, der Aschenregen hörte auf, aber es war schwarze Nacht. Am 28. dampfte das Schiff in der Richtung nach der Sundastraße weiter durch Bimsstein und Trümmer jeder Art. Man sah, daß der Strom einer Fluthwelle sich auf die Küste geworfen und alles mit sich gerissen hatte. Anjer und der Leuchtthurm waren verschwunden, nur ein kleiner Theil des letztern stand noch. Man hatte Mühe die Küste zu erkennen. Der Wächter des Leuchtthurms auf Javas 1. Punkt fragte nach Neuigkeiten und erzählte, daß schreckliches Wetter gewesen sei; noch in 200 Meilen Entfernung von Javahead hatte der „Annesley" Aschenregen.

Ich werde nun noch in möglichster Kürze mittheilen, welche Beobachtungen an einigen anderen Stellen im Indischen Archipel gemacht wurden.

Zu Batavia selbst hörte man am Nachmittag des 26. starkes Geräusch in westlicher Richtung; es war wie ein entfernter Donner, in den sich vereinzelte starke Detonationen mischten; obwohl man schon seit einigen Monaten an derartige Erscheinungen gewohnt war, fing man an, sich in der Nacht zu beunruhigen, namentlich nachdem durch einen Schlag ein solcher Luftdruck erzeugt war, daß die Gasflammen erloschen. Als der Morgen kam, war der ganze Himmel wie in dichten Nebel gehüllt, die Sonne wurde nicht sichtbar; gegen 7 Uhr etwa bemerkte man den ersten Aschenregen, der bald stärker wurde; ehe die Mittagsstunde gekommen war, lag Batavia da in dichte Finsterniß gehüllt; die Temperatur sank bedeutend (einzelne Berichte sprechen von 10° Abnahme), alle Geschäfte standen still. Immer heftiger wurde der Aschenregen, viele Leute, namentlich im chinesischen Viertel, die sich einer Frau bemächtigen konnten, brachten ihre Familien, ihre Schätze und einige Lebensmittel in dieselbe, um sich auf diese Weise zu retten. Kurz vor Mittag stieg das Wasser plötzlich, warf eine Anzahl Fahrzeuge auf den Strand, richtete aber im Uebrigen keinen großen Schaden an; das Hafenlicht hatte in großer Gefahr geschwebt, viele Materialien wurden weggespült und einige Fischer, die auf dem Hafendamm standen, fortgerissen; die westliche Hafenmauer stürzte in einer Länge von 100 m ein, in die östliche Mauer wurden zwei, 50 und 100 m breite Breschen gelegt.

Größer waren die Verheerungen in der Nähe von Batavia; zu Amsterdam wurde das Trockendock von den Ankern geschlagen und trieb dem Meere zu. Onrust wurde überschwemmt; die ungeheuren Kanonen, an denen die Schiffe festgelegt werden, brachen wie Latten durch.

Als Grenze des Aschenregens während der Eruption kann Tjirebon bezeichnet werden; die Grenze der Wellenbewegung auf der Nordküste von Java war nach den indischen Berichten Pamanukan; am Hoek van Krawang und in der Nähe desselben fand noch eine Ueberschwemmung statt, die jedoch keine Menschenleben vernichtete; die Höhe derselben betrug etwa 8 Fuß, im Hafen von Priok, wie ich schon früher berichtet habe, 5,4 m. Bedeutendere Opfer, namentlich an Menschenleben, forderte die Ueberschwemmung westlich von Batavia bis zum St. Nikolaspunt; über diese ganze Breite hin sind die Wellen weit ins Innere des flachen Landes eingedrungen; über die Vorgänge an der Westküste von Java längs der Sundastraße habe ich meinem vorläufigen Berichte in sachlicher Beziehung nichts mehr hinzuzufügen. Längs der Südküste wurde das Seebeben weithin gespürt. Ueber die kleine Insel Deli spülten die Fluthen hin und längs der Südküste machte sich eine heftige Wellenbewegung fühlbar, welche jedoch, obwohl sie bedeutenden Schaden an Fischerfahrzeugen verursachte, nur wenige oder keine Menschenleben vernichtete.

Als Grenze, von wo noch eine genauere Beobachtung zu registriren ist, kann ich Tjilatjap nennen; es wird berichtet, daß dort in der Nacht vom 26. zum 27. eine Fluthwelle ankam, die anfänglich nur eine Höhe von 4 bis 5 Fuß hatte, später wieder abnahm, doch am 28. Nachmittags und zwar während der Ebbe so sehr zunahm, daß das Wasser im Kaliosokanal 6 Fuß über den gewöhnlichen Wasserstand stieg; der Hafendamm, der sonst bei dem höchsten Wasserstande noch etwa 3 Fuß über dem Meeresspiegel liegt, wurde bei dieser Gelegenheit ganz überfluthet. Auch von weiter östlich gelegenen Orten an der Südküste sind Berichte über die Meeresbewegung eingelaufen, auf die ich jedoch nicht weiter eingehe, da dieselben theils nur sehr allgemeiner Art sind, theils aber auch uns insofern weniger interessiren, als ja bekanntlich die Bewegung des Wassers sich auf der ganzen Erde bemerkbar gemacht hat.

Was Sumatra betrifft, so will ich hier nur anführen, daß das Getöse und die Detonationen selbst in Atjeh auf der äußersten Nordspitze so deutlich gehört wurden, daß ein Theil der Garnison ausrückte, weil man glaubte, das Kanonenfeuer eines von den Atjinesen angegriffenen Forts zu vernehmen; ähnliche Beobachtungen von immer stärkeren Detonationen wiederholten sich bis zur Südküste hin; die Fluth wurde ebenso längs der Ost- und der Westküste beobachtet. Von der Ostküste meldete man aus Palembang (27. Aug.): „Letzte Nacht haben die meisten von uns wachend zugebracht. Die hier beobachtete Naturerscheinung war majestätisch und furchterregend. Die Detonationen

Digitized by Google

glichen Kanonenschüssen, die auf kurzen Abstand abgefeuert wurden. Tassen, Gläser, Lampen, alles war in Bewegung; ab und zu fühlte man eine Erschütterung, wie wenn der Blitz eingeschlagen hätte. Seit 12 Uhr sitzen wir heute beim Lampenlicht. Um 11 Uhr 30 Min. sah ich eine eigenthümliche Erscheinung im Südosten; ich kann sie nicht besser beschreiben, als indem ich sie mit einem Fächer oder Pfauenschweif von Silberfarbe vergleiche, der sich auf einer bleifarbenen Luft, wie man sie im Centrum oder an den Rändern eines Cyklon im Meerbusen von Bengalen sieht, scharf abhob. Nach etwa einer Viertelstunde war die Erscheinung verschwunden, der ferne Donner hörte auf und ein dichter Staub- (Aschen-) regen fiel, der die Luft so sehr verfinsterte, daß überall die Lampen angezündet wurden."

Als Grenze der Vernichtung, welche die Fluthwelle über das Land brachte, kann man Blakke Hoek ansehen. Der Fuß des aus Eisen konstruirten Leuchtthurmes liegt etwa 2,5 m über dem Wasserspiegel; zur Bedienung des Lichtes befanden sich dort fünf Europäer, denen 14 Zwangsarbeiter (Eingeborene) zur Dienstleistung beigegeben waren. Die Fluth hatte hier den untersten eisernen Flur des Thurmes zerstört, die Nebengebäude mit fortgerissen und zehn Eingeborene getödtet, drei Europäer und vier Eingeborene verwundet. Der Rapport des Residenten von Benkulen sagt weiter darüber, daß einige Dörfer in der Nähe der genannten Spitze ganz vernichtet wurden, wobei 34 Menschen umkamen; 122 retteten sich nach höher gelegenen Orten; weiter an der Westküste verursachte die Fluthwelle nur verhältnißmäßig geringen Schaden, während zu Kroë und auf der Insel Pulu Pisang, obwohl sie nicht weit von der Spitze entfernt sind, nichts von der Meeresbewegung bemerkt wurde, was man dem Umstande zuschrieb, daß beide in einer verhältnißmäßig tiefen Bucht liegen, so daß die Welle abgelenkt wurde. Uebrigens ist auch hier ein leichter Aschenregen beobachtet worden. Ueber die Grenze der Ueberfluthung an der Südostspitze von Sumatra wird es schwer sein, etwas Bestimmtes zu erfahren; mit Rücksicht darauf, daß ein großer Theil der Küste flaches Moorland ist, darf man wohl annehmen, daß die Wellen ziemlich weit landeinwärts gedrungen sind; der Aschenregen scheint durch eine Linie, die man etwas nördlich von Blakke Hoek nach Palembang zieht, begrenzt gewesen zu sein. Ueber die vulkanischen Erscheinungen, die vor und nach der Eruption im Archipel beobachtet wurden, werde ich weiter unten ausführlicher sprechen; hier will ich nur erwähnen, daß Dr. V. Hagen am 27., Nachmittags, weiße Dampfwolken sah, welche sich aus dem Vulkan Sipaiak erhoben. Viel heftigere Erscheinungen wurden am Merapi (auf Sumatra, 0° 20′ südl. Br. und 100° 28′ östl. L. Gr.) beobachtet. Ein Korrespondent schreibt hierüber aus Padang Pandjang: „In der Nacht war anhaltendes, fernes Getöse gehört worden, welches am Vormittag des 27. fortdauerte; um 8 Uhr 30 Min. hörten wir einen starken Schlag, worauf sich eine einzelne dicke Rauchwolke aus dem Berge erhob, die bald abtrieb; jetzt erhob sich auch Dampf an einer ziemlich weit vom Krater entfernten Stelle, von dem man nicht entscheiden konnte, ob er von ausgeworfenen Massen oder von neu entstandenen Fumarolen herrührte. Nach weiteren fünf Minuten wiederholten sich ähnliche Vorgänge, dann wurde es vollkommen still. Um 10 Uhr 50 Min. hörte man ein hohles Dröhnen, eine neue Rauchwolke erhob sich, Asche fiel in östlicher Richtung vom Krater nieder, zwei weitere Rauchwolken erhoben sich und als diese verschwunden waren, lag der Berg ebenso ruhig da wie am Morgen. Die ganze Zeit hindurch hörte man ein schreckliches Getöse in der Ferne, welches nach 11 Uhr heftiger wurde." Aus Tepakis (Priaman, Sumatra) wird berichtet: In der Nacht vom 26. auf den 27. wurde ein heftiges Geräusch auf allen Seiten vernommen, es war wie Gewehr- und Kanonenfeuer und man dachte allen Ernstes an ein Gefecht. Rauchwolken drangen aus dem Boden in der Nähe des Merapi. Am Morgen des 27. sah man Rauchwolken, die sich aus dem Krater des Merapi erhoben; die Erscheinungen werden in ähnlicher Weise beschrieben, wie dies eben nach dem Bericht aus Padang Pandjang schon geschehen ist. Am Nachmittag wurde eine ungewöhnlich starke Ebbe und Fluth beobachtet.

Ich muß davon absehen, weitere Berichte aus dem Indischen Archipel über die während des Ausbruchs beobachteten Erscheinungen auch nur auszugsweise mitzutheilen; ich will nur noch erwähnen, daß man die Detonationen weit über die Grenzen von Niederländisch Ostindien hinaus vernommen hat; in Singapore, auf Manilla, in Saigon wurden sie deutlich gehört, ja an verschiedenen Punkten, unter anderen an den beiden zuerst genannten, so deutlich, daß man Kriegsschiffe aussendete, um nach der Ursache der Schüsse (denn dafür hielt man sie) Erkundigungen einzuziehen.

Einzelne der betreffenden Zeitangaben verdienen besondere Aufmerksamkeit, wie ich unten näher andeuten werde. Zu Pontianak (Borneo) wurden Detonationen gehört vom 26. Abends 7 Uhr bis zum 27. Morgens 8 Uhr (am heftigsten); von 1 Uhr bis Abends nach 10 Uhr wurden keine mehr beobachtet, worauf wieder eine kurze Zeit lang Geräusch gehört wurde; auf Bali vom 26. Morgens 8 Uhr bis 27. Mittags 1 Uhr; in Banda am 27. Nachmittags 4 Uhr (alles nach Ortszeit).

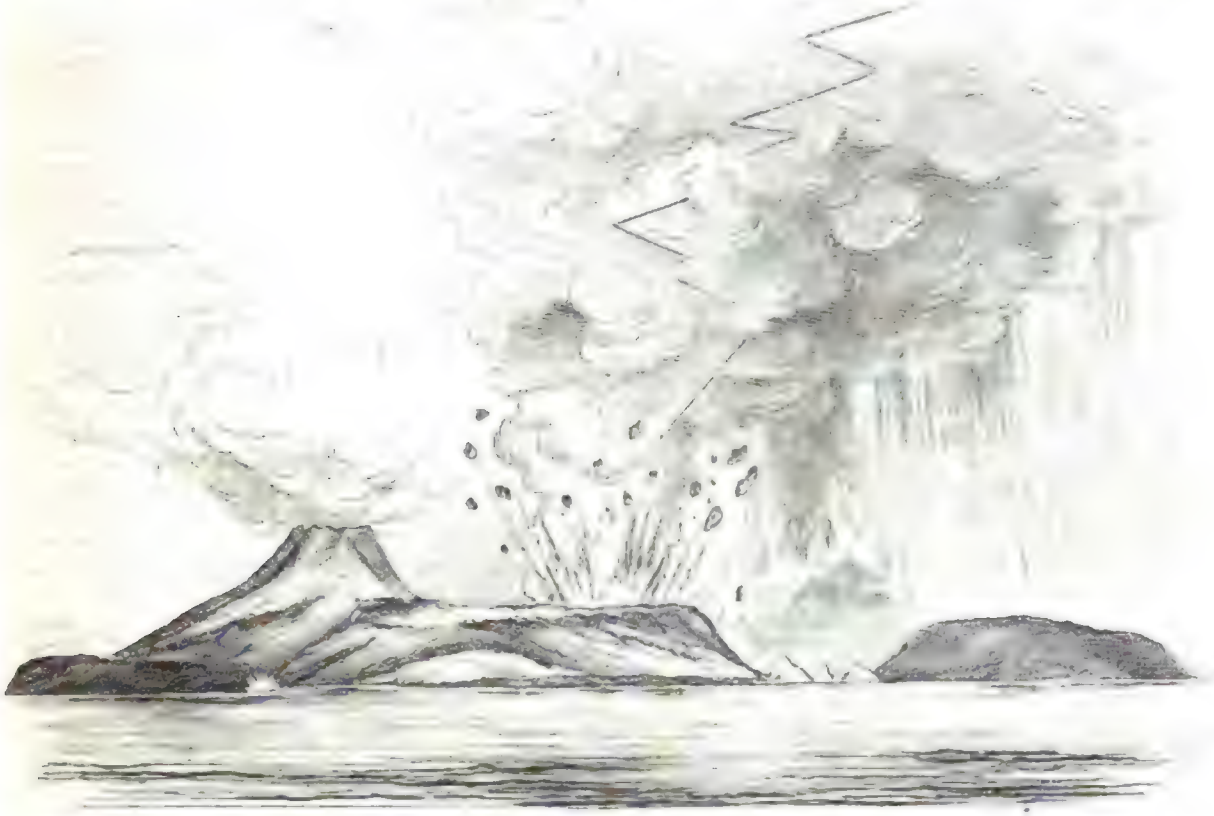
Ich glaube im Vorhergehenden den wesentlichen Inhalt aller mir zugänglichen Berichte erschöpft zu haben, wobei ich allerdings hinzufügen muß, daß es mir sehr leid thut, keine Berichte von dem Personal der Leuchtthürme auf Blakke Hoek und Javas „Erstem Pünt" gesehen zu haben, was im Interesse nicht so sehr der Beschreibung der Vorgänge selbst, als vielmehr des aus den einzelnen abgebrochenen, unzusammenhängenden Angaben herzustellenden Gesammtbildes so sehr wünschenswerth gewesen wäre.

Trotzdem will ich dies jetzt in allgemeinen Zügen versuchen; die nähere Begründung meiner Annahme werde ich weiter unten geben.

Seit dem ersten Ausbruch im Mai hatten wiederholte Eruptionen stattgefunden, ja ein zweiter Krater hatte sich gebildet; die Ausbruchsstelle lag nur etwa 200 Fuß über dem Meere. Ich muß hier auf die Form Krakatans etwas näher eingehen, als ich früher gethan habe, da durch Illustrationen, Karten und Beschreibungen verschiedene Irrthümer über die Gestalt der Insel verbreitet worden sind. Vor dem Ausbruch, als die Insel noch über und über mit üppiger Vegetation bedeckt war, zeigte sie sich als *eine* Masse, die aus einem Kegelberge bestand, der an drei Seiten (West, Süd, Ost) ziemlich gleichmäßig ins Meer abfiel. Nach Norden zu jedoch reichte der Abhang des Kegels nur etwa bis zu 200 bis 300 m über den Wasserspiegel, um dann in einem langen Rücken hin auszulaufen, der erst ganz am Ende wieder ziemlich steil ins Meer abfiel; diese letzten Vorsprünge erreichten kaum eine Höhe von 60 bis 70 m und verbanden sich in ziemlich gleichmäßiger Neigung mit dem Fuß des großen Kegels. Eine gute Ansicht der Insel, aus Südwest gesehen, befindet sich in Junghuhn, Java (holländische Ausgabe), II, S. 6. Wenn man jedoch von Norden kam, sah man am Nordrande anscheinend eine kleine Erhebung, die auch in den Seekarten als Kuppe angedeutet ist, wenn man dagegen die Insel von einem

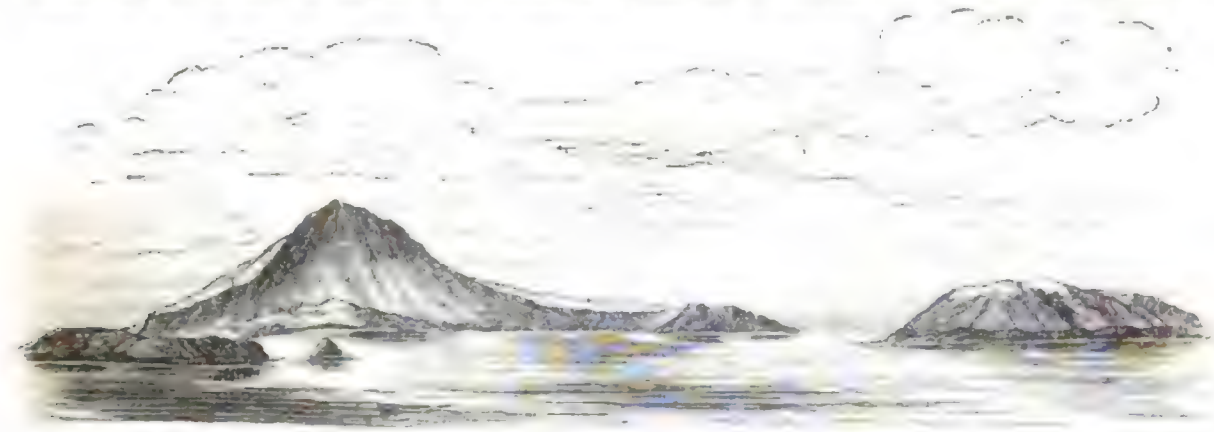
Digitized by Google

erhöhten Standpunkte aus überblickte — ich hatte Gelegenheit, ſie mehrfach bei wunderbar heller Luft von der Spitze des Karang zu ſehen —, ſo verſchwand dieſe ſcheinbare Erhöhung und die Inſel erſchien wie die aus den Vorbildern zum Situationszeichnen bekannte Ellipſe mit am Südende aufgeſetztem hohen Kegel. Es iſt möglich, daß ſich in dieſer Maſſe einzelne tiefere Einſchnitte befanden, die ſichtbar wurden, nachdem die Baumbedeckung verſengt



Ausbruch des Krakatau im Mai 1883.

oder verbrannt war; ſicher bin ich jedoch, daß kein zweiter Kegelberg von 822 m Höhe in der Mitte der Inſel beſtanden hat, wie es nach der Angabe einer holländiſchen Karte der Fall geweſen ſein ſoll; ſie läßt ihn bei der Eruption im Meere verſchwinden. Ich würde dieſen Umſtand nicht ſo entſchieden betonen, wenn nicht gerade auf



Krakatau nach dem großen Ausbruche im Auguſt 1883.

dieſen zweiten 822 m hohen Kegel in einer Notiz, welche der betreffenden Karte zur Empfehlung dienen ſollte, ein beſonderer Nachdruck gelegt und das Fehlen derſelben der Eckſtein'ſchen Karte zum Vorwurf gemacht wäre und außerdem dieſer verſchwundene Kegelberg ſeinen Weg auch ſchon weiter gemacht hätte. Nach dieſer kleinen Abſchweifung kehre ich zur Sache zurück.

Durch dieſe anhaltende vulkaniſche Thätigkeit waren ſchon Veränderungen in der Form der Inſel verurſacht worden, denn daß ſehr beträchtliche Auswurfmaſſen theil-

Digitized by Google

weise weit entfernt beobachtet worden sind, ergiebt sich aus zahlreichen Berichten. Es genügt, hier an einige derselben zu erinnern. So brachte die „Nature“ vom 27. September eine Mittheilung, daß das Schiff „Siam“ auf seiner Reise von König George's Sund nach Colombo am 1. August auf 6° südl. Br. und 89° östl. L. sich mehr als vier Stunden lang durch große Bimssteinmassen bewegte, welche sich, soweit man sehen konnte, ausdehnten. Trotz der großen Entfernung von Krakatau (700 Meilen) dürften diese Auswurfmassen doch mit der genannten Insel in Verbindung zu bringen sein; jedenfalls aber ist dies in Bezug auf die folgende Mittheilung der Fall: Das englische Kriegsschiff „Quetta“ hatte am 9. Juli die Sundastraße passirt und war dicht an dem damals thätigen Krakatau vorbeigekommen, dann passirte es ein unabsehbares Bimssteinfeld bis zum Abend des 12. Juli; die Mittagsbeobachtungen an genanntem Tage hatte die geographischen Koordinaten 93° 54′ östl. L. und 5° 53′ südl. Br. ergeben. Die Bimssteinmasse war nicht mit dem Schiffe mitgetrieben, da während der ganzen Zeit eine Gegenströmung konstatirt worden war; die Bimssteinstücke waren alle vom Wasser zerfressen und mit etwa einem Zoll langen Entenmuscheln bedeckt. Aus diesem Wenigen ergiebt sich, daß die Zerstörung schon seit längerer Zeit vorbereitet war. Der eigentliche Ausbruch fing am 26. bald nach der Mittagsstunde an und kurz darauf wurden die ersten Einbrüche des Wassers in die kochenden Massen und die hierdurch bewirkten Explosionen beobachtet. Anders doch glaube ich die scharf lokalisirten Wellen nicht erklären zu können, die sich in ganz bestimmter Richtung fühlbar machten und selbst auf kurzen Abstand von dem direkt getroffenen Punkte nur eine ganz sekundäre Wirkung zeigten. Ich werde die in Bezug auf die Meeresbewegung gemachten Beobachtungen im Zusammenhang weiter unten besprechen und begnüge mich vorläufig nur noch zu bemerken, daß die Richtung dieser Explosionen eine ziemlich konstante war. Nachdem der Ausbruch etwa 18 bis 20 Stunden lang gedauert hatte, die Einbrüche des Wassers immer stärker, die Explosionen natürlich auch immer heftiger geworden waren, kam endlich am 27. zwischen 9 und 10 Uhr die eigentliche Katastrophe. Ob durch dieselbe schon die Zerstörung der Insel vollendet wurde oder ob der Theil des Kegelberges, dessen Basis durch die Explosion untergraben war, später erst nachstürzte, ist eine ziemlich überflüssige Frage, doch scheint es mir nach den oben mitgetheilten Berichten möglich, daß auch noch in der Nacht vom 27. zum 28. vulkanische Thätigkeit, Lichterscheinungen ꝛc. zu bemerken waren. Es ist jedoch auch sehr wohl möglich, daß wir hierbei nur an die Entwickelung von Wasserdampf (der sich in den treibenden glühenden Massen bildete, wenn Wellen mit denselben in Berührung kamen) zu denken haben, während die Lichterscheinungen vielleicht auf elektrische Wirkung zurückzuführen sind. Wenn man sich erinnert, daß der „Charles Bal“ in der Nacht vom 26. auf den 27. das Loth schon ganz warm aus einer Tiefe von 20 Faden heraufholte, so wird man es begreiflich finden, daß die treibenden Auswurfsmassen lange Zeit noch eine ungeheuer hohe Temperatur behalten konnten, wie dies denn auch der Bericht des Kommandanten des Aufnahmefahrzeugs „Hydrograaf“, des Lieutenants M. C. van Doorn, der Ende Oktober geschrieben wurde, bestätigt.

Sicher ist es jedoch, daß der „Loudon“, der die Insel am 28. dreimal passirte, sie in ihrer jetzigen Gestalt fand. Der Bericht der „Berbice“ weicht nur scheinbar davon ab; er sagt, wie oben angeführt wurde, „die Insel schien durch zwei Risse in drei Theile gespalten zu sein“. Die drei Theile waren eben die Ueberbleibsel von Krakatau, ferner Verlaten Eiland und Langeiland. Früher hatte man, wenn man östlich von Krakatau passirte, die drei Inseln als eine geschlossene Masse gesehen; nachdem der größte Theil von Krakatau verschwunden war, bemerkte man sowohl diese Lücke als den zwischen „Langeiland“ und „Verlaten Eiland“ bestehenden Zwischenraum, der jetzt nicht mehr durch die Spitze von Krakatau ausgefüllt wurde.

Die vom „Loudon“ zwischen Sebessi und Krakatau bemerkten Erscheinungen, über deren Natur man sich nicht entscheiden konnte (ob es nämlich vulkanische Erscheinungen oder Wasserhosen gewesen), die aber als 16 neue Vulkane in die nach Europa geschickten Telegramme sich eingedrängt haben — sie sind auch in meinem frühern Bericht durch ein ? ausgezeichnet — finden durch die Untersuchungen des Lieutenants z. S. van Doorn eine einfache und sehr einleuchtende Erklärung. Er sagt darüber: Die Inseln, welche zwischen Krakatau und Sebassi entstanden sind, liegen wie eine Gruppe rauchender und dampfender Felsen da; wenn man sie aus der Ferne sieht, erwecken sie wirklich den Gedanken an eine große Anzahl thätiger Vulkane. Aus der Nähe gesehen, zeigte es sich, daß diese Steinhaufen größtentheils aus sehr erhitzten Bimssteinmassen, die mit Eruptivgestein vermischt waren, bestanden; in diesen Massen befanden sich zahlreiche Risse und Sprünge, in welchen in Folge der heftigen Brandung sich fortdauernd Wasserdampf entwickelte. Eine ähnliche Erscheinung zeigte sich an dem stehen gebliebenen Theile des Kegelberges. Wenn solche Beobachtungen noch etwa zwei Monate nach dem Ausbruch gemacht wurden, so wird diese Thatsache einen Maßstab für dasjenige abgeben können, was man gleich nach dem Ausbruch beobachten konnte, und wenn man dies berücksichtigt, wird man es erklärlich finden, daß man in den rauchenden Bimssteinmassen rauchende Vulkane sah.

Ehe ich dazu übergehe, eine Uebersicht über die durch die Katastrophe hervorgerufenen Veränderungen zu geben und mitzutheilen, welche Verwüstungen angerichtet worden sind, muß ich eben noch auf die oben mitgetheilten Berichte des „Charles Bal“ eingehen, die, was die Zeitangaben angeht, mit allen anderen Berichten einen konstanten Unterschied von beinahe zwei Stunden zeigen. Ich habe mich vergebens bemüht, hierfür eine annehmbare Erklärung zu finden. Daß die Zeit nach einem Chronometer aufgezeichnet worden sei, dessen Stand mit der Ortszeit um den oben erwähnten Unterschied differirt, und man vergessen habe, die Korrektion mitzutheilen, scheint aus praktischen Gründen, die aus den an Bord der Schiffe herrschenden Gewohnheiten hergeleitet sind, beinahe ganz unannehmbar, obwohl es allerdings eigenthümlich ist, daß man am 27. bei hellem Wetter und Mondschein die Javaküste erst um 6 Uhr gesichtet haben sollte, wie der Kapitän angiebt. Doch selbst wenn man einen konstanten Irrthum in den Zeitangaben annehmen wollte, wird es immer noch schwer sein, andere Punkte aufzuklären. Nach dem Bericht des Kapitäns passirte das Schiff um 8 Uhr den Leuchtthurm und um 8 Uhr 30 Min. Anjer. Wenn man also annimmt, daß die Zeitangabe um beinahe zwei Stunden fehlerhaft ist, so würde anstatt der ersten Zahl etwa 6 Uhr, anstatt der zweiten 6 Uhr 30 Min. gelesen werden.

Daß aber in dieser Zeit die ersten der für den genannten Ort verhängnißvollen Wellen sich auf denselben stürzten, unterliegt nach allen anderen Berichten gar keinem Zweifel, und zwar muß diese erste Welle schon eine Höhe von 10 bis 12 m erreicht haben. Eine solche Wassermasse könnte aber der Beobachtung kaum entgangen sein.

Ebenso aber könnte eine solche Wassermasse der Beob-

Digitized by Google

achtung nicht entgangen sein, wenn das Schiff sich, so wie es angegeben wird, um 6 Uhr ganz nahe einer Krakatau mit Anjer verbindenden Linie befunden hätte. Auch hätte man die Welle, welche Merok zerstörte, ganz bestimmt früher beobachten müssen; hier zeigt sich ebenfalls ein unerklärlicher Unterschied in der Zeitangabe, während die Beobachtungen selbst, die einander folgenden Wellen, die Finsterniß ꝛc. gut mit anderen Angaben übereinstimmen. Ich will hinzufügen, daß es nicht gerade unmöglich ist, daß man an Bord des „Charles Bal" wirklich Anjer gesehen hat, nachdem die ersten Wellen beinahe alles Lebendige dort vernichtet hatten, ehe die Gebäude und der Leuchtthurm durch die nachfolgenden Wellen zerstört waren. Hierbei ist nur auffallend, daß die Zeichen, die das Schiff machte, vom Leuchtthurm nicht erwiedert wurden; es darf wohl angenommen werden, daß die Menschen, welche sich dorthin gerettet hatten und sich von einem gräßlichen Tode in einer verheerten Umgebung bedroht sahen, gewiß ängstlich nach dem Meere ausschauten, wo ein ankommendes Schiff ihnen Rettung zu bieten schien, von wo aus sie aber möglicherweise durch eine neue Gefahr bedroht wurden. Ich glaube daher, daß man die im Bericht des „Charles Bal" bei der Erzählung der Ereignisse des 27. gegebenen Zeitangaben verwerfen muß, während die Schilderung der Ereignisse selbst mit den übrigen Berichten sehr wohl zu vereinigen ist.

Wenn man die aus den verschiedenen Punkten des Archipels eingelaufenen Angaben über Detonationen auf die Zeit von Krakatau reducirt und die Geschwindigkeit des Schalles berücksichtigt, findet man auch einige Abweichungen, die zum Theil darauf hinweisen, daß nach der Katastrophe, die, wie schon erwähnt, etwa um halb 10 Uhr Morgens stattgefunden hat, die vulkanische Thätigkeit noch nicht erloschen war.

Die Sahara.

Von **W. Kobelt.**

Das Roudaire-Lesseps'sche Projekt hat die allgemeine Aufmerksamkeit wieder mehr auf die große Wüste gelenkt. Trotz allem, was darüber geschrieben worden, erhält sich in der populären Tageslitteratur die Furcht vor einer Verwandlung der Sahara in Meer und dadurch bewirkter Wiederkehr der Eiszeit oder doch einer wesentlichen Verschlechterung unseres Klimas, und namentlich die Ansicht, daß die Wüste, wenigstens zum größern Theile, relativ frisch gehobener Meeresgrund sei. Sehr zur rechten Zeit kommt darum eine Schrift von Zittel[1]), die eigentlich die Einleitung zu dem großen Werke über die Geologie und Paläontologie der libyschen Wüste bildet, aber auch separat erschienen ist und somit auch denen zugänglich wird, für welche das Hauptwerk zu theuer — und zu streng wissenschaftlich ist.

Zittel beschäftigt sich zunächst mit der Feststellung der mittleren Höhe der Sahara. Seine Resultate weichen erheblich von denen anderer Forscher ab, welche, durch einzelne starke Erhebungen verführt, geneigt waren, der Wüste eine mittlere Erhebung von 3000 Fuß und darüber zuzuschreiben. Dieselbe erscheint vielmehr, trotz einzelner Gebirgsmassen, als ein Flachland, ja sogar als ein Tiefland, dessen mittlere Erhebung nur 300 bis 400 m beträgt; sie ist in der Mitte angeschwollen und flacht sich nach den Rändern zu ab; nur kleine Randgebiete liegen in eigentlichen Depressionen. Das 1500 bis 2000 m aufsteigende Bergland der Ahaggar mit dem sich südlich daran schließenden Air oder Asben scheidet die Sahara in zwei Hauptabtheilungen, die westliche, im Norden vom Atlas begrenzte und theilweise durch ihn gehobene, und die östliche mehr eigentlich wüstenartige, welche durch eine theilweise unter den Meeresspiegel hinabsinkende Depression vom Plateau von Barka geschieden wird; in ihr liegt das Gebirgsland von Tibesti, anscheinend auch nur aus zerrissenen Terrassen bestehend, um welche sich aber erloschene Vulkane bis zu 2500 m Höhe gruppiren.

Die landschaftliche Erscheinung der Sahara klassificirt Zittel ebenso wie Desor in die drei Hauptformen der Plateauwüste, der Erosionswüste und der eigentlichen Sandwüste, des Erdj oder Aredj; er fügt ihnen als vierte Form die Gebirgswüste hinzu. Der geologische Bau ist ungemein einfach; die meisten Schichten liegen horizontal, völlig ungestört. An den Südfuß des Atlas schließen sich paläozoische, theils dem Devon, theils der Kohlenformation angehörende Gesteine, weiterhin auch noch ältere, hier und da von Granit und Porphyr durchbrochene Gesteine, dann folgen Schichten der mittlern und obern Kreide, bedeckt von quartären Anschwemmungen und Steinsalzlagern, und jenseits derselben bis zum Südrande wieder devonischer Sandstein, der die Hauptmasse der Wüste bildet. Jura, Trias und Dyas fehlen ganz. Tertiär ist nur in den Schotts und am Nordostrande in der libyschen Wüste und in Aegypten vertreten. Hier und da sind vulkanische Gesteine durchgebrochen, aber nur in geringer Ausdehnung und ohne große Störungen zu verursachen.

Die Theorie einer Meeresbedeckung der ganzen Sahara in tertiärer und späterer Zeit ist somit ein für allemal zur Ruhe verwiesen; weitaus der größere Theil der Sahara ist Festland seit der Grauwackenzeit, der größere Rest seit der Kreidezeit. Zweifelhaft bleibt die Angelegenheit für die Region der Schotts. Die Existenz des Cardium — dessen Identität mit edule L. übrigens noch nicht außer allem Zweifel steht — allein erweist noch keinen Zusammenhang mit dem Mittelmeere. Das Vorkommen von Nassa gibbosula, die freilich im vordern Mittelmeere, auch noch an der Ostküste Siciliens zu den größten Seltenheiten gehört und nur in ganz wenigen Exemplaren in den Sammlungen vorhanden ist, während sie an der syrischen Küste häufiger zu sein scheint, und von Balanus miser bei Buchana im Suf sind allerdings beweisender. Zu lösen wäre die Frage definitiv durch Beobachtung der Landschnecken. Finden sich um Biskra und am Südabhange des Aurès die charakteristischen Schnecken, welche das Mittelmeer in seinem ganzen Umfange begleiten und sich nirgends weit von der Küste entfernen, so muß noch in der recenten Epoche das Mittel-

[1]) Die Sahara. Ihre physische und geologische Beschaffenheit. Kassel, Fischer. 1883. 4°. 42 Seiten.

meer sich bis hierher erstreckt haben, im andern Falle war es nur eine Lagune, in welcher sich zufällig ein paar marine Formen erhielten. Letzteres ist allerdings wahrscheinlicher, denn es läßt sich nicht begreifen, warum in einem mit dem Mittelmeere zusammenhängenden Golf sich nicht ein viel reicheres Molluskenleben entwickelt haben sollte[1]). Das Vorkommen von Corithium conicum in den Salzsümpfen der Oasen Siuah und Garah ist auch kein sicherer Beweis für den ehemaligen Zusammenhang mit dem Meere; diese Art kann gerade so gut durch Strandvögel verschleppt werden, wie die Pisidien und Paludinen des süßen Wassers.

Ist aber die Hypothese einer früheren Meeresbedeckung der Sahara ein für allemal widerlegt, so häufen sich in neuerer Zeit um so mehr die Beobachtungen, welche beweisen, daß sie in noch relativ neuer Zeit ein ganz anderes Aussehen dargeboten haben muß. Ueberall finden wir da Erscheinungen nicht nur der Verwitterung, sondern auch der Erosion durch fließendes Wasser und zwar durch gewaltige Ströme. Auch unzählige Blitzröhren deuten auf ehemals ganz abweichende atmosphärische Verhältnisse. Höhlen mit reichen Tropfsteinbildungen, Tufflager mit Pflanzenresten in heute ganz vegetationsleeren Gebieten, das Vorkommen von Krokodilen im Ahaggar-Gebirge, Bilder von Buckelochsen, Rindern und Elephanten an den Felswänden des Tuaregglandes beweisen, daß die Sahara ihre heutige unwirthbare Beschaffenheit erst in der zweiten Hälfte der Diluvialperiode erlangt hat, und zwar nicht durch lokale geologische Ereignisse, sondern durch meteorologische Veränderungen allgemeiner Natur.

Zittel faßt schließlich die allgemeinen Ergebnisse seiner Forschungen in 17 Sätze zusammen, von welchen wir außer den auf die geologische Formation bezüglichen, welche in dem Vorstehenden schon enthalten sind, noch folgende anführen:

Während der Diluvialzeit war die Sahara sowie ein Theil des südlichen und östlichen Mittelmeeres Festland.

Die Hypothese eines diluvialen Saharameeres wird weder durch den geologischen Bau, noch durch die Oberflächenbeschaffenheit der Wüste bestätigt. Im günstigsten Falle stand die Region der tunesischen Schotts mit dem Mittelmeere, und vielleicht auch die schmale Depression zwischen Alexandria und der Ammonsoase mit dem (Rothen?) Meere in Verbindung.

Während der Diluvialzeit herrschte in Nordafrika ein feuchtes Klima, das wahrscheinlich bis zum Beginn der heutigen Erdepoche fortdauerte.

Die charakteristische Gestaltung der Oberfläche der Sahara, die Ausarbeitung zahlreicher Trockenthäler, die Auswaschung von beckenförmigen Vertiefungen, die Entstehung der Steilränder, Inselberge u. s. w. sind der erodirenden Thätigkeit süßer Gewässer zuzuschreiben.

Der Wüstensand ist aus der Zersetzung von Sandstein hervorgegangen, welcher in der mittlern und südlichen Sahara überall das herrschende Gestein bildet. Seine Vertheilung und seine Anhäufung zu Dünen wurde vorzüglich durch den Wind bewirkt.

Die Salzsümpfe, sowie die salz- und gypshaltigen Oberflächenbedeckungen entstanden durch Auslaugung älterer Gesteine aus der Verdunstung der in abflußlosen Niederungen sich ansammelnden Gewässer.

Für eine wesentliche Aenderung der klimatischen Verhältnisse der Sahara in historischer Zeit liegen keine Beweise vor.

Letzterer Satz gilt nicht nur für die Sahara, sondern für ganz Nordafrika. Die Verödung des Landes ist nicht einer Verschlechterung der klimatischen Verhältnisse zuzuschreiben, sondern nur der Vernachlässigung der Bewässerungsanlagen, der Verwüstung der Wälder und der dauernden Mißregierung. Schon zur Römerzeit, wo Numidien die Kornkammer Italiens war, kamen Trockenzeiten von mehrjähriger Dauer vor und beruhte der Ackerbau in ganz Südtunesien auf Barragen und kolossalen Cisternenanlagen. Wo man diese wieder hergestellt hat, erweist sich die Fruchtbarkeit durchaus nicht geringer als im Alterthume.

[1]) Ich hoffe im Laufe dieses Frühjahrs diese Frage an Ort und Stelle genauer prüfen zu können.

Kürzere Mittheilungen.

Professor Dölter's Reise nach Nordwestafrika.

Dr. C. Dölter, Professor der Geologie in Graz, unternahm in den Jahren 1880 und 1881 eine wissenschaftliche Reise nach Nordwestafrika, und hat dieselbe für ein größeres Publikum in seinem Buche „Ueber die Capverden nach dem Rio Grande und Futah-Djallon" (mit zahlreichen Holzschnitten und 1 Karte. Leipzig, P. Frobberg, 1884) geschildert. Leider haben ihn Mangel an Zeit und Mitteln, sowie ein Kriegszug der Futah-Fullah gehindert, tiefer in den Kontinent einzudringen, was angesichts der Thatsache, daß „wir über die Geologie ganz Afrikas, mit Ausnahme des Kaplandes, fast völlig im Unklaren sind", ungemein zu bedauern ist. Die wissenschaftliche Bedeutung der Dölter'schen Reise liegt in seinen (schon früher veröffentlichten) geologischen Untersuchungen auf den Capverden, von welchen er auf der Hinreise und Rückreise S. Thiago und Mayo, auf der Rückreise namentlich die ganz vulkanische, landschaftlich außerordentlich schöne und bis 8000 Fuß hohe Insel Antaõ besuchte, wo er hochinteressante, seltene Mineralien fand und eine Karte des südlichen Theiles entwerfen konnte. Auf Mayo fand er unleugbare Reste eines ältern Kontinentes, der vielleicht das ganze Gebiet, auf welchem heute die Archipele der Capverden, Canaren und Madeira zerstreut sind, bedeckte und möglicherweise mit dem gegenüberliegenden afrikanischen Festlande zusammenhing. Auf letzterem ist die unmittelbare Fortsetzung zwar noch nicht nachgewiesen; dagegen finden sich auf den meisten der Capverden Belege für die Annahme eines solchen ältern, jetzt verschwundenen Kontinentes. Ja auch auf der Insel St. Paul scheinen Reste einer frühern Kontinentalformation vorhanden zu sein. „Bedeutende Botaniker und Geologen, wie Unger und Oswald Heer, haben, ausgehend von der Beschaffenheit der Floren Europas und Amerikas, und nicht nur der lebenden, sondern auch der Tertiärformation, die kühne Hypothese aufgestellt und vertheidigt, daß zwischen beiden Kontinenten in früherer Zeit eine Verbindung bestanden habe, und sie nehmen an, daß das Zwischenland, die Atlantis, zur Tertiärzeit von Island bis weit über die atlantischen Inseln sich ausgedehnt habe. Diese Rieseninsel würde durch geologische Vorgänge im Laufe der Zeiten verschwunden sein, was nicht ganz unmöglich erscheint, wenn man die, mit jenen häufig zusammenhängende Bildung von Vulkanen, welche überall im Atlantischen Ocean, sowohl an der afrikanischen wie europäischen Küste auftreten, in Verbindung bringt." (S. 44.)

Digitized by Google

Von den Capverden aus bereiste Professor Dölter die portugiesischen Kolonien am Rio Grande und Rio Geba (zwischen $11^1/_2$ und 12^0 nördl. Br.) und besuchte namentlich Bolama, die etwa 1000 Einwohner zählende Hauptstadt der „Guinea portugueza", wo aber nur Französisch und Kreolisch gesprochen wird, ferner Buba, Bissaõ und Geba, Orte, welche man selten oder nie in der neuern geographischen Litteratur erwähnt findet. Von großem Interesse ist das 14. Kapitel, welches die portugiesischen Kolonien und die Fortschritte der Franzosen in Senegambien — nur Angehörige dieser Nation reisen jetzt dort in Sicherheit — behandelt. Wir wollen aus diesem interessanten Abschnitte hier nur anführen, daß die portugiesischen Kolonien nach Dölter entschieden im Aufsteigen begriffen sind. „In neuerer Zeit haben ebensowohl Regierung als auch Volk erkannt, daß es an der Zeit sei, dem traurigen Zustande, in dem sich lange Zeit die afrikanischen Provinzen befanden, ein Ende zu machen und anzustreben, dieselben auf gleiche Höhe mit denen der übrigen europäischen Nationen zu heben; so sind es namentlich die thätigen Minister Sa de Bandeira, d'Andrade Corvo und einer der letzten Kolonialminister, Visconde de San Januario, sowie der gegenwärtige, welche vieles zum Aufblühen derselben beigetragen haben; namentlich aber in den letzten fünf Jahren sind ungeheure Fortschritte gemacht worden, so daß, obgleich die portugiesischen Kolonien noch nicht den Reichthum und den hohen Aufschwung der englischen oder französischen zeigen, doch die Arbeiten der letzten Jahre einen bedeutenden Fortgang erkennen lassen, und ich meinerseits habe wenigstens den Zustand derselben weit besser gefunden, als nach den Schilderungen der Portugiesen selbst zu erwarten war." (S. 142.)

Auch scheinen die an der Küste sitzenden Portugiesen, welche sich an den englischen und französischen Bestrebungen, Futah-Djallon im Innern zu erschließen, nicht betheiligen, unbewußt den bessern Theil erwählt zu haben. Denn nach Berichten verschiedener Reisenden ist Futah-Djallon weit ärmer, als die Küstengebiete zwischen Rio Geba und Rio Nuñez, deren großartige Waldungen einen immensen Reichthum an Wachs, Kautschuk, Palmöl, Gummi und Bauholz liefern könnten, und wo auch Kokao- und Kaffeepflanzungen geeigneten Boden fänden. Dazu kommt, daß die Fullahs des Innern ein kräftiges, kriegerisches Volk sind, die Stämme an der Küste aber theils friedlich, theils schwach. Ueber diese, die Mandingas, Papels, Balantes, Biafadas, Mandjags und die Fullahs, bringen die Kapitel 15 bis 19 in zusammenfassender Weise viel Ethnographisches und Anthropologisches bei. „Nur wenig Erdenwinkel wird es geben, wo innerhalb eines kleinen Flächenraumes von nicht ganz 900 Quadratmeilen nicht nur anthropologisch verschiedene, sondern namentlich auf einer so ungleichen Kulturstufe stehende Völkerschaften dicht neben einander wohnen, wie den Landstrich zwischen dem untern Rio Grande und dem Casamança. Neben dem elenden, ganz dem Müssiggange ergebenen Papel (diese und die Bijagos hält Dölter für die Urbevölkerung, die Mandingas und Fullahs für Einwanderer) und Balanten wohnt der durch seine Industrie, seinen rührigen Fleiß und sein Handelstalent hervorragende Mandinga (dieselben sind wenig kriegerisch, treiben Ackerbau, kultiviren die Erdnuß und die Oelpalme und versehen alle Völker ringsum mit Waffen, Armringen, Löffeln, Lederwaaren, Gold- und Silberschmuck) und nuweit der räuberischen, fast nackt einherschreitenden Bijagos und Flups, welche noch Lanze und Bogen führen, herrschen die, in kunstvoll gearbeitete Gewänder gekleideten Fullahs, mit ihrem hochentwickelten, an Europa erinnernden Staatswesen, deren König Armeen, mit Hinterladern bewaffnet und von einer glänzenden Kavallerie begleitet, auszurüsten vermag, dazu noch die Ackerbau treibenden, dem Weißen Knechtesdienste verrichtenden Mandjags und die stolzen, Sklaven haltenden Biafaden. So erhalten wir ein vollständiges Bild einer, wenngleich anthropologisch theilweise verwandten, doch durch ihre kulturelle Entwickelung weit verschiedenen Gruppe, welches die Aufmerksamkeit des Völkerpsychologen auf sich zu ziehen vermag." Dölter bestätigt übrigens auch von diesem Theile Afrikas, daß der Islam dort sich mit Macht ausbreitet und namentlich in den letzten Jahrzehnten in einer Weise im Aufblühen begriffen ist, von welcher viele unserer Gelehrten und antimohammedanischen Politiker keine Ahnung haben; die christlichen Missionare haben dagegen dort so gut wie gar keinen Erfolg zu verzeichnen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ueber die Zustände in Bosnien und der Herzegowina schreiben die „Mittheilungen des k. k. Militär-Geographischen Instituts" (1883, Bd. III, S. 55) Folgendes: „Seit der Okkupation haben sich alle Verhältnisse in den beiden Provinzen gründlich geändert. Das Land besitzt eine geregelte Verwaltung, den Verhältnissen angepaßte Gesetzesbestimmungen, verbesserte Kommunal-Einrichtungen, Schulen, ferner in allen Hauptrichtungen gute Kommunikationen, selbst auch Eisenbahnen, ein ausgebreitetes Telegraphennetz, korrekt fungirende Postanstalten ꝛc. und dürfte in kurzer Zeit von manchen Provinzen der Monarchie wenig zu unterscheiden sein. Das Montan- und Hüttenwesen, der von der Verwaltung unterstützte Tabakbau und das Forstwesen erschließen dem Lande neue Einnahmequellen. — Alle diese Einrichtungen und Unternehmungen aber werden ihren Erfolg erst nach vollständiger Beendigung der Katastralvermessung und Schätzung gesichert haben, da sodann die Grundlagen zu einer gleichartigen und gerechten Besteuerung gegeben sein werden und nach Maßgabe des Fortschrittes dieser Arbeiten die Kolonisation in jenen Gegenden vorgenommen werden kann, wo guter Boden und schüttere Bevölkerung Ansiedelungen erheischen. — Die sonst mißtrauischen Bewohner des Landes, hauptsächlich aber die an ein beschauliches Leben gewöhnten Grundeigenthümer verfolgen alle Neuerungen mit großer Aufmerksamkeit. Den Katastralvermessungs-Arbeiten brachten sie anfänglich eine reservirte Haltung entgegen; nunmehr aber wissen sie recht gut den Nutzen und die Tragweite dieser Arbeiten zu beurtheilen und sind zur Einsicht gelangt, daß nur auf Grundlage des Katasters eine gerechte Besteuerung und Austragung der so vielfach verworrenen streitigen Eigenthumsverhältnisse und eine Konsolidirung des Besitzes möglich ist. — Das Vermessungsmaterial wird die Möglichkeit bieten, die zerstückten Gemeinden zu arrondiren, die Streitfragen der Grundbesitzer zu lösen, billige Ausgleiche zu treffen, den Umfang des Staatseigenthums kennen zu lernen, Kolonisationen ohne Schädigung der Interessen Einzelner vorzunehmen und das Steuerwesen nach dem Gesammtresultate der Einschätzung zu regeln."

Im Anschlusse hieran machen wir auf ein eben erschienenes Buch von Adolf Strauß: „Bosnien, Land und Leute". (Wien, Carl Gerold) aufmerksam, dessen zweiter Band die so gründlich zum Bessern veränderten dortigen Verhältnisse in folgenden Abschnitten behandelt: Kartographie,

Digitized by Google

Grenzen, Flächeninhalt, Bevölkerung; Beschreibung der Gebirge, einzelne Gebirgszüge, Wälder; Flüsse, das bosnische Wassernetz; Klima, Mineralien, Quellen; Flora, Fauna; bosnische Städte; Ackerbau; Viehzucht; Forstwesen; Handel; Industrie; Montanindustrie; Straßen, Post- und Telegraphenwesen; Schule und Kirche; politische Eintheilung und Verwaltung.

Asien.

— Der erste durch die russische Okkupation von Merw veranlaßte Schritt der englischen Regierung besteht in dem Beschluß, die Eisenbahn nach Quetta (an der belutschisch-afghanischen Grenze) fertig zu bauen. Dieselbe zweigt bei Madduvgi (27° 50′ nördl. Br.) von der Industhal-Bahn ab und wurde vor etwa vier Jahren in nördlicher Richtung durch die Katschi-Wüste bis Sibi gebaut, wo sie in das Engthal des Nari tritt. Indessen wurden vor einigen Jahren die schon über Sibi hinausgelegten Schienen wieder aufgenommen. Die Entfernung zwischen Sibi und Quetta beträgt in der Luftlinie nur 70 engl. Meilen; die Bahnlinie wird natürlich bedeutend länger werden.

Afrika.

— Bekanntlich starb Dr. Kaiser, Mitglied der deutschen ostafrikanischen Expedition, gerade als er die Aufnahme und Erforschung des östlich vom Tanganjika, etwa 780 m hoch gelegenen Rikwa-Sees begonnen hatte; dadurch wurde wahrscheinlich die Lösung mancher Probleme, welche dieses Wasserbecken darbietet, auf unbestimmte Zeit vertagt. Dr. Kaiser ist der Einzige gewesen, welcher den angeblich abflußlosen See wirklich erreichte (am 5. Oktober 1882), während der Engländer Joseph Thomson ihn am 27. April 1880 nur von den westlich anstoßenden über 4000 Fuß (relativ) hohen Bergen zu Gesicht bekam. Am Nordende, wo ihn Kaiser erreichte, waren seine Ufer durchaus sandig und ganz flach, während er sonst nach Thomson's Angabe ringsum in fast ununterbrochener Linie von Gebirgszügen von 8000 bis 9000 Fuß Höhe eingeschlossen ist; er soll im Wachsen begriffen sein und früher seine Ufer mehrere hundert Meter seewärts gehabt haben. Ein Beweis dafür war ein Baumstumpf, welcher sich etwa 15 m vom Ufer aus dem See erhob. In der Regenzeit soll der Rikwa um etwa 100 m weiter landeinwärts reichen. Das sind die wenigen Angaben, welche Dr. Kaiser über ihn hinterlassen hat. Seine Reisegefährten Reichard und Böhm, welche mehr als einen Breitengrad nördlicher die Kataui-Steppe passirten, geben aber an, daß sich dieselbe von Uguë (6° 30′ südl. Br.) südwärts bis an den Rikwa hinzieht und augenscheinlich das Becken eines frühern Sees ist, dessen jetzt wohl auch allmählich versumpfender Rest eben durch den Rikwa gebildet wird. Jetzt überzieht sich die Boga oder Steppe ganz allmählich von den Grenzbergen aus mit Wald, der auf dem schwarzen, fetten Humusboden jedenfalls viel schnellere Fortschritte machen würde, wenn nicht in der trockenen Zeit die alljährlichen Grasbrände, während der Regenzeit die Ueberschwemmungen den jungen Baumwuchs an den Rändern größtentheils vernichteten.

— Am 29. Februar hat H. H. Johnston, welcher vor kurzem den untern Kongo bereiste, England verlassen, um sich über Aegypten und Zanzibar nach dem Kilimandscharo in Ostafrika zu begeben und dieses, den Berner Alpen an Ausdehnung gleichkommende Gebirge — denn das ist es, und nicht ein einzelner Gipfel, als welcher er auf unseren Karten kleinen Maßstabes erscheint — in Bezug auf Flora und Fauna zu untersuchen. Er unternimmt die Reise im Auftrage der Royal Society und der British Association hauptsächlich im naturwissenschaftlichen Interesse; denn das Gebirge ist noch wenig bekannt und seine Erforschung ist für die Entwickelungsgeschichte Afrikas unbedingt erforderlich. Namentlich erregt die Flora große Hoffnung auf wichtige Aufschlüsse. Man kennt vom Kilimandscharo — und ebenso vom Cameroons-Gebirge im Westen — bereits Pflanzen, welche Skandinavien angehören, woraus man schließt, daß Afrika einst eine viel niedrigere Temperatur als jetzt gehabt haben muß, wenn es nicht gar von Eis bedeckt war. Johnston wird deshalb möglichst große Höhen zu erreichen suchen, aber keine eigentlichen Gletschertouren unternehmen. Im Großen und Ganzen ist das Gebirge nur an seiner Südseite in einer Höhe von 3000 bis 5000 Fuß bewohnt; Bananenpflanzungen reichen noch 1000 Fuß höher; weiterhin folgt Grasland, Felsen und zuletzt Schnee und Eis. Von der Geographischen Gesellschaft ist Johnston mit Instrumenten versehen worden, in deren Gebrauch er sich geübt hat, so daß seine Reise vielleicht auch für die Kartographie einige Ausbeute ergeben wird.

— Durch den am 27. Februar in London unterzeichneten Vertrag wird die völlige, faktisch schon längere Zeit bestehende Unabhängigkeit von Transvaal oder der „Südafrikanischen Republik" von England anerkannt. Statt des bisherigen englischen Residenten wird dort nur noch ein Konsul fungiren.

Inseln des Stillen Oceans.

— Unter Leitung und zum größten Theile auch auf Kosten von Mr. Wilfried Powell wird anfangs März eine wissenschaftliche Expedition von England nach Neu-Guinea abgehen, an welcher u. A. ein Naturforscher und ein Geologe theilnehmen werden, und die etwa ein Jahr dauern soll. Powell will auf einem kleinen Dampfer den Ambernoli-Fluß im holländischen Theile der Insel hinauffahren und dann gegen Südwesten über das Finisterre-Gebirge vordringen, um an der Ostküste mit seinem Dampfer wieder zusammen zu treffen. Zuletzt will er von da quer durch die Insel nach Port Moresby gehen. Dieser Plan ist so entworfen, daß nur unbekannte Theile der großen Insel besucht werden.

— Die Neu-Guinea-Expedition, welche nach Rückkehr des Kapitän W. Armit von Mr. Julian Thomas fortgesetzt wurde (s. oben S. 80), ist am 16. December 1883 wieder in Cooktown (Queensland) eingetroffen. Die Jahreszeit (Regensaison) war für eine Forschungsreise im Innern von Neu-Guinea nicht geeignet und machte das Fortkommen sehr beschwerlich, wenn nicht unmöglich. Die Eingeborenen zeigten sich, soweit man kam, durchweg freundlich, und man konnte unbewaffnet in voller Sicherheit mit ihnen verkehren. Die Landfrage, bemerkt Mr. Thomas, dürfte auf Neu-Guinea noch zu vielen Schwierigkeiten führen. Eingeborene haben gar nicht das Recht, Land zu verkaufen. Sie verstehen darunter nur, daß sie Jemandem, welchem sie wohl wollen, Land für seinen Gebrauch überweisen, aber nicht, daß er dasselbe als freies Eigenthum wieder an andere Personen verkaufen könne. Eine nicht geringere Schwierigkeit würde die Arbeiterfrage bilden. So lange noch ein Stück Land in Queensland für Zuckerplantagen übrig ist, sollte Niemand daran denken, solche in Neu Guinea anzulegen.

Inhalt: Amazonas und Cordilleren VI. (Mit sieben Abbildungen.) — Emil Meyger: Der vulkanische Ausbruch in der Sundastraße. I. Erzählung der Vorgänge. Zweite Hälfte. (Mit zwei Abbildungen.) — W. Kobelt: Die Sahara. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. (Schluß der Redaktion: 2. März 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLV. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1884.

Gent und Ost-Flandern.

(Nach dem Französischen des M. Camille Lemonnier.)

I.

Nähert man sich der Stadt Gent, so fallen besonders die künstlichen Ueberschwemmungen auf, durch welche weite Wiesenstrecken in Seen verwandelt sind; bis an den Horizont dehnt sich oft der Wasserspiegel, und wenn der Wind weht, so erzeugt er kurze Wellen, die klatschend an die wenigen Dämme schlagen, welche die Verbindung zwischen den einzelnen Dörfern vermitteln.

Gent zeichnet sich vor anderen Städten besonders durch drei Dinge aus: durch seine wohlbekannten Beginenklöster, durch seine zahlreichen Fabriken — wenn die Arbeiter dieselben zu bestimmten Tagesstunden verlassen, so entsteht auf den Straßen ein solches Getümmel und Gedränge, daß man einen Aufruhr vor sich zu sehen glaubt — und durch seine Treibhäuser. Wohin man in der Umgebung der Stadt blickt, nichts als große, parallel gestellte Glasfenster zwischen symmetrischen rechteckigen Blumenbeeten, welche mehrere hundert Hektare bedecken und die ganze Ortschaft mit einem breiten Gürtel umgeben. Gent ist vielleicht in Bezug auf Gartenbau die erste Stadt der Welt; in Wagenladungen führt es alljährlich Tulpen- und Hyacinthenzwiebeln, einst der Stolz der holländischen Gärtner, aus und besitzt in diesem Handelszweige heute ein unbestrittenes Monopol. Im Mai kann man im Etablissement Van Houtte nicht weniger als 20 Hektaren Landes von diesen bunten Blüthen bedeckt sehen, deren Duft der Wind stundenweit in die Nachbarschaft führt. Gent besitzt aber außer Handelsgärtnern auch Liebhaber, welche mit jenen in verschwenderischem Geldausgeben und Anschaffen von Prachtstücken wetteifern. Es ist das nicht nur etwas, worauf die alte Stadt mit Recht stolz ist, sondern es bringt ihr auch ein großes Stück Geld ein. Die Sache datirt auch nicht von heute; schon 1696 besaß ein Schöffe von Gent, Wilhelm von Blasere, weithin berühmte Gewächshäuser, die freilich den heutigen gegenüber an Ausdehnung und Glanz wenig bedeuteten. Das Etablissement Van Houtte allein nimmt einen Raum ein, der einer ganzen Kolonie zur Ansiedelung dienen könnte, besitzt ein hierarchisch gegliedertes Verwaltungspersonal, 50 Gewächshäuser und 100 Schuppen. Von den Bambus, Bananen, Karuben und Palmen Indiens, die ihre Wipfel hoch und stolz emporrecken, bis herab zu den zierlichsten Orchideen findet man hier jede Pflanzenform, Vertreter aller Arten und aller Breitenzonen, die prächtigsten wie die wunderlichsten in gleicher Fülle vertreten. So die Ataccia cristata, die einem Seeungethüme gleicht, die Cycas mit ihren Augensprossen, so spitz wie ein Schwert, abessinische Bananenbäume, deren Riesenblätter einem Elephantenohre an Gewicht gleichkommen, die Euphorbia havanensis mit ihrem Bauche, der dem einer riesigen broncefarbenen Eidechse ähnelt, die Mammilaria, welche mit ihren zitzenähnlichen über einander angeordneten Aufblähungen wie eine vegetabilische Isis aussieht, und die stolzen Farne von Neuholland, mit Schuppen bepanzert, wie Saurier, und obendrein mit tödtlichen Stacheln besetzt. An einer andern Stelle wieder wird das scheußliche Heer der Giftpflanzen sorgsam aufbewahrt; angenehmere Gedanken, als diese, erwecken die

Digitized by Google

Treibhäuſer mit den Bromeliaceen, Chryſophyllen und Lianen, darunter als Seltenheit eine in dem Alter von zehn Jahren, welche eine Länge von 30 m beſitzt. Dann durchwandert man ganze Gehölze von Orangenbäumen,

Künſtliche Ueberſchwemmung in der Umgebung von Gent.

Das Etabliſſement Van Houtte bei Gent.

Kamellien, Azaleen und die Krone von allen, das Orchideenhaus, in welchem Kunſt und Natur zuſammen zu wirken ſcheinen, um in dem Bau und dem Leben der Pflanze eine unſagbare Fülle von Verſchiedenheiten hervorzurufen. Zur

Digitized by Google

Freude des Beſitzers, Louis van Houtte, gediehen dort die ſeltenſten Koſtbarkeiten, welche er ſelbſt aus den Wäldern der braſilianiſchen Provinzen Minas Geraes, Matto Groſſo, San Paulo, Parana u. ſ. w. herübergeſchafft und auf Genter Boden akklimatiſirt hatte. Keiner ſeiner Rivalen, die ſich an ſeiner Seite niedergelaſſen haben, hat den Glanz der Houtte'ſchen Gewächshäuſer verdunkeln oder auch nur erreichen können. Van Houtte (er iſt ſchon verſtorben) war faſt mehr Liebhaber der Blumen, als Geſchäftsmann; ſo errichtete er neben ſeinen Glashäuſern eine Anſtalt, in welcher ſein großes Prachtwerk „Flore des serres et des jardins de l'Europe" hergeſtellt wurde und noch wird. An zwanzig Künſtler und mehrere Preſſen arbeiten dort beſtändig, um die Blüthen in naturgetreuen farbigen Abbildungen nachzubilden. Dieſe vor mehr als 20 Jahren begonnene Publikation bildet heute ſchon eine koſtbare Bibliothek, welche in der botaniſchen Ikonographie ohne Gleichen daſteht.

Wenden wir uns nun der Stadt ſelber zu. Das mittelalterliche Gent hat daſſelbe Loos gehabt, wie andere auf Gewinn erpichte Städte: ſeine alten Giebel, ſeine Feudalſchlöſſer, ſeine in Sandſtein und Ziegeln geſchriebene Geſchichte wurden um und durch einander geworfen, um dem modernen Leben Platz zu machen. An und in der Burg der alten Grafen von Flandern hat ſich kleines Volk eingeniſtet und bringt in dem einſtigen Adlerneſte ſeine Brut zur Welt, während hinter dem entfeſtigten Schloſſe eine Spinnerei entſtanden iſt und ihren hohen Ziegelſchornſtein in die Lüfte ſtreckt. Tritt man heute durch das noch erhaltene ſtolze Thor, an das zu beiden Seiten gewöhnliche Häuſer mit Kramläden angeklebt ſind, ſo findet man drinnen nur Rauch und Staub; drinnen wie draußen macht ſich die Induſtrie breit; langſam, unmerklich hat ſie das alte Bollwerk geſprengt und mit ihren Arbeitsräumen erfüllt, gleichwie ein Heer von Pygmäen einen Rieſen erdroſſelt. Der ganze Stolz der Feudalzeit iſt dahingeſchwunden, ihre Bauten mußten ſich dem täglichen Verkehre erſchließen oder weichen. Vom „Prinſenhof", der Geburtsſtätte Karl's V., der 300 Säle, ſechs befeſtigte Thore, ebenſoviel Brücken und prachtvolle Gärten umfaßte, in denen die burgundiſchen Herzoge Löwen und Stiere mit einander kämpfen ließen, iſt nichts übrig geblieben, als einzelne Theile, welche jetzt Fabriken und Werkſtätten enthalten und Arbeiterfamilien zum Obdach dienen. Alles andere iſt ſpurlos verſchwunden. Und was nicht an alten hiſtoriſchen Gebäuden zerſtört worden und verſchwunden iſt, hat ſich die Umwandlung und Anpaſſung an höchſt proſaiſche Zwecke der Gegenwart gefallen laſſen müſſen. In dem „Collaciezolder" am Freitagsmarkt, den ein zierliches Eckthürmchen, eine kreisrunde Galerie und ein bronzenes Basrelief ſchmücken, wohnt heute ein Bäcker und der gegenüberliegende Utenhovesteen mit ſeinem Spitzdache beherbergt eine Bierſtube. Aus dem Geraard Duivelsteen, dem angeblichen Schloſſe Gerhard des Teufels, iſt ein Archiv, aus dem Sint Jorishof, dem einſtigen Hauſe der Armbruſtſchützen, in welchem 1477 die niederländiſchen Generalſtaaten die Artikel des Großen Privilegs der Maria von Burgund feſtſetzten, iſt eine Herberge geworden: wie Einſiedlerkrebſe haben ſich überall in den Ruinen der Paläſte des 15. Jahrhunderts Krämer und Handwerker eingeniſtet.

Eingangshalle des früheren Palaſtes der Grafen von Flandern. (Nach einer Photographie.)

Nicht anders erging es den religiöſen Gebäuden: die große Abtei de la Biloque iſt heute Spital und Hoſpiz, das Peterskloſter Ingenieurkaſerne, das Dominikanerkloſter enthält Arbeiterwohnungen, das der Minoriten Baumwollenlager. Die Nothwendigkeit, ſich auszudehnen, in den alten Mauern Wohnungen zu ſchaffen, ſich und ſeine Kinder in den Ruinen der Vergangenheit unterzubringen — das hat dem mittelalterlichen Gent den Todesſtoß gegeben.

Heute iſt Gent eine der Hauptſtützen Belgiens in geiſtiger Beziehung durch ſeine 1816 gegründete Staatsuniverſität, an deren Ergehen die ganze Stadt einen beſondern Antheil nimmt. Mit Eifer werden die Vorleſungen hervorragender Profeſſoren auch von den Bürgern der Stadt beſucht. Es exiſtiren hier litterariſche Cirkel, muſikaliſche und Zeichnenakademien, die an Urkunden zur Geſchichte des 16. und 17. Jahrhunderts reichſte Bibliothek des Landes und Gemäldekabinete, die unter den Kunſtlern ſich eines großen Rufes erfreuen.

Die alte Kampfluſt der Genter Bürger, die ſie einſt auf ſo vielen Schlachtfeldern bewieſen, findet ihre zeitgemäße Fortſetzung im heutigen politiſchen Treiben. Zur Zeit der Wahlen muß man die zahlloſen Kaffehäuſer beſuchen, zu denen man — eine Genter Eigenthümlichkeit — auf Stufen hinabſteigt (daher ihr Name „Meldere"), um ſich von dem Eifer und der Erregtheit der Leute einen Begriff machen zu können. Man muß es ſehen, wie Bürger und Leute aus dem niedern Volke ſich um die Tiſche drängen, in der Hitze des Geſpräches mit ihren energiſchen Gebärden auf einander rücken und in der Luft herumfuchteln, um einen Begriff von ihrer Theilnahme am politiſchen Leben zu bekommen.

Aber durch all dieſes emſige, arbeitsvolle Treiben der Neuzeit bricht doch ſtellenweiſe noch ein Ueberbleibſel der

großen mittelalterlichen Stadt hindurch. So auf dem Freitagsmarkte, einem weiten Platze, der von zackigen Häuſergiebeln umgeben iſt, und auf welchem von allen Seiten her Straßen zuſammenlaufen. Vom Balkone des dort gelegenen Collaciezolder aus ſprach Jakob van Artevelde zu der unten ſich drängenden Volksmaſſe für den

Statue Jakob's van Artevelde auf dem Freitagsplatze in Gent. (Nach einer Photographie.)

König Eduard III. von England, und als er geendet, jubelte ihm das Volk zu und ſtrömte, mit Aexten und Piken bewaffnet, aus den Thoren, den franzöſiſchen Rittern entgegen. Mehrere Jahre lang leitete er, der Edelmann, der ſich der Sitte

Der Rabot. (Nach einer Photographie.)

gemäß in die einflußreiche Zunft der Bierbrauer hatte aufnehmen laſſen, die Politik Gents. Als er dann aber ſich geneigt zeigte, den Prinzen von Wales an die Stelle des vertriebenen Grafen Ludwig von Flandern zu bringen, zieh man ihn der Verrätherei, und am 19. Auguſt 1345 fielen er und 70 ſeiner Anhänger unter den wüthenden Streichen

Digitized by Google

des Volkes. Später, ſehr viel ſpäter erſt erkannte man ihn wieder als großen Mann an, und ſeit 1863 erhebt ſich auf dem Freitagsmarkte, dem Schauplatze ſeiner demagogiſchen Triumphe, ſein Standbild, das ihn in vollem Waffenſchmuck zum Volke ſprechend darſtellt. Vorher hatte an derſelben Stelle eine Bildſäule Karl's V., der Gent ſo ſchwer gezüchtigt, geſtanden, die dann einer jakobiniſchen Minerva hatte Platz machen müſſen.

Das Rathhaus der Stadt iſt leider durch Anbauten und fremdartige Zuthaten entſtellt, wie ein Bild durch Uebermalungen; zu dem urſprünglichen, freilich ſchon gedrückten und mit einer Unmaſſe von Ornamenten überladenen Spitzbogen der Nordſeite geſellen ſich auf der öſtlichen Façade Pilaſter und eine Kolonade in italieniſchem Stile, und das Gebäude iſt in ſeiner ganzen Höhe mit bunt durch einander geſchlungenem Laub- und Rankenwerk bedeckt, wie

Das Genter Rathhaus. (Nach einer Photographie.)

wenn ſich ein rieſiger, zu Stein gewordener Weinſtock an ihm emporzöge. Es iſt die Gothik in ihrer Entartung, der Flamboyantſtil. Gerade gegenüber liegt der maſſive St. Georgshof von 1325, der einſtige Sitz der Armbruſtſchützen, und unweit davon die alte Tuchhalle mit kleinem, von Thürmchen flankirtem Giebel und gothiſchen Fenſtern, hinter welchen heute die edle, von Albert und Iſabella geſtiftete St. Michael-Brüderſchaft ihre Fechtübungen abhält. Hier, im Herzen der Stadt, beginnt eine Reihe von alten Bauwerken, welche ſich durch die Hoog-Port, über den Gemüſemarkt, den Platz Sainte-Pharaïlde, die Quais des Lys-Fluſſes bis hinaus zu den ſchwerfälligen Zwillingsthürmen des Rabot verfolgen läßt, die wie zwei dicke ſteinerne Pfefferbüchſen in den Fluß ſelbſt hineingeſetzt ſind. Mehrfach wieder hergeſtellt, haben ſie ihr ſtolzes, drohendes Ausſehen ſich bewahrt und erinnern an die Zeiten, wo die Bürger Gents die 40000 Soldaten Maximilian's von Oeſterreich ſchlugen und im Siegestaumel ſolche Thürme

Digitized by Google

errichteten, die ihnen erlaubten, den fürſtlichen Wegelagerern ein Schnippchen zu ſchlagen.

Faſt in der Mitte der Stadt, an der Ecke der Straße Saint-Jean, erhebt ſich die mächtige Verkörperung der flämiſchen Freiheit, der Belfried (Glockenthurm) zu 118 m Höhe, alle Bauwerke ringsum durch die koloſſale Maſſe ſeiner Steinblöcke erdrückend. Und doch iſt er nur bis zu zwei Drittheilen der beabſichtigten Höhe ausgebaut worden; der Bau dauerte von 1183 bis 1339. Hoch oben waren einſt vier ſtolze Bildſäulen angebracht, die nach den vier Hauptrichtungen der Windroſe ſchauten. Eine derſelben, die von der Nordſeite, iſt vor gar nicht langer Zeit erſt, nachdem ſie Jahrhunderte lang über das flache Land Umſchau gehalten, von ihrem hohen Piedeſtal herabgeholt worden und hat im Kloſter St. Bavo eine Ruheſtätte gefunden. Dort oben hing einſt eine große Glocke in Geſtalt eines Adlers, der berühmte Roland, deren Inſchrift: „Myn naem is Roeland, als ick klippe, dann is't brandt; als ick luyde, dan is't victoria in Vlaenderlandt“ auf ihre Beſtimmung und die des ganzen Thurmes als Feuerwachtſtatte hinwies. Als Karl V. im Jahre 1540 das widerſpenſtige Gent bezwungen hatte, und ihm alle Privilegien, Waffen und Geſchütze nahm, ließ er auch den Roland beſeitigen, und von demſelben, der ſo oft mit ſeiner gewaltigen Stimme Siege der Stadt verkündigt hat, iſt nur das Uhrwerk eines Glockenſpiels übrig geblieben.

Der Genter Glockenthurm. (Nach einer Photographie.)

Indeſſen iſt die Stadt an derartigen melancholiſchen Erinnerungen überreich; auf Schritt und Tritt ſtößt man auf Dinge, welche einen in die Vergangenheit verſetzen und an das Vergängliche alles Irdiſchen gemahnen. Und wozu könnte es auch dienen, ſolchen Gedanken nachzuhängen? Beweiſt nicht die Gegenwart durch ihr kraftig ſich äußerndes geiſtiges und korperliches Schaffen und Arbeiten am beſten, daß ſie gewiſſermaßen ein Recht hat, Bauten der Vorfahren, mögen dieſelben auch durch Alter und ruhmreiche Erinnerungen noch ſo ſehr ſich auszeichnen, ihren neuen Bedürfniſſen dienſtbar zu machen und nöthigenfalls zu beſeitigen? Fahren wir alſo fort, ſtaunenden Auges die Sehenswürdigkeiten Gents zu muſtern, deren Zahl ſo groß iſt, daß wir uns hier nur auf einige der hervorragendſten beſchränken müſſen.

Kehren wir noch einmal kurz zu dem Belfried zurück, der heute das ſtädtiſche Gefängniß enthält; über dem Eingange fällt ein koloſſales Hautrelief, in Stein gehauen, auf, welches jenen in Gemäldeſammlungen ſo häufig wiederkehrenden, mit dem Namen „Caritas Romana“ bezeichneten Vorgang darſtellt: ein Weib, das einem gefeſſelten Greiſe die Bruſt reicht. Den gemauerten Thurm, welcher auch ein Glockenſpiel von 44 Glocken beſitzt, ſchließt oben eine gußeiſerne Spitze von 36 m Höhe ab, die vor dreißig Jahren erneuert wurde; dieſelbe trägt als Wetterfahne einen über 3 m langen, vergoldeten Drachen, welcher ſich früher auf der Hagia Sophia in Konſtantinopel befand und 1204, nach

Digitized by Google

der Eroberung dieser Stadt, durch die Kreuzfahrer von Balduin IX. den Genter Bürgern geschenkt wurde.

Bei dem Pont du Laitage — Gent, am Zusammenflusse der Schelde und der Ley (Lys) gelegen, wird von zahlreichen Flußarmen und zum Theil schiffbaren Kanälen durchzogen und in 26 Inseln getheilt, die durch nicht weniger als 42 steinerne, 28 größere hölzerne und mehr als 200 kleinere Brücken unter einander in Verbindung stehen — ziehen zwei Häuser, bekannt unter dem Namen „Häuser der alten Burg (Maisons du vieux Bourg)", durch ihre malerischen Façaden, durch ihr steinernes Laub- und Rankenwerk und sonstigen reichen Skulpturschmuck den Blick auf sich. Das an der Ecke stehende trägt im Giebel zwischen Voluten und Guirlanden die drei theologischen Tugenden und darunter zwischen mythologischen Scenen einen geflügelten Hirsch, über dessen Bedeutung man sich nicht klar ist. Das Nebenhaus aber mit seinen sechs Basreliefs, die Werke der Barmherzigkeit darstellend, besaß als gutes Wirthshaus solchen Ruf, daß es nicht nöthig hatte, seine Außenseite auch mit der Darstellung des siebenten und letzten Werkes, der Gastlichkeit, zu versehen. Beide Häuser erinnern an jene tollen Launen des 17. Jahrhunderts, wo man in Brüssel beim Neubau des großen Platzes Häusern die Gestalt von Schiffen gab und an den Façaden ein lustiges Durcheinander von Seeungethümen, nackten Tritonen, Meerweibchen und Neptunen anbrachte.

Der vulkanische Ausbruch in der Sundastraße.

Von **Emil Metzger.**

II. Erscheinungen bei der Eruption und Folgen derselben.

(Erste Hälfte.)

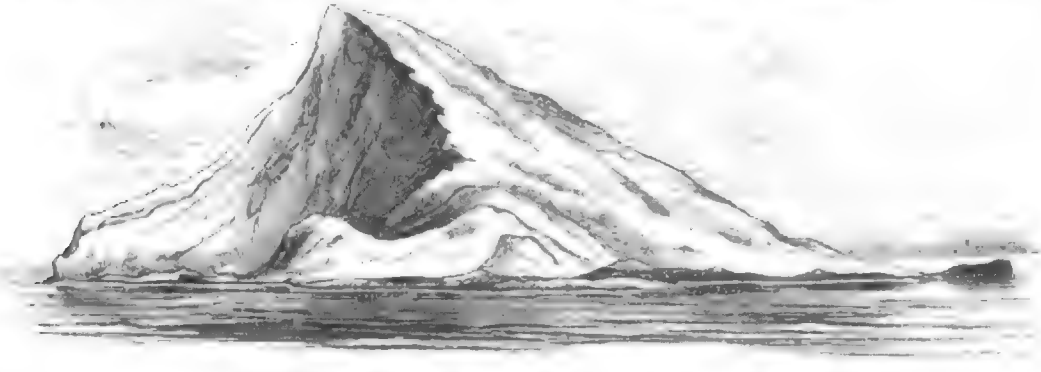
Die Verwüstungen und Veränderungen, welche in der Sundastraße und den angrenzenden Theilen von Java und Sumatra zu verzeichnen sind, ebenso wie verschiedene andere Erscheinungen, welche mit der Eruption in erwiesenem oder doch sehr wahrscheinlichem Zusammenhange stehen und über die ganze Erde hin beobachtet wurden, müssen zurückgeführt werden: erstlich auf die Ueberschwemmungen, welche von den den Ausbruch begleitenden furchtbaren Meeresbewegungen verursacht wurden, zweitens auf die Eruptivmassen und die verschwundenen Theile der Insel, welche Land und Meer bedeckten und den Seeboden veränderten, deren feinere Theile aber wahrscheinlich einen großen Einfluß auf die Atmosphäre der ganzen Erde gehabt haben, während die freigewordenen Gase und die Lufterschütterungen nicht ohne Wirkung geblieben sind, und endlich ganz örtlich auf den an einzelnen Stellen beobachteten Sturm. Was zunächst die Wellen angeht (um den gebräuchlichen Namen beizubehalten), so sind bei denselben ganz deutlich die Wirkungen der durch die Explosionen weggeschleuderten Wassermassen zu unterscheiden. Die Erscheinungen, die hierbei eintreten, sind gewiß sehr komplicirter Natur; einigermaßen werden sie denjenigen ähnlich sein, welche entstehen, wenn man einem stark fließenden Strome plötzlich ein im Verhältniß zur ganzen Breite der Strömung schmales Hinderniß in den Weg stellt; Aufstauung des Wasserspiegels oberstrom, Erniedrigung desselben unterstrom vom Hinderniß, Strudelbildung werden die gewöhnliche Folge sein. Etwas Aehnliches wird eintreten, wenn in stillstehendem Wasser ein Theil der Wassermasse mit ungeheurer Gewalt fortgetrieben wird; hinter derselben wird der Spiegel der Flüssigkeit vertieft werden, in diese Vertiefung ergießen sich weitere Wassermassen, die bei dem Zusammentreffen mit den an den Seiten in entgegengesetzter Richtung entstehenden Strömungen vielfache Strudel bilden. Noch zusammengesetzter wird die Bewegung, wenn die fortgeschleuderte Wassermasse auf einen Gegenstand trifft, der ihr Widerstand bietet; erst wenn in diesem wilden Wirbel eine gewisse Ruhe eingetreten ist, wird von einer Wellenbewegung im gewöhnlichen Sinne gesprochen werden können. Endlich kann vielleicht ein Theil der Insel versunken sein, ohne daß gerade eine eigentliche Explosion stattfand, wenn nämlich dem verschwundenen Theile des Bergkegels ein Theil seiner Basis vorher weggesprengt war und die Masse also den nöthigen Stützpunkt verloren hatte. Allerdings scheint dies nicht sehr wahrscheinlich, da an der Stelle, wo dieser Theil sich befunden hat, jetzt eine große Tiefe gelothet wird; doch wenn es hier und da der Fall war, wurde hierdurch wieder eine besondere Art der Wasserbewegung hervorgerufen. Ich finde, es ist dies jedenfalls eine sehr approximative Angabe, 8000 Millionen Kubikmeter als Inhalt der Insel berechnet und hiervon ist der größere Theil verschwunden; eine solche Masse kann aber nicht, sei es durch Explosion, sei es durch Erdrutschungen, in das Meer befördert sein, ohne daß dasselbe in furchtbarer Weise erregt wurde. Eine weitere Veranlassung zu fortwährenden kleineren Explosionen gaben die ausgeworfenen glühenden Massen; wo dieselben mit dem Wasser in Berührung traten, erfolgte Dampfbildung. Die nöthigen Angaben fehlen mir, wie man gesehen hat, um den Bewegungen des Wassers während des ganzen Ausbruches zu folgen und ein Versuch hierzu würde auch ziemlich eintönig sein; ich beschränke mich daraus, aus dem ersten Theil einige Züge hervorzuheben, welche zur Bestätigung des oben Gesagten und des noch über die Wirkung der Explosionswellen (um dieses Wort zu gebrauchen) Beizubringenden dienen können.

Man hat nicht unrichtig den stehengebliebenen Theil von Krakatau mit dem Bodenstück eines ungeheuren, zersprungenen Mörsers verglichen, dieses Stück aber und namentlich die durch die Lothungen der niederländischen Marine am Meeresboden aufgefundenen Bruchstücke der Insel verbreiten ein genügendes Licht über die Richtung der bedeutendsten Explosionen. Aus der Karte ergiebt sich, daß der solide Theil des zersprungenen Bodenstückes darauf hinweist, daß die Richtung der Explosion von Nord zu West bis Nordost zu Ost gewesen ist. In dieser Richtung hin hat auch das nasse Element am längsten Vernichtung gebracht, die nur deshalb geringere Verluste als in anderen Gegenden herbeiführte, weil sie dünn bevölkerte Gegenden getroffen hat. Daß die Bewegung des Wassers in der Weise vor sich ging, wie ich oben angedeutet habe, wird durch ver-

Digitized by Google

schiedene der angeführten Beobachtungen bestätigt; eine der ersten Wogen am 27. August scheint gegen Tjiringin gerichtet gewesen zu sein; von dem beinahe am andern Ende einer durch Tjiringin und Krakatau gezogenen geraden Linie gelegenen Beniawang wird gleichzeitig außergewöhnlich niedriger Wasserstand gemeldet, dem allerdings bald darauf Ueberfluthung durch die zurückkehrende Wassermasse folgte. Wahrscheinlich ist dies dieselbe Welle, welche längs der Küste abgelenkt, die ersten Verheerungen zu Anjer hervorgebracht hat. Daß übrigens die Wellen nur in ganz bestimmter Richtung wirkten und dann erst, nachdem sie theilweise abgelenkt waren, längs der Küste dahinwirbelten, um an anderen Stellen Verwüstung anzurichten, beweisen schon die Beobachtungen am 26. Abends. Um sieben Uhr wurde Merak durch eine furchtbare Welle getroffen, während in Anjer nur eine verhältnißmäßig leichte Bewegung des Meeres stattfand; gleichzeitig wurde Katimbang bedroht und vorher schon war auf der Rhede von Telok Betong ernstliches Unheil angerichtet worden. Ja, schon um sieben Uhr hatte man es an letzterm Orte mit keiner gewöhnlichen Wellenbewegung mehr zu thun, sondern das Wasser war, vermuthlich in Folge von einander in kurzen Zwischenräumen folgenden Stößen, bald aufgedämmt; wenigstens glaube ich nur hierdurch erklären zu können, daß es den auf dem nur wenige Schritt breiten Hafendamm befindlichen Personen möglich war, ihren Weg nach dem über 1 km entfernten Festlande zurückzufinden, wobei ihnen das Wasser bis an die Brust reichte. Dies wäre wohl unmöglich gewesen, wenn die Wellenbewegung, die kurz vorher den Wasserspiegel in einem Augenblick um 2 m erhöht und viele Schiffe auf den Strand geschleudert hatte, fortgedauert hätte. Auch das Dorf Sirih, welches nur wenige Kilometer südlich von Anjer liegt, wurde bereits in der Nacht vom 26. auf den 27. August theilweise von den Fluthen zerstört. Am 27. August scheinen die einander folgenden Wellen die Lampongbai ganz gefüllt zu haben, denn nachdem die ersten Wellen Zerstörung gebracht hatten, erhielt sich das Wasser auf seiner Höhe und wuchs nur langsam. Außer dem direkt hierfür sprechenden Bericht eines Augenzeugen scheint diese Vorstellung auch wahrscheinlich, wenn man das Geschick der „Marie" berücksichtigt. Dieses Schiff war durch eine der ersten Wellen vollständig auf das Trockene geschleudert worden und lag ganz auf der Seite, wurde aber später während der eingebrochenen Dunkelheit durch das Wasser wieder flott gemacht, ohne daß die an Bord befindlichen Personen es bemerkten.

Wahrscheinlich hat diese Aufdämmung des Wassers in der Lampongbai das angrenzende Land vor noch ärgerm



Der Pik von Krakatau nach dem Ausbruche im August 1883.

Schicksal bewahrt, denn wie es scheint, hat sich die furchtbare Welle, welche der eigentlichen Explosion folgte, an dieser Wassermasse gebrochen und ist nach Osten abgeleitet worden. Wenigstens meldet der Bericht von Merak, daß die verheerende Wassermenge von Westen kam; ein Theil derselben floß in die Javasee, wobei sie verhältnißmäßig wenig Schaden anrichtete, da sie sich gleich über eine große Fläche verbreiten konnte. Fortwährende Erschütterungen erhielten die Wassermasse im nördlichen Theil der Straße aufgedämmt und verursachten noch partielle Wellenbewegung („Laudon", „Marie") und als sie aufhörten, floß die ganze Masse nach dem Indischen Ocean ab; es ist dies die Masse, welche der „Berbice" zwischen 2 und 3 Uhr einen solchen Stoß versetzte, daß die Chronometer stehen blieben; der Kapitän schätzt ihre Höhe auf 20 Fuß. Für diese Erklärung spricht auch noch der Umstand, daß im Hafen von Tandjong Priok zwischen 2 und 3 Uhr eine ungewöhnliche Bewegung im Wasser bemerkt wurde, das Meer trat aus dem Hafenbecken zurück, so daß die Baggerschiffe, welche an den Dämmen lagen, sich beinahe auf dem Trockenen befanden; darauf kamen die Wellen mit furchtbarer Gewalt zurück, so daß sie über den Damm schlugen und im Hafenbassin verschiedene Strudel verursachten. Die „Wilhelmina", ein großer Maildampfer, welche vor zwei Ankern lag, wurde losgerissen; auch in Tjilatjap, an der Südküste, wurde am Nachmittag des 27. diese Bewegung bemerkt, und ich glaube, daß diese zurückfließende Welle es hauptsächlich ist, welche man so ziemlich auf der ganzen Erde beobachtet hat. Ich will hier nicht die Namen aller der Orte anführen, wo sie bemerkt worden ist, sondern nur daran erinnern, daß de Lesseps in der Sitzung der Akademie des Sciences Beobachtungen, welche am 27. Abends 10 Uhr (Ortszeit) zu Colon am Atlantischen Ocean gemacht waren, mittheilte, wobei der Maréograph eine außergewöhnliche Schwellung des Wassers verzeichnet hatte — die Seite der Landenge, welche nach dem Stillen Ocean liegt, hatte nichts hiervon beobachtet. An diese Mittheilung schloß Faye noch einige andere an, deren Gegenstand die im Hafen von Rochefort am 28. August gemachten Beobachtungen waren; der Maréograph hatte da um 2 Uhr Nachmittags eine sehr große Welle nachgewiesen. Aus dieser Beobachtung hat Bouquet de la Grye die Schnelligkeit der Welle auf 350 Meilen per Stunde berechnet (in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Amsterdam vom 24. November gab Dr. J. A. C. Oudemans die Schnelligkeit derselben, nach Beobachtungen zu Batavia und zu Colombo auf Ceylon, auf 140 m per Sekunde in der Richtung von O nach W an). Eine der interessantesten Beobachtungen, welche in dieser Beziehung gemacht wurde, ist die zu Mauritius, welche in der „Nature" vom 25. Oktober mit einem Diagramm veröffentlicht ist.

Digitized by Google

Am 27. Auguſt zwiſchen 4 und 5 Uhr fingen dieſe Störungen an und dauerten mehrere Tage lang fort; die Wellenbewegungen ſind viel ſtärker, ſchneller auf einander folgend und die abſoluten Maxima und Minima viel größer, als gewöhnlich.

Die Schnelligkeit der Exploſionswellen in der Sundaſtraße muß außerordentlich geweſen ſein; allerdings konnte man auf der „Marie“ (Rhede zu Telok Betong) noch die Luken vernageln, wozu übrigens wahrſcheinlich alles vorbereitet war; doch zu Anjer verſuchte eine der geretteten

Früherer Durchſchnitt auf der Linie Krakatau–Sebeſſi–Sebuku.

Jetziger Durchſchnitt auf der Linie Krakatau–Sebeſſi–Sebuku.

a. Krakatau, 822 m hoch. b. Lang Eiland. c. Steers Eiland. d. Sebeſſi, 859 m hoch. e. Sebuku, 426 m hoch.

Perſonen vergebens zu flüchten, was jedoch einer zweiten Perſon glückte.

Bei Beurtheilung dieſer Angaben muß man ſich erinnern, daß man vom Seeſtrande aus, die Höhe des menſchlichen Auges zu 1,60 m über dem Waſſerſpiegel angenommen, eine 10 m hohe Welle auf beinahe 16 km an der Kim

mung erſcheinen ſieht, ein Abſtand, der ſich auf etwa 19 km erhöht, wenn man annimmt, daß das Auge des Beobachters an Bord der „Marie“ etwa 4 m über dem Waſſer ſich befand. Was die Höhe der zerſtörenden Fluth betrifft, ſo will ich hier einige ſichere Reſultate zuſammenſtellen. Am Blakke Hoek hat ſie wahrſcheinlich 7 bis 8 m betragen,

Früherer Durchſchnitt über den Pik von Krakatau in der Richtung des Meridians.

Jetziger Durchſchnitt über den Pik von Krakatau in der Richtung des Meridians.
(Höhenmaßſtab ſämmtlicher Profile 1 : 10 000; Längenmaßſtab c. 1 : 360 000.)

bei Telok Betong ſtieg ſie bis auf 24 m, bei Merak erreichte ſie 35 bis 40 m, bei Anjer erreichten die erſten Wellen ſchon eine Höhe von wenigſtens 10 m, vermuthlich mehr.

In Tandjong Priok betrug der Höhenunterſchied etwa 5,4 m, auf der nach Oſten gerichteten Seite des „Hoek von Krawang“ nur noch 2,5 m, ebenſo viel etwa in Tjilatjap an der Südküſte. Die in der Nacht vom 27. auf den 28. Auguſt auf der gegenüber St. Nikolaspunt geankerten Hopperbarge beobachteten Stöße können, wenn man eine noch fortdauernde vulkaniſche Wirkung nicht annehmen will, vielleicht durch wiederholte Exploſionen der glühenden, treibenden Eruptivmaſſen in Folge ſtarker Gasentwickelung erklärt werden.

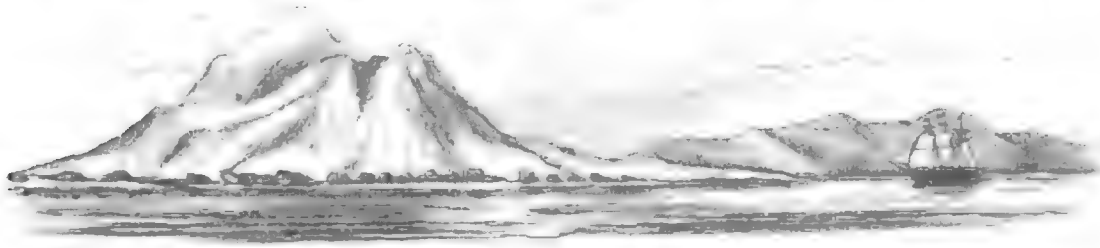
Entſprechend der Maſſe und der Gewalt der Wellen

Digitized by Google

sind auch die Verheerungen, welche sie an der Sundastraße angerichtet haben. Soweit das Wasser die Küste überströmt hat, ist alles fortgerissen und umgewühlt, Massen aufrecht treibender Bäume — ein Beweis, daß sie mit der Wurzel aus dem umgebenden Erdreich ausgerissen waren — wurden in den ersten Tagen der Katastrophe gesehen; das Meer schleuderte Felsblöcke, Hunderte von Centnern an Gewicht, auf das Land und ließ sie dort liegen; wie einer derselben, der wie von einer Katapulte geworfen wirkte, den Leuchtthurm zu Anjer zerstörte, habe ich oben bereits erzählt. Genauere Angaben über die Grenzen der vom Wasser verursachten Zerstörung, als die in meinem vorläufigen Bericht gegebenen, kann ich nur über den Küstenstrich von St. Nikolaspunt bis Tjiringin machen. Das topographische Büreau zu Batavia hat nämlich eine Karte desselben (Maßstab 1 : 100 000) herausgegeben, welche den Zustand vor und nach der Ueberschwemmung andeutet. Bei St. Nikolaspunt hört die Zerstörung plötzlich auf, zwischen der Stelle, wo Anjer lag und Merak, sind die Wogen theilweise 4 bis 5 km ins Land eingedrungen, von hier bis an den Leuchtthurm vorbei etwa 2 bis 2,5 km, in der nächsten Nähe von Tjiringin etwa 2 km und von hier nach Norden zu bis beinahe zum Leuchtthurm im Durchschnitt 1 km. Natürlich sind sie in jedes Thal, in jede Schlucht tiefer landeinwärts gedrungen, als an den Stellen, wo die Bergabhänge ihrer Wuth ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg stellten; im Allgemeinen ist die Küstenlinie selbst hier nur sehr wenig verändert. Die Insel Dwars in den Weg wurde ebenfalls überschwemmt und die am niedrigsten gelegenen Theile noch tiefer ausgewaschen. In Folge hiervon verbreitete sich das Gerücht, daß die Insel sich in fünf Theile getheilt habe. Im Ganzen kann man sagen, daß die Fluthwelle die meisten der bei der Katastrophe verlorenen Menschenleben vernichtet hat.

Wie die hydrographische Aufnahme mit höchster Wahrscheinlichkeit ergeben hat, liegen die Ueberreste der Insel Krakatau im Meere versenkt; in der Richtung von Nordost nach Nordwest auf einigen Abstand innerhalb des innern Streuungskreises finden sich einzelne Erhöhungen des Bodens; die Stelle, wo Krakatau verschwunden ist, ist tiefer als die Umgebung war, an einer Stelle hat man zwischen dem Punkte, wo etwa das Centrum der Insel lag, bis zum Fuße des stehen gebliebenen Kegels auf 300 m noch keinen Grund gefunden.

Verlaten Eiland hat sich bedeutend vergrößert; wenn man von hier in nördlicher Richtung bis zum Parallel von Sebessi eine Linie zieht, dann diesem Breitenkreise bis zur genannten Insel folgt, sich hier nach Südosten wendet, bis man einer von Krakatau in nordöstlicher Richtung gezogenen Linie begegnet, hat man ungefähr die äußere Grenze der Fläche bestimmt, wo die Trümmer von Krakatau den Meeresboden bedecken. Als innere Grenze kann man etwa



Der Pik von Sebessi und vorliegende vulkanische Felsen.

die frühere Grenze der Insel nehmen, wo, wie schon erwähnt, eine größere Tiefe gefunden wird. Lieutenant van Doorn berichtet auf Grund der unter seiner Leitung veranstalteten Aufnahme Folgendes: Man empfing den Eindruck, als ob man sich an der Stelle, wo einst Krakatau gestanden hatte (d. h. der verschwundene Theil), über einem Krater befand, der voll Wasser gelaufen und dadurch erloschen war. Die Lothungen ergeben mit großer Wahrscheinlichkeit, daß keine Erhebungen und Senkungen des Meeresbodens stattgefunden haben und daß die Veränderungen, welche zu verzeichnen sind, nur als durch die Bruchstücke der Insel veranlaßt betrachtet werden müssen. Da, wo eine Verminderung der Tiefe nachgewiesen wurde, fand man, daß das Loth, welches vom Boden aufgeholt wurde, mit schwarzem Sande oder verkohltem Staube gefüllt war; manchmal vermischten sich mit diesen Massen feiner Bimsstein oder kleine, schwarze Steinchen, die sichtlich in glühendem oder geschmolzenem Zustande gewesen waren. Außerdem muß bemerkt werden, daß die Tiefen ganz plötzlich wechseln und die neu gebildeten Felsen Steinbrocken gleichen, die in geschmolzenem oder sehr heißem Zustande mit Wasser in Berührung gekommen sind. Aller Wahrscheinlichkeit nach wiederholen sich die über dem Wasserspiegel beobachteten eigenthümlichen Formen auch unter demselben, so daß man durch die Oberfläche der neu gebildeten Inseln ein treues Bild des Meeresbodens erhält. Ob sich auch unter dem Bimsstein eruptives Gestein befand, konnte nicht untersucht werden, da, wenn ein großes Stück in Bewegung kam, meistens starke Gasentwickelungen eintraten und die Arbeiter sich schleunig entfernen mußten. Die Bimssteinmassen waren noch sehr heiß, so daß die abgeschlagenen Stücke, welche man mit an Bord nahm, noch warm waren, nachdem sie eine Stunde lang im Boote gelegen hatten. Hervorgehoben zu werden verdient, daß die Veränderungen des Meeresbodens ganz plötzlich aufhören, und daß man über eine gewisse Grenze hinaus die früheren Tiefen unverändert wiederfand.

An Neubildungen, die sich über die Wasserfläche erheben, wären die Steers und Calmeijer Felsen zu nennen, die sich als Kuppen einer großen Bank bis über die Meeresfläche erheben; Verlaten Eiland hat sehr an Umfang zugenommen, ebenso hat die dasselbe umgebende Untiefe sich räumlich ausgedehnt, einige neue Klippen haben sich in diesem Raume gebildet und erheben sich aus Tiefen, die theilweise 50 m erreichen, bis beinahe zu der Wasserfläche; eine kleine Insel, die dicht bei Lang Eiland gelegen hatte, ist ganz verschwunden.

Ehe ich Krakatau verlasse, will ich noch einige Worte über den gegenwärtigen Zustand der Insel beifügen, deren Inhalt ich dem eben erwähnten Bericht entnehme. Der nördliche Theil der Insel ist, wie schon erwähnt, ganz verschwunden; an der jetzigen Nordseite erhebt sich der Pik mit einer zerbröckelten und zerrissenen Wand beinahe senkrecht vom Wasserspiegel und zeigt so einen über 800 m hohen

Digitized by Google

Vertikaldurchſchnitt des Berges, auf dem die verſchiedenen Erdlagen und das zu Tage tretende Geſtein ſich deutlich abzeichnen. Nur hier und da ſieht man auf der braunen Fläche einzelne heller gefärbte Spuren geſchmolzener vulkaniſcher Stoffe, welche noch, nachdem der halbe Berg verſchwunden war, über die Wand gelaufen ſind. Die noch beſtehenden früheren Abhänge des Berges ſind auch mit einer graugelben Lage bedeckt, die rauh und höckerig iſt und ganz das Ausſehen von Stoffen hat, welche in geſchmolzenem oder ſehr erhitztem Zuſtande mit Waſſer in Berührung gekommen ſind.

Wie Krakatau ſelbſt, ſind auch „Verlaten“ und „Lang Eiland“ ganz kahl, ganz unter Bimsſteinmaſſen begraben und ſie gleichen aus der Ferne geſehen, koloſſalen Lehmklumpen, die in Folge der Einwirkung der Sonne oder des Feuers zerriſſen und geborſten ſind. Während der Aufnahme noch (Oktober) verurſachten Dampfmaſſen, die ſich in dem glühenden Geſtein entwickelten, auf dieſen gelbbraunen formloſen Flächen eine angenehme Abwechſelung; ſie glichen dadurch einer ſchneebedeckten Landſchaft; man mußte das Fernrohr zu Hilfe nehmen, um ſich zu überzeugen, daß dieſe weißen Felder durch zahlreiche Wolken gebildet wurden, die aus den Riſſen emporwirbelten.

Ob dieſe Neubildungen hier von dauernder Art ſein werden, iſt eine Frage der Zeit und des Zufalls; wie ſie jetzt daliegen, ſcheinen ſie keine lange Dauer zu verſprechen, wenigſtens zeigen die erſte flüchtige und die folgende gründlichere Aufnahme Unterſchiede, die wohl kaum auf Ungenauigkeiten zurückgeführt werden können. Die traurigen Reſte von Krakatau werden wohl theilweiſe der Witterung nicht lange Widerſtand leiſten und namentlich die neu gebildete ſteile Kraterwand ſich etwas abflachen und damit die Höhe der Inſel vermindern. Man hat noch im Oktober in der Wand, namentlich in den tieferen Riſſen Waſſerdampfbildung beobachtet, die von leichten Exploſionen begleitet war, wodurch Wolken eines braunen Staubes aus allen Spalten aufwirbelten; durch die Erſchütterungen ſtürzten dann Erdmaſſen und Felsblöcke in das Meer hinunter, welche theilweiſe ſo groß waren, daß das Waſſer längs des Fußes der ganzen Inſel in Unruhe verſetzt wurde.

Nicht nur Auswurfmaſſen, ſondern auch die verſchwundenen Theile von Krakatau wurden während des Ausbruches in nördlicher (d. h. von nordweſtlicher bis nordöſtlicher) Richtung weggeſchleudert und weit und breit zerſtreut. Zunächſt hatten die Inſeln Sebeſſi und Sebuku zu leiden. Sebeſſi war von unten bis oben (Spitze des Kegelberges 859 m) ganz vollſtändig unter den ausgeworfenen Maſſen begraben und mit ihm die ganze auf 1500 bis 2000 Seelen geſchätzte Bevölkerung, von der niemand entronnen iſt. Ich hatte in meinem vorläufigen Berichte mitgetheilt, das Sebeſſi unbewohnt ſei. Dies war unrichtig, denn ſeit einigen Jahren ſcheint ſich dort eine permanente Anſiedelung gebildet zu haben; übrigens ſcheint man auch in Indien hiervon nichts gewußt zu haben, denn ſehr ſpät erſt hat man dort ganz erſtaunt von Geretteten aus den Lampongs vernehmen müſſen, daß die oben angegebene Zahl von Eingeborenen auf der genannten Inſel ihr Grab gefunden hat. Während der Aufnahme im Oktober war die Sebeſſi bedeckende Lage jedoch ſchon dünner geworden, hier und da ſah man verbrannte Stämme, die aus der Aſche hervorragten; noch ſchrecklicher war das Bild der Verwüſtung, welches die Inſel Sebuku bot. Gerade weil hier die Vernichtung der Vegetation nicht ſo vollſtändig geweſen war, wie auf den ſüdlicher gelegenen Inſeln, weil man hier Gelegenheit hatte, Vergleiche anzuſtellen, empfand man den Eindruck viel lebhafter, an einzelnen Stellen waren die Bäume bis zum Gipfel unter der Aſche begraben, daneben deckte nur ein dünnes Leichenkleid die Erde und daraus erhoben ſich die kahlen, entblätterten Stämme, deren Laubwerk früher dem Vorbeifahrenden ein ſo anmuthiges Bild geboten hatten. Erſt die kleinen Inſeln im Norden von Sebuku zeigten hier und da wieder ein wenig friſches Grün.

Die Bimsſteinmaſſen, welche zunächſt die Sundaſtraße bedeckten, müſſen ganz ungeheuer geweſen ſein. Daß ſchon ſeit Mai bedeutende Maſſen ausgeworfen worden ſind, kann man ſich nach den oben mitgetheilten Notizen vorſtellen; in welcher Weiſe aber der Ausbruch vom Auguſt die Sundaſtraße mit ſolchen Maſſen überſchüttet hat, dafür werde ich einige weitere Belege beibringen. Im erſten Theile habe ich ſchon erwähnt, daß die „Berbice“ ſchon am 27. Nachmittags beim Leuchten der Blitze ſich auf allen Seiten von Bimsſtein umgeben ſah, und daß am 28. Mittags zwölf Uhr, als das Schiff unter vollen Segeln auf Javahead loshielt, die dicke Bimsſteinlage, welche daſſelbe durchdringen mußte, ſeiner Schnelligkeit Eintrag that. Ebenſo iſt ſchon berichtet, wie der „London“ ſich einen Weg aus der Lampongbai bahnen mußte, und welche Beobachtungen er zwiſchen Krakatau und Sebeſſi machte. Lehrreicher noch ſind die Beobachtungen, welche einige Tage ſpäter ſowohl in der Sundaſtraße als in der Lampong- und der Semangkabai gemacht wurden. Zunächſt möge der Bericht des „Prins Hendrik“, eines Kriegsſchiffes von 400 nominellen Pferdekräften und 2000 Tonnen, welcher am 30. Auguſt von Batavia nach der Sundaſtraße dampfte, um die ankommenden Schiffe zu warnen, eine Stelle finden. Ich übergehe die Schilderung, die von dem veränderten Ausſehen der Straße gegeben wird, und erwähne nur, daß er Bimsſteinfelder in derſelben antraf. Da er in der Nacht vom 1. auf den 2. September das Licht von Blakke Hoek nicht ſah, wurde hier ein Landungsverſuch gemacht, der der vorliegenden Bimsſteinbänke wegen aufgegeben werden mußte. Erſt einige Tage ſpäter glückte es einem andern Schiffe, mit dem Lande in Verbindung zu treten. Hierauf legte ſich der „Hendrik“ vor die Paſſage zwiſchen Krakatau und Sebeſſi; Verlaten und Lang Eiland rauchten fortwährend, während man auch Nachts zuweilen eine Flamme bemerkte. Am 15. September wurde ein Verſuch gemacht, in die Semangkabai, wo, wie man wußte, ſich ganze Felder von Bimsſtein befanden, einzudringen. Man fand auch eine offene Stelle, wo man eine Landung verſuchte, mußte jedoch den Verſuch aufgeben, weil da eine zu heftige Brandung ſtand. Wohl aber glückte es einem kleinen Fahrzeuge der Eingeborenen, vom Lande her das Schiff zu erreichen. Das Boot war indeſſen zum zweitenmale mit beſſerm Erfolg nach dem Strande geſchickt worden, der Seewind trieb jedoch den Bimsſtein wie Treibeis in die Bai, wodurch das Boot trotz aller Anſtrengungen von den treibenden Maſſen eingeſchloſſen wurde. Der Bimsſtein erreichte um das Schiff hin eine Dicke von fünf Fuß, die Mannſchaft erhielt Befehl, das Boot zu verlaſſen und ans Land zu gehen, was endlich auch mit vieler Mühe glückte. Der „Hendrik“ wollte nun die Bai verlaſſen, nur mit Kraftentwickelung ſeiner beiden Schrauben glückte es ihm mit vieler Mühe zu drehen; nach etwa einſtündiger Arbeit war die Maſchine verſtopft und ein Kondenſator explodirte. Die Lage war ſehr ernſt; man hatte nur für ſechs Tage Lebensmittel, weshalb die Mannſchaft ſofort auf halbe Ration geſetzt wurde. Soweit man ſehen konnte, war das Schiff von Bimsſtein umringt, eine eintönige graue Fläche, die nur hier und da durch Baumſtämme und größere Bims-

steinmassen unterbrochen wurde. Der Bimsstein war übrigens so dick, daß die Dünung ihn nicht aufheben konnte und er eine zusammenhängende Masse bildete. Am Abend, als der Landwind durchkam, ließ man sich mit den Bimssteinmassen aus der Bai treiben, am nächsten Tage mußte man, als der Seewind sich erhob, in 300 Faden vor Anker gehen. Nach dreißigstündiger Arbeit war es geglückt, die Maschine zu repariren. In der Nacht ließ man sich mit dem Landwind treiben und dampfte dann unter der größten Gefahr für die Maschine (man dachte selbst daran, die Feuer zu löschen, weil die Wasserstandsgläser verstopft waren) mit äußerster Vorsicht aus der Bai und befand sich nach vier Stunden wieder in offenem Wasser. Noch schwieriger war die Schiffahrt in der Lampongbai.

Schon am 4. September sah man zu Telok Betong keine Spur von Wasser mehr in der Bai, alles war mit Bimsstein bedeckt; erst am 8. September glückte es der Bemannung einer Hopperbarge, welche in der Bai gelandet war, auf dem Landwege Telok Betong zu erreichen und erst am 11. September brachte eine zweite Hopperbarge Lebensmittel, welche man sehr nöthig hatte, da schon seit dem 28. August alles auf halbe Ration gesetzt war. Das Schiff, welches sich endlich einen Weg durch die Bimssteinmassen bahnte, hatte dieselben bis 14 Fuß dick gefunden. Erst gegen Ende Oktober glückte es einem größern Dampfer Telok Betong zu erreichen, gleichwohl aber war wieder im November eine Hopperbarge, welche Lebensmittel brachte, 11 Tage lang im Bimsstein besetzt.

Wenn man nun annimmt, daß die beiden Baien im Durchschnitt in der Dicke von 2 m mit Bimsstein bedeckt waren (oben waren 5 und 14 Fuß angegeben), daß ferner Asche ꝛc. in einer Dicke von einem halben bis einem Meter gefallen ist, so erreicht man schon eine so kolossale Totalziffer für die ausgeworfenen Massen, daß man über dieselbe erstaunt, und doch ist dies nur ein kleiner Theil derselben, da Stein- und namentlich Aschenregen sehr viel weiter gefallen ist. Daß diese Massen unter Umständen eine bedeutende Veränderung der Umrisse des Landes, wo sie sich etwa festsetzen, zu bewirken im Stande sein werden, liegt auf der Hand; werden sie nicht durch die Westmousson zerstört, so packen sich die Bruchstücke immer fester zusammen und es wird nicht lange dauern, bis sich einige Vegetation auf denselben entwickelt; in der Semangka- und Lampongbai sind sie übrigens nach den letzten Nachrichten beinahe gänzlich verschwunden; dagegen treiben in der Javasee bedeutende Bimssteinmassen, die der Schiffahrt hier und da sehr unbequem werden. Außer von Aschen- und Steinregen wird auch von Schlammregen gesprochen. Ich finde keine Angaben über die Bestandtheile des Schlammes; es ist daher problematisch, ob derselbe durch Vermischung des Seewassers mit den Ausbruchmassen, oder durch Vermischung der letzteren mit fallendem Regen gebildet worden ist. Es scheint eigenthümlich, daß die „Berbice", welche vom 26. Abends an der ganzen Wuth des Ausbruches ausgesetzt war, nichts von Schlammregen berichtet; nur als ein leichter Regen gefallen war, hatte sich aus der Asche eine Kruste gebildet. Uebrigens ist es sehr wohl möglich, daß die mit Meerwasser vermischte Asche, welche die Explosionen in nördlicher (NW bis NO) Richtung forttrieben, nicht hoch genug geschleudert wurde, um durch die Luftströmungen südwärts getragen zu werden. Oertlich scheint eine südliche Richtung der obern Strömung vorgeherrscht zu haben; bekam doch der „London" noch am Abend und in der Nacht vom 28. auf den 29. einen Aschenregen am südlichen Eingang der Sundastraße. Daß übrigens ein tüchtiger Regenguß einen Aschenregen sofort in einen Schlammregen verwandeln kann, dafür spricht meine eigene Erfahrung; ich erinnere mich, daß ich im Jahre 1863 einmal in einen vom Merapi (Java) herrührenden ziemlich starken Aschenregen gerieth und von einem Gewitter überrascht wurde. In einem Augenblick war meine Person und mein Pferd sowie mein Gefolge mit einem Schlammüberzuge bedeckt und die Asche, welche die Landschaft eingehüllt hatte, war theilweise von den Bäumen heruntergewaschen, der Boden aber sah weithin einem Morast ähnlich.

Nach einer Mittheilung von Daubrée in der Sitzung der Akademie des Sciences vom 19. November sah man unter dem Mikroskop in der Asche, welche notorisch von Krakatau herrührte, farblose Krystalle von Feldspath, wahrscheinlich Albit, kleine schwarze Fragmente von Augit, eine große Anzahl durchscheinender Krystalle von Hypersthen und Krystalle von Magnetit und Pyrit. Herr Rénard in Brüssel beschreibt die Asche als eine Zusammenstellung von Plagioklas, Augit, rhombischen Pyroxenen und Magnetit.

Was den Grad der beobachteten Dunkelheit betrifft, so stimmen alle Quellen, welche über dieselbe berichten, darin überein, daß dieselbe sehr tief war; man sah *nichts* mehr, so lange die Luft nicht durch Blitze erhellt wurde, und das ist sonst nicht oft der Fall; nur selten findet man auf dem Meere eine so tiefe Nacht, daß man nicht wenigstens theilweise Taue und Masten sieht und die Wellen, die sich am Schiffe brechen. Uebrigens stand die Dunkelheit nicht in direkter Beziehung zum Aschenregen; wenigstens wurde sie durch den „Annesley" auch beobachtet, ohne daß Asche fiel; natürlich war in diesem Falle das Licht der Sonne durch eine schwere Aschenwolke verhindert, die Erde zu erreichen. Wenn eine hinreichende Anzahl solcher Beobachtungen vorhanden wäre, könnte man vielleicht mit genügender Sicherheit die Höhe feststellen, welche die Auswurfmassen erreicht haben, die bei einer andern Gelegenheit durch das deutsche Kriegsschiff „Elisabeth" auf 10 000 m bestimmt wurde.

Die längste Dauer der Dunkelheit wurde an Bord der „Berbice" beobachtet; sie dauerte da von Sonnenuntergang am 26. Abends 6 Uhr bis 8 Uhr Morgens am 28.; überall sonst wurde, wenigstens am 27. Morgens 6 Uhr schönes Wetter beobachtet, wie es auch am 28. gleich um 6 Uhr hell wurde.

Wir sehen also, daß südlich von Krakatau die Finsterniß viel länger anhielt; auch scheint hier der Aschenregen am stärksten gewesen und am längsten ununterbrochen fortgedauert zu haben, selbst noch nachdem der Ausbruch beendet war. Es handelte sich also hier nicht um Massen, welche kurz vorher ausgeworfen waren und direkt niederfielen, sondern um Asche, die in die höheren Luftschichten eingedrungen und von denselben mitgeführt war. Es ist nicht nur die Kraft der Explosionen, welche die Asche in die obersten Luftlagen geführt hat, sondern namentlich die ungeheure Hitze, die einen furchtbaren nach oben gerichteten Zug veranlaßte. Man vergleiche hiermit die Beschreibung, die ein Augenzeuge vom Zustande von Krakatau im Mai giebt (siehe meinen Aufsatz im „Globus" XLIV, S. 234), wo er sagt, daß alles wie in einem ungeheuren Schornstein nach oben gerissen wurde, und in diesem Vorgange liegt auch der Grund, weshalb der Aschenregen gleichzeitig in verschiedenen Richtungen beobachtet werden konnte. Der Hauptzug aus dem Krater drängte nach oben; an der Grenze dieser Säule von furchtbar erhitzter, mit Gasen und Dämpfen geschwängerter Luft griffen die verschiedenen Strömungen der Atmosphäre in ungleicher Höhe ein und entführten den aufwärtsstrebenden Massen die trägeren Bestandtheile am schnellsten, während die mehr im Centrum

Digitized by Google

befindlichen und die leichteren Bestandtheile immer weiter von der Erde abgeführt wurden, bis die aufwärtstreibende Kraft erschöpft war, und das konnte sehr lange dauern. Ich will nur noch daran erinnern, daß man zugleich auch der Elektricität eine Rolle zugetheilt hat. Die Partikelchen nämlich, die in die Höhe getrieben wurden, rührten von der Erde her und besaßen negative Elektricität. Frei geworden stießen sie einander ab und zeigten auch ein Bestreben, von der Erde entfernt zu bleiben. Wie schnell und wie weit und nach wie ganz verschiedenen Richtungen die Asche geführt wurde, möge man aus Folgendem ersehen. Die Bark „Arabella" berichtet: Dienstag Morgen, 28. August 1883, fing ein Regen an, bei dem etwas Sandähnliches auf Deck fiel; dies dauerte den ganzen Tag und den nächsten fort. Am 28. Mittags befand sich das Schiff auf 5° 37′ südl. Br. und 88° 58′ östl. L.; es wehte leichter Wind aus WSW und von Zeit zu Zeit war es still. Javahead in der Richtung O halb S, etwa 970 Meilen entfernt. Die Asche muß nothwendigerweise durch den obern östlichen Strom über das Schiff hingeführt worden sein, um mit dem untern Westwind auf dasselbe zu fallen. Ein zweiter Bericht aus Australien sagt: „Auf unserer Reise vom Ashburton-Fluß her wurde die „Medea" (sie befand sich da etwa 50 bis 100 Meilen von der Westküste Australiens und etwa 1000 Meilen in südsüdöstlicher Richtung von Javahead) von einem starken Regen von vulkanischem Staub (der äußerlich zubereiteter Walkererde ähnlich sah) überrascht, welcher zwischen Sonnenuntergang am 30. und Sonnenaufgang am 31. August fiel." Wenn dieser Staub von dem Ausbruch von Krakatau herrührt, muß er in drei Tagen über 1000 Meilen zurückgelegt haben. Ich führe diese Beispiele, deren Zahl sich sehr vermehren ließe, nur an, um zu zeigen, daß selbst der grobe Staub sehr schnell in ganz verschiedenen Richtungen verbreitet wurde[1]).

Die beiden Punkte, an denen die eben mitgetheilten Beobachtungen gemacht worden sind, liegen in gerader Linie etwa 500 deutsche geographische Meilen aus einander und dieser Weg wurde in ein paar Tagen zurückgelegt! Weiter unten komme ich noch auf diesen Punkt zurück.

Daß während des Ausbruches das Barometer in der Nähe der Sundastraße sehr unruhig war, ist einleuchtend; die „Berbice" berichtet, daß es 2 engl. Zoll Unterschied in kurzen Pausen aufwies und die Zeiger der Aneroidbarometer sich in größter Unruhe hin und her bewegten. Auf dem „Annesley", der sich doch ziemlich weit von der Scene des Ausbruches befand, notirte man Unterschiede von ½ bis 1 Zoll in der halben Stunde; vom „Loudon" berichtet man, daß das Barometer auffallend hoch stand und in Tandjong Priok wechselte der Stand zwischen 759 und 763 mm[1]) und zwar in Zwischenräumen von 2 bis 5 Minuten, und diese Erscheinung hielt von 9 bis 12 Uhr an. Das Thermometer an demselben Orte wies nicht ganz 19° C., was wohl der Verdunkelung der Sonnenstrahlen zugeschrieben werden muß. Aus der Nähe der Katastrophe liegen keine Angaben über die Thermometerbeobachtungen vor; daß trotz der Dunkelheit die Temperatur nicht abgekühlt, sondern im Gegentheil noch erhöht wurde, ist auf naheliegende Ursachen zurückzuführen. Der Orkan, von dem der „Loudon" berichtet, war auch auf einen Theil der Lampongbai lokalisirt, wo er furchtbaren Schaden an Pflanzungen und in den Wäldern angerichtet hat; der Weg längs der Küste war beinahe unpassirbar; an einigen Stellen war die Verwüstung, welche der Wind verursacht hatte, viel größer, als diejenige, welche man der Fluthwelle und dem Aschenregen zuschrieb.

Hiermit glaube ich den Bericht über die Wirkung der Eruption auf die unmittelbare Umgebung erledigt zu haben und komme nun zu denjenigen Erscheinungen, welche sich weiterhin fühlbar machten, von denen ich jedoch die Fluthwelle oben bereits besprochen habe.

[1]) Uebrigens ist am 25. August ein Ausbruch in West-Australien beobachtet worden.

[1]) Ich finde angegeben 750 bis 763 und 789 bis 763, beides wahrscheinlich ein Druckfehler.

Die gegenwärtige Lage und die Aussichten des Mormonismus.

Von **A. Freiherrn v. Moltke.**

Wie bekannt, liegt das seit einigen Jahrzehnten so viel besprochene Territorium von Utah in einer für Naturforscher sowohl wie Naturliebhaber sehr interessanten Vertiefung des Beckens, welches sich zwischen den Sierras an dem Stillen Ocean und der gewaltigen Kette der „Rocky Mountains" hinstreckt. Bei weitem der größte Theil seiner Gewässer entleert sich in den Großen Salzsee, der mit dem Ocean in keinerlei Verbindung steht. Regen fällt in dem Territorium wenig und seine Kultur hängt fast ausschließlich von der Bewässerung aus den Strömen ab, die ihr Bett durch den geschmolzenen Schnee der östlichen Bergkette füllen. Das Klima zeigt eine große Temperaturverschiedenheit, doch ist es im Durchschnitt dem von Baltimore ähnlich. Sein Flächeninhalt beträgt ungefähr 80 000 Quadratmeilen; es ist also um ein Fünftel größer als ganz Neu-England, d. h. Massachusetts, Maryland, New Hampshire und Rhode Island. Die wasserreichen Ströme des Landes sind nicht zahlreich, weshalb die Produktion des Bodens nicht ausreicht, um eine dichte Bevölkerung zu ernähren.

Seit mehr als 30 Jahren liegt in diesem eben kurz skizzirten Territorium Sitz und Centrum des Mormonismus, mit dem sich unsere Zeitungen von Zeit zu Zeit eingehend befassen und erschöpfende Abhandlungen über dessen Entstehen und Entwickelung bringen. Das Publikum erinnert sich dann mit innerer Empörung der Thatsache, daß jenseits des Oceans in einem Lande, das sich berufen wähnt, demnächst an der Spitze der Civilisation zu schreiten, die Polygamie besteht, ja in gewissem Sinne geduldet wird. In allerneuester Zeit hat die amerikanische Presse schärfer wie früher zu dieser Angelegenheit Stellung genommen und auf rücksichtsloses Einschreiten gedrungen. Da dieselbe Anschauung sich auch bei den Staatsmännern der Union Bahn bricht, so dürfte es vielleicht von Interesse sein, die gegenwärtige Lage und die Aussichten des Mormonismus näher zu beleuchten.

Der Mormonismus ist für den Washingtoner Kongreß noch ein ungelöstes Problem; dieser Kongreß und mit ihm das amerikanische Volk befindet sich in seinen republikanischen Anschauungen über die Rechte einer selbständigen

Digitized by Google

Gemeinde und in seinen anglo-sächsischen Principien hinsichtlich der Schwurgerichte dem Mormonismus gegenüber in einer tief empfundenen Verlegenheit. Allerdings ist der Standpunkt überwunden, die Vielweiberei der Mormonen als eine in deren religiösen Anschauungen begründete Einrichtung zu betrachten. Diese Theorie fand selbst bei vielen Anti-Mormonen fruchtbaren Boden, die, sich auf den Grundsatz „free exercise of religious faith“ berufend, jedes Einschreiten in dieser Richtung für einen Eingriff in die verbürgten Rechte eines amerikanischen Staatenbürgers erklärten. In neuester Zeit aber haben öffentliche Meinung, Kongreßakten und sogar der oberste Vereinigte-Staaten-Gerichtshof (Supreme Court of the United States) dahin entschieden, daß die Vielweiberei der Mormonen ein Verbrechen gegen die politischen Einrichtungen des Landes sei, also beseitigt werden müsse. Das „Wie?“ ist jedoch die Frage, die noch immer einer befriedigenden Antwort harrt. Gewaltmaßregeln der benachbarten Gemeinden haben diese Beseitigung nicht vermocht, denn, sobald die Mormonen in einem Staate beunruhigt wurden, wanderten sie nach einem andern aus, bis sie im Jahre 1847 die damals noch menschenleere Stätte fanden, auf der sie gegenwärtig noch hausen. Die Abgeschiedenheit des Territoriums begünstigte die stetige Ausbreitung der Sekte wesentlich und man mußte sich gestehen, daß ihre Ausrottung aus dem bis vor 10 Jahren fast unnahbaren Thale des Salzsees mit bedeutenden Schwierigkeiten verknüpft sein würde. In neuester Zeit haben jedoch der Bau der Pacific-Bahn, die Entdeckung reicher und ausgedehnter Minen in jenen Gegenden und der daraus sich entwickelnde lebhaftere Verkehr die im fernen Westen gelegene Mormonen-Oase in ihre nivellirende Umarmung geschlossen und der Civilisation näher gerückt. Die vormals exklusive Stellung der Mormonen hat damit ihr Ende erreicht; es muß nun in nicht allzu ferner Zeit entschieden werden, welchen Standpunkt die Gesammtheit der Vereinigten Staaten der Gemeinde gegenüber einnehmen will. Die Hoffnung und das wirksamste Vertheidigungsmittel der Mormonen liegt in der legislativen Selbständigkeit jedes einzelnen Staates der großen Republik. Sie strebten daher stets darnach, sich als Staat zu konstituiren, um mit Hilfe ihrer Anhänger in den Justiz- und Verwaltungsämtern der Polygamie und sonstigen den Gebräuchen der übrigen Staaten zuwiderlaufenden Institutionen ihrer Sekte den Stempel unantastbarer Gesetzmäßigkeit aufzudrücken. Dazu verstand sich nun der Kongreß in Washington, vielfacher stürmischer Anläufe ungeachtet, bisher nicht, aber er bewilligte 1849 den Petenten volle Freiheit, sich selbst zu organisiren. Damit war viel erreicht. Die Mormonen versäumten nicht, von dieser Bewilligung den umfassendsten Gebrauch zu machen, so daß Nicht Mormonen sich zweimal besannen, bevor sie in das Utah-Territorium auswanderten. Im Jahre 1862 glaubte man der Sekte die Vernichtung zu dekretiren, indem der Kongreß eine Bill annahm, welche die Mormonen der auf Vielweiberei gesetzten Strafe unterwarf. Jahr für Jahr wurde dann im Kapitol zu Washington der Versuch erneuert, um dieser Akte durch Verordnungen aller Art thatsächliche Anwendung zu verschaffen. Aber nur in einem einzigen Falle war dieses Bestreben erfolgreich. Es ist der im Winter 1878 auf 1879 eingeleitete Proceß gegen den Mormonen Reynolds. Der oberste Vereinigte-Staaten-Gerichtshof verwarf die religiöse Seite der Frage gänzlich und zog nur die kriminelle Handlung der Vielweiberei in Betracht, womit formell ein Präcedenzfall geschaffen war.

Wie es möglich war, daß trotz der vorhandenen Gesetzesakte Strafurtheile gegen die Mormonen zu den Seltenheiten, Strafvollziehungen beinahe zu den Unmöglichkeiten gehören, muß dem, der die amerikanischen Verhältnisse nicht kennt, völlig unerklärlich erscheinen. Der Grund liegt in der amerikanischen Rechtspflege. In den Vereinigten Staaten müssen die Geschworenen einstimmig sein, um ein Urtheil zu erzielen. Ist also nur ein Mormone unter ihnen, der vorgiebt oder glaubt, die Polygamie für eine göttliche Einrichtung halten zu müssen, an der Menschenwitz nicht rütteln darf, so ist selbstverständlich die Sache des angeklagten Mormonen gewonnen. Nehmen wir aber an, daß sämmtliche Geschworenen in der Verdammung der Polygamie einig sind, so entsteht dem Gerichtshof eine neue Schwierigkeit. Das Gesetz verlangt direkte Beweisführung dafür, daß zwei oder mehr Heirathen mit noch lebenden Frauen von einem Manne geschlossen sind, um denselben als Polygamisten verurtheilen zu können. Diese direkte Beweisführung ist aber in Utah eine Unmöglichkeit, da die mormonischen Trauungen stets insgeheim, mit Ausschluß jedes Unberufenen, also jedes Nicht-Mormonen vollzogen werden. Die bei solchen Trauungen zugegen gewesenen Mormonen leugnen, sofern sie als Zeugen vorgeladen werden, ohne Bedenken jegliche Wissenschaft der Sache, einmal aus Korpsgeist und dann, weil ihnen das Verbot, irgend etwas auszusagen, als ein göttliches hingestellt wird.

Man sieht also, daß die mächtige, stolze Union in der neuen Welt dem Unwesen der Mormonen gegenüber machtlos dasteht. Wenn man der Statistik trauen darf, so ist bis heute ein stetiger Zuwachs der Utah-Gemeinde zu konstatiren. Im Jahre 1866 betrug die Bevölkerung Utahs (Mormonen) ca. 60 000; sie ist nach dem Census von 1880 in eben diesem Jahre auf 143 963 Seelen gestiegen, von denen ca. 72 000 über 18 Jahre alt waren. Gegenwärtig noch übertrifft in Utah die Anzahl der Polygamisten mit ihren Kindern die der Nicht-Mormonen bei weitem.

Die freie Verfassung der Vereinigten Staaten und die Beschaffenheit der Geschworenengerichte binden denjenigen die Hände, welche energisch einschreiten können oder wollen. Der oben angeführte Fall von Reynolds hatte nicht einmal den gehofften moralischen Erfolg. Mormonen-Delegationen pilgerten nach Washington und stellten in beredten Worten das Loos der Frauen und Kinder dar, sofern die Entscheidung des Gerichts als Norm angenommen würde. Humane Bedenken leiteten die Kongreß-Komités und man suchte der richterlichen Entscheidung die Spitze abzubrechen. Es ist kaum zweifelhaft, daß, wenn erst die Utah-Bevölkerung eine gewisse Höhe erreicht haben wird, der Kongreß triftige Gründe nicht mehr finden kann, die Konstituirung eines Utah-Staates abzulehnen. Damit aber wäre in Gemäßheit der Verfassung jede „interference“ in die internen Angelegenheiten des Mormonenstaates abgeschnitten. Sofern die Sektirer dann noch die Oberhand hätten, genösse die Welt das interessante Schauspiel, inmitten eines mächtigen, blühenden und hochentwickelten Staates einen Theil desselben zu sehen, in welchem die Vielweiberei in ihrer abschreckendsten Gestalt unter dem Schutze des Gesetzes getrieben wird.

In anderen Ländern würde man unter ähnlichen Verhältnissen zu Ausnahme-Maßregeln schreiten, also etwa für das Utah-Gebiet besondere Gesetze schaffen und diese durch besonders organisirte Gerichtshöfe zur Geltung bringen. Derartige „Eingriffe“ in die Gemeinde- und individuellen Rechte widerstreben aber der Mehrzahl der Amerikaner, weshalb bis jetzt alle dahin zielenden Anträge im Kongreß verworfen worden sind. Man scheint zu beab-

Digitized by Google

sichtigen, den Mormonismus sich todt bluten zu lassen, d. h. der seit ca. 12 Jahren in Gang gekommenen Einwanderung von Anti-Mormonen (Gentiles) allen möglichen Vorschub zu leisten und sie indirekt thunlichst zu begünstigen, damit dieselben im Laufe der Zeit das numerische Uebergewicht gewönnen, sich der Aemter und Würden bemächtigten. Dieser Weg dürfte jedenfalls ein langsamer sein, um so mehr, als die Mormonen Legislative, die Gefahr erkennend und würdigend, vor wenigen Jahren beschloß, daß auch die Frauen zum Stimmrechte herangezogen werden sollen. Man erkennt leicht, daß sich die Mormonen hiermit die Majorität auf unabsehbare Zeiten gesichert haben und daß die Vereinigte-Staaten-Regierung, so lange nicht der oben angedeutete Weg der Expropriationen durch die Nicht Mormonen der Sekte die Lebensader durchschneidet, ein machtloser Zuschauer des Treibens in Utah bleiben wird.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Da die Zeit für Reisen nach dem Süden herangekommen ist, erlauben wir uns, diejenigen unserer Leser, welche Italien als Ziel gewählt haben, darauf aufmerksam zu machen, daß von Gsell-Fels' Italien-Führern (Leipzig, Bibliographisches Institut) zwei Bände in neuer Bearbeitung erschienen sind: „Ober-Italien" in vierter, „Rom und die Campagna" in dritter Auflage, denen sich Kleinpaul's „Italienischer Sprachführer", ein, wie wir aus Erfahrung bezeugen können, vortreffliches Hilfsmittel, in zweiter handlicherer Ausgabe anschließt.

— In der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin" (1884, Heft 1) macht Prof. Heinrich Kiepert bei der Besprechung der Administrativ-Eintheilung der neuen griechischen Nordprovinzen darauf aufmerksam, daß die Grenzlinie zwischen den beiden Nomen (Provinzen) Trikkala und Arta nicht, wie man hätte annehmen sollen, über den Hauptrücken des Pindos-Gebirges auf der Wasserscheide zwischen den Flüssen Salamvrias und Aspropotamos verläuft. Der Nomos Trikkala reicht vielmehr nach Westen über diese Wasserscheide hinaus bis an den Aspropotamos, ja über den selben bis an die Wasserscheide zwischen ihm und dem Arta, dergestalt, daß nicht nur Eparchien (Kreise), sondern selbst einzelne Demen oder Gemeinden wie Aethikes, Chalkis und Lakmon auf beiden Abhängen des Pindos-Gebirges liegen, Ortschaften aus beiden Stromgebieten in sich begreifen. So hätte man nicht verfahren können, meint Prof. Kiepert, wenn der Verkehr zwischen denselben nicht durch weit zahlreichere gangbare Pässe erleichtert wäre, als man bisher anzunehmen geneigt war; unsere Karten stellen das Scheidegebirge wahrscheinlich viel zu übertrieben und rein theoretisch als einen steilen und hohen Rücken dar. Da die Bereisung dieser hochinteressanten Gebirgslandschaft durch die griechische Besitznahme jetzt so bedeutend leichter geworden ist als früher, so wird die Vorstellung einer zusammenhängenden Hochkette des Pindos an dieser Stelle hoffentlich bald einer richtigern Auffassung der speciellen Terrainformen weichen müssen.

Asien.

— K. E. von Ujfalvy's letzte Reise, welche sich auf verschiedene Theile des westlichen Himalaja, namentlich Tschamba, Kaschmir und Baltistan erstreckte, verfolgte hauptsächlich anthropologische Zwecke. Die Schilderung, welche Ujfalvy's Gattin und Reisegefährtin davon gegeben, kennen unsere Leser aus den illustrirten Artikeln in Bd. 44, Nr. 14 ff., welche nächstens ihre Fortsetzung erhalten werden. Inzwischen hat Ujfalvy selbst in seinem Buche „Aus dem westlichen Himalaja" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1884) über seine Erlebnisse und Forschungen Bericht erstattet. Er berücksichtigt darin weniger das Landschaftliche und eigentlich Geographische, als das Anthropologische (vergl. besonders S. 170 bis 186, 219 bis 235 und die vier Tabellen mit Körpermessungen am Schlusse), daneben die Verbreitung der Religionen in Centralasien (S. 265 ff.) und das Kunstgewerbe, namentlich die interessante Metallindustrie jener Länder (vergl. S. 66, 97, 196 bis 205). Er unterscheidet anthropologisch (nicht linguistisch) zwei arische Gruppen in den Gebieten nördlich und südlich des Hindukusch: 1. Pamir-Iranier und 2. Hindukusch-Indier, welche er folgendermaßen charakterisirt. Die iranische Gruppe ist von mittelgroßem Körperwuchs und gedrungen, hat schlichtes, dunkles, kastanienbraunes, selten blondes Kopfhaar, dunkle Augen, südeuropäische Hautfarbe, mäßig, besonders auf der Brust behaarten Körper, ist hyperbrachycephal, weit brachycephaler als die Tadschiken und usbekischen Nachbarstämme. Diese Gruppe umfaßt die Stämme der Galtscha und Berg-Tadschiken, sowie die Bewohner von Karategin, Darwaz, Schugnan, Sirikol, Wachan und dem obern Badakschan. Der Typus der indischen Gruppe (Bewohner von Kafiristan, Tschitral und Dardistan), zu welcher Ujfalvy auch auf Grund seiner Messungen die Burisch-Völker und Baltis rechnet, ist: über die Mittelgröße hinausragend, schlank; gelocktes, meist sehr dunkles, fast nie blondes Haupthaar; dunkle Augen; südeuropäische Hautfarbe; der Körper stark behaart, besonders auf den Beinen; hyperdolichocephal, noch dolichocephaler als die Afghanen.

Eine „Ethnographische (besser wohl „Anthropologische") Karte von Hoch-Asien" und eine solche von Baltistan helfen diese Verhältnisse erläutern; eine dritte zeigt die dortige Verbreitung des Islam und des Buddhismus (in dem dazu gehörigen Texte sind die Angaben über Reste der zoroastrischen Religion und des Brahmanismus im Himalaja von Interesse); eine vierte die Verbreitung der Polyandrie in Indien und Tibet; den Beschluß macht eine „Ethnographische und politische Karte von Kafiristan, Tschitral, Dardistan und dem indischen Kohistan."

Wir versagen uns hier, weiter auf die ethnographischen Theile des Buches einzugehen, weil wir demnächst ausführlicher auf dieselben zurückkommen müssen; erwähnenswerth scheint uns nur noch der ausgesprochene Haß Ujfalvy's gegen das Russenthum zu sein, speciell gegen General Kaufmann, Prof. Grigoriew u. A. (s. Vorrede S. XII, S. 9, 10, 21, 22 und 46). Fast unglaublich klingt folgender Passus (S. 217): „Der famose Pic Kaufmann, von einem russischen Ingenieur entdeckt und auf 26000 Fuß bestimmt, dürfte nur in der Einbildungskraft dieses kühnen Geographen existirt haben. Bei meinem letzten Aufenthalte in Petersburg versicherte mir eines der bedeutendsten Mitglieder der dortigen Geographischen Gesellschaft, „das Pikanteste an diesem Pic wäre, daß man ihn nicht mehr aufzufinden im Stande ist."

Afrika.

— Von dem französischen Reisenden Giraud ist nach zehnmonatlicher Pause Nachricht aus dem Innern nach Zanzibar gelangt, und zwar etwas verwirrte, da sie von einem seiner Träger herrührt, der seinen Herrn am 12. Juli 1883

Digitized by Google

in Kitinkura, vier Tagereisen vom Moero-See, verließ. Auf seinem Wege zum Niassa-See stieß der Reisende auf eine Schar Maviti oder Zulu, welcher er schweren Tribut zu zahlen hatte, fand aber Unterstützung beim Sultan von Urori, der ihm Träger stellte, überstieg dann das 2600 m hohe Gebirge am Nordende des Niassa-Sees und marschirte von dort nach dem Bangweolo-See, an dessen Ufer, in Konde, er zwei Wochen rastete, ehe er nach Nordosten aufbrach. Sein Wunsch war bekanntlich, den Kongo hinabzugehen; möglich, daß er bereits einen großen Theil dieser Aufgabe gelöst hat.

— Es ist G. Révoil leider nicht gelungen, wie französische Blätter meldeten, Ganane am Dschub zu erreichen (s. „Globus", Bd. 44, S. 320); die Feindseligkeit der Eingeborenen hinderte ihn, weiter als die kurze Strecke bis Gelidi oder Dschelibi am untern Wabi-Flusse vorzudringen. Wahrscheinlich erblickten sie in ihm einen Handelskonkurrenten und gestatteten ihm deshalb trotz seiner Versprechungen das Vordringen nicht.

Inseln des Stillen Oceans.

— Dem Beispiele der Besitzer der „Argus" und „The Australasian" in Melbourne, welche eine Expedition nach Neu Guinea sandten, ist auch der Besitzer des ebenfalls in Melbourne erscheinenden „The Age" gefolgt. Er engagirte Mr. G. E. Morrison, welcher, begleitet von zwei Europäern und zwei Eingeborenen, von dem Hafenorte Port Moresby an der Südostküste von Neu Guinea eine Forschungsreise ins Innere in nordöstlicher Richtung unternahm. Ungleich dem Mr. W. Armit, stieß Mr. Morrison von vornherein auf Widerstand und Feindseligkeiten von Seiten der Eingeborenen. Sie waren, wie er berichtet, sehr zahlreich, verrätherisch und in hohem Grade diebisch. Nachdem man dies eine Zeit lang ertragen hatte, schoß Mr. Morrison auf einen Eingeborenen, welcher ein Messer gestohlen und davon laufen wollte, und verwundete ihn tödtlich im Rücken. Dies machte natürlich böses Blut. Am nächsten Morgen wurden die Reisenden angegriffen und Mr. Morrison ward im rechten Beine und im Unterleibe von Speeren getroffen. Es blieb jetzt nichts Anderes übrig, als alles Gepäck zurück zu lassen und einen eiligen Rückzug nach Port Moresby, von wo man 160 km entfernt war, anzutreten. Nur durch den Muth des Mr. Lyons, eines der Begleiter, ward es möglich, den Hafenort glücklich zu erreichen. Ob und wie viel Eingeborene dabei noch erschossen wurden, darüber schweigt der Bericht. Die Gesellschaft kehrte dann ohne Verzug nach Queensland zurück. Dieser Vorfall ist in hohem Grade zu bedauern. Der freundliche Verkehr, welchen die Missionen mit den Eingeborenen unterhielten, und das dadurch gewonnene Vertrauen der letzteren zu Europäern überhaupt hat durch diese Unbesonnenheit des Mr. Morrison schwer gelitten und spätere Reisende werden dafür büßen müssen. Der in Port Moresby stationirte Missionar, James Chalmers, hat sich, wie berichtet wird, in Begleitung von zwei Europäern sofort zu denselben Eingeborenen begeben, um Frieden und Freundschaft wieder herzustellen und zugleich über das Verfahren des Mr. Morrison genaue Erkundigungen einzuziehen.

— Wie uns aus Australien gemeldet wird, hat die englische Regierung auf dem zum Salomons-Archipel gehörigen Treasury Island ein Marine-Depôt erreicht. Dies würde, fügt man hinzu, mit einer Annektirung dieser Inselgruppe ziemlich gleichbedeutend sein.

— Der englische Kolonialminister, Earl of Derby, hat erklärt, daß alle Landankäufe, welche neuerdings australische Kolonisten unter großer Uebervortheilung von Eingeborenen auf Neu-Guinea gemacht hätten, ungültig wären. Dergleichen Ankäufe sind mit 1 d = 8½ Pfennig für den Acre (= 40 bis 46 Ar) abgeschlossen worden.

Nordamerika.

— Gold in Nord-Carolina. Der Akademie in Philadelphia wurde in einer der letzten Sitzungen ein „Nugget" aus Nord-Carolina vorgelegt, das vier Pfund wog und für etwa 1000 Dollars Gold enthielt; es stammte aus Montgomery County. Man findet das Gold dort in zersetzten Quarziten, welche aus den verwitterten Felsen ausgewaschen sind, mitunter in recht erheblichen Quantitäten und häufig in schönen Krystallen; auch der Boden ist goldhaltig, doch scheint er das Auswaschen nicht zu lohnen. In Flußbetten und Löchern wird dagegen mitunter reiche Ausbeute gemacht; vor einigen Jahren erhielt ein Mann aus einem einzigen solchen Loche für 30 000 Dollars Gold.

(„American Naturalist".)

— Aus Matamoras in Mexiko kommt die Meldung, daß der Mönch Damato Soto in Concordia im Staate Veracruz einen Schlüssel zur aztekischen Schrift entdeckt habe.

Vermischtes.

— Von H. Guthe's Lehrbuch der Geographie in der Neubearbeitung von Prof. H. Wagner (5. Aufl., Hannover, Hahn'sche Buchhandlung) ist der 2. und Schlußband, Europa behandelnd, dem ersten (vergl. „Globus", Bd. 41, S. 352) in einer Zwischenzeit von nur anderthalb Jahren gefolgt. Der mit Register fast 53 Bogen starke Band zeigt eine fast überraschende Fülle eindringender Arbeit; nach den verschiedensten Richtungen hin ist der Autor ergänzend und bessernd vorgegangen und hat die neuere und neueste Literatur in umfassender Weise ausgenutzt. Besonders erfreulich sind die recht ausführlichen Abschnitte über die Kartographie der einzelnen Länder mit ihren, wie wir gern anerkennen, unparteiischen Urtheilen über Kartenwerke; wir möchten allerdings hier nicht jede Ansicht unterschreiben, aber dabei zu bedenken geben, wie wenig überhaupt auf dem Gebiete der Kartenkritik geschieht und wie überaus schwierig und zeitraubend eine solche ist. Darum verdienen die freilich kurzen Urtheile Wagner's entschieden mit Dank anerkannt zu werden. Der billige Preis (11 M. für die beiden starken Bände) wird das seinige zur weitern Verbreitung des beliebten Handbuches beitragen.

— Wir haben das Erscheinen der 6. und 7. Lieferung von Hölzel's Geographischen Charakterbildern, den Hafen Nagasaki, den Calvarienberg in der Adelberger Grotte die Thalsporne von Kronburg, die Weckelsdorfer Felsen, die Donau bei Wien und Mangroveküste von Venezuela darstellend, anzuzeigen. Die dazugehörigen Erklärungen sind von G. Kreitner, B. v. Haardt, Fr. Simony und K. Zehden verfaßt und mit vier Orientirungskarten ausgestattet. Die stets charakteristisch gewählten Landschaften in ihrer schönen farbigen Ausführung sind, wie wir wiederholt bekennen, wohl das vorzüglichste Hilfsmittel, um Schülern beim Geographie-Unterricht Anschauungen beizubringen.

Inhalt: Gent und Ost-Flandern. I. (Mit sieben Abbildungen.) — Emil Metzger: Der vulkanische Ausbruch in der Sundastraße. II. Erscheinungen bei der Eruption und Folgen derselben. Erste Hälfte. — A. Freiherr v. Moltke: Die gegenwärtige Lage und die Aussichten des Mormonismus. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 9. März 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLV. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Gent und Oſt-Flandern.

(Nach dem Franzöſiſchen des M. Camille Lemonnier.)

II.

Schöner noch und intereſſanter als die beiden Gebäude am Pont du Laitage ſind die vier alten Häuſer am Quai aux herbes, in einem von Menſchen wimmelnden Quartier am Waſſer, wo man vor Rollwagen, Kippkarren und Handwagen kaum hindurchkommt und ſich Schiffer und Gemüſegärtner drängen, wo das lärmende Ausladen der Bodenerzeugniſſe an das Treiben in einem Seehafen erinnert und es ſo charakteriſtiſch nach Theer riecht. Zwiſchen den anderen modernen, ſehr gewöhnlichen Häuſern nehmen ſich die vier alterthümlichen Façaden aus, wie große Herren in einer Volksſchenke. Namentlich das eine, in welchem die Schiffergilde ihre Sitzungen hielt, ein Bau in üppiger Gothik vom Jahre 1531, iſt ein wahres Kleinod durch die zierlichen Steinranken, die namentlich die obere Hälfte des Giebels überziehen und ſich zuletzt in den kleinen Dachthürmchen verlieren. Nebenan wohnten die Getreidemeſſer in einem Hauſe mit gezahntem Giebel; es iſt viel weniger verziert und ſcheint mit ſeinem ganzen Gewichte ſeinen Nachbar zur andern Seite, ein winziges Gebäude, zu erdrücken. Dieſes wird „het steenen huys“ genannt, und dort wurde in früheren Zeiten das Standgeld erhoben. Im Bilde wie in der Wirklichkeit bemerkt man kaum ſein Giebelchen, eingeklemmt wie es iſt, zwiſchen dem Sitze der Getreidemeſſer und einem ſchwerfälligen romaniſchen Bauwerk mit zwei zurückſpringenden Stockwerken, worin während des Mittelalters das kraft des Stapelrechts erhobene Getreide lagerte. Die Zeit hat dies alte Gemäuer mit einer warmen Patina überzogen, die Ecken abgeſtoßen, das Rankengewinde abgenutzt und alles Holzwerk polirt und geglättet. Dieſelbe wunderbare Arbeit der Zeit kann man im Kloſter St. Bavo anſtaunen; dort hat ſie freilich viel mehr gewüthet als am Quai aux herbes. Schon im 7. Jahrhundert, ehe noch Gent in der Geſchichte erſcheint, ſtand dort ein Kloſter, das um 1200 als ausnehmend reich geprieſen wird. Im Jahre 1369 fand dort die Hochzeit Philipp's des Kühnen von Burgund ſtatt. Immer höher wuchs es an Einfluß, Macht und Reichthum, bis plötzlich Karl V. durch die wiederholten Aufſtände der Genter Bürger gereizt, aus der Abtei eine Zwingburg zu machen beſchloß. Die Einwilligung des Papſtes blieb nicht aus, eine Citadelle erhob ſich und von dem Kloſter, an welchem Einhard Abt geweſen ſein ſoll, ſind nur eine Krypta, ein Stück des Kreuzganges und von Buſchwerk überwachſene Trümmer übrig geblieben, die aber noch in ihrem tiefſten Verfalle die einſtige Pracht des Ganzen ahnen laſſen. Die Stadt benutzt die Trümmer jetzt als eine Art von Muſeum für Grabſteine, Statuen, Basreliefs und Architekturſtücke, die an ihren urſprünglichen Stellen dem modernen Leben im Wege ſtanden und hier in den verfallenen Gängen der einſt ſo mächtigen Abtei an die Vergänglichkeit auch des Mächtigſten gemahnen.

Klöſter giebt es noch genug in Gent; aber den Glanz von St. Bavo hat keines mehr erreicht. Der iſt auf die Kirchen übergegangen und vornehmlich auf die Kathedrale, welche einſt dem heiligen Johannes geweiht war, 1540 bei der Ueberſiedelung des Kapitels auch den Namen St. Bavo

Digitized

Die vier alten Häuſer am Quai aux herbes in Gent. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

erbte und reicher an Marmor und Gemälden iſt als viele Paläſte. Sie wurde im 13. Jahrhundert erbaut über der aus dem Jahre 941 herrührenden Krypta, in welcher unter anderen Hubert van Eyck und ſeine Schweſter Margaretha

Reſte des Kloſters St. Bavo. (Nach einer Photographie.)

ruhen ſollen; eine der Kapellen der prächtigen Oberkirche enthält ſeine und ſeines Bruders Jan berühmte „Anbetung des Lammes“, das früheſte in Oel gemalte Bild (1432 vollendet), von deſſen dreizehn Tafeln ſechs im Berliner,

Hopfengärten zwiſchen Wetteren und Aalſt (Aloſt).

zwei im Brüſſeler Muſeum ſich befinden. Nicht minder reich an Gemälden, Reliefs und koſtbaren Steinen ſind auch die anderen Kirchen der Stadt, deren Geſammtzahl 55 beträgt. Unter ihnen zeichnet ſich St. Michael aus, ein gothiſcher Bau aus dem 15. Jahrhundert, mit unvollendetem Thurme und einem prachtvollen ſterbenden Chriſtus von van Dyck; 1791 wurde dieſe Kirche zum Tempel der Vernunft erklärt und auf dem Hochaltare prangte damals

Digitized by Google

Der große Platz in Dendermonde (Termonde) mit dem Rathhauſe und der alten Tuchhalle.

Die Bleichereien von Aalſt (Aloſt).

eine Bildſäule der Freiheit. Selbſt in der romaniſch-ſtrengen Jakobikirche, die noch aus dem 10. Jahrhundert ſtammt, und in St. Nikolas, der älteſten unter den gothiſchen (aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts), behauptet die theatraliſche Ausſchmückung ihr Recht, welche bei großen Feſten durch Entfaltung und Ausſtellung aller ſonſt verſchloſſen gehaltenen Schätze an Schenkkannen, Monſtranzen, Reliquienſchreinen, Dalmatiken und ſonſtigen Gewändern noch gewaltig erhöht wird.

Vom Thurme der St. Bavo-Kathedrale ſchaut man weithin das fruchtbare grüne Land, deſſen Wieſen, Raps-, Klee- und Flachsfelder noch üppiger ſind, als wie zwiſchen Mecheln und Antwerpen. Auch die Hopfengärten von Wetteren erblickt man im Oſten. Von dort an bis Aalſt (franzöſiſch Aloſt) führt die Bahn faſt ununterbrochen durch wahre Wälder von Stangen, an denen ſich die hellgrünen Ranken des Hopfens hinziehen, der für die Trinker Flanderns ſo unentbehrlich iſt. Ein Netz von Kanälen und Bewäſſerungsgräben durchzieht das Land nach allen Richtungen hin; das Waſſer iſt es, was dieſen Gegenden ihre Fruchtbarkeit und ihren Reichthum verleiht und ſeine Läufe erfüllen neben Eiſenbahn und Chauſſee außerdem ihren Zweck als vielbenutzte Verbindungswege. Beides trägt dazu bei, daß ſich nicht alle Lebenskraft des flandriſchen Landes nach der großen Hauptſtadt Gent gezogen hat, ſondern daß auch die kleinen Städte ſich gewiſſer Induſtrien erfreuen, wie z. B. in dem abgelegenen Deynze mehr als 400 Hausarbeiter Seidenzeug weben, jeder täglich 10 Ellen, das beſſere Preiſe erzielt, als die Lyoner Produkte.

Rathhaus von Aalſt (Aloſt).

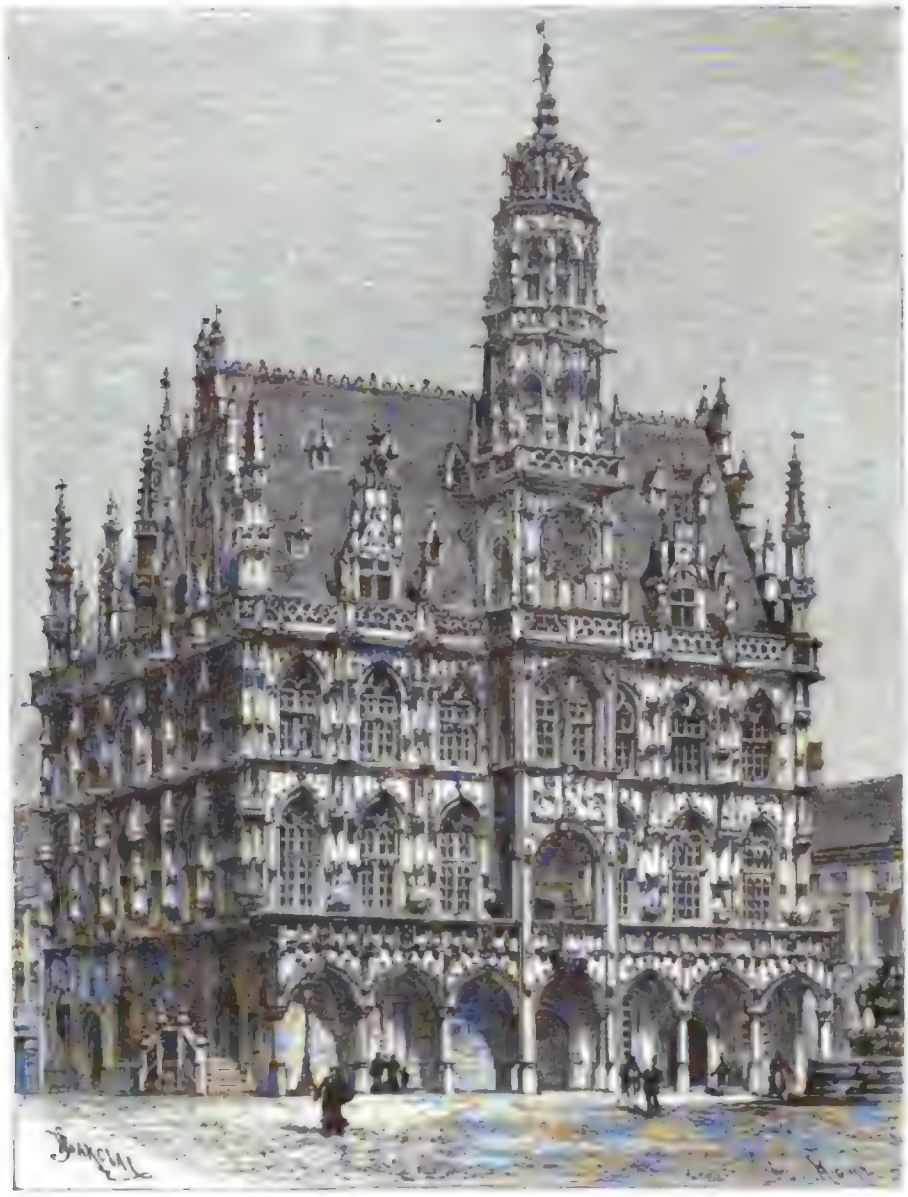
26 km öſtlich von Gent liegt das befeſtigte Dendermonde (franzöſiſch Termonde), einer jener kleinen Häfen, wie ſie faſt an jeder Biegung der Schelde vorkommen, aber bedeutender als die meiſten derſelben, weil dort ſich die Dender mit dem Hauptſtrome vereinigt. Am Fluſſe mit ſeinen großen und kleinen Schiffen und Barken herrſcht auch reges Leben; aber drinnen im Orte, deſſen 8700 Einwohner ſich beſonders durch Leinenfabrikation, Baumwollſpinnerei und Bierbrauerei auszeichnen, herrſcht faſt Todtenſtille, nur zuweilen durch Trompetenſignale von den Wällen her oder durch das Glockenſpiel des Belfried unterbrochen. Auf dem Hauptplatze des Städtchens ſieht man mitunter keine drei Menſchen. Die Originalität deſſelben beſteht in dem Gegenſatze zwiſchen dem ernſten, aber doch anziehenden Rathhauſe und der kleinen Tuchhalle, die ſich an einen alten Thurm lehnt, und der eine Art Portikus, zu welchem von beiden Seiten im Bogen anſteigende Treppen hinaufführen, vorgebaut iſt. Sehr eigenthümlich nehmen ſich dieſe angeklebte Treppe und die von antiken Säulen getragene Vorhalle neben dem ſtufenförmigen Giebel des Gebäudes aus; aber ſo unangenehm ein geſchultes Auge vielleicht von dieſem Nebeneinander berührt werden mag, ſo ſpricht ſich doch darin der Geiſt und Sinn verſchiedener Zeitalter aus, deren jedes auf die Beachtung ſpäterer Geſchlechter vollen Anſpruch erhebt.

Das Rathhaus ſelbſt hat wie viele ähnliche Gebäude in Belgien im Laufe der Jahrhunderte mancherlei Veränderungen ſich gefallen laſſen müſſen, in denen ſich der veränderliche Geſchmack der verſchiedenen Epochen ausdrückt. Ein Theil iſt erſt unlängſt in reinem Gothiſch, aber ſehr einfach und ſchmucklos renovirt worden, während ſich der linke Flügel mit einem geſchnörkelten Renaiſſancegiebel brüſtet. Aus dem Gemäuer aber ragt wie ein Leuchtthurm auf der Klippe der zierliche viereckige Thurm empor; er reicht an imponirender Feierlichkeit nicht an den Belfried von Brügge, an gewaltiger Höhe nicht an den Thurm von Ypern heran, nimmt aber immerhin durch ſeine ſymmetriſchen Verhältniſſe und zierlichen Umriſſe einen Ehrenplatz unter den Thürmen des flämiſchen Landes ein. Eine Reihe von Sälen im Rathhauſe ſind zu einer der Stadt gehörigen Gemäldegallerie eingerichtet, deren Beſtandtheile faſt durchweg von Söhnen Dendermondes herrühren, Söhnen, welche derſelben durchaus Ehre machen; mit ebenſoviel poetiſchem Sinne als maleriſchem Vermögen verſtehen ſie es, der Natur ihres Heimathlandes ihre Geheimniſſe abzulauſchen und in Farben zu fixiren, und ſo erwarben ſie ſich den ehrenvollen Platz in der modernen Malerei Belgiens, den ſie heute einnehmen. Kein Kunſtfreund wird es daneben unterlaſſen, die Marienkirche zu beſuchen, um einen Chriſtus am Kreuz von Van Dyck und eine Himmelfahrt Mariä von Crayer zu bewundern.

Demjenigen Reiſenden, welcher von Dendermonde kommt, kündigt ſich Aalſt (franzöſiſch Aloſt) durch ſeine Leinwandbleichereien an. Ganze Kilometer weit ziehen ſich eines neben dem andern die bläulich-weißen Stücke der ſchönen flandriſchen Leinwand hin, helle leuchtende Streifen auf dem grünen Raſen bildend, wie auf den Bildern Ruysdaels und des ältern Van der Meer. Sonſt aber verräth den frühern Reichthum der kleinen, netten Stadt Aalſt nur der große viereckige Belfried neben dem aus dem 15. Jahrhunderte ſtammenden Rathhauſe mit ſeinem köſtlichen

Digitized by Google

Vorbau; das iſt aber auch alles, was Aalſt, ehemals die Hauptſtadt von Oeſterreichiſch-Flandern, aus den Stürmen der Zeit gerettet hat, aus den ſchrecklichen Religionskriegen und vor den plündernden und ſengenden Heeren Turenne's und der Republik. Kanonenkugeln und Brandfackeln haben ihr Werk gethan, die alten Wälle haben Straßen und Spaziergängen weichen müſſen, und die unvollendete St. Martinskirche, deren Thurm übrigens das älteſte Glockenſpiel in Europa enthält, iſt nur noch ein ſchwacher Abglanz der einſtigen Stiftskirche; aber ein Meiſterwerk birgt Aalſt noch, das Zeugniß ablegt von dem Reichthume und der Pracht ſeiner mittelalterlichen Gilden, einen heil. Rochus, den Schutzpatron gegen Peſt und Viehſeuchen, welchen Rubens auf Beſtellung der dortigen Brauer für ihre Kapelle malte. Ein eigenthümlicher Stoff für die blühenden, dicken Brauergeſtalten: der von himmliſcher Glorie beſchienene



Rathhaus in Audenaarde. (Nach einer Photographie.)

Heilige inmitten der, von den Schrecken des Todeskampfes gefolterten, leichenfarbig dreinſchauenden, ſich in ihrem Kothe wälzenden Peſtkranken!

Und nun zurück an die Schelde nach Audenaarde, dem Geburtsort der Margarethe von Parma, Karl's V. natürlicher Tochter, einer kleinen, aber durch Bauwerke ausgezeichneten Stadt von noch nicht 5000 Einwohnern, aber berühmt durch den Sieg, welchen Prinz Eugen und Marlborough am 11. Juli 1708 unter ihren Mauern über die Franzoſen unter dem Marſchall Villars und dem Herzoge von Burgund erfochten. Der Stolz Audenaardes iſt das 1525 bis 1530 im zierlichſten ſpätgothiſchen Stile erbaute und vor kurzem reſtaurirte Rathhaus. Es iſt das dritte im Bunde neben denen von Brüſſel und Löwen und braucht ſich neben den majeſtätiſcheren Verhältniſſen des Brüſſeler und dem zierlichſten Spitzenwerke des Löwener Stadtpalaſtes, das der Meißel eines Benvenuto Cellini geſchaffen zu haben ſcheint, nicht zu verſtecken. Es iſt allerdings kleiner, aber es ver-

Digitized by Google

bindet mit überreichem Schmucke eine ebenso elegante wie stolze Symmetrie; trotz des zierlichen, fast verführerischen Details waltet doch in dem Ganzen eine so vollkommene Harmonie vor, daß sich das Auge an der Klarheit der allgemeinen Anordnung erfreut.

Auf einem Portikus von sieben Bogen steigt der Bau in zwei Stockwerken auf, über deren oberstem sich das Dach, von einem prächtig durchbrochenen Geländer umgeben, erhebt. In der Mitte springt ein viereckiger Thurm vor, der sich oben in einen achteckigen verwandelt und nur wenig über das Dach hinausragt. Jede Seite des Thurmes ist mit Nischen geziert, jedes seiner beiden Stockwerke mit Balustraden umgeben und das Ganze mit reichen baldachinartigen Vorsprüngen und Schlußsteinen behängt, während die Façade des Gebäudes selbst zwischen je zwei Fenstern eine Nische für Bildsäulen zeigt und an den beiden Seiten gezackte Giebel und vor denselben drei kleinere Thürmchen sich aufbauen. Dieses Dach an sich allein ist schon ein Wunderwerk mit seinen zahlreichen Statuen, den kleinen Dachluken, den größeren, mit Spitzen und Zacken gekrönten Fenstern u. s. w. Der Tradition zufolge hätte Meister Van Pede, der Erbauer des Rathhauses, von den städtischen Behörden den ausdrücklichen Befehl erhalten, von den am meisten bewunderten Stadthäusern jener Zeit nur die schönsten Motive zu entlehnen; bei jeder Vergleichung aber gewinnt man die Gewißheit, daß das Gebäude mit dem edlen Gleichmaß der Linien und dem reichen Blüthenschmuck aus dem Kopfe eines erfindenden Meisters, nicht eines Nachahmers hervorgegangen ist. Auch im Innern enthält der Bau vieles Beachtenswerthe, namentlich ist das Portal des Rathssaales, 1530 von Paul van Schelden ausgeführt, ein Meisterstück der Holzbildhauerei.

Von den Kirchen verdienen St. Walburg, theils romanischen Styles aus dem 12., theils gothischen aus dem 14. und 15. Jahrhundert und Notre-Dame de Pamele im Uebergangsstile aus dem Romanischen ins Gothische mehr als flüchtige Aufmerksamkeit. Die Herren von Audenaarde und Pamele hatten sie auf den beiden Flußufern auf ihren respektiven Besitzungen erbauen lassen, und jede Familie hatte gesucht, die andere an Größe und Pracht des Gotteshauses zu übertreffen. Die Frauenkirche, dem 13. Jahrhundert angehörig, ist und wird durch verständige Restaurationen ihrer ursprünglichen Form täglich näher gebracht und erweckt mehr Interesse als St. Walburg, die zu oft umgebaut worden ist, um ihre ursprüngliche Architektur erkennen zu lassen.

Zur Physiologie der Hindus.

Von **Hugo Schanz**, Pf., Miss. a. D.

Die indische Welt wehet einen Europäer vorerst recht fremdartig an; aber je näher wir ihr treten, um so mehr erkennen wir, daß auch die Hindus bei allen Eigenthümlichkeiten Fleisch und Bein von unserm Fleisch und Bein sind, und gilt dann auch auf sie bezogen das bekannte Diktum: nil humani a me alienum esse puto. In diesem Sinne dürfen wir wohl auch einmal einen Blick hineinwerfen in die Anschauungen der Hindus in Ostindien über anthropologische, physiologische (auch wohl die Arzneiwissenschaft betreffende) Fragen. Vielleicht finden sich auch für den aufrichtigen Forscher unter ihren oft wunderlichen Ansichten manche für die Wissenschaft und das praktische Leben brauchbare Körnlein der Wahrheit. Insbesondere, meinen wir, sollten unsere Aerzte nicht ohne genauere Prüfung alles, was die Hindu-Physiologie und -Pathologie aufgestellt hat, absprechend verwerfen; denn es ist ja gewiß, daß das Wunderland Indien einen wunderbaren Reichthum heilkräftiger (ebensowie auch giftiger) Pflanzen und Kräuter besitzt und andererseits, daß die Hindus viel mehr als wir Occidentalen in und mit der Natur leben und viele Beobachtungen darin machen, die freilich, bei ihrer neben haarspaltendem Verstande einhergehenden und vorherrschenden Phantasie, gar schnell sich in Bilder und Poesie umsetzen. Die meisten ihrer gelehrten Werke sind in schwer verständlichen, ja ohne schriftlichen oder lebendigen Kommentator gar nicht verständlichen — Versen verfaßt. Dies gilt besonders auch von den wissenschaftlichen Büchern der Tamulen.

Nach diesen kurzen Vorbemerkungen wollen wir uns ein wenig in die Physiologie der Hindus hineinwagen.

Die indische Physiologie, tatva-sâstra genannt, behandelt ihren reichen Stoff in 17 (Andere zählen 20) Abtheilungen, und zählt zusammen 96 Wesensbestandtheile des menschlichen Organismus, die wir selbstverständlich nicht alle besonders behandeln, aber doch der Merkwürdigkeit wegen kurz aufzählen wollen. Es sind folgende:

1) Die 5 Elemente, 2) die 5 Sinne, 3) die 5 Sinneswerkzeuge, 4) die 5 Organe der Thätigkeit, 5) die 4 (nach Anderen 5) geistigen Organe, 6) die 10 Puls- oder Schlagadern (oder Blutgefäße), 7) die 5 Zustände (physische und zugleich geistige) des menschlichen Organismus, 8) die 3 inhärirenden Leidenschaften, 9) die 3 Eigenschaften oder Gunas, 10) die 3 physiologischen Regionen, 11) die 6 physiologischen Fundamente, 12) die 3 Krankheitsstoffe und der dreifache Puls, 13) die 7 constituirenden Bestandtheile des Körpers, 14) die 10 Winde (oder Lüfte) im organischen Körper, 15) die 9 Oeffnungen des Körpers, 16) die 8 bösen Neigungen, 17) die 5 Scheiden oder Bekleidungen der Seele; [18) die 5 oder 6 Behältnisse für die Säfte ꝛc. des Körpers u. s. w.]

Wir wollen uns nun bemühen, im Folgenden aus diesem weiten und reichhaltigen Gebiete nur das Interessantere und Wichtigere hervorzuheben.

Als die 5 Elemente, pancha bhûta, zählen die Hindus auf: 1) akâsha, Aether, 2) vâyu, Luft oder Wind, 3) têjas, Feuer oder Licht, 4) ap, Wasser, und 5) prithivi, Erde. Es wird aber noch außerdem ein Unterschied statuirt zwischen den 5 gröberen oder sichtbaren Elementen (sthûla-bhûta) und den, diesen zu Grunde liegenden geistigen und unsichtbaren 5 Urelementen (sûkshma-bhûta). Durch die — sehr verschiedenartige und verschiedenfache — Zusammensetzung dieser doppelten fünf Elemente werden alle lebenden Wesen, also auch der menschliche Organismus gebildet. Die geistigen Elemente bilden die Seele, die gröberen den sichtbaren Leib. — Das erste Element, der alles (selbst harte Gegenstände) durchdringende Aether, hat nur ein Merkmal oder Attribut, nämlich das

Digitized by Google

Gehör (d. i. er kann gehört werden); das 2. hat deren zwei: Gehör und Gefühl; das 3. drei: Gehör, Gefühl und Gestalt; das 4. vier: Gehör, Gefühl, Gestalt und Geschmack; das 5. endlich fünf, nämlich: Gehör, Gefühl, Gestalt, Geschmack und Geruch, — entsprechend den 5 Sinnen, welche bei den Hindus dieselben sind wie bei uns, und deren Gegenstand, panchavishaya genannt, die ganze materielle Welt ist. — Auch die Sinneswerkzeuge, gnânêndrya, sind die unserigen, nämlich 1) das Auge, Organ des Gesichts, das die Gestalt zum Objekt hat; 2) das Ohr, Organ des Gehörs mit dem Schall oder Ton als Gegenstand; 3) die Nase, Organ des Geruchs, Objekt der Duft; 4) die Zunge, Organ des Schmeckens, Objekt der Geschmack; 5) die Oberfläche des Körpers oder die Haut, Organ des Gefühls durch Berührung irgend eines Gegenstandes.

Unter den 5 Organen der Thätigkeit verstehen sie 1) den Mund (Organ der Sprache und der Ernährung), 2) die Füße (Organ der Fortbewegung), 3) die Hände (Organ des Arbeitens ꝛc.), 4) After (Organ der Absonderung) und 5) Geschlechtstheile (Organ der Absonderung und der Zeugung).

Als die 4 (oder 5) geistigen Organe bezeichnen sie 1) den Geist, manas, Organ des Denkens oder der Auffassung, der Idee; 2) Verstand, buddhi, Organ des Prüfens, Forschens, Reflektirens, Vergleichens, Erfindens, Experimentirens; 3) Wille, chitta, Organ des Wunsches, der Wahl; 4) Energie, ahankâra, Organ des thatkräftigen Entschlusses, der zur Ausführung des Vorhabens führt; [5) der abstrakte Geist, abgesehen von jeder geistigen Thätigkeit, oder das Innere, tamulisch ullam.]

Anmerkung. Die bisher besprochenen 24 (oder 25) Organe werden zusammen auch als Organe der Seele, âtmatatva, bezeichnet, was zwar kaum zutreffend ist, aber doch zeigt, daß sie die bisher genannten Organe und ihre Thätigkeiten mehr geistig auffassen.

Die 10 Pulsadern, dasanâdi, bespricht ausführlich das Schriftchen „Jananasâgara“ von Nandi-dêwer; hier können wir darauf nicht näher eingehen.

Interessanter ist, was sie von den 5 Zuständen lehren. Sie verstehen darunter physische und zugleich geistige (psychische) Zustände des menschlichen Organismus, in welchen die Seele je eine andere Position im Körper einnimmt, nämlich 1) Wachsamkeit, jâgra, die Seele weilt in der Stirne mit allen ihren Fähigkeiten in voller Kraft und Munterkeit; 2) Traum, svapna, die Seele sitzt im Nacken, und ihre Fähigkeiten sind suspendirt oder doch reducirt wie im Träumen ꝛc.; 3) tiefer, traumloser Schlaf, sushupti, gänzliche Empfindungslosigkeit, die Seele hat sich in die Brust zurückgezogen und ihre Thätigkeit ist noch mehr reducirt; 4) Geistesabwesenheit, dhuryya, Entzückung, die Seele ist bis in den Nabel (Gangliensystem, Sonnengeflecht?) herabgesunken; und 5) völliges Versunkensein, dhuryyâdhita, die Seele ist bis zum Gesäß herabgesunken und im Entweichen aus dem Körper begriffen.

Die drei inhärirenden Leidenschaften sind 1) Stolz, ahankâra, Anmaßung, Selbstbetrug oder die Einbildung, als thue man selbst etwas, anstatt alle Thätigkeit der Gottheit zuzuschreiben; 2) Verwirrung des Geistes, mâya, daß man nämlich diese Welt für wirklich existirend hält, während sie doch (nach der konsequenten Vedantaphilosophie, welche freilich von der Sankhyaphilosophie bekämpft wird) nur Schein, mâya, ist; und 3) Wollust, kâmya, das Princip der Fleischeslust. — In diesen drei Leidenschaften oder angeborenen Principien ist die Seele von Ewigkeit her verstrickt, durch sie wird sie zur Verrichtung moralischer (guter oder böser) Handlungen gereizt und von der Vereinigung mit der Gottheit zurückgehalten. Diese Leidenschaften müssen beherrscht und vernichtet werden, damit die Seele durch die Gnade (tamulisch arul) der Gottheit befreit werde. Gleichwohl sind sie der Seele von Nutzen als ein stimulus zum Kampfe.

Ueber die 3 Eigenschaften oder Gun'as (Satva, Râjasa und Tâmasa), welche die letzte oder innerste Quelle aller Beschaffenheit und Charaktereigenthümlichkeit in der Gottheit selbst und, durch Emanation aus derselben, auch in allen Kreaturen und besonders im Menschen sind, und welche in der indischen Wissenschaft eine sehr große Rolle spielen, dürfte es sich verlohnen, eine besondere Abhandlung zu schreiben; hier würde es zu weit führen.

Was die Hindu-Physiologen über die 3 physiologischen Regionen[1]) und ebenso über die 6 physiologischen Fundamente[2]) aussagen, sind mystische und mythologische Anschauungen über den menschlichen Leib, welchen sie als Mikrokosmus auffassen, und in welchem darum alles, was im Makrokosmus, d. i. der Welt, sich vorfindet, im Kleinen sich wiederspiegele. Die 3 physiologischen Regionen im menschlichen Körper sind 1) agnimandala, die Feuerregion, d. i. der untere Theil des Unterleibes, in welchem das Feuer regieren soll, 2) adityamandala, die Sonnenregion, d. i. der Magen und das Herz, darinnen die Sonne ihren Sitz und besondern Einfluß habe, und 3) chandra-mandala, die Mondregion, d. i. der Kopf und die Schultern, worinnen der Mond regieren soll.

Anmerkung. Daß sie den Mond in eine höhere Region versetzen als die Sonne, hängt jedenfalls mit ihrer falschen astronomischen Anschauung zusammen, daß der Mond (weil kleiner fürs Auge) vielmal weiter von der Erde entfernt sei als die Sonne. — Die mittlere Region wird als eine Lotosblume dargestellt und bei der Anbetung dreien von den weiblichen Energien (Saktis) zugeschrieben, worüber hier nicht Ausführlicheres berichtet werden kann. Ebenso übergehen wir die 6 physiologischen Fundamente.

Von großer Wichtigkeit für die indische Physiologie und Medicin und — nach unserm Dafürhalten — auch für uns sehr interessant und nicht ohne Bedeutung sind die 3 Krankheitsstoffe, dôsha, welche sich im menschlichen (und thierischen) Körper vorfinden; sie heißen 1) Wind, vâta, oder Blähung, deren Vorherrschen im menschlichen Organismus das melancholische Temperament erzeugt; 2) Galle, pitta, cholerisches Temperament; und 3) Schleim, slêshman, phlegmatisches Temperament beim Vorherrschen erzeugend. Sie werden auch als Wind, Feuer und Wasser bezeichnet. Das Vorherrschen des einen oder andern, oder mehrerer zugleich, oder auch die Verbindung mehrerer (denn im gesunden Zustande finden sie sich unvermengt im Körper), oder endlich das Zurücktreten des einen oder andern, erzeugt im und am menschlichen Körper die verschiedenartigen Krankheiten, denen der Mensch ausgesetzt ist. — Der 1. Stoff, Wind, bewirkt, wenn überreich vorhanden, sauren Geschmack im Munde, und erzeugt Schnupfen, Husten, Geschwulst, Krämpfe, Rheumatismus, Hypochondrie ꝛc. — Der 2. Stoff, Galle, im Uebermaß vorhanden, bewirkt bittern Geschmack im Munde und erzeugt die verschiedenen Arten von Fieber, Augenkrankheiten, Erbrechen ꝛc. — Der 3. Stoff, Schleim, im Uebermaß bewirkt süßen Geschmack im Munde und erzeugt Nieren- und Geschlechtskrankheiten, Wassersucht ꝛc. — Wenn alle

[1]) mandala.
[2]) âdhâra.

Digitized by Google

3 Stoffe im Uebermaß vorhanden sind, so entsteht eine tödtliche Krankheit, tri-dôshâtisâra genannt; doch kann natürlich der Tod auch schon durch einen der drei Krankheitsstoffe verursacht werden.

Zur Erforschung des regelmäßigen oder krankhaften Verhältnisses dieser 3 Stoffe dient der dreifache Puls, nâdi, welchen die indischen Aerzte annehmen und auch besonders im Handgelenk zu finden wissen. Sie legen dazu zu gleicher Zeit den Zeigefinger, Mittelfinger und Ringfinger auf die Pulsader etwas unterhalb der Wurzel des Daumens, und zwar bei Männern auf die Pulsader der rechten, bei Frauen auf die der linken Hand (weil sie so bei den beiden Geschlechtern am deutlichsten gefühlt werde), und finden mit dem Zeigefinger den Windpuls, vâta-nâdi, mit dem Mittelfinger den Gallenpuls oder Feuerpuls, auch Lebenspuls genannt, pitta-nâdi oder agni-nâdi, und mit dem Ringfinger endlich den Schleimpuls oder Wasserpuls, slêshma-nâdi oder eija-nâdi.

Der 1. Puls ist besonders lebhaft in der Zeit von 6 bis 10 Uhr Morgens und Abends, der 2. von 10 bis 2 Uhr bei Tag und bei Nacht, der 3. endlich von 2 bis 6 Uhr Nachmittags und gegen Morgen. — Den regelmäßigen Schlag des 1. Pulses vergleichen sie mit dem Gange des Schwanes, der Henne, des Pfaues, einer Armee; den des 2. Pulses mit dem nachschleppenden Gange der Schildkröte, des Blutegels; den des 3. Pulses mit dem hüpfenden Gange des Frosches, der Schlange. Danach bestimmen sie die Krankheiten, ihren Verlauf und die anzuwendende Arznei. — Ein Beispiel: Wenn früh zwischen 6 und 10 Uhr mehrere Tage der 3. Puls regelwidrig und übermäßig schlägt, so erfolgt in 4 bis 5 Monaten der Tod. — Wenn sich alle 3 Pulse tiefer aus dem Handgelenke herunterziehen und dies einen Monat anhält, so erfolgt der Tod in 10 Monaten ꝛc. — Wenn der Puls im Handgelenke gar nicht mehr gefühlt wird, so wissen geschickte Aerzte ihn oft noch an 9 anderen Orten zu finden (cf. oben die 10 Pulsadern) und durch geeignete Medikamente das Leben zu retten.

Die übrigen, von den Hinduphysiologen noch aufgezählten Wesensbestandtheile des menschlichen Organismus bieten nichts Interessantes weiter, und wollen wir nur in Bezug auf die 10 zum Leben gehörigen Winde noch bemerken, daß der letzte derselben, dhananjaya genannt, noch 3 Tage, nachdem der Tod eingetreten ist, im menschlichen Leibe bleibt und das Aufschwellen der Leichname bewirkt. Der Sage nach sucht er im ganzen Leibe herum nach seinen entwichenen 9 Gefährten, bläst den Leib auf und entweicht dann selbst, nachdem er den Kopf gespalten. — Außer diesen zum Leben nöthigen Winden giebt es auch krankhafte Winde im Körper, durch welche z. B. Geschlechtskrankheiten, Asthma, Kurzathmigkeit, Schlagflüsse, Lähmungen ꝛc. erzeugt werden (cf. oben den Windpuls und Schleimpuls).

Ueber die indische Arzneikunde zu berichten, findet sich vielleicht eine andere Gelegenheit.

Der vulkanische Ausbruch in der Sundastraße.

Von **Emil Metzger.**

II. Erscheinungen bei der Eruption und Folgen derselben.

(Zweite Hälfte.)

Daß der Ausbruch auch weitergehende Wirkung äußern, daß die Menge von Gasen und Dampf, die während desselben frei geworden waren, nicht ohne Einfluß auf die Atmosphäre bleiben, daß die kolossale Wärmeentwickelung und der nach oben gerichtete heiße Strom sowohl auf die Temperatur als auf die Luftströmungen wirken würden, war wohl a priori anzunehmen. Als unbestritten darf ich wohl die Erscheinung einer mit der Explosion von Krakatau zusammenhängenden Luftwelle anführen, welche um die ganze Erde hin bemerkt worden ist. In der Mitte des Monats December etwa wurde die Sache durch General Strachey in der Royal Society zur Sprache gebracht; aus den Beobachtungen, die ihm zur Verfügung standen, leitete er ab, daß die Erschütterung, welche die Luftwelle veranlaßt hat, um 9 Uhr 32 Min. Ortszeit stattgefunden haben muß, wenn man die Welle, die von Osten nach Westen um die Erde gelaufen ist, zu Grunde legt, und um 9 Uhr 13 Min. Ortszeit, wenn man von der von Westen nach Osten gerichteten Welle ausgeht. Hieraus ergiebt sich für die Wellen, welche von Osten nach Westen gingen, eine Schnelligkeit von 674 Meilen per Stunde und für die, welche von Westen nach Osten gingen, eine Schnelligkeit von 706 Meilen per Stunde. Die Schnelligkeit des Schalles beträgt bei 10° C. 757 Meilen und bei $26^3/_5$° 781 Meilen in der Stunde, bei einer Temperatur von — 15,8° würde diese Schnelligkeit immer noch 723 Meilen in der Stunde betragen, was doch noch mehr ist, als der aus der schnelleren von beiden Luftwellen resultirende Betrag. Daß die Welle, welche sich in der Richtung der Umdrehung der Erde bewegte, eine größere Geschwindigkeit besessen hat (etwa 32 Meilen in der Stunde), könnte durch Annahme eines Westwindes von 16 Meilen in der Stunde erklärt werden. Ein interessanter Punkt aus dem Berichte General Strachey's verdient besondere Aufmerksamkeit. Als der genannte Herr seinen Aufsatz schrieb, war ihm nur der im ersten Theil dieses Artikels ausführlich mitgetheilte Bericht des „Charles Bal" bekannt, in dem am 27., wie ich nachgewiesen habe, alle Zeitangaben um etwa zwei Stunden fehlerhaft sind, und wo die Explosion auf 11 Uhr 15 Min. angegeben wird, während General Strachey, wie eben mitgetheilt ist, im Durchschnitt hierfür 9 Uhr 23 Min. gefunden hat.

Er sagt über diesen (scheinbaren) Unterschied: „Nach dem gegenwärtigen Zustande unserer Bekanntschaft mit den Thatsachen kann man nur annehmen, daß die Erschütterung, die Herr Watson (der Kapitän des „Charles Bal") am 27. August um 11 Uhr 15 Min. beobachtet hat, dem zweiten Hauptabschnitte der Luftbewegung entspricht. Daß die Welle, welche den ersten Stoß zu derselben gegeben hat, um 11 Uhr 15 Min. entstanden sein sollte, ist anscheinend mit der beobachteten Geschwindigkeit nicht überein zu bringen, die sehr gut mit den Beobachtungen stimmt und auf eine frühere Zeit der Explosion hinweist." Daß diese Vermuthung vollständig begründet war, ergiebt sich aus

Digitized by Google

den oben mitgetheilten Berichten; ich ſtellte auf Grund derſelben annähernd die Kataſtrophe auf 9 Uhr 30 Min. feſt, zu einer Zeit, wo mir der Aufſatz des Generals Strachey und überhaupt die Beobachtung der Luftwelle noch unbekannt war. Auch der Berliner Aſtronom Dr. Förſter hat am Barograph des Normal-Aichungs-Amtes ähnliche Beobachtungen gemacht, die er im Reichsanzeiger mitgetheilt hat; ebenfalls iſt der Gegenſtand von Dr. Neumayer in der Sitzung der Hamburger geographiſchen Geſellſchaft vom 12. Januar beſprochen worden. Der letztgenannte Herr erwähnte in ſeinem Vortrage auch die in Neu-Georgien gemachten Beobachtungen, die ebenfalls eine atmoſphäriſche Störung nachwieſen; die Barometeramplitude betrug 2,5 mm, die Erſcheinung wiederholte ſich zwei- bis dreimal in Zwiſchenräumen von etwa einer Stunde. Auch eine ſtarke Bewegung des Meeres wurde dort beobachtet. Die Luftwelle legte im Ganzen dreimal den Weg um die Erde in etwa 36 Stunden zurück.

Seit einiger Zeit ſind ferner zwei auffallende Erſcheinungen ſehr häufig beobachtet worden, welche von Vielen ebenfalls mit den vulkaniſchen Ausbrüchen der letzten Monate in Verbindung gebracht werden.

Es ſind dies die eigenthümlich gefärbte Sonne und die prächtigen Dämmerungserſcheinungen. Wenn auch der Zuſammenhang derſelben mit dem Ausbruch von Krakatau oder anderer Vulkane nicht mit mathematiſcher Schärfe bewieſen iſt und auch wohl nie bewieſen werden kann, ja auch manche andere Erklärungsverſuche gemacht ſind, die ebenfalls berückſichtigt zu werden verdienen, ſo ſcheint es doch angezeigt, in einem Aufſatz, der über die Folgen der Eruption von Krakatau handelt, dieſen Punkt wenigſtens zu berühren und den möglichen Zuſammenhang mit den vulkaniſchen Ausbrüchen anzudeuten.

Bekanntlich wurde man in den verſchiedenſten Theilen der Erde ſchon in den letzten Tagen des Auguſt auf eine eigenthümliche Färbung der Sonnenſcheibe aufmerkſam. In den in der Nähe der Sundaſtraße gelegenen Ländern, in denen auch andere auffallende, aber unwiderſprechlich mit dem Ausbruch in Verbindung ſtehende Erſcheinungen beobachtet worden waren, lag es gewiß nahe, dieſe Erſcheinung auf die Eruption von Krakatau zurückzuführen. Etwas verwickelter wurde die Sache, als Berichte von den entfernteſten Theilen der Erde einliefen, wo man die Sonne in den verſchiedenſten Farben geſehen hatte; hatte ſie in Engliſch-Indien eine grünliche Färbung erhalten und war man geneigt, die Schwefeldämpfe, welche bei der Exploſion, die man noch in Ceylon gehört hatte, frei geworden ſein ſollten, hierfür verantwortlich zu machen, hatte man in Japan die Abſchwächung des Sonnenlichtes ſofort den in der Luft befindlichen und in Japan gefallenen Aſchentheilchen, welche von Krakatau herrührten, zugeſchrieben, ſo wurde die Erklärung ſchwieriger, als — ich führe nur einige wenige Beiſpiele an — aus Braſilien Berichte einliefen, daß man die Sonne Anfangs September dort eine ganze Woche lang in mattem Silberſchein bewundert, als man erfuhr, daß ſie am 2. September in Paramaribo in blauem Lichte geleuchtet hatte.

Man fand die Entfernung doch zu groß, um eine ſo ſchnelle Verbreitung der ausgeworfenen Maſſen bis nach ſo entfernten Gegenden hin annehmen zu dürfen, wiewohl ſich ſehr bald Stimmen erhoben, welche ſowohl auf die emporgeworfenen Aſchentheilchen, als auch auf die freigewordene ungeheure Menge von Waſſerdämpfen und anderen Gaſen hinwieſen, die, wie man wohl anzunehmen berechtigt war, nicht ohne Einfluß auf die atmoſphäriſchen Erſcheinungen blieben. Die Sache wurde übrigens mehr oder weniger in suspenso gelaſſen, bis im Monat November in Europa die prächtigen Dämmerungserſcheinungen beobachtet wurden, die, wie ſich nach und nach ergiebt, ſchon im September im Stillen Ocean bemerkt worden waren; aus verſchiedenen Berichten läßt ſich mit genügender Sicherheit feſtſtellen, daß dieſe auffallende Erſcheinung zuerſt am 5. September in Honolulu beobachtet wurde. Die Mittheilung ſcheint zu eigenthümlich, um ſie nicht wenigſtens im Auszuge hier beizufügen.

Herr Biſchop ſchrieb in der zu Honolulu am 22. September veröffentlichten „Saturday Preß“: „Ich bemerkte dieſe beſonderen Erſcheinungen zuerſt Mittwoch am 5. d. Mts., 7 Uhr Abends, ſo lange nach Sonnenuntergang, daß gewöhnlich zu gleicher Zeit keine Spur von Farbe mehr an dem Abendhimmel zurückbleibt. Das Himmelsgewölbe war dann von Südweſt bis Weſt mit einer dunkelrothen und mattgelben Gluth bedeckt, die ſehr derjenigen glich, welche durch einen entfernten Brand hervorgerufen wird. Dieſelbe dehnte ſich bis zu einer Höhe von 15° oder 20° aus. Ich ſah das Licht bis 7 Uhr 25 Min.“ Weiter führt er folgende Punkte an, wodurch ſich ſeiner Anſicht nach die Erſcheinung von einem gewöhnlichen Sonnenuntergang unterſchied, und die er ſich nicht erinnert, je geſehen zu haben.

1. Die Erſcheinung ſcheint kein Reflex von einer Wolke, einem Stratum oder irgend welchen Dünſten zu ſein. 2. Der beſonders düſtere Glanz wie von einem fernen Brande. 3. Die ſpäte Stunde, bis zu welcher das Licht ſichtbar blieb — bis lange nach der gewöhnlichen Zeit, wo das Dämmerlicht gewöhnlich verſchwindet. 4. Endlich, daß der Mittelpunkt der Erſcheinung mehr oder wenig ſüdlich vom Weſten lag. Dies Phänomen dauerte bis zum 30. September fort; einige Male wurde auch ein ſchwach röthlich gefärbter Kreis von 15 bis 20° Radius am Himmel beobachtet. Eigenthümlich iſt es, daß ähnliche Erſcheinungen (wie natürlich viel ſpäter erſt bekannt wurde) nach dem Ausbruch in der Sundaſtraße ſchon vor dem 5. September längs der über die Sechellen, Ober-Guinea (Cape Coaſt Caſtle), Trinidad und Panama nach Honolulu laufenden Linie beobachtet wurden, während nach dieſer Zeit die Beobachtungen aus allen Theilen der Erde in großer Zahl einliefen, welche, um dies gleich beiläufig zu bemerken, inſofern ſie von Schiffen herrühren, zum Theil von Aſchenproben, die man während der Fahrt geſammelt hatte, begleitet waren, ein ſehr werthvolles Material, deſſen gründliche, aber zeitraubende Unterſuchung jedenfalls ſehr viel zur endgiltigen Entſcheidung der Frage nach den Urſachen der auffallenden Dämmerungserſcheinungen (inſofern hier von „endgiltig“ überhaupt die Rede ſein kann) beitragen wird. Durch eine mikroſkopiſche Unterſuchung nämlich wird es möglich ſein, nachzuweiſen, welchem vulkaniſchen Gebiete die gefallene Aſche entſtammt und ſie wahrſcheinlich mit der an der Ausbruchsſtelle ſelbſt geſammelten Aſche zu identificiren reſp. etwaige Unterſchiede feſtzuſtellen.

Sobald die Erſcheinung in unſeren Gegenden beobachtet wurde, regte ſich das Verlangen, die Urſache derſelben kennen zu lernen, und es konnte nicht ausbleiben, daß verſchiedene Theorien aufgeſtellt wurden. Die vorliegende Frage war jedenfalls eine ſehr mißliche, da man ja über die Urſache der alltäglichen Abendröthe noch nicht ganz einig iſt. Die einen ſagen, das Vorhandenſein des Waſſerdampfes in der Atmoſphäre, den die Sonnenſtrahlen durchdringen müſſen, iſt die Urſache; der Dampf einer Lokomotive, durch den hin man nach der Sonne ſchaut, liefert ein tiefrothes Bild der Sonne und es mag vielleicht dieſem leicht ausführbaren Experiment zuzuſchreiben ſein, daß die Zahl der Anhänger

Digitized by Google

dieſer Theorie ſehr groß iſt. Einer andern Erklärung nach ſoll das Abendroth von feinem Staube in der Luft herrühren und durch Beugung des Sonnenlichtes erzeugt werden; wer die Sonne einmal im Höhenrauch oder auch die verſchiedene Färbung geſehen hat, welche das Himmelslicht annimmt, wenn es hinter der von einem Vulkan ausgeſtoßenen Aſchenwolke verſchwindet, wird auch dieſer Erklärung die Berechtigung nicht abſprechen, und es läge vielleicht nahe zu fragen, ob nicht hier beide Urſachen als zuſammenwirkend (d. h. je nach Umſtänden die eine oder andere als vorherrſchend) angenommen werden dürfen? In unſerm Falle handelte es ſich nicht nur um eine Erklärung der Intenſität, ſondern auch, und dies ſcheint in mehrfacher Beziehung noch wichtiger, der langen Dauer der Dämmerungserſcheinungen, die wohl zunächſt auf abnorme Refraktionsverhältniſſe zurückgeführt werden müßten; ob derartige äußergewöhnliche Zuſtände durch direkte Beobachtung von Himmelskörpern während der Periode der Dämmerungserſcheinungen nachgewieſen ſind und ob man überhaupt den Verſuch dazu gemacht hat, iſt mir nicht bekannt.

Kurze Zeit, nachdem man die Dämmerungserſcheinungen zuerſt in Europa beobachtet hatte, war es Norman Lockyer, der bekannte engliſche Aſtrophyſiker, welcher mit Entſchiedenheit dafür auftrat, daß die Dämmerungserſcheinungen mit dem Ausbruch von Krakatau in Verbindung zu bringen ſeien.

Ein zweiter Erklärungsverſuch lag in der Annahme, daß die Erde in ihrer Bahn einer Wolke kosmiſchen Staubes begegnet ſei, wofür namentlich der berühmte Polarforſcher Freiherr von Nordenſkiöld eintrat. Rudolf Falb ſuchte die Erſcheinung auf die Bildung von Eisnadeln in der Atmoſphäre zurückzuführen; Profeſſor P. Zech nimmt an, daß eine Dampfmaſſe des Weltraumes in die Anziehungsſphäre unſerer Erde gekommen iſt, daß ſie nur allmählich an der Oberfläche unſerer Atmoſphäre ſich verbreiten und durch Diffuſion in dieſelbe eindringen kann; Profeſſor Bezold endlich erklärt das Phänomen für eine gewöhnliche, aber diesmal ſehr entwickelte Dämmerungserſcheinung, die ſchon 1864 und 1872 durch Bezold ſelbſt und durch Burkhardt in Poggendorff's Annalen beſprochen worden iſt.

Es kann natürlich meine Aufgabe nicht ſein, in dieſem Aufſatz auf die verſchiedenen Gründe, die man für jede der erwähnten und noch einige andere Hypotheſen vorgebracht hat, einzugehen und die noch viel zahlreicheren Einwürfe, die man gegen jede derſelben geltend gemacht hat, zuſammenzuſtellen, und dies um ſo weniger, als man das geſammte Beobachtungsmaterial bei der Royal Aſſociation zur weitern Bearbeitung geſammelt hat und man dort erſt im Stande ſein wird, mit voller Kenntniß der ſehr ausgebreiteten Beobachtungen zu urtheilen. Nur inſofern es die durch Norman Lockyer aufgeſtellte Theorie betrifft, die ja mit dem Gegenſtande, der in dieſen Zeilen behandelt wird, in engem Zuſammenhange ſteht, möchte ich mir noch einzelne Bemerkungen erlauben.

Lockyer nimmt die Möglichkeit der Vertheilung des Staubes durch die ganze Atmoſphäre ohne Weiteres an und beweiſt nun auf phyſikaliſchem Wege, daß hierdurch ſolche Brechungsverhältniſſe der Lichtſtrahlen eingetreten ſein müſſen, welche die beobachteten Lichterſcheinungen erklären können. Demgemäß richten ſich die Einwendungen weniger gegen den Schlußſatz ſeiner Theorie, ſondern die Gegner bezweifeln hauptſächlich: 1) die Möglichkeit der Verbreitung der Aſchentheile über die ganze Erde; 2) die Möglichkeit, daß die von dem Ausbruch von Krakatau herrührenden Stoffe ſich ſo lange ſchwebend erhalten können; 3) meinen ſie, daß nothwendigerweiſe die Dämmerungserſcheinungen nur durch das Vorhandenſein von Waſſerſtoff erklärt werden dürfen. Was den zweiten Punkt angeht, ſo möchte es genügen, daran zu erinnern, daß im Sommer dieſes Jahres ein Ausbruch in Alaska beobachtet worden iſt, der noch im Oktober fortdauerte [1]), der alſo auch der Atmoſphäre eine Menge von Staubpartikeln zugeführt haben kann.

Was die anderen Punkte betrifft, möchte ich nur in Bezug auf den erſten noch einige Worte beifügen.

Ich habe bereits über die Wirkung des nach oben gehenden Stromes und die Berührung deſſelben mit Luftſtrömungen in verſchiedener Höhe geſprochen; zur Unterſtützung dieſer Anſicht werde ich noch einen Bericht Ed. Whymper's anführen, der am 3. Juli 1880 bei einer Erſteigung des Chimboraſſo einen Ausbruch des Cotopaxi von einer Höhe von 15 800 Fuß beobachtete. Der Dampf ſtieg erſt ſenkrecht etwa 40 000 Fuß hoch wie eine kohlſchwarze Säule nach oben, wurde dann von einem öſtlichen Luftſtrome erfaßt und über den Stillen Ocean weggeführt, von wo er durch eine andere Luftſtrömung wieder bis über den Chimboraſſo zurückgeführt wurde. Sobald die Wolke zwiſchen den Beobachter und die Sonne getreten war, ſah er die Sonne grün, blutroth, dann wieder kupfergelb; er berichtet, daß die Farben durch ihre Pracht einen mächtigen Eindruck machten. Die ſchwerſten Aſchentheilchen fielen im Thale zu ſeinen Füßen, die leichteren auf den Abhängen des Chimboraſſo nieder, während die feinſten Theilchen in den oberen Luftlagen ſchweben blieben. In der feinſten Aſche, die er ſammelte, zählte er etwa 25 000 Körner auf ein Gramm.

Profeſſor Langley, der Aſtronom des Alleghany- (Penn-) Obſervatoriums leitet aus verſchiedenen perſönlichen Beobachtungen, die er auf Vulkanen der alten und neuen Welt gemacht hat, und ebenſo aus Berichten von Profeſſor Piazzi Smith über die Erſcheinungen, die derſelbe vom Pik von Teneriffa aus geſehen hat, den Schluß ab, daß der feinere Staub zu einer ſehr bedeutenden Höhe geführt wird und die ganze Erde umgiebt; er ſchließt ſeinen Aufſatz, den er über dieſen Gegenſtand in der „New York Daily Tribune“ vom 2. Januar veröffentlicht, mit den Worten, daß er auf Grund dieſer Erfahrungen nicht an der Möglichkeit zweifeln kann, daß die von Krakatau oder den Vulkanen in Alaska ausgeworfenen Maſſen die vielbeſprochenen atmoſphäriſchen Erſcheinungen hervorgerufen haben.

Wie man nun auch über die Möglichkeit der weiten Verbreitung des Staubes und die Unmöglichkeit, eine ſolche durch unſere bisherige Bekanntſchaft mit den atmoſphäriſchen Strömungen zu erklären, denken mag, ſo iſt doch die Thatſache der weiten Verbreitung von Aſchentheilchen ſicher und wahrſcheinlich iſt es ſogar, daß dieſelben von Krakatau herrühren.

Aus Madrid richtete Mr. Joſef Mc Pherſon, nach dem Urtheil von R. Proctor ein bedeutender Geologe, einen Brief an die „Times“, in dem er ſagt: „Da ich den Wunſch hegte, einen poſitiven Beweis für die glänzende Theorie (bezieht ſich auf den Artikel Norman Lockyer's), welche in Ihren Spalten bezüglich der auffallenden Dämmerungserſcheinungen auseinandergeſetzt wurde, zu finden, habe ich dieſer Tage etwas friſch gefallenen Schnee analyſirt und dabei folgendes Reſultat erhalten: ich habe Kryſtalle von Hyperſthen, Pyroxin, magnetiſchem Eiſen und vulkaniſchem Glas gefunden, welche Beſtandtheile ſämmtlich bei der kürzlich zu Paris vorgenommenen Analyſe der von Java herrührenden vulkaniſchen Aſche ſich auch ergeben haben [2]).“

Gleichzeitig mit dieſem Briefe veröffentlichte die Londoner

[1]) S. oben S. 125.
[2]) S. oben S. 188.

„Nature" einen Brief zweier Holländer, der Herren M. W. Beyerinck und J. van Dam zu Wageningen. Sie hatten bei einem am 13. December fallenden Regen, der mit Hagel gemischt war, bemerkt, daß jeder Tropfen, der aufgetrocknet war, einen grauen Rückstand hinterließ. An den Fensterscheiben, die gegen Norden lagen, war dies leicht zu bemerken; aus einer Vergleichung des Rückstandes mit Krakatauasche zeigte sich deutlich, daß beide 1) kleine durchsichtige glasartige Stückchen, 2) bräunliche, halb durchscheinende, drahtförmige Stäbchen, 3) tiefschwarze, scharfkantige Körnchen enthielten. Natürlich waren die im Rückstande des Regens gefundenen Partikelchen sehr viel kleiner als die von Java empfangenen Aschenproben.

Es konnte nicht ausbleiben, daß, nachdem Norman Lockyer einmal seine Theorie aufgestellt hatte, man sich viel mehr mit der Frage beschäftigte, als früher der Fall gewesen war; so erinnerte man denn auch sehr bald daran, daß schon 1783 (Erdbeben in Kalabrien, Ausbruch eines Vulkans im Meere an der Küste von Norwegen) Gilbert White eine ausführliche Beschreibung der im Sommer des genannten Jahres beobachteten Erscheinung gegeben habe: Die Sonne am Mittag war so matt, wie ein durch Wolken verhüllter Mond und warf ein rostfarbiges Licht auf den Boden, welches namentlich beim Auf- und Untergange sehr trübe oder blutigroth war. Auch wurden damals abnorme Temperaturverhältnisse beobachtet, wie ja auch dieser Winter bei uns zu den außergewöhnlich milden gehört, während aus anderen Gegenden das Gegentheil berichtet wird. Endlich sei hier noch daran erinnert, daß außer den Aschentheilchen auch ungeheure Mengen von verschiedenen Gasarten dem Dunstkreise der Erde zugefügt wurden, die auch aufgenommen und verarbeitet werden mußten; und es sei nochmals erwähnt, daß die Vermuthungen über den möglichen Einfluß des Ausbruches auf die Atmosphäre und das Wetter nicht, nachdem die erwähnten Wirkungen sich gezeigt haben, gemacht worden sind, sondern schon kurze Zeit, nachdem die telegraphischen Berichte über den Ausbruch nach Europa gelangt waren.

Daß seit Mai sich auf Java und Sumatra eine erhöhte vulkanische Thätigkeit bemerkbar gemacht hat, habe ich früher schon mitgetheilt, ebenso oben schon von den während des Ausbruches des Krakatau am Merapi (Sumatra) und Sipaiak beobachteten Dampfwolken und anderen Eruptionserscheinungen gesprochen; einige der weiter bemerkten Anzeichen, welche auf eine drohende unterirdische Thätigkeit hingewiesen haben, will ich hier noch anführen. Am 13. August wurde eine von starkem unterirdischen Geräusch begleitete Erschütterung auf Amboina bemerkt; am 10. September folgte eine ziemlich bedeutende Erderschütterung in dem östlichen Theile von Bantam, die bis an die Südküste hin beobachtet wurde, wo man ihre Dauer auf 10 Sekunden angab; dann folgte in der Nacht vom 13. auf den 14. September eine ziemlich starke Erderschütterung zu Padang und in der Nacht vom 30. September eine schwächere zu Benkulen.

Namentlich der Merapi auf Java wird mit so großer Besorgniß betrachtet, daß die Regierung sich im Oktober schon veranlaßt gesehen hat, den Zustand des Kraters untersuchen zu lassen; der dorthin unternommene Zug eines europäischen Beamten mißglückte, worauf einige Javanen denselben wiederholten. Sie fanden, daß sich seit dem Juli, wo sie den Berg zuletzt besucht hatten, auf dem Nordrande des Kraters ein neuer Kegelberg erhoben hatte, dessen Höhe sie auf 500 bis 600 Fuß schätzten; sie waren der Ansicht, daß wenn die Wirkung fortdauere, der verfügbare Raum für eine weitere Entwickelung nicht mehr genügen würde. Sie behaupten, elf bis zwölf Krater angetroffen zu haben, während sich ihrem Berichte nach sehr viel Fumarolen in Thätigkeit befinden sollten; an der Nordwestseite des Kraters war ein ungeheurer Riß vorhanden, der neuerer Entstehung zu sein schien. Von einem entfernten Punkte aus konnte man den Fuß der Wand desselben nicht sehen; als sie sich bis dicht an den Rand des Abgrundes vorwagten, fing der Berg an zu zittern und diese Erscheinung war von einem heftigen unterirdischen Geräusch begleitet, worauf die Besucher, ohne weitere Untersuchungen vorzunehmen, sich schleunigst zurückzogen. Wie neuerdings aus Indien berichtet wird, hat die Regierung einem Ingenieur des Bergwesens, demselben, der auch Krakatau nach der Eruption untersucht hat, den Auftrag ertheilt, den Zustand des Merapi festzustellen [1]). Es ist nicht unmöglich, daß alle diese Umstände dazu beigetragen haben, die Furcht vor einem Ausbruch des zuletzt genannten Berges zu erwecken, welcher selbst in Batavia mit großer Bestimmtheit für den Monat Februar vorausgesagt wird. Ob dies irgendwie mit den Weissagungen des Herrn Delaunay, über die ich gleich noch ein Wort sagen will, zusammenhängt, kann ich nicht mittheilen, es wäre dies jedoch nicht ganz unmöglich, da ein in Arnheim wohnender Besitzer von Chinapflanzungen auf Java sich an die Académie des Sciences gewendet hat, um von ihr ein Urtheil über die Prophezeiungen des eben genannten Herrn zu erhalten.

Die Prophezeiungen des Herrn Delaunay sind von älterm Datum; sie wurden schon im Jahre 1879 der genannten Akademie vorgelegt, um den Werth derselben zu prüfen, welche zu diesem Zwecke eine Kommission, bestehend aus den Herren Faye, Tisserand und Daubrée, ernannt hat. Die Kommission glaubte sich aus Gründen, die ich gleich näher andeuten will, eines Urtheils über die Arbeit des Herrn Delaunay enthalten zu sollen. Als jedoch die Ereignisse von Ischia und der Sundastraße bekannt wurden, sah Herr Delaunay hierin eine so glänzende Bestätigung seiner durch die Akademie todtgeschwiegenen Prophezeiungen, daß er mit Hilfe der Tagespresse die Erfüllung seiner Vorhersagungen nicht genug bekannt machen konnte, woran, wie leicht begreiflich, einige nicht gerade schmeichelhafte Bemerkungen über das Schweigen der Akademie angeknüpft wurden, während er gleichzeitig einige neue Prophezeiungen anschloß, die, wie wir eben gesehen haben, bewirkten, daß sich der Besitzer von Plantagen auf Java an die Akademie wendete, um ihr Urtheil über die Sache zu vernehmen. Alles dies bewog Faye, indem er gleichzeitig auch ohne ausdrückliche Vollmacht für seine abwesenden Kollegen auftreten zu können glaubte, in der Sitzung der Akademie vom 10. September eine vernichtende Kritik über Delaunay's Arbeit auszusprechen.

Er leitete dieselbe mit der Mittheilung ein, daß es Gewohnheit derartiger Kommissionen sei, ähnliche Arbeiten mit Stillschweigen zu übergehen, wenn man befürchten müsse, daß das Urtheil so abfällig sein werde, um den Verfasser der Arbeit zu entmuthigen. Dies sei nun hier der Fall. Nämlich Herr Delaunay habe in seiner Arbeit das Eintreten vulkanischer Eruptionen abhängig gemacht von dem Durchgang des Jupiter durch den Laurentiusschwarm, in Folge dessen habe er 1883, 5 (1. oder 2. Juli) bezeichnet als den Anfang einer Periode von vulkanischer Wirkung, die 1886, 3 (21. April 1886) ihren Höhepunkt erreichen würde. Hierbei habe er nun aber gar keinen

[1]) Nach den neuesten Nachrichten sieht er keine direkte Gefahr in der Thätigkeit des Merapi; übrigens gab der Lamongan Zeichen von Erregung.

Digitized by Google

Versuch gemacht, anzudeuten, welcher Zusammenhang seiner Ansicht nach zwischen dem erwähnten Durchgang und vulkanischen Eruptionen besteht. Mehr noch: die Bahn des Laurentiusstromes ist derart, daß Jupiter weder zu der angegebenen Epoche noch auch überhaupt jemals in den Schwarm der Körper desselben eindringen wird, und wenn auch 1883, 5, allerdings ungefähr einem Minimum des Abstandes entspricht, ist dieses Minimum doch beinahe noch gleich dem dreifachen Abstande der Erde von der Sonne!

Delaunay hielt sich hierdurch noch nicht für geschlagen, er dehnte nun seine Prophezeiungen bis zum Schluß des Jahrhunderts aus und nannte verschiedene Jahre, die durch heftige Erdbeben 2c. ausgezeichnet sein würden, ohne daß es ihm gelang, größere Theilnahme für seine Ansichten zu gewinnen; im Gegentheil machte eins der Kommissionsmitglieder darauf aufmerksam, daß es ein Wunder sein müsse, wenn keine dieser Vorhersagungen einträfe. Es vergehen doch wenige Jahre, in denen nicht von einem Erdbeben oder anderen vulkanischen Erscheinungen zu berichten ist. Sagt doch Alexander von Humboldt, Kosmos Bd. 1, S. 218 (der Jubiläumsausgabe): Wenn man Nachricht von dem täglichen Zustande der Erdoberfläche haben könnte, so würde man sich sehr wahrscheinlich davon überzeugen, daß fast immerdar an irgend einem Punkte diese Oberfläche erbebt, daß sie ununterbrochen der Reaktion des Innern gegen das Aeußere unterworfen ist.

Wenn man daher aus einer Reihe von zwanzig Jahren einige, sagen wir zwölf bis fünfzehn, herausgreift und für dieselben Erdbeben, vulkanische Thätigkeit u. s. w. vorhersagt, so ist die mathematische Wahrscheinlichkeit sehr groß, daß eine solche Prophezeiung wirklich erfüllt werden wird.

Wenn dieser Aufsatz erscheint, wird es schon bekannt sein, ob die Furcht, die man betreffs des Merapi auf Java hegt, grundlos gewesen ist.

Kürzere Mittheilungen.

Die Metallschätze Tongkings.

Die Haltung Chinas in dem französisch-annamitischen Tongking Konflikt bleibt unverständlich, wenn man annimmt, daß die Einmischung lediglich aus dem Grunde erfolgt ist, daß China die von ihm beanspruchte Oberhoheit über Annam, die von jeher eine ziemlich bedeutungslose gewesen ist, zu behaupten suchte. Weniger unverständlich erscheint indeß der Umstand, daß der Pekinger Hof es riskirt, mit einer großen europäischen Macht anzubinden, wenn man erfährt, daß ein anderer Grund vorliegt, der für China von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit ist. Man ist auf denselben aufmerksam geworden, als die chinesische Regierung der französischen kürzlich eine Theilung Annams proponirte und erstere dabei den nördlicheren Theil des Reiches, Tongking, für sich zu erhalten bestrebt war. China hatte dabei zweierlei im Auge und zwar erstens die reichen, fruchtbaren Niederungen des Rothen Flusses, von deren großer Reisernte bedeutende Quantitäten in die stets darbenden inneren Provinzen des Reiches der Mitte ausgeführt werden, und zweitens die höchst werthvollen Metallschätze, welche in den Gebirgen des obern Tongking aufgespeichert sind. Beide dürfen nach der Ansicht der Chinesen nicht in die Hände der Franzosen fallen: der Reiszufuhren kann man nicht entrathen und die Metalle, deren Gewinnung bisher fast ausschließlich durch Chinesen bewirkt wurde, die den größten Theil ihrer Beute in die Heimath sandten, will man ebenfalls nicht ohne Weiteres aufgeben.

Ueber den Metallreichthum Tongking's entnehmen wir einem Vortrage, den Herr Ed. Toda vor einiger Zeit in der nordchinesischen Abtheilung der Königlich Asiatischen Gesellschaft gehalten hat, die nachstehenden Mittheilungen.

Die ersten Nachrichten von dem Betriebe der Gold-, Silber-, Kupfer- und Zinn-Minen Tongkings reichen in eine sehr frühe Zeit zurück. Man weiß, daß chinesische Truppen, die unter der Ngo-Dynastie in Annam einfielen, dabei beschäftigt gewesen sind. Eine ausgedehntere Bearbeitung hat jedoch erst seit dem Jahre 1414 stattgefunden, wo eine Annexion Annam's durch China erfolgte. Man zwang die Annamiten, aus den Gold- und Silberminen Schätze zu heben, welche als gute Beute („Kriegsentschädigung" nannte man dieselbe) nach China wanderte. Nach weiteren drei Jahrhunderten, im Jahre 1708, gestattete der König Du-Tong Privatleuten die Ausbeutung der Minen, wobei verschiedene Regalien eingeführt wurden, die noch heutigen Tages existiren. In Folge der bekannten Apathie der annamitischen Bevölkerung bemächtigten sich indes bald die rührigeren Chinesen dieses lohnenden Erwerbszweiges und kultivirten denselben bald in so ausgedehntem Maßstabe, daß der König Du Tong, um eine allzu starke Ueberfluthung seines Reiches durch chinesische Minenarbeiter zu verhüten, sich genöthigt sah, ein Gesetz zu erlassen, daß bei keiner Mine mehr als 300 Chinesen, welche außerdem verpflichtet sein sollten, sich den einheimischen Behörden unterzuordnen, beschäftigt sein dürften.

Seit dieser Zeit befindet sich der Betrieb der annamitischen Minen ausschließlich in den Händen von Chinesen, die einen sehr respektablen Gewinn machen müssen, da die tongkinesischen Mandarine schon häufig darauf aufmerksam gemacht haben, daß Annam binnen absehbarer Zeit ruinirt sein müsse, wenn dem Abflusse seines Goldes und Silbers nach China nicht ein Ende gemacht werde.

Die allergrößte Anzahl der annamitischen Minen befindet sich im nördlichen, gebirgigen Theile Tongkings. Nur eine einzige Goldmine liegt in der Provinz Bac-ninj. Das eigentliche Annam besitzt keine Metallschätze und nur einen sandigen, unproduktiven Boden. In Folge dessen legen die Franzosen auf diesen Theil des Landes nur einen sehr geringen oder gar keinen Werth, während ihnen der Reichthum der Gebirgsgegenden Tongkings sehr wohl bekannt ist, wie die Ablehnung des seitens der chinesischen Regierung vor kurzem gemachten Theilungsvorschlages beweist.

Die hauptsächlichsten Goldminen Tongkins befinden sich an folgenden Orten: Zu Phong-hang in der Provinz Bac-ninj; Thuang-mang, Kim-hi, Bao-mang und Sang-moc in der Provinz Thai-nguyen; Na-ap und Xuan-duong in der Provinz Lang-son, Thuong-ba, Ha-ba, Thanh-da und Phunoi in der Provinz Kao-bang; Dich-hoy und Bang-tang in der Provinz Hung-hoa und endlich zu Riem-son, Ngaoc-lien, Linj-ho und Tien-lien in der Provinz Tuyen-kuang. Dieselben haben je nach ihrer Ergiebigkeit an die Regierung eine jährliche Abgabe von vier bis zwanzig Unzen Gold zu zahlen. Die höchsten Erträge werden aus den Minen der Provinz Thai-nguyen erzielt. Die Silberminen, fünf an der Zahl, liegen mit einer Ausnahme (Nam-dang in der Provinz Tuyen-kuang) sämmtlich in der Provinz Thai-nguyen. Die reichste Mine, zu Tien-son, entrichtet eine jährliche Abgabe von 400 Unzen Silber an die Regierung. Kupferminen finden sich zu Lao-zaong und Du-dang in der Provinz Hung-

Digitized by Google

hoa, die eine jährliche Abgabe von resp. 300 und 400 Pfund Kupfer zu entrichten haben; ferner zu Lini-tham in der Provinz Son-tai, 300 Pfund zahlend. Die bedeutendste Mine ist diejenige von Tu-long in der Provinz Tuyen-kuang. Dieselbe liefert außer Kupfer noch Silber und beide Metalle in so bedeutenden Mengen, daß ihr eine Jahresabgabe von 80 Unzen Silber und 12000 Pfund Kupfer auferlegt worden ist. Die Zinngruben endlich liegen zu Guach-njo in der Provinz Thai-nguyen. Auch diese müssen recht ergiebig sein, da sie jährlich 600 Pfund ihres Produkts als Abgabe zu entrichten haben.

Wie aus obigen Angaben ersichtlich, ist die Ergiebigkeit der Minen Tongkings trotz der ungemein primitiven Bearbeitung derselben eine recht bedeutende und wird ohne Frage in sehr wesentlichem Grade erhöht werden können, wenn europäische Technik in rationeller Weise an die Ausbeutung geht. Bisher sind dieselben, soweit bekannt, von europäischen Sachverständigen noch nicht explorirt worden und kann angenommen werden, daß sich in den Gebirgen des nördlichen Tongkings noch eine weitere Anzahl von Orten vorfindet, welche edle Metalle bergen, zumal auch Eisen und Blei von den Gebirgsbewohnern häufig auf die Märkte in den Ebenen gebracht werden soll.

H. Bay.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Alexander Freiherrn von Warsberg's „Homerische Landschaften" (Bd. I, „Eine Reise durch das Reich des Sarpedon". Wien, Karl Gräser. 1884) ist ein eigenartiges Buch, das seine zwei Seiten hat. Der Verfasser, österreichischer Generalkonsul in Korfu, schildert uns darin seine Reise durch das südliche Lykien und einen Aufenthalt auf Rhodos, aber weniger das Land und seine Bewohner, als die Eindrücke, welche beide in ihm hervorriefen. Hier treten allerdings 20 sehr schöne, nach Photographien gefertigte Lichtdrucke, welche Landschaften, Architekturen und Bewohner darstellen, hilfreich den Worten des Autors zur Seite. Warsberg's Schwärmerei für die landschaftlichen Schönheiten ohne Gleichen, welche der Süden Kleinasiens bietet, und welche in Itsch-ili ihren Gipfelpunkt zu erreichen scheinen, ist freilich durchaus berechtigt; Referent kann dies insofern behaupten, als er das benachbarte Karien bereiste und den wunderbaren Keramischen Golf kennen lernte. Warsberg ist ein glühender Verehrer des Alterthums und besonders Homer's; es ist oft sehr anziehend, wie er Verse desselben durch heutige Verhältnisse zu erläutern und zu beleuchten versteht. Schade, daß er so ganz über dem Klassischen alles Neuere übersieht, daß er sich so gar nicht um das gekümmert hat, was Andere über jene Landschaften berichtet haben. Gleich auf S. 3 erzählt er, wie 1881 Prof. Benndorf die Existenz der (jetzt in Wien befindlichen) Bildwerke von Gjölbaschi, wie man vermuthet (!) hatte, wirklich konstatirte; als ob es nie einen Professor Schönborn gegeben, der dieselben zuerst aufgefunden und beschrieben hat! Schönborn's Name wird überhaupt nirgends erwähnt! Benndorf läßt zwar in seinem Berichte über seine lykischen Reisen demselben alle Ehre widerfahren; aber diesen Bericht kennt leider Warsberg nicht. Aus ihm hätte er z. B. lernen können, daß an jenen Küsten (wie überhaupt im westlichen Kleinasien) das griechische Element recht rasch sich ausbreitet, überall prosperirt und die Türken mit Macht verdrängt; Warsberg klagt aber lieber (S. 31) über die „heute so einsam gewordene Küste von Kleinasien." Er hätte dann auch wohl seine Kritik gegen Heinrich Kiepert's übrigens nur als Manuscript 1882 vervielfältigte Karte „Lykia" (S. 210) unterlassen, daß dort nämlich der Berg Kragos südlich vom Antikragos angesetzt sei, in seinem Lehrbuch der alten Geographie von 1878 aber nördlich. Daß in der Zwischenzeit Professor Benndorf in den Ruinen des alten Sidyma eine Inschrift aufgefunden hat, durch welche der südliche Gipfel ausdrücklich als Kragos bezeichnet wird, hätte der Autor wohl wissen können. Und welche Unkenntniß auf S. 51, an eben jene archäologisch-topographische Karte, die den kleinen Maßstab 1:400000 hat, die Anforderung zu stellen, daß nach ihr der Kapitän eines Dampfers einen Hafen ansegeln solle! Auf S. 15 klagt er über die „neugebildete preußisch-deutsche Gesellschaft, die sich die Nutzbarmachung des Orients für deutsche Strümpfe und Kattune, scheußliche Petroleumlampen und geschmackloses Porzellan zum Ziel gesteckt hat." Wie anders urtheilt da Warsberg's Kollege K. von Scherzer, der vielleicht nicht so sehr für Homer schwärmt, aber in praktischen Dingen als recht bewandert gilt (Allgemeine Zeitung vom 5. März 1884, Zweite Beilage): „Wer nur einigermaßen mit dem Gebahren von modernen Aktiengesellschaften im Allgemeinen vertraut ist, den müssen die patriotischen und völlig uneigennützigen Gesichtspunkte unwillkürlich überraschen und wohlthuend berühren, welche der vornehmlich auf die Hebung des deutschen Exportes nach der Levante abzielende deutsche Handelsverein in Berlin in seinem neuesten Bericht für das Geschäftsjahr 1883 entwickelt." Auch darauf sei zum Schlusse hingewiesen, daß der Gedanke Warsberg's, Lykien für deutsche Einwanderer zu empfehlen (S. 161), kein neuer ist, sondern schon zu Anfang der vierziger Jahre in Berlin ventilirt und später von G. Oppert in einer längeren Abhandlung dargelegt worden ist.

— Nach dem letzten Berichte über indisches Erziehungswesen genießen von einer weiblichen Gesammtbevölkerung Ostindiens von 99476411 Seelen nur 126349 Schulunterricht, d. h. 0,84 Procent der Mädchen in schulpflichtigem Alter, während dasselbe Verhältniß sich beim männlichen Geschlechte auf 16,28 Procent stellt. Es wirken dabei verschiedene Gründe mit: die Gleichgiltigkeit der früheren ostindischen Kompagnie, sociale Gebräuche, namentlich die Sitte, schon Kinder zu verheirathen und dadurch die für den Schulbesuch geeignete Zeit im Leben der Mädchen abzukürzen, Mangel an Mitteln, an Lehrerinnen und Aufseherinnen und an passenden Schulbüchern. Die Kommission für das Erziehungswesen schlägt nun vor, eine bestimmte Summe für Mädchenunterricht auszusetzen, Stipendien zu errichten, um so die Zeit des Schulbesuchs zu verlängern, die Lehrer allmählich durch Lehrerinnen zu ersetzen, die möglichst aus dem Stande der Hinduwittwen zu entnehmen wären und geeignete Schulbücher herzustellen.

— Sowohl in Tschilas (am linken Ufer des obern Indus in Dardistan) als auch in Darel (am rechten Ufer) besteht die Sitte, in einem Keller gerührte Butter während vieler Jahre aufzubewahren (nach Major Biddulph, The tribes of the Hindoo-Koosh, citirt von Ujfalvy, Aus dem westlichen Himalaja, S. 304). Sie nimmt dann eine röthliche Farbe an, erhält sich mehr als hundert Jahre und wird dann als ein äußerst schmackhafter Leckerbissen betrachtet. Man pflanzt einen Baum über den Keller, um das Einstürzen desselben zu verhindern, und eine solche aufbewahrte Butter bringt einen reichlichen Gewinn ein. Gelegentlich kam — so erzählt Biddulph — eine Deputation aus Darel zu mir

Digitized by Google

mit dem Ansuchen, man möge weggelaufene Sklaven zwingen zu sagen, wo sie die Butter ihres Herrn vergraben hätten, da nur sie allein um das Geheimniß wüßten.

— Der Times-Korrespondent in Tongking erklärt dieses Land oder genauer das Delta des Rothen Flusses für eines der ersten ackerbauenden Gebiete Ostasiens, das alle südlichen Provinzen Chinas weit übertrifft, mit Ausnahme des Deltas des Kantonflusses, welches aber viel kleiner ist. Fast überall erzielt man im Jahre zwei Ernten und an manchen Stellen nicht selten deren drei. Zuckerrohr und Maulbeerbäume, zwischen dem Freihafen Hai-phong und Hanoi seltener, giebt es in der Provinz Nam-dinj in Massen. Da ferner das Klima derart ist, daß ein Europäer leicht im Jahre vier bis fünf Monate zu arbeiten vermag, so wird die Erwerbung Tongkings, auch abgesehen von den Mineralschätzen des gebirgigen Nordens, kein schlechtes Geschäft für Frankreich sein. — Die Freihafenstadt Hai-phong wächst jetzt natürlich beständig an, aber nicht schnell; denn sie ist auf einem künstlich aus Lehm und Schlamm aufgeworfenen Hügel erbaut, um vor den sommerlichen Ueberschwemmungen des Flusses geschützt zu sein. Alsdann gleicht das Delta einem ungeheuren See trüben Wassers, aus welchem nur hier und da eine Gruppe von Palmen und Bambus, die Lage eines Dorfes anzeigend, herausragen. Einer Vergrößerung Hai-phongs muß deshalb stets eine Vergrößerung der die Stadt tragenden Plattform vorausgehen, und dieses Uebelstandes wegen denkt man daran, auf die nahe Provinzialhauptstadt Kwang-jen die bisher von Hai-phong gespielte Rolle zu übertragen. — In der Hauptstadt Hanoi hat sich in letzter Zeit vieles geändert, und zwar zum Bessern. Selbst die Explosion der aus Son-tay dorthin geschafften Munition hat ihr Gutes gehabt, indem dabei alle Häuser an der Nordseite der französischen Konzession zerstört wurden und so Raum für einen öffentlichen Garten machten. Während Hanoi im August einer traurigen Einöde glich, ist jetzt alles, namentlich das Chinesenviertel und die Bazare, voller Leben. Ueberall werden Straßen erweitert und Laternenpfähle aufgerichtet. Die Häuser am See mitten im Orte, welche früher über das Wasser hinüberragten und jede Aussicht auf die Wasserfläche mit ihren Pagoden tragenden Inseln versperrten, sind weggeräumt worden, so daß hier einer der anziehendsten Punkte Hanois entstanden ist. Weniger erfreulich ist die Unmasse von Trinkstuben und Kneipen, welche neu entstanden ist und von den französischen Soldaten zu jeder Tageszeit eifrig besucht wird. Die Hauptstraße, welche vom Rothen Flusse hinter dem See herum nach der Citadelle führt, ist buchstäblich mit solchen Lokalen angefüllt, welche auf die Schlagfertigkeit der Truppen einen sehr bösen Einfluß ausüben.

Afrika.

— Was das Betreten des Rif (in Marokko) für den Fremden, Christen wie Mohamedaner, so gefährlich macht, ist am Ende weniger die Raubsucht, als die eifersüchtige Sorge um ihre Freiheit und Unabhängigkeit, welche die Uled Rif in Jedem einen Spion wittern läßt. Sie haben am Ende nicht Unrecht; der Sultan von Marokko hat schon mehr als einmal versucht, sie unter sein Joch zu zwingen; die Spanier haben, wo sie festen Fuß fassen konnten, Presidios gegründet, und nur ihre Schwäche hält sie vom weitern Vordringen ab, und die Nachbarn in Algerien endlich — nun, man braucht nur einen Blick in die algerischen Lokalblätter zu werfen, welche die Annexion von ganz Marokko als bloße Frage der Zeit hinstellen, um sich zu überzeugen, daß der Argwohn der Rifbewohner nicht ganz unbegründet ist.

In der Beziehung herrscht überhaupt eine unbehagliche Stimmung in Marokko. Seit die Spanier bei Tetuan die große Armee des Sultans auseinandergesprengt und die heilige Stadt erobert, ist es den Mauren auch dort unheimlich geworden und dämmert ihnen eine dunkle Ahnung auf, daß es mit der Herrlichkeit des Islam auch im Maghreb vorüber ist, und daß der Nachkomme des Propheten nur darum noch auf dem Throne sitzt, weil sich England bei dem jetzigen Zustande ganz wohl befindet, und Frankreich und Spanien einander den fetten Bissen nicht gönnen. Nicht umsonst hält der Sultan ängstlich jeden Fortschritt von sich fern und hat sich noch nicht einmal zur Aufnahme einer Anleihe verleiten lassen; mag das Land auch versumpfen und verarmen, er hält sich auf dem Throne, so gut er kann, nimmt, was er von seinen Unterthanen mit Güte und Gewalt bekommen kann, und läßt Allah für den Rest sorgen.

Und trotzdem hat Marokko eine Zukunft, eine bedeutendere wie Algerien. Der Raum zwischen Atlas und Meer, welcher dem algerischen Tell entspricht, ist ungleich größer, er hat günstigere Regenverhältnisse und er hat vor allen Dingen eine seßhafte, an Arbeit gewöhnte und arbeitswillige Bevölkerung. Der uncivilisirbare Nomade mit seinen Zelt-Duars und Herden tritt hier zurück gegen den fleißigen Mauren, der nur einer bessern Regierung und des Schutzes gegen Erpressung und Gewalt bedarf, um wieder zu werden, was er in Andalusien gewesen. Mit seinem Fanatismus ist es so schlimm nicht, wie man es gewöhnlich zu machen pflegt; wo ihn die Regierung nicht hegt und aufstachelt, merkt man nicht viel davon, und ein guter Theil der Mauren würde sich einer gerechten europäischen Regierung, welche die nationalen Vorurtheile schonend behandeln würde, ohne großes Widerstreben fügen.

Anders allerdings die Berber, welche in Marokko noch alle Gebirge inne haben und die Araber an Zahl überwiegen. Sie würden sich einer christlichen Fremdherrschaft eben so verzweifelt widersetzen, wie sie es der mohammedanischen gegenüber thun. Die Spanier haben erfahren, welcher verzweifelten Tapferkeit sie fähig sind, und was sie trotz ihrer schlechten Bewaffnung im Guerillakrieg leisten können. Eine civilisirte Regierung, welche alsbald europäische Bureaukratie und schablonenmäßige Behandlung auf sie übertragen wollte, würde schwere blutige Kämpfe zu bestehen haben. Könnte sie sich aber entschließen, mit der Schablone zu brechen und die freien Schluh und Amazirgh und Uled Rif unbelästigt in ihren Bergen nach eigenen Gesetzen und Rechten wohnen zu lassen, so würde sich bald ein ganz leidlicher modus vivendi ergeben, wie er sich neuerdings in Algerien überall ergeben hat, z. B. in der Dahra bei Mostaganem, deren Bewohner nach verzweifelten Kämpfen sich eine gewisse Unabhängigkeit erfochten haben; sie sind heute gute Freunde der Franzosen, treiben einen lebhaften Handel mit ihnen und kommen scharenweise herunter in die Schelif-Ebene, um bei der Ernte zu helfen und sich als Tagelöhner so viel zu verdienen, daß sie sich ein Stück Land kaufen können. Aehnliche Zustände würden sich auch in Marokko herausbilden, sobald man den Berber friedlich seine Oelbäume pflegen läßt und seine demokratische Gemeindeverfassung nicht antastet. Schon jetzt kommen ganze Scharen von marokkanischen Berbern nach Oran, um Arbeit zu suchen; ja selbst am Senegal werden die Bahnen und Straßen vorwiegend von Marokkanern gebaut; sie gelten überall als fleißig und zuverläßig und würden natürlich noch viel fleißiger arbeiten, wenn man ihnen in ihrem Heimathlande ein Stück (des herrenlosen Bodens als Eigenthum gäbe. (W. Kobelt, Nach den Säulen des Herkules.)

— Mr. O'Neill ist Anfangs Februar von seiner Reise nach dem Schirwa-See glücklich nach Mozambik zurückgekehrt. Er fand, daß der Ludschende, der größte südliche Zufluß des Rovuma, nicht aus dem Schirwa-See kommt (so hatte es 1882 der Missionar W. P. Johnson dargestellt), sondern aus dem nördlich davon gelegenen Amaramba-See. Der große Schirwa-See reicht nördlich bis 14° 59′ südl. Br.; auf 14° 52′ liegt der Sumpfsee Tschinta, welcher durch den Mfambiti-Fluß mit dem Amaramba-See in Verbindung steht; letzterer erstreckt sich von 14° 32′ bis 14° 19′, und in

Digitized by Google

14° 19′ beginnt auch der Lubschende als ein kleiner Wasserlauf. O'Neill hat durch seine wiederholten Reisen die Geographie des Makua-Landes, welches vor ihm so gut wie unbekannt war, schon bedeutend aufgehellt.

— In Paris ist ein Brief Savorgnan de Brazza's vom 27. December 1883 aus Lekeli an einem Zuflusse des Alima eingetroffen, welcher meldet, daß er mit der Bevölkerung der sehr reichen Umgegend in vorzüglichen Beziehungen stehe. Zugleich sandte Brazza ein Schreiben des Dr. Ballay ein, der den König Makoko, mit welchem ersterer bekanntlich ein Freundschaftsbündniß abgeschlossen hatte, besucht und ihn trotz aller Bemühungen als Freund Frankreichs wieder getroffen hat. Stanley soll den Kongo hinaufgefahren sein und dort sein Kolonisationssystem mit Waffengewalt fortsetzen.

Australien.

— Der telegraphische Verkehr zwischen Australien und den übrigen Kontinenten, namentlich Europa, mehrt sich von Jahr zu Jahr und zeugt von dem steigenden Kommerz. Die Kabelverbindung datirt vom 22. Oktober 1872, an welchem Tage der damalige Mayor von Adelaide die erste Depesche mit dem Lord Mayor von London wechselte. Schon in April 1869 war ein Kabel zwischen Tasmanien und Victoria gelegt worden, und im Jahre 1876 geschah es zwischen Neu-Süd-Wales und Neu-Seeland. Um gegen häufige Störungen im Kabel gesicherter zu sein, wurde im Januar 1880 ein zweites Kabel zwischen Australien (Port Darwin) und Java (Banjoewangi) eingerichtet. Im Jahre 1882 liefen in Australien überhaupt 19776 Kabeldepeschen ein und 19381 wurden abgesandt, und dafür resp. 110740 und 114828 Pfd. St. vereinnahmt, also in Summa 39157 Depeschen mit 225568 Pfd. St. Davon entfielen auf Victoria 12897 mit 79793 Pfd. St., auf Neu-Süd-Wales 11883 mit 67941 Pfd. St., auf Südaustralien 5805 mit 31135 Pfd. St., auf Neu-Seeland 5762 mit 34248 Pfd. St., auf Queensland 1783 mit 8703 Pfd. St., auf West-Australien 552 mit 1881 und auf Tasmanien 475 mit 1866 Pfd. St. Im Jahre 1883 stieg die Zahl der gesammten eingegangenen Kabeldepeschen auf 21364 mit 122269 Pfd. St. und die der abgesandten auf 21691 mit 128527 Pfd. St., also in Summa auf 43055 mit 250796 Pfd. St. Jedes Wort einer Depesche vom australischen Kontinente nach London kostet 10 Sch. 8 P. = 10,67 Mark, und von Neu-Seeland nach London 11 Sch. 10 P. = 12 Mark.

Das europäische Kabel mündet in Port Darwin (Palmerston), an der Nordküste von Australien, in 12° 27′ 45″ südl. Br. und 130° 50′ 45″ östlich von Greenwich. Von Port Darwin läuft der Ueberlandtelegraph durch Central-Australien, in der Länge von 1973 Miles = 3175 km, nach der City of Adelaide, von wo aus sich wieder telegraphische Verbindungen nach den anderen Kolonien des Kontinents abzweigen.

— Australien wurde in der ersten Hälfte des Monats Januar dieses Jahres von einer Hitze heimgesucht, wie sie dort seit 20 Jahren nicht erlebt ward, und die auf Menschen und Thiere um so schrecklicher wirkte, weil ein heftiger heißer Wind dabei wehte und mächtige Staubwolken aufwirbelte. Das Thermometer war im Schatten auf 110° bis 126° Fahrenheit (wie in Bourke am Darlingflusse), d. i. 33° bis 42° R. gestiegen, und in der Sonne auf 163° bis 168° F. oder 58° bis 60° R. Die Straßen waren verödet, denn wer nicht mußte, verließ nicht die Wohnung. Sonnenstiche waren häufig. Das Vieh krepirte in Masse. Die Vögel fielen todt von den Bäumen. Das Obst verdorrte. Das Wasser verlor sich und die Felder waren versengt. Dazu die vielen Feuersbrünste (Bush-fires), welche kolossalen Schaden anrichteten.

Südamerika.

— Nach zwanzigjährigen eigenen Beobachtungen und unter Benutzung der einschlägigen Litteratur hat Karl Ochsenius in dem Sammelwerke „Das Wissen der Gegenwart" (Leipzig, G. Freytag. Bd. 22) Chile, Land und Leute, geschildert. Auf dem Titel heißt es „kurz geschildert", aber augenblicklich dürfte es wohl kaum ein deutsches Werk über jenes Land geben, welches mehr bietet, als die 250 Seiten des Ochsenius'schen Buches. Unter den zahlreichen Abbildungen trifft man neben manchem alten Bekannten auch Neues und Interessantes, namentlich auch Städtebilder, deren Herkunft in lobenswerther Weise angegeben ist. Auf eine interessante Beobachtung, welche unseres Wissens von Ochsenius zuerst gemacht worden ist, sei hier hingewiesen, auf den Einfluß der immergrünen chilenischen Baumflora auf die Oberflächenbeschaffenheit und das Thierleben des Landes (S. 94 und 104). Der Umstand, daß alle Waldbäume und Sträucher Chiles mit alleiniger Ausnahme des Roble (Fagus obliqua) immergrüne Blätter haben und dieselben nicht regelmäßig abwerfen, hat höchst wahrscheinlich den eigenthümlichen, unwirthlichen und öden Charakter der chilenischen Anden und ihrer schutthaldenähnlichen Bergabhänge veranlaßt. Weil die Bäume ihr Laub nicht abwerfen, können sich die Zersetzungsprodukte der Gesteine nicht durch die Verbindung mit organischem Detritus in Pflanzenerde verwandeln, es wird also das fallende Regenwasser nicht durch eine Humusschicht zum Einsickern in den porösen Boden gezwungen, sondern fließt sofort ab und führt die Zersetzungsprodukte der Gesteine mit sich fort. Auch in den jetzt noch bewaldeten Geländen ist dies bemerklich; da bildet die verhältnißmäßig geringe Quantität der abgestorbenen Blätter keine Decke dürren Laubes auf dem Boden wie bei uns, welche wie ein Schwamm das Regenwasser einsaugt und festhält, weil die vereinzelt auf der Erde liegenden steifen, lederartigen, etwas eingerollten Strauch- und Baumblätter von Wind und Wasser leicht fortgeführt werden. Starke Moospolster finden sich ebenso wenig in derselben Ausdehnung wie in europäischen Wäldern und daher kann eine einigermaßen humusreiche Bodenzusammensetzung nur in dem angeschwemmten Lande der Tiefebenen zu Stande kommen, weil erst da der Wasserabfluß verlangsamt wird. Andererseits veranlaßt das Fehlen der Laubdecken des Bodens auch das spärliche Vorkommen von Kerbthieren (und in Folge dessen von Singvögeln), welchen (resp. deren Larven) wohl die Zusammensetzung und die geringe Menge des Detritus nicht behagt; deshalb sind die insektenfressenden und die Raubvögel auf die Nähe des Bodens angewiesen, und dies hat wieder die eigenthümliche Folge gehabt, daß die meisten Vögel Chiles wenig fliegen und meist auf dem Boden laufen. Auch die Seltenheit der Landschnecken scheint aus dem oben erwähnten Grunde sich zu erklären.

Inhalt: Gent und Ost-Flandern. II. (Mit sieben Abbildungen) (Schluß.) — H. Schanz: Zur Physiologie der Hindus. — Emil Metzger: Der vulkanische Ausbruch in der Sundastraße. II. Erscheinungen bei der Eruption und Folgen derselben. Zweite Hälfte. — Kürzere Mittheilungen: H. Bay, Die Metallschätze Tonglings. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Australien. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 15. März 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLV. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Ujfalvy's Reise im westlichen Himalaja.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

IV [1]).

Um 9 Uhr Abends erreichten die Reisenden den Munschibag (Schreibergarten), wo ein geräumiger, einstöckiger Bungalow, nicht weit von Srinagar gelegen, ihrer Aufnahme harrte. Die Barke, welche sie auf dem Flusse Dschelum ihrem Ziele zugeführt, legte an einer steinernen Treppe von nichts weniger als kunstvoller Bauart an, auf deren Stufen sie ein feister Brahmane im Auftrage seines Herrn, des Maharadscha, empfing, um ihnen nach den üblichen Begrüßungsworten das Gastgeschenk, bestehend in Melonen, Aepfeln und Trauben darzubieten. Nicht lange darauf ruhte alles von den Strapazen der Reise, nunmehr unter kaschmirischem Dache, aus.

Srinagar, das indische Venedig, wie es wohl genannt wird, ist längs der Ufer des Dschelum und einer großen Anzahl von Kanälen auf Pfählen gebaut; die Stadt mit ihren 11 Holzbrücken, welche sich nur durch ein Wunder von Gleichgewicht aufrecht erhalten, mit ihren baufälligen Häusern, zertrümmerten Quais, spitzdachigen Moscheen, welche an chinesische Pagoden mahnen, und ihren weiß übertünchten indischen Tempeln, bietet trotz ihres handgreiflichen Verfalles auf Schritt und Tritt des Malerischen in Hülle und Fülle. Besonders bei Mondlicht ist Srinagar von unvergleichlicher Poesie: bei dem echten Alpencharakter der Umgebung wähnt der Fremde nicht im fernen Indien, sondern in irgend eine herrliche Landschaft Tirols versetzt zu sein.

Von den Bauwerken der Stadt läßt sich nicht viel sagen. Alles Neue ist häßlich und alles wirklich Alte liegt in Ruinen: 19 verfallene Hindutempel legen dafür Zeugniß ab. Der Palast des Maharadscha, der doch der Stadt zur Zierde gereichen sollte, ist das Geschmackloseste in seiner Art; auch der zweite neuere Palast des Königs, welcher sich gegenüber dem Munschibag, wo die meisten Europäer wohnen, befindet, ist nur einfacher, aber keineswegs reicher an Geschmack, wie der erste. Die Residenz des englischen Beamten, der die Kaiserin von Indien am kaschmirischen Hofe zu vertreten hat, ist das einzige wirklich komfortable Gebäude in der ganzen Stadt. Alle sonstigen, den Europäern angewiesenen Bungalows gleichen schmutzigen Baracken.

Indessen sind auch einige ältere, sehenswerthe Bauwerke vorhanden, so zuerst die Moschee von Schah Hamadan, welche mit ihrem spitzen Thurme lebhaft an chinesische Tempel erinnert. Ferner das berühmte Grabmal von Sein-ul-ab-ed-Din, welches, entgegen den Anschauungen früherer Forscher, die seine Erbauung um etwa 12 Jahrhunderte zurück verlegen, etwa zu Anfang des 15. Jahrhunderts errichtet wurde. Die zugespitzten Bögen dieses Grabmals beweisen keineswegs seinen indischen Ursprung, da dieselben sehr häufig in der mohammedanischen Architektur vorkommen. Ueberdies haben die mohammedanischen Baumeister in den von diesen Bögen gebildeten Nischen Laubwerke vorstellende Arabesken angebracht, während die Hindus ganz bestimmt die Figuren ihrer Götter hinein-

[1]) Vergl. „Globus", Bd. 44, S. 209, 225 u. 241.

Digitized by Google

geſtellt hätten. Auch der Tacht i-Soliman, ein Tempel, welcher die Stadt und das Thal ringsum beherrſcht (ſiehe Abbildung „Globus“ Bd. 44, S. 245), kann nicht ein ſehr altes Bauwerk, wie aus dem angewendeten Stil hervorzugehen ſcheint, genannt werden; auch hier findet ſich eine Reihe von niſchenbildenden Bögen, die ſich im Allgemeinen denen am Grabe Sein-ul-ab-ed-Din's nähern.

Unter den übriggebliebenen alten Bauten Srinagars iſt der Tempel von Pandriten entſchieden der intereſſanteſte. Er befindet ſich in der Mitte eines Waſſerbeckens, das jetzt in Folge von Vernachläſſigung der Leitung faſt trocken liegt. Von außen wie von innen, beſonders in der herrlichen Decke, bietet dieſes Bauwerk alle charakteriſtiſchen Züge des kaſchmiriſchen architektoniſchen Stils in einer ſolchen Vollkommenheit dar, wie kein zweiter des Landes.

In der Stadt begegnet man hier und da auf den Ueberreſten mohammedaniſcher Bauwerke noch einigen Bruchſtücken der aus emaillirten Ziegeln beſtehenden frühern Bekleidung. Es giebt in Centralaſien drei Gattungen von ſolchen Ziegeln, die zu jenen alten Bauwerken verwandt wurden. Der ein- oder mehrfarbige Schmelz (je nach der Zeichnung) wurde entweder auf der Oberfläche des Ziegels ausgebreitet oder auf einzelne Ziegelſtücke angebracht, die dann moſaikartig zuſammengeſtellt wurden. Endlich gab es eine

Der Munſchibag (Schreibergarten) bei Srinagar.

dritte Art des Verfahrens, indem der mit einer Reliefſkulptur verzierte Ziegel mit Schmelz überzogen wurde. In Srinagar kam einſt nur die erſtere Technik in Anwendung: in der Zeichnung derſelben finden ſich indiſche Muſter mit faſt chineſiſchem Kolorit.

Der Name der Stadt, Srinagar, im Sanskrit Srinâgara, bedeutet ſo viel wie „Stadt des Heils“ (von Sri, d. i. Lakſchmi, die Spenderin des (Acker-) Segens, und Nagara, d. h. die Stadt). Sie iſt 1495 m über dem Meere gelegen und beſitzt 132 000 Einwohner, von denen faſt 40 000 Hindus ſind und über 92 000 der mohammedaniſchen Religion angehören. Bei ihrer Entſtehung erhielt die Stadt ihren heutigen Namen, welchen ſie bis zur Eroberung durch die Mohammedaner beibehielt; dann nannte man ſie Jahrhunderte lang Kaſchmir, bis die Sik das Land an ſich riſſen und den alten Hindunamen Srinagar erneuerten, während die Mohammedaner ſie auch heute noch Kaſchmir nennen.

Der Aufenthalt Ujfalvy's und ſeiner Frau in Srinagar hatte nur erſt wenige Tage gewährt, während welcher Zeit beide noch von einem heftigen Fieberanfall heimgeſucht wurden, als der Maharadſcha ihnen ankündigen ließ, daß er geneigt wäre, Herrn von Ujfalvy am kommenden Tage in Privataudienz zu empfangen.

Um 10 Uhr Morgens ward derſelbe von einem der hohen Würdenträger des Fürſten in einem Hofboot abgeholt und 20 Minuten ſpäter langte das Fahrzeug an der großen Treppe des Palaſtes an. Derjenige Theil desſelben, in welchem die verſchiedenen Miniſterien untergebracht ſind, hat merkwürdiger Weiſe gar keine Treppen nach dem Fluſſe hinunter. Früher war das anders; es gab deren mehr als zwanzig, und über ſie gelangten alle

Ansicht von Srinagar.

Bittsteller und Intriganten direkt in die Ministerien, so daß der Hof des Palastes selbst verödete. Das ärgerte den Maharadscha so, daß er in einer Nacht sämmtliche Treppen bis auf eine einzige, welche zu der Privatwohnung des ersten Ministers führt, abbrechen ließ. Am Eingange des Palastes empfing der Minister des königlichen Hauses bereits den Gast seines Herrn, während am Fuße der Treppe, welche zu den königlichen Gemächern führt, der Premierminister Divan Anant-Ram des Besuches harrte. Endlich gelangte man auf eine Terrasse, auf welcher der Maharadscha, dessen Vater, ein tapferer Soldat, durch den vorletzten Herrscher von Lahore erst zum Könige erhoben worden ist, mit seinen Söhnen dem Fremden entgegentrat. Der Fürst geleitete seinen Gast bis zu einem Stuhl, der zu seiner Rechten stand und lud ihn zum Sitzen ein. Zur Linken des Königs saßen seine drei Söhne, von denen der älteste durch seinen unsympathischen Gesichtsausdruck unliebsam auffiel. Hinter dem Fürsten hatten einige Große seines Hofes Platz genommen, unmittelbar hinter ihm sein Privatsekretär, Babu Nil-Omber, ein verschmitzt aussehender, doch wie man sagt, hochgebildeter Indier. Alsdann befand sich unter den Anwesenden ein besonders schöner Pandit, der Vicegouverneur von Srinagar, Ram-Dschu, der ganz geläufig das Französische beherrschte. Endlich nahm zur Rechten des Königs noch der Premierminister Divan Anant-Ram Platz. Der Maharadscha Ranbir-Singh ist

Der neue Palast des Maharadscha.

ein mittelgroßer starker Mann mit sehr angenehmen ausgeprägten Gesichtszügen, feurigen Augen, edel geschwungener Nase, wohl gepflegtem schwarzem Bart und nach Art der Radschputen hoch in die Höhe gewichstem Schnurrbart. Er trug ein weißes, anliegendes Leinenhemd, eben solche Beinkleider, keine Bekleidung an den Füßen, auf dem Kopfe einen Turban aus rosenfarbiger feiner Seide und auf demselben eine Agraffe aus Diamanten, Rubinen und Smaragden; ferner ein sehr schönes Perlenhalsband, einen Gürtel, ebenfalls mit Edelsteinen reich besetzt; in der Hand hielt er einen zierlichen Säbel, dessen Griff und Scheide gleichfalls von allerlei kostbaren Steinen blitzten. Er verband mit einem völlig ungezwungenen Benehmen ein liebenswürdiges Wohlwollen und eine gewisse Majestät.

Während der durch einen Dolmetsch geführten Unterhaltung sprach er zu seinem Gaste mit Interesse über Anthropologie, ja er behauptete sogar, sich selbst schon damit beschäftigt zu haben, die Länge und Breite des Gesichts von vielen seiner Unterthanen zu messen. — Er kam auf die Absicht des Herrn von Ujfalvy, nach Klein-Tibet behufs anthropologischer Studien zu bereisen, zu sprechen und machte ihm das Anerbieten, Hunderte der Bewohner jenes Landes, ja ganze Dörfer nach Srinagar kommen zu lassen, um seinem Gaste die Strapazen einer so beschwerlichen Reise zu ersparen. Dies liebenswürdige Anerbieten ward natürlich abgelehnt, worauf die Audienz ihr Ende erreichte.

Bei den Engländern erfreut sich der jetzige Maharadscha keines guten Rufes; sie schelten ihn falsch und grausam; auf Ujfalvy's Urtheil, der ihn sehr liebenswürdig und zuvorkommend fand, ist dagegen wegen seines kurzen Aufent-

Digitized by Google

Der Maharadscha von Kaschmir und sein Hof.

Digitized by Google

haltes im Lande weniger Werth zu legen. Doch giebt auch er zu, daß des Fürſten Umgebung nicht von der beſten Art ſei und daß der Haß, welchen dieſelbe dem engliſchen Reſidenten Mr. Henvey entgegenbringt, letzterm nur zur Ehre gereiche. Uebrigens darf der Reſident nicht einmal die britiſche Flagge aufhiſſen, wie denn der Maharadſcha, dem die Engländer jede Sorge um die auswärtige Politik abgenommen haben, im Innern volle Souveränetät genießt. So darf kein Europäer, nicht einmal ein Engländer, Grundbeſitz im Lande erwerben, kein Fremder länger als ein halbes Jahr in demſelben verweilen, und alle Reiſenden müſſen beim Kommen und Gehen ſich an beſtimmte Routen halten.

Kaum wieder in ſeine Behauſung zurückgekehrt, fand Ujfalvy bereits Gelegenheit, zahlreiche anthropologiſche Meſſungen an Kaſchmiris vorzunehmen. Die ſchon erwähnte Theilung der Bewohner Srinagars in Mohammedaner und Hindus beruht danach nicht auf dem Glauben, ſondern hier thatſächlich in dem phyſiſchen Unterſchiede. — Als die Kaſchmiris einſt von den hereindringenden Mohammedanern genöthigt wurden, deren Glauben anzunehmen, blieb ein Theil doch dem alten Bekenntniß treu und bewahrte auch ſeinen Typus bis auf den heutigen Tag. Die jetzigen Nachkommen jener einſtigen kaſchmiriſchen Brahmanen nennen ſich ſelbſt Panditen, welche Benennung eigentlich nur auf die Gelehrten des eigentlichen Indiens angewendet wird. Der Pandit iſt fanatiſcher Hindu. Abgeſehen hiervon iſt er jedoch in ſeinem Benehmen höflich und in ſeinem

Kaſchmiri.

Pandit.

Weſen offen. Seine geiſtigen Anlagen befähigen ihn, mit Leichtigkeit fremde Sprachen ſich zu eigen zu machen, woraus es ſich auch erklärt, daß faſt alle hohen Beamten Srinagars Panditen ſind. Im Allgemeinen beſitzt der Pandit eine hohe edle Stirn; die Naſe, mit der Stirn in einer Linie gelegen, iſt gerade oder ein wenig gebogen; die Augen, tiefſchwarz, ſind mandelförmig geſchlitzt; Mund und Ohren ſind klein, nicht minder die Hände und Füße. Seinem Wuchſe nach ragt der Pandit über die Mittelgröße hinaus.

Wie anders dagegen der Kaſchmiri! Dieſer iſt von Charakter falſch, kriechend, hinterliſtig und feige, was um ſo überraſchender erſcheint, als er von robuſtem, ja oft vierſchrötigem Körperbau iſt. Der Schädel des Kaſchmiri iſt voluminös, das Antlitz zeigt oft einen raubvogelartigen Ausdruck und weiſt daher, wie erklärlich, nicht die feinen und zarten Züge, wie ſie den Panditen eigen ſind, auf. Während der Kaſchmiri ein ariſcher Bergbewohner iſt, deſſen Typus ſich durch eine über 800 Jahre andauernde Vermiſchung mit fremden Elementen weſentlich modificirt hat, iſt der Pandit das Prototyp des ariſchen Indiers.

Einige Angaben über die Schädel beider Volkskategorien ſeien hier noch angefügt. Der Breitenindex betrug bei 30 Kaſchmiris, an denen die Meſſung vorgenommen wurde, im Mittel 71,02, bei 30 Panditen dagegen 70,31. Das Indicium frontalis betrug bei derſelben Anzahl von Kaſchmiris 78,01, während es bei den Panditen nur 75,69 erreichte. Der größte Horizontalumfang des Schädels betrug bei beiden 540 mm, während der Vertikalumfang bei den Kaſchmiris 335 mm, bei den Panditen aber nur 325 m erreichte. Aus dieſen Ziffern ergiebt ſich ſofort, daß der Schädel des Panditen nicht ſo hoch und demnach auch weniger umfangreich als der des Kaſchmiri iſt.

Die charakteriſtiſchen Beziehungen Pommerns zu ſeiner Geſchichte und ſeinen Bewohnern.

Von Dr. Zechlin.

I.

Im Folgenden ſoll der Verſuch gemacht werden, den Einfluß, welchen die geographiſche Lage eines Landes und die Beſchaffenheit ſeines Bodens auf ſeine Geſchichte und den Charakter ſeiner Bevölkerung hervorbringt, für ein lokales Gebiet Deutſchlands zu ſchildern. Es iſt nicht nöthig, alle dieſe Beziehungen, von denen ein großer Theil als ſelbſtverſtändlich gilt und durch Jahrhunderte lange Angewöhnung verwiſcht iſt, ſondern nur die Hauptmomente, die für die kulturelle Entwickelung ausſchlaggebend ſind, hervorzuheben.

Der Chroniſt Kantzow[1]) vergleicht Pommern mit der Geſtalt eines Winkeleiſens, das nach beiden Enden ſchmal, inmitten etwas breiter iſt, ein Vergleich, der nicht unpaſſend erſcheint, da die Küſten Vor- und Hinterpommerns faſt rechtwinklig auf einander ſtehen und die Katheten des rechten Winkels von ungleicher Länge ſind. Die Hypotenuſe deſſelben von Arkona bis zur Nordoſtecke hinter Leba, dem Dorfe Wittenberg, beträgt ca. 300 km. Die Entfernung von Damgarten bis Ankerholz (Groß-Boſchpol) ca. 380 km. Mißt man dieſe Entfernung über Stettin, um den Einfluß dieſes Abſtandes richtig ſchätzen zu können, ſo bekommt man eine Entfernung von ca. 450 km und nimmt man noch das alte Pommerellen bis Danzig hinzu, ſo ſind die Weſt- und Oſtpunkte Pommerns ca. 500 km — die Bahnſtrecke von Stralſund bis Danzig beträgt 519 km — entfernt, eine Entfernung, wie ſie ſich in keiner preußiſchen Provinz und keinem deutſchen Staate wiederfindet, denn Schleſien hat nur eine Länge von 375 km, die Rheinprovinz eine ſolche von 300 km, Bayern von Norden nach Süden eine Länge von ca. 375 km. Dieſe große Länge Pommerns konnte nicht ohne Einfluß auf ſeine Geſchichte und ſeine Bewohner bleiben. Dazu kommt noch, daß der Einfluß der Länge durch verſchiedene andere Gründe verſtärkt wird. Zunächſt durch die geringe Breite, denn kein Ort Pommerns iſt weiter als 135 km von der See entfernt; ferner dadurch, daß im Oſten und Weſten keine natürlichen Grenzen es von Weſtpreußen und Mecklenburg trennen, ſondern alle dieſe Gebiete in einander laufen.

Wegen dieſer weiten Entfernung konnten denn auch die centrifugalen Kräfte die Oberhand behalten und im Oſten und Weſten große Stücke von Pommern abtrennen. So ging die Landſchaft Stavenhagen im Weſten 1282 verloren und das Land Stargard, faſt das geſammte Herzogthum Mecklenburg-Strelitz umfaſſend, blieb ſeit 1316 dem mecklenburgiſchen Stamme. Auf der öſtlichen Seite, deren Entfernung von Stettin nach Danzig ca. 350 km — Bahnlinie 368 km — beträgt, wurde noch mehr Land abgetrennt. Pommerellen mit Danzig iſt für immer verloren. Lauenburg und Bütow waren lange ihrem Stammlande entfremdet, indem ſie den Deutſchen Orden und den König von Polen zum Herrn hatten; 1657 kamen ſie unter die Herrſchaft der Hohenzollern, wurden aber in Anſehung der Juſtizverfaſſung und der Konſiſtorialſachen mit Weſtpreußen vereinigt; erſt 1804 wurde jede Verbindung mit letzterer Provinz aufgehoben. Stolp wäre vielleicht ebenfalls verloren gegangen, hätten nicht die Vaſallen jenes Landes mit eigenen Mitteln die Summe, für die ſie ihr Herzog Bogislaw und ſein Bruder an den Deutſchen Orden verpfändet hatte, bezahlt; dafür gelobte dann Herzog Bogislaw 1341 ſie nimmermehr den Brüdern des Deutſchen Hauſes zu verſetzen und zu verkaufen. Und im Lande ſang man:

O Stolpa, du biſt ehrenrick
Im Lande ſind man nich dyn Glick,
Du haſt dy dreymal löſet vom Pande
Deß beſtu Rohm im ganzen Lande.

Die Bewohner des öſtlichen und weſtlichen Pommerns ſtehen ſich fremd gegenüber, ſelbſt die Sprache iſt eine verſchiedene. Der Vorpommer ſpricht die bekannte mecklenburgiſche und holſteiniſche Mundart; der Hinterpommer hat die breitere Ausſprache, die, je weiter man nach Oſten kommt, unverkennbare Anklänge an den oſtpreußiſchen Dialekt zeigt. Ebenſo haben ſie in Sitten und Gebräuchen manches Beſondere; es iſt, als wenn ſie nur der Zufall zu einer Provinz zuſammengefügt hätte. Dem Hinterpommer ſteht der Brandenburger oder Weſtpreuße näher als der Vorpommer, dem Vorpommer der Mecklenburger näher als der Hinterpommer.

Noch eine andere Betrachtung führt zu einem ähnlichen Ergebniß. Es fehlt unſerer Provinz eine geographiſche Einheit oder ein energiſches politiſches Centrum. Naturgemäß bildet das Oderthal das Centrum der Provinz, aber der Oder Lauf iſt ein zu kurzer, als daß er einen großen Einfluß ausüben könnte; ihre Hauptnebenflüſſe in Pommern erreichen ſie erſt kurz vor ihrer Mündung, wie die Ihna und Peene; die übrigen Flüſſe der Provinz fließen ſelbſtändig zur Oſtſee und bilden eigene kleine Stromgebiete. Wie ganz anders z. B. in Schleſien und Böhmen. In Schleſien bildet die Oder das centraliſirende Becken, alle Flüſſe Schleſiens rinnen zu ihr, und im Centrum der Provinz liegt Breslau. Die Oberflächengeſtalt Böhmens iſt einer Mulde ähnlich, alle Flüſſe rinnen zur Moldau oder Elbe und in der Mitte dieſes Beckens liegt Prag. Eine ganz andere Bedeutung hatten demnach Breslau und Prag für die Geſchichte ihres Landes als Stettin. Wer Prag beſaß, hatte Böhmen. Würde ein Gebirge an der Grenze Pommerns von Nord nach Süd gehen oder wenigſtens der pommerſche Landrücken jene Richtung haben und ſeine Flüſſe ſtatt in die Oſtſee in die Oder fließen, ſo würde der Einfluß des Oderbeckens bedeutend verſtärkt werden. So

[1]) Pomerania von Thomas Kantzow, editio Kosegarten. Theil II, S. 394.

Digitized

aber war der Mangel eines geographiſch abgeſchloſſenen Ganzen und die nach allen Seiten offene Lage durchaus nicht geeignet, ein etwaiges Streben nach Centraliſation zu unterſtützen. Wie ganze Landestheile abgetrennt wurden, ſo wurde auch das übrige Pommern wiederholentlich von den Fürſten unter ihre Söhne getheilt, und dieſe vielen Theilungen ſind der pommerſchen Geſchichte eigenthümlich; ſie haben naturgemäß im Gefolge eine ſchwache Regierung, ein beſchränktes Gebiet, Eiferſucht und Uneinigkeit mit dem angrenzenden Bruder oder Vetter. Die pommerſche Geſchichte kennt vierzehn Theilungen unter den verſchiedenen Linien, die allerdings immer nur kurze Zeit Beſtand hatten und ſich gewöhnlich zu zwei größeren Gebieten konſolidirten. Nur fünfmal, ſo lange es unter eigenen Herzögen ſtand, hatte ganz Pommern einen Herrſcher[1]). Auch in den Beſitz der Hohenzollern kam bekanntlich Pommern erſt allmählich. Es ſoll damit nicht behauptet werden, daß allein die geographiſche Lage die Landestheilungen verſchuldet hat, aber ſie begünſtigte die Neigung der pommerſchen Fürſten und erleichterte das Beſtreben derſelben, ihren Söhnen einen gleichen Beſitz zu hinterlaſſen. Das langgeſtreckte ſchmale Pommern, in dem die Flüſſe, jeder für ſich, zur Oſtſee rieſelten, konnte ohne Schwierigkeit in viele kleine Theile zerlegt werden. Andererſeits kam dem Lande dafür der Vortheil der Decentraliſation zu ſtatten, die bewirkte, daß in vielen kleinen Städten fürſtliche Hofburgen und Reſidenzen entſtanden, aus denen fröhliches Leben ſchallte und die den Bürgern manche Quelle der Einnahme und der Wohlhabenheit verſchaffte. So hielten die pommerſchen Fürſten Hof in Stettin, Wolgaſt, Stargard, Köslin, Rügenwalde, Stolp, Belgard, Bütow u. a. und der Glanz dieſer kleinen Fürſtenhöfe warf auch ſeinen Schein auf die Bewohner dieſer Städte.

In kirchlicher Beziehung waren die Angehörigen der Provinz verſchiedenen Biſchöfen unterworfen, Rügen gehörte zum Sprengel des däniſchen Biſchofs in Roeskilde; Demmin, Tribſees und Loitz zu dem Bereich des ſchweriner Biſchofs; der Hauptheil Pommerns bis zur Leba dem kamminer; Lauenburg und Bütow und der ſüdliche Theil Hinterpommerns zu Gneſen.

Nicht minder machten ſich verſchiedene Rechte auf dem Boden Pommerns den Rang ſtreitig. Von der Altmark drang das magdeburgiſche Recht über die Uckermark in Pommern ein, von Lübeck her unter dem Einfluß der Hanſa das lübiſche Recht, welches die weiteſte Verbreitung fand. Auf dem Lande war die Modifikation deſſelben, das ſchweriniſche Recht, weit verbreitet, namentlich in Ortſchaften, deren Städte lübiſches Recht hatten. Aus dem deutſchen Ordenslande hielt das kulmiſche Recht in unſere Provinz ſeinen Einzug. Endlich galt auch das brandenburgiſche Recht, welches von den Tempelherren hierher verpflanzt worden war, in Pommern[2]).

Wie der Oſten und Weſten der natürlichen Grenzen entbehrt, ſo auch der Süden, man müßte denn die Ausdehnung Pommerns bis zur Netze und dem Finowkanal rechnen. Wirklich dehnten ſich die pommerſchen Grenzen früher weiter wie heute nach Süden aus. Aber das Fehlen eines natürlichen Walles erleichterte das Eindringen feindlicher Mächte. Polens Könige drangen wiederholt bis an die Meeresküſte; die brandenburgiſchen Markgrafen riſſen ganze Stücke von Pommern ab. So wurde die Uckermark, das Land Bernſtein u. a. von Pommern abgetrennt, Schivelbein und Dramburg erſt in unſerm Jahrhundert ihrem alten Stammlande wiedergegeben. Schlawe gelangte vorübergehend in den Beſitz des Markgrafen Waldemar. Und Kolberg wäre vielleicht brandenburgiſch geworden, hätte nicht der Bürgermeiſter Peter Schlieff auf eine diesbezügliche Frage des Kurfürſten Albrecht, der ſich in Schivelbein aufhielt, ſich betrunken geſtellt, oder wie es bei Kantzow[1]) heißt, er ſtellte ſich aus der witze dul und hätte geſagt: ſankt Johann, ſankt Johann, hern genug. Kantzow erzählt dann weiter: „Aber der Markgraf ließ nicht ab und ſagte, wenn ſie dann von ihren Herren vergewaltigt würden, wäre es dennoch gut, daß ſie Zuflucht und Troſt wüßten. Darauf antwortete Peter Schlieff wie ein vuller minſch: ſankt Johann, ſankt Johann und meinte, derſelbe ſollte ihm Zuflucht und Troſt ſein und was ihm der Markgraf hiervon mehr ſagte, antwortete er immerzu: ſankt Johann, ſankt Johann.“

Im Norden beſpült die Oſtſee Pommerns Geſtade; zu ihr hat das Land, des Name ſich von dem Meere herleitet, mannigfache Beziehungen. Das Meer hatte früher bei dem Mangel an allen Wegen und Kunſtſtraßen noch einen größern verbindenden Einfluß als jetzt. Daher ſehen wir, ſobald das Licht der Geſchichte unſere Gegenden erhellt, Scharen fremder Völker an unſeren Küſten landen. Vikinger und Dänen beſuchen wiederholt unſer Geſtade, raubend und plündernd; Rügen wurde von Dänemark chriſtianiſirt, ihm längere Zeit tributpflichtig und ein Lehen Dänemarks. Däniſche Flotten durchſegelten die Peene, fuhren durchs Haff nach Dievenow, plünderten unter ihrem König Waldemar Wollin, ſo daß der Sitz des Biſchofs nach Kammin verlegt werden mußte (1175). Erſt als die Macht der Städte erſtarkte und ſich zu dem Hanſabunde vereinigte, konnten ſie für die Verwüſtung der Küſten Rache nehmen. Das waren die Zeiten, in denen die Oſtſee eine größere Bedeutung als die Nordſee hatte, wo die Flotten, welche ſie auf ihrem Rücken ſchaukelte, und zu denen Stralſund und Greifswald und andere kleine Städte Pommerns nicht den geringſten Theil beitrugen, Dänemark und Norwegen zittern machten. Kolberg z. B. ſtellte ſechs Koggen und ebenſo viel Schuten zum Kriege mit Dänemark. 1369 eroberten die Hanſen Kopenhagen, zerſtörten die Burgen Helſingör, Niköping u. a. auf Seeland und plünderten die ganze Inſel. Nie hat ſolcher Glanz mehr über Stralſund geſtrahlt, als im Jahre 1370, wo in den Hallen des dortigen Rathhauſes Waldemar's Räthe in Gegenwart vieler Bürgermeiſter hanſiſcher Städte einen demüthigenden Frieden entgegennehmen mußten. Sechzehn pommerſche Städte gehörten zur Hanſa[2]): kein Wunder, daß ſich in denſelben ein trotziges, ſelbſtbewußtes Bürgerthum entwickelte, das ſich auf ſeine eigene Kraft verließ und ſich oft dem Landesherrn widerſetzte. Abgeſehen von den größeren Städten wurde ſelbſt das kleine Kolberg von ſeinem Landesherrn Bogislaw im Jahre 1443 vergeblich belagert, und 1461 ſchloß der Bürgermeiſter von Kolberg einen Bund mit König Chri-

[1]) Die Anzahl der Theilungen iſt nach Wutſtrack, Beſchreibung von Vor- und Hinterpommern, S. 143 angegeben.

[2]) Magdeburgiſches Recht hatten: Prenzlau, Paſewalk, Stettin, Garz, Damm, Stargard, Greifenhagen, Pölitz, Pyritz, Gollnow, Maſſow, Penkun, Tempelburg.

Lübiſches Recht: Stralſund, Anklam, Greifswald, Kolberg, Greifenberg, Köslin, Rügenwalde, Plate, Treptow, Labes, Regenwalde, Uſedom, Belgard, Stolp, Schlawe, Zanow, Leba. Auch Städte, die das magdeburger Recht hatten, nahmen daſſelbe an: Stargard, Gollnow, Damm.

Kulmiſches Recht hatte Lauenburg und Bütow.

Schweriniſches nur Garz auf Rügen.

Brandenburgiſches Recht galt in Schivelbein, Dramburg, Falkenburg, Callies und Nörenberg.

[1]) A. a. O. S. 111.

[2]) Die fünf Vororte: Stralſund, Greifswald, Kolberg, Anklam, Stettin; ferner Gollnow, Stargard, Wollin, Wolgaſt, Greifenberg, Treptow, Kammin, Rügenwalde, Stolp, Demmin und Paſewalk.

ſtian von Dänemark. Ihrer Lage verdankten es Stralſund und Greifswald, daß ſie ſich von dem Einfluß ihrer Landesfürſten emancipiren konnten; ihrer Lage am Meere verdankten es Stralſund und Kolberg, daß ſie aus jenen weltberühmten Belagerungen ſiegreich hervorgehen konnten; aber die See begünſtigte auch die Entfremdung vom eigenen Vaterlande, die eine faſt zweihundertjährige Abtrennung Vorpommerns vom Hauptſtamme zur Folge hatte.

Nicht bloß Raub und Mord, nicht bloß Kriegs- und Rachezüge ſah die Oſtſee, ſondern ſie vermittelte auch den friedlichen Verkehr und die Handelsbeziehungen zwiſchen den verſchiedenen Nationen. Stolze Handelsflotten zogen nach dem Norden, brachten dort Leinwand, Wolle, Hopfen ꝛc. hin und tauſchten dafür die Produkte jener Länder ein. Durch den Handel wurden Stralſund, Stettin und Greifswald groß und mächtig. Selbſt kleinere Städte, die weitab von der See lagen, trieben Handel, wie Demmin, Stargard, Greifenberg und Köslin. Und wenn das Geſchenk des Nordens, der Hering, an die Geſtade der Oſtſee fluthete, dann zog Jung und Alt aus, um eine reiche Ernte und reichen Ertrag zu gewinnen [1]). Als die Heringszüge von der pommerſchen Küſte zurückblieben und nur bis Schonen gingen, fuhren Treptower und Greifenberger dorthin, um unter dem Schutz der größeren Hanſaſtädte die koſtbare Waare einzuhandeln. Ueberhaupt wirkte der Verkehr mit anderen Nationen belebend und anregend auf die Bürger der Seeſtädte; der enge ſpießbürgerliche Sinn des Mittelalters erweiterte ſich und man lernte andere Sitten und Gebräuche kennen und ſchätzen. Noch heute finden ſich in unſeren Seeſtädten viele Perſonen, die einen großen Theil der überſeeiſchen Länder kennen. Daneben aber auch maßloſe Ueberhebung und ſtreng abgeſchloſſener Korporationsgeiſt. Auf dem Krämergeſtühl der Nikolaikirche in Stralſund iſt ein Mann in Relief mit geſchwungener Keule zu ſehen und darunter die Worte zu leſen:

Dat ke [2]) Krämer is, de blief buten
Oder ick ſchla em ob de Schnuten.

Noch immer ſpendet das Meer ſeine Schätze und giebt von ſeinem Ueberfluß den Anwohnern ab. Tagtäglich ziehen unſere Fiſcher hinaus, um in ſchwanken Nachen ſich den kärglichen Lebensunterhalt zu ſuchen. Außer dem vorhererwähnten Hering fangen ſie Sprotten, Schollen, Flundern, Steinbutten, Makrelen, Dorſche u. a. m. Sie ſind auf das Meer angewieſen, und naturgemäß hat auch ihr Charakter und ihre Lebensweiſe etwas von jenem angenommen. Es iſt ein ernſtes, hartes und kühnes Geſchlecht, unſere Fiſcher: ein ernſtes, denn zu ihrem Geſchäfte haben ſie Gottvertrauen nöthig; ein hartes, denn ihr Beruf iſt ſchwer, und Wind und Wogen ſtählen ihren Körper; ein kühnes, denn der Kampf mit den tobenden Elementen giebt Muth und Selbſtvertrauen. Aber die Heiterkeit und Fröhlichkeit des Charakters fehlt den Küſtenbewohnern. Jodeln hört man wohl auf den Alpenbergen, aber zu ſingbaren Weiſen regt das Meer nicht an; dazu iſt es zu majeſtätiſch [3]). Nicht bloß das Leben kann ihnen das Element rauben, ſondern auch ihr Daheim. Unabläſſig lecken die Wogen am Geſtade und zerſtören daſſelbe. Unwiderlegliche Zeugen des Landverluſtes ſind jene Steinriffe, die parallel der Küſte gehen; unwiderlegliche Zeugen ſind ferner die Stämme von Buchen oder Eichen, die man reihenweiſe aus dem Sande hervorragen ſieht. So z. B. am Ausgange der Leba und Rega und zwiſchen Möllen und Bauerhufen. Beſonders wird Land abgeſpült, wo ſteile und lehmige Ufer anſtehen. „So weit als im Winter der Froſt in die Lehmwände dringt, ſo weit ſtürzen ſie im Frühjahr hinab [1]).“ Erſt jetzt führt der Strandbewohner mit Hilfe des Staates einen erfolgreichen Kampf gegen die Wogen dadurch, daß er die Dünen bepflanzt oder Mauern und Schutzdämme errichtet. Wenn allerdings neuere Forſcher [2]) recht behalten ſollten, nach denen die ganze Küſte von Calais bis Riga ſich allmählich ſenkt, dann würde auch dieſer Kampf auf die Dauer vergeblich ſein.

Was zieht ferner ſo viele Bewohner unſeres Vaterlandes an unſere Küſten? Es iſt das alte, ewige, heilige Meer; ſei es, daß der Wind leicht die Wogen kräuſelt oder ein Orkan drüber hinwegbrauſt, immer feſſelt es den Beſchauer. Stehſt du auf dem Kulm bei Heringsdorf oder auf dem Goſanberg bei Misdroy, ſo wirſt du entzückt ſein über das Panorama, welches ſich deinen Blicken darbietet. Vor dir das wogende Meer; hier fährt eine kleine Fiſcherflottille mit ſchwellenden Segeln in den Hafen, dort durchfurchen große Dampfer die Fluthen. Vom Goſanberge erblickſt du die waldumkränzten Villen Heringsdorfs, hoch oben das Kirchlein mitten im Walde; in weiter Ferne die ſteilen Ufer des Streckelberges. Vom Kulm aus die Waldungen Wollins und das Schmuckkäſtchen Misdroy; im Hintergrunde den Leuchtthurm Swinemündes, als hohes Warnungszeichen in die Luft ragend, daneben die rothen, aber öden Mauern des König-Wilhelms-Bades und den Hafen mit ſeinem Verkehr. Noch erhabener wird der Eindruck, wenn der Wanderer von der Stubbenkammer auf das Meer hinabſchaut. „Dieſes tiefe Blau des Himmels, ſagt Kutzen [3]), über die nicht minder blaue Meeresfläche hin, auf die er in ſolchen Momenten wie auf einen Himmel zu ſeinen Füßen blickt und über den dunklen, ſaftig ſchwellenden Buchenkronen, durch welche die Sonnenſtrahlen weben und wallen, dieſe gigantiſchen kreidigen Uferwände mitten in dem Waldesgrün — wahrlich, ein ſo wunderbarer Kontraſt, daß er eine Sinnestäuſchung zu erleben glaubt. Hier iſt einer der bedeutenden von der Schönheit gleichſam geweihten Höhepunkte unſeres Vaterlandes, nach welchem eine beſtändige Sehnſucht ihn fortan zurückzieht.“

Und noch eins. Heute würde der Phyſiker Lichtenberg nicht mehr ein Werkchen ſchreiben wie im Jahre 1793 mit dem Titel: Warum hat Deutſchland noch kein öffentliches Seebad? Allein unſere pommerſchen Küſten von Prerow bis Leba beſuchen jährlich ca. 38 000 Perſonen, für ſich ſelbſt Geſundheit und Stärkung ſuchend, für die Anwohner eine Quelle des Wohlſtandes und des Erwerbes.

So ſind die Beziehungen des Landes am Meere zu ſeiner See mannigfaltige und verſchiedene. Auffallen könnte es, daß ſo wenig und bedeutende Niederlaſſungen ſich an der See befinden; doch iſt dies nicht nur Pommern eigenthümlich, ſondern der ganzen Oſt- und Nordſeeküſte. Die Städte wurden in einiger Entfernung vom Meere gegründet, um

[1]) Ueber die Bedeutung des Heringfanges auf Rügen, ſ. Kutzen, Das deutſche Land, S. 420. Auch das alte Mönchguter Wiegenlied zeugt davon:

Hüſſe, büſſe lewes Kind,
Vatter de ſängt Hiring,
Mutter de ſitt an den Strand,
Vatter de kümmt bald an Land,
Mit en Föder Hiring.

[2]) Wer kein. Siehe Paſſarge: Aus baltiſchen Landen, S. 510.

[3]) Wie denn überhaupt die Pommern im Großen und Ganzen unmuſikaliſcher Natur ſind, wenn auch Chelopäus die Pyritzer wegen ihrer Liebe zur Muſik rühmt.

[1]) P. Lehmann, Pommerns Küſte von der Diewenow bis zum Dorß. S. 3.

[2]) Reclus-Ule, Die Erde und die Erſcheinungen auf ihrer Oberfläche, I, S. 494.

[3]) Kutzen, Das deutſche Land, S. 424.

Digitized by Google

erſtens geſchützter zu liegen und zweitens um eine beſſere Verbindung mit dem Binnenlande aufrecht zu erhalten. Die vier Städte, Kolberg, Swinemünde, Stralſund und Barth, die in Pommern am Meere liegen, ſind keine Ausnahme, ſondern ihre Gründung iſt aus lokalen Urſachen zu erklären. Kolberg verdankt den Salzquellen ſeinen Urſprung. Swinemünde, erſt im vorigen Jahrhundert entſtanden, iſt der Hafen von Stettin. Wo das Geſellſchaftshaus und die Plantage, die man auf dem Wege zum König-Wilhelms-Bad durchwandert, ſteht, war noch vor einigen Jahrhunderten Meeresboden. Stralſund und Barth liegen gewiſſermaßen nur an einem breitern Flußarm und ſind durch Außenland geſchützt, erſteres durch Rügen, letzteres durch Zingſt. Es iſt kaum denkbar, daß eine Stadt wie Stralſund an jener Stelle entſtanden wäre, wenn keine Inſel vorläge. Gleich als wenn die Pommern das Bedürfniß gefühlt hätten, zu ihrem einflußreichen Meere engere und freundlichere Beziehungen in Form von größeren Niederlaſſungen zu haben, ſo verlegte die ſinnige Sage die große Handelsſtadt Vineta ans Meeresufer und belebte die Mündungen einzelner Flüſſe mit Handels- und Hafenplätzen. So Regamünde am Ausfluß der Rega, Lebamünde am Ausfluß der Leba.

Um den Einfluß des Meeres auf das Land zu ſchätzen, nimmt man oft das Verhältniß der Küſtenlinie zum Flächeninhalt zu Hilfe. Da die Küſtenlinie Pommerns ca. 550 km lang iſt, beträgt das in Rede ſtehende Verhältniß 1:8. Ebenſo viel in Italien; 1:6 in England. Darnach müßte der Einfluß noch viel größer ſein, als er in Wirklichkeit iſt. Aber trotz dieſes günſtigen Verhältniſſes iſt Pommern ein weſentlich kontinentales Land. Das bedingt ſchon der Charakter der Oſtſee als eines Binnenmeeres, die wenig gegliederte Küſte, der flache für Schiffe ſchutzloſe Strand und die ſeichten und wenigen Häfen.

Der vulkaniſche Ausbruch in der Sundaſtraße.

Von **Emil Metzger.**

III. (Schluß.)

35 000[1]) Opfer etwa hat dieſer Ausbruch gekoſtet; theils ſind ſie unter der Aſche erſtickt, theils hat das Toſen der wirbelnden Wellen ihren Todesſchrei übertönt; die Zahl 32 835 war bis zum 1. November officiell feſtgeſtellt, und wenn ſie nicht genau iſt, ſo beſteht nur die Möglichkeit, daß der Tod eine reichere Ernte gehalten hat. Für Java hat man die Zahl der Verunglückten mit beinahe vollkommener Sicherheit angeben können, in den abgelegenen Gegenden der Lampongs dürfte eine abſolute Genauigkeit kaum erreicht ſein, wiewohl der Fehler verhältnißmäßig nur unbedeutend ſein kann. Sie ſind dahingegangen; viele, ja die meiſten ohne ſchweren Todesſtreit, wenn auch einzelne wohl einen Kampf gekämpft haben, der an Höllenqualen ſeines Gleichen ſucht. Ich erinnere nur an den im erſten Theile gegebenen Bericht über den Einſturz des Leuchtthurmes zu Anjer; welche Gefahr haben die Armen nicht ausſtehen müſſen, welche Angſt, als ſie die Stadt vor ihren Augen vernichtet ſahen, als ſie den gierigen Wogen entronnen waren und eine Zuflucht in dem Leuchtthurme gefunden hatten, der unter dem Andrange der Wellen erbebte. Wird er es aushalten, wird er nachgeben? Wie lange dieſer Zuſtand der tödtlichen Angſt gedauert hat, ich weiß es nicht; endlich aber ſchleuderte das entfeſſelte Element einen Felsblock gegen den Thurm und der ſtolze Bau ſtürzte zuſammen und begrub diejenigen, welche dort Rettung zu finden gehofft hatten, unter ſeinen Trümmern; man denke an die Bewohner von Sebeſſi, die langſam mit glühender Aſche überdeckt, einen qualvollen Tod ſtarben. Von vielen ähnlichen Scenen, die mir bekannt geworden ſind, könnte ich berichten, doch laſſen wir die, welche dahingegangen ſind, wenden wir uns zu den Ueberlebenden und ſehen, wie der Schauplatz der Zerſtörung ausſah, als die Nacht, welche ſo lange den Streit der Elemente bedeckt hatte, der Morgenröthe des 28. Auguſt gewichen war.

Zwiſchen Anjer und Tjiringin beſteht kein einziges Dorf mehr längs der Küſte, ſelbſt die Fundamente der gemauerten Häuſer ſind umgewühlt oder mit Trümmern bedeckt; hier und da liegen Haufen von verſtümmelten, unkenntlichen Leichen von Menſchen und Thieren, deren Verweſung durch die tropiſche Sonne beſchleunigt wird. Dazwiſchen ſieht man Ueberbleibſel von Häuſern und Geräthſchaften, von Bäumen und Felsblöcken, und der große Weg, der längs der Küſte lief, iſt durch die Fluthen zerſtört; kaum eine Spur der prächtigen Bahn, die dort beſtanden hat, iſt noch zu erkennen. Zum Theil iſt das Waſſer nicht abgelaufen, es bildet ſtinkende Pfützen, deren Ausdünſtung den Aufenthalt hier noch unerträglicher macht.

Und doch wimmelt es hier von Tauſenden, die ausgezogen ſind, um nach der verlorenen eigenen Habe zu ſuchen und auch fremdes Eigenthum mitzunehmen, wenn ſie es finden können; warum ſollten ſie es nicht thun? Die Todten haben nichts mehr nöthig und die Lebenden werden ihre Anſprüche ſchon geltend machen!

Und in dieſes Chaos ſollte Ordnung gebracht werden! Um die ganze Bedeutung dieſer Aufgabe hervorzuheben, muß ich einige Einzelheiten anführen. In der Abtheilung (Bezirk) Tjiringin waren alle europäiſchen Beamten verunglückt; am Tage der Kataſtrophe hatte der Regent dort ein Feſt gegeben und die eingeborenen Beamten mit Frauen und Kindern eingeladen; ſeine Familie zählte 57 Perſonen, von denen 55 umkamen. So war denn der ganze Theil des Landes bis zur Südküſte ohne Obrigkeit, und ſelbſt wer indiſche Verhältniſſe nicht näher kennt, wird ſich ein Bild von dem Zuſtande machen können, wenn er ſich ein Land von 100 000 Seelen vorſtellt, welches plötzlich durch eine Naturgewalt getroffen wird und annimmt, daß dieſe Naturgewalt unter vielen anderen Opfern auch beinahe die ganze Obrigkeit mit Einſchluß der Polizei weggerafft hat.

[1]) In dem Bulletin de la Société de Géographie 1884, p. 88, wird ein Bericht des franzöſiſchen Konſuls mitgetheilt, der aus dem Munde des Generalgouverneurs vor dem 15. November die Zahl 38 000 vernommen haben will, was vermuthlich ein Druck- oder Schreibfehler anſtatt 33 000 iſt (genauer 32 835), welche Zahl Anfangs November feſtgeſtellt war. Die von mir approximativ angenommene Totalziffer von 35 000 beruht auf der viel ſpätern Schätzung des Komitees, dem die Sorge für die Verunglückten aufgetragen war.

Digitized by Google

Dazu kommt noch, daß keine Eisenbahnverbindungen bestehen, daß die Annäherung von der Küste her sehr erschwert, ja beinahe unmöglich, das Land theilweise, wo die Wellen es nicht erreicht, unter der Asche begraben ist, daß die Bevölkerung in ihrer abergläubischen Furcht in dem Ereigniß eine Strafe des Himmels sieht, welche von Allah gesendet ist, um die Blanda (die Holländer) zu züchtigen, weil sie die rechtgläubigen Atjinesen mit Krieg überzogen haben.

Ein Theil der Bevölkerung, der dem Untergange entflohen war, hatte sich in die Wälder und nach höher gelegenen Dörfern geflüchtet, die jetzt überfüllt, außerdem aber durch die eingetretene Verwüstung mehr oder weniger von aller Verbindung abgeschnitten waren. Und doch gelang es, die Ordnung zu erhalten und das zu thun, was die Pflicht für die Lebenden, die Sorge für die Todten erforderte. Ehre den Männern, die das in kurzer Zeit zu vollbringen wußten, und daß sie es thun konnten, ist ein glänzender Beweis für eine Seite der europäischen Herrschaft auf Java, für den unbegrenzten Einfluß, den sie sich auf den Eingeborenen zu verschaffen und zu erhalten gewußt hat. Solche Verhältnisse, wie sie in den letzten Augusttagen des vorigen Jahres in Bantam und den Lampongs stattfanden, sind eine Probe, die wohl nirgend glänzender bestanden werden würde, als dort im fernen Osten der Fall war.

Die Sorge für die Lebenden erforderte in erster Linie die Entfernung der Todten; von weit her wurde die arbeitsfähige Bevölkerung herbeigerufen, um die Leichen zu begraben; fünf Gulden wurden für ein Grab bezahlt, ein sehr hoher Lohn, der die Widerwilligen anlockte; Förmlichkeiten des bürgerlichen Standes waren nicht zu erfüllen, hätten auch beim besten Willen nicht erfüllt werden können, denn die furchtbar verstümmelten Leichen waren bald unkenntlich und man konnte den Eingeborenen nicht mehr vom Chinesen und vom Europäer unterscheiden. Bald mußte man es aufgeben, die Einzelnen zu begraben; man übergoß nun die verwesenden Reste mit Petroleum und verbrannte sie; 120000 Liter Petroleum hat man zu diesem Zwecke verbraucht. Die Begräbnißkosten der Opfer in Bantam (etwa 21 000) haben über 7000 Gulden betragen; ein großer Theil der Dahingegangenen hat allerdings den Ueberlebenden jede Mühe erspart: er ruht im Schoße des Oceans.

Ein gelbgraues Leichenkleid bedeckte das Land; die Asche lag im westlichen Theile von Bantam etwa vier bis fünf Centimeter hoch, während nach Osten hin die Dicke derselben etwa einen Centimeter betrug. Die Reisfelder, deren Ertrag bekanntlich die dem Eingeborenen nothwendigste Nahrung liefert, waren in sehr verschiedenem Grade beschädigt worden, was theilweise von der Entwickelung der Pflanzen abhing. Die reifen Aehren waren großentheils zur Erde gedrückt und unter Asche und Schlamm begraben, mit vieler Mühe konnte man noch einen Theil derselben pflücken. Ganz verloren waren die Felder mit jungen Aehren, deren Wachsthum wegen der daran haftenden Asche nicht weiter fortschreiten konnte. Das Gewächs, welches sich in jeder andern Entwickelungsperiode befand, war ziemlich unbeschädigt geblieben; einige Tage nach der Eruption fiel ein wohlthätiger Regen, der die Pflanzen von der Last befreite, welche sie zur Erde drückte, so daß der Reis sich weiter entwickeln konnte. Namentlich da, wo Schlamm gefallen war, waren die Blätter und Kronen der Bäume durch das Gewicht, welches sie nicht zu tragen im Stande waren, vernichtet worden; außerdem versengte die feuchte Wärme die Blätter in viel höherm Grade, als die Asche es that, der Schlamm setzte sich fest und bildete, nachdem er getrocknet war, eine starre Kruste. Die verschiedene Wirkung der trockenen, heißen Asche und des warmen versengenden Schlammes zeigte sich deutlich an den Bäumen; unter der feucht-warmen Kruste haben sie sehr gelitten. Dagegen genügte der in den nächsten Tagen gefallene Regen, die Asche abzuwaschen und der Vegetation ihr frisches Aussehen zurück zu geben. Im Allgemeinen lautete das Urtheil (eines höhern Beamten, dessen Rapport ich bezüglich der Anpflanzungen gefolgt bin) dahin, daß keine Baumart lebensgefährlich beschädigt sei, wohl aber schien die Jahresernte der meisten Fruchtarten verloren zu sein. Aehnlich war es auch bei den Erdfrüchten; was über der Erde war, schien größtentheils vernichtet zu sein; was sich unter dem Boden befand, hatte wenig oder gar nicht gelitten. Selbst kurze Zeit nach dem Ausbruch schon war man wieder voller Hoffnung, da man bald sah, daß die Asche nicht alles Leben zerstört hatte, ja man schmeichelte sich schon mit der Erwartung, daß sie, wenn der Boden einmal umgepflügt sein würde, denselben poröser machen und zu seiner Fruchtbarkeit beitragen werde. Am meisten hat die Zerstörung die Kaffeegärten getroffen, die Bäume litten durch niederfallende Aeste großen Schaden und ihre Zweige bogen sich unter der Last, die auf sie drückte. Sie verloren ihre Blätter, trieben jedoch gleich wieder neue; die Blüthen, die sie getragen hatten und mit ihnen die Aussicht auf die Jahresernte waren zerstört, auch die jungen Pflanzen und die Schößlinge in den Baumschulen vollkommen vernichtet. Der Rapport, auf den ich oben hingewiesen habe, endete mit folgenden Worten: „Schließlich komme ich durch die mitgetheilten Beobachtungen zu dem Resultate, daß das Unglück, welches Bantam getroffen hat, wie furchtbar es auch in seinen ärgsten Folgen für den dicht bevölkerten und reichen Landstrich längs der Nord- und Westküste gewesen ist, doch auf denselben lokalisirt war und an der einen Stelle das Innere des Landes ein bis zwei, an anderen Stellen fünf bis sieben Paal[1]) weit vom Strande landeinwärts verwüstet hat. Ueber diese Grenze hinaus hat man im größten Theile der Residenz (Provinz) wohl an den Fruchtbäumen großen Schaden gelitten, doch abgesehen hiervon wird die Aschenlage vielleicht bald schon, jedenfalls aber später dem Boden eher zum Vortheil als zum Nachtheil gereichen."

Im ersten Augenblicke jedoch war die Noth, namentlich auch des mangelnden Viehfutters wegen, sehr groß; auch der ziemlich große Theil der Bevölkerung, welcher auf den Fischfang angewiesen ist, war mit einem Male brotlos geworden, da die Fluthwelle längs der ganzen Küste von Bantam mit einigen sehr vereinzelten Ausnahmen alle Fahrzeuge weggerissen hatte.

Noch schlimmer sah es in den Lampongs aus; der europäische Einfluß ist hier viel schwächer und macht sich nur an einigen vereinzelten Punkten geltend. Die zwischen denselben bestehenden Verbindungsmittel waren durch den Ausbruch zerstört, das Land selbst durch den Bimsstein beinahe unzugänglich gemacht. Nur vereinzelt sind daher die Nachrichten, die uns über diese Provinz zukommen, und die Hilfsleistung, die sich dorthin wendete, konnte trotz aller Aufopferung nur vereinzelt eingreifen; über den größten Theil des Landes wird ein trauriges Schweigen bewahrt. Wie sich in Telok Betong der Zustand am 28. August gestaltete, darüber habe ich oben schon einige Worte gesagt; man hatte nur wenig Lebensmittel, das Wasser war unbrauchbar, die Verbindung mit Batavia unterbrochen. Die Wachen wurden verstärkt, um die Magazine im Nothfalle zu vertheidigen; glücklicherweise fand man schon am folgenden Tage eine Quelle, so daß wenigstens kein Mangel an Trink-

[1]) Ein Paal etwas mehr als anderthalb Kilometer.

Digitized by Google

wasser eintrat. Erst am 2. September war man im Stande gewesen, die telegraphische Verbindung mit Palembang wieder herzustellen; dagegen war durch den Bimsstein die Verbindung mit der „Marie", dem einzigen Schiffe, welches auf der Rhede übrig geblieben war, unterbrochen. Die Leichen verpesteten die Luft mit dem Verwesungsgeruch, denn man hatte weder Zeit noch Gelegenheit, sie zu bestatten. Am 8. September erst glückte es einem Adjutanten des General-Gouverneurs, bis zur Stadt vorzudringen und am 11. September kam eine Hopperbarge mit Lebensmitteln an; von nun an wurde das Rettungswerk fortgesetzt, so gut es die vorhandenen Mittel erlaubten, die Verbindungswege aufgeräumt, die Leichen begraben, für letztern Zweck wurden etwa 25 000 Gulden ausgegeben.

Nicht nur die Regierung suchte dem Elend zu steuern, sondern auch Privatpersonen in Indien und in Europa beeiferten sich, durch milde Beiträge die Mittel zu verschaffen und die Noth zu lindern; die Privatwohlthätigkeit hat etwa zwölfmal hunderttausend Gulden gesammelt, von denen ungefähr eine halbe Million in Europa beigetragen wurde. In Indien kannte man einem solchen Unglück gegenüber keinen Rassenunterschied, alle Nationen beeilten sich, ihr Scherflein beizutragen. Außer den Europäern waren es in Holländisch-Indien namentlich die Chinesen, welche sich sehr opferbereit bewiesen; reiche Gaben kamen aus den Straits Settlements, worunter ein fürstliches Geschenk — 25 000 Dollars — vom Gouvernement dieser Besitzung und aus Siam, dessen König ein gutes Beispiel gab.

Das für die Milderung des Unglücks eingesetzte Komitee hatte sich als erste Aufgabe gestellt, der dringendsten Noth zu steuern und den Bedürfnissen des Augenblicks abzuhelfen; in zweiter Linie wollte man den Geretteten, welche ihren Besitz ganz oder theilweise verloren hatten, behilflich sein, sich eine neue Existenz zu gründen und schließlich, soweit die Mittel reichten, den erlittenen Schaden ersetzen.

Die erste Aufgabe war in Bantam verhältnißmäßig leicht zu erfüllen und es war auch nicht besonders schwierig, der Bevölkerung die Mittel zu liefern, sich eine neue Existenz zu gründen. Einige hundert Büffel, die zum Theil aus dem mittlern Theil von Java eingeführt worden waren, und die nöthigen Ackerbaugeräthschaften wurden vertheilt; aus leicht begreiflichen Gründen war die Aufgabe in den Lampongs viel schwieriger. Nachdem dort die erste Landung geglückt war, hatte man ein Lebensmitteldepot angelegt und von dort aus die Vorräthe 25 Kilometer weit nach Telok Betong geschafft; der großen Zahl von Europäern wegen (die Garnison einbegriffen) war es sehr schwer, alle Bedürfnisse zu befriedigen; ebenso war es in der Semangkabai, wie schon erwähnt, beinahe unmöglich, der Noth so abzuhelfen, wie man es so gerne gethan hätte. In der Abtheilung Katimbang, die am meisten gelitten hatte (zu bemerken sind hier auffallend viele Brandwunden, verursacht durch glühende Asche), aber auch am leichtesten zu erreichen war, fuhr man Monate lang fort, an die Eingeborenen Lebensmittel, namentlich Reis und Kleider zu vertheilen, auch wohl um die Stimmung zu verbessern.

Ein großer Theil der Nothleidenden war anfänglich nach Batavia gebracht worden, später wurden sie, mit den nöthigen Existenzmitteln ausgerüstet, in ihre Heimath zurückgeschickt, da man mit aller Kraft dahin strebte, die verwüsteten Orte womöglich zu neuer Blüthe zu entwickeln, und größtentheils hat sich auch wirklich wieder eine neue Bevölkerung angesiedelt. Daß die Europäer, welche alles verloren hatten, nicht vergessen wurden, liegt auf der Hand; europäische und eingeborene Beamte, die den Verlust ihrer ganzen Habe zu betrauern hatten, erhielten von der Regierung sowohl als auch vom Komitee eine Geldentschädigung im Betrage von je sechs Monaten Gehalt. An die Wittwen der bei dem Unglück umgekommenen Beamten (die durch die reglementäre Pension eine lebenslängliche Beihilfe empfangen) wurde eine Geldsumme gleich einem Jahresgehalt ausbezahlt und ebenso allen Privatpersonen Beistand geleistet. Für die Europäer sorgt außerdem eine besondere Kommission, der durch die Sorge der Freimaurerlogen einige hunderttausend Gulden zur Verfügung gestellt sind. Gegen 40 000 Eingeborene sind unterstützt worden; man hat denselben den erlittenen Verlust je nach der Größe desselben bis zur Hälfte, einem Viertel und einem Achtel ersetzt (letzteres bei Beträgen über 10 000 Gulden).

Daß während des Ausbruches selbst die Eingeborenen gegenüber Europäern hier und da Zeichen der Mißstimmung gegeben haben, die zum Theil wenigstens durch das Betragen der letzteren provocirt gewesen zu sein scheinen, ist leicht erklärlich. Alle Unruhe verschwand übrigens sehr bald wieder; wenige Tage nach dem Unglück war die Bevölkerung wieder an ihrer Arbeit und befolgte die von europäischen und eingeborenen Beamten getroffenen Anordnungen nicht nur gehorsam, sondern auch freudig und vertrauensvoll.

So ist es denn geglückt, in wenigen Monaten viel zu erreichen; Wege und Brücken sind großentheils wieder in Ordnung gebracht, der Telegraph zwischen Java und Sumatra über die Sundastraße hin ist hergestellt, verschiedene Bauten sind in Angriff genommen, zum Theil auch um der Bevölkerung Verdienst zu verschaffen. Diese selbst hat sich neue Wohnungen erbaut. Die Marine hat alles, was für die Sicherung der Schiffahrt nöthig war, in sehr kurzer Zeit verrichtet; in der zweiten Hälfte des Oktobers schon war die Neuaufnahme des Fahrwassers in der Sundastraße beendet, und an der Stelle des eingestürzten Leuchtthurmes am 4. Punkt leuchtete ein Interimslicht, während lange vorher schon die Beschädigungen, welche die anderen Leuchtthürme erlitten hatten, ausgebessert waren.

Daß, um ein solches Resultat nach einer solchen Katastrophe aufweisen zu können, Alle, die berufen waren, an der Arbeit Theil zu nehmen, ihren Platz ganz und voll ausfüllen mußten, liegt auf der Hand. In Indien betrachtet man dies als die Erfüllung der gewöhnlichen Pflicht, wie man im Allgemeinen da gewöhnt ist viel zu arbeiten, ohne durch besondere Anerkennung verwöhnt zu werden. So war es auch nach der Katastrophe; einige der europäischen Beamten wurden belobt, einige eingeborene Beamte erhielten silberne Medaillen (es giebt deren goldene und silberne) und der Kommandant der Marine soll, Zeitungsnachrichten nach, erklärt haben, daß die durch sein Personal geleisteten Dienste nicht außergewöhnlich genug seien, um außergewöhnliche Belohnungen zu begründen.

So wird denn bald kein äußeres Zeichen mehr an die Katastrophe erinnern, da auch die wohlthätige Natur sich beeifert, die Scene der Verwüstung zu verhüllen. Schon im Oktober, ehe noch die Westmoussen eingetreten war, hatte der Regen angefangen, die Asche von den Hügeln zu spülen und frisches Grün kam zum Vorschein; selbst in dem Chaos, das die Ränder der Sundastraße bedeckte, sproßten in den verwüsteten Kokospflanzungen und an den Stellen, wo die Gärten und Dörfer sich befunden haben, junge Triebe. Nach Ablauf der Westmoussen wird wohl die Einfassung der Sundastraße wieder ebenso wie früher mit üppigem Grün bedeckt sein und nur die steile, nördliche Wand des Kegels von Krakatau wird wie ein riesiges Grabmal an die dreißig-

Digitized by Google

tausend Menschen erinnern, die am 26. und 27. August in der Sundastraße ihr Grab gefunden, wo jetzt das blaue Meer sich wieder ruhig wie ein Binnengewässer unter sanftem Murmeln an der Küste bricht.

Kürzere Mittheilungen.

Die spanische Sprache in den Volksschulen der Philippinen.

Schon im Jahre 1550 erließ die spanische Regierung ein Gesetz, welchem gemäß den Eingeborenen der amerikanischen und asiatischen Besitzungen Gelegenheit gegeben werden sollte, die spanische Sprache in Wort und Schrift sich anzueignen; doch wurde ausdrücklich bestimmt, daß kein Zwang obwalten sollte. In Uebereinstimmung mit diesem Gesetze beschloß das philippinische Provinzialkapitel der Augustiner 1590, daß in allen jenen Schulen, welche unter ihrer Oberaufsicht stünden, die Kinder auch in der spanischen Sprache unterrichtet werden sollten. Alles dies blieb ebenso wie die späteren Verordnungen aus den Jahren 1664, 1686, 1782 und 1792 ein Schlag ins Wasser, weil man einestheils keine des Spanischen genügend mächtige Schulmeister aufzutreiben vermochte, und weil andererseits die allmächtige Geistlichkeit anderen Ideen huldigte als im Jahre 1590. Dieselbe hatte nämlich erkannt, daß sie mit der Einführung der spanischen Sprache in die Schule ihre Omnivotenz bedeutend einbüßen müßte, denn bisher hatten die Mönche und Weltgeistlichen die Vermittler zwischen dem der malaischen Dialekte unkundigen spanischen Beamten und ihren farbigen Pfarrkindern gespielt und dadurch den Diener der Krone von ihrem guten Willen abhängig gemacht. Indeß war es auch der spanischen Regierung mit ihren Verordnungen nicht recht ernst, da sie seit der Losreißung ihrer Kolonien bei einer Hispanisirung der Philippinen ein Erwachen von Separationsgelüsten befürchtete. So schliefen jene Verordnungen ein und man huldigte jenem schönen Grundsatze divide et impera, dessen Befolgung noch jedem Staatswesen Unheil gebracht hat. Eine Zeit hindurch ging es; bald aber stellten sich die verderblichen Folgen der kurzsichtigen Politik ein; von allen Seiten liefen Klagen ein, so daß die Regierung im Jahre 1861 eine Enquete (Junta) in Manila zusammentreten ließ, welche sich mit der Reformirung des seit dem 20. December 1890 obligatorischen Schulunterrichts beschäftigen sollte. Trotz der formvollendeten Rede des geistreichen (spätern Bischofs) Fray Francisco Gainza beschloß diese Kommission, die Einführung des obligatorischen Unterrichts im Spanischen der Regierung vorzuschlagen, welche diesen Vorschlag durch Erlaß eines neuen Reglements für die Volksschulen am 20. December 1863 acceptirte und durch Errichtung eines, der Leitung der Jesuiten anvertrauten Lehrerseminars zu Manila und eines solchen für Lehrerinnen in Naga (Nueva Cáceres) auch Sorge für die Heranbildung tüchtiger Lehrkräfte trug. Trotz alledem machte die Verbreitung der spanischen Sprache nur geringe Fortschritte und dies aus dem Grunde, weil die für die Uebergangsperiode erlassenen Verordnungen über Gebühr ausgedehnt und sehr milde gehandhabt wurden. Nur die von den Jesuiten in ihren Missionen und Pfarren auf Mindanao errichteten Schulen wurden strenge nach dem Gesetze organisirt und die Erlernung der spanischen Sprache als eine Hauptsache der Schulbildung angesehen, so daß bei den Prüfungen am Ende des Schuljahres viele Kinder die Prüfung aus der Religion im Spanischen ablegten und einzelne bereits spanische Gedichte deklamiren konnten.

Demzufolge erließ die Regierung am 12. September 1883 ein neues Gesetz, welches die Erwerbung der Kenntniß der Staatssprache als die Hauptaufgabe der Volksschule betrachtet. Nur die Schüler der ersten Klasse dürfen in den philippinischen Dialekten geschriebene Lehrbücher benutzen; sobald sie nur einige Kenntniß des Spanischen erlangt, haben sie sich nur spanischer Lehrbücher zu bedienen und im Schullokale unter einander nur spanisch zu sprechen. Alle Inspektoren und staatlichen wie municipalen Funktionäre haben strenge die Durchführung des aus 21 Paragraphen bestehenden Gesetzes zu überwachen. Säumige Lehrer werden mit Geldstrafen, Suspension vom Amte, ja mit gänzlicher Entlassung und dem Verlust der Lehr-Facultas bestraft.

Ob dieses Gesetz auch den erwünschten Erfolg herbeiführen wird, darüber läßt sich nicht so ohne weiteres sprechen; das eine aber ist sicher, daß die jämmerliche Besoldung der philippinischen Schulmeister ein Haupthinderniß für die Hebung des Unterrichts in jenem Archipel ist. Die Kenntniß der spanischen Sprache verschafft einem Indier bessere Stellungen als die eines Schullehrers, und wenn nicht die meisten oder doch viele von den im Seminar erzogenen Lehramtskandidaten von den Pfarrern ihres Heimathsortes die nöthigen Subsistenzmittel erhielten und auf diese Weise nicht sich verpflichtet hätten, die besten Köpfe würden dann dem Lehrerstande abtrünnig werden, wie dies ja zum Theile schon heute geschieht. F. Blumentritt.

Die Arbeiterfrage in Australien.

Die Chinesenfrage fängt wieder an, die Australier lebhafter zu beschäftigen. Um dem Strome der Chineseneinwanderung zu wehren, belegten die Kolonien, wie wir früher berichteten, vor etlichen Jahren jeden einwandernden Chinesen mit einer Kopfsteuer von 5 Pf. St., welche sich wiederholte, sobald derselbe Chinese aus einer Kolonie in die andere wanderte. Allein dieser gesetzliche Erlaß hat dem Andrange der Chinesen nicht allzu viel Einhalt gethan. Man denkt deshalb jetzt an neue Prohibitivmaßregeln. Der Gouverneur der Kolonie Queensland forderte bei Eröffnung des gegenwärtigen Parlaments die Versammlung auf, diese Angelegenheit in besondere Erörterung zu ziehen. Man hat die Devise ausgegeben: „Australien für die Australier und nicht für die mandeläugigen Blutsauger.“ Man wirft eben den Chinesen vor, daß sie durch einen billigern Arbeitslohn den weißen Arbeitern fast in allen Branchen Konkurrenz machen und daß sie von ihrem Verdienste nur ⅙ in der Kolonie verausgaben, die übrigen ⅚ aber mit nach China nehmen.

Die Zuckerplantagen im Norden der Kolonie Queensland mehren sich von Jahr zu Jahr. Man muß dort billige Arbeitskräfte haben, welche an ein tropisches Klima gewöhnt sind. Aber die Chinesen wollen zu hohe Löhne und geben sich auch für ein Engagement auf längere Zeit nicht her. Die Kanakas der Südsee-Inseln reichen um so weniger aus, als sie auf den Plantagen der Fidschi-Inseln und auf Neu-Kaledonien jetzt ebenfalls verwendet werden, und überdies hält es auch schwerer, sie zu bekommen, als früher. Der Versuch, Singalesen aus Ceylon zu importiren, war ein verfehlter. Die bessere Klasse der Singalesen will überhaupt nicht auswandern und die, welche sich dazu verstehen, sind ein faules, träges, widerspenstiges Volk. Die beste Klasse von Arbeitern sind unbedingt die ostindischen Kulis. Es sind gelehrige, anstellige, fleißige, folgsame und treu ergebene Menschen, wenn sie gut behandelt werden, und sind mit solchen Arbeiten zufrieden, wobei sie mit Europäern nicht

Digitized by Google

konkurriren. Sie kommen mit Frau und Kindern, laſſen ſich bleibend nieder und geben ihren ganzen Verdienſt auch wieder aus, wo ſie ihn erworben. Sie würden auf den Zuckerplantagen in Queensland gerne für 1 Schilling den Tag arbeiten, während Chineſen mindeſtens 20 Schilling pro Woche beanſpruchen. Bei ihrer Einführung darf nur ein Punkt nicht außer Acht gelaſſen werden: die Kaſtenfrage. Bekanntlich theilen ſie ſich in viele Kaſten, und wenn ſie das auch nicht hindert, friedlich zuſammen zu leben und mit einander zu arbeiten, ſo halten ſie ſich doch in Betreff ihrer Speiſen, Wohnung ꝛc. aufs ſtrengſte von einander geſondert. Man muß daher bei ihrem Import auf Angehörige einer und derſelben Kaſte wohl bedacht ſein. Es ſteht hier zur Zeit noch eine Schwierigkeit im Wege. Die oſtindiſche Regierung will die Ausführung von Kulis nach Auſtralien nur geſtatten, wenn dieſelbe unter die Kontrolle der Kolonialregierungen geſtellt wird und nicht Privatperſonen, wie den Plantagenbeſitzern, überlaſſen bleibt. Iſt dieſer Punkt geregelt, ſo ſind die Chineſen für die Auſtralier überflüſſig geworden, und man wird ſicher, um ſie nach Möglichkeit auszuſchließen, ſehr ſtrenge Maßregeln gegen ſie ergreifen. Ob das international iſt, würde eine andere Frage ſein, um die man ſich in Auſtralien wenig ſcheren wird.

Die Löſung der Moundbuilderfrage.

Es ſind in Amerika ſchon Bände mit der Beſchreibung der Mounds gefüllt worden, jener eigenthümlichen Erdwerke, welche ſich im Thale des Miſſiſſippi und ſeiner Nebenflüſſe befinden und die namentlich im Thale des Ohio ihre größte Verbreitung haben. Namentlich aber hat die Frage nach den Erbauern dieſer Mounds die Amerikaner beſchäftigt und hierbei iſt dann die Phantaſie mehr als billig thätig geweſen. Man nahm allmählich ein beſonderes Volk an, die ſogenannten Moundbuilders, welches vor Urzeiten in den Vereinigten Staaten gehauſt haben ſollte und dann aus denſelben verſchwunden war. Daß ſie in Bezug auf Kultur weit über den heutigen Indianern ſtanden, galt als ſelbſtverſtändlich, ja ſchüchtern vermuthete man, die Moundbuilders ſeien die Vorfahren der toltekiſch-aztekiſchen Völker geweſen, welche nach Süden auswanderten und dann auf der Hochebene von Anahuac ihr eigenthümliches Kulturreich gründeten. Zwar hatten ſich ſchon Stimmen erhoben, welche andeuteten, die Funde in den Mounds deuteten keineswegs auf eine hohe Kultur und manche Dinge darin ſchienen doch ziemlich jungen Datums — allein ſolche Stimmen wurden überhört.

Nun hat vor kurzem Lucien Carr, Aſſiſtant Curator am Peabody-Muſeum zu Cambridge in Maſſachuſetts, eine Schrift veröffentlicht, welche gründlich mit obigen Anſichten aufräumt und die Mounds auf ihr richtiges Maß zurückführt. Sie führt den Titel: The Mounds of the Mississippi Valley historically considered und erſchien im zweiten Bande der Memoirs of the Kentucky geological Survey.

Um kurz das Reſultat vorwegzunehmen: Die Mounds ſind ziemlich jungen Datums und ihre Erbauer ſind die Vorfahren der heutigen Indianer. Die Indianer waren, das zeigt Carr ganz deutlich, nicht bloß Jäger- und Fiſchernomaden, wie man gewöhnlich annimmt, ſondern ſie waren auch bis zu einem gewiſſen Grade Ackerbauer, die den Mais und einige andere Früchte kultivirten. Dafür werden Hunderte von Beweiſen aus der hiſtoriſchen Litteratur angeführt, ja häufig genug waren die erſten weißen Anſiedler, wenn ſie nicht verhungern wollten, auf die Getreidelieferungen der Rothhäute angewieſen. Mit dem Ackerbau hängt aber allemal eine Art Seßhaftigkeit zuſammen und auch dieſe war vorhanden, und wir wiſſen, daß, z. B. bei den Irokeſen, ganz beſtimmte Geſetze über das Eigenthum an Grund und Boden vorhanden waren, welcher vererbt werden konnte.

Die Mounds, oft von ungeheurer Größe, ſehr verſchiedener Form und zu verſchiedenen Zwecken dienend, konnten nur mit vereinten Kräften, unter Anwendung zahlreicher Arbeiter errichtet werden. Die Bevölkerung ſaß auch nur dicht längs der Flußläufe und war durchaus nicht ſo über das Land verbreitet, wie wir es jetzt wohl nach dem Vorbilde der Prärie-Indianer annehmen, denn die Prärie lernte der Indianer erſt bemeiſtern, nachdem ihm der Europäer das Pferd gebracht hatte. Die Mounds waren, wo ſie nicht Begräbnißſtätten ſind, die Subſtruktionen der indianiſchen Dorfanlagen, die allemal mit einem Paliſſadenzaun umgeben waren. Hierfür ſprechen nicht nur zahlreiche hiſtoriſche Berichte, nach denen die früheſten Reiſenden noch ſolche Mounds erbauen ſahen, ſondern auch die Traditionen der Indianer ſelbſt. Der Inhalt der Mounds endlich (gehämmertes Kupfer, Steingeräthe, Pfeifen ꝛc.) deutet auch völlig auf die Indianer als Erbauer hin.

Reſte altſkandinaviſcher Civiliſation unter den Grönländern.

Ueber dieſes hochintereſſante Thema hat der bekannte Ethnograph E. B. Tylor im Anthropologiſchen Inſtitut von Großbritannien (Vol. XIII, 348) einen Vortrag gehalten, in welchem er die Frage zu beantworten ſucht, ob unter den modernen Grönländern (reſp. Eskimos) ſich noch Spuren irgend welcher Art von den alten Skandinaviern finden, die vom Jahre 1000 an bis ins 15. Jahrhundert in Grönland wohnten und dort allmählich zu Grunde gingen. Manche von den ſkandinaviſchen Anſiedlern mögen ſich zuletzt mit den Eingeborenen vermiſcht haben, wovon man die großen Figuren eingeborener Eskimos herleiten will; allein um das Jahr 1500 etwa war es mit aller ſkandinaviſchen Civiliſation auf Grönland zu Ende.

Die „Wiederentdeckung" fand bekanntlich im vorigen Jahrhundert durch Egede ſtatt, zu deſſen Zeit die Grönländer noch Traditionen von den alten Skandinaviern beſaßen, welche ſie Kablunat nannten, ein Name, den ſie auf die Europäer übertrugen. Tylor meint nun, die Kleidung der Grönländer, wie ſie Hans Egede ſchildert, und wie ſie ſich ziemlich unverändert bis heute erhalten hat, ſei ein ſkandinaviſches Erbſtück, denn ſie beſteht — wiewohl aus Fellen — aus Hoſen, Hemden, Jacken und Kapuze. Dieſe Kleidung nun, meint Tylor, iſt in ihrer Zuſammenſetzung außerordentlich verſchieden von allen anderen amerikaniſchen Kleidungen und dürfte ſkandinaviſches Erbſtück ſein. Wir geben dem gegenüber aber zu bedenken, daß dieſe Art Polarkleidung bei den meiſten arktiſchen Völkern im Gebrauch iſt, bei Samojeden, Oſtjaken, Tſchuktſchen, Korjäken in Sibirien und daß ſie auch in Alaska vorkommt — und hier überall doch ſicher nicht von den alten Skandinaviern entlehnt wurde.

Schon eher läßt ſich hören, was Tylor über die Lampen der Grönländer, reſp. Eskimos bemerkt. Abgeſehen von etwas Treibholz bietet ihre arktiſche Heimath ihnen nichts, womit ſie ſich erwärmen könnten. Sie griffen daher zum Speck und Thran der Seethiere, den ſie zum Erwärmen und Erleuchten benutzen, und hierbei wenden ſie eine eigenthümliche breite, aus Stein hergeſtellte Lampe an, deren Docht durch Moos erſetzt wird. Die Lampe aber, ſo ſagt Tylor, iſt ein durchaus europäiſch-aſiatiſches Geräth, das ſicher von den Skandinaviern zu den Eskimos gebracht wurde, worauf auch der grönländiſche Name Kolleк für dieſelbe hinweiſt, denn im Skandinaviſchen heißt dieſe Lampe Kola.

Auch die Uebereinſtimmung verſchiedener Spiele der Grönländer mit europäiſchen hebt Tylor hervor, doch möchten wir hierauf nicht allzugroßes Gewicht legen, da ſich Spiele bei den entfernteſten Völkern oft und ohne Entlehnung wiederholen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

Mit dem vom 17. bis 19. April d. J. in München ſtattfindenden Vierten Deutſchen Geographentage wird eine Ausſtellung verbunden ſein, welche ſich in folgender Weiſe gliedert: 1. Eine hiſtoriſche Ausſtellung, beſtehend aus: a) alten Karten und geographiſchen Werken, namentlich hervorragenden Seltenheiten der Kartographie und der geographiſchen Litteratur, aus den Sammlungen Münchener Bibliotheken und Muſeen; b) bayeriſchen Karten von den älteſten bis auf die neueſten; c) einer Reihe von kleinen, hiſtoriſch und bibliographiſch in möglichſter Vollſtändigkeit geordneten Ausſtellungen von Werken hervorragender bayeriſcher Geographen, Kartographen und Reiſender. 2. Eine Ausſtellung von Karten, Reliefs und Büchern zur Kenntniß der Alpen. 3. Eine Ausſtellung geographiſcher und geodätiſcher Werkzeuge, vorzugsweiſe aus Münchener optiſchen Werkſtätten, ſowie von kartographiſchen Inſtrumenten. 4. Eine ſchulgeographiſche Ausſtellung, beſtehend aus guten und bezw. neu erſchienenen a) Schulwandkarten, b) Schulatlanten, c) Reliefs, d) Tellurien und ſonſtigen geographiſchen Veranſchaulichungsmitteln (zur mathematiſchen und phyſikaliſchen Geographie, dann Charakterbildern, Raſſentypen und dergl.). Eine beſondere Abtheilung der ſchulgeographiſchen Ausſtellung wird beſtehen aus c) Schülerzeichnungen aus dem geographiſchen Unterrichte. 5. Eine Ausſtellung von Photographien, Zeichnungen und Farbenſkizzen geographiſcher und ethnographiſcher Gegenſtände.

— Den Hauptinhalt der „Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a. S. 1883“ bildet außer dem Haushalter'ſchen Aufſatze über die Sprachgrenze zwiſchen Werra und Bode (vergl. S. 350 des vorigen Bandes) eine 174 Seiten umfaſſende und mit Inhaltsverzeichniß verſehene Zuſammenſtellung der „landeskundlichen Litteratur für Nordthüringen, den Harz und den provinzialſächſiſchen wie anhaltiſchen Antheil an der norddeutſchen Tiefebene“ (auch ſeparat erſchienen, Halle, Tauſch und Große; Preis 3 Mark). Den geographiſchen Geſellſchaften zu Greifswald und Halle gebührt das Verdienſt, den ihnen zufallenden Theil dieſes wichtigen ganz Deutſchland intereſſirenden Unternehmens zuerſt erledigt zu haben.

Aſien.

— Der mit Oſtturkeſtan Handel treibende engliſche Kaufmann Dalgleiſh brach Mitte November 1883 von Kaſchmir nach Ladak und Jarkand auf, konnte aber wegen des frühen Winters in Kaſchmir ſein Ziel nicht erreichen. Der hohe Schnee auf dem Jogi-Paſſe war nicht zu überwinden, und Dalgleiſh mußte ſeine Reiſe bis zum Frühjahre verſchieben.

— Von den Tſchilaſſis, welche in Dardiſtan am linken Induslufer nördlich von Kaſchmir wohnen, berichtet Ujfalvy in ſeinem eben erſchienenen Reiſewerke „Aus dem weſtlichen Himalaya“ (S. 286) Folgendes: „Sie bilden unter ſich kleine Republiken, welche eine jede von dem verſammelten Rathe aller ſtreitbaren Männer regiert wird. Damit eine Entſcheidung zum Beſchluß kommt, muß ſie einſtimmig gefaßt worden ſein; im gegentheiligen Falle, und wenn auch nur ein Mitglied opponirt, wird der Beſchluß ſuspendirt und die Majorität trachtet die Minorität durch Ueberredung zu gewinnen. Es iſt das bei ſo wilden Räuberſtämmen ein ganz eigenthümliches Verfahren, was auch anderswo Nachahmung verdiente.“

— In Hinterindien hat kürzlich ein franzöſiſcher Reiſender, der Ingenieur Bruel, ſeinen Tod gefunden, und zwar noch auf dem Gebiete des unter franzöſiſcher Oberherrſchaft ſtehenden Kambodſcha. Er hatte von der Regierung den Auftrag erhalten, den von Baſſak am mittlern Mekong nach Huë führenden Handelsweg zu erforſchen, unterwegs die Minen von Attopeu zu beſuchen und verſchiedene Widerſprüche in den Angaben früherer Reiſender aufzuklären. In Sombor (Kambodſcha) erhielt er eine Eskorte von 15 Mann unter dem Untergouverneur der Provinz, welche ihn zu Boot bis Stungtreng in Siam bringen ſollte. Unterwegs wurde er überfallen, erſchlagen und wahrſcheinlich geköpft, ſein Gepäck geplündert. Auf die Nachricht davon hat ſich ſofort das Kononenboot „l'Escopette“ nach Stungtreng begeben, um die Urheber zu ermitteln und zu beſtrafen.

Afrika.

— Der ſteinerne Armring der Tuareg. Aeußerſt ſelten kommen in Afrika noch Steingeräthe vor; deſto intereſſanter iſt, was Henri Duveyrier jetzt über einen Steinring mittheilt, welchen die waffenfähigen Männer der Tuareg am rechten Oberarme tragen. Derſelbe dient als eine Art Schlagring beim Zweikampf, wo die Gegner ſich mit den Armen packen und den Kopf mit dieſem Ringe einzuquetſchen ſtreben. Dieſe Ringe beſtehen aus grünem Serpentin, ſind an der Oberfläche abgerundet und ſtammen aus dem Gebiete der Auelimmiden und der Azdjer, bei denen Serpentin vorkommt. Für das erſtere Vorkommen in Aſauäd iſt Heinrich Barth Gewährsmann, für das letztere am Südabhange des Tafili (26° nördl. Br.) Duveyrier ſelbſt. Wie die Ringe hergeſtellt werden, iſt unbekannt; jedenfalls werden ſie unter den Tuareg auf dem Handelswege verbreitet, von ihnen hoch geſchätzt und nur ſchwer weggegeben oder verkauft. Duveyrier erhielt einige durch den General Gallifet, welcher ſie auf einer Expedition in der Gegend von Wargla erbeutet hatte.

Duveyrier führt an, daß nach Nachtigal auch die Tebu und einige Kanembu ſolche Steinringe tragen, desgleichen die Bamano am obern Niger im ehemaligen Königreiche Segu aus Diorit; doch iſt der Ring bei letzteren keine Waffe, ſondern Amulet. Auch ſoll, nach Duveyrier, Rohlfs auf ſeiner Reiſe entlang der Bilmaſtraße Serpentinringe gefunden haben. (Revue d'Ethnographie 1883.)

— Bohndorf, Dr. Junker's Diener und Reiſebegleiter, der kürzlich in Chartum anlangte, hat leider, weil er keine Träger erhalten konnte, unterwegs in Dem Ziber oder Soliman 60 Kiſten, welche Dr. Junker's Sammlungen enthielten, ſtehen laſſen müſſen. Viele Vogelbälge mußten außerdem weggeworfen werden, weil ſie durch eine Art Inſekten, denen weder Arſenik, noch Kampher, noch Tabak etwas anhaben konnte, zerſtört worden waren.

— Stanley iſt am 21. Januar d. J. nach fünfmonatlicher Abweſenheit nach Stanley Pool zurückgekehrt, nachdem er am mittlern Kongo bis zu den unter dem Aequator gelegenen Stanley-Fällen hin Stationen angelegt hat. Den von Norden einmündenden Aruwimi befuhr er, bis Katarakte den Dampfer am Weiterkommen hinderten. Weniger günſtig lauten die neueſten Nachrichten vom untern Kongo, wo Eingeborene die europäiſchen Faktoreien und die Handelskarawanen angegriffen und einige Weiße getödtet haben, worauf die internationale Aſſociation von Vivi aus eine Hilfsexpedition abſandte.

Australien.

— Mr. Ernest Favenc, welcher kürzlich das bis dahin unbekannte Gebiet des Mc Arthurflusses, der unter 15°40′ südl. Br. und 136°44′ östlich von Greenwich in den Carpentaria-Golf mündet, bereiste und erforschte, ist von der Regierung der Kolonie Süd-Australien aufs Neue engagirt worden, dies Gebiet zu vermessen und für eine sicher bald erfolgende Ansiedelung vorzubereiten. Man hatte sich überzeugt, daß dort rasch eine blühende Kolonie entstehen werde. Mr. Favenc wird bei dieser Arbeit von Mr. Cuthbertson, welcher den Mr. David Lindsay auf seiner letzten Forschungsreise im Arnheim Land begleitete, unterstützt werden. Ein Dampfer soll das Personal von Adelaide aus nach dem Arthurflusse bringen und dort für weitere Verwendung verbleiben.

— In Queensland ist gesetzlich angeordnet worden, daß die Kanakas der Südsee dort in Zukunft nur für Feldarbeiten bei Anbau tropischer und semitropischer Erzeugnisse verwendet werden dürfen. Jede andere Arbeit muß den Weißen verbleiben. Nachdem man in Queensland auf Kosten des Staates weit über den Bedarf Arbeiter aus Europa importirt hat, scheint man sich, um den vielen Unbeschäftigten Arbeit und Verdienst zu schaffen, nicht anders helfen zu können.

— Die Maßregeln gegen die Chinesen in Queensland, welche man dort gerne gänzlich los sein möchte, sind noch weiter verschärft worden. Jedes in irgend einen Hafen der Kolonie einlaufende Schiff darf auf je fünfzig Tonnen seines Gehaltes nur einen Chinesen an Bord haben, und die vor der Landung zu zahlende Kopfsteuer ist von 10 Pfd. St., wie bisher, auf 20 Pfd. St. erhöht worden.

Inseln des Stillen Oceans.

— Die Fidschi-Inseln umfassen ein Areal von 8034 englischen oder 360 deutsch-geographischen Quadratmeilen, wovon 7740 resp. 364 bewohnt sind. Die gesammte Bevölkerung belief sich am Schlusse des Jahres 1882 auf 130 079, wovon 72 376 männlich und 57 703 weiblich waren. Beide Geschlechter verhielten sich wie 100 : 79,72. Die weiße Bevölkerung zählte 2315. Im Jahre 1882 wurden 4552 geboren, 4933 starben und 1280 heiratheten. Die Revenüe ergab 111 314 Pfd. St., wovon 59 518 Pfd. St. aus der Besteuerung flossen, gegen 87 443 Pfd. St. im Vorjahre, und die Ausgaben stellten sich auf 109 986 Pfd. St. gegen 89 960 Pfd. St., so daß ein Ueberschuß von 1328 Pfd. St. verblieb. Die öffentliche Schuld betrug 254 025 Pfd. St. Der Import des Jahres bewerthete 303 329 Pfd. St. gegen 276 039 Pfd. St., und der Export 190 517 Pfd. St. gegen 174 146 Pfd. St. im Jahre 1881. Die Höhe des Imports wurde durch die sehr bedeutende Einfuhr von Maschinerien in den letzten beiden Jahren veranlaßt. Zu den vornehmsten Exportartikeln zählten Kopra (Kokosnuß) mit 64 788 Pfd. St., Zucker mit 58 857 Pfd. St., Baumwolle mit 31 920 Pfd. St., getrocknete Früchte mit 9140 Pfd. St., Melasse mit 5432 Pfd. St., Mais mit 3864 Pfd. St. und Kaffee mit 2782 Pfd. St. Die beiden Zollhäfen der Kolonie sind Levuka und Suva. Es liefen dort im Jahre 1882 im Ganzen 163 Schiffe mit einem Tonnengehalte von 43 768 ein und aus, gegen 164 mit 35 542 Tonnen im Vorjahre. Hauptstadt, früher Levuka an der Ostküste der Insel Ovalan, ist jetzt Suva an der Südostküste von Viti Levu, der größten Insel in der Gruppe, an dem ausgezeichneten Suva Harbour. Die Stadt ist gut angelegt, hat reichlich Wasser, woran es gerade in Levuka mangelte, und ist mit Kaufläden aller Art und sechs guten Hotels versorgt. Die Kolonie ist eine Kronkolonie und steht unter der Leitung eines Gouverneurs (jetzt Sir Geo. W. Des Voeux) und eines Executive Council. Der Legislative Council, bestehend aus sechs vom Gouverneur ernannten und sieben gewählten Mitgliedern, hat nur berathende Stimme. Eine Petition, der Kolonie eine Repräsentativverfassung zu gewähren, ist kürzlich, zahlreich unterzeichnet, an die Königin von England geschickt worden.

Nordamerika.

— Am 8. März d. J. ist die mexikanische Centralbahn, welche am Rio Grande, der Grenze der Vereinigten Staaten beginnt, bis zur Stadt Mexiko vollendet und am 10. März dem Verkehre eröffnet worden.

Südamerika.

— Ueber die zoogeographischen Resultate der antarktischen Expedition des Lieutenants Bove giebt sein Begleiter Dr. Vinciguerra einen vorläufigen Bericht, welcher einiges in zoogeographischer Beziehung Interessante enthält. So erwies sich der Rio Santa Cruz, an dessen Mündung die Expedition eine Zeit lang verweilte, als eine Grenzscheide in zoologischer Beziehung, obwohl die Fauna an beiden Seiten eine echt patagonische Ebenenfauna mit Puma, einer zweiten kleinern Katzenart (Felis pajeros oder F. Geoffroyi, Gato montès), dem Zorro (Canis Azarae), dem patagonischen Stinkthier, dem Guanako und dem Pampasstrauß (Rhea Darwini) ist, finden der patagonische Hase (Dolichotys patagonicus) und der kleine Dasypus minutus und möglicherweise einige kleinere Nager am Nordufer des Flusses ihre Südgrenze. — Ebenso ergab sich Punta Arenas an der Magalhäesstraße als die Grenzscheide zwischen der patagonischen Ebenenfauna und der Andenfauna. Oestlich von Punta Arenas finden sich noch Puma, Guanako und Strauße, westlich verschwinden sie und werden durch den Andenhirsch (Huëmul, Cervus chilensis) und den Andenwolf (Canis magellanicus) ersetzt. — Auf Staaten-Island finden sich nur noch zwei Landsäugethiere, eine Otter (Lutra felina) und ein kleiner Nager, wahrscheinlich ein Hesperomys. Ziegen, welche Kommandant Buena 1868 hier aussetzte, scheinen das Klima nicht vertragen zu haben, wenigstens bekam die Expedition keine zu Gesicht. Von Meersäugethieren wurden der Seelöwe (Otaria jubata) und die Pelzrobbe (Arctocephalus australis) beobachtet, außerdem Knochen eines Delphins und eine riesige Balaenoptera; das Vorkommen des Seeleoparden (Stenorhynchus leptonyx) von den Falklandinseln bleibt zweifelhaft; der Seeelephant (Morunga elephantina) ist seit Jahren verschwunden. Ko.

Inhalt: Ujfalvy's Reisen im westlichen Himalaja IV. (Mit sechs Abbildungen). — Dr. Zechlin: Die charakteristischen Beziehungen Pommerns zu seiner Geschichte und seinen Bewohnern I. — Emil Metzger: Der vulkanische Ausbruch in der Sundastraße III. (Schluß.) — Kürzere Mittheilungen: Die spanische Sprache in den Volksschulen der Philippinen. — Die Arbeiterfrage in Australien. — Die Lösung der Moundbuilderfrage. — Reste altskandinavischer Civilisation unter den Grönländern. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 23. März 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLV. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen 1884.

Ujfalvy's Reise im westlichen Himalaja.

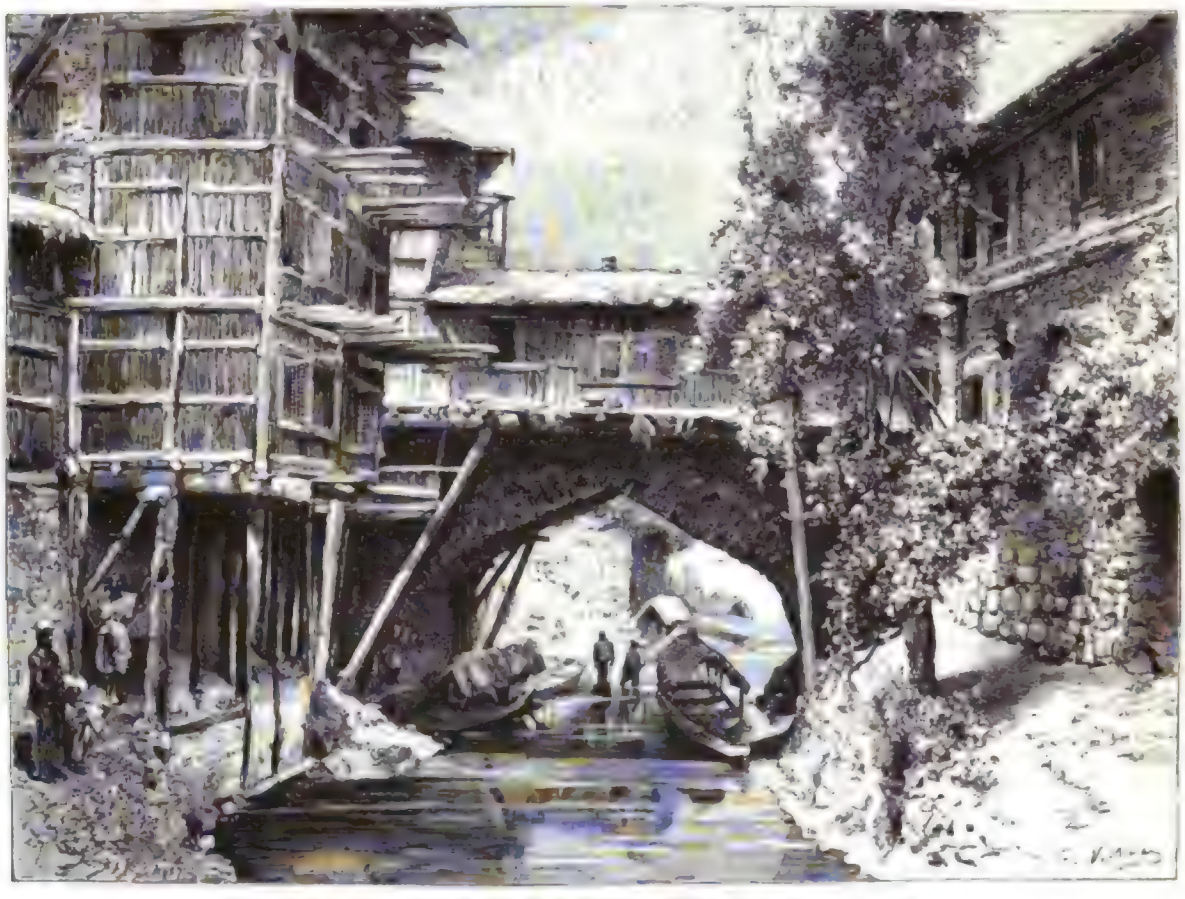
V.

Zwei Dinge ziehen in Srinagar, um noch einmal auf die Stadt selbst zurückzukommen, den Fremden besonders an: die Kanäle mit dem sich an ihren Ufern abspielenden Leben und Treiben der Bevölkerung und der Bazar. Pfahle tragen die an den Wasserläufen stehenden Häuser, deren Balkone von bedenklicher Zuverlässigkeit über das Wasser vorspringen; verfallene Treppen mit dunklen, engen Wölbungen führen zu ihnen hinauf. Das Holzgetäfel, die vergitterten Fenster, die im Frühlinge mit Blumen bedeckten Erddächer verleihen den Gebäuden oft etwas Originelles, und fast alle sind sie, so schmutzig und schlecht unterhalten sie auch sind, malerisch. Alles ist so von der Zeit geschwärzt, so alt und wunderbar, und sehr gut stimmt es dazu, daß sich Männer und Frauen am Fuße jener Treppen ganz nach Belieben baden. Bei Sonnenuntergang kommen alle Frauen, einen thönernen oder kupfernen Topf auf dem Haupte, aus den Häusern heraus; graziös kleiden sie die weiten rothen oder blauen Gewänder und der einst weiß gewesene Schleier, der ihren harten Zügen etwas Luftiges verleiht. Ihr Gesichtsausdruck ist stets melancholisch, wohl eine Folge ihres traurigen, langweiligen Lebens. In dem oft lehmigen Wasser des Flusses waschen sie Füße und Gesicht, reinigen die Zähne mit den Fingern und zuletzt füllen sie ihren Krug mit demselben Wasser, um es daheim zum Trinken und Kochen zu verwenden. Das hätte vielleicht bei dem großen, stets fließenden Strome nichts zu sagen; aber wenn man die engen Kanäle sieht, die nur mit dem fast stagnirenden See in Verbindung stehen und in welche sich die Abtritte entleeren, so begreift man nicht, wie Menschen sich vergnügt in solchem Schlammbade zu tummeln und solches stinkende Wasser zu trinken vermögen.

Der Bazar hat einst schöne Treppen besessen; aber auch hier hat die Zeit gehaust und an Ausbesserungen wird nicht gedacht. Das Schönste, was er enthält, sind die Arbeiten der Goldarbeiter und Kupferschmiede. Die Bewohner Kaschmirs zeichnen sich durch eine bedeutende Geschicklichkeit in Handarbeiten und ein wunderbares Nachahmungstalent aus, welches sie z. B. befähigt, höchst komplicirte Uhrwerke oder moderne Gewehre zu imitiren. Leider hat die launenhafte Mode Europas der Hauptindustrie des Landes, der berühmten Shawlweberei, einen schweren Schlag versetzt; der Kaschmirshawl wird nicht mehr getragen und wird auch voraussichtlich nicht so bald wieder in die Mode kommen. Geschmackvolles leisten die Kaschmiris in emaillirten und niellirten Gold- und Silberarbeiten, in Papiermaché und in Malereien auf Holz; von Zeugstoffen empfehlen sich besonders der aus dem feinsten Ziegenhaare verfertigte Paschmina und der bedeutend gröbere Patu. Auch Holzschnitzereien wurden in früherer Zeit in großer Vollendung gefertigt. Das Schönste aber sind die vielen, auf dem Bazar vorhandenen alten Geräthe aus getriebenem, ciselirtem und niellirtem rothem Kupfer oder Messing, welche mit einer feinen Zinnkruste überzogen sind. Ein Theil dieser Sachen, meist Kaffeekannen, stammt aus Jarkand in Ostturkestan und ist durch Form und Arbeit leicht von den kaschmirischen zu unterscheiden. Letztere tragen neben den Verzierungen auch Inschriften, welche darthun, daß die Gefäße aus dem 15. bis 18. Jahrhundert stammen; an

Digitized by Google

Eleganz der Formen und kunstvoller Technik stehen sie weit über den persischen Arbeiten von Kaschan und Ispahan. Charakteristisch ist, daß ihr Henkel, der stets besonders zierlich ist und nach Ujfalvy chinesische Anklänge zeigt, aus gelbem Kupfer besteht, das Gefäß selbst aber aus verzinntem rothem Kupfer. Sehr selten sind alte Vasen, Leuchter, Näpfe ꝛc. aus sogenanntem Bidri, einer aus Kupfer, Zinn und Blei bestehenden Legirung, welche mit den zierlichsten Arabesken aus eingelegten Gold- und Silberplättchen und Fädchen verziert und dann mittels einer chemischen Lösung an der Oberfläche geschwärzt wird; die gelben und weißen Ornamente kommen dann durch Poliren zum Vorschein. Man muß zugestehen — sagt Herr von Ujfalvy („Aus dem westlichen Himalaja", S. 163) — „daß ein Volk, das seine Küche in herrlichen, mit den geschmackvollsten Inschriften verzierten Kesseln aus getriebenem und ciselirtem Kupfer bereitet, das seinen Thee oder Kaffee aus edel geformten prächtigen Kannen trinkt, das sich prunkhaft ausgestatteter Wasserkrüge und Bassins, getriebener und niellirter Platten, Vasen, Pfeifen, Leuchter, Lampen, Samovars, Lotas, Teller, ja sogar fein ciselirter Spucknäpfe bedient, daß ein solches Volk eine ganz besondere künstlerische Begabung besitzen muß. Wenn man dabei noch in Betracht zieht, daß alle diese Gegenstände zum täglichen Hausgebrauche, sowohl im Palast des Reichen wie in der Hütte des Bauern, gedient, so wird man noch mehr darüber erstaunen, und derjenige, der dies in Erwägung zieht, wird sich sagen: wir haben es hier mit einer besonders begabten



Brücke über einen Kanal in Srinagar. (Nach einer Photographie.)

Rasse von Ariern zu thun, welche, zu wenig zahlreich und zu schwach, um den eindringenden Barbaren zu widerstehen, sich mit Leib und Seele der Kunst in die Arme geworfen haben, um in ihrer erhabenen Ausführung Trost und Selbstvergessen zu finden."

Nachdem alle Vorbereitungen zur Weiterreise getroffen, Betten gekauft, die Zelte ausgebessert und ein Koch gemiethet worden war, verließen die Reisenden nebst dem Munschi, welchen der Maharadscha ihnen mitgegeben hatte, am 10. August 1881 in dem großen, von 30 Ruderern bedienten Staatsboote des englischen Residenten Srinagar; man legte die ersten beiden Tagereisen bis Bantipur, wohin die Pferde vorausgeschickt waren, zu Wasser zurück, um den beschwerlichen Weg durch die Reisfelder zu sparen, welche weite Strecken der sumpfigen Thalsohle von Kaschmir bedecken. Doch könnte der Reisbau dort noch in viel ausgedehnterem Maße betrieben werden, denn die Reisenden sahen weite unbebaute Strecken. Schuld daran mag zum Theil die schreckliche Hungersnoth tragen, welche kurz zuvor das Land heimgesucht hatte, zum Theil ist es aber auch die Folge des von der Regierung geübten Druckes. Bestimmt doch der Radscha durch ein Edikt den Tag, an welchem die Ernte zu beginnen hat; wenn es ihm beliebt, muß die Frucht auf dem Halme zu Grunde gehen oder unreif geschnitten werden!

Am Abend des ersten Tages erreichte man durch einen kleinen, vom Dschelum sich abzweigenden Kanal den See Manisbal, an dessen Ufer man übernachtete. Es finden sich dort Ruinen einer angeblich von den Mongolenkaisern herrührenden Burg und die Einsiedelei eines von den Mo-

Digitized by Google

hammedanern beſonders verehrten Fakirs. Am 11. Auguſt früh kehrte das Boot der Reiſenden in den Dſchelum zurück, fuhr Nachmittags in den Bularſee ein, der zuweilen von gefährlichen Stürmen heimgeſucht wird und landete Abends bei ihrem Ziele Bantipur, von wo ſie ſofort am nächſten Morgen die Reiſe zu Pferde fortſetzten. Der ziemlich gute Weg führt durch ein fruchtbares und bevölkertes Thal zu dem 3500 m hohen Tragbal-Paſſe, deſſen Höhe ſie jedoch wegen der Ermüdung der Pferde erſt am 13. Auguſt überſchritten. Ihr Lager ſchlugen ſie in 3300 m Höhe an einem kleinen künſtlichen See auf, neben welchem eine große Baracke, Dâk mit Namen, ſteht, die den Poſtboten des Maharadſcha bei ſchlechtem Wetter als Zufluchtsort dient. Am nächſten Morgen genoſſen ſie vom Paſſe aus einen prächtigen Ausblick über das Thal von Srinagar mit den Schlangenwindungen des Dſchelum, welcher von dieſer Höhe aus wie ein kleiner Bach erſchien. Aber trotz der Höhe war die Vegetation dort von überraſchender Ueppigkeit; Birken und Nadelhölzer umgeben Wieſen, auf denen eine Fülle aller möglichen blauen, weißen, gelben und rothen Blumen, darunter Malven, Vergißmeinnicht und Löwenmaul, blühten. Steil, wie beim Aufſtieg, ging es dann auf der andern Seite hinab nach dem kleinen Weiler Kanzelvan, der, in reizender Einſamkeit am Ufer des Kiſchanganga gelegen, von einigen elenden Dardus bewohnt wird. Von dort führt ein ſchattiger, quellenreicher, aber ſchlechter Weg durch eine Gegend von ganz europäiſchem Charakter nach Gures, wo ein längerer Aufenthalt behufs anthropologiſcher Meſſungen genommen wurde. Es iſt ein großes, von Dardus bewohntes Dorf, welches, rings von ſchönen Wieſen umgeben, in einer Höhe von ca. 2250 m in einer keſſelartigen Erweiterung des Thales liegt. Unter ſchönen Nußbäumen bei dem hölzernen Grabmale eines Fakirs wurden Ujfalvy's Zelte aufgeſchlagen; da Gures, in deſſen Nähe der Maharadſcha eine kleine Bergfeſtung beſitzt, reizend liegt und nicht allzu ſchwierig zu erreichen iſt, ſo

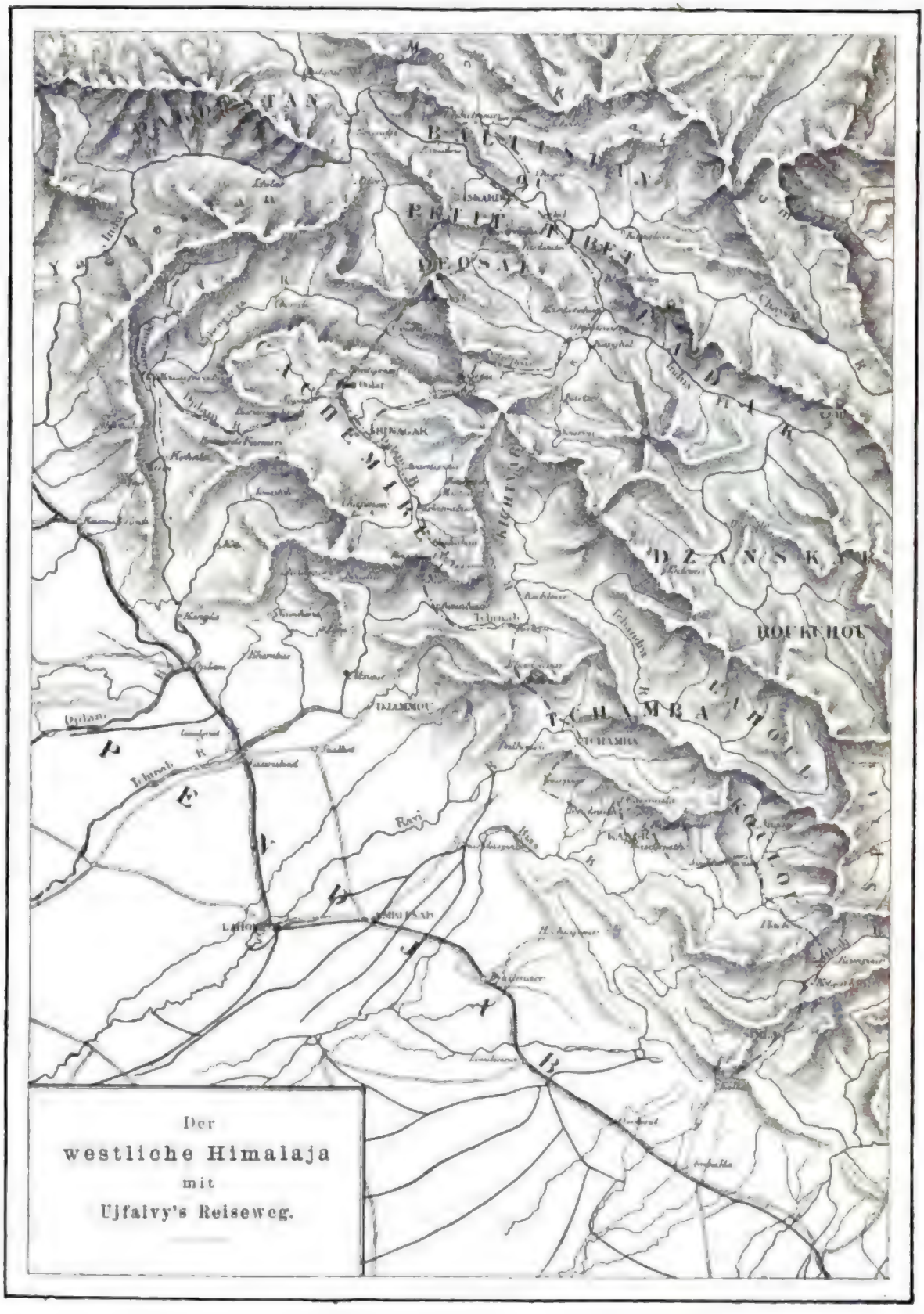
Zwei Theekannen, ein Samovar, ein Ketſchkul und ein Schöpflöffel aus rothem, niellirtem und ciſelirtem Kupfer (von Srinagar) und eine Waſſerkanne aus Bronze (von Skardo).

dehnen die meiſten Europäer, welche Kaſchmir im Sommer beſuchen, ihre Tour bis dorthin aus.

Die Dardus, welche dies Thal bewohnen, erklärt Ujfalvy für einen ariſchen Volksſtamm ohne jegliche Beimiſchung von tibetiſchem Blute. Es ſind lange, hagere Leute mit Raubvogelgeſichtern, tiefliegenden Augen, Adlernaſen und dunklem Haare. Der Schädel des Dardu iſt verhältnißmäßig von geringem Umfange, die Stirn gerade, hoch, oft aber auch ſehr niedrig; die Augenbrauen geſchweift, ſehr dicht und meiſt gekreuzt, die Augenbrauenwülſte ſehr ſtark hervortretend, ebenſo wie die Jochbögen. Der Mund iſt mittelgroß, die Lippen ſind ſchmal, die Ohren klein und am Kopfe anliegend, die Zähne meiſt ſchlecht, die Haare wellig, der Bart dicht und von dunkler Farbe, die Haut ſehr gebräunt, der Körper behaart, der Hals kräftig, ebenſo der übrige Körper, Hände und Füße meiſt groß. Häufig kommen Krankheiten der Kopfhaut vor, wohl in Folge ihrer großen Unreinlichkeit. Sie ſind ſehr arm, bewohnen elende ſchmutzige Holzhütten und nähren ſich ſpärlich von Ackerbau und Viehzucht. Was ihren Charakter anlangt, ſo bezeichnet Herr von Ujfalvy ſie als faul, gleichgiltig, ſcheu, zum Diebſtahl und Raube geneigt, aber nicht ohne Muth und Schlauheit. Frau von Ujfalvy aber rühmt, daß ſie gutmüthig und gaſtfreundlich ſeien, und die Reiſenden aufforderten, in ihre Behauſungen zu treten. Obwohl die Dardus ſunnitiſche Mohammedaner ſind, ſo gehen ihre Frauen doch unverhüllten Antlitzes umher, und Ujfalvy konnte von denſelben einige intereſſante Schmuckſachen erwerben, darunter Muſchel- und Korallenhalsbänder aus Ladak und ein Paar ſilberne Ohrringe von eigenthümlicher Form. — Am Abend vor ihrer Abreiſe brachte die Militärmuſik des nahen Forts den Reiſenden ein Ständchen und ſpielte mehrere ſehr eigenartige Stücke, darunter die angenehm klingende kaſchmiriſche Volkshymne; mehrere derſelben konnte Frau von Ujfalvy zu Papier bringen.

Am 16. Morgens wurde die Weiterreiſe angetreten; bald hinter Gures verließ man das Thal des Kiſchanganga und zog in demjenigen ſeines reizenden Zufluſſes Barzil hinauf. Allmählich wurden die Bergabhänge kahler, das Thal breiter und mit reifen Buchweizenfeldern bedeckt; zuletzt wurde der Weg ſehr rauh und ſelbſt gefährlich. Einige Stunden nach Mittag erreichte man Mapnon-bagh, das

Digitized by Google



Digitized by Google

letzte Dorf vor dem Uebergange über das hohe, wilde Deosaiplateau, und lagerte dort. Durch ein Gewitter wurde die Temperatur gleich darauf so erniedrigt, daß es um 3 Uhr Nachmittags kaum + 14° waren. Die Leute zündeten Feuer an, um sich daran zu wärmen, bauten sich auf dem mit Gebüsch bewachsenen, gegenüberliegenden Bergabhange aus Zweigen kleine Hütten, wickelten sich ihre Decken um den Kopf und suchten so Schutz gegen die Kälte während der Nacht.

An diesem Tage waren die Reisenden einem Radscha zu Pferde begegnet, welcher stolz seinen rothen Schirm, das Zeichen seiner Stellung, gegen Sonne und Regen aufgespannt trug; er begab sich an den Hof des Maharadscha, welcher die sämmtlichen kleinen Fürsten von Ladak wegen

Dardu-Typen. (Nach einer Photographie.)

Empörung und Nichtbezahlung der Abgaben vor sich geladen hatte. Am nächsten Tage (17. August) stießen sie auf einen jagenden Radscha, der, die Flinte auf der Schulter, nach europäischer Weise gekleidet, umgeben von seinen Kulis, Bergpferden und Hunden zu Fuße marschirte. Ujfalvy's lagerten an diesem Abende in 3282 m Höhe am Fuße des Passes Dorikon bei einigen elenden Hütten zwischen lauter Gestrüpp und riesigen Felsblöcken. Es war kalt und regnete, trotzdem es heißt, daß es auf dem Plateau Deosai niemals regne.

Am frühen Morgen des 18. August schickten sie sich an, das im Mittel fast 4000 m hohe „Deosai- oder Teufelsplateau" zu ersteigen. Das Plateau ist ein weiter Kessel, ringsum von etwa 1000 m höher aufragenden Schneebergen umgeben, ganz kahl und steinigt bis auf wenige Alpenpflanzen und nur von rothfelligen Murmelthieren, wenigen kleinen Vögeln und Bären bewohnt. Deosai war einst, wie Moränenschutt und Gletscherschliffe beweisen, der Boden eines riesigen Gletschers; seine Oberfläche ist nur wenig geneigt, vollständig unbewohnt und nur im Sommer während vier Monate zu passiren, weil zur Winterzeit die Pässe durch Schnee unwegsam gemacht werden; dennoch bietet der

Digitized by Google

von SW nach NO das Plateau etwa in ſeiner Mitte ſchneidende Pfad die bequemſte Verbindung zwiſchen Srinagar und Skardo, der Hauptſtadt von Baltiſtan, dar. — Der erſte beim Anſtieg zu überſchreitende Paß, Stakpilâr, iſt 3930 m hoch und bildet die Waſſerſcheide zwiſchen Dſchelum und Indus; man ſteigt von ihm in eine enge Schlucht hinab, in welcher der Schigar, ein Nebenfluß des Indus, entſpringt. Dann geht es wieder aufwärts zum Paſſe Sarſangar (4210 m), mit deſſen Höhe man das Plateau ſelbſt erreicht. Es war 11 Uhr Vormittags, und das Thermometer ſtand auf nur + 4° C. Eine Unzahl kleiner Bäche, durch deren Vereinigung der Schigar entſteht, durchſchneidet die Hochebene; an einem derſelben in einer Höhe von 4600 m ſchlugen die Reiſenden ihr erſtes Lager auf, in welchem ſie Mühe hatten, ſich zu erwärmen. Dazu kam, daß es häufig regnete und hagelte. Wie es die an ein warmes Klima gewöhnten Hindus aushielten, war faſt unbegreiflich; denn während der Nacht ſank das Thermometer faſt auf Null. Herr v. Ujfalvy litt dabei von der Bergkrankheit, hatte Athembeſchwerden, ſtarke Kopfſchmerzen, Ohrenſauſen und Naſenbluten, ſo daß er beſchloß, in Gewaltmärſchen über dieſe ungaſtliche Strecke hinwegzueilen. Am 20. Auguſt, wo die Einförmigkeit des Marſches durch eine freilich erfolgloſe Bärenjagd eine erwünſchte Unterbrechung erfuhr, lagerte man in 4800 m Höhe und brach am folgenden Morgen ſchon um 5 Uhr auf, um nicht noch eine Nacht, während deren die Bergkrankheit beſonders heftig auftritt, in einer Meereshöhe zubringen zu müſſen, welche faſt diejenige des höchſten Berges von Europa, des Montblanc, erreicht. Der höchſte von allen zu überſchreitenden Päſſen, der Burdſchila (4950 m), lag noch vor ihnen.

Engpaß in den Bergen von Skardo.

Zuerſt kam man über eine mit Kräutern bewachſene Hochebene; nach Angabe der Treiber ſind dieſelben giftig und die Laſtthiere, welche davon freſſen, erſcheinen wie betrunken. Man heilt ſie, indem man dieſelben Kräuter unter ihnen verbrennt. Bei abwechſelndem Hagel, Regen und Sonnenſchein ging es dann über kahle Steinhalden im Zickzack zum Paſſe ſelbſt empor, von deſſen Höhe ſich ein prachtvoller Blick auf das Thal des Indus und das Karakorumgebirge mit den Bergrieſen Guſchbrum (8193 m) und Dapſang (8609 m) eröffnet. Man überblickt die Landſchaft Baltiſtan und die von grüner Vegetation umgebene Hauptſtadt derſelben, Skardo, welche 2560 m tiefer zu Füßen des Beſchauers liegt.

Etwa 1 km weit war der Paßübergang mit Schnee bedeckt, den die Auguſtſonne erweicht hatte. Die Reiſenden mußten deshalb von den Pferden ſteigen und zu Fuß den Abſtieg verſuchen. Sie brachen aber ſo oft ein, und ihr ſchlechtes Schuhwerk wurde ſo bald gänzlich durchnäßt, daß ſie wieder aufſaßen. Das war aber nicht von langer Dauer; denn die armen Thiere ſanken bis zur Bruſt ein und fingen dermaßen an zu zittern, daß die Reiſenden den Reſt des ſchwierigen Wegſtückes halb gleitend, halb kletternd zu Fuß zurücklegten. Unten hatte ſich in einer Spalte des Bergabhanges der Koch inſtallirt, an deſſen Feuer man ſich erwärmte, um dann den Marſch fortzuſetzen; man folgte dem Bette eines Bergſtromes, der mehrmals verſchwindet und darauf wieder zum Vorſchein kommt, ehe er die Thalſohle des Indus erreicht. Nachdem die Reiſenden — der Merkwürdigkeit halber ſei erwähnt, daß ſich dem Ujfalvy'ſchen Ehepaare in Srinagar ein junges amerikaniſches angeſchloſſen hatte, das ſeine Hochzeitsreiſe nach den höchſten Gebirgen der Erde unternahm — nachdem die Reiſenden 800 m hinabgeſtiegen waren, ſtärkten ſie ſich durch eine Mahlzeit; trotz ihrer Ermüdung mußten ſie jedoch weiter ziehen, da die Thalſchlucht zu eng war, um Raum für ihre Zelte zu bieten. Leicht begreiflich, daß ein ſolcher Weg zur Winterszeit ſchlechtweg unpaſſirbar iſt. Selbſt jetzt, in der beſten Jahreszeit, brauchten ſie fünf volle Stunden, um den von ſeitwärts einmündenden Gießbächen durchſchnittenen Weg durch dieſe Klamm zurückzulegen. Erſt ganz zuletzt zeigte ſich ganz oben an den Abhängen einiger Pflanzenwuchs in Geſtalt von Koniferen. Die Geſellſchaft war zu ermüdet, um noch an demſelben Tage bis nach dem noch acht engliſche Miles entfernten Skardo zu reiten, und ſo machte ſie nach mehr als zehnſtündiger Wanderung um 5 Uhr Nachmittags in Karpitu, dem erſten Balti-Dorfe, Halt inmitten von wohlbewäſſerten Wieſen, Feldern und Obſtgärten. Menſchen und Thiere waren dieſen Abend vergnügt und froh, die Strapazen überſtanden zu haben. Ein Greis brachte den Reiſenden Milch und Früchte, nämlich Aepfel, Melonen, Trauben und ſehr ſüße Aprikoſen, derentwegen das Land Baltiſtan berühmt iſt. Dieſelben werden ſowohl getrocknet, als friſch nach Kaſchmir und Jarkand verſchickt, und ihr beſonderer Wohlgeſchmack hat den Anlaß gegeben, daß chineſiſche Geographen Baltiſtan als das „Tibet der Aprikoſen" verherrlichen.

Digitized by Google

Die charakteriſtiſchen Beziehungen Pommerns zu ſeiner Geſchichte und ſeinen Bewohnern.

Von Dr. Zechlin.

II.

Daß in den fluvialen Verhältniſſen Pommerns keine Einheit ſtattfand, wurde ſchon vorher bemerkt. Unabhängig von einander rinnen die kleinen Flüſſe zum Meere, indem ſie eine Fülle an Beziehungen zu ſich und den Bewohnern hinterlaſſen. Anmuthig durchſchlängeln ſie in gewundenem Laufe das Land, in ihren Thälern gedeihen blumige Wieſen, an ihren Abhängen ziehen ſich fruchtbare Aecker oder Waldungen entlang; gar häufig erinnern ſie, wenn ſie über Geſtein und Geröll fließen, an gebirgige Gegenden; viele zeichnen ſich durch ihren Fiſchreichthum aus; Forellen finden ſich in ihnen, und die Lupow und die Stolp ſind reich an Neunaugen, Stör und Lachs.

Aber es hieße die Wichtigkeit der Flüſſe unterſchätzen, wollte man ſie nur als Beleber der Landſchaft betrachten. Zwar iſt bei ihrer Kleinheit nicht zu erwarten, daß ſie Grenz- und Völkerſcheiden, wie z. B. der Lech, geweſen ſind; ſelbſt der größte Fluß, die Oder, verband beide Ufer mehr, als er ſie trennte. Bei Stettin fand ſchon frühzeitig eine Verbindung mit dem rechten Ufer ſtatt. In Greifenhagen und Fiddichow liegen die Wieſen der Stadt, ähnlich wie bei der Moſel am andern Ufer. Nur die Peene bildete zeitweiſe eine mehr künſtliche als natürliche Grenze und ſcheidet auch heute noch zwei Verwaltungsbezirke. Trotzdem waren die Flüſſe früher von ungleich größerer Wichtigkeit als heute. Mit einem Worte, an den Flüſſen pulſirt das Leben der Städte. Bei dem Mangel aller Kunſtſtraßen mußte bei der Gründung der Städte vornehmlich darauf geſehen werden, daß ihnen Waſſerſtraßen zu Gebote ſtanden und ſie durch einen Flußarm geſchützt waren, wenn anders eine neue Städteſchöpfung Fortgang haben ſollte. Und da die Entwickelung der Städte wiederum einen großen Einfluß auf die ganze Provinz hatte, ihr Gedeihen aber durch die geographiſche Lage bedingt war, verlohnt es ſich wohl der Mühe, darauf näher einzugehen. Es iſt eine der intereſſanteſten Aufgaben der lokalen Geographie, ſich zu fragen und zu unterſuchen, warum gerade aus jener Anlage eine Stadt hervorging und warum gerade jene Stadt ſich vor einer andern entwickelte. Hier werden wir ſehen, daß gerade die Flüſſe der ausſchlaggebendſte Faktor ſind.

Sehr viele von unſeren pommerſchen Städten liegen an einem Fluſſe ſo, daß entweder ſich gerade an der Stelle der Fluß in zwei Arme theilt und die Anlage nun auf einer Inſel geſchah, oder ein zweiter Fluß in den erſtern mündet und hier die Stadt an der Konfluenz gegründet wurde, oder drittens, daß an der andern Seite des Fluſſes ſich ſumpfige Niederungen hinzogen. Oft vereinigen ſich zwei oder alle Bedingungen. Eine Reihe von Beiſpielen möge dies erläutern.

Stettin an der Oder: der größte Fluß — die größte Stadt. Die Stadt liegt auf einer durch eine Niederung inſelartig ausgeſchiedenen Diluvialſcholle, wodurch ſie von allen Seiten mit Sumpf und Waſſer (undique cincta) umgeben war, ſo daß ſie jedem Feinde als uneinnehmbar galt. Boleslaw von Polen konnte ſie im Winter 1121 nur durch plötzliche Ueberraſchung dadurch, daß die Sümpfe und Ströme mit Eis bedeckt waren, einnehmen. Dieſe Diluvialſcholle beſtand aus drei Hügeln, welche, was ſehr zu beachten iſt, bis zum Ufer des Fluſſes hinabreichten, ſo daß die Einwohner Stettins, durch Sümpfe unbehindert, zum Fluſſe gelangen konnten, während ſüdlich von Stettin die Höhen etwas von der Oder zurücktreten. Dadurch war ein bequemer Uebergangspunkt geſchaffen, und es konnte eine leichte Verbindung mit Vor- und Hinterpommern ſtattfinden. Nördlicher hätte ſich kein größeres Gemeinweſen entwickeln können, denn der breitere Dammſche See und das Papenwaſſer erſchwerten die Verbindung mit Hinterpommern; daher mußte Pölitz ein unbedeutender Ort bleiben. Hier aber, wo die alte Handelsſtraße von den Nordſee- in die Oſtſeeländer über die Oder führte, befand ſich ſchon ſeit den älteſten Zeiten eine Niederlaſſung.

Was die übrigen ſüdlich von Stettin an der Oder gelegenen Städte, Greifenhagen, Garz und Fiddichow, betrifft, ſo haben ſie alle drei das Gemeinſame in der Anlage, daß die Oderberge dicht an das Oderthal herantreten, ſo daß ſie unmittelbar am Abhange, der beſonders bei Fiddichow ſteil heruntergeht, aufgebaut ſind; zur Seite und am andern Ufer breiten ſich Wieſen und Sümpfe aus, an den meiſten anderen Stellen treten die Oderberge zurück, ſo daß ſich wenig andere Plätze zu einer größern Niederlaſſung geeignet haben dürften. An allen drei Orten waren daher ſchon frühzeitig wendiſche Ortſchaften entſtanden und waren beſonders Garz und Fiddichow viel umworbene Eingangsthore nach Pommern.

An den flußartigen Ausgängen der Oder ſind ebenfalls drei Städte zu erwähnen, Wollin, Kammin und Wolgaſt. Wollin, die alte berühmte Handelsſtadt, liegt nicht weit von der Stelle, wo die Divenow ſich vom Haff ſondert und wo über den ſchmalen Arm derſelben bequem eine Brücke gebaut werden konnte; ein Theil der Stadt in ſumpfiger Gegend auf einer feſtgewordenen Inſel, nach neueren Forſchungen theilweiſe auf Pfahlbauten errichtet; der größere Theil der Stadt mit dem alten Kaſtrum höher und geſchützter, doch nicht ſo durch die natürliche Lage begünſtigt, daß es dauernden und wiederholten feindlichen Angriffen widerſtehen konnte. Bedeutend feſter war die Nachbarſtadt, die Steinburg Kammin, am gleichnamigen Bodden, der Inſel Griſtow gegenüber; daher wagte Waldemar I. nicht, die Burg anzugreifen, während die Einwohner Wollins vor dem Dänenkönig nach Kammin flohen. Die Burg Wolgaſt lag auf einer Inſel in der Peene; auf den Fundamenten des Schloſſes erhebt ſich jetzt ein Kornſpeicher und eine Spiritusbrennerei. Der Inſel gegenüber ſchloß ſich das suburbium auf dem Feſtlande an.

An der Peene liegen incl. Wolgaſt fünf Städte; ſie war von ihrem Eintritt in Pommern an ſchiffbar, daher trieben die Bewohner der Peeneſtädte eifrig Handel. Demmin liegt auf einem Hügel, der ſich inſelartig aus der Thal-

Digitized by Google

mündung erhebt; sie ist auf drei Seiten von der Peene und der Tollense umgeben, auf der vierten Seite, der östlichen, befand sich eine thalartige Einsenkung, in welcher der Stadtgraben floß, aus demselben führte ein Richtgraben in die Peene. Wenn die Wiesen bei Demmin überschwemmt sind, scheint die Stadt in einem See zu liegen. Die Wichtigkeit dieses Kastrums wurde noch dadurch erhöht, daß es ein Eingangsthor nach Pommern war. Außerdem führten über Demmin von Hamburg und Magdeburg mehrere Handelsstraßen nach Pommern, so daß sich hier seit den ältesten Zeiten eine Niederlassung befand. Von Anklam sagt schon Kantzow, daß sie sehr feste sei, denn von der einen Seite habe sie tiefe Wiesen und einen Damm, der länger als ein Viertel Weges sei, auf der andern Seite gute Gräben und Wälle. Auch Greifswald war von allen Seiten von Wasser umgeben; Dämme führten über dasselbe.

Gehen wir nun nach Hinterpommern und betrachten ebenfalls einige Städte. Zunächst Stargard an der Ihna, am Ausgange des großen Waldes, der sich von der Netze bis an die Ihna zog, die alte limes Zitarigroda, ein wichtiger Flußübergang, Ausgangspunkt der großen Straße, auf welcher einst Otto von Bamberg zog. Die Stadt ist auf der Ost- und Südostseite durch die drei Arme der Ihna geschützt, auf der andern Seite durch hohe Wälle und Gräben. Sie trieb lebhaften Handel; das Wasserthor, welches über den durch die Stadt fließenden Arm der Ihna zum Schutz des innerhalb der Ringmauer liegenden Hafens errichtet wurde, ist noch heute Zeuge davon.

Der städtereichste Fluß Pommerns ist die Rega, sechs Städte liegen in ihrem gewundenen Thale. Schivelbein lag auf einer Insel, von zwei Armen der Rega umflossen; noch heute bezeichnet ein kleiner Graben den schon lange versumpften Arm des Flusses. Ursprünglich eine wendische Niederlassung, wurde sie bald befestigt, und da die Hügel der Rega an dieser Stelle bis dicht an den Fluß herantreten, eignete sie sich vorzüglich zum Uebergang; einer lokalen Tradition zufolge führte hier eine Fuhrt durch die Rega, durch welche Handelskarawanen nach Kolberg zogen.

Greifenberg am linken Ufer der Rega, geschützt im Osten durch den Fluß, im Norden durch die Niederung des Schleumers, im Westen und Süden durch Sümpfe, eignete sich ebenfalls vortrefflich zur Anlage.

Noch klarer tritt die Gründung der Stadt Treptow hervor. Sie liegt auf einer Anhöhe, auf drei Seiten von der Rega, die auf der einen Seite sogar zwei Arme bildet, umflossen, auf der vierten Seite von weit sich ausdehnenden Wiesen umgeben; außerdem schützte früher ein Kanal diese Seite, der in der Gegend des pommerschen Hofes und des Alumnats sich befand. Nordwärts der Stadt erstrecken sich weite Moore, die bis Kolberg und Kammin streichen. Daher führte hier die alte Handelsstraße von Wollin nach Kolberg über die Rega, und war hier schon frühzeitig ein Gemeinwesen entstanden. Greifenberg und Treptow betrieben lebhafte Schiffahrt, geriethen aber in lange andauernden Streit, denn die Treptower mißgönnten den Greifenbergern die freie Schiffahrt und verhinderten dieselbe durch Schlagbäume und Schleusen.

Ebenso sind die Städte Dramburg und Falkenburg durch Flüsse und Niederungen geschützt.

An der Persante sind Belgard und Körlin zu nennen; die erstere, eine alte berühmte Stadt — regia und egregia nennt sie der polnische Chronist — liegt am Einfluß der Leitnitz in die Persante. Das Kastrum lag auf einer Anhöhe, noch heute von allen Seiten von Wiesen umgeben; an dasselbe schloß sich das suburbium an. Demjenigen, der von dem pommerschen Höhenzuge herunter kam, bot sie die erste passende Stätte zur Ansiedelung. Ihre Wichtigkeit wurde noch dadurch erhöht, daß sie eine alte Landwehr gegen Polen war; über sie führte die alte Handelsstraße von Kolberg über Zwielipp nach Polen; hier theilten sich die Straßen, die eine führte nach Nakel, die andere nach Usch da, wo die Küddow in die Netze fließt. Sehr fest war auch die Lage Körlins, ebenfalls an der alten Handelsstraße gelegen; die Stadt war auf drei Seiten mit Wasser umgeben, sie liegt am Zusammenfluß der Radüne und der Persante. Aus ersterer führt außerdem ein Mühlengraben in letztere, so daß das daranstoßende Kastrum im Westen der Stadt völlig auf einer Insel liegt.

Wo die Motze in die Wipper fließt, liegt in wiesenreicher Gegend Schlawe. Weit und breit sieht man nach allen Seiten hin Wiesen im Wipperthale sich ausdehnen und mit geringer Mühe konnte ein Stadtgraben an der von den Strömen entblößten Seite gezogen werden. Noch heute zeigt sich in den Gräben an der künstlich angelegten Promenade der Wasserreichthum Schlawes. Daher ist Alt-Schlawe trotz der Burg ein Dorf geblieben, während sich hier ein strebsames Gemeinwesen entfaltete. Ebenso suchten sich die Ritter des Deutschen Ordens am Zusammenfluß der Leba und des Kuhbach einen ähnlichen Platz aus und gründeten in schön romantischer Gegend die Löwenburg, das heutige Lauenburg.

Weniger Bedeutung hat der Zusammenfluß der Bütow und der Borre für die Gründung der Stadt Bütow gehabt; denn die Flüßchen, die nicht weit davon ihren Ursprung haben, sind noch zu klein; aber in dem von ihnen gebildeten Thale, welches von allen Seiten von Bergen eingeschlossen ist, erhebt sich ein Hügel, dem die Hand des Menschen die nöthige Gestalt gegeben hat, und auf diesem Hügel thront die alte Burg Bütow. Münden nun noch verschiedene Handelsstraßen in diesem Thale, wie die Straße von Stolp nach Konitz, so ist das Emporblühen eines kleinen Städtchens zur Genüge erklärt.

So tritt die Bedeutung der Flüsse für die Anlage der Städte klar hervor. Begründen wir dazu noch gleich die Anlage einiger anderer Städte, die nicht an Flüssen liegen.

Dammgarten und Tribsees sind die westlichen Eingangsthore Pommerns. „Wenn ich den Paß von Tribsees habe, ist Pommern verloren", sagte der große Kurfürst [1]).

Stralsund liegt an einer besonders geschützten Stelle; von Sund, Franken- und Külterteich umgeben war es uneinnehmbar; erst den weittragenden Geschossen des großen Kurfürsten mußte es sich ergeben. Daher hätte Fürst Witzlaw gar nicht die von ihm gegründete, den Stralsundern benachbarte und von ihnen neidisch angesehene Stadt Schadegard zerstören lassen brauchen; ohne Zweifel hätten die Einwohner Stralsunds sie durch den Vorzug der Lage bald überflügelt und verdrängt.

In Hinterpommern erklärt sich die Anlage Neustettins als Schutz des Passes zwischen Bilm- und Streitzigsee und die Entwickelung Ratzebuhrs zur Stadt als pommersche Zollstädte nach Westpreußen.

Es mag genügen, von den 73 pommerschen Städten die oben erwähnten hervorgehoben zu haben. War also eine günstige geographische Anlage vorhanden, kamen dazu noch andere günstige Momente, z. B. eine Handelsstraße ꝛc. und schüttete die Gunst der Fürsten oder Behörden ihr Füllhorn über solchen Ort aus, so entwickelte sich bald ein fröhliches, strebsames Gemeinwesen.

Es fragt sich nun, ob sich auch andere Plätze zu Städteanlagen eigneten. Dies muß zugegeben werden; es lag

[1]) Droysen, Geschichte der preußischen Politik, III, 3, 543.

Digitized by Google

dann an lokalen Gründen, wenn keine Stadt entstand, oder es war kein Bedürfniß vorhanden, eine solche zu schaffen. So eignete sich z. B. die alte Burg Belgard an der Leba zur Anlage. Bei manchen Orten ist es auffallend, daß sich aus denselben vermöge ihrer geographischen Lage bis jetzt noch keine Städte entwickelt haben oder daß dieselben ihr Städterecht nicht behauptet haben. So nennt Brüggemann in seinem bekannten Werke Werben eine Stadt; sie liegt an der östlichen Seite des Madüesees am Ende der sich vom Berkenbrode'schen Paß hinziehenden Hügelreihe; heute ist sie ein Dorf, nur eine Synode Werben existirt noch. Lupow, an der alten Poststraße von Stolp nach Danzig erhielt 1689 von Friedrich III. die Rechte einer Mediatstadt, heute ist es ein Dorf. Beide könnten nach ihrer geographischen Lage sehr wohl den pommerschen Städtereigen vermehren.

Außerdem giebt es eine Reihe Städte, bei deren Gründung auf die geographische Lage wenig Rücksicht genommen wurde. Mächtige, adlige Geschlechter wollten auch ihre Städtlein besitzen; am Fuße ihrer Burgen siedelten sich Kolonisten an; die entstandene Ortschaft wurde dann mit Stadtrecht bewidmet. Das sind die sogenannten Mediatstädte. Sämmtliche Städte dieser Art sind klein und stationär geblieben; keine einzige hat sich zur größern Blüthe emporgeschwungen. So war Daber Mediatstadt der Dewitz; Pollnow gehörte den Glasenapp's, Plathe den Osten's, Penkun den Schulenburg's; an Bärwalde participirten vier Geschlechter [1]).

Immer glückte das Experiment nicht; mancher Ort hatte nur kurze Zeit die Freude, mit städtischem Recht bewidmet zu sein. So hieß das Dorf Stramehl, in schöner Lage zwischen Labes und Regenwalde, als Stadt Wulfsberg; wenn es auch noch im vorigen Jahrhundert Städtlein genannt wurde, war es doch schon seit 1348 zum Dorfe herabgesunken. Ebenso hatte Arnhausen im Müglitzthale, eine halbe Meile von Rambin, das alte castrum Tharnus, auf einem ziemlich hohen, nach einer Seite steil abfallenden Berge gelegen, städtische Rechte. Durch den Willen Curt v. Manteuffel's wurde jedoch die Bevölkerung Arnhausens nach Polzin gezogen und letzter Ort zur Stadt erhoben. Auf alten pommerschen Landkarten ist noch Arnhausen als Stadt, Polzin als Dorf bezeichnet. Kummerow an der Straße von Demmin nach Malchin war eine Stadt und hieß noch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine kleine Stadt.

Es kann auffallend erscheinen, daß sich in der Nähe der großen Klöster kein städtisches Gemeinwesen entwickelte, da sich doch in der Nähe derselben Gewerbetreibende niederließen; Kolbatz, Stolp an der Peene, Buckow hätten nach ihrer geographischen Lage Städte werden können. Einen Grund für diese Erscheinung wage ich nicht anzugeben, vielleicht fürchteten die Aebte dadurch eine Beschränkung ihrer geistlichen Macht.

Wie Städte vergangen sind, so entstehen auch neue Städte. Fast jedes Jahrhundert weist neue Städte auf. Im 16. Jahrhundert Polzin und Franzburg; im 18. Jahrhundert Swinemünde und Ratzebuhr; im 19. Jahrhundert wurde Jacobshagen vollständig Stadt, und als jüngste schließt den Städtereigen Grabow. Neue Städte werden entstehen und mancher pommersche Flecken mag über kurz oder lang Stadtrecht erhalten, wie Stolpmünde, Gülzow, Dölitz, Stepenitz u. a.

Die sittliche und geistige Kraft des Menschen beherrscht die Natur, überwindet sie und schafft sich andere Bahnen und Verkehrsstraßen. Die alten Verkehrsstraßen haben keine Bedeutung mehr, die meisten Flüsse eignen sich heute nicht zum Handel und zum Verkehr; neue Kunststraßen, besonders Eisenbahnen, sind entstanden und schaffen neue Centren. Städte, die sonst vom Weltverkehr abgeschlossen und deren geographische Lage nicht günstig war, kommen dadurch in den Vordergrund und entwickelten sich rasch; andere, deren Lage schon an und für sich eine günstige war, kommen dadurch zu freierer Entfaltung ihrer Kräfte, wieder andere treten zurück und haben nur eine verhältnißmäßig geringe Zunahme der Bevölkerung. Es ist interessant, auch hierauf einen vergleichenden Seitenblick zu werfen. Selbstverständlich haben alle pommerschen Städte im letzten Jahrhundert in ihrer Bevölkerung zugenommen, was allerdings in früheren Jahrhunderten nicht immer der Fall war. Wenn auch die Zunahme der Bevölkerung nicht so rapide war wie in Industriegegenden, so haben doch unsere Städte in 100 Jahren im Durchschnitt 240 Proc. zugenommen oder mit anderen Worten aus 100 Einwohnern des Jahres 1780 sind 340 Einwohner des Jahres 1880 geworden. Wenn auch im Einzelnen bedeutende Unterschiede in der Zunahme stattfanden, so haben sich doch kleine und große Städte daran betheiligt und selbst Stettin, welches die größte Zunahme hat, ist nicht außerhalb des Rahmens der übrigen Städte getreten. Die Zunahme Stettins betrug 496 Proc., dann kommt Köslin mit 474 Proc., Stolp und Lauenburg mit je 472 Proc., Naugard mit 470 Proc. und Neustettin mit 456 Proc. Die Städte, welche früher lebhaften Handel trieben, sind mehr oder weniger zurückgegangen oder zeigen doch nur eine verhältnißmäßig geringe Zunahme. So Barth, Stralsund, Wolgast, Wollin, Kammin, Greifenberg und Treptow a. R. Dieser Rückgang ist aus der Abnahme des Seehandels, aus der isolirten Lage und den schlechten Anschlüssen an den binnenländischen Verkehr zu erklären. Barth ist überhaupt die pommersche Stadt, welche die geringste Entwickelung zeigt, nämlich nur 76 Proc.; sie und Neuwarp sind die einzigen Städte, deren Zunahme nicht 100 Proc. beträgt.

Stettin verdankt wesentlich dem Handel seine Größe. Als Hafenplatz der größten deutschen Stadt wird es immer an der Spitze der pommerschen Städte stehen und sie in Zukunft noch weit mehr hinter sich zurücklassen. So günstig die Lage Stettins den übrigen Provinzialstädten gegenüber ist, so wenig günstig ist sie, wenn man sie mit den übrigen Provinzialhauptstädten vergleicht. Stettin kann nicht in dem Sinne Provinzialhauptstadt genannt werden, wie Breslau von Schlesien, Königsberg von Ostpreußen; das verhindert die schon anfangs erwähnte lang ausgestreckte Lage der Provinz und zweitens die Nähe von Berlin. Bis vor kurzem überwogen in Stettin die merkantilen und militärischen Interessen. Bemerkenswerth ist, daß auch die Universität der Provinz sich nicht in der Hauptstadt befindet. Die Bewohner der Provinz, falls sie Neues sehen oder hören wollen oder auch größere Einkäufe machen, fahren gewöhnlich einige Meilen weiter nach Berlin. Der Vorpommer kommt wohl noch seltener in seine Provinzialhauptstadt wie der Hinterpommer.

Wie Stettin durch die Nähe Berlins genirt wird, so Stargard durch die Nähe Stettins. Stargard ist augenblicklich noch die dritte Stadt Pommerns, sie hat aber eine gefährliche Konkurrentin, die sie bald überholen wird, nämlich Stolp. Vor 100 Jahren hatte Greifswald 5000 Ein-

[1]) Königliche Mediatstädte waren: Körlin, Ratzebuhr, Bublitz, Neuwarp, Massow, Jacobshagen, Zachan, Naugard, Jarmen. Adlige: Polzin, Bärwalde, Rummelsburg, Pollnow, Fiddichow, Freienwalde, Labes, Regenwalde, Wangerin, Plathe, Daber, Penkun. Städtische: Pölitz.

Digitized by Google

wohner und ebenso Stargard, Stolp dagegen nur 3000; 1880 hatte Greifswald 19000, Stargard und Stolp 21000 Einwohner, Stolp nur 225 Einwohner weniger. Ohne Zweifel ist Stolp bei der nächsten Zählung die dritte, vielleicht auch bald die zweite Stadt Pommerns. In isolirter Lage, d. h. von anderen größeren Städten weit entfernt, in fruchtbarer Gegend, erst in neuerer Zeit in das Bahnnetz hineingezogen, wird sie sich immer mehr entwickeln und, wie ihr Name sagt, eine Säule und ein Pfeiler jener Gegend sein [1]).

Auch Neustettin zeigt eine starke Zunahme, weil es Mittelpunkt von fünf verschiedenen Bahnen geworden ist, wie denn überhaupt die Städte an der Stettin-Danziger Bahn mehr zugenommen haben als die übrigen, z. B. Labes, Belgard und Lauenburg. Endlich ist zu erwähnen, daß die hinterpommerschen Städte sich bedeutend mehr vergrößert haben als die Städte des linken Oderufers, während die vorpommerschen im Allgemeinen einen sauberern und wohlhabenderern Eindruck machen. Die zurückgebliebenste Stadt ist Leba; sie hat noch nicht einmal Straßenbeleuchtung. Von den Städten über 400 Proc. liegt nur Stettin am linken Oderufer, die übrigen fünf in Hinterpommern; von den 15 Städten über 300 Proc. nur vier in Vorpommern, elf in Hinterpommern. So scheint den hinterpommerschen eine größere Zukunft bevorzustehen, dabei ist aber nicht außer Acht zu lassen, daß Vorpommern gewissermaßen mehr durch Städte gesättigt ist wie Hinterpommern, denn z. B. in einem Flächenraume von ca. 60 Quadratmeilen, die Kreise Greifswald, Grimmen, Franzburg umfassend, liegen elf Städte; im gleichen Flächenraume in Hinterpommern, die Kreise Stolp und Lauenburg umfassend, nur drei. Namentlich liegt Bütow isolirt. Die nächste Stadt Berent ist noch immer 39 km entfernt, Rummelsburg 42 km, Lauenburg 56 km, Konitz 60 km. Durchschnittlich kommt in Pommern auf 8 Quadratmeilen eine Stadt.

In der Tabelle gebe ich eine Zusammenstellung der Einwohnerzahlen sämmtlicher pommerschen Städte vom Jahre 1782 und 1880, erstere aus Kratz (Die Städte Pommerns) letztere aus Behm und Wagner (Die Bevölkerung der Erde), genommen. In der dritten Spalte findet sich der einfache Procentsatz der Vermehrung auf 100 Jahre berechnet. Wer dies letztere Verhältniß anders ausdrücken will, nämlich bestimmen, wie viel Einwohner des Jahres 1880 aus je hundert Einwohnern des Jahres 1782 geworden sind, braucht zu dem Procentsatz nur hundert zu addiren, um dasselbe zu erhalten.

[1]) Nach anderer Ableitung ist Stolp ein locus in fluvio arctatus ad copiendos pisces (piscinaeatum, piscaria, cf. Begersdorf, Slavische Streifen, S. 55).

	1782	1880	Proc.		1782	1880	Proc.
1. Anklam	3021	12361	308	38. Loitz	1152	4093	255
2. Bärwalde	533	2842	283	39. Massow	1002	2815	180
3. Bahn	1153	3146	172	40. Naugard	868	4949	470
4. Barth	3288	5792	76	41. Neustettin	1545	8604	456
5. Belgard	1621	7868	385	42. Neuwarp	1181	2280	92
6. Bergen	1382	3662	165	43. Nörenberg	797	2929	266
7. Bublitz	1091	4734	333	44. Pasewalk	3110	9469	204
8. Bütow	990	4941	398	45. Penkun	896	2060	129
9. Callies	1592	8499	119	46. Plate	590	2226	277
10. Cammin	1914	5856	205	47. Pölitz	970	4146	327
11. Körlin	894	3301	269	48. Pollnow	647	2538	290
12. Köslin	2933	16834	474	49. Polzin	1414	4724	234
13. Kolberg	4006	16027	300	50. Pyritz	2122	8123	282
14. Daber	649	2271	249	51. Ratzebuhr	974	2432	149
15. Damgarten	616	1800	198	52. Regenwalde	862	3370	290
16. Damm	1633	4987	206	53. Richtenberg	584	2000	259
17. Demmin	2279	10507	361	54. Rügenwalde	2255	5442	141
18. Dramburg	1468	6049	312	55. Rummelsburg	1232	5304	330
19. Falkenburg	1306	4009	207	56. Schivelbein	1417	6069	328
20. Fiddichow	948	2931	209	57. Schlawe	1602	5565	247
21. Freienwalde	872	2384	173	58. Stargard	5612	21816	286
22. Franzburg	492	1500	207	59. Stettin	15372	91756	496
23. Garz a. O.	1856	5182	179	60. Stolp	3744	21591	472
24. Garz a. R.	738	2014	172	61. Stralsund	10606	29481	177
25. Gollnow	2070	8708	320	62. Swinemünde	1804	8478	369
26. Grabow	—	13672	—	63. Tempelburg	1368	4747	247
27. Greifenberg	1890	5860	210	64. Treptow a. R.	2734	7052	157
28. Greifenhagen	2762	6906	150	65. Treptow a. T.	1800	4034	124
29. Greifswald	5020	19924	296	66. Tribsees	1040	3094	197
30. Grimmen	1198	3392	184	67. Ueckermünde	1474	5405	266
31. Gützkow	685	2098	206	68. Usedom	787	1890	139
32. Jacobshagen	782	1900	148	69. Wangerin	634	2709	327
33. Jarmen	545	1600	211	70. Wolgast	3324	7832	135
34. Labes	1160	5603	382	71. Wollin	1908	5506	289
35. Lassan	982	2520	156	72. Zachan	603	1800	148
36. Lauenburg	1318	7545	472	73. Zanow	589	2517	327
37. Leba	503	2000	298				

Digitized by Google

Ueber Kulturgewächſe der malaiiſchen Inſeln und deren Anbau.

Von Prof. Dr. M. Willkomm in Prag.

I.

Im vorigen Jahre iſt in Münſter unter dem Titel „Blicke in das Pflanzen- und Thierleben in den niederländiſchen Malaienländern“ ein umfangreiches Werk erſchienen, deſſen Verfaſſer, Dr. Otto Mohnike, ein Deutſcher, 25 Jahre als dirigirender Sanitätsofficier I. Klaſſe der Königl. niederländiſch-oſtindiſchen Armee, auf jenen Inſeln zugebracht und daher die Natur, Produkte, Kulturzweige und Bevölkerung derſelben gründlicher kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, als alle Aerzte und Naturforſcher, welche bisher über Niederländiſch-Indien geſchrieben haben. Sein Werk, deſſen Inhalt beweiſt, daß ſein Verfaſſer nicht nur Arzt, ſondern auch ein ſehr tüchtiger, methodiſch geſchulter Naturforſcher iſt, enthält unter anderm auch ausführliche Mittheilungen über die Kulturpflanzen und Kulturzweige und deren Erträge auf jenen hochintereſſanten, von der Natur ſo reich geſegneten, von üppigſter Fruchtbarkeit ſtrotzenden Inſeln, welche ein anſchauliches Bild von deren landwirthſchaftlichen Verhältniſſen geben, weshalb es für die Leſer dieſer Blätter nicht ohne Intereſſe ſein dürfte, darüber einiges zu erfahren.

Vorausgeſchickt ſei, daß die landwirthſchaftlichen Kulturzweige der malaiiſchen Inſeln nach den Regionen, welche in vertikaler Hinſicht unterſchieden werden können und müſſen, verſchieden ſind, indem gewiſſe Kulturpflanzen nur in der untern heißen, andere nur in den Gebirgsregionen mit Erfolg angebaut werden können. Mohnike nimmt vier Regionen oder Zonen an: die Niederungszone (0 bis 2000 Fuß), die untere Gebirgszone (2000 bis 4500 Fuß), die obere (bis 7500 Fuß) und die höchſte Gebirgszone (bis 10000 Fuß und darüber Meereshöhe). In letztere, innerhalb welcher von irgend einer Kultur keine Rede mehr iſt, ragen nur die höheren Vulkane der Inſel Java hinein. Die Niederungszone aller Inſeln iſt ſelbſtverſtändlich die durch das Klima am meiſten begünſtigſte und daher fruchtbarſte, die Zahl der hier angebauten Kulturpflanzen ſowie der ſpontanen nutzbaren Gewächſe geradezu Legion. Die wichtigſten Zweige der Bodenkultur ſind hier der Anbau des Reis, Zuckerrohrs, Tabaks, Indigos, Kaffeebaumes und der Gewürzbäume; die hervorragendſten Nährpflanzen nächſt dem Reis der Piſang, die Sago- und Kokospalme, der Brotfruchtbaum, die Orangen- und andere Obſtbäume, ſowie Gemüſe aller Art. Der Reisbau iſt ſchon in prähiſtoriſcher Zeit vom indiſchen Feſtlande auf die malaiiſchen Inſeln übergeführt worden. Sein Korn iſt, ausgenommen im öſtlichſten Theile des Archipels, wo das Mark der Sagopalme ſeine Stelle vertritt, das Hauptnahrungsmittel der geſammten Bevölkerung, indem es die Grundlage jeder Mahlzeit bildet, bei den Aermſten wie bei den Reichſten, bei den Eingeborenen wie bei den Europäern; von ſeinen Hülſen befreit und in Waſſer oder heißem Waſſerdampf bis zu nicht völliger Erweichung gekocht, vertritt das Reiskorn bei der eingeborenen Bevölkerung zugleich das in Europa aus Mehl gebackene Brot und die Kartoffel. Angebaut wird vorzugsweiſe der gemeine, ſeit undenklichen Zeiten kultivirte Reis, Oryza sativa L. in mehreren Varietäten; außer dieſem kommen aber auf den malaiiſchen Inſeln wild vor und werden von den Eingeborenen auch mitunter angebaut: O. glutinosa Lour., O. praecox Lour., O. minuta Presl, O. montana Lour. und O. coarctata Roxb. Der Anbau geſchieht ſowohl auf naſſen als trockenen Feldern. Erſtere, „Sawah“ genannt, finden ſich vorzugsweiſe und in größter Ausdehnung auf Java. Sie bedecken hier nicht nur einen großen Theil der niedrigen längs der Nordküſte und an der Oſtküſte ſich ausdehnenden Alluvialflächen, ſondern auch ſanft geneigte Berghänge bis zur Höhe von 2000 Fuß, ja höher, überall wo eine künſtliche Bewäſſerung derſelben möglich iſt. Zu letzterm Behuf müſſen die Bergabhänge natürlich terraſſirt, und die Stufen ſorgfältig nivellirt werden. Die außerordentliche Geſchicklichkeit und große Intelligenz, welche die Eingeborenen Javas bei der Anlage ſolcher Reisterraſſen an den Tag legen, beweiſen ihre Befähigung für die Bodenkultur und die Landwirthſchaft überhaupt. Sinnreiche Bewäſſerungsvorrichtungen machen es möglich, daß der Stand des Waſſers auf allen über einander liegenden Stufen immer derſelbe iſt, d. h. $^1/_4$ bis $^1/_2$ Fuß hoch. Auf dieſe überſchwemmten Felder werden die in beſonderen Beeten aus Körnern erzogenen Reispflanzen verpflanzt. Monate lang gleichen die Sawahfelder überſchwemmten Moräſten, während dieſelben, nachdem die Reispflanzen ihre Halme und Riſpen vollſtändig entwickelt haben, bei Wind lebhaft an wogende europäiſche Kornfelder erinnern. Trockene Reisfelder findet man zwar auch auf Java, aber vorzugsweiſe auf der Oſthälfte von Sumatra, auf Banka, Borneo und anderen weſtlicheren Inſeln. Sie werden theils auf ſehr fruchtbaren Boden, theils auf Waldboden, der durch Abbrennen des Waldes mit deſſen Aſche gedüngt worden, angelegt, müſſen aber nach einer einzigen Ernte viele Jahre lang brach liegen, bevor ſie wieder zum Reisbau benutzt werden können.

Im Verhältniß zum Reis ſpielt der ebenfalls überall angebaute Mais nur eine ſehr untergeordnete Rolle. Die wichtigſten Nährpflanzen ſind nächſt dem Reis der Piſang, die Sagopalme, die Kokospalme und der Brotfruchtbaum. Da auf den Malaieninſeln nicht weniger als ſieben Arten von Musa wild wachſen, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß auch die beiden Kulturarten des Piſang, M. sapientum L. und M. paradisiaca L., welche ſchon ſeit Jahrhunderten durch alle Tropenländer verbreitet ſind, daſelbſt ihre eigentliche Heimath haben mögen. Dieſe beiden Arten werden auch auf den Malaieninſeln in vielen Varietäten kultivirt und bilden ihre Früchte gleich dem Reis die tägliche Nahrung aller ihrer Bewohner. Dieſelben ſind nicht nur ſehr nahrhaft und bei manchen Sorten ungemein wohlſchmeckend (es giebt ſüße und ſäuerliche, aromatiſche und ſchleimige), ſondern gelten auch für außerordentlich geſund, ſelbſt für kleine Kinder, ſchwache und kranke Perſonen. Oft ſieht man, erzählt Mohnike, Malaiinnen und Javanerinnen ihre kaum ein Jahr alten Kinder ganz in ähnlicher Weiſe, wie ſolches in Europa bei den Gänſen geſchieht, mittelſt der Finger mit zerquetſchten rohen oder gekochten Piſangfrüchten

Digitized by Google

stopfen, ohne daß denselben hierdurch der geringste Nachtheil widerfährt. Die Pisangfrüchte werden theils nach ihrer vollkommenen Reife roh gegessen, theils, wenn sie noch nicht ganz reif sind, in welchem Zustande sie die größte Menge von Nahrungsstoff enthalten, gekocht, geröstet, in Oel oder Butter gebraten. Jeder Pisangstamm trägt ein einziges Mal Blüten und Früchte, worauf er als unnütz abgehauen und durch einen der Sprossen ersetzt wird, welche rings um seinen Fuß aus dem Wurzelstock sich zu entwickeln pflegen. Auf passendem Boden hat die junge Pflanze selbst bei geringer Pflege schon vor Ablauf eines Jahres ihr volles Wachsthum erreicht und auch bereits Früchte getragen. Der Pisang ist trotz seines baumartigen Ansehens eine bloße Staude, denn sein scheinbarer Stamm, der bis 1 Fuß Durchmesser erreichen kann, besteht nur aus den dicken, sich gegenseitig umschließenden Scheiden der riesengroßen Blätter und ist wegen des schwammigen Gewebes dieser Scheiden so wenig konsistent, daß er mit einem einzigen Säbelhiebe durchschnitten werden kann. Die Fruchtbarkeit dieser Riesenstaude ist fabelhaft, denn ein Fruchtkolben trägt nicht selten 200, mindestens aber 100 Früchte von 6 bis 8 Zoll Länge und 2 Finger Dicke. „Zwei Männer sind mitunter nöthig, um den abgeschnittenen Kolben mit den an ihm hängenden Früchten zu tragen.“ Die Nährkraft der Früchte ist so groß, daß die Menge des Nahrungsstoffes, welche ein jeder Pisangstamm gewährt, auf 40 bis 50 Pfund geschätzt wird. Man hat danach berechnet, daß eine Pisangpflanzung pro Jahr auf einem gleichgroßen Stück Land 133 mal so viel Nahrungsstoff erzeugt als Weizen und 44 mal so viel als die Kartoffel. Stücke der großen und schönen Blätter dienen überall in den Malaienländern den Verkäufern von Fleisch und anderen nicht trockenen Gegenständen anstatt des Papiers zum Einwickeln der Waare, sowie in den zahlreichen Volksgarküchen als Teller für die Speisen. Der Pisang kann auf Java und Sumatra bis gegen 4000 Fuß Meereshöhe angebaut werden.

Unter den Palmen, welche recht eigentlich die vegetative Physiognomie der Niederungszone bestimmen und deren Artenzahl kaum in irgend einem andern Theile der gesammten Tropenzone so groß ist, wie auf den Malaieninseln (circa 200!), wo sie vorzugsweise die zwischen 500 und 2000 Fuß Höhe liegende Region bewohnen, gebührt der Sagopalme als Nähr- und überhaupt Nutzpflanze der erste Rang. Dies gilt besonders von der östlichen Hälfte des Archipels, deren circa 2 Millionen betragenden Bevölkerung diese Palme die Mittel gewährt, um fast ohne alle Unkosten und auf mühelose Weise die ersten und nöthigsten Bedürfnisse des Lebens, Nahrung und Wohnung, vollständig befriedigen zu können. Das in dem Stamme befindliche Stärkemehl, der Sago (richtiger Sagu), dient nämlich jenen Insulanern fast ausschließlich als erstes und hauptsächliches Nahrungsmittel, während die Stämme selbst ihnen das zum Bau ihrer Hütten nöthige Holz und die Blätter das Material zu deren Bedachung liefern. Bezüglich der Nährkraft steht aber der Sago dem Reis und allen übrigen Cerealien weit nach, indem derselbe nur Stärke, aber kein vegetabilisches Eiweiß enthält. Aus demselben wird ein Brei, Papede, und ein Brot, Maruka genannt, bereitet, welche Substanzen mit etwas Salz und Citronensaft gewürzt, die tägliche Kost jener Bevölkerung bilden. Die Sagopalme (Metroxylon Rumphii) bewohnt, gesellig wachsend und förmliche Wälder bildend, die sumpfigen Niederungen und läßt sich sehr leicht durch Samen vervielfältigen. Sie wird nicht hoch, gehört auch keineswegs zu den besonders schönen Palmen. Aber ein einziger ausgewachsener Stamm giebt je nach seiner 12 bis höchstens 20 Fuß betragenden Länge 600 bis 800 Pfund Sagomehl, woraus 1800 bis 2400 jener Marukabrote bereitet werden können. Da fünf solcher Brote für die Ernährung eines starken Mannes pro Tag genügen, so reicht ein einziger Baum zum Lebensunterhalt eines Mannes für das ganze Jahr aus. Auf Amboina, wo jedes Stückchen Land seinen Besitzer hat, belief sich zur Zeit von Mohnike's Aufenthalt daselbst der Preis einer Sagopalme von mittlerer Höhe und Dicke auf nur 8 bis 10 holl. Gulden (13,6 bis 17 Mark). Nimmt man 800 Pfund als Durchschnittsbedürfniß einer erwachsenen Person pro Jahr an, so kann dort eine aus 5 Personen bestehende Familie mit fünf Palmen, d. h. für 66 bis 86 Mark ihr Hauptnahrungsmittel für ein Jahr sich verschaffen. Um den Sago zu erhalten, wird eine ausgewachsene Palme, bevor sie Blüthen getrieben hat, an der Wurzel abgehauen und ihr Stamm in vier bis fünf Stücke getheilt, welche hierauf der Länge nach aufgespalten werden. Mittelst eines eigenthümlichen keulenförmigen Instrumentes aus hartem Holze, in dessen Ende ein scharfer Stein eingefügt ist, wird das innere Gewebe jedes gespaltenen Stammstückes so lange gestoßen und geklopft, bis sich die Holzfasern von den Sagozellen gelöst haben, hierauf die ganze zerkleinerte Masse in Trögen, als welche solche ausgehöhlte Stammstücke selbst dienen, unter stetem Zufluß von frischem Wasser so lange zwischen den Händen geknetet und ausgedrückt, bis sich sämmtlicher Sago in Form eines feinen Satzmehles auf dem Boden des Troges niedergeschlagen hat. Aus diesem Satzmehl, Sagu-Manta auf Amboina genannt, formt man nicht allein die Marukabrote, sondern auch die Körner, welche als echter Sago oder Palmensago nach Europa ausgeführt werden und einen wichtigen Exportartikel der östlichen Malaieninseln bilden.

Nächst der Sagopalme ist die hochstämmige, schöne Kokospalme eine der wichtigsten Nähr- und Nutzpflanzen der Malaieninseln. Jeder Theil, jede Substanz dieses Baumes ist brauchbar: auf Ceylon, wo ein Wald von mehr als 10 Millionen Kokospalmen existiren soll, sagt ein altes Sprüchwort, daß diese Palme dem Menschen bereits für 99 Zwecke diene, der hundertste jedoch noch aufzufinden sei. Aber das wichtigste Produkt der Kokospalme sind doch ihre großen Früchte. Denn nicht allein bietet der in der sogenannten Nuß befindliche, im noch nicht ganz reifen Zustande mandelartig schmeckende Kern eine nahrhafte Speise und die dessen Höhlung ausfüllende säuerlichsüße, wässerige Flüssigkeit, die in Europa sehr uneigentlich „Kokosmilch“ genannt wird, ein erfrischendes Getränk dar, sondern der völlig reife Kern giebt auch durch Auspressen ein wohlschmeckendes fettes Oel, welches auf den malaiischen Inseln selbst in europäischen Haushaltungen als Surrogat der Butter benutzt, außerdem in den Lampen gebrannt, zur Bereitung von Pomaden und Seifen verwendet wird und zugleich einen wichtigen Exportartikel bildet. Daß die steinharte Schale zu allerlei Drechslerarbeiten Verwendung findet und aus der dicken Faserhülle der Nuß Matten und Tauwerk verfertigt werden kann, ist bekannt. Die Kokospalme läßt sich aus ihren Nüssen leicht erziehen, wächst auf einem leichten humosen Boden im feuchten Küstenklima rasch und trägt, nachdem sie mannbar geworden, alljährlich reichlich Früchte und zwar das ganze Jahr hindurch.

Für die Eingeborenen der Malaieninseln, insbesondere für diejenigen von Sumatra, sind auch mehrere Arten von Brotfruchtbäumen (Artocarpus) sehr wichtige Nährpflanzen. Am verbreitetsten und fast nur angepflanzt ist der zerschlitztblätterige Brotfruchtbaum (A. incisa L.), jener

Digitized by Google

berühmte Baum, welcher sich von seiner Heimath, dem indischen Archipel aus, nach den Südseeinseln verbreitet hat und für deren Bewohner im Verein mit dem Pisang und der Kokospalme geradezu von providentieller Bedeutung geworden ist. Dieser in der Niederungszone auf Gartenboden gut gedeihende und ebenfalls rasch wachsende Brotfruchtbaum erreicht 40 bis 50 Fuß Höhe, hat handförmig gelappte Blätter und bringt fast kugelrunde Früchte von der Größe eines Apfels bis zu derjenigen eines Kinderkopfes hervor, welche unter ihrer grünen, mit facettenförmigen spitzen Hervorragungen bedeckten Schale ein weiches weißes, meist ziemlich saftiges, süßschmeckendes Fleisch enthalten, in das die Samen eingebettet liegen. Dieses Fleisch wird vorzugsweise in Stücke zerschnitten und über dem Feuer geröstet gegessen, in welchem Zustande es lebhaft theils an die Krume frischen Weizenbrotes, theils an Kartoffeln erinnern soll. Eßbar sind ferner die Früchte von A. integrifolia L., eines stattlichen bis 80 Fuß hoch werdenden Baumes mit großen ganzen oder seltener dreilappigen Lederblättern, welcher ebenfalls häufig kultivirt wird. Seine unmittelbar aus dem Stamme hervorwachsenden Früchte sind die größte Baumfrucht der Malaieninseln, denn sie erreichen bei ovaler Gestalt bis 2 Fuß Länge und bis 1 Fuß Dicke und eine solche Schwere, daß mitunter ein Mann eine einzige solche Frucht kaum fortzutragen vermag. Das zur Reifezeit schön dottergelbe und honigsüße Fleisch dieser Riesenfrucht wird roh, das halbreife dagegen verschieden zubereitet, namentlich gekocht gegessen. Um die Früchte während ihres Reifens gegen die Angriffe fruchtfressender Vögel und Fledermäuse zu schützen, umgeben die Malaien eine jede solche Frucht mit einem Flechtwerk von dünn gespaltenem Bamburohr, was jenen Bäumen ein eigenthümliches Ansehen verleiht.

Groß ist die Zahl der Obstsorten und Gemüsearten in der Niederungszone. Unter ersteren nehmen neben den Früchten der Orangenbäume, die überall angebaut werden und unter denen die Früchte der auf jenen Inseln heimischen Arten Citrus grandis Hassk. und C. nobilis Lour. dort die Stelle der europäischen Limonen vertreten, die „Durian“ und „Mangostan“ genannten Baumfrüchte den ersten Platz ein. Die Durian, die Frucht von Durio zibethinus L., eines zur Sterculiaceenfamilie gehörenden Baumes, der auf den Malaieninseln wild wächst, außerdem sich aber in allen Gärten in mehreren Varietäten sehr häufig angebaut vorfindet, wird von Mohnike und Wallace für das köstlichste Obst der Tropenzone und für eine Frucht erklärt, mit deren Wohlgeschmack sich keine andere der ganzen Erde messen kann, und Durianessen für einen Genuß, welcher allein eine Reise nach den Malaieninseln lohnt. Aber nicht alle Europäer wagen sich an diese Frucht, weil sie einen sehr üblen an Knoblauch und faule Zwiebeln erinnernden Geruch verbreitet. Die Durianfrucht wird sehr groß (bis $1^1/_2$ Fuß lang) und ist über und über dicht mit harten Stacheln bedeckt, kann daher nur mittelst eines Beiles oder Hackmessers geöffnet werden; ihren genießbaren Theil bildet ein auf der Zunge zerfließender Brei, welcher die großen Samenkerne umgiebt. Beliebter ist bei den Europäern die Mangostan, die Frucht des Clusiaceenbaumes, Garcinia Mangostana L., eine kugelrunde orangenähnliche Frucht von braunschwarzer Farbe, welche inwendig durch schneeweiße Scheidewände in mit einem blutrothen, saftigen Fleisch von außerordentlich angenehmem, säuerlich süßem, würzigem und erfrischendem Geschmack erfüllte Fächer abgetheilt sind. Außer diesen allgemein beliebten Baumfrüchten werden auch die würzigen Früchte verschiedener Arten der Myrtaceengattung Jambosa und der im tropischen Amerika heimischen Gattung Anona als Obst gegessen und die betreffenden Bäume nebst noch verschiedenen anderen deshalb als Obstbäume kultivirt.

Unter den krautigen Gemüsepflanzen verdienen besonders Convolvulus Batatas L., verschiedene Arten von Dioscorea und Janipha Manihot Humb. Kth. hervorgehoben zu werden, welche wegen ihrer mehlreichen Knollen überall Gegenstände des Ackerbaues sind. Die Bataten und die Maniokpflanze stammen aus dem tropischen Amerika; letztere wird bis jetzt fast nur im westlichen Theile von Java angebaut. Ferner werden in den Gemüsegärten und auf Feldern viele Kürbisgewächse und Solaneceen, unter anderen verschiedene Arten des sogenannten spanischen Pfeffers oder der Paprika (Capsicum), desgleichen Bohnen (Phaseolus und Dolichos) und andere Pflanzen angebaut, endlich die jungen Blätter der Kokos- und anderer Palmen, der Cycas circinnalis, die Blätter und Früchte von Gnetum Gnemon L. und Gn. edule Bl., die Blumen von Agati grandiflora Desv., die jungen Sprößlinge des Bamburohres und andere Pflanzen als Gemüse benutzt.

Kürzere Mittheilungen.

Europäische Expeditionen im Meerbusen von Guinea.

Einem uns gütigst zur Verfügung gestellten Schreiben des Herrn Pantaenius in Cameroons, datirt 28. Januar 1884, entnehmen wir Folgendes über europäische Expeditionen in jenem Gebiete: „Wir haben hier eine polnische Expedition unter Stephan Szolz von Rogoszinski[1]). Dieselbe kam mit einem eigenen Schiffe „Lucie Marguerite“ über Madeira, die Kanarischen Inseln, Liberia, Assini, Fernando Po nach Cameroons; sie beabsichtigte, die noch unbekannten Liba-Seen zu entdecken und besteht aus fünf Herren, v. Rogoszinski, v. Oslaszewski, Janikowski, v. Hirszenfeldt und Tomaszek. Zuerst bauten dieselben ein Haus auf einer kleinen Insel Mondole in der Ambaßbay bei Victoria, um dort eine meteorologische Station zu gründen. Dasselbe ist jetzt fertig und es wohnt dort Herr Janikowski. Einer der Herren, v. Oslaszewski, ist Krankheits halber vor einiger Zeit nach Europa zurückgekehrt, und ein anderer, v. Hirszenfeldt, wird mit diesem Dampfer ebenfalls zurückkehren. Rogoszinski und Tomaszek sind vor einiger Zeit von hier über Bocunda ins Innere eingedrungen, aber vor einigen Tagen wieder hier eingetroffen; sie sind nicht weit gelangt, jedenfalls haben sie nichts Nennenswerthes entdeckt. Erstens waren ihre Mittel nur sehr schwach, und zweitens haben sie einen großen Fehler gemacht. Sie haben nämlich Bocundaleute als Träger angenommen; dieselben sind natürlich so weit mitgegangen, wie sie das Land kannten. Als sie aber in ihnen unbekannte Gegenden kamen, haben sie die Weiterreise verweigert und sind größtentheils entlaufen. In dieser Lage war Rogoszinski natürlich ge-

[1]) S. oben S. 44.

Digitized by Google

zwungen, umzukehren und ist nach Mondole zurückgekehrt. Gesprochen habe ich denselben noch nicht und kann Ihnen daher nichts über seine Reise mittheilen. Jedenfalls muß er nach Europa zurückkehren, wenn er keine Mittel aus Polen bekommt, weil dieselben völlig erschöpft sind. Im Uebrigen ist die Expedition vollständig falsch angelegt. Der Chef derselben, ein noch sehr junger Mann, kaufte in Havre ein Schiff sehr theuer, wie ich bestimmt weiß, während er bequem für das halbe Geld mit europäischen Dampfern nach hier reisen kann. Dann kaufte er Tauschwaaren, die hier vollständig werthlos sind. Am besten wäre es gewesen, in Hamburg Geld zu deponiren und dann sich hier auszurüsten, weil wir hier am besten wissen, was die Schwarzen brauchen. Dann hatte er auch noch das Unglück, sein Schiff, die „Lucie Marguerite", zu verlieren. Dasselbe scheiterte nämlich in Ambaßbay während eines Tornados und ist vollständig verloren. Hirszenfeldt war seit vier Monaten krank und wohnt bei mir auf der Hulk.

Mit dem letzten Dampfer, „Professor Woermann", ist nun eine schwedische Expedition gekommen, bestehend aus zwei Herren, Georg W. Waldau und Kannt Wilhelm Knutson, nebst zwei weißen Dienern. Dieselben beabsichtigen aber nur, das Cameroonsgebirge zu erforschen; sie sammeln für das Museum in Stockholm. Sie sind nach sechstägigem Aufenthalte hier auf der Hulk nach Victoria gereist. Ich hatte vor einigen Tagen einen Brief, wonach dieselben in Mans' Spring, 7000 Fuß hoch, sich eine Hütte gebaut haben, um von dort aus weiter hinaufzugehen. Nähere Nachrichten fehlen noch.

Es ist sehr schwer, hier einzudringen, weil die Negerstämme hier sich meistens vom Handel ernähren und daher meinen, jeder Weiße sei ein trader; sie können sich eben nicht denken, daß der Weiße nur deshalb kommt, um ihr Land zu sehen. Das Cameroonsgebirge und die dahinter liegenden Gegenden sind ebenfalls die unbekanntesten von ganz Afrika. Wir können die Budiman- und Wapaki-Berge sehen, wo noch kein Weißer gewesen ist. Die Ursache ist meiner Ansicht nach die, daß die meisten Expeditionen sich gefürchtet haben, hier einzudringen, weil sie wußten, daß es schwierig sei, und daß diejenigen, welche es versuchten, keinen Erfolg hatten, weil sie nicht genug Mittel hatten; es ist aber nur mit großen Mitteln und dann mit Gewalt möglich.

Mit dem Dampfer „Professor Woermann" kam auch noch die deutsche Expedition des Lieutenant Wißmann mit seinen Begleitern (Lieutenant v. François, Lieutenant Müller und Dr. Wolf) hier durch, um mit demselben Dampfer nach Loanda weiter zu reisen. Ich habe mit ihnen mehrere sehr vergnügte Tage verlebt; sie waren alle gesund und munter. Sie waren etwa sechs Tage hier und haben während der Zeit mehrere kleine Ausflüge gemacht.

Zur Anthropologie der Neger.

Dr. Karl Passavant aus Basel, ein Schüler Professor Kollmann's, hat im Jahre 1883 die Westküste Afrikas besucht, wobei sein Reisegefährte Dr. W. Reyer im Golfe von Cameroons am 17. Mai den Tod in den Wellen des Meeres fand. Wesentlicher Zweck des jungen Arztes war es, anthropologische Untersuchungen an Negern anzustellen, und das Resultat dieser Arbeiten liegt jetzt in einer Inauguraldissertation vor, welche den Titel führt: Craniologische Untersuchung der Neger und der Negervölker (Basel 1884). Passavant beschäftigt sich rein anatomisch mit den Schwarzen und läßt die ethnologischen Beziehungen bei Seite; bei ihm ist der Schädel das Maßgebende, um die Rasse zu konstruiren. Das Ergebniß seiner Arbeit ist folgendes: 1) Die Negervölker sind nicht aus einer einzigen Rasse, sondern aus mehreren hervorgegangen und es giebt dolichokephale, mesokephale und brachykephale Neger. 2) Die Dolichokephalen bilden ein beträchtliches Kontingent, in runder Zahl 100 Millionen (60 Proc.), die Mesokephalen 45 Millionen (30 Proc.), die Brachykephalen 6 Millionen (4 Proc.). 3) Von allen Negervölkern sind die Kaffern die relativ reinsten. Sie bestehen zu 92 Proc. aus Dolichokephalen. 4) Die Zwergvölker Centralafrikas gehören nicht zu den Buschmännern. 5) Neger aller Rassen sind besonders unter den Congovölkern zu finden.

Die Vorstellung von der allgemeinen Dolichokephalie der Neger zerstört zu haben, ist ein Verdienst Dr. Passavant's; seine direkten Messungen und mitgetheilten Untersuchungen sind werthvoll; ob aber die zahlreichen allgemeinen Schlüsse, die er aus dem geringen, bisher vorhandenen Materiale zieht, Geltung haben, möchten wir nicht bejahen. Bloß nach den Schädeln die Rassen zu konstruiren, hat auch sein Mißliches und da ganze wichtige Nigritiergruppen, wie die Fulba, in der Arbeit überhaupt fehlen, auch die Literatur keineswegs erschöpfend benutzt ist, so möchten wir auf den generalisirenden Theil nicht den Werth legen, welcher sicher den direkten Messungen und Beobachtungen zukommt.

Dodge über die Indianer.

Ein Buch, welches wir mit dem größten Interesse gelesen haben und unseren Lesern angelegentlich empfehlen, ist das von Dr. Carl Müller-Mylius deutsch bearbeitete des Oberstlieutenant Richard Irving Dodge „Die heutigen Indianer des fernen Westens von Nordamerika" (Wien, A. Hartleben. Preis 5 Mk.). Derselbe ist während einer dreißigjährigen Dienstzeit an der Indianergrenze durch Jagden, Reisen, Feldzüge und den Aufenthalt auf Grenzposten und Forts in steter Berührung mit den Rothhäuten gewesen, hat ihre Sitten und Lebensweise genau studirt und führt uns nun dieselben in höchst anschaulichen, unterhaltenden und durchaus das Gepräge der Wahrheit tragenden Schilderungen vor. Eine Menge eingewurzelter falscher Anschauungen finden hier ihre Berichtigung; ohne die Regierung der Vereinigten Staaten und ihre Agenten von aller Schuld freizusprechen, weist Dodge doch nach, daß die Indianer, so wie sie jetzt sind und sich aufführen, das unüberlegte Mitgefühl und die Sympathie, welche ihnen vielfach entgegengebracht wird, keineswegs verdienen.

Einige interessante Punkte aus dem Buche anzuführen sei uns gestattet — dieselben alle hier zu erschöpfen, ist freilich unmöglich.

Auf S. 78 gedenkt Dodge des eigenthümlichen und unnatürlichen Stils, in welchem Reden gehalten werden, so oft Weiße und Indianer zu einer Berathung zusammentreten, und worin immer viel vom großen Geist, großen Vater und dergleichen gefaselt wird. Das ist keine angemessene und natürliche Ausdrucksweise für Weiße, und Dodge ist überzeugt, daß sie den Indianern ebenso fremd ist. Sie läßt sich füglich nicht durch die Wortarmuth der indianischen Sprachen erklären und muß unter den „Pilgrim-Vätern", den „Quäkern" Penn's und anderen Vätern entstanden sein, deren glühendes Verlangen nach Bekehrung der Wilden beständig mit der Unbekanntschaft mit deren Sprache zu kämpfen hatte, wodurch sie gezwungen waren, immer und immer wieder auf dieselben wenigen Ausdrücke zurückzukommen. Der Indianer hat diese Eigenthümlichkeit für die Ausdrucksweise des weißen Mannes gehalten und (als ein nachahmungslustiges Thier) dieselbe angenommen, und so fahren die Weißen Jahr um Jahr fort Reden zu halten und anzuhören, welche ebenso abgeschmackt für die Indianer, wie für sie selbst sind.

Auf S. 140 wird der „Stoicismus" der Rothhäute abgethan. Wenn ein Indianer beim Besuche der Kulturgebiete unempfindlich und ohne Erstaunen zu äußern Dampfschiffe und Lokomotiven betrachtet, so ist das keine Folge eines tief philosophischen Geistes oder der Fähigkeit sich zu beherrschen. Ihm ist vielmehr so vieles fremd, daß er aus dem Staunen nicht herauskäme, und so verfällt er in das andere Extrem

Digitized by Google

und wundert sich über nichts. Ihm ist die Herstellung einer Glasflasche ebenso unergründlich, wie das Rollen des Donners, der Mechanismus einer Lokomotive nicht Gegenstand höheren Erstaunens, als der eines Schubkarrens. Wenn aber Dinge im Bereiche seiner eigenen täglichen Erfahrung in einer Weise ausgeführt werden, welche für ihn merkwürdig ist, so legt er auch das tiefste Erstaunen an den Tag. Dodge hat z. B. mit angesehen, wie mehrere Hundert Indianer in der größten Aufregung und mit gespannter Neugierde einem Arbeitsmanne, welcher Kletterstiefeln mit Steigeisen an den Beinen trug, von einer Telegraphenstange zur andern folgten und jedesmal, wenn er, einen Fuß über den andern, an der Stange hinaufstieg, ihrem Staunen und Vergnügen in den lautesten Ausdrücken des Beifalls und der Bewunderung Luft machten. Eine Weiße, welche auf einem Damensattel reitet, in einer Stellung, welche dem Indianerweib beinahe unmöglich erscheinen dürfte, würde bei den Rothhäuten mehr Ueberraschung und Bewunderung hervorrufen, als die vollendetste Dampfschnellpresse in voller Thätigkeit.

Wir machen ferner auf das vereinzelte Vorkommen von Kannibalismus bei den Tonkaways (S. 302) aufmerksam; dieselben essen oder aßen Menschenfleisch zur Befriedigung nicht des Hungers, sondern des Rachegefühls.

Von Interesse sind die strengen Jagdgesetze (S. 80). Die sämmtlichen Jäger eines Stammes bilden eine Art Zunft oder Gilde und üben große Macht aus, z. B. ertheilen sie alle Marschbefehle, wählen die Lagerplätze und stellen die Wachen aus. Sie bezeichnen die zum Jagen bestimmten Abtheilungen und die zur Bejagung ausersehenen Gegenden und wählen, wenn die Büffelherden aufgesucht werden, die scharfäugigen Jäger, welche vorausgehen und alle Anordnungen für das Einkreisen der Büffel treffen sollen. Eine ihrer wichtigsten Obliegenheiten ist der Schutz des Wildes. Mit Ausnahme der Herbstzeit, wo man die Wintervorräthe an Fleisch einthut, dürfen immer nur so viele Büffel geschossen werden, als für den laufenden Bedarf des Lagers erforderlich sind. Man nimmt sich außerordentlich in Acht, die Herden nicht zu beunruhigen, welche Tage lang in der Nachbarschaft eines Indianerlagers von einem Tausend Seelen weiden, während ein Lager von einem halben Dutzend Weißen sie alle in einem einzigen Tage vertreiben würde. Nur eigens dazu bezeichnete Gesellschaften oder Individuen dürfen auf Herden oder einzelne Büffel schießen, und ein Indianer, welcher dazu nicht beauftragt oder ausersehen ist, wird eben so viel Vorsicht gebrauchen, um einer Herde auszuweichen, als er unter anderen Umständen daran setzen würde, um sich an eine solche anzuschleichen.

Ungemein scharf verurtheilt Dodge das Verhalten und die Milde der Regierung gegen die Indianer, welche ungestraft die scheußlichsten Verbrechen verübt haben. Die Regierung begeht namentlich drei Fehler: sie hält ihre Versprechungen nicht und duldet, daß die Eingeborenen von den Agenten schändlich betrogen werden; sie verkehrt mit ihnen durch zwei verschiedene Departements, welche sich leider nicht einander in die Hände arbeiten, sondern gegenseitig hindern, das Indianer-Departement, welches mit guten Worten, Schmeicheleien und Geschenken arbeitet, und das kleine, aber ausgezeichnete Heer, welches von jenem Departement nur Hemmnisse erfährt; drittens die allzu große Nachgiebigkeit gegen empfindsame Philanthropen, deren Reden zu Gunsten der blutbefleckten Rothhäute zwar freundlich aufgenommen, aber vollständig ignorirt werden müßten. Die Indianer sollten auf Reservationen gesetzt werden unter der Aufsicht praktischer Männer, welche keine Lieblingstheorien ausarbeiten, kein Problem lösen, kein Vermögen sammeln wollen. Sie sollten gut behandelt, genährt, gekleidet und zur Arbeit bewogen, nicht gezwungen werden. Man sollte ihnen durch Lehre und Erfahrung beibringen, daß ein Indianer nicht besser ist als ein weißer Mann; daß Behaglichkeit und Fülle der Lohn von Fleiß und gutem Betragen sei, und daß dem Verbrechen jeder Art die sichere und unmittelbare Bestrafung folgen wird!

Grönland im Jahre 1883.

Der Direktor des königlich grönländischen Handels zu Kopenhagen hat kürzlich seinen Bericht über die Lage der Kolonien in Grönland veröffentlicht, und entnehmen wir demselben das Nachfolgende.

Die Witterungsverhältnisse sind im vergangenen Sommer recht ungünstige gewesen und erst im August trat einigermaßen gutes und beständiges Wetter ein. Der Robbenfang war im Herbst 1882 in Nordgrönland recht gut gewesen, dagegen wurde der Winterfang durch stürmisches Wetter und ungünstige Eisverhältnisse beeinträchtigt. Im vergangenen Frühjahr und im Sommer wurde an den Küsten von Nordgrönland, mit Ausnahme des Distriktes Egedesminde, wo ungewöhnliche Eisverhältnisse herrschten, recht gut gefangen. In Südgrönland war der Robbenfang auf den meisten Stellen recht gut; in den Distrikten Sukkertoppen und Holstensborg mißglückte aber der Herbst- und Winterfang fast ganz, weil schweres Eis die Küste blockirte. Die Haifischerei gab überall wenig Ertrag. Der Fuchsfang war im Ganzen genommen ziemlich gut, besonders zu Anfang des Winters, und die Rentierjagd gab in einem Theile von Südgrönland eine verhältnißmäßig recht gute Ausbeute. Besonders günstig war die Jagd auf Seevögel, namentlich auf Alken, und hat dieselbe in Verbindung mit dem Ertrage der Küstenfischerei zum Unterhalte der Bevölkerung während der Winterzeit wesentlich beigetragen. Die Dorschfischerei hat im vorigen Sommer geringen Ertrag gegeben.

Der Gesundheitszustand unter den Eskimos ist, abgesehen von den gewöhnlichen Erkältungskrankheiten und einigen Fällen von gastrischem Fieber im Distrikte Julianehaab, überall sehr befriedigend gewesen. Nach den eingegangenen Zählungslisten betrug die Anzahl der Eskimos am Schlusse des Jahres 1882 in Nordgrönland 4254, in Südgrönland 5503, mithin im Ganzen 9757, und waren davon 4561 männlichen und 5196 weiblichen Geschlechts. Die Zunahme der Bevölkerung gegen die Ende 1882 gezählte belief sich auf 56 Personen. In Nordgrönland betrug die Anzahl der Geburten 141, die der Todesfälle 104; in Südgrönland resp. 227 und 240. Durch Unglücksfälle sind in ganz Grönland 30 Personen umgekommen, davon ertranken 20 mit dem Kajak.

Die von dem königlich grönländischen Handel vom 1. April 1882 bis zum 31. März 1883 angekauften Produkte betrugen 12260 Tonnen Robbenspeck und 1970 Tonnen Fischleber gegen resp. 10908 und 2348 Tonnen im Jahre 1881/82. Die Kolonien sind im Jahre 1883 von neun Schiffen des königlich grönländischen Handels besucht worden.

Unter den fremden Schiffen, welche grönländische Kolonien anliefen, sind zu erwähnen: das Dampfschiff „Sophia" mit der Nordenskiöld'schen Expedition; der amerikanische Walfängerdampfer „Proteus", Kapitän Pike, an dessen Bord sich eine Expedition unter Lieutenant Garlington befand, die den Zweck hatte, der an der Lady Franklin's Bay etablirten meteorologischen Station Hilfe zu bringen. „Proteus", der von der amerikanischen Korvette „Yantic", Kapitän Wildes, begleitet war, verunglückte bekanntlich am 23. Juli etwas nördlich von Littleton Island im Eise. Es ist indessen anzunehmen, daß die aus 37 Mann bestehende Besatzung des Dampfers sich in den Schiffsbooten nach Upernavik gerettet hat, wo die Korvette zu ihrer Aufnahme bereit lag. Schließlich haben sechs amerikanische Fischerschoner auf den Banken bei Holstensborg gefischt und einige englische Waledampfer statteten den Kolonien kurze Besuche ab.

Von dem Kryolithbruch bei Ivigtut wurden im vorigen Jahre 19 Schiffsladungen, enthaltend 530½ Kubikklafter Kryolith, exportirt. Das Arbeiterpersonal des Bruches bestand im vorigen Sommer aus 121 Mann. W. Finn.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Wir erlauben uns auf den „Bericht über die Senckenbergische naturforschende Gesellschaft 1882 bis 1883“ (Frankfurt a. M. 1883) aufmerksam zu machen, welcher die 2. Abtheilung von W. Kobelt's „Nach den Säulen des Herkules“ enthält. Diese überaus anregend und flott geschriebenen Reiseschilderungen unseres Mitarbeiters, aus welchen der „Globus“ wiederholt einzelnes mitgetheilt hat, bringen über Spanien und das nördliche Marokko sehr viel Neues und Interessantes, und das in selten anmuthigem Gewande. Außerdem gewährt ein geographisches Interesse die auf vierjährigen Beobachtungen beruhende „Pflanzenphänologische Karte der Umgegend von Frankfurt a. M.“ von Dr. Julius Ziegler, welche, mit Höhenkurven versehen, die auf den Eintritt der Vegetationserscheinungen im Frühling einwirkenden Faktoren (Höhenlage, Böschungswinkel und Himmelsrichtung der Böschung) erkennen läßt.

— Der Pfarrer der deutschen Botschaft in Rom, Karl Rönneke, giebt die Zahl der deutschen evangelischen Gemeinden in Italien auf zehn an und ihre Mitgliederzahl auf 3160. Dieselben sind, ihrer Entstehungszeit nach geordnet:

Livorno	seit	1773	(300	Mitgl.)
Bergamo	„	1807	(220	„)
Rom	„	1819	(400	„)
Neapel mit Filiale in Salerno	„	1825	(1000	„)
Florenz	„	1826 u. 1863	(300	„)
Messina	„	1845	(90	„)
Mailand	„	1850	(500	„)
Venedig	„	1850	(200	„)
Genua	„	1868	(100	„)
San Remo	„	1872	(50	„)

Außerdem giebt es 3 amerikanische, 12 englische, 3 französische und 5 schottische Gemeinden mit zusammen 3660 Mitgliedern. Unter den evangelischen Sekten italienischer Nation steht obenan die Waldenserkirche mit 15 Parochien in den piemontesischen Alpenthälern und 41 Gemeinden und 35 Stationen im übrigen Lande; 6 andere Sekten zählen zusammen 154 Gemeinden und Stationen. Alle 7 italienischen Sekten zusammen zählen etwas über 20 000 Kommunikanten. (Die Einwohnerzahl Italiens belief sich Ende 1879 auf fast 28½ Millionen Seelen.)

Asien.

— Aus Tiflis schreibt man: der bekannte Erforscher des nördlichen Rußlands, M. Sidorow, hat alle linksseitigen Nebenflüsse des Kuban auf ihren etwaigen Goldgehalt untersucht. Er hat dabei gefunden, daß nur an den Quellen der Selengula, Marucha und des Kuban selbst solche Mineralien vorkommen, welche auf die Existenz von Gold schließen lassen. Alle Gerüchte über Goldfunde an anderen Orten sind unbegründet.

— Zwischen Orenburg und Taschkent, auf einer Strecke von mehr als 2000 Werst, befindet sich auf der ganzen menschenleeren Steppengegend fast keine einzige Stadt. Denn weder Orsk, noch Irgis, noch die verödeten, am Syr-darja liegenden Forts können auf den Namen von Städten Anspruch machen. Der bisherige General-Gouverneur Tschernajew erkannte mit Sicherheit, wo hier innerhalb der Einöde ein lebendiges Centrum geschaffen werden müsse, und lenkte die Aufmerksamkeit auf Kazalinsk. Und wirklich ist dieser Ort halbwegs zwischen dem Endpunkte der Eisenbahn und Taschkent schon lange ein Centralhandelspunkt für die ganze Steppengegend; von hier aus ziehen die Karawanen in das Amudarja-Gebiet, nach China, Turgai und Perowsk. Freilich hat Kazalinsk seit der Aufhebung der Aralflotillen und der Kron-Dampfschifffahrt auf dem Syr-darja als Hafen verloren, aber dennoch wächst die Kolonie und geht allmählich einer günstigen Entwickelung entgegen.

— Karl Huber aus Straßburg, dessen erste Reise in Arabien wir früher (Bd. 44, S. 255) erwähnten, hat aus Hail, der Hauptstadt von Dschebel Schammar, vom 30. Nov. 1883 geschrieben. Zwischen Ibn Raschid, dem Herrscher von Schammar und Abdallah Ibn Sa'ud, dem Erben des Wahabiten-Thrones, war Krieg ausgebrochen, der erst im August 1883 durch die fast vollständige Unterwerfung der Stämme Ateibe und Monteir, welche zu Abdallah hielten, beendigt wurde. Von Paris aus hatte Huber dem Emir Ibn Raschid seine bevorstehende Ankunft angezeigt, und dieser hatte ihm sofort drei Reiter nach Damaskus entgegengeschickt. In ihrer Begleitung traf Huber — und zugleich ein anderer Straßburger, Prof. Euting — am 27. Oktober in Hail ein und wurde vom Emir sehr gastfreundlich aufgenommen. Seitdem hat er zwei Ausflüge nach dem Dschebel Adscha (Agá) im Westen und dem Dschebel Dschildiah (Gildiah) im Norden der Stadt gemacht und außer vielen geographischen Details (vergl. die Karte zu Doughty's Reisen, Globus Bd. 41, Nr. 14) mehr als hundert neue thamudische Inschriften zurückgebracht. In einigen Tagen wollte er einen Ausflug um den ganzen Dschebel Adscha herum unternehmen, um die wahre Richtung dieses Gebirges, über welche die Angaben von Palgrave, Blunt und Doughty sich widersprechen, festzustellen, und sodann das Hedschaz von Tebuk im Norden bis Dschiddah hin bereisen. Dschiddah will er berühren, um dort seine Briefe und Geschenke für den Emir in Hail zu holen und die Abklatsche von Inschriften nach Paris zu senden. Schließlich wird er über Hail nach Baghdad zurückkehren; auf einen Besuch von el-Arid im Nedschd, des noch nie von einem Europäer betretenen Wadi Dauasir südwestlich von Nedschd und des Nedschran muß er aber auch diesmal verzichten.

— Aus Kiachta wird gemeldet, daß Prshewalski in Urga sich 60 Kameele beschafft und am 8. November mit seiner Expedition den Marsch gegen Süden angetreten habe; die Mitglieder der Expedition waren damals alle gesund. Um Weihnachten hoffte man das Gebiet Alaschan erreicht zu haben.

Inhalt: Ujfalvy's Reise im westlichen Himalaja. IV. (Mit vier Abbildungen und einer Karte.) — Dr. Zechlin: Die charakteristischen Beziehungen Pommerns zu seiner Geschichte und seinen Bewohnern. II. — M. Willkomm: Ueber Kulturgewächse der malaiischen Inseln und deren Anbau. I. — Kürzere Mittheilungen: Europäische Expeditionen im Meerbusen von Guinea. — Zur Anthropologie der Neger. — Dodge über die Indianer. — Grönland im Jahre 1883. Von W. Finn. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. (Schluß der Redaktion: 30. März 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLV. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Ujfalvy's Reise im westlichen Himalaja.

VI.

Am Morgen des 22. August legten die Reisenden den kurzen Weg von Karpitu nach der Hauptstadt von Baltistan, Skardo oder Iskardo, zurück; er führte durch wohlbestellte Felder in einer schönen, durchweg mit Pappeln und jungen Weiden bepflanzten und von Wassergräben eingefaßten Allee dahin. Die Stadt, 2255 m über dem Meeresspiegel gelegen, ist von einem gewaltig hohen Felsenkranze umgeben, auf welchem das Auge vergeblich nach einem Grashalme umherspäht; das von denselben herrührende Steingeröll bedeckt große Strecken Landes und schiebt sich vielfach zwischen die fleißig bebauten und von Bewässerungsgräben durchzogenen Ackerfelder hinein. Diese eingeschlossene Lage der Stadt macht, daß es trotz ihrer hohen Lage dort unangenehm heiß wird. Fruchtbäume giebt es in großer Anzahl. Die Stadt selbst macht mit ihren verfallenen Erdhütten, staubigen Straßen und elendem Bazare keineswegs einen günstigen Eindruck.

Als die Reisenden anlangten, exercirten gerade Soldaten des Maharadscha, sogenannte Dogras, Bergbewohner, welche die besten Truppen des Fürsten ausmachen. Ihre Uniform besteht aus einer in der Mitte von einem Gürtel zusammengehaltenen Bluse, Hosen, Turban und einer Luntenflinte, welche sie mit grenzenloser Bummelei auf der linken Schulter tragen. Der Maharadscha unterhält auch Balti-Jäger, welche eine höchst malerische, an unsere alten Tschakos erinnernde Kopfbedeckung tragen.

Skardo besitzt zwei Festungen, eine neue und eine alte, zur Hälfte in Trümmern liegende auf einem hohen Berge, der senkrecht zum rechten Ufer des Indus abfällt; obwohl dieselbe zumeist in Felsen gehauen ist und 300 m hoch über der Thalsohle eine beherrschende Lage einnimmt, so wurde sie doch, ebenso wie die anderen Bergfesten Baltistans, im Jahre 1848 von den Dogras Gulab-Singhs, des Vaters des jetzigen Maharadscha, mit großer Leichtigkeit eingenommen. Es gelang ihnen, zur Nachtzeit den großen, schlecht bewachten Thurm zu ersteigen und von dort aus die Festung zu bombardiren. Die Vertheidiger wurden fast sämmtlich getödtet, und nur wenige entkamen und retteten sich schwimmend über den Indus. Dann erbauten die Dogras auf einem mächtigen Felsen inmitten des Thales ein neues Fort mit Thürmen, das in gutem Vertheidigungszustande zu sein scheint. Es soll einen hohen Staatsgefangenen bergen, der in einen Käfig gesperrt ist, in welchem er sich nicht aufrichten kann. Ein Hauptgebäude der Stadt ist ferner ein großes viereckiges Gebäude, das eine Moschee zu sein scheint.

In einem Garten wurden die Zelte Ujfalvy's aufgeschlagen, im Schatten von Apfel- und Aprikosenbäumen, deren Früchte den Boden bedeckten und auf die Zeltleinewand herabfielen. Auch köstliche rothe und weiße Trauben und saftige Melonen erschienen nun auf ihrem Tische. Bäume scheinen früher in Skardo gefehlt zu haben, mit Ausnahme der Fruchtbäume. Unter dem jetzigen Dogra-Gouverneur, Manghel-Dschu, ist das anders geworden, wie denn derselbe überhaupt so große administrative Talente entfaltet hat, daß der Vasallenstaat Baltistan sich einer viel bessern Regierung erfreut, als das Hauptland Kaschmir. Die Wege sind außerordentlich gut unterhalten und mit schattigen Weiden und Pappeln bepflanzt; die Bergpfade, in Felsen gehauen, sind Meisterwerke menschlichen Fleißes

Digitized by Google

Die neue Citadelle von Skardo.

Digitized by Google

und menſchlicher Ausdauer und das künſtliche Bewäſſerungsſyſtem, welchem das Land ſeine Fruchtbarkeit verdankt, iſt mit großer Umſicht angelegt, lauter Einrichtungen, welche man in einem von Orientalen verwalteten Lande ſelten zu loben Gelegenheit hat. Leider konnten Ujfalvy's die Bekanntſchaft dieſes ausgezeichneten Mannes nicht machen, da er ſich gerade am Hofe zu Srinagar befand; ſeine Stelle vertrat inzwiſchen ſein Bruder Meta Manghel.

Am Morgen nach ihrer Ankunft in Skardo weckte ſie Militärmuſik; es waren die Soldaten des Radſcha, welche alle Tage bei Sonnenaufgang exerciren. Die erſte Sorge der Reiſenden war nun, ihre Koffer, Stiefel, Sattel und Küchengeräthſchaften, welche es dringend nöthig hatten, ausbeſſern zu laſſen. Auf ihren Wunſch erſchienen Handwerker mit ihren Werkzeugen, ließen ſich auf der Erde nieder und begannen ihre Arbeit, die zwar etwas grob, aber doch feſt und ſolide ausfiel. Gleichzeitig begann auch der Doby oder Wäſcher ſein Geſchäft, eine Art von Diener, welche der Reiſende in jenen Gegenden mit ſich führen muß; denn kleine Dörfer beſitzen keine eigenen Wäſcher, und andere Leute würden für kein Geld einem ſolchen Dienſte ſich unterziehen. Ujfalvy's Wäſcher war ein braver Muſelmann, der monatlichen Lohn erhielt und ſein Handwerk gut verſtand, aber von der Praxis der Hindus inſofern abwich, als er zu ſeinem Geſchäft außer Waſſer und Klopfkeule, wie jene, auch noch Seife verwendete. Von den Hindus hatte er übrigens den Kaſtengeiſt angenommen, wie umgekehrt dieſe, wenigſtens in den höheren oder reicheren Ständen, die mohammedaniſche Sitte, ihre Frauen zu verſtecken.

An dieſem Tage ſtatteten auch der Stellvertreter des abweſenden Radſcha und deſſen kleiner Sohn unter Entfaltung von vielem Pompe den Fremden einen Beſuch ab. Sie waren von einem zahlreichen Gefolge begleitet und ritten luxurios geſchirrte Pferde. Meta Manghel, der Stellvertreter, iſt ein großer ſchlanker Dogra von etwa 30 Jahren, der an Fingern und Armen Goldringe und Spangen trug und vornehme Manieren beſaß; er bot den Fremden allerhand Früchte und Gemüſe an, darunter Kartoffeln, welche hier wegen ihrer Seltenheit ſehr geſchätzt

Hund aus Gilgit.

werden, und lud ſie für den folgenden Tag zu einem Polo-ſpiele ein. Nicht lange danach ſchenkte er Ujfalvy einen beſonders häßlichen und darum werthvollen Hund aus Gilgit, den derſelbe vorher hatte kaufen wollen. Dieſe „Taſi", eine eigenthümliche Art von Windhunden mit langem, ſtruppigem, fahlem Haar, ſind äußerſt wild und muthig und werden von den Bergbewohnern von Gilgit zu Wolfs- und Bärenjagden verwendet. Sie ſind äußerſt ſelten; nur der Engländer Hayward, der 1870 in Jammu von dem Neffen des jetzigen Radſcha dieſer Stadt ermordet wurde, brachte ein Exemplar bis nach Kaſchmir, ſo daß Ujfalvy's Taſi der erſte ſeiner Art iſt, der nach Europa gelangte. Als Gegengeſchenk erhielt Meta Manghel zwei Ringe mit einem Türkiſen und einem ſchönen Saphir, die er hocherfreut annahm.

Am 26. Auguſt wohnten die Reiſenden einem Polo bei. Dieſes ritterliche Vergnügen, ein Ballſpiel zwiſchen Berittenen, ſtammt aus Baltiſtan und iſt von dort nach Tſchamba und in die Tiefebene Indiens verpflanzt worden. Auch in England und Nordamerika hat es dann ſeine Anhänger gefunden. Nirgends aber wird es mit ſolcher Leidenſchaft und ſolchem Geſchick betrieben, wie in ſeiner Urheimath Baltiſtan, wo jedes einigermaßen bedeutende Dorf ſeinen eigens dafür beſtimmten Platz beſitzt. Am ſchönſten und bequemſten iſt ein viereckiges ebenes Stück Land, das etwas länger als breit und von einer niedrigen Steinmauer eingefaßt iſt; doch findet ſich nicht immer ein ſolches, und mitunter iſt es ſo ſchmal, daß die Ponys nur ſchwer darauf manövriren können, und die Reiter müſſen ſehr geübt ſein, um die Felswände und Abſtürze, welche zuweilen einen ſolchen Poloplatz umgeben, zu vermeiden. Auf jedem der entgegengeſetzten Enden der rechteckigen Wieſe ſtellt ſich eine durch das Loos beſtimmte und zuſammengeführte Partei der Spieler auf, welche gewöhnlich aus 12 bis 14 Reitern beſteht, deren jeder mit einem Poloſtocke bewaffnet iſt. Es iſt dies ein ca. $1\frac{1}{2}$ m langer Stock, an deſſen Ende ein gekrümmtes, gegen die Spitze breiter werdendes, birnenförmiges Holz mit flacher Oberfläche von der Größe eines Kreiſes von 2 Zoll Durchmeſſer angebracht iſt. Mit dieſem Stocke, deſſen Form übrigens wechſelt, muß der Spieler

Balti-Soldaten. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

eine Holzkugel von der Größe eines gewöhnlichen Apfels ſchleudern. Die Pointe des Spieles iſt, dieſe Kugel dreimal nach einander in das feindliche Lager zu jagen, wobei ſie jedesmal zwiſchen zwei Pflöcken, die vor der Front jeder Partei eingerammt ſind, hindurchgehen muß. Dazu, um dies zu erreichen reſp. zu verhindern, gehören ebenſo geübte Reiter, als gut dreſſirte, ſicher tretende Pferde, die geſchickt ausweichen, in der ſchnellſten Gangart plötzlich anhalten und auf den Hinterfüßen ſich herumdrehen können. Mitunter, aber ſelten, kommt es vor, daß ein Reiter dabei getödtet wird oder ein Pferd ſich die Beine bricht. Die dazu verwendeten Thiere ſind klein, ſtämmig und kräftig; ihre Mähnen und Schwänze ſind ſehr üppig und je nach dem Geſchmacke des Reiters lang oder ganz kurz abgeſchnitten. Die Engländer reiten dieſes Spiel mit großer Eleganz, aber nicht mit ſolcher Paſſion, wie die Baltis. Man kann ſich nichts Maleriſcheres denken, als dieſe kühnen Reiter mit buntem Turban, langen, fliegenden Locken, enganliegen-

Bewohner von Tſchitral. (Nach einer Photographie.)

den Hemden und weiten, faltigen Beinkleidern auf ihren kleinen Bergpferden, die auf den felſigen Ufern des Indus mit der Vorſicht und Leichtigkeit der Ziegen klettern und beim Poloſpiele bald im ſchärfſten Galopp dahinjagen, bald kurz pariren und wenden, als wären ſie im Cirkus dreſſirt. Das Polo iſt auch heute noch die Lieblingszerſtreuung der Baltis; Alt und Jung, Hoch und Niedrig nimmt an demſelben mit Leidenſchaft theil und ſtrömt aus der ganzen Umgebung auf viele Meilen in der Runde zu einem ſolchen Schauſpiele zuſammen.

Die Polowieſe von Skardo hat auf ihrer an die Berge ſtoßenden Längsſeite eine erhöhte Terraſſe, auf welcher Ujfalvy's Platz nahmen. Auch Muſikanten waren zur Stelle, deren primitive Inſtrumente, zwei Trommeln, eine Querpfeife und eine lange Trompete, ſchlecht zu einander paßten. Sie treten nur bei großen Gelegenheiten auf und hatten hier die Beſtimmung, jeden glücklichen Schlag eines der Spieler mit ihren Mißtönen zu feiern. Als das Spiel lebhafter wurde und ſich das wilde Geſchrei der Reiter in die Diſſonanzen der Muſikanten miſchte, konnte man beob-

Digitized by Google

achten, mit welcher Theilnahme die Eingeborenen, vom gemeinen Manne an bis zu den Höchſtſtehenden hinauf, dem Verlaufe der ritterlichen Uebung folgte, ſo namentlich der Stellvertreter des Radſcha, welcher den Titel Difteri führt, und der zehnjährige Tſchota Radſcha (kleine Radſcha), der Sohn Manghel-Dſchus, ein Knabe mit prächtigen ſchwarzen Augen, langen Wimpern und feiner Naſe, die nur leider von einem goldenen Reife als Schmuck durchbohrt wurde. Trotz ſeiner frühreifen Ernſthaftigkeit wurde er lebhaft, ſeine Augen leuchteten, und man merkte, daß er mit Ungeduld die Zeit herbeiſehnte, wo er ſich an dieſen Kämpfen würde betheiligen können. Zuletzt ſtiegen die Reiter ab und ſetzten ſich im Kreiſe neben die Muſikanten; dieſe ſtimmten eine klagende, wilde Weiſe an, zu welcher ein Mann, in Bluſe, Hoſen und einen langärmeligen Mantel gekleidet, zu tanzen begann. Sein Tanz beſtand in Schritten, Geſten und Verrenkungen, welche vielleicht eine Erklärung der heulenden Muſik vorſtellen ſollten. Ein anderer folgte ihm, war aber auch nicht unterhaltender. Die Eingeborenen dagegen, unter welchen auch einige braungebrannte Geſichter von Tſchitralis (Leute aus Tſchitral, der Gebirgslandſchaft im Nordoſten von Kafriſtan) ſich bemerklich machten, ſahen aus, als erfreuten ſie ſich des denkbar größten Vergnügens; ſie ſind an dieſen Tanz gewöhnt, haben ein Verſtändniß dafür und identificiren ſich mit dem Tänzer, während die Pantomime für die Reiſenden ſtumm und unverſtändlich blieb. Auf den zweiten Tänzer folgte ein dritter, bei deſſen Auftreten die Muſik lebhafter und toller wurde; als er geendet, klatſchten ihm die Zuſchauer lärmend Beifall, und ihr Geſchrei war der beſte Beweis für die allgemein herrſchende Freude.

Auf ein gegebenes Zeichen ſchwangen ſich die Reiter wieder auf die Pferde, jagten davon und ſchleuderten die Kugel, aber offenbar nicht richtig; denn plötzlich ließ ein außerhalb des Poloplatzes ſtehender Mann einen Pfiff hören, worauf die Spieler ſofort innehielten. Die Kugel wurde von neuem geworfen, und diesmal mit der erforderlichen Genauigkeit. Der „kleine Radſcha“ ließ nun auch ſeinen Erzieher, einen hübſchen jungen Mann von 20 bis 25 Jahren, am Spiele theilnehmen. Derſelbe erſchien auf der Arena und ſchleuderte die Kugel mit offenbarer Meiſterſchaft; aber trotz ſeiner Geſchicklichkeit konnte er nicht gewinnen, weil ſein Pferd ſchlecht war und ſtets von den anderen überholt wurde.

Das Spiel dauerte ziemlich lange, bis ſchließlich die Pferde müde wurden und die Reiter ihrer Leidenſchaft Zügel anlegen und aufhören mußten. Die Sieger begaben ſich zu der erhöhten Terraſſe und wurden mit Beifall begrüßt, während das Volk die Unterlegenen nach alter Uebung verſpottete.

Bei Gelegenheit dieſes Poloſpieles ſah Uſſalvy eine Waſſerpfeife (Huqqa) von, wie er meint, klaſſiſcher arabiſcher Arbeit; dieſelbe befand ſich ſchon vier bis fünf Jahrhunderte im Beſitz der 1848 von Gulab-Singh entthronten Fürſtenfamilie von Baltiſtan und gehörte jetzt deren letzten Sproſſen Abbas Schah, deſſen Vater Ali Schah ganz abgeſchieden von einem ſehr kleinen Einkommen in Skardo lebte. Die Pfeife iſt einzig in ihrer Art: ein feines Gewebe aus Bronze, welches nur mit echten Spitzen zu vergleichen iſt, umſpinnt einen Trichter aus Stahl, der ſeiner Form nach ein Jakhorn vorſtellen dürfte. Ein Beweis dafür, in wie hohem Anſehen dieſe Pfeife im Lande ſelbſt ſtand, iſt daraus zu entnehmen, daß alle Baltibauern Nachahmungen derſelben aus rohem Holze mit einfachen Meſſingbeſchlägen beſitzen. Aber alle Angebote Uſſalvy's wurden von dem jungen Radſcha zurückgewieſen, und derſelbe erklärte, er werde ſein Erbſtück um keinen Preis hergeben. Darauf ſchickte Uſſalvy den ihm vom Maharadſcha von Srinagar mitgegebenen Munſchi mit ſeinem Revolver und der goldenen Uhr ſeiner Frau zum ſtellvertretenden Gouverneur und ließ ihm ſagen, er wünſchte jene Pfeife zu haben und böte dafür den Revolver oder die Uhr, nöthigenfalls auch beides. Nach kaum einer Stunde erſchien der Munſchi und brachte die erſehnte Pfeife und den Revolver zurück. Später erſt erfuhr Uſſalvy, daß Meta-Manghel nach echt aſiatiſcher Deſpotenſitte die goldene Uhr ſeinem Neffen, dem „kleinen“ Radſcha, geſchenkt und dem armen Abbas Schah die werthvolle Pfeife einfach abgenommen hatte, gegen ein paar feiſte Schafe, die er ihm als Entgelt aufgedrungen hatte.

Ueber Kulturgewächſe der malaiiſchen Inſeln und deren Anbau.

Von Prof. Dr. **M. Willkomm** in Prag.

II.

Unter den Kulturpflanzen der Niederungszone, deren Produkte einen Gegenſtand des Exports im Welthandel bilden, ſpielen das Zuckerrohr, die Indigopflanzen, der Kaffeebaum und die Gewürzbäume die hervorragendſte Rolle. Der Anbau aller dieſer Gewächſe, ſowie des Tabaks und des Theeſtrauches war früher Monopol der niederländiſchen Regierung, welches Holland Tauſende von Millionen Gulden eingebracht hat. Die Kultur des Zuckerrohrs, der Kaffee- und Chinarindenbäume bilden noch gegenwärtig einen Theil des 1830 durch den Grafen Johannes van den Boſch eingeführten, ſogenannten „Kulturſyſtems“, welches weſentlich auf demſelben Princip beruhte, wie das ſo berüchtigt geweſene frühere Monopolſyſtem, nämlich durch unfreiwillige und erzwungene Arbeit der eingeborenen Bevölkerung gegen einen unverhältnißmäßig geringen Lohn die werthvollſten Produkte der Landwirthſchaft und des Exporthandels zu erzeugen, und daher ſchwer auf der ackerbauenden eingeborenen Bevölkerung jener Inſeln laſtet. „Das Eigenthümliche der Zuckerkultur auf Java — berichtet Mohnike — beſteht weſentlich und hauptſächlich darin, daß die niederländiſch-indiſche Regierung Kontrakte mit Privatperſonen ſchließt, wodurch dieſe ſich verpflichten, auf den ihnen angewieſenen Gründen nicht nur das Rohr anzupflanzen, ſondern auch den Zucker daraus vorſchriftsmäßig bereiten zu laſſen. Die Regierung liefert zugleich aus den zu Herrendienſten verpflichteten Bewohnern der einer Zuckerplantage zunächſt gelegenen Dörfer die erforderlichen Arbeitskräfte. Sie gewährt

Digitized by Google

außerdem, vor dem Beginne jeder neuen Anpflanzung, den Unternehmern sehr bedeutende Geldvorschüsse für die Aufrichtung und den Unterhalt der erforderlichen Baulichkeiten und Maschinen, die fast alle durch Dampf betrieben werden, sowie zur Bestreitung des gesetzlich bestimmten, freilich nur unbedeutenden Tagelohnes für die inländischen Arbeiter. Für diese Leistungen seitens der Regierung ist der Kontrahent verpflichtet, bei dem Abschlusse jedes der Arbeitsjahre, über welche der Kontrakt läuft, eine bestimmte Menge Zuckers, von einer sehr genau bestimmten Güte und Beschaffenheit, zu einem im Verhältnisse zu dem mittlern Marktpreise sehr niedrigen, noch lange nicht die Hälfte hiervon betragenden Preise für den Pikul, an die Regierungsmagazine abzuliefern. Diese abzuliefernde Menge von Zucker wird in den meisten Fällen auf zwei Drittheile des mittlern Ertrages von vier Jahresernten der betreffenden Fabrik berechnet. Das übrige Drittheil des Zuckers bleibt dem Kontrahenten zu seiner Verfügung übrig." Außer diesen von der Regierung betriebenen Zuckerfabriken giebt es aber auch viele private, deren Besitzer oder Unternehmer für eigene Rechnung und durch freie Arbeiter das Zuckerrohr anpflanzen und den Zucker bereiten lassen. 1873 gab es auf Java bereits 29 Privatunternehmungen, welche zusammen 213550 Pikuls (à 125 holl. Pfund) Zucker lieferten. In demselben Jahre belief sich die Produktion der 93 Regierungsunternehmungen auf 2639599 Pikuls im Werthe von 41649561 Gulden. Das Zuckerrohr gedeiht am besten in den niedrig gelegenen Alluvialflächen; den vorzüglichsten Boden für dasselbe bilden die reichlich bewässerten Reisfelder. Die Zuckerrohrplantagen der Regierung nahmen 1873 auf Java ein Areal von 40320 Bouws (à 500 Quadratruthen) ein.

Zur Gewinnung des Indigos werden auf Java — nur dort scheint die Indigofabrikation betrieben zu werden — vorzugsweise zwei perennirende Arten der zur Familie der Schmetterlingsblüthler gehörenden Gattung Indigofera, nämlich I. tinctoria L. und I. Anil L., die beiden erfahrungsmäßig den meisten Farbstoff producirenden, angebaut, doch entsprechen die malaiischen Benennungen „Tarum-Kembang" und „Tarum-Kaju" nicht vollkommen den genannten beiden Arten, sondern scheinen vielmehr die angebauten Indigoferen Kulturvarietäten jener Linné'schen Arten zu sein. Tarum-Kembang wird durch Stecklinge vermehrt und angepflanzt, Tarum-Kaju dagegen alljährlich gesät. Die Indigopflanzen gedeihen nur auf fettem schwerem Alluvialboden unter 1000 Fuß Seehöhe, sie werden reihenweis, in regelmäßigen Abständen gepflanzt und ihnen, sobald sie eine Höhe von 2 Fuß erreicht haben, die Blüthentrauben abgebrochen, weil erfahrungsmäßig die Entwickelung der Blüthen und Samen nachtheilig auf die Bildung des Pigments in den Blättern wirkt. Letztere können zwei- bis dreimal, bis zum dritten Jahre, gepflückt werden. Nach dem dritten Jahre muß aber das Indigofeld mindestens ein Jahr lang brach liegen. Seit der Indigobau aufgehört hat Monopol der Regierung zu sein, ist auch die Indigoerzeugung bedeutend gesunken, wenn auch immerhin noch beträchtlich. Denn während 1853 1323000½ Pfund im Werthe von 5072075 Gulden ausgeführt wurden, repräsentirte der Werth des Exports im Jahre 1873 nur 2666693 Gulden.

Zu den wichtigsten Produkten der im Besitz der Holländer befindlichen Malaieninseln, welche denselben unermeßliche Geldsummen zugeführt haben, gehören bekanntlich die Gewürze, insbesondere die Gewürznelken und Muskatnüsse. Der Gewürznelkenbaum (Caryophyllus aromaticus L.), eine Myrtacee, und der Muskatnußbaum (Myristica moschata L.), ein der Lorbeerfamilie verwandtes Gewächs, sind zwar wahrscheinlich auf dem indischen Festlande heimisch, aber schon seit prähistorischer Zeit auf den Malaieninseln angepflanzt worden. Und zwar wurde und wird noch jetzt ihre Kultur vorzüglich auf den Molukken und den sogenannten Bandainseln betrieben. Nach der Errichtung der schon lange nicht mehr bestehenden niederländisch-indischen Handelskompagnie wurde die Kultur beider Gewürzbäume und der Handel mit ihren Produkten zu einem Monopol jener Kompagnie gemacht, welches zwei Jahrhunderte lang furchtbar schwer auf der eingeborenen Bevölkerung der genannten Inseln gelastet und durch die Unmenschlichkeit, mit welcher es ausgeübt wurde, eine sehr beträchtliche Verminderung der Eingeborenen und einen Widerwillen derselben gegen die Kultur der Gewürzbäume, besonders des Gewürznelkenbaumes herbeigeführt hat. Was Wunder, wenn die Bevölkerung von Amboina, dem frühern Hauptsitz des Gewürznelkenhandels, den Anbau des Nelkenbaumes nach der erst am 1. Oktober 1873 erfolgten gänzlichen Aufhebung des Monopols (welches nach der Auflösung der Handelskompagnie auf die niederländische Regierung übergegangen war, die dasselbe allerdings viel milder handhabte) vernachlässigte und sich mehr dem des Muskatnußbaumes zuwandte, zumal da die Muskatnüsse höher im Preise stehen als die Gewürznelken. Der durchschnittliche Marktpreis in Holland für ein Pfund Gewürznelken betrug nämlich 1873 nicht mehr als 0,62 Gulden, derjenige einer gleichen Quantität von Muskatnüssen dagegen 2 und von sogenannter Muskatblüthe sogar 2,53 Gulden. In Folge davon hat die Produktion von Muskatnüssen und Muskatblüthe seit 1873 zu-, diejenige von Gewürznelken bedeutend abgenommen. Denn während 1770, d. h. zur Zeit, wo die Handelskompagnie das Monopol besaß, die Gewürznelkenproduktion 2200000 Pikuls betrug und sich vor 1873 immer noch auf circa 400000 im Werthe von 542500 Gulden pro Jahr belief, wurden schon im Jahre der Aufhebung des Monopols nicht mehr als 1086 Pikuls Nelken im Werthe von 38032 Gulden ausgeführt. Dagegen hatte sich die Erzeugung von Muskatnüssen und Muskatblüthen schon 1873 von 4341 Pikuls Nüsse auf 8797 und von 1356 Pikuls Blüthe auf 2793 gesteigert, welche zusammen einen Werth von 1523434 Gulden repräsentirten.

Der Gewürznelkenbaum, dessen noch geschlossene Blüthen getrocknet die in den Handel kommenden Gewürznelken sind, ist gleich dem Muskatnußbaum nur ein Baum mittlerer Größe mit einer pyramidal zugespitzten Krone und lorbeerartigen Blättern. Im Mai sprießen die neuen Triebe hervor, welche an ihren Enden die schließlich scharlachroth sich färbenden Blüthen entwickeln. Die Ernte findet vom Oktober bis December statt. Der Nelkenbaum trägt vom 7., spätestens vom 12. Jahre an alljährlich Früchte und erreicht als Kulturgewächs ein durchschnittliches Alter von nur 75 Jahren. Die Pflege, namentlich das Reinhalten des Grundes in der Umgebung des Stammes von allem Unkraut, erhöht wesentlich seine Fruchtbarkeit. Der Muskatnußbaum, dessen geruchlosen, gelblichweißen, traubig angeordneten Blüthen ihrer Größe und Gestalt nach an die Maiglöckchen erinnern, bringt Früchte von der Form und Größe einer kleinen Aprikose hervor, deren gelbe ungenießbare Fleischhülle schließlich der Länge nach in zwei Hälften spaltet und den dunkeln von einer blutrothen durchbrochenen fleischigen Haut umhüllten Kern, die sogenannte Muskatnuß, entblößt. Jene Haut, ein sogenannter Samenmantel (arillus), bildet getrocknet, wo sie sich braun färbt, die sogenannte Muskatblüthe des Handels. Aus dem Abfall der

Digitized by Google

Nüsse wird die Muskatseife, aus der Muskatblüthe das Muskatöl bereitet; beide bilden ebenfalls Handelsartikel der Molukken. Der Muskatbaum beginnt im achten Jahre Früchte zu tragen und entwickelt solche dann das ganze Jahr hindurch, weshalb sich an mannbaren Bäumen zu jeder Jahreszeit Früchte in den verschiedensten Entwickelungsstadien befinden. Die Haupternte der reifen Früchte findet aber in der Regel nur dreimal im Jahre statt, nämlich Ende März und Anfang April, Ende Juli und Anfang August und im November. Am fruchtbarsten ist dieser Baum im Alter von 20 bis 30 Jahren, doch wird er auch in der Kultur über 80 Jahre alt.

Seit 1826 sind auf Java auf Veranlassung der niederländischen Regierung auch umfangreiche Anpflanzungen des echten Zimmetbaumes (Cinnamomum zeylanicum L.) gemacht worden, namentlich in den südlichen Regentschaften des mittlern Theiles dieser Insel, in Bagelen, Banjumes u. s. w. In der letztgenannten Regentschaft gab es 1857 gegen 200000 Zimmetbäume. Aber wie auf Isle de France, den Antillen und anderwärts, so hat auch auf Java die Kultur des Zimmetbaumes nicht den gehegten Erwartungen entsprochen und steht die erzeugte Rinde derjenigen von Ceylon, der Heimath des Zimmetbaumes und dem Hauptsitz der Zimmetproduktion, an Güte nach. Daher hat die Zimmetausfuhr von Java sich fortwährend vermindert, so daß sie schon 1875 nur noch einen Werth von 25664 Gulden repräsentirte. Dasselbe gilt von der Vanille, deren Kultur man auch in Java eingeführt hat. Die auf Java erzeugte kann mit der amerikanischen nicht konkurriren. Immerhin belief sich der Werth des Vanilleexportes im Jahre 1873 noch auf 21450 Gulden.

Von der größten Bedeutung dagegen ist die Kultur des Kaffeebaumes (Coffea arabica L.), doch wird diese weniger in der Niederungszone (und zwar nur in deren höheren Regionen) als in der untern Gebirgszone betrieben. Der Kaffeebaum wurde schon 1687 aus Arabien nach Java verpflanzt, der großartige Aufschwung seiner Kultur datirt aber erst aus der Zeit, wo das oben erwähnte Kultursystem des Grafen van den Bosch zur vollen Geltung gelangt war. Die Anpflanzung des Kaffeebaumes, die noch immer zu den Regierungskulturen gehört, geschieht auf Java in dreifacher Weise, einmal durch Anlegung regelrechter Kaffeeplantagen auf urbar gemachten Stücken wüsten Bodens, wobei zwischen die Reihen der jungen Kaffeebäumchen schnell wachsende Sträucher (am häufigsten die schöne purpurroth blühende Erythrina indica aus der Schmetterlingsblüthlerfamilie) als schattenspendende Gewächse zur Verminderung der allzustarken Einwirkung der Sonne gepflanzt werden; sodann in Wäldern, indem man auf dazu tauglichen Plätzen die Mehrzahl der Waldbäume in regelmäßiger Entfernung von einander fällt, den Boden von allem Unterwuchs und anderen Pflanzen säubert und die Kaffeebäumchen dann ebenfalls reihenweise pflanzt; drittens, indem der Kaffeebaum zur Umzäunung von Grundstücken und Dörfern benutzt wird. Der von diesen Kaffeezäunen gewonnene Kaffee wird „Paggerkaffee“ (von Pagger, d. h. Zaun), der in Wäldern erzeugte „Waldkaffee“, der von den Plantagen producirte „Dadapkaffee“ (von Dadap, dem malaiischen Namen der erwähnten Erythrina) genannt. Von Java ist der Anbau des Kaffeebaumes auch nach Sumatra, Celebes und Borneo verpflanzt worden, doch mit geringem Erfolge. Auf Sumatra (in der Regentschaft Menado und nach der Westküste dieser Insel) wurde von der Regierung die Zwangskaffeeanpflanzung schon 1830 versucht, gleichzeitig auch auf der nach Norden gerichteten Halbinsel von Celebes. Auf Sumatra ist der Zwang vor einigen Jahren aufgehoben und versucht worden, den Kaffeebau zu freier Volkskultur werden zu lassen. Allein der Kaffeebau will dort, wie auch auf Celebes und Borneo, nicht prosperiren. Anders auf Java, wo die Zwangskultur in dem halben Jahrhundert ihres Bestehens der holländischen Regierung bereits Tausende von Millionen Gulden eingetragen hat. Wie hart aber der Druck dieser Zwangskultur noch immer auf der eingeborenen Bevölkerung lastet, ergiebt sich daraus, daß die holländische Regierung den Eingeborenen, welche zum Kaffeebau gezwungen sind, für einen Pikul trocken abgelieferter Bohnen nur 14 Gulden bezahlt, während auf dem Markte in Holland der Preis des Pikuls 1873 schon 87,2 Gulden betrug. Da die Regie- und Transportkosten (mit Einfluß jener 14 Gulden) sich pro Pikul nur auf 26,84 Gulden beliefen, betrug der Nettogewinn der Regierung dort pro Pikul 60,36 Gulden. Früher war der Gewinn noch größer, so lange die kaffeebauende Bevölkerung den Pikul trockener Bohnen für den Preis von 3,75 Gulden abliefern mußte. Die Kaffeekultur gewinnt auf Java immer größere Ausdehnung. Während 1870 die Gesammtzahl der fruchttragenden Bäume, von denen geerntet wurde, mit Ausnahme der „Fürstenländer“ (d. h. der unter einheimischen Fürsten stehenden Residentschaften Djocjakerta und Surakerta, in denen der Kaffeebau dem Regierungszwange nicht unterliegt) 214553997 Gulden betrug, belief sich dieselbe 1873 bereits auf 239079225. Geerntet wurden in diesem Jahre 773338 Pikuls Kaffee im Werthe von 36165850 Gulden. Von Privatpersonen wurden in jenem Jahre im Werthe von 15965225 Gulden an Kaffeebohnen exportirt. Java behauptet jetzt unter allen Tropenländern, wo Kaffee gebaut wird, nächst Brasilien die erste Stelle, könnte aber, wenn der Kaffeebau ganz frei, leicht das Doppelte, wenn nicht das Dreifache an Kaffee produciren und dann den Weltmarkt bezüglich des Kaffees vollständig beherrschen. Bei der Fortdauer der Zwangskultur auf Java droht aber Ceylon, wo der Kaffeebau vollkommen frei ist und in neuester Zeit einen enormen Aufschwung genommen hat, so daß derselbe schon jetzt mehr als ein Fünftel des gesammten Kulturbodens einnimmt, der Perle der Malaieninseln und Niederländisch-Indiens in Kurzem den Rang abzulaufen. Der Kaffeebau wird auf Java zwar schon, wie bereits erwähnt, in der Niederungszone betrieben, die meisten Plantagen und Waldkulturen befinden sich aber in einer Höhe von 2000 bis 4000 Fuß über dem Meere; einzelne liegen sogar noch höher. Die Verbreitung des Kaffeebaumes hat die vegetative Physiognomie der Insel wesentlich verändert, aber zu ihrem Vortheil, wegen der dichten Belaubung dieses Baumes mit dunkelgrünen, starkglänzenden Blättern. Der Kaffeebaum selbst bietet im blühenden und fruchttragenden Zustande durch seine schöngeformten schneeweißen Blüthen und kirschenartigen, mit zunehmender Reife immer röther werdenden Früchten einen sehr schönen Anblick dar. Uebrigens werden die Kulturbäume selten über 15 Fuß hoch, während in verlassenen und verwilderten Waldkulturen sich Kaffeebäume von mehr als das Doppelte jener Höhe finden, die mit ihren dichtbelaubten Kronen und bedeckt mit Moosen, Flechten, Farrenkräutern, Orchideen und anderen pseudoparasitischen Pflanzen einen höchst malerischen Anblick gewähren.

Einen sehr wichtigen Zweig des Ackerbaues bildet endlich auf Java die Kultur der Tabakspflanze, welche dort von den heißesten Gegenden der Niederungszone bis zu einer Höhe von 5000 Fuß betrieben wird. Aber auch auf allen übrigen malaiischen Inseln, selbst denjenigen,

Digitized by Google

welche nicht unter der Oberhoheit der niederländiſchen Regierung ſtehen, wird der Tabaksbau eifrig betrieben. Früher gehörte auch der Tabaksbau, wenigſtens auf Java, zu den Regierungskulturen, doch iſt derſelbe ſchon ſeit langer Zeit frei gegeben. Obwohl die Güte der auf Java und den übrigen Malaieninſeln erzeugten Tabaksblätter hinter denen von Cuba und Luzon (Manila) bedeutend zurückſteht, iſt der Tabaksbau doch ein ſehr einträglicher Zweig der Landwirthſchaft insbeſondere auf Java. 1873 wurde von dort, zum allergrößten Theil für den europäiſchen Markt, an Tabak im Werthe von 9442552 Gulden à 36 Cent pro Pfund ausgeführt und ſeitdem hat auch dort die Kultur der Tabakspflanze eine immer größer werdende Ausdehnung gewonnen.

In der untern Gebirgszone, der Zone der malaiiſchen Urwälder und der Forſtwirthſchaft, welche auf Java und Sumatra ebenfalls reiche Erträge liefert, werden neben dem Kaffeebaum und der Tabakspflanze keine Kulturpflanzen gebaut, welche von beſonderer Bedeutung für die Bevölkerung der Inſeln wären. Nur der in den Jahren 1840 bis 1842 (während des erſten engliſch-chineſiſchen Krieges) aus China nach Java verpflanzte Theeſtrauch (Thea chinensis Sines.) verdient noch erwähnt zu werden. Obwohl derſelbe in einer Höhe von 3000 bis 4000 Fuß ganz gut gedeiht, ſo hat ſein Anbau, trotzdem von der niederländiſchen Regierung nichts verſäumt wurde, um denſelben zu fördern und in Aufſchwung zu bringen, bis jetzt den gehegten Erwartungen nicht entſprochen. Die Qualität des javaniſchen Thees iſt und bleibt geringer als diejenige des chineſiſchen und nur die ſich fortwährend ſteigernde Konſumtion von Thee, deſſen Genuß ſich immer weiter über die Erde verbreitet, macht es erklärlich, daß der javaniſche Thee doch Abnahme findet und daß z. B. 1875 doch für 2442445 Gulden an Werth Thee aus Java exportirt worden iſt, das Pfund zu 1¼ Gulden berechnet.

Bei weitem mehr Ausſicht auf Proſperität beſitzt die in der obern Gebirgsregion Javas ſeit 1854 betriebene Kultur der Chinarindenbäume (Cinchona). In dem genannten Jahre wurden die erſten Chinapflänzchen von Dr. Harrkal (einem deutſchen Botaniker in holländiſchen Dienſten) nach Java gebracht und im Mai 1880 befanden ſich in ſämmtlichen Chinaplantagen der Regierung bereits 1723130 Bäume. Wenn aber auch die Mehrzahl der Chinabaumplantagen der Regierung gehört, ſo iſt doch der Anbau der Chinabäume kein ausſchließliches Monopol derſelben, ſondern auch Privatperſonen derſelbe erlaubt. Und auch in den Regierungsplantagen geſchieht der Anbau nicht zwangsweiſe, ſondern theils durch freie ſtändige Arbeiter gegen feſte Bezahlung, theils durch Tagelöhner. Die meiſten Gouvernementsplantagen liegen in einer Höhe von 5000 Fuß und darüber über dem Meere, doch hat die Erfahrung gelehrt, daß die Rinde des Cinchona Calisaya, welche in Peru eine der beſten Chinarinden liefert, auf Java ſelbſt von bloß in 400 Fuß Seehöhe gewachſenen Bäumen von derſelben Güte iſt, wie bei 5000 Fuß Höhe. Die meiſten Privatplantagen befinden ſich auch nur zwiſchen 800 bis 1000 Fuß Seehöhe. Die Vermehrung geſchieht theils durch in Miſtbeeten und Glashäuſern gezogene Stecklinge, theils durch Ausſaat. Guten Samen liefern bereits alle älteren Plantagen; für die Gewinnung der Rinde ſind aber die Bäume auch dieſer Plantagen noch zu jung, doch hat man ſich durch Verſuche überzeugt, daß deren Rinde bezüglich des Gehalts an Chinin der peruaniſchen nicht nachſteht, weshalb die Kultur der Chinabäume für Java und die niederländiſche Regierung in der That eine bedeutende Einnahmequelle zu werden verſpricht.

Schließlich ſei noch des Bamburohres gedacht, welches auf allen Malaieninſeln als Baumaterial und zu allen möglichen techniſchen Zwecken benutzbar eine ebenſo wichtige Rolle ſpielt, wie auf dem tropiſchen Theile des aſiatiſchen Feſtlandes. Auf den Malaieninſeln wachſen drei Arten dieſes baumartigen Graſes wild: Bambara vulgaris Wendl. (das gemeine Bamburohr), B. verticillata und nigro-ciliata Blume, deren bis ſchenkeldicken vollkommen verholzten Halme 60 bis 80, bisweilen aber ſogar bis 170 Fuß Höhe erreichen. Außer den genannten drei Arten unterſcheiden aber die Malaien noch mehrere andere, welche Varietäten oder Kulturformen zu ſein ſcheinen. Die Bambus kommen nämlich nicht nur wild vor, ſondern werden wegen ihrer Nutzbarkeit auch überall in der Niederungs- und untern Gebirgszone angepflanzt; ja es iſt wahrſcheinlich, daß von den exiſtirenden Bambuswäldern viele, namentlich in unmittelbarer Nähe von Ortſchaften befindliche, durch Anpflanzung entſtanden ſind. Die Stämme der Bambus liefern das gewöhnliche Baumaterial für die Hütten der Eingeborenen aller Inſeln, für die Flöße auf den großen Flüſſen von Sumatra und Borneo zur Abfuhr der Bodenerzeugniſſe, zu den ſchwimmenden, „Rakkits“ genannten Häuſern, aus denen in der Stadt Palembang zu beiden Seiten des Muſiſtromes die überwiegende Mehrzahl der Wohnungen beſteht und welche man auch in anderen an den großen Flüſſen Sumatras gelegenen Ortſchaften findet, Häuſer, welche bloß durch Rotangrohrtaue mit dem Ufer verbunden leicht von einer Stelle zur andern, von Ort zu Ort verſetzt werden können. Einzelne Glieder der dickſten Halme, denen man bloß eine Scheidewand gelaſſen, dienen überall als Waſſereimer, während die dünnen Halme und Aeſte zu allerhand Flechtwerk benutzt werden. Neben den eigentlichen Bambus iſt aber noch beſonders bemerkenswerth die zur Bambuſaceengruppe gehörige Gattung Schizostachyum, deren Arten, ebenfalls Baumgräſer, unter dem Namen „Auwer-Auwer“ von den Eingeborenen als Schutz- und Vertheidigungsmittel zu lebenden Wällen und Hecken benutzt werden. Die Halme und Zweige dieſer den Malaieninſeln eigenthümlich angehörenden Baumgräſer ſind nämlich dicht mit langen, ſtarken, eiſenharten Stacheln beſetzt und ſelbſt von eiſenharter Beſchaffenheit. In mehrere parallele Reihen dicht neben einander um Ortſchaften gepflanzt, bilden dieſelben, zu vollkommener Höhe erwachſen und mit ihren Aeſten unter einander verſchlungen, vollkommen undurchdringliche Wälle, unter denen hinweg oft nur unterirdiſche, bloß den Einwohnern bekannte Zugänge in das Innere führen. Manche dieſer lebenden grünen Wälle, wie diejenigen der eigentlichen beſten Plätze der Eingeborenen auf Sumatra und anderen Inſeln, beſitzen eine Dicke von 30 bis 40 Ellen. Dergleichen Wälle ſetzen ſelbſt den Kugeln und Sprenggeſchoſſen Krupp'ſcher Kanonen einen weit größern Widerſtand entgegen, als Erdwälle und Steinmauern, weshalb neuerdings die Holländer dieſe Stachelbambus ebenfalls zu fortifikatoriſchen Zwecken in Niederländiſch-Indien anzuwenden angefangen haben.

Eine Wanderung durch die Mongolei [1]).

C. H. Im Jahre 1872, als der neue zum Viehtransport geeignete Weg von Minuſſinsk durch die Mongolei nach Irkutsk noch nicht genügend bekannt war, erbot sich ein Kosakenofficier aus dem Dorfe Karatuskoje, Namens Iwan Alexeijewitsch Terskow, mir den bequemsten und kürzesten Weg aus dem Gebiete von Minuſſinsk ins Gouvernement Irkutsk zu weisen: über das Dorf Amylsk am Flusse Sistikem und von da über das Gebirge Jergik-Irgak-Taiga.

Da ich keinen Grund hatte, an der Wegkenntniß des Herrn Terskow zu zweifeln, so ging ich auf seinen Vorschlag ein. Ich kaufte in der Umgegend von Minuſſinsk 240 Pferde, um dieselben auf dem Wege, den Terskow mich führen wollte, nach Irkutsk zu treiben. Glückte die Expedition, so war damit viel erreicht, ein neuer Weg für den Viehtransport von Minuſſinsk nach Irkutsk eröffnet. Ich miethete mir elf tüchtige Arbeiter, nämlich acht Eingeborene und drei Russen, und am 20. Juli a. St. 1872 machten wir uns, begleitet von den guten Wünschen unserer Verwandten und Bekannten auf den Weg.

Wir marschirten von Minuſſinsk zuerst gen Osten nach Karatus, dann aufwärts im Thale des Flusses Amyl; dann überschritten wir die Wasserscheide, von welcher einerseits die Zuflüsse des das Gebiet von Minuſſinsk durchströmenden Amylsystems, anderseits die Zuflüsse des das Land der Sojoten durchziehenden Sistikemsystems ihren Ursprung nehmen, und stiegen am 3. August in das Thal des Flusses Sistikem hinab. Ich werde diesen Weg nicht beschreiben, weil die betreffende Lokalität bereits von einigen gelehrten Reisenden, darunter vom Astronomen Schwarz, besucht worden ist, und beginne meine Schilderung an der Stelle des Sistikem-Thales, wo der Fluß Bljälik in den Sistikem fällt.

Wir machten am 3. August Halt in einem weiten Wiesenthal, welches mit üppigem, reichlichem, den Waldwiesen eigenthümlichem Pflanzenwachsthum bedeckt war. Dasselbe ist allseitig durch Berge von beträchtlicher Höhe eingeschlossen; weit gen Norden konnte man die Schneegipfel des Jergik-Irgak-Taiga sehen. Die Berge waren mit Wald, hauptsächlich Kiefern, Fichten und Cedern bedeckt; hier und da bemerkte man einige entblößte Stellen.

Wir machten hier zwei Tage lang Halt, um ein Floß herzustellen, welches die Fortschaffung unserer Bagage stromabwärts auf dem Flusse Sistikem ermöglichen sollte. Dieselbe bestand im Ganzen aus 40 Pud, darunter 10 Pud getrockneten Fleisches, 20 Pud Zwieback, dazu ein geringes Quantum Thee, Zucker, Tabak und anderen zur Reise nothwendigen Dingen. Wir waren so sehr vom Erfolge unseres Unternehmens überzeugt, daß wir unsern Vorrath für vollständig ausreichend hielten.

Am 5. August machten wir uns wieder auf den Weg, dem Flußlaufe des Sistikem nach Süden folgend, in dessen Thal wir etwa 70 km zurücklegen hatten. Wir gebrauchten dazu drei Tage; der Weg ist nicht gerade sehr bequem, hat aber keine besonderen Schwierigkeiten. Da aber der Sistikem sehr viele Windungen macht, und stellenweise die hohen Berge mit ihren steilen Abhängen bis an den Fluß herantreten, so mußten wir an mehr als 15 Stellen durch den Fluß waten. An zwei Stellen, etwa in der Mitte des Weges, strömt der Fluß zwischen hohen Felsen; über die Berge zu steigen wäre sehr beschwerlich gewesen, wir mußten daher mit der ganzen Pferdeherde den Fluß stromabwärts schwimmen. Der Charakter der Gegend fing an, sich bereits am zweiten Tage unserer Reise zu ändern: etwa nach 25 km zeigten sich Kiefern, abwechselnd mit Tannen- und Lärchenbäumen, dann begannen die Wälder lichter zu werden. Auch das Graswachsthum veränderte sich; es zeigte sich der Charakter der Steppenwiese. An Gewässern, welche den Namen von Flüssen verdienten, fanden sich auf dieser Strecke nur zwei: Sikem und Sebi; daneben viele kleine Quellen; beide Nebenflüsse, Sikem und Sebi, fallen von rechts in den Sistikem, der Sikem 60 km, der Sebi 40 km von der Mündung des Sistikem. Am Abend des dritten Tages schlugen wir unser Nachtquartier am Ufer des Sistikem auf, 10 km von seiner Mündung, gegenüber einem am andern Ufer gelegenen Uluß (Dorf) der Sojoten [1]). Der Uluß besteht nur aus drei Jurten, welche von konischer Form aus Birkenrinde aufgebaut sind. Die Menschen sind arm und leben von Viehzucht; ihr ganzer Viehstand war eine Pferdeherde von 15 Stück, dazu einige Kühe und Schafe; außerdem besaßen sie Renthiere, welche gegenwärtig in den nahen Bergen weideten, dieselben werden Winters vor die Narten (Schlitten) gespannt, im Sommer als Reitthiere benutzt.

Sehr interessant war uns die originelle Art und Weise Heu aufzubewahren. Den Gebrauch von Sensen zum Mähen des Grases kennen die Sojoten offenbar nicht; sie schneiden das Gras mit ihren gewöhnlichen 6 bis 7 Werschok (25 bis 29 cm) langen Messern; dann flechten sie daraus 2 bis 3 Saschen (4 bis 6 m) lange und etwa 3 Werschok (13 cm) dicke Taue und hängen diese an die nächsten Bäume, was einen sehr sonderbaren Anblick gewährt. Im Winter machen sie die Taue aus einander und haben ein sehr schönes, wohlriechendes, grünes Heu. In der Gegend, wo der Uluß liegt, hat das Thal eine Breite von 2 km; es wachsen hier nur einzelne Kiefern; an den Ufern des Flusses giebt es Faulbaum (Prunus padus) und Sandweide. Da wir uns von hier nach links zu einer zwischen dem Sistikem und dem Kamsara liegenden Ebene wandten, so mußten wir unser Floß aufgeben. Am 9. August legten wir nur 10 Werst zurück und machten auf jener Ebene inmitten einer prächtigen von Kieferwäldern eingeschlossenen Wiese Halt. Am 10. August gelangten wir an den großen Fluß Kamsara, einem Nebenfluß des Peikem, etwa 17 km vor seiner Mündung; wir bauten uns zum Zweck der Ueberfahrt ein Floß und schafften so unsere Bagage auf das linke Ufer; die Pferde durchschwammen den Strom. Die Kamsara ist ein recht großer, tiefer und schnellfließender Strom; die Ueberfahrt ist nicht gefahrlos, es liegen viele Steine mitten im Flusse, an welchen das Wasser braust, wie bei Untiefen. Wir übernachteten hier: die Gegend ist ebenes Wiesenland mit spärlichem Walde, an Futtergras kein Mangel.

---

[1]) Nach dem Russischen. „Orient-Rundschau" 1883, Nr. 7 und 8. Die Schilderung ist dem Tagebuche eines Herrn Safjanow entnommen, welches der bekannte Reisende S. N. Potanin der Redaktion einsandte.

[1]) Die Sojoten gehören zum Chinesischen Reich.

Digitized by Google

Am 11. August brachen wir auf; unser Weg führte uns nach rechts zum Flusse Ija; soweit ich in Erfahrung bringen konnte, kommt derselbe aus einem großen, hoch im Gebirge Jergik-Irgak-Taiga gelegenen See, etwa 70 km von unserm Haltepunkte. Dieser See soll recht tief sein, einige Kilometer Durchmesser haben und einen beträchtlichen Fischreichthum besitzen. Die Fische sind so zahlreich, daß sie im Winter an seichten Stellen, wo kein Eis das Wasser bedeckt, mit den Händen gefangen werden. Die Sojoten gehen zum Zweck des Fischefangens einfach bis an die Knie ins Wasser, und ein Mann ist im Stande, ganze Haufen von Fischen aufzuwerfen. Am Abend schlugen wir unser Nachtlager am Flusse Ija auf. Hier befinden sich viele Jurten; die hier wohnenden Sojoten beschäftigen sich hauptsächlich mit Fischfang und Jagd. Nach ihrer Aussage bleibt das Niveau des Wassers im Flusse Ija das ganze Jahr unverändert.

Am 12. August überschritten wir den Fluß Ija und wanderten 15 km gen Osten über eine große offene steppenartige Ebene bis zum Flüßchen Tograkem, einem rechtsseitigen Nebenflusse des Peikem. Hier gelangten wir zu einem großen Uluß (Dorf), in welchem der Uchereda (Haupt) der Sojoten von Todtschinsk wohnt. Obgleich dieser Uluß bei allen hierher gehörigen Sojoten eine gewisse Berühmtheit genießt, so unterscheidet er sich in Folge seiner Aermlichkeit gar nicht von den anderen Ulussen des Gebiets. Alle Jurten sind aus Birkenrinde angefertigt, von konischer Gestalt. Die Einrichtung einer Jurte ist bei den gemeinen Sojoten äußerst ärmlich; statt der zusammengenähten Filzdecken (Woilok genannt), wie sie zum Aufbau der Jurten von den Sojoten der Steppe benutzt werden, werden hier Renthierfelle, welche meist sehr verrieben sind, verwandt; statt der bemalten Kisten (Abdra) hat man hier Säcke aus Häuten (Barba). Einzelne Jurten sehen ganz wie Zelte aus. Nur allein die Jurte des Uchereda war etwas behaglicher und mit einem gewissen Anspruch auf Luxus eingerichtet; hier traf ich bemalte Kisten, Filzdecken mit Stickereien, Gestelle zu den Geschirren und mancherlei, dessen ein so wichtiger Beamter, ein Besitzer von 200 Stück Vieh und 300 Renthieren bedarf. Mit Ausnahme zweier oder dreier, welche Vieh halten, besitzen alle übrigen Sojoten nur wenige Renthiere, und da die Jagd nicht so viel abwirft, um damit das ganze Jahr hindurch die Familie zu ernähren, so genießen sie viele Vegetabilien: Hundszahn, Lilien, Rinde von Lärchenbäumen, besonders aber Cedernüsse. Aus den Cedernüssen formen sie zum Winter faustgroße Kuchen. Hier und da essen sie auch Fische. Der Uluß des Uchereda liegt in einer von bewaldeten Bergen umgebenen Ebene; in der Nähe davon am linken Ufer des Flusses Peikem befindet sich der Götzentempel von Todtschinsk. Mir ist dieser Uluß deshalb besonders erinnerlich, weil hier Herr Terskow, unser Führer, zum erstenmale mir eröffnete, daß er weiter den Weg nicht kenne, er hätte nur gehört, daß man hier das nächste Gebirge übersteigen müsse, von dessen nördlichem Abhange der Irkut und die anderen Flüsse des Angarasystems herabströmen. Diese Entdeckung erschreckte unsere Karawane. Was sollte geschehen? Nach Minussinsk umzukehren, war unthunlich, ganz abgesehen von dem Verlust an Zeit und Geld. Anderseits erschien es äußerst riskant, eine so bedeutende Pferdeheerde auf einem unbekannten Wege weiter zu treiben. Ich entschloß mich aber, unter allen Umständen weiter zu marschiren.

Da ich sojotisch sprechen kann und mit den Gebräuchen der sojotischen Diplomatie genugsam bekannt bin, so wandte ich mich zuerst an den Uchereda, um ihn auszuforschen. Im Laufe zweier Tage erfuhr ich etwa Folgendes: Der Uchereda wußte wirklich, daß ein Fluß Angara existirte, und daß an demselben eine große Stadt liegt, in welcher ein hoher russischer Dsjänsjun (chinesisch = Beamter) wohnt; im Sommer zum Angara zu gelangen, sei unmöglich, weil es keinen Weg dahin gäbe; sie, die Sojoten, welche an den Zuflüssen des Sistikem und Peikem wohnen, kommen um zu handeln, aber nur im Winter, auf dem nahe liegenden Grenzgebirge mit russischen Buräten zusammen, welche am Fluß Tissa und anderen Zuflüssen der Oka (linksseitiger Nebenfluß der Angara) leben. Bei den Unterhandlungen mit dem Uchereda mußte ich schlau zu Werke gehen; ich theilte ihm mit, daß die Pferde nicht mir, sondern der russischen Krone gehörten, und daß, falls die Sojoten mir keinen Führer geben würden, ich genöthigt wäre, meine ganze Herde der Verantwortung ihm, den Uchereda, zu überlassen. Das hatte zur Folge, daß man mir endlich gegen eine bestimmte Zahlung einen Führer bis zur russischen Grenze, d. h. bis zum Punkte der Zusammenkunft der Sojoten und Buräten, gab. Man schlug mir noch einen andern Weg, der bequemer sein sollte, längs dem Schischkit vor, allein ich ließ mich darauf nicht ein; der Weg war auch nicht recht bekannt, überdies länger als der erste.

Endlich am 17. August konnten wir unsere Reise fortsetzen: den neuen Führer bewachten wir sehr genau, aus Furcht, daß er uns verlassen könnte. Anfangs ging der Weg links vom Uluß etwa 6 Werst über die Ebene, dann stieg er eine Anhöhe hinan. Jenseits der Anhöhe machten wir in einem Walde von Lärchenbäumen und Kiefern zur Nacht Halt. Hier waren wir genöthigt, das erste Pferd zu schlachten, um unsere stark geschmolzenen Speisevorräthe zu vermehren, überdies konnte Terskow und drei Arbeiter kein Pferdefleisch essen, deshalb mußten wir ihnen ein größeres Quantum von anderen Nahrungsmitteln überlassen.

Am 18. August führte unser Weg uns weiter ins Gebirge hinein; wir gelangten zu einem kleinen Gebirgssee mit steinigem Grunde; rechts von uns war ein großer See sichtbar, dessen Namen ich nicht mehr weiß; vor uns dicht bewaldete Berge. Der Boden ist steinig, die Vegetation spärlich, Moose und Flechten walten vor. Wir legten an diesem Tage nur 10 Werst zurück; es war uns ernst zu Muthe, da wir immer weiter in eine uns ganz unbekannte Gegend geriethen.

Wir passirten keinen einzigen Uluß. Dagegen trafen wir drei reitende Sojoten; einer derselben hatte am Sattel ein originelles, aus Haaren angefertigtes Netz hängen. Auf meine Frage nach der Bedeutung desselben erklärte man mir, daß es ein Netz zum Fischen in flachen Gewässern sei; man erbot sich, natürlich gegen eine bestimmte Belohnung, in dem nächsten See Fische zu fangen, worauf ich mit Freuden einging. In etwa einer halben Stunde erhielten wir ein solches Quantum Fische, daß wir nicht allein zum Mittagessen für 14 Personen hinreichend hatten, sondern noch einen Vorrath von $1\frac{1}{2}$ Pud (24 kg) einsalzen konnten. Die Art und Weise des Fanges war sehr einfach: der Sojote ritt ins Wasser, warf das Netz, welches er an einer Wurfschlinge befestigt hatte, aus und drehte sich einigemal im Kreise. Die Fische sammeln sich dabei wie in einem gewöhnlichen Schleppnetz. Innerhalb einer halben Stunde wurden bei zweimaligem Auswerfen des Netzes fast 3 Pud (ca. 48 kg) an Fischen gefangen.

Am 19. August machten wir nur 12 km. Wir marschirten auf einem kleinen Pfade durch den Wald; der Boden ist steinig, die Vegetation spärlich, hier und da Sümpfe, auf welchen außer Torfmoosen nur Heidelbeeren, Preißel-

Digitized by Google

beeren und andere kleine Sträucher wuchsen. Die Gegend ist reich an Seen, welche klein, nicht tief sind, einen steinigen Boden haben und durch kleine Kanäle oder Flüßchen mit einander in Verbindung stehen. Unsere Pferde mußten an diesem Tage sich mit der halben Futterration begnügen. Am 20. August kamen wir an den Fluß Baschkem, marschirten stromaufwärts durch dichten Cedernwald und schlugen nach 15 km in einem, am Ufer des Baschkem befindlichen Uluß der Sojoten unser Nachtlager auf. Der Uluß besteht aus 5 Jurten mit 20 Einwohnern, welche uns durch ihren kleinen Wuchs überraschten. Sie waren nicht größer als 2 Arschin (1,4 m), unterschieden sich jedoch in ihren Physiognomien nicht von den übrigen Sojoten des Gebiets, zu welchem sie gehörten. Einen alten Mann von 60 Jahren hob ich in die Höhe, er schien mir nicht viel über ein Pud (16 kg) zu wiegen. Unsere Ankunft setzte die Sojoten in Erstaunen; sie hatten noch nie Russen gesehen, zumal in solcher Anzahl und mit so vielen Pferden. Trotz der Armuth des Ulusses waren wir doch sehr erfreut, in einer so beträchtlichen Höhe, wo wir kaum menschliche Niederlassungen erwarteten, Menschen zu finden. Der ganze Besitz jener kleinen Leute bestand in einer unbedeutenden Herde von Renthieren, mit deren Milch man uns bewirthete. Am 21. August stiegen wir noch weiter höher hinauf ins Gebirge (Sajanische) und machten nach 15 km Halt. Die Gegend ist offen, mit niedrigen Cedern hier und da bestanden; der Boden stellenweise nackter Fels, stellenweise bedeckt mit einer arschinhohen (ca. 70 cm) Schicht von Renthiermoos. Seen giebt es hier keine, wohl aber zahlreiche in den Baschkem strömende Bäche. Am Abend fiel Schnee und die Temperatur sank bedeutend. Am 22. August stiegen wir noch höher und erreichten nach 7 km die Höhe, welche schon ganz mit Schnee bedeckt war. Wir schlugen in einer tiefen Höhlung (Mulde) unser Nachtlager auf; glücklicherweise war die Mulde schneefrei, sie war von Bergen umgeben und vor Winden geschützt, mit spärlichen aber grünenden Pflanzen bedeckt; außerdem gab es strauchartige Birken und Zwergcedern. Die umliegenden Berge waren entweder nackte Felsen oder mit Flechten bedeckt.

Vom 22. bis 30. August marschirten wir nun auf den Höhen des sajanschen Gebirgszuges gen Nordosten; wir machten nicht mehr als etwa 10 km täglich. Obgleich wir nur eine geringe Strecke auf ziemlich ebenem Wege zurücklegten, so ermüdeten die Pferde dennoch sehr, weil sie kein anderes Futter hatten als Moos und Flechten. Unser eigener Zustand war nicht viel besser als der unserer armen Pferde! Unserm Blicke boten sich nur unerfreuliche Bilder dar: Berge und wieder Berge, so weit das Auge dringt; die Breite des von uns durchwanderten Gebirgsrückens betrug etwa 30 und mehr Kilometer; stellenweise ragten einzelne isolirte Kegel hervor — die höchsten Spitzen des Gebirges, welche sich in den Wolken zu verlieren schienen. Wenn wir die Ueberzeugung gehabt hätten, daß wir nach einigen Tagen in Sicherheit sein konnten, so hätten wir uns an den großartigen Landschaften, welche uns von allen Seiten entgegentraten, erfreuen können. Aber wir waren niedergeschlagen, hungrig, halb erstarrt vor Kälte, voll Furcht, in dem Gebirgs-Labyrinth zu Grunde zu gehen, wir hatten keine Freude an Landschaftsbildern. Es gab viel trübe Stunden innerhalb jener acht Tage! — Die Gegend war nicht völlig baumlos; stellenweise fanden sich kleine Gruppen von Cedern, zumal dort, wo sie vor nordischen Winden geschützt waren. Etwa in der Mitte des Bergsattels kamen wir durch einen Cedernwald und fanden in demselben Spuren zeitweiligen Aufenthalts von Menschen, nämlich pyramidenförmig zusammengestellte dünne Stangen, das Gerüst konischer Jurten aus Birkenrinde. Birken gab es keine hier, wie ich aber erfuhr, führen die betreffenden Bewohner der Jurte die Rinden mit sich und nehmen sie wieder zurück. Hier eben haben die Sojoten und die Burâten alljährlich im Winter ihre Zusammenkunft.

Zu den Unbequemlichkeiten dieses Marsches gesellte sich noch die Sorge um die Pferde, welche auf den schlechten Wegen zusammenzuhalten keine leichte Mühe war. Glücklicherweise war das Wetter klar; der am 21. August gefallene Schnee schmolz freilich nicht, aber es fiel kein neuer.

Am 30. August endlich war der Marsch auf dem Bergrücken beendigt und wir stiegen am nördlichen Abhange hinunter in das Thal des Flusses Tissa, einem Nebenflusse der Oka, wie unser Sojotenführer uns erklärte. Hier höre, sagte er, seine Mission auf, weiter wisse er den Weg nicht, allein im Thale des Flusses Tissa könnten wir ungehindert zu den nächsten burâtischen Niederlassungen kommen. Obgleich ich nicht völlig von der Wahrheit dieser Aussage überzeugt war, weil ich nicht die geringsten Spuren menschlicher Ansiedelungen sah, so durfte ich dennoch den Führer nicht zurückhalten. Er bekam den ihm zugesagten Lohn, ein Pferd und andere Geschenke und zog seines Weges.

Die Gegend, in welcher uns unser bisheriger Führer zurückgelassen hatte, war eine herrliche Bergwiese, bedeckt mit saftigem Grase, das unseren Pferden nach dem zehntägigen Bergmarsche ausgezeichnet mundete. Unsere Pferde befanden sich ganz wohl dabei, aber wir keineswegs. Wohin hat uns der Führer gebracht? Wo sind wir? Ist das wirklich der Fluß Tissa? In unserer Karawane bildeten sich Parteien; die eine wollte die Pferde zurücklassen und mit dem Führer zu den eben verlassenen Sojotenjurten zurückkehren; die andere wollte vorwärts. Es gelang mir endlich, die Murrenden zu überzeugen, daß eine Rückkehr nach Minussinsk undenkbar sei, daß uns nichts anderes übrig bleibe als weiter zu wandern, dem Flusse Tissa entlang.

Am 31. August begannen wir vom Gebirge in das Flußthal hinabzusteigen. Der Fluß ist bald fast 1 km breit, bald von dicht andrängenden Felsmassen eingeengt, daher für Viehtransport völlig ungeeignet. Am Nachmittage desselben Tages stießen wir auf ein natürliches Hinderniß, welches uns zwang still zu halten; die Pferdeknechte fingen abermals an zu murren. Wir waren in eine Art Falle gerathen: der Fluß Tissa bildet nämlich hier ein etwa 6 km im Umfange messendes, von hohen steil aufstrebenden Felsen umgebenes Wasserbecken, eine Art See. Ich ließ die Karawane zurück und wanderte in Begleitung eines einzigen Menschen am 1. September voran, um einen Ausweg zu erspähen. Wir kletterten im Zickzack auf die Höhe des unmittelbar am Flusse befindlichen Bergrückens hinauf: der Berg war mit Lärchenbäumen bewachsen, aber nicht sehr breit, etwa 30 Saschen (63 m). Hier oben geriethen wir auf einen kleinen Fußpfad, verfolgten denselben etwa 200 Saschen (420 m) und fanden auf demselben Pferdemist — das belebte unsern Muth. Wir traten auf eine mehr freie Stelle des Berges heraus und erblickten folgende Landschaft: vor uns öffnete sich ein recht großes und breites Thal, umgeben von bewaldeten Bergen; in dem einen Winkel des Thales stellt sich der Fluß als ein weiter See dar; zwei andere kleine Flüßchen durchschneiden das Thal. Wir stiegen vom Berge hinab in das Thal und nach einem Marsche von 2 km sahen wir ein weißes Pferd und daneben deutlich aufsteigenden Rauch. Wir rückten näher heran und erkannten einen Burjâten, welcher sich Fleisch am Spieße briet. Ich vermag das Gefühl der Freude nicht wiederzugeben!

Meine Kenntniß des Mongolischen reichte nicht hin,

Digitized by Google

um dem Burâten die ganze Sachlage aus einander zu setzen; doch konnte ich so viel wenigstens verstehen, daß in allernächster Nähe eine burätische Ansiedelung sich befinde und in derselben auch ein Russisch sprechender Burâte. Wir wurden, nachdem der Jäger mit uns sein Mahl getheilt, zur Ansiedelung geführt, welche nur aus 10 Jurten bestand. Ich begab mich sofort zu dem Dolmetscher, welcher freilich wenig Russisch konnte, jedoch genug, um sich mit uns zu verständigen. Zuerst hielt er mich für einen Kaufmann, welcher aus Irkutsk gekommen sei, um Vieh zu kaufen. Als ich ihm erklärte, daß wir aus der Mongolei über das Sajanische Gebirge kämen, zweifelte er daran; er war so fest von der Unmöglichkeit eines derartigen Marsches überzeugt, daß er uns für entflohene Sträflinge hielt. Um seinen Verdacht abzulenken, kaufte ich von ihm einen Ochsen und einen Hammel. Den Ochsen ließ ich bei ihm, dagegen wurde der Hammel geschlachtet und mit dem Fleische beladen, kehrten wir gegen Abend zu unseren Kameraden zurück, welche um uns wie um sich große Angst ausgestanden hatten. Unsere Ankunft erregte große Freude.

Am Morgen des 3. September brachen wir auf, marschirten 3 km zurück, um den See zu umgehen und stiegen dann in einer Schlucht bergan. Nachdem somit der See umgangen war, gelangten wir an die Stelle, wo wir den ersten Burâten getroffen, und Abends rückten wir mit der ganzen Pferdeherde in den Burâtenuluß ein.

Nachdem wir einen Tag im Uluß verweilt, setzten wir am 5. September, dem Flusse Tissa folgend, unsern Weg fort. Der Fluß macht hier starke Krümmungen, bald zwischen Bergen, bald zwischen Niederungen dahinfließend. Auf den Niederungen waren häufig Sommerniederlassungen sichtbar: Jurten aus Balken erbaut und mit Rasen bedeckt. Die Besitzer dieser Sommerjurten trafen wir nicht mehr an, sie hatten dieselben bereits verlassen, um die Winterquartiere aufzusuchen. 25 km vom ersten burätischen Uluß machten wir zur Nacht Halt bei einer solchen Sommerniederlassung am linken Ufer des Tissa. Das Thal des Tissa hat hier nur eine Breite von 150 Saschen (circa 300 m). Futterkräuter waren nur spärlich vorhanden; hier und da gab es Salzmoräste. Nachdem wir am 6. September 20 km zurückgelegt hatten, immer dem Laufe des Tissa folgend, erreichten wir endlich die Oka und an derselben einen recht großen burätischen Uluß. Hier kauften wir ein Pud Roggenmehl um vier Rubel (circa acht Mark) und ein Pfund Salz um einen Rubel (circa zwei Mark), solche Leckerbissen hatten wir lange entbehrt. Besonders gut mundete uns der Saturan, d. i. Ziegelthee mit geröstetem Mehl.

Am 7. September setzten wir unsern Weg im Thale der Oka stromaufwärts fort bis zu der Quelle des Flusses Irkut; dann den Irkut stromabwärts folgend bis zum Wachthause von Mondinsk, woselbst wir am 17. September den Viehhändler Wesselkow aus Minussinsk trafen; Wesselkow hatte seine Herde auch auf einem neuen Wege durch die Mongolei über den See Kossogol und über Tunka glücklich durchgebracht; der Weg ist bereits in den „Nachrichten der K. Russ. Geographischen Gesellschaft" beschrieben.

In Gesellschaft mit Wesselkow wanderten wir durch das Irkut-Thal nach Tunka am Irkut, woselbst ich einen Theil meiner Pferde verkaufte, freilich mit großem Verlust. Mit dem Rest traf ich endlich wohlbehalten am 20. Oktober in Irkutsk ein. Unsere ganze Wanderung hatte neunzig Tage gedauert; außer dem ausgestandenen Ungemach der Reise büßte ich baar 1500 Rubel (circa 3000 Mark) ein.

Der von uns zurückgelegte Weg ist zur Viehstraße ungeeignet, schon deshalb, weil nicht überall Futter unterwegs zu finden ist; einige Gegenden des Sajanischen Gebirges sind gänzlich futterlos. Zu berücksichtigen ist ferner, daß der Weg sehr steinig ist, daß man oftmals Flüsse überschreiten muß; gleichfalls ist zu betonen, daß der Weg etwa 300 km weiter ist als die bisher von den Minussinsker Viehhändlern benutzte Route über Sissim, Kansk und die Moskauer Heerstraße bis Irkutsk.

Kürzere Mittheilungen.

Pastorius' Geographische Beschreibung von Pennsylvania.

Am 6. Oktober 1883 waren zwei Jahrhunderte verflossen, seitdem dreizehn Familien aus Crefeld als die ersten deutschen Einwanderer beim heutigen Philadelphia amerikanischen Boden betraten. Einige Wochen früher, am 20. August war ihr Führer und Leiter, Franz Daniel Pastorius (geboren in Sommerhausen den 26. September 1651, gestorben Ende 1719 in dem von ihm gegründeten Germantown) gelandet; er ist es, dem wir die ersten Nachrichten über die deutsche Einwanderung in die Vereinigten Staaten verdanken. Die Briefe, welche er, ein studirter Jurist und frommer Mann, nach Hause schrieb, wurden zusammen gedruckt und erschienen 1700 in Frankfurt und Leipzig unter dem Titel „Umständige Geographische Beschreibung Der zu allerletzt erfundenen Provintz Pensylvaniae, in denen End-Gräntzen Americae in der West-Welt gelegen, Durch Franciscum Danielem Pastorium, J. V. Lic. und Friedensrichtern daselbsten." Dieses selten gewordene Buch hat der „Crefelder Verein für wissenschaftliche Vorträge" jetzt zur Säkularfeier jener Einwanderung in möglichst getreuer Nachbildung erscheinen und durch Friedrich Knapp mit einer orientirenden Vorrede versehen lassen (Crefeld, Kramer und Baum. 1884). Mit großem Vergnügen wird jeder, der sich für historische Entwickelung interessirt, diese 140 Seiten lesen, welche, was ihnen an Methode, Stil und Wissenschaftlichkeit abgeht, durch Naivetät, Aufrichtigkeit und Zuverlässigkeit reichlich ersetzen; wir haben es in diesen fast nur Thatsächliches enthaltenden Briefen mit einer Quellenschrift zu thun, wie sie über die Anfänge nachmals großer Dinge nur selten vorhanden sind. Daß in der darin vorgetragenen „Geographie" manches Wunderliche enthalten ist, entspricht durchaus dem damaligen Standpunkte. So, wo Pastorius Südamerika erwähnt: „An denen Grentzen, dieses Mittägigen Theils flieſſet der Strohm Panama, oder Isthmus, auff welchem die Reichthümer Americae in das Meer, umn so fort in Hispanien geführt werden" (S. 2). Auf den Canarischen Inseln existiren nach S. 4 „zween Wunder-Brunnen, deren einer die Natur hat, daß wo ein Mensch davon trincket, er anfähet zu lachen, und nicht aufhöret, biß er sich zu tode lachet, wann ihme aber aus dem andern zu trincken gegeben wird, so kommt er wieder zu rechte". Höchst merkwürdig waren auch die Folgen eines Erdbebens, welches am 7. Juni 1692 auf Jamaika „bey

Digitized by Google

2500 Menschen vernichtet, ohne was für Landvolck von Bergen und Hügeln ist bedeckt worden. Unter denen auch mein guter Freund und vormahls gewester Reisgefehrde, Mardochai Loyd, in einen hohlen Berg zwar ist verschlungen, und doch in dessen Gängen durch Göttliche wunderbare Schickung also ist erhalten worden, daß er unten durch eine Höhle wiederum heraus gekrochen, und sein Leben als eine Beuthe davon gebracht. Und hat sich bey diesem grausamen Erdbeben auch dieses Wunder begeben, daß einige à la mode gekleidete Weibspersonen, die mit hohen Aufsätzen und Fontagen als mit doppelten Köpffen daher zogen, biß halben Leibs in die Erde versuncken, die man auf keine Weise ausgraben oder von dem Orte removiren konnte, biß sie deß Todes erstarret, und gleichsam des Teuffels Prang-Säulen agiren müssen" (S. 53).

Besonders interessant in mehr als einer Hinsicht sind die hier und da zerstreuten Mittheilungen über die Indianer, mit denen die ersten Ansiedler sich sehr viel besser gestanden zu haben scheinen, als ihre heutigen Nachkommen:

„So viel — heißt es S. 27 ff. — die Wilden anbelanget, so sind solche insgemein starcke, hurtige und gelencke Leute, schwarzlecht vom Leibe, sie gingen anfänglich nackend, und hatten nur die Scham mit etwas Tuch bedecket, Nun beginnen sie Hembder zu tragen, sie haben insgemein kohlschwartze Haare, bescheren das Haupt, schmieren dasselbe mit Fett, und lassen an der rechten Seite einen langen Zopf wachsen; Sie bestreichen auch die Kinder mit Fett, und lassens an der Sonnen-Hitze kriechen, damit sie Rußfärbig werden, die doch sonst von Natur weiß genug wären.

Sie befleißigen sich einer auffrichtigen Redligkeit, halten genau über ihren Versprechen, betrügen und beleidigen niemanden; sie beherbergen die Leute gerne, und sind ihren Gästen dienstfertig und treue.

Ihre Hütten sind aus etlichen zusammen geflochtenen oder gebogenen jungen Bäumen gemacht, die sie mit Baumrinden zu bedecken wissen. Sie gebrauchen weder Tisch noch Bänck, noch andern Hausrath, als etwa einen einzigen Topff, darinnen sie ihre Speise sieden.

Ich sahe ihrer einsten viere in hertzlicher Vergnügung miteinander speisen, und einen im blossen Wasser, ohne Butter und Gewürtz gekochten Kürbis essen. Ihre Tafel und Banck war die liebe Erde, ihre Löffel waren Muscheln, damit sie das warme Wasser aussuppeten, ihre Teller waren des nechsten Baumes Blätter, die sie nach der Mahlzeit weder mühsam abspühlen, noch zu künftigem Gebrauch sorgsam bewahren dörffen. Ich dachte bey mir, diese wilde Leute haben die Lehre JEsu von der Mäßigkeit und Vergnügsamkeit ihr lebtag nicht gehöret, und thun es doch denen Christen weit bevor.

Sie sind sonsten ernsthafft und von wenigen Worten, verwundern sich, wann sie bey den Christen ein so überflüssig Geschwätz nebst andern leichtfertigen Geberden wahrnehmen.

Es hat ein jeder sein eigen Weib, und hassen sehr die Hurerey, das küssen und das lügen. Sie wissen von keinen Götzen-Bildern, sondern verehren einen einigen, allmächtigen und gütigen GOtt, der dem Teuffel seine Macht beschrencke. Sie glauben auch die Unsterblichkeit der Seelen, welche nach dem geführten Lebens-Lauff von der allmächtigen Hand GOttes eine gleichmässige Vergeltung zu gewarten habe.

Ihren eigenen Gottesdienst verrichten sie mit Gesängen, worbey sie wunderliche Gebärden und Stellungen mit Händen und Füssen bezeugen, und wann sie sich des Todes ihrer Eltern und Befreundten erinnern, fangen sie an sehr erbärmlich zu heulen und zu weinen.

Sie hören sehr gerne, und nicht ohne merckliche Gemüts-Bewegung reden von dem Schöpffer Himmels und der Erden, und von seinem göttlichen Liechte, welches alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen sind, und noch kommen werden, und von GOttes Weisheit und Liebe, aus welcher er seinen eingebohrnen allerliebsten Sohn für uns in den Tod gegeben hat.....

Ihre Oeconomiam und Hauswesen betreffend, so warten die Männer ihres Jagens und Fischens. Die Weiber thun ihre Kinder in fleissiger Aufsicht treulich erziehen und von Lastern abmahnen. Sie bauen umb ihre Hütten herum Indianisch Korn und Bonen, aber um weitläufftigen Feld-Bau und Vieh-Zucht sind sie unbekümmert, verwundern sich vielmehr, daß wir Christen umb Essens und Trinkens auch bequemlicher Kleidung und Wohnunge willen so vielfältig bemühet und bekümmert sind, als zweiffelten wir, daß uns Gott nicht versorgen und ernähren könnte.

Ihre National-Sprache ist sehr gravitätisch, und kommt in der Pronunciation der Italiänischen fast gleich, doch sind es gantz andere unbekannte Wörter. Sie pflegen ihre Angesichter mit Farben anzustreichen, trincken gerne Toback, so wol Manns- als Weibs-Personen, ihre Zeit vertreiben sie mit einer Pfeiffen oder Maul-Trummel in continuirlichen Müssiggang."

Zehn Jahre später, 1694, muß Pastorius bereits von dem starken Rückgange melden, den die Eingeborenen in Folge ihrer Berührung mit der Civilisation zu erleiden hatten. „Es sind dieser wilden Leute auch in Zeit meines Hierseyns sehr viele gestorben, so daß fast nicht mehr der vierdte Theil vorhanden der vor 10. Jahren, da ich ins Land kam, gesehen ward" (S. 60). Und noch vier Jahre später sind die Wilden ganz aus der Umgebung der Kolonie verschwunden (Brief vom 30. Mai 1698 S. 84): „Wir Christen zu Germanton und Philadelphia haben nun die Gelegenheit nicht mehr mit ihnen umzugehen, in Betrachtung, daß ihre wilden Könige vom William Penn ein Stück Geldes angenommen, und sammt denen Ihrigen sehr weit von uns hinweg in den wilden Wald hinein begeben haben, allwo sie ihrer angebohrenen Art nach sich mit jagen, Wild- und Vögelschiessen, auch Fischfangen ernehren, und nur in Hütten, von Büsch und Bäumen zusammen gezogen, wohnen."

Die ersten Menschen und die prähistorischen Zeiten mit besonderer Berücksichtigung der Urbewohner Amerikas.

Nach dem gleichnamigen Werke des Marquis de Nadaillac, herausgegeben von W. Schlösser und Ed. Saler. Mit einem Titelbilde und 70 in den Text gedruckten Holzschnitten. Autorisirte Ausgabe. Stuttgart. Verlag von Ferdinand Enke, 1884.

Es ist gerade ein Jahrzehnt darüber verflossen, daß die deutsche Ausgabe von Sir John Lubbock's „Vorgeschichtliche Zeit" ans Licht trat und in ebenso übersichtlicher als geistvoller Weise den damaligen Stand der prähistorischen Forschung zusammenfaßte. Seit jener Periode ist diese Wissenschaft wesentlich vorwärts geschritten und es verlohnt sich wahrlich der Mühe, wieder einmal ein Gesammtbild zu entrollen und zu zeigen, wie weit wir denn heute sind. So jung aber auch noch diese Disciplin ist, so zeigt sich doch auch bereits hier der Zug nach Specialisirung, denn der Einzelne kann beim besten Willen das weite Gebiet nicht mehr beherrschen, zu dessen Beurtheilung er die verschiedensten Wissenschaften sich dienstbar machen muß: Mineralogie und Geologie, Botanik und Zoologie, Ethnographie und Archäologie. Selbstverständlich müssen diejenigen, welche an ein solches Unternehmen sich heranwagen, die einschlägige deutsche, englische, französische, italienische, amerikanische und russische Litteratur beherrschen, weil ohne dieses die Lösung der Aufgabe undenkbar ist.

Marquis de Nadaillac, ein eifriger Forscher auf prähistorischem Gebiete, der, soweit wir seine bisherige Thätigkeit verfolgten, namentlich das vorgeschichtliche Frankreich und die Urgeschichte Amerikas zum Ziele seiner Studien nahm, hat sich nun an die große Arbeit gemacht. Wir kennen

Digitized by Google

sein Originalwerk nicht und müssen uns an die vorliegende deutsche Bearbeitung halten, die allerdings nicht erkennen läßt, wieviel dem Originale, wieviel den Herausgebern angehört. Das Werk geht die Steinzeit in ihren verschiedenen Abtheilungen durch, wendet sich alsdann den Kjökkenmöddings, Terramaren, Nurhagen und ähnlichen Bauten, weiter den megalithischen Denkmalen zu, um dann mit einem Sprunge auf die Schliemann'schen Ausgrabungen überzugehen. Dann kommen die Urbewohner Amerikas an die Reihe, die Ansichten über die Moundbuilders werden mitgetheilt und plötzlich befinden wir uns in diesem Werke über „die ersten Menschen" in ganz modernen Zeiten, indem die amerikanischen Kulturvölker (Mexikaner, Mayas, Chibchas, Inkaperuaner) geschildert werden, ohne daß irgend welche neue Gesichtspunkte hierbei hervortreten. Folgen anthropologische Nachrichten über die alten Rassen Amerikas, um dann, wieder auf europäischen Boden zurückkehrend, die Eiszeit und die Kultur der quaternären Menschen, die verschiedenen Rassen, das Alter des Menschengeschlechts und schließlich die Kontroverse über den tertiären Menschen zu prüfen.

Das Buch ist gut geschrieben, vielfach anregend und wohl geeignet, größere Kreise für den behandelten Gegenstand zu interessiren. Dagegen entspricht es wissenschaftlichen Anforderungen nicht. Der Verfasser steht auf zu einseitig französischem Standpunkte und, wenn er die ersten Menschen in Frankreich mit gelegentlichen Seitenblicken auf andere Länder hätte schildern wollen, so würden seine Kräfte wohl ausgereicht haben; die Herausgeber haben das wohl auch gefühlt und gelegentliche Zusätze aus deutschen Zeitschriften und Werken gemacht. Aber die gähnenden Lücken sind dadurch nicht gefüllt worden. Abgesehen von dem Studium zahlreicher, grundlegender selbständiger Werke, die hier nicht hätten übergangen werden dürfen, wäre es am Platze gewesen, das „Archiv für Anthropologie", die „Zeitschrift für Ethnologie", das „Journal of the Anthropological Institute", das italienische Archiv für Anthropologie und die „Mittheilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft" systematisch zu excerpiren und einzuarbeiten. Nadaillac kennt diese nicht und bei den Herausgebern findet man nur spärliche Andeutungen, daß hier und da eine einzelne Abhandlung benutzt wurde; so bleiben denn oft höchst wichtige prähistorische Sachen und Fragen ganz unberührt und werden nur unter dem einseitigen Gesichtspunkte Nadaillac's beleuchtet. Man nehme z. B. S. 132, wo die schottischen und französischen Glasburgen erwähnt sind — von denen der Lausitz, der Rheinlande, Böhmens und den neuen Erklärungen ist kein Wort gesagt. Man nehme S. 330 die dürftigen Notizen über den Nephrit, ohne Erwähnung der seit Jahren darüber geführten Fehden und der von den verschiedensten Forschern beigebrachten hochwichtigen Thatsachen. Wir hören wohl von Lagern und Befestigungen in Frankreich und anderswo, nichts aber von den Burgwällen und Hradischtjes in Deutschland und dem slavischen Osten, wie denn überhaupt der letztere mit seiner überreichen Ausbeute nur gelegentlich ein stiefmütterliches Wort erhält. System und gleichmäßige Vertheilung des Stoffes ist in diesem Buche nicht vorhanden und auch die Herausgeber vermochten diesem Mangel nicht abzuhelfen.

Daß eine Benutzung zu wissenschaftlichen Zwecken sich verbietet, wollen wir schließlich noch dadurch motiviren, daß die Quellen oft höchst ungenau oder falsch citirt, die Eigennamen sehr oft unrichtig geschrieben sind. Eine Naturforscherversammlung zu Konstanz 1877 (S. 73) hat nie stattgefunden, wohl aber eine Anthropologenversammlung, und die Herausgeber, welche über den vorliegenden Gegenstand arbeiten wollten, hätten zum mindesten das „Korrespondenzblatt" kennen müssen, und hier wurde die Echtheit der Zeichnungen auf Thierknochen von Thayingen erläutert und geprüft, während (S. 28) gelegentliche Aeußerungen Schaaffhausen's in Budapest für diese Sache sehr gleichgültig waren. Es fehlt in diesem Buche an Gründlichkeit. Die wiederholt citirten (z. B. S. 81 und 127) „Transactions and Proceedings of the Anthropological Society of Scotland" existiren gar nicht; es muß da wohl etwas ganz Anderes gemeint sein. Ebensowenig giebt es (S. 83) eine anthropologische Gesellschaft in Zürich; es wird sich wohl um die antiquarische handeln. Häufig steht Thaingen statt Thayingen; S. 86 lies Maltzan statt Maltzahn; S. 118 Warigaon statt Warigarh; S. 106 Dall statt Dale; S. 342 Hoffman statt Hoffmann und so sehr oft!

R. Andree.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Im Wilajet Smyrna haben die türkischen Behörden damit begonnen, die nomadisirenden Jürüken, welche im Sommer mit ihren Herden in den Bergen hausen und zum Winter in die Ebenen und Thäler hinabsteigen, ansässig zu machen; auf gut türkische Art hat man ihnen ihre Zelte weggenommen und sie in Häusern untergebracht, zuerst im Bezirke von Tireh (Kastros-Thal). Bis Ende Februar sollen schon 10 000 Nomaden ansässig gemacht sein. — Man braucht kein Prophet zu sein, um schon jetzt voraussagen zu können, daß auch diese Maßregel der türkischen Regierung, wie so viele andere, eine verfehlte ist, und daß es ihr ebensowenig bei den Jürüken gelingen wird, wie bei den Beduinen Mesopotamiens, aus Nomaden seßhafte Ackerbauer zu machen.

— Eine Anzahl Kaufleute aus Taschkent hat beim russischen Finanzministerium die Bitte eingereicht, eine Pferde-Eisenbahn von der Stadt Taschkent 400 Werst nach Osten erbauen zu dürfen. Die Kaufleute wollen die Bahn völlig aus eigenen Mitteln ohne jede Unterstützung von Seiten der Regierung bauen; sie stellen nur die Bedingung, daß es ihnen gestattet sei, während einer bestimmten Reihe von Jahren grünen Thee zollfrei nach Rußland einführen zu dürfen.

— Der bekannte Reisende M. W. Pewtzow hat sich während der letzten zwei Jahre mit der Erforschung des Gebirges Saur, der nach Norden und Süden anstoßenden Ländergebiete und des nach dem letzten Vertrage mit China den Russen abgetretenen Gebirgstheiles des Altai beschäftigt. Er hat eine Anzahl Punkte astronomisch bestimmt, ebenso eine Anzahl Höhen gemessen, auch an der Feststellung der Grenzen Theil genommen. Das Resultat seiner Arbeiten ist eine genaue geographische Darstellung jener Gegenden mit einer Karte.

— In Warschau ist gegenwärtig die interessante Sammlung des bekannten Naturforschers und Reisenden Dr. B. Dybowski, jetzigen Professors der Zoologie in Lemberg, ausgestellt. Die Sammlung besteht fast ausschließlich aus Gegenständen, welche Dybowski während seines zum Theil unfreiwilligen Aufenthaltes in Sibirien und Kamtschatka gemacht hat. Außer zahlreichen zoologischen Objekten (Thierbälge ꝛc.) sind auch Pflanzen und Mineralien vorhanden. Die anthropologische Abtheilung der Sammlung zeigt verschiedene Kleider, Schuhwerk, Modelle von Wohnun-

Digitized by Google

gen, Jagd- und Hausgeräth und eine Menge Photographien der Bewohner Sibiriens und Kamtschatkas. Ein Theil der Sammlung ist für Lemberg, ein anderer Theil für die Akademie der Wissenschaften in Krakau bestimmt.

— Der Kommandeur des Hafens von Wladiwostok und der Häfen des Stillen Oceans, Contre-Admiral Feldhausen, beabsichtigt in Gemeinschaft mit dem Kriegsgouverneur der Seeprovinz („Primorzkaja Oblast") eine topographische und statistische Untersuchung des Süd-Ussuri-Gebietes vornehmen zu lassen. Die Arbeit soll von den daselbst stationirten Land- und Seeofficieren ausgeführt werden. Das Bedürfniß nach einer genaueren Kenntniß des Landes als bisher ist sehr groß: es ist vorgekommen, daß einzelne russische Militärabtheilungen, welche gegen chinesische Räuber ausgeschickt worden waren, wochenlang in den dichten Wäldern umherirrten, vielleicht absichtlich von irgend einem Chinesen falsch geleitet; die eigentlichen Wege sind meist unbekannt. („Nowosti" 1884, Nr. 63.)

— Der Engländer Mc Nair, welcher im Jahre 1883 den Westen der Berglandschaft Kafiristan (im Süden des Hindukusch) durchreiste, sah dort künstlich angelegte, ovale Teiche, welche dazu dienen, wilde Gänse und Enten zu fangen, wenn dieselben in der Mitte des Oktober südwärts nach Indien ziehen. Das Verfahren ist roh, aber einzig in seiner Art. Die Teiche werden durch enge Gräben von den Flüssen und Bächen aus gefüllt; sie sind von einer steinernen Mauer umgeben, hoch genug, daß sich ein Mensch kauernd dahinter verbergen kann. Quer über die Hälfte oder einen kleinern Theil des Teiches ist ein rohes Geflecht aus dünnen Weidenzweigen gespannt; wenn sich nun die Vögel auf dem Wasser niederlassen, gerathen sie allmählich unter das Gatter, worauf die im Hinterhalte lauernden Männer plötzlich hervorstürzen und dasselbe schließen. Auf diese Weise werden während der Zugzeit täglich Hunderte von Vögeln gefangen; das Fleisch derselben wird gegessen und aus den Brustdaunen rauhe Oberröcke und Handschuhe verfertigt.

— In dem (nie ratificirten) Vertrage von Tschifu erhielt England das Recht, in Tschung-king in der Provinz Sze-tschwan, am obern Jang-tse-kiang, einen Konsularagenten zu unterhalten, dessen Aufgabe es sein soll, das südwestliche China zu erforschen und für die Entwickelung des dortigen Handels zu sorgen. Bekannt sind die Reisen, welche der frühere Inhaber dieser Stelle, Colborne Baber, unternommen hat; sein Nachfolger Hosie ist ihm darin nachgefolgt und ist zuletzt von seinem Sitze Tschung-king nach Tscheng-tu, der Hauptstadt von Sze-tschwan, und auf einem andern Wege zurückgereist. Ueber die europäischen Karten jener Gegend äußert er sich sehr absprechend; aber hat er selber sich bemüht, diesen Mangel abzuhelfen? „Die Zahl von Irrthümern in diesen Karten, was Grenzen, Ortsnamen ꝛc., von Auslassungen zu schweigen, anlangt, ist wahrhaft alarmirend. Da es ziemlich genaue einheimische Karten giebt, so ist das Vorkommen solcher Fehler erstaunlich." Wenn nur Mr. Hosie diese einheimischen Karten übersetzen und zugänglich machen wollte!

Afrika.

— Am 8. Oktober 1883 langten die Theile des Dampfers „Good News" der London Missionary Society glücklich in Liendwe an der Südspitze des Tanganika-Sees an. Das Verdienst, dieselben vom Njassa-See über Land hingeschafft zu haben, gebührt Mr. Frederik Moir von der „African Lakes Company", welche seit einigen Jahren am Njassa-See Handel treibt. Er legte die 292 engl. Meilen von Karonga am Nordwest-Ufer des Njassa bis Pambete, dem nächsten Hafen am Tanganika, in 31 Tagen zurück; von dort gingen die Schiffstheile zu Wasser nach dem 30 engl. Meilen entfernten Liendwe, wo Kapitän Hore seine Werkstätten zum Zusammensetzen des Dampfers hat. (Es ist das bereits das zweite Missions-Dampfschiff auf dem Tanganika, da nach „Ausland" 1884, S. 239 am 21. Mai 1883 in Udschidschi der „Morgenstern" vom Stapel gelassen wurde.)

— Aus Brüssel wird gemeldet, daß Hauptmann Grant Elliott zum Verwalter des Gebietes am Kwilu und Niadi, welches etwa den Umfang von England hat, ernannt wurde. Ferner hat die Internationale Afrikanische Association von den Eingeborenen die Küste zwischen 2° und 4° 40′ s. Br. erworben. Das Verhältniß ihrer Agenten zu denen Frankreichs soll ein herzliches geworden sein.

Inseln des Stillen Oceans.

— Eine nicht geringe wundärztliche Kenntniß besitzen nach Wilfred Powell („Unter den Kannibalen von Neu-Britannien", S. 144. Leipzig, F. Hirt u. Sohn, 1884) manche Eingeborene der Insel Neu-Britannien. Die Werkzeuge, deren sie sich dabei bedienen, sind ein Stück Obsidian, ein Haifischzahn und, wenn es zu beschaffen ist, ein Stück von einer Glasflasche. Im Falle eines Bein- oder Armbruches wird das Fleisch bis auf den Knochen aufgeschnitten, das zerbrochene Stück in seine richtige Lage gezogen, ein Stück Bambu unmittelbar auf den Knochen gelegt und die Wunde dann verbunden. Wenn der Knochen sich gesetzt hat, kommt der Bambu durch die Oeffnung des Schnittes heraus und die Wunde läßt man nun heilen. Powell hat Männer, welche sich dieser Behandlung unterzogen hatten, mit Leichtigkeit gehen sehen; ebenso sah er einen Mann, der falsche Zähne aus Perlmutter hatte. Um dergleichen einzusetzen, schneidet man das Zahnfleisch bis zum Knochen auf, führt ein Stück Perlmutter von der erforderlichen Größe in die Oeffnung ein, so daß es auf dem Knochen festsitzt, und läßt nun das durch ein Stück Bambu zusammengedrückte Zahnfleisch wieder zusammenheilen. Um die Heilung nicht zu stören, nimmt der Betreffende in der Zwischenzeit nur weiche Nahrung zu sich. Bei jedem örtlichen Leiden läßt man an der schmerzenden Stelle zur Ader. Hat jemand Kopfschmerzen, so binden sie ihm über der Stirne ein Band straff um den Kopf und machen dann tiefe Einschnitte in die Haut, bis reichlich Blut fließt. Wenn genug geflossen ist, hemmen sie die Blutung mit gebranntem Kalke. Es ist ein gewöhnliches Ding, jemanden mit solchen Aderlaßmalen auf Gesicht, Brust, Armen, Beinen und Bauch zu sehen.

Die Wundärzte sind auch Zauberer und Wind- und Regenmacher; sie behaupten, jede Krankheit heilen und jede Person, gleichviel wie weit entfernt, krank machen zu können, ebenso, daß sie Wind und Regen in ihrer Gewalt haben.

Inhalt: Ujfalvy's Reise im westlichen Himalaja. VI. (Mit vier Abbildungen.) — M. Willkomm: Ueber Kulturgewächse der malaiischen Inseln und deren Anbau. II. (Schluß.) — Eine Wanderung durch die Mongolei. — Kürzere Mittheilungen: Pastorius' Geographische Beschreibung von Pennsylvania. — Die ersten Menschen und die prähistorischen Zeiten mit besonderer Berücksichtigung der Urbewohner Afrikas. Von R. Andree. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. (Schluß der Redaktion: 5. April 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLV. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

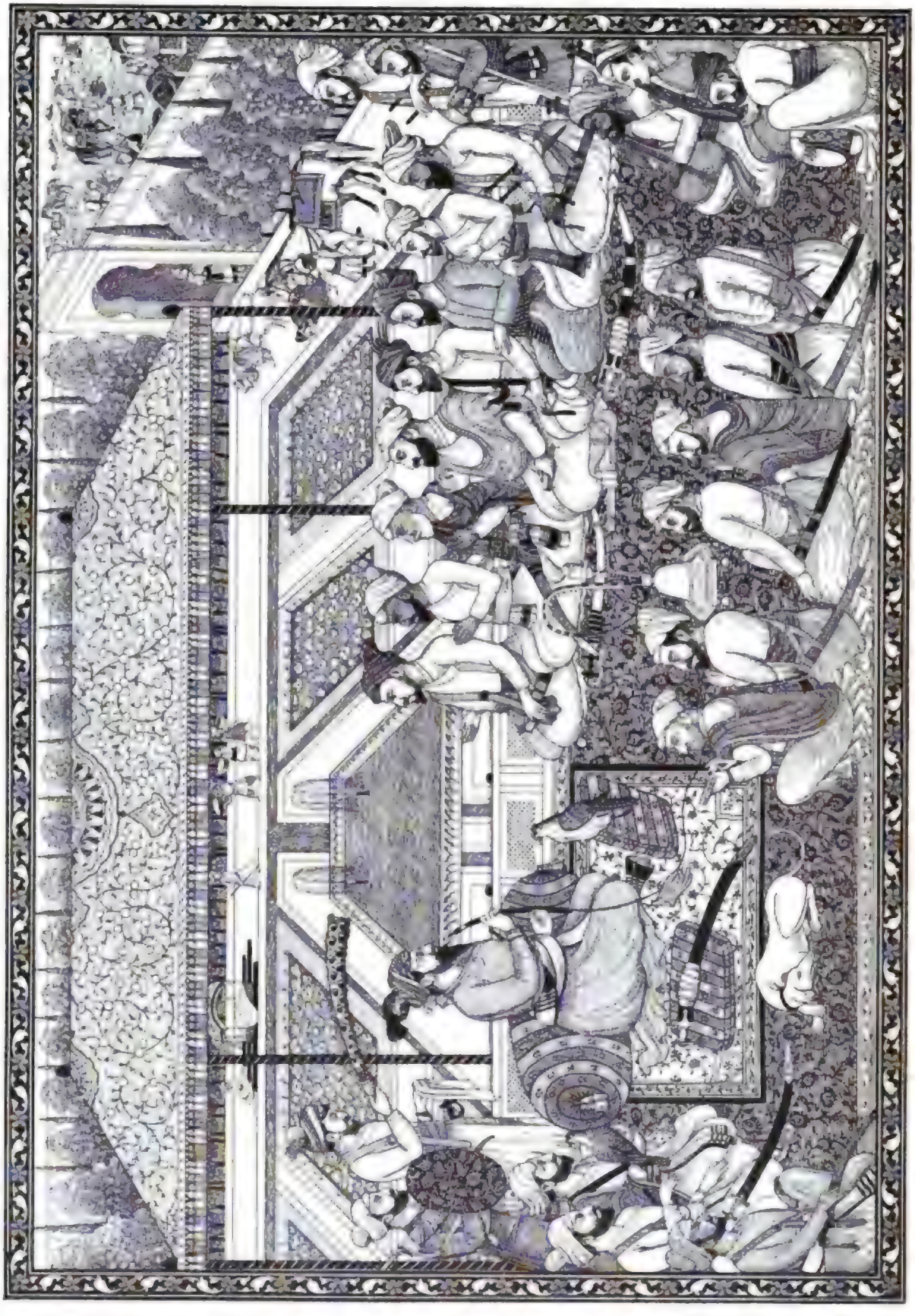
Ujfalvy's Reise im westlichen Himalaja.

VII.

Ueberhaupt erinnerte der Hofstaat Meta-Manghel's mit seinen malerischen Gewändern lebhaft an die alten einheimischen Gemälde, welche die Reisenden in Tschamba gesehen hatten. Es war eine Reihe von Miniaturbildern im Besitze des dortigen Radscha, welche Scenen aus dem Leben eines seiner Vorfahren vorstellten und die, was Frische des Kolorits und Zartheit der Ausführung anlangt, ihresgleichen suchen; sie stammen aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Das bemerkenswertheste darunter ist dasjenige, welches unsere erste Abbildung wiedergiebt; es stellt einen Durbar am Hofe des Radscha dar und zeichnet sich durch die Menge der dargestellten Figuren (47) und seine, ausdrucksvolle Detailbehandlung aus. Man braucht die Gesichter der Personen nur genau zu betrachten, um sofort zu sehen, daß man es mit Porträts zu thun hat. Der Radscha, in geschmackvollem orangegelbem Gewande, mit einem reichverzierten Turban geschmückt, sitzt auf einem golddurchwirkten Teppich, der selbst wieder auf einem andern großen rothen indischen Teppich ruht, und lehnt sich gegen ein Ruhekissen. Hinter ihm stehen und sitzen seine Leibdiener und Waffenträger; der eine fächelt ihm mit einem Pfauenwedel Kühlung zu, der andere hält Köcher und Bogen, sowie einen prachtvollen, mit Gold eingelegten Schild; der dritte, mit besonders charakteristischen Zügen, trägt einen Edelfalken auf der Faust, und neben ihm sitzen noch zwei weitere Officiere. Auf dem golddurchwirkten Teppich des Radscha liegt sein Säbel und sein Handschuh aus feinem gesticktem Leder. Vor ihm sitzt ein anderer Edelfalke und etwas zur Seite liegt ein kaffeebrauner Tazi (persischer Windhund). Dem Fürsten gegenüber sitzen die Edlen seines Hofes, vierzehn an der Zahl; der eine stützt sich auf seinen Säbel, der andere hält ein Schreibzeug in der Hand, der dritte eine Blume; es sind durchweg scharf markirte Gesichter, deren Züge ihren nationalen Ursprung sofort erkennen lassen. Zur Rechten des Bildes, hinter den Edelleuten, sieht man drei Männer, welche singen und dazu Guitarre spielen, links im Hintergrunde eine Tragsänfte mit zwei Trägern, in der Mitte einige Landleute mit großen Körben voll Früchten, welche sie dem Radscha darbringen wollen. Rechts nahe dem Thore stehen zwei Pferde des Fürsten, die ein mit einem Jak-Wedel versehener Diener am Zaume hält, weiterhin zwei Ziegen, welche ein sich bis zur Erde verneigender Mann dem Radscha bringt. Unter dem Thore steht der Thürhüter auf seinen langen Stock gestützt, und außerhalb der Gartenmauer erblickt man einen Elephanten mit seinem Lenker, Soldaten, Musikanten, Polizeiofficiere und Pferde mit den Knechten. Dieses merkwürdige Bild genügt, um vor den Blicken dessen, der zu schauen versteht, ein Stück indischen Hoflebens zu entrollen; es ist in seiner Art ein Meisterwerk und von großem ethnographischem Werthe.

Der Bazar in Skardo, welcher aus einer einzigen langen Straße besteht, ist zwar arm an schönen Gegenständen, doch gelang es Ujfalvy, Kupfergeräthe von vollendeter Form und Arbeit, welche an die Gefäße aus Kangra und Tschamba erinnerten, zu erwerben. Der Radscha des letztern Gebietes hatte dem Reisenden bei dessen Anwesenheit als Gegengeschenk für einen kleinen Revolver jene herrliche alte Vase aus getriebener und gehämmerter Bronze übersandt, welche unsere zweite Abbildung darstellt. Der

Digitized by Google



Der Radscha von Tschamba und sein Hof. (Indisches Miniaturbild aus dem Ende des 18. Jahrhunderts.)

Digitized by Google

Fürſt, der ſie von ſeinem Urgroßvater ererbt hatte, demſelben, auf welchen ſich das oben beſchriebene Miniaturbild bezieht, hatte dies erwünſchte Geſchenk mit einem kurzen, nicht ganz fehlerfreien, aber doch leicht verſtändlichen und verbindlichen Billet in franzöſiſcher Sprache begleitet. Unter den früher in Kangra erworbenen Gefäßen ſind beſonders einige Waſſerpfeifen zu erwähnen, welche, wie die meiſten dort verfertigten Metallgegenſtände, aus einer Legirung von Kupfer, Blei, Eiſen, Zinn, Queckſilber, Zink, Silber und Gold beſteht. Zwei dieſer Pfeifen ſtellen Blumenkelche dar, deren Blätter entweder mit zierlichen Ornamenten ciſelirt oder reich mit Silber eingelegt ſind; eine dritte aus gegoſſener Bronze iſt viel älter und mit höchſt eigenthümlichen primitiven Verzierungen verſehen. Auch eine Lampe fand Ujfalvy dort, welche ſieben ſchnabelförmige Brenner beſitzt und dadurch an die alten hebräiſchen Leuchter erinnert, ferner Objekte aus der ſchon erwähnten Bidri-Legirung, welche nach der in Haiderabad gelegenen Stadt Bider ihren Namen führt und aus Kupfer, Blei und Zinn mit eingelegter Zeichnung in Silber beſteht.

Vaſe aus gehämmerter Bronze.
Geſchenk des Fürſten von Tſchamba.

Das Bidri, welches in Perſien erfunden wurde, gehört zu den ſchönſten und koſtbarſten Metallarbeiten; das South Kenſington-Muſeum in London beſitzt davon etwa ein Dutzend Gegenſtände, das „Musée de la marine" in Paris fünf oder ſechs, darunter zwei prachtvolle, über 75 cm hohe Vaſen, für welche Napoleon III. 35 000 Francs bezahlt haben ſoll. Die alten Gegenſtände aus Bidri ſind übrigens ſehr ſelten, und die Nachahmungen, welche in Purniah in Bengalen angefertigt werden, haben viel geringern Werth, da der Metallegirung viel Zink beigemiſcht iſt, und die Silberplatten und Fäden ſehr nachläſſig eingelegt und überaus dünn ſind. Das Bidri iſt nicht mit den Damaſcirungen zu verwechſeln, welche in Gudſcherat und Sialkot fabricirt werden, und bei denen nicht Plättchen, ſondern nur Fäden eingelegt werden. In Kaſchmir, wohin dieſe Kunſt gewiß aus Perſien gelangte, verfertigte man früher eine beſonders ſchöne Art Bidri mit Zeichnungen von Blumen, deren Blätter ſtets aus Silber, die Stengel und Staubfäden aus Gold beſtehen.

In Baltiſtan erwarb Ujfalvy eine Anzahl alter Schmuckgegenſtände, welche entſchieden an ähnliche Objekte arabiſchen Urſprungs erinnern. Vielleicht, daß Handwerker dieſer Nation einſt von Fürſten Baltiſtan's in deren Land gezogen wurden, um ihrer Prachtliebe zu dienen. Jetzt wird nichts Derartiges mehr in Baltiſtan, wo dieſe Sachen ſehr ſelten geworden ſind, verfertigt, und auch aus dem benachbarten Kaſchmir iſt nichts Aehnliches bekannt. Eigenthümlich iſt, daß in der baltiſtaniſchen Kunſtornamentik, ebenſo wie in derjenigen Jarkands, die heraldiſche Lilie eine große Rolle ſpielt, und man findet ſie häufig als Silberanhängſel, in Jarkand auf Vaſen aus getriebenem Kupfer und auf dem Rande von Teppichen. Von jenen alten Schmucken iſt eine Anzahl auf unſerer vierten Abbildung dargeſtellt, man findet dort ſehr merkwürdige große ſcheibenartige Achſelſchnallen von Silber und Kupfer und mit Türkiſen beſetzt, welche eine Hauptzierde für die Baltis beiderlei Geſchlechts bilden und wahrſcheinlich nach arabiſchen Vorbildern angefertigt ſind. Ferner giebt es ſehr zierlich gearbeitete Armbänder, elegante Halsketten, reich mit Talismanen beſetzte Frauenkappen, Zierrathe für kleine Mädchen, zahlreiche meſſingene Achſelſchnallen, oft von ſehr geſchmackvoller Arbeit, rechteckige, mit vielen Türkiſen beſetzte Talismane, wie ſie ſich ähnlich bei den Baſchkiren von Orenburg und in Ruſſiſch-Mittelaſien finden, und Peſchawes, d. h. dreieckige ſilberne Schulterzierrathe mit an Kettchen hängenden Schellen, welche die Frauen von Skardo bis Tſchitral hin tragen. Das Vorkommen all dieſer Gegenſtände beweiſt, daß das jetzt ſo arme, abgeſchloſſene und entlegene Ländchen in früherer Zeit einen ziemlich hohen Grad von Kultur beſeſſen haben muß.

Außer derartigen Schmuckgegenſtänden kaufte der Reiſende auch zahlreiche Kleidungsſtücke von Baltis beiderlei Geſchlechts; ſolche von Frauen waren oft ziemlich ſchwierig zu erwerben — „doch führte mir (ſo erzählt Ujfalvy, Aus dem weſtlichen Himalaja, S. 212) der Munſchi Gân-Patra eines ſchönen Morgens ein ganz hübſches Baltimädchen zu, deren ſchmucke Kleidung mir aufgefallen war und für meine Sammlung erwerbungswerth erſchien. Das Mädchen näherte ſich ganz unerſchrocken und ihre ſchwarzen feurigen Augen ſchienen gar keine Ueberraſchung zu verrathen. Ich ſchickte mich eben an, den Munſchi nach dem Preiſe der Kleidungsſtücke und Schmuckgegenſtände zu fragen, als mir derſelbe mittheilte, Meta-Manghel hätte mir das Mädchen als Angebinde überſchickt. Ich erklärte meinem Freunde Gân-Patra, daß uns verheiratheten Europäern die Annahme von derartigen Geſchenken unterſagt wäre. Gân-Patra ſchüttelte ungläubig lächelnd das Haupt, ließ ſich aber nichtsdeſtoweniger überzeugen, während das Mädchen bitterlich zu weinen begann über den angeblichen Schimpf, den ich ihr durch meine Weigerung angethan. Sie zog ſchmollend ab und meine Sammlung kam um einige intereſſante Kleidungsſtücke und Schmuckgegenſtände, und in der Folge gelang es mir nur mit der größten Mühe, einen entſprechenden Erſatz dafür zu finden."

Anthropologiſche Meſſungen nahm Ujfalvy an acht verſchiedenen Orten des Landes und an über 100 Individuen vor. Da die Baltis eine tibetiſche Mundart ſprechen, welche von derjenigen in Ladak und bei den Tſchampas nur wenig abweicht, ſo werden ſie von engliſchen Reiſenden, wie Cunningham, Drew und Biddulph, zu den „Mongolen" gerechnet. Schon in Simla, wo Ujfalvy Gelegenheit hatte, zwanzig und einige Baltis zu meſſen, ſtieg ihm die Anſicht auf, daß er es mit Abkömmlingen von Ariern und nicht mit Tibetern zu thun habe. Der bekannte Dr. Leitner ſtimmte dieſer Meinung bei, und auch Eliſée Reclus hat ſich in ſeiner „Géographie Universelle" theilweiſe dazu bekannt: er ſagt, daß bei den Baltis eine bedeutende Beimiſchung von ariſchem Blute vorkommt. Auch zeigt ein Blick auf die Abbildung von Dogra-Soldaten (ſiehe oben S. 241), daß man es in den Baltis nicht mit Tibetern zu thun hat, ſondern mit Ariern, was auch die zahlreichen Meſſungen Ujfalvy's beſtätigten. Die Nachbarſchaft der

(tibetischen) Ladakis hat zwar zur Folge gehabt, daß sie häufig mit tibetischen Elementen versetzt sind; dennoch aber trennt sie eine tiefe Kluft anthropologisch von jenen und weist sie den Ariern zu.

Der Balti ist ruhig, sanft, arbeitsam, offen und gefällig gegen Reisende, weder so verschlossen wie der Ladaki, noch so verschmitzt wie der Dardu. Von den zahlreichen kleinen Völkerschaften, welche Ujfalvy im Himalaja kennen gelernt hat, hat ihm in moralischer Hinsicht keine so gut gefallen, als die freundlichen und friedsamen, dabei aber muthigen und gewandten Baltis. Sie sind Mohammedaner, entweder Schiiten oder Nurbakschi (eine Sekte, die zwischen den Sunniten, zu denen die Dardus gehören, und den Schiiten steht). Der Balti ist von mehr als mittlerer Größe, hat eine mäßig hohe, etwas gewölbte Stirn, vortretende Augenbrauenwülste, eine tiefe Einsattelung zwischen Nasenwurzel und Glabella, dichte, geschweifte, selten gekreuzte Augenbrauen, eine lange, gerade oder gebogene, im Ganzen schöne Nase, mittelgroßen Mund mit meist fleischigen Lippen, ovales Kinn, kaum merkbare Backenknochen und kleine an den Kopf anliegende Ohren, gerade geschlitzte, nahe an einander liegende Augen, stets gelocktes, rabenschwarzes, dichtes Haupthaar, dichten, meist schwarzen und seidenartigen Bart, behaarten Körper, proportionirten Hals, kräftigen Rumpf und meist kleine Extremitäten. Vergleicht man diese Beschreibung mit der oben von den arischen Dardus gegebenen, so ergiebt sich, daß die Baltis diesen ziemlich nahe stehen; von den (tibetischen) Ladakis, auf welche später noch zurück zu kommen sein wird, unterscheiden sie sich namentlich in den Gesichtszügen, durch die Stellung der Augen, die Backenknochen, das Haupthaar und den Bart, lauter Merkmale, welche bei beiden Völkern derart von

Antike Lampe und drei alte Wasserpfeifen aus ciselirter und niellirter Bronze (in Kangra erstanden).

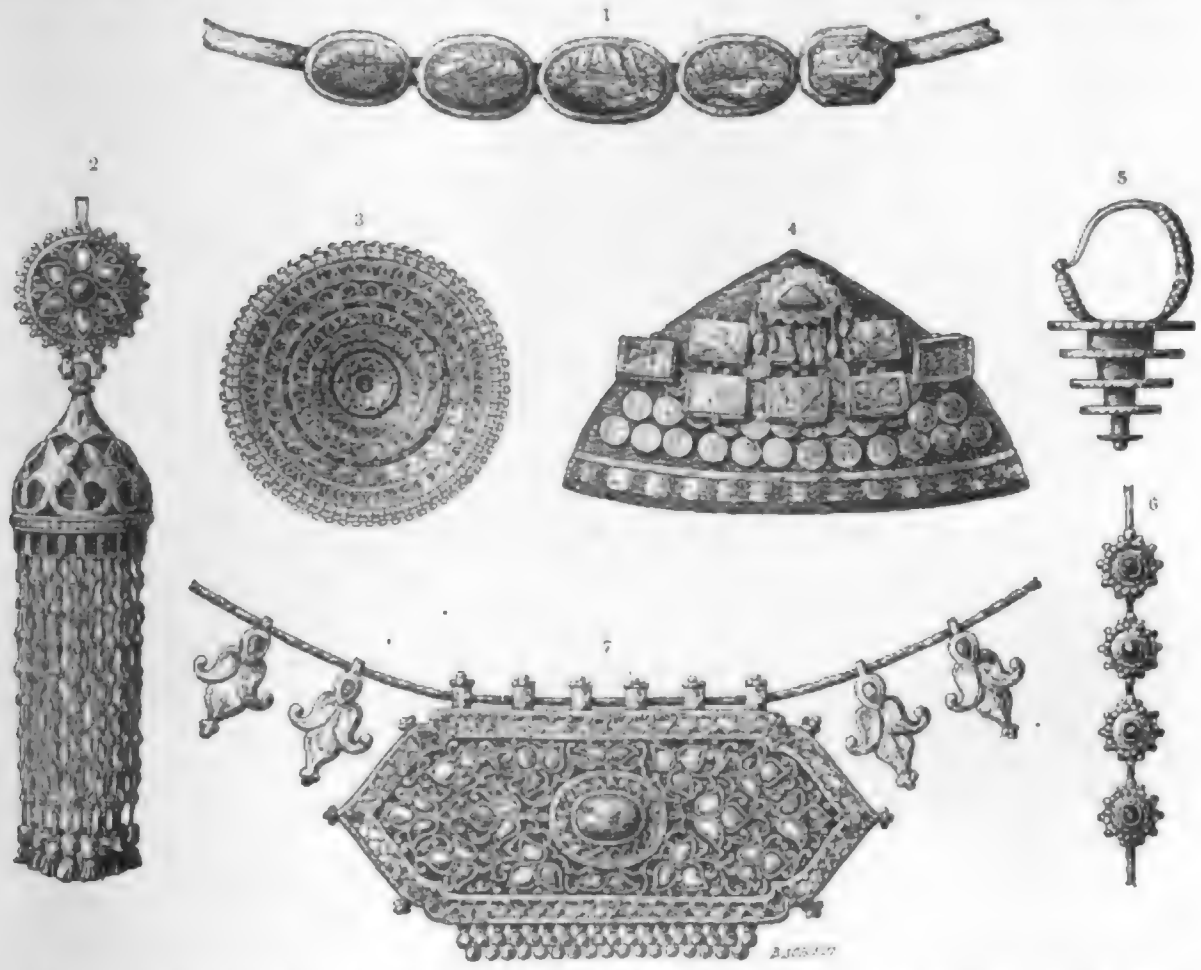
einander abweichen, daß selbst ein Ungeübter auf den ersten Blick Angehörige beider Rassen von einander zu unterscheiden vermag.

Merkwürdig ist das Brandmal, welches die meisten Baltis in der Größe eines Fünfzigpfennigstücks auf dem Scheitel tragen; nach ihrer Angabe wird ihnen dasselbe in ihrer Jugend beigebracht, um sie von Kopfkrankheiten zu heilen oder dagegen zu schützen. Auch andere kranke Körpertheile werden gebrannt, um Heilung zu erzielen, wie ja auch die Hinduärzte bei heftiger Kolik glühende Eisenplatten auf die Fußsohlen der Kranken legen sollen.

Von Skardo aus besuchten die Reisenden das nördlich davon gelegene, vom Karakorum-Gebirge herabkommende Schigarthal. Die Straße zum Indus hinab ist mit Bäumen bepflanzt und senkt sich, beiderseits von Wassergräben eingefaßt, terrassenförmig ab. Eine primitive Fähre führte sie über den Strom; dann überstieg man auf einem in den Felsen gehauenen Wege einen kleinen Paß und gelangte in das Thal von Schigar, welches an großartiger Pracht dasjenige von Skardo noch übertrifft. Zu Füßen des Beschauers fließt der breite Schigar, ein Zufluß des Indus; an seinem Ufer zieht sich wohl 2 km weit eine herrlich grüne Oase hin, wohlbestellte Hirse- und Buchweizenfelder, Baumgärten, Gemüse- und namentlich Gurkenbeete, und aus dem Laubwerk ragen Moscheen, Grabmäler und Häuser freundlich hervor. In der Ferne zeigt sich der Baltoro-Gletscher, einer der größten auf der Erde, wenn man von denen Grönlands absieht, und ganz im Hintergrunde steigen die zum Karakorum-Gebirge gehörigen Bergriesen Gusch-brum (8043 m) und Dapsang (8613 m), der zweithöchste der bis jetzt gemessenen Gipfel, auf: ein Anblick von unvergeßlicher Pracht. Auch der Weg unten im Thale, welcher noch anderthalb Stunden für ein im Schritt gehendes Pferd in Anspruch nimmt, ist mit Bäumen bepflanzt und vortrefflich unterhalten, Dank der Einsicht des Gouverneurs Manghel-Dschu.

Digitized by Google

Die von Ujfalvy's Ankunft benachrichtigten Behörden von Schigar empfingen die Reisenden und boten ihnen unter einem schönen Baume Aprikosen, Aepfel und Trauben an, Früchte, welche als die besten in Klein-Tibet gerühmt werden. Der Ort ist weit ausgedehnter als Skardo und besitzt zwei, seit der Eroberung des Landes übrigens selten benutzte Polowiesen und, wie jeder größere Ort Baltistans, eine Bergfestung mit einer Besatzung von Dogras. Die Reisenden übernachteten in einem Hause, das sich durch Reinlichkeit auszeichnete; Möbeln oder Teppiche enthielt es freilich nicht. Die dortigen Häuser sind aus Rollsteinen und Strohlehm gebaut und besitzen im Erdgeschoß meist keine Fenster; die Einwohner, welche doch einen sehr langen Winter in diesen dunklen Räumen verleben müssen, begnügen sich mit der Thüre, vielleicht weil es wenig Holz giebt und Kohlenpfannen nicht im Gebrauche sind. Zur Sommerszeit errichten sie sich auf dem Dache eine Hütte aus Weidenzweigen. Als noch der etwa 5600 m hohe Paß Mustagh von den Karawanen benutzt wurde, war die kommercielle Bedeutung von Schigar gewiß bedeutender als heutzutage; aber die großen Schneemassen, welche sich dort angesammelt haben, und die Gefahr, von den Bergbewohnern ausgeplün-



1. Halsband aus gravirten Karneolsteinen (Skardo). 2. Antikes silbernes Ohrgehänge mit Türkisen (Skardo). 3. Antike silberne Achselschnalle mit Türkisen (Skardo). 4. Frauenkopfputz mit silbernen Verzierungen (Skardo). 5. Massiv silbernes Ohrgehänge (Gures). 6. Silbernes, mit Türkisen eingelegtes Kinderhalsband (Baltistan). 7. Antiker Halsschmuck aus Gold, Silber und Türkisen (Schigar).

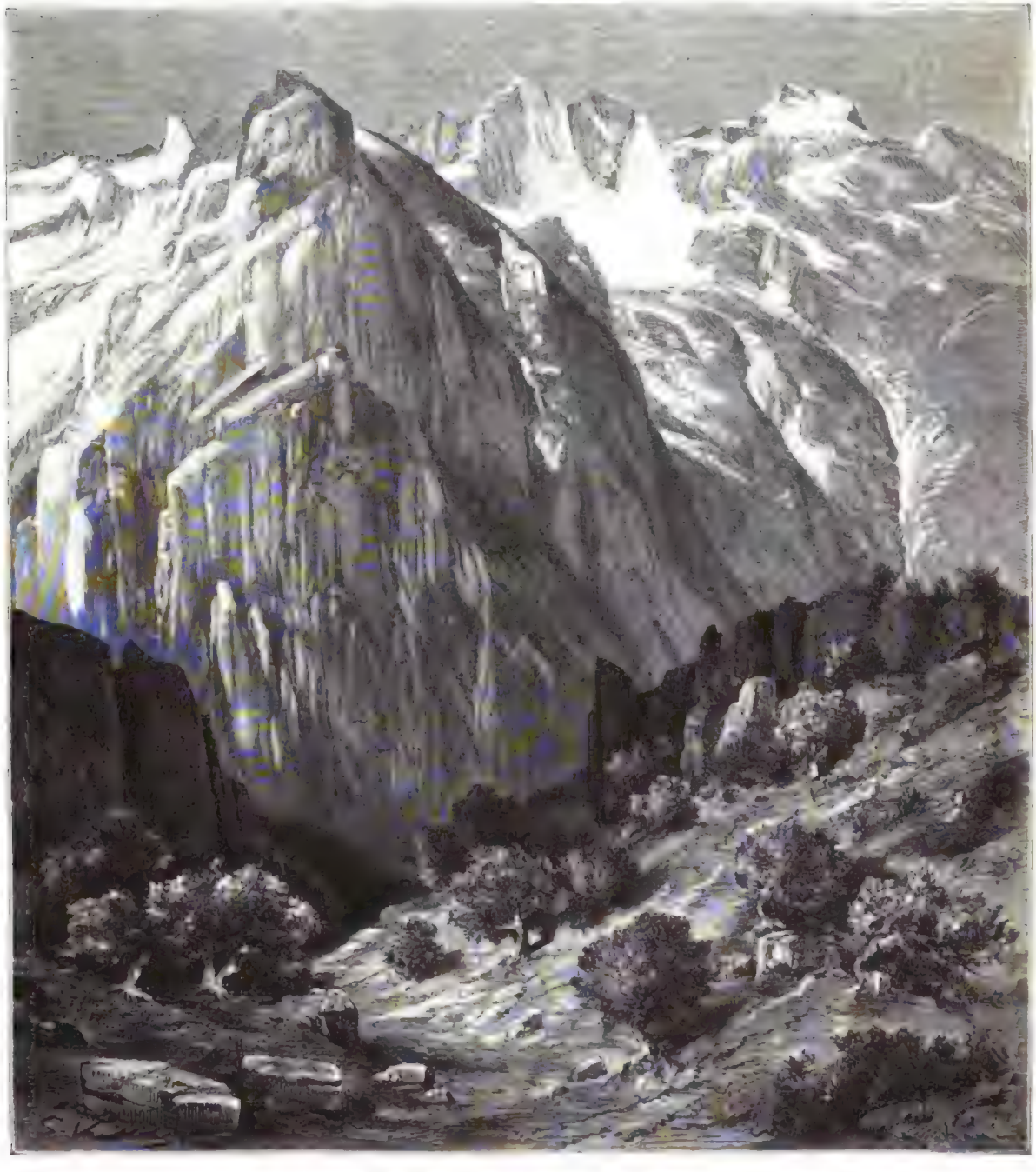
dert zu werden, hat die Kaufleute von jenem Uebergange abgeschreckt. Der portugiesische Jesuit d'Espinha war der letzte Europäer, welcher ihn im Jahre 1760 überschritten hat. Unser Reisender aber konnte bei seinen beschränkten Mitteln nicht daran denken, diesen beschwerlichen und wegen der erforderlichen Menge von Lastthieren, Trägern, Lebensmitteln, Brennmaterial u. s. w. auch höchst kostspieligen Uebergang zu unternehmen; hatte er doch den Südabhang des Karakorum-Gebirges überhaupt nur erreichen können, weil er sich der Gastfreundschaft des Maharadscha von Kaschmir erfreute!

In Schigar, dessen Bewohner als die reinsten Vertreter des Baltivolkes gelten, erwarb Ujfalvy unter anderen alten Schmucksachen auch einen mit Türkisen reich besetzten Halsschmuck von Gold und Silber, welchen er für eine, mehrere Jahrhunderte alte arabische Arbeit zu halten geneigt ist (s. obenstehende Abbildung Nr. 7). Ebendaselbst werden aus einem grünen Speckstein, welcher sich ähnlich bei Wjernoje in Russisch-Turkestan findet, allerhand Gegenstände, wie Trinkschalen, Pfeifentheile u. s. w. angefertigt.

Zwei Tage später lagerten die Reisenden nahe der Stelle, wo der Schigar aus seinen zwei Quellflüssen, dem

Digitized by Google

Braldu und Baſcha, entſteht, und Ujfalvy machte von dort einen Ausflug nach dem Dorfe Tſchutrun am Baſcha, wo er mehrere Pakſchus und Schakſchus traf und maß, welche über den Mustagh-Paß gekommen waren, um in Skardo für Goldſtaub und Thierfelle Stoffe einzuhandeln. Ujfalvy fand, daß dieſe Stämme, welche im obern Thale des Jarkandfluſſes zwiſchen den Gebirgen Karakorum und Kwenlün nomadiſiren und wegelagern, ihrer phyſiſchen Erſcheinung nach zu den (ariſchen) Dardus gerechnet werden müſſen. Den folgenden Tag erreichte man in einem an-



Blick auf das Karakorum-Gebirge bei Skardo.
(Nach einer Photographie.)

ſtrengenden Marſche den fernſten Punkt, die kleine, romantiſch gelegene Bergfeſte Askole, welche faſt am Fuße des Biafo-Gletſchers liegt und den herrlichſten Ueberblick über das Eismeer des Karakorum gewährt. Ujfalvy erklärt, daß er dieſen wirklich überwältigenden Anblick von ungeheueren Eismaſſen und himmelhohen Felſen der Ausſicht von Schigar aus vorzieht. Wenn auch der Himalaja einen höhern Berg beſitzt — ein Ruhm, den er bei beſſerer Unterſuchung des Karakorum vielleicht einbüßen kann — ſo ſtellt ſich letzterer doch als ein höherer und mehr einheitlicher

Digitized by Google

Kamm dar. „Am Abend — erzählt Ujfalvy — ſahen wir am Horizont ein Naturſchauſpiel, welches man bei uns in Mitteleuropa Alpenglühen nennt; nur war es mehr ein ſchreckenerregendes Feuermeer, das wir vor uns hatten, als ein lieblicher Schimmer! Es iſt eben immer alles vom aſiatiſchen Standpunkte aus zu betrachten.“

Nach einem beſchwerlichen viertägigen Ritte langten die Reiſenden wieder in Skardo an.

Die charakteriſtiſchen Beziehungen Pommerns zu ſeiner Geſchichte und ſeinen Bewohnern.

Von Dr. Zechlin.

III.

Wir gingen von den Flüſſen aus, um ihren Einfluß auf die Gründung der Städte und wiederum um den Einfluß der Städte auf das ganze Land zu zeigen; kehren wir nun zu unſerm Ausgangspunkte zurück und ſehen uns den Urſprung der Flüſſe und ihr Quellgebiet näher an. Da haben wir die eigenthümliche Erſcheinung, daß faſt unſere ſämmtlichen Flüſſe Abflüſſe von Seen ſind. So entſpringt z. B. die Leba aus dem Sianowoſee, die Lupow aus dem Jaſſenerſee, die Wipper aus dem Biallenſee, die Perſante aus dem (abgelaſſenen) Perſanzigſee, die Rega aus dem Ritzigſee, die Drage aus den Fünfſeen, die Ihna aus dem Enzigſee u. ſ. w. In ihrem obern Laufe durchſtrömen ſie zahlreiche Seen, erhalten von denſelben Zuflüſſe und vergrößern dadurch ihre Gewäſſer. Daher ſind die Seen die Waſſerſammler und Waſſerreſervoire unſerer Flüſſe und von um ſo größerer Wichtigkeit, als ein anderes Waſſerreſervoir, nämlich der Wald, immer mehr zu verſiegen ſcheint. Ueberhaupt ſind unſere Seen von großer kulturlicher Wichtigkeit; ſie beleben aufs anmuthigſte und ſchönſte die Landſchaft. Zwar fehlt ihnen der tiefblaue Untergrund der Alpenſeen und deren pittoreske und maleriſche Ufer, aber trotzdem bringen ſie ein erfriſchendes und belebendes Element in jene; ſie ſind das flüſſige, bewegliche Element im Gegenſatze zum feſten und ſteinigen. Sie überraſchen um ſo mehr, je weniger man auf dem pommerſchen Landrücken Naturſchönheiten zu finden gewohnt iſt. Wie ſchön nimmt ſich der See aus, wenn man ſeine ſpiegelklaren Fluthen ſchaut, wenn man ſich in ſchwankem Kahne auf ſeinen friedlichen Wellen ſchaukelt und ſich in ihm das Blau des Himmels abſpiegelt. Der Eindruck wird noch vermehrt, wenn die Ufer des Sees hoch ſind und von Wald umgeben. So zeichnen ſich einige Seen auf dem hinterpommerſchen Landrücken durch maleriſche Lage aus, z. B. der Klantzigſee bei Schivelbein, die Fünfſeen bei Polzin, der Virchowſee bei Neuſtettin, die Zechinenſeen bei Gr. Pomeiske (Kr. Bütow); der Borrefee an der Chauſſee von Bütow nach Konitz; der Wuſſower- und Luggewieſerſee bei Lauenburg. Neuſtettins Lage iſt eine maleriſche, beſonders wenn man die Stadt von dem gegenüberliegenden bewaldeten Ufer des Streitzigſees betrachtet. Daher hat ſich auch die Volksſage der Seen bemächtigt, manche von ihnen ſollen von unergründlicher Tiefe ſein, ja eine ähnliche Sage, wie die griechiſche von Hero und Leander, ſpielt an den Ufern des Virchowſee. Namentlich dem heitern Völklein der Jugend ſind unſere Seen eine ewig erfriſchende Quelle der Freude und Erholung: im Sommer durch Baden und Kahnfahren, im Winter durch Schlittſchuhlaufen und Schlittenſchieben. Doch auch reellern Nutzen haben ſie. An ihren Ufern wächſt Schilf und Gras, ſie ſelbſt erzeugen viele und vorzügliche Fiſche, unter dieſen iſt die Madüe-Maräne wegen ihres Wohlgeſchmackes geſchätzt und berühmt, aber ſelten, dagegen die kleine Maräne in den Seen bei Tempelburg und Neuſtettin häufig. Auch die anderen Fiſcharten, wie Karpfen, Karauſchen, Hecht, Barſch, Schleie u. ſ. w. gewähren einem großen Theil der Bevölkerung eine erhebliche Erwerbsquelle. In vielen Seen werden große Krebſe gefangen, welche, wie aus den Seen um Falkenburg, bis nach Paris exportirt werden. Manche Seen des Belgarder und Neuſtettiner Kreiſes ſind reich an Blutegeln, deren Einſammeln einen beſondern Erwerbszweig ausmacht. Nach Meitzen [1]) werden jährlich über 14 Millionen Blutegel über Stettin ausgeführt, deren Geſammtwerth an Ort und Stelle bei mäßiger Veranſchlagung 600 000 Thaler überſteigt.

Ein großer Theil der Seen wird abgelaſſen. Sie bieten ein ergiebiges Feld durch Senkung des Waſſerſpiegels oder gänzliche Ablaſſung, neue zur Kultur geeignete Flächen, namentlich Wieſen, zu Tage zu fördern und die angrenzenden Grundſtücke vor der Verſumpfung zu befreien. So wurde 1856 der Dratzig-, Sareben- und Reppowſee im Neuſtettiner Kreiſe geſenkt, wodurch bedeutende Flächen trocken gelegt worden ſind. Bemerkenswerth wegen ihrer Rentabilität iſt die im Jahre 1859 mit verhältnißmäßig geringen Koſten ausgeführte Ablaſſung des Zemminſees, der früher für 14 Thaler jährlich verpachtet wurde, wogegen der abgelaſſene Seegrund von 190 Morgen für 16 000 Thlr. verkauft wurde [2]). Auch zur Gewinnung von Mergel und Kalk werden Seen abgelaſſen. Namentlich iſt im Lauenburger Kreiſe der Roſchützſee, um Mergel zu gewinnen, trocken gelegt. So ſpenden ſie gleichſam noch bei ihrem Scheiden Wohlthaten, indem üppiger Wieſenwuchs auf ihrem Boden gedeiht oder ſie dem Forſcher Kunde geben von einem längſt verſchollenen Geſchlecht, das in ihnen Schutz vor Menſch und Thier ſuchte.

Nachdem wir nun des Waſſers in ſeinen mannigfachen Beziehungen gedacht haben, erübrigt noch, auf die Beſchaffenheit des Bodens, ſeine Fruchtbarkeit u. ſ. w. einzugehen und hieraus einige Schlüſſe auf die Bevölkerung, ihre Lebensweiſe und ihre Sitten zu ziehen. Pommern gehört zur norddeutſchen Tiefebene und hat dieſelbe geologiſche Beſchaffenheit wie dieſe. Der Hauptbeſtandtheil ſeiner Flächen iſt das Diluvium und das Alluvialland, welches letztere ſich durch Anſammlung der in den fließenden Gewäſſern fortgeführten theils ſchwimmenden, theils auf dem Grunde rollenden Sinkſtoffe gebildet hat. Auf dem Diluvium lagern beträchtliche Maſſen fremdländiſcher Findlinge, die erratiſchen Blöcke, welche das Material zu den Bauten geben. Von älteren Geſteinen treten nur aus der Periode

[1]) Der Boden und die landwirthſchaftlichen Verhältniſſe des preußiſchen Staates, Bd. II, S. 570.

[2]) Hoyer, Territorialgeſchichte des Regb. Köslin 1868, S. 52. Hier findet ſich auch ein Verzeichniß der im Kösliner Bezirk abgelaſſenen Seen.

Digitized by Google

der meſozoiſchen Formation in der Nordoſthälfte Rügens, an der Peene bei Greifswald, auf Uſedom-Wollin, bei Stepenitz und bei Schivelbein größere oder geringere Maſſen von Kreide auf; ebenſo finden ſich aus derſelben Periode auf Wollin, bei Kammin und an der Perſante weißer und brauner Jura. Unter dem Diluvium ſcheint die Braunkohlenbildung zu ruhen, wenigſtens finden ſich in ganz Pommern zahlreiche Stellen, wo dieſelbe zu Tage tritt. So an der Oder und zwiſchen Wipper und Leba; allein im öſtlichen Hinterpommern hat die geologiſche Karte von Dechen 24 Punkte, an denen Braunkohle (Oligocän) konſtatirt wurde, verzeichnet. Der Braunkohlenbildung entſpringt die Soole, welche ſich an den verſchiedenſten Stellen Pommerns findet. So finden ſich Salzquellen, z. B. in Greifswald, Richtenberg, Kolberg u. a. O. [1]).

Aus dieſer geologiſchen Beſchaffenheit des Landes ergiebt ſich, daß Pommern der Induſtrie, deren Entwickelung auf den Mineralſchätzen der Erde beruht, entbehrt oder nach einem Ausdruck Kotta's keine bodenſtändige Induſtrie hat. Denn die Soole, die bei Kolberg dem Erdboden entquillt, wird nicht mehr zu Salz verarbeitet und ebenſo ſteht der Braunkohlenbetrieb bei Podejuch ſtill; nur einige Portland-Cementfabriken könnte man hierher rechnen. Solche giebt es zu Finkenwalde und Lebbin, auf der Inſel Griſtow und in Züllichow. Im Uebrigen beruht die Induſtrie Pommerns, wenn man von einigen Fabriken Stettins und Stralſunds abſieht, weſentlich auf dem Schiffsbedarf oder den Bedürfniſſen der Landwirthſchaft und der Verwerthung ihrer Produkte. Solche Fabriken erſterer Art ſind die großen Anſtalten zum Bau von Schiffen und Maſchinen in Stettin und Umgegend; Fabriken letzterer Art, die uns hier mehr angehen, ſind über die ganze Provinz verbreitet. Auf der Ausnutzung des Holzes beruht der Handel mit demſelben, die Dampfſchneidemühlen, die Holzpappenfabriken, die Papierfabriken (Rathsdamnitz und Varzin), die Streichhölzerfabriken (Zanow) und die zahlreichen Glashütten. Zuckerfabriken giebt es verſchiedene, ſelbſt in Hinterpommern, z. B. bei Pyritz, bei Greifenhagen (Garden) und in Gramenz. Der Tabak, der beſonders bei Fiddichow und Garz gebaut wird, wird in verſchiedenen größeren Fabriken verarbeitet. Auf dem Bau der Kartoffel baſiren die zahlreichen Brennereien, Stärke- und Dextrinfabriken (Daber). Außerdem in verſchiedenen Ortſchaften Fabriken mancherlei Art: Wollſpinnereien in Ratzebuhr, Preßhefenfabriken, z. B. in Freienſtein und Wopersnow; Dachpappen, Eiſengießereien und Maſchinenbauanſtalten (Regenwalde). In einzelnen Gegenden werden noch beſondere Induſtriezweige getrieben. In der Schlawer Gegend Leinwand- und Damaſtweberei; aus dem Dorfe Bale (Kreis Saatzig) kommen die Klammern.

In ſeinem plaſtiſchen Bau bietet Pommern im Ganzen betrachtet nicht große Verſchiedenheit. Im Allgemeinen herrſcht die Ebene vor, wenn ſich auch häufig nicht unbedeutende Hügel finden, die eine abwechſelnde Bodenbeſchaffenheit bewirken. Ganz ebene Gegenden finden ſich in Vorpommern, im Pyritzer und Saatziger Kreiſe und in einigen Küſtenſtrichen, in den übrigen Kreiſen, beſonders auf dem pommerſchen Landrücken, iſt das Terrain mehr oder weniger kupirt und hier erreicht es im Süden des Bütower Kreiſes bei Platenheim in einer Höhe von 256 m ſeinen Kulminationspunkt; in dieſem und im Rummelsburger Kreiſe befinden ſich zahlreiche Berge über 200 m. Ackerfelder, Seen, Sümpfe, Moore, Wieſen und Wälder ziehen in bunter Abwechſelung an dem Auge des Reiſenden vorüber. Ehe wir der erſteren gedenken, werfen wir noch einen Blick auf Pommerns Moore und Wälder. Die Moore, die ca. 10 Proc. der Geſammtfläche oder ca. 55 Quadratmeilen einnehmen, beſchäftigen eine große Menge Menſchen und verſorgen uns mit Brennmaterial. In manchen Gegenden, wie z. B. in der Neuſtettiner, heißen dieſelben Möſſen. Dieſelben machen einen eigenthümlichen Eindruck. Betritt man eine ſolche, ſo ſchwankt der Boden unter den Füßen, zu beiden Seiten des Weges ſtehen zwiſchen einzelnen Waſſertümpeln große Torfhaufen; eine beſondere Flora befindet ſich hier, z. B. treten der Porſt, die Sumpfheidelbeere und andere Moorpflanzen in großen Mengen auf; Kraniche und Kibitze umſchwirren das Haupt des Wanderers, den ein Gefühl der Einſamkeit und Verlaſſenheit beſchleicht. Die charakteriſtiſche Frucht des Moores iſt der Buchweizen, auch Hafer, den aber gewöhnlich der Froſt bezwingt, wird angebaut. Schon ſeit 100 Jahren hat man angefangen, die Moore zu entwäſſern und zu bebauen, wobei ſich beſondere Verdienſte der Geheimrath Brenkenhoff erworben hat. Damals unter Friedrich dem Großen wurde ein Theil des Madüeſees und des Bilm (bei Neuſtettin) abgelaſſen, die Moräſte und Wieſen längs der Plöne urbar gemacht, ebenſo das Thurbruch auf der Inſel Uſedom und die Sümpfe an der Leba und bei Schmolſin. Neue Ortſchaften wurden angelegt und viele Koloniſten aus aller Herren Länder nach Pommern gezogen, allein unter Friedrich des Großen Regierung über 5000 Familien; manches ſchlechte Volk darunter, das ſich mit der anſäſſigen Bevölkerung nicht vertrug und mit derſelben in ſcharfen Gegenſatz gerieth. Und noch heute ſind die Unterſchiede zwiſchen Bauern- und Koloniſtendörfern nicht verſchwunden.

Was den Wald betrifft, ſo beraubt ſich Pommern leider dieſes Schmuckes, den es früher in großem Maße beſeſſen, immer mehr. Es iſt eine der waldärmſten Provinzen des preußiſchen Staates, nur einige Kreiſe zeigen noch größere Waldflächen, wie der Uckermünder (53 Proc. der Geſammtfläche), der Rummelsburger (35,9 Proc.) und der Bütower (30 Proc.); am wenigſten Wald beſitzt der Pyritzer (5,3 Proc.) und der Greifenberger (8,8 Proc. der Geſammtfläche). So geht der kulturliche Einfluß des Waldes immer mehr verloren. Allerdings einige ſchöne Waldungen beſitzt Pommern noch, z. B. bei Köslin, Misdroi, Heringsdorf, Saßnitz, Stettin u. a. O., in welchen ſich der Wanderer an Waldesduft und Waldesfriſche erquicken kann. Hoffen wir, daß die Ueberzeugung, die in dem Walde ein nöthiges Erholungs- und Erfriſchungsmittel des ganzen Volkes erkennt, ſich in immer weiteren Kreiſen Bahn bricht. Eine Nation ohne beträchtlichen Waldbeſitz, ſagt Riehl [1]), iſt gleich zu achten einer Nation ohne gehörige Meeresküſte. Wir müſſen den Wald erhalten, nicht bloß, damit uns der Ofen im Winter nicht kalt werde, ſondern auch damit die Pulſe des Volkslebens warm und fröhlich weiter ſchlagen, damit Deutſchland deutſch bleibe.

Abgeſehen von dieſen Beſchränkungen kann der größte Theil der Bodenfläche zum Ackerbau verwandt werden, und Pommern iſt daher mit Recht eine ackerbautreibende Provinz genannt worden, denn auch in den kleinen Städten nährt ſich ein großer Theil der Bewohner vom Ackerbau, und viele Handwerker treiben die Landwirthſchaft als Nebengewerbe. Auch in den höchſten Gegenden des Rummelsburger und Bütower Kreiſes, wenn ſie auch klimatiſch benachtheiligt ſind, kann Ackerbau getrieben werden, daher

[1]) Vergl. von dem Borne, Zur Geognoſie der Provinz Pommern. (Zeitſchrift der geologiſchen Geſellſchaft, Bd. 9, S. 473.)

[1]) Riehl, Land und Leute, S. 53.

Digitized by Google

übertrifft die Fläche, die bebaut wird, in allen drei Regierungsbezirken den Durchſchnitt des ganzen Staates, in welchem die Ackerfläche 50 Proc. der Geſammtfläche beträgt. Daſſelbe Verhältniß ſteigt im Rgbz. Köslin bis zu 52,6 Proc., im Rgbz. Stettin zu 54 Proc. und im Rgbz. Stralſund bis zu 64,7 Proc.

Allerdings iſt die Ertragsfähigkeit des Bodens je nach der Zuſammenſetzung des Diluviums ſehr verſchieden. Im Verhältniß zu den übrigen Provinzen iſt die Fläche der ſchweren Böden gering, dagegen ſind die ſogenannten gemiſchten Böden ſtark vertreten. Auf dem pommerſchen Landrücken iſt der Boden im Allgemeinen leicht, er leidet an zu großer Näſſe und iſt der Lehm, beſonders in den Kreiſen Rummelsburg und Bütow, von ſteriler Beſchaffenheit; doch giebt es auch hier ſehr ſchöne Güter, z. B. Hygendorf im Bütower Kreiſe; es wechſelt die Beſchaffenheit des Bodens ſehr raſch; das eine Dorf hat fruchtbaren, humoſen Lehmboden, während die Flächen des Nachbardorfes aus ödem Sande beſtehen; beſſer iſt der Boden in einzelnen Theilen des Neuſtettiner und des Dramburger Kreiſes. Die Hauptfrucht dieſer Höhenkreiſe iſt der Roggen und die Kartoffel, von der Rummelsburg und Bütow am meiſten anbauen, nämlich über 12 Proc. der Ackerfläche. Weizen wird hier nur wenig, im Rummelsburger und Schivelbeiner Kreiſe gar nicht gebaut. Nach der Oſtſee zu und an der nördlichen Abdachung des Landrückens wird der Boden recht ertragsfähig. Zwiſchen Stolp und Lauenburg befinden ſich größere Striche tiefen Gerſtbodens — das wendiſche Gerſtland —, zwiſchen Stolp und Kolberg an der Küſte entlang ein Strich milden und reichen Lehmbodens, der recht guten Weizen liefert. Leichte Strecken befinden ſich zwiſchen Perſante und Rega, hier liegt zwiſchen Körlin und Plathe eine ganz öde Strecke, das große Heideland genannt. Von letztgenannten Gegenden producirt der Köslíner Kreis am meiſten Weizen, nämlich 3,5 Proc. der Geſammt- oder 6,8 Proc. der Ackerfläche, die zweite Stelle nimmt der Schlawer Kreis ein [1]).

Umgekehrt ſind im Stettiner Regierungsbezirk die landeinwärts gelegenen Kreiſe bevorzugt vor den ſeewärts gelegenen; letztere haben neben vielem ſandigen und moorigen Boden auch manchen fruchtbaren Lehmboden, z. B. im Kreiſe Greifenberg, wenn auch die Entwäſſerung eine ſchwierige iſt. Nördlich von Stargard nehmen die ſandigen Aecker zu. Gegen das Haff und den Dammſchen See iſt viel Bruchland; hier ſind die pommerſchen Wieſengründe. Auch Uſedom-Wollin hat größtentheils Sandboden, ebenſo Ueckermünde und Anklam. Dagegen beginnt ſüdlich von Stargard der ſogenannte Weizacker, den Merian feiſt und köſtlich nennt, humoſer Alluvialboden, der auch noch über Pyritz hinaus bei Bahn und Greifenhagen ſehr ertragsfähig iſt und erſt dicht bei Fiddichow ganz ſteril wird, daher hier viel Tabak gebaut wird. Ebenſo liegen auf dem linken Oderufer die vorzüglichſten Böden landeinwärts, wie im Demminer Kreiſe. In Folge dieſer Bodenbeſchaffenheit wird am meiſten Weizen im Kreiſe Pyritz und Demmin (8,5 Proc. und 6,4 Proc. der Ackerfläche), faſt gar keiner im Kreiſe Saatzig und Naugard producirt; viel Kartoffeln baut Ueckermünde (19,1 Proc. der Acker- oder 4,3 Proc. der Geſammtfläche). Wieſen haben am meiſten die Kreiſe Anklam und Randow [2]).

[1]) Im Allgemeinen hat der Regierungsbezirk Köslin 8,3 Proc. Lehmboden, 34,9 Proc. gemiſchten Boden, 45 Proc. Sandboden, 7,8 Proc. Moorboden. Näheres bei Meitzen a. a. O. Neuere Daten giebt die „Bodenkultur des Deutſchen Reiches“, herausgegeben vom Statiſtiſchen Amt 1878.

[2]) Im Allgemeinen hat der Regierungsbezirk Stettin 4,7 Proc. Lehmboden, 50,6 Proc. gemiſchten Boden, 20 Proc. Sandboden, 12,9 Proc. Moorboden.

Der Regierungsbezirk Stralſund hat fruchtbare, humoſe Lehmböden, die nur in der Mitte des Franzburger Kreiſes einen ſtrengen Charakter annehmen. Auch die Inſel Rügen hat guten fruchtbaren Boden; ganz leichten Sandboden hat nur die Inſel Zingſt und der Dars, daher auch auf erſterer im tiefen Sandboden Cichorien gebaut wird. Den beſten Weizen producirt die Halbinſel Wittow, wie überhaupt der Kreis Rügen den meiſten Weizen und die meiſte Gerſte im Regierungsbezirk und in der Provinz, nämlich 9,2 Proc. der Ackerfläche baut [1]). So konnte denn ein heimiſcher Dichter mit Recht ſingen:

Heil dir, Inſel und Gruß, goldſchollige, garbenbegabte.

Das Vorherrſchen des Ackerbaues, das jahrhundertlange Wirken, Treiben und Beſchäftigen in der unmittelbaren Natur bewirkt gemeinſame Eigenthümlichkeiten, die der ganzen Provinz eigen ſind; die verſchiedene Ertragsfähigkeit des Bodens modificirt dann den gemeinſamen Grundcharakter und verurſacht in Bezug auf Bevölkerung, Ernährung, Sitten manche Verſchiedenheiten.

Zunächſt bedingt die Beſchäftigung mit dem Ackerbau einen weſentlich konſervativen Zug in der Bevölkerung, der noch in Pommern durch das Vorherrſchen des großen Grundbeſitzes verſtärkt wird [2]). Der Landmann, an das ruhige, gleichmäßige Leben gewöhnt, iſt Neuerungen abgeneigt und hält am Althergebrachten; neue Ideen finden nur langſam Verbreitung und Anklang; dabei iſt er ſtolz auf ſeinen Beſitz; er fühlt ſich als freier Grundbeſitzer und läßt ſich nicht gerne von Anderen Vorſchriften machen; am liebſten würde er auf ſeinem Gute ſelber die Exekutive ausüben. Ferner ſtählt die Beſchäftigung mit der Landwirthſchaft den Charakter, indem ſie nur zu oft die Geduld des Landmannes auf eine harte Probe ſtellt und ihm ein ruhiges Ergeben in das Unveränderliche und Unvermeidliche zur Pflicht macht, ſei es, daß die Ungunſt der Witterung oder unverhoffte Unglücksfälle ihn treffen.

Der Mann bedarf der Geduld, er bedarf auch des reinen,
Immer gleichen ruhigen Sinns und des graden Verſtandes.

Wenn auch der Grad der Wohlhabenheit ein verſchiedener iſt, ſo ernährt doch die Provinz ihre Bevölkerung reichlich; Proletariat findet ſich nur in den Städten, wenig auf dem Lande. Von den drei Hauptſtänden, Beſitzer, Bauer und Tagelöhner erfreut ſich der Bauer einer verhältnißmäßig großen Wohlhabenheit. Es giebt in Pommern, ſelbſt auf dem Landrücken eine große Anzahl Bauerndörfer, deren Beſitzer wohlhabend zu nennen ſind. Dabei hat ſelbſt der reiche Bauer einfache Bedürfniſſe; er ißt und wohnt mit ſeinem Geſinde zuſammen, geht ſelbſt hinter dem Pfluge und läßt ſich von ſeiner Frau oder Tochter ſein Zeug weben; er hält das Geld feſt und giebt nur ungern etwas aus. Nur bei beſonderen Gelegenheiten, z. B. bei Hochzeiten, zeigt er ſeinen Reichthum; er iſt zäh und ſtarrköpfig und bildet ſich nicht wenig auf ſeinen Stand ein. Heirathen unter ſeinem Stande ſind ſtreng verpönt; ja in manchen Gegenden, z. B. in dem fruchtbaren Rügenwalder Amt wird ſchon die Bauerntochter für verloren erachtet, die den Bauer eines Nachbardorfes heirathet. Daher giebt es in Haershagen (Kreis Schlawe) 23 Familien Hökendorf, die in Folge dieſer Inzucht alle wenig Kinder haben. Wer den Bauer für dumm halten wollte, würde ſich irren.

[1]) Der Regierungsbezirk Stralſund hat 6,4 Proc. Lehmboden, 62,6 Proc. gemiſchten Boden, 19,6 Proc. Sandboden, 10,0 Proc. Moorboden.

[2]) So z. B. beträgt die Zahl der Rittergüter im Stolper Kreiſe 165 mit ca. einer halben Million Morgen.

Digitized by Google

Wenigſtens beobachte ich, daß die Juden, welche mit Bauern handeln, lange nicht ſo ſchnell ſich ein Vermögen erwerben, als wenn ſie mit Beſitzern Geſchäfte machen. Auch die Tagelöhner haben ihr Auskommen; außer ihrem allerdings geringen Tagelohn erhalten ſie ſo viel an Naturalien, daß ſie noch in guten Jahren etwas verkaufen können. Im Allgemeinen wird die Behauptung auf keinen Widerſpruch ſtoßen, daß die Arbeiter bei wohlhabenden Beſitzern, die Land und Leute kennen und Leute zu behandeln wiſſen, beſſer geſtellt ſind als auf Gütern, deren Beſitzer oft wechſeln. Dagegen herrſcht in den Familien der freien Arbeiter oft bittere Armuth; für ſie iſt Fleiſch ein Luxusartikel und nur Sonntags können ſie ſich einen Hering geſtatten. Es würde zu weit führen und dem Zwecke dieſer Arbeit nicht entſprechen, auf die mannigfachen Verhältniſſe der Beſitzer einzugehen. Unbeſtritten befindet ſich ein großer Theil derſelben in einer guten Lage; wo dies nicht der Fall iſt, kommen oft andere, hier nicht zu erörternde Gründe in Betracht; namentlich kaufen ſich häufig Beſitzer aus anderen Provinzen in Pommern an, welche dann ihre agronomiſchen Grundſätze auf hieſige Gegend übertragen, Land und Leute nicht kennen, zu theuer wirthſchaften und zumal bei geringem Kapital nicht im Stande ſind, ihre Güter auf die Dauer zu halten.

Prſhewalski's dritte Reiſe in Central-Aſien.

Von Zaiſan über Chami nach Tibet und zu den Quellen des Gelben Fluſſes.

(Hierzu ein Kartenblatt.)

Der bekannte Aſienreiſende Prſhewalski hat ſich vor einigen Monaten abermals nach Tibet aufgemacht. Vorher aber hat er die Ergebniſſe und Erlebniſſe ſeiner letzten (der dritten), in den Jahren 1879 und 1880 unternommenen Reiſe in einem ſtattlichen, mit zahlreichen Abbildungen und Karten verſehenen Bande der Oeffentlichkeit übergeben [1]). Wir wollen es verſuchen, unſeren Leſern hier in überſichtlicher Form die Hauptmomente der Reiſe vorzuführen; ſelbſtverſtändlich können wir in das Detail der Schilderungen nicht eingehen.

I. Von Zaiſan nach Satſchou.

Die Expedition Prſhewalski's ſollte Tibet erforſchen — das war die geſtellte Aufgabe. Vom ruſſiſchen Grenzpoſten Zaiſan, welcher jetzt zur Stadt Zaiſansk erhoben iſt, über Hami, Satſchou und Tzaidam wollte der Reiſende in Tibet eindringen. Seinen früheren Erfahrungen nach durfte eine derartige Expedition nicht zu groß ſein, nur 13 Perſonen zählte die Geſellſchaft: Prſhewalski nebſt zwei Officieren, Eklon und Roborowski, einen Präparator, einen Dolmetſch, Abdul-Baſſid-Juſſupow aus Kuldſcha, und acht Koſaken. Die Ausrüſtung wurde ſo einfach als möglich gewählt. Zu einer mittelaſiatiſchen Reiſe muß man vor allem viel Geld in der Taſche und gute Waffen in den Händen haben, ſagt Prſhewalski. An Proviſion wurde Ziegelthee, geröſtetes Mehl (Tſamba), lebende Hammel und verſchiedene Kleinigkeiten mitgenommen; zwei Zelte und die nöthigen Filzdecken; ſchließlich eine Anzahl vortrefflicher Gewehre, Flinten ꝛc. Die Geldmittel betrugen etwa 29 000 Rubel (ca. 60 000 Mark), davon ein Theil in Silberbarren und in Stücken. Das Gepäck wog im Ganzen ca. 200 Pud (1 Pud gleich 16 kg) und war in 46 Stücken ſo vertheilt, daß 23 Kameele gleichmäßig befrachtet werden konnten, d. h. je zwei Stücke auf ein Kameel kamen. Außer den 23 Laſtkameelen wurden 4 als Reſerve mitgetrieben; die acht Koſaken ritten auf Kameelen, die anderen Reiſenden auf Pferden.

Am 21. März (a. St.) 1879 brach die Karawane vom ruſſiſchen Grenzpoſten Zaiſan [2]) auf, anfangs geführt von einem Kirgiſen Mirſaſch Aldiarow, mit dem Beinamen Batys, d. h. Bogatys (Held oder Ritter). Er war berüchtigt als Pferdedieb, hatte bereits gegen 1000 Pferde in ſeinem Leben geſtohlen — allein als Führer ſchon eben deshalb brauchbar — er kannte Weg und Steg und hatte bereits 1877 Prſhewalski von Kuldſcha nach Gutſchen geführt.

Bei 16 Grad Kälte und einem ſtarken Schneegeſtöber kamen die Reiſenden am 31. März an den See Ulungur und wandten ſich um die Südſpitze deſſelben zur chineſiſchen Station Bulun-tochoi, welche, obſchon erſt 1872 gegründet, dennoch ſchon wiederholt von den Dunganen zerſtört worden war. An dieſem See Ulungur war bereits 1253 der franzöſiſche Mönch Rubruquis vorbeimarſchirt.

Von Bulun-tochoi aus folgten die Reiſenden dem Fluſſe Urungu, welcher, von Oſten nach Weſten fließend, in den See Ulungur fällt. Die Gegend iſt eine Wüſte, arm an vegetabiliſchem und animaliſchem Leben; nur dicht an den Ufern des Fluſſes waren Pflanzen und Thiere zu ſehen. So ging es eine weite Strecke ſtromaufwärts, die große, von Gutſchen nach Norden führende Fahrſtraße wurde überſchritten, immer weiter dem Fluſſe entlang. Der Fluß trägt hier den Namen Bulungun und nimmt erſt, nachdem die von Norden kommenden Flüſſe Tzagangol und Tſchingil ſich mit ihm vereinigt haben, den Namen Urungu an. Am 27. April war ein kleiner, ſüdlich vom Bulungun gelegener See Baſchun-Nor erreicht; hier wurde geraſtet und Jagd auf Wildſchweine gemacht.

Während der Wanderung am Bulungun hin hatten die Reiſenden wiederholt Gelegenheit, mit nomadiſirenden Turgouten zuſammenzutreffen. Dieſelben, zum Stamme der Dlüt-Mongolen gehörig, ſind nach der Meinung Potanin's die Ureinwohner dieſer Gegend; ſie nomadiſiren jetzt an den Ufern der Flüſſe Tſchingil und Bulungun, alſo am Südabhange des Altai. Sie ſind dem chineſiſchen Gouverneur in Kobdo untergeordnet und zerfallen in 5 Abtheilungen — Sumo — welche von eingeborenen Fürſten verſchiedenen Ranges regiert werden; ſie heißen deshalb Tabyn-ſumin-turgout. Der andere Theil der Turgouten, Zochor-turgout genannt, wohnt in der nordweſtlichen Tſungarei, ſüdlich vom Tarbagatai- und Saur-Gebirge. Das ſind dieſelben Turgouten, deren Vorfahren von den Tſungaren verdrängt, am Ende des 17. Jahrhunderts in die Gegend zwiſchen Wolga und Ural eindrangen und in die ruſſiſche Unterthan-

[1]) St. Petersburg 1883, 471 S. gr. 8°. Mit 2 Karten, 108 Bildern und 10 Holzſchnitten im Text. (Die Koſten der Herſtellung beliefen ſich auf ca. 15 000 Rubel.)

[2]) In Eigennamen bedeutet z den weichen s-Laut (wie im Franzöſiſchen), s den harten, gleich dem deutſchen ß.

Digitized by Google

schaft eintraten. Später, im Jahre 1770, zog der größte Theil dieser Turgouten nebst ihren Stammesgenossen, den Choschoten, Dulboten, Choiten und Ölöten, welche erst kurz vorher vom Ili zur Wolga gewandert waren, im Ganzen etwa 460000 Kibitken (Zelten = Familien) unter Leitung des Chans Ubaschi plötzlich wieder ins Innere von Asien zurück, zuerst an den See Balkasch, später in das Iligebiet. Trotzdem daß auf dem Marsche viele Menschen umkamen, erreichten dennoch etwa 280000 Individuen beiderlei Geschlechts den Ili. Sie unterwarfen sich den Chinesen und wurden in verschiedenen Gegenden der Ili-Provinz, auch auf dem Plateau Juldus (im Tiën-schan) angesiedelt. Hier blieben sie bis zum letzten Dunganenaufstand. Nachdem sie aber von den chinesischen Insurgenten geplündert worden waren, zog ein Theil südlich vom Tiën-schan in die Umgebung der Stadt Karaschar, ein anderer Theil wandte sich in die Tsungarei zu den Stammesgenossen; wieder ein Theil siedelte sich im obern Ilithal an, in den früheren russischen Besitzungen von Kuldscha. Nach der schließlichen Eroberung des kaschgarischen Reiches durch die Chinesen im Jahre 1878 zogen die Turgouten abermals vom Ili zum Juldus-Plateau und nach Karaschar.

In ihrem äußern Ansehen unterscheiden sie sich scharf von den eigentlichen Chalcha-Mongolen. Sie sind von mittlerm Wuchse, nicht groß und ihr Körperbau ist nicht kräftig; derselbe ist eher als zart und hager zu bezeichnen, insbesondere die Weiber sehen sehr schwächlich aus. Es unterscheidet sich der Turgoute vom Chalcha-Mongolen auch in seinem Charakter. Freilich ist der Turgoute, wie jeder Mongole, vor allem faul und feige, aber der Chalcha ist gastfreundlich und gutmüthig. Die Turgouten dagegen können, von wenigen Ausnahmen abgesehen, sogar mit den Chinesen in Falschheit und Bestechlichkeit wetteifern. Ihre Kleidung besteht wie bei allen Mongolen aus einem langen Rock (schlafrockähnlich), welcher aus chinesischem Dalemba (Drillich) angefertigt ist und mittels eines ledernen Riemens in der Taille zusammengehalten wird; am Riemen hängt ein Feuerzeug und ein chinesisches Messer. Alle Turgouten tragen chinesische Stiefel, auf dem Kopfe einen niedrigen Filzhut. Im Winter tritt an die Stelle des Rockes ein Pelz, an die Stelle des Hutes eine Pelzmütze mit breiten Ohrenklappen und einem Nackenschild. Die Turgouten rasiren das Kopfhaar bis auf einen Zopf am Hinterhaupt; die Barthaare scheinen sie auszuzupfen. Die Frauen tragen Gewänder, welche denen der Männer sehr ähnlich sind; die Haupthaare werden sehr sorgfältig gekämmt, nicht selten mit starkem Leim geschmiert.

Die Sprache der Turgouten unterscheidet sich, wie es scheint, nur wenig von der der Chalcha. Ihre Religion ist die buddhistische, doch sind sie offenbar nicht so streng in der Beobachtung aller Vorschriften wie die übrigen Mongolen, welche immerwährende Beziehung zu Tibet unterhalten. Sie wohnen wie alle Mongolen in Filzjurten (Zelten). Solche Jurten stehen einzeln, oder einige beisammen, aber bilden niemals große Komplexe (Aul = Dorf), wie z. B. bei den Kirgisen. Ihre Hauptbeschäftigung ist Viehzucht. An einigen geeigneten Plätzen wird wohl auch Ackerbau betrieben, doch nur nebenbei als Aushilfe; eine derartige Arbeit gefällt dem Turgouten ebensowenig wie jedem andern Nomaden.

Das durchwanderte Gebiet — eine trostlose Oede — bezeichnet Prshewalski als die tsungarische Wüste; sie wird nach Norden begrenzt vom Altai, nach Süden vom Tiën-schan, nach Westen vom Saur-Gebirge und den vom Tarbagatai zum Tiën-schan hinziehenden Bergen; nach Osten verengt sich das Gebiet, weil hier der Altai und der Tiën-schan sich einander nähern, hier geht die tsungarische Wüste über in das weite Wüstengebiet Mittelasiens. Einst war die ganze centralasiatische Wüste ein großes Meer, das Chanchai der Chinesen, und die tsungarische Wüste war damals ein kleiner Busen desselben. Die Wüste stellt jetzt eine wellige, etwa 2500 Fuß (750 m) sich über dem Meeresspiegel erhebende Ebene dar, in welcher sich im Norden und Osten Kieselsteine und Kies, im Westen Löß, im Süden Flugsand findet. Das Gebiet ist äußerst wasserarm, nur im Norden fließt der Fluß Urungu, welcher eine tiefe, 300 bis 400 Fuß (90 bis 120 m) unter dem Niveau der Ebene gelegene Rinne darstellt; mehr im Centrum liegt der See Ajar-noor mit seinen Zuflüssen, welche vom Tiën-schan kommen, und im Westen der Salzsee Orchu. Das Klima ist dem der Gobi gleich, außerordentlich rauh und namentlich reich an Stürmen, was für jene Wüste charakteristisch ist. Besonders im Frühling, aber auch im Winter wehen heftige Stürme aus Westen und Nordwesten, selten im Sommer und im Herbst, dann aber aus Süden und Südosten. Die Stürme sind das Resultat der ungleichen Erwärmung resp. Erkältung der Luftschichten in der Wüste und der angrenzenden Länderstrecken.

Die Vegetation ist überaus ärmlich, fast gar keine Bäume sind sichtbar, höchstens nur unmittelbar am Flusse. Unter den Pflanzen sind aber zwei von der größten Wichtigkeit für die Menschen und die Thiere: die eine ist der Salzstrauch (Saksaul, Haloxylon Ammodendri), dessen Verwendung als Brennmaterial bekannt ist; die andere, Lasiogrostis splendens, ist noch viel wichtiger; es ist ein hohes, zur Familie der Gräser gehöriges Gewächs. Der mongolische Name ist Dyrissun, der chinesische Tschij; es dient als Futter für das Vieh, als Zufluchtsort für die wenigen Säugethiere und Vögel der Steppe; den Einwohnern ferner zur Herstellung verschiedener Hausgeräthe und Körbe. Der Dyrissun ist gleich dem Saksaul über ganz Centralasien verbreitet; nach Norden bis zum 48° n. Br., die Südgrenze ist Tzaidam im Norden von Tibet und steigt hoch hinauf ins Gebirge bis zu einer Höhe von 13000 Fuß (3900 m). Die Pflanze liebt einen lehmigen, etwas salzigen Boden, wächst in einzelnen Büschen und erreicht eine Höhe von 1,5 bis 1,8 m, bisweilen auch von 2,1 bis 2,7 m.

Auch die Fauna ist sehr arm. In der eigentlichen Wüste finden sich nur 13 verschiedene Species von Säugethieren; darunter zwei Antilopenarten (A. subgutturosa und A. saiga). Bemerkenswerth ist das wilde Kameel (Camelus bactrianus ferox) und das wilde Pferd (Equus Prshewalskii), daneben der Tschiggetai (Asinus hemionus) und der Chulan (A. onager). Da die Vögel kein besonderes Interesse (160 Arten) bieten, so bleiben wir bei dem interessanten Vorkommen des wilden Pferdes und Kameeles stehen.

Das von Prshewalski aufgefundene wilde Pferd, welches durch Poljäkow dem Entdecker zu Ehren E. Prshewalskii benannt worden ist, besitzt gewisse dem Esel eigenthümliche Kennzeichen, nähert sich aber in anderen zoologischen Merkmalen (Schädel, Hufe, Schwielen an den Hinterbeinen) und im ganzen Habitus außerordentlich dem Hauspferd, so daß es neben das letztere zu stellen ist. Nach Poljäkow steht das wilde Pferd zwischen Esel und Hauspferd, vielleicht ist es der Stammvater verschiedener Rassen des Hauspferdes, welche unter dem Einfluß der Zähmung durch die Menschen allmählich vom ursprünglichen Typus abgewichen sind. Das wilde Pferd — bisher besitzt die Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg das einzige nach Europa gekommene Exemplar — ist klein, höchstens von mittlerer

Digitized by Google

Pferdegröße, der Kopf verhältnißmäßig groß, die Ohren kürzer als beim Eſel, die Mähne kurz, borſtig dunkelbraun, auf dem Rücken keine Streifen; die Farbe des Rumpfes ins Graue ſpielend, an der untern Bauchgegend faſt weiß, am Kopfe röthlich, die Schnauze weiß. Das (Winter-) Haar iſt ziemlich lang, die Beine verhältnißmäßig dick, von weißlicher Farbe, die Hufe rundlich und recht breit. Die Kirgiſen nennen das wilde Pferd „Kertag" (nicht Surtake, wie Poljäkow nach Brehm ſchreibt; mit dem Namen Suſtaj bezeichnen die Kirgiſen den Dſchiggetai, Asinus hemionus), die Mongolen Takó. Es lebt in der wildeſten Gegend der tſungariſchen Wüſte in kleinen Herden von 15 bis 20 Stück, welche unter Aufſicht eines erfahrenen alten Hengſtes ſtehen. Die Thiere ſind außerordentlich vorſichtig und mit ausgezeichnetem Geſicht, Gehör und Geruch begabt. Die Jagd auf ſie iſt deshalb außerordentlich ſchwierig.

Beſonders hervorzuheben iſt, daß das wilde Pferd nur in der Tſungarei vorkommt; in anderen Gebieten Centralaſiens iſt es nicht angetroffen worden. Die Erzählung der Mongolen, daß es am Lob-nor exiſtire, hat ſich nicht beſtätigt.

Das wilde Kameel, welches gleichfalls in der tſungariſchen Wüſte lebt, iſt längſt bekannt; ſchon die alten chineſiſchen Chroniken erzählen davon, Marco Polo kennt es; die neuen Reiſenden ſeit Pallas ſchreiben davon, doch ſcheint von dieſen letzteren niemand ein Exemplar geſehen zu haben. Prſhewalski war ſo glücklich, wilde Kameele ſchon auf der Reiſe zum Lob-nor zu ſehen. Nach Poljäkow unterſcheidet ſich daſſelbe vom gezähmten dadurch, daß es kleinere Höcker und keine Schwielen an den Knien der Vorderfüße hat; überdies exiſtiren kleine Differenzen am Schädel. Das Gebiet, in welchem das wilde Kameel noch heute vorkommt, iſt weit größer als das des wilden Pferdes. Es iſt charakteriſirt durch ſchwer zugängliche Partien von Triebſand, woſelbſt das Thier ſich vor dem Menſchen verbirgt. Das wilde Kameel bewohnt, außer der eben genannten tſungariſchen Wüſte, noch ferner die Wüſten am untern Tarim, am Lob-nor und die von Chami; dann die ſüdliche Tſungarei nördlich von Gutſchen und Manas, endlich die tibetiſchen Vorberge im nordweſtlichen Tzaidam — die Sandamwüſte bei Syrtju und die wüſte Umgebung des Sees Chuitun-noor.

Bei Gelegenheit der letzten Reiſe hat Prſhewalski dem wilden Kameele weiter keine beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt; vieles darauf Bezügliche hat er bereits früher in ſeinem Bericht über die Reiſe zum Lob-nor mitgetheilt.

Nachdem die Reiſenden 4 Tage am See Gaſchun-nor verweilt hatten, nahmen ſie einen Turgouten als Führer und verließen am 2. Mai den See, um ſich direkt nach Süden zu wenden. So wanderten ſie weiter fort über die leicht wellige, hier und da von größeren Bergrücken durchzogene Wüſte, hatten ſehr warme Tage und ſehr kühle Nächte, mitunter nur 2° am Morgen, dabei eine außerordentliche Klarheit der Luft, welche ſie vielfach über die Entfernung täuſchte. Am 18. Mai lagerten ſie endlich 20 Werſt von der Stadt Barkul, beim chineſiſchen Dorfe Sjänto-chaus in einer weiten Ebene.

Die Stadt Barkul liegt unweit des gleichnamigen Salzſees [1]), am nördlichen Abhange des Tiën-ſchan. In die Stadt ſelbſt kamen die Reiſenden aber nicht, denn ſie vermieden die allzu nahe Berührung mit den Chineſen, ſpeciell mit der chineſiſchen Armee, darum hatten ſie nicht den direkten großen Weg von Bulun-tochoi über Gutſchen nach Barkul gewählt, ſondern waren auf einem Umwege nach Barkul gelangt. Von dort aus zieht ſich eine große, zum Fahren geeignete Straße am nördlichen Abhange des Tiën-ſchan hin, welche deshalb auf chineſiſch Bei-lu, d. h. die nördliche Straße genannt wird; ſie läuft von Barkul über Gutſchen, Urumtſchi, Manas, Schiho, Tſchinho, über den Engpaß von Talki bis nach Kuldſcha. Bei Barkul überſchreitet ſie das Tiën-ſchan-Gebirge, um nach Chami zu gelangen, von wo aus eine zweite Fahrſtraße am ſüdlichen Abhange des Gebirges ſich hinzieht, Nan-lu genannt, über Pitſchan, Turfan, Karaſchan, Kurtjä, Kutſcha, Bay, Akſu nach Kaſchgar.

In Barkul wurde durch Vermittelung des dahingeſchickten Dolmetſchen Einkäufe zu ſehr hohen Preiſen gemacht, denn in Folge der Anweſenheit größerer chineſiſcher Truppenmaſſen waren alle Gegenſtände enorm im Preiſe geſtiegen. Gleichzeitig wurde ein Führer nach Chami erbeten, welcher unter Begleitung von ſechs chineſiſchen Soldaten als Ehrenwache die Reiſenden geleiten ſollten. Sobald derſelbe eingetroffen war, wurde zum Weitermarſche aufgebrochen. Man gelangte bald auf die große, von Barkul nach Chami führende Landſtraße, überſchritt am 24. Mai den Tiën-ſchan (die Paßhöhe von ca. 8700 Fuß [2650 m] Höhe heißt Koſchety-dabau) und erreichte ſehr bald die am ſüdlichen Abhange des Tiën-ſchan liegende Stadt Chami, bereits 1067 Werſt (Kilometer) vom Ausgangspunkte, dem Zaiſanpoſten entfernt. Auf dieſem Wege hatte Prſhewalski in Folge der ſteten Beaufſichtigung ſeitens der ihn begleitenden chineſiſchen Wache die Wegaufnahme nicht machen können; überhaupt war die chineſiſche Wache eher hinderlich als förderlich.

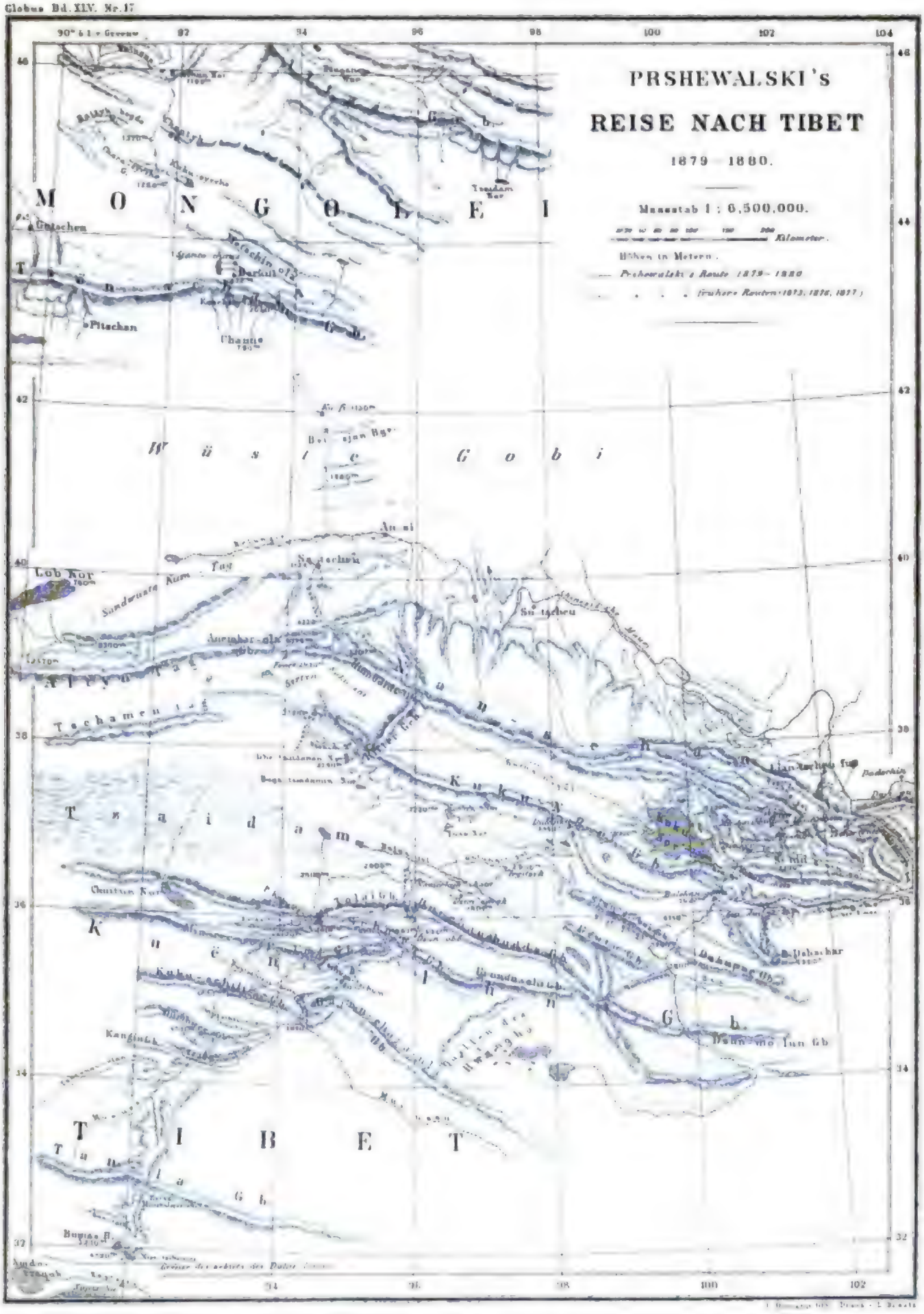
Die ſchon in alten Zeiten bekannte Oaſe Chami oder Komul iſt der öſtlichſte Punkt einer ganzen Reihe von Oaſen, welche ſich längs dem nördlichen wie ſüdlichen Abhange des Tiën-ſchan hinziehen; derlei Oaſen trifft man am Abhange des Pamir, an den Abhängen des Kuen-lun, des Altyn tag und des Nanſchan. Es ſind das die einzigen Punkte am Rande der großen Wüſte, wo ein ſeßhaftes Leben möglich iſt. Dort, wo ein Flüßchen vom Berge rinnt, wo Waſſer ſich ſehen läßt, da kann der Menſch ſich anſiedeln, da kann er dem Boden Früchte und Brot entlocken. Chami [1]) liegt etwa 40 Werſt (Kilometer) vom ſüdlichen Abhange des Tiën-ſchan entfernt, in der abſoluten Höhe von 2600 Fuß (790 m); die Ausdehnung der Oaſe iſt nur gering, etwa 12 bis 15 Werſt (Kilometer) von Oſten nach Weſten und etwas weniger von Norden nach Süden. Der Boden iſt lehmig-ſandig, aber fruchtbar, ein kleines vom Gebirge herabſtrömendes Flüßchen ſpendet das ſegensreiche Waſſer: Getreide, Weizen, Hirſe, Gerſte, Hafer, Erbſen gedeihen gut, daneben werden Gartengemüſe gezogen; die Arbuſen und Melonen, namentlich letztere, ſind ſehr berühmt. Gegenwärtig giebt es wenig Gärten und faſt gar keine Bäume, weil in den letzten Kriegsjahren alles vernichtet wurde; nur in dem mohammedaniſchen Stadtviertel ſind noch einige alte Bäume ſtehen geblieben. Die Fauna der Oaſe iſt arm, und bietet nichts Bemerkenswerthes, bis auf das Vorkommen der bösartigen Phalange (Galeodes sp.).

Die Eingeborenen Chamis ſind die Nachkommen der alten Uiguren, welche ſich ſpäter zum Theil mit den Mongolen, zum Theil mit Einwanderern aus Turkeſtan vermiſcht haben. Es ſind alles Mohammedaner und erinnern in ihrem Aeußern an die kaſanſchen Tataren. Sie nennen ſich ſelbſt Taruntſcha; von den Chineſen werden ſie Tſchantu

[1]) S. Abbildung deſſelben, „Globus" Bd. 43, S. 114.

[1]) S. Abbildungen aus Chami, „Globus" Bd. 43, S. 100 und 101.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

oder auch Choi-choi genannt, doch ist der letztere Name nicht charakteristisch, insofern damit alle Mohammedaner Chinas (die Dunganen) bezeichnet werden. — Die Volkstracht der Einwohner von Chami besteht aus einem weiten bunten Gewande. (Derartige schlafrockähnliche Gewänder nennt der Russe Chalat, im Deutschen existirt kein entsprechendes Wort; es ist ein weiter Rock ohne Taille, vielleicht am ehesten zu vergleichen mit einem Kleidungsstück, das als Talar bezeichnet zu werden pflegt; ein Talar ist aber faltig, ein solches Chalat nicht.) Charakteristisch ist eine zugespitzte, auf den Hinterkopf gesetzte Mütze, welche aus rothem oder grünem Sammet oder Tuch gefertigt und mit einer schwarzen Troddel verziert ist. Nach einer beigefügten Abbildung gleicht eine solche Mütze der Kopfbedeckung, wie Matrosen dieselbe tragen; während bei diesen aber die Spitze der Mütze durch einen Knopf verziert wird, tragen die Bewohner von Chami eine nach hinten herabfallende Troddel. Die Kopfbedeckung ist dieselbe bei Männern wie bei Frauen. Die Frauen tragen statt des Rockes einen langen hemdartigen Kittel und darüber eine Jacke ohne Aermel. Ein Turban wird nicht getragen. Einzelne bedienen sich auch der gewöhnlichen chinesischen Tracht. Die Männer rasiren sich das Kopfhaar gänzlich ab, und die im chinesischen Dienst befindlichen lassen einen Zopf stehen. Die Frauen tragen das prächtige Haar frei herabhängend; die unverheiratheten flechten das Ende zu einem, die verheiratheten zu zwei Zöpfen zusammen. Sie treten schon früh, oft mit 12 Jahren in die Ehe. Im Allgemeinen sind die Frauen von mittlerem Wuchs, hübsch, mit schwarzen Augen, Augenbrauen und Haaren und schönen Zähnen. Leider schminken sie ihr Gesicht gleich den Chinesinnen. Sie genießen große Freiheit, gehen auf der Straße ohne Schleier und sind sehr leichtfertig.

Die Tarantschen werden durch ihre einheimischen Fürsten regiert; ein solcher Fürst hat chinesischerseits den Titel Tsjun-wan, d. h. eines Fürsten dritten Ranges. Zur Zeit, als Prshewalski in Chami war, regierte die Wittwe eines im Kriege gefallenen Wans, eine Frau von 54 Jahren. Unter ihrer Botmäßigkeit standen 8000 Tarantschen, vor dem Dunganenaufstand aber war die Zahl viel größer gewesen. Damals war das Ansehen und die Macht ihrer Fürsten viel größer als jetzt, wo die Chinesen die Gewalt in ihren Händen haben. Die Tarantschen zahlen den Chinesen Steuern, aber die Fürstin erhält 40 Jamben Silber (= 8000 Reichsmark) „zur Schminke", wie die Chinesen sagen.

Chami ist sowohl in strategischer, als in handelspolitischer Beziehung überaus wichtig, weil durch Chami der einzige Weg aus Westchina sowohl nach Satschen und Ansi, als auch nach Ostturkestan und der Tsungarei geht.

Wir können auf die Schilderung des fünftägigen Aufenthaltes in Chami nicht weiter eingehen; es genügt zu bemerken, daß die Stadt etwa 10 000 Einwohner hat, darunter 1500 Chinesen, 2000 Dunganen (Tarantschen) und 4500 chinesische Soldaten. Während der Insurrektion blieb es den Chinesen ergeben, wurde aber dreimal von den Dunganen genommen und geplündert. Der Kriegsgouverneur von Chami Min-tschun, welcher im Range eines Tschin-tsai mit dem Beinamen Da-shen (großer Mensch) stand, war äußerst zuvorkommend und erwies sich als intelligent und hilfreich. Die Officiere dagegen, sowie die Chinesen selbst, beunruhigten die Reisenden durch ihre stete Neugier und Habsucht, wie das auch sonst von den Chinesen bekannt ist. Nachdem die Reisenden verschiedene chinesische Diners beim Gouverneur mitgemacht und eine Anzahl Einkäufe besorgt hatten, verließen sie am 1. Juni unter dem Geleit einiger chinesischer Soldaten Chami. Der Officier, welcher die Soldaten befehligte, war auffallender Weise sehr zurückhaltend und belästigte die Reisenden gar nicht. Dagegen litten dieselben außerordentlich durch die Hitze; nur in der Nacht von 12 Uhr ab bis 9 Uhr Morgens konnte marschirt werden. Die Chamiwüste ist erschrecklich trostlos, der Wassermangel sehr groß. Die große, nach Ansi führende Straße, welche die Reisenden benutzten, war aber sehr belebt und dadurch der Wassergebrauch an den Brunnen sehr stark. An der Station Ku-si ließen die Reisenden den Weg nach Ansi links liegen und bogen westlich auf die große, nach Satschen führende Straße. Sie passirten einige unbedeutende Bergzüge, überschritten den Fluß Bulungir (welcher vom Nan-schan entspringt und bei Ansi vorbeifließt), hatten einen furchtbaren Südweststurm auszuhalten und kamen endlich in Satschen an. Die Chamiwüste mit ihren Schrecknissen lag endlich hinter ihnen.

Sklaverei und Panampoana auf Madagaskar.

H. G. Die Besitzer der „Argus" und „The Australasian" in Melbourne hatten zu Anfang dieses Jahres auf ihre Kosten einen ihrer Mitarbeiter, Mr. Garnet Walch, nach Madagaskar geschickt, um sich über die dortigen Zustände zu informiren und darüber an die Redaktionen dieser Blätter zu berichten. Wir entnehmen dem interessanten Kapitel über „Slavery and Panampoana" die folgenden Notizen.

Sklaverei besteht noch immer in Madagaskar, und die Missionare sind dagegen machtlos. Jeden Freitag wird in der Hauptstadt Antananarivo ein Sklavenmarkt abgehalten, auf welchem ein- bis zweihundert arme Geschöpfe, meistens Knaben und Mädchen, feil geboten werden. Wie die Verhältnisse nun einmal liegen, würde ein Madagasse, welcher keine Sklaven besitzt, schlimm daran sein. Die Geistlichen, ja selbst die Kirchen besitzen solche. Die Sklaverei beschränkt sich indessen auf die Insel selbst; Export wird schon seit langer Zeit nicht mehr betrieben, und in Folge dessen haben denn auch die früheren häufigen Bürgerkriege, welche von den Häuptlingen nur unternommen wurden, um Gefangene zu machen und sie zu guten Preisen nach auswärts zu verkaufen, aufgehört. Die jetzigen Sklaven sind die Nachkommen früherer Kriegsgefangener. Ein männlicher Sklave wird mit ungefähr 6 Pfd. St. bezahlt, die weiblichen haben einen höhern Werth und erzielen 8 bis 10 Pfd. St., ja wenn sie die schönen seidenen Lambas zu weben verstehen, sogar bis 30 Pfd. St. Auf alten Besitzungen mit Sklaven, die dort geboren wurden, besteht eine Art patriarchalischen Verhältnisses. Oft werden die Sklaven vermiethet und sie behalten dann gewöhnlich die Hälfte vom Verdienste für sich. Manche miethen sich auch selber aus, um irgend eine Arbeit in Akkord zu übernehmen, und zahlen

Digitized by Google

in diesem Falle eine monatliche Pauschsumme an ihre Herren. Man sollte meinen, daß sie mit dem so gewonnenen Verdienste sich ihre Freiheit erkaufen wollen. Das ist aber nicht so. Sie ziehen in der Regel den Schutz ihrer Herren der madagassischen Pseudofreiheit vor und kaufen sich lieber für ihr Geld wiederum Sklaven, welche sie zu ihrem Vortheile ausnutzen.

Die Sklaven für häusliche Dienste werden mit Güte und zu viel Nachsicht behandelt und haben sehr wenig zu thun. Sie sind am besten daran und werden von denen, welche andere Arbeiten verrichten müssen, beneidet. In einem Haushalte, der sich füglich mit zwei oder drei Sklaven besorgen ließe, findet man eine ganze Anzahl derselben, die einander nur im Wege sind und ihre Zeit größtentheils mit Spielen vertändeln. Mit der Herrin des Hauses stehen sie in gleichem Range und verkehren mit ihr ungezwungen und familiär. Sie werden gekleidet und gut genährt, sind fast immer ungewöhnlich fettleibig und stets unverschämt faul. Werden sie einmal hart behandelt, so laufen sie davon und entkommen in der Regel; bekommen sie Schelte, so sind sie mürrisch und schmollen; wird eine Extraarbeit von ihnen verlangt, so sehen sie es als eine besondere Gefälligkeit an, wenn sie sie verrichten. In den Stadt- und Landhäusern ist es voll von diesen faulen Menschen, die man fast niemals arbeiten sieht. Kein Wunder, daß sie mit ihrem Loose völlig zufrieden sind. Der Herr schlendert in Müßigkeit stundenlang unter ihnen umher und schwatzt mit ihnen. Die Herrin leistet Folge und die Jugend, frei und unfrei gemischt, hüpft und springt lustig umher.

Den Sklaven, welche auf den Feldern beschäftigt werden, fällt schon mehr Arbeit zu. Reis ist das Hauptprodukt in Madagaskar; man baut aber davon nicht mehr als der Haushalt nöthig hat, und dadurch verringert sich wieder die Arbeit beträchtlich. Diejenigen, welche Lasten auf den Landstraßen transportiren müssen, haben es wohl am schwersten, indeß werden auch ihnen lange Pausen der Ruhe gestattet und überdies kommt ihnen die Hälfte vom Verdienste zu.

Aus dieser Darstellung ergiebt sich, daß die Sklaven in Madagaskar keineswegs schlimm daran sind. Sie arbeiten nur für ihre Herren, oder die, an welche sie zeitweise vermiethet wurden, oder sich selbst vermietheten. Der Staat hat keinen Anspruch auf ihre Dienste. Ihre Herren sind ihre Beschützer, und sie fühlen sich unter deren Schutz sicherer und wohler, als wenn sie sich selber überlassen wären.

Die sogenannte freie Bevölkerung in Madagaskar steht unter dem Gesetze der Panampoana, d. i. des gezwungenen Dienstes, des Pflichtdienstes, und man kann wohl sagen, daß die Freien des Landes mehr die eigentlichen Sklaven der Insel sind. Nach der Panampoana ist jede als frei geltende Person gebunden, der Königin, sobald sie es verlangt, Dienste der verschiedensten Art zu leisten. Jemand mag heute dienender Kammerherr bei der Königin sein, — morgen wird er beordert eine Anzahl Ziegelstreicher oder Holzhauer zu beaufsichtigen, dann wieder wird er mit einem Auftrage nach einem entfernten Punkte der Insel geschickt oder er muß der Königin auf einer Vergnügungsreise folgen u. s. w. Das mag das ganze Jahr über andauern. Immer begleitet ihn eine Anzahl seiner eigenen Sklaven, auf einer längern Tour wenigstens acht bis zehn, und er hat dabei die Ehre, sämmtliche Kosten für sich und sein Personal auf sein Konto nehmen zu müssen, denn eine Entschädigung irgend einer Art wird nicht gewährt. Und dennoch werden alle diese Dienste ohne Murren mit größter Folgsamkeit geleistet! Aber dieser Pflichtdienst greift noch weiter. Bald ist es der Premierminister, bald ein anderer höherer Staatsbeamter u. s. w., welche für ihre Zwecke hundert und mehr Personen nöthig haben und, um ihre eigenen Sklaven zu schonen, geschieht es, mit eingeholter Erlaubniß der Königin, unter dem System der Panampoana. Wovon diese armen Geschöpfe, da sie keinen Lohn für ihre Dienste erhalten, leben, ist fast ein Räthsel. Sie mögen sich in der Zwischenzeit etwas verdienen, ihre Frauen und Kinder werden ihnen vielleicht einige Unterstützung zuschicken, und das dann noch Fehlende muß gestohlen werden.

Die freie Bevölkerung vertheilt sich auf 16 Rangstufen mit eben so viel „Ehren“, die wieder ihre kleinen Unterabtheilungen haben. Früher waren es nur 13, aber Radama I. fügte noch drei weitere Stufen hinzu. Ein Mann, welcher 14 Ehren hat, ist eine Standesperson, der mit 15 eine große und der mit 16 eine sehr große Standesperson. Die diesen drei Graden Angehörigen genießen eine Verehrung, die fast an Anbetung streift. Wenn sie in der Oeffentlichkeit erscheinen, sind sie von einem Gefolge von Adjutanten und höheren Sklaven umgeben, und das Volk jauchzt ihnen zu. In der Armee steht der gemeine Soldat auf der niedrigsten Stufe und hat nur eine Ehre, während der Höchstkommandirende der 13. Stufe mit 13 Ehren angehört. In der bürgerlichen Bevölkerung nehmen die, welche das Land pflügen, den niedrigsten Rang mit einer Ehre ein. Die Leibgarde der Königin besteht aus lauter Officieren der siebenten Rangklasse, welche die der Majore ist. Da es nun einmal gegen die Hofetiquette des madagassischen Hofes verstößt, für Dienste, sei es in der Armee oder sei es unter der Panampoana, Zahlung oder Aliumente zu gewähren, so kann sich die Königin von Madagaskar diesen Luxus schon erlauben. Für einen europäischen Fürsten würde eine Leibgarde aus lauter Majoren eine sehr kostspielige Sache sein.

Die Hovas sind die größten Aristokraten der Erde. Es gelten bei ihnen die strengsten Heirathsgesetze, um eine Vermischung der Rangstufen zu verhindern. So darf z. B. ein Officier nur aus seiner Rangstufe oder aus der nächst höhern oder nächst niedern heirathen.

Der hohe Adel und die Officiere von Rang sind gezwungen, in der Hauptstadt Antananarivo zu residiren und dürfen, falls sie nicht auf höchsten Befehl nach einem andern Orte der Insel beordert wurden, die Stadt ohne besondere Erlaubniß, welche nur selten zugestanden wird, nicht verlassen. Den großen Häuptlingen, welche bedeutende Ländereien besitzen, wird es nur ausnahmsweise gestattet, von der Hauptstadt aus dieselben zu besuchen; vielleicht würde auch schon die ihnen innewohnende Trägheit sie daran verhindern. Die Verwaltung muß also einem Factotum übergeben werden.

Ebenso darf kein Hova die Insel verlassen und auf Reisen gehen. Die Erlaubniß dazu wird nie gewährt, es sei denn, daß es sich um eine diplomatische Mission handelt oder daß einige Knaben zur Erziehung ins Ausland geschickt werden sollen. Wer dennoch die Insel heimlich verlassen wollte, würde Schimpf und Schande auf seine Familie laden, sein Eigenthum würde konfiscirt werden, er selber als Verbrecher gelten und bei etwaiger Rückkehr den Kopf verlieren. Der intelligente Theil der Hovas, welcher eine gewisse Erziehung erlangt hat und Einsicht in europäische Bildung, Sitten und Gebräuche gewonnen hat, ist in hohem Grade zu bedauern. Sie seufzen nach Freiheit, wie der Vogel im Käfig. Sie sind im Grunde nicht freier, als es Leibeigene und Sklaven sind. Es giebt keinen auf der ganzen Insel, der sagen könnte, er sei sein eigener Herr.

Digitized by Google

Alle sind an erster Stelle das Eigenthum der Königin und an zweiter Stelle das des Premierministers, und dann weiter unter dem Systeme der Panampoana dem hohen Adel, den Häuptlingen u. s. w. dienstbar. Die Königin verlangt für sich den Dienst von 2000, der erste Minister den von 1500, und jeder dieser Dienstthuenden gehört wieder einer Rangstufe an, welche sie zu einer Anzahl dienender Personen berechtigt, sobald die Erlaubniß dazu von der Königin eingeholt ist. Es ist, wie unser Gewährsmann schließt, ein Gemisch von Barbarei und Civilisation, von Christenthum und Heidenthum, von Aufklärung und Aberglauben, von offener Gastfreundschaft und geheimem Geize, von Milch- und Wassertugenden und tief eingewurzelten Lastern. Um diesen Knäuel zu entwirren und ein nützliches Fabrikat daraus zu weben, dazu sind gerade die Franzosen die allerschlechtesten Meister.

Kürzere Mittheilungen.

Dänische Polarforschung.

Unter dem Titel: „Resumé des travaux de l'expédition polaire danoise internationale suivi d'un sommaire des observations météorologiques faites pendant la dérive du „Dijmphna“ dans la mer de Kara“ hat das königlich dänische meteorologische Institut soeben eine Uebersicht über einen Theil der wissenschaftlichen Beobachtungen herausgegeben, welche seitens der dänischen Circumpolarexpedition, zu Godthaab in Grönland, sowie seitens des Führers der Dijmphna-Expedition, Premierlieutenant A. P. Hovgaard, angestellt worden sind. Diese Uebersichten, welche sich für die erstgenannte Expedition auf den Zeitraum vom 1. August 1882 bis zum 31. August 1883, für die zweiterwähnte vom August 1882 bis September 1883 erstrecken, sind von den resp. Führern, Adam Paulsen und Lieutenant Hovgaard, verfaßt. Den einzelnen Kapiteln derselben sind gut ausgeführte Karten und Abbildungen (unter anderen eine Abbildung der Kolonie Godthaab, ferner eine solche der dänischen Observationsgebäude) sowie Karten des Karischen Meeres, auf denen die von der „Dijmphna“ eingeschlagene Route ist, beigegeben.

Die seitens der Circumpolarexpedition abgegebenen Berichte umschließen die magnetischen Beobachtungen, die Nordlicht-Observationen, die Untersuchungen über die Elektricität der Atmosphäre, der Temperaturverhältnisse, Windrichtungen u. a. m. Wir lernen aus denselben unter anderem, daß die Anzahl von Nordlichtern einer gewissen Intensität und Höhe im December 1882 ihren Zenith erreichte. Vom August 1882 bis zum April 1883 (beide Monate eingeschlossen) beobachtete man in Godthaab bezw. 6, 18, 18, 21, 22, 20, 13, 12, 8 Nordlichter. Die Höhe von 22 Nordlichtern variirte zufolge der angestellten Messungen zwischen 0,61 und 67,8 km. Einige Nordlichter wurden unterhalb der Wolkenbildung wahrgenommen, außerdem beobachtete man zu verschiedenen Malen merkwürdige leuchtende Nebel oder Wolken. Am 21. August 1882 wurde z. B. ein grünliches Licht erblickt, das sich in tieferer Lage befand, als der Gipfel der Selle (1200 m); kurz darauf wurde im Süden ein anderer leuchtender Schimmer entdeckt, der die Farbe des Morgenrothes besaß und sich unter das große „Hirschgeweih“ und der großen „Malene“ (zwei Berge, deren Höhe 900 bis 1200 m beträgt und welche 8 bis 12 km von Godthaab entfernt sind) senkte.

Die Beobachtungen der atmosphärischen Elektricität ergaben das überraschende Resultat, daß dieselbe im Winter in reichlichem Maße, im Sommer dagegen nur schwach vertreten war. Wenn es schneite oder regnete, war die Luft in einem Grade mit Elektricität angefüllt, daß verschiedene Beobachtungen dadurch unmöglich gemacht wurden. Der niedrigste Wärmegrad ist bei Godthaab am 9. Februar 1883 mit — 26,7° C., der höchste am 22. Juni 1882 mit + 17° C. beobachtet worden. Die Expedition ermittelte, daß Godthaab von zahlreichen und starken Stürmen heimgesucht wird. Während der 13 Monate ihres Aufenthaltes stellte sich die Stärke des Windes nur in 60 Tagen unter 7° der Beaufort'schen Skala. Vom 1. März bis zum 1. August 1883 traten nicht weniger denn 26 Stürme auf.

Aus dem Berichte des Führers der „Dijmphna“, der ungefähr den gleichen Zeitraum umfaßt, entnehmen wir unter anderem, daß im Karischen Meere durchaus nicht so stürmisches Wetter herrscht, wie man es sich bisher vorgestellt hat. Die von dem dänischen Schiffe während seines dortigen Aufenthaltes beobachteten Stürme sind weder häufig noch heftig gewesen. Von Nordlichtern hat man eine geringere Anzahl wahrgenommen, als die Circumpolarexpedition zu Godthaab. Diejenigen, welche beobachtet worden sind, zeigten indeß eine gleiche Skala, wie die in Grönland observirten. Ihre Anzahl hat während der Zeit des Aufenthaltes der „Dijmphna“ im Karischen Meere (August 1882 bis September 1883) bezw. 1, 6, 7, 13, 11, 21, 18, 19, 5, 0, 0, 0, 1, 5 betragen.

H. Bay.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— In einer der letzten Sitzungen der K. Russ. Geogr. Gesellschaft berichtete Andrianow über seine Reise im Altai während des Jahres 1881. Von Tomsk ausgehend, besichtigte er zuerst die Steinkohlenwerke in der Umgebung von Bogatsk und Afoninaja. Im Dorfe Martinow fand er Knochen fossiler Thiere — Rind, Hirsch, Mammut. Die Thäler der Flüsse Kondoma und Mras-su erwiesen sich sehr reich an Granit und anderen Gesteinsarten. Im Altaigebiet stieß er auf ausgedehnte wüste Ebenen mit zahlreichen Seen. Der nördliche Abhang des Altai war mit Schnee bedeckt; von hier gelangte der Reisende nur mit Mühe hinab in eine wilde Schlucht, in welcher einige Sojotenjurten zerstreut da lagen. Andrianow schloß seinen Bericht mit der Schilderung der Fahrt stromabwärts auf dem Jenisei.

— Auf der Westküste von Sachalin liegen die beiden Ortschaften Due und Alexandrowsk in einer sehr bergigen Gegend. Die Verbindung zwischen beiden nicht weit von einander befindlichen Orten war außerordentlich beschwerlich; bis in die jüngste Zeit hinein existirte nur ein über die

Digitized by Google

Gebirge führender Saumpfad. Eine Kommunikation längs dem Meeresufer war unmöglich, weil die Berge steil zum Meere hin abfallen und gerade am Kap Shonkier kolossale Felsen den Weg versperren. Um nun hier längs dem Ufer eine Straße zu bahnen, wurde im Jahre 1880 der Anfang gemacht, die dazwischen liegenden Felsen zu durchbohren. Bei der Tunnelarbeit wurden zur Zwangsarbeit verurtheilte Verschickte verwandt. Jetzt nach dreijähriger schwerer Arbeit ist der Tunnel vollendet und der Posten Due ist mit Alexandrowsk durch eine am Ufer herlaufende Pferdebahn verbunden. Der Tunnel hat den Namen Kaiser Alexander's III. erhalten.

— Die Zahl hochgelegener meteorologischer Stationen ist jüngst durch die Eröffnung einer solchen in Poni auf dem Surampasse im Kaukasus vermehrt worden.

Afrika.

— Neueren Nachrichten zu Folge scheint der französische Forschungsreisende Girand (s. oben S. 191) den Bangweolo-See bisher nicht erreicht zu haben. Am Tschambezi-Flusse wurde er von den dort zahlreich sitzenden kleinen Häuptlingen dermaßen gebrandschatzt, daß er seine Schritte nach Norden wendete, um sich auf der belgischen Station Karema mit neuen Mitteln zu versehen und seine Karawane neu zu bilden.

— Die Bremer geographische Gesellschaft unterstützt augenblicklich zwei Reiseunternehmungen, die Untersuchung der Bomio-Inseln durch den Geologen Dr. Gottsche, und eine gründliche, auf mehrere Jahre berechnete Erforschung des Ovambo-Landes (südlich vom unteren Kunene), welche Dr. Höpfner in Gemeinschaft mit einem andern Naturforscher beabsichtigt.

— Die Anzahl der Stationen der Afrikanischen Internationalen Association beträgt jetzt 30, die der Angestellten 1800 Neger und 128 Weiße, davon 40 Belgier, 39 Engländer, 23 Schweden, 11 Deutsche, 5 Franzosen, 4 Italiener, 2 Amerikaner, 2 Oesterreicher und 2 Niederländer. Die Flotille auf dem Kongo zählt jetzt 13 Schiffe.

Nordamerika.

— Unter dem Titel „Amerika" (Berlin, Stuhr'sche Buchhandlung, 1884) hat Armin Tenner elf Abhandlungen von neun seit Jahrzehnten in den Vereinigten Staaten ansässigen deutschen Schriftstellern von Ansehen und Sachkenntniß herausgegeben, deren Ziel es ist, an der Hand von historischen und unanfechtbaren Daten ein Bild des amerikanischen Lebens im Allgemeinen und des deutschen Lebens innerhalb desselben im Besondern zu geben. Eine Hauptursache, welche das Werk entstehen ließ, war die Erkenntniß, daß Deutschland im Vergleich zu anderen Ländern auch in nationalökonomischer Beziehung viel zu wenig Gewicht auf seine ausgewanderten Söhne legt (Tenner schätzt, daß in den Vereinigten Staaten gegen zehn Millionen Menschen deutscher Abstammung wohnen), und daß alle Versuche von Reisenden, ein Gesammtbild des gewaltigen Treibens in der Union in sich aufzunehmen, dessen letzte Gründe zu erfassen und darzustellen, eben nur Versuche geblieben sind, welche sich keineswegs des Beifalls der Deutsch-Amerikaner zu erfreuen hatten. Die vorliegenden Studien umfassen alle Gebiete des geselligen, geschäftlichen und industriellen Lebens, schildern die gegenwärtige Lage jedes Zweiges der öffentlichen Thätigkeit, den sie behandeln, spüren seiner Vergangenheit nach und eröffnen einen Blick in die Zukunft, in das innerste Wesen des amerikanischen Lebens. Die einzelnen Abschnitte sind folgende: B. Güterbock: Der Hafen von New York; L. R. Klemm: Das Schulwesen; Wilhelm Müller: Die Bühne; Douai: Die Lage der Lohnarbeiter; Udo Brachvogel: Die deutsche Presse; Emil Rothe: Das deutsche Element; W. Jüngst: Die landwirthschaftlichen und industriellen Verhältnisse; Liebhart: Der amerikanische Sonntag und die Temperenzfrage; Rümelin: Das Steuerwesen; Das Eisenbahnwesen; Das Postwesen. „Wenn auch das vorliegende Werk — sagt die Tenner'sche Vorrede S. 5 — nicht Alles enthält, was der Eine oder Andere über Amerika zu wissen wünschen könnte, so wird sich doch ein Jeder durch die Lektüre desselben eine tiefere Kenntniß des eigenartigen Landes und seiner rapiden Entwickelung verschaffen können, als es bei den bisherigen Hilfsmitteln möglich war: und das und nicht mehr ist es, was der Herausgeber erstrebt hat. Noch heute gilt vielen Deutschen Amerika als das Wunderland, welches es zu Columbus' Zeiten war, wo das Gold auf der Straße lag. Daß auch dort nicht mehr Alles Gold ist, was glänzt, daß vielmehr die neue Welt aus einem Eldorado längst zu einem Lande geworden ist, wo der Mensch, gleich seinen Mitbrüdern, im Schweiße des Angesichts sein Brod essen muß, und daß die größte Anspannung aller Kräfte das Leben dort viel intensiver macht, als in Europa, wissen die Bewohner des letzteren Erdtheils viel zu wenig." — Den Beschluß des Buches macht ein „Deutsch-amerikanisches Vademecum", Wörterbuch und Konversationslexikon zugleich, welches schwer verständliche Ausdrücke, Amerikanismen, Worte des Jargon (Slang) verdeutscht, biographische und geographische Notizen giebt und auch die juridische und parlamentarische Terminologie berücksichtigt.

— Gleichfalls für Auswanderer, nicht minder aber auch für Touristen von Interesse ist E. G. Ravenstein's „Englischer Sprachführer" (Leipzig, Bibliographisches Institut), ein ebenso hübsches, handliches, billiges und praktisches Büchlein, wie der unlängst von uns erwähnte „Italienische Sprachführer" von Kleinpaul. Besondere Aufmerksamkeit ist darin auf die Angabe der Aussprache verwendet.

— Man findet häufig, selbst in geographischen Lehrbüchern, die Angabe, daß der Mensch nicht dauernd, oder höchstens unter großen Beschwerden und Krankheitserscheinungen in Höhen von 3000 oder 4000 m zu leben vermöge. Dem gegenüber führt jetzt der französische Reisende D. Charnay an, daß er sich zu Tlamacas in Mexiko längere Zeit unter Indianern befunden habe, welche sich damit beschäftigten, den Schwefel aus dem Krater des Vulkans Popocatepetl zu gewinnen, d. h. unter Leuten, die ihr Leben in einer Höhe von 5500 m verbringen, und sie alle waren von vorzüglicher Gesundheit. Da war der Hauptmann oder Majordomus, der schon 27 Jahre im Krater arbeitet, während sein Bruder gar 32 Jahre dort wirkt. Beide waren niemals krank gewesen, noch hatten sie Schmerzen irgend welcher Art in der ungeheuren Höhe empfunden. Die übrigen Arbeiter hatten auch 15 bis 18 Jahre ohne irgend welche Beschwerden im Krater gedient, ausgenommen einige Trinker, die aber ihr Leben durch den Alkoholgenuß verkürzt hatten. Aber alle Arbeiter fröhnen einem mäßigen Trunke und benutzen hierzu den gegohrenen Saft der Agave, welcher in Mexiko als Mezcal bekannt ist.

Inhalt: Ujfalvy's Reise im westlichen Himalaja. VII. (Mit fünf Abbildungen.) — Prshewalski's dritte Reise in Central-Asien. I. (Mit einer Karte.) — Dr. Zechlin: Die charakteristischen Beziehungen Pommerns zu seiner Geschichte und seinen Bewohnern. III. — Sklaverei und Panampoana auf Madagaskar. — Kürzere Mittheilungen: Dänische Polarforschung. Von H. Bay. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 12. April 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLV. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Ujfalvy's Reise im westlichen Himalaja.

VIII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Auch bei diesem abermaligen Aufenthalte der Reisenden in Skardo zeigte sich der stellvertretende Gouverneur, Meta Manghel, von ausgesuchter Zuvorkommenheit; seine Aufmerksamkeiten gipfelten schließlich darin, daß er einen Nautsch, d. h. ein Tanzvergnügen in einem nicht weit von der Stadt entfernt liegenden Garten veranstaltete. Der Weg dorthin wurde in Begleitung des Gouverneurs mit großem Gefolge zurückgelegt. Der Garten erwies sich als eine wohlgepflegte, mit gut unterhaltenen Wegen versehene Anlage, welche mit Obstbäumen seltenster Art bepflanzt war; er liegt am Fuße eines mächtigen Felsens, von welchem fünfzehn künstliche Wasserfälle herabplätschern. Dort nahmen die Reisenden sowohl als ihr zuvorkommender Wirth auf dargebotenen Stühlen Platz, während die gesammte Begleitung in malerischer Weise im Umkreise auf dem Boden lagerte.

Der Nautsch begann alsbald: bei einer im höchsten Maße eintönigen Musik producirte sich eine Anzahl Frauen in außerordentlich monotonen Stellungen, Beugungen des Leibes und Bewegungen der Arme, wodurch dem Ganzen ein etwas einschläferndes Gepräge aufgedrückt wird. Um Abwechselung zu bieten, führten die Tänzerinnen das auch in Europa hinlänglich bekannte Kunststück vor, einen Teller auf der Spitze eines Stockes zu balanciren. Diese Weiber mit den an den Knöcheln zusammengeschnürten Hosen, den weiten, schmutzigen Gewändern und noch viel schmutzigeren und zerrissenen, früher weißen Schleiern, mit ihren staubbedeckten Füßen und schwarzen Händen geben von dem Tanze der Bajaderen, den die Dichter mit so viel Entzücken preisen, nur einen mäßigen Begriff. Uebrigens sind die reichen Hindus und die Mohammedaner reinlich, nur die Armen lassen in dieser Hinsicht viel zu wünschen übrig. Sie wechseln das Zeug niemals, selbst wenn es völlig zerlumpt ist, und gewaschen wird es auch nur selten.

Nach zehntägigem Aufenthalte verließen die Reisenden am 2. September Skardo, um nach Srinagar zurückzukehren, und zwar auf einem längern östlichern Wege, als bei der Herreise, welcher auf einer weiten Strecke dem steilen Ufer des Indus aufwärts folgt. Oberhalb des Dorfes Gol kamen sie an der großartigen Stelle vorbei, wo sich der aus dem Pangong-See entspringende Schajok mit rasender Gewalt in den Indus ergießt; er ist der nördliche Quellstrom des letztern, ebenso reißend und vielleicht ansehnlicher als dieser. Die Eingeborenen nennen ihn den „weiblichen Indus". Am 9. September verließen sie das Thal des Indus und bogen südlich ab in dasjenige des Suru, welches viel enger ist als das des Hauptflusses. Die erste Station in demselben ist Oltinthang, wo Ujfalvy die Bekanntschaft eines neuen Völkchens machte.

Neben den eigentlichen Bewohnern von Baltistan, den Baltis, welche natürlich die Mehrzahl bilden, findet sich nämlich noch ein anderer, zu den Dardus gehöriger Stamm, die Brokhpas, vertreten. Sie hausen hoch oben in den Gebirgen und da es für die Reisenden zu beschwerlich und zeitraubend gewesen wäre, bis zu ihren Wohnstätten hinaufzusteigen, so ließ man eine Anzahl behufs

Digitized by Google

Vornahme anthropologiſcher Meſſungen von dort nach Oltinthang herunterkommen. Sie betrachteten die Fremden höchſt erſtaunt, ließen ſich aber ganz ruhig meſſen und abzeichnen, und da ſie für ihre Mühe einen guten Bakſchiſch erhielten, zogen ſie nichts weniger als mißvergnügt wieder heim. Sie ſind ein häßlicher Menſchenſchlag, der an Schmutz und Unſauberkeit nichts zu wünſchen übrig läßt.

In Karkitſchu nahm Herr von Ujfalvy mehrere Meſſungen an Ladakis vor. Die ſchief liegenden Augen und hervortretenden Backenknochen derſelben weiſen auf ihre mongoliſche Abſtammung hin. Der Mund iſt groß und mit geſunden Zähnen verſehen, das Haar gerade und ſtraff, während der Bartwuchs ſich nur ſpärlich entwickelt. Die Hautfarbe iſt gelblich. Ein umfangreicher Schädel zeigt ſich durch einen ſtarken Hals mit einem gedrungenen, ſtarken Rumpf verbunden. Der Charakter der Ladakis zeugt von hervorragender Indolenz, hinter welcher ſich oft ein heimtückiſcher und verſchmitzter Sinn zu verbergen ſtrebt.

Die Tracht der Ladakis aus der Umgegend von Charghil iſt eine ſehr eigenthümliche. Die Gewänder der Männer ſind ſchlafrockartig, faltenreich, aus farbiger Wolle gefertigt und bei den Reichen oft mit Pelz beſetzt. Auf dem Kopfe tragen ſie eine große dunkelfarbige Sammetmütze mit hellem Beſatze, in der Form denjenigen der neapolitaniſchen Fiſcher ähnlich, nur weniger ſpitz und größer. Dazu Hoſen,

Kaſchmiriſche Tänzerinnen.

um die Beine eine baumwollene Binde gewickelt, welche von einem bunten Bande feſtgehalten wird, und etwas ſpitz zulaufende Schuhe aus grober Leinwand. Im rechten Ohre werden Ohrgehänge getragen, und am Gürtel hängt meiſt ein Feuerzeug.

Die Tracht der Frauen iſt der der Männer nicht unähnlich, insbeſondere was die Kopfbedeckung anlangt. Das Kleid iſt mit grob gefaſerter Wolle beſetzt, um das Pelzwerk der Männer nachzuahmen. Der Kopfputz beſteht aus einem langen Tuchſtreifen, welcher vollſtändig mit großen durchbohrten Türkiſen beſetzt iſt.

Die Sitten und Gebräuche im ehelichen Leben ſind in Ladak höchſt ſeltſame und nach unſeren Begriffen geradezu unfaßbare. Um nämlich der Zerſplitterung des Grundbeſitzes vorzubeugen und vielleicht auch aus Sparſamkeitsrückſichten beſteht dort die Sitte der Vielmännerei. Nachdem ein Mädchen die Ehe mit einem Manne eingegangen iſt, ſteht es ihr frei, ſich noch eine beliebige Anzahl von anderen Männern zu Gatten zu nehmen; freilich iſt nur der erſte der eigentliche Beſchützer und Ernährer; jedoch bilden alle zuſammen eine Familie. Meiſt ſind indeſſen die ſpäter erwählten Gatten die Brüder des erſten, und hört man daher oft die Kinder von einem ältern oder jüngern Vater ſprechen. Doch iſt es den Frauen in Ladak geſtattet, auch noch einen weitern fremden Gatten zu wählen, den ſie, ohne Widerſpruch befürchten zu müſſen, in die Ehegemeinſchaft einführen dürfen. Indeſſen kommen auch Fälle von Vielweiberei vor; hin und wieder ereignet es ſich auch, daß ein wohlhabendes Mädchen nur einem einzigen Manne nach ihrer Wahl die Hand reicht.

Der Handel der Bewohner liegt aus Mangel an Kommunikationsmitteln ganz darnieder und iſt daher beiſpiels-

weiſe der Reis bei ihnen ein Luxusgegenſtand. Auch das Holz iſt ſpärlich im Lande vorhanden, trotzdem ein großes Bedürfniß danach ſich geltend macht. Tannenwaldungen giebt es im Gebirge freilich im Ueberfluß: die Unmöglichkeit jedoch, die gefällten Bäume fortzuſchaffen, macht die Ausbeutung derſelben illuſoriſch. Als Erſatz brennt man häufig den Miſt der Thiere oder kleinere Sträucher, die man zu Bündeln vereinigt.

Alle Häuſer ſind aus Stein gebaut und der Raum, in welchem ſich der Wirth und ſeine Gäſte verſammeln, hat in der Mitte ein Herdfeuer mit einer darüber befindlichen Oeffnung, um den Rauch abziehen zu laſſen, ganz wie in den kirgiſiſchen Kibitken: vorn wird man gebraten, während man am Rücken jämmerlich friert.

Die Ladakis, mit denen die Reiſenden in nähere Berührung kamen, waren wie die Brokhpas außerordentlich ſchmutzig. Da ihr Glaube ſie zu religiöſen Reinigungen nicht zwingt, ſo waſchen ſie den Körper niemals. Gleicher-

Brokhpa-Typen.

weiſe erſcheint ihnen auch die Reinigung der Kleider als eine überflüſſige Arbeit, ſie warten, bis ſie ihnen in Lumpen vom Körper fallen; erſt dann werden ſie allmählich erneuert.

Uebrigens ſind die Ladakis ein kräftiger Schlag, auch die Frauen gehen häufig ebenſo der harten Arbeit nach wie die Männer. Im Allgemeinen ſind ſie außerordentlich ſanft und friedfertig, dabei aber vergnügungsſüchtig. In Ermangelung des bei ihnen nicht wachſenden Weines berauſchen ſie ſich ſtark an einer Art Bier, welches ſie „Schang“ nennen. Auch bei ihnen finden ſich die tibetiſchen Gebetmühlen; indeſſen gelang es dem Reiſenden nicht, eine ſolche an ſich zu bringen. Es iſt das ein ſeltſames Inſtrument, deſſen ſich die Lamas oder Prieſter bedienen, um ihre Gebete zu verrichten, oder beſſer verrichten zu laſſen. Der kleine cylindriſche Gegenſtand, den ſie beſtändig drehen, überhebt ſie jener Mühe und können ſie daher gleichzeitig einer andern Beſchäftigung nachgehen. Die Ladakis bauen vornehmlich Weizen und Gerſte, bei deren Beſtellung ſie ſich zum Pflügen der Kühe und Jaks bedienen. Das allgemein ver-

Gruppe von Labakis.

Digitized by Google

breitete Getränk iſt der Thee. Eine Theilung des Volkes in Kaſten exiſtirt bei ihnen nicht, wenn man davon abſieht, daß die Muſiker und die Schmiede vom übrigen Volke mißachtet werden und ganz für ſich leben; denn nie wird einer der anderen, etwa ein Ackerbauer, ſich mit jenen näher einlaſſen.

Ihre Todten werden nicht, wie einſt und bei vielen aſiatiſchen Völkern noch heute, den Raubthieren als Beute überlaſſen, ſondern verbrannt, nachdem ſie einige Tage lang im Hauſe bewahrt worden ſind.

Gern hätten die Reiſenden der Hauptſtadt von Ladak, Leh, einen Beſuch abgeſtattet; aber ihre geringen Mittel forderten gebieteriſch die Heimreiſe und ſo überſchritten ſie nicht gerade frohen Herzens auf ſchwankender Brücke den Schigar, deſſen Quelle ſie einige Wochen früher auf dem Deoſai-Plateau geſehen hatten.

Eingang zum Zodſchila-Paſſe.

Anfänglich bot die von Reiſenden ſonſt ſtark benutzte Straße nichts, was das Auge zu feſſeln vermocht hätte, erſt als man ſich der Einmündung des Drâs, welchen der Schigar aufnimmt, näherte, ward die Gegend ſchöner und die Konturen des Gebirges nahmen mehr und mehr ein herrliches, maleriſches Ausſehen an. Einige Spuren von Vegetation ſtellen ſich gleichfalls längs des Fluſſes ein: Weiden und Wachholder umſäumen ſein Ufer und oft kratzen wilde Roſenbüſche dem Vorbeireitenden das Geſicht. Die Nächte ſind hier außerordentlich kalt, die Morgen und Abende ſehr friſch, während am Nachmittage die Sonne oft ſo brennend herabſtrahlt, daß Menſchen und Thiere den ſich etwa darbietenden Schatten aufs beſte auszunutzen ſuchen.

In der Gegend der Stadt Drâs beginnt das Land einen kultivirteren Anblick zu zeigen: da es gerade die Zeit der Ernte iſt, ſo ſind die Leute überall in emſigſter Thätigkeit, das Getreide nicht zu mähen, ſondern auszurupfen.

Die Stadt iſt nur eine Vereinigung mehrerer kleiner Dörfer, welche in einiger Entfernung von einander in der Thalſohle des Fluſſes gleichen Namens gelegen ſind und von einer Feſtung, der größten in ganz Baltiſtan, gleichſam beſchützt werden. Obwohl die Höhe über dem Meere noch mehr als 3000 m beträgt, gedeiht dort das Getreide vortrefflich und in Menge, da die glühende Sonne in jenen geſchützten Thälern mit Leichtigkeit die Kälte der Nacht auszugleichen vermag. Der Himmel iſt von wolkenloſer Bläue und gemahnt an denjenigen Turkeſtans. In Drâs kommen Mitglieder aller Völkerſchaften, die dem Reiſenden bisher bekannt geworden, zuſammen: Ladakis, Dardus und Baltis, welche ſich vielfach unter einander vermiſchen, ſo daß ihr Typus lange nicht ſo rein iſt, wie in ihren reſpektiven Heimathländern. So kommt es, daß man dort Ladakis mit gebogenen Naſen, Baltis mit platten Geſichtern und Dardus mit vorſpringenden Backenknochen begegnet, und das mag auch die Veranlaſſung für den Geologen Drew geweſen ſein, die Baltis für Mongolen zu erklären.

Reicher Ladaki aus Nargyil.

In Drâs ſitzt ein Radſcha, ein Vaſal des Maharadſcha von Kaſchmir; ferner ein Poſtmeiſter. Die Poſt von Drâs nach Skardo iſt vortrefflich organiſirt, denn obwohl es bis zur Hauptſtadt Baltiſtans etwa zehn Stationen ſind, ſo brauchen die Leute, welche den Poſtdienſt verſehen, da Tag und Nacht auf den Stationen friſche Pferde bereit gehalten werden, nur zweimal vierundzwanzig Stunden, um dieſe Entfernung zurückzulegen.

Im weitern Verlaufe der Reiſe nimmt die Gegend mehr und mehr einen alpenartigen Charakter an. Fettes Weideland nährt die Rinder-, Jak- und Ziegenherden der Eingeborenen; ſcharenweiſe begegnet man auch Pferden, welche von größerm Schlage ſind, als die Berg-Tatus am obern Indus. Endlich beginnt man ſich dem bequemen Paſſe zu nähern, welcher den Eingang zum Thale von Sind bildet.

Die zu paſſirenden Waſſerläufe werden ſämmtlich von dem die Gipfel der Berge bedeckenden Schnee genährt; in Folge deſſen iſt die Temperatur des Waſſers eiſig und kann den lechzenden Thieren nicht zur Erquickung verſtattet werden. Der Weg iſt überall mit Geröll und Moränenſchutt bedeckt und macht das Vorwärtskommen unendlich ſchwierig. Zur Linken thürmen ſich rieſige, mit ewigem Schnee bedeckte Felsmaſſen auf. — Auf eine Entfernung von 100 m verſchwindet jetzt das in der Nähe des Weges dahinſtürzende Gebirgswaſſer unter einer Schneebrücke, um bald darauf wieder zu erſcheinen und abermals unter einer neuen Schneemaſſe unterzutauchen.

Nur wenig entfernt davon hat ſich aus dem geſchmolzenen Schnee ein kleiner See gebildet, deſſen Abfluß durch ſeine den bisherigen Gewäſſern entgegengeſetzte Richtung den Reiſenden anzeigt, daß ſie im Begriff ſtehen, die Waſſerſcheide zum herrlichen Sindthal, der lieblichſten Gegend von ganz Kaſchmir, zu überſchreiten. Noch eine Moräne wird überſchritten und man befindet ſich nach hartem Anſtieg auf dem höchſten Punkte des Zodſchila-Paſſes in einer Höhe von 3390 m über dem Meere.

Die charakteriſtiſchen Beziehungen Pommerns zu ſeiner Geſchichte und ſeinen Bewohnern.

Von Dr. Zechlin.

IV.

Wer ſich eifrig um ſeine Wirthſchaft bekümmert und die Arbeiten, wie ſie die Jahreszeit mit ſich bringt, leitet, fühlt bei dem monotonen Einerlei der Beſchäftigung auch das Bedürfniß, zu anderer Zeit ſich heiterer Geſelligkeit hinzugeben, zumal da auch in kleinen Städten die Genüſſe, welche Kunſt, Theater u. ſ. w. bieten, nur ſpärlich vertreten ſind. So ſteht denn Pommern ſeit den Zeiten Otto's von Bamberg in dem Rufe, ein gaſtfreies und geſelliges Land zu ſein. Deſſen Biograph Herbord ſagt von der Gaſtfreiheit der Pommern: „Ihr Tiſch wird niemals abgedeckt, ſteht niemals ohne Speiſe, ſondern jeder Familienvater hat ſein Haus für ſich, ſauber und anſtändig und nur

Digitized by Google

der Erholung beſtimmt. Da wird der Tiſch von allem Eßbaren und Trinkbaren niemals leer, ſondern wenn das eine weggenommen, wird das andere aufgeſetzt. Zu welcher Zeit es nun jemand belieben mag, ſich zu ſtärken, mag es ein Fremder oder ein Hausgenoſſe ſein, ſo findet er, eingelaſſen, auf dem Tiſche alles bereit.“ Eine andere Tugend der Pommern, von der er kurz vorher ſpricht, möchte aber für unſere Zeit nicht paſſen [1]). Mit der Gaſtfreundſchaft iſt dann ein Hang zur Geſelligkeit verbunden, der ſich in allen Kreiſen der Bevölkerung findet und ſich beſonders bei feſtlichen Gelegenheiten zeigt, denn die Pommern halten auf gut Eſſen und Trinken und ihre Küche erfreut ſich eines guten Rufes [2]). Kantzow findet dieſe Eigenſchaft nicht löblich und drückt ſich am Schluſſe ſeiner etwas draſtiſchen Ausführung folgendermaßen aus: Alſo es kham einer zur welt, und wann er in der welt iſt, und widder von der welt ſcheidet, ſo muß geflemmet und gebemmet ſein [3]). Auch eine andere Germanenſitte, das Spiel, wird — und wurde früher in viel ſtärkerm Maße eifrig betrieben, wie denn bei Gelegenheiten, wo die Beſitzer in die Stadt kamen, z. B. bei Viehmärkten mehr als billig dem Tanz ums goldene Kalb gefröhnt wurde.

Dem naiven Leben in und mit der Natur verdankt der Pommer auch ſeine Neigung zu Humor und Spott, eine Neigung, die noch durch den Gebrauch der plattdeutſchen Sprache eine komiſche Seite mehr erhält. Zahlreiche Beiſpiele hierfür bietet die pommerſche Geſchichte, die reich an humoriſtiſchen Momenten iſt. Hier wollen wir nur einiger Spottverſe, die noch heute in aller Munde ſind, gedenken. Wenn ſich Wolliner, Kamminer oder Gollnower auf dem Haff begegneten, ſo wurden die erſteren als „Stintköppe, die Kamminer als Flunderköppe, die Gollnower als Pomuffelsköppe“ begrüßt. Die Greifswalder führten den Spottnamen Lammsbraten; die Anklamer wurden Schweinetrecker genannt. Den Kreiſen Bütow und Rummelsburg ſagt man nach, ſie hätten gemeinſam nur eine Lerche, die des Morgens zu Bütow, des Nachmittags zu Rummelsburg ſänge. Auch Köslin hatte unter dem Spotte zu leiden. Spitznamen Köslins waren: Horſa Köslin, weil ſie auf ihren Landesherrn Bogislaw X. einen Angriff gemacht hatten; Mus Köslin, weil ihr Bürgermeiſter Heidenreich ihnen den Rathsſchatz mauſete. Sackſöſer wurden ſie genannt, weil ſie einen katholiſchen Barbier, der den evangeliſchen Gottesdienſt durch eine quakende Ente ſtörte, in einen Sack nähten und lebendig erſäuften. In Penkun hängt der Hunger upn Tun. Maſſow — was ſo — is ſo — bliwt ſo. In Nörenberg haben die Krebſe die Mauer abgefreſſen. Jacobshagen — Schafkopshagen. In Ratzebuhr weiden die Bürger ihre Kühe auf dem Markte. In Callies zieht nur Sonntags der Bürgermeiſter Stiefel an, wie denn dieſer Ort wegen ſeiner Kartoffelbuddler vielfach verſpottet wird. In Ball wohnen die Schelmen all. In Quisbernow (Kreis Belgard) ſtött de Kiwit de Oſſe dot (ſtößt der Kibitz den Ochſen todt). Wer ſeinen Buckel will behullen heel, de höd ſich vor Labs und Stramehl; wer ſeinen Buckel will hewwen vull, der goh nach Regenwull. Oder: Du biſt auf mich gerüſtet wie die Stargardſchen auf den Stramehl. Ein Volk, welches ſolchergeſtalt ſich noch über ſich ſelbſt luſtig machen kann, muß noch ein kräftiges Volk ſein, ſagt Riehl [1]).

Zwar ſind die Unterſchiede in Bezug auf Bevölkerung, Lebensweiſe, Sitten in der Ebene nicht ſo bedeutend, wie im Gebirge, wo oft das benachbarte Dorf, das in einem andern Flußthale liegt, von einem ganz andern Stamme bewohnt wird, aber doch ſind im langgeſtreckten Pommern mannigfache Unterſchiede zu konſtatiren. Hier bedarf es vor allen Dingen genaueſter lokaler Kenntniß, da manche Sitten und Gebräuche, von denen noch vor 30 bis 40 Jahren die Rede war, verſchwunden ſind. Zunächſt wirkt die Ertragsfähigkeit des Bodens auf die Anzahl der Bevölkerung ein, wenn auch nicht ſo ſehr, wie man glauben möchte, denn nicht immer braucht mit dem beſſern Boden ein Plus der Bevölkerung verbunden zu ſein. Die bloß fruchtbaren Gegenden ſind ſelten übervölkert, bemerkt ſchon Cotta in ſeinem Buche: „Deutſchlands Boden“ (1858). Auch die ländliche Bevölkerung hat ſeit 50 [2]) Jahren erheblich zugenommen. Im Jahre 1832 hatten die vorpommerſchen Kreiſe eine verhältnißmäßig ſtarke Bevölkerung im Vergleich zu den hinterpommerſchen. Es ſtand der am ſtärkſten bevölkerte Kreis Rügen mit 1770 Einwohnern auf die Quadratmeile dem am ſchwächſten bevölkerten Kreiſe Dramburg mit 770 Einwohnern gegenüber. Dies Verhältniß hat ſich ſeit 50 Jahren zu Gunſten der hinterpommerſchen Kreiſe verſchoben. Zwar ſind erſtere theilweiſe noch ſtärker bevölkert als letztere, aber da namentlich die Kreiſe des Regierungsbezirks Stralſund wie die Kreiſe Anklam und Demmin eine geringe Zunahme gehabt haben, ſind ſie von einzelnen Kreiſen des Regierungsbezirks Köslin übertroffen, beziehungsweiſe erreicht worden; nur der Kreis Dramburg iſt mit 1126 ländlichen Bewohnern auf die Quadratmeile der am ſchwächſten bevölkerte geblieben, wogegen die meiſte Bevölkerung der Kreis Randow, nämlich 3433 Einwohner auf die Quadratmeile, hat.

Die Kreiſe Schlawe und Köslin übertreffen die ſechs weſtlichen Kreiſe exkl. Rügen, der Kreis Neuſtettin übertrifft Greifswald und Grimmen, und Rummelsburg hat bald letztern erreicht. Das Nähere ergiebt ſich aus der Anmerkung, wo erſtens die ländliche Bevölkerung der einzelnen Kreiſe für die Jahre 1832 und 1882 zuſammengeſtellt und zweitens die ländliche Bevölkerung auf die Quadratmeile berechnet iſt, wobei bemerkt wird, daß ich den ſtädtiſchen Beſitz eines jeden Kreiſes zu einer Quadratmeile angenommen habe. In Parentheſe iſt die Bevölkerung von Stadt und Land zuſammen angegeben [3]).

---

[1]) So groß aber iſt die Treue und Gemeinſchaft unter ihnen, daß ſie Diebſtahl und Betrug gar nicht kennen und Kiſten und Behälter nicht verſchloſſen haben. Denn ein Schloß oder einen Schlüſſel haben wir dort nicht geſehen, ſie ſelbſt aber wundern ſich ſehr, als ſie unſere Packſättel und Koffer verſchloſſen ſahen.

Herbord, Leben des Biſchofs Otto von Bamberg, lib. II, cap. 41 nach der Ueberſetzung von Prutz.

[2]) Anderer Anſicht war der Italiener Mariotto, der ſich über die pommerſche Küche in folgendem Verſe luſtig machte: Ali mali, pulli nulli, pisciculi parvi; fluckfiſchi heringi, dorsckki sunt pommersche richtki.

[3]) Kantzow a. a. O. II, 405.

[1]) A. a. O. S. 144.

[2]) Auf 100 Jahre die Zunahme zu berechnen, macht große Schwierigkeiten, da ja bekanntlich Neuvorpommern erſt 1815, Schivelbein, Dramburg 1816 zu Pommern kamen, überhaupt unſere jetzige Kreiseintheilung erſt ſeit 1818 datirt.

[3]) I. Bevölkerung des platten Landes.

	1832	1882
Rgbz. Stralſund: Rügen . .	30 091	40 440
Franzburg	27 515	32 774
Greifswald	21 924	27 282
Grimmen	21 727	26 530
Rgbz. Stettin: Anklam . . .	16 565	19 258
Demmin	27 438	32 371
Kammin	29 350	39 781
Greifenberg	20 043	25 056
Greifenhagen	27 884	44 054
Naugard	28 230	38 840

Digitized

Im Verhältniß zur städtischen Bevölkerung ist die ländliche Bevölkerung am größten in den Kreisen Rügen und Kammin, wo sie ungefähr achtmal die erstere übertrifft; nicht viel größer ist die ländliche Bevölkerung im Kreise Saatzig; abgesehen von den Stadtkreisen Stettin und Stralsund, ist nur im Kreise Greifswald, der darum ein Unikum in Pommern ist, die städtische Bevölkerung größer.

Wenn wir auch in Bezug auf die Bevölkerung des guten und leichten Bodens keinen großen Unterschied fanden, und demnach die früher gering bevölkerten Distrikte Hinterpommerns die besser bevölkerten Vorpommerns zu erreichen scheinen, so bedingt doch die Art der Ernährung manche Differenz. Welch ein Unterschied wird sein zwischen dem reichen wohlhäbigen Bauern der Weizengegend, der stolz mit seinen Rossen zur Stadt fährt und dem armen Kossäten des hinterpommerschen Landrückens, der mit seinen beiden Kühen — oder auch nur einer — seinen Acker bestellt und höchstens Torf und Kartoffeln zu Markte fährt? Welch ein Unterschied in der Ernährung auf der Insel Rügen, wo der Morgen der ersten Ackerklasse zu 18 Mk. und dem Kreise Rummelsburg, wo der Morgen derselben Ackerklasse zu 6 Mk. eingeschätzt ist; wie anders muß der Menschenschlag

	1832		1882
Pyritz	27 951		36 932
Randow	86 230		79 009
Regenwalde	23 284		34 655
Saatzig	28 163		38 333
Ueckermünde	20 906		31 662
Usedom-Wollin	17 148		33 440
Rgbz. Köslin: Belgard	21 308		35 269
Dramburg	16 186		23 668
Fürstenthum	51 640	Kolberg-Körlin	22 688
		Köslin	29 556
		Bublitz	17 131
Lauenburg-Bütow	33 131	Lauenburg	35 033
		Bütow	19 989
			59 748
Neustettin	34 968		29 484
Rummelsburg	16 532		13 932
Schivelbein	9 359		62 250
Schlawe	40 956		78 659
Stolp	46 681		

II. Bewohner des platten Landes auf die Quadratmeile.

	1832		1882
Rügen	1770 (2085)		2378 (2561)
Franzburg	1450 (inkl. Stralsund 2593)		1725 (exkl. Stralsund 2190)
Greifswald	1259 (2176)		1605 (3314)
Grimmen	1278 (1693)		1560 (2061)
Anklam	1505 (2159)		1750 (2635)
Demmin	1614 (2261)		1904 (2691)
Kammin	1334 (1580)		1812 (1984)
Greifenberg	1541 (1962)		1927 (2712)
Greifenhagen	1744 (2040)		2753 (3238)
Naugard	1344 (1676)		1849 (2617)
Pyritz	1552 (1671)		2051 (2371)
Randow	1575 (inkl. Stettin 3070)		3433 (exkl. Stettin 4513)
Regenwalde	1108 (1501)		1650 (2216)
Saatzig	1341 (1881)		1825 (3128)
Ueckermünde	1100 (1857)		1666 (2440)
Usedom-Wollin	1428 (2250)		2787 (3787)
Belgard	1121 (1323)		1856 (2393)
Dramburg	770 (1167)		1126 (1692)
Fürstenthum	1143 (1500)	Kolbg.-Körlin	1512 (3251)
		Köslin	2273 (3313)
		Bublitz	1427 (1681)
Lauenburg-Bütow	1104 (1263)	Lauenburg	1668 (2024)
		Bütow	1998 (2296)
Neustettin	999 (1186)		1680 (2162)
Rummelsburg	817 (938)		1551 (1734)
Schivelbein	1169 (1338)		1741 (2222)
Schlawe	1412 (1706)		2146 (2611)
Stolp	1167 (1357)		1966 (2445)

aussehen, wo Weizen die Hauptfrucht und gutes Rindfleisch gäng und gäbe ist, oder wo Kartoffeln und Hering die Hauptrolle spielt? Einen weitern Beleg hierfür giebt die Aushebung der Rekruten. Im Kösliner Regierungsbezirk waren von 1000 Gestellungspflichtigen zeitig unfähig wegen körperlicher Schwäche 388, im Stettiner 371, im Stralsunder 364. Größer ist die Differenz im Körpermaß. Es waren von 1000 Gestellungspflichtigen unter 5′ im Kösliner Regierungsbezirk 71,5, im Stettiner 42,8, im Stralsunder 55,3. Unter 5′2″ im Kösliner 143, im Stettiner 119, im Stralsunder nur 75,9. Würde man die einzelnen Kreise berücksichtigen, so würde der Unterschied noch größer sein, namentlich in den ärmeren Gegenden des Neustettiner und Rummelsburger Kreises finden sich viele unbrauchbare, schlecht genährte und kleine Leute, wobei allerdings bemerkt werden muß, daß die Leute erst Mitte der zwanziger Jahre ihre Vollkraft erreichen.

Auch das äußere Ansehen der Dörfer bietet manche Verschiedenheit. Zwar finden sich freundliche Edelsitze, umgeben von massiven Wirthschaftsgebäuden, an die sich ein Park oder See schließt, über ganz Pommern verbreitet, welche auch das Wohlgefallen des fremden Reisenden erregen, aber in Bezug auf Bauern- und Kossätendörfer kommt die Wohlhabenheit und der Sinn für Reinlichkeit ꝛc. in Betracht. Die Dörfer Vorpommerns und des Stettiner Regierungsbezirks machen, abgesehen von den Fischerdörfern, einen freundlichen Eindruck. Ein langgestrecktes Bauerndorf, dessen Häuser einen gewissen Wohlstand verrathen, welche mit Ziegeln gedeckt und deren Fenster mit sauberen Gardinen und grünen Läden versehen sind, zeugt von dem ordnungsliebenden Sinn der Bewohner. Wer z. B. von Pyritz über Bahn nach Fiddichow wandert, wird sich freuen über das anheimelnde, nette Aussehen der Dörfer, z. B. Rohrsdorf, Libenow, Lindow u. s. w.; die öffentlichen Gebäude solcher Dörfer, Kirchen und Schulhäuser, sind gewöhnlich massiv und präsentiren sich dem Auge angenehm. Wandert man dagegen von Neustettin nach Belgard oder von Rummelsburg nach Bütow, oder sonst im östlichen Hinterpommern, so findet man zwar auch einzelne Dörfer, die leidlich aussehen, z. B. Gramenz an der Chaussee von Bärwalde nach Bublitz; Großtuchen zwischen Rummelsburg und Bütow, Neuendorf zwischen Lauenburg und Leba, und manche andere, aber doch auch viele, die nur einen ärmlichen Eindruck machen. Halbzerfallene, unsaubere Wirthschaftsgebäude, ärmliche Holzkirchen und Schulgebäude, vor den meisten Häusern ein modriger Tümpel, in dem Enten oder fast ganz nackte Kinder spielen, zeigen zugleich, daß die Wohlhabenheit und mit ihr der Sinn für Reinlichkeit noch weit zurück ist. Solche Dörfer giebt es viele im Neustettiner Kreise; ferner Bischofsthum auf dem Wege von Sparsee nach Baldenburg; Globbow an der Chaussee von Rummelsburg nach Bütow, Morgenstern bei Borntuchen und andere. Auch manche Dörfer des Bütower Kreises, die von polnischer Bevölkerung bewohnt sind, wie Oslaw-Damerow, Klonzen, Studnitz, Rekow, sehen ärmlich aus; hier ist die Bevölkerung durch die Ablösung der Waldstreu und Waldweide in der königlichen Forst sehr zurückgegangen und wird immer mehr von Deutschen verdrängt. Dagegen Sommin auf der Grenze zwischen Pommern und Westpreußen macht mit seinen Blockhäusern einen leidlichen Eindruck. Die Bevölkerung dieses Dorfes soll aus dem Elsaß stammen, und wurden gerade aus diesem Dorfe auffallend viele junge Leute zur Garde ausgehoben.

In der Anlage der Dörfer zeigt sich ein weiterer Unterschied, der uns zugleich auf die Abstammung der Bevölkerung hinweist. Wir wollen hier nur an die Hagendörfer

Digitized by Google

zwiſchen Köslin und Kolberg erinnern. Es ſind langgeſtreckte Dörfer, die alle auf — hagen endigen, wo jeder Beſitzer auf ſeiner Hufe inmitten ſeines Feldes und Gartens wohnt und die Grenze des einen Dorfes den Anfang des andern bildet. So hängen z. B. die Dörfer Kaltenhagen, Timmenhagen, Schulzenhagen, Borkenhagen und Kordeshagen eng zuſammen.

Im nördlichen Theile des Neuſtettiner und einem Theile des Belgarder Kreiſes ſind die Ländereien der Bauern durch einander gemiſcht; manche haben zehn und noch mehr Pläne, die hier und da liegen. Früher waren die einzelnen Ackerſtücke mit Zäunen, welche aus umgeknickten und halb umgehauenen Eichen, Buchen und Dornen gebildet waren, umgeben. Von dieſen Zäunen hieß ein ſolches Ackerſtück Knick. Die ganze Anlage ſcheint auf Weſtfalen hinzuweiſen. Ein ſolches Hauptknickdorf war Balm bei Bärwalde, wo noch in den dreißiger Jahren unſeres Jahrhunderts die Bauernhöfe nicht neben einander, ſondern in drei Reihen hinter einander lagen, ſo daß der letzte durch den Hof des erſten fahren mußte. Im öſtlichſten Theile Hinterpommerns ſind die Dörfer ſehr eng gebaut und die Häuſer in einander geſchachtelt, ſo daß bei Feuersbrünſten gewöhnlich das ganze Dorf in Mitleidenſchaft gezogen wird.

In den Sitten und Gebräuchen finden ſich manche lokale Eigenthümlichkeiten und ſtehen auch dieſe nicht ohne Beziehung zum Acker. Es iſt, als wenn der Lehm, der an den Rädern klebt, auch einen hemmenden Einfluß auf die Veränderung der Sitten ausübt. In den fruchtbaren Gegenden unſeres Pommernlandes, wo der Beſitz wenig wechſelt [1]), finden ſich noch manche alterthümliche Sitten. So haben die Dörfer des Pyritzer Weizenackers ihre beſondere Tracht; dieſelbe Tracht findet ſich im Dorfe Jamund bei Köslin und in einzelnen Dörfern der Inſel Rügen. In der fruchtbaren Rügenwalder Gegend findet ſich auch manches Abſonderliche. Hier braut noch jeder Bauer ſein eigenes Bier; bei Hochzeiten bringen die Bekannten und Freunde des Hochzeitsvaters die betreffenden Lebensmittel zuſammen. Die Frauen machen ſich nur alle Woche einmal die Haare oder vielmehr laſſen ſie ſich machen, indem ſie am Sonntag Morgen zuſammenkommen und mit Soda ſich den Kopf waſchen, wodurch die Haare hinten ſo feſt wie Horn werden, vorn tragen ſie dieſelben gekräuſelt. Erſt jetzt läßt dieſe Sitte etwas nach, da manche Frauen in Folge dieſer Haartracht die Krankheit des Weichſelzopfes bekamen. Ueberhaupt ſind die gewöhnlichen ländlichen Frauen in Handarbeiten weit zurück, wie denn bekanntlich die Schäfer allgemein das Knitten (Stricken) beſorgen. In dem ſchon vorher erwähnten Dorfe Jaershagen hat der Lehmboden noch manche alterthümlichen Sitten bewahrt. Iſt ein Kind geboren, findet nach einigen Tagen die Taufe ſtatt, nach ſechs bis ſieben Wochen aber wird eine große Feierlichkeit, Taufklatz — wahrſcheinlich eine Korruption von Kollation — veranſtaltet, wozu eine Menge Verwandte und Bekannte eingeladen werden. Stirbt das Kind in der Zwiſchenzeit, ſo wird ebenfalls auf dieſelbe Weiſe eine Leichenklatz veranſtaltet und was das Eigenthümlichſte iſt, am nächſten Tage noch eine Taufklatz, damit dem Kinde ſeine volle Ehre werde. Der Hauptgevatter trägt das Kind allein zu Grabe, indem er vorn wie ein Säemann den Sarg in einem Bündel trägt. Bei Verleſung der Liturgie bleiben alle, welche Trauer haben, ſitzen, welche Sitte auch in anderen Gegenden, z. B. der Schivelbeiner, ſtattfindet. Das Dorf Jaershagen iſt ziemlich lang, in der Mitte fließt ein Bächlein, zu beiden Seiten ſind zwei breite Straßen, welche im Frühling, Herbſt und Winter unpaſſirbar ſind, daher gehen noch zwei breite Fußwege an den Außenſeiten der Straßen entlang. Mitten im Dorfe befinden ſich noch ſogenannte Rauchhäuſer, d. h. Häuſer ohne Schornſtein, wo der Rauch durch ein Loch oberhalb der Thür abzieht. Eins von dieſen Häuſern war im Jahre 1742 gebaut; der Beſitzer hatte noch ſeinen Kathenbrief. Solche Häuſer eignen ſich ſehr zum Räuchern von Fleiſchwaaren ꝛc.; man kann eben räuchern, wo man will; daher finden ſie ſich auch in einigen Fiſcherdörfern, z. B. Laſſehne und Neſt. Es kann doch nicht zufällig ſein, daß ſich gerade in ſchwerem Lehmboden dieſe Gebräuche bewahrt haben, während in ſandiger Gegend keine Spur davon zu finden iſt. Der Wind hat ſie gleichſam wie den Sand hinweggeweht.

Und auch der verſchrieene Sand hat ſeine Vorzüge. Während der Bewohner des Gebirges oder der ſchwereren Gegend in Bezug auf Bebauung und Bewirthſchaftung durch die Beſchaffenheit des Bodens in ſeiner Auswahl beſchränkt iſt, iſt dem Bewohner des Sandlandes hierin eine größere Freiheit geſtattet. Das Sandland liegt vor ihm gleichſam wie eine leere Tafel, das er nach ſeinem Belieben und nach ſeiner Intelligenz bewirthſchaften und das er durch beſſere Düngung, durch Auswählen der paſſenden Früchte ſehr wohl ertragsfähig machen kann. Ferner iſt die Ackerbeſtellung auf ſchwererem Boden mit viel mehr Schwierigkeiten verbunden als auf dem leichten; viel Regen, namentlich zur Saatzeit, bringt den Bewohner der Lehmgegend zur Verzweiflung, dann iſt, wenn das Waſſer auf dem Acker ſteht, an kein Beſtellen zu denken. Auch die Kommunikation und der Verkehr wird durch den Sand erleichtert. Schwer wird es den Bewohnern des Weizackers und anderer Gegenden, bei naſſen Wegen auf den tiefen Landſtraßen fortzukommen, wenn der leere Raum zwiſchen den Speichen mit Lehm gefüllt iſt und kaum vier Pferde einen leichten Wagen fortbringen können. Dann iſt der Landbewohner faſt vollſtändig iſolirt und die Verbindung mit der Stadt und den nächſten Nachbardörfern ſo gut wie abgeſchnitten. Allerdings hemmt auch in der trockenen Jahreszeit der Sand den Verkehr, wenn die Pferde im tiefen Sande waten und derſelbe unter den Rädern mahlt; jedoch ſind die Wege und Landſtraßen in ſolchen Gegenden gewöhnlich übermäßig breit, ſo daß man ſich überall weiter helfen kann. Daher iſt der Landmann der leichtern Gegend intelligenter, beweglicher, heiterer, auch leichtlebiger, in ſeinen Bedürfniſſen zuweilen für ſeine Verhältniſſe zu üppig und verſchwenderiſch.

Schließlich wird es dem aufmerkſamen Beobachter und dem ſeine Heimath liebenden Menſchenfreunde, wenn er die Flächen des Landrückens durchwandert, nicht entgehen, daß auf demſelben die Kultur erſt vielfach in ihren Anfängen ſich befindet und noch lange nicht ihren Höhepunkt erreicht hat; ihn wird der Gedanke mit Freude erfüllen, daß noch viel Platz in Pommern iſt, und durch intenſive Bewirthſchaftung noch blühende Ortſchaften oder Weiler entſtehen können, im Gegenſatz zu gebirgigen Gegenden, wo die Natur ihre ewigen Schranken gezogen hat.

[1]) Auch der alte und befeſtigte Grundbeſitz hält ſich in fruchtbaren Gegenden länger. So gehören im Stolper Kreiſe 46 Beſitzer zum alten und befeſtigten Grundbeſitz; im Bütower Kreiſe 1, im alten Fürſtenthumer Kreiſe wieder 28; im Schivelbeiner Kreiſe 2 und im Dramburger 5. (Nach Hoyer, a. a. O.)

Digitized by Google

Hammam Rirha.

Von **W. Kobelt.**

Es sind nun fünfzig Jahre her, seit die Franzosen in Algier herrschen, kaum vierzig, daß ihre Herrschaft fest begründet ist. Sie fanden ein Land vor, vollkommen verwildert, ohne Straßen und Kommunikationen, beherrscht von einer Räuberbande, deren ganze Regierungskunst darin bestand, ihren Unterthanen abzupressen, was abzupressen war, und sie in gegenseitiger Uneinigkeit und dadurch in Unterwürfigkeit zu erhalten. Weigerte sich ein Stamm, die verlangten Steuern zu zahlen, so wurden die benachbarten Stämme gegen ihn gehetzt und theilten den Raub mit den Gewalthabern in Algier; genügte ihre Macht nicht, so kamen die Makhzen zu Hilfe, einzelne Stämme, die von den Türken als Truppen im Solde gehalten wurden, und im schlimmsten Falle bot man die Zouaoua, kabylische Söldner aus dem Dschurdschura, auf und gab ihnen eine Anzahl Janitscharen bei, denen die Araber nur selten Widerstand zu leisten wagten. Erpressungen im Innern, Seeraub nach außen, und die schmählichen Kontributionen, welche die europäischen Handelsstaaten den frechen Räubern zahlten, lieferten dem Dey und seinen Türken, dem Odschak, die Mittel zu schwelgerischem Leben; das Land verkam dabei immer mehr, die Ebenen versumpften, die Berge wurden kahl, und die ehemalige Kornkammer des römischen Reiches konnte nicht einmal mehr ihre wenigen Bewohner ernähren.

Es war keine kleine Aufgabe, die Frankreich übernahm, dieses Land der Kultur zu gewinnen; sie wurde noch erschwert durch die geringe Kenntniß vom Lande und seinen Bewohnern, die man in Frankreich hatte, durch den ewigen Wechsel der Gouverneure, von denen jeder ein neues System mitbrachte und das seines Vorgängers völlig verwarf und durch den unseligen Irrthum, die Berber mit den Arabern zusammenzuwerfen und nach derselben Schablone zu behandeln. Erst die beiden letzten Decennien haben in vielen Punkten Abhilfe gebracht und seitdem nimmt das Land einen mächtigen Aufschwung. Man ist aus dem Groben heraus, die hauptsächlichsten Eisenbahnen sind gebaut oder doch im Bau begriffen, ein vorzügliches Straßennetz bedeckt in engen Maschen das ganze Land und durchzieht selbst die Gebirge. Der Kabyle, dem man seine Selbstverwaltung mit den unbedingt nöthigen Einschränkungen zurückgegeben, befreundet sich mit dem neuen Zustande und nimmt in Handwerk und Ackerbau gern Verbesserungen an, nur der echte Araber bleibt absolut unzugänglich und weicht lieber aus den besiedelten Gebieten, als daß er sein Nomadenleben aufgiebt. Doch davon später einmal.

Heute lade ich den Leser ein, mir nach einer Anlage zu folgen, die beweist, daß nun neben die dringendsten und einfachsten Bedürfnisse des Lebens schon andere Anforderungen treten, einer Anlage, die allerdings in vieler Hinsicht auf die Zukunft berechnet ist, aber doch ein bezeichnendes Licht wirft auf den Aufschwung Algeriens. Ich meine nicht die Villenanlagen im Sahel, die bis nach Bouzarea hinauf alle Thäler erfüllen und das öde Gebirge in einen herrlichen Garten umgewandelt haben, nicht den berühmten Jardin d'Essai von Hamma, das Produkt eines großen Gedankens, das nun aus Mangel an Mitteln langsam verkommt und halb Handelsgärtnerei, halb großartige Wildniß geworden ist, sondern das afrikanische Teplitz, Hammam Rirha, das aus tausendjährigem Todtenschlaf wieder erwachende Aquae Calidae der Römer. Wer kennt es in Deutschland, trotz der wunderbaren Heilkraft seiner warmen Quellen und seiner entzückenden Lage? Es kommen ja überhaupt so wenig Deutsche nach Algier und diese beschränken sich meist auf die Stadt selbst und den obligatorischen Ausflug nach Blida und der Schiffaschlucht. Nur Schwartz [1]) hat es ganz flüchtig besucht und beschreibt den Ausflug in seinem Reisebericht; die deutschen Aerzte werden wohl demnächst durch Valentiner, der in diesem Frühjahre dort war, darauf aufmerksam gemacht werden; die Engländer wissen es schon seit ein paar Jahren besser zu schätzen.

Es war ein klarer Märztag, als uns das Dampfroß durch die Metidscha führte. Die Ebene, einst ein weiter Sumpf, ist zum üppigen Garten geworden, ganz besonders grün in diesem Frühjahre nach einem so regenreichen Winter, wie man ihn in langen Jahren nicht gehabt. Hier und da ist sogar des Guten zu viel, die Felder haben von Nässe gelitten. Hochstämmige Eukalypten begleiten die Bahn und stehen überall horstweise zerstreut, das Aussehen der Gegend sehr zu ihrem Vortheil verändernd. Sie haben ja hier ihre zweite Heimath gefunden; in den Gärten der Herren Cordier und Trottier bei Hussein Dey wurden sie zuerst im Großen gezüchtet und aus ihnen sind die Millionen Exemplare hervorgegangen, welche das Fieber in Algerien haben bannen helfen. Von Orangenwäldern und ausgedehnten Baumschulen umgeben liegt Boufarik da, das Centrum der Metidschaebene. Cypressenreihen fassen die Felder und Gärten ein; sie haben heute ihre symbolische Bedeutung verloren, aber als man sie pflanzte, hieß die Stadt der Kirchhof der Metidscha und mehr als einmal verlor er in einem Jahre ein Viertel seiner Bewohner durch das Fieber. Es war ein schwerer Kampf zwischen den bösen Geistern, welche den unberührten Boden hüten, und der vordringenden Civilisation; drei, vier Ansiedlergenerationen erlagen ihnen, aber die Kultur siegte und heute ist Boufarik so gesund wie irgend ein Ort der Metidscha und dabei einer der wohlhabendsten im Lande.

Nun nähert sich die Bahn der Bergreihe, die man so lange als Atlas bezeichnete, bis man erkannte, daß sie kein Gebirge ist, sondern nur der zerrissene Rand der ersten Plateaustufe, in welcher Algerien vom Meere her aufsteigt. In ihren Orangenwäldern liegt Blida, die ville coquette, der selbst Mohammed ben Youssef, der boshafte Marabut von Miliana, nichts Böses nachzusagen wußte; über ihr erhebt sich der Dschebel Beni Salah und neben ihm durch die berühmte Schiffaschlucht geschieden, der Dschebel Mouzaya, Reste des alten Hochlandes, die ein festerer Gesteinskern vor der Verwitterung schützte. Die Bahn läuft in

[1]) Algerien (Küste, Atlas und Wüste) nach fünfzig Jahren französischer Herrschaft. Leipzig, Frohberg, 1881. 8°.

Digitized by Google

geringer Entfernung von ihrem Fuße entlang; gegenüber nach Norden hin glänzt das weiße Kolea, die heilige Stadt der Uled Sidi Embarek, auf der langgestreckten Hügelkette des Sahel, und weiterhin hebt sich das Grab der Christin gegen den Horizont ab, das riesige Königsgrab Jubas und der Kleopatra Selene, das die ganze Ebene beherrscht und dennoch nur wie ein Maulwurfshaufen aussieht gegenüber dem Dschebel Chenoua, der unmittelbar hinter ihm aufsteigend das Ende des Sahel bezeichnet. Nun beginnt die Bahn sich zu heben und verläßt die Metidscha, die von hier aus unverkennbar als das Bett eines ehemaligen Sees erscheint, den die Trümmer der Hochterrasse ausfüllten und die Durchbrüche des Mazagran bei Kolea und des Harrasch bei Maison Carrée trocken legten. Mit den sauberen Aeckern der Kolonisten mischen sich immer häufiger solche, die durch Zwergpalmen, Dent du Chien und Meerzwiebel als arabisches Eigenthum bezeichnet werden; aber deren Zeit ist bald um, einer nach dem andern kommt in Europäerhände und wird zum Weinberg, mit deren Anlage man überall beschäftigt ist. Die Phylloxera, der Fluch des weinbauenden Frankreichs, wird hier zum Segen, denn sie treibt den französischen Winzer, der sonst so fest an seiner Scholle klebte, übers Meer und läßt hier ein neues Weinland entstehen, dessen Produkt an Quantität nichts und an Qualität auch nur wenig zu wünschen übrig läßt. Hier kann man sich überzeugen, daß der französische Kultivateur so gut zu kolonisiren versteht, wie irgend eine andere Nation; nicht er ist es, der die französischen Kolonialversuche so in Verruf gebracht hat, sondern das Heer hungriger Glücksjäger, ruinirter Boulevardexistenzen, die ohne die geringste Kenntniß des Landes herüberkamen, in der Hoffnung, dort ohne Arbeit reich zu werden.

Von El Affroun ab rücken die Berge näher zusammen. Die Bahn windet sich dem Thale des Uäd Dscher entlang, an Hügeln hin, die nur aus Schutt und verwittertem Schiefer bestehen. Im Buschwalde werden Dörfer von Eingeborenen häufiger, aber es sind keine Douars, keine Zelte nomadisirender Araber, sondern längliche Hütten mit Reiserdach, fast immer am Berge hinauf und ein Stück in ihn hineingebaut, echte Gurbis, ein Beweis, daß hier Kabylen das Land behauptet haben. Einzelne Gurbis sind mit Ziegeln gedeckt, ein erfreuliches Zeichen von Fortschritt, zu dem sich ein Araber nie verstehen würde; bei einigen sieht man auch blühende Birubäume. Nur hier und da steht ein ärmliches Kolonistenhaus; seine Bewohner treiben mit den Kabylen zusammen etwas Handel mit Holz und Kohlen oder arbeiten an der Bahn. Schön kann man die Gegend nicht nennen; jetzt im vollen Frühlingsschmuck erinnert sie an die kahleren unter unseren deutschen Mittelgebirgen, der gelbblühende Cytisus gleicht sogar ganz auffallend dem heimischen Ginster; im Sommer soll es aber eine schreckliche verbrannte Einöde sein, in deren Thälern noch obendrein das Fieber wüthet. Noch durch ein paar Tunnels, dann halten wir in Bou Medfa, der Station für unser Reiseziel.

Es hat sich hier manches in den letzten Jahren verändert; wenn auch konkurrirende Hotelportiers noch nicht vorhanden sind, so halten doch zwei Omnibusse da, und eine dicke gesprächige Französin nimmt den Badegast in Empfang; auch an eleganten Reisekoffern fehlt es nicht. Der Bahnhof, von Eukalypten umgeben, liegt getrennt von dem Dorfe, das auf einer flachen Anhöhe Schutz gesucht hat vor den Miasmen, die hier noch im Sommer dem Boden entsteigen. Ueber ihm erhebt sich eine weißleuchtende Kubbah, natürlich wie immer im Maghreb (Nordwestafrika), dem großen Sidi Abd-el-Kader-el-Djilani gewidmet, ihr gegenüber eine Redoute, die den mächtigen Uebergang aus der großen Scheliffebene in die Metidscha deckt. Auf guter Straße — die Straßen sind in Algier durchschnittlich gut angelegt und sehr gut unterhalten — geht es den Uäd Dscher hinauf über eine Brücke, dann durch ein flaches Thal, in welchem die Ueberschwemmungen der letzten Tage vielfach ihre Spur zurückgelassen haben. Noch deckt der afrikanische Buschwald, aus Kermeseiche, Terebinthe, Wachholder und einer riesigen Binse (Arundo festucoides, der Diß der Araber) bestehend, den fruchtbaren Boden; er ist eben noch in den Händen der Eingeborenen. In ein paar Jahren wird es auch hier anders sein und der Kolonistenpflug nach neuestem Modell seine tiefen geraden Furchen ziehen statt des arabischen, der noch ganz dem antiken gleichend, sich begnügt zwischen den Büschen herumzukratzen. Im Hintergrunde des Thales erhebt sich, alles dominirend, die mächtige Glockengestalt des Dschebel Zaccar, und als wir um die erste Ecke biegen, zeigt uns der Kutscher in der Ferne auf einer hohen Terrasse die weißleuchtenden Gebäude des Badeetablissements. Sie scheinen nahe, aber die Fahrstraße mit ihren Serpentinen braucht von Bou Medfa doch beinahe drei Stunden (14 km), um die Höhe zu ersteigen.

Schon in halber Höhe empfangen uns die Zeichen der Civilisation, neu angerodete Ländereien, die bald in einen noch jungen, aber sorgsam gepflegten Park übergehen, in welchem sich die Bäume der Tropen und Neuhollands mit denen der gemäßigten Länder mischen. Unschwer unterscheidet man die verschiedenen Zonen der alljährlichen Erweiterung, namentlich an den hier prächtig gedeihenden Kasuarinen und den Eukalypten, die um so höher werden, je näher wir dem eigentlichen Etablissement kommen. Endlich sind wir oben und halten vor dem Hotel, aber der Blick des Reisenden wird hier mit Gewalt abgezogen durch die prächtige Landschaft, die sich vor ihm aufthut. Wir stehen auf einer Hochebene von 550 m über dem Meere, nur wenig unter dem höchsten Kamme, der im Winter Schutz vor dem rauhen Nord bietet, tief unter uns das Thal des Uäd Dscher, dahinter eine andere Hochebene, welche das freundliche Besoul-Benian, eine Ansiedelung von Franche-Comtois trägt; weiterhin steigen die Höhenzüge auf, welche uns vom Scheliff trennen, und über sie hinweg ragen in blauer Ferne die Berge von Teniet el Had, die Stätte der prächtigen Cedernwälder. Zur Linken schließt der Dschebel Mouzaya das Bild, zur Rechten erhebt sich unmittelbar gegenüber der gewaltige Zaccar, 1580 m hoch, Nachmittags fast immer von Nebelwolken umzogen, die bei der wechselnden Beleuchtung ein wunderbar schönes Bild bieten. Freilich ist die Landschaft kahl, nur die nächsten Höhen um das Bad herum sind mit einem geschlossenen Walde von Strandkiefern bedeckt, aber daran gewöhnt man sich ja im Süden gar bald und die schärferen Formen der Berge und die wärmeren Tinten der südlichen Beleuchtung lassen das Grün kaum vermissen.

Das Badehotel ist völlig neu, leider ganz im Stile aller modernen Badehotels erbaut, dafür aber auch mit allen Erfordernissen eines solchen in musterhafter Weise versehen. Es erhebt sich über dem alten arabischen Hammam auf dem Plateau, das die Römerstadt trug, unmittelbar an den heißen Quellen, von denen die zum Badegebrauch dienende im Hotel selbst entspringt. Ein paar Grabinschriften und auch einige Statuenreste sind beim Ausgraben der Fundamente gefunden worden, sonst sind ein paar Säulenstücke aus Kalktuff alles, was von dem üppigen Römerbade übrig geblieben ist. Ueberall in Nordafrika ist ja die Zerstörung eine furchtbare. Die Ban-

Digitized by Google

dalen haben da gehauſt, heißt es gewöhnlich. Die armen Vandalen! Sie haben der herrſchenden Kirche und der Nation, die uns allein litterariſche Denkmäler hinterlaſſen hat, arg auf den Fuß getreten und darum müſſen ſie nun ewig als Typus der ärgſten Barbaren herhalten! Und doch wiſſen wir, daß wenige deutſche Stämme ſo viel Sinn für römiſche Civiliſation, für Kunſt und Muſik hatten, daß die Vandalen ſchon lange mit den Römern in Berührung waren, als ſie ſich Nordafrikas bemächtigten, daß Genſerich, der ſo verrufene Barbar, bei der Eroberung Roms die Kunſtwerke nicht etwa zerſtören, ſondern ſorgſamſt einpacken und nach Karthago ſpediren ließ. Das Schiff, das ſie trug, ging leider zu Grunde — und wir kennen aus den Schilderungen Prokop's die üppigen Paradieſe, die ſich die Vandalen in Nordafrika eingerichtet hatten. Aber ihr Name iſt einmal unauflöslich mit Barbarei und Zerſtörung verbunden, weil ſie die Katholiken aus den Kirchen trieben und die Heiligenbilder zerſtörten! Ganz anders haben die Byzantiner gehauſt; der Patricius Salomo ließ rückſichtslos Tempel und andere Kunſtbauten einreißen, um aus ihnen die Mauern ſeiner Citadellen aufzuführen und die Lücken wieder zu flicken, welche die Vandalen in die Stadtmauern gebrochen. Den Hauptſchaden aber haben die wilden Bergberber gethan. Man hat bei der Beurtheilung der Vorgänge in Nordafrika vom Einbruche der Vandalen bis zu dem der Araber viel zu wenig Gewicht gelegt auf die Rolle, welche die Ureinwohner des Landes in den Kämpfen geſpielt. Knirſchend hatten ſie das ſchwere Joch der Römer getragen, die Ebenen und die offeneren Thäler waren auch römiſch geworden, ſelbſt in dem Herzen der Gebirge und bis in die Wüſte hinein erhoben ſich Zwingburgen, aber in den Gebirgen ſelbſt ſaßen die wilden Urſtämme unbezwungen und unbeleckt von der Kultur, an ihren alten Göttern feſthaltend und ſtets zur Erhebung bereit, ſobald ihnen Gelegenheit zu Raub und Plünderung winkte. Die Zahl ihrer Aufſtände gegen Rom iſt Legion; den Vandalen waren ſie neben den ſchwärmeriſchen Donatiſten die beſten Verbündeten, aber ebenſo auch den Byzantinern, und nach dem Sturze der Vandalen benutzten ſie das Interregnum, um ihren Haß gegen die ganze fremde Kultur zu befriedigen und die ſchutzloſen Städte — die Vandalen hatten ja alle Ringmauern gebrochen — von Grund aus zu zerſtören. Nur zum kleinen Theile konnten die Byzantiner das Land wieder gewinnen, ſie mußten ſich begnügen, die wichtigſten Orte durch feſte Citadellen zu behaupten, und als die Araber einbrachen, da waren es die durch die Berber zur Verzweiflung gebrachten romaniſirten Bewohner der Städte und der Ebenen, welche ſich den Eroberern anſchloſſen, während diesmal die Berber unter Führung der Kahina mit den Griechen zuſammenſtanden und auch nach deren Niederlage ihre Unabhängigkeit, wenn auch nicht ihre Religion zu bewahren wußten. Damals wurde zerſtört, was ſich noch von Städten im Innern erhalten hatte, und damals, wenn nicht ſchon früher, mag auch Aquae Calidae den Stämmen vom Zaccar und den Bergen des Beni Menacer erlegen ſein, die es vom Grunde aus zerſtörten.

Die Heilquellen freilich mußten auch ſie unangetaſtet laſſen, die warmen Waſſer rieſelten den Berg hinab und füllten ein paar kleine Becken, von denen eins den Arabern als Badeanſtalt diente, während in das andere das liebe Vieh getrieben wurde, wenn es ſteif in den Knochen war. Ihre Phantaſie verhalf dem Orte natürlich zu einer Legende; ein frommer Marabut hat die Quellen hervorſprudeln laſſen und unterhält heute noch 2000 geſpenſtiſche Kameele, welche das Holz zur Heizung herbeiſchaffen müſſen. Kein Araber beſucht das Bad, ohne Sidi Sliman den Tribut ſeiner Verehrung darzubringen.

Die franzöſiſche Regierung wurde ſchon ziemlich frühzeitig auf die warmen Quellen aufmerkſam und ſah ſich veranlaßt, eine Anſtalt für an Rheumatismus und Wunden leidende Soldaten über ihnen zu errichten. Dieſes Bain militaire wird alljährlich am 15. April eröffnet und enthält durchſchnittlich 40 bis 60 Patienten, für welche drei geräumige Piscinen und ein Schwitzſaal eingerichtet ſind. Die ausgezeichneten Reſultate, welche man dort erzielte, veranlaßten bald auch die Errichtung eines Bades für Civiliſten, mit geſonderten Baderäumen für die Araber, die man nicht gut mit den Europäern zuſammen baden laſſen kann, weil beide Nationen zu grundverſchiedener Anſicht ſind über ein kleines Thierchen, das man in gebildeter Geſellſchaft nicht gern nennt. Dem Araber iſt die Kleiderlaus, „der auserwählte Liebling Allahs“, das Thier, dem er die Krone der Schöpfung, den Menſchen, als ausſchließlichen Wohnplatz angewieſen; der Floh kann auch anderweit exiſtiren und der frommſte Muſelmann macht ſich kein Gewiſſen daraus, ihn, wenn er ihn gefangen, hinweg auf die Erde zu werfen; die Laus aber muß überall ſonſt zu Grunde gehen und nur ein Gottloſer kann gegen den Willen Allahs handeln und ſie tödten. Das macht die perſönliche Berührung mit echten Arabern — die Mauren ſind ſehr ſauber — immer etwas bedenklich und iſt auch ein Hauptgrund, warum die Koloniſten ſo gegen die Ecoles franco-arabes ſind und ihre Kinder von den arabiſchen möglichſt entfernt halten; das kleine Schmarotzerthier iſt in der Beziehung nicht minder einflußreich als die religiöſen Vorurtheile. — Das alte Badehaus liegt etwas tiefer als das neue; es iſt ein niederes einſtöckiges Bauwerk, aus mehreren Gebäulichkeiten zuſammengeſetzt, die ſich in mauriſcher Weiſe um zwei platanenbepflanzte Höfe, einer für die männlichen, der andere für die weiblichen Badegäſte beſtimmt, gruppiren und einen gar traulichen behaglichen Eindruck machen. Noch ſind die Badegäſte des Hotels auf die alten Piscinen angewieſen, erſt im Laufe dieſes Sommers wird die neue Badeeinrichtung in Betrieb kommen. Die Badebaſſins erhalten ihr Waſſer hauptſächlich aus einer in geringer Entfernung über der Anlage entſpringenden mächtigen Quelle von 70° C., nur bei großem Bedürfniß wird eine andere herangezogen, welche innerhalb einer Tempelruine im alten Aquae Calidae entſpringt und für gewöhnlich das Araberbad verſorgt. Der ſtarke Zufluß geſtattet ein fortwährendes Wechſeln des Waſſers und erhält die Temperatur im Badebaſſin ſtändig auf 48 bis 49° C., eine Hitze, vor der man ſich anfangs entſetzt, die aber nicht wenig zu der günſtigen Wirkung auf veraltete Rheumatismen beiträgt, die man in Hammam Rirha beobachtet. Aus dem Bade kommt der Patient unmittelbar in den Schwitzſaal und bringt dort, in Decken gehüllt, noch eine halbe Stunde zu; mittlerweile ſind in einem durch das warme Waſſer geheizten Metallgefäße ſeine Kleider durchwärmt worden und dann kann er ohne Furcht vor Erkältung den Baderaum verlaſſen und ſich der Bergluft ausſetzen. Die Heilerfolge ſind bei alten Rheumatismen und rheumatiſchen Lähmungen überraſchend und die Winterkuren ſind namentlich bei den Engländern ſehr in Aufnahme gekommen durch ein paar engliſche Aerzte, welche ihre Wirkung an ſich ſelbſt erprobt haben.

Hammam Rirha hat zwei ſcharf geſchiedene Saiſons, die eine im Winter von Ende Oktober bis Mitte April, faſt ausſchließlich für Fremde, die andere von Mitte April bis in den Oktober für die Einheimiſchen. Letztere iſt natürlich die bedeutendere und der Berg wimmelt dann von

Digitized by Google

munteren Französinnen, die der Gluthhitze Algiers entronnen sind und nebenher etwas baden und die stärkende Luft genießen. Aber neben ihnen stellen auch die Rekonvalescenten ein starkes Kontingent, namentlich die vom Fieber geschwächten, deren in den neubesiedelten Theilen Algeriens ja immer noch gar viele sind; ihnen giebt die Bergluft meist gar bald die volle Spannkraft wieder. Im Winter herrscht eben noch England vor, da es ein paar englische Aerzte sind, die besonders für das Bad eintreten und ihre Patienten hierher schicken, denen eine Badekur im Winter nöthig ist. Vielleicht hat aber Hammam Rirha eine noch größere Zukunft als Ueberwinterungsstation für Brustkranke, in erster Linie im Frühjahr nach Beendigung der Regenzeit, wenn in Algier Staub und Hitze schon zeitweise lästig werden und die rasch wechselnde Temperatur mit Erkältungen droht. Aber auch den ganzen Winter hindurch ist Hammam Rirha zum Aufenthalt sehr geeignet, besonders für etwas nervöse und schon blutarme Patienten, für die das bunte lärmende Treiben in Algier zu angreifend ist und die Ruhe und Abgeschiedenheit wünschen. In Algier wird man ihnen allerdings sagen, daß Hammam Rirha furchtbar kalt sei und daß dort den Winter über Schnee liege und dergleichen mehr; die algerischen Hotelbesitzer fürchten entschieden die Konkurrenz des Bergbades. Aber man lasse sich dadurch nicht abhalten. Ein Blick auf die üppige Vegetation, welche das Kurhaus umgiebt, lehrt mehr als alle Witterungsberichte; Orangen, Mandarinen und Citronen gedeihen und erreichen eine Güte, wie in den berühmten Gärten von Blida; die Dattelpalme ist an verschiedenen Stellen aus zufällig weggeworfenen Kernen aufgekeimt und geht prächtig voran, neben ihr Latania borbonica und Chamaerops excelsa, und selbst das tropische Bambusrohr. Das beweist, daß das Klima hier nur wenig kühler sein kann als in Algier, und für den geringen Unterschied entschädigt reichlich die staubfreie Luft und die prächtigen Spaziergänge im Park und in dem anstoßenden Strandkiefernwald, durch den sich prächtige Wege in bequemster Nivellirung hinziehen. Wer sich Algerien noch als ein halbwildes Land vorgestellt hat, wird nicht wenig überrascht sein, wenn er am Eingange des Waldes eine Tafel findet mit der Aufschrift: Route forestière, 28 km à Marengo. Fahrbare Waldwege durchziehen bereits die Waldberge des Dschebel Zaccar und der Beni Menacer, und man kann zu Pferde Exkursionen machen auf viele Stunden weit nach allen Richtungen. Es regnet zwar im Winter häufig und hatte namentlich in diesem Winter ausnahmsweise viel geregnet — der Regenmesser in Algier ergab bis zu Anfang April 650 mm — aber nur äußerst selten dauert der Regen mehrere Tage hinter einander und Wochen ohne mehrere schöne Tage kommen kaum vor. Auch vor wilden Thieren braucht man sich nicht zu fürchten, so gruselige Geschichten man darüber in Algier hört. Sidi el Houaich (der Herr der Thiere, der Löwe) ist längst aus dem ganzen Gebiete zwischen Scheliff und Meer verschwunden und auf ein paar Punkte der Kabylie und die tunesischen Grenzwildnisse zurückgedrängt. Der Panther soll noch an einigen Stellen in den Waldbergen der Beni Menacer vorkommen, und man will noch vor einem Monat nicht allzuweit von Cherchell ein Pantherpaar mit zwei Jungen gesehen haben, aber vom Zaccar, den Schwarz seinen Lieblingsaufenthalt nennt, ist er lange verschwunden, und selbst wenn sich einmal ein Exemplar verirren sollte, hat der Mensch nichts von ihm zu befürchten, da ihn der Panther ungereizt nie angreift. Er thut überhaupt nicht viel Schaden und ernährt sich vorwiegend von Wildschweinen; deshalb und weil seine Jagd viel gefährlicher ist als die des Löwen, läßt ihn auch der Kabyle unangefochten, und hat er sich noch in Gegenden halten können, aus denen der Löwe längst weichen mußte. Nur die Hyäne bewohnt noch die Umgebung und ein Exemplar kam fast allnächtlich in die Badanlagen, wo ihr ein Sohn Albions ebenso eifrig wie erfolglos auflauerte; sie ist für den Menschen völlig harmlos und flieht vor einem kleinen Kinde. Giftschlangen kommen um Hammam Rirha überhaupt nicht vor, wie sie im ganzen Algerien ziemlich selten sind, und die trägen Skorpione unter den Steinen können nur dem schädlich werden, der sie unvorsichtig anfaßt; ihr Stich ist übrigens nicht tödtlich, wie der ihres schwarzen Verwandten in der Sahara. Dagegen findet der Naturfreund überreichen Genuß am Studium der prächtigen Flora, auch die Fauna ist an kleinen Wirbelthieren, Insekten und Schnecken reich genug, und wer Jäger ist, kann an Rebhühnern und Hasen seine Jagdlust befriedigen und erlegt vielleicht auch eins oder das andere kleinere Raubthier aus dem Katzen- und Mardergeschlecht. Für die Deutschen ist es besonders angenehm, daß der Eigenthümer und Schöpfer der Anlage, Herr Arlès-Dufour, und nicht minder sein Sohn, des Deutschen vollkommen mächtig sind. Herr Arlès-Dufour kennt Algerien durch langjährigen Aufenthalt vollständig, war längere Jahre Mitglied der Landesvertretung und ist zu Mittheilungen über das Land jederzeit bereit. Deutsch hörten wir in Hammam Rirha überhaupt viel und unter den absonderlichsten Verhältnissen: in der Bahn sprach uns eine barmherzige Schwester in der Muttersprache an, als wir an dem Felsen nahe dem Bain militaire herumkrochen und eine reiche Ernte an seltenen kleinen Schnecken hielten, gesellte sich ein alter Knabe zu uns, der sich als ein ausgedienter Elsässer erwies, welcher im Kolonistendorfe am Abhang seine Pension verzehrt, und als wir bei Tafel saßen, fragte mich der Kellner schon beim ersten Gange: „Werden der Herr Doktor — er nannte meinen Namen — lange hier bleiben?“ und als ich mir ihn erstaunt betrachtete, da war es Meister Stephan, der Zahlkellner aus dem Wiener Kaffee auf der Kaiserstraße in Frankfurt und im Sommer Oberkellner im Englischen Hof in Kissingen, der bis zum Beginn der Kissinger Saison hier seines Amtes waltete und trotz der erschwerenden Umstände seinen Landsleuten für eine ausgezeichnete Bedienung sorgte. Ein deutscher Oberkellner im Hammam Rirha, am Ende der Welt, unter Kabylen und Hyänen, mich als Bekannten begrüßend, mehr konnte ich wahrhaftig nicht verlangen. Und sein Urtheil über Hammam Rirha soll auch hier stehen, denn er ist in dem Fache kompetent: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister, man darf nicht vergessen, daß wir in Afrika unter Wilden sind, aber der Herr (Arlès-Dufour) thut wirklich alles Mögliche.“

Digitized by Google

Eine deutsche Expedition ins Innere von Brasilien.

Von Oscar Canstatt.

Von der großen Anzahl wissenschaftlicher Expeditionen, welche zur Zeit wieder von verschiedenen Punkten der alten Welt aus, theils mit staatlicher Beihilfe, theils ausschließlich mit Privatmitteln zur Bereicherung unserer geographischen, anthropologischen und physikalischen Kenntnisse ausgerüstet wurden, gehört das Unternehmen dreier deutschen Forscher, der Herren Dr. med. Karl von den Steinen, Landschaftsmaler Wilhelm von den Steinen und Dr. Otto Clauß, zur Erkundung des Innern von Südamerika neben den jüngst unternommenen Afrikareisen nach dem übereinstimmenden Urtheile der gegenwärtig in München wieder versammelt gewesenen Geographen wohl zu den vielversprechendsten. Am 20. Februar dieses Jahres verließen diese kühnen und opferfreudigen drei Pioniere der deutschen Wissenschaft mit dem Flußdampfer „Taraguy" die argentinische Hauptstadt Buenos Ayres, um sich zunächst auf dem La Plata nach Assuncion zu verfügen, von wo aus sie eine ebenso gefahrvolle wie hochinteressante Expedition quer durch das noch so gut wie gänzlich unbekannte Innere der brasilianischen Provinzen Matto Grosso und Grao Para nach den Ufern des Amazonenstromes geplant haben.

Alle drei Herren gehörten früher der am 25. September 1883 in Montevideo wieder eingetroffenen deutschen Südpol-Expedition an, die in Süd-Georgien überwinterte und deren Erlebnisse zum Theil schon aus einzelnen Briefen der Theilnehmer bei uns bekannt geworden sind. Die Schwierigkeiten, welche bei Durchführung des von unseren Landsleuten im Anschlusse daran neuerlich unternommenen Reiseprojektes, die Entbehrungen und Gefahren aller Art, welche ihrer warten, verhehlten sich die Genannten von Anfang an keineswegs; aber sie zeigten sich auch ebenso fest entschlossen, den Widrigkeiten, welcher Art immer sie sein möchten, die Stirn zu bieten und alles daran zu setzen, um ihr fast 30 Breitengrade entferntes Ziel zu erreichen. In Montevideo, Buenos Ayres und von Rio Janeiro aus hatte man erst Herrn Dr. von den Steinen sehr angelegentlich abgerathen, das allzu kühne Vorhaben durchzuführen, für den Fall aber, daß dennoch darauf bestanden werde, um Benachrichtigung der Centralbehörden gebeten, um seitens derselben nach Möglichkeit den drei Forschern namentlich bei ihrem Vordringen in den Flußregionen des Amazonas Vorschub leisten zu können.

Nach Privatbriefen aus Uruguay ist nun die Ankunft der kleinen Expedition in Assuncion bereits erfolgt und beabsichtigte der Physiker Herr Dr. Clauß hier zunächst die noch nicht mit positiver Genauigkeit festgestellte Länge dieses Ortes wissenschaftlich zu ermitteln. Zu diesem Behufe hatte sich Dr. Clauß bereits früher mit dem Direktor der Marineschule zu Buenos Ayres, Eugen Bachmann, verständigt, um mit demselben auf telegraphischem Wege eine Chronometervergleichung vorzunehmen, die den Längenunterschied zwischen Buenos Ayres und Assuncion ergeben sollte. Mit dem einmal monatlich von der paraguayanischen Hauptstadt abgehenden brasilianischen Postdampfer wollten sich dann alle drei Herren nach dem an der Mündung des Taquary in den Paraguayfluß gelegenen Grenzstädtchen Corumba einschiffen, um dort das Schiff zu wechseln und auf einer flachgehenden sogenannten Chata bis Cuyntá oder Cuyabá an dem gleichnamigen Flusse am Fuße der Serra Azul in der Provinz Matto Grosso zu fahren.

Welches Beförderungsmittel die Expedition von hier aus benutzen wird, um den langen Weg durch sehr wüste Strecken und die nur von wilden, keineswegs gutgearteten Indianerstämmen bewohnten Urwälder zurückzulegen, wußten deren Theilnehmer fürs erste absolut nicht zu sagen, da dies ganz von den Umständen und der Gelegenheit abhängt. Vermuthlich indessen werden sie viele Tagereisen auf den Maulthieren eines Tropeiros zuzubringen haben, da in jenen Regionen kaum eine der landesüblichen Carreten oder Ochsenfuhrwerke durch die Berge zu dirigiren sein dürfte. Der Naturforscher Page war unseres Wissens der einzige Europäer, welcher seit dem Jahre 1853 über die Beschaffenheit gerade jener abgelegenen brasilianischen Distrikte Einiges veröffentlicht hat. Von Carreten dortselbst berichtet er jedoch nichts.

Das nächste Ziel von Cuyabá aus soll der Flußlauf des Xingú (beziehungsweise dessen Nebenfluß, der Paranatingua) sein, einer der großen wasserreichen Ströme, die sich in den Amazonas ergießen. Der Xingú ist bisher nur einmal und zwar im Jahre 1842 durch den Prinzen Adalbert von Preußen ungefähr bis zum 6. Breitengrade von der Mündung aus befahren worden, sein ganzes Quellengebiet zwischen dem 14. und 15. Grade s. Br. sowie der obere Theil seines Flußthales sind vollständig unbekannt. Die Erkundung gerade dieses Flußlaufes erschien von jeher von besonderm Werthe, da der Strom ohne Zweifel, und bereits nach einem Berichte an den Präsidenten der Provinz Para vom Jahre 1844, die beste Wasserkommunikation nach Matto Grosso darbietet, wenn sein Lauf nicht größtentheils durch das Gebiet der feindseligen Indianerstämme der Puipaias oder Peapais, der Xixipaias und a. m. ginge, und wenn seine Beschiffung nicht größere Hindernisse darböte, als z. B. die des Tapajós, was allerdings nach dem Zeugniß des Prinzen Adalbert der Fall zu sein scheint. Von der Villa Porto de Möz nahe der Mündung bis Souzel, der südlichsten Niederlassung, welche zwei Tagereisen oder ungefähr 16 Leguas in gerader Richtung von Porto de Möz entfernt liegt, hat der Xingú mehr das Ansehen eines Meeresarmes als das eines Flusses, indem man sowohl stromauf- wie stromabwärts nichts als den endlosen Seehorizont erblickt. Seine Breite beträgt hier zwischen 3 und 5 Seemeilen und seine Tiefe 8 bis 20 Faden, so daß sich diese Strecke, wie schon öfter geschehen, ganz leicht mit Kriegsschonern befahren läßt. Oberhalb Souzel indessen nimmt der Xingú ganz das Ansehen eines Flusses an. Bergaufwärts, namentlich von Porto Grande aus, wo der Ausgangspunkt einer alten von den Jesuiten angelegten Landstraße ist, nehmen dann die Schwierigkeiten der Flußpassage ganz außerordentlich zu. Auf ausgehöhlten Baumstammböten, sogenannten Ubas, haben ältere Forscher gleichwohl auch diese Strecke, 147 Seemeilen, hinan von Souzel bis zu der kleinen Niederlassung Piranhaquára befahren. Weiterhin mehren sich aber die Stromschnellen und sogenannten Caxoeiras (felsige Stromhindernisse) derart, daß zahllose Male die Stromfahrt eine lange Unter-

Digitized by Google

brechung erleidet, die Bootsleute über Bord springen und mit größter Anstrengung ihr Fahrzeug zu Lande fortschieben müssen.

Die Erreichung dieses Stromlaufes durch unsere Landsleute von Cuyabá aus, ist bei alledem noch höchst problematisch, und für wahrscheinlicher hält man es, daß sie sich schließlich doch lieber dem etwas leichter zu erreichenden Tapajós, einem andern Nebenflusse des Amazonas, zuwenden werden, um diesen hinunterzufahren. Hier ist ihnen auch auf das Bestimmteste die Unterstützung von brasilianischer Seite zugesagt worden; ob und in welchem Maße sich diese bethätigen wird, bleibt freilich bei der brasilianischen Vertröstungsart in allen Dingen sehr die Frage. Ueberaus schwierig wird es auch für die Herren werden, zu der Ausbeute an naturwissenschaftlichen Gegenständen geeignete und genügende Transportmittel bis zu ihrem glücklichen Einlaufe in den Amazonas sich zu verschaffen. Die anthropologische Seite der Expedition, welche besonders im Bereiche der Serra Azul die sorglichste Beachtung finden dürfte, fällt Herrn Dr. Karl von den Steinen zu. Nach alledem dürfen wir gewiß mit Spannung weiteren Nachrichten über den Verlauf dieser seltenen Reise entgegensehen, welche mit ihren wissenschaftlichen Ergebnissen an die heute noch wie vor Jahrzehnten so vollwerthigen Errungenschaften eines Bonpland, Humboldt, Spix und Martius anzuknüpfen hoffen darf.

Kürzere Mittheilungen.

Die Basken noch Steinkocher!

Das Kochen mit heiß gemachten Steinen ist ein äußerst primitives Verfahren, welches noch bei manchen Naturvölkern beobachtet wird. So erzählt davon Erman (Reisen III, 337, 423) bei sibirischen Völkern; es kommt in Afrika noch heute vor, z. B. bei den Habab („Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde" VIII, 464), bei den nordamerikanischen Indianern (Kane, Wanderings of an Artist 8). Von den Thlinkithen Nordwestamerikas wissen wir, daß sie Körbe aus Wurzelfasern flechten und diese mit kaltem Wasser füllen, das sie durch Hineinwerfen von glühenden Steinen zum Kochen bringen (Holmberg, Völker des russischen Amerika I, 23). Der alte Steller sah noch bei den jetzt verschwundenen Kamtschadalen, wie sie ihre Speisen in hölzerne Tröge legten, Wasser darüber goßen und dieses mit glühenden Steinen kochend machten (Steller, Kamtschatka 322) und so noch vielfach.

Interessant ist es nun zu erfahren, daß sich mitten im kultivirten Europa dieser Gebrauch, der sicher einst weiter verbreitet war, bis auf den heutigen Tag erhalten hat und zwar bei den Basken nach Mittheilungen von H. Germain („Bull. Soc. d'Anthropologie" 1883, 682), doch beschränkt derselbe sich auf die Milch. Diese wird in Gefäße aus Zitterpappelholz, die aus einem Stücke gedrechselt sind, und 6 bis 7 Liter fassen, gethan und dann mit faustgroßen Kieseln, die man in der Nive findet und heiß gemacht hat, gekocht. Die Milch erhält dadurch einen angenehmen Geschmack. Der Gebrauch existirt noch an verschiedenen baskischen Orten, wird aber speciell in Biddaray, zwischen Bayonne und St. Jean-Pied-de-Port beobachtet. R. A.

Die Edelmetallproduktion von Kolumbien.

Ueber die Edelmetallausbeute von Kolumbien bringt das Diario oficial dieser Republik Daten, welche bei der größeren Aufmerksamkeit, die den südamerikanischen Staaten seit einigen Jahren als Absatzgebiet für unsere Industrieerzeugnisse geschenkt wird, von hohem Interesse sind.

Wenngleich die meisten Zahlen nur auf annähernder Schätzung beruhen, so geben sie doch einen Anhalt zur Beurtheilung der Leistungsfähigkeit und Zukunft der Mineindustrie in Kolumbien.

Die Ausbeute wird veranschlagt

im 16.	Jahrhundert	auf	50 000 000	Dollar.
„ 17.	„	„	170 000 000	„
„ 18.	„	„	194 000 000	„
„ 19.	„	bis 1882 auf . .	216 000 000	„
		Total	630 000 000	Dollar.

Man nimmt an, daß von diesem Betrage 604 Millionen aus Gold und goldhaltigem Silber, der Rest von 26 Millionen aus Silber bestanden, und schreibt den verschiedenen Staaten der Föderation ihren Antheil an obiger Summe folgendermaßen zu:

Antioquia	252 000 000	Dollar.
Cauca: Chocó mit 126 000 000 und der Rest dieses Staates 116 000 000	242 000 000	„
Panama	74 000 000	„
Tolima	40 000 000	„
Santander	13 000 000	„
Bolivar	6 000 000	„
Cundinamarca	2 500 000	„
Boyaca und Magdalena	500 000	„
Total	630 000 000	Dollar.

Von der Produktion des gegenwärtigen Jahrhunderts fallen auf

Antioquia	122 000 000	Dollar.
Cauca: Chocó mit 47 000 000 und der Rest dieses Staates 31 000 000 . .	78 000 000	„
Tolima	10 000 000	„
Panama	4 000 000	„
Bolivar	1 000 000	„
Santander	1 000 000	„
Total	216 000 000	Dollar.

Hiervon waren 206 000 000 Dollar Gold und goldhaltiges Silber und 10 000 000 Dollar Silber.

Der Unabhängigkeitskrieg, die Sklavenemancipation im Jahre 1851 und der Bürgerkrieg von 1860 haben, wie aus nachstehenden, die durchschnittliche Jahresausbeute bestimmter Perioden angebenden Zahlen hervorgeht, keinen so fühlbaren Einfluß auf die Bergwerksindustrie ausgeübt, als man gemeinhin voraussetzte:

1800	bis 1810	Jahresproduktion	2 789 000	Dollar.
1810	„ 1821	„	1 774 000	„
1821	„ 1846	„	2 679 000	„
1846	„ 1851	„	2 851 000	„
1851	„ 1860	„	2 532 000	„
1860	„ 1863	„	2 101 000	„
1863	„ 1869	„	2 615 000	„
1869	„ 1881	„	3 198 000	„
1882		„	4 816 000	„

Von dem Ergebniß des Jahres 1882 fielen auf Gold und das goldhaltige Silber der Sancudo-Minen in Antioquia 3 556 000 Dollar, auf Silber bloß 760 000 Dollar.

Statt abzunehmen wird die Edelmetallproduktion im Laufe der Zeit noch zunehmen. Sind einmal bessere Verkehrsmittel vorhanden, so kann die jetzige Jahresausbeute sehr leicht verdoppelt werden. Dafür sprechen alle Anzeichen. In Antioquia fing das Jahrhundert mit einer Goldproduk-

Digitized by Google

tion von 1¼ Million an; 1858 stieg sie auf 1½ Millionen, 1866 auf 1,6 Millionen, 1871 auf 1,9 Millionen und 1882 auf 2,8 Millionen.

Selbstverständlich ist der Ertrag der Bergwerke ungeheuren Schwankungen ausgesetzt, besonders wenn Goldwäschereien dabei in Betracht kommen. So gab Chocó zu Anfang des Jahrhunderts 1 Million Gold, im Jahre 1821 nur noch ⅓ Million und nach der Sklavenemancipation wurden alle Minen verlassen. Gegenwärtig bringt es diese reiche Region nur auf 900 000 Dollar. Ganz das Gleiche fand in Barbacoas statt. Das Fallen der Silberpreise wirkt auf den Betrieb der Silberminen empfindlich ein. Augenblicklich arbeiten nur die im Norden von Tolima und Cauca gelegenen Bergwerke von Mariquita und Supia. Die Erze von Mariquita werden nicht am Platze selbst amalgamirt, sondern wandern nach England. Diejenigen von Supia unterliegen der Amalgamation im dortigen Etablissement selbst. Das gewonnene Feinsilber geht an die Münze von Medellin, während die goldhaltigen Barren vom Handel aufgekauft werden.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— D. N. Bucharow, Konsul in Finmarken, sprach in der Allgemeinen Sitzung der Kaiserl. Russ. Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg am 1. (13.) Februar über eine Reise, welche er im Herbste vorigen Jahres durch Lappland gemacht hatte. Die über den 66. Grad n. Br. hinaus wohnenden Lappen sind entschieden die ältesten Bewohner des Nordens; sie zerfallen je nach ihren Wohnsitzen in finländische, norwegische und schwedische Lappen. Die Zahl der finländischen Lappen beträgt 2027, der norwegischen 19 200, der schwedischen 6120. Der Zweck der Reise war, die Beziehungen der norwegischen Lappen zu den finländischen, und die der nomadisirenden zu den ansässigen aufzuklären. Bucharow verließ Vardö am 6. (18.) September und begab sich auf dem Flusse Pasa bis zum finnischen Ort Enare; dann besuchte er die Ansiedelungen der norwegischen Lappen: Palmak, Waraschan und Kaulo-Keino und kehrte durch die von Lappen bewohnten Orte Finlands (Epontekis, Mupiopisk, Kittele, Rowaniemi und Kemi) am 17. November nach Uleaborg zurück. Man hätte meinen sollen, daß die Beziehungen der norwegischen Lappen zu den finländischen und der nomadisirenden zu den ansässigen feindselige seien, aber thatsächlich erweist es sich, daß sie in einem sehr freundschaftlichen Verhältnisse zu einander stehen.

Afrika.

— Seinem „Abyssinien" (s. „Globus" Bd. 44, S. 112) hat Prof. R. Hartmann rasch ein weiteres Bändchen „Die Nilländer („Das Wissen der Gegenwart", Bd. 24. Leipzig, G. Freytag) folgen lassen. Das eigentliche Aegypten wird darin kehr kurz behandelt, weit ausführlicher Nubien und Sudan mit ihrer gerade jetzt allgemeines Interesse erweckenden bunten Bevölkerung, als deren vorzüglichsten Kenner einer der Verfasser unbestritten gilt. Das geographische Element tritt gegen das anthropologische und ethnologische zurück, sowohl im Texte wie auch in den Illustrationen, unter denen sich eine ganze Anzahl sehr interessanter Originalaufnahmen (wohl meist nach Buchta) befindet.

— Josef Menges, unser früherer Mitarbeiter, lebt seit längerer Zeit als Vertreter der Hagenbeck'schen Thierhandlung in Berbera an der Somali-Küste, wo er schon zwei Jahre lang Aneroid- und Thermometerbeobachtungen aufgezeichnet hat. Im Januar dieses Jahres unternahm er von dort einen 16tägigen Ausflug südwärts in das Innere, dessen Hochebene er glücklich erreichte. Dann wandte er sich westlich zu dem 2200 bis 2300 m hohen Berge Golip und kehrte nach seinem Ausgangspunkte zurück. Sehr enttäuscht war er, wie er an „Petermann's Mittheilungen" schreibt, über die auf dem innern Plateau liegenden Ruinen; sie enthalten keine Reste einer alten und hohen Kultur, sondern stammen wahrscheinlich von den Galla her, welche hier von den Somali verdrängt worden sind. Mit den Eingeborenen kam Menges, von ihren Betteleien abgesehen, ziemlich gut aus, während ihm die ägyptischen Behörden in Berbera so viel Schwierigkeiten in den Weg legten, daß er glaubt, die Regierung sehe die Erforschung der unterworfenen Länder nicht gerne. „Es ist eben hier wie überall, wo die ägyptischen Beamten, weit von Kairo und jeder Kontrolle Europas, nach Belieben schalten können, dasselbe Spiel: Schikane, Tyrannei, Niederträchtigkeit und Erpressung."

— Lieut. Becker hat von der Afrikanischen Internationalen Association den Auftrag erhalten, an den Ufern des Njassa-Sees, wo bereits englische Kaufleute und Missionare eifrig an der Arbeit sind, eine neue Station zu errichten.

— Die „Allgemeine Zeitung" (1884 Nr. 110) bringt folgende Angaben über den Stand des deutschen Handels in Westafrika. Es sind dort 14 Hamburgische Firmen vertreten, welche wohl über 60 Faktoreien besitzen. Von jenen Firmen entfallen auf Sierra Leone 1, Liberia 1, Akkra 1, Whydah 1, Groß- und Klein-Popo 2, Lagos 2, Cameruns bis Corisco-Bai 2, Gabun 3 und Ambriz 1. Bremische Firmen giebt es in Akkra, Klein-Popo, Keta, Lagos, Angra Pequeña und Adda am Volta. Für die hervorragende Stellung, welche Deutschland im westafrikanischen Handel einnimmt, ist es bezeichnend, daß von Hamburg aus zwei Dampfschiffslinien, eine englische und eine deutsche, mit monatlichen Fahrten die Verbindung mit Westafrika unterhalten, während weder Holland noch Belgien, noch selbst Frankreich, welches doch Kolonien daselbst besitzt, eine regelmäßige Linie nach dort aufzuweisen haben.

Inhalt: Ujfalvy's Reise im westlichen Himalaja. VIII. (Mit fünf Abbildungen.) — Dr. Zechlin: Die charakteristischen Beziehungen Pommerns zu seiner Geschichte und seinen Bewohnern. IV. (Schluß.) — W. Kobelt: Hammam Rirha. — Oscar Canstatt: Eine deutsche Expedition ins Innere von Brasilien. — Kürzere Mittheilungen: Die Basken noch Steinkocher! — Die Edelmetallproduktion von Kolumbien. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. (Schluß der Redaktion: 20. April 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLV. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Ujfalvy's Reise im westlichen Himalaja.

IX. (Schluß.)

Wie mit einem Schlage ändert sich jetzt die Natur. Die Eismassen und die kahlen Felsen verschwinden, Bäume und Gesträuch stellen sich ein und die ganze Natur ladet förmlich dazu ein, sich niederzulassen. Zur Linken zeigen sich senkrecht zum Sindthal abstürzende Felsenmassen, deren Wände zum Theil mit Bäumen, die im herrlichsten Grün prangen, bedeckt sind. Im Vordergrunde erglänzen im schimmernden Weiß ihrer Rinde ganze Waldungen der heimischen Birke und tief, tief unten schlängelt sich in zierlichen mäandrischen Windungen der Fluß Sind das lachende und üppige Thal entlang, durch welches der weitere Weg der Reisenden führt. Nur Bewunderung und Entzücken ruft dieser Anblick hervor, welchem das doch an schöne Landschaften gewohnte Ujfalvy'sche Paar keinen zweiten an die Seite zu stellen vermochte.

Der Abstieg ist außerordentlich beschwerlich, denn nicht allein, daß der Weg an sich schon sehr schlecht ist, er stürzt auch fast senkrecht in das liebliche und herrliche Thal hinab. Indessen büßt die Landschaft, wenn man sich ihr nähert, allmählich ein Weniges von ihrem Zauber ein, wenngleich der anheimelnde Eindruck auch jetzt noch nicht minder groß ist wie vorher. Der Weg im Thale bietet übrigens ebenfalls noch Hindernisse in Menge dar. Hier ist eine Brücke von dem reißenden Bergwasser hinweggeschwemmt, und dort kann das Wasser nur mühsam auf unsicherm Grunde durchmessen werden; dasselbe ist oft von so krystallener Klarheit, daß Menschen und Thiere sich daran mit Entzücken laben.

Endlich wird Sonmarg, ein wegen seiner Naturschönheiten berühmter Ort, von der Karawane erreicht. Indessen entsprach sein Ruf nicht den hochgespannten Erwartungen der Ankömmlinge, zum Theil deswegen, weil ihr Reisemarschall, der Munschi, ihre Zelte an einem feuchten Platz dicht am Flußufer und eingeengt von Bergen hatte aufschlagen lassen, dessen Umgebung durch einige alte verfallene englische Häuser, in denen jetzt Eingeborene wohnten, nicht verschönt wurde. Vor einigen Jahren nämlich flüchteten sich die in Srinagar weilenden Europäer während der großen Sommerhitze nach Sonmarg; da aber die Entfernung von Srinagar zu groß war und in Folge dessen die Verpflegung zu schwierig wurde, verließ man das reizende Thal und gründete in dem bequemer zu erreichenden Gulmarg (d. i. Blumenthal) in einem linken Nebenthale des Hydaspes eine andere Sommerfrische, die aber viel feuchter und weniger schön sein soll.

Weiterhin im Sindthale entdeckten die Reisenden wie zufällig, unter einer üppigen Vegetation verborgen, eine Anzahl interessanter antiker Ruinen, deren Anblick um so mächtiger wirkt, als man sie in der tiefsten und entlegensten Einöde zu Gesicht bekommt.

Beim Verlassen eines alsbald passirten Defilés erscheint das Thal von neuem groß und breit, jedoch ist der Anblick jetzt im Ganzen mehr imposant als schön. Eine fortgeschwemmte Brücke, an deren Stelle sich ein in der Eile quer über den Bach geworfener Baumstamm befindet, zwingt die Reisenden, einen andern Weg zu wählen, der jedoch über Bergeshöhen führt, so daß ihnen das erneute Irren durch Steingeröll und über scharfe Felsenkanten nicht erspart bleibt.

Digitized by Google

Der Zodschila-Paß. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

Dieſer unangenehme Umweg verzögert die Ankunft in Kolan, dem nächſten Wanderziele, natürlich um ein Beträchtliches. Die Mühe wird aber reichlich belohnt, denn obwohl nur ein winziger Ort, ladet es doch unwiderſtehlich zur Raſt

Ruinen im Thale des Sind. (Nach einer Photographie.)

ein: die duftigen Sträucher, die prachtvollen Nußbäume, die natürlichen Geißblattlauben und der Jasmin erinnern lebhaft an die ferne europäiſche Heimath. Die Krone von allem aber und alle anderen Pflanzen an Wohlgeruch über-

Sonmarg. (Nach einer Photographie.)

treffend ist und bleibt die mit Recht berühmte Rose von Kaschmir.

Wie schade, daß jenes schöne Land so mangelhaft verwaltet wird. Wenn Europäer diesen Erdenwinkel zu eigen hätten, welche Wunder wären sie im Stande hervorzuzaubern! Alles könnte dort zu neuem freudigem Leben erstehen. Frohsinn und Heiterkeit träte an Stelle jener Melancholie, welche sich aller Gegenden bemächtigt, auf welche die Orientalen ihre Hand gelegt haben.

Die Dächer der Häuser sind mit Stroh gedeckt und machen durch ihre seltsame Form zunächst einen eigenthümlichen Eindruck auf den Beschauer. In Hajen, einem andern Orte des Sindthales, verweilten die Reisenden mehrere Tage auf Veranlassung des Herrn Dauvergne, eines dort seit mehr als 15 Jahren ansässigen Franzosen, der mit den in der ganzen Welt berühmten und verbreiteten Kaschmirshawls handelt und nebenbei ein großer Jäger ist. Das Sindthal wimmelt nämlich von Bären, Hirschen und sonstigem Wilde und gewährt reiche Beute. Die Zelte beider Parteien wurden neben einander aufgeschlagen und während des Beisammenseins blieb man im gegenseitigen anregendsten Verkehr.

Der Abend und Morgen sind in jener Gegend außerordentlich frisch und man kann nicht anders als die armen Hindus beklagen, deren Religion sie zwingt, fast nackt ihre Mahlzeiten zu sich zu nehmen.

Nach Ablauf dieser fröhlichen Rast ging die Reise weiter, das Sindthal hinab bis Gandarbal und dann, den eigentlichen Weg verlassend, stracks auf Srinagar zu, welches vor acht Wochen verlassen worden war.

Der älteste Sohn des Maharadscha von Kaschmir.
(Nach einer Photographie.)

Die Reisenden suchten und fanden bei ihrer Ankunft in der Hauptstadt im Munschi Bag, also in derselben Behausung, in der sie bei ihrer ersten Anwesenheit bereits verweilt hatten, Aufnahme. In dessen behagte ihnen der Aufenthalt in den schmutzigen, hölzernen Häusern, welche der Maharadscha seinen Gästen zur Verfügung stellte, nicht allzusehr, nachdem sie während längerer Zeit an das lustige Zeltleben gewöhnt worden waren. Sie zogen sich also, der Einladung eines in der Nähe, in Gupikar, ansässigen Belgiers Folge leistend, nach diesem am schönen Dal See gelegenen Orte zurück.

Fast gleichzeitig hatte sich auch der Maharadscha nach Dschamu, seiner Winterresidenz, begeben. Vorher hatte Herr v. Ujfalvy noch eine Audienz bei demselben nachgesucht, um seinen Dank auszusprechen für die vielerlei Unterstützungen, die ihm auf der Reise allerorten geworden.

Obwohl nur Wochen zwischen dieser und der ersten Audienz lagen, war der Fürst in seinem Aussehen doch sehr verändert, abgemagert und von schlechtem Aussehen. Trotzdem zeigte er für alles, was sich auf der Reise zugetragen, das lebhafteste Interesse. Dann und wann gab er sich einer melancholischen Anwandlung hin und sagte unter anderm: „Die älteren abgenutzten Gewänder müssen den jüngeren modernen Platz machen.“ Bei diesen Worten blickte er seinen Sohn, den muthmaßlichen Thronerben, bedeutsam an. Der letztere, in dem Rufe stehend, daß er den Europäern wenig Sympathien entgegenbringe, ist nichts weniger wie von einnehmendem Aeußern: er hat einen untersetzten Körperbau, seine Gesichtszüge zeigen einen harten und wenig anziehenden Ausdruck und stehen im lebhaftesten Kontrast mit dem liebenswürdigen und doch majestätischen Wesen seines Vaters.

Der Aufenthalt in Gupikar ward fleißig dazu benutzt, die alten Lustschlösser und Parks zu besichtigen, welche einst aus den kolassalen Trümmern der alten Hindutempel von den Mongolenkaisern errichtet wurden. Es sind im Allgemeinen terrassenartig angelegte Gärten, in denen hundertjährige Platanen ihre herrlichen Laubkronen schattenspendend ausbreiten. Wasserwerke und Springbrunnen, geschmacklos bemalte Holzpavillons und Gallerien wiederholen sich fast überall: im Schlosse von Schischmenscheh, das seines guten Quellwassers wegen auch vom gegenwärtigen Maharadscha noch besucht wird, im Kiosk von Nischad Bagh, von welchem man eine herrliche Fernsicht auf die Hauptstadt und die sie umgebenden schneebedeckten Bergriesen genießt, endlich im Palaste von Schalimar, dem bedeutendsten von allen, wo eine Säulenflucht aus schwarzem Marmor, stilvoll errichtet, vom Rest vortheilhaft absticht.

Dieser letztere wurde vom Schah Dschehan erbaut und ist bedeutend größer als der Nischad, wenngleich die in ihm gebotenen Fernsichten weniger anziehend sind als in jenem. Die Ufer des an sich schon prächtigen Kanals, auf welchem man nach Schalimar gelangt, sind von saftigem Rasen und von wundervollen Platanenalleen umsäumt. An seinem Ende befindet sich ein Pavillon aus Marmor, welcher einen großen Block aus gleichem Material enthält, der einst das Material für einen Thron liefern sollte. Jenseits dieses Pavillons beginnt ein zweiter Kanal, welcher bis an das Ende des Gartens reicht und nicht bloß am Ufer, sondern durchweg, auch am Grunde, mit großen Steinen ausgelegt

Digitized by Google

Säulenhalle des Palastes von Schalimar. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

iſt. In gewiſſen Abſtänden ſenden Springbrunnen ihre kühlenden Waſſerſtrahlen in die Lüfte; ein Gleiches gewahrt man auch unmittelbar am Ufer des Kanals: aus kleinen, etwas ausgebauten Becken ſprudeln ſilberhelle Quellen, anmuthige Kaskaden bildend, hervor. Das Ende des Kanals bezeichnet der oben erwähnte prachtvolle Pavillon mit ſchwarzen marmornen Säulen, welcher an beiden Seiten von zwei kleineren Sälen flankirt wird. Im Innern be-

Baramulla. (Nach einer Photographie.)

merkt man noch Spuren von Vergoldung und Malerei. Sonſt iſt an Schmuck wenig mehr in dieſem den Zwecken der heißen Länder angepaßten Palaſte zu gewahren, wenn man etwa von den uralten Platanen abſieht, von denen einige ſich bereits unter der Laſt der Jahre zu neigen beginnen.

Anfangs Oktober ward endlich auch Gupikar verlaſſen, von wo aus der bisherige zuvorkommende belgiſche Gaſt-

Ruinen des Tempels von Baniar. (Nach einer Photographie.)

geber den Reiſenden bis Baramulla das Geleit gab. Der Maharadſcha hatte außerdem dem Munſchi Gan Patra Befehl gegeben, dieſelben bis Marri, einem außerhalb der Grenzen ſeines Reiches gelegenen Orte, zu begleiten. Man fuhr zunächſt an den Ufern des Dal-Sees dahin, demnächſt den Dſchelum entlang, am neuen Bazar vorbei, aus der Stadt. Darauf ward ein Theil des Wular Sees durchmeſſen, an deſſen Beginn ein Sturm zum kurzen Anlegen zwang. Nach einigen weiteren Stunden Fahrens auf dem Dſchelum war Baramulla erreicht. Dieſe zwar kleine, doch häufig

Digitized by Google

beſuchte Stadt bildet gewöhnlich die erſte Etappe für alle die Reiſenden, welche dem wunderbaren Kaſchmir, deſſen Schönheiten kaum je genügend geſchildert, und deſſen Herrlichkeiten nie hinreichend beſungen wurden, einen Beſuch abzuſtatten gedenken. Von den thalaufwärts kommenden Reiſenden müſſen hier die Boote verlaſſen werden, da der bisher ruhig dahinfließende Strom nunmehr ein raſcheres Tempo annimmt, in Folge des außerordentlich vermehrten Gefälles, mit dem er der indiſchen Ebene zuſtrömt.

Der Legende nach iſt das Hochthal von Kaſchmir früher ein umfangreicher See geweſen, was ſich geologiſch in der That nachweiſen läßt. An ſeinen Ufern lebte bei Baramulla ein großer Heiliger, Namens Kaſcheb. Dieſer befahl eines Tages den Bergen bei Baramulla ſich zu ſpalten, welchem Befehle ſie alsbald nachkamen: der See gewann einen Abfluß und das fruchtbare Tſchelumthal blieb zurück. Heute freilich giebt es in Baramulla keine wunderwirkenden Heiligen mehr, dafür aber eine gewinnſüchtige, geldgierige Bevölkerung: ein Beweis dafür war, daß der dortige Fouragehändler die Pferde der Reiſenden mit Maisſtroh abfüttern wollte, während ihm der Preis für Gerſte und Heu baar bezahlt worden war.

Der Weg, der von Baramulla nach Kohala führt, folgt beſtändig, oft in anſehnlicher Höhe, den zahlloſen Windungen des Tſchelum durch ſchattige Waldungen, an wohlbebauten Feldern und blühenden Dorfſchaften vorbei und iſt trotz ſeiner relativen Bequemlichkeit im Ganzen nur ſchlecht unterhalten. Von engliſcher Seite wird behauptet, der Maharadſcha thue dies abſichtlich, um den reiſenden Europäern gleich beim Eintritt in ſein Land den Beſuch deſſelben zu verleiden. Der Schein ſpricht allerdings für dieſe Behauptung.

Bald hinter Baramulla gewahrt man unter einem dichten Laubdache einen ſehr alten, umfangreichen Hindutempel, Baniar genannt, der noch in leidlichem Zuſtande ſich befindet. Seine Architektur gemahnt durch ihre maſſiven Umriſſe und die dicken Mauern an Avantipur. Der Tempel hat eine Breite von 145 und eine Tiefe von 120 Fuß. Die Kleebögen mit ihren ſchlanken Fenſtergabeln, die angehefteten Säulen und die ſchönen Architrave fallen deutlich in die Augen; kurz, die ganze Ruine übermittelt ein deutliches Bild von der ehemaligen Architektur des Landes. Der Haupttempel iſt klein, denn er mißt nur 26 Quadratfuß; ſein Dach iſt mit hölzernen Schindeln bedeckt; ob letzteres immer der Fall war, iſt zweifelhaft.

Die Weiterreiſe wurde über Muzzaferabad, welches am rechten Tſchelumufer, an der Mündung des Kiſchanganga amphitheatraliſch gelegen iſt, fortgeſetzt und alsdann nach kurzem Aufenthalte nach Kohala, der Grenzſtadt, wo ein Zollamt beſteht, aufgebrochen. Das letztere hat beſonders auf die genaueſte Befolgung des Ausfuhrverbotes zweier „Artikel" zu wachen: der eine ſind Pferde, welche ja auch in Ländern des Occidents oft jenem Verbote unterliegen. Die weitere ſchutzzöllneriſche Maßregel dagegen bezieht ſich auf — die Weiber. — Endlich trafen die Reiſenden in dem oben ſchon genannten Marri ein, der erſten engliſchen Grenzſtation von Bedeutung, welche, in einer Höhe von etwa 7500 Fuß gelegen, ein reizendes Sanitarium bildet. In Rawal Pindi ward dann die Eiſenbahn beſtiegen; und nachdem Uſſalwy's noch in Lahore die herzlichſte Aufnahme ſeitens des Gouverneurs des Pendſchab gefunden, eilte man Bombay zu, um von dort nach Europa zurückzukehren.

Prſhewalski's dritte Reiſe in Central-Aſien.

II. Von Satſchou über den Nanſchan nach Tzaidam.

Die Oaſe Satſchou (oder Schatſcheu), auch Dunchuan [1]) genannt, am Südrande der Chamiwüſte, 3700 Fuß (1128 m) über dem Meeresſpiegel gelegen, iſt eine der ſchönſten in Centralaſien. Das Waſſer des vom Nanſchan herabſtrömenden Fluſſes Danche wird zum Bewäſſern der Felder benutzt und macht den Boden außerordentlich fruchtbar. Nächſt dem Iligebiet iſt die Oaſe Satſchou die fruchtbarſte, welche Prſhewalski geſehen. Prachtvolle Felder, Obſt- und Gemüſegärten, herrliche Bäume, hohe Weiden, Ulmen und Pappeln gewähren einen ſehr angenehmen Anblick. Die Flora und Fauna iſt nicht anders, als bisher geſchildert; erwähnenswerth iſt vielleicht eine neue Faſanenart. Die Bewohner ſind Chineſen, etwa 10 000 Seelen, welche theils in der von Lehmmauern umgebenen Stadt, theils außerhalb derſelben in einzeln ſtehenden Häuschen (Fanſen) wohnen.

Die Umgebung der Oaſe iſt eine öde, troſtloſe Wüſte; im Weſten erhebt ſich eine Reihe von Hügeln aus Flugſand; wahrſcheinlich erſtrecken dieſe ſich weiter bis zum Lob-noor als „Wüſte Kumtag". Von ihnen erzählte man unſerm Reiſenden, als er am Lob-noor war, der nicht ſehr weit von Satſchou, höchſtens 300 Werſt (Kilometer) entfernt iſt; damals konnte Prſhewalski nicht vom Lob-noor nach Satſchou gelangen, weil er keinen Führer erhielt, allein die Möglichkeit einer Verbindung iſt vorhanden. Es ging in alten Zeiten ſogar ein Karawanenweg von Chotan über Satſchou nach China. Den Weg vom Lob-noor nach Satſchou ging 1272 Marco Polo und 150 Jahre ſpäter in umgekehrter Richtung eine Geſandtſchaft des Schach-Pok, Tamerlan's Sohn, von China nach Herat.

Die Reiſenden lagerten 6 Werſt (Kilometer) von der Stadt entfernt, um einigermaßen vor der Zudringlichkeit und Neugier der Chineſen geſchützt zu ſein; trotzdem kamen dieſe in Scharen herbeigeſtrömt, um die „überſeeiſchen Teufel" zu ſehen. Von Seiten der chineſiſchen Beamten wurde den Reiſenden ein ſehr kühler Empfang zu Theil; man ſuchte ſie durch Erzählungen von drohender Gefahr von einer Weiterreiſe abzuſchrecken; den ungariſchen Grafen Széchenyi hatte man wirklich nicht weiter gelaſſen, derſelbe war von hier aus umgekehrt. Prſhewalski ließ ſich aber durch die chineſiſchen Beamten nicht irre führen: unter Beihilfe des Officiers aus Chami, welcher bis Satſchou mitgekommen war, wurden die nothwendigen Einkäufe gemacht, um ſobald als möglich aufzubrechen. Die Chineſen baten, Prſhewalski ſolle noch warten, man hatte nach Satſchou zum Oberkommandirenden geſchickt, um nähere Inſtruktionen einzuholen. Unter dem Vorwande, nur einen Ausflug in

[1]) Kreitner (Im fernen Oſten, S. 660 u. f.) ſchreibt Tunghoan-ſhien.

Digitized by Google

das nahe Gebirge zu machen, verließ der kühne Reisende endlich am 21. Juni die Oase, ein Theil seines Gepäckes absichtlich zurücklassend; von einem chinesischen Officier und drei Soldaten begleitet, welche ihm den Weg ins Gebirge weisen sollten. Prshewalski hoffte von hier auch ohne chinesische Führer schon weiter zu gelangen.

Nach einem kurzen Marsche von 12 km gelangte er plötzlich zu einem Engpaß, aus welchem ein Flüßchen, Schui-go, zwischen Ulmen ihm entgegenströmte: sie waren zu einer sehr bemerkenswerthen Stätte gekommen, zu den 1000 Höhlen (chinesisch Tschen-fu-dun). In der rechten Wand des Engpasses ist offenbar von Menschenhand in zwei unregelmäßigen Etagen über einander eine Unzahl kleiner und großer Höhlen gegraben; weiter nach Süden zu sind an einer Stelle drei Etagen über einander; sie sind durch Treppen unter einander verbunden und haben eine Länge von ca. 1 km. Sie sind freilich nicht alle unversehrt, die Dunganen während des Krieges, sowie die Zeit haben viele zerstört, so daß eine große Menge eingestürzt ist und die darin aufgestellten Götzenbilder frei dastehen. Am südlichen Ende der Höhlenreihe befindet sich ein buddhistischer Tempel, in welchem ein Mönch (Cheschen) haust, um die heilige Stätte zu hüten. Derselbe erzählte, daß die Höhlen in längst vergangener Zeit gegraben seien und daß der Bau sehr viele Mühe und Arbeit gekostet habe. Jede Höhle ist zuerst ausgegraben und dann mit Lehm ausgefüttert. Die Decke und die Wände sind damenbrettartig mit unzähligen kleinen Götzenbildern besetzt; hier und da sind größere Abbildungen hingezeichnet. Die kleinen Höhlen haben 4 bis 5 Saschen (8 bis 10 m) Länge und 3 bis 4 Saschen (6 bis 8 m) Tiefe und 4 Saschen (8 m) Höhe. Gegenüber dem Eingang ist in einer Nische ein großes Buddhabild aufgestellt; zur Seite stehen einige verschieden gestaltete Diener. Die großen Höhlen sind etwa doppelt so umfangreich als die kleinen; in den größeren stehen die Idole in der Mitte auf einer Erhöhung. In einem besondern Raume befinden sich die beiden größten Götzenbilder: die eine Statue, Buddha sitzend, heißt Da fu jän, hat eine Höhe von 12 bis 13 Saschen (25 bis 27 m) und eine Dicke von 6 bis 7 Saschen (12,6 bis 14,7 m) und die Länge des Fußes ist 3 Saschen (6 m). Der Abstand der großen Zehen beider Füße von einander beträgt 6 Saschen ($12^1/_2$ m); diese Figur ist leider von den Dunganen etwas schlecht behandelt worden. Das zweite große Idol Dsho-fu-jän ist um die Hälfte kleiner als das erst beschriebene. Außerdem befinden sich in zwei Höhlen ein Idol, einen liegenden Gott darstellend; eine Figur hat die Gestalt eines Weibes, die andere, Schi fu jän genannt, ist umgeben von ihren Kindern, 72 an der Zahl; der Kopf und die Hände dieses Idols sind vergoldet. Alle Götzenfiguren, die großen wie die kleinen, sind aus Lehm unter Beimischung von Rohr angefertigt. Vor dem Eingang in der Haupthöhle, hier und da auch im Innern derselben, sind die Figuren einzelner Krieger mit erschrecklichen thierischen Gesichtern aufgestellt, die Schwerter, Schlangen und dergleichen in den Händen halten; eine Figur sitzt auf einem Elephanten, eine andere auf einem fabelhaften Thiere. In einer Höhle ist eine Tafel mit einer chinesischen Inschrift; an den Wänden dagegen sieht man Inschriften, welche den Chinesen unverständlich sind. In einzelnen Höhlen befinden sich eiserne Glocken und eigenthümliche Trommeln. Ein geheimnißvolles Dunkel herrscht in jenen großen Höhlen, fremdartig schauen die Gesichter der kolossalen Figuren herab — leicht begreiflich, wie das auf die Phantasie jener einfachen Leute gewirkt haben mag, welche einst scharenweise zusammenströmten, um hier an dieser geheiligten Stätte die Knie zu beugen.

Nach Ueberwindung von mancherlei Schwierigkeiten erreichte die Karawane endlich den Fluß Danche, nachdem sie eine Strecke weit über eine sandige Ebene marschirt war. Der Officier und ein Soldat hatten sich bereits früher aus dem Staube gemacht; jetzt erklärten die beiden anderen Soldaten, sie wüßten keinen Weg weiter. Es stellte sich heraus, daß die Reisenden absichtlich irre geführt worden waren. Der chinesische Führer wurde weggejagt und Prshewalski blieb allein, auf sein Glück vertrauend. Nach Ueberschreitung des Danche wanderte er am linken Ufer weiter bis zu einem passenden Lagerplatze. Von hier aus wurde ein Rekognoscirungsritt unternommen: man begegnete zweien Mongolen zu Pferde, welche sehr erstaunt waren, hier „Dros-chun", d. h. „russische Menschen", zu sehen. Nicht gerade sehr bereitwillig, aber der Gewalt weichend, verstanden die Mongolen sich dazu, der Karawane den Weg nach Tzaidam zu zeigen. Sie geleiteten sie abermals über den Fluß auf das rechte Ufer und über einen offenbar viel betretenen Paß wieder zum Flusse zurück, woselbst sich die Reste einer Brücke und eines Wachthauses fanden. Noch einmal setzten die Reisenden über den Danche und folgten dann dem Laufe eines von links in den Danche einmündenden Nebenflusses, des Kuku-assu; hier wurde auf einer quellen- und futterreichen Wiese bald ein Lager aufgeschlagen. Die beiden Mongolen und zwei Kosaken ritten voraus, damit den letzteren der Weg über das Gebirge gezeigt werden sollte. Am andern Tage kehrten sie zurück, die Mongolen hatten ihnen die Stelle des Uebergangs über den Nanschan angegeben; reich beschenkt wurden die unfreiwillig zurückgehaltenen Führer entlassen und die Reisenden gaben sich der wohlverdienten Ruhe und der nöthigen Erholung hin. Thiere und Menschen mußten sich von den anstrengenden Strapazen des Marsches ausruhen, dazu bot die günstige Lokalität die beste Gelegenheit; überdies konnte von hier aus das Gebirge Nanschan in gehöriger Weise studirt werden.

Das gewaltige Gebirge Altyn-tag, welches Prshewalski bei seinem Aufenthalte am Lob-nor im Jahre 1876 entdeckt hat, bildet eine bis dahin unbekannte Verbindung zwischen dem Kuen-lün und dem Nanschan: auf diese Weise erstreckt sich eine ununterbrochene Gebirgsmauer von dem Quellengebiete des Hoang ho bis zum Pamir. Dieses Gebirge begrenzt nach Norden die höchste Stelle der mittelasiatischen Hochebene und trennt dabei zwei scharf zu unterscheidende Gebiete von einander, die große mongolische Wüste im Norden und das tibetische Hochland im Süden.

Das Nanschan-Gebirge, welches aus einigen parallel neben einander laufenden Bergketten besteht, bildet ein Alpenland, das insbesondere im Norden und Nordwesten vom Kuku-nor seine größte Ausdehnung hat. Hier ragen viele Berggipfel in das Reich des ewigen Schnees hinein. Das Thal des Flusses Buchain-gol trennt dies Gebiet von dem Gebirge im Süden des Kuku-nor. In dem Meridian der Oase von Satschou verengt sich das Nanschan-Gebirge bis auf 40 km, um sich dann zu einem mit Schnee bedeckten Bergrücken, dem Anembar-ula, zu erheben. 90 km östlich von dieser Stelle erhebt sich abermals im Nanschan ein gewaltiger mehr als 100 km in der Länge messender Gebirgszug, welchen Prshewalski das Humboldt-Gebirge genannt hat. Einem andern ebenso gewaltigen Gebirgszuge, welcher von Süden her auf den ersten trifft, hat er den Namen das Ritter-Gebirge beigelegt. Die einzelnen Gipfel des erstern erheben sich bis zu einer Höhe von 19 000 Fuß (5800 m). Von dem westlichen Ende des Nanschan, den schneeigen Gipfeln des Anembar ula bis zu dem Gebirge Altyn-tag südlich vom Lob-nor sind höchstens

Digitized by Google

150 Werst. Daß der Anembar-ula mit jenem Gebirge in ununterbrochenem Zusammenhange ist, daran zweifelt Prshewalski nicht; er schlägt vor, jenes nach Westen vom Anembar-ula zum Altyn-tag hinziehende Gebirge einfach zum Altyn-tag zu rechnen.

Das Nanschan hat in seinen Vorbergen ganz den Charakter der Wüste: nacktes Gestein, sehr ärmliche Flora; überall kommt die Lößformation zu Tage, an einigen Stellen Kiesel, an anderen größere Granitblöcke. Die Fauna bietet nichts Charakteristisches: Wölfe, Füchse und Chulan; die Seen und kleineren Flüsse sind ohne Fische. Menschen leben hier keine, hier und da zeigen sich nur Spuren derselben, insofern der Danche und andere Flüsse Gold führen, und man danach gesucht hat. Von 11 000 Fuß an zeigt das Gebirge Alpenweise, dann höher hinauf Steingeröll und nackten Boden, und zuletzt ewigen Schnee.

Zwei Wochen währte der Aufenthalt im Nanschan: die Zeit wurde zur Jagd und zu wiederholten Besuchen des naheliegenden Gletschers benutzt. Unterdeß wurde der Dolmetsch und zwei Kosaken nach Satscheu zurückgesandt, um die zurückgelassenen Vorräthe zu holen; die chinesischen Beamten lieferten alles aus und theilten den Kosaken mit, daß der Oberkommandirende verboten hätte, den Reisenden einen Führer zu geben, man erwarte, daß die Reisenden entweder nach Satschen zurückkehrten, oder auf einem andern Wege nach Sinin sich begeben würden. Um die chinesischen Beamten in dem Glauben zu bestärken, daß er wieder nach Satscheu sich wenden würde, ließ Prshewalski dort noch durch seine Kosaken verschiedene Bestellungen auf Mehl machen.

Kurz ehe die Karawane ihr bequemes Standquartier aufgab, war sie in Gefahr, ein sehr nützliches Mitglied, den Unterofficier Jegorow zu verlieren. Bei Gelegenheit einer Jagd hatte er sich verirrt, und als schon alle Hoffnung aufgegeben war, ihn wiederzufinden, als die Karawane bereits ihren Weitermarsch angetreten hatte, wurde der Verlorene nach sechstägiger Abwesenheit entdeckt. Er war in traurigem Zustande, halb verhungert, mit Wunden bedeckt, aber allmählich erholte er sich. Die Einzelheiten dieser Episode sind in wirklich rührender Weise geschildert worden.

Nachdem die Karawane ihr Lager am Flusse verlassen und eine Strecke in einem hochgelegenen Thale weitergewandert war, erreichte sie schließlich den Paß, welchen die Mongolen gezeigt hatten. Hier ging ein Saumpfad nordwärts nach Satschen. Man überschritt den etwa 13 200 Fuß (4030 m) hohen Paß mit großer Leichtigkeit und befand sich nun am Südabhange des Nanschan im Lande Tzaidam und zwar zunächst auf der Hochebene Syrtyn.

Mit dem Namen Tzaidam wird ein Gebiet im Westen vom Kuku-nor bezeichnet, welches die erste nördliche Terrasse des tibetischen Hochgebirges bildet. Im Norden wird es begrenzt durch Gebirgsketten, welche zum Altyn-tag und Nanschan gehören; nach Süden durch jene gewaltige Gebirgsmauer, welche sich vom Burchan-Buda nach Westen hinzieht; die westliche Grenze ist noch unbekannt, nach Osten sind es die östlichen Ausläufer der Gebirgszüge am obern Hoangho. Die Ausdehnung des ganzen Tzaidam beträgt etwa 800 km in der Länge; die Breite ist im östlichen Theile etwa nur 100 km, nimmt dagegen in der Mitte sehr beträchtlich zu. Die Höhe über dem Meeresspiegel ist etwa 9000 bis 11 000 Fuß (2700 bis 3300 m). Tzaidam besteht aus zwei, ziemlich stark von einander verschiedenen Theilen: das südliche, das eigentliche Tzaidam der Mongolen, offenbar der Boden eines frühern umfangreichen Salzsees, ist tief gelegen, eben und reich an Quellen und Salzmoräften; der nördliche, gebirgig und uneben, besteht aus unfruchtbaren Landstrecken, mit Lehm-, Kiesel- und Salzboden.

Abgesehen von einigen wenigen in Ost-Tzaidam lebenden Tanguten wird dies Gebiet von Mongolen bewohnt, welche, zum Stamme der Oluten gehörig, sich vielfach mit Tanguten und Chinesen vermischt haben. Man kann über diese Tzaidam-Mongolen nichts Gutes erzählen. Sie sind faul, apathisch, Spitzbuben und Betrüger, insbesondere diejenigen, welche in nähere Beziehung zu den Chinesen gekommen sind. Zu ihrer Bekleidung gebrauchen sie Stoffe eigener Arbeit; sie nähen sich lange Röcke für Männer und Frauen. Hemden werden nie getragen, überhaupt keine Unterkleider; sie waschen sich nie — ihre Unreinlichkeit kennt keine Grenzen. Im Winter tragen sie Hosen und Pelze aus Schaffell. Den Kopf bedecken sie im Winter mit einer Mütze aus Schaffell mit Klappen, im Sommer tragen sie ein rothes Tuch turbanartig um den Kopf geschlungen. An den Füßen haben sie chinesische Stiefel oder solche eigener Arbeit, welche sie Gutuly nennen. Die Kleidung der Frauen ist im Allgemeinen nicht anders als diejenige der Männer. Bemerkenswerth ist der Gebrauch, wie bei den Tanguten, den Pelz oder das Gewand von der rechten Schulter herabzulassen, so daß der rechte Arm und ein Theil der Brust nackt bleibt. Sie beschäftigen sich mit der Viehzucht, halten Schafe, Pferde, Rindvieh, auch Jaks und Kameele — doch sind die letzteren schlechter als die der Chalcha-Mongolen. Hier und da haben die Mongolen angefangen Ackerbau zu treiben; Gerste und Weizen wird in geringer Quantität gezogen.

Tzaidam ist dem Wan von Kuku-nor unterstellt und zerfällt in fünf Kreise (Choschun). Die Mongolen können aber dort nicht ruhig existiren, sie werden immerfort durch Ueberfälle der Charatanguten und der Golyken — beide als Räuber Orongyn zusammengefaßt — belästigt. Zum Schutz ist in jedem Kreise eine Art Festung (Chyrma) erbaut, ein quadratischer, von einer großen hohen aus Lehm bestehenden Mauer eingeschlossener Raum, der als Zufluchtsort für Menschen, Vieh und Vorräthe dient.

Die mongolischen Bewohner der Syrtyn-Ebene waren im Allgemeinen recht zuvorkommend gegen die Reisenden, sie brachten Milch und verkauften Butter und Schafe. Ein Führer, Tanto, fand sich sehr bald, doch übernahm derselbe es nicht, die Karawane in gerader Richtung durch das westliche Tzaidam nach Tibet zu führen, sondern nur auf einem Umwege über den Sitz des Fürsten von Kurlyk, offenbar weil er nicht wagte, ohne Wissen und Einwilligung des Fürsten die Fremdlinge in das Gebiet des Dalai-lama zu bringen.

Am 13. August trat Prshewalski die Weiterreise an. Der Führer Tanto erwies sich bald als ein guter und brauchbarer Mensch — er war aber auch schon von der Kultur beleckt — er wusch sich täglich, reinigte sich die Zähne und trug ordentliche Kleidung; diesen seinen Neigungen entsprechend, wurde er später mit Seife, Messern, Perlen und dergleichen reichlich beschenkt.

Der Marsch ging nach Osten, dann nach Süd-Osten durch eine ebene, wüste und sehr wasserarme Gegend; eine Tagereise von 65 km wurde gemacht, ohne Wasser zu sehen. Der Boden war nackt, lehmig und hier und da mit kleinen Kieseln bedeckt. Man durchwanderte die Syrtyn-Ebene, überschritt einen 12 400 Fuß (3780 m) hohen Paß, setzte über die Flüsse Oregyn-gol und Boshin-gol und kam an zwei Salzseen vorbei (Ache-Tzaidamin-nor und Baga-Tzaidamin-nor). Der erste hat einen Umfang von 35 km und liegt 10 800 Fuß (3290 m) hoch.

Digitized by Google

Die Karawane passirte das Ostende des Sees und dabei konnte das nach Westen gerichtete Ende des Nittergebirges deutlich gesehen werden; die Berge schienen auch hier noch 16 000 Fuß (ca. 4850 m) hoch. Immer weiter in südöstlicher, oft sogar in östlicher Richtung marschirend, erreichte Prshewalski endlich den Fluß Balyn-gol, im Westen den See Kurlyk-nor, wohin ihm der Fürst (Beisse, d. h. ein Fürst fünften Ranges) entgegengekommen war. Er verweigerte mit Entschiedenheit einen Führer und erst später, nachdem Prshewalski im Gegensatz zu dem bisherigen freundlichen Bitten, ihn aus dem Zelte gejagt und recht grob behandelt hatte, zeigte er sich soweit geneigt, daß er wenigstens bis zum nächsten Fürsten Dsun-sasak einen Wegweiser zu geben einwilligte, direkt nach Tibet, das dürfe er nicht. Doch ließ er sich herbei, eine Reihe sehr nothwendiger Dinge, wie eine Filzjurte (Zelt), Schafe, gedörrtes Mehl u. s. w. zu verkaufen. Der gelieferte Führer war freilich fast als Idiot zu bezeichnen, dennoch brachte er die Reisenden am Kurlyk-nor und am Toso-nor vorbei in südlicher Richtung durch eine fast wasserlose Gegend bis an den Fluß Bajän-gol (d. h. der reiche Fluß), der sich hier als kein so gewaltiger Strom erwies, wie ihn Prshewalski bei seiner ersten Reise 1872 gesehen hatte. Nach Ueberschreitung desselben gelangte er bald zur Chyrma (Festung) Dsun-sasak, zu jenem Orte, den er bereits in den Jahren 1872 und 1873 bei Gelegenheit seiner ersten Reise nach Tibet besucht hatte. Sechs Jahre waren unterdeß dahingegangen; bald erschien auch bei ihm der damalige Bewohner jener Festung, Kamby-lama, welcher mit lebhafter Freude begrüßt wurde. Der Fürst von Dsun-sasak war aber keineswegs freundschaftlich gesinnt, sondern machte große Schwierigkeiten und erklärte, er hätte keine Leute, welche den Weg nach Tibet wißten. Endlich nach langem Hin- und Herreden und nach einer Konferenz mit seinem Kollegen Barun-sasak entschlossen sich beide, einen Führer zu stellen, dem 50 Lan (Silber = 300 Reichsmark) versprochen wurden. Ein Theil des Gepäcks, die gesammelten Naturalien wurden dem bewährten Freunde Kamby-lama zur Aufhebung in der Festung gegeben, den beiden Fürsten aber wurden 20 Jamben Silber zur Aufbewahrung anvertraut. Das mitzunehmende Gepäck wurde aufs Neue geordnet und am 12. September frohen Muthes der Marsch gen Tibet begonnen.

Von Saisan bis zur Festung Dsun-sasak hatte Prshewalski mit seinen Getreuen 2060 Werst (Kilometer) zurückgelegt und was hatte er bisher erlebt? Von Saisan bis an den Fuß des Berges Burchan-Buda hatte er eine Wüste durchmessen — eine Wüste 2000 Werst (Kilometer) lang durchwandert. Nur ein einziges Mal, im Tiën-schan, hatte er wirklichen Wald angetroffen. Leicht begreiflich, daß unter diesen Bedingungen die besuchten Lokalitäten weder in Bezug auf das pflanzliche wie das thierische Reich große Ausbeute geben konnten. Innerhalb von fünf Monaten beobachtete er 43 Species Säugethiere (darunter 11 Hausthierspecies), 201 Species Vögel — 600 Exemplare wurden gesammelt. Fische wurden nur in den Flüssen Urungu und im Bajan-gol angetroffen. Für das Herbarium wurden 406 Arten von Pflanzen gesammelt. Dennoch war der Weg vielfach interessant, von Chami bis zum Burchan-Buda ist vorher noch nie ein Europäer gewandert: eine Aufnahme des Weges konnte gemacht werden, von einigen Punkten konnte die geographische Breite bestimmt, barometrische Höhenmessungen und meteorologische Beobachtungen angestellt werden. Zu ethnographischen Untersuchungen war nur spärlich Gelegenheit geboten, weil der zurückgelegte Weg durch Wüsteneien führte und nur selten bewohnte Oasen berührt wurden.

Dr. Irving Rosse's Beobachtungen über die Eskimos.

D—r. Die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika schickte im Jahre 1881 eine Expedition zur Durchforschung verschiedener arktischer Gegenden nach Spuren der so schauerlich umgekommenen Jeannette-Expedition und zweier gleichzeitig vermißten Walfischfahrerschiffe ab. Dieselbe verließ auf dem Dampfer „Corwin" am 4. Mai 1881 San Francisco, gelangte Ende Juni nach St. Michael an der Küste von Alaska, welches die nordwestliche Spitze des nordamerikanischen Kontinents bildet, kreuzte dann das Beringsmeer nach der St. Lawrence-Insel und der sibirischen Küste hin, fuhr an dieser nordwestlich entlang und nahm hier eine Anzahl Leute an Bord, welche schon früher behufs Durchforschung der Küste mittels Schlittenpartien gelandet worden waren. Nachdem dann wieder nach St. Michael zurückgekehrt und ein kurzer Aufenthalt hier gemacht worden war, wandte sich die Expedition wieder nach Norden, besuchte alle Inseln der Beringsstraße, sowie die Küsten von Sibirien bis zum Nordkap und von Alaska bis nach Kap Barrow hin und landete auch auf der Herald-Insel und Wrangelland. Nachdem dann noch eine Zeit lang auf der Inselgruppe der Aleuten verweilt worden, trat das Schiff am 4. Oktober 1881 die Heimreise nach San Francisco an.

Die der Expedition beigegebenen Gelehrten haben über ihre Beobachtungen und Erfahrungen in Bezug auf die medicinisch-anthropologischen, botanischen und zoologischen Verhältnisse dieser Gegenden der Regierung Bericht erstattet [1]) und entnehmen wir demjenigen des Arztes der Expedition, Dr. Irving Rosse, Folgendes:

Was die Ausrüstung anbetrifft, so war die gewöhnliche Schiffsverpflegung vervollständigt worden durch Pemmikan, und die als skorbutwidrige Nahrungsmittel bekannten pflanzlichen Produkte, Kartoffeln, getrocknete Zwiebeln, Sauerkraut (welches übrigens auch im Englisch-Amerikanischen diesen deutschen Namen führt) und Moosbeeren. Die in Fässern mitgenommene Butter ist bis zuletzt schmackhaft und genießbar geblieben. Zur Abwechselung bot außerdem die Natur Fische und Wildpret. Als Bekleidung wurden Anzüge aus Renthier- und Seehundsfellen mitgenommen.

Wie verschiedenartig unter verschiedenen Bedingungen das Verhalten des menschlichen Körpers gegen die Einwirkung der Kälte ist, lehrt die auch schon früher gemachte

[1]) Cruise of the revenue-steamer Corwin in Alaska and the N. W. Arctic Ocean in 1881. Washington: Government Printing Office. 1883.

Digitized by Google

Erfahrung, daß Kälteeinflüsse, denen man sich in gemäßigten Klimaten nicht ungestraft aussetzen dürfte, in der arktischen Zone sogar von einem gewissen Wohlbehagen gefolgt sind. So erzählt Dr. Hanes, daß er in dem auf dem Gipfel eines Eisberges gebildeten Wasserbecken gebadet habe, und Walfischfahrer sollen häufig an der sibirischen Küste im Freien dasselbe thun. Auch Rosse benutzte einen der relativ wärmeren Tage dazu, sich in das eisige Wasser des Polarmeeres zu stürzen, ohne danach das geringste Unbehagen zu spüren; im Gegentheil übte das Bad sogar eine wohlthuende Wirkung aus. Diese räthselhaften Beziehungen zwischen der Körper- und Außentemperatur kommen auch zum Ausdruck bei der Thierwelt der Polarmeere, deren Blutwärme trotz der stark abkühlenden Wirkung der umgebenden Medien so hoch ist, daß das Blut frisch getödteter Thiere sich heiß anfühlt. Leider wurden die Forschungen über diesen Gegenstand durch den Verlust des einzigen zur Messung der Körpertemperatur geeigneten Thermometers unterbrochen.

In Zeiten außergewöhnlich starker oder ungleicher Lichtbrechung nahm man öfter Luftspiegelungen wahr; es erschien z. B. bei St. Michael nordwärts eine umgekehrt in der Luft schwebende Insel; sehr weit entfernte Bergspitzen wurden bald als prächtige Bauten und kurz darauf als riesige Fabrikschornsteine gesehen. Außerdem traten bei der dünnen Beschaffenheit der Atmosphäre verschiedene akustische Erscheinungen auf, so vielfache Echos (nach Wrangel soll ein an der Lena abgefeuerter Pistolenschuß hundertfach wiedergehallt sein) und das oft meilenweite Hörbarwerden von gewöhnlichen Gesprächen und Kommandoworten.

An den Orten, wo zunächst gelandet wurde, herrschte unter den Eingeborenen eine unter den Erscheinungen von Lungenentzündung verlaufende und viele Menschen fortraffende Epidemie; außerdem litten viele an Skorbut, Syphilis und typhösen Fiebern. Auf einzelnen Inseln waren fast alle Kinder geimpft, im Uebrigen waren die hygienischen Verhältnisse unglaublich ungünstige. Auf der Insel St. Paul z. B., welche ohnehin ein sehr feuchtes und unangenehmes Klima hat, läßt man die faulenden Leichentheile der Robben, deren jährlich ungefähr 80 000 dort erschlagen werden, in unmittelbarer Nähe der menschlichen Wohnungen liegen. Der daraus sich entwickelnde aashafte Gestank ist so intensiv, daß die Mannschaft der Expedition nicht an Schlaf denken konnte, als einmal eine Nacht über eine Meile entfernt vom Ufer unter dem Winde geankert wurde. Zum Zwecke anatomischer Studien betrat Rosse dieses Land und watete hier förmlich in einem grünen schleimigen Schlamme, in welchen sich die zersetzten Reste der Thierleichen verwandelt hatten; übrigens standen ihm zu seinen Studien nicht weniger als etwa 1500 Tags vorher und 1200 am Tage davor getödtete Robben zur Verfügung. Sogenannte Aerzte fand er auf den Aleuten in den meisten besuchten Ortschaften, doch ist ihre Behandlungsmethode eine gewaltig primitive: Geduld und strengste Diät, oder besser gesagt, Hungernlassen sind ihre hauptsächlichsten Mittel; gewöhnlich verordnen sie jedem Kranken ein Gurgelwasser und nichts weiter an Nahrung als zwei Eßlöffel Trinkwasser in 24 Stunden. Bei äußeren Verletzungen wendet man noch die pulverisirte Kohle gebrannter Zähne mit einem Mäusefelle bedeckt und als Salben verschiedene Fette von Thieren an; ferner bei inneren Krankheiten Abkochungen von Kräutern, und schließlich wird besonders bei Lungenschwindsucht in den höheren Stadien die Operation des „Stechens" vorgenommen. Von dem Gesichtspunkte aus nämlich, daß das Wesen der Krankheit auf böses Blut, ein Ferment oder einen Geist zurückzuführen sei, stechen sie, um den letztern aus dem Körper herauszulassen, beiderseits unmittelbar unter den Rippen mit steinernen Lancetten ein; doch läßt man diese Operation nur von den erfahrensten Aerzten vornehmen, da eine besondere Kenntniß der inneren Organe und der Quantität, wie viel von dem Geiste man herauslassen darf, ohne das Leben zu gefährden, dazu gehört. Wunden scheinen in der arktischen Zone außerordentlich gut zu heilen, eine Folge der hochgradig ozonisirenden Eigenschaft der Atmosphäre und der meist gänzlichen Abwesenheit von Krankheitserregern und organischen Verunreinigungen in derselben. Dies beweisen auch die häufigen Heilungen der furchtbaren Schädelverletzungen, die im Kampfe mit Bären durch den Schlag mit deren Tatzen oft vorkommen. Kahlköpfigkeit fand Rosse nur in einem einzigen Falle und scheint dies die Behauptung zu widerlegen, daß das stete Tragen von Pelzmützen den Verlust der Haare zur Folge habe, denn dann müßte fast jeder Eskimo kahlköpfig werden. Obgleich derselbe mehr an das kalte Klima gewöhnt ist, so ist seine Widerstandsfähigkeit gegen die Kälte nicht etwa größer als die des Weißen; man sah Eskimos vor Kälte zittern, während die Schiffsmannschaft in ihrem einfachen Matrosen-Winteranzuge keinerlei Unbehagen verspürte. Ferner erscheinen die nervösen Erkrankungen, Hysterie, Veitstanz, Epilepsie, Lähmungen, Geistesstörungen durchaus nicht als Produkte der Civilisation, wenn wir sehen, daß diese Zustände sämmtlich auch bei jenem Naturvolke von Rosse beobachtet wurden.

In anthropologischer Beziehung bezeichnet der Begriff Eskimo die Völker nördlich vom 64. Breitengrade, welche sich von den nordamerikanischen Indianern scharf abscheiden lassen, während der Unterschied zwischen ihnen und den Küstenbewohnern des nordöstlichen Asiens, den Tschuchtschen, viel weniger deutlich ist. Rosse findet diesen Unterschied nicht viel größer als den zwischen Engländern und Dänen, Schweden und Norwegern bestehenden. Der allgemeine Typus ist der ausgesprochen mongolische; die Hautfarbe schwankt von einem selten vorkommenden Weiß bis fast Schwarz und ist meist gelbbraun. Die durchschnittliche Körpergröße beträgt 5′ 7″ (englisch) = 1,69 m. Große körperliche Gewandtheit ist dem Eskimo nicht gegeben, er unterlag stets, wenn mit ihm um die Wette gelaufen, Speere geworfen oder schwere Steine gehoben wurden. Nur auf St. Lawrence Island that es ein junger Eskimo den Schiffsmannschaften im Heben schwerer Lasten gleich. Dagegen erregen die Manövers mit den kleinen Booten die größte Bewunderung; es wird dabei Unglaubliches geleistet. Sonst hat man vor Wasser eine sehr starke Abneigung, es sei denn, daß es eben zur Schiffahrt dient; Baden wird streng vermieden und Schwimmen nicht gelernt.

In der Frage der Herkunft neigt sich Rosse der Ansicht zu, daß die Eskimos aus Asien stammen, was um so wahrscheinlicher ist, als der Verkehr zwischen der amerikanischen und asiatischen Küste über das Eis der Beringsstraße ein sehr leichter ist und sogar mit den rohesten aus Fellen gefertigten Booten gewagt wird. Daß, wie Brooks in einer Schrift der Akademie der Wissenschaften in Californien behauptet, diese Ueberwanderung aus Asien nach Amerika so stattgefunden hat, daß in vorchristlichen Zeiten 60 japanische Schiffe durch Wind und Meeresströmung an die nordamerikanische Küste getrieben, hier scheiterten und die so ans Land gekommene Bemannung derselben die Stammeltern der amerikanischen Küstenbewohner seien, glaubt Rosse bezweifeln zu müssen. Wenigstens hat er sich nicht davon überzeugen können, worauf Brooks unter anderm fußt, daß in der Sprache einiger Stämme specifisch japa-

Digitized by Google

nische Sprachgebräuche, Konstruktionen u. s. w. zu finden sind. Es sollen außerdem nach Brooks sich schiffbrüchige Japanesen mit den Eingeborenen auf einigen Inseln der Aleutengruppe haben verständigen können; Rosse bestätigt auch dies nicht; denn an Bord des „Corwin" befindliche Japanesen versicherten ihm, daß sie nirgends die Eskimos verständen und auch nicht ein einziges Wort in deren Sprache entdeckt hätten, welches mit ihrer eigenen nur einigermaßen übereinstimmt. Dagegen haben die Eskimos manche Ausdrücke der englisch redenden Walfischfänger, mit denen sie ja öfters in Berührung kommen, adoptirt und gebrauchen z. B. mit Vorliebe das englische „by and by". Doch bringen es manche von ihnen auch zu weiteren Fortschritten; es ist sogar erstaunlich, wie viele unter diesem sonst ganz ungeschulten und rohen Volke es durch den vorübergehenden kurzen Verkehr mit einigen Schiffsmannschaften dazu bringen, deren Sprache sich leidlich anzueignen. Einige Beispiele mögen darthun, in welcher Weise der Eskimo mit einfacheren Begriffen durch Agglutination komplicirtere bildet; das Boot, Canoe: heißt o-me-uk, das Schiff: o-me-uk-puk, der Dampfer: o-me-uk puk-ignelik, und der Höhepunkt dieser Klimax liegt in dem Begriffe Abfahrt des Dampfers: o-me-uk-puk-ignelik-pik-a-nee-nee.

Die Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse geschieht in einer dem civilisirten Geschmacke wenig entsprechenden Weise. Man ißt mäßig, sogar wenig, wie dies ja auch bei dem revoltirenden Charakter der Hauptgerichte — ein Topf geronnenen Blutes, warme Seehundseingeweide, stinkiger Fisch, ranziger Thran u. s. w. — nicht zu verwundern ist. Gleichwohl genießt der Eskimo, weil er durch seine Erziehung und seine individuelle Neigung stets auf solche Kost hingeleitet worden ist, diese mit derselben Befriedigung und demselben Behagen, wie die Bewohner anderer Breiten ihre Fleischgerichte, und schließlich genügen sie ja auch, physiologisch beurtheilt, betreffs des Nährwerthes den Anforderungen vollständig. Daß übrigens Walfischfleisch trotz seines für unsere Zungen unangenehmen Geschmackes [1]) einen hohen Nährwerth besitzt, beweist das wohlgenährte Aussehen der davon lebenden Leute und der Eindruck der Ueppigkeit und des Wohllebens in einem Eskimodorfe nach einem geglückten Walfischfange. Renthierfleisch ist weniger beliebt wegen seiner leichten und raschen Verderblichkeit, es soll ganz frisch geschlachtet am schmackhaftesten sein, und aus diesem Grunde wartet man nach dem Tode des Thieres nicht einmal dessen Abkühlung ab, sondern verzehrt das Fleisch noch warm und dampfend. Von pflanzlichen Produkten genießt man fast nur Moosbeeren als Zuthaten zum Fleische und als skorbutwidriges Mittel. In Bezug auf das Essen von Vogeleiern, die in Massen vorhanden sind, gehen unsere Geschmacksrichtungen und die des Eskimos sehr weit aus einander; der letztere liebt mehr das bebrütete Ei und es ist unbehaglich anzusehen, wie er ein derartiges Ei öffnet, den Enten- oder Gänseembryo an einem Beine herauszieht und mit der ganzen Lust eines Epikuräers verzehrt. Möveneier werden, zumal von den Frauen, verschmäht, weil sie, nicht minder eitel als ihre civilisirten Geschlechtsgenossinnen, glauben, daß sie Jugend und Schönheit dadurch verlieren. Die Männer andererseits schwärmen besonders für Seehundsaugen, einen Leckerbissen, durch welchen die Frauen deren Liebenswürdigkeit steigern zu können glauben und den sie ihnen in der von uns mit den Kindern geübten Manier: „Mund auf, Augen zu!" in den Mund stecken. Auf die Zubereitung der Kost verwendet man keine besondere Sorgfalt und ißt sie meist roh; zuweilen wird auch gekocht und Mehl und Zucker, die sehr beliebt sind, dabei verwendet, während eine gewisse Abneigung gegen Salz besteht. Uebrigens werden für uns die oben angeführten Gerichte, z. B. das geronnene Blut, der stinkige Fisch u. s. w. an Grauenerregendem verlieren, wenn wir vergleichsweise an unsere Blutwurst und unsern Limburger Käse, die doch so viele Verehrer finden, denken.

Die socialen Verhältnisse der Eskimos sind sehr einfacher Art. Brautbewerbung und Verehelichung gehen so wenig feierlich wie nur möglich von Statten. Die Frau ist in der Regel nicht sehr fruchtbar, da selten eine Familie mit mehr als drei Kindern gefunden wird. Außerdem besteht unter den Neugeborenen eine excessive Sterblichkeit, Dank der Unkenntniß und Vernachlässigung der gewöhnlichsten Regeln der Gesundheitspflege. Gleichwohl scheinen sie ihre Kinder zärtlich zu lieben. Bei den letzteren ist das gutmüthige zufriedene Temperament der Rasse schon ausgesprochen vorhanden, denn sie schreien viel weniger, als wir es von unseren Kinderstuben her gewohnt sind, und finden sich auch in die unbehaglichsten Situationen resignirt hinein. Rosse sah z. B. einmal ein Kind in Felle gewickelt in einem Boote liegen, welches während eines Schneesturmes ans Schiff anlegte; in den dünnen Händchen hielt es ein Stück Fisch, an dem es mit Behagen sog, ein Bild vollkommenster Zufriedenheit. Die gewöhnliche Tragweise kleiner Kinder ist die auf dem Rücken unter den zu einer Art Sack ausgebauchten Kleidern der Mutter, aus welchen das Köpfchen über die eine oder andere Schulter hervorlugt. Als Spielzeug haben Mädchen vielfach Puppen aus Elfenbein geschnitten und mit Fellen bekleidet, Knaben kleine Schiffchen. Von sonstigen Spielen fanden sich an der sibirischen Küste Football und sehr verbreitet durch die Walfischfänger Kartenspiel, bei welchem der Einsatz gewöhnlich in Tauschartikeln besteht. In Kunstgenüssen sind die Eskimos sehr anspruchslos. Von musikalischen Produktionen giebt es bei den entlegeneren Stämmen nur einen sehr monotonen Gesang und das Schlagen einer rohen Trommel. Sie verrathen auch nur wenig Sinn für bessere musikalische Genüsse; nur wo sie mit der Civilisation in nähere Berührung kommen, ist der Musiksinn weiter entwickelt, so daß sie z. B. Lieder richtig nachsingen und auf den Aleuten manche ganz gut das Akkordion und andere einfache Instrumente spielen können. Der Tanz ist ein sehr beliebtes Vergnügen und es bedurfte keiner langen Bitten, an Bord gekommene Eskimos dazu zu bewegen; doch fehlt ihrem Tanze Grazie, Harmonie und die doppelte Rotation unserer Tänze, es liegt etwas Springendes und Stoßendes in ihren Bewegungen. Bei gewissen Zusammenkünften, z. B. nach Beendigung der Jagd, pflegen die Männer eine Art Tanz aufzuführen und dazu nach Homerischem Stile von ihren eben vollbrachten Heldenthaten zu berichten. Andere Male tanzen die Frauen allein unter einander, etwas mehr noch dekolletirt als unsere Ballschönen, da sie die Jacke gleich ganz ausziehen, während die Männer sich durch Zusehen erbauen.

Es findet sich bei den Eskimos ein ziemlicher Grad von Geschicklichkeit im Schnitzen und Zeichnen. Sie schnitzen aus Walroßelfenbein Figuren von Vögeln, Thieren, auch menschliche Gestalten, die aber ihrer rohen Umrisse und des unvollkommenen Details wegen nicht sonderlich gefallen können. Auch an ihren Canoes bringen sie mancherlei

[1]) Daß der Geschmack des Walfischfleisches unangenehm sei, steht doch nicht so fest. Auf der Ausstellung in Kristiania (Norwegen) im Jahre 1883 gab es eine Restauration, welche solches verkaufte, und in Bodö besteht eine Fabrik, wo Walfischfleisch gebraten und in Dosen eingemacht wird. Das übliche „Beefsteak" der norwegischen Personendampfer soll jetzt zum Theil aus so zubereitetem Walfleische bestehen. Red.

Digitized by Google

Schnitzereien an. Gewiſſe Ereigniſſe ihres Lebens zeichnen ſie mit Illuſtrationen auf, im Kartenzeichnen haben ſie einige Fertigkeit und konnten ihnen vorgelegte Karten ihrer Heimath ganz gut leſen, ja zeichneten ſogar noch unerforſchtes Gebiet hinein. Sonſt fand Roſſe von plaſtiſchen Erzeugniſſen nur auf der St. Lorenz-Inſel rohe Töpferarbeiten mit Andeutungen ſehr unreifer ornamentaler Ideen und einige Trinkgefäße aus Mammuthelfenbein.

Bei keinem Volke iſt die Kampfesidee weniger herrſchend, Streit und Eiferſucht weniger vorhanden und das Streben nach Kriegsruhm weniger entwickelt, als bei den Eskimos. Der ewige Kampf mit Kälte und Hunger hält dem vollſtändig das Gegengewicht, während das Streben nach Frieden und einfachen patriarchaliſchen Verhältniſſen in dieſem Volke eine Art von häuslichem Stillleben erzeugt, welches im Verein mit deſſen angeborener Leichtlebigkeit und Munterkeit auch hier glückſelige Menſchen ſchafft.

Ueber die geiſtige Begabung der Eskimos ſind verſchiedene Urtheile abgegeben worden. Der grönländiſche Miſſionar Hans Egede findet viele von ihnen klug und von gutem Faſſungsvermögen; Frobiſher hält ſie für ſchlau und ſcharfſinnig; Barry ſagt von ihnen, nachdem er ihre Rechtſchaffenheit und edle Geſinnung hervorgehoben, daß man ſie ſchon nach kurzer Beobachtung für fähig halten müſſe, durch richtige Erziehung auf die gleiche Kulturſtufe mit uns zu gelangen; Sauer erzählt von einer Frau, welche in weniger als 12 Monaten fließend Ruſſiſch ſprechen lernte, und Beechy und andere ſprechen ſich anerkennend über die intelligente Hilfe aus, die ſie bei den Eskimos auf ihren Forſchungsreiſen gefunden haben. Auch anatomiſch beurtheilt ſtehen ſie höher, als ſie in der Regel geſchätzt werden; die Meſſungen von 100 Schädeln, welche meiſt von der St. Lorenz-Inſel ſtammten, ergaben, daß ihre durchſchnittliche Kapacität dieſelbe wie die für den Franzoſen und Deutſchen feſtgeſtellte war. Wir würden hiernach den nördlichſten Volksſtämmen der Erde ſogar einen hohen Grad von Intelligenz zuſprechen müſſen, den ſie auch bei der Art und Weiſe ihres ausgedehnten Handelsverkehrs, der mit den Indianern, den Walfiſchfängern, den Pelzkompagnien und unter ihnen ſelbſt beſteht, an den Tag legen.

Die moraliſchen Eigenſchaften des Eskimos, ſeine Wahrheitsliebe, Gerechtigkeit und ſein Muth ſind ausdrücklich hervorzuheben. Wo er das ſchlechte Beiſpiel des weißen Mannes noch nicht vor Augen gehabt hat, deſſen Laſter er natürlich, aber nicht etwa aus einem angeborenen Hang zur Schlechtigkeit, nachahmt, iſt er ein Muſter von Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit. Während er in dieſer Beziehung ſehr hoch ſteht, iſt dies weniger in ſeinen Anſichten über das Geſchlechtsleben der Fall; beſonders die Frauen haben ſehr lockere Grundſätze in dieſer Beziehung und verhehlen nicht ihre große Neigung zu einem intimen Verkehr mit dem weißen Manne, den ſie ihrem eigenen vorziehen. Daß auch gewiſſe Abweichungen im Geſchlechtstriebe dort vorkommen, beweiſt der Umſtand, daß ſich in der Sprache der Eskimos einzelne Wörter dafür finden. Die Hauptlaſter ſind Hazardſpiel und Alkoholmißbrauch. Der Genuß von Alkohol erſchien Roſſe nach ſeinen perſönlichen Erfahrungen und Beobachtungen als eine phyſiologiſche Nothwendigkeit in der arktiſchen Zone, doch fand er auch Leute, welche den Geſchmack des Alkohols widerlich fanden, ſo daß ſie z. B. Branntwein mit Ekel ausſpien. In mäßiger Quantität genoſſen, hält Roſſe und mit ihm viele andere Eismeerfahrer den Alkohol für geſund und auch Markham und Mac Clintock wollen von abſoluter Enthaltſamkeit nichts wiſſen. Dem erſtern erkrankten bei einer Expedition gerade die beiden Leute ſeiner Mannſchaft ernſtlich, welche keinen Alkohol genoſſen. Unter anderen dem beiſtimmenden Autoritäten ſeien Nordenſkiöld und Palander angeführt, deren Leute während der Ueberwinterung in Spitzbergen im Jahre 1873 ſich bei Genuß von Pemmikan, Zwieback, Salzfleiſch, Butter, viel Kaffee und etwas Alkohol täglich ſehr wohl befanden und ſämmtlich geſund zurückkehrten. Auch Roſſe, ſonſt ein Freund der Enthaltſamkeit, kennt nach ſeinen Erfahrungen keine Bedingungen, unter welchen der Alkohol, als Bier oder Whisky mäßig genoſſen, in geſundheitlicher Beziehung vortrefflicher wäre als bei arktiſchen Reiſen. Bier würde ſich am meiſten empfehlen und unter Mitnahme der nöthigen Ingredienzien an Bord gebraut werden können. Auch für die Eingeborenen würde die Einfuhr von Bier und Wein als ſkorbutwidrige Mittel mehr Werth haben als der landesübliche Genuß des „Quaß", eines in einer Abkochung von Mehl und Zucker beſtehenden Nationalgetränkes. Dagegen iſt für ſie die unbeſchränkte Einführung ſchlechter Branntweine ſehr unheilvoll und auf der St. Lorenz-Inſel herrſcht in Folge deſſen eine exceſſive Sterblichkeit. Das erſte Dorf, welches die Expedition beſuchte, fand ſie verödet und verlaſſen; im zweiten zeigte ſich kein lebendes Weſen, wohl aber fand man in den Häuſern und um dieſelben herum 54 Leichen, meiſt Erwachſener; ein drittes Dorf bot daſſelbe grauſige Bild dar. Schließlich fand man an der Nordſpitze der Inſel ein von einigen Hundert Eskimos bewohntes Dorf, wo ſchon mehrere Hundert an Hunger geſtorben waren, und die Ueberlebenden nach Whisky verlangten, ſogar nur gegen ſolchen ein Paar Renthierfelle verkaufen wollten, obgleich es ihnen ſonſt an jeglicher geeigneter Nahrung fehlte. So vereinigen ſich Krankheit, Trunk und Hungersnoth zur Vernichtung dieſer Volksſtämme.

Die Idee eines höhern Weſens iſt bei den Eskimos in gewiſſem Grade vorhanden, z. B. rufen die Eingeborenen in St. Michaels den Mond an, die in Point Barrow ihre rohen Götzenbilder, bevor ſie zur Robbenjagd gehen, um Glück dazu zu erbitten. Sie haben auch eine gewiſſe Scheu vor dem Unbekannten und Unendlichen und ſcheiden nur ungern aus dieſem Leben. Daß das letztere die ſonſt den nordiſchen Völkern zugeſprochene lange Dauer erreicht, hat Roſſe bei den Eskimos nicht finden können; bei ihnen reibt die harte Lebensweiſe, der ſchwere Kampf ums Daſein mit den ſteten Sorgen die Kräfte bald auf. Die Körper der Verſtorbenen werden verſchiedenartig beſtattet; auf der Kounivak-Inſel werden ſie mit Steinen bedeckt und rings herum hölzerne Masken und während des Lebens gebrauchte Gegenſtände angebracht; am Kotzebue-Sund bedeckt man ſie mit Treibholz und in Tapkan an der ſibiriſchen Küſte läßt man die Leiche in der Nähe des Dorfes an einer langen Stange hängen, bis die Kleidungsſtücke abgefallen ſind, und beſtattet ſie dann auf dem Boden unter Steinen. Die Waffen und andere von dem Verſtorbenen gebrauchte Gegenſtände werden dann als letzte Gabe mit den gleichen Gefühlen wie bei uns Kränze und Blumen auf das Grab niedergelegt.

Die dereinſtige Beſtimmung dieſes Volkes muß nicht nur vom politiſchen und religiöſen, ſondern auch vom wiſſenſchaftlichen Standpunkte überhaupt aus intereſſiren. Manche glauben, daß die Volkszahl ſich unter dem übeln Einfluß der ſogenannten Civiliſation mit ihren Laſtern ſtetig vermindern müſſe, doch liegt kein Grund vor, weshalb nicht auch die Segnungen der Civiliſation dieſem Volke zu Gute kommen und daſſelbe auf eine höhere Stufe heben ſollen. Daß die Anlagen dazu bei den Eskimos vorhanden, beſtätigt neuerdings wieder Kirkby, der ganz kürzlich dieſe Gegenden als engliſcher Miſſionar beſuchte und ſich in lobendſter Weiſe über ihre Intelligenz und ihr Verſtändniß für Belehrung ausſpricht.

Digitized by Google

Nekrologe.

— H. J. Harman, englischer Ingenieurhauptmann, gestorben 14. April in Florenz an der Schwindsucht, deren Keim er dadurch gelegt hatte, daß er 1881 bei Aufnahmearbeiten am Fuße des Donkia-Passes an der Grenze von Nord-Sikkim und Tibet eine Nacht im Freien zubrachte, bei welcher Gelegenheit er auch die Hälfte seiner Zehen durch Frost einbüßte. Bekannt wurde er dadurch, daß er im Jahre 1887 durch einen von ihm unterwiesenen Tibeter N—m—g den Lauf des Jaru-tsang-po von Tschetang abwärts bis zu einer Stelle erforschen ließ, welche nur noch 90 engl. Meilen von dem nördlichsten bekannten Punkte des Dihong entfernt liegt, und so den Zusammenhang zwischen dem großen tibetischen Flusse und dem zum Brahmaputra gehörigen Dihong sehr wahrscheinlich machte. Noch in seinem Todesjahre veröffentlichte das India Office H's. letzte Arbeit „Nepal. Map of the routes followed by explorers and some results of the Darjeeling survey (1:253000)".

— Dr. William Farr, hervorragender englischer Statistiker, geboren 1807 in Kenley (Shropshire), gestorben 14. April in London. Anfangs Mediciner, wandte er sich bald statistischen Untersuchungen zu, erhielt 1838 eine Anstellung im Registrar General's Office und bearbeitete dort die Geburts-, Trauungs- und Sterblisten. Er war es, der diesen wichtigen Zweig der Statistik organisirte und den Grund zu der heutigen Vollendung der englischen Ausweise über die Volksbewegung legte. Später richtete er das statistische Departement ein und wurde zu dessen Superintendenten ernannt. Er war auf seinem Gebiete ein sehr fruchtbarer Schriftsteller und namentlich Mitarbeiter am Journal der Londoner Statistischen Gesellschaft, deren Vorsitzender er längere Zeit war.

— Jordan Wisocky, argentinischer Ingenieuroberst, bekannt wegen verschiedener Reisen und Aufnahmen im Gran Chaco und in den Pampas, wo er am Feldzuge des Generals Roca gegen die Indianer sich betheiligte. Seine Reiseberichte sind im „Boletin del Instituto Geográfico Argentino" enthalten. Er starb im Mai in Palermo in der Argentinischen Republik.

— Kuno Damian Freiherr von Schütz zu Holzhausen, geboren 15. Februar 1825 zu Camberg in Nassau, gestorben 23. Juni zu Bensheim. Er studirte Forstwissenschaft, wanderte aber schon 1846 nach Texas aus, von da 1849 nach Mexiko und Kalifornien, 1852 nach Peru, wo er sich 1853 einer Expedition anschloß, welche von der Regierung ausgesandt wurde, um am obern Marañon Niederlassungen zu gründen. Damals bereiste er den ganzen Amazonenstrom bis zu seiner Mündung und faßte den Plan zur Gründung einer deutschen Kolonie, welche 1859 am Pozuzo ins Leben trat und nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten eine ansehnliche Blüthe gewann. Bis 1865 verweilte v. Schütz noch in Südamerika, bereiste wiederholt Peru und Bolivia und kehrte dann dauernd nach Europa zurück. Außer zahlreichen Aufsätzen geographischen und naturwissenschaftlichen Inhalts schrieb er „Die deutsche Kolonie in Peru" (Weinheim 1870), „Das exakte Wissen der Naturforscher" (Mainz 1878) und der „Amazonas" (Freiburg 1883).

— August Schaumann, österreichischer Officier, geboren 1852 in Budapest, nahm am bosnischen Feldzuge theil, wurde 1882 Mitglied der Stanley'schen Kongo-Expedition und bereiste das Gebiet des Kuilu (Njadi), wo er die beiden Stationen Rudolfstadt und Stephanieville anlegte. Durch Krankheit zur Rückkehr nach Europa gezwungen, starb er am 28. Juni an Bord des Dampfers „Bonny" auf der Fahrt von Sierra Leona nach Madeira.

— Abbé Jean Guyot, geboren 1841 in Montmerle an der Saône, ertrunken am 12. Juli im Kongo. Er studirte und wirkte als Geistlicher in und bei Alger, wurde dann vom Erzbischof Lavigerie zum „Procureur" der afrikanischen Mission ernannt und ging in dieser Eigenschaft zweimal, 1879 bis 1880 und 1880 bis 1881 von Zanzibar als Leiter von Karawanen nach dem Tanganika-See. Auf der zweiten Reise wich er von der gewöhnlichen Straße ab, indem er von Ufiefe dem Kifigo-Flusse und dem Ruaha durch bisher unbekanntes Gebiet folgte. Sein Routier wurde von Hauptmann de Lannoy konstruirt und soll im Pariser „Bulletin de la Société de Géographie" erscheinen. Bald nach seiner Rückkehr in die Heimath sandten ihn seine Oberen nach dem Kongo, wo er mit Lieut. Janssen zusammen den Kuango behufs Errichtung einer Station befuhr und untersuchte. Bei der Rückkehr von dort fand er unweit der Stanley'schen Station Minata durch Kentern seines Bootes den Tod in den Wellen des Kongo, obwohl er ein vortrefflicher Schwimmer war und bei Alger siebenmal Schiffbrüchigen das Leben gerettet hatte.

— Maurice Adolphe Linant de Bellefonds, ägyptischer Pascha, geboren Dezember 1800 in Lorient, gestorben 18. Juli in Kairo. Auf einer Reise in Italien schloß er sich mehreren Gelehrten an, welche sich zum Studium der Monumente nach Aegypten begaben. Er blieb daselbst, wurde als Ingenieur beim Straßenbau angestellt und arbeitete auf Mohammed Ali's Befehl eine hydrographische Karte des Landes aus. 1821 nahm er an der ägyptischen Expedition nach Nubien theil und machte damals die ersten Positionsbestimmungen im Sudan und Kordofan. In Folge von Mißhelligkeiten gab er seine Stellung auf und besuchte Palästina, wo er die Panoramen von Jerusalem, Bethlehem u. s. w. aufnahm, 1827 auch Arabien. Bald danach trat er als Chefingenieur wieder in ägyptische Dienste. Viele Kanäle und Straßen in Aegypten sind sein Werk. Er leitete im Jahre 1845 mit Hilfe der französischen Brigade unter Bourdalone die ersten Untersuchungen wegen Durchstechung des Suez-Isthmus, 1847 überreichte er das erste bezügliche Projekt. Unter Said Pascha wurde er als Generaldirektor des Straßenwesens und Chefingenieur des Suezkanales bestätigt. Später lebte er in Zurückgezogenheit, namentlich nach dem Tode seiner zwei Söhne Ernste (1875) und Auguste (1874), welche unter Gordon Pascha sich an der Unterwerfung und Erforschung der Aequatorialprovinzen betheiligt hatten. Von seinen Karten sind zu nennen: Carte hydrographique de la partie septentrionale de la Haute Égypte (1845) und Carte de l'Ethaye (1854).

— Henry H. Pierce, Major im Heere der Vereinigten Staaten, starb im Juli im 44. Lebensjahre zu Foster Creek im Territorium Washington, während er eine wissenschaftliche Expedition in dem Gebiete zwischen dem obern Columbia und den britischen Besitzungen leitete. Einige Jahre vorher hatte er eine ebensolche im Cascade-Gebirge angeführt.

— Claude Tronillet, junger französischer Reisender, welcher Ende Juli oder Anfang August in Buba am Rio Grande (portugiesisches Guinea) dem Fieber erlag, als er im Begriffe stand, in Gesellschaft von F. Prins in Futa Djallon einzudringen.

— Robert Moffat, englischer Missionar und Reisender in Südafrika, geboren 21. December 1795 zu Ormiston bei

Digitized by Google

Haddington, geſtorben 9. Auguſt in Leigh bei Tunbridge Wells. Urſprünglich Gärtner, wurde er Miſſionar und ging 1816 im Dienſte der London Miſſionary Society nach Südafrika, wo er mit einer nur vierjährigen Unterbrechung bis 1870 blieb. Nach einigen vorläufigen Reiſen unter den Betſchuanen, deren Sprache er durch Ueberſetzung einzelner Theile der Bibel zur Schriftſprache erhob, ließ er ſich in Kuruman im Lande der Batlapinen nieder. Dort war Livingſtone ſein Mitarbeiter und wurde ſein Schwiegerſohn; von dort gingen lange Zeit alle wiſſenſchaftlichen und Miſſionsreiſen in Südafrika aus. 1842 erſchien von ihm in London ſeine „History of Missionary Labours in South Africa“ Sein Sohn Robert wurde Regierungs-Aufnehmer der Kapkolonie und machte in dieſer Eigenſchaft 1854 bis 1856 ausgedehnte Reiſen im Namaqualande und zwiſchen Colesberg und Steinkopf.

— Bernhard Freiherr von Wüllerstorf-Urbair, öſterreichiſcher Viceadmiral und Handelsminiſter (September 1865 bis April 1867), geboren 29. Januar 1816 zu Trieſt, geſtorben 10. Auguſt 1883 zu Klobenſtein bei Bozen. Er trat 1828 in das Heer, ging 1833 zur Marine über und leiſtete Hervorragendes in Mathematik und Aſtronomie. 1839 bis 1848 war er Direktor der Marineſternwarte in Venedig. Allgemein aber bekannt wurde ſein Name, als er 1857 bis 1859 die „Novara“ auf ihrer großen wiſſenſchaftlichen Expedition befehligte. Als Miniſter veranlaßte er unter anderm die Aufnahme und Unterſuchung der phyſikaliſchen Verhältniſſe des Adriatiſchen Meeres, ließ Studien zur Regulirung der Flüſſe, beſonders der Narenta, vornehmen, entwarf ein Programm für den Ausbau des öſterreichiſchen Bahnnetzes, welches in allen Haupttheilen zur Ausführung gekommen iſt, und begann den Bau des Dockhafens in Trieſt. Erwähnt ſei auch ſeine Berechnung der Reſultate der Weyprecht-Payer'ſchen Nordpolarexpedition.

— Gaillardot, franzöſiſcher Arzt und Direktor der Medicinſchule in Kairo, geboren 1814 in Lunéville, geſtorben 16. Auguſt in Bhambun, vier Stunden von Beirut. In ägyptiſchen Dienſten machte er 1839 den ſyriſchen Feldzug mit und entwarf damals die erſte Karte des Hauran. Er blieb dann als türkiſcher Militärarzt in Syrien und beſchäftigte ſich beſonders mit Geologie und Botanik. 1861 war er Theilnehmer der Renan'ſchen, 1863 der de Saulcy'ſchen Expedition und ging 1863 als franzöſiſcher Regierungsarzt nach Aegypten. Er verfaßte mehrere Arbeiten über Prähiſtorie und Flora des Orients.

— Juan Maria Schuver, Afrikareiſender, geboren 26. Februar 1852 in Amſterdam, erſchlagen den 23. Auguſt im Bahr-el-Ghazal-Gebiete. Nach vielfachem touriſtiſchem Umherſtreifen in Europa, Nordafrika und Weſtaſien ließ er ſich ſeit 1879 in London im Anſtellen von wiſſenſchaftlichen Beobachtungen unterweiſen und trat zu Neujahr 1881 eine Reiſe nach dem Sudan an, wo er das bergige Gebiet der Lega-Galla zwiſchen Blauem Nil und Sobat erforſchte. Karten und Beſchreibungen dieſer Wanderungen erſchienen namentlich in „Petermann's Mittheilungen“. Im September 1882 durchſtreifte er die Umgegend von Chartum und reiſte dann nach dem Bahr-el-Ghazal. Sein letzter Brief an einen Verwandten in Amſterdam datirt aus der Meſchera-er-Rek, 16. Auguſt 1883; danach wollte er am folgenden Tage, begleitet von einem Führer und fünf unbewaffneten Soldaten, ſämmtlich Negern, die Grenze der aufſtändiſchen Dinka überſchreiten, um die Seriba Ghattas zu erreichen. „Man hat ſich manchmal — fügte er hinzu — einer geringern Gefahr mit Ausſicht auf größere Ehre ausgeſetzt.“ Wenige Tage darauf hatte ſich ſeine Befürchtung verwirklicht.

— James Stewart, Civilingenieur und Afrikareiſender, geboren 1845 in Kirkmichael, geſtorben 30. Auguſt in Maliwanda zwiſchen Niaſſa- und Tanganika-See. Nachdem er elf Jahre als Ingenieur im Pendſchab gearbeitet hatte, beſuchte er 1877 während eines Urlaubes die eben errichtete Miſſionsſtation Livingſtonia am Süduſer des Niaſſa-Sees und erbaute ohne Entgeld die 70 engl. Meilen lange Straße um die Murchiſon-Fälle des Schire, auf welcher der in 700 Stücke zerlegte Dampfer „Ilala“ nach dem Niaſſa geſchafft wurde. 1878 trat er ganz in die Dienſte der Miſſion und nahm zunächſt die weſtlichen und nördlichen Ufer und Häfen des Niaſſa auf. Im Oktober 1879 reiſte er, gleichzeitig mit Mr. Thomſon, aber auf einem andern Wege, vom Niaſſa zum Tanganika, und erhielt 1881 den Auftrag, auf dieſer Strecke eine Straße anzulegen, für welchen Zweck James Stevenſon in Glasgow 80 000 Mark hergab. Als dieſe mit Hilfe europäiſcher Arbeiter eifrig betriebene Arbeit eine Zeit lang wegen eines Angriffs der Eingeborenen ins Stocken gerieth, vollendete er die Aufnahme der Oſtküſte des Niaſſa. Zu Anfang des Jahres 1883 wurde auch die Straße fertig geſtellt, auf welcher ſeitdem der Dampfer „Good News“ nach dem Tanganika-See transportirt wurde. Leider holte er ſich am Schire das Fieber, dem er Ende Auguſt erlag. Seine werthvollen Karten und Berichte ſind in den „Proceedings of the R. Geogr. Soc.“ (1879, 1880, 1881 und 1883) erſchienen.

— Ernſt Marno, Afrikareiſender, geboren 13. Januar 1844 in Wien, geſtorben 31. Auguſt in Chartum. Er ſtudirte in ſeiner Vaterſtadt Zoologie und reiſte ſchon 1866 mit dem Thierhändler Caſanova in das ägyptiſch-abyſſiniſche Grenzgebiet. Im Winter 1869 ging er wiederum, jetzt auf eigene Koſten, nach dem ägyptiſchen Sudan, erreichte Fadaſi und bereiſte 1871 und 1872 die Gebiete am Bahr Seraf bis Gondokoro. 1873 und 1874 arbeitete er in Wien ſeine „Reiſen im Gebiete des Blauen und Weißen Nils“ aus und begab ſich dann wiederum an den obern Nil zu Gordon Paſcha, bereiſte mit Oberſt Long das Makraka-Land und ſpäter Kordofan und kehrte im Frühling 1876 nach Europa zurück. Dort ſchrieb er ſeine „Reiſen in der ägyptiſchen Aequatorialprovinz und in Kordofan in den Jahren 1874 bis 1876“ (Wien 1878). Im Herbſt 1877 begab er ſich nach Oſtafrika und machte im Januar bis März 1878 in Geſellſchaft Cambier's eine Reiſe von Saadani nach Kwakioro, überwarf ſich aber mit den Belgiern und kehrte nach Wien zurück. Im December deſſelben Jahres war er ſchon wieder in Chartum und wurde zum Vicegouverneur der Provinz Galabat ernannt. Bekannt ſind ſeine Flußaufnahmen, welche er ausführte, als er ſeit Juli 1879 die mächtigen Pflanzenbarren im Bahr-el-Abiad, 1882 im Bahr-el-Ghazal wegzuräumen hatte. 1880 hatte er mit der Unterdrückung des Sklavenhandels in Faſchoda zu thun, ſeitdem als Mudir von Fazogl mit dem Kampfe gegen die Aufſtändiſchen. Er erlag einer Lungenentzündung, als er auf der Heimreiſe ſich in Chartum aufhielt.

— Giuſeppe Haimann, italieniſcher Seeofficier, ſtarb 16. September in Ramleh in Aegypten. Er machte im Auftrage der Mailänder „Società d'esplorazione commerciale in Africa“ 1881 eine Reiſe in der Cyrenaika und leitete ſpäter die Station Derna derſelben Geſellſchaft. Seine Berichte erſchienen in den Zeitſchriften „L'Esploratore“ und „Bolletino della Società Geogr. Italiana“.

— Dr. Konrad Burſian, ordentlicher Profeſſor der klaſſiſchen Philologie an der Univerſität München, geboren 14. November 1830 zu Mutzſchen im Königreiche Sachſen, geſtorben 22. September 1883 in München. „Seine Geographie von Griechenland“ (2 Bde. Leipzig 1862 bis 1872) iſt ein unentbehrliches Handbuch für jeden, der ſich für die antiken wie die modernen Verhältniſſe von Hellas intereſſirt.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— In Mandale, der Hauptstadt Birmas, hat ein zerstörendes Feuer unter anderm auch den großen Buddhatempel ergriffen, und dabei sind durch die Hitze alle die goldenen Blätter geschmolzen, mit welchen Generationen von Andächtigen das bronzene Buddhabild geschmückt haben, und deren Werth auf 8 bis 10 Lakh Rupien (à 192 000 Mark) oder 1½ bis 2 Millionen Mark geschätzt wird. Dieser Umstand hat große Bestürzung erregt und wird als ein sicheres Vorzeichen für den Untergang des Staates Birma angesehen.

— In dem Berichte über eine Reise des Mr. Carles in Korea, welcher dem englischen Parlamente vorgelegt wurde, heißt es unter anderm: Die Abgeschlossenheit, in welcher hier Frauen und selbst Mädchen leben, ist merkwürdig; die Hütte, in welcher wir rasteten, mochte noch so elend sein, so konnten wir selten auch nur auf einen Augenblick die Weiber sehen. Begegneten wir ihnen unterwegs, so bogen sie entweder rechtwinkelig ab oder drehten uns den Rücken zu und standen still, bis wir vorbei waren. In der Nähe von Söul ließen nur Sklavinnen ihr Gesicht sehen, während die anderen Kopf und Schultern in den Falten ihres Mantels verbargen; auf dem Lande jedoch wird diese Sitte etwas nachlässiger befolgt. Der Handel Koreas scheint wesentlich ein Kleinhandel zu sein und kann auch bei dem Mangel guter Transportmittel kaum ein anderer sein. Bemerkenswerth gut ist das Vieh, namentlich das der Provinz Ping-an, und da die dortigen Stiere über 600 Pfund Gewicht tragen sollen, so fragt es sich, ob sie nicht bei einem etwaigen Feldzuge den Maulthieren behufs Fortschaffung des Gepäcks vorzuziehen wären. Durchschnittlich kostet ein Stück Vieh 80 Mark. Häute bilden schon einen ansehnlichen Exportartikel; Hafer soll im Gebirge sehr billig sein und fände vielleicht in den chinesischen Vertragshäfen Absatz. Bereits wurde ein Versuch gemacht, koreanischen Tabak für die Ausfuhr zuzubereiten. Honig ist vorzüglich, aber das Angebot darin ist noch klein. Von Industrieerzeugnissen zeichnen sich Jalousien aus gespaltenem Bambu und Strohdecken aus. Eigenthümlich ist, daß Beamte und Adelige beim Handel stark interessirt sind und daß manche ihr Vermögen durch Vermittelung von Agenten, welche bestimmte Jahreszinsen abliefern müssen, darin arbeiten lassen. Selbst der eigene Vater des Königs verwendet einen Theil seines Geldes in dieser Weise. Deshalb mögen auch die Beamten den Zufluß fremden konkurrirenden Geldes mit scheelen Augen ansehen.

— Hinsichtlich der Beobachtung von Etikettenvorschriften — erzählt Isabella Bird („Der goldene Chersones", Leipzig 1884) sind die Malaien ungemein streng, und gar mancher Europäer, der aus Unwissenheit einen Verstoß begangen, hat dafür mit seinem Leben büßen müssen. Gleich den Japanern legen sie vornehmlich Werth auf die genaue Beobachtung gewisser Formen beim Schreiben von Briefen; dieselben müssen aus sechs bestimmten Theilen bestehen, und ihre Abfassung ist so umständlich, daß die Schreiber, welche sie aufsetzen, förmlich als Gelehrte betrachtet werden. Briefumschläge und Siegel, deren Farbe und Zahl je nach der Stellung der betreffenden Korrespondenten verschieden sind, bilden eine weitere Frage der Etikette, und jeder Irrthum in Bezug auf alle diese Einzelheiten wird als schwere Beleidigung angesehen.

Afrika.

— In Echmim, einer großen Provinzialstadt, welche etwa halbwegs zwischen Siut und Theben liegt, hat Prof. Maspero bei der Rückkehr von seiner jährlichen Inspektionsreise auf dem Nil jüngst eine weit ausgedehnte und noch ungeplünderte Nekropole entdeckt, welche nach dem bisher Gefundenen aus der Ptolemäerzeit datirt, vielleicht aber noch ältere Gräber enthält. Bis jetzt wurden fünf große Katakomben, welche 120 Mumien enthielten, geöffnet, und binnen 3 Stunden konstatirte Maspero die Lage von mehr als 100 weiteren, durchaus unverletzten Katakomben. Die ganze Nekropole muß mindestens 5000 bis 6000 Mumien enthalten, und wenn davon auch nur ein Fünftel von archäologischem oder historischem Interesse ist, so stehen dennoch die voraussichtlichen Funde von Papyri, Juwelen u. s. w. ohnegleichen da. Echmim ist das alte Chemmis, das Panopolis der Griechen; seine baulichen Reste sind unbedeutend.

— Der portugiesische Marineminister hat den Kortes einen Gesetzentwurf vorgelegt, welcher die Regierung ermächtigt, für die Eisenbahnlinie von Loanda nach Ambaca in der Provinz Angola die Garantie für 6 Proc. Zinsen von einem Baukapitale von ca. 90 000 Mark pro Kilometer zu übernehmen und das nöthige Land und Bauholz zu liefern. Es scheint also mit dem Bau jener Bahn, welche das beste Plantagengebiet der westafrikanischen Kolonie mit der Küste verbinden wird, Ernst werden zu sollen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Die Melbourner Zeitung „Age" hat eine zweite Forschungsexpedition, darunter einen Naturforscher und einen Künstler, nach Neu-Guinea geschickt. Dagegen ist die in England projektirte Powell'sche Expedition (s. oben S. 176), welche mehr wissenschaftliche Ergebnisse als andere ähnliche Unternehmungen versprach, wegen Mangels an Geldmitteln nicht zu Stande gekommen.

— Wie die Südsee-Insulaner eingefangen werden. Der Schoner „Stanley" ging im December 1883 bei den Lachlan Islands vor Anker, und der Kapitän verlangte die Einlieferung von Eingeborenen als Arbeiter für die Zuckerplantagen in Queensland. Auf Weigerung ließ er die Kokosbäume, Bananen und andere Anpflanzungen vernichten, ließ auf die Eingeborenen feuern und drohte, die Dörfer einzuäschern. Darauf hin wurden ihm 17 Eingeborene geliefert. Einem dortigen Deutschen ward seine Wohnung eingeäschert, weil er den Eingeborenen eröffnet hatte, daß die Ihrigen nicht auf drei Monate, wie ihnen vorgesagt worden, sondern auf drei Jahre zur Dienstzeit verpflichtet seien.

Inhalt: Ujfalvy's Reise im westlichen Himalaja. IX. (Schluß.) (Mit sieben Abbildungen.) — Prshewalski's dritte Reise in Central-Asien. II. — Dr. Irving Rosse's Beobachtungen über die Eskimos. — Nekrologe. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. (Schluß der Redaktion: 27. April 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLV. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

I.

Der französische Amerikanist Désiré Charnay, über dessen Ausgrabungen in Mexiko und Central-Amerika wir seinerzeit an dieser Stelle berichtet haben[1]), veröffentlicht neuerdings eine Schilderung seiner letzten im Jahre 1882 ausgeführten Tour durch Yucatan und das Gebiet der Lacandones-Indianer. Dem Bericht, in dem neben den Entdeckungen des archäologischen Forschers auch die Erlebnisse des Reisenden und seine Beobachtungen über Land und Volk von heute zur erwünschten Geltung kommen, entnehmen wir die nachstehenden Mittheilungen.

Am 1. December langte der Dampfer, auf dem sich Charnay und seine Begleiter befanden, vor dem kleinen Hafen von Progreso an der Nordküste von Yucatan an. Wegen der Untiefen, welche diese ganze Küste einfassen, können die großen Dampfer nur in beträchtlicher Entfernung, fast außer Sicht vom Lande vor Anker gehen, und die Ueberfahrt nach der kleinen hölzernen Mole dieses Haupterporthafens von Yucatan ist bei einigermaßen hohem Seegange gefahrvoll genug. Vor fast 25 Jahren, bei seinem ersten Besuche der Halbinsel, war Charnay noch in dem weiter nach Westen gelegenen Hafen von Sisal ans Land gegangen. Das durch eine Eisenbahn von etwa 50 km Länge mit der Hauptstadt Merida verbundene Progreso ist erst eine neue Schöpfung, hervorgerufen durch das rasche Aufblühen des yukatekischen Handels, der namentlich in dem Hauptprodukte des Landes, dem Henequen oder Sisalhanf, seit einigen Jahren ungeahnte Dimensionen angenommen hat. Der Ort Progreso selber mit seinen auf dem sandigen Strande emporragenden Magazinen und Schuppen, dem Zollgebäude und den dahinterliegenden elenden Hütten macht einstweilen noch ebensowenig den Eindruck blühenden Reichthums, wie die es umgebende Landschaft. Unmittelbar hinter der Stadt führt die Bahn durch ödes sumpfiges Terrain, dann folgt eine weite Ebene, wo der sterile Kalkboden nackt zu Tage liegt und nur hin und wieder in kleinen Vertiefungen, in denen sich schon eine dürftige Humusschicht gebildet hat, niedriges Gestrüpp wuchert. Allmählich, je weiter man nach Süden kommt, verschwindet der grobkörnige Kalkstein, aus dem die Halbinsel besteht, gänzlich; die Schicht fruchtbaren Erdreichs, die ihn bedeckt, wird stärker und stärker, und auf dem welligen Boden zeigen sich, bis an den Horizont reichend, die einförmigen Agaveplantagen mit ihren unabsehbaren Reihen steifer, spitzblätteriger und scharfbewehrter Pflanzen. Hinter den aus Palmen, Wurzelbäumen und mächtigen Kiefern gebildeten Baumgruppen, die in weiten Zwischenräumen rechts und links von der Bahn sichtbar werden, verbergen sich die Wohnhäuser der Plantagenbesitzer. Hohe Fabrikschornsteine ragen daneben empor; denn der dem Fortschritt huldigende yucatekische Pflanzer läßt schon seit lange die glänzenden Spinnfasern der Agave durch Maschinen aus den fleischigen Blättern lösen, säubern und weiter präpariren, bis sie schließlich als zur Verarbeitung fertiges Henequen ebenfalls

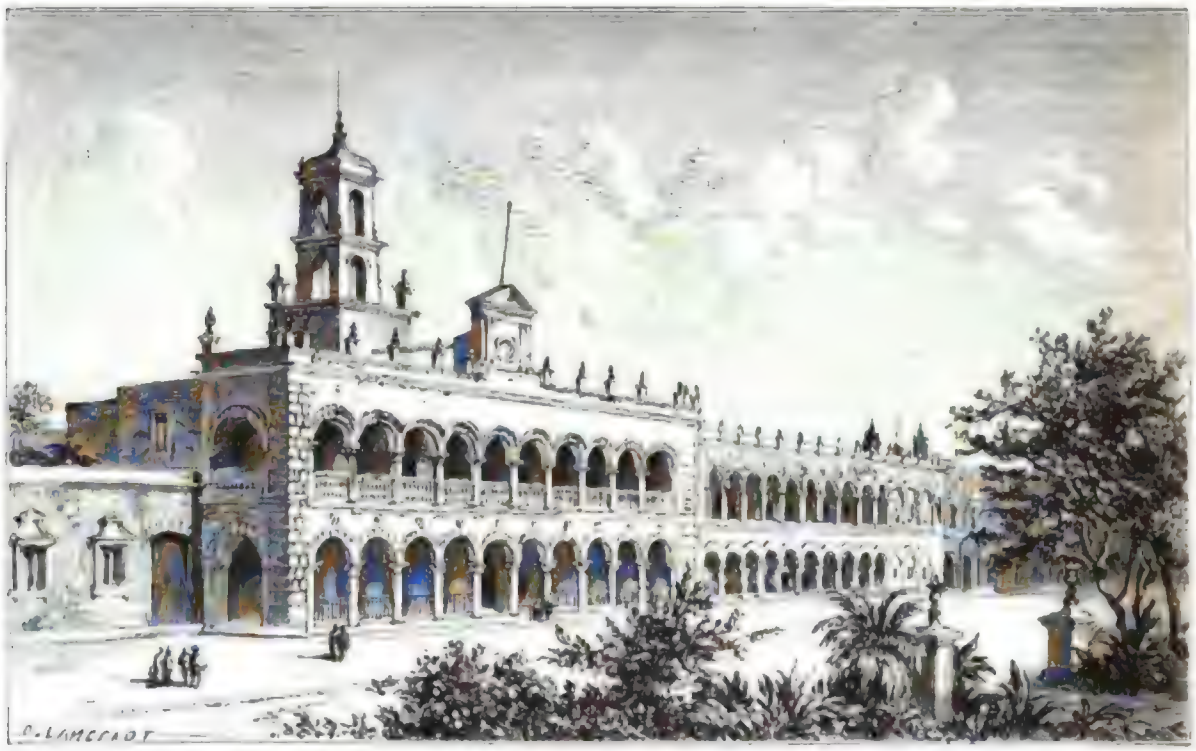
[1]) Vergl. „Globus", Bd. XLI, S. 177, 193, 209, 225, 241 und 257.

Digitized by Google

mit Hilfe einer Dampfmaschine zu den großen Ballen geformt werden, in denen sie in den Handel kommen.

Auf der letzten Strecke der dreistündigen Fahrt zeigt sich hin und wieder ein vereinzeltes Indianerdorf mit länglichen, von hohem Strohdach überragten Hütten; in nebeliger Ferne aber, zur rechten Seite der Bahn zeichnet sich eine Reihe regelmäßig gestalteter Anhöhen gegen den Horizont ab: es sind alte Tempelhügel, Trümmerstätten der glänzenden vorspanischen Zeit, die ja gerade auf dieser von der Natur verhältnißmäßig wenig begünstigten Halbinsel eine reiche Fülle von Denkmälern hinterlassen hat.

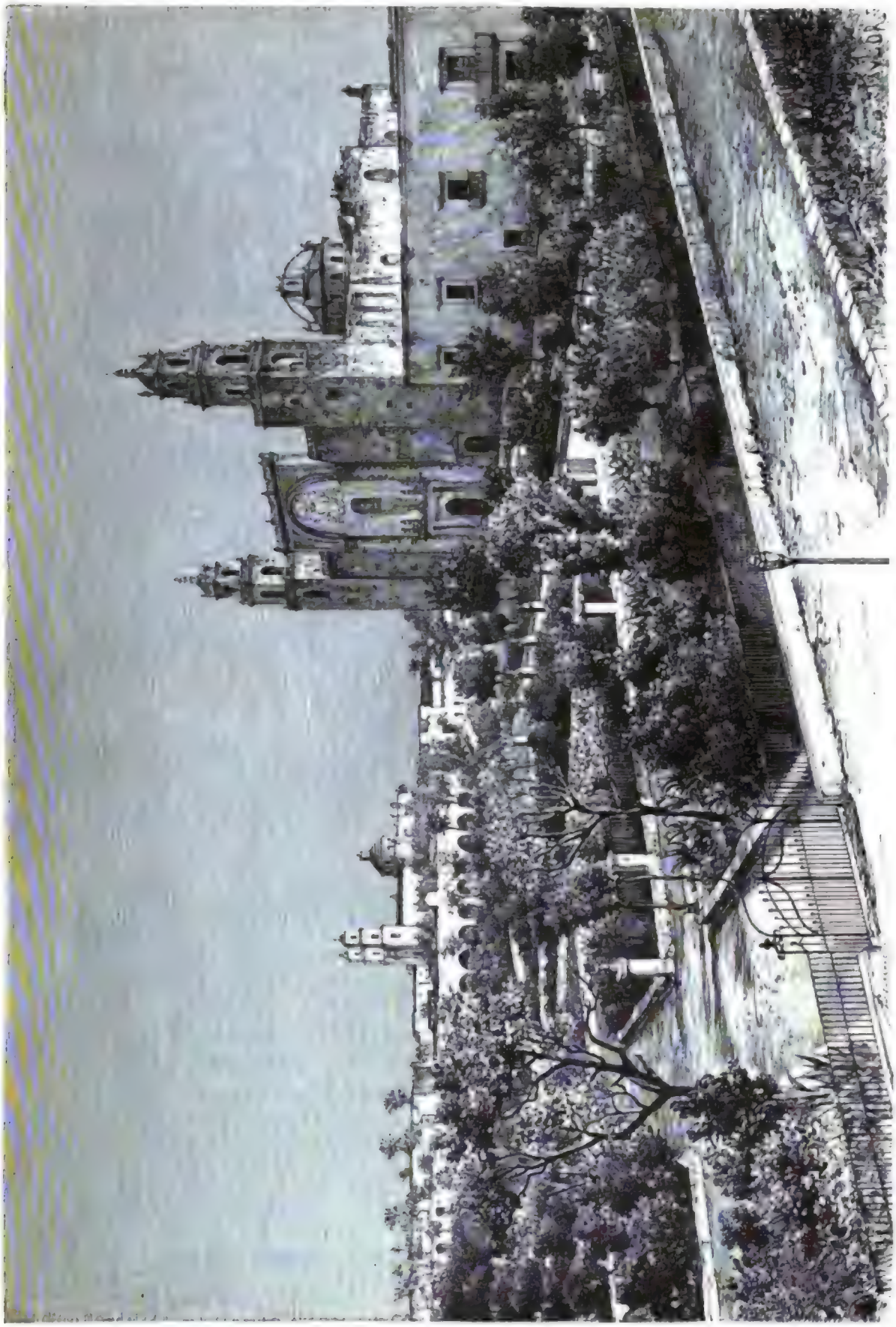
Die Hauptstadt Merida selber liegt noch inmitten der weiten, von Agavenpflanzungen eingenommenen Ebene; erst viel weiter nach Süden hin fängt das waldreiche Hügelterrain an, das durch mehrere größere Höhenzüge mit den Ausläufern der Sierra Madre in Verbindung steht. Für die Unterkunft von Reisenden ist bis jetzt in Merida noch wenig gesorgt; die Stadt besitzt kein einziges Gasthaus und auch nur ein höchst fragwürdiges Restaurant. Erst durch vieles Bemühen des amerikanischen Konsuls Mr. Aymé, der, wie die ganze kleine Amerikanerkolonie von Merida, sich Charnay's auf das freundlichste annahm, gelang es diesem, für sich und seine beiden Begleiter ein leerstehendes, dürftig möblirtes Zimmer zur Miethe zu erhalten, das ihm, trotzdem es nur sieben Fuß im Quadrat maß, angesichts der hier herrschenden Verhältnisse wie eine große Errungenschaft erschien. Die Stadt, die heute 30 000 Einwohner zählt, wurde im Jahre 1542 von Francisco de Montejo gegründet, der sich schon auf seiner zweiten Expedition in Yucatan befand. Zum erstenmale war er im Jahre 1527 nach der Halbinsel gekommen, hatte nach mannigfachen vergeblichen Kämpfen gegen die einheimische Bevölkerung zwei



Rathhaus in Merida.

Jahre lang ihre mächtige Stadt Chichen besetzt gehalten, sich dann aber, da seine Truppen durch Hunger, Krankheit und die beständigen Angriffe der Indianer fast aufgerieben waren, zur Rückkehr nach Mexiko entschlossen. Den Erfolg seiner zweiten Expedition verdankte er nur der Verrätherei eines Häuptlings, und auch dann dauerte es noch lange Zeit, bis es endlich gelang, die spanische Herrschaft einigermaßen zu befestigen. Alles in allem genommen soll die Eroberung von Yucatan mehr Anstrengungen, Menschenleben und Zeit gekostet haben, als Cortez' Besitznahme von Mexiko, und der Gewinn, der der spanischen Krone daraus erwuchs, war verhältnißmäßig gering: ein von Natur nicht reiches Land, dessen kriegerische, jedes Joch hassende Bevölkerung allezeit zum Aufstande bereit war. Tritt uns aus der Geschichte dieser beständigen kleinen Kämpfe und Empörungen, die doch schließlich, wie dies ja nicht ausbleiben konnte, mit der gänzlichen Unterwerfung und Zugrunderichtung der Mayas endigte, das Bild dieses Indianervolkes im Lichte heldenhafter Tapferkeit entgegen, so zeigen uns auf der anderen Seite die großartigen Baudenkmäler Yucatans dieses selbe Volk im Besitze einer hohen Civilisation. Denn daß, trotz aller gegentheiligen Hypothesen phantasievoller Archäologen, auch diese Bauwerke nicht das lächerlich hohe Alter haben, das man ihnen andichten möchte, daß sie nicht einer bei der Ankunft der Spanier schon längst vergangen und vergessen gewesenen Kulturperiode angehören, ist durch die scharfsinnigen Nachweise des leider zu früh verstorbenen Lewis H. Morgan, sowie durch Charnay's und einiger anderer Forschungen wohl für alle, die da sehen wollen, außer Frage gestellt. Freilich muß nach einer verhältnißmäßig so kurzen Zeit, wie sie seit der spanischen Eroberung vergangen ist, das Fehlen aller, einen festen Anhalt gebenden Dokumente überraschen. Daß die Spanier derartige Dokumente, Manuskripte auf Agavenpapier und auf Ziegenleder, Karten und Pläne vorgefunden haben, wissen wir ebenso genau, wie daß sie bemüht gewesen sind,

Digitized by Google



Kathedrale von Merida.

Digitized by Google

all dieses heidnische Werk und Wesen gründlich zu vernichten. Dem Beispiele des Bischofs Zumarraga von Mexiko folgend, veranstaltete unter anderen der Bischof Landa von Merida ein großes Autodafee in Campeche, bei dem er alle indianischen Schriftstücke verbrennen ließ, „deren er habhaft werden konnte". Lange danach erst schrieb er seine „Geschichte der Begebenheiten von Yucatan". Man könnte fürwahr den spanischen Conquistadores und ihren frommen Helfershelfern und Nachfolgern eine gewisse Anerkennung nicht versagen wegen ihres so gründlichen und so durchaus erfolgreichen Vernichtens, wenn es nicht eben bei alledem doch immer noch so räthselhaft bliebe, daß ihnen in der That auch nichts entgangen sein sollte, was uns heute eine Bestätigung unserer Annahmen, einen Schlüssel zu den Hieroglyphen geben könnte.

Das heutige Merida ist an der Stelle des alten Ti hoo oder T-hoo erbaut worden, einer der größten mexikanischen Städte. Die Angabe einiger spanischer Geschichtsschreiber, Ti hoo sei zur Zeit der Eroberung schon seit lange verlassen, seine Bauwerke von dichtem Pflanzenwuchs überwuchert gewesen, wird durch verschiedene Thatsachen widerlegt. Wenn auch aus dem Mauerwerk der künstlichen Pyramidenhügel vielleicht damals schon Buschwerk und Gesträuch emporgewachsen war, so waren die Gebäude, die sich auf ihnen erhoben, jedenfalls noch so wohlerhalten und fest, daß Montejo mit seinen Soldaten und dem Kontingent der Indianer von Mani sich darin niederlassen konnte. Cogolludo, ein sonst anscheinend zuverlässiger Chronist, erzählt überdies von dem Hauptheiligthume der indianischen Stadt, dem Tempel des H-Chum-Caan (Mitte und Grund des Himmels), dasselbe habe „bei den Einwohnern von Ti-hoo in einem solchen Ansehen gestanden, daß, um sie ihrem blinden Glauben zu entreißen, den frommen Vätern nichts übrig geblieben sei, als den Tempel niederzubrennen und an seiner Stelle dem heiligen Antonius eine Kapelle zu erbauen". Auch Landa erzählt in seinem Berichte, daß in der ersten Zeit nach der Eroberung die indianischen Priester noch in den Tempeln von Ti hoo ihres Amtes gewaltet und die Einwohner der Stadt beherrscht hätten. Lange wird dies nicht gewährt haben; denn an anderer Stelle berichtet er wieder, daß die Trümmer der zerstörten indianischen Bauwerke das Material zu der neuen Stadt hergegeben hätten.

Wie alle spanischen Städte der Neuen Welt ist auch Merida mit schachbrettartiger Regelmäßigkeit angelegt; schnurgerade, rechtwinkelig sich kreuzende Straßen trennen die einzelnen Häuserquadrate von einander. Der unvermeidliche große Platz in der Mitte, den Charnay vor 25 Jahren noch mit der von mächtigen Ceibabäumen beschatteten Alameda kennen gelernt, hat sich, „den Anforderungen der Neuzeit entsprechend", in ein modernes Square verwandelt mit einem an Wassermangel leidenden Springbrunnen, durstigen Blumenbeeten und jungen Bäumen, die den Enkeln der heutigen Generation vielleicht dürftigen Schatten spenden werden. Auf der einen Seite des Platzes erhebt sich das stattliche Rathhaus, das mit seinen beiden über einander befindlichen Gallerien eine gewisse Familienähnlichkeit mit allen anderen Rathhäusern der spanischen Kolonien nicht verleugnen kann. Anders die ihm gegenüberliegende Kathedrale, ein Prachtbau, der, wenn er heute schon zu der Stadt von 30 000 Einwohnern in keinem Verhältnisse steht, für das kaum 10 000 Seelen zählende Merida am Ende des 16. Jahrhunderts ein Wunder gewesen sein muß. Im Jahre 1598 vollendet, hat die Kathedrale eine Summe gekostet, die, auf heutige Verhältnisse übertragen, etwa 15 Millionen Mark gleichkommen würde. Man weiß nicht, soll man den frommen Eifer der beisteuernden Gläubigen mehr bewundern, oder die Geschicklichkeit ihrer geistlichen Lenker.

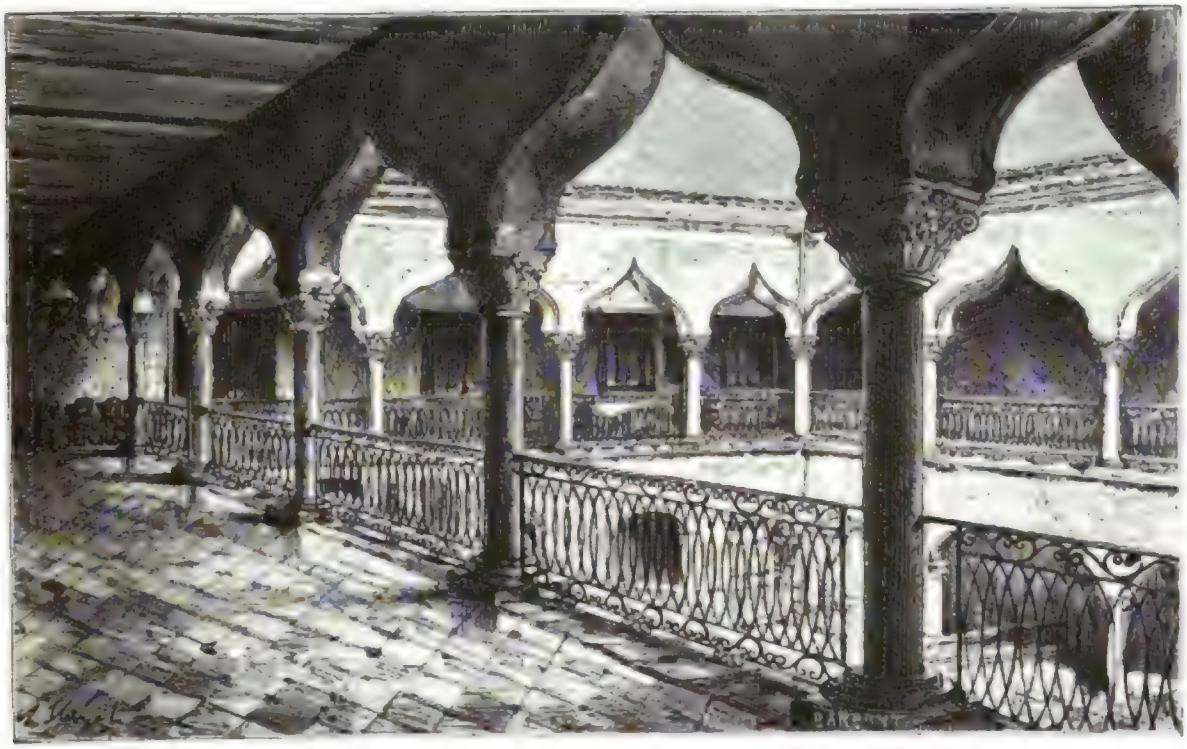
Haus des Francisco de Montejo.

Die Südseite der Plaza weist noch ein Monument aus jener Zeit auf: das Haus des Eroberers von Yucatan, Francisco de Montejo. Es stammt aus dem Jahre 1549 und kann mit den Säulen, den Fratzengesichtern, den Wappen und dem Laubwerk seiner Façade für ein Muster des Renaissancestiles in Amerika gelten. Natürlich ist, wie ja bei der Kathedrale auch, nur der Entwurf spanisch, die Arbeit indianisch.

Außer diesen Gebäuden hat Merida nur niedrige, meist einstöckige Häuser aufzuweisen mit flachen Dächern und kleinen vergitterten Fenstern in den nüchternen nach der Straße gekehrten Mauern. Im Innern sind sie freilich oft von geradezu überraschender Schönheit. Da finden sich die maurischen, arkadenumgebenen Höfe mit dem plätschernden Brunnen, den Gartenanlagen, den weit über das Dach hinausragenden Palmen und die den Hof umgebenden schattigkühlen Gemächer der spanischen Heimath wieder. Als Sehenswürdigkeit wird dem Fremden in Merida das Haus des Don Alvaro de Peon gezeigt, dessen von zwei Gallerien

Digitized by Google

Straße in Merida.



Innerer Hof im Hause des Don Alvaro de Peon.

Digitized by Google

umzogener Hof in der That eine Perle maurischer Architektur ist.

Eine fast klösterliche Stille und Einsamkeit herrscht in den meisten Straßen der Stadt. Nur in der Umgebung des Marktes und auf diesem selber findet sich Leben und Bewegung, kann man die verschiedenen Volkstypen, Spanier, Indianer und Mestizen, in größerer Menge beisammen sehen. Gruppen von indianischen Weibern kauern in den Seitenstraßen des Marktplatzes am Boden, die Produkte ihrer Gartenkultur, Obst und Gemüse, zum Verkauf vor sich ausgebreitet. Zu den typischen Figuren aller spanisch-amerikanischen Städte, dem Wasserträger, dem Cargador, dem Zacatehändler, dem Indianer, welcher Töpferwaaren, und seinem schwer beladenen Genossen, der Holzkohlen feilhält, gesellt sich als yucatekische Specialität hier noch der Ramonverkäufer, ein stämmiger indianischer Bursche, der hinter seinem ungeheuren Bündel grünen Reisigs, dem ramon, das er als Pferdefutter verkauft, fast verschwindet. Bei dem auf der Halbinsel herrschenden Gras- und Weidemangel bildet das ramon eine stets willkommene Ergänzung des trockenen Futters für die freilich nicht sehr zahlreich vorhandenen Pferde. Wie die großen mit Henequenballen beladenen Lastwagen, denen man in den Straßen der Stadt begegnet, werden auch heute noch die Lieblingsfuhrwerke des Yucateken, die alte habanesische Volante und eine Abart derselben, der Coche volant, nur von Maulthieren gezogen.

Indianische Verkäuferinnen auf dem Markte von Merida.

Mayas aus der Umgegend von Merida.

Die modernen europäischen und amerikanischen Equipagen der reichen Kaufleute erregen einstweilen noch Aufsehen unter der farbigen Bevölkerung; ein Aufsehen freilich, das, wie alle Aeußerungen dieser Nachkommen der alten kriegerischen Mayas, nur leise und schüchtern sich offenbart. Es war Charnay und seinen Begleitern immer von neuem befremdlich, auf dem belebten Marktplatze, mitten im Gewühl der handelnden und feilschenden Menge, nie ein lautes Wort, einen Ruf zu vernehmen, immer nur ein leises summendes Durcheinander halblauter, fast flüsternder Stimmen. Immer wieder drängte sich dem Reisenden die Frage auf: Ist diese Eigenthümlichkeit in der Natur des Volkes begründet, oder ist sie eine Folge der jahrhundertelangen Unterdrückung?

Im Aeußern unterscheiden sich die Mayas noch heute vortheilhaft von dem Otomi Mexikos sowohl, als auch von der nordamerikanischen Rothhaut. Sie sind ein kräftiger schöner Menschenschlag mit rundem Kopfe, schwarzen, hellblickenden Augen, gebogener Nase, kleinem Munde und wohlgeformten, kleinen Ohren, gesunden, eckigen Zähnen, vortretendem Kinn und breiter Brust. Die Hautfarbe ist ein helles Rothbraun, das Haar straff, hart und tiefschwarz. Sie sind alle scharf ausgeprägt orthognat und brachykephal. Charnay fand unter den Indianern aus der Umgegend von Merida so schön gewachsene Gestalten und so intelligente Physiognomien, wie sie unter der europäischen Landbevölkerung nur äußerst selten einmal anzutreffen sind.

Digitized by Google

Prſhewalski's dritte Reiſe in Central-Aſien.

III. Tibet.

Prſhewalski kam auch auf dieſer ſeiner dritten Reiſe nicht nach Lhaſſa. Zweihundert fünfzig Werſt (Kilometer) vorher wurde er von der tibetiſchen Regierung angehalten und ein weiteres Eindringen in das eigentliche Reich Tibet wurde unter keiner Bedingung geſtattet. Allein er war bei ſeinem Marſche dahin doch weiter gekommen, als irgend ein anderer Europäer vor ihm, auch weiter, als auf ſeinen früheren Reiſen. Er hatte dabei aus eigener Anſchauung diejenigen Gegenden kennen gelernt, welche nach der geographiſchen Auffaſſung zu Tibet gerechnet und als nördliches Tibet bezeichnet werden, welche aber in adminiſtrativer Beziehung als eine chineſiſche Provinz dem Gouverneur von Sinin unterſtellt ſind. Prſhewalski hatte genügend Gelegenheit, Tibeter zu ſehen und mit ihnen zu verkehren, und ſowohl von ihnen als auch von den Mongolen viel Intereſſantes über ihr Land und ihre Hauptſtadt Lhaſſa zu erfahren. Es ſind deshalb ſeine Mittheilungen über Tibet, auch ohne daß er in Lhaſſa geweſen, ſehr bemerkenswerth.

Wir unterbrechen daher vor der Hand die Schilderungen der Reiſe und des Aufenthaltes, um die an verſchiedenen Stellen der Reiſebeſchreibung (insbeſondere Kap. IX, X, XI und XII) zerſtreuten Bemerkungen über Tibet und deſſen Bewohner hier etwas zuſammenzufaſſen, und erſt ſpäter den Faden der Erzählung wieder aufzunehmen.

Tibet, ein ausgedehntes Gebirgsland, erhebt ſich 13 000 bis 15 000 Fuß (3900 bis 4500 m) über dem Meeresſpiegel, hat die Geſtalt eines unregelmäßigen Trapezes, iſt von allen Seiten durch hohe alpenähnliche Gebirge umgeben und wird im Innern gleichfalls von beträchtlichen Bergen durchzogen. Abgeſehen von dem Gebiet von Ladak und Baltiſtan iſt ganz Tibet ziemlich unbekannt. Freilich kennt man den mehr bevölkerten ſüdlichen Theil, das Baſſin des Brahmaputra, insbeſondere die Provinz Ngarikerſum ſeit 1865 in Folge der Reiſen der Punditen; allein der nördliche Theil zwiſchen 30° und 39° nördl. Br. (bis zum Altyn-tag-Gebirge) iſt ein völlig unbekanntes Land. Durch den öſtlichen Theil von Sinin bis Lhaſſa zu reiſen, iſt einigen wenigen Europäern gelungen (D'Orville, Huc u. a.); aber dieſelben haben keine geographiſche Beſchreibung ihrer Reiſe hinterlaſſen. Erſt durch den Punditen Nain-Singh, welcher 1873 von Ladak am Tengri-nor vorbei bis Lhaſſa reiſte, ſind Höhenbeſtimmungen und Wegeaufnahmen gemacht worden. Prſhewalski rückte 1872 bis 1873 von Oſten her bis zum Fluſſe Mur-uſſu, 1876 von Norden her bis an die nördliche Grenze (Altyn-tag-Gebirge), und erſt auf der letzten Reiſe 1879 bis 1880 kam er weiter bis über das Tanlagebirge, 250 Werſt (Kilometer) von Lhaſſa und an das Quellgebiet des Gelben Fluſſes.

Einer Durchforſchung Tibets ſtellen ſich aber bedeutende Schwierigkeiten entgegen: die Natur und die Menſchen ſind dem Eindringling feindlich. Die bedeutende Erhebung des Gebietes über das Meeresniveau, die ſcharfe ſchneidende Luft, das rauhe Klima, das extrem trocken oder extrem feucht iſt; die große Winterkälte bei Mangel an geeignetem Brennmaterial; geringes Futter für die Laſtthiere, die ſchwer zugänglichen Berge und Engpäſſe ſind alles Momente, welche das Eindringen und den Aufenthalt von Europäern erſchweren. Dazu kommt die entſchieden feindſelige Haltung der Tibeter gegenüber anderen Völkern.

Die Grenzen Tibets ſind im Norden das Küen-lün-Gebirge mit ſeinen Ausläufern, im Süden der Himalaja, im Weſten das Karakorum-Gebirge, im Oſten die Gebiete von Sze-tſchuan und Ganſu (Kanſu). Im Allgemeinen kann man Tibet mit Berückſichtigung ſeines topographiſchen Charakters in drei ſcharf von einander ſich unterſcheidende Gebiete theilen: das ſüdliche, mit ſeinen hochgelegenen Thälern, den Quellen des Indus, Satledſch und Brahmaputra; das nördliche, ein faſt vollkommen ebenes Plateau, und das öſtliche, ein Alpenland, welches allmählich ſich abſtufend weit nach China hineinreicht.

Prſhewalski liefert eine ausführliche Beſchreibung der einzelnen Gebirgsketten, aus welchen die großen Maſſen, deren Namen oben genannt wurden, gebildet werden; wir können hier dieſer Detailſchilderung nicht folgen. Nur auf einige ganz allgemeine Geſichtspunkte als Reſultate jener Beſchreibung mag die Aufmerkſamkeit der Leſer gelenkt werden. Auch das eigentliche Hochplateau Tibet beſitzt Gebirgsketten, welche freilich oft nur als unbedeutende Hügel erſcheinen. Dieſe ſekundären Ketten des Plateaus haben nun viel Charakteriſtiſches gemeinſam: alle haben die gleiche Richtung von Oſten nach Weſten und laufen einander parallel. Die abſolut hohen Ketten erſcheinen mit Rückſicht auf die gleichfalls abſolute beträchtliche Höhe des ganzen Plateaus keineswegs ſehr anſehnlich; die mit Schnee bedeckten Gipfel liegen gewöhnlich iſolirt; die Formen der Gebirge ſind, abgeſehen von den Schneebergen, abgerundet, nicht wild, wenig abſchüſſig. Alle Gebirge ſind zugänglich und die Päſſe meiſt leicht paſſirbar; Felſen giebt es wenig; es ſind meiſt Geſchiebe, dazwiſchen Thonſchiefer, Kalkſtein und Sandſtein. — Die Schneegrenze liegt zwiſchen 16 500 bis 17 000 Fuß (5000 m).

Zwiſchen den Bergketten befinden ſich mehr oder weniger ausgedehnte Ebenen; der Boden iſt lehmig oder ſandig-lehmig, hier und da mit Kies bedeckt; Flugſand iſt ſelten, dagegen giebt es an vielen Stellen Salzmoräſte, doch ſind eigentliche Salzſeen ſelten.

Das nördliche Tibet iſt keineswegs waſſerarm, doch hat es, vom öſtlichen Gebiete abgeſehen, keine Flüſſe, welche in das Meer ſtrömen. Alle Flüſſe ergießen ſich früher oder ſpäter in die hier befindlichen Seen, an denen kein Mangel iſt; das Waſſer in dieſen Seen iſt gewöhnlich ſalzig. Die Flüſſe des öſtlichen Gebietes ſind die Quellen der großen chineſiſchen Ströme, des Gelben und des Blauen Fluſſes und der beiden indo-chineſiſchen, des Saluen und des Mekong.

Das Klima des nördlichen Tibet muß unbedingt als ein äußerſt rauhes bezeichnet werden; es iſt charakteriſirt durch ein äußerſt niedriges Jahresmittel der Temperatur, trotz der ſüdlichen Lage; ferner durch die hier namentlich im Frühling wehenden Stürme, den außerordentlich trockenen Zuſtand der Atmoſphäre im Herbſt, Winter und Frühling und den reichlichen Niederſchlägen im Sommer. Der Herbſt iſt die ſchönſte Jahreszeit im nördlichen Tibet, das Wetter iſt klar und hell, warm, und die Stürme ſind ſelten, doch giebt es frühe Nachtfröſte.

Digitized by Google

In Bezug auf Flora und Fauna offenbart ſich eine Eigenthümlichkeit: eine auffallend arme Pflanzenwelt und ein Reichthum an großen Säugethieren.

Die Flora des nördlichen Tibet iſt außerordentlich arm. Bäume fehlen durchaus, und nur drei Straucharten kommen vor. Ziemlich ſelten iſt eine Hippophae (sp. ?), häufiger iſt eine Potentilla (sp.? kuriliſcher Thee genannt), und weit verbreitet iſt eine Reaumuria (sp. ?). Nur der erſte Strauch erreicht eine Höhe von einem halben Fuß, die anderen kriechen am Boden. An Kräutern iſt nur da kein Mangel, wo der Boden lehmig und ſandig und wo hinreichend Waſſer vorhanden iſt, ſo am Muruſſu und in anderen Flußthälern; es kommen einige Grasarten vor, Zwiebelgewächſe und Aſtragalusarten. Getreidebau iſt nicht möglich und deshalb auch kein ſeßhaftes Leben. (Eine Ausnahme bilden nach Nain-Singh die kleinen Anſiedelungen am See Dangra-jum-tſcho.)

Die Fauna zeigt gewiſſe Eigenthümlichkeiten, aber iſt überaus einförmig; beobachtet wurden nur 17 Arten wilder Säugethiere, 5 Hausſäugethiere, 51 Arten Vögel; über Reptilien und Fiſche konnte wegen der ſpäten Jahreszeit von Prſhewalski kein endgültiges Urtheil gefällt werden. Im Gegenſatz zu der Einförmigkeit iſt aber die Menge der hier lebenden Säugethiere erſtaunlich. Es ſind hier zu nennen der wilde Jak (Poephagus mutus), welcher als eine beſondere Art — der ſtumme Jak — anzuſehen iſt, er giebt nie einen Laut von ſich; der gezähmte Jak dagegen grunzt (Bosgrunieus nach Pallas); ferner zwei Antilopenarten: Orongo (Panthalops Hodgsoni) und Ada (Capra picticauda); zwei Arten wilder Bergſchafe: Arkar oder das weißbrüſtige Argali (Ovis Hodgsoni) und Kuku-jaman (Pseudovis Nahoor); ferner der Maral (Cervus sp. ?); der Pfeifhaſe (Lagomys ladacensis L. sp. ?) in unzähligen Scharen; das Murmelthier (Arctomys ? mong. Tarabagan); Haſen, ein neuer Bär (Ursus lagomyiarius), ſo benannt, weil er ſich von den Pfeifhaſen ernährt; der tibetiſche Wolf (Canis Chanko), Fuchs und eine neue Art Steppenfuchs (Canis Ekloni, ruſſiſch Korſak oder Kjars genannt), und zum Schluß der Chulan (Asinus Kiang), der in großen Herden die Bergthäler bewohnt. An Hausthieren ſind nur zu nennen der zahme Jak, Schaf, Ziege, Pferd und Hund; gewöhnliches Rindvieh giebt es in Tibet nicht. — In Bezug auf die anderen Thiere iſt nichts Beſonderes zu ſagen. — Ueber die Mineralien Tibets fehlen genauere Nachrichten. Sicher iſt nur, daß es im ſüdweſtlichen Winkel des Plateaus Gold giebt und daß der Muruſſu mit ſeinen Zuflüſſen Gold führt.

Durch die Ungunſt der klimatiſchen Bedingungen iſt das nördliche Tibet für den Menſchen faſt unbewohnbar. Von feſten Anſiedelungen iſt ſchon gar keine Rede, aber auch für Nomaden iſt das Leben ſchwierig, weil es an geeigneten Weideplätzen fehlt. — Wegen des Mangels an Menſchen und wegen des großen Thierreichthums heißt das nördliche Plateau bei den Mongolen Guréſſu tadſyr, d. h. das Thierland.

Lama aus Lhaſſa in Tibet. (Nach einer Photographie.)

Und doch leben auch hier Menſchen: nach den Mittheilungen der Mongolen und Chineſen exiſtiren auf dem nördlichen tibetiſchen Plateau kleine Nomadenhorden; die im Weſten hauſenden führen den Namen Hor-pa, die im Oſten den Namen Sok-pa. Sie werden als Unterthanen des Reiches Tibet betrachtet. Nain-Singh traf im Weſten noch das Nomadenvolk Kam-pa. Schließlich mag hier erwähnt werden, daß die chineſiſchen Chroniken von einem Amazonenreich im nördlichen Tibet während des 6. und 7. Jahrhunderts n. Chr. erzählen.

Prſhewalski hatte Gelegenheit, Vertreter der öſtlichen Tibet-Nomaden, der Sok-pa, und zwar in ſehr unvortheilhafter Weiſe kennen zu lernen. Auf der ganzen Wegſtrecke von Tzaidam aus traf er am Gebirge Tanla die erſten Nomaden. Es waren Jegrai, zum Stamme der Tanguten gehörig; ſie nomadiſiren gemeinſchaftlich mit den Golyken, welche unſerm Reiſenden nicht zu Geſicht kamen, am Gebirge Tanla. Sie leben vom Raube, indem ſie die mongoliſchen Pilgerkarawanen, welche von Norden nach Lhaſſa ziehen, anfallen und mindeſtens einen Tribut von ihnen erheben. Sie bewachen den Paß über den Tanla, ſo daß keine einzige Karawane ihnen entgeht. Im Jahre 1874 überfielen 800 Mann die Karawane des aus Lhaſſa nach Peking zurückkehrenden chineſiſchen Reſidenten; verjagten die ihn begleitenden 200 Soldaten, tödteten einige davon und nahmen ihm alle Sachen, darunter 30 Pud (= 480 kg) Gold. Um den vornehmen Chineſen recht zu ärgern, zerſchlugen ſie ſeinen Tragſeſſel, ſo daß der arme Mann, des Reitens unkundig, viel Ungemach auf

ſeiner Heimreiſe auszuſtehen hatte. Neben dem Raube beſchäftigen ſich jene Nomaden mit der Jagd und mit Viehzucht; ſie halten Schafe, Jaks und vortrefflich zu Gebirgsritten ſich eignende Pferde. Man rechnet die Jegrai zu 400 Zelten; das macht (das Zelt zu 5 Individuen) etwa 2000 Individuen; die Geſammtheit der Jegrai iſt dem Oberhaupte der Golyken unterſtellt; ſie zahlen ihm einen Jahrestribut, von jedem Zelt ein Gin (etwa 500 g) Butter und ein Lammfell.

Die Golyken, welche Prſhewalski nicht zu ſehen bekam, ſind viel zahlreicher. Man zählt 1500 Zelte, alſo etwa 7500 Individuen beiderlei Geſchlechts; ſie treiben Viehzucht, Jagd und ſuchen Gold; daneben rauben ſie gelegentlich, wie die Jegrai, und, da ſie an den Ufern des Gelben Fluſſes ſich aufhalten, ſo ſind die von Lhaſſa nach Donkyr und Sinin ziehenden Karawanen ihren Anfällen ausgeſetzt.

Die Jegrai wie die Golyken bekennen ſich zum rothen Buddhismus (nach den rothen Mützen der Lamas ſo genannt); ſie erkennen weder die Oberherrſchaft des Dalailama noch die der chineſiſchen Regierung an, doch reiſt ihr Oberhaupt Artſchun-Bum mitunter nach Lhaſſa, um dem Dalai-lama Geſchenke zu bringen, und ebenſo erhalten auch die chineſiſchen Beamten in Sinin Geſchenke. Was die anderen nomadiſirenden Tibeter betrifft, ſo kam Prſhewalski mit ihnen zuſammen, während er an der Grenze des tibetiſchen Reiches die Erlaubniß zur Weiterreiſe erwartete. Er berichtete über dieſelben Folgendes:

Die Tibeter haben in ihrem Aeußern Vieles, was ſie den Tanguten, ihren Stammesbrüdern, ähnlich erſcheinen läßt. Im Allgemeinen übrigens ſind die Tanguten und die Tibeter weder den Mongolen noch den Chineſen ähnlich; Prſhewalski findet vielmehr, daß ſie in mancher Beziehung an die (ruſſiſchen) Zigeuner erinnern. Wenn man den Typus der Mongolen mit dem der Zigeuner vermiſchte, ſo ergäbe ſich daraus der Tibeter.

Die Männer ſind von mittlerer Größe, ſelten groß; die Bruſt flach, der Körperbau nicht kräftig; die Farbe der Haut dunkelgelb, ins Bräunliche ſpielend, faſt hell kaffeebraun. Der Kopf (Schädel) länglich, ſeitlich eingedrückt, ſo daß das Geſicht vortritt; die Stirne flach; die Gegend oberhalb der Naſe eingezogen. Die Naſe meiſt gerade und fein; die Wangenhöcker nicht ſtark vortretend; die Augen groß, ſchwarz, nicht ſchief geſtellt und nicht tiefliegend; die Ohren von mittlerer Größe, nicht abſtehend; die Lippen bei einigen dick; das Kinn vorſpringend. Die oberen Zähne (Schneidezähne?) breit, weit von einander abſtehend und bei vielen ſtark hervortretend. Der Bart wächſt ſehr ſpärlich; meiſt werden die Barthaare ausgeriſſen. Haupthaare ſchwarz, lang, zu kleinen Büſcheln verfilzt, faſt wie die Schweifhaare des Jaks. Die Haare werden nie gekämmt und gebürſtet, ſondern fallen ungeordnet auf die Schultern; mitunter werden ſie hinten in einen Zopf zuſammengebunden. Die Lamas (Prieſter) raſiren ſich das Haupthaar. Der Zopf wird mit ſeidenen Fäden geflochten und mit knöchernen Ringen, rothen Korallen, Edelſteinen (Türkiſen) und mit kupfernen oder knöchernen Plättchen verziert. Einige tragen im linken Ohr ſilberne, mitunter recht große Ohrgehänge und an den Fingern ſilberne Ringe.

Die Weiber ſind klein von Wuchs, häßlich und ſchmutzig; ſelten begegnen dem Beobachter erträglich hübſche Geſichter; die Geſichtsfarbe iſt heller als bei den Männern; die vorderen Zähne ſind regelmäßiger. Das Haupthaar wird gekämmt, in der Mitte geſcheitelt und an der Seite wie hinten in viele kleine Zöpfe zuſammengeflochten, welche über die Schultern und hinten herabhängen. Die neben einander liegenden Enden aller Zöpfe werden durch ein breites, querlaufendes Band zuſammengehalten, welches mit Korallen, Türkiſen, Schellen, ſilbernen oder kupfernen Blättchen, oder mit chineſiſchen Münzen verziert iſt, ein zweites verziertes, die Haarſtränge mit einander vereinigendes Band läuft über die Schultern. Hinten hängt vom obern Querband ein breiter, vier- oder dreieckiger, gleichfalls verzierter Bandſtreifen faſt bis zum Boden herab. Die Frauen tragen auch Ohrgehänge und Ringe an den Fingern. Die Winterkleidung der Männer wie Frauen beſteht aus einem langen Schafpelz, welcher bei Wohlhabenden mit chineſiſchem Baumwollenzeug oder rothem Wollenſtoff überzogen iſt. Der Pelz wird durch einen Gürtel ſo zuſammengehalten, daß ſich hinten ein Sack bildet. Der rechte Aermel wird gewöhnlich nicht angezogen, ſondern hängt herab, ſo daß der rechte Arm — auch bei Kälte, nackt bleibt. Hemden und Hoſen werden nicht getragen; doch ziehen ſie „Knieſtücke“ aus Schaffell über die Knie. Die Stiefel werden aus grobem Wollenſtoffe genäht und mit rothen und grünen Längsſtreifen verziert; die Schäfte reichen bis an die Knie; die Sohlen ſind aus Leder gefertigt. Strümpfe kennt man nicht. Männer wie Frauen tragen Mützen aus Schaf- oder Fuchspelz, doch gehen ſie häufig auch bei ſtrenger Kälte barhäuptig. Die Männer tragen am Gürtel ſtets einen Säbel mit ſehr ſchlechter Klinge, aber äußerlich verziert mit Silber, Türkiſen und rothen Korallen; außerdem hängt am Gürtel eine lange Pfeife, ein Meſſer und ein Beutel mit Kleinigkeiten. Hinten in den Beutel, welchen der Pelz bildet, thun ſie eine Trinkſchale, ein Beutelchen mit Tabak und bisweilen ein Tuch zum Schnäuzen der Naſe. Die Weiber tragen am Gürtel ein Meſſer und ein Beutelchen mit Kleinigkeiten, mitunter Schlüſſel und eine Kette chineſiſcher Kupfermünzen. Einige Männer befeſtigen auf der rechten Schulter nach hinten herabhängende nicht ſehr große Fetzen aus chineſiſchem Zeug oder aus Tuch, welche mit Türkiſen oder Korallen verziert ſind. Das ſind eine Art Talismane, welche vor Krankheit und anderm Ungemach ſchützen ſollen; ſie erhalten ihre geheimnißvolle Macht durch die Lamas.

Die Wohnung der Tibeter iſt im Winter wie im Sommer ein Zelt, welches aus ſchwarzem grobem Filz hergeſtellt wird. Zur Bereitung des Filzes dienen die Haare des Jaks. Das Zelt iſt faſt viereckig und ſo hoch, daß ein Mann bequem darin ſtehen kann; ſein Umfang wechſelt je nach dem Reichthum und der Größe der Familie. Das Zelt hat ein faſt flaches Dach mit einer Oeffnung zum Durchlaſſen des Rauches; in der Mitte gerade unter dieſer Oeffnung befindet ſich ein viereckiger Herd aus Lehm, auf welchem Winters ſtets Argal (Miſt vom Jak) brennt; hier werden in einem eiſernen Keſſel Thee und Speiſen bereitet. Neben dem Herde ſind Felle zum Sitzen und Schlafen ausgebreitet. An den Innenwänden des Zeltes ſind, wie eine Art Mauer oder Fundament, Maſſen von trockenem Argal aufgehäuft; darauf liegen Kleider, Hausgeräth und — recht appetitlich — die Vorräthe von Speiſen. Das Hausgeräth iſt ſehr einfach, beſteht aus Töpfen und Schalen und aus hölzernen Geſchirren, in welchen kalte Milch aufbewahrt wird, und aus thönernen Gefäßen; hier und da werden auch die Hörner des Jaks als Behälter für friſche Milch benutzt.

Eine Anzahl Zelte, zehn oder mehr oder weniger, ſtehen gewöhnlich bei einander. Der Standort wechſelt je nach dem Futterbedürfniß des Viehes ſehr oft.

Das Hauptnahrungsmittel der Nomaden Tibets iſt Schaf- oder ſeltener Jakfleiſch, das oft roh genoſſen wird; offenbar weil die Zubereitung aus Mangel an Brennſtoff —

im Sommer ist der Argal stets naß — nicht möglich ist. Ab und zu wird aus den Knochen, welche während drei bis vier Monate gesammelt werden, eine Suppe gekocht; man schätzt solche Suppen sehr und schreibt ihnen einen guten Einfluß auf die Gesundheit zu. Neben dem Fleische genießt man Thee mit getrocknetem Quark (käsiger Theil der Milch, Käsebutter, russisch Twarog), Butter oder Milch. Als besonderer Leckerbissen gilt gekochte und dann sauer gewordene Milch (Taryk genannt).

Diejenigen Tibeter, welche Prshewalski zu sehen bekam, beschäftigen sich ausschließlich mit Viehzucht. Sie besitzen Herden von Jaks und Schafen, daneben einige Ziegen und Pferde, aber kein gewöhnliches Rindvieh. Der Jak hat hier in Tibet seine Heimath; er allein ist im Stande, unter den gegebenen klimatischen Bedingungen zu existiren. Die Jakkühe liefern eine vortreffliche Milch, aus welcher die Besitzer Butter und andere Produkte bereiten; daneben wird das Fleisch, das Fett und das Haar benutzt. Außerdem dient der Jak als Lastthier und als Reitthier; beim Gehen ist er sehr sicher und kann eine Last von 5 Pud (80 kg tragen. Bemerkenswerth ist, daß der Jak auch als Hausthier sehr wild ist und nur seinen Hirten und Pflegern gehorcht. Auch die Schafe sind den Tibetern äußerst nützliche Thiere. Das tibetische Hausschaf ist von großem Wuchs, meist von weißer Farbe mit schwarzem Kopfe, von wilder Natur; es dient nicht allein durch sein Fleisch und seine Wolle, wie anderswo, sondern wird ebenfalls als Lastthier benutzt. Schafböcke tragen fast 1 Pud (ca. 16 kg). Die tibetischen Pferde sind klein, langhaarig, aber stark und ausdauernd und sehr zahm; sie begnügen sich mit sehr geringem Futter; fressen aber auch getrockneten Käsequark, einige sogar rohes Fleisch.

Die Preise für die genannten Thiere sind verhältnißmäßig hoch: ein Schaf kostet 2 Rubel (4 Mark), ein Jak 10 Rubel (20 Mark), ein Pferd 30 bis 40 Rubel (60 bis 80 Mark), ein Gin (ca. 500 g) Butter 20 Kop. (40 Pf.), ein Gin getrockneter Käsequark 10 Kop. (20 Pf.).

In sittlicher Beziehung fällt unser Reisender über die Nomaden Tibets ein ungünstiges Urtheil. Gastfreundschaft und Gutmüthigkeit, welche die durch chinesischen Einfluß noch nicht verdorbenen Mongolen charakterisiren, sind den Nomaden des nördlichen Tibets durchaus fremd. Im Gegentheil können diese Nomaden trotz ihres Hirtenlebens in Schlauheit, Geldgier, Verschlagenheit und Heuchelei mit erfahrenen Großstädtern wetteifern. Bei allen Verhandlungen erwiesen sie sich als Leute ohne Gewissen, als Betrüger; so wurden sie auch von den Mongolen geschildert. „Ihre Seele ist wie Kienruß" — sagten die Mongolen — „einen Nebenmenschen, vor allem einen Fremden zu bestehlen und zu betrügen, wird in der Residenz des Dalai-lama fast als eine Ehre angesehen."

Die Religion der Nomaden Tibets ist, so weit es zu ermitteln war, der rothe Buddhismus. Bekanntlich giebt es in Tibet drei Hauptsekten des Buddhismus. Die älteste, am meisten von den beiden anderen sich unterscheidende, heißt Pon-bo; die zweite ist die Sekte der Rothen oder Rothmützen, deren Lamas eine rothe Kleidung tragen, sie ist im 7. bis 8. Jahrhundert nach Christi gegründet; die dritte ist die Sekte der Gelben oder der Gelbmützen, im 14. Jahrhundert p. Chr. n. gegründet; die letztgenannte ist die, welche jetzt in Tibet und in der Mongolei die herrschende und zahlreichste ist, ihr Hauptkennzeichen ist die Ehelosigkeit der Lamas. Ihre Religionsgebräuche vollziehen die Nomaden akkurat und gewissenhaft; immerfort murmeln sie Gebete; dabei drehen sie in der linken Hand wiederholt einen kleinen Cylinder, in welchem sich mit Gebeten beschriebene Fetzen Papier befinden. Am Halse tragen sie besondere Amulets in Form eines kleinen Kästchens; darin liegen kleine Idole, verschiedene Reliquien, Papierfetzen mit Gebeten und Beschwörungen. Der Einfluß der Priester-Lamas auf das gemeine Volk ist unbegrenzt; ihre Worte sind der Masse des Volkes ein Gesetz.

Charakteristisch für die Nomaden ist ihre Neugier und ihre Redseligkeit; vor den Reichen und den Mächtigen kriechen sie. Um an den Tibetern wenigstens etwas Gutes zu lassen, so muß man ihnen nachrühmen, daß sie, wenngleich eben so feig wie die Mongolen, doch im Allgemeinen energischer sind als diese.

Eine höchst eigenthümliche Seite ihres Familienlebens ist die Polyandrie. Zwei, drei, mitunter auch vier Männer haben eine Frau, mit welcher sie ohne Eifersucht und ohne Streit leben; nur sehr Wohlhabende halten sich eine eigene Frau oder sogar zwei. Als Grund führten die von Prshewalski Befragten an, daß die Weiber mit Abgaben belegt seien, und um zu sparen, begnügten sich mehrere Männer mit einer Frau. Die Weiber sind alle sehr leichtfertig und für Geld zugänglich, oft mit Wissen des Ehemannes. Die unverheiratheten Lamas bringen auch nur Sittenverderbniß unter das Volk.

Nach den Aussagen des mongolischen Dolmetschen, welcher sich sehr bequem mit den Tibetern verständigen konnte, reden die Nomaden dieselbe Sprache wie das Volk in Lhassa; doch soll sich ihre Sprache sehr beträchtlich von der der Kuku-nor-Tanguten unterscheiden, so daß diese letzteren sich nur schwer mit ihnen verständigen können.

Ueber die Sitten und Gebräuche der Tibeter ließ sich nur wenig in Erfahrung bringen. Bei Besuchen wechseln sie — statt der wie in Europa so auch in China üblichen Karten — Stücke weißen oder grünlichen Seidenzeuges, Chadak genannt; dieser Gebrauch ist zu den Tanguten und auch den südlichen Mongolen hingedrungen. Beim Begrüßen oder beim Abschiednehmen lüftet der Jüngere die Mütze, neigt das Haupt und — zeigt etwas die Zunge. Als Zeichen der Verwunderung zupft sich der Tibeter an der Wange. Beim Sprechen gestikuliren sie wie die Chinesen und Mongolen sehr lebhaft mit den Händen: der Daumen bedeutet eine Bejahung oder etwas Gutes, der kleine Finger das Gegentheil. Männer, Frauen seltener, rauchen Tabak, doch trinken sie keinen Branntwein. Ueberhaupt ist die Trunkenheit in Mittelasien ein fast unbekanntes Laster. Jeder Tibeter hat seinen eigenen Topf und seine eigene Schale, aus welcher er allein ißt und trinkt; Speise oder Trank aus einer fremden Schale, oder gar aus der eines Fremden nehmen, ist eine Entehrung und eine große Sünde; die Schalen sind oft aus kostbarem Holz und mit Silber verziert. Die Todten werden einfach aufs Feld hinausgeworfen, den Wölfen, Raben und Geiern zum Fraße; nur die Lamas, wie es scheint, werden begraben. In Lhassa selbst wird von den Lamas bestimmt, ob die Leiche verscharrt, in den Fluß geworfen, begraben oder den wilden Thieren überlassen werden soll. Im letztern Falle wird die Leiche in die Steppe hinausgeführt und unter beständigem Lesen von Gebeten in Stücke zerschnitten, welche den herankommenden Geiern zugeworfen werden. Die Geier scheuen sich nicht vor den Menschen, sondern halten ungestört ihr Mahl. Zuletzt werden auch die Knochen zerschlagen und ebenfalls den Geiern überlassen.

Die betreffenden Tibet-Nomaden sind in administrativer Beziehung nicht dem Dalai-lama, sondern den chinesischen Beamten in Sinin unterworfen. Sie zerfallen in sieben Abtheilungen (Oro im Tibetischen), deren jede ihren eigenen Namen hat; ein Theil nomadisirt am Fluß Tan-tschu, ein

Digitized by Google

Theil am San-tschu und bis an die Grenze des Dalai-lama-Gebietes. Man zählt etwa 1340 Zelte, demnach etwa 7000 Individuen beiderlei Geschlechts.

Ueber die Residenz des Dalai-lama berichtete einer der Mongolen (ein Lama), der sechs Jahre lang daselbst gelebt hatte, Folgendes:

Die Stadt wird von den Mongolen Barun-dsu oder Munchu-dsu (westliches oder ewiges Heiligthum) genannt und liegt am rechten Ufer des Flusses Ui-mureni (tibetisch Ki-tschu), eine Tagereise vor seiner Einmündung in den Jarudzampo. Die Häuser sind aus Lehm und Steinen aufgebaut. Die Zahl der beständigen Einwohner beträgt etwa 20 000, mit den Kaufleuten und Pilgern, welche im Winter zureisen, steigt sie auf 40 000 bis 50 000. Das priesterliche Element überwiegt. Ihrer Nationalität nach sind die Bewohner Lhassas Tibeter, Chinesen, Inder aus Butan (Pebu genannt) und Kaschmiren (Katschi genannt). Die letzteren sind Mohammedaner, bilden eine eigene Gemeinde unter einem besondern von der tibetischen Regierung anerkannten Oberhaupt und beschäftigen sich mit Handel. Die Inder (Pebu) sind Handwerker und namentlich berühmt als Metallarbeiter. Die Chinesen treiben meist Handel; außerdem befinden sich bei dem chinesischen Residenten stets einige hundert Soldaten. Die nach Lhassa eingeführten Waaren kommen hauptsächlich aus China, daneben aus Kaschmir und Indien. Die Theuerung ist in Lhassa sehr bedeutend; Geld ist in großen Mengen vorhanden. Das Volk ist moralisch sehr verdorben; es giebt viel Diebe und liederliche Frauenzimmer. Unter den Lamas ist Sodomie sehr verbreitet; doch werden nach der allgemein herrschenden Anschauung alle Sünden von Gott vergeben, weil sie in der heiligen Stadt begangen sind. Als Aufenthaltsort des Dalai-lama dient das ansehnliche Kloster Buddala, welches auf einem Felshügel bei Lhassa aufgebaut ist. Im Sommer lebt der Dalai-lama im Tempel Norbulinka in der Nähe des Klosters. In Lhassa selbst giebt es elf Tempel, außerdem liegen einige in der Nähe. Die Zahl aller Bonzen, d. h. aller derer, welche das Haupthaar rasiren und gelbe Kleidung tragen, beläuft sich im Gebiete des Dalai-lama auf etwa 50 000. Der Titel „Lama“ kann nur durch ein besonderes Examen erlangt werden; solcher Lamas giebt es nicht sehr viele.

Der Vorgänger des jetzigen Dalai-lama ist im Jahre 1874, 22 Jahre alt, gestorben. Wie man sich erzählt, wurde er auf Anstiften des weltlichen Beherrschers von Tibet, des Nomun-chan, vergiftet. Der jetzige Dalai-lama entstammt einer reichen Familie im südöstlichen Tibet und ist erst 9 Jahre alt.

Nicht ohne Interesse sind die Angaben der Mongolen in Betreff der Größe der Bevölkerung im eigentlichen Tibet. Im Gebiete des Dalai-lama wohnen in der Provinz Ui 13 Aimak (Stämme?) beim Bantschin-Irembutschi in der Provinz Dsang 9, in der Provinz Kam 64, in der Provinz Ngari, welche sehr schwach bevölkert ist, ließ sich die Zahl nicht ermitteln. Demnach im Ganzen 86 Stämme. Nimmt man etwa 10 000 Individuen beiderlei Geschlechts für jeden Stamm an, so macht das noch keine Million Menschen aus. Mit Hinzurechnung der Bewohner der Provinz Ngari und der im östlichen Tibet lebenden Nomaden kämen etwa 1½ Millionen heraus. Diese geringe Anzahl, welche im grellen Gegensatz zu den kolossalen Ziffern anderer Reisenden steht, stimmt aber gut zu der unfruchtbaren Gegend, welche gar nicht im Stande wäre, eine größere Menschenmenge zu ernähren.

Jacksonville in Florida.

Florida — schreibt ein Times-Korrespondent („Mail“ 18. April 1884) — hat man bisher ausschließlich als das Land betrachtet, wo Romantik sich mit der üppigen Fülle der subtropischen Zone verbindet. Innerhalb der letzten Jahre jedoch hat sich diesen Merkmalen der mächtige Impuls amerikanischen Unternehmungsgeistes hinzugesellt; die Thatsache drängt sich dem beobachtenden Reisenden besonders in der Hauptstadt Jacksonville auf, welche neben der Eigenthümlichkeit, daß in ihr die Orangenbäume die Straße entlang und in den Hausgärten stehen, noch die weitere aufweist, daß sie durchaus nicht den in den südlichen Städten der Vereinigten Staaten vorherrschenden Typus der Indolenz und Versumpfung zeigt. Sie hat im Gegentheil die rastlose Energie sich angeeignet, die für die neuen amerikanischen Gemeinden des Westens charakteristisch ist und denselben zu ihrem ungewöhnlich raschen Wachsthume verholfen hat. Dieselben Pioniere, welche vor noch nicht langer Zeit den Westen der Vereinigten Staaten kultivirt haben, sind auch nach Jacksonville, und zwar mit reichen Kapitalien versehen, gekommen, haben dort großartige Bauten errichtet und die Stadt mit dem Binnenlande durch vorzügliche Kommunikationen verbunden. Die Folge blieb nicht aus; innerhalb dreier Jahre hat sich die Einwohnerzahl beinahe verdreifacht. Neue Häuser entstehen in allen Richtungen und die eiligen Fußgänger im Geschäftsviertel tragen den Stempel der Yankee-Energie im Gesichte, sie haben das Aussehen von Leuten, die „Geld machen“. Die längs dem Flusse hinführende Baystraße kennzeichnet sich durch eine Reihe von Läden und Waarenniederlagen, dort hauptsächlich herrscht ein ungemein reger Verkehr. Die Stadt hat eine wunderbar günstige Lage, da in ihr der Knotenpunkt des Eisenbahnsystems von Florida liegt und der stolze St. Johns River die Verbindung mit dem Süden des Staates auf Hunderte von Meilen herstellt. Kurz, Jacksonville hat jetzt ebenso gut seinen „Anlauf“, wie die neuen Städte des Nordwestens, von denen so viel geschrieben und gesprochen wird, und die beiden Tages- sowie verschiedene Wochenblätter der Stadt erörtern den Umschwung der Verhältnisse in keineswegs zu maßvoller Sprache. Jacksonville liegt auf dem nördlichen außenseitigen Ufer einer Biegung des St. Johns River. Dieser schöne Fluß mit seinen flachen, mit Bäumen bewachsenen Ufern fließt vom südlichen nach dem nördlichen Florida, macht bei Jacksonville eine scharfe Wendung nach Osten, um etwa 25 Meilen (englisch) weiter sich ins Meer zu ergießen. Das Geschäftsviertel liegt dem östlichen Ende der Kurve entlang, die Werften erstrecken sich eine Meile weit am Flusse hin, während die Bahnlinien im Westen des Viertels auf den Fluß ausmünden. Gen Süden erheben sich zu beiden Seiten des Flusses schöne Villen, bewohnt von Geschäftsleuten, die hier in bequemen Häusern zwischen Orangenhainen, Oleandern und Bananenbäumen von den

Digitized by Google

Mühen des Tages ausruhen. Es mag nicht unerwähnt bleiben, daß die Verfasserin von Onkel Tom's Hütte, Frau Beecher Stowe, oberhalb der Stadt eine bedeutende Orangenanpflanzung besitzt, auf der sie den Winter zuzubringen pflegt.

Jacksonville bietet übrigens außer seiner kommerziellen Bedeutung auch dem Reisenden, der es im Winter aufsucht, Annehmlichkeiten, die ihn zum längern Bleiben bestimmen können. Die Stadt hat zahlreiche Hotels und Miethwohnungen, deren Zahl sich mit der Zunahme ihrer Ausdehnung vermehrt. Tausende von Bewohnern des Nordens kommen in den Monaten Januar, Februar und März, um sowohl in der Stadt selbst als auch in den Vorstädten und umliegenden Dörfern, welche mit der erstern durch regelmäßige Dampfschiffahrt verbunden sind, den Winter in angenehmer Weise zu verbringen. Sie finden allenthalben Bibliotheken, öffentliche Hallen und Banken; Jacksonville selbst geht sogar damit um, ein großes Opernhaus zu bauen. Diesen Zufluß von Menschen verdankt die Stadt in erster Linie ihrem gesunden, gleichmäßigen Klima, denn selten herrscht Frost und die mittlere Temperatur im ganzen Jahre beträgt 69° F., im Januar 52°. Im Sommer erreicht die Hitze noch nicht das Maximum in den nördlichen Staaten, wo sie häufig bis zu 100° F. steigt. In Jacksonville ist der Juli der heißeste Monat, die durchschnittliche Wärme in ihm beträgt 84° F. Die Winter sind in der Regel klar und trocken; in ihnen ist die Luft mitunter ebenso weich und mild, wie bei uns im Sommer. Die Regenzeit herrscht in Florida während der Sommermonate. — Die Wege nach den Vorstädten sind mit harten Muscheln bestreut, aber die breiten Straßen der Stadt sind ungepflastert und die Wagenräder sinken tief in den Sand, eine Wahrnehmung, die man in den meisten neuen amerikanischen Städten macht, da die Leute im Anfange viel zu beschäftigt sind, um an Kleinigkeiten wie das Pflastern der Straßen zu denken. Uebrigens gewähren die Straßen an und für sich einen prächtigen Anblick, da sie von stattlichen Eichbäumen eingefaßt sind, die mit ihrem grünen Blätterdache herrlichen Schatten spenden.

Einer sonderbaren Vorliebe der Jacksonviller soll hier gedacht werden, derjenigen für Alligatoren. Sie halten dieses niedliche Raubzeug als Hausthiere, die Skelette werden zum Schmuck der Wohnungen verwendet. Die Haut und die Zähne werden in phantastischen Formen bearbeitet und die Läden sind mit derartigen und sonstigen „Floridararitäten" angefüllt, die zum Theil, wie man sich dort erzählt, durch englische und deutsche Arbeiter in New York verfertigt worden sind. — Ein großes, wohl das einzige Hinderniß der kommerziellen Entwickelung Jacksonvilles ist die Versandung des Flusses an seiner Mündung; sie macht tiefgehenden Schiffen das Einlaufen unmöglich, jedoch läßt die Regierung ausbaggern, um die Einfahrt offen zu halten, wodurch wenigstens einigermaßen Abhilfe geschaffen wird.

Was nun den Staat Florida betrifft, so ist er — und hierin bildet er unter den Südstaaten eine Ausnahme — schon längere Zeit sowohl vom Norden der Vereinigten Staaten als auch von Europa als Ziel der Auswanderung ins Auge gefaßt worden und ein beträchtlicher Theil seiner Bevölkerung rekrutirte sich in dieser Weise. Sobald das Eisenbahnwesen, welches, wie überall in der Union so auch hier, nach dem Bürgerkriege an chronischem Bankerott litt, in die Hände thatkräftiger und, was die Hauptsache war, leistungsfähiger Unternehmer kam, war auch der Anfang zum Aufschwunge Floridas gemacht und die Lust nach Landerwerb geweckt. Die bedeutendste Gesellschaft, welche dort interessirt ist, ist die in England domicilirte Florida Land- und Hypotheken-Kompagnie, welche circa 2 300 000 Acres [1]) erworben hat und durch deren Territorium die Haupteisenbahnlinien des Staates, die Florida Central-, die Western- und die Florida Transit- und Peninsular-Eisenbahn führen.

Der Staat Florida umfaßt ungefähr 58 000 englische Quadratmeilen, von denen ein Zehntel auf Seen und Flüsse entfallen. Der Boden ist hauptsächlich mit Kiefernwaldungen bedeckt, ein nicht unbedeutender Theil ist Moorboden; außer Nadelholz finden sich in größerer Menge Eichen, Magnolien [2]), Gummi- und Wallnußbäume. Der Moorboden ist mit Cedern und Cypressen bewachsen. Der Kiefernwaldboden ist der fruchtbarste und ausdauerndste, denn es ist nachgewiesen, daß er vierzehn Jahre hinter einander ohne Zufuhr von Dünger ertragsfähig blieb. Nutzholz besitzt Florida in reichlicher Menge und hierin hat es einen unverkennbaren Vortheil vor den baumlosen Prärien des Westens voraus. Man schätzt den Grund und Boden, der mit Nutzholz und zwar vorzüglich mit Yellow Pine bedeckt ist, auf 30 000 000 Acres. Dieser Reichthum bedingt ohne Zweifel eine Zukunft für den Holzexport aus Florida, da bekanntlich im übrigen Amerika die Waldungen auf unverantwortliche Weise ausgerottet werden. Schon heute kann dieser Export aus Jacksonville, Fernandina und anderen Häfen Floridas sehr bedeutend genannt werden. Fürs erste jedoch muß als Hauptprodukt Floridas die Orange bezeichnet werden. Die Orangenanpflanzungen haben seit der allmählichen Verbesserung der Kommunikationsmittel einen derartigen Umfang gewonnen, daß demnächst Florida allein den ganzen Nordosten der Vereinigten Staaten mit diesen Früchten zu versehen vermag. Die berühmtesten Haine finden sich im Süden des Staates, insbesondere an dem Indian River entlang und in der Nähe der Seen am obern St. Johns River, aber auch in der Umgegend von Jacksonville werden größere Kulturen angetroffen. So z. B. besichtigte der Korrespondent bei Alexandria, einige Meilen oberhalb der Stadt, eine Orangenpflanzung von 40 Acres, wo die Bäume geordnet wie in einer Baumschule stehen. Sie ist das Eigenthum eines Eisenbahnkönigs des Nordwestens, welcher auf ihr den Winter zubringt. Das Flußufer ist zu einer herrlichen Promenade umgeschaffen, die ihren Schatten von Oleander- und Palmbäumen und Eichen erhält, um deren Stämme sich wilde Reben in üppiger Fülle ranken. Von hier hat man eine prachtvolle Aussicht auf den St. Johns River und die tiefer gelegene Landschaft. Der Reisende hebt bei dieser Gelegenheit besonders hervor, daß der Zutritt zu dieser Besitzung jedem gestattet ist, ja daß er sogar unbehindert sich die einladenden Früchte pflücken konnte.

Die größte und bekannteste Orangenpflanzung in Florida, die des Obersten Hart, liegt am St. Johns River gegenüber der Stadt Palatka. Ihr Besitzer kam im Alter von circa 20 Jahren in einem vorgeschrittenen Stadium der Schwindsucht von Vermont nach Florida; jetzt ist er ein kräftiger Mann von mittleren Jahren und von fester Gesundheit. Er besitzt 30 Acres, auf welchen über 2000 Orangenbäume von verschiedenem Alter, manche über 50 Jahre alt, stehen. Das Land wird gepflügt, gedüngt und möglichst ausgiebig bewässert und bringt jährlich etwa 2 Millionen Früchte, welche stets Absatz finden und einen reinen Nutzen von 80 000 bis 100 000 Mark abwerfen. Auch zieht er die feinsten Limonen, Citronen, Pampelmusen

[1]) 640 Acres = 1 Quadratmeile = 2,590 Quadratkilometer.

[2]) Es ist hier die Magnolia grandiflora gemeint, ein Baum, der bis zu 90 Fuß hoch wird.

Digitized by Google

und Mandarinen. Da der Markt der Nordstaaten willig alles, was nur immer wächst, aufnimmt, so nimmt diese Kultur mehr und mehr zu; fünf Jahre alte Pflanzungen werden zu 4000 Mk. pro Acre geschätzt, während die erste Anlage, der Preis für den Boden eingeschlossen, etwas weniger als 700 Mark kostet. Nach Ablauf der ersten fünf Jahre wächst der Baum und sein Ertrag mindestens 10 Jahre lang beständig und bewahrt die dann erlangte Kraft bei gehöriger Pflege ein Jahrhundert lang. Nach dem Census von 1880 besaß Florida 294 912 Orangenbäume, welche jährlich 96 Millionen Früchte im Werthe von fast 2 800 000 Mark trugen. Der Ertrag ist jetzt schon weit größer, aber immer noch ist die Nachfrage stärker als das Angebot, da die Vereinigten Staaten jährlich 600 Millionen Stück verbrauchen, wovon das meiste aus dem Auslande eingeführt werden muß. Die Orangen Floridas sind wie der Weizen im Nordwesten der Union so gut wie baar Geld, denn sie finden leicht Käufer und werden meist noch vor Eintritt der Reife an den Bäumen verkauft, wobei der Käufer aus dem Norden das Risiko und das Einsammeln der Ernte übernimmt und für das Stück 2 bis 3 Farthings bezahlt.

Nekrologe.

1883.

— **Sir Richard Collinson**, englischer Admiral und Polarfahrer, geboren 7. November 1811 in Gateshead, gestorben 13. September in Ealing bei London. Mit 12 Jahren trat er in die Marine und bildete sich bald zu einem geschätzten Aufnahme-Officier aus: 1828 war er an den Küsten Südamerikas, 1835 in Centralamerika, seit 1841 in China beschäftigt, wo er während des Krieges den Jang-tse-kiang 200 engl. Meilen weit aufwärts erforschte und nach Beendigung der Feindseligkeiten die Küste Chinas von Tschusan bis Hongkong und diejenige Formosas aufnahm. 1849 erhielt er als Kapitän den Auftrag, mit den Schiffen „Enterprise" und „Investigator" von der Beringsstraße aus Sir John Franklin zu suchen. „Investigator" unter Kapitän M'Clure, von der „Enterprise" getrennt, entdeckte die nordwestliche Durchfahrt, blieb aber im Eise sitzen; die „Enterprise" unter Collinson machte dieselbe Entdeckung etwas später und kehrte heil zurück. Sie verweilte vierthalb Jahre im arktischen Eise, untersuchte eingehend die Nordküste Amerikas und wurde nur durch Mangel an Brennmaterial zur Rückkehr nach England gezwungen, wo Collinson von der Admiralität so kühl empfangen wurde, daß er den Dienst quittirte. Die Geographische Gesellschaft dagegen würdigte seine Leistungen mehr, indem sie ihm die goldene Founder's Medal verlieh und ihn in ihr Council wählte. Bald nach 1857 wurde er jüngerer „Bruder", 1875 Haupt der Korporation des Trinity House, einer unter Heinrich VIII. errichteten Behörde, welcher die Sorge für die Leuchtthürme und Seezeichen der Häfen, die Aufsicht über das Lootsenwesen, die Prüfung der Officiere der Handelsflotte u. dergl. obliegt.

— **Heinrich August Jäschke**, der sprachengelehrte Missionar, geboren 17. Mai 1817 in Herrenhut, gestorben 24. September 1883 ebenda. Er war ein entschiedenes Sprachtalent, das in der Jugend außer den klassischen Sprachen Polnisch, Dänisch, Schwedisch, Madjarisch, Böhmisch, später, als er Lehrer am Nieskyer Pädagogium war, Arabisch, Persisch und Sanskrit erlernte. 1856 ging er im Auftrage der Brüdergemeinde als Missionar nach dem Pendschab, bald darauf nach Ladak, wo er rasch Tibetisch erlernte, in dürftigen Verhältnissen ein Vierteljahr lang mit armen Eingeborenen zusammenlebend. Dann kehrte er nach seiner Missionsstation Kyelang oder Kailang im Tschenab-Thale zurück und blieb dort bis 1868. Während dieser Zeit verfaßte er eine ganze Reihe von Abhandlungen und Schriften über das Tibetische und 13 tibetisch geschriebene Schul- und Missionsschriften. Von der Bibel übersetzte er fast das ganze Neue Testament. Sein Hauptwerk ist das „Handwörterbuch der tibetischen Sprache" (Gnadau 1881; englische Bearbeitung London 1881). Seinen Lebensabend verbrachte der tüchtige und bescheidene Forscher in seinem Geburtsorte.

— **Charles Earl Somers**, geboren 1819, gestorben 27. September. Er unternahm 1841 bis 1843 eine große Reise durch Kleinasien, während welcher er Brussa und den Olymp, den Tempel von Aezani, die Katakekaumene, Karien, Lydien, die Troas, später den Archipel, Lykien, Kilikien, von da Aleppo, Syrien, Palästina und Aegypten besuchte. Die von ihm geplanten Ausgrabungen fand er nie Zeit auszuführen; aber er gab den Anstoß zu zwei wichtigen Unternehmungen, der Wegführung der Bildwerke von Halikarnassos, welche er daguerrotypisch aufgenommen hatte, und der Expedition des Lieut. Spratt nach Cyrene. Ein anderes Projekt von ihm, die Untersuchung der Grabmäler bei der Kornkischen Höhle in Kilikien, ist leider noch nicht zur Ausführung gekommen.

— **Emond O'Donovan**, irischer Zeitungskorrespondent und Reisender, geboren 17. September 1847 zu Dublin, fiel in der Schlacht bei El-Obeid, durch welche der Mahdi das Heer von Hicks-Pascha am 5. November 1883 vernichtete. Er bekleidete zuerst eine Stelle an der Bibliothek der protestantischen Universität zu Dublin, betheiligte sich dann auf französischer Seite am Kriege von 1870 und wurde bei Orleans verwundet und gefangen genommen, um in Straubing internirt zu werden. Dann schloß er sich als Streiter und Zeitungskorrespondent den Karlisten an, ging darauf nach Montenegro und trat dann (1879) seine bekannte Wanderung nach Merw an, wo er es bis zum Chan brachte. Sein Werk „The Merw Oasis" (London 1882, mit Karte) hat großen Werth für Geographie und Völkerkunde.

— **S. C. J. W. van Musschenbroek**, zuletzt Resident von Menado auf Celebes, geboren 1827, starb am 7. November zu Leyden. Als niederländischer Beamter auf Java, den Molukken und Celebes thätig, förderte er besonders die Sprachkunde und die Naturwissenschaften, unterstützte wissenschaftliche Reisende und sammelte für Museen. 1876 nach den Niederlanden zurückgekehrt, entfaltete er eine große schriftstellerische Thätigkeit; hervorzuheben sind seine Karten der Minahassa und des Golfes von Tomini und seine Herausgabe der Tagebücher Bernstein's über dessen Reise nach den Molukken und Neu-Guinea.

— **Sven Nilson**, schwedischer Natur- und Alterthumsforscher, geboren 8. März 1787 bei Landskrona, starb 30. November 1883 in Lund, wo er studirte und als Docent thätig gewesen war. Nur in den Jahren 1828 bis 1832 führte er die Aufsicht über das Stockholmer zoologische Museum. Außer zahlreichen Schriften über die Wirbelthiere Skandinaviens verfaßte er namentlich „Skandinaviska nordens urinvänare" (4 Bde., Christianstad 1838—1843; 2. Aufl. 1862—1866), welches Werk ins Deutsche („Die Ureinwohner des skandinavischen Nordens", Hamburg 1863—1868), Englische und Französische übersetzt worden ist.

Digitized by Google

— François Lenormant, französischer Archäolog, geboren Januar 1835, gestorben 10. December zu Paris, wo er Professor der Archäologie und Bibliothekar an der Nationalbibliothek war. 1860 untersuchte er die Ruinen von Eleusis und beschrieb sie 1862 („Recherches archéologiques à Eleusis" und „Monographie de la voie sacré éleusinienne" 1864). Dann wandte er sich der ältesten Geschichte der orientalischen Völker zu, die er in zahlreichen Schriften behandelte (Manuel d'histoire ancienne de l'Orient 1868 bis 1869; Lettres assyriologiques 1881 ff.; Essai sur la propagation de l'alphabet phénicien dans l'ancien monde 1872—1873; Les premières civilisations 1874; Les sciences occultes en Asie 1874—1875 etc.). Zuletzt machte er Reisen und Ausgrabungen in Kalabrien (La Grande Grèce 1881), wobei er sich eine tödtliche Krankheit zuzog.

— William Morton, amerikanischer Polarfahrer, starb 31. December in Sitka (Alaska). Er nahm theil an den Reisen von De Haven und Kane zur Aufsuchung Franklin's 1850 bis 1851, Kane 1853 bis 1855 und Hall auf der „Polaris" 1871 bis 1873. Auf seinen Aussagen basirte vornehmlich die Theorie von einem eisfreien Polarmeere.

— Ende December 1883 starb zu Tamontaca (Prov. Cotta-baló der Insel Mindanao) der Jesuitenmissionar P. J. Guerrico. Obwohl ihm sein Beruf wenig freie Zeit übrig ließ, so war er dennoch unausgesetzt wissenschaftlich thätig; er hinterließ mehrere werthvolle Manuskripte, darunter ein Vokabular und eine Grammatik der Tirurayssprache, beide leider noch unvollendet.

— Francisco de Paula Entrala, einer aus Andalusien stammenden Familie angehörig, schlug die Bahn eines Gerichtsbeamten der philippinischen Kolonialbehörde ein. Seine scharfe Auffassungsgabe sowie sein Mutterwitz trieben ihn, das Leben und Treiben der bunten Bevölkerung Manilas in prächtig geschriebenen Skizzen zu zeichnen. Einen besondern Ruf erwarb er sich durch seine Novela de Costumbre: Sintitulo und durch die Olvidos de Filipinas (ein Gegenstück zu Cannamaque's Recuerdos de Filipinas), denen die Escenas Filipinas, Cuadros filipinos (Lustspiele, Zwischenaktspiele) und eine Reihe von Zeitungsartikeln (im „Comercio") folgten, welche allgemein freundliche Aufnahme fanden. Seine Sainetes sind eine Fundgrube für jeden, der sich mit dem Pidgin-Spanisch der Tagalen und Chinesen Manilas bekannt machen will. Er schrieb auch ernstere Sachen: Estadistica judicial de las islas Filipinas (Manila 1881). Mitten in seinem regen Schaffen und in der Blüthe seiner Jahre raffte ihn die Cholera hinweg.

— Francisco Javier de Moya y Jiménez, trat nach Absolvirung der Artillerie-Akademie in die spanische Armee ein, in welcher er es bis zum Stabskapitän brachte. Zu dem Artillerie-Regiment der Philippinen versetzt, beschäftigte er sich mit dem Studium jenes Archipels, in welchem er auch Verwandte besaß. Seine Beobachtungen verwerthete er in einer Reihe von Schriften, von denen die bedeutendsten Situacion de Filipinas („La prensa" Jahrg. 1874) und Las islas Filipinas (Revista de „España", Bd. 85 bis 88, auch im Separatabdruck, bei M. Murillo. Madrid 1883, 4°. VI, — 358 Seiten erschienen) sind. Wo der Autor selbst aus eigener Anschauung berichtet (Manila, Sulu und Cotta-baló), verdient er alle Anerkennung; sonst ist er nicht sehr kritisch vorgegangen. Sein Todestag war nicht zu ermitteln.

Die Lubus auf Sumatra.

Wiewohl das Innere der Insel Sumatra, insoweit sie schon längere Zeit unter niederländischer Herrschaft steht, ziemlich gut bekannt ist, leben dort doch noch einzelne, mehr oder weniger im Aussterben begriffene Völkerstämme, zu denen auch die Lubus gehören, mit deren Eigenthümlichkeiten wir weniger vertraut sind. Wenn wir nicht irren, sind sie zuerst von Sal. Müller erwähnt; daß sie zu den Malaien gehören, aber schon vor der Einführung der Sulu-Regierung von denselben losgerissen wurden, theilt schon Waitz mit [1]). Dr. J. J. de Hollander charakterisirt sie in seinem vorzüglichen Werke mit wenigen treffenden Worten. Er sagt u. a.: Sie sind noch unkultivirter als die Ulus (ein anderer Volksstamm Sumatras), mit denen sie äußerlich viel Aehnlichkeit haben. 1854 betrug ihre Anzahl 2600 Seelen; durch ihr früheres Abhängigkeitsverhältniß von den Häuptlingen in Mandeling haben sie einigermaßen an Kultur zugenommen. Seiner Angabe nach wären die Lubus diejenige Völkerschaft, welche sich am frühesten von den Malaien von Pagarrujung getrennt hätte, weshalb ihre Sprache auch von fremden Einflüssen frei geblieben wäre. Im Allgemeinen sind die Originalmittheilungen über diesen und ähnliche Stämme ziemlich selten, und um so erfreulicher ist es, daß „Het Batavia'sch genootschap van kunsten en wetenschappen" schon vor einigen Jahren Schritte gethan hat, um über die Lubus nähere Mittheilungen zu erlangen. Als eine erste Frucht ihrer Bemühungen veröffentlicht die Gesellschaft im 29. Theil ihrer Zeitschrift einige Mittheilungen des Herrn van Ophuijsen, welcher Gelegenheit gehabt hat, die Lubus aus eigener Anschauung kennen zu lernen und seine Beobachtungen durch Mittheilungen zu ergänzen, welche ihm von einer diesem Stamme angehörigen Person gemacht worden sind.

Die Lubus werden von ihren Nachbarn Berg- oder Höhenbewohner (Orang Dolok), von anderen Halak Karangan, Waldbewohner, genannt. Jetzt leben sie größtentheils in Süd-Mandeling; einzelne kommen jedoch auch in Pandang Lawas vor, welches ihre eigentliche Heimath zu sein scheint, obwohl sie sich schon lange von ihren Stammgenossen getrennt haben. Folgende Legende hat sich in ihrem Stamme erhalten: Die älteste Heimath der Lubus war ein sehr waldreicher Distrikt in den Pandang Lawas in der Nähe des noch bestehenden Dorfes Rambah. Durch die Einwohner dieses Ortes angegriffen, wurden die Lubus besiegt und gezwungen, ihre geliebten Wälder zu verlassen; sie wanderten unter Anführung ihres Häuptlings Singatandang, einem Manne von solch altem Adel, daß er in dieser Hinsicht keinem Fürsten auf der Erde nachstand, aus. Nachdem sie einige Zeit herumgestreift waren, beriethen sie, wie und wo sie neue Wohnsitze suchen sollten; zu diesem Zwecke vertheilten sie sich in vier Stämme, welche nach verschiedenen Richtungen hin auszogen, um nach lubuscher Anschauung gute, d. h. bergige Wohnsitze zu suchen; sie kamen nie wieder zusammen.

Eine dieser Abtheilungen kam in die Landschaft Muwara Siponggi und bekam da den Namen Orang Ulu; sie selbst

[1]) Anthropologie der Naturvölker, V, I, S. 29 und 30. Er nennt sie Menschen des Tieflandes.

Digitized by Google

nennen sich Urak Muara Siponggi, die Bewohner von Mandeling nennen sie Halak Bukit. Größtentheils haben sie die heutigen malaischen Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten noch nicht angenommen. Nur ein kleiner Theil hat sich zum Islam bekehrt, zeigt sich aber durchaus nicht fanatisch; viele Frauen leben mit Soldaten in der Kaserne, wozu eine malaische Frau sich nur schwer verstehen würde. Scheidung und Heirath folgen bei den diesem Stamme angehörigen Schönen sehr schnell; sobald die Frauen ein schönes Kleidungsstück haben, lassen sie sich scheiden, um ein noch schöneres zu bekommen; je bunter die Kleidung ist, desto mehr entspricht sie ihrem Geschmack. Ihre Sprache soll das ursprüngliche Malaisch sein; einige von Herrn van Ophuijsen mitgetheilte Pantungs sind der ebenfalls mitgetheilten malaischen Transskription sehr ähnlich.

Zwei andere Unterabtheilungen der Lubus sind in die Gegend von Rau gelangt, wo sie nicht nur den mohammedanischen Gottesdienst, sondern auch malaische Sitten und Gewohnheiten vollständig angenommen haben, sie haben den Namen Lubu aro und L. idjan; die vierte Abtheilung unter Anführung von Singatandang ließ sich in Hutar Sijantar nieder. Es war dies früher einmal ein freies Dorf, wurde jedoch in einem Kriege von den Einwohnern von Panjabungan angegriffen, eingenommen und unterworfen, die Besiegten durften jedoch ihre eigenen Radschas behalten.

Wir übergehen die über ihre Geschichte mitgetheilten Ueberlieferungen und Legenden, um noch einige ethnographische Bemerkungen anzuschließen. Der Ursprung ihres Namens ist nicht mit Sicherheit festzustellen; mit dem malaischen Lubug, tiefe Stelle in einem Flusse, scheint er nichts zu thun zu haben, da die Träger desselben alle in gebirgigen Gegenden wohnen. In dem Dialekt von Menangkabau giebt es allerdings ein Wort Lubuh, gleichbedeutend mit Kumuh, und das bedeutet: jemand, der schmutzig ist; ein Wilder; jemand ohne Sitten und Erziehung. Ob sie nun ihren Namen von diesem Worte herleiten oder nicht, sie würden ihn jedenfalls verdienen; denn nach den empfangenen Berichten wären ihre Sitten und Gewohnheiten ziemlich thierisch.

Wie schon erwähnt, ziehen die Lubus den Aufenthalt im Gebirgslande jedem andern vor. Wohnungen besaßen sie früher ganz und gar nicht, wenn man nicht darunter auch ein Fleckchen Erde unter einem Baume, zwischen den Wurzeln desselben gelegen, rechnen will; bei den Vornehmsten waren diese Stellen von oben mit einer Art Dach geschützt; einzelne wohnten in Nestern, welche sie in Bäumen machten; sie geben denselben den Namen Pintau. Sie konnten sich nur selten oder nie dazu entschließen, sich zu waschen, und dieser Gewohnheit ihrer Voreltern bleiben die Nachkommen mit rührender Anhänglichkeit treu. Ihr Essen bestand aus allem Eßbaren, was der Wald nur lieferte, selbst Schlangen einbegriffen, und auch hierin ist wenig verändert. Ihr Trinkwasser verschafften sie sich, indem sie Bambu in den Bäumen aufhängten und das Regenwasser in denselben sammelten; solch einen Bambu ließ man hängen, bis er voll war, was manchmal ziemlich lange dauerte. Man hatte dann wahrlich kein Mikroskop nöthig, um lebende Wesen im Wasser zu bemerken; ob es jetzt noch so ist, ist nicht bekannt.

Männer, Frauen und Kinder schliefen früher durch und neben einander; nur zwischen unverheiratheten mannbaren Personen beiderlei Geschlechts lag dann ein Messer.

Ihre Kleidung war sehr einfach; ein Stückchen Baumrinde oder eine halbe Kokosnußschale für die Männer, ein 20 bis 30 cm breites Stückchen Baumrinde für die Frauen. Gegenwärtig kleiden sie sich manchmal, wobei sie die Bewohner von Mandeling nachahmen; bloß die alten Leute sieht man einhergehen mit nur einem kleinen Stückchen Tuch um die Lenden.

Wenn ein Lubu heirathen wollte, gab er früher dem Vater des Mädchens ein Blasrohr mit Köcher und Pfeilen und schlachtete einen Hund; kam aber gar ein Schwein an Stelle eines Hundes auf den Tisch (Tisch natürlich bildlich gebraucht), so erreichte die Freude der Gäste den höchsten Grad. Jetzt besteht der Brautschatz aus einem Hahn, einem Suwat (ein Maß) Reis, einem großen Bambu voll Tuwag (Palmenwein) und 900 Denten (120 = 1 Gulden); der zukünftige Schwiegersohn mußte jedoch dem Vater der Schönen bei dem Bearbeiten seines Feldes beistehen und ein Fest veranstalten.

Die gegenwärtigen Wohnungen tragen die Spuren der innigen Berührung mit den Bewohnern von Mandeling, sie sind von Bambu mit Alang-Alang gedeckt; da dieselben bei ihren Reisfeldern sich befinden, liegen sie natürlich sehr zerstreut, und sind des hohen Alang-Alang wegen, der sie umgiebt, und in dem die Lubus sich zu verstecken lieben, beinahe unsichtbar. In den Wohnungen, die ziemlich klein und im höchsten Grade unsauber sind, schläft die ganze Familie durch einander; Hunde, Katzen, welche die Lubus sehr lieben, Ziegen und Schweine laufen ein und aus.

Wie groß die Zahl der Lubus jetzt ist, kann nur annähernd angegeben werden; wahrscheinlich giebt es ihrer nicht mehr als zweitausend Seelen.

Ueber den Gottesdienst war Herrn van Ophuijsen nicht viel bekannt, weshalb er sich darauf beschränkt, den Inhalt einer Eidesformel mitzutheilen, und über das bei der Einsegnung einer Ehe gebräuchliche Ceremoniell zu berichten. Die Formel wird durch einen Datu vorgesprochen, der für seine Mühe die Hälfte eines Huhnes und ein Gefäß voll Reis erhält. Wenn ein Lubu einen Eid ablegen soll, nimmt der Datu das Wort und erklärt, daß der Beeidete mit seiner ganzen Familie durch Tiger zerrissen, durch das Wasser entführt, durch Krokodile verschlungen, durch Schlangen getödtet werden soll, im Falle er nicht die Wahrheit spricht. Dann nimmt er ein brennendes Stück Holz, steckt es ins Wasser und sagt: „Ebenso wie dieses Feuer im Wasser erlischt, sollst du sterben, wenn du Unwahrheit sprichst.“ Wenn eine Heirath eingesegnet wird, werden alle möglichen Geister, auch der des Singatandang (des Begründers ihres Stammes) aufgerufen; man erbittet ihre Hilfe, damit die Heirath recht glücklich sei. Ein Huhn wird geschlachtet; fällt dasselbe zur rechten Seite, so ist dies ein Zeichen, daß auf der Verbindung des jungen Paares Segen ruhen wird.

Die Mandelinger sehen mit Verachtung auf die Lubus herab und schätzen sie noch geringer als Sklaven. Nach und nach wird dies wohl anders werden, wenn sich die Lubus mehr den Sitten der Mandelinger anbequemen. Jetzt haben erstere schon von der Regierung ernannte Häuptlinge, arbeiten an den Wegen, haben Antheil an den Kaffeegärten (d. h. an der Arbeit in denselben) und sind also auf dem schönsten Wege „Mensch zu werden“.

Von Heirathen zwischen Lubus und Mandelingern hört man wenig oder gar nichts; sobald die Mehrzahl der Lubus den Mohammedanismus angenommen haben wird, wird auch dies anders werden.

Die Lubus leben jetzt hauptsächlich von Ackerbau und Jagd. Sie bauen Mais und Reis auf ihren an Bergabhängen gelegenen Feldern, in denen auch Pisangbäume gepflanzt werden. Der Reis aus ihren Ladangs (trockene Reisfelder an Bergabhängen) wird in Panjabungan auf den Markt gebracht und höher geschätzt, als der auf Sawahs

Digitized by Google

(naſſe Reisfelder mit künſtlicher Bewäſſerung) geerntete Reis.

Die vornehmſten Waffen, mit denen ſie auf die Jagd gehen, iſt das Blasrohr, welches ein hölzernes Mundſtück hat. Es beſteht aus Bambu; in denſelben paßt ein zweiter, der überall gleich weit iſt, ganz genau. Sie ſchießen mit kleinen Pfeilchen von Bambu oder von Holz, die eine vergiftete Spitze haben, welche leicht abbricht. Als Treibmittel bringen ſie hinter den Pfeilchen im Blasrohr Schwamm an, den ſie vom Baſte eines Baumes abkratzen. Die Pfeilſpitzen ſind mit dem Safte eines Baumes vergiftet.

Welches die allgemeine Sprache der Lubus geweſen, kann Herr van Ophuiſſen nicht mittheilen; die meiſten ſprechen nur die Sprache von Mandeling; nur die von Pidol Lombang haben unter einander eine beſondere Sprache, doch auch hier ſprechen die meiſten mandelingiſch, wenn auch mit einem beſondern, ſingenden Tone.

Dr. van der Tuuk hält ihre Sprache für einen Dialekt des menangkarbauſchen Malaiſch; Willer behauptet, daß ſie eine Sprache ſprechen, die vor einigen hundert Jahren zu Pagarrujung geredet wurde. Daß die Sprache der Lubus ein malaiſcher Dialekt iſt, iſt gewiß; ob es aber das urſprüngliche Malaiſch iſt, dürfte kaum je ausgemacht werden.

Aus allen Erdtheilen.

Aſien.

— In Schuſcha iſt der Schachzade Bachman Mirza geſtorben, der Oheim des jetzt in Perſien regierenden Schahs Naſr-Eddin, mit Hinterlaſſung von 15 Weibern und etwa 100 Kindern. Nach der in Perſien üblichen Thronfolge hätte eigentlich Bachman Mirza den Thron beſteigen müſſen, allein der jetzige Schah riß das Scepter mit Gewalt an ſich und nur mit Mühe rettete ſich Bachman Mirza und ſtellte ſich unter den Schutz Rußlands. Er lebte in Schuſcha und erhielt von der Regierung eine Penſion von 36 500 Rubeln jährlich. Er verfaßte eine Geſchichte Perſiens, welche bis zu der Zeit des letzten ruſſiſch-perſiſchen Krieges reicht; leider iſt dieſes auf Dokumente ſich ſtützende Werk noch nicht ins Ruſſiſche überſetzt. — Beim Begräbniß betheiligte ſich faſt die ganze mohammedaniſche und chriſtliche Bevölkerung; militäriſche Ehren wurden dem Leichenzuge bewieſen. — („Ruſſiſcher Kourier".)

— Die Geographiſche Geſellſchaft in Petersburg hat am 1. April über Kjachta folgendes Telegramm vom Oberſten Prſhewalski erhalten: „Alaſchan, 8. Januar. Wir haben glücklich die Wüſte Gobi paſſirt. Die Fröſte überſchritten im nördlichen Gebiete den Gefrierpunkt des Queckſilbers. Morgen marſchiren wir zum Kuku-noor. Gerüchtweiſe flehen die Tibeter zu Gott, er wolle einen Hagel von Knochen (wohl Steinen) vom Himmel auf uns herabſenden."

Nordamerika.

— Ueber die Kriegsgebräuche der Oſage-Indianer hat Reverend Owen Dorſey nach dem Berichte eines derſelben, Namens Red Corn im „American Naturaliſt" (Februar 1884) ſehr eingehende Mittheilungen gemacht. Wir entnehmen daraus, daß dieſe Bräuche ſo geregelt ſind, wie nur bei europäiſchen Armeen, und daß ſehr genaue Vorſchriften für Marſch- und Lagerordnung bei dieſem Stamme beſtehen. Die Oſages ſind in zwei große Abtheilungen, die Tſchi-zhu und die War-ſchar-ſchay eingetheilt, welche wieder in je ſieben Sippen oder Klans zerfallen. Die erſteren ſind das Friedens-, die letzteren das Kriegselement der Oſages; die erſteren dürfen ſich nicht ſelbſt thieriſche Nahrung verſchaffen, ſondern müſſen als Vegetarianer leben, wenn ſie nicht von den letzteren (den War-ſchar-ſchay) ſich Fleiſch eintauſchen können. Wird das Lager im Kreiſe aufgeſchlagen, ſo liegen rechts von der zu verfolgenden Straße die Zelte der War-ſchar-ſchay, links jene der Tſchi-zhu. Wir ſehen aus der Abhandlung Dorſay's, daß die Oſages, wenn ſie im Sommer Kriegszüge unternehmen, ganz beſonders organiſirt ſind, daß die Lieutenants gewählt und daß zwei Kriegsſtandarten für jeden Kriegszug hergeſtellt werden. Dieſe ſind große, oben bogenförmig gekrümmte und mit einer fahnenartig geſpannten Schnur verſehene Stangen, die eine mit ſieben, die andere mit ſechs Federn geſchmückt. Sie werden den Kriegsparteien vorangetragen, die vor dem Aufbruche noch den U-dhu-ta-wa-tſi oder Kreistanz um das Lager ausführen.

Iſt ein Kriegszug von Erfolg geweſen und ein Feind erſchlagen, ſo wird ihm zunächſt der Skalp genommen und einem Manne der Friedenspartei eingehändigt; der Erſchlagene wird dann mit dem Kopfe nach Oſten gelegt, auf der rechten Bruſtſeite aufgeſchnitten und die Standarte mit den ſieben Federn in die Oeffnung geſetzt. Es folgen nun verſchiedene Siegestänze, die von Dorſay ſehr detaillirt geſchildert werden, ebenſo wie die dabei angewendeten Dekorationen. Es iſt in der That erſtaunlich zu ſehen, wie viel Konventionelles bei dieſen Indianern auf ihren Kriegszügen zur Anwendung kommt, und wie ſie unter dem ſtrengen Banne eines Formalismus ſtehen, von dem abzuweichen Sitte und Tradition ihnen verbieten. Die zahlreichen, höchſt minutiöſen Einzelheiten können wir hier nicht wiedergeben, wir müßten denn die ganze Abhandlung überſetzen.

Vermiſchtes.

— Die Blutkörperchen als Raſſenmerkmal. Der franzöſiſche Marinearzt E. Mauzel hat auf der Inſel Guadeloupe Franzoſen, indiſche Kulis, Neger und Chineſen auf die Beſchaffenheit der Blutkörperchen unterſucht und glaubt bei denſelben durchgreifende Unterſchiede in dieſer Beziehung entdeckt zu haben. Das Reſultat ſeiner Arbeit („Bull. soc. d'Anthropologie" 1883, 698 bis 704) iſt folgendes: 1) Die Formen der Blutkügelchen bei den verſchiedenen Raſſen zeigen keinen Charakter, welcher einen Unterſchied bedingt. 2) Die rothen Blutkügelchen ſind bei Franzoſen etwas zahlreicher als bei den Hindus und namentlich als bei den Negern. 3) Die Blutkügelchen zeigen gegen verſchiedene künſtliche Serums verſchiedenen Widerſtand je nach der Raſſe, und hier iſt vielleicht ein ethiſcher Unterſchied zu konſtatiren. 4) Die weißen Kügelchen, obgleich an und für ſich ein ſehr variables Element, ſcheinen weit zahlreicher bei den Franzoſen als bei den Hindus und Negern zu ſein.

Inhalt: Désiré Charnay's Reiſe in Yucatan und dem Lande der Lacandonen. I. (Mit ſieben Abbildungen.) — Prſhewalski's dritte Reiſe in Central-Aſien. III. (Mit einer Abbildung.) — Jackſonville in Florida. — Nekrologe. — Die Lubus auf Sumatra. — Aus allen Erdtheilen: Aſien. — Nordamerika. — Vermiſchtes. (Schluß der Redaktion: 2. Mai 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLV. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen.

(Die Abbildungen nach Photographien.)

II.

Weist die rein indianische Bevölkerung von Yucatan, die sich im Ganzen heute noch auf etwa 1000000 Seelen beziffert, namentlich unter dem männlichen Geschlechte Individuen von besonderer Schönheit und Kraft auf, so ist bei den zahlreich vorhandenen Mestizen das Gegentheil der Fall. Hier sind es vorzugsweise die Frauen, die durch ihre Erscheinung an die Schilderungen erinnern, welche die Chronisten der spanischen Eroberung von dem stattlichen Aeußern des kriegerischen Mayavolkes entwerfen. Mit ihren kräftigen, meist wohlgebauten Gestalten, den großen dunkeln, sanft und dabei doch feurig blickenden Augen, dem dichten schwarzen Haar, das sie am Hinterhaupte um einen großen silbernen Pfeil geschlungen tragen, machen die Mestizenweiber, ohne eigentlich regelmäßige Züge zu besitzen, doch den Eindruck einer ebenso eigenartigen wie imposanten Schönheit. Und sie sind sich dessen wohl bewußt. Trotz der untergeordneten und von den Weißen vollständig gesonderten Stellung, welche das Mischvolk im ganzen Lande einnimmt, tritt die mestizische Frau stets mit einem gewissen Selbstbewußtsein auf, und nur ihre, wie oben erwähnt, auffallend leise Stimme könnte für ein Zeichen unterwürfigen Wesens genommen werden. Wenn man sie bei den häufigen Kirchen- und Volksfesten scharenweise auf der Plaza und in den Straßen von Merida einherziehen sieht, in ihrer eigenartigen Tracht, dem sogenannten Ilipile, einer weiten weißen, mit bunten Stickereien gezierten Tunika, und dem Fustan, dem ebenfalls weißen und faltenreichen, mit breiten Spitzen besetzten Rock, Hals und Hände mit Ketten und Ringen bedeckt, wird man unwillkürlich an die „Scharen von schönen reichgekleideten Weibern" erinnert, die, wie Landa berichtet, bei den Festgelagen der vornehmen Mayas sich versammeln und das Schenkenamt verrichten mußten. Die Sitte, deren er gelegentlich dieser Schilderung erwähnt, daß nämlich die Schenkin, sobald sie einem der Männer das Trinkgefäß gereicht, sich abwenden mußte, bis er dasselbe geleert hatte, herrscht noch heute unverändert unter der indianischen Bevölkerung von Yucatan.

Die ängstlich strenge Scheidung, die zwischen der weißen und der farbigen Einwohnerschaft von Merida aufrecht erhalten wird, hat die Mestizen aus der eigentlichen Stadt in die Vorstädte hinaus verbannt. Hier bewohnt jede Familie ihr eigenes kleines Haus inmitten eines weitläufigen baumreichen Gartens, dessen Ertrag ihr den Hauptlebensunterhalt gewährt. Das Haus, das mit seinem hohen Strohdache den Hütten der Dorfindianer gleicht, enthält, wie diese, auch nur das Nothdürftigste an Hausrath: die nöthige Anzahl Hängematten, einige roh zusammengefügte Kasten, in denen die Festkleider aufbewahrt werden, und als einziges Prachtstück die sogenannte Butaca, einen niedrigen lederbezogenen Lehnsessel, den Ehrensitz für das Familienoberhaupt oder den Gast. Interessant, weil unverkennbar auf die Kunst der alten Maya zurückweisend, sind die Verzierungen, welche die Mestizen von Merida an den Außenwänden ihrer Häuser anzubringen pflegen: ein in dunkler Farbe gemaltes, in Rauten sich kreuzendes Gitterwerk, dem an jedem Kreuzungspunkte zweier Linien ein farbiger

Digitized by Google

Indianiſcher Waſſerverkäufer und Meſtizenfrauen in Merida.

Digitized by Google

Stein erhaben aufgesetzt ist. Dieses selbe Rautenmuster mit kleinen Rosetten oder aufgesetzten Steinen in der Kreuzung hatte Charnay als immer wiederkehrendes Flächen- und Randornament der altindianischen Künstler bei seinen

Mestizenhaus in der Vorstadt von Merida.

Ausgrabungen in Mexiko und Centralamerika zur Genüge kennen gelernt, an den großen Baudenkmälern sowohl als auch an Thongeräth. Auch an den Ueberresten der alten yucatekischen Kultur, die er im Laufe der nächsten Wochen zum Gegenstande seiner Studien zu machen gedachte, tritt dasselbe Motiv immer wieder auf: ein neuer

Yucatekischer Wagen (volan coche).

Digitized by Google

Beweis, wenn es noch eines solchen bedarf, daß toltekischer Einfluß auch hier gewaltet hat.

Die Einblicke, die Charnay während seines Aufenthaltes in Merida in das Leben der „hauptstädtischen Gesellschaft" gewann, waren wohl dazu angethan, ihm die Zukunft von Yucatan in hellem Lichte erscheinen zu lassen. Ein so reges geistiges Leben, ein so energisches und bewußtes Vorwärtsdrängen auf industriellem wie auch kommerziellem Gebiete hatte er noch in keinem andern der mexikanischen Staaten gefunden. Die schweren Zeiten, die das Land durchgemacht hat, haben ein kräftiges Geschlecht erzogen, das den Segen der Selbsthilfe zu schätzen weiß. Der große Indianeraufstand des Jahres 1761, der alle gesetzliche Ordnung zu vernichten drohte, war bis zum Jahre 1846, wo er aufs neue an unzähligen Punkten zugleich ausbrach, nie vollständig erloschen gewesen; das Leben der eingeborenen Weißen, deren Gesuche um Truppenunterstützung stets ungehört verhallten, war in dieser ganzen Zeit ein beständiger harter Kampf ums Dasein. Und Hand in Hand mit diesen unaufhörlich drohenden Gefahren gingen die Schrecken des langen Bürgerkrieges, unter denen die Halbinsel bis in die neueste Zeit hinein schwer zu leiden gehabt hat. So ist es in der That bewundernswerth, wie das fast zu Grunde gerichtete Land, das weder an reichem Boden, noch an mineralischen Schätzen eigene ergiebige Hilfsquellen besitzt, in verhältnißmäßig so kurzer Zeit und, was viel sagen will, ohne jede Herbeiziehung fremden Kapitals auf seine heutige Höhe gelangt ist. Die Hafenanlagen von Progreso und zwei Eisenbahnlinien sind vollendet, zwei andere Linien sind im Bau; langsam, aber auf solider Grundlage vollzieht sich der Fortschritt. Freilich läßt die Verfolgung dieser großen weitgehenden Zwecke den strebsamen Yucateken über manches Näherliegende hinwegsehen. So war es Charnay immer von neuem befremdlich, daß keiner der wohlhabenden Meridaner Anstoß zu nehmen schien an dem unerhörten Zustande der hauptstädtischen Straßen. Von Gossen ist keine Rede, Unrath aller Art liegt vor den Häusern aufgehäuft: in der brennenden

Pyramide von Ake.

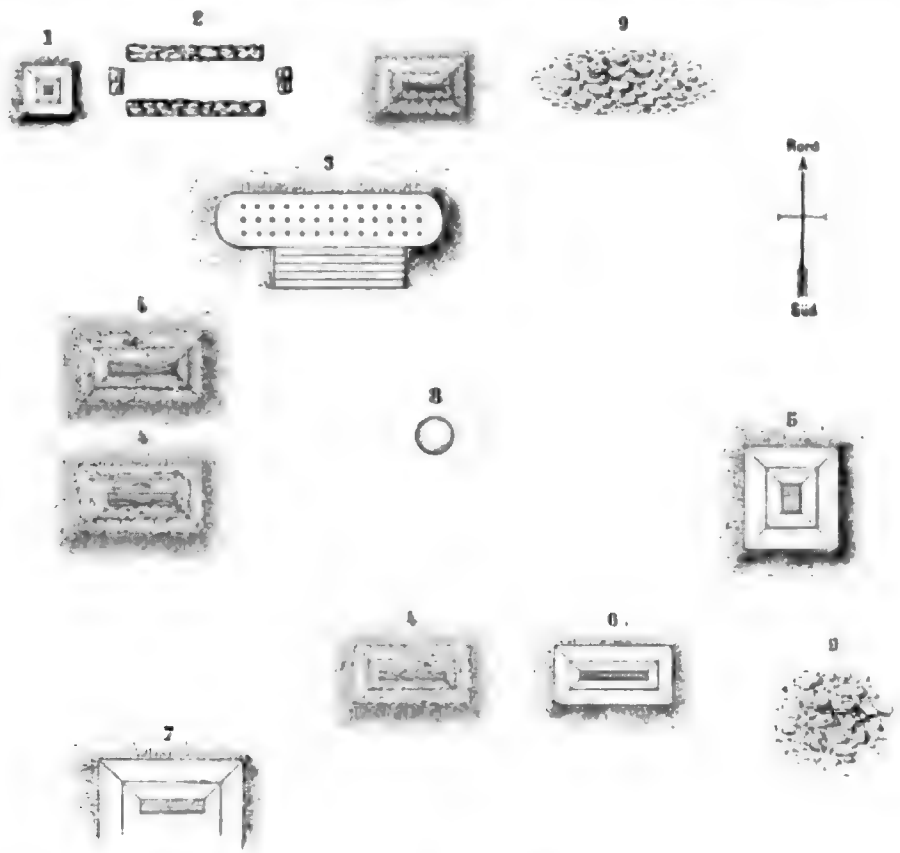
Sonnengluth des Sommers ebenso widerwärtig und Augen und Nase beleidigend, wie während der Regenzeit, wo er sich mit dem unergründlichen Straßenkoth vermischt. Man hilft sich, wie man kann, lebt häuslich und begiebt sich nur im Wagen zur Kirche, zur abendlichen Reunion auf der Plaza, zum Theater und zur Konzerthalle. Ein Seitenstück zu dieser geduldigen Ergebung in leicht abzustellende Mißstände sah Charnay auch in der frommen Langmuth, mit der sich der Meridaner allmorgendlich schon um drei Uhr durch das vereinte, blechern unmelodische Geläute sämmtlicher Kirchenglocken der Stadt aus dem Schlafe stören läßt. Obgleich selber ein guter Katholik, wurde er durch diesen langanhaltenden ohrenzerreißenden Morgengruß jedesmal in eine unheilige Zornesstimmung versetzt.

Endlich waren die Vorbereitungen für die archäologische Tour, die den Reisenden über eine Woche in Merida aufgehalten hatten, glücklich beendet; von dem amerikanischen Konsul Mr. Aymé und dessen Gattin begleitet, traten Charnay und seine Gefährten die Reise an, die zunächst über Ake nach Izamal führen sollte. Bei den Fahrten, die sie von der Hauptstadt aus nach einigen in der Nähe belegenen Hacienden gemacht, hatten sie von landesüblichem Fuhrwerk nur die alte schwerfällige Kutsche, die Volante, kennen gelernt. Heute sollten sie die Bekanntschaft des volan coche machen, eines zweirädrigen Wagens, der bei dem yucatekischen Volke für das bequemste Gefährt zu weiten Fahrten über Land gilt, eine Ansicht, die Charnay nicht theilen konnte. Das primitive Fuhrwerk ist bis auf die eisernen Radreifen ganz aus Holz gebaut. Ueber dem plumpen, auf zwei hohen Rädern ruhenden Wagengestell hängt in zwei an Streben befestigten Lederriemen ein länglicher Rahmen, der mit einem starken Hanfnetz bespannt ist. Auf diesem Netze wiederum liegt eine dünne Matratze, der Sitz für die Passagiere. Der Kutscher sitzt auf dem Vordergestell; auf das Hintergestell wird das Gepäck geladen, kleinere Packete werden auch wohl von unten an das Netz des hängenden Sitzes gebunden. Ist man glücklich genug, der einzige Insasse eines volan coche zu sein, so kann man sich der Länge nach auf die Matratze hinstrecken und bei einigermaßen gutem Wege die Fahrt wohl wirklich erträglich finden. Zu Zweien oder Dreien aber ist man gezwungen, sich nach Türkenart niederzukauern. Wie angenehm diese Stellung auf die Länge in einem, trotz

Digitized by Google

des hängenden Sitzes doch tüchtig stoßenden Fuhrwerke sein kann, läßt sich denken. Man wird in allen Gliedern steif, und ein besonders kräftiger Stoß bringt oft genug die verzweifelten Insassen ins Durcheinanderrollen. Trotzdem gilt bei dem Volke, bei den Mestizen namentlich, eine Spazierfahrt in einem derartigen Marterkasten für das größte Vergnügen; zu sechs und acht Personen eng an einander gekauert, die dunkeln Gesichter vor Lust strahlend, der Lenker der drei Maulthiere gewöhnlich halb betrunken, so kann man sie an Sonn- und Festtagen in den Straßen und in der Umgegend der Hauptstadt zu Hunderten die Wonne einer Fahrt auf dem volan coche genießen sehen.

Die Ruinen von Ake liegen etwa 10 Stunden östlich von Merida auf einer Hacienda des Don Alvaro Peon, der, in der Hauptstadt ansässig, dem Reisenden bereitwillig die Erlaubniß zu Nachforschungen und Ausgrabungen ertheilt hatte. Auf der nach Izamal führenden Straße fuhr man zunächst stundenlang zwischen Agavenpflanzungen dahin, zwei ungeheure Ruinenhügel zur Rechten des Weges liegen lassend. Das Dorf Tixpeual, bei dem im Jahre 1541 die Indianer hartnäckig gegen Montejo's Truppen gekämpft haben, sah mit seinen verfallenen, rauchgeschwärzten Hüttentrümmern aus, als habe jene berühmte Schlacht erst gestern hier stattgefunden. Was man erblickte, waren aber die Spuren der Unruhen von 1848, wo die Aufständischen auf ihrem Zuge nach Merida das Dorf den Flammen überlieferten. Noch mehrere der spärlich vorhandenen Dörfer dieser Gegend wiesen derartige Spuren auf, was im Verein



Plan der Ruinen von Ake. (Nach einer Skizze Charnay's.)

1. Kleine Pyramide. 2. Tlachtli. 3. Große Galerie. 4. Zerstörte Paläste. 5. Akabna. 6. Xune. 7. Succuna. 8. Picolé. 9. Verschiedene Ruinen.

mit den einförmigen graugrünen Agaven, die den weißen trockenen Boden in unabsehbaren weitläufigen Reihen überzogen, der Landschaft einen ungemein traurigen Charakter verleiht. Tixkokob, das man gegen Abend passirte, liegt anmuthig zwischen hohen Palmen; die Einwohner des anscheinend wohlhabenden Ortes beschäftigen sich ausschließlich mit der Anfertigung von Hängematten, der wohlfeilsten, von den Indianern vorzugsweise gebrauchten Art. Durch die offenen Thüren der Hütten sah man allenthalben die weißen und buntgefärbten Netze aufgespannt, die auf dem Markte der Hauptstadt mit drei und vier Mark nach unserm Gelde bezahlt werden. Die feineren Sorten, die, ebenfalls aus Henequen, vielfach für den Export gearbeitet werden, kommen aus den Dörfern um Valladolid.

Hinter Tixkokob verließen die Reisenden die Landstraße, um auf holperigem Wald- und Bergwege, der alle Tücken ihrer Fuhrwerke zum Vorschein kommen ließ, Ake zu erreichen. Es war vollkommen dunkel, als die Wagen vor dem Wohnhause der Hacienda hielten, von dem wüthenden Gebell mehrerer großer Hirtenhunde empfangen. Es währte geraume Zeit, bis man Einlaß fand; denn die schweren Bohlen, mit denen die Thüren gegen etwaige nächtliche Ueberfälle der Indianer verwahrt zu werden pflegen, mußten erst durch den verschlafenen Majordomo entfernt werden.

Nach einigen Stunden erquickenden Schlafes in dem großen leeren Saale des ziemlich verfallenen Hauses machte man sich in der Frühe des Morgens auf den Weg nach den Ruinen. Durch den hier ziemlich dichten Wald gehend,

Digitized by Google

kam man an dem sogenannten Cenote von Ake vorbei, einem jener natürlichen großen Wasserbecken, deren die höhlenreiche yucatekische Kalkebene so viele besitzt. Bald eine offene, trichter- oder kesselförmige Einsenkung, bald ein unterirdischer See in einer tiefen hallenartigen Höhle, haben diese Reservoirs in dem an Wasserläufen armen Lande vor Zeiten stets die Centren abgegeben, um die sich eine Niederlassung bildete.

Die Ruinen von Ake sind fast ganz unbekannt. Stephens, der amerikanische Forscher, hat sie einmal flüchtig in Augenschein genommen, so flüchtig, daß die kurzen Angaben, die er darüber macht, von Irrthümern wimmeln. Er beginnt damit, dieses Ake mit einem 35 Meilen weiter östlich gelegenen Orte Ce-Ake zu verwechseln, bei dem Montejo im Jahre 1527 nach seiner ersten Landung heiße Kämpfe gegen die Indianer zu bestehen hatte. Was er über das muthmaßliche hohe Alter, über die Bauart und Größenverhältnisse der Ruinen angiebt, ist ebenfalls unrichtig und unüberlegt.

Wie gewöhnlich mußte Charnay seine Nachforschungen auch hier mit der Säuberung der Ruinenstätte eröffnen. Die Aexte und Machetes der von der Hacienda mitgenommenen Arbeiter räumten tüchtig unter dem alles überwuchernden Pflanzenwuchs auf, und schon nach wenigen Stunden war es möglich, einen Ueberblick zu gewinnen.

Ohne Zweifel ist Ake einst eines der wichtigsten Centren des Maya-Reiches gewesen. Nicht weniger als 20 Pyramiden verschiedener Größe finden sich hier auf einem Flächenraume von etwa 1 qkm vor. Die bedeutendsten liegen, ein großes Rechteck bildend, rings um einen wohlgeebneten hofartigen Raum, in dessen Mitte ein großer runder Stein, der sogenannte Pikote oder Gerichtsstein

Pfeiler der großen Säulenhalle von Ake.

der Indianer, aufgerichtet ist. Dieser Gerichtsstein, auch Stein der Bestrafung genannt, findet sich in Uxmal und noch an verschiedenen anderen Ruinenstätten vor. Von den spanischen Chronisten wissen wir, daß noch lange nach der Eroberung jedes indianische Dorf seinen Pikote hatte, an den der durch eine körperliche Züchtigung zu Bestrafende angebunden wurde. In einigen Gegenden Central-Amerikas hat die Einrichtung des Gerichtssteines noch bis in unser Jahrhundert hinein bestanden, wozu der indianische Glaube an die reinigende Macht der Strafe wohl das Seinige beigetragen hat. Noch heute soll es vorkommen, daß ein Indianer, um sich von einer heimlichen Schuld zu reinigen, freiwillig vor den Aeltesten seines Dorfes erscheint und um Bestrafung bittet.

Was nun die den Platz umgebenden Pyramiden anbetrifft, so erlaubt Charnay's hier beigefügter Plan, sich über ihre Lage zu orientiren.

Nr. 1, die Pyramide an der nordwestlichen Ecke des Hofes, ist ein aus zwei Terrassen gebildetes 40 Fuß hohes Bauwerk, auf dessen Gipfel ein kleines quadratisches Haus gestanden hat, dessen Mauern noch theilweise erhalten sind. Wie bei den Terrassenpyramiden von Palenque scheinen auch hier die Steine, aus denen der Bau besteht, ohne Mörtel oder anderes Bindemittel auf einander gesetzt zu sein, was zu der irrigen Ansicht Veranlassung gegeben hat, man habe es in Ake mit richtigen Cyklopenbauten und deshalb mit Denkmälern aus grauer Vorzeit zu thun. Es gelang Charnay während seines jetzigen Aufenthaltes durch einen glücklichen Fund zu beweisen, daß man hier wie dort Cement und Mörtel gehabt hat, die nur, weil vielleicht von schlechterer Beschaffenheit, fast vollständig verwittert sind. Die kleinen Dimensionen des nur aus einem Gemach bestehenden Hauses auf der Pyramide schließen die Annahme, daß es ein Wohnhaus gewesen sein könne, von vornherein aus. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat man einen kleinen Tempel vor sich, der zu der dicht daneben liegenden Pyra-

Digitized by Google

mide Nr. 2, die er um ein Bedeutendes überragt, in irgend welcher Beziehung gestanden hat.

In der Pyramide Nr. 2 erkannte Charnay eine bis auf wenige unbedeutende Einzelheiten vollkommen genaue Wiederholung gewisser Bauten von Tula und Teotihuacan, die man lange Zeit als Citadellen bezeichnet hat, die aber wahrscheinlich nichts anderes gewesen sind, als die Gebäude, in denen das berühmte Tlachtli oder Ballspiel abgehalten wurde. Von dem Tlachtli, dem Nationalspiele der Indianer von Mexiko und Central Amerika, und von der Bedeutung, die es in dem indianischen Leben hatte, wissen alle Geschichtsschreiber der spanischen Eroberung zu berichten. Ohne Zweifel haben die Tolteken es bei ihrer Invasion gegen Ende des 11. oder Anfang des 12. Jahrhunderts wie nach Tabasco, so auch nach Yucatan gebracht. Im Laufe der nächsten Wochen bei seiner Erforschung der Ruinen von Uxmal und Chichen-Itza fand Charnay an beiden Orten die nämlichen Gebäude in noch besserer Erhaltung vor. Sieht man die Pyramide Nr. 2 für ein Tlachtli-Haus an, so liegt die Vermuthung nahe, daß der kleine Tempel auf der ersten Pyramide vielleicht zur Abhaltung besonderer, auf das Spiel bezüglicher Ceremonien gedient hat.

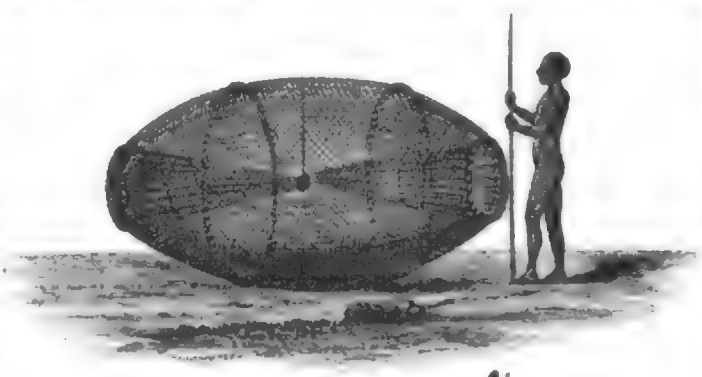
Was nun die Pyramide Nr. 3 anbetrifft, so hat sie zu den verschiedenartigsten, einander gänzlich widersprechenden Konjekturen Veranlassung gegeben. Der Umstand, daß man ein ähnliches Bauwerk bisher nirgends gefunden hat, darf allerdings überraschen, ist aber keineswegs ein Beweis für seine Entstehung in fernster Vorzeit oder für eine geheimnißvoll mystische Bedeutung seiner einzelnen Theile.

Die rechteckige, an ihren schmalen Seiten abgerundete Pyramide mißt in ihrer obern Plattform, zu der man auf einer aus großen Blöcken zusammengesetzten Treppe hinaufsteigt, 65 m Länge und 15 m Breite. Auf dieser Plattform nun standen, in drei parallelen Reihen geordnet, 36 Pfeiler aus großen rohbehauenen Steinen. Von den 29 noch vorhandenen bestehen die höchsten aus je 10 aufeinandergesetzten Steinen; sie haben eine Höhe von etwa 5 m. Die Pyramide selber ist 6 m hoch. Von Mörtel oder Cement ist nirgends etwas zu sehen, doch kann man weder die Pyramide an sich, noch die Pfeiler oder die Treppe mit Cyklopenbauten vergleichen. Nirgends paßt hier ein Stein recht auf den andern; überall zeigen sich weite Lücken und die unregelmäßige Form und verschiedene Größe der einzelnen Pfeilersteine rühren durchaus nicht nur von Verwitterung her. Trotz aller Gegenreden seiner Begleiter blieb Charnay bei der Behauptung, daß die Steine durch ein Bindemittel aneinandergefügt und durch eine starke Cementschicht, wie man sie in Palenque und anderswo gefunden, verkleidet gewesen seien. Da sich keinerlei Trümmer eines Daches auf der Plattform vorfinden, nimmt er an, daß die Säulenhalle, die vielleicht ein öffentlicher Versammlungsort gewesen sei, ein hölzernes Dach gehabt habe.

Von den übrigen Bauwerken des Rechtecks sind nur zwei noch einigermaßen erhalten, die übrigen aber Trümmerhaufen. Auf der mit Nr. 5 bezeichneten Pyramide erhebt sich ein aus mehreren dunkeln Kammern bestehendes Gebäude, von den Indianern „Alabna", d. i. „Haus der Dunkelheit", genannt. Bis auf das Material, das aus größeren Hausteinen besteht, als Charnay sie anderswo gefunden, stimmt es mit verschiedenen Gebäuden von Palenque, Teotihuacan u. s. w. vollkommen überein.

Powell's Aufenthalt auf Neu-Britannien.

Der „Globus" berichtete früher (S. 176) von Wilfred Powell's Plan einer eingehenden Forschungsreise nach Neu-Guinea, welche leider hat verschoben werden müssen, weil die nöthigen Geldmittel nicht zusammengekommen sind. Man hatte in England gerade von diesem Unternehmen eine bedeutende Erweiterung unserer Kenntniß der mächtigen Insel gehofft, weil Powell bereits mehrjährige Erfahrungen im Verkehre mit den wilden Bewohnern Melanesiens besaß und durch Veröffentlichung seines Reiseberichtes seine Befähigung zu solcher Reise nach verschiedenen Richtungen hin dargethan hatte. Dieses Buch ist jetzt in deutscher Uebersetzung erschienen unter dem Titel „Unter den Kannibalen von Neu-Britannien. Drei Wanderjahre durch ein wildes Land. Von Wilfred Powell, frei übertragen durch Dr. F. M. Schröter (Leipzig 1884, F. Hirt und Sohn. 262 Seiten, 48 Illustrationen, 1 Karte). Dasselbe zählt unstreitig seinem Stoffe nach zu den interessantesten Reisebeschreibungen der letzten Zeit; wir lernen darin Stämme kennen, welche einen nicht unbedeutenden Grad von äußerer Kultur erreicht haben und dabei der entsetzlichsten Grausamkeit, der scheußlichsten Menschenfresserei fröhnen.



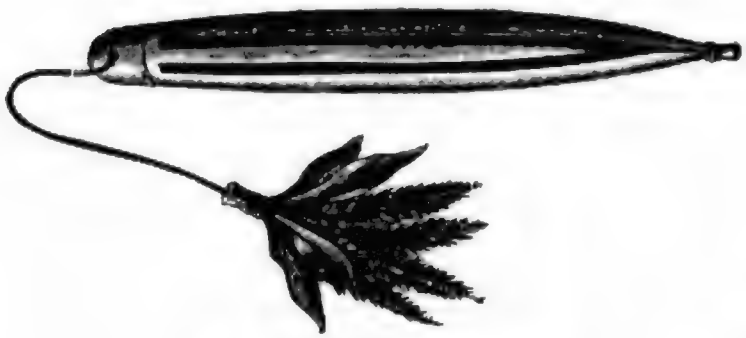
Fischkorb (Wuhp) von Neu-Britannien.

Mit Unterstützung einiger Herren in Sydney, welche Nachrichten über noch unbekannte Theile Neu-Irlands und Neu-Britanniens wünschten, unternahm Powell auf einem eigenen kleinen Fahrzeuge, das später scheiterte, seine Reise, welche vom 1. Juli 1877 bis in das Jahr 1879 dauerte. Er lernte während derselben die Südspitze von Neu-Irland, die Duke of York-Gruppe und den Nordosten von Neu-Britannien kennen; die specielle Kenntniß der letzteren Insel erweiterte er besonders durch eine Wanderung nach dem in dem Centrum der Gazellen-Halbinsel sich erhebenden ca. 550 m hohen vulkanischen Berge Beautemps-Beaupré, welchen ganz zu erreichen ihn leider die Feigheit und Verrätherei seiner einheimischen Begleiter hinderte, und zweitens durch eine Fahrt längs der ganzen bisher unerforschten Nordküste der Insel von Kap Lambert an bis Kap Gloucester, ihrer

Digitized by Google

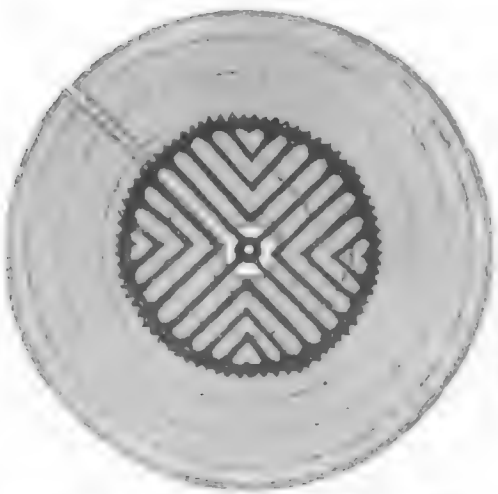
weſtlichſten Spitze. Auf dieſer Fahrt wurde die Küſte zwar aufgenommen, aber nicht in das Innere eingedrungen. Als ſich das Schiffchen Powell's dem Kap Glouceſter näherte, ſah er eine große Rauchwolke über dem Lande, welche die Berggipfel verhüllte, und entdeckte beim Näherkommen, daß der Rauch aus unzähligen großen und kleinen Vulkanen emporſtieg, die alle in heftiger Thätigkeit begriffen waren. Es war ein ganz außerordentlicher Anblick; wohl hundert Vulkane oder noch mehr ſpien Feuer und Rauch aus — das ganze Land ſchien in Feuer zu ſtehen. In der Nacht war der Anblick geradezu wunderbar. Die Flammen ſchienen die Bergſpitzen zu verdecken und es wäre leicht geweſen, bei ihrem Lichte zu leſen. Die Luft war erfüllt mit feiner Aſche, welche alles mit hellgrauer Färbung bedeckte und ſogar das Athmen etwas erſchwerte. Auch die Tupinier-Inſel war in vulkaniſcher Thätigkeit und das Getöſe all der Ausbrüche glich einem ununterbrochenen dumpfen Donnern.

Die Bewohner der Inſel erſcheinen in einem recht ungünſtigen Lichte; von Charakter ſind ſie (ſagt Powell einmal, S. 235) habſüchtig bis zum höchſten Grade, auch verrätheriſch und ihre Leidenſchaft für Mord iſt oft ſo ſtark, daß Eingeborene ſelbſt ihn gewarnt haben, vor ihnen herzugehen, wenn ſie bewaffnet wären, aus Beſorgniß, daß

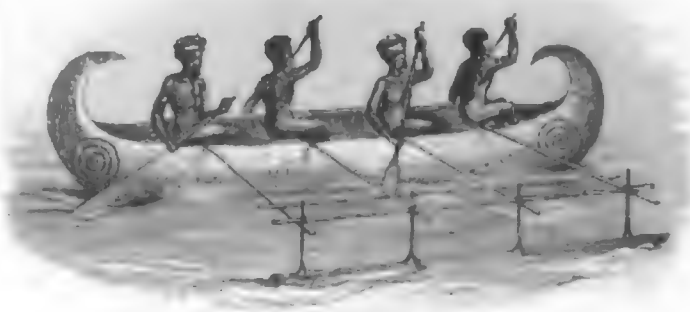


Maultrommel von Neu-Britannien.

Muſikinſtrument von Neu-Britannien.



Ohrring aus Schildpatt von der Spacious Bay.



Neubritanniſcher Kahn von der Gazellen-Halbinſel.

die Mordgier ſie überwältigen möchte. Kriegsgefangene werden ſelbſtverſtändlich gemartert und dabei entfalten die Frauen größere Erfindungsgabe als die Männer. Eine Art ſolcher Martern beſteht darin, daß man Hände und Beine des Opfers an Pflöcke im Boden feſtbindet und ihm Feuer auf den Leib legt. Dieſe teufliſche Quälerei wird durch die Frauen vorgenommen, welche weit grauſamer ſind als die Männer; letztere erlöſen bisweilen den armen Gefangenen durch einen Speerſtoß oder Beilhieb von ſeiner Pein, aber die Weiber lachen und jubeln dabei, ſtoßen auch wohl den Dulder mit einem Speere, um ihn aufzuſtören, falls er ihnen nicht genug zuckt und heult.

Die Frau wird durch die Heirath völliges Eigenthum des Mannes, der ihr gegenüber ſogar Macht über Leben und Tod hat. So hatte z. B. (S. 82) ein Häuptling an der Blanchebai eine junge Frau gekauft; letztere weinte, ſehnte ſich zu ihren Freundinnen zurück und arbeitete nicht. Darüber zornig, ſagte ihr der Gatte, da ſie als Frau nichts nütze, wolle er ſie anders benutzen, tödtete ſie ſofort und kochte ſie zu einem Feſtmahle.

In einem andern Falle, der ſich in Kinigunun an der Nordoſtküſte der Gazellen-Halbinſel ereignete, wurde ein Mann, Mitglied eines Buſchſtammes, mit ſeiner Frau von einem der Unterhäuptlinge von Kinigunun und deſſen Gefolge im Buſche überraſcht und gefangen genommen. Der Mann wurde getödtet, die Frau unter die Weiber des Unterhäuptlings aufgenommen, und den Hochzeitsbraten lieferte die Leiche ihres ermordeten Gatten. Powell ſelbſt hat wohl oder übel einmal dem Abſchlachten eines Mannes zuſehen müſſen, der ſeiner Ankunft zu Ehren das Leben

Digitized by Google

lassen mußte. Jeder Häuptling hat zwei ständige „Minister“: einen Sprecher und einen Schlächter. Ersterer besorgt das Reden, letzterer das Schlachten und Zerlegen. Das werthvollste Stück vom Manne ist der Schenkel, vom Weibe die Brust. Der Kopf wird nie gegessen; ebensowenig die Eingeweide; sie werden verscharrt. Bein- und Armknochen von Feinden werden am stumpfen Ende der Speere befestigt; die Eingeborenen glauben, dies verleihe ihnen die Stärke des Mannes, dessen Gebein sie tragen, und mache sie unverwundbar gegenüber den Verwandten des Gegessenen. Sie verzehren selten einen Mann ihres eigenen Stammes. Sollte aber einer von seinem Häuptlinge getödtet oder wegen eines Verbrechens hingerichtet worden sein, so kann der Leichnam an einen andern Stamm verkauft werden. Frauen werden öfter von ihren Stammesgenossen ermordet und gegessen.

Das Land, welches diese Unholde bewohnen, ist, wenn auch nicht überall, so doch an vielen Stellen von großer Schönheit und Fruchtbarkeit. Besonders lieblich ist nach Powell's Schilderung die Küste der Landschaft Kabakadaie und am Kap Corrokee; am Unamula-Flusse nennt er sie „im höchsten Grade großartig und schön“. Wir geben als Probe seiner Schilderung die Beschreibung der erstgenannten Gegend (S. 161), weil dieselbe zugleich ein anziehendes Bild neubritannischen Lebens entrollt:

Es ist ein liebliches Stück Erde, diese Küste von Kabakadaie, mit ihren vielen Palmenhainen und größeren oder kleineren Dörfern, während nach dem Innern zu hohe, hier und da mit vielfarbigen Büschen und Bäumen belebte Hügel dem Auge sich darbieten; am Strande liegen viele Kähne und mächtig lange Rohrseile (Cubba) sammt den Wuhp oder Fischfallen, welche durch sie im tiefen Wasser festgehalten werden sollen. An vielen Orten erblickt man den eigenthümlichen, phantastisch bemalten Zaun, welcher den Tabuplatz des Duck-Duck[1]) kennzeichnet; innerhalb der Einzäunung sieht man das unvermeidliche Haus dieses Herrn, in welchem er dem allgemeinen Glauben nach wohnt. Zu Zeiten kann man hier fremdartige Gestalten auf dem Strande hintanzen sehen und das sonderbare Geschrei ausstoßen hören, welches seine Annäherung verkündet.

Anderswo ist auf einem offenen Platze eine Menge von Knaben in einem Scheingefechte begriffen. Sie theilen sich in zwei Hälften und jeder sammelt möglichst viel grüne Früchte eines an der Küste häufigen Baumes; auch hat sich schon jeder mit langen grünen Rohrstengeln versehen, welche auf sumpfigem Boden wachsen. Wenn genügender Schießbedarf vorhanden ist, beginnt der Krieg; die grünen Samen dienen als Schleudergeschosse, die Rohrstengel als Speere, und die kleinen Krieger gebrauchen beide Waffen mit großer Genauigkeit. Oft versieht ein Greis die Stelle eines Lehrers und Schiedsrichters. Solche Kriegsspiele setzt man mit lebhafter Theilnahme stundenlang fort, und dadurch gewöhnen sich die kleinen Burschen an den Gebrauch ihrer landesüblichen Waffen; einige erlangen in Anwendung der einen oder der andern Waffe, wohl auch in beiden, große Geschicklichkeit. Sich fangen zu lassen, ist eine große Schmach; daher üben sie sich sowohl im Rennen, als im Schleudern und Speerwerfen.

Weiterhin sieht man vielleicht einen Haufen von Kindern beiderlei Geschlechts, welche beschäftigt sind, mit den Händen kleine längliche Sandkuchen zu machen und sie in die Luft zu werfen, daß sie ins Wasser fallen. Es kommt darauf an, daß möglichst viele unzerbrochen das Wasser berühren, und je höher sie geworfen werden, desto besser. Wenn sie ganz ins Wasser fallen, so hört man dies an dem Tone, welcher dabei entsteht. Für jeden Kuchen, der nicht in der Luft zerbricht, macht der Werfer mit dem Fuße einen Strich in den Sand. Mißglückt aber ein Wurf, so muß er die Striche tilgen und von neuem anfangen. Oft sah Powell erwachsene Männer und Frauen dies Spiel treiben, hat es auch selbst versucht; der Erfolg ist aber nicht leicht. Die Eingeborenen lieben es sehr und spielen es wohl einen ganzen Tag.

Zuweilen kann man auch eine lange Reihe von Frauen sehen, welche mit ihren schweren Bürden zum Markte ziehen, einige mit Körben voll Yams, andere mit Aaronswurzeln, Kokosnüssen u. s. w. Die Tragbänder gehen über den Rücken und quer über den Vorderkopf hinweg. Oben auf den Körben liegt in einem maschigen Beutel wohl auch der jüngste Sproß der Familie, entweder ganz behaglich schlafend oder in ernsthaftester Weise die frische Luft athmend. Hier und da rennen und spielen Männer und Knaben im Wasser. Powell sah kleine Kinder, welche kaum laufen konnten, wie Fische schwimmen, sobald ihre Füßchen den Grund verloren; sie scheinen eine angeborene Neigung dazu zu haben, wie Wasserhunde. An schönen Tagen lassen die Knaben ihre Spielzeugkähne fahren; manche haben schöne kleine Kahnmodelle, andere sind ebenso vergnügt mit einer halben Kokosnußschale, in welcher sie einen aufrecht stehenden Stock mit einem Blatte daran, welches das Segel vorstellt, befestigen; letzteres ist etwas sonderbar, da weder die Neu-Britannier, noch die Neu-Irländer eigentliche Segel haben, sondern nur eben eine Matte an einer Stange, um sich vom Winde treiben zu lassen. Vielleicht kommt den Jungen der Gedanke von den Fahrzeugen, welche sie vorüberfahren sehen.

Alles in allem gewährt dies ein sehr belebtes Bild, und wenn man dem fröhlichen Treiben an der Küste zusieht und das herzliche Lachen vom Strande herübertönen hört, so kann man sich schwer die Thatsache vorstellen, daß vielleicht schon morgen einige der Leute einen armen Teufel, der in ihre Hände gefallen ist, martern und essen werden. Ein solcher Gedanke zu solch einer Zeit anscheinender Glückseligkeit und Unschuld ist recht störend und unliebsam — aber es ist nur zu wahr, daß hier, wo die Natur ihre größte Kunst angewendet zu haben scheint, um die Erde zu verschönern; hier, wo ihre verschwenderische Hand nichts gespart hat, um diese Inseln als ihre erlesensten Lieblinge zu kennzeichnen, daß hier ihr vollkommenstes Werk, der Mensch, das einzige schlechte, verworfene Geschöpf ist.

[1]) Vgl. „Globus“, Bd. 41, S. 7, 24, 39.

Stanley's Fahrt nach dem obern Kongo.

Ueber Stanley's letzte Entdeckungsreise nach dem obern Kongo ist endlich in Nr. 3 des zu Brüssel erscheinenden Blattes „Le Mouvement Géographique“ eine eingehendere Schilderung aus der Feder von A. J. Wauters erschienen. Wir entnehmen derselben folgende, allgemeines Interesse erweckende Angaben:

Digitized by Google

Am 24. August vorigen Jahres reiste Stanley von Leopoldville am Stanley-Pool ab, um den obern Kongo und einige seiner Nebenflüsse zu erforschen, Allianzverträge mit eingeborenen Häuptlingen zu schließen und Stationen bis zu den oberen Fällen, den sogenannten „Stanley Falls" zu errichten. Am 27. desselben Monats sehen wir ihn bereits an der neuen von dem Schweden Pagels am Einflusse des Kwango gegründeten Station Konamouth mit den vier Dampfern „En avant", „Eclaireur", „Royal" und „Association internationale africaine" anlangen. Nachdem er während eines mehr wie vierzehntägigen Aufenthaltes die zwischen dem Negervolke der Bayanzi und dem Stationschef zu Bolobo ausgebrochenen Streitigkeiten geschlichtet hatte, setzte er seine Fahrt nach der Aequatorstation fort. Unterwegs gründete er nach vorgängiger sorgfältiger Untersuchung eine Station am Kongo gegenüber der Mündung des Mbossi (Alima) in der Nähe des Dorfes Lukolela und erneuerte den schon früher geschlossenen Vertrag mit Irebu, dem Könige von Usindi. Auf der Aequatorstation hielt sich Stanley 14 Tage auf, einmal um die für seine bei Lukolela errichtete Station erforderlichen Bedürfnisse zu beschaffen und dann um seine Vorbereitungen für die weitere Reise zu treffen. Es sei hier bemerkt, daß bis zum 17. Oktober vorigen Jahres, dem Tage, an welchem Stanley mit seinen vier Dampfern in Gesellschaft von Roger, einem Belgier, den Maschinisten und 68 Schwarzen von der Aequatorstation stromaufwärts auslief, dieser Punkt noch nie überschritten worden war. Die Expedition begann unter den günstigsten Anzeichen. Stanley schloß mit dem Häuptlinge von Uranga, das an der Mündung des Nebenflusses Lulemgu liegt, ein Freundschaftsbündniß, erhielt von dem ihm ehemals feindseligen Stamme der Bangala die Erlaubniß zur Errichtung einer Station und zur Aufpflanzung der Flagge der internationalen afrikanischen Gesellschaft und erlangte Konzessionen von den zu Nubuga, Buruba und Yambinga seßhaften Stämmen.

Nicht ohne Besorgniß näherte sich Stanley dem großen Nebenflusse Aruwimi, wo er im Jahre 1877 solch fürchterliche Kämpfe zu bestehen hatte, um sein und seiner Gefährten Leben zu vertheidigen. Es war am 15. November, als er dort anlangte; er schlug sein Lager auf dem linken Ufer angesichts derselben großen Dörfer auf, welche sieben Jahre früher gegen ihn eine so beträchtliche Anzahl Kriegsboote entsandt hatten. Sofort belebte sich das entgegengesetzte Ufer. Wie ehedem ließen die großen Trommeln ihren kriegerischen Ruf ertönen und die Ufer des Flusses füllten sich mit Eingeborenen in Waffen. Doch nur zwei Boote zeigten sich, sie kamen bis auf eine gewisse Entfernung an das Ufer heran, wo Stanley sein provisorisches Lager aufgeschlagen hatte. Seine Leute verhielten sich unbeweglich und rauchten. Nach einer Stunde der Erwartung entschloß sich Stanley, zu handeln. Der unerschrockene Mann bestieg seine Dampfer wieder, kreuzte mit ihnen den Fluß und fuhr mit vollem Dampfe dicht am Ufer hin die Dörfer entlang. Die Wirkung hiervon war durchschlagend. Es erfüllte diese Naturkinder mit Erstaunen und Neugierde, als die Dampfer mit aufgezogenen Flaggen, unter dem schrillen Pfiff der Dampfpfeife dahinglitten und auf deren Verdeck weiße Männer Zeichen des Friedens machten und Worte freundschaftlicher Gesinnung hören ließen. Die Kriegstrommeln verstummten und es begann eine Unterredung. Am selben Abend erhielt die Expedition die Erlaubniß, sich in der Nähe der Dörfer aufzuhalten; am andern Morgen unterhandelte man und die Häuptlinge nahmen von dem weißen Manne Geschenke an, am Tage darauf ward der Friede besiegelt.

Bekanntlich kam Dr. Schweinfurth im März 1870 am Ufer eines gewaltigen Flusses, Uelle genannt, an. Nach seiner Ansicht war der Uelle der obere Lauf des Schari, des in den Tsad-See mündenden Flusses. Andere, wie vor allem Stanley selbst, neigten sich der Ansicht zu, daß der Uelle vielmehr einer der größten Nebenflüsse des nördlichen Kongo sein müsse. „Ich nehme keinen Anstand zu erklären", schreibt Stanley im zweiten Theile seines letzten Reisewerkes, „daß der Aruwimi der Uelle Schweinfurth's ist." Nachdem er nach sieben Jahren auf den Schauplatz seiner Forschung zurückgekehrt war, strebte er danach, seine Annahme zur Thatsache zu machen, weshalb er am 18. November mit seinen vier Fahrzeugen den Fluß hinauffuhr. Die Ufer sind stark bevölkert, überall liegen große, an Elfenbein und Produkten reiche Dörfer. Die Bauart der Wohnungen ist von der an den Ufern des Kongo ganz verschieden, denn die Häuser haben das Aussehen von großen Löschhütchen. Die Bevölkerung ist zwar wild, doch furchtsam, denn nirgends hatte die Expedition feindliche Kundgebungen zu erfahren. Da es das erste Mal war, daß weiße Männer in diese Gegend eindrangen, so mußte der Anblick derselben und ihrer Dampffahrzeuge natürlicherweise die Bevölkerung in die höchste Bestürzung versetzen.

Am 20. November um 4 Uhr Nachmittags erreichte die kleine Flotte nach einer Fahrt von ca. 315 km auf einem breiten Wasserrücken das Dorf Yambuga, wo sich Stromschnellen befinden. Weiter aufwärts macht der Fluß alsdann eine Biegung nach Norden und Osten; er trägt da den Namen Bi-yere-Uerre.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel mehr (?), daß der Aruwimi der Uelle Schweinfurth's ist. In der That ist der Fluß, welchen letzterer im Jahre 1870 und Dr. Junker 1880 gesehen hat, 1876 von dem Griechen Dr. Potagos erreicht worden, welcher neben anderen ziemlich dunkeln und der Aufklärung bedürftigen Angaben berichtet, unter dem 3. Grade nördl. Br. bei dem Dorfe Ingima angelangt zu sein, das an dem gegen Südosten fließenden Flusse Bere liege. Nun ist Stanley bis 2° 13' nördl. Br. den Bi-yere hinaufgefahren, ein Name, welcher offenbar mit Bere identisch ist. Es bleibt also nur noch die Untersuchung des Flusses auf einer Strecke von 47 Breitenminuten übrig, um den Aruwimi oder Bi-yere Stanley's mit dem Bere des Dr. Potagos und dem Uelle Schweinfurth's zu verbinden.

Man ist also jetzt im Stande, die Linie der Wasserscheide zwischen den Becken des Nils und Kongos im Lande der Niam-Niam unter ungefähr 5° nördl. Br. zu ziehen.

Die Expedition verließ die Mündung des Aruwimi am 24. November. Den folgenden Tag begegnete sie einer wenigstens 1000 Boote starken Flotte, welche von Weitem wie eine schwimmende Stadt aussah. Stanley befürchtete anfangs einen Angriff, doch die Flotte passirte seine Fahrzeuge ohne jegliche feindliche Kundgebung. Tags darauf gewahrte man andere Flotten von einer geringern Anzahl Boote, welche den Fluß hinabruderten. Die Sache gewann den Anschein, als ob ein ganzer Volksstamm auf der Wanderschaft begriffen wäre; offenbar fand in dem Lande irgend ein außerordentliches Ereigniß statt. Die Erklärung hiervon wurde Stanley, als er bei den auf dem rechten Ufer wohnhaften Mawembes ankam. Hier war die ganze Gegend verwüstet, die Dörfer waren zerstört und niedergebrannt, die Palmen und Bananenbäume durch Feuer versengt und die Bevölkerung drängte sich in wilder Angst an den Ufern zusammen. Der Grund von all diesem war — die Menschenjagd. Banden, Schießwaffen in der einen Hand, Brandfackeln in der andern, waren bis zu den Mawembes vorgedrungen und hatten deren Wohnsitze in

Digitized by Google

der Nacht überrumpelt. Die Männer, welche Widerſtand leiſten wollten, wurden niedergemacht, die übrigen mit Frauen und Kindern in die Sklaverei geſchleppt. Allenthalben herrſchten Verwüſtung und Schrecken und die angrenzenden Stämme flohen in wilder Flucht gen Norden. Am nächſten Tage traf Stanley auf die Angreifer, welche am Ufer des Kongo ſich gelagert hatten. Es war dies das erſte Mal, daß ſie ihre Streifzüge ſo weit nach Weſten ausgedehnt hatten. Sie luden Stanley ein, ſich bei ihnen niederzulaſſen und bereiteten ihm, wie einſtens zu Tabora, Udſchidſchi und Nyangwe, einen herzlichen Empfang. Mehr als 1300 Sklaven befanden ſich in ihrem Lager; doch Stanley war außer Stande, irgend etwas zu deren Befreiung zu thun. Ueberdies wären ſie im befreiten Zuſtande nur der Hungersnoth überliefert worden; auch würde durch einen derartigen Akt die Sicherheit der Europäer, welche ſich dort niederlaſſen wollten, für lange Zeit gefährdet geweſen ſein. Nur die Errichtung einer ſtarken Kette ſchützender Stationen vermag dem Anprall dieſer Menſchenjäger einen wirkſamen Damm entgegenzuſetzen, wie ja das Beiſpiel von Karema beweiſt.

Am 1. December früh Morgens erreichte Stanley die nach ihm benannten Fälle; er hatte zuvor einen Schwarzen, der als Führer und Dolmetſcher dienen ſollte, an Bord genommen. Die Dampfer warfen ihre Anker auf eine gewiſſe Entfernung vom nördlichen Ufer aus, während ſich der Führer nach den Dörfern begab. Bald kehrte er mit den vornehmſten Häuptlingen zurück, welche Stanley und ſeine Gefährten aufs Freundlichſte willkommen hießen. Die Fremden wurden aufgefordert, mit ihren Schiffen näher zu kommen und bald hatten ſie dicht am erſten Waſſerfall Anker geworfen. Im Jahre 1876 ſah ſich Stanley, von Nyangwe kommend, auf ſeiner Fahrt den Lualaba-Kongo hinunter durch eine Reihe Waſſerfälle aufgehalten, die den Fluß nördlich und ſüdlich vom Aequator ſperrten. Keiner derſelben kann eigentlich ein richtiger Waſſerfall genannt werden, alle ſind vielmehr Stromſchnellen, welche durch vulkaniſche, den Strom hemmende Felſen gebildet werden. Oberhalb derſelben bilden die zuſammengedrängten Gewäſſer außerordentlich heftige Strudel, ſchwellen an, ſtauen ſich und ſtürzen mit einem weithin vernehmbaren Getöſe zwiſchen den Felſen hindurch. Stanley hat ſieben ſolcher Schnellen gezählt, welche ſtaffelförmig ſich auf eine Strecke von 90 km vertheilen, und hat feſtgeſtellt, daß ſie bedeutend öſtlicher liegen, als wie er ſie früher auf der Karte zu ſeinem letzten Reiſewerke angegeben hatte.

Da das Komitee der „Aſſociation" die Errichtung einer Station in dieſer Gegend anempfohlen hatte, ſo wurden die erſten Tage des Aufenthaltes mit der Wahl eines günſtigen Platzes verbracht. Man beſchloß, dieſen Vorpoſten europäiſcher Civiliſation mitten im Fluſſe zu errichten und zwar auf der Inſel Uana-Rukani, welche 1800 bis 2000 m lang und 600 bis 700 m breit iſt und ungefähr 4 km ſtromaufwärts von dem erſten Falle liegt. Sie iſt leicht zugänglich, geſund, fruchtbar und ſehr bevölkert. Etwa 1500 Menſchen wohnen daſelbſt in zahlreichen Dörfern mit parallelen und querlaufenden Straßen. Die Bewohner gehören dem Wuenjaſtamme an, ſind thätig und geſchickt in Bebauung des Bodens, in Holzarbeiten und Weberei. Elfenbein wird dort in großer Menge gefunden. Nach Beendigung der Verhandlungen mit den Häuptlingen pflanzte Stanley auf der Inſel die Flagge der Aſſociation, welche bekanntlich einen goldenen Stern im blauen Felde zeigt, mitten in Afrika, d. h. in gleicher Entfernung von den beiden Oceanen auf, und das Stationsgebäude wurde errichtet. Nachdem er den Maſchiniſten des „Royal" als Chef mit Lebensmitteln auf ein Jahr zurückgelaſſen hatte, verließ er am 10. December die neue Station an den Waſſerfällen und trat den Rückweg an.

Stanley verweilte unterwegs einige Zeit bei einem der großen auf dem rechten Ufer wohnhaften Häuptlinge, deſſen Macht ſich bis zu dem Upoto-Gebirge erſtreckt. Er erlangte von ihm ein großes Territorium, auf welchem die Flagge der Aſſociation aufgepflanzt wurde. Einen weitern Halt machte er an der Mündung des Lulemgu, wo er zwei Wochen zuvor einen Freundſchaftsvertrag geſchloſſen hatte. Die Eingeborenen verlangten einſtimmig die Errichtung einer Station; heute weht die blaue Flagge über dem Dorfe der Urangas. Am 20. Januar 1884 warfen nach einer Abweſenheit von 4 Monaten und 26 Tagen die Schiffe der Expedition wiederum Anker in der kleinen Bucht von Leopoldville, wo Stanley alles in ſchönſter Ordnung vorfand. Er ſelbſt aber, der ſeine Fahrzeuge und Leute mit Ausnahme von Roger, welcher ſehr krank zurückkehrte, im beſten Zuſtande nach Leopoldville brachte, fühlte nachgerade die Nachwehen der Anſtrengungen dieſer Expedition; doch brachte die letzte Poſt aus Afrika die Nachricht, daß ſich inzwiſchen ſein Zuſtand bedeutend gebeſſert habe.

Prſhewalski's dritte Reiſe in Central-Aſien.

IV. Der Marſch durch das nördliche Tibet von Dſun-ſaſak bis zum Berg Bumſa und zurück.

Am 12. September brach Prſhewalski mit ſeiner jetzt aus 34 Kameelen beſtehenden Karawane von der Feſtung Dſun-ſaſak auf. Um den direkten beſchwerlichen Uebergang über das Gebirge Burchan-Budda zu vermeiden, wurde ein kleiner Umweg nach Weſten bis zum Fluſſe Nomochun-gol gemacht und dieſem Fluſſe folgend, ein Engpaß zum Uebergange gewählt. Der Weg bis zum Fluſſe führte durch eine unfruchtbare, kieſige Ebene, in der nur hier und da einige Rhamnus- und Potentillabüſche ſtanden; an einer Stelle ganz in der Nähe des Fluſſes bei der Feſtung Nomochunchoto gab es aber Gerſtenfelder. Das Gebirge Burchan-Budda hat an der Stelle, wo der Fluß daſſelbe durchbricht, koloſſale, ſehr ſcharfe, ſpitzige Felſen aus feinkörnigem Grünſtein. Der Weg durch den Engpaß war recht beſchwerlich und wiederholt mußte der 5 bis 7 Saſchen (10 bis 14 m) breite Fluß überſchritten werden. Am 18. September war endlich das Gebirge Burchan-Budda paſſirt, und man befand ſich in einer Höhe von 13 000 Fuß auf der unterſten Stufe des eigentlichen Hochplateaus von Tibet. Nach kurzem Aufenthalt in Dſun-obo wurde der Bergrücken Schuga überſchritten und der Reiſende befand ſich an einer Stelle, welche er bereits 1872 und 1873 beſucht hatte. Die abſolute Höhe des Gebirges Schuga, 15 300 Fuß (4660 m), machte ſich unangenehm bemerkbar: Herzklopfen, Schwindel-

Digitized by Google

gefühl, schnelle Ermüdung und plötzlich eintretende Muskelschwäche traten auf; jedoch gewöhnten sich die Reisenden mehr oder weniger an die Einflüsse der Höhe. Die Witterung änderte sich leider zu ihren Ungunsten, Stürme mit Schnee hinderten das Fortkommen und doch durfte nicht gezögert werden. Das seinem allgemeinen Charakter nach nicht sehr wilde Schuga-Gebirge lag bald hinter den Reisenden, welche nun dem Flusse Schuga-gol folgend, stromabwärts weiter marschirten. Das Thal desselben wird auf der Südseite von einem gewaltigen Schneegebirge, das Prshewalski nach Marco Polo benannte, im Norden von den Fortsetzungen des Schuga-Gebirges eingeengt; es ist außerordentlich reich an Futter und deshalb der Aufenthaltsort für zahlreiche Thiere, namentlich tummelten sich hier große Scharen von Jaks und Bergschafen (Pseudovis Nahors). Prshewalski gab sich der ungestörten Jagdfreude hin, wenngleich dieselbe hier und da mit Gefahren verbunden war. Das Gebirge Marco Polo wurde in seinem östlichen Theile, woselbst der Paß Tschum-Tschum, 16 300 Fuß (4970 m), einen sehr bequemen Weg bietet, überschritten und damit ein hohes Plateau von 15 000 Fuß (4570 m) erreicht. Das Ungemach der Reisenden steigert sich; das Wetter wird schlechter; Sturm, Frost, Schneefall, dabei kein Feuerungsmaterial, weil das Argal (Yakmist) vom Schnee bedeckt und deshalb nicht zu finden ist; Futtermangel; dazu Augenleiden und Schneeblindheit. Beim Marsch über dieses Plateau wurde der oben bereits genannte Bär, welcher sich von Pfeilhasen ernährt, entdeckt. Zu allen Leiden kam noch der unangenehme Umstand hinzu, daß der Führer umkehren wollte, weil er den Weg nicht weiter wisse; doch ließ Prshewalski ihn nicht ohne weiteres fort, sondern nahm ihn eine Strecke weit mit Gewalt mit. Als der Führer aber die Karawane in eine enge Schlucht des Kukuschili-Gebirges hineingeleitet hatte, obgleich es, wie sich später herausstellte, einen guten Uebergang an einer andern Stelle gab, jagte Prshewalski den treulosen Mongolen fort, nachdem er ihm zur Belohnung noch eine körperliche Züchtigung hatte zu Theil werden lassen.

Nun war er wieder ohne Führung; aber sein gutes Glück verließ ihn nicht. Mit Mühe und Noth gelangte die Karawane aus dem wilden und unwirthbaren Kukuschili-Gebirge endlich heraus und befand sich in einer weiten Ebene; vor ihr lag abermals ein hohes Gebirge, Dumbure (die Namen der Berge und Flüsse erfuhr Prshewalski natürlich erst auf dem Rückwege von den ihn rückwärts geleitenden Mongolen). Nach einigem Suchen wurde ein Uebergang gefunden und entlang einem nach Süden laufenden Flusse, dem Dumbure-gol, kamen die Reisenden in das Thal und an das linke Ufer des großen Flusses Murussu, eines Quellflusses des berühmten Blauen Flusses. Hier in diesem Thale, nur etwas weiter nordöstlich, war Prshewalski bereits im Januar 1873 gewesen, aber hatte dann umkehren müssen.

Die Reisestrapazen steigern sich für die Menschen und Thiere, trotzdem daß das Thal des Mur-ussu reich an Wiesen und Thierleben ist; vier Kameele und ein Pferd müssen als unbrauchbar zurückgelassen werden; ein Theil des Gepäcks wird, um die Thiere zu erleichtern, eingegraben, um beim Rückwege mitgenommen zu werden. Menschen- und Thierschädel werden gefunden, einmal auch die Leiche eines Mongolenpilgers, umringt von Geiern und Wölfen. Endlich wird ein Zufluß des Mur-ussu passirt und die Karawane befindet sich abermals dicht am Ufer des Murussu und zwar nur 7 Werst (Kilometer) oberhalb der Fuhrt, mittels welcher die Pilgerkarawanen den Fluß passiren, um nach Lhassa zu gelangen. Spuren einer kürzlich hier lagernden Karawane werden zur großen Freude aller entdeckt — jetzt ist der richtige Weg gefunden. Die Pilgerkarawane, welche vor nicht langer Zeit vor unseren Reisenden hermarschirt war, brachte ihnen, den Nachfolgenden, noch den großen Vortheil, daß sie ihnen den Weg über das mit Schnee bedeckte Plateau des Tan-la-Gebirges festtrat und ebnete, so daß für die ermüdeten Kameele Prshewalski's der Marsch leichter wurde. Es ist sehr fraglich, ob er ohne dieses glückliche Zusammentreffen den Weg nach Tibet gefunden hätte.

Der Mur-ussu in einer absoluten Höhe von 14 000 Fuß (4270 m) hat an der Stelle der Fuhrt eine Breite von 30 Saschen (60 m) und war damals 2^1, Fuß (75 cm) tief; das Wasser war offenbar gefallen und hätte zu anderer Jahreszeit ein Hinderniß für das Weiterkommen abgegeben. Sieben Tage lang dauerte der Marsch über das vor dem Gebirge Tan-la sich ausdehnende Plateau. Beim Uebergange über den Paß, 16 700 Fuß (ca. 5000 m), hatte die Karawane einen Ueberfall von Seiten der früher schon geschilderten Jegrai zu bestehen; doch verjagten die schnellschießenden Gewehre der Kosaken die lästigen Gäste sehr bald. Auf die anziehend geschriebene Skizze des Gefechts können wir nicht weiter eingehen.

Der Paß über das Tan-la-Gebirge ist sehr bequem; auf der Höhe war ein buddhistisches „Obo" errichtet. Auf großen kegelförmigen Steinhaufen lagen die Schädel von wilden und zahmen Jaks, dazwischen steckten Stangen, welche durch Fäden mit einander in Verbindung gesetzt waren; an diesen Fäden hingen mit Gebeten beschriebene Fetzen herab. Die russische Expedition begrüßte ihrerseits die Paßhöhe mit einer Freudensalve.

Beim Abstieg kamen die Reisenden an heißen Mineralquellen vorbei; früher hatten hier Zelte gestanden, in welchen Kranke aus Lhassa Heilung suchten; doch war jetzt niemand hier, aus Furcht vor den räuberischen Jegrai und Gorlyken. Man folgte nun dem Flusse Tan-tschu (mongolisch Bagyn-gol), welcher in den San-tschu fließt. Hier begegnete der Reisende dreien Mongolen, darunter einem alten Bekannten, Dadai, welcher tibetisch reden konnte. Diese brachten schlechte Nachrichten: die Tibeter seien entschlossen, unter keiner Bedingung die Russen nach Lhassa gelangen zu lassen; es habe sich das Gerücht verbreitet, sie seien gekommen, um den Dalai-lama zu stehlen, und in Folge dessen sei das Volk in Lhassa in hohem Grade aufgeregt. Um die ungebetenen Gäste zurückzuhalten, seien von der tibetischen Grenze bis zum Paß Tan-la Wachtposten ausgestellt gewesen, welche nur des herannahenden Winters wegen aufgehoben seien. An der Grenze selbst sei tibetisches Militär jetzt versammelt, um das Eindringen der Russen zu hindern, und von Naptschu, dem ersten Orte auf tibetischem Boden, kämen tibetische Beamte mit 10 Mann Soldaten den Russen entgegen.

Bald trafen unsere Reisenden mit den letzteren zusammen, welche sich sehr anständig benahmen, Namen und Zahl der Begleiter Prshewalski's aufschrieben, seinen chinesischen Paß prüften und schließlich baten, die Russen möchten weitere Nachrichten aus Lhassa abwarten. Um ihre Bewegungen zu überwachen, blieben fünf tibetische Soldaten bei ihnen, am Fuße des Berges Bum-sa, an dem kleinen Flusse Nier-tschungu wurde darauf ein Lager aufgeschlagen; denn eine Erholung, selbst eine erzwungene, that allen Mitgliedern der Karawane nöthig. Prshewalski dachte noch immer an die Möglichkeit, weiter vorzudringen; der Weg von Naptschu bis Lhassa, ca. 250 Werst (Kilometer) lang,

Digitized by Google

ist für Kameele sehr anstrengend, so daß die Pilger- und Handelskarawanen gewöhnlich ihre Kameele in Naptschu zurücklassen und für die Weiterreise Jaks benutzen.

Am Fuße des Berges Bum-sa (17 100 Fuß = 5210 m), in einer absoluten Höhe von 15 500 Fuß (4720 m) verweilte Prshewalski mit seinen Begleitern 18 Tage; 10 Werst (Kilometer) südlich davon lief die Grenze zwischen den Besitzungen des Dalai-lama und der chinesischen Provinz Sinin. Die Zeit des Zuwartens wurde ausgefüllt, so gut es ging, mit Jagden auf Geier, mit Beobachtung der in der Nähe befindlichen nomadisirenden Tibeter; viel Zeit raubte auch die Unterhandlung mit den tibetischen Beamten, welche schließlich doch zu nichts führte. Eine Gesandtschaft Prshewalski's nach Naptschu kehrte unverrichteter Sache wieder zurück.

Eine Abwechselung brachte das Eintreffen einer Handelskarawane tibetischer Kaufleute, welche von Lhassa nach Sinin zogen. Die Karawane zählte 200 belastete Jaks, einige Kameele und 22 Menschen und führte Tuch, Räucherkerzen und andere Gegenstände, welche beim Kultus benutzt werden, heilige buddhistische Bücher, Arzneimittel, Süßigkeiten, Zucker u. a. mit sich. Diese Waaren finden ihren Absatz über Sinin, zum Theil in China selbst, der größte Theil davon aber in der nördlichen Mongolei. Umgekehrt werden von Sinin nach Lhassa verschiedene chinesische Waaren, namentlich aus Peking ausgeführt, so Seidenzeug, Dalemba (chinesisches Baumwollenzeug), Geschirre, Sättel, eiserne Trink- und Eßschalen, Stiefel, Feuerzeuge, Messer, Pfeifen und allerlei Kleinigkeiten, unter anderem auch chinesischer Essig. Die Fracht von Lhassa nach Sinin und umgekehrt ist nicht theuer, denn die Lastthiere, die Jaks, begnügen sich mit dem Grasfutter am Wege, und die Zeit — die Reise dauert zwei bis drei Monate — hat, wie bei allen Asiaten, gar keinen Werth. Freilich werden mitunter die Handelskarawanen angefallen, aber schlaue Händler verstehen es, sich loszukaufen von den Räubern, welche besonders die Pilgerkarawanen verfolgen. Die Handelskarawanen zwischen Lhassa und Sinin gehen alljährlich im Herbst, Winter und im frühen Frühling. Die Händler (tibetisch Sumbun) sind stets dieselben; zur Unterhaltung nehmen sie oft ihre Frauen mit.

Endlich am 30. November, nachdem Prshewalski bereits 15 Tage gerastet, erschienen zwei Beamte aus Lhassa in Begleitung des Gouverneurs von Naptschu mit der Meldung, daß ein Abgesandter des (weltlichen) Beherrschers von Tibet, Nomun-Chan, in Naptschu eingetroffen, aber wegen Unpäßlichkeit nicht hierher kommen könne. Die Beamten meldeten weiter, daß Nomun-Chan und seine Würdenträger den Entscheid gegeben hätten, die Russen nicht nach Lhassa reisen zu lassen. Prshewalski begnügte sich mit dieser mündlichen Meldung nicht, er wünschte den Abgesandten selbst zu sehen und verlangte auch die Ansicht des chinesischen Residenten von Lhassa zu hören, da die chinesische Regierung doch die Erlaubniß zum Besuch von Lhassa ertheilt hätte. Die Beamten kehrten um und am andern Tage erschien der Abgesandte selbst; er war nach Aussage der Beamten ein sehr hoher Würdenträger, vielleicht einer der vier Kalunen, d. h. der Gehilfen Nomun-Chan's. Sein Name war Tschshigmed-Tschoisch-shor. Mit ihm erschienen die Vorsteher der drei wichtigsten Klöster und Vertreter der 13 Bezirke (Aimak) der eigentlichen Länder des Dalai-lama.

Der tibetische Abgesandte und seine Begleiter machten erst die nöthige Toilette und dann erschienen sie vor Prshewalski: Nach einigen einleitenden Bemerkungen über die Gesundheit und die Reise, erkundigte sich der Gesandte vor allem danach, zu welcher Nation die Reisenden gehörten, ob sie *Russen* seien oder *Engländer*. Dann hielt er eine längere Rede des Inhalts, daß Russen noch nie in Lhassa gewesen seien, daß von Norden her nur drei Nationen zu ihnen kämen, Mongolen, Tanguten und Chinesen, daß die Russen eine andere Religion hätten als die Tibeter, und schließlich, daß das ganze tibetische Volk, der Herrscher Nomun-Chan und der Dalai-lama selbst, die Fremden nicht ins Land lassen wollten. Prshewalski antwortete, wenngleich die Russen einen andern Glauben hätten, so gäbe es doch nur *einen* Gott für alle Menschen, daß nach göttlichen Geboten man alle Pilger, wer sie auch seien, freudig aufnehmen müsse, aber nicht fortjagen dürfe; daß er ohne böse Absicht gekommen sei, lediglich um Tibet zu sehen und im Interesse der Wissenschaft zu erforschen, und daß er mit seinen 12 Begleitern doch in keinem Falle ihnen Gefahr bringen könne. Die Antwort darauf war immer dieselbe, vom andern Glauben, von den drei Nationen u. s. w., dabei flehten der Gesandte und seine Beamten, die Hände vor der Brust zusammenschlagend, in demüthigster Weise, man solle ihnen ihre Bitte erfüllen und nicht weiter vordringen. Die Tibeter drohten in keiner Weise, sie erboten sich im Gegentheil, alle Reisekosten den Russen zurückzuerstatten, wenn sie nur abzögen.

Es fiel dem unermüdlichen und unerschrockenen Reisenden schwer, so nahe vor dem Ziele den Entschluß zu fassen, abermals umzukehren — abermals! Es war nicht das erste Mal, daß er seinem Ziele nahe gerückt war — aber was war zu thun? Wie sollte er mit seinen 12 Begleitern es wagen, dem Fanatismus eines ganzen Volkes zu trotzen? Das war unmöglich — die Nothwendigkeit der Umkehr stand fest.

Vorher aber verlangte Prshewalski von den Abgesandten, daß sie ihm das Verbot, ins Land Tibet einzudringen, *schriftlich* geben sollten; wenn sie das nicht thäten, so marschire er morgen direkt vorwärts. Der Gesandte machte Ausflüchte, er wolle aus Lhassa ihm die Abweisung zusenden. Prshewalski ließ dem Gesandten antworten, er reise nun viele Jahre herum, aber so schlechte und ungastliche Leute, wie die Tibeter, habe er nirgends gefunden; er werde das in aller Welt erzählen; früher oder später kämen doch die Europäer zu ihnen und würden sich mit Gewalt den Zugang erzwingen — er möge das alles nur seinem Vorgesetzten Nomun-Chan und dem Dalai-lama mittheilen. Eine Antwort darauf erfolgte nicht; es schien das alles dem hohen Gesandten sehr gleichgültig zu sein; vor der Hand war ihm nur eines wichtig: die Russen von Tibet fern zu halten.

Am andern Morgen in aller Frühe überbrachten die Gesandten das betreffende Schreiben; es wurde feierlich verlesen und ins Mongolische und weiter ins Russische übersetzt, dann vom Gesandten untersiegelt und übergeben[1]). Darauf erklärte Prshewalski, er werde umkehren, und gab Befehl, das Lager abzubrechen. Während das geschah, nahmen die tibetischen Gesandten in freundschaftlicher und liebenswürdiger Weise Abschied — sie standen noch lange und sahen der russischen Karawane nach, bis diese hinter den nächsten Bergen verschwand.

So mußte Prshewalski abermals umkehren, als er nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten nur noch 250 Werst (Kilometer) von Lhassa entfernt war.

Der Rückmarsch nach Dsun-sasak wurde zum Theil auf einem andern Wege als der Hinmarsch gemacht, unter der bewährten Führung des Mongolen Dadai, einem

[1]) Der Text des Schreibens in russischer Uebersetzung von Professor Wassiljew findet sich a. a. O., S. 276.

Digitized by Google

Neffen jenes Mannes, der unſern Reiſenden in den Jahren 1872 und 1873 geführt hatte. Prſhewalski hatte von den Tibetern wenig Vorräthe kaufen können; nur einige Pferde waren herbeigeſchafft worden, um die ermatteten Kameele zu entlaſten. Glücklich, ohne von den tibetiſchen Räubern beläſtigt zu werden, kam man über den Paß des Gebirges Tan-la, wobei der mongoliſche Lama ihnen eine Legende von einem böſen Geiſte und einem Steinregen erzählte, an den Fluß Mur-uſſu, deſſen Waſſer unterdeß feſt zugefroren war. Im Gebirge Zagan-Obo wurde einige Tage geraſtet, weil ein Koſak ſchwer erkrankt war; unterdeß machte Prſhewalski Jagd auf Bären, und hatte die Freude, ein großes und kräftiges Exemplar zu erlegen. Sobald der Koſak ſich gebeſſert hatte, wurde der Marſch fortgeſetzt, doch wurde nicht wie bisher der alte Weg gewählt, ſondern ein anderer, welcher mehr weſtlich lag. Das Gebirge Durumbu wurde auf einem weſtlicher gelegenen Paſſe überſchritten, ebenſo das Kuku-ſchili- und das Marco-Polo-Gebirge. Aber ſchwierig war der Marſch wegen der großen Kälte, Schneeſtürme und Futtermangel; die Laſtthiere blieben oft länger als 24 Stunden ohne jegliche Nahrung, auch den Menſchen fehlte bald das Nöthigſte; das Mehl ging zu Ende. Endlich im Flußthale des Naid-ſchin-gol trifft man Mongolen, welche Nahrungsmittel verkaufen und Jaks als Laſtthiere vermiethen; denn von den Kameelen ſind nur noch 17 übrig geblieben. Dabei wird es etwas wärmer; trotz des Januar ſind es 2 Grad Wärme. Noch einmal muß das Gebirge, eine weſtliche Verlängerung des Burchan-Budda, auf einem Paß Kukutom überſchritten werden, weil das Flußthal nicht paſſirbar iſt und dann erſt bei weiterm Fortmarſch in der weiten Ebene Tzaidam iſt das Schwerſte überſtanden; der Weg wendet ſich in der Ebene nach Oſten und am 31. Januar 1880 wird die Feſtung (Chyrma) Dſun-ſaſak wieder erreicht. Von 34 Kameelen, mit denen Prſhewalski von hier auszog, kehren nur 13 zurück, die übrigen ſind den Reiſeſtrapazen, beſonders dem Futtermangel erlegen; die Reiſenden ſelbſt ſind ermattet und abgezehrt.

Etwa eine Tagereiſe vor der Feſtung Dſun-ſaſak paſſirte Prſhewalski den Aufenthaltsort der Mutter ſeines Führers Dadai. Als die Mutter die heranziehende Karawane erblickte, aber ihren Sohn vermißte, warf ſie ſich den Ankommenden mit der Frage entgegen: „Lebt mein Sohn? Wo iſt er?“ Als man ſie beruhigte, fragte ſie ſofort: „Hat ſich Dadai etwa die Haare ſo lang wachſen laſſen, wie die Tibeter?“ Als nun Dadai — o weh! mit ſehr langen Haaren erſcheint, da empfängt ihn die Mutter mit Vorwürfen, führt ihn ohne weiteres in ihre Jurte, und nach einer Stunde kehrt er — mit glattraſirtem Kopf und einem Zopf im Nacken wieder. Doch neues Ungemach wartete des Armen; als er ſeine Heimath verließ, hatte er ſich verlobt und — nun aber war die Liebe verraucht! Aber die Braut war da und verlangte Erfüllung des gegebenen Verſprechens, d. h. ſofortige Eheſchließung. Dadai, im Beſitz des Lohnes für die geleiſteten Führerdienſte — 40 Lan Silber — war eine gute Partie! Nur mit Hilfe der Koſaken konnte er ſich von ſeiner Braut losmachen.

In Dſun-ſaſak wurde eine kurze Zeit geraſtet und dann auf ſchon bekannten Wegen der Marſch zum Kuku-nor angetreten.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nachdem die landeskundliche Litteratur bereits für Thüringen, Vorpommern mit Rügen und die Provinz Sachſen nebſt Anhalt und dem Harze zuſammengeſtellt worden iſt, hat ſich jetzt Dr. Karl Ackermann der gleichen Arbeit für das frühere Kurfürſtenthum Heſſen unterzogen und veröffentlicht ein „Repertorium der Landeskundlichen Litteratur für den preußiſchen Regierungsbezirk Kaſſel“ (Kaſſel, F. Keßler, 1884), worin auf 156 Druckſeiten ca. 1150 Schriftſtücke über Boden, Hydrographie, Klima, Flora und Fauna, ca. 700 über die Bewohner und ca. 750 über eigentliche Landes- und Ortskunde aufgeführt werden.

— Der isländiſche Geologe Th. Thoroddſen hat im vergangenen Herbſt während zwei Monaten die Halbinſel Renkjanäs auf Island vollſtändig unterſucht. Er hat hier 30 Vulkane mit gegen 700 Kratern gefunden; ſechs dieſer Vulkane haben ſicher Ausbrüche in hiſtoriſcher Zeit gehabt, von vier anderen ließ ſich dies nicht zuverläſſig konſtatiren. Auf dieſer Halbinſel finden ſich alſo wahrſcheinlich nicht weniger als zehn moderne Vulkane, während bisher in dieſem Theile von Island nur drei bekannt waren.

— Der Miniſter der ruſſiſchen Reichsdomänen hat dem Reichsrathe eine Vorſtellung über die Nothwendigkeit gemacht, den ſüdlichen Ural in geographiſcher und geologiſcher Hinſicht zu unterſuchen. Der Miniſter ſchlägt die Ausrüſtung einer ſpeciellen Expedition vor, an welcher ein Geologe, ein Bergingenieur, ein Geodät, zwei Topographen, ein Naturforſcher, zwei Steiger, ein Feldſcheer und eine Anzahl Arbeiter theilnehmen ſollen. Die Dauer der Expedition iſt auf 4 bis 5 Jahre, die Koſten auf 25 000 Rubel jährlich veranſchlagt worden.

— Ruſſiſche Zeitungen agitiren ſehr lebhaft für die Gründung einer ruſſiſchen Schule in Konſtantinopel. Die Kinder der dort lebenden Ruſſen beſuchen bis jetzt griechiſche oder andere abendländiſche Schulen. Die Zahl der ruſſiſchen Kinder ſei etwa 200, die der Bulgaren, Montenegriner und anderer Slaven etwa 600.

— In dem Sammelwerke „Das Wiſſen der Gegenwart“ hat F. Meyer von Waldeck die Schilderung des eigentlichen Rußland übernommen und führt uns im 23. Bändchen das Entſtehen und Wachſen des Reiches, ſeine Beſchaffenheit und ſeine Bevölkerung nach ihrer Vertheilung, Herkunft, Tracht ꝛc. vor. Der Verfaſſer, welcher als Univerſitätslehrer und Redakteur 30 Jahre lang in Rußland gelebt hat, ſagt in der Vorrede, daß er alles, was er giebt, ſelbſt erfahren, erlebt oder aus authentiſchen Quellen geſchöpft habe, und daß es die Wahrheit über Rußland ſei; dieſelbe Zuverläſſigkeit nimmt er auch für die in der That vortrefflichen Illuſtrationen in Anſpruch. Uns erſcheinen von beſonderm Intereſſe die Charakteriſtiken, welche er von den Ruſſen ſelbſt, den Deutſchen, deren Anzahl er auf 2 Mill. ſchätzt, und von den Juden entwirft. Auch Meyer von Waldeck betont, daß die jüngſten Ausſchreitungen gegen letztere lediglich ſocialen, durchaus nicht religiöſen Urſprunges ſeien.

Digitized by Google

Asien.

— Nach Meldungen, welche der Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg zugegangen sind, befindet sich die Russische Lena-Expedition unter Lieutenant Jürgens gegenwärtig in Bulun an der Lena, einem theilweise von nomadisirenden Jakuten bewohnten Ort. Um hierher zu gelangen, mußte sie sich in vier Abtheilungen trennen, weil nicht genügende Transportmittel zum Fortschaffen der Bagage auf einmal vorhanden waren.

— Der Reisende Lessar hat der St. Petersburger Geographischen Gesellschaft die Mittheilung gemacht, daß er von Aschabad sich nach Merw begeben werde, um die neue dem russischen Reiche einverleibte Provinz in topographischer, geologischer und ethnographischer Hinsicht zu untersuchen.

— Aus Taschkend wird am 12. (24.) März telegraphirt, daß der Reisende Dr. Regel (vergl. oben S. 159) abermals von dort aus eine Reise angetreten habe. Er geht durch Buchara nach Tschardschui, Kelif, Kabadian und Baldschuan, dann weiter nach Pamir bis zur kaschgarischen Grenze. Der Astronom Schwarz begleitet die Expedition.

— Von der russisch-chinesischen Grenze schreibt man der „Oestlichen Rundschau" (1884 Nr. 14): Chinesische Händler und Beamte, welche aus Kaschgar kommen, erzählen, daß die Chinesen bald nach der Einnahme jener Stadt nicht unterlassen haben, über den todten Jakub-Bek Gericht zu halten und seine Leiche zu beschimpfen. Der Oberbefehlshaber rückte an der Spitze der Truppen zum Grabe des Fürsten, ließ eine volle Salve abfeuern, das Grabdenkmal stürmen und bis auf den Grund zerstören. Dann wurde der noch recht wohl erhaltene Leichnam hervorgeholt und in eine sitzende Stellung gebracht. Der Untersuchungsrichter stellte nun ein Verhör an, beschuldigte den Jakub-Bek des Treubruchs, des Ungehorsams gegen den Sohn des Himmels, des Aufruhres u. s. w. Dann hieb der Scharfrichter dem Leichname den Kopf ab; der Körper wurde verbrannt und das Haupt am Hauptthore der Festung von Kaschgar, Jengischar, aufgehängt.

— Das russische Schiff „Minin", an dessen Bord sich der Reisende Potanin befindet, ist in Batavia angelangt, wie ein Brief vom 17. (29.) Januar meldet. Von Aden bis Batavia hat die Reise 50 Tage gedauert. Da die Schiffsschraube in Batavia ausgebessert werden mußte, so wird Potanin mit seinen Begleitern die Weiterreise auf der Korvette „Skobelew" bis Saigon machen und von hier den Landweg einschlagen. Gegenüber den unrichtigen Angaben einiger russischer Zeitungen über die Mitglieder der Expedition betont die „Orient-Rundschau" (Nr. 11 vom 15. März), daß außer Potanin und seiner Frau und Begleiterin Theil nehmen der Topograph Skassi, bekannt durch seine Arbeiten während der Expedition Sewerzow's und ein Student Beresowski, welcher bereits früher mit Potanin gereist ist.

Nach den neuesten Nachrichten soll die Korvette „Skobelew" schon in Saigon eingetroffen sein.

— Nach Angabe des „Kawkas" soll Serachs, jene wichtige Festung am untern Heri-rud, von Persien an Rußland abgetreten worden und bestimmt sein, Hauptstadt des an Merw grenzenden Tedschend-Bezirks zu werden. Damit hätte sich verwirklicht, was Oberst C. M. Mac Gregor vor fünf Jahren über den Ort schrieb: „Wenn England Serachs nicht für die Vertheidigung gebraucht, wird Rußland es für den Angriff ausnutzen." Mac Gregor besuchte den festen Platz im Jahre 1875 als der dritte Engländer — seine Vorgänger waren Burnes 1832 und Taylor Thomson 1840 — unter dem Schutze einer die dortige Garnison ablösenden persischen Truppenabtheilung; damals war die Gefahr vor den raubenden Turkmenen noch groß. Aus den letzten Jahren haben wir die Berichte des russischen Ingenieurs Lessar, welcher viel dort herumgereist ist; der Fall von Göktepe und die Nähe der Russen hatte 1882 die Turkmenen so eingeschüchtert, daß die Perser jetzt ohne jede Bedeckung dort reisten, ohne befürchten zu müssen, gefangen und in die Sklaverei geschleppt zu werden. Der persische Kommandant der Festung, der früher nie ohne eine Eskorte von mindestens 50 Reitern deren Thore verlassen hatte, begnügte sich 1882 mit deren 10. Während Mac Gregor 1875 nur wenige Felder in der öden Umgegend von Serachs fand, nennt Lessar sieben Jahre später dieselbe „belebt"; es haben sich dort Merw-Turkmenen angesiedelt, welche mit persischer Erlaubniß gegen Entrichtung des Zehnten Ackerbau treiben. Auch darin hatte also Mac Gregor recht, als er schrieb: Der Boden ist leicht und sandig, aber Wasser findet sich etwa 20 Fuß tief so reichlich, daß Serachs nach Beseitigung der Turkmenen-Gefahr leicht eine schöne Ackerbauoase und Handelsstation zwischen Buchara und Chiwa einerseits, Meschhed und Herat andererseits werden könnte (vergl. „Globus" Bd. 36, S. 185). Das wissen die Russen auch sehr wohl; bereits befindet sich Fürst Dondukow-Korsakow auf dem Wege nach Serachs, um Maßregeln zu ergreifen für die Verbesserung der Verbindungswege zwischen Aschabad und Merw einerseits und Merw und Buchara resp. Russisch-Turkestan andererseits. Auch soll durch eine direkte Telegraphenleitung Aschabad mit Merw, Tschardschui, Buchara und Turkestan in Verbindung gesetzt werden, während jetzt noch Depeschen den weiten Umweg über Orenburg machen müssen.

Nordamerika.

— Am 19. April kam der Guion-Dampfer „Oregon" in Sandy Hook an, nachdem er die schnellste von allen bisherigen Reisen über den Atlantischen Ocean gemacht hatte. Er brauchte von Queenstown (Irland) aus nur 6 Tage, 9 Stunden und 22 Minuten, 12 Stunden weniger als jedes frühere Schiff.

— Die älteste Stadt in den Vereinigten Staaten, eine der wenigen, welche Antiquitäten besitzen, ist St. Augustine in Florida. Nachdem Don Juan Ponce de Leon auf der Suche nach dem Jugendbrunnen am Palmsonntage, 2. April 1512, Florida entdeckt und nach dem lateinischen Namen des Tages (Pascua Florida) benannt hatte, dauerte es noch über ein halbes Jahrhundert, ehe die spanische Regierung beschloß, von dem Lande Besitz zu ergreifen. Erst 1565 wurde eine große Expedition unter Menendez von Cadiz ausgeschickt, landete am St. Augustinstage (28. August) unweit südlich der Mündung des St. John's River und gründete die Stadt St. Augustine. Sie hat etwa 1500 ständige Einwohner, meist Abkömmlinge der alten spanischen, zum größten Theile von Minorka stammenden Einwohner, welche übrigens nicht spanisch, sondern den südlichen Negerdialekt reden; im Winter dagegen wächst die Bevölkerung durch Besucher aus dem Norden der Union auf 7000 bis 8000 Seelen an. Der Kontrast zwischen den großen modernen Hotels und zahlreichen Villen und andererseits den alten Gebäuden, darunter einem gut erhaltenen Beispiel spanischer Befestigungskunst, dem alten Fort Marion (früher San Juan de Pinos), der kleinen Kathedrale mit ihrem maurischen Glockenthurme, dem ehemaligen Gouverneurspalaste, jetzt Postamt ꝛc. ist höchst merkwürdig. Die Stadt liegt auf einer sandigen Ebene und ist während des trockenen Winters sehr staubig. Die Straßen sind sehr eng, manche nur wenige Fuß breit, so daß die Balkone von beiden Seiten her sich fast berühren. Bürgersteige giebt es nicht, da die mit coquina gepflasterten alten Straßen nur von Fußgängern benutzt wurden. Die alten Häuser sind gleichfalls von coquina gebaut, einem eigenthümlichen Muschelsteine, der auf der Anastasia-Insel gebrochen wird und an der Luft erhärtet. Zwei oder drei nordsüdlich verlaufende Straßen, welche von ein paar anderen unter rechten Winkeln geschnitten werden, und eine breitere Straße längs der Strandmauer machen die ganze Stadt aus, an deren nördlichem Ende das Fort Marion liegt, während am Südende sich die Kaserne der Soldaten befindet. Letztere umschließt Theile des ehemaligen Klosters San Francisco, vielleicht das älteste Mauerwerk in

Digitized by Google

der Union. Aus dem „ältesten Hause", einem einfachen viereckigen Gebäude aus coquina, haben Reliquienjäger nach und nach alles Holzwerk entführt. — St. Augustine hat unruhige Zeiten durchgemacht. Gleich nach seiner Gründung ließen sich etwa 15 englische Meilen nördlicher am St. John's River französische Hugenotten nieder, welche Menendez sofort angriff. Zuletzt erschlug er sie fast alle und ließ einige Gefangene hängen; an dem Baume ließ er eine Inschrift anbringen, welche besagte, daß sie den Tod erlitten hätten „nicht als Franzosen, sondern als Lutheraner". Aber die Franzosen erhielten Verstärkung, griffen St. Augustine an, vergalten Gleiches mit Gleichem, und die Inschrift, welche sie über den Leichen ihrer Opfer anbrachten, lautete an der betreffenden Stelle „nicht als Spanier, sondern als Räuber und Mörder". 1586 griff Sir Francis Drake die Stadt an, plünderte und verbrannte sie zum größten Theile. Dann hatte sie über ein Jahrhundert lang von Indianern, Piraten und Engländern viel zu leiden, bis 1763 letztere sie auf drei Jahre in Besitz nahmen, um sie dann wieder abzutreten. 1821 kam sie an die Vereinigten Staaten und war während des langwierigen Seminolenkrieges, sowie im Secessionskriege, wo sie gleich anfangs von den Nordstaatlern erobert wurde, ein wichtiger Militärposten.

Südamerika.

— Der Bremer Angra Peauena-Kolonie in Afrika und der Hamburger Borneo-Kompagnie ist nunmehr ein drittes Unternehmen ähnlicher Art gefolgt. Vor Kurzem hat sich eine Gesellschaft angesehener Hamburger und Altonaer Großhändler gebildet, welche in Patagonien Faktoreien gründen will, um die Erzeugnisse des Landes, meist in Häuten und Pelzen bestehend, an den deutschen Markt zu bringen. Die ersten Pioniere sind bereits an ihren neuen Bestimmungsort abgegangen, um die nöthigsten Verbindungen in diesem ungeheuren Lande, welches größer als Deutschland ist, aber nur ungefähr 30 000 Einwohner zählt, anzubahnen und geeignete Häfen und Anlageplätze zu ermitteln.

Polargebiete.

— Expedition nach der Westküste von Grönland. Mitte April ging von Kopenhagen mit dem grönländischen Handelsschiffe „Lucinde" eine wissenschaftliche Expedition nach Holstensborg in Grönland ab. Die Leitung derselben ist dem Marinepremierlieutenant Jensen übertragen, der bereits dreimal umfassende Untersuchungen in Grönland vorgenommen hat, zuletzt im Sommer des Jahres 1879, wo er in Gesellschaft mit Lieutenant R. Hammer und dem verstorbenen Docenten Kornerup die Gegend von Holstensborg nordwärts bis Egedesminde bereiste. Diese Untersuchungen südwärts von Holstensborg nach Sukkertoppen, wo das Vorland zwischen der Küste und dem Inlandseise bis 20 Meilen breit sein soll, fortzusetzen, ist der Zweck der diesjährigen Expedition. Diese Gegend ist noch nie von Europäern besucht worden und die Naturverhältnisse sind nur äußerst mangelhaft durch einige Berichte der Eingeborenen bekannt. Es sollen sich hier tiefe Fiorde befinden, begrenzt von hochliegenden Plateaus, die theilweise mit isolirten Gletschern bedeckt sind, so daß sich der Expedition hier ein weites Feld für Untersuchungen darbietet. Lieutenant Jensen wird begleitet vom Museumsassistenten Lorenzen als Geolog und Kunstmaler Riis-Carstensen als Zeichner. Im Oktober soll die Expedition wieder nach Kopenhagen zurückkehren.

— Woher die Grönländer stammen, wissen wir jetzt ganz genau. Gabriel de Mortillet, ein französischer Prähistoriker, der durch lebhaftere Phantasie mehr als durch gediegene Beweisführung ausgezeichnet ist, hat es herausgefunden. Die Urahnen der Grönländer sind nämlich die französischen „Magdaléniens". Mit letzterm Ausdrucke bezeichnet man in Frankreich die Menschen, welche in der paläolithischen Zeit (ältern Steinzeit) in der Höhle von La Madelaine im Thale der Vézère lebten. G. de Mortillet vergleicht nun die Funde aus jener Periode mit den Steingeräthen der „Grönländer", findet eine große Uebereinstimmung und verkündigt triumphirend, daß jene die Ureltern dieser seien. Sie sind allmählich mit dem Charakterthiere der ältern Steinzeit, dem Ren, nach dem Pole zu ausgewandert. Harpunen, Schaber, Knocheninstrumente hier wie da, ja die künstlerischen Versuche, die Einritzungen von Thierfiguren auf Knochen, gleichen sich ungemein. „Die Grönländer — sagt der weise Mortillet — haben keinen Kultus, keine religiöse Ideen ganz wie der fossile Mensch." Das erstere ist falsch und das letztere wissen wir nicht, doch genügt diese ressemblance zu schließen, daß die Grönländer von den paläolithischen Bewohnern von la Madelaine stammen. (Vergl. „Bull. soc. d'Anthropologie" 1883, S. 868.)

Der Vergleich zwischen den Menschen der ältern Steinzeit und den Eskimos ist nicht neu und vor allem von Sir John Lubbock mit vortrefflicher Sachkenntniß durchgeführt worden; auch A. Ecker hat die Zeichnungen der Eskimos von heute und der alten Höhlenbewohner vergleichsweise behandelt. Tollgewordene Analogien hier aber verwendet zu haben, um die Abkunft der „Grönländer" von den Menschen der Steinzeit zu beweisen, blieb G. de Mortillet vorbehalten.

R. A.

Vermischtes.

— Mastodonfund in Amerika. Zur Frage nach dem Alter des Menschen in Amerika ist der nachstehende Fund von Wichtigkeit, den R. B. White dem Londoner Anthropologischen Institut (Journal Bd. XIII, S. 244) mittheilt. „Vor fünf Jahren, so schreibt er, wurde bei Concordia (Republik Columbia) eine Salzquelle entdeckt, die augenscheinlich durch einen bedeutenden Erdsturz überdeckt worden war. Man entdeckte dabei einen gepflasterten Steinkanal, durch den das Salzwasser zu einem Kochhause geführt wurde. In diesem Steinkanale lag das vollständige Skelett eines Mastodon, dessen Stoßzähne fünf Fuß lang waren. Das Elfenbein der letzteren war noch völlig erhalten und es scheint richtig zu sein, daß das Thier von dem Erdsturze getödtet wurde, als es gerade im Begriffe war, von dem Salzwasser zu trinken. Ich habe auch Halsschmuck aus Indianergräbern gesehen, dessen Perlen aus Sektionen von den Zitzenfortsätzen der Backenzähne (fangs of the molars) des Mastodon bestanden. Der Nervenkanal wurde von den Indianern als fertige Oeffnung zum Aufreihen der Perlen benutzt. Die vollständige Erhaltung dieser Knochen ist so bemerkenswerth, daß ich nicht daran glaube, die Indianer hätten fossile Zähne ausgegraben und benutzt. Ich bin geneigt zu glauben, daß das Mastodon noch in recenter Zeit in diesem Lande mit dem Menschen zusammenlebte."

Inhalt: Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen. II. (Mit sechs Abbildungen.) — Powell's Aufenthalt in Neu-Britannien. (Mit fünf Abbildungen.) — Stanley's Fahrt nach dem obern Kongo. — Prshewalski's dritte Reise in Central-Asien. IV. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Nordamerika. — Südamerika. — Polargebiete. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 10. Mai 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLV. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

III.

Trotz stundenlangen eifrigen Suchens hatte Charnay weder in der großen Säulenhalle von Ake, noch in einer der angrenzenden Ruinen auch nur die geringsten Ueberreste von Mörtel oder Cement zu finden vermocht. Enttäuscht, wenn auch keineswegs überzeugt, beschloß er, diese ebenso zeitraubenden wie fruchtlosen Nachforschungen aufzugeben, sich mit einer flüchtigen Besichtigung der noch nicht untersuchten Pyramiden an der Südseite des Hofes zu begnügen und dann die Weiterreise anzutreten. Als er sich anschickte, zu der einen dieser Pyramiden (Nr. 6 des Planes), die von den Indianern Xnuc oder Eule genannt wird, emporzuklimmen, rieth ihm sein Begleiter Aymé von dem mühevollen Beginnen ab: er sei selber schon einmal dort oben gewesen und rings um das alte noch stehende Mauerwerk herumgegangen; dasselbe unterscheide sich in nichts von dem der anderen Gebäude des Platzes. Zum Glück ließ sich Charnay nicht durch ihn zurückhalten. Oben angelangt, hatte er kaum den von hohem Gestrüpp durchwucherten Raum zwischen den Mauern betreten, als sein Blick auch schon auf ein wohlerhaltenes Cement-Basrelief fiel, welches das von Palenque her bekannte Rautenmuster mit in den Zwischenräumen aufgesetzten Halbkugeln zeigte. Das Basrelief bildete die rechte Seite eines großen Rahmens, der ein Figurenbild eingefaßt hatte, von dem noch einige Ueberreste zu erkennen waren. Ueber dem Raume aber, den das Bild mit dem Rahmen eingenommen haben mußte, lief ein wohlerhaltenes Stück des weit vorspringenden Simses entlang, der sich an allen altyucatekischen Bauwerken vorfindet. Eine dicke Cementschicht verkleidete das rohe Mauerwerk; die Fugen zwischen den schlecht behauenen Steinen desselben waren zum Theil noch mit der nämlichen Bindemasse ausgefüllt; an einigen Stellen der Wand zeigten sich sogar deutliche Spuren von Bemalung. Weitere Nachforschungen in dieser augenscheinlich durch günstige Zufälligkeiten besonders geschützten Ruine führten auch noch zur Entdeckung der für die toltekische Architektur so charakteristischen übereinander gelegten Cementschichten, die Charnay in Palenque, Teotihuacan, Tula und an verschiedenen anderen Ruinenstätten gefunden hatte. Auf diesen Umstand vornehmlich begründet der Reisende seine Annahme, daß die Pyramidenbauten von Ake bald nach der toltekischen Invasion entstanden sein müssen und deshalb der ersten Periode einer Kultur angehören, die als maya-toltekisch bezeichnet werden darf.

Von Ake aus setzten Charnay und seine Begleiter die Reise nach Izamal fort, wo man nach mehrstündiger heißer Fahrt Nachmittags gegen drei Uhr anlangte. Die Stadt, die mit ihren nahezu 6000 Einwohnern zu den bedeutenderen Ortschaften der Provinz gehört, zeigte sich den Reisenden im günstigsten Lichte. Dem Feste ihres Schutzheiligen zu Ehren waren sämmtliche Gebäude, öffentliche wie private, frisch geweißt; auch den zierlichen maurischen Arkaden, welche die beiden Marktplätze der Stadt umziehen, ja selbst den alten verfallenen Mauern der Vorstädte hatte man diesen hier zu Lande seltenen Schmuck der Reinlichkeit angedeihen lassen.

Digitized by Google

Große Säulenhalle von Ake.

Digitized by Google

Wie Merida und viele andere Städte der Halbinsel ist auch Izamal einst auf dem Grunde und Boden einer indianischen Stadt erbaut worden, und wie dort, so hat auch hier die erste Thätigkeit der spanischen Eroberer darin bestanden, die alten glänzenden Tempel und Paläste niederzureißen, die etwa vorhandenen Schriften zu vernichten und die im indianischen Volke lebenden Traditionen nach Kräften zu unterdrücken und auszurotten. In seinem um das Jahr 1565 abgefaßten Berichte erzählt Bischof Landa von den zwölf großartigen indianischen Bauwerken, die sich noch in der Stadt Izamal befänden. Der Spanier Lizana, der 60 Jahre später, im Jahre 1626, über Yucatan schreibt, hat nur noch fünf von jenen Gebäuden vorgefunden, von denen er uns aber, was sein Vorgänger nicht gethan hat, Lage, Namen und Bestimmung angiebt. Danach ist es leicht, sich über die mächtigen Ruinen zu orientiren, zu deren Füßen sich die niedrigen Häuser des heutigen Izamal hinziehen. Die große, im Norden der Stadt gelegene Terrassenpyramide von 80 Fuß Höhe trug zu Landa's Zeit noch einen „prächtigen Tempel, der ganz aus schön und sorgfältig behauenen Steinen erbaut war". Nach dem Götzenbilde, das in diesem Tempel angebetet wurde, nennt Lizana die Pyramide Kinich-Kakmó, d. h. „Sonne mit dem Feuerstrahlen-Antlitz", und wie dieser Name, so läßt auch die ganze Anlage des Bauwerkes, seine Orientirung und das Verhältniß der einzelnen Terrassen zu einander eine gewisse Beziehung zu dem Sonnenkultus des mexikanischen Tafellandes und der toltekischen Centren, von Teotihuacan, Cholula u. s. w. erkennen.

Südlich von dieser Pyramide befand sich eine zweite von fast gleicher Größe, die den Namen „Haus der Köpfe und Blitze" führte. Auf ihr hatte sich der prachtvolle Palast erhoben, der den Priestern der alten Stadt als Wohnung diente, der aber bald nach der Eroberung und zwar, wie Landa höchst unglaubwürdig berichtet, „auf inständiges Bitten des indianischen Volkes" einem Kloster und Kirche des heiligen Franciscus hatte Platz machen müssen.

Eine dritte, weiter nach Osten gelegene Pyramide trug den berühmten Tempel, der dem Yzamat-ul, dem Gründer der Stadt, geweiht war. „Dieser falsche Gott oder Herrscher", sagt Lizana, „wurde unter dem Bilde einer großen Hand dargestellt, und die Leute erzählen, daß man ihm die Kranken und die Todten hingebracht habe, die durch die Berührung der Hand geheilt und wieder zum Leben erweckt worden seien; darum haben sie den Tempel Kab-ul genannt, das heißt „die wirkende oder die wunderthätige Hand."

Von dem Tempel Kab-ul, der ein viel besuchter Wallfahrtsort war, führten vier breite feste Straßen nach Norden, Süden, Osten und Westen bis an die Grenzen des Landes, und wenn Lizana erzählt, daß zu seiner Zeit noch einzelne Strecken dieser steinernen (d. i. cementirten) Pfeilerstraßen vorhanden gewesen seien, so war es Charnay bei seinem ersten Aufenthalte in Yucatan vergönnt, die noch heute deutlich erkennbaren Ueberreste einer derselben zu erkennen, die, von Izamal aus nach Osten gehend, das Heiligthum Kab-ul mit den an der Meeresküste, der Insel Cozumel gegenüber belegenen altindianischen Ortschaften verbunden hatte.

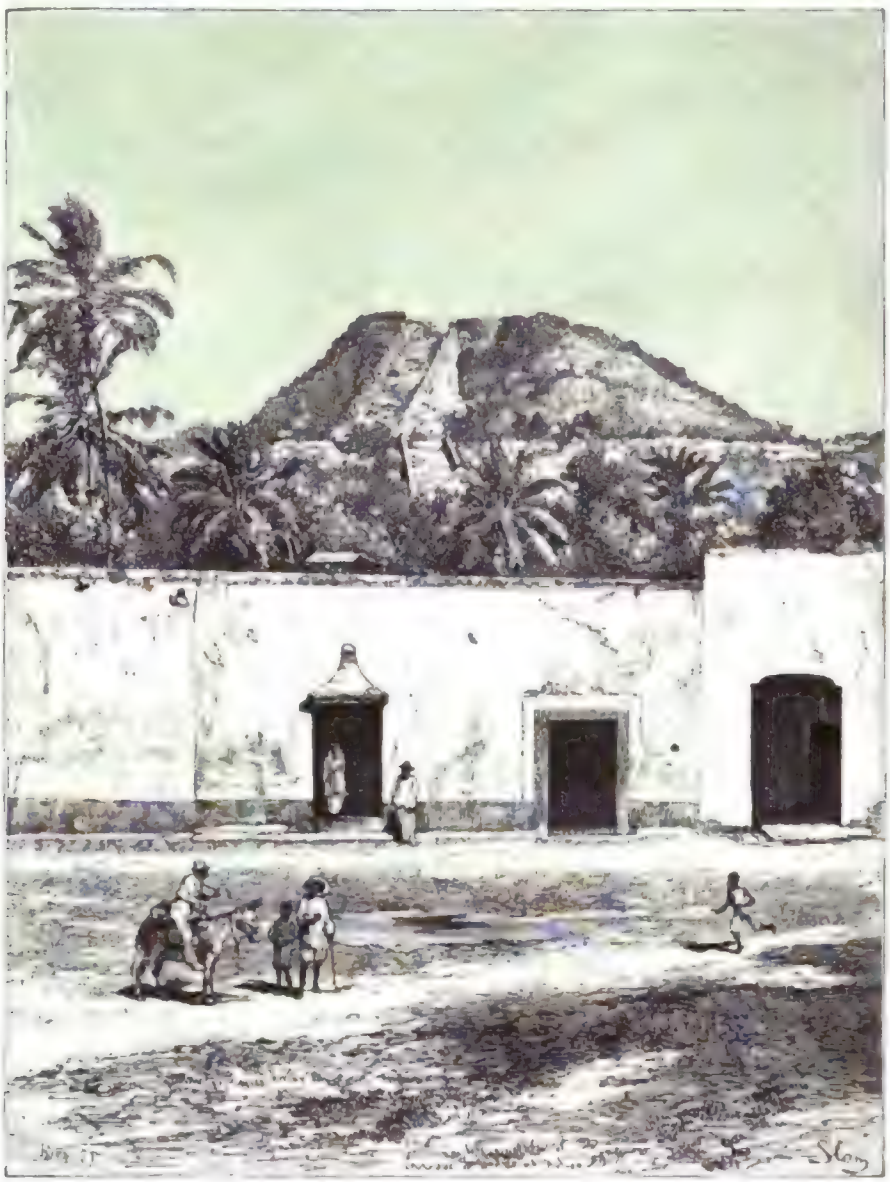
Die vierte, heute wenigstens noch theilweise vorhandene Pyramide von Izamal trug, wie Lizana berichtet, den Palast des obersten Feldherrn der Maya und wurde deshalb „Hunpictock", d. h. „Befehlshaber von 8000 Feuersteinlanzen" genannt. Ihr oberer Theil ist leider nur noch ein Trümmerhaufen, am untern Theile aber, der aus denselben rundlichen rohen Hausteinen errichtet ist, wie die Bauten von Ake, haben sich merkwürdige kolossale Cementskulpturen vorgefunden. Das eine dieser großen Bilder freilich, das Stephens noch ganz wohlerhalten an der Nordseite der Pyramide gesehen hat, ist heute schon gänzlich verschwunden; dafür aber weist die Ostseite ihren seltsamen Schmuck, ein kolossales Menschenantlitz, noch ziemlich unversehrt auf. An dem 4 m hohen Kopfe, der, aus einiger Entfernung gesehen, ungemein ausdrucksvoll erscheint, läßt sich die Art der Arbeit deutlich erkennen. Alle vortretenden Partien des Gesichtes, Augen, Nase, Unterlippe und Wangen sind, wie auch die zu beiden Seiten befindlichen Ornamente, durch aus dem Mauerwerke vorspringende große Steine gebildet. Die Modellirung des Cementes, der das Ganze überzieht, ist, wo die Verwitterung sie noch erkennen läßt, äußerst fein ausgeführt; namentlich ist dies bei den Seitenornamenten der Fall, die unter anderm wieder die doppelten Spiralen aufweisen, die Charnay als Symbole des Windes oder der Sprache schon an den Skulpturen von Palenque und Mexiko gesehen hatte, und die er in den nächsten Tagen auch in Chichen-Itza wiederfinden sollte.

Cement-Basrelief aus den Ruinen von Ake.

Auf der westlichen Seite dieser selben Pyramide zeigte sich, durch eine kürzlich erst vorgenommene Hinwegräumung von Schutt und Trümmern freigelegt, ein Cementbasrelief, das sowohl hinsichtlich der Zeichnung als auch der bis ins Kleinste sorgfältigen und liebevollen Ausführung zu den hervorragendsten Leistungen der altyucatekischen Künstler gezählt werden darf. Der große sitzende Tiger mit menschlichem Antlitz, der die Mitte des Bildes einnimmt, erinnert an die Tiger, Adler und Falken, die als Symbole der altmexikanischen Ritterorden an so vielen Baudenkmälern Hochmexikos sich vorfinden. Der Tiger war als Personifikation des Muthes und der Kraft das Emblem des höchsten dieser Orden, und so ist das Tigerbasrelief an dem „Feldherrnpalast" von Izamal sicher keine zufällige Ausschmückung gewesen, sondern ein Ergebniß der Uebertragung toltekischer Kultur, die in Izamal eines ihrer Hauptcentren gehabt zu haben scheint.

Digitized by Google

Von den Resultaten seiner Nachforschungen in Izamal durchaus befriedigt, setzte Charnay nach zweitägigem Aufenthalte die Reise nach Chichen-Itza fort. In der grauen Morgenbeleuchtung — er war früh um vier Uhr aufgebrochen — erschien ihm der Weg und die Landschaft öde und trostlos. Auf einer Strecke von vier Meilen passirte man nur eine einzige Ortschaft, das ärmliche Dorf Sitilpech, einen Haufen baufälliger, zum Theil von den Einwohnern verlassener Hütten, und doch bot selbst diese einförmige Fahrt dem Reisenden Gelegenheit zu ergötzlichen und belehrenden Studien. Während seines Aufenthaltes in Merida hatte Charnay zu verschiedenen Malen Veranlassung gehabt, sich über die mangelhafte Post- und Telegraphenverwaltung von Yucatan zu ärgern. Mehrere richtig und theuer bezahlte Telegramme waren unbeantwortet geblieben und die Vermuthung lag nahe, daß sie ihren Bestimmungsort wohl



Die große Pyramide Kinich-Kakmó von Izamal.

nicht erreicht hätten. Auf des Reisenden dahin zielende Fragen hatte der höfliche Beamte jedesmal geantwortet, „man könne das nicht so genau wissen, die Leitung sei wahrscheinlich nicht in Ordnung." Jetzt, auf der Fahrt von Izamal nach Chichen-Itza wurde es Charnay klar, was es mit dieser Leitung für eine Bewandtniß hatte. Der Telegraph, der hier neben der Straße entlang lief, hatte von den elektrischen Leitungen anderer Länder gewiß den unschätzbaren Vorzug geringster Anlage- und Erhaltungskosten, daneben aber war er eine harmlos-kindliche Einrichtung. Ein Telegraphendraht war wirklich vorhanden, von Pfählen oder Isolatoren aber nirgends etwas zu sehen. Am Rande des Waldes zog sich der unglückliche Draht dahin, an Baumzweigen befestigt, die, wenn sie vom Winde gebeugt wurden, ihn tief herabhängen, und wenn sie abbrachen, ihn gänzlich fallen ließen; bald hing er in langen Festons fast bis auf den Boden hinab, bald lag er im Gestrüpp und auf dem Felsen. Er machte einen bedauerlichen Eindruck;

Digitized by Google

Marktplatz von Izamal und Ruinen der Pyramide Kinpichcol.

Digitized by Google

aber freilich, mehr noch bedauerte man diejenigen, die auf ſeine Leiſtungen bauten. Und doch iſt Yucatan ſtolz auf ſeinen Telegraphen, der von Zeit zu Zeit wirklich funktionirt, wirklich in die Ferne ſpricht und manchmal Antwort bringt, der, mit einem Worte, wirklich vorhanden iſt. Welch ein Vorzug vor Tabasco zum Beiſpiel, deſſen Telegraphen kaum gelegt, auch ſchon immer wieder zu verſchwinden pflegen, da die Einwohner den Draht für ihre Privatzwecke ſtets beſſer zu verwerthen wiſſen.

Nachdem die Reiſenden den Cenote von Xcolac paſſirt hatten, ein großes, mitten im Walde belegenes Waſſerbecken, an dem ſich ſeltſamerweiſe keinerlei Niederlaſſung, weder Rancho noch Hacienda, geſchweige denn ein Dorf gebildet hat, langten ſie bald in dem kleinen Garniſonsorte Tunkas an. Das früher wohl nicht ganz unbedeutende Dorf macht mit ſeinen von den letzten Indianerüberfällen herrührenden Ruinen heute den kläglichſten Eindruck. Und nicht minder elend und jammervoll waren die Einwohner des Ortes, die ſich um die ſeltene Erſcheinung der drei vor der Tienda haltenden Wagen ſcharten, die Reiſenden blöde anſtierten und endlich auf das Zudringlichſte in den Saal des kleinen Gaſthauſes verfolgten. Erſtaunt muſterten Charnay und ſeine Begleiter dieſe traurige Schar: zitternde Greiſe, hektiſche Männer und Weiber mit hohlen Wangen und ſiechiger Haut, kränkliche Kinder — es war als befände man ſich in einem Siechenhauſe. Der Kommandant der Garniſon, der die Reiſenden in der liebenswürdigſten Weiſe aufnahm, erklärte ihnen den Grund dieſer Erſcheinung: alle geſunden und arbeitsfähigen Leute des Dorfes waren draußen auf dem Felde mit dem Säen der Maiskörner beſchäftigt, nur die Schwachen und Kranken waren daheim geblieben. Freilich ihre große Anzahl ſtellte dem Geſundheitszuſtande des armen, mehrfach gänzlich ausgeraubten Dorfes das ungünſtigſte Zeugniß aus.

In Anbetracht der immer noch unſicheren Zuſtände, die in dieſem ganzen Theile des Landes herrſchten, war beſtimmt worden, daß eine Abtheilung der Garniſon von Tunkas die Reiſenden nach Chichen Itza begleiten ſollte. Die Leute konnten erſt am nächſten Tage ausrücken, und da die Ausſicht auf ein Nachtlager in der ärmlichen Tienda keineswegs verlockend war, beſchloß Charnay, nach Citas, das er von ſeiner frühern Reiſe her als einen großen und wohlhabenden Ort kannte, voranzufahren und lieber dort die Eskorte zu erwarten. Bei vollſtändiger Dunkelheit langte man in Citas an, todtmüde nach einer ungewöhnlich ſchnellen Fahrt auf dem volan coche; aber die Hoffnung auf ein leicht zu erlangendes Nachtlager erwies ſich als Täuſchung. Man hatte die Reiſenden ſo ſpät nicht mehr erwartet, nichts war für ſie vorbereitet — ein Gaſthaus nicht vorhanden. Nach verſchiedenen vergeblichen Verſuchen, von den aus ihrer Ruhe geſtörten mißlaunigen Einwohnern Auskunft zu erhalten, gelang es endlich, den Richter und den Bürgermeiſter des Ortes aufzufinden, die denn auch Rath ſchafften. Das zur Zeit gerade unbenutzte Schulhaus, deſſen Bänke und Tiſche auf der einen Seite des einzigen Innenraumes hoch auf einander gepackt wurden, gewährte den Fremden wenigſtens ein Obdach, das ſie ſich mit ihren Feldbetten und Hängematten bald in einen erträglichen Schlafraum verwandelten. Die Unmöglichkeit, zu ſo ſpäter Stunde ein Abendeſſen zu erhalten, verſchwand vor dem Anblick einiger Geldſtücke, mit denen Charnay ſeine Fragen unterſtützte. Nur mit Mühe erkannte der Reiſende am nächſten Morgen aber das Citas wieder, das er vor 25 Jahren beſucht hatte. Die einſt ſo blühende Stadt war durch den Indianerüberfall von 1863 zur Hälfte in einen Trümmerhaufen verwandelt, in den noch erhaltenen Häuſern ſchien die Armuth zu wohnen; nur die neuerbaute maſſive Kirche erhob ſich ſtolz und triumphirend inmitten der Ruinen.

Cement-Basrelief von der Pyramide Hunpictock.

Um von Citas nach Chichen-Itza zu gelangen, mußten die Reiſenden die große Straße verlaſſen und einen Weg durch den Wald einſchlagen, der für Wagen nicht paſſirbar war. Es war beſtimmt worden, daß man die Fuhrwerke hier am Orte zurücklaſſen und anſtatt derſelben Träger, ſowie Laſt- und Reitthiere miethen würde. Das hielt in dem verarmten Städtchen aber ſchwerer, als man es ſich gedacht hatte; die Leute betrachteten die Fremden als

gute Beute und forderten unverhältnißmäßig hohe Preiſe, jeden Verſuch einer Beſchränkung derſelben durch lange Klagen über ihre Armuth und die ſtets drohende Gefahr räuberiſcher Ueberfälle unterbrechend. So war es Charnay denn nicht wenig überraſchend, als er am erſten Tage ſeines Aufenthaltes von einem indianiſchen Einwohner der Stadt zu einer jarana, einem Ballfeſte, geladen wurde und dabei erfuhr, daß es hier, trotz aller Armuth, unter den Indianern und Meſtizen Sitte ſei, mehrtägige Feſte zu veranſtalten, bei denen ſie oft nahe an hundert Perſonen mit dem Beſten bewirtheten, was das Land zu bieten habe. Was er an dem Abend bei ſeinem Gaſtgeber ſah, ließ dieſe Angaben nur zu glaublich erſcheinen. Während unter einem ſtrohgedeckten Schuppen, der durch einige qualmende Lampen erleuchtet war, eifrig getanzt wurde, gingen in dem ärmlich ausſehenden Hauſe des Wirthes die großartigſten Vorbereitungen für die Speiſung der funfzig bis ſechzig Gäſte von ſtatten. Hühner, Truthähne, geviertheilte Schweine hingen an langen Spießen aufgereiht über dem Feuer, Kuchen und allerhand Speiſen aus Maismehl, Gemüſe u. ſ. w. wurden in Maſſen zubereitet, als gelte es, eine doppelt ſo große Anzahl von Menſchen zu beköſtigen. Der Richter von Citas, der ſich, wie ein großer Theil der Weißen der Stadt, auch zu dem Feſte eingefunden hatte, erzählte Charnay, daß daſſelbe dem Gaſtgeber mindeſtens 300 Piaſter (etwa 1500 Francs) koſten müſſe. „Das iſt“, fügte er hinzu, „für einen Indianer wie für einen Meſtizen ein ungeheures Vermögen, und doch ſetzt er ſeinen Ruhm

Marktplatz von Tunkas.

und Stolz darein, womöglich Alles, was er beſitzt, draufgehen zu laſſen; weiß er doch, daß nächſtens die Reihe, eine ebenſolche Luſtbarkeit zu veranſtalten, an einem ſeiner Freunde oder Verwandten iſt. Die Sorge um den morgenden Tag iſt dem Indianer fremd; hat er ſein ganzes Vermögen an eine mehrere Nächte dauernde jarana verſchwendet, ſo geht er am Morgen wie gewöhnlich an ſeine Feldarbeit. Iſt die Ernte gut, ſo lebt er beſcheiden und legt beſtändig etwas zurück, um ſeinerzeit ein neues Feſt zu geben; iſt ſie ſchlecht, ſo hungert er geduldig.“

Dieſem Berichte über eine heute faſt unbegreiflich ſcheinende Sitte ſtellt Charnay einen Auszug aus Biſchof Landa's Geſchichte der Eroberung von Yucatan entgegen, aus dem deutlich hervorgeht, daß wir es hier mit einer unbewußt im yucatekiſchen Volke fortlebenden Tradition der Bräuche ihrer Vorfahren zu thun haben. Nachdem Landa im 22. Kapitel die Orgien der Mayas, ihre Vorliebe für Feſte und Schmauſereien geſchildert hat, fährt er fort: „Die Mayas verſchwendeten oft in einem einzigen Gaſtmahle, was ſie ſich durch mühevolle Arbeit vieler Tage erworben hatten. Sie hatten zwei Arten, ihre Feſte zu veranſtalten. Die erſte Art war die der Adeligen und der Vornehmen. Die Einladung zu einem dieſer Feſte verpflichtete jeden der Gäſte, daſſelbe durch eine eben ſolche Luſtbarkeit zu erwidern. Dabei gab man jedem der Geladenen ein gebratenes Huhn, ſowie Brot und Kakaogetränke im Ueberfluß und beim Ende des Mahles einen Mantel, um ſich damit zu bedecken, und ein kleines Geſtell nebſt dem darauf zu ſetzenden Becher, der von ſchönſter Arbeit ſein mußte. Starb einer der Gäſte, ehe er das Feſt erwidert hatte, ſo ging die Verpflichtung, dies zu thun, auf ſein Haus oder auf ſeine Verwandten über.“

Digitized by Google

Prſhewalski's dritte Reiſe in Central-Aſien.

V. Am obern Lauf des Gelben Fluſſes.

Mit dem Abmarſche von Dſun-ſaſak beginnt die dritte Periode der Reiſe Prſhewalski's; ſie umfaßt den Weg ſüdlich vom See Kuku-nor bis nach Sinin, den Aufenthalt am obern Laufe des Gelben Fluſſes und den Rückweg öſtlich vom Kuku-nor zum Alaſchan-Gebirge und von da durch die Gobi nach Urga und Kjachta. Wir können in unſerm Referate über dieſe dritte Reiſeperiode ſehr kurz ſein, weil ſie — abgeſehen von dem Ufergebiete des Gelben Fluſſes — durch Gegenden führt, welche von der erſten Reiſe Prſhewalski's (1872 und 1873) bekannt ſind, inſofern Prſhewalski damals denſelben Weg nahm und ſeine Reiſeerlebniſſe beſchrieben hat (ſ. „Globus" Bd. 28 bis 30).

Der öſtliche Theil Tzaidams, welchen die Reiſenden jetzt paſſiren mußten, zeigt in ſeiner ſüdlichen Hälfte dieſelben Salzmoräſte, nur hier und da etwas mehr Graswuchs als bisher; in der nördlichen Hälfte iſt die Bodenerhebung bedeutender, das Land wellig, aber zugleich unfruchtbarer. Der Boden beſteht aus Lehm und Kieſeln, iſt wenig bewachſen, weiſt Flugſand, auf welchem nur Saksaul gedeiht. Die den öſtlichen Theil nach Oſten abſchließenden Berge bilden das Verbindungsglied zwiſchen dem Burchan-Budda, dem Gebirge am Oberlaufe des Gelben Fluſſes und dem Gebirge ſüdlich vom Kuku-nor. Ihre Höhe iſt nicht ſehr bedeutend.

Der Marſch der Karawane bewegte ſich auf derſelben Route, welche Prſhewalski in den Jahren 1872 und 1873 genommen hatte: über den Fluß Bajan-gol am Sumpfe Irgitzyk vorbei, wo Jagd auf Faſanen gemacht wurde, bis zum Kloſter Dulan-kit, welches bereits am Fuße der ſüdlichen Kuku-nor-Berge liegt. Hier erfreuten ſich die Reiſenden an dem lange entbehrten Anblick von Wäldern. Tannen (Abies Schrenkei) und baumähnliche Wachholder (Juniperus Pseudo-Sabina), die für Mittelaſien klaſſiſchen Waldbäume, waren in Menge vorhanden. Jenſeits des Kuku-nor-Gebirges, an deſſem nördlichen Abhange, wurde die Vegetation noch beſſer, weil hier eine größere Regenmenge fällt als im Süden. Glücklich erreichte die Karawane den See Kuku-nor, an deſſen weſtlichen Ende, an der Mündung des Fluſſes Buchain-gol geraſtet wurde, an derſelben Stelle, wo im März 1873 das Lager geſtanden hatte. Hier wurde Prſhewalski von zwei Chineſen begrüßt, welche ihm aus Sinin zu ſeinem Empfange entgegengeeilt waren, offenbar abgeſandt, um die Reiſe nach Sinin zu beſchleunigen; ſie ſuchten deshalb Prſhewalski zu bewegen, nördlich vom See direkt nach Sinin zu marſchiren. Darauf ließ er ſich aber nicht ein, ſondern wanderte längs dem Südufer des Sees bis an deſſen öſtliches Ende, wo der Fluß Ara-gol in den See fällt und machte erſt beim Wachtpoſten Schala-choto, etwas öſtlich vom See Halt.

Der See Kuku-nor, in einer Höhe von 10800 Fuß, ca. 3300 m, allſeitig von Bergen eingeſchloſſen, liegt da wie ein Becken; er hat etwa die Form einer Birne (dreieckig) mit dem ſtumpfen Ende nach Nordweſten, dem verjüngten Ende nach Südoſten gerichtet. Die Länge beträgt etwa 100 Werſt (Kilometer), die größte Breite etwa 59 Werſt (Kilometer), der Umfang etwa 250 Werſt (Kilometer). Das Waſſer hat bei ſonnenklarem Himmel eine tief dunkle Farbe, daher der Name; denn Kuku oder Chuchu bedeutet auf Mongoliſch „blau" (Nor = See). Die Tanguten nennen ihn Tzok-gumbum, die Chineſen Tzin-choi.

In der Geſchichte vieler Nomaden Mittelaſiens ſpielte der Kuku-noor unbedingt eine große Rolle. An der Grenze zwiſchen dem (chineſiſchen) Kultur- und Nomadenleben, dort wo Mongolen, Tanguten und Chineſen zuſammenſtoßen, auf dem Wege von China nach Tibet gelegen, mit den ſchönſten Weideplätzen ausgeſtattet, und dadurch die Nomaden anlockend, war das Becken dieſes Sees ſeit alten Zeiten ein Schauplatz von Räubereien, Eroberungen und Anfällen. In Folge deſſen wechſelten die dort-lebenden Nomaden immerfort; die Chineſen ſtrebten danach, die Anwohner des Sees unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Das gelang erſt am Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts unter dem Kaiſer Kan-ſi, dem würdigen Zeitgenoſſen Peter des Großen. Seit der Zeit ſteht das Gebiet des Kuku-nor unter chineſiſcher Macht. Für die eingeborenen Bewohner dieſes Gebietes müſſen wohl die Tanguten gelten, welche unter den Namen Fan oder Si-fan bekannt ſind; doch die Herrſchaft hatten Mongolen, welche im 17. Jahrhundert unter Guſchi-Chan zum Kuku-nor kamen. Dieſelben gehörten dem Stamme der Choſchoten (Olüt-Mongolen) an; ihnen geſellten ſich ſpäter zu die Torgouten, Choiten, Tchoroſſen und Chalchen. Doch wollte ſich lange Zeit keine Ruhe hier einſtellen, bis die Tanguten endlich in die Gegend des obern Laufes des Gelben Fluſſes überſiedeln mußten. Seit dem letzten Dunganenaufſtande aber hat das tangutiſche Element wieder die Oberhand gewonnen.

In Schala-choto ſtieß eine Wache von 15 chineſiſchen Soldaten unter einem Officier zur Karawane und andern Tages erſchienen eben ſo viele aus der naheliegenden (24 Werſt = Kilometer) Stadt Donkyr, um Prſhewalski nach Sinin zu begleiten. Die Karawane blieb in Schala-choto und Prſhewalski ritt mit einer kleinen Eskorte über Donkyr, einem belebten Handelspunkte zwiſchen Tibet und China, nach Sinin, wo er feierlichſt empfangen, aber vielfach von den Chineſen beläſtigt wurde. Hier wurde mit dem Amban (General von Sinin) wegen der Weiterreiſe zum Oberlaufe des Gelben Fluſſes unterhandelt, derſelbe wollte die Reiſe verhindern und rieth durchaus ab, aber als Prſhewalski nicht nachgab, leiſtete er weiter keinen Widerſtand, ſondern ließ ſich nur eine Beſcheinigung geben, daß Prſhewalski auf ſeine eigene Gefahr hin in das Gebirge ziehe. Die nöthigen Geſchenke wurden gewechſelt; Einkäufe gemacht und ein Führer gemiethet. Statt der Kameele ſollten Mauleſel als Laſtthiere benutzt werden.

Die Gegend im Norden der Stadt Sinin iſt hügelig und bergig; ſie iſt, wie die Ebene von Sinin ſelbſt, ſehr dicht bevölkert, trotz der Wirkungen des Dunganenaufſtandes. Freilich finden ſich hier und da noch zerſtörte Dörfer, doch werden dieſe Plätze ſchnell von neuen Anſiedlern eingenommen. Die hier bei Sinin zuſammentreffenden verſchiedenen Nationalitäten ſtehen ihrer Menge nach in folgender Reihenfolge: Chineſen, Dunganen, Tanguten, Dalden, Mongolen und Kirgiſen.

Die Chineſen bilden das vorwaltende Element; ſie

Digitized by Google

verstärken sich immerfort durch neue Ansiedler aus dem Reiche, unterscheiden sich aber nicht von ihren anderswo lebenden Brüdern.

Die Dunganen sind muhammedanische (schiitische) Chinesen; sie sind trotz der vielen Verfolgungen bei Sinin sehr zahlreich, etwa 50 000 bis 60 000 Familien. Prshewalski findet, daß sie nicht im Geringsten den Chinesen ähnlich sind, theilweise an Tataren erinnern; sie selbst weisen auf ihre Zugehörigkeit zum Turk-Volke hin und erzählen, daß sie vor 400 Jahren unter einem Imam Rabbane aus der Gegend von Samarkand hierher gekommen seien. Die Dunganen, von den Chinesen Choi-choi genannt, hängen fest an ihrem muhammedanischen Glauben und hassen alle anderen Chinesen, sind aber sonst vollständig zu Chinesen geworden; sie tragen die chinesische Kleidung, scheren das Haupt bis auf einen Zopf im Nacken u. s. w. Sie sprechen alle chinesisch — aber beim Gottesdienste wird die arabische Sprache benutzt. Sie essen wie die Chinesen alles, ausgenommen Schweinefleisch, sind etwas energischer als die übrigen Chinesen, sehr fleißig, besonders gute Ackerbauer, treiben aber mit Vorliebe Handel und verstehen es in gehöriger Weise Geld zu verdienen.

Außerdem leben Kirgisen unter den Tanguten und Mongolen; sie sind ebenfalls Muhammedaner, haben aber ihre Muttersprache fast ganz vergessen; nur noch die alten Leute verstehen kirgisisch, die Jugend nicht mehr; sie kleiden sich wie die Chinesen. Sie erzählen, daß sie vor 200 Jahren, 500 Familien stark hergezogen seien, ein Theil sei nach Alaschan gewandert. Bis zum Dunganenaufstande lebten hier auch wirklich etwa 200 Familien; gegen Ende des Aufstandes wurden alle als Muhammedaner von den siegreichen Chinesen umgebracht.

Die Tanguten, chinesisch Si-fan genannt, sind an Zahl in der Gegend von Sinin, wie überhaupt in der Provinz Gan-su, sehr beträchtlich. Die Chinesen unterscheiden die gelben (bei-fan) und die schwarzen (chei-fan). Die ersten sind bei den Mongolen unter dem Namen der Tanguten schlechtweg bekannt. Sie wohnen im Norden von Sinin und an den Ufern des Flusses Tetung-gol; ein Theil treibt Ackerbau und lebt in chinesischen Häusern (Fansen), ein anderer in hölzernen Häusern im Gebirge, ein dritter nomadisirt und wohnt in schwarzen Filzzelten. Die schwarzen Tanguten, mongolisch Chara-Tanguten genannt, unterscheiden sich auch äußerlich von den anderen, sie wohnen am obern Laufe des Gelben Flusses und am Kuku-nor. Nur ein kleiner Theil beschäftigt sich mit Ackerbau, der größere Theil nomadisirt, will die chinesische Herrschaft nicht anerkennen und stand während des Aufstandes auf Seiten der Dunganen. Im Gebiete von Chetschen, südöstlich von Sinin, leben die Salyr-Tanguten, welche Muhammedaner sind.

Nördlich von Sinin wohnt ein kleines, aber interessantes Völkchen, die Dalden oder Dolden (der Name ist mongolisch); sie werden von den Tanguten Kar-lun, von den Chinesen Tu-sshen genannt. An Zahl etwa 10 000 Individuen beiderlei Geschlechts, sitzen sie vor allem südlich von den Tetung-Bergen in der Umgebung der Städte Ujam-bu und Mu-baischinta, sowie in den Städten selbst; die übrigen wohnen zerstreut zwischen anderen Nationen; sie beschäftigen sich meist mit Ackerbau. Die Männer sehen zum Theil den Chinesen, zum Theil den Mongolen ähnlich, tragen chinesische Kleidung und rasiren das Haupthaar bis auf einen Zopf. Die Frauen dagegen unterscheiden sich von den Chinesinnen nicht nur durch ihre Physiognomie, sondern auch durch ihre Tracht, eine eigenartige Frisur und einen besonders großen Kopfputz. Sie erinnerten Prshewalski am ehesten an russische Bäuerinnen. Der Kopfputz ist sehr mannigfaltig und schwer zu beschreiben (Prshewalski giebt eine Anzahl Abbildungen davon). Die Männer sind von mittlerer Größe, die Weiber klein und, wie es scheint, sehr heitern Sinnes. Die Sprache der Dalden ist sehr gemischt: außer ihren eigenthümlichen Worten finden sich darin vor allem mongolische, tangutische und chinesische. Sie bekennen sich zum Buddhismus. Die Mongolen und Chinesen loben ihren Fleiß und ihre geistigen Eigenschaften. Ueber ihre Herkunft wissen sie nichts zu berichten; nur die Mongolen erzählen, daß die Dalden ihnen stammverwandt seien. Eine Legende meldet Folgendes: Tschingis-Chan, während er in Ordos weilte, jagte am Kuku-nor; einst hatte er eine Abtheilung von Kriegern unter einem Anführer mitgenommen. Auf dem Rückwege verirrte sich die Kriegerschar und blieb bei Sinin; von dieser Schar stammen die Dalden, welche von den Ordos als Tzagan-Mongolen, d. h. als weiße Mongolen bezeichnet werden. Von wo die Dalden hergekommen, ist unbekannt, jedenfalls sind es Fremdlinge unter den Chinesen; sie verloren zum Theil ihren Typus und vermischten sich mit den Chinesen. Die Weiber haben ihren eigenen Typus offenbar besser bewahrt als die Männer, und es scheint fast, daß sie nach ihrem ursprünglichen Typus eher zu den Ariern als zu den Mongolen gehören.

Die hier bei Sinin lebenden Mongolen sind wenig zahlreich, sind offenbar vom Kuku-nor hierher gekommen und wohnen in der Nähe der Klöster Altyn und Tscheibsen.

Die Stadt Sinin selbst liegt im Thale des gleichnamigen Flusses in einer Höhe von 7560 Fuß (2300 m), hat etwa 60 000 Chinesen und einige Dunganen zu Einwohnern. Sie ist ein wichtiger Platz für den Handel nach Tibet, war acht Jahre lang in den Händen der Dunganen und wurde erst 1872 von den Chinesen zurückerobert.

Nach der Rückkehr Prshewalski's zum Wachtposten Schala-choto, wo die Karawane lagerte, wurde alles zum Abmarsche in die Berge am Gelben Flusse vorbereitet. Namentlich das Umladen des Gepäcks auf die Maulesel — Kameele sind hier nicht zu brauchen — machte viel Mühe. Endlich wurde aufgebrochen; der Marsch war bequemer und leichter, die Winterkleidung war abgelegt, weil es jetzt (Monat März) recht warm wurde. Ueber zwei Bergrücken gelangte man zum Gelben Flusse. Die Berge sind kahl, Wälder nicht vorhanden, nur Sträucher. Am Ufer des Flusses bei Balekun-gomi, der äußersten Ansiedelung, wurde Halt gemacht, um die Umgebung zu studiren, doch erwies sich die Flora wie Fauna sehr arm, mit Ausnahme der im Flusse lebenden Fische. In Balekun-gomi leben Chara-Tanguten in chinesischen Fansen. Am 30. März ging es weiter längs dem Gelben Flusse stromaufwärts, aber das steile Ufer gestattete das bald nicht mehr, so daß die Richtung nach Westen eingeschlagen, ein wasserloses Plateau, ein Gebirgsrücken, der Fluß Bagagorgi passirt und hier längere Zeit gejagt wurde. Weiter wußte der aus Sinin mitgenommene Führer den Weg nicht. Die Gegend war hier besonders reich an Rhabarberpflanzen, welche ungestört wachsen können, da niemand aus Furcht vor den räuberischen Chara-Tanguten zum Einsammeln hierher kommt. Abgesehen von den auch die Reisenden bedrohenden Tanguten war der Aufenthalt in den schönen stattlichen Wäldern recht angenehm. Längs einem andern Nebenflusse des Gelben Flusses, dem Tschurmyn, wurde noch einmal ein Versuch gemacht, an das Ufer des Gelben Flusses selbst zu gelangen; man kam auch bis zum Flusse, aber es ließ sich keine Fuhrt zum Ueberschreiten

Digitized by Google

finden. Man kam nicht weiter, ſondern mußte umkehren und marſchirte auf dem alten Wege zurück nach Balekun-gomi, hier und da geſtört durch die beginnende Regenperiode. Von hier aus wurde abermals auf Umwegen die Stadt und Oaſe Gui-dui am Huang-ho beſucht, der Fluß auf einer Barke überſchritten und längs dem Flüßchen Mudſhik-che ein Marſch ins Gebirge hinein gemacht und der Schneeberg Dſhachar beſtiegen. Bei der Rückkehr nach Gui-dui traf Prſhewalski chineſiſche Beamten aus Sinin, welche ihm den Vorſchlag machten, über Sinin nach Alaſchan zurückzukehren; doch ließ er ſich durch nichts abhalten, ſondern wandte ſich zum Kuku-nor, deſſen Ufer er — an der Mündung des Ara-gol — den 23. Juni erreichte.

Drei Monate hatte der Aufenthalt in den Gebieten des Huang-ho gedauert. Die eigentlichen Quellen des berühmten Gelben Fluſſes, des Huang-ho (Prſhewalski ſchreibt Chuanche), ſind bisher noch nicht von Europäern beſucht worden, weil dieſe Gegend Mittelaſiens wenig bekannt und ſchwer zugänglich iſt. Natürliche Hinderniſſe hemmen den Zugang. Die Quellen des Huang-ho liegen ſüdlich vom See Kuku-nor im nordöſtlichen Winkel des tibetiſchen Plateaus, wo ſich daſſelbe unter dem Einfluß geologiſcher und klimatiſcher Bedingungen in ein rauhes und wildes Alpenland verwandelt. Dann gelangt der Fluß in das Gebiet der koloſſalen Gebirge, durch welche er ſich mit Mühe ſeinen Weg bahnt. Prſhewalski verfolgte den Lauf des Fluſſes, wie oben beſchrieben, etwa 250 Werſt (Kilometer) aufwärts von der Oaſe Gui-dui, weiter kam er nicht.

In dem Rayon des obern Laufes des Huang-ho, wo er weilte, zeigte die Gegend einen wechſelnden Charakter: hohe, ſchwer zugängliche Berge, dazwiſchen liegende wüſte Ebenen und ein Labyrinth tiefer Spalten (Engpäſſe), welche die Ebene durchziehen.

Die hohen Gebirge gehören zum Syſtem des Central-Kuen-lün und haben die Richtung von Weſten nach Oſten; ſie haben alle einen wilden Alpencharakter, doch erreichen nur einzelne Berge die Schneelinie. Die Ebenen oder Plateaus ſind von ſehr verſchiedener Ausdehnung; wahrſcheinlich waren es früher Seen; hier haben ſich mächtige Schichten von Sand, Kies, Blöcken, hier und da auch Löß abgelagert. In den dazwiſchen ſich hinwindenden Spalten ſtrömen die Flüſſe und Flüßchen mit raſender Geſchwindigkeit über mächtige Steinblöcke fort, hier und da Waſſerfälle bildend; die Spalten und Riſſe geben der Gegend ein ſehr eigenthümliches Anſehen; eigenartig aber ganz unzugänglich ſind die Riſſe.

Die Anſiedelung Balekun-gomi liegt an einer Krümmung des Huang-ho in einer Höhe von 8600 Fuß (2620 m); der Fluß hat hier eine Breite von 50 bis 60 Saſchen (100 bis 200 m). Seine Tiefe iſt beträchtlich, eine Fuhrt giebt es nicht und die Schnelligkeit beträgt 300 Fuß (91 m) in der Minute. Im Sommer ſchwillt das Waſſer bedeutend an. Das Thal hat eine Ausdehnung von 2 bis 3 Werſt (Kilometer); es iſt beiderſeitig von hohen Bergabhängen eingeſchloſſen und mit allerlei Sträuchern, Tamarix, Berberis, Nitraria Scheberi, Kalidium sp., nahe dem Waſſer mit Weiden (Salix sp.) Hippophaë rhamn. bewachſen; auch Pappelhaine ſind hier und da ſichtbar.

Von Balekun-gomi ſtrömt der Huang-ho in rein öſtlicher Richtung bis zur Stadt Lan-tſchen-fu (300 Werſt, Kilometer), um dann nach Norden umzulenken. Von dieſem öſtlichen Laufe lernte Prſhewalski nur 65 Werſt (Kilometer) von Balekun-gomi bis zur Oaſe Gui-dui kennen. Auf dieſer Strecke fällt der Fluß um 1300 Fuß (390 m); Gui-dui hat eine abſolute Höhe von 7300 Fuß (2225 m). Der Fluß iſt etwas breiter, aber der Charakter iſt derſelbe; nur iſt die Waldvegetation etwas reicher.

Die Nebenflüſſe des Huang-ho, der Tſchurmyn und der Baa ſowie der Baga-gorgi, welche Prſhewalski kennen lernte, ſind in tiefen Spalten und Riſſen verlaufende Bergſtröme. An der Mündung des Tſchurmyn hat ein ſolcher Engpaß eine Tiefe von 1600 Fuß (480 m), alſo faſt ½ Werſt (Kilometer). Hier in dieſen Gegenden giebt es wenig Bäume und Geſträucher. Weiter oberhalb der Einmündung des Fluſſes Baa wird der Huang-ho noch mehr als bisher von Felſen eingeengt, ſo daß die Geſammtbreite nur 25 Saſchen (50 m) beträgt; brauſend ſtürzt ſich das Waſſer über koloſſale Felsblöcke und macht jeden Uebergang ganz unmöglich, es ſei denn im Winter, wenn alles gefroren iſt.

Der Gebirgszug, welcher etwa 60 Werſt (Kilometer) ſüdlich vom Baa-Fluſſe vom Huang-ho durchbrochen wird, iſt offenbar eine Fortſetzung des gewaltigen, Tibet vom ſüdlichen Tzaidam trennenden Gebirges. Der Theil des Gebirgszuges öſtlich vom Huang-ho heißt Dſun-mulun, wie der weſtliche Theil genannt wird, konnte Prſhewalski nicht in Erfahrung bringen. Wahrſcheinlich geht dieſer weſtliche Theil ohne Unterbrechung in die Gebirge Urunduſch und Schuga über.

Das von Prſhewalski beſuchte und unterſuchte Gebiet am obern Laufe des Hoang-ho iſt durch die Chara-Tanguten bevölkert; ein kleiner Theil derſelben iſt in der Nähe der Oaſe Gui-dui angeſiedelt; der größere Theil nomadiſirt. Die erſteren werden Dſhachu, die letzteren Runwa genannt. Die nomadiſirenden Chara-Tanguten zerfallen in mehrere Geſchlechter, welche von ſelbſt gewählten Aelteſten regiert werden; ſie erkennen die chineſiſche Herrſchaft nicht an und zahlen keinerlei Steuern. Ihre Geſammtzahl iſt nicht zu ermitteln; die einzelnen Geſchlechter leben in ſteter Zwietracht, hauptſächlich wegen der Weideplätze.

In ihrem äußern Habitus unterſcheiden ſich die Chara-Tanguten weſentlich ſowohl von den anderen Tanguten als auch von den Tibetern. Sie haben ein breites Geſicht, abſtehende Ohren, ſchief geſtellte Augen; kurz, gewiſſe Charaktereigenthümlichkeiten der mongoliſchen Raſſe. Die Knaben und Jünglinge ſind mitunter hübſch, die älteren Männer alle ſehr häßlich; die Hautfarbe, im Allgemeinen wie Zimmet, wird im Alter ſehr dunkel. Bart und Schnurrbart tragen ſie nie; es ſcheint, daß die Haare im Geſichte ſchlecht wachſen; das Haupthaar raſiren ſie und laſſen nur im Nacken einen kleinen Zopf ſtehen. Ihre Bewaffnung beſteht aus einem langen Säbel, einer Lunte, Flinte und einer Lanze. Die Weiber ſind klein, in der Jugend mit erträglichen, hier und da ſogar hübſchen Phyſiognomien, ſind alle ſchwarzhaarig und ſchwarzäugig und lieben, wie alle Vertreterinnen ihres Geſchlechts, Schmuck und Putz. Ihr Haar ſcheiteln ſie in der Mitte, flechten davon eine Menge kleiner Zöpfe und vereinigen dieſe durch zwei breite Bänder, welche hinten vom Nacken faſt bis zum Boden herabfallen. Dieſe Bänder werden mit allerlei Zierrath, Korallen, Muſcheln, ſilbernen Plättchen u. ſ. w. beſetzt. Die Kleidung iſt bei Männern wie Weibern ein Schafpelz, ein langes Gewand aus Tuch oder chineſiſchem Baumwollenzeug, ebenſolchen Hoſen und chineſiſche Stiefel; ſtatt der Hemden tragen ſie mitunter Jacken aus Baumwollenzeug. Auf dem Kopfe tragen ſie enge Hüte oder eine Art Mützen. Bei warmer Witterung ziehen weder Männer noch Frauen den rechten Aermel ihres Pelzes oder Rockes an, ſondern laſſen denſelben frei herabhängen.

Die Chara-Tanguten wohnen in ſchwarzen Filzzelten, wie die Tibeter; ein auffallender Unterſchied beſteht aber in der

Digitized by Google

Form der Herde, welches bei den Chara-Tanguten dreieckig iſt. Sie brennen, trotz des Holzreichthums in einzelnen Gegenden, nur Argal.

Es ſtehen immer mehrere Zelte, wohl der Sicherheit wegen, bei einander oder in nächſter Nähe. Bei jedem Zelte werden einige große, ſehr böſe Hunde gehalten, um Zelt und Herden zu bewachen. Die Viehherden, vorzüglich aus Jaks und Schafen beſtehend, ſind der einzige Reichthum der Chara-Tanguten, Pferde werden nur wenig, Kameele und gewöhnliches Rindvieh gar nicht gehalten. Die Herden gewähren ihnen die tägliche Nahrung: Fleiſch, Milch und Butter; Thee und geröſtetes Mehl (Dſamba) beziehen ſie von den Chineſen; außerdem eſſen ſie die Wurzel der Gänſeblume, Potentilla anserina (Dſhuma genannt), welche ſie ſelbſt ſammeln. Die Pflanze treibt an ihrer Wurzel kleine längliche Knollen, welche eßbar ſind. Der Geſchmack der rohen Knollen erinnert etwas an friſche Haſelnüſſe und gekocht ſchmecken ſie wie Bohnen oder junge Kartoffeln; mit Butter und Salz angerichtet, geben ſie ein ſehr wohlſchmeckendes Eſſen. Die Knollen werden im Anfang des Frühjahrs oder im Herbſte ausgegraben, gewaſchen und getrocknet; mit dem Sammeln beſchäftigen ſich die Weiber. Dſhuma wird als Leckerbiſſen ſehr geſchätzt.

Erwähnenswerth iſt, daß die Chara-Tanguten, wie alle Nomaden des Tzaidam und des Kuku-nor, ihre Vorräthe und alle Schätze an entlegenen Orten in die Erde vergraben.

Die Chara-Tanguten ſind mürriſche Leute. Prſhewalski ſah ſie nie lächeln oder gar lachen; auch die Kinder ſind mürriſch und ſpielen nicht. Neben der Viehzucht beſchäftigen ſich dieſe Nomaden nur mit Plündern und Rauben; vor allem haben die Mongolen des Kuku-nor und von Tzaidam darunter zu leiden. (Von den Mongolen werden dieſe Räuber Orongynen genannt.) Doch ſind die Chara-Tanguten, welche von Mongolen wie von Chineſen in gleicher Weiſe gefürchtet werden, ebenſo feig wie alle Aſiaten. Jäger ſind ſie nicht. Ihr Leben iſt ein faules, ſorgenloſes, wie bei allen Nomaden. Schmutzig ſind ſie in ihrer Kleidung wie beim Eſſen. Wenn ſie einander anreden, ſagen ſie „Oro“, d. h. Kamerad. Ihre Todten werfen ſie hinaus auf das freie Feld, den Vögeln und wilden Thieren zur Nahrung; nur die Leichen der Lamas werden verbrannt.

Bei den nomadiſirenden Chara-Tanguten pflegt jeder ſein Weib, oft eine geraubte Mongolin, zu haben. Bei den anſäſſigen Chara-Tanguten dagegen wie bei den Tibetern haben zwei oder drei Männer zuſammen nur eine Frau; ſie erklären dieſe Erſcheinung mit der auffallenden Beſtimmung, daß die Weiber viel Steuern zahlen müſſen. Die Weiber müſſen arbeiten wie das Vieh. Ihre Sprache unterſcheidet ſich von der Sprache der Tibeter. Sie bekennen ſich alle zum Buddhismus und ſind trotz ihres räuberiſchen Lebens ſehr eifrig und man ſieht ſie oft beten. Ein Theil des geraubten Gutes bergen ſie in den Tempeln und Klöſtern. Sehr verbreitet iſt unter ihnen Aberglaube und Zauberei. Mit dem Zaubern beſchäftigen ſich vor allem einige Lamas, wenigſtens tragen die Zauberer die Kleidung der Lamas, gelbe oder rothe Gewänder. Sie werden von den Tanguten Sakſà, von den Mongolen Sanguswa genannt. Von den anderen Tanguten unterſcheiden ſich die Zauberer durch einen ungewöhnlichen Kopfputz, welcher aus einer großen Maſſe von Haaren beſteht, welche zu feinen Stricken zuſammengedreht ſind und wie eine Art Turban um den Kopf geſchlungen werden. Die Haare ſind theils eigene, theils fremde und ſtammen von Perſonen, welche eines unnatürlichen Todes ſtarben, von Ertrunkenen oder Erſchlagenen. Die Zauberer ſtehen im Rufe, allerlei Wunder vollbringen, Wetter machen und dergleichen zu können. Sie genießen großes Anſehen: man reicht ihnen die beſten Biſſen und fürchtet ſich, ſie durch Worte zu beleidigen. Ueber die Macht der Zauberer cirkuliren die ſonderbarſten Erzählungen. Einem Zauberer wird z. B. von einem Tanguten ein Stück Vieh geſtohlen, geſchlachtet und gekocht, beim Kochen verwandelt ſich jedoch das Fleiſch plötzlich in Pilze, eine den Tanguten verächtliche Speiſe. Trotzdem eſſen der Tangute, ſein Weib und ſeine Kinder davon; alle ſterben an dem Eſſen und der abgeſchnittene Kopf des Thieres wandert zu dem urſprünglichen Beſitzer zurück.

Nach kurzem Aufenthalte am Kuku-nor ſchickte ſich Prſhewalski zur Rückreiſe an. Welchen Weg ſollte er wählen? Den Herweg über Sa-tſchou, Chami durch die Dſungarei nach Saiſan oder den Weg durch Alaſchan nach Urga, auf welchem der Rückweg im Jahre 1873 vom Kuku-nor zurückgelegt war. Der erſte Weg war bequemer, aber zu beiden Routen waren Kameele nöthig und es war fraglich, ob ſolche in Tzaidam beſchafft werden konnten; in Alaſchan ſicher. Daher wurde der Rückweg über Alaſchan gewählt.

Am 6. Juli wurde das Lager am Kuku-nor abgebrochen, vom See Abſchied genommen und zunächſt die Richtung nach Oſten bis zum Kloſter Tſcheibſen eingeſchlagen, woſelbſt Prſhewalski mit unverhehlter Freude von ſeinen alten Bekannten (1872 und 1873) begrüßt wurde. Neu waren ihm diesmal Waſſergebetmühlen, d. h. Gebetmühlen, welche durch Waſſerkraft getrieben werden. Ueber die Berge am Tetung-gol, welche Prſhewalski in ſeiner frühern Reiſebeſchreibung unter dem Namen der Berge von Gan-ſu geſchildert hat, durch das Gebiet der Tanguten, denen er damals große Aufmerkſamkeit geſchenkt und in ſeinem frühern Reiſewerke ausführlich beſchrieben hat, marſchirte die Karawane zum Kloſter Tſchertynton, das ſich einer außerordentlich maleriſchen Lage im Gebirge erfreut. Weiter ging der Weg über den Fluß Tſchagryn-gol und das Gebirge von Da-i-gu zur Stadt Dadſhin; dann wurde die große chineſiſche Mauer paſſirt und der lange Marſch durch Alaſchan und die Wüſte Gobi angetreten. Am 19. Oktober 1880 traf die Reiſegeſellſchaft glücklich in Urga ein; die Karawane wurde aufgelöſt und die Reiſe nach Kjachta (300 Werſt = Kilometer) in Wagen zurückgelegt. Am 29. Oktober trafen alle wohlbehalten in Kjachta ein. Damit endigte die dritte Reiſe Prſhewalski's nach Centralaſien.

Dr. Töppen über Paraguay als Land für deutſche Koloniſation.

Am 2. Mai hielt die Geographiſche Geſellſchaft in Hamburg ihre 103. Sitzung ab, in welcher Dr. Hugo Töppen über ſeine mit Unterſtützung der Geſellſchaft ausgeführte Reiſe nach Paraguay berichtete. Zum Schluſſe ſeines Vortrages beleuchtete er die für eine etwaige Koloniſation des Landes in Betracht kommenden Punkte in unparteiiſcher, ſach-

licher Weise. Da dieses Thema in Deutschland auf der Tagesordnung steht, so beeilen wir uns, Dr. Töppen's Ausführungen nach einem Berichte des „Hamburgischen Correspondenten", welcher uns von der Geographischen Gesellschaft in Hamburg zuging, zur Kenntniß weiterer Kreise zu bringen.

Die Lage Paraguays — sagt Dr. Töppen — mitten im südamerikanischen Kontinent, mit keinem Punkte die Seeküste erreichend, scheint auf den ersten Blick durchaus ungünstig zu sein. Der Paraguay ist jedoch sehr weit hinauf schiffbar, und seine Nebenflüsse gestatten bis weit ins Land hinein den Schiffahrtsverkehr, so daß der scheinbare Mangel dadurch aufgehoben wird. Der Parana ist wegen seiner Stromschnellen weniger günstig. Das Klima des Landes ist bis jetzt ungenügend bekannt. Für Asuncion hat Konsul Mangels sehr fleißige und dankenswerthe Beobachtungen angestellt und ist dadurch zur Angabe einer mittleren Temperatur von 23° C. gekommen. Seine Beobachtungen entbehren jedoch der wissenschaftlichen Gründlichkeit, und selbst die benutzten Apparate sind ungenügend. Meine Beobachtungen weichen um mehrere Grade von denen des Herrn Mangels ab, und außerdem ist die bedeutende Abkühlung der Nächte und die frische Temperatur der Wintermonate nicht in Rücksicht gezogen. Man darf bei dem Klima Paraguays nicht an das feuchtwarme Brasiliens, Afrikas oder Indiens denken. Nach meiner Meinung können Europäer, speciell Deutsche, dort nicht nur leben, sondern auch ohne Beschwerde arbeiten. Selbstverständlich müssen sie ihre Lebensweise den Landessitten anpassen, früh aufstehen, Siesta halten, sich vorsichtig und ja nicht zu leicht kleiden und vor allen Dingen alle starken Getränke vermeiden. Die Gesundheitsverhältnisse sind in Paraguay sehr günstige. Die Akklimatisation ist nicht nur leicht, sondern manche Krankheiten verschwinden bei der nothwendig einfachen Lebensweise. Das vielberedete Fieber ist einfaches Wechselfieber. Ich habe während meines Aufenthaltes nur zwei Fieberkranke gesehen, und ein junger Arzt, welcher Studien über das Fieber machen wollte, suchte 3½ Monate lang vergeblich nach einem Fall. In der deutschen Kolonie San Bernardino ist in zwei Jahren und sechs Monaten nur ein Kind an Dissenterie gestorben. Auch die Feinde aus der Thierwelt sind von geringer Bedeutung. Der berüchtigte Sandfloh findet sich in größerer Anzahl nur in unreinlichen, schlecht ventilirten Wohnungen und bei Leuten, die es an der Sauberkeit des Körpers, speciell der Fußpflege, fehlen lassen. Die Wanderheuschrecke ist sehr selten, dagegen kommen Ameisen in zahllosen Arten und in ungeheuren Massen vor. Dieselben sind dem Ackerbau gefährlich und müssen sorgfältig vertilgt werden. In den Waldgegenden wird das Vieh durch Zecken vielfach geplagt. Schlangen, Krokodile und Jaguare gehören mehr den phantastischen Ausschmückungsobjekten sensationslustiger Reisender als der Wirklichkeit an. Zum Ackerbau eignet sich am besten der Waldboden. Europäisches Getreide gedeiht nicht, dagegen kommen Kartoffeln und viele Gemüsearten sehr gut fort. Durch Kartoffelbau hat ein Anbauer aus einer Quadratcuadra ca. 6000 Mk. in einem Jahre bezogen. Die Hauptkulturprodukte sind Mais, Reis, Maniok und Bohnen; Kaffee, Zucker, Baumwolle und Tabak gedeiht auch, jedoch ist ihr Anbau nicht rentabel, da der Absatz fehlt. An Baumfrüchten finden sich Apfelsinen und Pfirsiche, Aepfel und Birnen vegetiren nur kümmerlich. Das Land hat einen großen Reichthum an wildwachsenden Früchten. Die Wälder sind reich an Nutzhölzern, Faserpflanzen, gerbstoffhaltigen Rinden und Farbhölzern. Für die Viehzucht ist Land und Klima gut, namentlich für Rindvieh, Schafe, Ziegen und Geflügel. Die Pferde sind viel von einer Krankheit behaftet, die mal de cadera heißt. Das Mineralreich liefert Sandstein, Ziegelerde, diverse harte Steinarten zu Hafenbauten, auch Eisen, dagegen keine Edelmetalle. Kohlen hofft man mit Bestimmtheit zu finden. In politischer Beziehung ist das Land besser daran, als seine nächsten Nachbarn. Die Revolutionsmacherei von Argentinien und Uruguay ist dem friedlichen Volke von Paraguay noch ganz unbekannt. Die innere Einrichtung des kleinen Staatsmechanismus läßt dagegen viel zu wünschen übrig. Die Zinsen der Schuld werden an England nie bezahlt, daher ist keinerlei Kredit vorhanden. Die Einnahmen der Zölle ꝛc. decken die Ausgaben nicht, speciell da ein großer Theil des Geldes in falsche Taschen fällt. Die Beamten sind mit wenigen Ausnahmen bestechlich. Religiöse Unduldsamkeit ist nicht bekannt, die korrupten Zustände der Geistlichkeit berühren den Einwanderer wenig, da er nichts mit ihnen zu schaffen hat. Im ganzen Lande herrscht große Sicherheit in Bezug auf Person und Eigenthum, und vor allem eine große Achtung vor der Heimstätte des Bewohners. Ein unberufener Eindringling in die Umzäunung des Hauses kann vom Hausherrn sofort niedergeschossen werden. Die Eingeborenen sind kindlichen Charakters, aber sehr heftigen Temperaments. Einen eingeborenen Arbeiter zu necken möge man sich wohl hüten, da er ohne Besinnen sein Messer zur Abwehr gebraucht.

Grundbesitz ist leicht zu erwerben, eine Quadratlegua (ca. 18 qkm) des besten Landes kostet ca. 6000 Mk. Beim Ankauf ist aber insofern große Vorsicht nöthig, als für ein Grundstück häufig ältere Besitztitel vorhanden sind, wodurch der neue Ankauf einfach null und nichtig wird, ohne daß es gelänge, die bezahlten Summen zurückzuerhalten. Das Staatsland ist von dieser Kategorie nicht ausgeschlossen, denn es soll an England verpfändet sein als Deckung der Anleihe.

Vor einiger Zeit war eine ganze Ortschaft auf solchem neu angekauften Privatbesitz gebaut, ein Proceß wurde von dem ursprünglichen Besitzer angestrengt und von ihm auch gewonnen.

Somit lägen im Allgemeinen die Verhältnisse für Kolonisationspläne recht gut. Der Schwerpunkt für den Einwanderer liegt aber in einem günstigen Verhältniß des Absatzes zum Erwerb, und dies ist in Paraguay absolut nicht vorhanden. Der kleine Ackerbauer kann seine Produkte nicht verkaufen. Die 300 000 Einwohner des Landes sind bedürfnißlos, und die Preise für die Erzeugnisse sind lächerlich billig. Eine Arrobe (11½ kg) Mais kostet vor der Ernte bis Mk. 3,20, nach der Ernte oft nur 30 bis 40 Pfennig. Außerdem wird noch massenhaft Mais aus Argentinien eingeführt. Die Eingeborenen, welche die Kenntniß der Landesverhältnisse vor den Kolonisten voraus haben, ziehen die Produkte für ihre eigenen Bedürfnisse selbst, und was sie mehr erzielen, verkaufen sie zu lächerlich billigen Preisen.

Nicht viel besser geht es dem kleinen Viehzüchter. Milch, Butter und Käse sind schwer und nur in kleinen Portionen im Lande abzusetzen, da auch diese Artikel von Argentinien eingeführt werden. Die Herden vermehren sich übrigens schnell, und große Verluste sind selten. Ein Stück Rindvieh hat ungefähr einen Werth von 50 Mk., wenn man die Zeit zu gelegentlichem Verkauf abwarten kann. Augenblicklich deckt der Viehbestand noch nicht das Bedürfniß, späterhin wird eine Ausfuhr möglich werden.

Der Handel ist ganz von Buenos-Ayres abhängig, da direkte Verbindungen mit Europa fast gar nicht existiren. Ein großer Nachtheil in allen Kaufgeschäften ist auch das landläufige Geld. Nominell hat man wohl Pesos oder Dollars à 100 Centavos, die einzige kursirende Münze ist aber der Real = 40 Pfennige, so daß jede Kleinigkeit sofort einen Real kostet, zum Vortheil der schlauen Italiener, die hauptsächlich als Kaufleute im Lande ansässig sind und dasselbe als Hausirer durchziehen.

Die Frage: „Soll man zur Auswanderung nach Paraguay rathen, und wem?" ist also sehr schwer zu beantworten, und eine unbedingt bejahende oder verneinende Auskunft oft gar nicht zu ertheilen. Vor allen Dingen dürfen nur solche Auswanderer Paraguay zum Ziel ihres Reisezuges wählen, welche an baldige Rückkehr mit einem erworbenen Vermögen nicht denken, sondern ganz drüben bleiben wollen. Auf lange Zeit hinaus ist noch nicht die geringste Möglichkeit vorhanden,

Digitized by Google

erworbenes Kapital aus den Anlageobjekten wieder herauszuziehen. Ackerbauer ohne Kapital können ſich ſelbſtändig nicht halten, ſie müſſen in die Regierungskolonien gehen und können ſich erſt in Jahren bei großem Fleiß eine beſcheidene Selbſtändigkeit erwerben.

Leute mit einigem Kapital, welche unter den gegenwärtigen Verhältniſſen nur den Anbau der Landesprodukte in größerem Maße betreiben wollen, bleiben beſſer dem Lande fern, da ſie höchſt wahrſcheinlich nur ihr Geld zuſetzen würden.

Wer mit einem Kapital von ca. 10 000 Mk. hinübergehen will, um Viehzucht zu betreiben, ſollte zunächſt einige Zeit darauf verwenden, den Schauplatz ſeiner künftigen Thätigkeit kennen zu lernen und den Rath älterer Einwanderer zu hören. Wenn er dann nach erlangter Sachkenntniß ſein Kapital in der Viehzucht anlegt, ſo kann er darauf rechnen, in einiger Zeit ein für dortige Verhältniſſe reicher Mann zu werden, aber immer unter der Vorausſetzung, daß er dauernd im Lande bleibt.

Handwerker würden nur in ſehr geringer Zahl ein leidliches Fortkommen finden, jedoch dürfen ſie auch nicht ganz ohne Mittel hinübergehen. Daſſelbe iſt von Kaufleuten zu ſagen, welche den anſäſſigen Italienern gegenüber einen ſchweren Stand haben würden. Gelehrte, Juriſten, Aerzte und alle Leute ähnlicher Berufsklaſſen können ihr Fortkommen abſolut nicht finden, ſie müßten ſich denn dem Ackerbau oder der Viehzucht widmen wollen, wobei aber auch nur ſehr ſelten etwas herauskommt.

Unbemittelten Einwanderern müßte man die Möglichkeit geben, Produkte für den Export zu bauen, unter denen nach den bisherigen Erfahrungen in erſter Linie Baumwolle, Zucker, Tabak und Kaffee in Frage kämen. Um dieſe Produkte exportfähig zu machen, iſt die Anlage beſſerer Verkehrswege, Eiſenbahnen und Hebung der Flußſchiffahrt auf dem Paraguay und Parana unumgänglich nothwendig. Der jetzige Frachtſatz von Aſuncion nach Buenos-Ayres oder Montevideo von 60 Pfennig für die Arrobe, was ca. 50 Mk. für die Tonne ausmacht, hebt allein ſchon die Möglichkeit des Handels auf. An Plätzen, die nach Erfüllung ſolcher Vorbedingungen zu Niederlaſſungen geeignet ſein würden, fehlt es nicht.

Die bisherigen Koloniſationsverſuche ſind entweder ganz geſcheitert oder doch wenig glücklich ausgefallen. Den erſten Verſuch machte Yaguaron; ſeine Koloniſten zogen in ein Waldterrain, wo ihnen Weide und Waſſer fehlte. Von der ganzen Expedition iſt nur noch ein Mann vorhanden. Ihm folgte Itapé mit ca. 100 Engländern. Als die Leute ankamen, war für nichts geſorgt, und die Expedition verlief ſich gänzlich. In Villa Occidental ſiedelten ſich Franzoſen und Italiener an. Der Entwickelung dieſer Kolonie iſt neben den ſonſtigen noch der Umſtand beſonders hinderlich, daß die Regierung von Paraguay ihre Sträflinge ebenfalls dorthin ſendet. Quiſtorp's mit ſo vielem Pomp in Scene geſetzter Verſuch iſt total im Sande verlaufen. Dr. Förſter will noch ein Jahr dort bleiben und dann hierher zurückkehren, um eventuell Auswanderungsluſtige wieder mitzunehmen.

Die Kolonie San Bernardino, welche 1881 angelegt iſt, hat ebenfalls wenig Ausſicht, vorwärts zu kommen. Ihre Anlage iſt ungünſtig, die Lage ſchlecht, man braucht von Aſuncion zwei Tage per Bahn oder vier Tage per Fuhrwerk, und an Abſatz der Produkte iſt nicht zu denken. Die Eingeborenen haben die beſten Plätze inne, und in trockenen Jahren, wie im verfloſſenen, fehlt es für gedeihliche Viehzucht ſogar an Waſſer. Die Aufnahme der Koloniſten iſt ohne Kritik erfolgt, wodurch ungeeignetes Material aus allen Fächern vertreten iſt. Für Unverheirathete iſt das Leben der Koloniſten ganz ungeeignet, ſie werden leicht zu Bummlern und ihren Nachbarn läſtig, da ſie nicht mitarbeiten wollen, ſondern nur dumme Streiche machen. Nach und nach ſind immer mehr von dieſen Elementen verſchwunden, ſo daß von den angeblich angekommenen 500 Köpfen jetzt nur noch 200 vorhanden ſind. Aber auch dieſe können ohne Unterſtützung nicht weiter kommen und die Kolonie wird wohl über kurz oder lang ebenfalls eingehen. Aus der Einwanderung ungeeigneter Elemente entſtehen nicht nur den Einwanderern, ſondern auch dem Lande ſelbſt nur Nachtheile. Speciell das Deutſchthum iſt ſehr diskreditirt, da die meiſten Verbrechen in Paraguay in der letzten Zeit von eingewanderten Deutſchen begangen worden ſind. Die deutſche Einwanderung ſteht überhaupt der franzöſiſchen und italieniſchen in Paraguay nicht ebenbürtig gegenüber.

Aus dem Geſagten ergiebt ſich, daß Paraguay zwar klimatiſch ein geeignetes Land für deutſche Einwanderer iſt, aber durchaus nicht ein Eldorado, wie es auswanderungsluſtigen Europamüden vorgeſtellt zu werden pflegt, welches ſie freilich nirgends in der Welt verwirklicht finden werden. Abſolut maßgebend können meine Anſichten natürlich nicht ſein; um ein unfehlbares Urtheil fällen zu können, hätte ich mich eben ſo viel Jahre als jetzt Monate drüben aufhalten müſſen. Zu einem abſchließenden Votum ſind nicht nur theoretiſche, ſondern auch praktiſche Erfahrungen aller Art nothwendig."

Der Redner ſchloß ſeinen Vortrag mit einem Dank an die Geographiſche Geſellſchaft für die ihm gewährte Unterſtützung. Für diejenigen, welche ſich über die La Plata-Länder genau orientiren wollen, weiſen wir auf das in dieſen Tagen bei L. Friederichſen & Co. in Hamburg erſchienene Werk von Karl Friedrich hin: „Die La Plata-Länder unter beſonderer Berückſichtigung ihrer wirthſchaftlichen Verhältniſſe, Viehzucht und Koloniſation."

Reiſe von Eſſeg durch einen Theil Sirmiens[1]).

Von **Ernſt Kramberger.**

I.

Nach einer Reiſe voll Staub und Schweiß auf grobbeſchotterter und daher Muskel erſchütternder Landſtraße kamen endlich die langerſehnten Thürme von Slavoniens Hauptſtadt Eſſeg in Sicht. Die trüben Fluthen der Drau zur Linken, eine ſtaubgeſättigte und doch ſumpfdurchfeuchtete Ebene zur Rechten, den dampfenden Schlot eines Remorqueurs, der die zahlreichen Reiher und Störche im Geſchäfte des Fiſchens ſtörte und zur Flucht auf die benachbarten, mit Röhricht bedeckten Inſeln zwang, nebſt einem ſtromabwärts treibenden großen Floſſe zum Begleiter, näherten wir uns gemach der Stadt, die man als ſolche nur an der Frequenz verſchiedener Fuhrwerke muthmaßt, denn man

[1]) Die hiſtoriſchen Notizen nach Feßler und Klaić.

Digitized by Google

kann nicht ſagen erkennt, weil das Terrain ſo eben iſt, daß man aus dem Weſten kommend eben nur die nächſtliegenden Kirchthürme der Stadt wahrnimmt. Zuerſt betritt man Rétfalu, ein langgedehntes Dorf mit ſolchen Häuſern und Bäumen davor, wie man ſie von Dolnji Miholjac herwärts überall antrifft. Rétfalu, geziert mit einem hübſchen Schloß und daranſtoßendem Park des Grafen Pejačević, ſchließt ſich unmittelbar an die Oberſtadt an. Man hat ein hübſches Stück Weg zu überwinden, bis man endlich den Platz dieſes Stadttheiles erreicht, und dies geſchieht, nachdem man in halbſtündiger Fahrt Rétfalu nebſt der durch reſpektable Breite ſich hervorthuenden Hauptſtraße, die am Ausgange ſich verengert, geduldig durchzogen und ſich die niedrigen, doch reinen, hernach an Höhe zwar zunehmenden, jedoch ein Stockwerk nicht überſchreitenden Häuſer nebſt dem Treiben der Buben mit Muße beſehen, da an ein ſchnelles Fahren theils der entgegenkommenden Wagen, theils des holperigen Pflaſters wegen nicht zu denken iſt.

Eſſeg iſt, wie ſich ein kroatiſcher Schriftſteller vergleichsweiſe ausdrückt, wie der Mantel eines Bettlers, in vier Theile zerriſſen: die Ober-, Unter-, Neuſtadt oder die Maierhöfe und die Feſtung. Alle dieſe Theile bilden ein abgeſondertes Ganzes für ſich, indem ſie je eine etwa zwanzig Minuten lange Allee trennt und zwiſchen ihnen wieſenähnliche, ausgedehnte Gründe liegen. Sieht man aus einem dieſer Theile auf den andern, ſo bieten ſich dem Auge einige Häuſer und die Kirchthürme zur Anſicht dar, etwa die Unterſtadt ausgenommen, die ſich mit einem Stück ihres nördlichen Theiles an das etwas in Hügelform erhöhte Draufer lehnt. Und doch weiſt die königliche Frei- und Landeshauptſtadt die Einwohnerzahl von 18 300 Menſchen auf. Wie die Lage, ſo trennt jeden Stadttheil ein beſonderes Gepräge vom andern. Der anſprechendſte und jedenfalls lebhafteſte iſt die Oberſtadt. Seit einem Decennium und etwas mehr machte ſie auf dem Gebiete der Verſchönerung erkleckliche Fortſchritte und iſt im Ganzen, wie ſie vor etwa 40 Jahren war, nicht mehr zu erkennen, da ſie in dem kurzen Zeitraume aus einem in Koth verſunkenen Dorfe zur Stadt geworden, die in der Komitats- oder Kapuzinergaſſe viele Häuſer beſitzt, deren ſich eine Großſtadt nicht zu ſchämen brauchte.

Von den ſchöneren Gebäuden ſei hier das Haus der Geſpanſchaft, das Theater und der israelitiſche Tempel erwähnt. Die Oberſtadt hat ihr eigenes Poſt- und Telegraphenamt, ihre Normalſchule, ihre Pfarre nebſt dem im ganzen Lande einzigen Kapuzinerkloſter mit ſeiner Kirche, ihr Steueramt und ihr Waiſenhaus. Hier iſt der Sitz der Biroviticer Geſpanſchaft mit dem Obergeſpan und dem zahlreichen dazu gehörigen Beamtenperſonale, ferner ein Zoll- und Salzamt.

Das Treiben am Draufer iſt zeitweilig recht anziehend, da hier die Fiſcher ihr Feilſchen mit unerläßlichem Geſchrei und die Holzverlader ihre Laſten nicht ohne die üblichen Flüche und Rufe zu begleiten pflegen. Berge von Dauben liegen hier zu gewiſſen Jahreszeiten aufgeſtapelt. Am Platze werden alle möglichen Obſtſorten, des Sonntags auch Kernfrüchte feilgeboten. Eine bunte Menſchenmenge ſtrömt durch einander, geputzte Slavonierinnen, ſtattliche ſchlanke Figuren aus Petrievci ſtachen vortheilhaft ab gegen die in einen Wuſt von Unterröcken gehüllten tſchechiſchen Koloniſtinnen, die einherſchreiten wie lebende Fäſſer, ihnen zur Seite ihre Ehemänner im herkömmlichen langſchößigen blauen oder grünen Bratenrocke mit duftender Waſſerſackpfeife. Darunter miſchen ſich Ungarn mit kurzen, knopfbeſetzten Weſten und, um das Bild zu vervollkommnen, taucht das ſpitzbübiſche Geſicht eines herumlungernden Zigeuners auf. Darüber glüht eine drückende Sonne, zieht eine feine Staubwolke hoch hinan, es raſſeln dazu vielgeſtaltige Wagen über das aus runden Steinen beſtehende Pflaſter, und eine Menge geſchäftiger Komitats- und Gerichtspanduren handhabt den Dienſt der Sicherheit. Eſſeg iſt eine ziemlich theure Stadt, beſonders ſind die Fiaker in ihren Forderungen einem Fremden gegenüber, der ſie auf einige Stunden miethen will, geradezu unverſchämt.

Die übrigen Gaſſen der Oberſtadt, die vier erwähnten ausgenommen, weiſen zwar einzelne hübſche Häuſer auf, jene nach Südweſt gelegenen jedoch auch viele, die ſich von beſſeren Bauernhäuſern wenig unterſcheiden. In ſolchen Theilen iſt das Leben ein ſtilles, dorfähnliches. Aus manchen Wohnungen dringt das Stampfen des Webeſtuhles, und ausgehängte Töpfe, Seile, Opanken, Blechhüte u. dergl. belehren uns, daß hier Handwerker ihr Domicil haben. Ein großer Theil der in dieſer Richtung und in Rétfalu liegenden Häuſer iſt mit Stroh gedeckt und die Einwohner betreiben außerdem Ackerbau. So liegt Stadt und Land, Bürger, Bauer, Großhändler oder Bau- und Binderholz- und Produktenſpekulant, Krämer und Hökerin, Hütte und Modeſtilgebäude beiſammen. Bedenkt man übrigens, welchen Aufſchwung die Stadt in ſo kurzer Zeit genommen trotz dem Schaden, den ihr die naheliegende Feſtung gethan durch die Unmöglichkeit, dem natürlichen Bedürfniß der Ausdehnung eben gegen die Feſtung hin Rechnung zu tragen, ſo muß man anerkennen, daß ihre Lage als Handelsplatz ſehr günſtig iſt, und ſehr bedauern, daß man damals beim Bau der Vukovar-Broder Bahn nicht unmittelbar Brod mit Eſſeg verband durch die direkte Linie über Djakovar und auch die geringe Vorſorge der Stadt für ihr eigenes Wohl rügen, wenn der Vorwurf, den man ihr macht, richtig iſt und ſie ſelbſt es verſchuldete, daß der herrliche neue Dom, den Biſchof Stroßmayer mit viel Zeit- und Geldaufwand in Djakovar erbauen ließ, nicht in Eſſeg ſeinen Platz fand und in Folge deſſen der Biſchofſitz ſammt dem Kapitel und dem biſchöflichen Seminar in Djakovar blieb. Jedenfalls ein herber Verluſt für die Hauptſtadt, den nichts mehr gut machen kann, um ſo herber, da Eſſeg ſchon im zweiten Jahrhundert Reſidenz der Biſchöfe war.

Hat man die Oberſtadt nach Durchſchreitung der zur Feſtung führenden Allee auf etwa 4 Schuh breitem Ziegelpflaſter dahinwandelnd zurückgelegt, dann ſüdlich, alſo rechts den Oberſtädter Bahnhof, ein geräumiges Gebäude, in viertelſtündiger Entfernung beſehen und dem knapp vor dem Feſtungsthore liegenden ſogenannten Regimentsgarten einen Beſuch gemacht, ſich bei der Gelegenheit überzeugt, daß an ſchönen Frauen und namentlich Mädchen die Fülle da iſt, den Tönen der Regimentskapelle, um die ſich das wandelnde Publikum im Kreiſe dreht, wie Mücken um eine Lichtflamme, ein Weilchen gelauſcht, ſich auch, den Windungen eines Weges folgend, bis knapp an das Ufer der Drau verirrt und das drohende Summen zahlreicher Gelſen im Dunkel des Gebüſches gehört, ſo betritt man das erſte Feſtungsthor, um das Innere zu beſehen. Welch ein Kontraſt zwiſchen Feſtung und Oberſtadt! Dort Leben, hier Stille; dort Handel, hier kaum einige Gewölbe für die Bedürfniſſe des Familienlebens. Dort eleganter, ſolider Bau nebſt Lehmziegelhäuſern, hier alles feſt und nach militäriſchem Schnitt gebaut, dort Waarenlager, hier Kaſernen und Zeughäuſer. Eine Reihe von Mauern und Gräben links und rechts folgt abwechſelnd auf einander, an Höhe und Tiefe immer mehr zunehmend. Ein Labyrinth von nun trockenen Gräben und verdeckten Gängen zieht ſich in der Tiefe dahin und das ganze Werk mag wohl bei der geringern Tragweite

Digitized by Google

der Geschütze einst sehr fest gewesen sein. In Friedenszeiten freilich war der frühe Thorschluß, der Jahre lang mit der größten Pedanterie und überflüssiger Weise um die neunte Abendstunde stattfand, für das Publikum im Civilrocke höchst lästig. Manchmal mußte man eine gute halbe Stunde lang und oft eine ganze pochen und schreien, bis es dem dienstthuenden Korporal bequem war, durch das lange Gewölbe des Thores zu erscheinen und die kleine Einlaßpforte zu öffnen.

Nebst den vorhin erwähnten Kasernen und Zeughäusern birgt die Festung die innere Pfarre, ein Franziskanerkloster nebst Kirche, ein Obergymnasium, eine Oberrealschule, erstere sehr modern gebaut, ein eigenes Postamt, eine eigene Telegraphenstation, den Stadtmagistrat, das Platzkommando, mehrere Militärbehörden und Elementarschulen. Vor hundert Jahren gehörten zum Kloster an hundert Mönche, die meist als Bettelmönche im Lande herumstrichen. Jetzt ist ihre Zahl auf einige beschränkt. Laien fällt die nicht angenehme Aufgabe zu, Almosen einzusammeln, die spärlich sein mögen. Die Klosterbibliothek hat einige werthvolle Bücher, allein sie ist, sowie man mir sagte, nicht geordnet und Bücher werden nicht verliehen. Aus Erfahrung weiß ich, daß man in mehreren Klöstern selbst beim ausdauerndsten Bestreben kein Buch zur Einsicht bekommt.

Um die Festung zieht sich eine gute Promenade, nur die Nordseite lehnt sich an die Drave, deren jenseitiges Ufer ein festes Hornwerk schützt. Leider ist diese Allee zu gewissen Tageszeiten der Tummelplatz winziger Mücken, die juckende Stiche versetzen, und Abends quälen die Lustwandler zahllose Gelsen.

Sobald man durch das Unterstädter Thor, das an der Morgenseite liegt, die zur Unterstadt führende Allee betritt, erblickt man links neben dem Hornwerk zwei Brücken, deren eine, die östlichere, für die Eisenbahn, die westlichere für den Wagenverkehr bestimmt ist. Die Eisenbahnbrücke, welche ich sah, ist jene, welche das bekannte Unglück herbeiführte, indem sie einstürzte und einen Eisenbahnzug mit Soldaten in die Fluthen versenkte. Kurze Zeit vorher war ich hinübergefahren und muß offen bekennen, daß es mir kalt über den Rücken lief, als ich das Stöhnen und Knirschen hörte und beim Hinaussehen bemerkte, daß sich die einzelnen Wagen hoben und senkten, da die Schienen nicht horizontal, sondern wellenförmig liefen. Seitdem ist eine neue gebaut, und hierbei hätte man wohl die Einrichtung für die Eisenbahn und gewöhnliche Fuhrwerke treffen können. Unterhalb der Brücken liegt die Dampfschiffahrtsagentur, ihr gegenüber das sogenannte Dörfel, eine gemischte, jährlich der Ueberschwemmung ausgesetzte Kolonie, berühmt wegen ihres Fischfangs und der Zubereitung einer mit Paprika reichlich gewürzten Fischbrühe.

Der Grund, daß die Leute an dieser, durch Wassergefahr so unleidlichen Stelle unzertrennlich kleben und, obgleich von den Fluthen oftmals verjagt, immer wieder, sobald die Gefahr vorüber, in die mit Feuchtigkeit gesättigten Wohnräume einziehen, ist nicht nur die für den Fischfang und auch sonst bequeme Lage, sondern auch der nach jeder Ueberschwemmung zurückbleibende fette Erdboden, der die Pflege der Gartengewächse besonders begünstigt. Ein Umstand, der in Anbetracht des nahen Marktplatzes und guten Verkaufes nicht zu verachten ist. Die Ebene, die sich jenseits der Drave ausbreitet, ist sehr sumpfig, ein schilfreicher Grund, welcher durch eine auf hohem Damme mit großen Kosten hergestellte Kunststraße für den Wagenverkehr zugänglich gemacht werden mußte. Die Unterstadt bildet, wie die Festung und die Oberstadt, ein abgeschlossenes Ganzes für sich. Mit Ausnahme eines sehr hübschen, ganz modern gebauten Spitals, einiger hübschen Privathäuser und einer Glasfabrik, weist dieser Stadttheil nichts Besonderes auf. Die Kirchen sind nicht bemerkenswerth, das Leben und Treiben nicht sehr bewegt. Obzwar hier Fruchthandel getrieben wird, ruht eine gewisse Leere und Abgestorbenheit über dem Ganzen. Auch hier ist ein Bahnhof, so daß Esseg also deren zwei hat. Die Neustadt, die von der Festung in südlicher Richtung liegt und ebenfalls durch eine Allee mit ihr verbunden ist, kann uns nicht weiter interessiren, da sie nichts bietet, ausgenommen den großen Stadtgarten mit seinem Saale, dem sonntäglichen Vergnügungsort und Tanzplatz der rührigen jungen Männer und Damen.

An Schönheiten und graziösen Tänzerinnen ist kein Mangel und es läßt sich nicht leugnen, daß es in dieser Beziehung keine Stadt, relativ genommen, Esseg zuvorthut. Die Bevölkerung ist gemischt, die der Umgebung ebenfalls, indem sich neben deutschen auch ungarische und böhmische Ansiedelungen finden. Am zähesten bewahren die Böhmen ihre Sprache, die Deutschen (Württemberger ausgenommen) erlernen das Kroatische leicht und sprechen es gut.

Im Allgemeinen wird meist mit Früchten, Vieh, Leder, Holz und verschiedenen Rohprodukten Handel getrieben; außerdem bestehen Fabriken für Oel, Leder, Eiseninstrumente und Handwerkszeug, mehrere Sparkassen und eine Bank.

Für das Landvolk giebt es in der Ober- und Unterstadt eine ganze Menge von Hut-, Opanken-, Eizmenmachern, Riemern, Schneidern und Kürschnern, welche die gebräuchlichsten Kleidungsstücke anfertigen. Nichts interessanter als ein Jahrmarkt: die neuesten Modewaaren auf der einen und die Bedürfnisse des Landvolkes auf der andern Seite. Besondere Eigenthümlichkeiten etwa in der Struktur des Bauernhauses, oder irgend eine Sitte, die absticht gegen andere Gebräuche, wird man hier kaum mehr finden: die alles absorbirende Gleichmachung der Nationalitäten in Bezug auf Lebensgewohnheiten, Sitten, Tracht u. dergl., die sich allenthalben an größeren Verkehrsplätzen Europas geltend macht, hat auch hier ihren Zoll verlangt. Die weiße Tracht weicht immer mehr der dunkeln, buntfarbigen und damit hört leider auch die bei allen Südslaven einst allgemein gewesene Hausindustrie immer mehr auf; die Kunst macht der mühelos gekauften Waare Platz. Dieses Uebel schleicht von solchen Emporien des Handels immer tiefer ins Herz des Landes hinein.

Die Stadt hat ein hübsches Stück Geschichte hinter sich, und obgleich ihre Lage wegen der Nähe der Dravemündung in die Donau für ihre Entwickelung günstig gewesen, so hat ihr das andererseits, besonders während der Kreuzzüge und der Türkenkriege viel Unheil gebracht. Auch im Jahre 1848 machte sie ihre Tage der Bedrängniß durch. Ein Steinmonument von 3 Schuh Höhe, das man 1785 bei Anlegung des oben erwähnten, nach Ungarn führenden Straßendammes aus dem alten römischen Damme grub und dem Dammінspektor Dost überbrachte, nennt den Kaiser Hadrian als Gründer des einstigen Mursa[1]). Dem aber widerspricht die allgemeine Meinung, daß Kaiser Augustus im Jahre 8 n. Chr. die Stadt gegründet, Hadrian sie nur mit einer Ringmauer umgürtet, mit schönen Gebäuden geschmückt und eine römische Kolonie hinein verlegt habe. Dies könnte richtiger sein, denn Mursa lag nicht am linken Draveufer, wo man jene Inschrift fand, sondern am rechten, eben an jener Stelle, wo die Unterstadt sich befindet, wie zahlreiche hier gefundene Säulen, Inschriften, römische Goldsachen u. dergl. beweisen. Leider liegt von

[1]) Corpus Inscr. Lat. III, 3279.

Digitized by Google

dem gefundenen vielen Stein- und Mauerwerk sehr viel als Straßenpflaster in den Landstraßen, da man im Jahre 1740, als man die Mauern ausgrub, keine bessere Verwerthung für die Inschriftensteine fand.

Im kurzen sei erwähnt, daß hier Constantius am 25. December 350 n. Chr. den Vetranius schlug und ihn dadurch zwang, dem Thron zu entsagen, und im folgenden Jahre am 28. September ebenso den Magnentius. Hier residirte der Statthalter von Unterpannonien und seit dem 4. Jahrhundert der Kommandant der Donauflotille. Nach den aufgefundenen Spuren zu schließen, scheinen damals prachtvolle Gebäude hier gestanden zu haben. Bald fand das Christenthum Eingang, denn, wie schon erwähnt, im zweiten Jahrhundert saß hier ein Bischof; im Jahre 351 war es ein Grieche und Arianer, Valens.

Nach 591 schweigt die Geschichte lange Zeit über Mursa, da es wahrscheinlich die Avaren zerstört hatten und erst im Jahre 1196 unter König Emerich kommt es als Marktflecken Osiek wieder vor im Besitze der Slaven. Später gehörte es der Bukover Gespanschaft, hatte mehrere Eigner, die auf einander folgten und wurde im 15. Jahrhundert zum oppidum, beschützt von einem Kastell, fiel dann 1526 unter türkische Botschaft, in der es bis 1687 verblieb, einverleibt dem Pozeganer Sandschak unter dem Befehle eines Aga. In diese Zeit fallen mehrere blutige Schlachten, die hier stattfanden. So 1537 unter Muhamed Jahi Oglu und Katzianer, Ludwig Pekri und Paul Bakić. 1664 brannte Nikolaus Zrinjski die 8565 Schritt lange Brücke nieder, die der Sultan unter blutigen Geißelhieben und dem Aufgebot von Alt und Jung, Arm und Reich der umwohnenden Christenheit, 25 000 Mann an Zahl, in 15 Tagen über die Drave und die Sümpfe hatte schlagen lassen. Nach der verlorenen Schlacht bei Harkány verließ der Großvezier und mit ihm alle Türken fliehend Esseg, das sie zwar dreimal wieder, aber jedesmal vergebens, zu erkämpfen suchten. Die durch viele Stürme und die Fahrlässigkeit der Türken arg mitgenommene Festung ließ Karl VI. niederreißen und legte im Jahre 1712 den Grundstein zur neuen, die 1719 fertig wurde. 1809 wurde es königliche Freistadt, 1848 trat es General Jović ab an Graf Kasimir Batthyány, der ein Bataillon Honveds und 5 Kanonen kommandirte und es am 13. Februar 1849 fliehend verließ; seine Mannschaft fiel den Kaiserlichen in die Hände.

Der große Straßendamm über die Sümpfe wurde unter Maria Theresia von 1773 bis 1777 aufgeworfen und führt bis Belye. Die Arbeit beaufsichtigte und leitete der Veröcer Obergespan Nicki mit einem Kostenaufwande von 600 000 Gulden.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die Drohung französischer Blätter, daß Frankreich sich Hainans bemächtigen werde, bis China eine Kriegsentschädigung erlegt haben würde, hat die Aufmerksamkeit wieder einmal auf diese noch wenig gekannte Insel gelenkt. In Folge dessen kommen manche werthvolle Berichte ans Licht, darunter ein solcher des Mr. Henry in der „China Review“ über eine Reise durch Hainan. Wie in anderen abgelegenen Besitzungen Chinas, so haben auch hier die Eingeborenen bis zu einem gewissen Grade sich gegen die andringende Fluth der chinesischen Einwanderung gehalten. Das Centrum und der Süden der Insel sind bergig und dort sitzen die eingeborenen Stämme der Les, 15 oder 16 an Zahl, wahrscheinlich malaischen Ursprunges. Dieselben führen verschiedene Namen und unterscheiden sich mehr oder weniger in Tracht, Sprache und Sitten, gehören aber offenbar alle zu einer Rasse, sind durch enge Bande mit einander verbunden und leben meist mit einander in Frieden, wie sie auch gegen Fremde herzlich und gastfreundlich sind. Flora und Fauna der Insel sind besonders reich, aber noch wenig untersucht; fand doch der verstorbene Swinhoe binnen wenigen Wochen 172 Species Vögel, von denen 19 für die Wissenschaft neu waren. Eine besondere Plage für den Reisenden sind die massenhaft auf Blättern und Zweigen nach Beute lauernden Blutegel, die sich nur mittels Feuer oder, wenn sie vollgesogen sind, vom Körper entfernen lassen. Die Einwohner Hainans scheinen zwar von einer gewissen ländlichen Wohlhabenheit zu sein; aber der Außenhandel ist gering, das Klima schlecht und Frankreich hätte (wenigstens nach Ansicht des Engländers) mit der Besitznahme der Insel wenig gewonnen.

— Frankreich hat einen bedeutsamen Erfolg in Ostasien errungen; das, was wir auf S. 239 des 44. Bandes als den wahrscheinlichsten Ausgang der Tongkingfrage bezeichneten, ist eingetroffen: China hat in einem am 11. Mai dieses Jahres zu Tientsin abgeschlossenen Vertrage das französische Protektorat über Tongking und Annam in den bestehenden Grenzen anerkannt. Außerdem werden unter später noch festzustellenden Bedingungen die angrenzenden chinesischen Provinzen Jünnan, Kwangsi und Kuangtung dem französischen Handel geöffnet — ein Zugeständniß, durch welches China sich offenbar von der ihm wegen seines mehr als zweideutigen Verhaltens drohenden Kriegsentschädigung zu befreien gewußt hat. So hat Frankreich in dem Wettstreite, den es seit Jahren gegen England hinsichtlich der Eröffnung des metallreichen Jünnan unternommen hat, einen erklecklichen Vorsprung gewonnen.

Afrika.

— Mr. Mackay schreibt, daß es nach allen Erkundigungen, welche er bei den Baganda eingezogen hat, keinen See Baringo im Nordosten des Victoria Njanza giebt. Das Wort „Baringo“ bedeutet „Volk des Leoparden“ (ba ist Präfix, ngo = Leopard, r euphonische Einschiebung) und bezeichnet einen Stamm, dessen Krieger Leopardenfelle tragen, ebenso wie ein ihnen benachbarter Stamm Bamporogoma oder „Volk des Löwen“ (ba Präfix, mporogoma = Löwe) heißt, weil er sich mit Löwenfellen schmückt. Der Irrthum, Baringo für einen See zu halten, ist wahrscheinlich dadurch entstanden, daß man es mit dem arabischen bahr = Meer, See, Strom, zusammenbrachte.

Inhalt: Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen. III. (Mit sechs Abbildungen.) — Prshewalski's dritte Reise in Central-Asien. V. (Schluß.) — Dr. Töppen über Paragnay als Land für deutsche Kolonisation. — Ernst Kramberger: Reise von Esseg durch einen Theil Sirmiens. I. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. (Schluß der Redaktion: 18. Mai 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLV. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

IV.

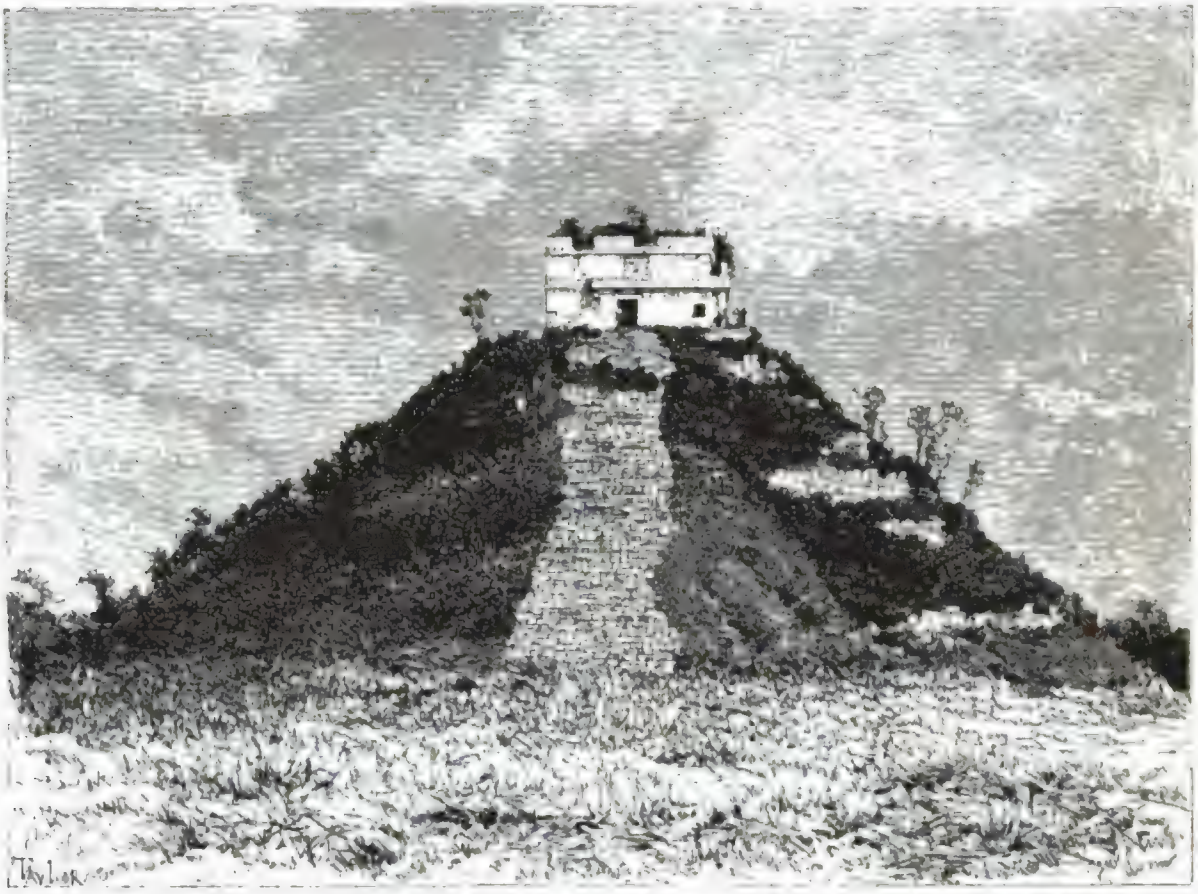
Unter dem Schutze einer aus 50 Mann bestehenden militärischen Eskorte verließ Charnay mit seiner großen Schar indianischer Arbeiter und Träger und einem langen Zuge schwerbeladener Maulthiere am frühen Morgen die Stadt Citas. Langsam, weil auf einem durch dorniges Gebüsch und Schlingpflanzen dicht verwachsenen Waldwege, der alten Straße nach Chichen-Itza, ging es vorwärts, bis man gegen Mittag die Ueberreste von Piste erreichte, das Charnay vor 25 Jahren noch als ansehnlichen Ort gekannt hatte. Einige rauchgeschwärzte Mauern und eine halbverfallene Kirche inmitten einer dürren, unsäglich traurigen Ebene ist Alles, was seit dem letzten Indianerüberfall noch von dem Städtchen vorhanden ist. Die wenigen Einwohner, die dem Gemetzel entgangen sind, haben die Gegend verlassen — die verfallene Kirche beherbergt heute eine aus 25 Mann bestehende Truppenabtheilung, den am weitesten vorgeschobenen Grenzposten gegen die Indianer. Es ist ein trostloser Aufenthalt, der von den Soldaten auch wie ein Verbannungsort betrachtet wird, trotzdem die Ablösung des Kommandos regelmäßig alle drei Monat stattfindet. Uebrigens ist die Gefahr hier heute nur noch gering; die Indianer, die früher um ihre Freiheit kämpften und jeden ihrer Ueberfälle mit einem allgemeinen Gemetzel beschlossen, greifen heute lediglich zum Rauben und Stehlen an, und dazu finden sie in der gänzlich verödeten Gegend keine Gelegenheit.

Es war gegen drei Uhr Nachmittags, als die Reisenden die Ruinenstätte von Chichen-Itza vor sich erblickten. Trotzdem es für Charnay schon das dritte Mal war, daß er hierher kam, machte der Anblick des gewaltigen Castillo, das sich auf seiner steilen Pyramide scharf gegen den hellen Himmel abzeichnete, heute wieder einen ebenso großartigen Eindruck auf ihn, wie nur je zuvor. Während die Soldaten und die indianischen Arbeiter am Fuße der Pyramide ihre Zelte aufschlugen, installirten sich Charnay und seine Begleiter im Innern des Castillo; die Dunkelheit brach herein, ehe alles geordnet war, und mit der Dunkelheit stellten sich auch die von dem ersten Abend an einem neuen Lagerplatze fast untrennbaren kleinen Schwierigkeiten ein. In dem ungewissen Mondlicht wurde das Gepäck nach noch vermißten Gegenständen wieder und immer wieder durchstöbert; das Abendessen sollte bereitet werden, und dabei zeigte es sich, daß sämmtliche Gefäße zum Wasserschöpfen von den Trägern in Citas vergessen worden waren. Man half sich, so gut es eben ging, und vergaß diese kleinlichen Beschwerden und Unannehmlichkeiten auch bald genug über der Großartigkeit der Umgebung. Von dem sternhellen Nachthimmel goß der Vollmond sein mildes Licht über die weite bewaldete Ebene, deren vom leisen Winde bewegte Wipfel in dem bläulichen Schein wie ein wogendes Meer erschienen; wie hohe Inseln ragten im Vordergrunde die kolossalen Massen des alten Mauerwerkes und mehrere mit dunkler Vegetation bedeckte steile Hügel daraus empor. Mit der Lage der einzelnen Ruinen wohl vertraut, bezeichnete Charnay sie der Reihe nach seinen Gefährten. Die Mitte der ganzen Trümmerstätte nimmt das Castillo ein, das auf

Digitized by Google

ſeiner faſt 70 Fuß hohen Pyramide die anderen Gebäude überragt. Am Fuße der Pyramide dehnt ſich auf der öſtlichen Seite ein mit zahlreichen Säulentrümmern bedecktes, von zwei kleinen Paläſten flankirtes Feld aus: nach Charnay's Annahme der Markt der alten Mayaſtadt. Nördlich vom Caſtillo zeigen ſich die Ueberreſte eines großartigen, leider gänzlich zuſammengeſtürzten Prachtbaues, unweit davon der heilige See oder Cenote mit einem am Ufer emporragenden Tempel. Im NW ſieht man das berühmte Tlachtli, das Ballſpielhaus von Chichen-Itza, im O und SO aber das zweite große Waſſerbecken, den ſogenannten Nonnenpalaſt und die unter den Namen des Chichanchob, Caracol und Akab ſib bekannten großartigen Ruinen, denen ſich weiter im Hintergrunde eine der Neuzeit angehörige verfallene Niederlaſſung anſchließt, die ſeit lange ſchon verödete Hacienda von Chichen. Eine lautloſe, nur hin und wieder durch die eintönigen Rufe der ausgeſtellten Wachen unterbrochene Stille herrſchte ringsum und geſtattete den Reiſenden, ſich ungeſtört in die weitentlegene Zeit zurückzuträumen, wo der Mond hier noch glänzende, mit reichem Schmuck verſehene Tempel und Paläſte, und anſtatt des unabſehbaren Waldes fruchtbare Maisfelder beſchien, und wo aus den breiten Straßen der Stadt vielleicht auch die Schritte und Zurufe der indianiſchen Wächter heraufſchallten, welche die Heiligthümer gegen einen feindlichen Ueberfall bei Nacht ſchützen ſollten.

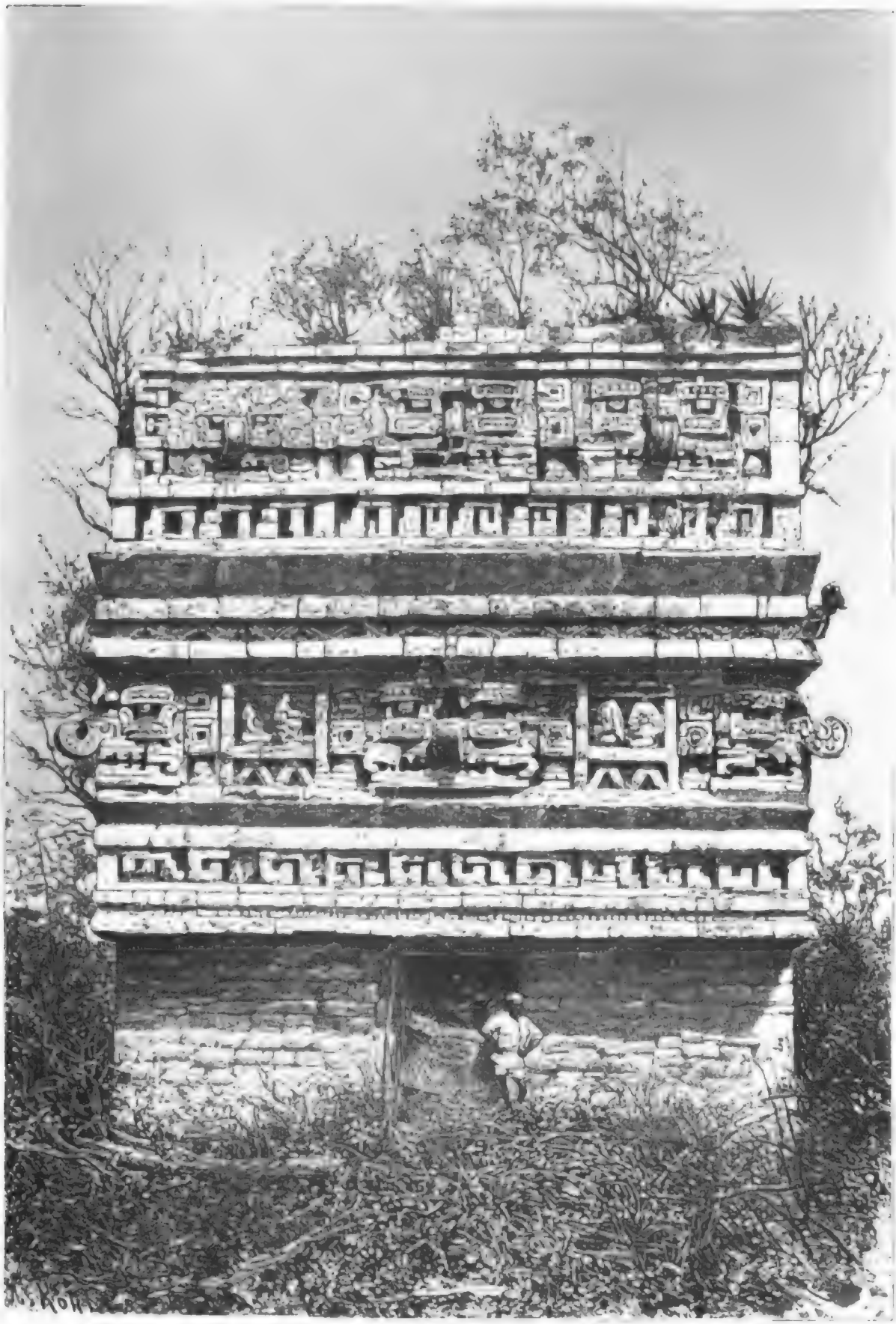
Wenn die ſpaniſchen Chroniſten der Eroberung von Yucatan ſo oft erzählen, die Mayaſtädte glichen in Anlage



Das „Caſtillo" von Chichen-Itza.

und Bauart den großen Städten ihrer Heimath, namentlich dem herrlichen Sevilla, ſo liefert dieſe Angabe uns nur einen neuen Beweis für die charakteriſtiſche Oberflächlichkeit und Urtheilsloſigkeit jener Schriftſteller. Nach dem, was uns heute noch von den Niederlaſſungen der Maya erhalten iſt, ſind dieſe ausgedehnten Ortſchaften eigentlich nie Städte in unſerm Sinne geweſen. Es waren vielmehr bewohnte Centren des Kultus oder der weltlichen Macht, und deshalb auch die Bauwerke, aus denen ſie ſich zuſammenſetzten, überall die nämlichen: eine kleinere oder größere Anzahl von Tempeln, die Paläſte des Fürſten und der Kaziken und verſchiedene, in ſcheinbar willkürlicher Anordnung über einen weiten Raum verſtreute Gebäude, die alle augenſcheinlich öffentlichen Zwecken dienten; dazwiſchen zogen ſich die breiten cementirten Straßen und auch wohl Gartenanlagen hin; ringsum aber lagen wahrſcheinlich die Hütten der Diener und Sklaven.

Chichen-Itza, d. h. „bei dem Brunnen des Itza", verdankt ſeinen Namen wie ſeine Entſtehung den beiden großen Waſſerbecken, an denen es ſich ausbreitet. Die Stadt iſt, wie aus verſchiedenen Merkmalen hervorgeht, nicht ſo alt wie Izamal und Ake, doch aber älter als Uxmal, wenn ſie auch, wie dieſes, ſchon der Zeit angehört, in der das Cementornament in der Architektur durch in Stein ausgeführte Skulpturen verdrängt worden war. Was wir über die Geſchichte von Chichen-Itza vor der Eroberung wiſſen, iſt ebenſo unſicher und lückenhaft wie alles, was ſich auf die vorſpaniſche Zeit Yucatans bezieht. Es hat in der That den Anſchein, als ſeien alle Nachrichten über die Vorgeſchichte des einſt ſo blühenden und reichen Landes abſicht-



Linker Flügel des Nonnenpalastes von Chichen-Itza.

Digitized by Google

lich unterdrückt und der Vergeſſenheit überantwortet worden. Nur eine hiſtoriſche Thatſache ſcheint hinſichtlich Chichen-Itzas feſtzuſtehen: die gemeinſame Auswanderung der Einwohner der Stadt, die etwa zwiſchen 1440 und 1460 ſtattgefunden haben dürfte, und als deren Veranlaſſung Cogolludo die Furcht vor der Rache eines benachbarten Fürſten angiebt, dem der Canek oder Häuptling der Itzas die neuvermählte Gattin entführt hätte. Möge dieſe romantiſche Geſchichte nun auf Wahrheit beruhen oder nicht, ſoviel iſt ſicher, daß um die angegebene Zeit die Bewohner von Chichen-Itza ihre Stadt in Maſſe verlaſſen haben, um nach weiter Wanderung an der mehr als 100 Meilen ſüdlich von ihrer alten Heimath belegenen Lagune Petén ein kleines Fürſtenthum zu gründen, deſſen Hauptſtadt Tayaſal Cortes bei ſeiner Reiſe nach Honduras beſuchte, und das erſt im Jahre 1697 von den Spaniern erobert wurde.

Jedenfalls war Chichen-Itza trotz mancher gegentheiligen Behauptungen bei der Ankunft der Spanier im Lande wieder bewohnt und ſeine Bauwerke noch alle wohlerhalten; es wäre auch einfach undenkbar, daß ſich in der Stadt, die an ihren beiden großen Waſſerbecken den für yucateciſche Verhältniſſe größten Vorzug und Reichthum beſaß, nicht ſchon bald nach dem Abzuge der Auswanderer neue Einwohner angefunden haben ſollten. Als Montejo im Jahre 1527 mit ſeinen 400 Mann bei Cozumel gelandeter Truppen hier ankam, war das Gerücht von dem Siege, den er, freilich erſt nach ſchwerem zweitägigem Kampfe, über die bei Ce-Ake vereinigten Indianer erfochten hatte, ihm ſchon vorangeeilt. Von Schrecken ergriffen, ſetzte die Bevölkerung von Chichen-Itza den durch ihre Feuerwaffen furchtbaren Fremdlingen keinen Widerſtand entgegen; ruhig ließen ſie es geſchehen, daß Montejo ſeine Truppen in den Tempeln und Paläſten ihrer Stadt einquartirte, und ohne

Flächenornament an dem Nonnenpalaſt von Chichen-Itza.

Murren lieferten ſie, was gefordert wurde. So machte die Unterwürfigkeit der Einwohner den Spaniern die Sache leicht genug; allmählich aber wurden es die Eingeſchüchterten müde, für den Unterhalt der fremden Eindringlinge zu ſorgen, von denen jeder an einem Tage faſt ſo viel verbrauchte, wie eine ganze indianiſche Familie während eines Monats. Die Zufuhr von Lebensmitteln hörte auf, und als Montejo die Säumigen zur Rechenſchaft ziehen wollte, verſchwanden dieſe ſelber. Die Indianer zogen ſich aus der Gegend der Stadt in die Wälder zurück, und die Fremden ſahen ſich plötzlich von gänzlicher Leere und Oede umgeben. Anſtatt des anfänglichen Ueberfluſſes trat jetzt bitterſter Mangel ein. Um ſich nur das Nothwendigſte an Nahrungsmitteln zu verſchaffen, mußten täglich weite Raubzüge nach entfernten Indianerdörfern unternommen werden, und dieſe beſtändigen Kämpfe, ſowie die durch den Mangel hervorgerufenen Krankheiten decimirten Montejo's Schar bald in ſo ſchreckenerregender Weiſe, daß er beſchloß, mit den 250 Mann, die ihm noch blieben, und von denen die meiſten ſchon in Folge von Krankheit und Verwundungen kampfunfähig waren, den Rückzug nach ſeinen an der Küſte liegenden Schiffen anzutreten. Und dieſer Rückzug war ein trauriges Widerſpiel des triumphirenden Einzuges, den die Spanier zwei Jahre zuvor in Chichen-Itza gehalten hatten. Nach einem Tage blutigen Kampfes, der Montejo die letzten noch brauchbaren Leute geraubt hatte, verließ die zuſammengeſchmolzene Schar im Dunkel der Nacht die Stadt, in der man, um die Wachſamkeit der im Hinterhalte liegenden Indianer zu täuſchen, zuvor mehrere Feuer angezündet hatte. Dieſe, ſowie das weithin ſchallende Geheul und Gebell eines Hundes, den man an einen Baum gebunden zurückließ, erfüllten ihren Zweck vollkommen. Die Fliehenden, die, um jedes Geräuſch zu vermeiden, die Hufe ihrer Pferde mit Tüchern umwunden hatten, waren ſchon eine weite Strecke auf ihrem Wege vorwärts gekommen, ehe das Tageslicht die belagernden Indianer die Ueberliſtung gewahr werden und die vergebliche Verfolgung antreten ließ.

Von den Gebäuden von Chichen-Itza, die Montejo als „feſt und leicht zu vertheidigen“ rühmt, und die Biſchof Landa vierzig Jahre ſpäter noch in ihrem ganzen Glanze ſah, ſind heute nur noch drei einigermaßen erhalten: der Nonnenpalaſt, das Caſtillo und das Tlachtlihaus. Mit ihrer gründlichen Unterſuchung und Aufnahme begann Charnay ſeine Arbeiten.

Ob der Palacio de las Monchas, wie die ſpaniſchen Eroberer den großen Prachtbau genannt haben, wirklich ein indianiſches Nonnenkloſter geweſen iſt, läßt ſich bei der ungeheuren Dürftigkeit ihrer Schilderungen nicht mehr feſtſtellen. Möglich, daß ſie dieſes Gebäude, wie auch den „Nonnenpalaſt“ von Uxmal nur wegen ſeiner Aehnlichkeit mit einem mexikaniſchen Bauwerk ſo benannt haben, möglich aber auch, daß die von einigen Schriftſtellern geſchilderte Sitte der mexikaniſchen Azteken, die Töchter der vor-

Façade des Caſtillo.

nehmen Geſchlechter für einige Jahre den Göttern zu weihen, d. h. ſie in beſonderen Gebäuden unter der Aufſicht von Matronen in ſtrenger, mit Kaſteiungen verbundener Klauſur zu halten, ſich auch nach Yucatan verpflanzt hatte. Wie dem auch ſein möge, daß der ſogenannte Nonnenpalaſt von Chichen-Itza ſeiner Zeit eine hohe Bedeutung und wichtige Beſtimmung gehabt haben muß, das läßt ſich heute noch aus der großartigen Pracht ſeiner Anlage und Ausführung erkennen. Das Gebäude beſteht aus einem mittlern Hauptbau und zwei Seitenflügeln, deren Façaden den reichſten Skulpturenſchmuck aufweiſen. Die charakteriſtiſchen, weit vorſpringenden Simſe aller altyucatekiſchen Architekturdenkmäler faſſen hier kunſtvoll ſkulptirte breite Frieſe ein, in denen ſich an allen drei Façaden dieſelben Motive wiederholen. Der untere Fries enthält zwei Hautreliefs in breiter, vorſpringender Einrahmung; von den beiden ſitzenden Männergeſtalten, welche dieſelben darſtellen, ſteckt die eine mit dem ganzen Unterkörper in

einer großen Schildkrötenschale. Der Mittelbau des Palastes, der sich an eine steile Terrassenpyramide anlehnt, besteht aus drei Stockwerken, oder, da die beiden oberen auf je einer Stufe der Pyramide erbaut sind, eigentlich aus drei einzelnen, übereinanderliegenden und nach oben zurücktretenden Gebäuden. Das mittlere derselben zeichnet sich durch die ganz besonders reiche Ornamentirung seiner Façade nicht nur vor den beiden anderen, sondern auch vor allen anderen Bauten von Chichen-Itza aus. Ziemlich breite, in Rauten sich kreuzende Streifen, die, wo die Verwitterung es noch erkennen läßt, ein an feinste Spitzenarbeit erinnerndes Muster aufweisen, rahmen kassettenartig vertiefte Felder ein, die von einem Zackenrande umgeben sind und in der Mitte je eine erhabene Rosette zeigen. Auch die innere Ausschmückung des mittlern Stockwerkes ist bedeutend reicher als die der beiden anderen; leider sind von den mit Skulpturen und Inschriften bedeckten Oberschwellen und Pfosten der Thüren die meisten stark verwittert; nur von dreien war es noch möglich, Abklatsche zu nehmen. Die Eintheilung des innern Raumes in eine große Anzahl kleiner mit Nischen versehener Gemächer, die zu beiden Seiten eines die Mitte des Gebäudes durchziehenden Korridors liegen, könnte in der That an die Zellen eines Klosters erinnern.

Thürpfeiler aus dem Castillo.

Der von den Spaniern wegen seiner kastellartigen Anlage el Castillo genannte Bau war ursprünglich ein Tempel des höchsten Mayagottes Cuculcan, der seinerseits nur wieder der nach Yucatan übertragene toltekisch aztekische Quetzalcoatl war. Die Bedeutung des Namens ist in beiden Sprachen die gleiche; Cuculcan und Quetzalcoatl heißt beides „gefiederte Schlange", und die gefiederte Schlange, das Symbol des großen Gottes, zeigt sich wieder und immer wieder in dem Skulpturenschmuck des Castillo, wie sie ja auch an den Tempeln

Säule von dem Castillo zu Chichen-Itza.

Toltekische Säule in Tula.

Digitized by Google

und Paläſten Hochmexikos als ſtets wiederkehrendes Motiv der ganzen Ornamentirung auftritt. Die nahe an 70 Fuß hohe Pyramide, die den Tempel trägt, iſt faſt genau nordſüdlich orientirt; ſie erhebt ſich auf einer quadratiſchen Grundfläche von 54 m Länge und Breite und beſteht aus neun Terraſſen. Die breiten Treppen, die in der Mitte jeder Seite zu der obern Plattform hinaufführen, haben je neunzig Stufen. Der quadratiſche Tempel ſelber zeichnet ſich durch große Einfachheit, aber daneben durch vollkommene Harmonie der einzelnen Theile aus. Die von je einer Mittelthür durchbrochenen Oſt-, Süd- und Weſtſeiten weiſen außer zwei breiten Simſen keinen Schmuck auf. An der Nordſeite, der Hauptfront, aber bilden zwei mächtige Säulen einen breiten Portikus, hinter dem ſich vor der ganzen Breite des Gebäudes eine Gallerie hinzieht. Von dem ſchönen Fries und dem großen Figuren-Hautrelief, die dieſe Seite ſchmückten, iſt nur noch wenig erhalten. Aus der Gallerie führt eine Thür in ein großes Gemach, deſſen Doppelwölbung durch zwei Pfeiler mit eckigen Kapitellen getragen wurde und das ohne Zweifel das Heiligthum des Gottes war. Die Treppe, die zu dieſer Hauptfront des Tempels emporführte, war bedeutend breiter als die drei anderen und an jeder Seite von einem ſteinernen Geländer eingefaßt, das eine ungeheure gefiederte Schlange vorſtellte. Der große Schlangenkopf mit weit geöffnetem Rachen und lang heraushängender Zunge bildete am Fuße der Pyramide den Abſchluß des Geländers. An den Säulen und Pfeilern und namentlich an den ſteinernen Pfoſten und Oberſchwellen der Thüren fand ſich eine Menge zum Theil trefflich erhaltener Skulpturen, Ornamente, Hieroglypheninſchriften und Figuren (meiſt überlebensgroße Kriegergeſtalten im vollen Schmucke) vor, und die Arbeit, von allen dieſen ſorgfältig ausgeführten und darum werthvollen Kunſtwerken Papierabdrücke herzuſtellen, beſchäftigte Charnay und ſeine Begleiter mehrere Tage hindurch auf das Angeſtrengteſte. Jeder neue Abklatſch aber, den der Reiſende ſeiner Sammlung hinzufügte, war für ihn auch ein neuer Beleg für ſeine Theorie von dem Zuſammenhange der toltekiſchen mit der Mayakultur. Und nicht nur in den nebenſächlichen Einzelheiten der Ornamente trat dieſe unverkennbare Uebereinſtimmung hervor. Die maſſiven Säulen des Portikus an der Hauptfront erkannte Charnay ſogleich, wenn nicht als Kopien, ſo doch als merkwürdig paſſende Seitenſtücke einer toltekiſchen Säule, die er in Tula gefunden und photographirt hatte. Die Baſis der Säulen bildete in beiden Fällen ein großer Schlangenkopf, die Schäfte zeigten das charakteriſtiſche Federornament, das gemeinſame Motiv war unmöglich zu verkennen. Und doch waren dieſe den nämlichen Urſprung verrathenden Kunſtwerke durch eine räumliche Entfernung von 300 Wegſtunden von einander getrennt, und das eine war mehrere Jahrhunderte vor dem andern entſtanden. Von einem Zufall kann hierbei nicht wohl die Rede ſein, aber eben ſo wenig auch von der uralten, originalen Kultur der yucatekiſchen Mayas, an die wir ſo lange als an eine unanfechtbare Thatſache haben glauben müſſen.

Wie die Bauwerke von Mexiko und Palenque haben auch die Paläſte und Tempel von Chichen-Itza augenſcheinlich nie Thüren in den Thüröffnungen gehabt. Hier wie dort zeigte ſich nirgend eine Spur von Angeln oder ſonſtigen Vorrichtungen zur Anbringung einer Thür; wohl aber fand Charnay auch hier überall die kleinen Löcher in den Pfoſten, durch welche aller Wahrſcheinlichkeit nach die Schnüre gezogen wurden, an denen man zur Verkleidung der Oeffnung Matten oder Vorhänge aus gewebten Stoffen befeſtigt hat.

Reiſe von Eſſeg durch einen Theil Sirmiens.

Von **Ernſt Kramberger.**

II.

Von Eſſeg aus machte ich einen Ausflug zur Ruine Kaljužić, ſonſt Kolodjvar und Hermangrad genannt. Eine gründliche Erkundigung nach der Lage dieſes aus ſo vielerlei Munde als merkwürdig geſchilderten Ortes führte zu dem Endziele, daß zwar jede der den Weg ſchildernden Perſonen den Platz, wie ſie verſicherte, genau kenne und ihn auch leicht finde, daß man aber nicht garantiren könne, ob ihn ein des Weges Unkundiger erreichen werde. Endlich erbot ſich ein Kutſcher mit einem leichten Federwagen um 5 Gulden fahren, erklärte den Weg, den er zwar nicht kenne, ſchon finden zu wollen, und rückte mit einem ganz gemeinen Leiterwagen, in den er zur Noth einen in der Auflöſung begriffenen Federſitz geklemmt hatte, an. Kein Wunder, daß trotz der geringen Entfernung von der Stadt die Ruine nur Jägern und Leuten, die in der Nähe davon Grundſtücke beſitzen, bekannt iſt. Man fährt zwar etwa eine halbe Stunde auf der Straße hin, die ſüdlich über Cepin und Vuka nach Djakovo führt, biegt dann aber links in die ſumpfige Ebene ein, die ſich ringsum nach allen Richtungen ausbreitet, irrt die Kreuz und die Quere auf ſchlechten Wegen, die, wenn auch, wie eben jetzt im Hochſommer, trocken doch furchtbar holperig ſind, ruft und ſchreit fragend nach jeder auftauchenden Geſtalt, holpert nach einer im Felde ſtehenden Scheune hin und kommt endlich an einem einſamen Gehöfte vorbei zu dem in der Ferne ſchon längſt geſehenen ſchwäbiſchen Dorfe Drjanica. Die Leute droſchen rührig in ihren Höfen und wieſen uns auf eine mit ſonnverbranntem Graſe bedeckte weite Ebene hinaus, in der ſich troſtlos zwei Ziehbrunnen, wie zwei Galgen und Maſſen, wie es ſchien, auf einander gethürmter Erde erhoben. Rinderherden zogen in der Ebene herum und Schwärme verſchiedener Sumpfvögel umflogen die vermeintlichen Erdmaſſen, die man uns als „das alte Gſchloß“ bezeichnete. Endlich lag es vor uns, mitten in einem weiten Sumpfe auf niedrigem Erdhügel, zwiſchen hohem Röhricht. Trübe, ganz ſchwarze Waſſer, dem Erdboden hier an Farbe gleich, machen es unmöglich hinüber zu kommen. Mehrere Schweineherden, die das warme Waſſer doch kühler fanden als die glühende Luft, lagen grunzend mitten darin: es ſah aus, als ob da Schweinsköpfe aus dem Moore wüchſen. Einige Knaben, die unbeſorgt um die badenden Säue, mit Pfeifen und Singen

Digitized by Google

ſich die Zeit vertrieben, gaben, befragt, zur Antwort, es wohne ein Fiſcher drüben auf der Inſel, den man nur zu rufen brauche, wenn man hinüber wolle. Wir thaten ſo und ſiehe da, aus der zwiſchen dem Rohre offen gelaſſenen Waſſerſtraße bog ein Kahn heraus, in dem ein Mann ſtehend und mit langer Stange in den Moraſt ſtechend den Nachen dem Ufer zuſchob. Ein Sprung über den Koth brachte mich in das Fahrzeug. An der Ruine iſt nicht viel mehr zu ſehen. Sie beträgt im Umfange einige hundert Schritte, war mit Wall und Graben umgeben, ganz rund von Geſtalt, aus hellrothen, gutgebrannten Ziegeln gebaut und iſt ganz verfallen, kaum daß die Reſte einiger Schießſcharten zu ſehen ſind. Von Fenſtern und Thüren keine Spur mehr, da das Gebäude nicht viel höher war und nun ganz eingeſtürzt iſt. Im Burghofe wuchs des Fiſchers Kukuruz. Welch eine Exiſtenz aber führt dieſer in elender Hütte neben dem einſtigen Eingangsthore wohnende Mann Jahr aus Jahr ein! Entfernt von jeder menſchlichen Geſellſchaft hatte dieſes Geſchöpf, ein Deutſcher, für nichts mehr Sinn und hatte auch das Sprechen theilweiſe verlernt, denn auf alle Fragen, die ich in verſchiedenen deutſchen Dialekten an ihn ſtellte und oft wiederholen mußte, gab er ungenügende Antworten. Er klagte über die Schweine, die ihm viele Fiſche wegfreſſen, wenn im trockenen Sommer die Floſſenthiere nur noch im feuchten Schlamme leben können und eine leichte Beute der gefräßigen Säue werden, was jedoch nicht häufig geſchehen mag, denn nie trocknet der Sumpf ganz aus und in feuchten Jahren dehnt er ſich ringsum eine Meile weit aus.

Dieſer Menſch erinnerte mich durch ſein einſames und trauriges Einſiedlerleben lebhaft an die volksthümliche Erzählung, daß hier einſt ein gutes Weib Namens Dora gelebt und mehr als hundert Jahre vergebens auf den Bräutigam gewartet habe. Neuere Schriftſteller halten die Burg für das Eigenthum der einſt ſo berühmten Familie Gara. Später wurde ſie an die Herzoge von Ilok (Ujlak) abgetreten und in den Türkenkriegen ſoll der Renegat Mehmed Sokolović ihr Herr geweſen ſein.

Verſchiedenartiges Waſſergeflügel treibt hier, mit vielerlei Stimmen durcheinander kreiſchend und ſchnarrend, ungeſtört ſein Weſen und ſtieß und flatterte über unſere Köpfe dahin. Eine herrliche, weißblühende Waſſerpflanze mit ſehr großer Blume erfreute das Auge und ſtach, den dunkeln Waſſerſpiegel ſtellenweiſe ganz bedeckend, wie ein Schneefeld vom Grunde ab.

Am 6. Auguſt brachte mich der Eiſenbahnzug von Eſſeg nach Erdut, einem Dorfe von etwa 150 Häuſern und zwei Kirchen. Die einzige gebildetere Perſon iſt der Lehrer. Ich kam des Terrains und deſſen Eigenthümlichkeiten wegen hierher. Von Eſſeg durchfährt man eine unabſehbare Ebene und ſieht auch von Erdut aus nichts als eben dieſe. Vom Bahnhofe aus gegen Norden dem Dorfe zuſchreitend bemerkt man wohl, daß ſich der Boden auf die Entfernung eines halben Stündchens hin wie eine ſanft geneigte ſchiefe Ebene kaum weſentlich erhebt und erſtaunt um ſo mehr, wenn man im Dorfe angekommen an den Zäunen vorbei nach rechts ſich wendend der Burgruine zuſchreitet und plötzlich am 100 m hohen Donauufer ſteht, von wo aus der Blick in ungemeſſene Fernen über die Ebenen Ungarns hinſchweift und am Horizonte die weißſchimmernde Häuſermaſſe Zombors bemerkt. Kommt man von Eſſeg zu Schiffe, ſo präſentirt ſich unvermuthet von Almaš aus das Ufer der Donau wie ein aus dem Boden urplötzlich erſtandenes, blauſchimmerndes Gebirge.

Von den beiden Thürmen der Ruine Erdut, deren einer eben damals ausgebeſſert wurde und etwa vier Stockwerke hoch ſein mag, ſchweift das Auge hinüber nach Bukovar bis an die weit im Südweſten in matten Linien ſichtbare Fruškagora-Kette. Ein äußerſt ſteiler Fahrweg, ganz ähnlich jenen, die vom Donauufer in Sirmien in die Fruškagora führen, ſenkt ſich hinab zum Spiegel des großen Stromes. Der Boden iſt ſandig und lehmig, der Bergabſturz mit kurzem Graſe bewachſen, reich an kahlen Stellen, in der Höhe mit Obſt- und Weingärten bedeckt. Am Ufer ſteht ein Wirthshaus, davor eine Reihe von Wagen. Eine Schar eben aus Slavonien gekommener ungariſcher Bauern, die ſich beim Getreidedreſchen Geld und Kornfrüchte verdient hat, ſteht ſich die mit Wagen und Pferden beladene Ruderfähre im Kampfe mit den Fluthen an, wie ſie mit Mühe und Noth dem jenſeitigen Ufer zuſtrebt. Jetzt taucht ein Dampfer auf und kommt eilig ſtromab. Vermehrtes Schreien und angeſtrengtes Rudern der Fährleute, die nun, über die Mitte hinausgelangt, mit verdoppelter Schnelligkeit aus dem Bereiche der Wogen zu kommen trachten, die der Dampfer, einer der größten, aufwerfen wird.

In dieſer Jahreszeit iſt der Verkehr über die Donau ſehr bewegt und es wäre im Intereſſe der Sicherheit, wenn die Fähre an eine Kette gelegt oder auf andere Weiſe die Gefahr des Ueberſetzens vermindert würde, die ſich ſteigert, je größer der Waſſerſtand und je unruhiger die Zugthiere ſind, welche die Planken des Floſſes betreten.

Kinder und Frauen ſtiegen die ſteilen Fußpfade herab, an dem Reſte alter, mit Zacken und Schießöffnungen verſehener Mauern, wie es ſcheint eines dritten Thurmes, der auf halber Höhe ſtand, vorbei und trugen in Krügen Donauwaſſer ins Dorf. Befragt, warum ſie ſich ſo weit Waſſer holen, ſagten ſie, es ſchmecke die Donau beſſer als Brunnenwaſſer. Späterhin fand ich in anderen Orten ähnliche Anſichten, und es läßt ſich nicht leugnen, daß viele Brunnen ein Waſſer ſüßlichen und faden oder ſalzigen und laugigen Geſchmackes geben.

Die Einwohner Erduts, etwa 1260 Köpfe, einſt der Hauptſache nach Fiſcher, betreiben Ackerbau und Schafzucht. Zahlreiche kleine Herden dieſer Thiere wurden auf die Felder, der Ebene zu, zur Weide getrieben. Frauen, den Spinnrocken und die Spindel führend, guckten neugierig aus den Fenſtern. Unter dem Vorwande des Durſtes trat ich in ein Haus, wo ich eine freundliche Bäuerin bemerkte. Nachdem ich ſie mit eingehenden Geſprächen über Kirche und Schule kirre gemacht hatte, lobte ich ihre Poculica (Haube). Sie verſtand mich nicht. Auf meine Erklärung ſagte ſie, die Kopfbedeckung hieße bei ihnen Kapa. Eitel gemacht zeigte ſie mir eine Haube, deren Scheiteltheil auf Leinen mit Ziegenhaar in Schwarz und gelben, blauen, rothen und weißen Muſtern geſtickt war. Ich ſah bei ihr einen Teppich auf blaugewebtem Grunde in Roth, Schwarz, Gelb und Grün, wie er ſeines Gleichen ſucht. Ich dankte ihr, ſchenkte ihrem Kinde einen Groſchen (fünf Kreuzer) und ſchied. Ein pelzgekleideter Mann übernahm unaufgefordert die Rolle eines Mentors, indem er bereitwillig das Gitter öffnete, um mich zur Ruine zu begleiten, die in einer Weinanpflanzung ſteht. Sie iſt der Stammſitz der Familie Bakač geweſen, die davon ihr Prädikat Erdödy führt, kam 1526 in türkiſchen Beſitz und wurde damals zur verödeten Stätte. Unweit davon beſchreibt das Donauufer einen Bogen nach Süd. Hier unter den Berg ſchiebt der Strom einen verſumpften Arm, das alte Bett, bis knapp unter die mit Reben bepflanzten Hügel. Eine Eiſenbahnbrücke über dieſen Arm führt, von der Station Erdut kommend, den Schienenſtrang bergab, immer an der Hügelwand hart entlang bis an das eigentliche Strombett hinan, in dem die

Digitized by Google

Dampffähre von Gombos harrt, welche die Züge von Gombos herüberbringt. Ich machte die ſauſende Fahrt mit und bemerkte hierbei, daß der gewaltige Strom um ein gutes Stück vom hohen Ufer zurück und in die Ebene hinausgetreten iſt, indem bis gegen Dalja hin Sumpf und Rohr ſich ausbreiten. Der Wein, der hier wächſt, iſt nicht ſo gut wie jener, der weiter oben auf den höchſten Punkten bei der Burg gedeiht, ſchmeckt zwar beſſer als Gartenwein, iſt jedoch nicht haltbar.

Ueber die Fahrt von Erdut über Dalja nach Vukovar iſt am beſten zu ſchweigen, denn nicht genug an dem, daß die Aufenthaltszeit in Alt-Dalja eine volle halbe Stunde währt, in der man übrigens ſeinen Appetit ſtillen kann, hält der Zug der ungariſchen Staatsbahn, den man inzwiſchen beſtiegen, eine Viertelſtunde weiter im Neu-Daljer Bahnhofe wieder eine halbe Stunde. Endlich rollt man mit Schneckengeſchwindigkeit in einer ausgedehnten Ebene durch unüberſehbare Maisfelder und kommt nach Vukovar. Hier ſteht der Zug wieder ein halbes Stündchen; warum? Niemand weiß es und niemand weiß auch weshalb die Bahnhöfe von Dalja und Vukovar, beides anſehnliche Orte, ſo weit außen liegen, daß man als guter Fußgänger dreiviertel Stunde, in Vukovar ſogar eine volle Stunde bis zum Hotel braucht. Der Umſtand iſt um ſo merkwürdiger, da der Verladungen wegen ein langer Flügel bis an eine Stelle, wo Schiffe halten können, eigens gebaut werden mußte und dieſer Punkt liegt nahe am Orte. Dieſes Princip der Entfernung befolgte übrigens die Baugeſellſchaft in allen folgenden Orten bis Brod.

Ich beſtieg den Omnibus, der mich nach Vukovar bringen ſollte und betrachtete von meinem Sitze aus die öſtlich laufende Zufahrt. Links die Donau, rechts die Vuka, die trägen Laufes dahinſchleicht und bei hohem Waſſerſtande bis an die zwiſchen beiden Flüſſen wie eine ſchmale Zunge bis an den Ort dahinlaufende Straße reicht und ſie wohl oft genug mit Ueberſchwemmung bedroht. Vor dem Marktflecken wendet ſich die Vuka ſüdlich und die Straße ſteigt etwas hinan. Im ziemlich ausgetrockneten Vukabette, das ſchöne Baumgruppen umſäumen und das im Südoſten mit Rebenpflanzungen bedeckte hohe Ufer eindämmen, wandelten zwiſchen Herden trinkenden Viehes zahlreiche weiße und ſchwarze Störche.

Die Gaſſe, durch die man vom Bahnhofe kommend ſeinen Einzug hält, iſt recht breit und lang; vor den Häuſern, die mitunter recht anſprechend, im Ganzen gut gebaut ſind, ſtehen bis in die Nähe des gräflich Elz'ſchen Schloſſes Bäume. Dieſer Stadttheil, der nur wenige Nebengaſſen hat und ſich bis an die ſteinerne Brücke an der Vuka hinzieht, iſt Neu-Vukovar. Hier befinden ſich die Gebäude der Vicegeſpanſchaft und des Gerichtshofes, das Steueramt, eine Elementarſchule, die Schiffahrtsagentie, eine Druckerei, viel Leben. Jenſeits der Vukabrücke, die ſich ganz nahe in die Donau ergießt, hügelauf und ab liegt Alt-Vukovar, eine dichtgedrängte, vom Kloſterberge mit der Franziskanerkirche beherrſchte Häuſermaſſe. Ein Theil von Alt-Vukovar reicht in einen links und rechts hinter den Häuſern mit Gärten gekrönten Engpaß hinein, der nach Sirmiens Gefilden hinausführt. Angenehm iſt die Ausſicht vom Franziskanerkloſter aus. Am Fuße des ſteilen, beinahe ſenkrecht zur Donau abfallenden Berges liegen, wie die Zellen eines Bienenſtockes, die Hütten der Fiſcher beiſammen, auf dem kleinen Fleck Erde, wo ſie ſtehen, der Gnade des Stromes anheimgegeben. Die Fiſcherei wird in großem Maßſtabe betrieben; außerdem liegt nahe an dieſen Fiſcherhütten eine Schiffswerfte, wo man kleinere Fahrzeuge zimmert. Vukovar liefert an Ziegeln ein anſehnliches Quantum; an die 300 000 Stück braucht Rumänien allein. Die Bevölkerung iſt ſehr rührig und Töpferarbeiten ſah ich in Vukovar ſehr ſchön. Die Zahl der Einwohner mag über 8000 betragen und iſt gemiſcht aus Kroaten katholiſcher und griechiſch-orientaliſcher Religion, Ungarn und „Schwaben“. Letztere bewohnen vorzugsweiſe den ſogenannten Schwabenberg. Hier macht ſich der Unterſchied in der Confeſſion leider ſchon mehr geltend als in den ſtillen Ortſchaften des Papuk- und Sujnik-Gebirges, indem ſich Katholiken (Šokac) und Griechen (Vlah, Pravoslavni oder, wie ſie ſich ſelbſt nennen, Srbin) oftmals ſcheel anſehen, ein Umſtand, der freilich in gebildeten Kreiſen durch die Konvention übertüncht wird und nur bei jungen Leuten und beim Pöbel zu Differenzen führt, ſehr oft aber auch, geſchürt durch die Geiſtlichkeit, zu Spannungen in beſſeren Kreiſen und wenigſtens zeitweiſen im Stillen ausgefochtenen Reibungen Veranlaſſung giebt. Solche kleinliche Anſichten kann einzig und allein die Zeit und eine verallgemeinerte Bildung tilgen. Namentlich bei Wahlumtrieben ſpielt die Religion eine gewaltige Rolle, indem ſich die Wähler wohl vorſehen, nur ihren Religionsgenoſſen und keinen andern zu wählen. Die Griechiſchorientalen haben eine hübſche Kirche in Alt-Vukovar, die Juden ihren Tempel.

Am Donauufer fielen mir mehrere Mädchen in blau und roth geſtickten weißen Skute (Röcken) mit bauſchigen, ebenfalls geſtickten Aermeln und dunkeln Gürteln, an denen Flittern glänzten, auf. Die Füße ſtaken in Opanken, das Haupt bedeckte ein buntes Mützchen und darunter funkelten glühende, ſchwarze Augen aus einem gebräunten, wohlgeformten Geſichte.

Es waren Bäuerinnen aus einem entfernteren Dorfe. Durch das Gedränge in den ſchmalen Straßen Alt-Vukovars gewann ich das Freie und ſtieg am Kloſter vorbei bergan und ab bis zum einzigen Promenadegarten, dem ſogenannten Neubauer'ſchen Garten, hinauf. Es iſt an ihm nicht viel Sehenswerthes, allein die Lage entſchädigt für den Gang. Auf der ſenkrechten Wand des hoch aus dem Donaubette emporragenden Ufers breitet ſich ein kleines Plateau, von Bäumen beſchattet und mit Raſen und einigen Kieswegen verſehen, aus. Die Mädchen ſchäkern oder ſingen mit einander, haſchen ſich im Graſe, man ſieht vor einer Veranda eine Geſellſchaft Trinker, eine Zigeunermuſik, deren Vukovar mehrere hat, geigt Wiener Walzer und ungariſche Tänze nebſt ſlaviſchen Liedern bunt durcheinander. Der Zigeuner läßt die einen luſtig über Ungarn losziehen, die anderen über Serben oder Kroaten ſchimpfen, er geigt fürs Geld, und wer mehr zahlt, dem ſpielt er nach Belieben vor. Bei Rauchtabak und ſchwarzem Kaffee tobt er auf ſeiner Cimbel, ſtreicht mit zwiſchen den Zähnen hängender Pfeife ſeine Geige und wird immer wilder und muſikbegeiſterter, je wilder der Lärm um ihn herum. Kleine Buben ſtehen vor den ſpielenden Vätern und ſehen mit gierigen Augen nach der bogenführenden Hand, im Geiſte ſchon Künſtler auf der Geige.

Auf den Gaſſen Alt-Vukovars gegen Sotin hinaus herrſcht an Sonntagen ein buntſcheckiges Leben. Gruppen gehender, ſtehender, ſitzender, lachender, ſchreiender und ſingender Menſchen überall. In den kleineren Schenken rauſcht Zigeunermuſik oder klingen die Naſaltöne des Dudelſackes und eine zum Fenſter herausziehende Staubwolke belehrt uns, daß hier in Backofenhitze getanzt wird. Jeder Scherz wird mit allgemeinem Gelächter begrüßt, und ein luſtiges Zwiegeſpräch lockt ſelbſt aus der Ferne Zuhörer heran. Wenn man aus dem Neubauer'ſchen Garten durch die nach Sotin führende Straße herabkommt, kann man ſich die eigenthümlichen Keller beſehen, die rechter Hand

Digitized by Google

liegen. Sie sind in die Erdwand gegraben, mit guten Thüren verschlossen und über ihnen ragen Reben und schattige Bäume in die Straße herein, die dadurch ein ganz besonderes Aussehen bekommt. Nicht minder sonderbar sieht eine Gruppe roth angestrichener Häuser aus, die am Hügel gegenüber um den katholischen Friedhof herumliegen.

Am nächsten Tage besuchte ich eine Kapelle der heiligen Petka, einen wichtigen Andachtsort der orientalischen Griechen. Der Weg dahin führt in südwestlicher Richtung über die Landzunge, welche die Buka durch eine so große Biegung bildet, daß sie von Nordost kommend nach der Wendung wieder nach Nordost fließt. Der Weg ist reizend, indem er sich in einem Wäldchen verliert und an der Buka endet. Diese überschreitet man mittels Nachen. Das Kirchlein steht auf dem rechten Ufer auf feuchtem Grunde. Tiefe Schatten, von den Hügeln geworfen, lagern darüber und dichtes Rohr und Schilf ragt ringsum aus dem schlammigen Bette des Flusses. Das Innere des Gotteshauses ist düster, dunkle Bilder hängen an den Wänden. Eins davon ist zwar klein, doch gut gemalt, allein eine eingesetzte goldene Krone benimmt dem Kopfe des Erlösers viel von seiner Schönheit. Lämmer staken an den Spießen und eine zahlreiche Gesellschaft, die Vormittags fromm gewesen, erfreute sich Nachmittags an leiblichen Genüssen. Als ich den Heimweg suchte, entstand ein förmlicher Kampf unter den Kahnführern, deren jeder sich meiner Person bemächtigen wollte, da sie hörten, ich beabsichtige die Rückfahrt zu Wasser zu machen. Ich wollte mich eben dem ärmst aussehenden von ihnen zuwenden, um ihn etwas Geld verdienen zu lassen, als zu meiner Ueberraschung eine Art Lizitation unter ihnen entstand. Sie unterboten sich und ich konnte sie nur loswerden, indem ich einiges Kupfergeld unter sie warf. Da sich jedoch auch mein auserwählter Fährmann an der Balgerei betheiligen wollte, mußte ich ihn in den Nachen befördern. Die Ufer sind nicht sehr hoch, allein lieblich in der Zier der über ihnen wuchernden Reben, die sich in dem bläulichen Wasser, wo es von Schilf frei ist, spiegeln. Halbwegs ragen die Ueberreste eines römischen Gebäudes aus dem Grün und sehen recht grau und verwittert in das frische Leben ringsum hinein. Noch nie sah ich so viele kleine Fische und so viele dumm glotzende Frösche beisammen wie hier. Freilich ist das Bild ein wesentlich anderes, wenn bei Regenwetter die Buka trübes schlammiges Wasser dahinwälzt.

Der Goldene Chersones.

Auf S. 126 des 44. Bandes hat der „Globus“ bei Besprechung der de la Croix'schen Arbeit „Ueber die Zinngewinnung in Perak“ auf die neuesten englischen und französischen Werke über Malakka aufmerksam gemacht. Zu diesen ist noch ein populäres Buch der bekannten Schriftstellerin Isabella L. Bird hinzugekommen, welches kürzlich in deutscher Uebersetzung erschien: „Der goldene Chersones“. (Mit Karte und Illustrationen. Leipzig, F. Hirt und Sohn 1884.) Manchen von unseren Lesern wird die sehr anziehende und unterhaltende Schreibweise der weitgereisten Verfasserin noch von ihrer „Reise durch Japan“ her bekannt sein, welche im 39. Bande des „Globus“ im Auszuge erschien; aber Isabella Bird plaudert nicht nur angenehm, sie hat auch ernstliche Studien gemacht und werthvolle Erkundigungen eingezogen, die das Gewicht ihrer Arbeit wesentlich erhöhen und dieselbe für manche Theile zum Range einer Quellenschrift erheben. Sie beschreibt namentlich Hongkong, Kanton, Saigon, Singapur und die englischen Besitzungen und Schutzstaaten auf der Westküste der Halbinsel, bespricht den dortigen Bergbau, die Plantagenwirthschaft, den mächtig aufblühenden Handel, die Malaien, ihr Verhältniß zu den Engländern, die Chinesen; Politisches, Statistisches, Erlebtes und Erkundetes führt sie in buntem Wechsel vor und wird nicht müde, die über alles großartige Vegetation und das reiche Thierleben in farbenprächtigen Bildern zu schildern.

Ueber die „wilden“ Eingeborenen in den englischen Besitzungen und Schutzstaaten erfahren wir nicht viel; dagegen hat sie den später eingewanderten Malaien und namentlich den Chinesen große Aufmerksamkeit zugewandt. Letztere spielen die erste Rolle auf der Halbinsel. So sagt Mrs. Bird einmal (S. 218): „Es mag befremdlich erscheinen, daß ich so viel über die Chinesen geschrieben und der Malaien, der Besitzer des Landes dem Namen nach, so selten erwähne, und doch hat dieser scheinbare Widerspruch seine vollste Berechtigung. Die Chinesen sind überall, die Malaien nirgends; man muß sie suchen, will man sie wirklich finden, denn das Verhältniß ist gleich 10 zu 2.“ Auf der Halbinsel und den beiden kleinen Inseln Singapur und Pinang wird ihre Zahl auf nahezu eine Viertel Million geschätzt und dieselbe steigt durch direkte Einwanderung fortgesetzt. Ihr Kapital, Fleiß und Unternehmungsgeist hat in erster Reihe dazu beigetragen, die Hilfsquellen des Landes zu erschließen und es läßt sich fast mit Bestimmtheit voraussehen, daß sie in Zukunft den Handel in diesen Gebieten beherrschen werden. In Kleidung, Lebensweise und Gewohnheiten — von der Fußverstümmelung bei Mädchen abgesehen — sind sie sich selbst treu geblieben und selbst die zum Christenthum Bekehrten haben Tracht und Haarzopf bewahrt. Die in den Ansiedelungen geborenen Chinesen, Babas genannt, blicken als geborene britische Unterthanen stolz und verächtlich auf ihre eingewanderten Landsleute herab, welche zum Unterschiede als Sinkehs bezeichnet werden.

Malakka selbst (vergl. S. 144 ff.) ist im Großen und Ganzen eine chinesische Stadt, in welcher das malaische Element, von den Europäern zu schweigen, zurücktritt und noch immer bringt der Nordost-Monsun zahlreiche Dschunken voll von Einwanderern aus dem Reiche der Mitte. Der Küstenhandel der Straits Settlements liegt so vollständig in ihren Händen, daß z. B. in Malakka kein einziger ansässiger englischer Kaufmann sich findet. Dabei kommen die Chinesen hier nicht, wie anderswo, um ein Vermögen zu erwerben und dann nach China zurückzukehren; sie kommen vielmehr dorthin mit ihren Frauen und Kindern; die schönsten Häuser, die größten Bungalows in dem nahen Kokospalmenhaine und die meisten der landeinwärts gelegenen Pflanzungen gehören ihnen und ebenso haben sie den schönsten Theil der hinter der Stadt sich erhebenden Hügel behufs Anlage ihrer Grabstätten erworben. Die Häuser der reichen Kaufherren liegen zumeist inmitten großer, von hohen Mauern umschlossenen Gärten und sind nach dem Muster

Digitized by Google

derjenigen Kantons erbaut; aber während der reiche Chinese sich in der Heimath durch triftige Gründe gezwungen sieht, eine jede äußere Entfaltung seines Wohlstandes zu vermeiden, liebt er es, ihn hier unter dem Schutze der britischen Herrschaft frei und offen zur Schau zu tragen. Sie sollen ungeheure Schätze an Diamanten, Perlen, Saphiren, Rubinen und Smaragden besitzen, und jeden Nachmittag rollen zahlreiche schöne Gefährte dem Palmengehölze zu, um die reichen Handelsherren nach ihren stattlichen Bungalows zu befördern, in welchen sie sich dann für den Rest des Tages dem Vergnügen des Rauchens und Spielens hingeben. Die Frauen allerdings scheinen aus den guten Tagen, die ihre Eheherren genießen, keinerlei Vortheile zu ziehen, sondern führen, die nach rückwärts gelegenen Räume ihrer Häuser bewohnend, in strengster Abgeschlossenheit ein einförmiges Dasein.

Außer ihrem Fleiße und dem sie auszeichnenden Handelsgeiste haben die Chinesen auch ihre Leidenschaft für das Spiel und das Opiumrauchen mit nach Malakka gebracht. Von der gesammten, von Indien nach China ausgeführten Opiummenge kommt ein Siebentel auf die Straits Settlements und die Einkünfte, welche die Regierung in Malakka aus diesem Genußmittel zieht, sind sehr bedeutend, denn der Opiumpächter, d. h. derjenige, welcher von der Regierung das alleinige Verkaufsrecht erwirbt, hat für dieses Monopol die Summe von 50 Pfd. St. (1000 Mark) pro Tag zu zahlen.

In allen für einen Kolonisten nothwendigen Eigenschaften stehen die Chinesen nach Isabella Bird's Ansicht (S. 206) den Engländern in keiner Weise nach; sie sind aus dem gleichen Stoffe, besitzen aber mehr Arbeitskraft, Sparsamkeit und Nüchternheit; sie können die größte Tropenhitze ertragen, ohne schlimme Folgen befürchten zu müssen und sind im Stande, auch da noch Erfolge erringen zu können, wo für Engländer der Untergang unvermeidlich sein würde. Das einzige Bedenken, welches gegen das übermäßige Anwachsen des chinesischen Elementes sich geltend machen läßt, ist der Umstand, daß die Chinesen weit weniger von allgemeiner Vaterlandsliebe als von provinzialen oder nach Stämmen sich scheidenden Sonderinteressen beseelt erscheinen, und daß die meisten unter ihnen obendrein den „Hoeys", d. h. geheimen Verbindungen und Gesellschaften angehören.

Sehen wir nun an dem Beispiele einiger Städte, wie sich die Dinge auf der Halbinsel entwickelt haben. 1819 erwählte Sir Stamford Raffles die ganz mit Urwald bedeckte Insel Singapur zur Anlage des ersten Freihafens in jenen Gewässern; 1824 wurde sie vom Sultan von Djohore an die Ostindische Kompagnie abgetreten, 1867 ging sie in den Besitz der Krone über und wurde Hauptort der Straits Settlements. Außer Pfeffer und Gambir erzeugt die Insel nichts; aber sie ist ein Stapelplatz für eine große Menge von Produkten der heißen Zone — Zucker, Muskatnüsse, Sago, Tapioka, Reis, Kaffee, Tabak, Farbstoffe, Malakkarohr, Harz, Gummigutt, Zinn, Büffelhäute und Hörner gehen von hier nach den verschiedensten Ländern. Im Jahre 1823 erreichte Ein- und Ausfuhr einen Werth von 42400000 Mark, 1859 und 1860 von 207420000 Mark und stieg 1880 auf 461 Mill. Mark. In demselben Jahre belief sich der Tonnengehalt der in dem Hafen von Singapur vor Anker gehenden Schiffe auf 3 Mill. Tonnen.

Nach der letzten Zählung im Jahre 1881 gab es 20462 Haushaltungen mit 139208 Personen, davon 105423 männlichen und nur 33785 weiblichen Geschlechts. Europäer, von der Besatzung abgesehen, sind darunter nur 1283 Köpfe, die 19 verschiedenen Volksstämmen angehören; am stärksten vertreten sind die Engländer, demnächst die Deutschen. Außerdem giebt es 86766 Chinesen, 22114 Malaien, 10475 Tamulen, 5581 Javanen und 3091 Eurasier. Die Bevölkerungszunahme innerhalb der letzten zehn Jahre vertheilt sich folgendermaßen: Europäer und Amerikaner 823, Eurasier 930, Chinesen 32194, Malaien, Atjinesen ꝛc. 6954, Tamulen und sonstige indische Stämme 637, Araber und sonstige Nationalitäten 559. Die Zahl der Dienstboten beläuft sich auf 15368, darunter nur 844 Frauen.

Auf der Insel Pinang, welche seit 1786 direkter englischer Besitz ist, leben nicht weniger als 15000 Klings, Chuliahs und andere indische Stammesangehörige, zahlreiche Araber, darunter viele reiche Bankiers und Kaufleute, 24000 Malaien, 612 Europäer, die aber keine hervorragende Rolle spielen und 45000 Chinesen, welchen der Vorrang zukommt, und welche in solcher Anzahl in den Kaufmannshäusern und öffentlichen Anstalten sich finden, daß das Räderwerk des öffentlichen Lebens gar gewaltig ins Stocken gerathen würde, wenn es ihnen einmal einfallen sollte, die Arbeit einzustellen. Sie sind immer dieselben, tüchtig im Geschäfte, mit einem erstaunlichen Scharfblick, aber auch mit einem guten Theile Eigennutz begabt, sparsam, mäßig, im Allgemeinen ehrlich, unabhängig im Denken wie in ihrem Auftreten und ohne eine Spur orientalischer Kriecherei.

Die Insel Pinang ist ca. 13 engl. Meilen lang, 5 bis 10 Meilen breit und hat ein Areal von 107 Quadratmeilen, ist also etwas kleiner als Wight. Ein breiter Gürtel von Kokos- und Arekapalmen säumt die Insel ringsum und umschließt ein theils ebenes, theils wellenförmiges Gebiet fruchtbaren Ackerlandes, welches von zahlreichen kleinen Flüssen durchschnitten wird. Das Innere ist dicht bewaldet und noch wenig angebaut; an der Süd- und Südwestküste aber befinden sich zahlreiche schöne Reis-, Zucker-, Kaffee- und Pfefferpflanzungen mit prächtigen Gärten und niedlichen Landhäusern dazwischen. Der die Mitte der Insel durchziehende Hügelrücken erhebt sich im Norden zu einer fast 3000 Fuß hohen Spitze, welche einen Luftkurort trägt und eine entzückende Aussicht, auch auf das waldbedeckte Innere der Insel, darbietet. Das Thermometer schwankt dort oben zwischen 12° und 19° R., während es in der Stadt Georgetown und den tiefer gelegenen Strecken von 21° bis 26° zeigt. Der Handel Pinangs hatte im Jahre 1860 einen Werth von 70 Mill. Mark, zwanzig Jahre später bereits einen solchen von 160 Millionen; der Ort hat sich wie Singapur zum Range eines bedeutenden Stapelplatzes emporgeschwungen.

Eine ähnlich rasche Entwickelung zeigt der der Insel Penang gegenüber auf dem Festlande gelegene Staat Perak (sprich Perah), welcher seit 1876 unter englischer Oberhoheit steht. Unter seinen Mineralprodukten sind Gold, das durch primitives Waschen gewonnen wird, Diamanten, Granaten und vor allem Zinn zu nennen. Auch dieses wird nur durch Waschen gewonnen, und trotzdem ergab die Ausfuhr im Jahre 1881 einen Werth von 8720000 Mk. gegen 2880000 Mk. im Jahre 1876. Die Ausbeutung des Zinns ist es auch, was die Chinesen in so großer Anzahl nach Perak lockt, daß ihre Zahl in dem Zeitraume von 1879 bis 1881 sich auf das Doppelte, von 20000 auf 40000 erhöht hat. Ebenso ist der Handelsverkehr im raschen Steigen begriffen. Der Export hatte 1876 einen Werth von fast 3 Mill. Mark, 1881 aber schon 10¼ Mill., der Import hob sich von 3⅓ Mill. im Jahre 1876 auf 9¾ Mill. im Jahre 1881, so daß 1881 ein

Digitized by Google

Gesammtumsatz von 20 Mill. stattfand. In derselben Periode hob sich das Steuererträgniß von 853 660 Mk. auf 2 771 440 Mk., das Ausgabebudget von 905 540 Mk. auf 2 611 740 Mk. Oeffentliche Arbeiten, wie die Erbauung von Fahrstraßen, Brücken, Kanälen, Schiffbarmachung von Flüssen, Einrichtung von Versuchsgärten, Hebung der Viehzucht, Vermessung unangebauter Distrikte und Erbauung und Unterhaltung von Städten in den Bergbaugegenden werden mit großem Eifer betrieben. Was die Bevölkerung anlangt, so beträgt sie etwas über 100 000 Seelen und setzt sich zusammen aus 56 000 Malaien, 40 000 Chinesen, 850 anderen Asiaten, 90 Europäern und 1000 Urbewohnern, wozu noch etwa 4000 Sklaven und Schuldsklaven kommen. Letztere der Freiheit wiederzugeben, ist das stete Bemühen der englischen Beamten, welche die Abschaffung der Sklaverei im Jahre 1883 durchzusetzen hofften; ob es ihnen schon gelungen, ist uns nicht bekannt. Jedenfalls stand der mit dem Sultan abgeschlossene Vertrag, nach welchem dieser „malaische Brauch" nicht angetastet werden sollte, hindernd im Wege. Diesem Brauche zufolge kann jeder, Mann oder Frau, wenn er eine Schuld zu bezahlen nicht im Stande ist, jederzeit vom Gläubiger ergriffen und als Sklave behandelt werden. Alsdann muß er alle Arbeit, die seinem Herrn beliebt, verrichten und sein ganzer Verdienst gehört dem Gläubiger, ohne daß dadurch seine Schuld verringert wurde. Obendrein kann der Gläubiger Zahlungsanerbieten von Freunden oder Verwandten seines Sklaven einfach zurückweisen. Indessen hat die Sache noch eine viel schlimmere Seite. Sobald nämlich ein verheiratheter Mann verschuldet, so verfallen nicht nur sein Weib und seine schon vorhandenen Kinder, sondern auch alle, die noch nachgeboren werden, sowie deren Nachkommen ohne Ausnahme der Sklaverei. Alle müssen für ihren Herrn arbeiten und es kommt nicht selten vor, daß dieser die Frauen und Mädchen um seines Vortheils willen zwingt, ein Leben der Schande zu führen. Ebenso geräth, wenn ein lediger Sklave sich verheirathet, auch der andere Theil und die aus der Verbindung entstehende Nachkommenschaft in Sklaverei. Am schlimmsten ist es, wenn der Gläubiger ein Radscha ist, weil alsdann fast keine Aussicht vorhanden ist, sich durch Loskauf zu befreien; denn da nach der Zahl des Gefolges sich der Einfluß eines Radscha richtet, so werden Schuldsklaven, wenn sie erst einmal dem Haushalte eines Radscha einverleibt sind, ebenso als Theil seines Besitzstandes gerechnet, wie sein Rindvieh und seine Elephanten. Dabei ist ihre Behandlung eine überaus schlechte, und es sind Fälle vorgekommen, daß ein Radscha Schuldsklaven aus bloßer Laune tödtete. „Die Grausamkeiten" — schreibt der englische Beamte Swettenham — „wie solche in Perak gegen die Schuldsklaven verübt werden, erregen sogar bei den Malaien der übrigen Staaten lauten Unwillen."

Mrs. Bird theilt (S. 382) zur Illustrirung dieser Sitte folgendes Beispiel mit. Die Tante eines Polizeisoldaten in Larut hatte auf der Landstraße, in der Nähe eines Dorfes, einen Bekannten getroffen und, während sie mit ihm plauderte, sich auf einen Stein, den sie zu dem Zwecke herbeigeschoben, niedergesetzt. Als sie aufstand, vergaß sie den Stein wieder aus dem Wege zu räumen. Eine Stunde später kam ein Kind aus dem Dorfe daher, stolperte über den Stein und zog sich eine leichte Verletzung an der Stirne zu. Die angestellten Nachforschungen ließen die Frau für den Unfall verantwortlich erscheinen, worauf dieselbe zu einer Geldstrafe von 25 Dollars verurtheilt und, da sie nicht im Stande war, diese Summe aufzubringen, sammt ihren Kindern dem Vater des verletzten Kindes überantwortet wurde. Ein englischer Officier streckte sofort dem Polizisten die erforderliche Summe vor, um seine Tante loszukaufen, aber umsonst; denn, obschon dem Gläubiger die Zahlung zu verschiedenen Malen angeboten wurde, so zog er es doch vor, sein Recht zu wahren und die Frau nebst ihren Kindern als seine Sklaven zu behalten.

So viel ist sicher, Sklaverei und Vielweiberei, diese beiden Begleiter des Islam, tragen die Hauptschuld an dem Rückgange der unabhängigen Malaienstaaten, der erst nach dem Eingreifen Englands in das Gegentheil umzuschlagen beginnt.

Rama-Sitei-Klage am Tage vor der Hochzeit.

Eine Episode aus der tamulischen Bearbeitung des Ramayana, frei aber möglichst treu aus dem Tamulischen übertragen

von **Hugo Schanz**, Miss. a. D.

Vorbemerkung. Um in den Charakter, die Anschauungsweise, die Sitten und Gebräuche eines Volkes einen Einblick zu gewinnen, dürfte kaum ein Mittel geeigneter sein als: die poetischen Erzeugnisse desselben besonders seine etwa vorhandenen epischen Gedichte einer nähern Betrachtung zu würdigen. Dies gilt ganz besonders von orientalischen Völkern, welche bekanntlich mit außerordentlicher Zähigkeit festhalten an den von ihren Urvätern her ererbten Sitten und Gewohnheiten.

Zu diesen Völkern gehört auch das im Ganzen noch wenig gekannte, aber höchst interessante und hoch begabte, etwa 12 Millionen Seelen zählende Volk der braungelben bis schwarzbraunen Tamulen in der Madras-Präsidentschaft Vorderindiens, welches durch seine liebliche Sprache und überaus reiche und uralte Litteratur ein Rival des arischen Sanskritvolkes geworden ist. — So hat der berühmteste epische Dichter der Tamulen, Kampen, auch die ursprünglich im Sanskrit behandelte Ramasage (das hochberühmte Ramayana) selbständig und vortrefflich in 12 000 klassisch-schönen epischen Strophen der Litteratur der Tamulen einverleibt. Aus diesem tamulischen Ramayana ist die folgende Episode entnommen, zu deren Verständniß wir nur noch einige wenige geschichtliche oder vielmehr mythologische Notizen vorausschicken.

Rama ist bekanntlich eine der zehn Inkarnationen (d. i. Erscheinungen in Menschen- oder Thiergestalt) des Gottes Vishnu, der mit Brahma und Siva die indische Trimurti oder göttliche Dreiheit bildet. Der Zweck dieser Inkarna-

Digitized by Google

tion war, die Insel Ceylon und ganz Vorderindien von den Gewaltthätigkeiten des Riesenkönigs Ravana zu erlösen. Dazu wurde Vishnu als Rama Mensch und kam als ältester Sohn des Königs Dasaratha von Ayodhya (oder Ajozia, jetzt Oude, nordwestlich von Benares) auf die Welt. Als dieser Königssohn herangewachsen war, sollte er sich mit der schönen Tochter des Sanaka (oder Dschanaka), des Königs von Mithiléja, der Sitei (tamulische Form für Sita) verheirathen, welche wiederum eine Inkarnation der Lakschmi, der Gemahlin des Gottes Vishnu, war. In die Nacht vor der Hochzeit, in welcher nach strenger indischer Sitte die Brautleute sich nicht sehen und sprechen durften, versetzt uns die nachfolgende Episode, welche in ergreifenden Worten die Sehnsucht der beiden Liebenden nach ihrer Vereinigung schildert. Die Klagen selbst sind in elegischem (Hexameter und Pentameter), Anfang, Uebergang und Schluß in epischem (Hexameter) Versmaße wiedergegeben; eine Nachbildung der tamulischen epischen Strophe in deutscher Sprache dürfte kaum möglich sein oder würde doch unseren Ohren allzufremd klingen. Die Tamulen besitzen eben eine ganz eigenthümliche, bis ins Einzelnste geregelte Poetik (Dichtkunst).

Sanaka weilte beim Mahl, Mitiléjas ruhmreicher König,
Heiter und frohen Gemüths mit den vielen vortrefflichen Gästen,
Welche, von nah und von fern geladen, gern kamen zur Hochzeit
Sitei's, der herrlichen Braut, und Rama's, des wackersten Helden.
Rama's Vater auch kam, Dasaratha, Ayodhyas Herrscher,
An Elephanten und jeglichem Gut reich, mächtig und vornehm,
Mit des Rama jüngeren Brüdern, den mannhaften Recken.
Alle ja nahmen gar herzlich sie Antheil an Rama's Vermählung
Mit der herrlichen Sitei, des Sanaka fürstlichen Tochter. —
Alle die stattlichen Gäste mit Sanaka weilten im Festsaal,
Und nicht seliger können wohl sein, die mit sammt ihrem Leibe
Aufgenommen schon sind in Vaikuntha's [1]) herrliche Auen.
Einsam nur und traurig verweilten Rama und Sitei,
Nach des Landes strengem Gebrauche getrennt bis zur Hochzeit.
Sitei, die Arme, an Sehnsucht noch reicher als goldenen Spangen,
Traurig, dem Kuckuck gleich, der sich härmt um sein abwesend Liebchen,
Siechte dahin vor Liebe verschmachtend, gleich einem vom Durste
Weiblich Geplagten, der, aus der Ferne den Springquell vernehmend,
Den zu ihm führenden Weg nicht findend, langsam verschmachtet.
Also hob die Gequälteste an voll Jammer zu klagen.

Sitei's Klage.

1. Giebt es wohl Solche, die, trugvoll im Sinne, den Kraftlosen Hilfe
Sicher versprechend, danach, was sie versprochen, nicht thun? —
Nimmer! — So täuscht auch nicht die morgende Sonne [2]) mich Arme,
Die mir die Ankunft verheißt meines ersehnten Gemahls.
Du aber, schaurige Nacht, wie lang doch, o Grausame, währst du!
Raum gieb dem wonnigen Tag; weiche, ach weiche doch bald!
2. Giebt es wohl Solche, die keinen Tag rastend beständig umschweifen?
Warum doch thust nur du also, mein ruhloses Herz?
Ist's nicht genug, daß du dann ihm nahest und bei ihm verbleibest,
Wann sich morgen zu mir nahet der strahlende Held?
Warum mußt du denn jetzt in dieser entscheidenden Stunde
Einsam mich lassen, o Herz! kannst du nicht dulden mit mir?
3. Weh dir, du Unglücksvogel, o Nachtigall, warum doch spottest
Du meiner Herzensnoth, weil du beim Liebchen verweilst?
Willst du mich tödten mit deinem Gesang, auf hoher Palmyra
Müßig vertändelnd die Zeit? weiche, ach weiche von hier!
Wenn auch die Nacht meerschwarz um meiner, der Sünderin, Sünden
Willen so langsam weicht, — weiche doch, Nachtigall, du!
4. Giebt es wohl Solche, die auch der Schuldlosen Leben ertödten,
Daß ihnen kraftlos der Leib finke dahin in das Grab? —
Warum doch schieß'st du auf mich, o Mond, so brennende Strahlen [1]),
Gleich wie die Sonnengluth, gleich wie ein tödtender Pfeil?
5. Suchst auch du mich zur Beute, o Südwind, heute nur feurig,
Strahlst du zur Hochzeit doch sonst Kühlung und Wohlgeruch aus!
Der du Malájas [2]) Höhlen bewohnst, des mondnahen Berges,
Warum, dem Tiger gleich, stürzest du doch dich auf mich?
6. Nicht verläßt mich bei Tag und bei Nacht der grausame Krieger [3]),
Welcher mit Bogen und Pfeil rings alle Straßen durchstreift,
Aller Herzen verwundend, o Wunder! — Wann wird doch zur Jungfrau
Der von Fürstengeblüt nahen, der bräunliche [4]) Held?
7. Meine verborgene Sünde zu tilgen, wann steht doch der Holde
Auf meine Schulter gelehnt? — Gleichend dem tiefschwarzen Meer
Ist meine Sehnsucht nach ihm, nicht kann ich ein Ufer gewahren.
Ist diese finstere Nacht gar wohl das Ende der Welt?
8. Dauert der Lautengesang denn ewig dort drüben im Festsaal?
Kommt denn der Tag nicht herauf? weicht meine Sehnsucht denn nicht?
Will wohl die Nacht nie vergehn? wird nie meine Krankheit verschwinden?
Und bei all diesem Leid lebe ich wirklich denn noch?
Ach daß die Augen doch nur ein wenig erquickenden Schlummer
Finden noch möchten! Warum ist doch solch Leiden mein Theil?
9. Du, o unruhig Meer, warum doch brausest und tos'st du,
Und wirfst schäumend empor kostbare Muscheln [5]) ans Land?
Fürchtest auch du wohl, o Meer, das Geschoß des mächtigen Kriegers?
Ruhest ja nie, bist du wohl auch eine liebende Braut? —

Rama's Klage.

Während die innig Betrübte so klagend des Kummers gedachte,
Den sie durch Gutes empfand: was hatte der strahlende Gute, —
Einsam im tiefen Dunkel der Nacht verweilend im Hause, —
4. Wohl für Gedanken indeß? — Das wollen wir nunmehr erzählen.

1. Sah ich denn nicht schon zuvor [6]) ein Weib von ähnlicher Schönheit?
Ja ich sah sie fürwahr, sagt es doch deutlich mein Herz.
Nun ich sie wiedererblickt, die Holde, wo sind' ich ein Ende
Für meine Liebesgluth, die mich zur Sitei hinzieht?

---

[1]) Vishnu's Paradies. — [2]) Sonne = Tag, ist zugleich Bezeichnung des Rama, ebenso wie Mond = Sitei.

[1]) In Indien „sticht" auch der Mond, Psalm 121, 6. — [2]) Ein Höhlenberg im Süden bei Kap Comorin. — [3]) Manmatha, der indische Cupido. — [4]) Eigentlich der bläuliche (dunkelblaue) Held, blau ist die Farbe des Rama. — [5]) Das Bild ist außerordentlich kühn. Das tamulische Wort bedeutet beides: Muscheln und Armspangen. Gleichwie die Armspangen den liebekranken Bräuten von den abzehrenden Armen fallen, so läßt die mit Muscheln geschmückte Meeresbraut aus Sehnsucht diesen ihren Schmuck fallen. — [6]) Sitei eine Inkarnation der Lakschmi, Gemahlin des Vishnu-Rama.

Digitized by Google

Sahst du den Blitz aufflammen, und konntest du wieder ihn finden?
So auch entschwand sie mir. Schuld meiner Sünde ist dies!
2. Der du den Liebenden sonst ja so hold und günstig gesinnt bist,
O du lieblicher Mond, gleichend der Lakschmi Gesicht,
Sag, was hast du nun vor? Warum doch nur mit mir Einem
Schließest du Freundschaft nicht? Warum doch quälest du mich?
3. Stirbt denn die Nacht gar nie? — gleich dem ewig währenden Leben
Deß, der Sitei erblickt; gleich auch dem ewigen Schimpf,
Welcher den Furchtsamen trifft, der, anstatt das Leben des Königs
Vor dem tödtlichen Wurf wacker zu schützen, entflieht.
4. Du, mein untreues Herz, warum hast du doch meiner vergessen,
Warum verließest du mich, warum entflohst du zu ihr?
Ist denn der Weg von Sitei zurück so gar weit? warum nicht
Kehrest du wieder zu mir? giebt sie dir Urlaub denn nie?
Sie, die der schlanken Hindin des Waldes Gleichende, forscht wohl
Gar nicht einmal danach, weshalb du kommst, wann du gehst?
5. In den zahlreichen Augen der feuersprühenden Schlange[1])
Wohne, — so sagte man einst, — grausames mächtiges Gift:
O ein veraltetes Wort! — Das was aus den Augen der Sitei
Sankt bis ins Herz mir dringt, — das ist wahrhaftiges Gift.
6. Giebt es doch Blüthengärten zu Hauf mit üppigen Blumen,
Giebt es doch, Sitei, auch sonst liebliche Plätze genug;
Warum doch wählest du dir mein Herz, o Sitei, zum Spielplatz,
Du mit dem lockigen Haar, lieblicher nichts sonst als du!

Während Solches der himmlisch Erhabene im Herzen gedachte,
Rüstete Alles für morgen zur Hochzeit der fürstliche Vater,
Und die Königsstadt bald prangte im festlichen Schmucke.
Aber sobald sich nahte der fröhliche Tag, da erschallten
Liebliche Hochzeitsgesänge und scheuchten das nächtliche Bangen
Rama's und Sitei's zugleich und brachten zu Ende die Klage.

[1]) Adisêshan, die Urschlange, die nach der Hindumythologie auf ihren 1000 Köpfen die Erde trägt.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der „A. Z." wird aus Südtirol geschrieben, daß sich mit staatlicher Unterstützung eine recht ansehnliche Auswanderung aus den waldarmen, kargen und übervölkerten Thälern Südtirols nach Bosnien vollzieht, welche beiden Ländern zum Segen gereicht. Bereits sind einige hundert Familien besonders in der Nähe von Banjaluka theils auf Staatsländereien, theils auf den Gütern großer Grundbesitzer angesiedelt, wo fruchtbarer Waldboden noch in Menge zu sehr billigen Preisen zu bekommen ist und des Anbaues harrt. Der genügsame, thätige, mäßige, an warmes Klima gewöhnte, dem Trunke nicht ergebene Wälschtiroler, dessen Geschicklichkeit als Maurer, Wegearbeiter und Steinsprenger allbekannt ist, muß als der geeignetste Kolonist für Bosnien und die Herzegowina angesehen werden, und da ihn seine Heimath nicht mehr ernähren kann, nutzt der Staat ihm und sich selber, wenn er ihm in dem menschenarmen Bosnien zu neuen besseren Ländereien verhilft.

— Der Plan, einen für die größten Schiffe fahrbaren Kanal durch das südliche Frankreich zu bauen, hat Aussicht auf nahe Verwirklichung. Er soll von der Gironde ausgehen, Toulouse berühren, das Languedoc durchschneiden und bei dem überaus günstig gelegenen Narbonne das Mittelländische Meer erreichen. Der Kontrakt über seine Ausführung soll bereits zwischen den Gründern und den Erbauern des Suezkanals abgeschlossen sein; erstere haben die französische Regierung um eine Garantie von 10 Millionen Francs jährlich vom Jahre 1889 an, bis wohin der Bau voraussichtlich vollendet ist, gebeten, und der Bauteminister soll dem Plane günstig gesinnt sein und einen Ingenieur zur Prüfung der Trace abgeordnet haben. In Spanien ist die Meinung für das Projekt äußerst günstig: man glaubt, daß Frankreich dadurch eine neue Vertheidigungslinie gewinnt und in Folge dessen die Einwürfe, welche seine militärischen Behörden gegen die Durchbohrung der Pyrenäen an den für Spanien geeignetsten Punkten, z. B. Canfranc, fallen lassen wird; ferner würden die Häfen des nordöstlichen Spanien nicht nur denen Englands und Nordeuropas, sondern auch denen in den Baskenländern, Asturien und Galizien näher gerückt. Andererseits befürchtet man — aus welchen Gründen, ist nicht recht klar — Einbuße für die südspanischen Häfen und eine Verminderung der strategischen Wichtigkeit von Gibraltar, was den Spaniern zunächst doch gleichgültig sein kann.

— Nachrichten aus Thessalien vom Anfang Mai zufolge hat die Auswanderung der Mohammedaner von dort nach Kleinasien, eine Folge der griechischen Besitzergreifung (vergl. „Globus", Bd. 44, S. 304), aufgehört. Indessen wird nicht gesagt, wie groß die Zahl der ausgewanderten oder diejenige der wohnen gebliebenen ist. Am 4. Mai hat dort der Betrieb auf der Eisenbahn Larissa-Volo begonnen; eine frühere Eröffnung war durch die vorjährigen Regengüsse und Ueberschwemmungen, welche am Bahnkörper großen Schaden anrichteten, unmöglich gemacht worden.

Asien.

— Die französische Dampfschiffahrtsgesellschaft, welche den Verkehr zwischen England und dem Persischen Meerbusen unterhält, hat sich entschlossen, in Zukunft monatlich einmal Smyrna von ihren Schiffen anlaufen zu lassen. Weiterhin sollen dieselben spanische, nordfranzösische, belgische und holländische Häfen berühren. In Smyrna herrscht große Freude über diese neue Verbindung.

— In Heft 5 von „Petermann's Mittheilungen" beginnt Eduard Glaser die Schilderung einer, wie es scheint, an archäologischen, geographischen und ethnographischen Resultaten reichen Reise, welche er zu Anfang dieses Jahres in die südarabischen Landschaften Arhab und Hâschid (nördlich von Sanâ) unternommen hat und bei welcher er sich der mächtigen Unterstützung des Generalgouverneurs Yzzet Pascha zu erfreuen hatte. Derselbe scheint, nebenbei gesagt, seine Provinz mit großer Kraft und Umsicht zu verwalten, so daß der türkische Einfluß, der sonst vielfach Abbruch erleidet, an jener fernsten Grenze des Reiches Zuwachs erhält. Nördlich von Sanâ liegt ein vulkanisches, mit Basaltkegeln bedecktes Hochplateau zwischen dem Wadi Chârid und dem Ghail (d. i. fließendes Wasser) Hirrân, auf welchem zahlreiche himjarische Burgen liegen; dies ist das Gebiet, welches Glaser nach allen Richtungen durchkreuzt und mit Sextanten, Barometer und Thermometer sondirt hat. Bemerkenswerth ist die Angabe, daß dieses Gebiet zunehmend

Digitized by Google

verödet. Nur in den tieferen Partien, namentlich den Betten der Suyûl (Gießbäche) wird etwas Getreide gebaut. Zwischen den höheren Partien, namentlich zwischen den Basaltkegeln, dehnen sich allerliebste Ebenen aus, in denen Glaser die meisten himjarischen Ruinen gefunden hat. Dieselben waren unzweifelhaft früher bebaut, während sie heute wegen des Regenmangels wüst und öde sind. Ueberhaupt nimmt die Verarmung und Verödung dieser nicht fruchtbaren Gegenden in greifbarer Weise auch heute noch zu. So gedeiht die Weinrebe, welche auf den meisten althimjarischen Denkmälern des Landes als Ornament angebracht ist und welche noch vor ca. 20 Jahren köstliche Trauben trug, gegenwärtig nirgends mehr, und eine ähnliche Abnahme des Ertrages wollen die Einwohner auch bei den übrigen Feldfrüchten bemerkt haben. Diese seit vielen Jahrhunderten, vielleicht seit Jahrtausenden fortschreitende Verarmung des Ostabhanges des Serat — so heißt das westarabische Längengebirge — hat die an Unabhängigkeit und Wohlleben gewohnten Stämme bewogen, von anderwärts ihre Bedürfnisse zu decken. Wir sehen deshalb auch fast sämmtliche Bakil- und Haschidstämme entweder im Kriegsdienste der benachbarten Herrscher oder aber selbst als Eroberer in den fruchtbaren und reichen Ländern des West-Serat auftreten; gegenwärtig, wo dieses Ausgreifen nach Westen und Süden durch die türkische Regierung verlegt ist, ergeben sie sich mehr oder weniger dem einfachen Diebstahl.

— Die „Official Gazette" in Kalkutta enthält eine Notiz des Regierungs-Meteorologen Branford über den Einfluß des Schneefalls im Himalaya auf den Monsun. Danach kann die Dicke und Ausdehnung des Schnees im Frühling als zuverlässige Basis für eine Vorherbestimmung des Sommerregens dienen. Im letzten Winter hatten die höheren Bergketten im Himalaya einen großen und stellenweise sogar ungewöhnlich heftigen Schneefall und das von Schnee bedeckte Areal ist in diesem Jahre größer als gewöhnlich. Wenn dasselbe während der nächsten zwei Monate (Mitte Mai bis Mitte Juli) nicht sehr an Ausdehnung zunimmt, wird der Monsun nicht ernstlich geschädigt werden; andernfalls aber wird es in bedenklicher Weise an Regen fehlen.

Afrika.

— Im Sommer vorigen Jahres unternahm der Ingenieur A. M. Mackay von der Missionsstation Natele in Buganda eine Fahrt längs der Westküste des Victoria Nyanza nach Kageje und erforschte von dort aus die schmale Südspitze des riesigen Sees, den Smith Sound. Dabei bestimmte er auch die Höhe seines Wasserspiegels und fand sie zu ca. 3300 Fuß oder 1000 m, d. h. um etwa 500 Fuß niedriger, als Stanley. Dessen Karte bezeichnet er als eine bloße Skizze und sehr, sehr weit entfernt von jeder Genauigkeit, doch immerhin in Anbetracht der kurzen darauf verwendeten Zeit als eine erstaunliche Arbeit. Inzwischen ist das Schiff der Church Missionary Society „Eleanor" vom Stapel gelaufen, mittels dessen Mackay die gesammten Ufer des Sees aufzunehmen gedenkt, wie er es schon mit einem Theile der Westküste durchgeführt hat. Allerdings wird das eine Arbeit von vielen Monaten sein, aber sie muß gethan werden, schon im Interesse der Missionare selbst und ihrer Reisen auf dem Gewässer, namentlich zur Nachtzeit. Die bisher dort verkehrenden Boote sind bekanntlich sehr primitiv, können keinen Sturm aushalten und versinken leicht. Ganze Ladungen kostbaren Elfenbeins müssen oft nach Mackay über Bord geworfen werden; trotzdem ertrinken viele Eingeborene, die selten schwimmen können und obendrein eine entsetzliche Angst vor Krokodilen haben (deren Fleisch und namentlich deren fetten Schwanz sie sehr lieben, so daß sie für letztern zwei Ziegen hergeben). Darum auch die große Furcht der Baganda und Basese vor dem Seegotte Mukasa oder Lubari (vergl. „Globus" Bd. 38, S. 107), welchen sie sich jedesmal vor Antritt einer Seefahrt durch das Opfer einiger Bananen günstig zu stimmen suchen. Auch die Araber machen das den Heiden nach; ehe sie die Sofwa-Bai kreuzen, suchen sie einen kleinen Elephantenzahn aus, halten ihn in die Höhe, so daß ihn alle Bootsleute sehen können und werfen ihn dann in den See, um den Gott zu versöhnen.

— Von dem auf einer Entdeckungsreise im obern Kongogebiete begriffenen französischen Schiffsfähnrich Girand (siehe oben S. 191 u. 272) liegt jetzt ein Brief an die Internationale Afrikanische Association, datirt Karema, 14. Januar 1884, vor, welcher manche interessante Angaben enthält. So sagt er, daß er am Bangweolo, wo er einen See zu finden hoffte, nur einen riesigen Sumpf sah, worin er fast einen Monat lang herumpatschte. Der Luapula oder Kongo tritt nicht, wie Livingstone angab, aus der Nordostecke des Sees heraus, sondern gerade gegenüber am Südufer, stießt mehr als 100 Seemeilen gegen Südwesten und biegt dann erst nach Norden um. Girand befuhr den Fluß mit acht Begleitern, während er den Haupttheil seiner Karawane zum Fürsten Kazembe von Lunda vorausgeschickt hatte. Gerade dort, wo der Luapula nach Norden umbiegt, hinderte ihn jedoch der große Wasserfall Monbottuta an der Weiterfahrt und er mußte sich den Eingeborenen, welche ihm schon drei Tage lang heulend am Ufer gefolgt waren, als Gefangener ergeben, sein Boot, das er mit der größten Mühe durch ganz Ufagara und über die hohen Berge nördlich vom Njassa-See mit sich geführt hatte, sowie die Hälfte seiner Ausrüstung preisgeben. Er wurde zu Meremere, dem Häuptlinge der Nonaumi, welcher 10 Tagemärsche gegen Norden, etwa in der Breite des Bangweolo, sitzt, geschleppt und dort unter großen Entbehrungen zwei Monate lang gefangen gehalten. Schließlich gelang es ihm, beim Kazembe mit seiner Karawane wieder zusammenzutreffen; doch hatte dieser Fürst die Hälfte seiner Flinten geraubt und zwang ihn obendrein, ihm seine letzten Vorräthe an Zeug gegen Elfenbein zu überlassen. Halb entwaffnet und ohne Lebensmittel war Girand gezwungen, in der belgischen Station Karema am Tanganika-See Hilfe zu suchen. Anderthalb Monate dauerte der Marsch durch die bisher nur von Livingstone betretene Landschaft Itawa, wo so große Hungersnoth herrschte, daß Girand nicht eine einzige Hand voll Mehl kaufen konnte und seine Leute mit Hilfe seiner Büchse ernähren mußte. In Karema, dessen Lage er — im Gegensatze zu J. Thomson — sehr lobt, fand er dann die liebenswürdigste Aufnahme bei Lieut. Storms. Von dort wollte er Mitte März aufbrechen nach Mpala, der neuen Station am Westufer des Tanganika (wo sich nach den letzten Nachrichten auch unsere deutschen Reisenden Böhm und Reichard aufgehalten haben), um dann etwa auf dem 6. Breitengrade das ganze Kongobecken zu kreuzen und Leopoldville am Stanley Pool zu erreichen. Ein großartiger Plan, dem wir vollen Erfolg wünschen!

— Im Auftrage der Niederländischen Geographischen Gesellschaft wird sich demnächst Hr. Veth, bekannt durch seine Bereisung Sumatras, mit zwei Begleitern nach Angola begeben, um das Land zwischen Kunene und Kubango zu erforschen. Dieses von den Amboellas bewohnte Gebiet ist bisher nur von zwei Weißen betreten worden, in den Jahren 1879 bis 1881 von dem jungen Franzosen Henri Dufour, welcher zu Anfang 1881 auf der Rückreise nach Mossamedes ermordet wurde, und von welchem nur einige Briefe veröffentlicht wurden, und danach von dem katholischen Pater Duparquet, welcher dort eine Missionsstation angelegt, aber über seine Entdeckungen bisher so gut wie nichts mitgetheilt hat.

— Es scheint, als wollte Portugal zur Besetzung des untern Kongo schreiten, welche ihm England in einseitiger Weise zugestanden hat; ob es sich wirklich herausnehmen wird, den Einspruch Deutschlands, der Vereinigten Staaten, Frankreichs unberücksichtigt zu lassen, wird sich zeigen. Vorläufig hat L. Cordeiro, der Generalsekretär der Lissaboner Geographischen Gesellschaft, in den Cortes einen Gesetzentwurf eingebracht, durch welchen eine Provinz

Digitized by Google

Kongo mit der Hauptstadt Kabinda und den Distriktsorten Landana, Banana, Ponte da Lenha, Boma und Nokki eingerichtet werden soll.

— Die Internationale Afrikanische Gesellschaft hat den Tod des seit drei Jahren in ihren Diensten stehenden Kapitäns Anderson von der schwedischen Marine zu beklagen. Er befand sich an Bord des kleinen Dampfers „Héron", welcher den Dienst zwischen Banana und Boma versieht. Als derselbe zur Nachtzeit stromaufwärts fahrend sich bei Kinsangha befand, fiel der Kapitän durch einen Zufall über Bord und ertrank.

Südamerika.

— Der „Pionier" bringt einen ausführlichen Artikel über die in Rio de Janeiro gegründete Central-Gesellschaft für Einwanderung, welche vorzüglich ein Werk dortiger einflußreicher Deutschen ist. In diesem Artikel heißt es: „Ihr vornehmlichster Zweck besteht in der Schaffung eines freien Kleingrundbesitzerstandes, der in allen wirthschaftlich vorgeschrittenen Ländern die Grundlage des Volkswohlseins bildet. Sie verwirft die jetzigen Arbeits- und Miethskontrakte, sie verwirft die Kolonisation im unzugänglichen Urwalde und desgleichen den nominellen steuerfreien Besitz großer unbebauter Landstriche. In ihrem Manifeste an die Provinz S. Paulo hat sie klar ausgesprochen, daß vorerst zwei Maßregeln unumgänglich nothwendig sind, ehe eine Kolonisation in großem Maßstabe möglich ist: 1) Grund- und Bodensteuer auf unkultivirte Ländereien; 2) Enteignung und Parzellirung alles zu Seiten von Eisenbahnen gelegenen Landes, das nur nominelle Besitzer hat, d. h. über welches zwar einigen wenigen Personen Besitztitel zustehen, ohne daß es jedoch bewohnt und bebaut wird. — Hier haben wir die Andeutung zu dem umfassendsten und praktischsten Kolonisationssystem, das man sich zu denken vermag. Schaffung mäßiger Bauerngrundstücke am bequemen Verkehrswege — ein besseres Kolonisationssystem existirt nicht. Und um es durchzuführen, ist eigentlich nichts nothwendig als die Zustimmung der gesetzgebenden Körperschaften. Nach mäßiger Berechnung sind allein auf jetzt brachliegenden Ländereien zu Seiten der Eisenbahnen gegen 40 000 Bauernfamilien zu placiren möglich. Bei dieser Berechnung ist nur die nach der Bahn zu liegende Front in Berücksichtigung gezogen, nicht das Hinterland, welches mit Hilfe einiger guter Landwege die zehnfache Zahl Ansiedler aufnehmen kann. Wir haben also in günstigster Lage auf Jahre hinaus für eine zahlreiche Einwanderung Platz. Bekommen wir sie jetzt nicht, nun, so mögen unsere Politiker die Schuld auf ihr Gewissen laden, daß sie das Land aus der heutigen wirthschaftlichen Noth, die in der Dünnheit einer arbeitsamen Bevölkerung ihren Grund hat, nicht befreien wollten."

Polargebiete.

— Prof. Nordenskiöld hat eine detaillirte Karte desjenigen Theiles der grönländischen Ostküste jenseits Kap Dan, welche er im vorigen Sommer nach seiner Wanderung auf dem Binneneise besuchte, entworfen. Die Halbinsel, zu welcher jenes Kap gehört, hat er „König Christian's Insel", den Hafen, in welchem er landete, „König Oskar's Hafen" und verschiedene andere Punkte nach berühmten Schweden und Dänen genannt.

— Der bekannte Mäcen der Polarforschung Augustin Gamél in Kopenhagen, hat sich erboten im Sommer 1885 die „Dijmphna" unter Lieutenant Hovgaard nach Franz-Joseph-Land zu schicken, wenn die dänische Regierung einen Theil der Kosten bestreiten will. Von fremden Nationen sollen keine Beiträge angenommen werden.

Vermischtes.

— In seiner interessanten Notiz über das in einigen Baskenorten bis in die Gegenwart fortgesetzte uralte Kochen mit erhitzten Steinen bemerkte jüngst Richard Andree („Globus" Bd. 45, S. 287): Steinkocherei sei auch in Europa „sicher einst weiter verbreitet" gewesen. Das bestätigt sich vollkommen für Südrußland. Als dort im Alterthume die Skoloten (die „Skythen" der Griechen) wohnten, wurde bei diesen in Ermangelung des Holzes, ähnlich wie noch kürzlich in der Pampassteppe, mit Knochen gekocht und, wenn man keinen Kessel zur Hand hatte, ersetzte man denselben sogar durch die Haut des geschlachteten Thieres, dessen Fleisch man kochen wollte. Herodot erzählt (IV. 61): Das von den Knochen abgelöste Fleisch wird in das Fell des Schlachtopfers gethan, sodann Wasser zugeschüttet und darunter ein Feuer mittels der Knochen entzündet; „so kocht das Rind sich selber gar". Natürlich liegt dabei ein Mißverständniß (wahrscheinlich der Verdolmetschung) vor: man kochte in diesem Falle eben nicht auf Knochenfeuer, wodurch ja das den Kessel ersetzende Fell einfach verbrannt sein würde, sondern ganz unzweifelhaft mit eingefüllten heißen Steinen.

Halle. A. Kirchhoff.

— In der eben erschienenen „Nouvelle Carte Générale des Provinces Asiatiques de l'Empire Ottoman. Dressée par Henri Kiepert" (6 Blatt in 1 : 1 500 000. Berlin, D. Reimer. Preis 10 Mark) begrüßen wir ein Kartenwerk, welches insofern einzig dasteht, als keinem andern lebenden Geographen in gleichem Maße das erforderliche geographische, historische und philologische Wissen zusammen mit dem technischen Können zu Gebote steht, um etwas ähnliches für vorderasiatische Landeskunde zu leisten. Seit fast einem Jahrzehnt sammelte Heinrich Kiepert an dem Materiale zu diesem Werke, das bestimmt ist, seine vor vierzig Jahren erschienene „Karte von Kleinasien", die seinen Ruf begründen half, zu ersetzen. Zu dem gesammten, in Form von Karten und Reisewerken edirten Quellenmaterial kamen zahlreiche unveröffentlichte Reiserouten, die zum Theil erst konstruirt und kritisch behandelt werden mußten, namentlich von Purser, Humann, Briot, Hirschfeld, Ramsay, den Pressel'schen Eisenbahningenieuren, Benndorf, Niemann, Petersen, Wünsch, Hartmann u. a. m. Dieses ganze Material wurde im Maßstabe von 1 : 500 000 kombinirt, in welchem es auch später zum Besten künftiger Reisenden und Quellenforscher veröffentlicht werden soll, und danach eine Reduktion auf ein Drittel (1 : 1 500 000), eben vorliegende Karte, gezeichnet und veröffentlicht. Ein Beiblatt zeigt die administrative Eintheilung der asiatischen Türkei im Jahre 1300 der Hedschra (1883). — Wenn nicht in Folge von politischen Umwälzungen fremde Mächte, also Russen oder Engländer, in Kleinasien, Armenien, Kurdistan oder Westpersien ihre Truppen einrücken und mit einem großen Stabe von Officieren die regelrechte Aufnahme jener Landschaften beginnen lassen, wird diese Kiepert'sche Karte so bald nicht durch andere ersetzt werden; aber auch dann würde sie noch auf Jahre hinaus für Geographen und Archäologen unentbehrlich bleiben.

Inhalt: Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen. IV. (Mit sieben Abbildungen.) — Ernst Kramberger: Reise von Esseg durch einen Theil Sirmiens. II. — Der Goldene Chersones. — Hugo Schanz: Rama-Sitei-Klage am Tage vor der Hochzeit. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Südamerika. — Polargebiete. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 22. Mai 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLV. № 24.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Désiré Charnay's Reiſe in Yucatan und dem Lande der Lacandonen.

(Die Abbildungen nach Photographien.)

V.

Unweit des Nonnenpalaſtes von Chichen-Itza erhebt ſich auf einer mäßig hohen, nicht terraſſirten Pyramide die Ruine Akab-ſib, d. h. „Schrift in der Finſterniß". Dieſen ihm von den heutigen Indianern beigelegten Namen verdankt der geräumige Bau einem Basrelief mit großer Inſchrift, das ſich oberhalb einer Thür in einem halbfinſtern Gemache an der Südſeite des Gebäudes befindet. Das Bild, das der einzige Skulpturſchmuck in den achtzehn großen Innenräumen des Akab-ſib geweſen zu ſein ſcheint, ſtellt einen ſitzenden Mann in reicher Kleidung dar, der, die linke Hand auf den Seſſel hinter ſich ſtützend, die Rechte wie befehlend oder warnend erhebt; vor ihm ſteht ein hohes enges Gefäß mit unkenntlichem, hoch aufgehäuftem Inhalt. Ohne Zweifel bezieht ſich das in allen Einzelheiten ſorgfältig ausgeführte Kunſtwerk auf einen beſondern Vorgang, deſſen Andenken bewahrt werden ſollte; für eine bloß ornamentale Darſtellung, wie es die übrigen Skulpturen von Chichen-Itza mehr oder minder zu ſein ſcheinen, dürfte die Figur zu ausdrucksvoll und bewegt ſein. Was die an den Seiten und über dem Bilde befindliche Inſchrift anbetrifft, ſo iſt die faſt genaue Uebereinſtimmung ihrer hieroglyphiſchen Charaktere mit denen der Inſchriften von Palenque höchſt auffallend. Im Uebrigen bietet der Akab-ſib, zu dem eine breite Treppe an der Oſtſeite der Pyramide hinaufführt, nichts, was ein beſonderes Intereſſe beanſpruchen könnte; wie die Wände ſeiner Innenräume, ſo ſind auch die Außenmauern des umfangreichen Gebäudes vollſtändig kahl und ſchmucklos.

Ein eigenthümliches Bauwerk, deſſen ſeltſame Anlage keinerlei Schluß auf ſeine ehemalige Beſtimmung zuläßt, iſt auch die „el Caracol", d. i. die Schnecke, benannte Ruine, die in geringer Entfernung von dem Akab-ſib ſteht. Der runde, thurmartige Bau hat etwa 7 m im Durchmeſſer; ſein innerer Raum, in deſſen Mitte ein ſtarker Pfeiler emporragt, iſt in zwei ſchmale koncentriſche Gänge abgetheilt, an deren ſtark verfallenen Mauern von Skulpturenſchmuck nichts mehr vorhanden iſt.

Bei weitem beſſer erhalten iſt das ſogenannte Chichanchob (das rothe Haus), das die ſpaniſchredenden Indianer heute auch wohl „el Carcel", das Gefängniß, zu nennen pflegen. Etwas nördlich vom Caracol gelegen, enthält es drei kleine Gemächer, die in einen über die ganze Breite des Gebäudes gehenden Korridor münden. Eine breite, leider jetzt ſchon ſtark verwitterte Inſchrift bedeckt die volle Längswand dieſes Ganges.

Mit der Freilegung und gründlichen Durchforſchung des Chichanchob waren Charnay's Arbeiten auf dem ſüdlichen und ſüdöſtlichen Theile der Trümmerſtätte beendet; ehe er an die Aufnahme der im N und NO des Caſtillo belegenen Ruinen ging, wandte er ſeine Aufmerkſamkeit den beiden großen Waſſerbecken zu, die einſt der Mittelpunkt geweſen ſind, um den ſich das bunte Leben einer zahlreichen, theils anſäſſigen, theils fluktuirenden Bevölkerung geſammelt hat. Die Cenotes von Chichen-Itza ſind große, ſteilwandige Einſenkungen, deren tiefe Waſſermaſſe durch unterirdiſche und ſo ergiebige Zuflüſſe geſpeiſt wird, daß ſelbſt

in Zeiten größter Dürre ein Sinken des Waſſerſpiegels nie ſtattfinden ſoll. Die Natur liefert hier freiwillig den reichſten Ueberfluß, und die Bewohner dieſer Gegend brauchten ſich weder den mühevollen Bohrungsarbeiten zu unterziehen, deren Reſultate Stephens in den alten, 80 Fuß tiefen Felſenbrunnen von Zibilnocas im ſüdlichen Theile der Halbinſel entdeckt hat, noch auch bedurften ſie der künſtlichen Ciſternen und großen Teichanlagen, wie ſie ſich bei Kabah und Uxmal vorfinden. In Chichen-Itza wurde allem Anſcheine nach nur das Waſſer des einen, inmitten der Stadt belegenen Sees benutzt, zu dem breite, in den Felſen gehauene Stufen in einem unregelmäßigen, ſchluchtartigen Einſchnitt der ſteilen Uferwandung hinabführen. Der zweite, der heilige Cenote, liegt nördlich vom Caſtillo, weit entfernt von den großen Ruinen und wahrſcheinlich auf der äußerſten Grenze der alten Stadt. Heute iſt er von dichtem Walde umgeben und der Zugang zu ihm durch Schlingpflanzen und Strauchwerk ſo verwachſen, daß Charnay und ſeine Begleiter ſich erſt mühſam mit Aexten und Machetes einen Weg bahnen mußten. Auf der Hälfte des Weges ungefähr, noch 150 m von dem See entfernt, fanden ſie in dem dichten Geſtrüpp den obern Theil einer großen Bildſäule des Gottes Tlaloc, des toltekiſchen und, wie es ſcheint, auch yucatekiſchen Gottes des Regens und der Fruchtbarkeit. Bei weiterer Nachforſchung zeigten ſich denn auch an dieſer Stelle zwei große, von üppigſter Vegetation gänzlich überwucherte Trümmerhaufen, deren Freilegung keine geringen Schwierigkeiten machte. Was man fand, belohnte die Mühe freilich auch reichlich. Es waren die Ueberreſte zweier Tempel, die, nach den unvermeidlichen gefiederten Schlangenköpfen zu urtheilen, welche ſich wieder vielfach zwiſchen den Trümmern vorfanden, dem Cuculcan oder Quetzalcoatl, augenſcheinlich der Hauptgottheit von Chichen-Itza, geweiht waren. An einigen noch aufrecht ſtehenden Mauerſtücken entdeckte Charnay trefflich erhaltene Basreliefs, deren eines einen großen Fiſch mit Menſchenhaupt darſtellt, während das andere eine reichgekleidete menſchliche Geſtalt mit einem Todtenſchädel auf den Schultern zeigt. Der heilige Cenote iſt ein länglichrundes Becken von etwa 40 und 50 m Längs- und Breitendurchmeſſer. Seine mindeſtens 20 m hohe, ſenkrechte Uferwandung zeigt nirgends die kleinſte Kluft oder Abdachung; ſo iſt der Waſſerſpiegel vollſtändig unzugänglich. Ob die dunkle, faſt ſchwarze Färbung des Sees vielleicht durch eine ſehr bedeutende Tiefe bedingt oder nur durch die finſtere Waldumgebung hervorgebracht iſt, vermochte Charnay nicht zu entſcheiden; jedenfalls macht der ſchwärzliche, regungsloſe Waſſerſpiegel inmitten der wilden Waldeinöde einen ſo unſäglich traurigen Eindruck, daß man unwillkürlich an alle die Schreckensgeſchichten gemahnt wird, welche die ſpaniſchen Geſchichtsſchreiber von dem heiligen Cenote zu berichten wußten. Denn unter den Heiligthümern von Chichen-Itza nahm dieſer See und der an ſeinem Ufer ſtehende Tempel, deſſen Lage uns heute noch ein überwucherter Trümmerhaufen anzeigt, eine hervorragende Stelle ein. Eine breite, cementirte Straße führte nach dem Cenote, auf der die mit reichen Opfergaben beladenen Pilger zu dem Tempel zogen. Daß neben den koſtbaren Geſchenken für die Gottheit, den goldenen und ſilbernen Gefäßen, den mit Edelſteinen beſetzten Halsbändern und anderen Schmuckſachen, von denen Landa noch im Jahre 1560 eine reiche Sammlung in dieſem Tempel ſah, hier auch häufig Menſchenopfer dargebracht zu werden pflegten, wird eben durch ſein Zeugniß, wie durch das vieler anderer Chroniſten der ſpaniſchen Eroberung außer Zweifel geſtellt. Ueber die Art dieſer geheimnißvollen Opferungen gehen die Angaben freilich aus einander; die einen laſſen die dem Cenote geweihten Opfer im Tempel getödtet und erſt als Leichen in den See verſenkt werden, während ſie nach anderen im reichſten Schmucke und mit Koſtbarkeiten bedeckt, an das Ufer des Sees geführt und lebend in die Tiefe geſtürzt worden ſein ſollen. Wie Landa aber ausdrücklich hervorhebt, haben zur Zeit ſeines Aufenthaltes in Chichen-Itza, alſo mehrere Jahrzehnte nach der Eroberung, noch mehrmals derartige Opferfeſte am heiligen Cenote ſtattgefunden.

Basrelief aus der Ruine Akab-ſib.

Das berühmte Tlachtlihaus von Chichen-Itza, deſſen Durchforſchung Charnay nun vornahm, iſt unter den zahlreich vorhandenen Ruinen der für denſelben Zweck beſtimmt geweſenen altindianiſchen Bauwerke das großartigſte und am beſten erhaltene. Wenn die Exiſtenz eines Ballſpielhauſes in der yucatekiſchen Stadt und die Uebereinſtimmung ſeiner Anlage mit der der Tlachtlis von Hochmexiko wieder ein unwiderleglicher Beweis für die Uebertragung toltekiſcher Kultur iſt, ſo laſſen die großartigen Dimenſionen und die reiche Ausführung des Gebäudes zugleich erkennen, daß das Nationalſpiel der alten Tolteken bei ſeiner Verpflanzung unter die Mayas von Yucatan nichts von ſeiner traditionellen Bedeutung im Leben des Volkes eingebüßt hatte. Das Tlachtli von Chichen-Itza beſteht aus zwei parallel von N nach S laufenden maſſiven Mauern von je 10 m Stärke und 100 m Länge, die einen 35 m breiten Gang zwiſchen ſich ließen. An beiden Enden dieſes Ganges, des eigentlichen Spielraumes, befinden ſich zwei kleinere Bauwerke, von denen das nördliche, das leider ſehr verfallen iſt, aus einem einzigen Gemach beſtand, welches ſich nach S, d. h. nach dem Gange zu, in einer breiten Säulenhalle öffnete. Charnay's Annahme, daß dieſer Raum den vornehmen Zuſchauern des Ballſpiels vielleicht einen gegen Sonne und Hitze geſchützten Aufenthalt gewähren ſollte, hat viel Wahrſcheinliches für ſich. Ueber die Architektur

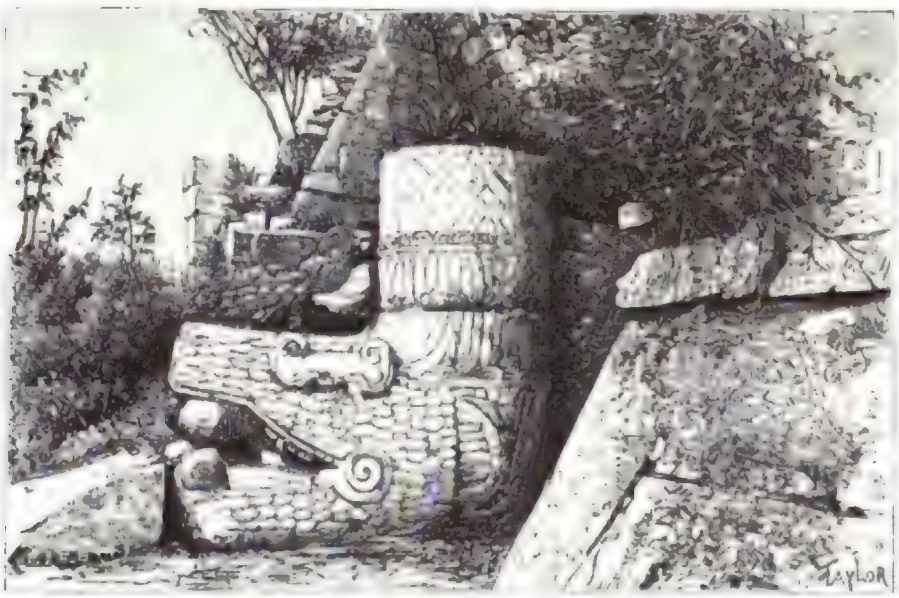
Digitized by Google

Nördliche Halle am Nachtlichthause von Chichen-Itza.

Digitized by Google

und die äußere Dekoration des Gebäudes läßt sein verfallener Zustand kein Urtheil mehr zu, wohl aber ist noch deutlich zu erkennen, daß es im Innern außerordentlich reich geschmückt gewesen ist. Die Wände und die Säulen sind über und über mit Skulpturen bedeckt, großartigen Basreliefs, auf denen sich lange Figurenreihen, wahrscheinlich Krieger- und Festzüge, zeigen. Freilich war der geübte Blick eines so erfahrenen Forschers, wie Charnay es ist, auch hier nöthig, um aus den wenigen noch vorhandenen Spuren überhaupt etwas anderes zu erkennen, als größere oder geringere zufällige Unebenheiten eines stark verwitterten Steines. In der Mitte des von den mächtigen Mauern eingeschlossenen Ganges, die Breitseiten einander zugekehrt und etwa 15 Fuß von einander entfernt, waren die beiden großen Steinringe eingefügt, durch welche die Bälle der Tlachtlispieler geworfen werden mußten. Die Größe dieser Ringe, deren einer sich noch an seinem Platze befindet, stimmte beinahe mit der des großen Steinringes überein, den Charnay im Jahre 1881 bei den Ruinen von Tula gefunden und sogleich als wahrscheinlich aus dem Tlachtli der alten Toltekenstadt stammend, bezeichnet hatte (siehe „Globus", Bd. 41, S. 211).

Aus den in den Ruinen des Ballspielhauses verstreuten Skulpturenfragmenten, unter denen zahllose Stücke größerer und kleinerer gefiederter Schlangenleiber sich befinden, glaubt Charnay annehmen zu dürfen, daß die Bewohner der Stadt ihr Tlachtli dem Cuculcan, ihrem Hauptgotte, geweiht hatten. In der That könnte auch ein am südlichen Ende des Ganges befindliches, an die Ostmauer sich lehnendes Bauwerk, in dem die Symbole des Gottes das Motiv aller Zierrathen bilden, für ein besonderes Heiligthum des Cuculcan angesehen werden. Der prachtvolle Bau enthielt zwei reich verzierte Gemächer, vor deren einem sich ein Porticus aus „Schlangensäulen" hinzog. Als Charnay vor 24 Jahren zum ersten Male die Ruinen von Chichen-Itza besuchte, befand sich dieses Gebäude noch in weit besserem Zustande der Erhaltung; seitdem ist es leider durch den Eifer barbarischer Forscher oder durch den Vandalismus

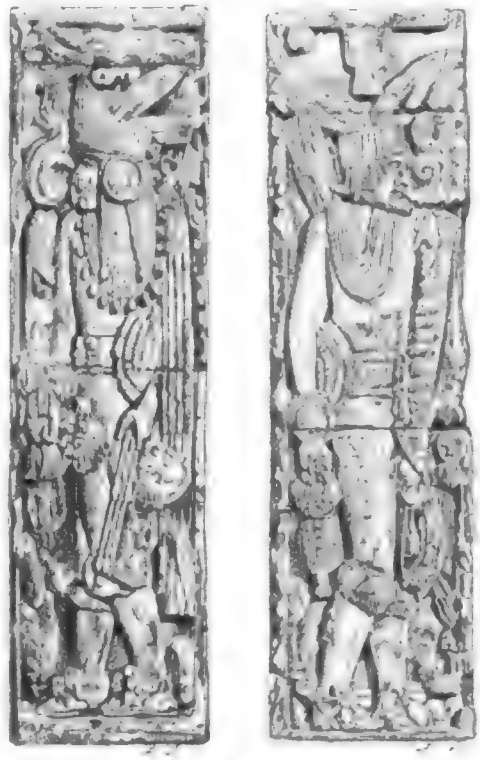


Ruine des Schlangenportikus am Tlachtlihause.

der früheren Einwohner des heute verlassenen Piste, die sich ihr Baumaterial von hier zu holen pflegten, gründlich verwüstet worden. Von den gewaltigen Säulen der Vorhalle sind nur noch wenige Bruchstücke vorhanden, darunter ein kolossaler, 3 m langer Schlangenkopf, der den Säulenfuß bildete, und der mit seinem geöffneten Rachen, aus dem die heute halb abgebrochene Zunge weit heraushing, einen Begriff geben kann von der Großartigkeit des ganzen Werkes, wie von der feinen Ausführung aller Einzelheiten. An der Südfront des Gebäudes zeigten sich noch einige Stücke eines breiten Frieses, der eine lange Reihe sitzender Tiger mit emporgehobener Tatze aufwies, auch eine schon in Izamal wiedergefundene Personifikation des toltekischen Quetzalcoatl. Mit der gänzlich eingestürzten Seitenwand des Heiligthums waren leider auch die großen Wandmalereien verschwunden, die, wie Charnay sich deutlich erinnerte, vor 24 Jahren das zweite, nischenartige Gemach geziert hatten. Wie schon oft zuvor, bedauerte er bei der Entdeckung dieses Verlustes, daß er damals weder die Erfahrungen, noch die Hülfsmittel besessen hatte, über die er jetzt verfügte. Eine photographische Aufnahme jener Bilder, die Scenen aus dem öffentlichen und häuslichen Leben der Mayas darstellten, wäre von unschätzbarem Werthe gewesen. Zu seiner Freude fand er wenigstens die Skulpturen noch wohlerhalten, mit denen die breiten Thürpfeiler auf drei Seiten bedeckt waren, und unverzüglich ging er nun daran, Abklatsche derselben herstellen zu lassen. Die großen Kriegergestalten mit dem scharfgebogenen Profil erscheinen nur wie eine Wiederholung der schon bekannten und oft geschilderten Bilder, welche die Civilisatoren Hochmexikos, die toltekischen Fürsten und Häuptlinge, darstellen. Das ist fast die nämliche Tracht, wie wir sie an den reichgekleideten Figuren des mexikanischen Steines von Tizoc sehen: mit dem hohen Federschmuck auf dem Kopfe, dem großen, mit Edelsteinen besetzten Halsband, dem Bündel Pfeile in der linken Hand, in der rechten die seltsam gestaltete Waffe, welche Sahagun, der zuverlässigste unter den spanischen Schilderern altmexikanischen Lebens, als ein großes aus Holz geschnittenes und halb roth, halb weiß angestrichenes Messer beschreibt; so könnten die lebensgroßen Figuren an

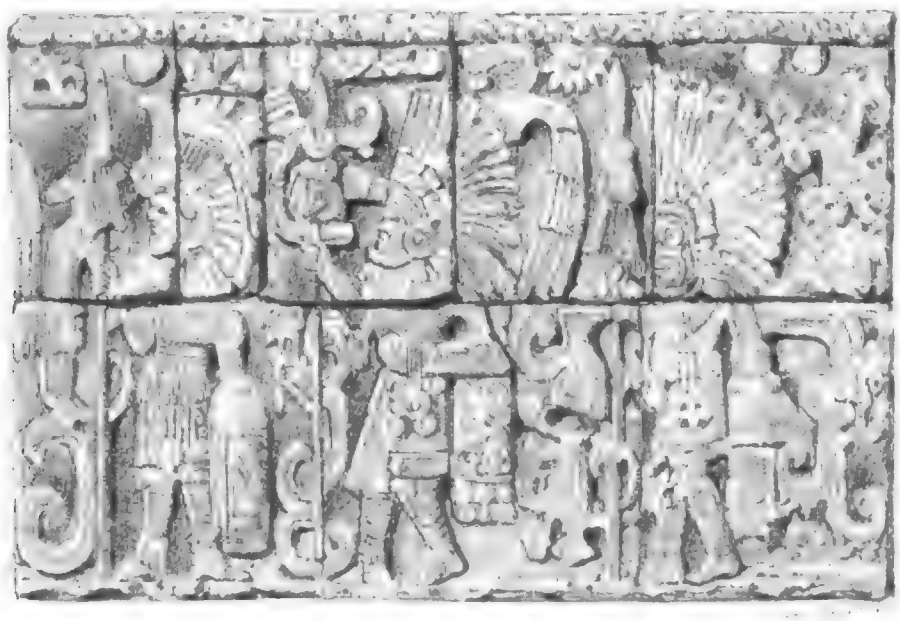
Digitized by Google

den Thürpfeilern des Tlachtli von Chichen-Itza ebensowohl eine Illustration sein zu des erwähnten Schriftstellers Schilderung der Feste in Anahuac und der Pracht, die die vornehmen Indianer dabei zu entfalten pflegten. Interessant ist, daß die beiden Pfeilerfiguren, von denen Charnay uns Abbildungen giebt, ebenso wie auch die Kriegergestalten des aus dem Hauptsaale genommenen folgenden Basreliefs den eigenartigen Schmuck aufweisen, den Sahagun folgendermaßen schildert: „Auch trugen die Vornehmen über der Nase einen Gegenstand von blauem Papier, der eine kleine Mitra vorstellte und herabhängend, eine Art Krone für den Mund bildete."



Thürpfeiler aus dem Tlachtlihause.

So traten Charnay und seinen Begleitern hier allenthalben ungesucht neue Belege für ihre Ansicht über Ursprung und Alter der Mayakultur entgegen; es müßten in der That hartnäckige Zweifler sein, die Angesichts aller dieser in die Augen springenden Analogien noch an der alten Meinung festhalten wollten, daß die großartigen Bauten Yucatans von einem Volke herrührten, das seine Blüthezeit vor etwa 2000 Jahren gehabt habe und bei der Ankunft der Spanier seit Jahrhunderten schon untergegangen gewesen sei. Bei der großen Menge der aufgefundenen Kunstwerke, die toltekischen Einfluß verrathen, kann auch nicht wohl der Versuch gemacht werden, ihr Vorhandensein in Yucatan durch eine zufällige oder auch absichtliche direkte Ueberführung der Gegenstände selber zu erklären. Als vor nunmehr sieben oder acht Jahren ein amerikanischer Archäologe bei Chichen-Itza eine große Statue des toltekischen Regengottes Tlaloc auffand, die mit einer andern, bei Tlascala gefundenen, die größte Aehnlichkeit zeigte (vergl. „Globus" Bd. 35, S. 42), wurde noch allgemein angenommen, daß ein Zufall das Bildwerk von der Hochebene hier nach der Halbinsel verschlagen haben müsse. Das obere Stück einer Bildsäule desselben Gottes, das Charnay dieses Mal auf dem zum heiligen Cenote führenden Wege entdeckt hatte, zeigte nun eine von dem frühern Funde ganz verschiedene, weit sorgfältigere Arbeit; die Figur selber und ihre Lage aber ließ erkennen, daß man es hier mit einer stereotypen Auffassung und Darstellung zu thun hatte. Der Gott Tlaloc wird als ein auf dem Rücken liegender Mann dargestellt, der mit beiden Händen ein flaches Gefäß auf dem Bauche hält, das den Regen aufnehmen soll; ein eigenartiger Kopfschmuck, eine Binde, welche die Stirn fast bis zu den Augen verdeckt, kennzeichnet überdies das Bild des Regengottes.



Basrelief aus einem Saale des Tlachtlihauses.

Nach der Aufnahme des Tlachtlihauses, die viel Zeit und mühevolle Arbeit kostete, blieb Charnay nur noch die Untersuchung des sogenannten Säulenplatzes von Chichen-Itza übrig, über dessen ehemalige Bestimmung schon viel

Digitized by Google

hin und her gestritten worden ist. Das große quadratische Feld, das sich östlich vom Castillo, etwa 50 m von dem Fuße der Pyramide, ausbreitet, ist wie besäet mit Hunderten kleiner gleichartiger Säulen von 2 m Höhe, die, je aus fünf Schafttrommeln und einem viereckigen, durchaus schmucklosen, aber gut behauenen Kapitell bestehend, zum

Der Stein von Tizoc.

größten Theil auf dem Boden liegen. An mehreren Stellen freilich stehen noch ganze Gruppen aufrecht, und ihre seltsame Anordnung, immer vier oder fünf in einer Reihe neben einander und von der nächsten Reihe durch einen Zwischenraum von 4 m getrennt, hat zu den sonderbarsten Konjekturen Veranlassung gegeben. An zwei Ecken des

Bildsäule des Regengottes Tlaloc.

viereckigen Platzes haben große Bauwerke gestanden, die, nach den unter den Trümmern befindlichen Skulpturenfragmenten zu schließen, eine gewisse Pracht aufgewiesen haben. Nach den Berichten der spanischen Eroberer von Mexiko haben alle größeren Städte des Hochlandes, wie ja dies bei ihrer reichen Bevölkerung kaum anders möglich

Digitized by Google

war, ihre an orientalische Bazars erinnernden Märkte gehabt. An einen jener Berichte namentlich, der eine eingehende Schilderung entwirft von dem Markte der Stadt Tlatelolco mit seinen Kolonnaden, seinen Gallerien und den beiden Gerichtshäusern, in denen die Richter über die beim Handel entstehenden Streitigkeiten aburtheilten, mußte Charnay denken, als er vor dem Säulenplatze stand. Die Lage des Marktes dicht am Mittelpunkte der Stadt würde auch hier zutreffen; die durch die Säulen gebildeten Abtheilungen, von einem auf hölzernem Gerüst ruhenden Stroh- oder Mattendache gegen Regen und Sonne geschützt, beherbergten die Verkäufer und ihre Waaren, und die beiden Gebäude an den Ecken des Platzes waren auch hier für die Obrigkeit bestimmt. Neben allen den wunderbaren Bestimmungen, die die archäologischen Besucher von Chichen-Itza für das räthselhafte Säulenfeld ausfindig gemacht haben, hat Charnay's Erklärung wenigstens das für sich, daß sie, wenn auch vielleicht nicht richtig, so doch jedenfalls möglich ist; denn daß eine Stadt mit einem so lebhaften Verkehr, wie ihn der Besuch der großen Heiligthümer hervorgerufen haben muß, keinen festen Verkaufsplatz besessen haben sollte, ist zum mindesten ebenso undenkbar, wie daß man die Menge der Käufer und Verkäufer und sämmtliche Waaren ohne Schutz gegen die tropische Sonnengluth gelassen hätte.

Der Aufbruch von Chichen-Itza, den Charnay ins Werk setzte, sobald die letzten Abklatsche der Tlachtlistulpturen trocken waren, brachte noch manche Schwierigkeiten. Es war keine kleine Sache, die 60 qm Papierabdrücke, die man von hier mitnahm, so sorgfältig zu verpacken, wie dies bei einem so empfindlichen und zugleich unersetzlich kostbaren Artikel nothwendig war. Vorsichtig trugen Charnay und seine Gefährten selber die langen, in Gummistoff eingeschlagenen Rollen vom Castillo hinab, um sie hier den zuverlässigsten Trägern zu übergeben und dieselben durch Versprechen einer Extrabelohnung für unbeschädigte Ablieferung zu ganz besonderer Achtsamkeit zu bestimmen. Die Reit- und Lastthiere, die schon Tags zuvor aus Citas gekommen waren, standen gesattelt und beladen am Fuße der Haupttreppe, die militärische Eskorte, die, da von feindlichen Angriffen nicht die Rede gewesen war, eifrig bei den Ausgrabungen geholfen hatte, ordnete sich zum Zuge, und mit lebhaftem Bedauern, das der Trennung von dem interessanten Ruinenorte galt, wurde der Rückmarsch angetreten. Schweigend und nachdenklich, weil mit der Rekapitulation der in den letzten Wochen empfangenen Eindrücke beschäftigt, legten Charnay und seine Begleiter den Weg nach Citas zurück. Nach kurzem Aufenthalte in dem elenden Städtchen setzten sie ihre Reise nach Merida fort, wo sie zwei Tage später anlangten.

Sprichwörter (Omiano) der Ovaherero.

Von **G. Viehe**, Missionar in Omaruru, Damaraland.

Nachfolgende Sprichwörter (Omiano) sind sämmtlich in der Weise gesammelt, daß ich von Zeit zu Zeit einzelnen Eingeborenen den Auftrag gab, mir die ihnen erinnerlichen Omiano mit erklärenden Bemerkungen aufzuschreiben. Tiefe Weisheit ist in denselben nicht zu suchen, doch sind sie in ethnologischer Hinsicht nicht ohne Werth. Form und Inhalt läßt manche derselben als recht alt erscheinen. Dafür spricht auch der Name Omuano (pl. omiano), dessen Ableitung und ursprüngliche Bedeutung dunkel ist. Wahrscheinlich ist es von dem Verbum „okuyana" = schwören, abzuleiten, woraus jedoch nicht ohne weiteres zu schließen wäre, daß Omuano Schwur bedeutet, denn zur Zeit, als dieses Substantiv von dem Verbum abgeleitet wurde, kann letzteres sehr wohl eine von der jetzigen abweichende Bedeutung gehabt haben. Statt „omuano" sagt man mitunter auch „omukokozira", welche Bezeichnung nach Ableitung und Bedeutung ganz klar ist und „krumme Antwort" heißt. Doch kann dies Wort wohl nur als Adjektiv zu dem (hinzugedachten) Omuano angesehen werden, weil man nach dem jetzigen Sprachgebrauche sonst die Form Ekokozira (statt Omukokozira) erwarten sollte.

1. **Ohimbihimbi ya Kanguatura.** Ohimbihimbi des Kanguatura.

Erklärung: Das Wort Ohimbihimbi hat außerhalb dieses Omuano keine Bedeutung, wenigstens jetzt nicht mehr. Hier heißt es ungefähr „Augendienerei", und Kanguatura (= welcher wohnhaft geworden ist) muß als nomen proprium aufgefaßt werden. Man braucht dieses Omuano vornehmlich gegenüber einem neuen Knechte, welcher sich durch Augendienerei in die Gunst seines Herrn zu setzen weiß.

2. **Ngu noze u noze.** Wer seine hat, hat seine (sc. Zuneigung).

Erklärung: Das Pronomen noze (= seine) weist auf das Subst. Ozongama = Geburtswehen, Mitleiden, Zuneigung. Das Omuano will sagen, daß die Liebe das Urtheil trübt; wenn z. B. eine Mutter es mit zwei Kindern zu thun hat, von denen nur das eine ihr eigenes ist, so wird ihr Urtheil über dieselben parteiisch sein. (Vergl. „Globus" Bd. 39, S. 127, Nr. 5.)

3. **Kora okoyo, kovandu ko rueza.** Ziehe dein eigenes (Kind) auf; bei den Menschen hat es Raum.

Erklärung: Der Sinn ist ziemlich dunkel. Die Anwendung ist fast die gleiche wie die des vorhergehenden Omuano.

4. **Ovanatye va uru ovina.** Kinder beherrschen ihre Mütter.

Erklärung: Darum ist zur Erziehung auch die festere Hand des Vaters nöthig.

5. **Kakuiikuii kotyari kombanda, kamakuiya kehi.** Kakuiikuii am Busen an der Oberfläche, nicht Dornen unterhalb.

Erklärung: Dies ist ein besonders schönes Omuano, doch läßt es sich mit wenigen Worten nicht klar stellen. Kakuiikuii muß als Interjektion des Mitleids aufgefaßt werden; otyari heißt zunächst Busen, dann Barmherzigkeit; omakuyo sind Dornen, dann aber auch Schmerzen, besonders des Mitleids. Das Omuano will sagen, daß der äußere Ausdruck des Mitleids noch keine Bürgschaft dafür ist, daß das Herz auch Mitleid empfindet.

6. **Ondanambo yomukuenu, ndyi u ria amo yoro, muhuka oyoye ngai te amo tupura omeho motyiuru.**

Digitized by Google

Du freuſt dich, während du die (geſtorbene) Kuh deines Nächſten iſſeſt; morgen wirſt du die Augen im Kopfe aufreißen, während die deine ſtirbt.

Erklärung: Du freueſt dich jetzt, da du Vortheil aus dem Unglück deines Nächſten ziehest; aber bald wird das gleiche Unglück dich treffen. Das bedenke!

7. Aze hi noukue ze nourarangauda. Haben ſie (z. B. die verlorenen Rinder) keine Verwandten (von dir), ſo haben ſie doch Freunde.

Erklärung: Gute Freunde ſind oft mehr werth als Verwandte; wenn z. B. deine Rinder verloren gehen und ein guter Freund findet ſie, ſo wird er ſie dir zurückbringen.

8. Muatye Motyinyo tyomunene mu za omuinyo mbua ora, kamu zu eraka nda ora. Kind, aus dem Munde des Alten kommt verweslicher Athem, nicht kommt daraus verwesliches Wort.

Erklärung: Das Wort des Alten ſoll man beherzigen, wenn er auch gebrechlich und unanſehnlich iſt.

9. Tyi ri meyo, tyi kenda eraka. Es ſteckt im Zahn, es beläſtigt die Zunge.

Erklärung: Wen das Uebel trifft, der fühlt es ſelbſt am beſten.

10. Ua vera, moo koka. Du biſt krank, du wirſt ſterben.

Erklärung: Auch das verborgene Uebel führt zum Tode.

11. Epango kari kareroro kotyikoro tyondundu. (Menſchliche) Geſellſchaft verharrt nicht im Schoße des Berges.

Erklärung: Menſchen ſind nicht unzertrennlich wie Berge; der Tod und andere Umſtände ſcheiden ſie von einander.

12. Tyi riua omuhurua, omurokua u ri pe ri. Es wird gegeſſen von der Geliebten, die Gehängte (Erwürgte) bleibe, wo ſie bleibe.

Erklärung: Oft läßt man die unſchuldig Verachtete ſtatt der ſchuldigen Geliebten büßen.

13. Tya ta omuini, katyi nombeze nomundu. Der Herr ſelbſt hat's verbrochen, es findet keine Rüge beim Menſchen.

Erklärung: Wenn der Herr ſich auch etwas zu Schulden kommen läßt, danach kräht kein Hahn.

14. Otyingundi tyi enda ku matyi yorerua. Der Schwache (Unſelbſtändige) geht dahin, wo man ihn anlacht.

15. Omuenda u parura omuini uonganda. Der (wohl aufgenommene) Fremdling ernährt den Beſitzer der Werft.

Erklärung: Gaſtfreundſchaft macht nicht arm.

16. Ve ta, ve parura; ve kara, ve parura. Sie ſterben, ſie ernähren; ſie leben, ſie ernähren.

Erklärung: Wohlwollende Reiche ernähren die Armen, während ſie leben; bei ihrem Begräbniſſe wird viel geſchlachtet und dann genießt man die Hinterlaſſenſchaft.

17. Omuruvandu, ngu pena a tya: Ji, okuhepa. Das iſt ein Geizhals, welcher empfängt und ſagt „danke".

Erklärung: Der Geizige vergißt bald der empfangenen Wohlthat.

18. Ua posa, moo ru. Du zankſt, du wirſt ſtreiten.

Erklärung: Gezänke führt zum Handgemenge.

19. Ua hindua nu ua hupa. Er iſt geſandt (hat ſich ſenden laſſen) und iſt erhalten.

Erklärung: Wer ſich zu etwas gebrauchen läßt, der findet ſeinen Unterhalt.

20. Ve puka, ve kotoka; ve te, ve ka rara. Sie gehen irre, ſie kommen zurück; ſie ſterben, ſie ſchlafen.

Erklärung: Von allerlei Irrwegen (Gefahren) kommt man wohl zurück, vom Tode aber niemals.

21. Omuovisiua ke nozondungo. Der Belogene hat keinen Verſtand.

Erklärung: Der Verſtändige läßt ſich nicht belügen.

22. Omundu ke ri i tye nuka. Der Menſch ſelbſt weiß nicht, wie er riecht.

Erklärung: Der Menſch hat manches an ſich, was ihm ſelbſt verborgen bleibt, bis Andere ihn darauf aufmerkſam machen.

23. Ve vakerua, kave roveua. Sie werden zwar beſtohlen, ſie werden aber nicht bezaubert.

Erklärung: Von einem Reichen ſtiehlt man wohl, aber einen Angriff auf ſein Leben wagt man nicht.

24. Ehiha ra parura ombandye. Die Ehiha ernährt den Schakal.

Erklärung: Ehiha iſt die Stelle, wo etwas geſtorben, geſchlachtet, getödtet iſt; alſo: „Wo das Aas iſt, da ſammeln ſich die Geier."

25. Ngue ku rire kongotue, mu rira kongotue; nungue ku rire kekoro, mu rira kekoro. Wer dich von hinten rira, den rira von hinten und wer dich von vorn rira, den rira von vorn.

Erklärung: Rira hat jetzt nur die Bedeutung „werden"; ob es zur Zeit, als dies Omuano gebildet wurde, eine andere Bedeutung gehabt hat, ſei dahingeſtellt. Die Bedeutung des Omuano iſt ganz klar und entſpricht dem „Auge um Auge, Zahn um Zahn".

26. Oungundi kaukururume. Schwäche (sc. des Kindes) iſt nicht Altersſchwäche.

Erklärung: Für das ſchwache Kind iſt Hoffnung vorhanden, für den Altersſchwachen nicht.

27. Pau pau! okukuata kaku nomunene. Ja wohl! Fortpflanzung weiß nicht von Größe.

Erklärung: Das Kind bleibt dem Vater zum Gehorſam verpflichtet, auch wenn es erwachſen iſt.

28. Nokokure ku novoye. Auch in der Ferne ſind deine (i. e. ſind Menſchen wie du).

Erklärung: Wo man auch hinkommt in der Welt, überall findet man Menſchen, welche einem Hilfe leiſten können. (Eine andere Erklärung ſ. „Globus" Bd. 39, S. 127, Nr. 3.)

29. Humbuhumbu kai uru omuini. Humbuhumbu ermüdet ſeinen Eigenthümer nicht.

Erklärung: Humbuhumbu iſt an ſich (jetzt) ohne Bedeutung. Hier muß es heißen „die ſchwerſte Laſt". Der Eigenthümer wendet alles zur Rettung ſeines Eigenthumes an, während der Miethling bald ermüdet. (Vergl. „Globus" a. a. O. Nr. 1.)

30. Otyipurukisa tya uru onbante. Die Verwirrung (Gedankenloſigkeit) überwindet den Helden.

Erklärung: Auch der Tapferſte kann überwunden werden, wenn er nicht auf ſeiner Hut iſt.

31. Ongurunyoka i ku vasa au hi nokati. Die alte Schlange erreicht dich, während du keinen Stock haſt.

Erklärung: Man muß ſtets gegen alle Gefahren (beſonders gegen die im Verborgenen ſchleichenden) gerüſtet ſein.

32. Mba kambura onga meso. Ich habe den (nach mir geworfenen) Speer am Blatt gefaßt.

Erklärung: Bild großer Tapferkeit und Unerſchrockenheit. (Vergl. „Globus" a. a. O. Nr. 9.)

33. Omumenga ua za move. Der Anfang kam von dir.

Erklärung: Wer beim Böſen den Anfang macht, der trägt die Hauptſchuld.

Digitized by Google

34. **Kongotue ye ku ria nu kai ku raoro.** Er hat dich von hinten gegeſſen, aber er hat dir's nicht geſagt.

Erklärung: Er hat dich verleumdet.

35. **Ehorera ri ya kokuao.** Das Vorbild (Beiſpiel) kommt zum andern (sc. Vorbild).

Erklärung: Wie ich jemand handeln ſehe, ſo mache ich's ihm nach, und andere folgen in gleicher Weiſe wieder meinem (guten wie böſen) Beiſpiele.

36. **Ehorero ri ya kokuao.** Ein Glück kommt zum andern (sc. Glück).

Erklärung: Ein Glück bleibt nicht allein. Gegenſtück zu unſerm: „Ein Unglück kommt nicht allein.“

37. **Omuruvandu otya omuhepundu okatiti.** Der Geizige (iſt) wie eine junge Wittwe, d. h. wie eine unlängſt Verwittwete.

Erklärung: Beide ſind freudlos, indem beide das Gefühl haben, als ob ſie nichts beſäßen. Omuhepundu (Wittwe) heißt wörtlich „bedürftiger Menſch“, und darin eben liegt der Vergleichungspunkt. Zu dieſem Omuano laſſe ich hier als Beiſpiel die Bemerkungen folgen, welche die Herero hinzugefügt hatten: „Wie die Wittwe, der ihr Mann geſtorben iſt, voll Sehnſucht iſt nach ihrem verſtorbenen Manne und beſtändig trauert in dem Gefühle, daß ſie nichts mehr beſitzt, ſo iſt auch der Geizige.“

Braſilianiſche Bäder.

Von **Oscar Canſtatt.**

Je mehr die Welt in Folge der heutigen Geringſchätzung jeglicher Entfernung in den Augen der modernen Menſchenkinder zuſammenſchrumpft, um ſo weiter ſchweifen mit dem Anbruch der Badeſaiſon alljährlich die Pläne der reiſeluſtigen glücklich ſituirten oberen Zehntauſend, denen die anmuthigen Kurorte des Salzkammerguts, des Rheins, in Böhmen, in der Schweiz, vielleicht ſogar das ſonnige Italien längſt etwas Altgewohntes ſind. Was dieſen blaſirten Menſchenkindern ein Meyer oder Bädeker allenfalls als Zielpunkt ihres Wandertriebes in Vorſchlag bringen könnte, iſt ja bald genug mit dem ſich immer wiederholenden „connu“ verworfen. Und mehr noch wie die Geſunden lechzen die Kranken nach etwas Abwechſelung auch auf der Reiſe, beſonders wenn ſich daran erneute Hoffnungen auf Geneſung knüpfen. Man wird es mir daher gewiß Dank wiſſen, wenn ich mich einmal zum unmaßgeblichen Fürſprecher einer transoceaniſchen Badereiſe mache. Es ſind die Mineralwaſſerquellen Braſiliens, welche ich im Auge habe.

Faſt in ebenſo großer Menge wie in Europa finden ſich ſolche heilkräftige Gewäſſer in den verſchiedenſten Regionen des den halben ſüdamerikaniſchen Kontinent einnehmenden Kaiſerreiches, unter denen eiſenhaltige, gashaltige, ſalzhaltige, ſchwefelhaltige Quellen, Alkali enthaltende und heiße Schwefelthermen nahezu für jedes Leiden Heilung zu gewähren ſcheinen.

Gleich in der Hauptſtadt des Reiches, in dem maleriſch-überwältigend ſchönen Rio de Janeiro, giebt es nicht weniger denn neun analyſirte Eiſenquellen. Als die wichtigſten ihrer Fülle und ihres größern Eiſengehaltes wegen betrachtet man die von Andarahy-Pequeno, Riachuelo, Silva Manuel, Serra da Tijuca und Lagoa de Rodrigo de Freitas. Eine derſelben, die am Fuße des Tijucagebirges in einer der angenehmſten und geſündeſten Vorſtädte liegt, iſt eine öffentliche. Zwar hat man ſeit Jahren, vielleicht in Folge wiederholter in der Nähe angeſtellter Ausgrabungen eine Abnahme des Waſſers in dieſer Quelle bemerkt, doch iſt dieſer Verluſt durch andere eiſenhaltige Waſſeradern, die weiter unten emporquollen, ausgeglichen.

Eiſenhaltige Quellen, welche von den Aerzten analyſirt und als heilkräftig anerkannt wurden, überhaupt exiſtiren elf in der Provinz Rio de Janeiro, neun in Minas-Geraes, ferner viele in S. Paulo, einige in Maranhão, Piauhy, Rio Grande do Norte, Eſpirito-Santo und anderen Provinzen. — Sie alle enthalten das Eiſen in Form von Karbonat aufgelöſt in Ueberfülle von Kohlenſäure, indeſſen in ſehr verſchiedenen Proportionen.

Unter den gashaltigen Bädern ſind die beſuchteſten die ſogenannten Aguas Virtuoſas im Kirchſpiel Alambary, nächſt der Stadt Campanha und 396 km von der Reichshauptſtadt entfernt, ſowie die, früher Aguas-Santas, jetzt Caxambú benannten im Municipium Baependy, ungefähr 7 km von der Stadt gleichen Namens entfernt. Sie enthalten im Allgemeinen große Mengen freier Kohlenſäure und in wechſelndem Verhältniſſe von doppelt kohlenſaurem Kali, Natron, Kalk, Magneſia, Kieſelſäure und Eiſenſesquioxyd. Das Waſſer beider Quellen kommt bereits zum Verſandt, wenn es auch bei den europäiſchen Mineralwaſſerhändlern noch vergeblich erfragt werden dürfte.

Minder wichtige Mineralwaſſer der Provinz Minas-Geraes ſind jene von Cambuquira und auf der Fazenda Contendas nahe der Straße, welche von Alambary nach der Ortſchaft Caxambú führt.

Alambary ſelbſt hat ſich ſchon vollſtändig als Badeort eingerichtet und verfügt zum Erſtaunen der zufällig etwa dort Halt machenden Reiſenden bereits über eine nach den beſten europäiſchen Muſtern eingerichtete Badeanſtalt mit möblirten, geräumigen, luftigen Zimmern und marmornen Badewannen. Die Wirkſamkeit des Waſſers von Alambary aber bei Beſchwerden der Verdauungswerkzeuge und ähnlichen Krankheiten ſteht angeſichts einer langen Reihe von Thatſachen bei den Braſilianern außer allem Zweifel. Auch gegen chroniſche Leberbeſchwerden und Frauenleiden ſoll die inmitten des Ortes befindliche Nebenquelle „Paulina“ mit glücklichſtem Erfolge angewandt werden. Nur iſt dieſelbe bis jetzt nicht genügend geſchirmt und kann aus dieſem Grunde zur Regenzeit keine Dienſte leiſten. Bei alledem verbindet das Kirchſpiel Alambary mit dem Vortheil des Beſitzes ſeiner Quellen den eines gemäßigten angenehmen und unbeſtreitbar geſunden Klimas. Daſſelbe gilt von dem Nachbarkurorte Caxambú, deſſen Quellenreichthum eigentlich noch größer und für den ſeit dem Jahre 1868 außerordentlich viel geſchehen iſt. Die ſechs dortigen Heilquellen ſind längſt mit kleinen Chalets überdacht und ſomit das ganze Jahr über benutzbar. Ihrer chemiſchen Zuſammenſetzung nach mögen ſie etwa den Waſſern von Baden, Falkenhalde, Spa, Plombières, Bals oder Contrexeville vergleichbar ſein. Die Zahl der Brunnengäſte wird freilich hier noch

lange etwas hinter jener in den genannten Bädern zurückbleiben. Gleichwohl ist Alambary sowohl, wie auch Caxambú von Rio de Janeiro aus nicht allzuschwer zu erreichen. Die Reise von der Reichshauptstadt dahin läßt sich auf der D. Pedro-Segundo-Eisenbahn und der Cachoeira-Zweigbahn ja leicht genug bis in die Nähe der Picú-Bergkette, wo die genannten Orte liegen, bewerkstelligen.

Von den salzhaltigen Quellen Brasiliens sind am Ende die bedeutendsten die von Itapicurú in der Provinz Bahia. Vorzugsweise davon genannt wird der Salzbrunnen Mãe d'Agua do Cipó nahe bei Villa Soure, Mosquete in Villa Itapicurú und Rio Quente. Sie enthalten durchweg Kohlensäure, Sodasulphate, Soda-Bikarbonate, Kochsalz, Chlorcalcium und Chlormagnesium, Kieselsäure, kohlensauren Kalk und Magnesia und Eisenoxyd in kleiner Quantität. Verschrieben wird ihr Gebrauch von den Jüngern Aeskulaps in der Regel bei Gelbsucht, Steinbeschwerden, Lähmungen, chronischem Rheumatismus und Hautkrankheiten.

Brasiliens Schwefelquellen, z. B. jene bei der Ortschaft S. Domingos do Araxá, an der Grenze von Minas-Geraes und Goyaz, finden sich schon in den Werken St. Hilaire's erwähnt, und nach den chronographischen Schilderungen des brasilianischen Schriftstellers Ayres da Casal wurden dieselben von jeher von den wilden Thieren schon aufgesucht, wie sie heutzutage den Hausthieren zum Trunke dienen, als Ersatz für das gewöhnliche Salz, dessen Preis in jenen Gegenden ungemein hoch ist. Quellen mit ähnlichen Wassern trifft man an den Ufern des Rio Verde in Minas-Geraes; in S. João da Boa Vista in der Provinz S. Paulo und in Guarapuava in der Provinz Paraná.

Unter den warmen Mineralwassern am bekanntesten sind die Heilquellen von Bittencourt mit einer Temperatur von 35,5° R.; diejenigen nördlich vom Cubatão mit 36° R.; jene südlich vom Cubatão mit 45° und die Heilquellen vom Tubarão in der Provinz Santa Catharina.

Um einige derselben besser benutzen zu können, hat man nahe der Provinzialhauptstadt, über die Stadt S. José hinaus an einer fahrbaren Straße, ein Gebäude unter dem Namen „Hospital der Gesundbrunnen der Kaiserin" errichtet. Dasselbe liegt in anmuthiger und gesunder Gegend in der Nähe eines ausgedehnten prächtigen Urwaldes und eines pittoresk abstürzenden Baches mit vortrefflichem Wasser. Verwöhnte europäische Kurgäste würden also höchstens die fehlende Kurkapelle noch vermissen, an deren Stelle zur Noth als Ersatz das Morgen- und Abendkoncert der Brüllaffen genommen werden könnte. — Rheumatiker, Lungen- und Blasenleidende, Hautkranke ꝛc. rühmen den Gesundbrunnen dabei als sehr wirksam.

Die Auswahl an warmen Mineralwassern ist aber damit noch keineswegs erschöpft. In der Provinz Rio Grande do Norte, ungefähr 40 km von der Stadt Principe entfernt, existiren die Thermen vom Sertão do Seridó; in der Provinz Matto-Grosso jene von Frade und Palmeiras. Ferner werden den Quellen der Lagoa-Santa in der Provinz Minas-Geraes, welche in einer Länge von beinahe 2 km und einer Breite von 3 km sich stets lauwarm erhalten, Heilkräfte zugeschrieben. Vor wenigen Jahren endlich sind noch in der Nähe der Ortschaft Guarapuava in Paraná, sowie an anderen Stellen dieser Provinz heiße Quellen entdeckt worden. Vielfach gepriesen werden weiter die in der nächsten Umgebung der hohen Gebirgskette von Caldas, Provinz Goyaz, entspringenden Alkali haltenden Thermen, deren eine einen kleinen See von 33 m Länge bildet. Stellenweise steigt die Quellentemperatur hier bis auf 48° und in der ersten Zeit der Benutzung der Alkalibäder von Caldas glaubte man in ihnen das untrüglichste Mittel gegen Elephantiasis, Flechten, Rheumatismus, Skropheln ꝛc. gefunden zu haben. Heutzutage denkt man schon etwas weniger sanguinisch von der Heilkraft jener Thermen.

Unstreitig am wichtigsten unter Brasiliens sämmtlichen Mineralwassern sind die heißen Schwefelquellen in der Provinz Minas-Geraes. Sie befinden sich nahe dem Städtchen Caldas am rechten Ufer des Rio Verde und werden jedes Jahr fast in der weniger kalten Jahreszeit, also gegen Weihnachten zu, von 2000 bis 3000 Personen, namentlich Hautkranken, Skrophulösen, Rheumatikern u. A. besucht. Nach der Meinung einiger einheimischer sowie fremder Aerzte sind die Gesundbrunnen von Caldas vielleicht sogar die ersten in der Welt. Allerdings läßt sich nicht leugnen: das Klima ist gerade in dieser mit zu den gesundesten Regionen des Kaiserreiches gehörenden, 1828 m über dem Meeresspiegel sich befindenden Lage ein so mildes und angenehmes, wie immer nur ein Kranker es sich wünschen kann. Weder Sümpfe noch Moräste giebt es in der Nähe der Brunnen; die Luft ist rein, trocken und klar, ja man kennt dort weder Morgennebel noch Abendthau und die Sonne tritt plötzlich in ihrem ganzen Glanze hervor, während ein beständiger Wind die Atmosphäre reinigt.

Auch auf dem Monte-Sião, nahe der Grenze von S. Paulo und Minas-Geraes befindet sich eine reiche Mineralquelle ungefähr mit der nämlichen Temperatur (von 41°) und, wie man annehmen darf, mit denselben Heilkräften begabt, wie jene von Caldas. Diese sprudelt in einer Höhe von 1524 m über dem Meeresspiegel.

Minder bedeutsam sind endlich vereinzelte heiße Schwefelquellen in den Provinzen Rio Grande do Norte und Ceará.

Will man Dr. Friedreich's jüngst aufgestellten Behauptung zustimmen: die chemische Zusammenstellung der Mineralien in den Heilbädern sei nach ärztlichen Erfahrungen durchaus nicht immer die der Gesundheit zuträglichste, auch seien die etwa als Medikamente benöthigten Substanzen ja in jeder Apotheke zu erhalten, so muß man dem Arzte doch andererseits ebenso beipflichten, wenn er bei Anrathen einer Badereise sich von der Luftveränderung, den klimatischen Einwirkungen des Badeaufenthaltes eigentlich die größte Heilwirkung verspricht. Und angesichts dessen kann ich für meine Person in einer Badereise nach Brasilien, um die Saison an dem einen oder andern der oben erwähnten Orte zu verleben, nichts so gar Absonderliches erblicken. Klimatisch versetzt man sich doch in Wahrheit in eine gänzlich neue Welt.

Wer aber Freude an der Natur hat und sich nicht vor Brasiliens unheimlichen Amphibien oder dergleichen ängstigt, wer etwa Blumenliebhaber, Fischer oder Jäger ist, der kommt auch hinsichtlich des Vergnügens in den brasilianischen Bädern nicht zu kurz. Entwickelt sich doch gerade an den Seen und Flüssen dort die ganze Pracht der Tropen mit ihren Palmen und Farnkräutern, mit ihren herabhängenden Riesengräsern und den wunderbarsten fremden Blumen und Früchten. Und neben dem welches Thierleben!

Was wissen die Brasilienreisenden — der unglückliche Kaiser Maximilian von Mexiko obenan — nicht alle davon zu erzählen! Mit am sehenswerthesten sind die Manguewälder, der Wohnort der Krokodile. Aber nur nicht ängstlich! — Kein Brasilianer noch wollte mir zugeben, je gehört zu haben, daß ein solch gefräßiges Jacaré einem Menschen ein Leid zugefügt hätte. Sein Nest macht das Jacaré (Alligator sclerops) auf dem Barranco, der höhern Erdstufe, auf welcher der Hochwald mit einer Verschanzung

Digitized by Google

von mannshohem Farnkraute und wilder Ananas beginnt. In hohlen Stämmen weiterhin pflegt ſich der Waſchbär aufzuhalten, der den Caranguejos, feuerrothen Seekrabben mit bewimperten Beinen, nachgeht. Wenn der Waſchbär eine Krabbe verzehren will, ſteckt er ſeinen Schwanz in ihren Bau. Die Krabbe, darob erboſt, beißt zu, wird aber ſofort herausgezogen, am nächſten Bächlein abgeſpült und verſpeiſt. Der Vollmond ſoll die Caranguejos, welche übrigens gekocht auch dem Menſchen ſehr wohl ſchmecken, vollſtändig verwirrt machen. Sie fallen dann hierhin und dorthin, wollen auf die Bäume klettern, taumeln herab und geberden ſich überhaupt ganz ſonderbar.

Von den vielgeſtaltigen anderen Thieren, von den farbenprächtigen Vögeln, die auch das theilnahmloſeſte Auge bezaubern, von den tauſendfachen Reizen des Fiſcherlebens und den vegetabiliſchen Schätzen Braſiliens — mit einem Worte, von den Naturwundern ſonſt und im Einzelnen dort will ich gar nicht reden. Davon nur bin ich überzeugt, daß die Badereiſeluſtigen, welche meiner Anregung Folge leiſten ſollten und einmal in Braſilien ſich umſchauen, bei ihrer Rückkehr ganz gewiß genug zu erzählen haben werden.

Dr. Fiſcher über das geiſtige Leben der Maſſai.

Das 1. Heft der „Mittheilungen der Geographiſchen Geſellſchaft in Hamburg 1882 — 1883“ enthält auf S. 36 bis 99 einen allgemeinen Bericht Dr. G. A. Fiſcher's über ſeine Reiſe in das Maſſailand, der unſeren Leſern in den allgemeinſten Zügen aus Nr. 1 des Bd. 44 bekannt iſt. Wir beſitzen von den bereiſten Gebieten bereits Karten, die nach den Erkundigungen des bei Mombaſa anſäßigen engliſchen Miſſionars Wakefield und des deutſchen Reiſenden Cl. Denhardt entworfen ſind; dieſelben genügten zwar, um Dr. Fiſcher's Route im Allgemeinen zu verfolgen, doch geben ſie nach ſeiner Anſicht ein der wahren Natur der Verhältniſſe nur wenig entſprechendes Bild und enthalten die ſonderbarſten Mißverſtändniſſe, wozu der Umſtand beiträgt, daß nicht ſelten dem Erkundigungen einziehenden Europäer abſichtlich falſche Angaben gemacht werden. Es iſt deshalb erfreulich, daß das nächſte Heft dieſer „Mittheilungen“ die von L. Friedrichſen bearbeitete Originalkarte des Reiſenden mit ſeinen definitiven Höhenbeſtimmungen und einen detaillirten rein geographiſchen Bericht bringen wird. (Bekanntlich reiſt augenblicklich der engliſche Geologe J. Thomſon in demſelben Gebiete; doch iſt von ihm, wenigſtens nach ſeinen bisherigen Leiſtungen in der Kartographie zu ſchließen, kein großer Zuwachs für die Karte zu erwarten.)

Ueber das intereſſante Volk der Maſſai, welche nach Dr. Fiſcher, der Körperbildung, Lebensweiſe und Sprache nach, mit den Somal, Wakuavi und Galla eine gemeinſame Abſtammung haben, hat der „Globus“ bereits früher (Bd. 44, S. 13) einige ethnologiſche Angaben gebracht; im Folgenden tragen wir ſolche über das geiſtige Leben dieſer Erzräuber und Diebe nach.

Religiöſe Gebräuche treten bei ihnen in keiner Weiſe hervor; Fetiſche beſitzen ſie nicht. Ein Mohammedaner theilte Dr. Fiſcher mit, daß ſie vor dem Kampfe zuweilen „Ngai“ bitten, daß er ihnen Glück verleihe. Vielleicht ſind die Vorbereitungen zum Kampfe, wozu ſich die Krieger auf kurze Zeit in den Wald zurückziehen und während deren ſie ausnahmsweiſe nicht ſtehlen oder tödten dürfen, mit religiöſen Vorſtellungen verknüpft. Das Wort Ngai hat Dr. Fiſcher oft genug gehört. Wenn es donnerte, riefen ſie „Ngai“; den in ihrem Lande befindlichen, circa 1730 m hohen Vulkan nennen ſie Dönyo Ngai; wenn Fiſcher Raketen ſteigen ließ, ſchrien ſie „ngai, ngai“, und viele ſagten, als ſie ihn zuerſt erblickten, „ngai“, beſonders immer, wenn er Streichhölzer anzündete. Wenn man will, kann man ja dieſes Wort mit „Gott“ überſetzen; jedenfalls iſt es ein Ausdruck für Dinge, die ihnen unerklärlich ſind und ihnen eine übernatürliche Kraft zu ſein ſcheinen.

Wie bei allen unkultivirten Völkern beſchäftigt man ſich auch hier nur mit dem böſen Princip und iſt bemüht, durch allerhand Zaubermittel das Unheilbringende zu bannen. All der mittelalterliche und zum Theil noch heute bei uns zu findende Aberglaube von Hexen, böſem Blick, guten und unheilbringenden Tagen ſteht hier noch in voller Blüthe. Leute, die verdächtig ſind, gefährlichen Zauber auszuüben, werden nicht ſelten getödtet. Vor böſem Zauber ſucht man ſich dadurch zu ſchützen, daß man Rindermiſt auf Stirn und Backen ſtreicht; viele kamen nur in Fiſcher's Lager, wenn ſie ſich mit dieſem Schutzmittel verſehen hatten. Junge Mädchen tragen geſpaltene Hölzchen um den Hals, um gegen böſen Blick geſichert zu ſein; ſehr intereſſant mit Bezug darauf, daß noch heute die Italiener vielfach ähnliche Dinge tragen, um dem böſen Blicke zu begegnen.

Eine eigenthümliche Rolle ſpielt bei den Maſſai das Handſpucken, bei welchem der Glaube an eine Zauberkraft mitwirkt. Für das ganze Maſſaigebiet giebt es einen Mbatián oder Oberzauberer, deſſen Aufgabe es iſt, den günſtigen Augenblick zur Unternehmung von Raubzügen zu beſtimmen und durch ſeine geheimen Künſte den Kriegern Sieg und Glück zu verleihen. Vor jedem Raubzuge ziehen einige Krieger zum Mbatián hin, der für ſeine Bemühungen eine gewiſſe Anzahl Rinder erhält. Er iſt der beſitzendſte Mann des ganzen Landes und ſoll über 5000 Rinder haben; er hat dagegen auch die Krieger, welche ſich bei ihm Raths erholen und die ſein Gebiet paſſirenden Karawanen als ſeine Gäſte zu verpflegen; doch betragen die Geſchenke, die er erhält, wohl mehr, als die Rinder werth ſind, die er ſpendet. Wenn nun der Mbatián oder überhaupt ein Mann, dem man Zauberkräfte zutraut, beſucht wird, ſo hält man die Hand hin, damit jener darauf ſpucke. Von Dr. Fiſcher wurde das auch verlangt, und da er anfangs etwas blöde darin war, ſo hieß es immer „mehr!“ Als er nach einem ſechsſtündigen heißen Marſche in das Gebiet von Kibalbál kam, wo ſich viele Lager befanden, kamen die jungen Krieger in ſolcher Anzahl mit dem Verlangen, ihnen auf die Hand zu ſpucken, daß ſein Speichel ſchließlich nicht mehr ausreichte. Auch bei Verkäufen und Geſchenken iſt dies Sitte. Nachdem man Handels einig geworden, ſpuckt der Verkäufer auf das Verkaufsobjekt, ebenſo der Geber eines Geſchenkes auf dieſes, zum Zeichen, daß er es nicht mehr zurückfordern werde. Als Zeichen der höchſten Betheuerung der Wahrheit gilt das Zerbeißen

einiger Grashalme. Der Handel mit den Massai ist ein sehr langwieriger; man erhält niemals, wenn man nach dem Preise einer Sache fragt, eine definitive Antwort und ist nie sicher, daß der Verkauf nicht wieder rückgängig gemacht wird. Als Fischer eines Tages nach langen Unterhandlungen ein Rind gekauft hatte, der Kaufpreis bezahlt und das Thier geschlachtet worden war, verlangte der frühere Besitzer noch eine Zugabe, wegen des „unerwartet vielen Fettes", das das Rind zeige. Zuerst wurde sie ihm abgeschlagen; als er dann aber die Leute seiner Klasse (es giebt vier Klassen der unverheiratheten Krieger, drei der verheiratheten Nichtkrieger und die Uebergangsklasse der Levelés, Leute, die schon verheirathet sind, aber unter Umständen noch in den Krieg ziehen) zusammenberief und eine Besprechung des Falles verlangte, und die Reden kein Ende nehmen wollten, war der Reisende froh, den Lästigen durch Zugabe von 15 Schnüren Perlen loszuwerden.

Obwohl die Karawanen nun schon eine lange Reihe von Jahren das Massailand besuchen, hat sich doch — abgesehen von den unter den Massai wohnenden Wakuavi — nirgends ein freundschaftliches Verhältniß zu den Eingeborenen gebildet. Daran sind hauptsächlich die jungen Krieger schuld, in denen, ihrer Tigernahrung (Muskelfleisch, Milch und Blut des Rindviehs) entsprechend auch eine Tigernatur wohnt. Stehlen können auch die älteren Leute nicht unterlassen, doch sind sie wenigstens bemüht, thätliche Streitigkeiten so viel wie möglich zu verhindern; nicht selten brachten sie auch gestohlenes Gut zurück. Ein häßlicher Zug im Charakter der Massai ist ihr großer Geiz. Auch der ärmlichste Negerstamm in Ostafrika bringt, nachdem er Tribut erhalten, ein Gegengeschenk, und wenn es nur in etwas Mais und Bananen besteht. Die Massai aber, welche fast tagtäglich Tribut einheimsten, gaben niemals etwas, auch die Leibón (Zauberer), die häufig noch besondere Geschenke beanspruchten, gaben nicht einmal eine Ziege von den Hunderten, die sie besaßen — mit einer einzigen Ausnahme. Die Frauen sind dagegen sehr umgänglich und den Fremdlingen von großem Nutzen. Trotz ihres schweren Schmuckes sind sie unermüdlich; sobald eine Karawane angekommen ist, schleppen sie Holz, Laubwerk und Gras herbei, wofür sie einige Perlen erhalten, holen oft Wasser für die ermüdeten Träger, ziehen dann zu ihrem Lager zurück und bringen Milch und Häute zum Kauf, aus welchen letzteren sich die Träger Hütten bauen. Sie bleiben dann oft den ganzen Tag im Lager, scherzen und lachen mit den Trägern, und es kam auch wohl vor, daß einige, von der Dunkelheit überrascht, Nachts im Lager zubrachten. Die Weiber hinterbringen sogar den Fremdlingen feindliche Absichten der jungen Leute und sind in jeder Weise bemüht, Streitigkeiten zu schlichten. Sie haben auch, so zu sagen, eine internationale Stellung in dem Verkehr; sie können unangefochten nach Kikuju, nach Tschaga, nach Groß-Aruscha wandern, während die jungen Leute mit den Bewohnern dieser Gebiete in steter Fehde leben. Ebenso können Weiber von Kikuju ungehindert das Massaigebiet betreten. Das Massaiweib hat bei Verkäufen auch eine gewichtige Stimme, und nicht selten kommt ein Kauf nicht zu Stande, weil das Weib irgend einen besondern Wunsch hat, den der Fremdling nicht erfüllen kann. Die schwere Arbeit scheint der Mann ihr mit möglichst viel Schmuck versüßen zu wollen.

Kürzere Mittheilungen.

Sommerfahrten in Norwegen.

Daß L. Passarge's 1881 erschienene „Sommerfahrten in Norwegen" bereits in zweiter sehr vermehrter Auflage (2 Bände, Leipzig, Bernhard Schlicke, 1884) vorliegen, ist wohl als ein in hohem Grade erfreuliches Zeichen dafür aufzufassen, daß das Interesse der Deutschen an dem Lande und dem Leben ihrer nordischen Vettern im Wachsen begriffen ist, daß sie in immer größerer Anzahl ihre Schritte einem Gebiete zuwenden, das an eigenartiger Größe, an charakteristischen Erscheinungen in Natur und Volksleben keinem anderen Theile Europas nachsteht, das in gleicher Weise dem gewöhnlichen Touristen, wie dem Politiker, dem Naturforscher wie dem Historiker und namentlich dem Geographen gegenüber eine außerordentliche Anziehungskraft ausübt. Passarge, welchem wir den größten Theil von Bädeker's mustergiltigem „Schweden und Norwegen", Uebersetzungen norwegischer Dichtungen und Beiträge zur norwegischen Litteraturgeschichte verdanken, führt uns in diesen zwei Bänden in die Sinnesart der Norweger, in die unendlich großartige Natur ihres Gebirgslandes ein, und zwar in so trefflicher Weise, daß wir neben Hartung's und Dulk's „Fahrten durch Norwegen und die Lappmark" kaum ein anderes deutsches Buch zu nennen wüßten, welches so geeignet wäre, als Vorbereitung für eine Nordfahrt oder nach einer solchen zur Auffrischung der Erinnerung zu dienen. Er schreibt mit der ausgesprochensten Vorliebe für das Volk, und das mit vollem Rechte; wer sich die Mühe nicht verdrießen läßt, sich die Sprache nur etwas anzueignen, muß, wenn nicht Zuneigung, doch mindestens die höchste Achtung für dieses Volk empfinden, das an Zahl eines der kleinsten in Europa, an Kraft und Bürgertugenden vielleicht das größte ist.

„Man kann sich nicht in norwegische Zustände vertiefen" — sagt Passarge einmal (II, S. 42) — „ohne von einem gewissen Neide erfüllt zu werden. Eine Bauernrepublik mit dieser unerschütterlichen gesunden Grundlage, wo jeder Arbeiter seinen „Hunger nach Erde" befriedigen kann; wo es keine Latifundien, keine bevorrechtete Klasse, kein großes stehendes Heer giebt; wo jeder einseitigen Verknöcherung die Küstenbevölkerung wehrt, welche mit der ganzen Erde in Verbindung steht; wo der Trieb nach Bildung so groß ist, daß es kaum jemand giebt, der nicht lesen und schreiben könnte; wo der Staat, auf die Initiative einer großen Versammlung von Bauern hin, seinen Dichtern und Künstlern erhebliche Pensionen auf Lebenszeit verleiht; wo große wissenschaftliche und Kunstsammlungen die Städte schmücken, die Arbeiter sich große Paläste erbauen, um ihre Abende in geselliger und wissenschaftlicher Unterhaltung zuzubringen, und verfallene Dome und mittelalterliche Hallen in alter Pracht erstehen; wo — um nicht eine Hauptsache zu vergessen — die Branntweinvöllerei im Wesentlichen aufgehört hat, bloß weil das Volk zu der Ueberzeugung kam, der Branntweingenuß müsse eingeschränkt werden: in einem solchen Lande zu reisen wäre eine Erquickung, auch wenn es nicht seine große Natur, nicht seinen Himmel und nicht das Meer hätte, aus welchem aller Segen strömt."

Das jetzige Wesen der Norweger, ihre Mäßigkeit, ihre Achtung vor dem Gesetze ist um so merkwürdiger, als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Zustände des Volkes nicht nur, sondern namentlich auch der Geistlichen und Lehrer

Digitized by Google

große Uebelstände zeigten (II, S. 282). Die meisten der letzteren waren noch Bischof Pontoppidan der Trunksucht verfallen; der eine kam oft betrunken in die Kirche, und seine wöchentliche Portion französischen Branntweins betrug zehn Pott. War er mit den ihm gewordenen Opferspenden nicht zufrieden, so spuckte er ganz offen auf den Altar; der andere ging stets in Stiefeln mit Sporen, ein dritter predigte sinnlosen Gallimathias. Das Volk war fast überall vollkommen verwahrlost. Es kostete die größte Mühe, die „Todtenwachen" mit ihrem Kartenspiel und die unsittlichen „Fjösgange" (Kiltgänge) einzuschränken. Die alten Schlägereien hatten zwar nachgelassen, aber dafür herrschte eine unerträgliche Prozeßsucht. Die Trunksucht war so allgemein, daß, als ein Kapellan eines Sonntags in Harö die Kirchenthüre schließen ließ und eine Untersuchung vornahm, von allen Männern nur zwei nüchtern befunden wurden. Und heute? — „Vielleicht giebt es, diesen Thatsachen gegenüber, keine schönere Genugthuung als die, daß sich die heutige norwegische Geistlichkeit ebenso durch Sittenreinheit wie durch Pflichttreue auszeichnet, das norwegische Volk aber das Laster der Trunksucht so gut wie ganz abgelegt hat." Und an einer andern Stelle (II, S. 91): „Auch die Menschen kennen ihren scharf umschriebenen Kreis; jeder achtet den des andern. In Norwegen kennt man nicht den neckenden und so leicht verletzenden Ton unserer Gesellschaft. Man behandelt sich, auch im engsten Kreise, höflich, ja förmlich. Wer die Björnson'schen Bauernnovellen gelesen hat, in denen die Menschen sich alle so benehmen, als lebten sie in den feinsten Weltkreisen, wo Wohlwollen die Handlungen bestimmt und überall die Höflichkeit des Herzens mitspricht, ist in Norwegen erstaunt über die Treue der Schilderung. Es gilt hier, auch in den allereinfachsten Kreisen, als unpassend, sich über andere Menschen tadelnd auszusprechen, ihre Fehler zu belächeln. Man athmet dauernd die Luft einer wahrhaft gebildeten Gesellschaft."

Referent hat bei zweimaliger Durchwanderung Norwegens diese Charakteristik des Volkes nur bestätigt gefunden und ist stets gut gefahren, wenn er den Regeln, welche Passarge für den Verkehr mit dem Volke aufstellt, gefolgt ist. Fast aber will es ihm scheinen, als ginge der Autor im Preise der Landschaft etwas zu weit, wenn es z. B. (II, S. 116) heißt: „Ich frage nur immer, warum die Menschen im Sommer denn durchaus in den glühenden Süden müssen mit seinen langen Nächten, die keine Kühlung bringen, während hier (bei Söbolt) selbst die Hitze des heißesten Tages von der frischen Brise gemäßigt wird und die Nacht nur ein schöner traumhafter Tag ist. Was wollen alle Alpenseen gegen die Schönheit und Frische dieser Fiorde mit ihren unzähligen Seevögeln, ihren Fischzügen und dem erhabenen Ausblick auf den Atlantischen Ocean!" oder S. 232: „In der sonnenklaren Schönheit eines norwegischen Augustmorgens kann kaum ein italienischer See mit der Frische und Farbenpracht des Lysterfiordes wetteifern; hier ist ein Glanz, ein Lichtmeer, eine Farbensattheit, gegen welche der Süden matt, ja dürftig erscheint." Wir glauben, daß Norwegen des Großartigen wie Lieblichen eine solche Fülle besitzt, daß es solcher fast überschwänglichen Lobpreisung auf Kosten anderer und anders gearteter Länder nicht bedarf, und die Frage erscheint uns wohl berechtigt, ob durch dergleichen Aussprüche nicht Vorstellungen im Leser hervorgerufen werden, denen später die Wirklichkeit nicht vollständig gerecht wird und werden kann.

Die Commandeur-Inseln.

In der allgemeinen Sitzung der Kaiserl. Russ. Geogr. Ges. in St. Petersburg am 7. März sprach Dr. Benedikt Dybowski „über die Commandeur-Inseln und Kamtschatka" in ökonomischer Beziehung. Einem Berichte der „Nowosti" (1884, Nr. 68) entnehmen wir darüber Folgendes: Dr. Dybowski war fünf Jahre lang Bezirksarzt in Petropawlowsk (Peter-Paulshafen) und als solcher hatte er wiederholt weite Reisen ins Land hinein machen müssen. Dabei stellte er sich die Aufgabe, Materialien zum Studium des Landes in ethnographischer, zoologischer, botanischer und mineralogischer Hinsicht zu sammeln. Da die reichlichen Sammlungen noch nicht bearbeitet werden konnten, so wählte der Vortragende ein ganz allgemeines Thema: Die ökonomische Lage des Landes. Die Gruppe der Commandeur-Inseln besteht aus zwei großen Inseln, der Berings- und der Kupfer-Inseln und aus zwei kleinen. Dieselben wurden 1741 durch den Kapitän Bering entdeckt, als dessen segel- und steuerlos im Meere treibendes Schiff hier strandete. Man glaubte zuerst, daß man sich auf dem Festlande befände, aber Dr. Steller erkannte sofort, daß es sich um eine Insel handele. Bekanntlich starb Bering daselbst und nach ihm wurde die Insel benannt. — Die Commandeur-Inseln sind reich an Flüssen und Seen, welche viele Fische enthalten. Der Boden ist zu landwirthschaftlicher Kultur geeignet. Auf den Kupfer-Inseln findet sich, worauf schon der Name deutet, viel Kupfererz und außerdem Steinkohle. Die Eingeborenen erzählen auch vom Vorkommen von Gold. Die hier dem Jagderwerb obliegende Kompagnie hat es für zweckmäßig gehalten, bis jetzt die Mineralreichthümer der Insel nicht zu berühren. — Die Vegetation der Insel ist nicht reich, doch ist der Vortragende davon überzeugt, daß Waldungen angepflanzt werden könnten. Der Ueberfluß an Renthiermoos gab die Möglichkeit, Renthiere auf den Inseln mit Erfolg einheimisch zu machen. Die zuerst hingeschafften 15 Renthiere haben bereits im April gekalbt, während in Kamtschatka dies erst Mitte Mai geschieht. Das Klima der Inseln ist unbeständig. Ein Theil des Jahres ist verhältnißmäßig mild, so friert z. B. das Meer während des ganzen Winters nicht zu, dennoch kommen äußerst strenge Winter vor — das ist der Grund des Verschwindens der sogenannten Steller'schen Seekuh. Gegenwärtig werden die Inseln von Aleuten bewohnt, Leute von kräftigem Körperbau, mit kurzen Beinen und schwarzen Augen. — Die Frauen sind hübsch, einige darunter können als Schönheiten gelten. Sie sind fleißig, lieben Feste und Tänze — ihr einziger Fehler ist die Trunksucht. Bisher lebten sie sehr schmutzig in ärmlichen Erdhütten, jetzt sind ihnen von Seiten der amerikanischen Gesellschaft kleine Häuser aus amerikanischem Holze aufgebaut. In den Häuschen auf den Kupferinseln zeigte sich schon der Anfang eines gewissen Komforts, doch außerhalb der Häuser herrscht der alte Schmutz wie bisher. Die Kleidung der Aleuten ist nicht mehr charakteristisch, weil die Leute meist Kleider tragen, welche ihnen aus S. Francisco zugeführt werden. Der Vortragende zog eine Parallele zwischen der Lebensweise der Aleuten und derjenigen der Kamtschadalen. Die Kamtschadalen befinden sich in ökonomischer Beziehung in völliger Abhängigkeit von den Händlern, welche ihnen unnütze und überflüssige Luxusgegenstände liefern, z. B. Spiegel, Atlas, Gold- und Silbersachen u. s. w. Die Kamtschadalen sind deshalb stark verschuldet. Die Commandeur-Gesellschaft dagegen befolgt ein anderes System, sie bemüht sich, den Wohlstand der Bevölkerung zu befördern und liefert daher fast nur solche Gegenstände, welche zum Lebensunterhalt nöthig sind: Thee, Fleisch u. s. w. Die Jahreseinnahme der Arbeiter ist auf den Inseln eine verschiedene; auf den Kupferinseln verdient der einzelne erwachsene Arbeiter bis 135 Rubel (ca. 270 Mk. jährlich), auf der Beringsinsel nur 64 Rubel (ca. 120 Mk.), und in Kamtschatka gar nur 6½ Rubel (ca. 13 Mk.). Die Einwohner der Inseln beschäftigen sich fast ausschließlich mit dem Fang der Robben, wobei nur die Felle benutzt werden; das Fleisch bleibt liegen, verfault und verpestet die Luft.

Das Missionswesen auf Neu-Guinea.

Als im Jahre 1870 die London Missionary Society ihre Thätigkeit auf Neu-Guinea und die Inseln der Torresstraße

Digitized by Google

ausdehnen wollte, wurde der Rever. S. Mc Farlane, welcher bis dahin auf der zu den Loyalty Islands gehörigen Insel Lifu als Missionar stationirt gewesen war, aufgefordert, sich dieser Aufgabe zu unterziehen. Er willigte ein und traf um die Mitte des Jahres 1871, begleitet von dem Rever. Murray und acht eingeborenen Lehrern mit ihren Frauen von den Loyalty Islands, an seinem neuen Bestimmungsorte ein. In Darnley Island, einer ziemlich gesunden Insel der Torresstraße in 9° 33′ südl. Br. und 143° 46′ östl. L. von Gr., nahm die Missionsthätigkeit ihren Anfang. Von hier aus wurden zunächst die beiden zwischen den Flüssen Baxter und Fly gelegenen großen Dörfer Tureture, in 9° 7′ südl. Br. und 143° 5′ östl. L. von Gr., und Katau, in 9° 11 südl. Br. und 142° 55′ östl. L. von Gr., mit eingeborenen Lehrern von Lifu und Maré versorgt. Im folgenden Jahre ward eine andere Station an der Redscar Bay, östlich vom Golf of Papua und in 9° 10′ südl. Br. und 146° 52′ östl. L. von Gr., mit Lehrern aus Raratonga (Hervey-Inseln) eingerichtet. Aber diese Plätze erwiesen sich für die Lehrer als höchst ungesund, wie ja überhaupt das Missionswesen auf Neu-Guinea durch das dortige böse Klima (Malaria) behindert wird. Im Jahre 1873 wurde dann Port Moresby, in 9° 10′ südl. Br. und 147° 30′ östl. L. von Gr., zum Hauptorte für die Mission auf der südöstlichen Halbinsel gemacht, und der ganze Distrikt im nächsten Jahre unter die Leitung des Rever. W. G. Lawes gestellt. Drei Jahre später sandte die London Missionary Society in der Person des Rever. J. Chalmers, welcher bis dahin auf den Südsee-Inseln gewirkt hatte, noch einen Missionar nach Neu-Guinea.

Die Missionsthätigkeit auf Neu-Guinea vertheilt sich jetzt auf den westlichen, mittlern und östlichen Distrikt.

Der westliche, mit Centralsitz auf Murray Island, umfaßt den Golf of Papua und die Inseln der Torresstraße und steht unter der Oberleitung des Rever. S. Mc Farlane. Murray Island, in 9° 57′ südl. Br. und 144° 5′ östl. L. von Gr. und 160 km nordöstlich von Cape York, ist von Trepang- (bêche de mer-) Riffen umgeben und zählt gegen 300 Eingeborene. Die Insel ist sehr fruchtbar. Kokoswäldchen, Bananen, der Melonenbaum (Carica papaya) und Zuckerrohr sind auf der ganzen Insel, selbst bis zur Höhe von 240 m, verbreitet. Ebenso finden sich der einheimische Mango, der Brotfruchtbaum, eine Dattelart, welche zweimal im Jahre reichliche Früchte trägt u. s. w. in Ueberfluß. Yams (Dioscorea) werden von den Eingeborenen in großer Menge kultivirt. Mc Farlane hat auf Murray Island ein Institut unter dem Namen „The Papuan Industrial School and Teachers Seminary" errichtet, in welchem Eingeborene aus diesem Theile von Neu-Guinea, der wegen des dort herrschenden Sumpffiebers für Fremde besonders gefährlich ist, zu Lehrern herangebildet werden. Das Institut zählt gegen hundert Knaben und junge Leute. Zehn Zöglinge desselben konnten bereits im letzten Jahre in Dörfern am Flußufer, welcher in 8° 33′ südl. Br. und 143° 15′ östl. L. von Gr. mündet, und westlich davon als Missionslehrer eingesetzt werden. Mc. Farlane beabsichtigt, eine Reihe von Missionsstationen an dem großen Flußufer hinauf anzulegen und hofft dadurch das Innere von Neu-Guinea leichter und gefahrloser zugänglich zu machen.

Der mittlere Missionsdistrikt erstreckt sich von Bald Head, in 7° 45′ südl. Br. und 144° 46′ östl. L. von Gr. bis zur Orangerie Bay, an der Südostküste in 10° 30′ südl. Br. und 149° 35′ östl. L. von Gr., und steht unter Leitung der Revs. Lawes und Chalmers. Der Centralort ist Port Moresby, so genannt nach dem Kommandanten des britischen Kriegsschiffes „Basilisk", welcher den Hafen im Jahre 1873 entdeckte. Es ist ein guter und sicherer Hafen, in den man durch die 2½ km breite Basilisk-Oeffnung in den Barrier Reef gelangt. Den Ort selbst halten Einige für gesund, Andere wieder nennen ihn „das Grab der Mission". Zu einer Ansiedelung empfiehlt er sich auf alle Fälle nicht. Er ist von Berghöhen eng umschlossen und es fehlt an Wasser. Der Boden ist steril und ausgedehnte Sümpfe breiten sich in der Nähe aus. Indeß ist Port Moresby ein wichtiger Handelsplatz, wo die Eingeborenen von Westen und Osten zu Zeiten zusammen kommen und Tauschhandel betreiben. Die Bewohner von Port Moresby, welche ungefähr 600 zählen, standen früher in sehr üblem Rufe, es hat sich dies aber unter dem Einflusse der Missionare geändert. Auch hier besteht ein Seminar für Ausbildung von Eingeborenen zu Lehrern, jedoch nicht von dem Umfange, welchen das auf Murray Island hat.

Der östliche Missionsbezirk umfaßt den Theil der Halbinsel, welcher zwischen Orangerie Bay und East Cape in 10° 18′ südl. Br. und 150° 55′ östl. L. von Gr. liegt. Während in dem mittlern Distrikte, von Bald Head bis Orangerie Bay Kannibalismus nicht vorkommt, ist er dagegen hier gang und gäbe. Auch jenseits vom Golf of Papua stieß der Rever. Chalmers unlängst auf einer Forschungsreise auf Stämme von Eingeborenen, in deren Götzentempel Hunderte von Schädeln verzehrter Menschen gelagert waren. Der östliche Distrikt steht zur Zeit noch unter der Leitung der Revs. Mc Farlane und Chalmers, es wurde aber, nach den neuesten Nachrichten, ein Missionar aus England erwartet, welchem der Bezirk unterstellt werden soll.

Chalmers schließt aus der Dichtigkeit der Bevölkerung von Bald Head bis East Cape, daß die Gesammtbevölkerung von Neu-Guinea sich auf höchstens 2½ Millionen belaufe. Die Eingeborenen sind eine gemischte Rasse. Der Malaien- und der Papuatypus zeigen sich in denselben Gemeinden, doch herrscht der erstere im Westen, der letztere im Südosten vor. Es ist nicht zu verkennen, daß die Mission schon gute Früchte unter ihnen getrieben hat. Ihre frühere Grausamkeit und Wildheit hat sich gemildert und sie sind, wenigstens gegen ehemals, gesitteter geworden. Europäer, welche ihnen Vertrauen entgegenbringen, können jetzt mit Sicherheit unter ihnen leben. D'Albertis bahnte sich seinen Weg durch sie mit der Flinte in der Hand; der Reisende Morrison knallte gleich auf einen Eingeborenen los, welcher ihm ein Messer stehlen wollte, und hatte dafür zu büßen. Wo die Weißen so verfahren, braucht man sich nicht über die Feindseligkeiten der Eingeborenen, welche sie dann auch auf Unschuldige übertragen, zu wundern. Die Missionare fürchten, daß ihr ganzes Werk wieder verloren gehen werde, wenn europäische Abenteurer sich auf Neu-Guinea ansiedeln. Wir glauben, sie haben recht; denn das Missionswerk wirkt nur immer so lange segensreich, als die Missionare und Eingeborenen allein gelassen werden. Ueberdies ist den letzteren das Land, welches sie nicht bebauen, als Jagdgebiet nöthig und sie können es darum nicht entbehren. Mit dem Einzuge von Abenteurern, welche doch nur nach raschem Glücke haschen, sind blutige Fehden mit den Eingeborenen verknüpft, und die Folge wird dieselbe sein, wie in Australien und Tasmanien — die Ausrottung der Eingeborenen. Sie fühlen sich, allein gelassen, glücklich und nehmen die freundliche und gütige Belehrung der Missionare für sich und ihre Kinder gern entgegen. Nach der Civilisation, welche ihnen jene Abenteurer zutragen und die doch nur in Spirituosen und bösen Krankheiten besteht, haben sie kein Verlangen. Henry Greffrath.

Der Toberran-Tanz auf Neu-Britannien.

Von den wilden Tänzen, welche bei den Bewohnern Neu-Britanniens im Schwange sind, beschreibt Wilfred Powell in seinem früher besprochenen Buche „Unter den Kannibalen in Neu-Britannien" als den merkwürdigsten den Toberran, der einmal alle zwei Jahreszeiten bei Vollmond abgehalten wird, und bei welchem nur auserlesene Tänzer beiderlei Geschlechts mitwirken.

„Etwa 9 Uhr Abends saßen wir alle in einem großen Halbkreise da; die andere Hälfte des Kreises bildeten Holzstöße, fertig zum Anzünden. Noch war kein Tanzkünstler zu

Digitized by Google

sehen, aber nach und nach begannen sehr langsam die Tamtams zu tönen, und die Frauen, welche vorn als Orchester saßen, fingen eine Art zauberhaften Gesanges an, den ich nur als eine Verschmelzung von Katzen- und Hundegeheul bezeichnen kann und der immer schneller wurde. Plötzlich flammte ein Holzstoß auf, und wir sahen überall räthselhafte Geschöpfe aus dem Busche herauskriechen; sie sahen wirklich wie Teufel aus, wie denn das Wort „Toberran" die Bedeutung „Teufel" hat. Einige trugen Masken aus halbirten Schädeln, die mit Gummi zur Form eines menschlichen Gesichts ausgefüllt waren. (Die Eingeborenen haben nämlich die Vorstellung, daß der Schädel nach dem Tode der Platz ist, wohin der Geist des Verstorbenen bei der Rückkehr von seinen Wanderungen sich begiebt. Aus diesem Grunde gebrauchen sie die Schädel verstorbener Freunde bei ihren Tänzen. Sie schneiden dieselben halb durch, entfernen alle kleinen Knochen und Weichtheile von der Gesichtshälfte und geben der Außenseite durch Auffüllung mit Gummi, Kalk u. s. w. möglichste Aehnlichkeit mit einem Menschenantlitz. Quer über die Rückseite des Unterkiefers befestigen sie ein Stück Holz, welches die tragende Person in den Mund nimmt.) Auf dem Kopfe trugen die Tänzer lange schwarze Perrücken aus Kokosnußfaser, während der Körper mit abgestorbenen Blättern bedeckt war. Andere trugen keine Masken; ihr Gesicht war überirdisch grün bemalt, und an den Schultern hatten sie eine Art Flügel — hinterher fand ich bei näherer Besichtigung, daß diese wirklich in der losen Oberhaut seitwärts vom Nacken befestigt waren.

So kamen denn diese überirdischen Gestalten heran, auf jeder Seite aus dem Busche kriechend, manche mit Schwänzen, manche mit Stacheln am ganzen Rücken herunter, alle, gleichviel mit welcher Körperhaltung oder -lage, in schönstem Takte.

Auf einmal schwiegen die Tamtams, und alle Toberrans stürzten mit einem schrecklichen Schrei in die Mitte des offenen Platzes.

Jetzt ertönt die Musik von neuem, und nun beginnt ein Tanz, welcher jeder Beschreibung spottet. Köpfe hier, Arme dort, Beine rechts, Schwänze links — und dabei alles in schönstem Einklange: denn wenn ein Arm auf der einen Seite war, so war dementsprechend ein Bein auf der andern. Das Kreischen und Heulen wurde lauter, das Singen wurde Schreien, und während des Tanzes glühten und flammten die Feuer und warfen unheimliche Lichter auf eine der scheußlichsten Scenen, welche zu sehen mir je beschieden war. Hier Teufelsfratzen, dort zahnlose Schädel, oben alles voll von blutbeschmierten Armen, unten Beine scheinbar in den letzten Todeszuckungen, und überall der Mond mit seinem, durch die überhängenden Bäume zitternden Lichte, während die Feuer bald riesig aufloht en, bald in sich zusammensanken und absonderliche Schatten gaben, welche Dinge sehen lassen, noch schrecklicher als die furchtbare Wirklichkeit. So entsetzlich wir auch einen „Todtentanz" auf unseren Bühnen darzustellen versuchen möchten, nimmer könnte er dem der Eingeborenen in seiner teuflischen und scheußlichen Wirkung gleichkommen!"

W. Reiß über die Fundstellen fossiler Säugethierknochen in Ecuador.

Im ersten Bande der im Verlage von G. Reimer (Berlin) erscheinenden „Paläontologischen Abhandlungen" veröffentlicht W. Reiß eine Arbeit über „die geologischen Verhältnisse der Fundstellen fossiler Säugethierknochen in Ecuador", welche aus mehr als einem Grunde das Interesse der Leser verdient. In einer knappen, mit nachahmenswerther Klarheit geschriebenen Einleitung präcisirt der Verfasser seine Aufgabe.

Zahlreich sind in Südamerika die Funde fossiler Knochen; sie beeinflußten bereits die Mythenbildung der Indianer und erregten die Aufmerksamkeit der ersten Einwanderer. Indessen liegen trotz der im 19. Jahrhundert eifrig gesammelten Stücke wenig systematisch geordnete Reihen vor. „Die wichtige Frage nach der Gleichheit und Gleichzeitigkeit der so ähnlichen Faunen in den heißen Küstengegenden und den zwischen 2000 und 3000 m über dem Meere gelegenen Andenthälern harrt noch immer der Entscheidung. Noch bleibt es festzustellen, ob diese ausgestorbenen Thierarten auf dem Hochgebirge lebten, oder ob wir es nur mit einzelnen, verirrten Exemplaren zu thun haben; ja, der Gedanke könnte nahe liegend erscheinen, daß erst nach Ablagerung der knochenführenden Schichten die Hebung der Anden stattgefunden habe. Mit der Lösung dieses Problems stehen im innigen Zusammenhange alle jene wichtigen Fragen, welche auf Aenderungen der klimatischen Verhältnisse, auf Schwankungen der Erdfeste, auf Bildung der Kettengebirge, der sie trennenden Einsenkungen und sie durchschneidenden Querthäler Bezug haben."

Verfasser unterzieht nun die in Ecuador, speciell die bei Punin in der Nähe Riobambas gemachten Entdeckungen einer eingehenden Untersuchung und kommt zu dem Resultate, daß die Schichten, in denen die fossilen Knochen gefunden sind, zu den neuesten Gebilden (Tuffbildungen, wahrscheinlich subaërischer oder äolischer Natur) gehören und daß dieselben abgelagert wurden zu einer Zeit, als die Anden im Wesentlichen bereits ihre heutige Gestalt hatten. Die Thiere, denen die gefundenen Knochen gehörten, müssen mithin in der beträchtlichen der Jetztzeit entsprechenden Höhenlage gelebt haben und können nicht durch einen Wechsel des Klimas, der durch eine Erhebung der Andenkette bedingt wäre, vernichtet sein. Sehr unwahrscheinlich ist es, daß sie durch Aschenregen und vulkanische Katastrophen zu Grunde gingen, denn diese Erscheinungen treten immer nur auf einem im Verhältnisse zu dem Verbreitungsgebiete der Thiere sehr beschränkten Raume auf. Die vulkanischen Aufschüttungen und Ablagerungen, welche besonders an den Innenseiten der beiden die Hochthäler von Quito bis Riobamba begrenzenden Ketten hervortreten, verdanken nicht einer plötzlichen Katastrophe, sondern einem successiven Bildungsprocesse ihre Entstehung. Es können nicht lokale Veränderungen gewesen sein, die das Aussterben der großen Säugethiere bedingten, welche einst den Norden und Süden, die Höhen und Tiefen des südamerikanischen Kontinents bewohnten; Ursachen allgemeinerer Natur müssen diesem in seinem Kausalnexus noch nicht entschleierten Wechsel der Thierformen zu Grunde gelegen haben!

Vortrefflich ist die klare Skizze der Bodenplastik, von Interesse die Darlegung, daß sich im Becken von Riobamba keine Anhaltspunkte finden lassen, die auf ein ehemaliges Seebecken hinweisen. Verfasser macht den Versuch, die Thalbildung völlig der Erosion zuzuweisen, die aus einem breit gewölbten Hochlande allmählich die Form zweier Ketten, der Hochebenen und der sie trennenden Gebirgsknoten herausgemeißelt habe, und vermeidet es auf diese Art, für die Erklärung der großen die West- wie die Ostkette durchschneidenden Querthäler (Rio Guaillabamba und Rio Pastazza) zu Zerreißungen des Gebirges seine Zuflucht zu nehmen. Referent kann nicht verhehlen, daß ihn diese Argumentation stutzig machte, obwohl er sie lieber annimmt als plötzliche gewaltige Kataklysmen und alle Vorgänge, die in die „vermaledeite Polterkammer der Wissenschaft" (Goethe) gehören.

Gerade nach den geologischen Daten von Reiß, der die Ostkette als aus steilgestellten krystallinischen Gesteinen gebildet, die Westkette als aus jüngeren Sedimenten mit zum Theil sogar horizontal gelagerten Sandsteinen bestehend darstellte, befestigte er in sich die Vorstellung von einer großen Doppelfalte. Der durch die ältere Kette gehende Rio Pastazza bliebe dann freilich Problem, während sich das Querthal des Guaillabamba bei einer allmählichen Aufwölbung der jüngeren Westkette durch die sägende Thätigkeit des Flusses ungezwungen erklären ließe. In der Bildung der großen, alte Gebirgsmassive durchschneidenden Thäler bleiben trotz

Digitized by Google

des von Tietze gegebenen Schlüssels „Gebirgs- und Thalbildung sind gleich-alt“ noch immer Fragen, die ihrer Lösung harren.

Der Verfasser erklärt am Ende seiner Abhandlung, daß er nur „brauchbare Bausteine zum stolzen Bau“ herbeischaffen könne. Da dieser Ausdruck so häufig von Leuten usurpirt wird, welche das wüsteste Material zusammenraffen und anschleppen, sei hier schließlich die Bemerkung gestattet, daß in diesem Falle Beschaffenheit und Bearbeitung des Materials vortrefflich sind. P. L.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Baron Knop hat zwar beschlossen, seine Bemühungen zur Herstellung eines Seeverkehrs zwischen Nord-Europa und Nord-Sibirien aufzugeben und keine Schiffe mehr hinauszusenden; dagegen setzt nach der „Moskauer Zeitung“ Sibiriakow seine Unternehmungen, welche dasselbe Ziel verfolgen, unentwegt fort. Er beabsichtigt in nächster Zeit zwei weitere, ausschließlich mit Russen bemannte Dampfer von Archangelsk nach dem Jenisei und der Petschora gehen zu lassen.

— Nach einem Berichte der „Times“ soll die französische Regierung beschlossen haben, den verschiedenen Gebieten, welche sie jetzt in Hinterindien besitzt, noch auf lange Zeit hinaus ihre relative Autonomie zu belassen und von der sonst beliebten Centralisation und Unifikation Abstand zu nehmen. So soll zwar ein Generalgouverneur von Französisch-Indochina ernannt werden, ein Posten, für welchen der frühere Gouverneur von Französisch-Cochinchina Le Myre de Villiers in Aussicht genommen ist, unter demselben aber zwei Provinzialgouverneure für Cochinchina und Tongking und Residenten für Kambodja und Laos, wo Frankreich eine Art Protektorat ausübt. Der Generalgouverneur soll in Hüé, der Hauptstadt von Annam residiren und dort zugleich als Ministerresident für Annam amtiren, erstens weil dort der König dieses Landes wohnt, und dann weil Annam ein unproduktives Land ist, so daß ein Ministerresident wenig zu thun hat und ihm in seiner Eigenschaft als Generalgouverneur volle Zeit bleibt, die allgemeine politische und administrative Leitung Indochinas zu handhaben. Ein besonderer Gouverneur soll für die Grenzgebiete zwischen China und Tongking ernannt werden, um dieselben in geordnete Zustände überzuführen, ein schwieriges und auch langwieriges Werk, für welches ein General erforderlich sein wird. Was die Einkünfte des neuen Gebietes anlangt, so weiß man, daß Französisch-Cochinchina seit einigen Jahren einen Ueberschuß abgeworfen hat, der jetzt etwa auf 4 Mill. Franken sich beläuft. Von Tongking erwartet man außer kommerziellen Vortheilen jährlich einen Ertrag von 10 bis 12 Mill. und will deshalb die Provinzialgouverneure hinsichtlich ihres Gehaltes so stellen, daß sie ihren Rang mit Würde behaupten und das „Prestige“ ihres Landes unter der noch zurückhaltenden oder gar feindlich gesinnten Bevölkerung der neu eroberten Gebiete rasch zu heben vermögen.

— Vielfache, gewissenhaft vorgenommene Versuche haben ergeben, daß die niederen Bergregionen in Perak, dem wichtigsten und reichsten unter englischem Schutze stehenden Staate auf der Halbinsel Malakka, sich trefflich für den Anbau von Thee, Chinarindenbäumen und arabischem Kaffee eignen, während liberischer Kaffee auch in den tiefer gelegenen Landstrichen sehr wohl gedeiht. Da der Kaffee auf Ceylon seine Rolle ausgespielt zu haben scheint, so haben viele der dortigen Pflanzer ihr Augenmerk auf Perak gerichtet, und nun, da die indische Regierung die versuchsweise Einführung von indischen Kulis unter gewissen Beschränkungen gestattet hat, läßt sich dem Kaffee hier wohl mit ziemlicher Gewißheit eine gute Zukunft vorhersagen.

(Isabella L. Bird, Der Goldene Chersones.)

Afrika.

— In dem Berichte über seine Reise ins Masailand („Mitth. der Geogr. Ges. in Hamburg“ 1882—83, Heft 1) erzählt Dr. G. A. Fischer Folgendes: Die Mohammedaner nehmen beim Passiren krokodilreicher Gewässer wenn möglich die Eingeborenen zu Hilfe. Sie rufen zwar auch Allah an, er möge sie vor jenen Ungeheuern beschützen, doch scheinen sie den Zaubermitteln der Kafir noch mehr zuzutrauen. Besonders berühmt in dieser Beziehung sind die Waruvu, welche sogar mit den Krokodilen auf sehr freundschaftlichem Fuße leben sollen, so daß diese ein schon gepacktes Stück Vieh auf den Zuruf ihrer Freunde wieder fahren lassen. Der Eingeborene erhält für seine Müheleistung einige Stücke Baumwollenzeuges. Er tritt sodann ins Wasser, in der linken Hand die Zaubersubstanz, welche er, mit der rechten Hand im Wasser plätschernd und einige Worte murmelnd, unter Wasser vertheilt. Sodann geht die Karawane hindurch; der Fischer'schen ist dann auch niemals ein Unglück zugestoßen. Es wäre nicht unmöglich, daß den Eingeborenen eine Substanz bekannt wäre, welche den Thieren einen Widerwillen einflößt und sie von der Stelle zurückschreckt.

— In der Kongo-Frage — von einer solchen darf man bereits sprechen — stehen sich augenblicklich zwei Parteien gegenüber, auf der einen Seite England und Portugal, gegen deren eigenmächtigen Vertrag auch Deutschland Einsprache erhoben hat, auf der andern die Internationale Afrikanische Association, welche kürzlich von den Vereinigten Staaten anerkannt worden ist und sich mit ihrem bisherigen Rivalen Frankreich geeinigt zu haben scheint. Der zwischen beiden geschlossene Vertrag soll bestimmen, daß, wenn die Association jemals genöthigt sein sollte, ihre Besitzungen zu veräußern, Frankreich das Vorkaufsrecht besitzt; jede andere Macht aber, welche mehr bietet, würde die Ländereien erwerben können. Die Hoffnung der Association, am Kongo einen civilisirten Staat zu gründen, muß freilich jedem Einsichtsvollen bis jetzt als eine höchst unwahrscheinliche vorkommen.

Inhalt: Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen. V. (Mit sieben Abbildungen). — G. Viehe: Sprichwörter der Ovaherero. — Oscar Canstatt: Brasilianische Bäder. — Dr. Fischer über das geistige Leben der Massai. — Kürzere Mittheilungen: Sommerfahrten in Norwegen. — Die Commandeur-Inseln. — Das Missionswesen auf Neu-Guinea. Von H. Greffrath. — Der Toberran-Tanz auf Neu-Britannien. — W. Reiß über die Fundstellen fossiler Säugethierknochen in Ecuador. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. (Schluß der Redaktion: 25. Mai 1884).

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Globus.

XLVI. Band.

329-2

Digitized by Google

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Sechsundvierzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1884.

Digitized by Google

14337-

APR

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Deutsches Reich. Melibokus, Berg an der Bergstraße, richtiger Malchen. Von Dr. F. A. Finger 14. Zur Volkskunde von Thüringen 31. Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich 174. Aufhören einer Ortschaft in der Uckermark 255. Die Kosmographische Gesellschaft in Nürnberg 303.

Oesterreich-Ungarn. Reise von Essig durch einen Theil Sirmiens. Von Ernst Kramberger 7. 27. 44. 151. 166. 182. 201. Steinkocherei in Kärnten 16. Sanitätsverhältnisse in Ungarn 94. Schiffahrt auf dem Bodensee 109. Der projektirte Donau-Elbe-Kanal 125. Bergbau in Bosnien 125. Physikalisch-statistischer Atlas von Oesterreich-Ungarn 224. Fortschritte in Bosnien 383.

Schweiz. Arbeiten im Rhonebette zu Genf 15.

Dänemark. Die Kohlenlager auf den Färöern 205. Neue Insel bei Island 383.

Skandinavien. Schwedens Bevölkerung. Von W. Finn 78. Die Küstenbevölkerung Norwegens 125. Fluthmessungen an der schwedischen Küste 158. Gletschermessungen in Schweden 271. Hebungserscheinungen bei Piteä 271.

Belgien. Der Hafen von Antwerpen 109.

Großbritannien. Hebung des geographischen Unterrichts 15. Schiffskanal zwischen Edinburg und Glasgow 255. Neue geographische Gesellschaften 303.

Frankreich. Heilquellen in Corsica 95. Wasserstraßen 110. Wölfe 174. Weinimport in Bordeaux 174. F. v. Hellwald's „Frankreich in Wort und Bild" 208. Wissenschaftliche Missionen 208. Gletschererscheinungen in den Pyrenäen 271.

Italien. Großgriechenland. Von W. Kobelt 220. 230. 247. 263.

Spanien. Der Albufera-See bei Valencia 63. Pyrenäenbahn 80.

Portugal. Streifzüge in Portugal. Von Spiridion Gopčevic 283. 301.

Griechenland. Eisenbahnen und Kabel 110. Eine Reise in Griechenland. Nach Henri Belle 129. 145. 161. 177. Wachsthum der Stadt Athen 158. Neue Eisenbahnen 256. Der Handel in Thessalien 285.

Montenegro. Straßenbau und Regulirung von Städten 271.

Serbien. Quecksilberlager bei Schuppiastena 285.

Rumänien. Statistisches 285. Auswanderung von Deutschen aus der Dobrudscha 285.

Rußland. Dr. Michow über die ältesten Karten von Rußland 48. Anthropologische Gesellschaft in St. Petersburg 112. Die Insel Jeretike 267. Die Anfangsstrecke der sibirischen Eisenbahn 286.

Asien.

Meteorologische Beobachtungen im westlichen Stillen Ocean 93.

Russisches Asien. Sibirien. Der Gydabusen 286. Der Possiethafen 286. Von der meteorologischen Station Sagastyr 303. Flüchtlinge aus Sachalin 303. Eine Fahrt auf dem Flusse Amgun 310. Sibiriakow's diesjährige Expeditionen nach Sibirien 334. Naturwissenschaftliche Gesellschaft in Wladiwostok 335. Adrianow's Forschungsreisen im Altai 382.

Transkaspisches und Mittelasiatische Gebiete. Die Russen in Merw 15. Neueintheilung von Turkestan 32. Regel in Merw 32. Der neue Weg zwischen dem Kaspischen Meere und Aralsee 95. Städteruinen bei Samarkand und Ramangan 125. Verlängerung der transkaspischen Eisenbahn 224.

Kaukasien. Einfluß der Russen auf die Kultur 368.

Türkisches Asien. Ramsay's Untersuchung von Kappadokien 15. Anzahl der Juden in Jerusalem 110. Bevölkerung von Brussa 140. Die Einnahmen Cyperns 141. Die deutsche Ackerbaukolonie Sarona 286.

Arabien. Euting's Reise in Central-Arabien 107. Huber's Reise 141. Huber's Ermordung 239. Doughty's Karte 303. Glaser über das Insurrektionsgebiet in Südarabien 351.

Iran. Die Pamir-Expedition im Jahre 1883 77. Festsetzung der Nordgrenze Afghanistans 80. Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien 193. 209. 225. 241. 257. 273. 289. 305. Die Kommission zur Feststellung der afghanischen Nordgrenze 208. Nordpersiens Handel mit Rußland 271.

Türkische Chanate. Telegraphenlinie nach Buchara 191. Der neueste centralasiatische Reisende. Von H. Vambéry 331. 345.

Britisch-Indien. Wander- und Zigeunerstämme im nordwestlichen Indien (Pandschab). Von Emil Schlagintweit 55. 71. Die Volkssprachen 95. Papierfabrikation 110. Die Subansiri-Goldfelder 110. Cyklon in Akyab 110. Graham's Bergbesteigungen im Himalaja 126. Eisenbahnbau und Getreidehandel in Englisch Indien 139. Beitrag zur Beurtheilung der Ostindischen Kastenfrage. Von Hugo Schanz 169. 185. Mädchenerziehung 271. 304.

Hinterindien. Rückkehr des Dr. Réis 32. Das Verhältniß der Malaien zu den Engländern 63. Kambodja französisch 95. Die Reise des Dr. Réis im Lande der Laos 106. Handelsbeziehungen 110. Der obere Peraksluß 126. Holt-Hallett's Reise durch Nord-Siam 126. Telegraph in Siam 126. Aufnahmen am oberen Songkoi 191. Wie man in Siam die Armen begräbt. Nach C. Bock 206. Pnom-Penh, die Hauptstadt von Kambodja 269. Das Bergwesen in Tongking und Annam 271. Der Handel von Französisch-Cochinchina 271. Der Hafen Chantabun 336.

China mit Vasallenstaaten. Eröffnung der Bergwerke von Jünnan 15. Eisenbahnbau 126. Prshewalski's neuestes Reisewerk 126. Kelong auf Formosa und seine Kohlenminen 175. Kriegerische Stimmung in Kanton 191. Die Kaiping-Kohlengrube und die erste Eisenbahn in China 223. Prshewalski's neue Reise 239. 335. Potanin's Reise 239. Die Ziffer der Bevölkerung Chinas 281. Dalgleish in Jarkand 287. Abnahme der Ausfuhr von Thee und Seide 287. Musik und Gesang bei den Chinesen. Von Emil Metzger 376.

Korea. Das Klima von Korea 63. Koreanische Gesetze 108.

Japan. Der Handel Japans mit Korea 93. Junker von Langegg's Japanische Theegeschichten 287.

Digitized by Google

Andere Inseln. Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen 1. 17. 33. 49. 321. 337. 353. 369. Die Vogelnesthöhlen von Gomanton auf Nord-Borneo 31. Marche auf Palawan 32. Eisenbahn auf den Philippinen 119. Korthals über Krakatau 111. Tramway und Malerakademie in Manila 141. Fortschritte der Spanier auf Palawan 141. Verwaltung und Handel in Brunei 154. Sprichwörter der Malaien 175. Die Insel Basilan. Von F. Blumentritt 188. Dr. Hagen's zweite Reise zu den Battas 287. Gewaltsame Todesfälle in Niederländisch Indien 336. Guttapercha-Bäume in Niederländisch-Indien 336. Neue Veränderungen in der Sundastraße 351.

Afrika.

Buonfanti's Reise durch Nord-Afrika 95. Die Sekte der Senussija 265. 279. Das westafrikanische Kabel 320.
Marokko. De Foucauld's Reise 111. Ximenes am Muluja 191. Die Provinz El Arisch des Sultanats Marokko. Nach dem Spanischen des Don Teodoro de Cuevas 236. 251. Skizzen aus Algerien. Von W. Kobelt. I. Nach Boghar 298. 315.
Algerien. Verwendung von Eingeborenen zu Forschungsreisen 175.
Tunesien. Verbesserungen in Tunis. Wissenschaftliche Gesellschaft in Kef 240.
Sudan. Buonfanti's Reise 95. 141. Flegel's letzte Reise und Rückkehr nach Europa 271.
Aegyptisches Reich. Schweinfurth im Fajum 95. Bündniß mit Abessinien 95. Italiens Interessen 111. Verkehr im Suezkanal 1883 141. Traurige Zustände in Harrar 158. Englische und französische Annexionen 351.
Abessinien. Französische Beziehungen zu Schoa 351.
Ostafrika. Die italienische Kolonie Assab 16. Die Bworana-Galla 47. Thomson's Reise durch das Masailand 63. Kammel's Expedition nach Harrar 64. Obock 109. Johnston nach dem Kilimandscharo 111. 224. Katholische Mission in Mirambo's Reich 111. Die Tokulthür im Aberglauben der Galla 175.
Seengebiet. Vulkanische Produkte vom Njassasee 111. Serpa Pinto nach dem Njassa- und Tanganikasee 288.
Inneres. Dr. Pogge's letzte Jahre in Afrika 123. Vertrag des Kapitän Hanssens mit den Bangala 127. Portugiesische Reise zum Muata Jamwo 141. Ein Tam-Tam der Batete 189. Die Schulze'sche Expedition nach dem südlichen Kongobecken 224. Becker's Expedition nach dem oberen Kongo 288.
Süden. Deutsche Expeditionen von Angra Pequena aus 16. 158. Angra Pequena nach der Schilderung des Kapitäns Aschenborn 95. Befahrung des unteren Limpopo 111. Schulz nach dem Zambesi 112. Englische Annexionen 112. 239. Bahn nach der Delagoabai 127. Boerenfreistaat im Zululande 176. Paiva d'Andrada nach Sofala 191. Annexionen 239.
Westen. Portugiesische Expedition in der Provinz Mossamedes 16. Büttikofer's Bericht über Liberia 40. 57. 75. 87. Leichenbestattung der Bayanji 112. de Brazza's Expedition 141. Brandon Kirby über das Aschantireich 142. 191. Bimbia am Camerungebirge 157. Menschenfresserei der Jolah 159. Die Bambaras 159. Zuflüsse des Kongo 175. Liebe der Herero zum Vieh 191. Die Duallaneger am Camerunflusse 207. Englische Annexionen im Nigerdelta 208. 253. Westafrikanisches 253. 268. Das Camerungebiet und die Küste südlich davon 254. Die Association Internationale und ihre Angestellten 256. 384. Europäische Expeditionen im Meerbusen von Guinea 255. Das Gebiet von Groß- und Klein-Popo 268. Deutsche Annexionen 269. 288. Flegel's Rückkehr vom Niger 271. Vertreibung amerikanischer Missionare aus Bihé 351. Flamini's Tod 351. Johnston's Werk über den Kongo 352. Nachrichten aus Camerun 352. Hanssens' Fahrt nach dem oberen Congo 384. Loango-Expedition 384.
Inseln. Fernando Póo und die spanischen Besitzungen im Golf von Guinea 64. Von den Capverdischen Inseln nach Volama. Von Richard Greeff 121. 137. Die Pintaderas von Groß-Canaria 240. Amerikanischer Handel mit Madagaskar 256. Keller nach Madagaskar 288. Handbuch für Madeira 384.

Australien.

Wollerport 128. Export von gefrorenem Fleische 142. Unterstützte Einwanderung und Arbeitsmangel 142. Bevölkerungszahl 384.
Südaustralien. Perlmuscheln bei Port Darwin 64. Spiele der Nordaustralier 127. Staatsschulden 142. Das Land am Mc Arthur-Flusse 142. Bohrversuche beim Lake Eyre 143.
Victoria. Statistisches 159. Kohle 159.
Neu-Süd-Wales. Hafenplage 159. Goldfund 352.
Queensland. Mulligan nach den Mc Kinlay Ranges 143. Zuckerplantagen 336.

Inseln des Stillen Oceans.

Europäische Kolonien. Der Maorikönig nach England 80.
Neu-Guinea. Die Einwohner nicht als Landarbeiter zu gebrauchen 64. Forbes nach Neu-Guinea 143. Neuere Nachrichten 143. Englisches Protektorat 143. Die Mission im niederländischen Theil von Neu Guinea 256. Englisches Urtheil über die letzten Expeditionen 272. Zweite Expedition des „Melbourne Argus" 272. Steinmeißel 272. William's Reise 288. Neue Reiseprojekte 288. Englische Annektion der Südküste 304.
Das übrige Melanesien. Einheimisches Geld in Neubritannien 143.
Polynesien. Die Deutschen auf Hawaii 304.

Nordamerika.

Semler, Das Reisen nach und in Nordamerika 16. Kapitän Jacobsen's Reise an der Nordwestküste Amerikas 320. 360. Amerikanische Völkerverwandtschaften 320.
Britisch-Nordamerika. Eskimos und Settlers in Labrador 16. Die Chinesenfrage in Britisch-Columbia 256. Meteorologische Stationen in der Hudsonsstraße und Hudsonsbai 353.
Vereinigte Staaten. Die skandinavische Einwanderung 96. Abnahme des großes Wildes 128. Sweet und Knox, Humoristische Reise durch Texas 143. Der neue Vulkan Bogoslow oder Grewingk bei Alaska 224. Die Terpentinindustrie im Süden der Vereinigten Staaten 348.
Mexiko. Die Schiffseisenbahn von Tehuantapec 16. Eine Reliquie aus Montezuma's Zeit 46. Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen 65. 81. 97. 113. Hesse-Wartegg's archäologische Reise 96. Deutsche Einwanderung für Mexiko gesucht 256. Das Eisenbahnnetz 288. Neue Generalkarte 288.
Centralamerikanische Staaten. Völker und Sprachen in Guatemala 270.

Südamerika.

Hugo Zöller's Pampas und Anden 176.
Colombia. Fortschritte am Panamakanale 144.
Venezuela. Die Venezolanische Bergbaugesellschaft El Callao 79. Asphaltminen und Petroleumquellen 159. Dr. Sievers nach der Cordillere von Merida 288.

Digitized by Google

Guiana. Unter den Indianern von Guiana 11. 23.
Brasilien. Brasilianische Kirchenfeste. Von C. Canstatt 60. Baumwoll-Industrie 160. Untersuchung der Sambakis 160. Brasilianische Salzgewinnung. Von C. Canstatt 173. Die Expedition des Dr. von den Steinen 336. Der jetzige Stand der Sklavenfrage. Von W. Breitenbach 380.
Bolivia. Neue Handelsstraße nach Bolivia 176.
Argentina. Die Lasserre'sche Expedition 144. Untersuchung des Pilcomayo 160. Moreno's wissenschaftliche Reise 160. Landspekulationen 192.
Peru. Die Zukunft Perus 192.

Polargebiete.

Meteorologische Beobachtungen auf Nowaja Zemlja 48. Das Ende der Greely'schen Nordpolar-Expedition 94. Weiteres über die Greely-Expedition 103. Russisches Projekt zur Erreichung des Nordpols 112. Sibiriakow's Fahrten nach dem Jenisei 144. Trümmer der „Jeannette" 176. 320. H. Abbes, Die Eskimos des Cumberland-Sundes 198. 213. Neue Projekte 208. Die Resultate der Greely-Expedition 219. Die Ueberwinterung der dänischen Expedition zur Erforschung der Ostküste von Grönland. Von V. Garde. (Deutsch von W. Finn) 233. Reise der „Fylla" an der grönländischen Westküste 240. Die Eisverhältnisse im Polarmeere im Sommer 1884. Von W. Finn 254. Die deutsche Nordpolar-Expedition nach dem Cumberland-Sunde. Von H. Abbes 294. 312. 320. 343. 365. Boas' Rückkehr 352.

Oceane.

Die hydrographischen Vermessungen der Engländer im Jahre 1883. 349.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Ethnologisches. Steinkocherei 16. 144. 320. Eine Einleitung in die Kulturgeschichte 133. Die Metalle bei den Naturvölkern 155. Die Grundlagen des Rechts. Von Richard Andree 203.
Vermischtes. Zur Geschichte des Eisens 119.

Vom Büchertische.

J. Nordmann, Unterwegs 63.
Europäische Wanderbilder 63. 158. 255.
Bastian, Indonesien 80.
Prshewalski, Reisen in Tibet 126.
Chavanne, Carte de l'Afrique Equatoriale entre le Congo et l'Ogooué 127.
Bastian, Allgemeine Grundzüge der Ethnologie 128.
Tylor, Einleitung in das Studium der Anthropologie und Civilisation 133.
O. Hübner, Geographisch-statistische Tabelle aller Länder der Erde 144.
R. Andree, Die Metalle bei den Naturvölkern 156.
Büttner, Das Hinterland von Walfischbai und Angra Pequena 158.
Rauber, Urgeschichte des Menschen 160.
Hölzel's Geographische Charakterbilder 192.
Kirchhoff und Supan, Charakterbilder zur Länderkunde 192.
J. Olpp, Angra Pequena und Groß-Nama-Land 240.
J. Golovackij, Geographisches Lexikon der west- und südslavischen Länder 285.
Ploß, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde 318.
W. Werner, Das Kaiserreich Ostindien und die angrenzenden Gebirgsländer 335.
Roskoschny, Das asiatische Rußland 368.
v. Tröltsch, Fundstatistik der vorrömischen Metallzeit im Rheingebiete 382.

Biographisches, Personalien.

Todesfälle und Nekrologe: Huber 239. Flamini 351.

Becker 288. Boas 352. Brandon Kirby 142. de Brazza 141. Büttikofer 40. 57. 75. 87. Buonsanti 95. 141. Capello 16. De Carvalho 141. Cushing 126. Dalgleish 287. Doughty 303. Edelfelt 288. Ehrenreich 160. Euting 107. Falberg 160. Favenc 142. Flegel 271. Forbes 143. De Foucauld 111. Glaser 351. Goldie 143. Graham 126. Hagen 287. 288. Hanssens 176. 384. Von Hesse-Wartegg 96. Holt-Hallett 126. Hovgaard 208. Huber 141. Johnston 111. 124. Ivens 16. Kammel 64. Keller 288. Korthals 111. Lasserre 144. Sir H. Low 126. Lumsden 208. Marche 32. Massari 384. Melville 208. Michow 48. Moreno 160. Moser 331. J. von Müller 158. Mulligan 143. Reis 32. 106. Paiva d'Andrada 191. Passavant 256. 352. Paulitschke 64. Petitot 320. Pohle 159. Potanin 239. Prshewalski 239. 335. Radwiz 32. Ramsay 15. Regel 32. Von Rogozinski 256. 352. Aurel Schulz 112. Schweinfurth 95. Serpa Pinto 288. Sibiriakow 144. 286. 334. Sievers 288. Soleillet 351. Stanley 175. Von den Steinen 336. Svenonius 271. Thomson 63. Williams 288. Ximenes 191.

Verfasser

(auch von übersetzten und herübergenommenen Artikeln).

H. Abbes 198. 213. 294. 312. 320. 343. 365.
R. Andree 203. 318.
F. Blumentritt 188.
W. Breitenbach 380.
C. Bock 206.
C. Canstatt 60. 173.
T. de Cuevas 236. 251.
F. A. Finger 14.
W. Finn 78. 233. 255.
V. Garde 233.
Sp. Gopčevic 283. 301.
R. Greeff 121. 137.
E. Kramberger 7. 27. 44. 151. 166. 182. 201.
W. Kobelt 220. 230. 247. 263. 298. 315.
E. Metzger 376.
H. Schanz 169. 185.
E. Schlagintweit 55. 71.
H. Vambéry 331. 345.

Illustrationen.

Europa.

Slavonien.

Uebergang über die Buka bei hohem Wasserstande 7.
Weg aus der Fruška-gora hinab zur Donau 9.
Glockenstuhl der Katholiken in Opatovac 10.
Betstuhl des Despoten Vuk Branković in der Kirche zu Slankamen 167.
Bewohntes Erdloch in Slankamen 168.
Bauermädchen aus Čalma im Festkleide 184.

Griechenland.

(Belle's Reise.)

Das Thal des Alpheios 130.
Die Ruinen von Olympia 131.
Typen und Trachten aus dem Thale von Olympia 132.
Kirchenruine bei Elis 146.
Frau aus Lala 147.
Albanesin aus Morea 147.
Kirche unweit der Ruinen von Psophis 148.
Das Kloster Megaspilion 149.
Thal bei Megaspilion 150.
Aussicht auf den Meerbusen von Korinth mit dem Parnassos im Hintergrunde 162.
Der Stymphalossee 163.
Seeleute von den Kykladen 164.
Tinos 165.
Die Kaimeni bei Santorini 178.
Der innere Steilabfall von Santorini 178.
Seemann von Kos 179.
Ein Sphakiote 180.
Kretische Küste 181.

Digitized by Google

Asien.

Giljaken vom Amur 311.

Persien.

(Dieulafoy's Reise.)

Der Meidan-i-Schah in Ispahan 194.
Musikanten, den Aufgang der Sonne begrüßend 195.
Vorhalle der Medschid-i-Schah 196.
Ein Mollah aus der Medschid-i-Schah 197.
Der Mihrab in dem vom Chalifen Almansur erbauten ältesten Theile der Medschid-i-Dschuma 210.
Die Medschid-i-Dschuma in Ispahan 211.
Porträt eines Sejid von Ispahan 212.
Schirin-Chanum, erste Frau des Sejid Mohammed Hussein 213.
Aeußere Bekleidung einer Mogul-Moschee 226.
Ainak Chaneh (Haus der Spiegel) 226.
Die Brücke Hassan Beg 227.
Untertheil der Brücke Hassan Beg 228.
Straße in der Vorstadt Abbas Abad 229.
Die Scheristan-Brücke 230.
Dieulafoy's Karawane in Ispahanek 242.
Nach Bombay auswandernde Armenierinnen 243.
Ansicht von Jezdechast 244.
Der Musikant der Karawane 245.
Händler mit Angorakatzen 246.
Sohn des Statthalters von Abâde 258.
Bachtijarifrauen 259.
Der Derwisch mit dem Tigerfell 260.
Denkmal des Kyros 261.
Gabri Maderi-Soleiman, das Grab des Kyros 262.
Gabr-i-Mader-i-Soleiman nach der Rekonstruktion Dieulafoy's 274.
Façade eines Grabes unterhalb des Tacht-i-Madr-i-Soleiman 275.
Die Felsgräber von Nakschi-Rustam 276.
Der Triumph Schapur's 277.
Sassanidisches Relief 278.
Die Feueraltäre von Nakschi-Rustam 290.
Gesammtansicht von Tacht-i-Dschamschid 291.
Geflügelte Stiere vor der Thorhalle des Xerxes 292.
Südlicher Portikus der Säulenhalle Tschihil-Minar 293.
Thür des Darius-Palastes (Tacht-i-Dschamschid) 306.
Palast des Darius (Tacht-i-Dschamschid) 307.
Treppe des Dariuspalastes 307.
Löwe, einen Stier angreifend (Tacht-i-Dschamschid) 308.
Gebernfamilie 309.

Hinterindien.

Chinesische Pflanzung in Malakka im Beginne 2.
Malabarischer Straßenarbeiter und chinesischer Kleinhändler in Malakka 3.
Veranda eines malaiischen Hauses 4.

Philippinen.

(Montano's Reise.)

Negritos von der Sierra de Mariveles auf Luzon 5.
Hochzeitstanz der Negritos 6.
Abendunterhaltung in einer Tagalenfamilie 18.
Ein Gobernadorcillo 19.
Tagalische Ortschaft auf Luzon (Mahayhay) 20.
Der Vulkan Mayon, von der Casa Real in Albay aus gesehen 21.
Markt in Daraga 22.
Eine Straße von Libog 34.
Inneres einer Bicol-Hütte 35.
Ein Cuadrillero 36.
Anblick der spanischen Stadt Joló oder Sulu 37.
In der Hütte eines reichen Suluaners 38.
Ein ackernder Sklave auf Sulu 39.
Mohammed, Sultan von Sulu (1880) 50.
Empfang beim Sultan von Sulu 51.
Eine Frau mit Ausliegern 52.
Mädchen von Sulu 53.
Marktplatz in Maibun 54.
Malaie, Biadjaw und Bugi von der Bai von Sandakan (Borneo) 322.
Eine Straße der Stadt Davao 323.
Ein Häuptling der Bagobos auf der Reise 324.
Atlas von Vulkan Apó 325.
Töchter eines Tagabawahäuptlings im Ballostüme 326.
Begräbnißstätte der Samals auf dem Eilande Malipano 327.
Sibulan, die Residenz des Bagobohäuptlings Mani 338.
Bambubrücke über den Rio Tagulaya 339.
Der Vulkan Apó, aufgenommen in der Seehöhe von 2000 m. 340.
Panorama des Golfs von Davao, aufgenommen vom Apó (in der Höhe von 2400 m) 341.
Der Muchacho Lorenzo, ein Bisaya 342.
Vincuñgan, maurisches Dorf am Tágum 342.
Mandaya-Niederlassung am Tágum 355.
Töchter eines Mandaya-Datto 356.
Inneres einer Mandaya-Hütte 357.
Mandayas auf Flößen die Stromschnellen des Sálug passirend 358.
An der Barre des Rio Gigaquit 370.
Mgnobo-Häuptling aus dem Innern von Mindanao 371.
Mandaya-Krieger aus dem Innern von Mindanao 371.
Marsch an der Ostküste Mindanao's 372.
Landschaft in Ost-Mindanao. Im Vordergrunde zwei Bancas vor Anker 373.
Guianga-Krieger 374.

Nordamerika.

Mexiko.

(Charnay's Reise.)

Vasen aus Yucatan und Teotihuacan 66.
Reste des ersten Palastes in Kabah 67.
Einzelheiten vom ersten Palaste in Kabah 68.
Treppe und Inneres des Palastes von Kabah 69.
Zweiter Palast in Kabah 69.
Basreliefs von Kabah 70.
Die Hacienda Uxmal 71.
Palast des Gouverneurs in Uxmal 82.
Details von der Hauptthür des Palastes des Gouverneurs in Uxmal 83.
„Inschrift" vom Hause des Gouverneurs in Uxmal 84.
Das Haus des Zwerges in Uxmal 84.
Campeche 85.
Fonda Grijalva in Frontera 86.
Terracotta-Idole aus Tabasco 98.
Das Fällen des Mahagoniholzes 99.
Don Pepe Mora 100.
Lacandonen 101.
Idol aus einem lacandonischen Tempel 102.
Lacandonische Vasen aus Ville Lorillard 114.
Erster Tempel in Ville Lorillard 115.
Modell eines alten Tempels 116.
Skulpirter Thürsturz aus Ville Lorillard 117.
Thürsturz aus Ville Lorillard, ein dem Cucukan dargebrachtes Opfer darstellend 118.

Nordwestküste.

Das Haidadorf Masset 360.
Tanzmasken 362.
Der alte Oberhäuptling Negetze nebst Tochter 368.

Nordpolargebiete.

Zelt mit Vorhalle aus Schnee und Vorrathshaus der Eskimos am Cumberland-Sunde 199.
Messer aus Renthiergeweih zum Schneiden des Schnees 199.
Querschnitt eines iglu oder Schneehauses 199.
Grundriß eines Schneehauses 199.
Uladluneung, Harpune zum Spießen der Lachse 200.
Umiak 201.
Bogen aus Renthiergeweih und knöcherner Pfeil 201.
Kayak mit Jagdausrüstung und Ruder 214.
Gerippe eines Kayak 214.
Ihimak oder Tulak, großer Wurfspeer für Seehunde und Walfische 214.
Harpune Naulak (Spitze des Ihimak) 215.
Ledernes Etui mit beinernen Nadeln zum Verschließen von Harpunenwunden 215.
Wurfspieße für Enten (Nuing) und Handholz zum Schleudern derselben 215.
Vorder- und Rückseite einer alten Lanzenspitze aus Knochen 216.
Alte Lanze aus Knochen mit eingesetzter eiserner Schneide 216.
Harpune mit langer knöcherner Spitze 216.

Vermischtes.

Aegyptisches Eisen aus der großen Pyramide 120.
Makololo-Eisenschmied 120.
Altassyrische Eisenluppen aus Khorsabad 120.
Der Laht von Dehli 120.
Hand und Fuß des Schimpanse und des Menschen 134.
Patagonier und Buschmann 134.
Scheitelansichten von Schädeln 135.
Frauenporträts 135.
Cafuiaweib 135.
Pater noster in mexikanischer Bilderschrift 136.
Hieroglyphische und hieratische Zeichen, verglichen mit phönicischen und anderen Buchstaben späterer Alphabete 136.
Entwickelung der Harfe 136.

Karten und Pläne.

Ein Theil der Provinz Albay 22.
Plan des ersten Tempels in Ville Lorillard 116.
Das östliche Mindanao 1 : 2 500 000 354.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen.

I.

Den 19. Juni 1879 langte der französische Gelehrte Dr. J. Montano mit seinem Gefährten Dr. Paul Rey glücklich in Singapur an, nachdem beide Frankreich am 20. Mai verlassen hatten, um im Auftrage des Unterrichtsministeriums eine Forschungsreise nach dem östlichen Theile der malaischen Inselwelt anzutreten. Ihr nächstes Ziel bildete Manila; da aber der Postdampfer, welcher die Verbindung zwischen den Philippinen und Singapur aufrecht hält, noch nicht eingetroffen war, so wollte Montano die Frist nicht unbenutzt verstreichen lassen, ohne sich bis zur Ankunft des Dampfers mit jenen interessanten Völkerschaften zu beschäftigen, welche unter dem Namen der Manthras (Mantiras), Udais, Knabouis, Jakuns, Saklays, Orang-Biduanda-Kallang, Orang-Binuas (von Johore) und Semangs das Binnenland der Halbinsel Malakka bewohnen und mehr oder minder den Negritos der Philippinen gleichen. Die beiden Franzosen schifften sich auf einem chinesischen Fahrzeuge ein, das sie nach dem stillen Malakka brachte. Das einstige Handelsemporium des Ostens ist heute auf den Besuch Fremder nicht eingerichtet; so mußten Montano und Rey die Gastfreundschaft des französischen Missionars P. Ponget in Anspruch nehmen. Durch ihren liebenswürdigen Wirth erfuhren die Reisenden die Anwesenheit eines andern Landsmannes Namens Rolland, der 40 km nördlich von der Stadt bei Kessang ein Landgut besaß. Montano war über diese günstige Gelegenheit, zu den Wohnsitzen der Manthras zu gelangen, um so mehr erfreut, als Rolland ihm von Paris her schon bekannt war und sich sofort bereit erklärte, die beiden Gelehrten nach seinem Besitzthum mitzunehmen.

Ehe man die Stadt verließ, machte man dem Gouverneur die Aufwartung, welchem die schwierige Aufgabe obliegt, Malaien, Chinesen und die Eingeborenen des Innern dem englischen Interesse dienstbar zu machen. Die Söhne des himmlischen Reiches leben hier in nicht geringer Anzahl, man kann sie in zwei Klassen eintheilen: Rentiers und Squatters. Die ersteren sind ehemalige Kaufleute von Singapur und Penang, die sich nach Erwerbung eines Vermögens hier dauernd niedergelassen haben, so daß Malakka eine Art Buen-Retiro dieser sonst stets sich nach der Heimath zurücksehnenden Rasse geworden ist. Ihre eleganten oder zum mindesten solid gebauten Häuser unterscheiden sich schon von weitem von den Bambuhütten der Malaien, wie auch auf den Straßen die hübschen Kutschen der Chinesen stark gegen die primitiven Karren abstechen, in denen die Frauen der malaischen Vornehmen auszufahren pflegen. Dieser Klasse von Rentiers stehen die ärmeren Chinesen gegenüber, welche theils zu Malakka selbst den Kleinhandel und verschiedene Handwerke betreiben, theils der Bebauung des Bodens und zwar der Kultur des Maniokstrauches (Jatropha manihot) sich widmen. Sie sind es, welche die dichten Wälder ausroden und mit jener Nährpflanze bestellen. Die Regierung giebt ihnen Landconcessionen giltig für zehn Jahre; diese Einschränkung der Nutznießung erfolgt aus dem Grunde, weil die Kultur dieser Pflanze den Boden in einem solchen Grade erschöpft, daß er dann ein Vierteljahrhundert brach liegen muß. Als echte Squatter überschreiten die wenig skrupulösen Chinesen sehr gerne die Grenzen ihrer Concession, so daß es der regsten Aufmerksamkeit der Behörden bedarf, um

Geſetzesüberſchreitungen auch anderer Art zu verhindern. Das malaiſche Element wird in der Stadt Malakka immer mehr und mehr von dem chineſiſchen verdrängt, ſo daß erſt die umliegenden Dörfer ſich als malaiſche Anſiedelungen präſentiren können; ſie ſind durch gute fahrbare Straßen mit einander verbunden. Alle dieſe malaiſchen Ortſchaften weiſen daſſelbe Aeußere auf: in der Mitte ein oder zwei chineſiſche Kaufläden, ein Polizeipoſten und rings verſtreut unter Bunga-Radjahs (Hibiscus Rosa Sinensis, eine Malvacee) und Kokospalmen die Hütten der Malaien, in deren Umgebung Büffel oder doppelhöckerige Rinder ſchweifen. Tiefe Stille herrſcht allhier, nur des Abends tönen monotone Geſänge herüber. Wenn nicht der Fanatismus oder ein beſonderes Ereigniß die Wuth des Malaien entfacht, ſo bringt er ſeine Zeit damit zu, unter der Veranda kauernd ſeine Kinder zu ſchaukeln und zu rauchen, während die Frau Holz und Waſſer herbeiſchleppt und die Laſt des Hausweſens ganz auf ihre Schultern nimmt. Auffallend iſt das ſchweigſame Betragen der Kinder. Auf dem Wege nach Keſſang, den die Reiſenden auf der Hinreiſe zur Nachtzeit, auf der Rückfahrt aber bei Tage zurücklegten, feſſeln die Aufmerkſamkeit des Fremden die Polizeipoſten, die von je zwei bis ſechs eingeborenen Soldaten (Mata-mata) bezogen werden, die mit der übrigen Welt durch die chineſiſchen Hauſirer und die Straßenaufſeher und Arbeiter in Verbindung ſtehen; dies ſind Leute von der Malabarküſte,

Chineſiſche Pflanzung in Malakka im Beginne. (Nach einer Skizze Montano's.)

welche durch ihren ſchlanken Körperbau und die Adlernaſe ſich auffallend von den Malaien unterſcheiden.

Am 29. Juni erreichte Montano mit ſeinen Gefährten das Reiſeziel, Keſſang, deſſen Hütten meiſt vom Centrum des Ortes entfernt in den Reisfeldern liegen, die von bewaldeten Bergen umſäumt werden. Durch die Vermittelung des Herrn Rolland war es geglückt, einen jungen Manthra als Führer anzuwerben, welchen einſt der Hunger aus den Wäldern nach Keſſang getrieben, wo er ſich auch die malaiſche Sprache ſo ziemlich angeeignet hatte. Unter ſeiner Leitung brach man nach Bukit Kumunin auf, einer Niederlaſſung ſeiner Stammesbrüder, etwa 20 km nördlich von Keſſang gelegen. Der Weg führte durch einen prächtigen Wald bis Bukit Kumunin ſelbſt, das aus einer einzigen kleinen Hütte beſteht, welche unter dem Eindrucke, den die ſie beſchattenden Rieſenbäume hervorrufen, wie eine Zwergbehauſung den Reiſenden erſchien. Der Führer Pang-Lima war mit Geſchenken beladen vorausgeeilt, um ſeine Stammesgenoſſen von der Ankunft der Europäer zu benachrichtigen, ſonſt wären dieſe ſcheuen Leute auf und davon gelaufen. Trotz dieſer Vorſicht blieben ſie bei dem Erſcheinen der ungewohnten Weißen wie verſteinert ſtehen und erſt den freundlichen Worten Pang-Lima's wich die Blödigkeit der ſchier verſteinerten Waldmenſchen, ſo daß man ſie ausfragen und an ihnen anthropologiſche Meſſungen vornehmen konnte.

Die Tribus von Bukit Kumunin beſtand nur aus neun Erwachſenen und vier Kindern. Die armen Leute waren halbnackt, entſetzlich ſchmutzig und abgehungert und mit Hautkrankheiten behaftet, wie ſie denn auch an anderen

chroniſchen Leiden litten. Die Behauſung erſchien ſo gebrechlich, wie deren Inſaſſen; die Hütte birgt in ihrem Innern einen ſtets in Gluth gehaltenen Brand, um das mühſame Feueranmachen durch Aneinanderreiben zweier Bambusſplitter ſich zu erſparen. Die Einrichtung der Hütte beſchränkte ſich auf einige grobe Gefäße und Körbe und ein Mosquitonetz, daß die Manthras offenbar von einem chineſiſchen Händler eingetauſcht hatten, um ſich vor der unerträglichen Plage zu retten, welche die zahlloſen Stechmücken dem Bewohner der Wälder Malakkas bereiten.

Der Ackerbau wird in ſehr primitiver Weiſe betrieben: man robet ein Stück Wald aus, brennt die noch zum Theil grünen Stämme ab, ſo daß nur das Laub, die kleinen Aeſte und die Lianen zu Aſche verbrennen; zwiſchen die verkohlten Stämme, welche der Sonne das Licht verwehren, pflanzen ſie nun etwas Reis, Ubi Manis (Dioscorea Species) und Maniok. Außerdem leben ſie von dem Ertrage der Jagd, in welcher ſie ſich ſehr geſchickt erweiſen, obwohl ſie als Waffen nur den Parang, ein breites Waldmeſſer, und das Blasrohr kennen, mit welch letzterem ſie vergiftete Pfeile abſchießen, die aber nicht weit tragen. Den Parang erwerben ſie ſich durch den Tauſchhandel, das Blasrohr iſt ihr eigenes Fabrikat. — Die Manthras ſind nicht unbegabt, aber der angeborene Hang zum Nichtsthun im Vereine mit ihrem Leichtſinn hindern ſie an jedem Fortſchritt zu Beſſerem. Ihr Körperwuchs, ſowie andere anthropologiſche Merkmale erinnern an die Negritos der Philippinen; nach den Meſſungen Montano's beträgt die Körperlänge bei den Männern 1489 mm, bei den Weibern 1424 mm.

Malabariſcher Straßenarbeiter und chineſiſcher Kleinhändler in Malakka. (Nach Photographien.)

Montano beſuchte hierauf noch einzelne Tribus der Knabuïs, Jakuns und Udaïs, welche den Manthras mehr oder minder gleichen. Alle dieſe Stämme des Binnenlandes, deren Idiome zum Theil nichts Anderes als ein mit ſiameſiſchen Worten gemengter Dialekt des Malaiſchen zu ſein ſcheinen, führen ein elendes Daſein, da die ihnen innewohnende Trägheit ſie davon abſchreckt, durch Arbeit in den chineſiſchen Plantagen ſich einen geſicherten Nahrungszweig zu verſchaffen. Die Malaien rauben ihnen ihre Frauen und Kinder, um ſelbe in die Sklaverei zu ſchleppen. Die britiſchen Behörden beſtrafen zwar derartige Vorfälle mit unerbittlicher Härte, aber nur ſelten gelangt die Kunde ſolcher Verbrechen zu den Ohren der Obrigkeit, von deren Exiſtenz die unglücklichen Opfer malaiſcher Raubgier keine Ahnung beſitzen. In Ayer-Salak, in der unmittelbaren Nähe von Malakka, befindet ſich eine katholiſche Miſſion für dieſe Wilden, und ein von Nonnen geleitetes Penſionat, in welchem man Mädchen aller Raſſen der Halbinſel findet. Die jungen Manthra Mädchen dieſes Inſtitutes kehren nach Vollendung ihrer Ausbildung nicht mehr zu ihren Landsleuten zurück; ſie ziehen es vielmehr vor, als Gattin eines Chineſen ein beſſeres Leben zu führen, als es ihnen an der Seite eines Manthra-Kriegers bevorſteht. Nach der Beſichtigung jener Inſtitute Ayer-Salaks kehrte Montano mit einem chineſiſchen Steamer von Malakka nach Singapur zurück, welches er am 15. Juli verließ, um an Bord des ſpaniſchen Dampfers „Panay“ nach Manila aufzubrechen.

Am 21. Juli fuhr der „Panay“ in die Bai von Manila ein, deren weſtliche Geſtade von dem Höhenzuge der Sierra de Mariveles beherrſcht werden; zwei Stunden ſpäter erblickte man die rothen Dächer der Hauptſtadt der Philippinen, welche reizend am Fuße blauer Berge mitten im Grünen liegt. Manila ſelbſt iſt in raſchem Wachsthum begriffen, die eigentliche, ummauerte Stadt iſt rings von zuſammenhängenden, großen Vorſtädten umgeben, mit denen zuſammen die von Legazpi im Jahre 1571 gegründete Kapitale des ſpaniſchen Aſiens 92 256 Einwohner im Jahre 1879 zählte. Die Hauptmaſſe der Bevölkerung der Stadt bildet der tagaliſche Zweig der malaiſchen Raſſe; nächſt dieſem Volke ſind auch die Chineſen und deren Miſchlinge ſtark vertreten, während Weiße und deren Miſchlinge nur in geringer Anzahl vorhanden ſind. Die Tagalen bewohnen den mittlern Theil der Inſel Luzon; ſie ſind ebenſo wie die Bicols, Viſayas, Pampangos ꝛc. Chriſten, während die malaiſchen Bewohner der Berglandſchaften Heiden, die Bewohner der weſtlichen Küſten Mindanaos, ſowie des Sulu-Archipels, der ſüdlichen Hälfte der Inſel Paragua (Palawan) und Balábacs Mohammedaner ſind, welche von den Spaniern Moros genannt werden. Außer dieſen Stämmen malaiſcher Abkunft bergen die Wälder und Gebirge Luzons, ferner der Inſeln Tablas, Pánay, Negros, Cebú und Mindanao eine fremdartige Raſſe, die ein großes Intereſſe für Anthropologen bietet; es iſt dies jene Raſſe, welche von den Spaniern mit dem Namen der Negritos bezeichnet worden iſt, und die man als die Urbevölkerung des Archipels erkannt hat. Die Negritos leben auf einer viel niederen Stufe der Kultur als die Malaien des Archipels, vor denen ſie ſich ſcheu in die Bergwildniſſe

zurückgezogen haben, um dort eine unſtäte Lebensweiſe zu führen. Dieſen merkwürdigen Volksſtamm näher kennen zu lernen, war eine der Aufgaben, welche Montano durchzuführen ſich vorgenommen hatte. Zu dieſem Behufe ſchifften ſich die Franzoſen nach Balanga ein, der Hauptſtadt der benachbarten Provinz Bataán, in deren Gebirgen Negritos hauſen, an welchen bereits die deutſchen Forſcher F. Jagor, Dr. A. B. Meyer und Dr. A. Schadenberg ihre Studien angeſtellt haben. Der Dampfer mußte ſchon in beträchtlicher Entfernung vom Geſtade ſtoppen, da die Küſtenwäſſer ſeicht ſind und die von Jagor und Semper eingehend beſchriebenen Fiſchereivorrichtungen der Tagalen eine größere Annäherung an das Land nicht geſtatten. Die liebenswürdige Aufnahme durch den Gouverneur der Provinz und einen von Manila aus von befreundeter Hand empfohlenen Gerichtsnotar Namens Don Cipriano del Roſario ermöglichte die raſche Realiſirung der von den Reiſenden gefaßten Pläne. Die Negritos der Provinz Bataán ſind durch die kluge Güte des Gouverneurs in friedliche Leute verwandelt worden, welche niemanden mehr mit dem Leben bedrohen, weil auch ſie nicht mehr, wie in vergangenen Zeiten, von den Tagalen wie ein ſchädliches Wild gejagt und abgeſchlachtet werden. So konnte nun der Gouverneur den Franzoſen die Ueberraſchung bereiten, daß bereits den Tag nach ihrer Ankunft eine Deputation von Negritos vor den freudig erregten Gelehrten erſchien.

Veranda eines malaiſchen Hauſes. (Nach einer Photographie.)

Dieſe Leute erſchienen im einfachen Naturgewande, nur der Chef der Geſandtſchaft trug zwar keine Hoſen, dagegen einen Frack nach der Mode des Jahres 1830 und einen ſchwarzen Hut, deſſen Seidenhaare ſorgfältig gegen den Strich gebürſtet waren. Alle benahmen ſich ſehr unterwürfig und luden die Franzoſen zum Beſuche ihres Dorfes ein. Dieſe Negritos gleichen durch ihre Hautfarbe und das gekrauſte Haar den afrikaniſchen Negern und den Papúas von Neu-Guinea, obwohl ſie ſich von beiden durch charakteriſtiſche Eigenthümlichkeiten unterſcheiden. Ihr Schädel iſt brachykephal, ihr Körperwuchs ſtark zurückgeblieben; nach den von Montano angeſtellten Beobachtungen beträgt die mittlere Höhe beim Manne 1,48 m, beim Weibe 1,46 m, der Bruſtkaſten iſt wenig entwickelt, die Beine entbehren der Waden, die Füße ſind einwärts geſtellt. Trotz ihrer armſeligen Geſtalt haben ſie nichts Widerliches an ſich und erſcheinen viel einnehmender als die Wilden Malakkas.

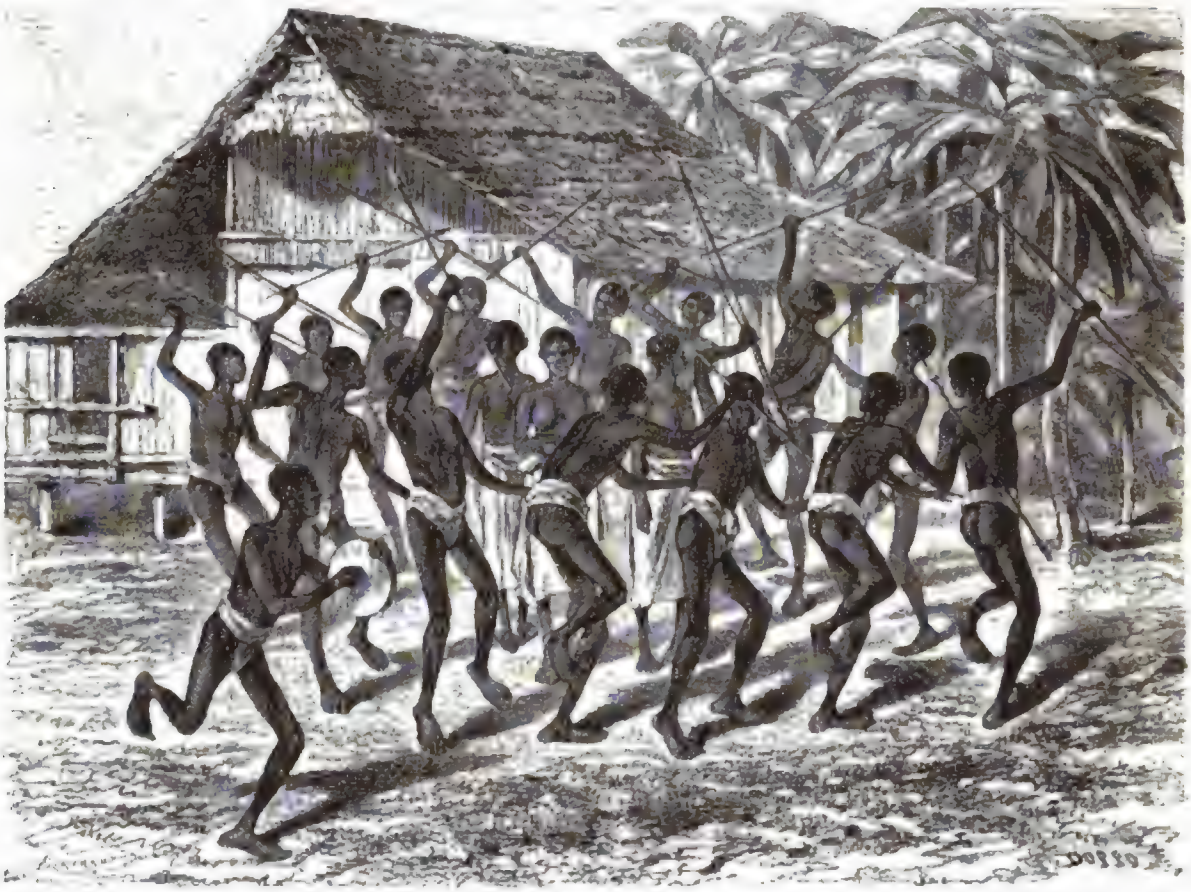
Montano ſäumte nicht, der Einladung des Häuptlings zu folgen und brach zu Pferde nach dem Negritodorfe auf. Als der Weg beſchwerlicher wurde, ließ man die Ponys zurück und erreichte zu Fuß die neue, nach tagaliſchem Muſter erbaute Hütte des Häuptlings, welche von den übrigen verſtreuten Häuschen der Niederlaſſung umgeben war, welche nur aus zwölf Männern und wenig mehr Weibern beſtand. Die Einrichtung der Häuptlingshütte beſtand aus zwei Bogen, fünf bis ſechs Pfeilen und einem halben Dutzend Teller, die wohl von den Tagalen eingehandelt worden waren, denn dieſe bringen den Negritos Tabak, Zeuge und Eiſen (für die Pfeilſpitzen), wofür ſie

Negritos von der Sierra de Mariveles auf Luzon. (Nach Photographien Montano's und Rey's.)

Digitized by Google

Reis, Baumharz und Honig (wilder Bienen) in Empfang nehmen. Geld nehmen ſie nicht an, können auch nicht über vier und fünf hinaus zählen (?). Die Negritos führten vor den Reiſenden zunächſt den Hochzeitstanz auf. Die Männer bildeten einen Kreis, wobei jeder mit der linken Hand ſich auf die Hüfte ſeines Vordermannes ſtützte, während die rechte den Bogen in den Lüften bedrohlich ſchwang; ſie drehten ſich langſam und ruckweiſe im Kreiſe herum, wobei ſie mit der linken Ferſe auf den Boden aufſtampften. Inmitten des Ringes ſtanden drei Weiber, welche aus Leibeskräften ein Lied in ſchrillen Tönen ſangen. Ein junger Negrito, der ein mit Schweinsborſten verziertes Band um die Kniekehle trug, ſprang, von Zeit zu Zeit auf ein Tamburin aufſchlagend, plötzlich in den Kreis hinein, lief um die Weiber herum, um wieder aus dem Kreiſe hinauszuſpringen; dies that er wiederholt und mit der Miene eines Diebes, der befürchtet, erwiſcht zu werden. Nach dem Tanze zeigten die Negritos ihre Gewandtheit im Schießen, zeichneten ſich aber nicht aus, ſo daß der Ertrag ihrer Jagd ein kärglicher iſt, wenn ſie auch durch Fallenſtellen ihre mangelnde Treffſicherheit zu ergänzen ſuchen. Wo ſie nicht verfolgt werden, bauen ſie auch Bananen und Camote (Convolvulus Batatas, Bl.) an.

Alle Streitigkeiten innerhalb der Tribus ſchlichtet der Häuptling im Verein mit den Greiſen, falls überhaupt die ſchwache Horde außer dem Oberhaupte noch andere bejahrte Leute zählt. Sie kennen keine andere Strafe als die Verwirkung des Lebens; dieſelbe iſt auf alle Verbrechen geſetzt,



Hochzeitstanz der Negritos. (Nach einer Skizze Montano's.)

auf den Diebſtahl und Ehebruch eben ſo gut als auf den Mord. In der letzten Zeit war es dem Sr. Chaves, dem Gouverneur der Provinz Bataán, gelungen zu erreichen, daß der Chef der von Montano beſuchten Tribus die von ihm verurtheilten Verbrecher den ſpaniſchen Behörden auslieferte, welche ſie nach einem der Bagnos der Philippinen abführte. Die genannten Verbrechen werden ſehr ſelten begangen, wie überhaupt auch die jungen Negritos eine durchweg untadelige Lebensweiſe führen, da der geringſte Argwohn über ihre Sittlichkeit ihnen jede Hoffnung benähme, eine Gattin zu finden. Der Negrito erwirbt ſich das Weib nicht durch Kauf; er übergiebt wohl ſeinem zukünftigen Schwiegervater ein kleines Geſchenk, dieſer aber ſchenkt der Tochter eine Anzahl von Gegenſtänden, welche nicht die Mitgift der jungen Frau, ſondern deren ausſchließliches Eigenthum bilden, über welches ihr allein das Verfügungsrecht zuſteht. Die Hochzeit giebt zu großen Feſtlichkeiten Anlaß. Braut und Bräutigam kriechen jedes auf einen elaſtiſchen Baum, welcher in der unmittelbarſten Nähe des andern ſteht. Die Brautleute klettern bis in die Wipfel der Bäume, welche dann vom Häuptlinge ſo an einander gezogen werden, daß die Stirnen der Verlobten ſich hierbei berühren; damit iſt der Trauungsakt zu Ende.

Das Eigenthum beruht auf ſolider Baſis. Die urbar gemachten Waldflächen gehören dem Ausroder und deſſen Erben. Stirbt ein Familienvater, ſo wird, im Ueberlebensfalle der Mutter, das Erbe in zwei gleiche Theile getheilt, die eine Hälfte erhält die Wittwe, die andere fällt an die Kinder des Verſtorbenen, welche nun ihrerſeits die Theilung weiter vornehmen.

Die Liebe der Eltern zu den Kindern iſt eine außerordentlich lebhafte; ſie wird auch in vollem Maße erwidert; Liebe und Ehrfurcht, beides offenbart ſich im Verkehre des jungen Negritos mit ſeinen Erzeugern. Dieſe Gefühle enden nicht mit dem Tode des Objektes, wie die den Grabſtätten gewidmete Verehrung bezeugt. Montano konnte ſich nicht über die Anſchauungen, welche die Negritos über das Jenſeits hegen, unterrichten.

Die Lage des Dorfes (Limay?) ſelbſt iſt eine reizende; von der Hütte des Häuptlings aus überblickt man die ganze Bai von Manila mit ihrem Kranze von blauen Bergketten; zu den Füßen des Beſchauers breitet ſich zwiſchen den erſten Vorbergen der Sierra de Mariveles und der Küſte eine herrliche, wohl angebaute Ebene aus, welche mit den regelmäßigen Vierecken der Reisfelder, den dazwiſchen auftauchenden Baumgruppen und den Silberbändern der Waſſeradern ſich wie ein wahrer Garten präſentirt. Darüber ragten die mächtigen Berggipfel der Sierra in die Höhe, bedeckt mit undurchdringlichem Walddickicht, das nur in der Umgebung des Dorfes zu Ackerbauzwecken ausgerodet war.

So ſchieden beide Theile mit Sympathien von einander, die Franzoſen erfreut über die gutmüthige Aufnahme und das Entgegenkommen der Naturkinder, dieſe dankbar erregt von den Geſchenken der Fremden, von denen der Aniſado (Aniſchnaps) und Cigarren den meiſten Anklang gefunden hatten.

Reiſe von Eſſeg durch einen Theil Sirmiens.

Von **Ernſt Kramberger.**

III.

Der im Ganzen ſo unſcheinbare Bukafluß iſt für das nordöſtliche Slavonien von größerer Bedeutung als man denken mag. Er entſpringt in den Höhen des Bukagebirges bei Pauče, fließt nach einem 18 km langen Wege im Hügellande in die ebenen Gefilde bei Bračevci, wo er ſich öſtlich wendet und viele große Krümmungen bildet. Sein Lauf iſt in Bezug auf das Gefälle ſehr ungleich, auch die Breite wechſelt, dürfte jedoch im Ganzen 20 m nicht überſteigen. Die größere und kleinere Geſchwindigkeit des Laufes verurſacht eine Menge von größeren Lachen und Pfützen am linken Ufer, die ſtellenweiſe zu Sümpfen ſich ausdehnen und dem tiefliegenden Lande linker Hand, alſo der Ebene gegen Eſſeg hin, viel Schaden zufügt. Da das rechte Ufer hoch iſt, ſo ſcheidet die Buka die an dieſer Seite liegende Ebene von Djakovar, deren Poſition dadurch höher und geſunder wird, von der oben erwähnten um Eſſeg.

Schon die praktiſchen Römer kannten die böſe Seite der Buka; ſie thaten nach Möglichkeit das ihre, um den

Uebergang über die Buka bei hohem Waſſerſtande.

„Hiulca fluvius“ durch Regelung ſeines Laufes und Austrocknung ſeiner Sümpfe der Kultur nützlich zu machen, was ihnen ſoweit gelang, daß er ſogar ſchiffbar und das anliegende Land trocken und geſegnet wurde. Da kam die indolente, kulturfeindliche Lotterwirthſchaft der Türken, und da dieſe wohl zu zerſtören, zu erhalten aber oder neu zu ſchaffen nicht verſtanden, wurde die Buka die alte, tückiſch dahinſchleichende, Verderben brütende Naturtochter. Wo die Nothwendigkeit des Verkehrs zwiſchen beiden Ufern größer iſt, da helfen ſich die Bauern, indem ſie Pfähle paarweiſe in gewiſſen Abſtänden einrammen und darüber zugehackte Balken legen, die ſie loſe oder nur durch ihr Gewicht verbinden und feſthalten, und die Brücke für Fußgänger iſt fertig.

Ein großer und ziemlich tiefer Kanal, der in der neuern Zeit ausgehoben wurde, ſammelt die Gewäſſer aus den Sümpfen ſüdöſtlich von Eſſeg und führt ſie der Buka zu, die ſie bei Brešćin aufnimmt. Hierdurch wird eine hübſche Strecke Landes der beſſern Kultur zugeführt und ein guter Ackerboden gewonnen. Die Ortſchaften Gaboš, Markušica, Paćetin und Bobota verbinden meilenweite mit Weizen, Hafer und Mais bebaute Felder, durch

Digitized by Google

die den Weg von einem Orte zum andern zu finden nicht ſo leicht iſt. Es gedeihen hier nebſt ſchönen Kürbiſſen vorzügliche Melonen. Die Bauern befaſſen ſich mit der Zucht von Schweinen, Schafen und Hornvieh. Der ſtete Begleiter der Schafherde, wie beinahe überall in Sirmien, iſt nebſt dem Schäferhunde meiſt ein langohriges Grauthier oder auch ein Paar dieſer geduldigen Geſchöpfe, die den Schäfer oder deſſen Pelz tragen und ſeine Wohnung ziehen. Dieſe iſt ein auf zwei Rädern ruhender Kaſten, der einer fahrenden Hütte ähnlich ſieht und mit der in den weiten Ebenen herumſtreichenden Herde wandert. In ihr hält der Schäfer ſein Nachtlager. Während des Tages folgt er, entweder allein oder einem Kameraden beigeſellt, mit dem Dudelſacke oder der Doppelflöte (Diple) ausgerüſtet ſeinen Schafen. In ſeinen Pelz gehüllt, der ihn auch an den heißeſten Tagen nach ſeiner Behauptung kühl hält, bietet er uns das Bild eines ruhigen Philoſophen, der den vorbeiziehenden Wanderer ganz gleichgiltig den harten Strauß mit ſeinen wüthenden Hunden ausfechten läßt und erſt auf das in der Noth ausgeſtoßene Hilfegeſchrei ſich entſchließt, die biſſigen Thiere durch gellende Pfiffe abzurufen. Der Eſel wird nicht mit dem ehrenrührigen Namen Mazarac, wie anderwärts, ſondern mit dem klangvolleren Ovčiji konj (Schafspferd) bezeichnet.

Die Bepflügung des Bodens verurſacht in den weſtlich von Vukovar liegenden Orten immer viel Umſtände. Das Erdreich iſt etwas zähe und der Bauer deshalb gewohnt, zehn, auch zwölf Ochſen vor den Pflug zu legen, um mehr Kraft zu entwickeln. Zur Bedienung dieſer Geſpanne gehören daher immer mehrere Menſchen. Einer führt an der Spitze des Zuges das erſte Ochſenpaar, um beim Wenden leichter zum Ziele zu kommen. Der zweite feuert, mit klafterlanger Peitſche an eben ſo langem Stocke ununterbrochen knallend, die Rinder an und der dritte hält die Ručica (Pflugſterze) und lenkt den Pflug, mit dem übrigens trotz alledem die von allen Seiten angerufenen und gequälten Thiere oft genug querfeldein ausreißen. Der Pflüger, gedrückt durch den ſchweren, ſehr breitkrämpigen Hut, ermüdet bei ſo komplicirter Arbeit leicht und umſomehr, da er die üble Gewohnheit hat, zur Arbeit ſehr ſpät auszurücken, wenn im Beginn des Herbſtes oder im Spätfrühjahre die Sonnenhitze ſchon läſtig wird. Da er für die Thiere nur dann Futter mitnimmt, wenn er ſehr weit zu fahren hat, ſonſt aber nur den Pflug führt, ſo kehrt er nach einigen kurzen Arbeitsſtunden wieder heim, um ſeines Viehes zu warten und auch ſelbſt zu frühſtücken. Hierbei geht mit dem Hin- und Wiederfahren ſehr viel Zeit verloren, nicht minder mit dem Vorſpannen ſo vieler Ochſen und dem Zurichten des Pfluges. Anderwärts tragen die Frauen ſingend und die Spindel drehend in überbundenen Körben den Arbeitern das Eſſen aufs Feld. Ebenſo ungeſchickt wie die Pflugführung fand ich um Bobota herum die Egge. Der zähe Boden bildet gern große Schollen und würde alſo zu deren Zertrümmerung eine ſchwere Egge erfordern. Man führt jedoch hier ganz leichte hölzerne Eggen, die kaum mit einem Steine oder mit einigen Ziegelſtücken belaſtet über die Schollen hinhüpfen, ohne ſie weſentlich zu zerkleinern. Hier kann nur Beiſpiel belehren, damit hat es aber wieder ſeine Schwierigkeit. Der hieſige Bauer iſt als griechiſch-orientaliſch konſervativ im höchſten Grade; die Scham würde ihn umbringen, wollte er etwa ſeine Pferde oder Ochſen ſo praktiſch einſpannen, wie z. B. der Böhme, und hierzu ein Kummet benutzen. Das Althergebrachte iſt für ihn ein Geſetz, an dem nicht gerüttelt werden darf.

Von der Frömmigkeit unter dem griechiſch-orientaliſchen Landvolke, wie ich ſie bei den Bewohnern des Gebirges um Orahovica ſchilderte [1]), fand ich hier kaum einen Theil. Fleißige Kirchenbeſucher ſind die Frauen, die Männer ſtehen in Gruppen vor den Häuſern oder dem Gemeindeamte und verhandeln im Saſtanak (Verſammlung) die wichtigſten Tages- und Gemeindefragen. Die Glocken bewegen höchſtens hier und da einen älteren Mann, in die Kirche zu treten. Ein Uebelſtand für die religiöſe Erziehung des griechiſch-orientaliſchen Bauern iſt meiner Meinung nach der Umſtand, daß die griechiſche Geiſtlichkeit im Allgemeinen und auf dem Lande überhaupt gar nicht predigt, alſo das Volk nicht belehrt und ihm auf dieſe Weiſe leider von Moral nichts beibringt. Sie beſchränkt ſich auf das Abſingen der Apoſtoli (Epiſteln), Beten, Beerdigen und andere allgemeine Funktionen äußerlicher Art. Für die Erziehung und die moraliſche Haltung ſorgt eben das Geſetz. Nur der natürlichen Gutmüthigkeit des Südſlaven überhaupt iſt es zum Glücke für das orientaliſch-griechiſche Volk zu verdanken, daß die Neigung zum Böſen nicht den Trieb nach dem Beſſern überwuchert und bei allem Mangel der kirchlichen Belehrung denn doch noch Ordnung und Geſittung herrſchen. Die ſtatiſtiſchen Tabellen ergeben gegen andere Provinzen für Kroatien und Slavonien an ſtrafgerichtlichen ſchwereren Fällen jährlich relativ wenig, welche der griechiſch-orientaliſchen Bevölkerung zur Laſt fallen. Bedenkt man, daß zwei Drittel davon gar keine Schulbildung beſitzen, ſo beſtätigt ſich meine oben aufgeſtellte Behauptung.

Vukovar kann als Hauptſtapelplatz aller Orte gelten, die von Vinkovce und Brđebin herwärts und zwiſchen Ilok, Šid und Tovarnik liegen. An Hausinduſtrie hat ſich in den umliegenden Orten Weberei erhalten.

Vukovar, angeblich bei den Römern ebenfalls Hinlca oder Ulca genannt, wechſelte mehrmals ſeinen Herrn und kam 1526 in türkiſche Gewalt. Nach ihrem Abzuge blieben von der einſtigen Burg nur elende Trümmer, die jetzt ganz verſchwunden ſind. In den Jahren 1738 bis 1740 wüthete hier die Peſt. Denkwürdig iſt das Jahr 1848, da eine Schaar ſerbiſch geſinnter Vukovarer in das Schloß des Herrn von Vukovar, des Grafen Elz, eindrang und ihn in ſeinem Zimmer ermordete.

Das Klima iſt der nahen Sümpfe wegen fieberbefördernd und da die Nordwinde freien Zutritt haben und die Abkühlung der Luft oft plötzlich und größere Temperaturgrade ebenſo unvermuthet eintreten, ſo ſind beim Landvolke entzündliche Krankheiten ſehr häufig.

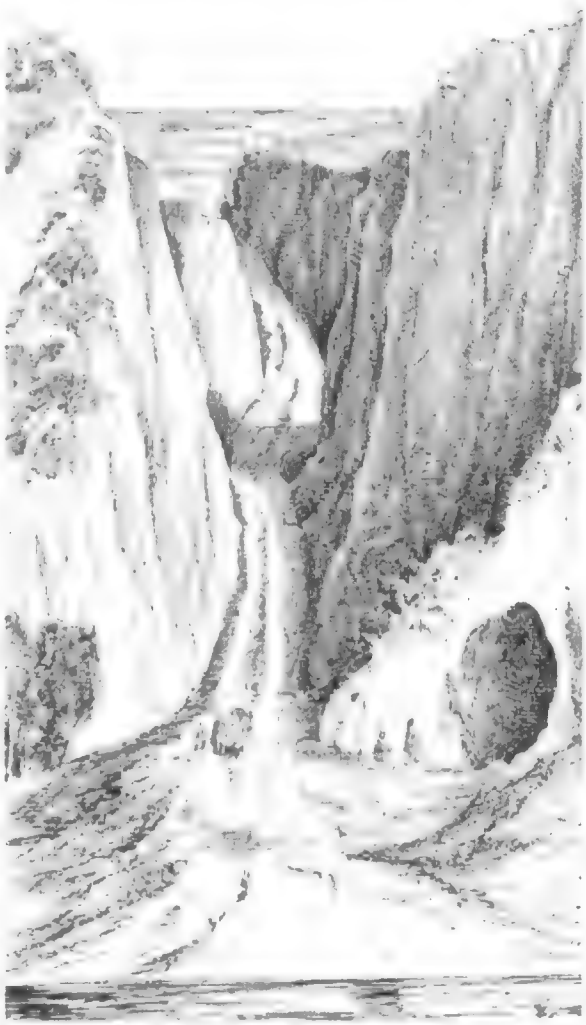
Von Vukovar fährt man gegen Oſten in kurzer Zeit auf ein freies, etwas erhaben gelegenes Plateau, wo der Blick auf Maulbeeralleen, die allenthalben in der Ferne auftauchen, trifft. Die Fruška-gora iſt von hier aus nicht recht ſichtbar, da ſie ſich, obſchon eigentlich an der Mündung der Vuka beginnend, kräftiger und maſſenhafter erſt hinter Tovarnik entwickelt und dann in öſtlicher Richtung hinzieht, dem Beſchauer alſo von hier aus nicht die Längenachſe, ſondern die unbedeutende Breitſeite bietet. Recht freundlich liegen die ſchönen mit Mais beſtandenen Felder da, und die Weingärten linker Hand, die recht gut gehalten ſind, erhöhen den einfachen Reiz des Bildes, das ſeinen Abſchluß findet im Orte Sotin, einem Dorfe mit etwa 350 Häuſern und 1800 Einwohnern. Eine breite Straße, wie wir ſie ſchon mehrmals in Slavonien von Dolnji Miholjac gegen Eſſeg hin trafen, öffnet ſich vor uns. Vor den Häuſern ſind Maulbeerbäume angepflanzt, unter deren Schatten die grünen Fenſterladen der hübſch gemauerten

[1]) „Globus“ Bd. 39, S. 333.

Digitized by Google

Häuſer und die mit rhombiſchen Figuren gezierten Eingangsthüren ganz nett hervorgucken. Ihr Anſtrich iſt grün und roth, die Rhomben weiß. Geſchnitzte Zäune, die ganz regelmäßige Figuren aufweiſen, verbinden die einzelnen Häuſer mit einander. Zwei Familien ſind Ungarn, eine Hälfte der Einwohner Kroaten, die andere Deutſche. Mit Ausnahme von 13 griechiſch-orientaliſchen Häuſern ſind alle katholiſch. Ein ſteil abfallender, hohlwegartiger Abſturz führt zur Donau und der dort haltenden Dampffähre, die den Verkehr mit dem linken Donauufer, mit Novo-ſelo, Plavna und weiter vermittelt.

Solche jähe Abſtürze, ſteile Hohlwege, die aus den Tiefen des Donauthales hinaufführen in die Fruška-gora und aus feſten, lichtgelben Lehmwänden beſtehen, die oben üppig bewachſen, an den der Straße zugekehrten Theilen aber ganz kahl ſind, bilden eben das Charakteriſtiſche dieſes Landestheiles. Beim Dorfe Opatovac fährt man wieder tief hinunter in eine ſchmale Mulde, welche ein Bach durchfließt. Es iſt der Abfluß der nicht weit oben liegenden Sumpflache Badnjaca. An der Holzbrücke liegt die griechiſch-orientaliſche Pfarrkirche. Die Katholiken behelfen ſich mit einem verwitterten und lückenhaften Glockenſtuhle, deſſen Vordach als Bethaus dienen ſoll. In den meiſt mit Rohr gedeckten Häuſern, die in der Tiefe zuſammengepfercht ſind, wohnen zu gleichen Theilen Ungarn (Katholiken) und Slaven (griechiſche Orientalen).



Weg aus der Fruška-gora hinab zur Donau.

Aehnlich wie die Lage von Opatovac iſt auch die von Mohovo. Auch dieſes liegt in einer jäh abfallenden Mulde an einem Bache. 80 mit Stroh gedeckte Häuſer beherbergen die Dorfbewohner, Griechen. Eigenthümlich iſt der Umſtand, daß man von dieſen jäh in die Tiefe führenden Abſtürzen gar keine Anzeichen wahrnimmt und erſt in nächſter Nähe erkennt, daß die Straße plötzlich vor dem rollenden Wagen fällt. Dieſes Schauſpiel wiederholt ſich vor Sarengrad abermals. Plötzlich ſieht man ſich vor einer Tiefe, die alle bisherigen übertrifft, ſo daß man die Räder ſperren muß, um das Fuhrwerk ſicher hinunterzubringen. Die Trümmer einer alten Burg am hohen Ufer der Donau links, der blaue Waſſerſpiegel des ſchönen Stromes mit den unüberſehbaren Ebenen Ungarns, ein ſtromab eilender Dampfer, Weingärten und Obſtbäume, rechts Gerölle und dürre Sträucher, vor uns tief unten die 292 gut aus Stein und Ziegeln gebauten Häuſer mit ihren zwei Kirchen, dem alten Franziskanerkloſter, dem wüthenden Bache Dobra voda mit der Brücke darüber: alles das feſſelt uns zu längerem Beſchauen und nur ungern klettern wir, da wir den Wagen verlaſſen, bergab. Die Dobra voda, die aus dem Thale gleichen Namens kommt und ihrem Namen Ehre macht, da ſie in Wahrheit ein klares und gutes Waſſer iſt, liegt hinter uns. Wir betreten das Gaſthaus. Eine artige junge Frau empfängt uns, und da wir eſſen wollen, müſſen wir in ihrem Wohnzimmer Platz und an ihrem Mittagstiſche theilnehmen. Die Krone ſetzt dem Ganzen die Jagnjetina, der Lammbraten, auf, der in Slavonien nirgends fehlen darf. Wir klagen, daß er etwas zu fett ſei, worauf die Wirthin lachend eine große Flaſche Wein bringt, an der ein Kenner ſeine Herzensfreude haben könnte und ſagt: „Waſſer und Fett verträgt ſich nicht, Wein aber wohl.“ Unterdeſſen iſt auch die Tochter vom Hauſe von Ilok heimgekommen und nun umgarnen die beiden dunkeläugigen Frauen mit witzigen Reden, Lachen und Singen den von der Fahrt etwas ermüdeten Reiſenden und wiſſen ihm die Zeit ſo zu kürzen, daß er endlich nur durch den lauten Schlag der Uhr ermahnt wird, ſich umzuſehen und den Ort genauer kennen zu lernen. Ich zeichnete Ort und Ruine ab, da ſie ein reizendes Bild bieten. Aus allen Häuſern wollte man mir Stühle bringen, und während mein Reiſegefährte mit der Wirthin und ihrer Tochter durch lautes Schäkern mein Ohr, die Landſchaft mein Auge ergötzte, bereitete der Notar einen Gaumenkitzel vor. Er lauerte den Zeitpunkt ab, wann mein Bild fertig wurde, und lud mich und meinen Freund ein, mit ihm zum Kaufmann zu einem Glaſe Wein zu gehen. Ich konnte die höfliche Einladung doch wohl nicht ablehnen und muß bekennen, daß der Wein wohl vorzüglich, die an der Wand hängenden Bilder des heiligen Sava und Dimitrije herzlich ſchlecht, die Gaſtfreundſchaft der Leute ſehr ſchön, aber das Glas, ein Humpen von mehreren Litern, zu groß und die Zeit zu kurz war. Zum größten Bedauern des Hausherrn, der mit Gewalt einen Imbiß bereiten laſſen wollte, trennten

wir uns von ihm. Doch ließ es ſich der Bürgermeiſter, der hinzugekommen war, nicht nehmen, uns einen Wagen nach Ilok zur Verfügung zu ſtellen. Die Ruine liegt, umgeben von Graben und jetzt nur noch theilweiſe kenntlichem Wall, über der etwa 150 m tief unten fließenden Donau. Ihre Mauern, ein noch jetzt etwa fünf Klafter hoher Ziegelbau, meſſen in ihrer beinahe quadratiſchen Form 150 Schritte im Umfange. Ein im Vorbau erhaltener Kreuzbogenreſt deutet darauf hin, daß im Schloſſe eine Kapelle vorhanden war.

Einige hübſche Mädchen, die wir oben antrafen und befragten, ob ſie uns nichts über die Trümmer zu erzählen wüßten, antworteten mit der Gegenfrage: „Odkuda ste i što ste?“ (Wer ſind Sie und was ſind Sie?). Sie blieben, als wir ſcherzweiſe der Antwort auswichen, beharrlich bei dem Verlangen unſern Stand zu erfahren. Als wir endlich mit der Lüge herausrückten, wir ſeien Komitatsbeamte aus Vukovar, riefen ſie uns im Davonlaufen zu: „Wir wiſſen nichts, fragt den Cetnik (Sicherheitswächter) Stivić, der kennt allerlei Geſchichten für fremde Neugierige.“ Von dem erfuhr ich denn, das Schloß habe einſt Saringrad (Burg der Sara) geheißen und ſei Eigenthum einer Frau Sara geweſen, deren Schweſter Ilka (Helene) als Eignerin von Ilok genannt werde. Eine zweite Verſion nennt neben Saringrad ein nun ganz verſchwundenes Schloß Maringrad, als die Burgen zweier Schweſtern. Mir iſt nach dem Auszuge des „Itinerarium des Adam Freiherrn von Eberſtein“, der zur Ratificirung des Doroſer Friedens 1608 nach Konſtantinopel reiſte und aus deſſen Sekretärs Maximilian Prandſtetter Reiſebeſchreibung nur ſo viel bekannt, daß der Freiherr an einem Hochlande rechter Hand auf der Donau vorbeifuhr an einem zerſtörten Kaſtell und Kirche bei einem Dorfe Zatha und etwas weiter unten an einem zerſtörten Schloſſe und Kloſter Athia vorbeikam, daß er ferner zu Mittag nach Villach kam, alſo im Ganzen vier Meilen machte. Unter Villach verſteht die Reiſebeſchreibung Ilok (in alten Handſchriften Wylak, Wſlak, Woilach, Cuccium der Römer, Ujlaky der Magyaren), welches von Šarengrad eine Stunde öſtlich liegt. Da Prandſtetter des Namens Athia unmittelbar vor Ilok Erwähnung thut, ſo könnte wohl darunter Sarengrad gemeint ſein. Leider wechſeln die Namen der kroatiſchen und ſlavoniſchen Burgen in den verſchiedenen Quellen ſo vielfach, daß man oftmals nur ſchwer ſich zurechtfindet.

Intereſſant iſt die im Thale liegende Kloſterkirche der Franciskaner, denn ſie liefert den deutlichſten Beweis, wohin es Unverſtändniß und Gleichgiltigkeit in der Verſtümmelung ſtilvoller und ſchöner alter Bauwerke bringen kann. Ganz ſchön erhalten iſt der freilich ſchon baufällige Thurm, alles übrige von gothiſcher Bauweiſe an der Kirche ließen die ſachunkundigen und mechaniſch arbeitenden, gedankenloſen Komitatsingenieure mit Mörtel und Anwurf „ausbeſſern“. Das Schiff der Kirche iſt gründlich „ausgebeſſert“ im Komitatsingenieursſinne und nur Reſte von Gothik im Sanctuarium, an den Fenſtern und der Thür laſſen die einſtige Schönheit erkennen. Mit Recht klagt ein ſach- und ſachkundiger Agramer Univerſitätsprofeſſor über das gedankenloſe und ſchablonenmäßige Verfahren der Ingenieure, die das Verderben aller ehrwürdigen Baudenkmäler ſind.

Glockenſtuhl der Katholiken in Opatovac.

An Hausinduſtrie iſt hier weniger als ehedem zu finden, der mühelose Kauf hat den Sinn für ſelbſterzeugte Waare theilweiſe erſtickt. An allen Ecken und Enden weideten Pferde mit zuſammengekoppelten Vorderfüßen. Am Nachmittage oder, wenn Arbeit da war, des Abends reiten die Buben oder Jünglinge auf den Gäulen in verſchiedenen Stellungen ſitzend zur Weide hinaus, zünden Feuer an und überlaſſen den mit je zwei Vorderfüßen zuſammengefeſſelten Pferdepaaren das Feld oder die Grasflächen zum Weiden. Sie ſelbſt ſammeln ſich um die Feuer, erzählen und ſchlafen ſchließlich ein. Im Traume hören ſie zwar das Geläute der den Roſſen angehängten Blechglocken, allein ſehr oft fehlen des Morgens mehrere Pferde. Schaden in den Getreide- oder Maisfeldern iſt etwas Gewöhnliches, da die in Gruppen beiſammen ſitzenden oder miteinander ſpielenden Hirten auf das Vieh nicht achten.

Unter den Indianern von Guiana.

I.

In höchst fesselnder Weise schildert unter dem Titel „Among the Indians of Guiana“ (London 1883) Everard F. im Thurn seine Wanderungen durch das noch wenig bekannte Innere von Britisch-Guiana, die er vom Juli 1877 bis December 1879, also fast 2½ Jahre lang und meist mit und unter den Indianern lebend unternahm.

Er unterscheidet vier Landstriche, deren Grenzlinien parallel zur Meeresküste verlaufen und von denen nur der der Küste zunächst liegende kultivirt und in einiger Ausdehnung bewohnt ist; nach innen schließt sich an diesen eine nur von wenigen Holzhauern, und zwar Weißen, Negern und Indianern, bewohnte Gegend an, noch weiter einwärts folgt dann der Waldbezirk und am weitesten von der Küste entfernt die Savannah, eine ungefähr 14 000 (englische) Quadratmeilen große einförmige Grasfläche. Die Wald- und Savannengegend wird nur von Indianern bewohnt. Straßen finden sich nur längs der Küste, von welcher aus vier große Flüsse, der Essequibo, Demerara, Berbice und Corentyn, unter einander wieder durch Nebenflüsse und kaum erkennbare Indianerpfade verbunden, in das Innere führen. Auf diesen Flüssen wird Schiffahrt mittels Dampfern von der Mündung bis zu den Stromschnellen und Katarakten, die fast allen Strömen Guianas eigenthümlich sind, betrieben und zwar auf dem Essequibo ungefähr 35 Meilen[1]) von der Mündung an stromaufwärts.

Der Ausgangspunkt der Reise ins Innere war Georgetown, von wo aus nach zweistündiger Fahrt mit dem Dampfer an der Küste entlang die Mündung des Essequibo erreicht und die Reise auf diesem bis Bartica Grove fortgesetzt wurde. Diese früher blühende Missionsstation besteht jetzt nur aus wenigen Holzhütten und einer fast ruinenhaften Kirche. Hier wurde ein Trupp Macusi-Indianer zur Weiterreise auf Booten engagirt, an der noch zwei Europäer, Flint und Eddington, theilnahmen. Der Fluß war zunächst 1½ bis 2 Meilen breit, verengt sich aber etwa 15 Meilen oberhalb Bartica Grove bis auf weniger als ¼ Meile; unmittelbar oberhalb dieser Monkey Jump (Affensprung) genannten Verengerung des Flußbettes erschien dies weiter als unterhalb. Hier liegt Moraballi, eine Gruppe von drei von einer Holzhauerfamilie bewohnten Häusern, für die Expedition bedeutungsvoll als die letzten civilisirten Wohnungen für die nächsten sechs Monate. Bald darauf erreichte man ca. 60 Meilen von der See entfernt die ersten Stromschnellen bei Aretaka, die den Flußlauf auf 15 Meilen unterbrechen; es erweitert sich der Strom zu einer unabsehbaren Wasserfläche, aus der einzelne Felsen und Inseln der verschiedensten Form und Größe, zwischen welchen das Wasser brodelnd und schäumend dahinschießt, hervorragen. Auf den größeren Inseln wohnen Indianer und Mischlinge aus diesen und Negern, genannt Cobungrus, welche die guten Eigenschaften beider Rassen, besonders der letztern Körperkraft, zu besitzen scheinen. Bei einem von diesen, welcher das ihm vom Gouvernement übertragene Amt eines Landkonstablers mit dem eines Indianerhäuptlings verband, wurde einige Tage Quartier gemacht und dabei die weitgehende Gastfreundschaft und Liebenswürdigkeit dieses Stammes kennen gelernt. Ueberhaupt wurden diese Eigenschaften bei den Indianern verschiedener Stämme gefunden.

Nachdem hier der Proviant und das Personal wieder ergänzt war, wurde mit zwei Booten die Weiterreise angetreten und die Mündung des Nebenflusses Potaro und die Warraputa-Katarakte passirt. Jetzt begann Mißgeschick die Expedition heimzusuchen, indem sowohl der Brotvorrath erschöpft und bei den wenigen Indianerniederlassungen am Flusse kaum zu ergänzen war, als auch Krankheiten das Fortkommen der Reisenden hemmten. Besonders ein klimatisches Fieber, die Folge der brennend heißen Tage mit relativ kalten Nächten bei großer Feuchtigkeit der Luft, machte vielen zu schaffen, ist aber bei kräftigen Menschen und mäßiger, regelmäßiger Lebensweise kaum lebensgefährlich; höchstens bei Alkoholmißbrauch und anderen Excessen kann es verhängnißvoll werden. Außer diesem Fieber kam noch Dysenterie und Augenentzündung, letztere überhaupt bei den Indianern ein sehr verbreitetes Uebel, vor. Vierzehn Tage nach Abfahrt von Aretaka gelangte man endlich nach Port-Arinda und ruhte hier einige Tage aus. Dann ging es weiter, indem man die mehrfachen Fälle und Katarakte meist umging und die Boote mühsam auf schon vorhandenen oder erst angelegten Seitenpfaden zu Lande transportirte. Weil der Essequibo von der Einmündungsstelle des Rupununi in denselben an bis zu seiner Quelle wegen der Unzahl von hohen Wasserfällen und Stromschnellen kaum mehr passirbar ist, so wurde die Fahrt auf jenem Nebenflusse, der solche Schwierigkeiten nicht zu bieten schien, fortgesetzt. Trotzdem wurde hier die Weiterfahrt durch Sandbänke, welche oft das ganze Flußbett versperrten und zuweilen nur durch einen durch dieselben gegrabenen Kanal passirt werden konnten, so erschwert, daß die indianischen Begleiter, durch Krankheit geschwächt und infolge Brotmangels verdrossen, schließlich den Gehorsam verweigerten und die Hände in den Schooß legten. Da unternahm es Eddington, der damals noch der rüstigste von allen war, von einer großen Niederlassung der Macusi her, genannt Quartama, Hilfe zu holen, und langte dann auch endlich nach langer Erwartung am fünften Tage mit frischen Leuten und Lebensmitteln wieder an. Nach im Ganzen 49 Tagen Kanoefahrt wurde endlich Pirara erreicht und nunmehr das Savannengebiet betreten. Hier führte die Wanderung über eine meist öde wellenförmige mit trockenem Grase und verkümmerten Sträuchern bewachsene Fläche hin; nur in den feuchten Thälern gedeiht das Gras üppiger und finden sich sogar Gruppen und Wälder von Palmen. Ganz zerstreut zeigten sich die kuppelförmigen, Heuschobern ähnelnden Hütten der Indianer. Das Endziel der Reise, San Joaquin, wurde schließlich erreicht. Es ist dies eine am Takutu-Flusse, der in den Nebenfluß Branco des Amazonenstromes einmündet, gelegene brasilianische Militärstation von wenig Bedeutung als solcher, so daß die brasilianische Regierung dieselbe auf-

[1]) Hier und späterhin stets als englische Meilen zu verstehen.

Digitized by Google

zugeben beabſichtigt. Zur Rückfahrt wurden möglichſt Waſſerſtraßen benutzt und mit um ſo beſſerem Erfolge, als inzwiſchen die Regenzeit eingetreten und ſelbſt kleinere Flüſſe für Boote paſſirbar waren. Es gelang ſo, faſt unmittelbar aus dem zum Stromgebiet des Amazonas gehörigen Takutu in die Nebenflüſſe des Eſſequibo zu gelangen und auf dieſem abwärts treibend nach vielen Abenteuern und ſechsmonatlicher Abweſenheit Georgetown wieder zu erreichen.

Die intereſſanteſten Naturſchönheiten im Innern Guianas ſind der Kaieteur-Fall und der Berg Roraima. Nur den erſtern hat E. im Thurn ſelbſt beſucht; er wurde erſt im Jahre 1871 von Barrington Brown entdeckt und wird gebildet dadurch, daß der Potaro, ein Nebenfluß des Eſſequibo, ſich über eine ſchroffe 741 Fuß hohe Felswand in die Tiefe ſtürzt. Seine Breite beträgt bei Hochwaſſer 370 Fuß, nimmt aber bei niedrigem Waſſerſtande bis unter die Hälfte ab. Was dieſen Fall aber zu einem der ſehenswertheſten macht, iſt die herrliche Scenerie, die ihn umgiebt und die auch in den vortrefflichen Abbildungen davon einen großartig ſchönen Eindruck macht. Der Berg Roraima wurde zuerſt von den Gebrüdern Schomburgk beſchrieben, die ihn 1840 ſahen; ſeitdem ſind nur wenige Reiſende in dieſe weſtliche Ecke Guianas nach Braſilien zu gekommen. Nach der Beſchreibung iſt er eine 2000 Fuß hoch ſenkrecht aufſteigende Sandſteinmaſſe, welche auf der ſich bis zu 5000 Fuß über dem Meeresſpiegel erhebenden Savannah auflagert. Der Berg ſelbſt iſt oben tafelförmig abgeflacht, ſein Umfang iſt unbekannt, weil bis jetzt noch kein Forſcher ihn umgangen hat; dabei iſt er von Waldungen bedeckt und an den Seiten ergießen ſich zeitweilig anſehnliche Waſſerläufe. Bis jetzt wurde der Berg noch nicht erſtiegen und iſt möglicherweiſe auch ohne weiteres weder für Menſchen noch Thiere beſteigbar, ſo daß angenommen werden kann, daß ſich dort oben ein Urtypus von Fauna und Flora unbeeinflußt durch ſpäter aufgetretene Formen erhalten hat. Ein Beſuch dieſer Gegend bedarf übrigens wegen der ganz beſonders ſchwierigen Verkehrsverhältniſſe und der Unmöglichkeit, unterwegs den Proviant zu ergänzen, der ſorgfältigſten Vorbereitungen.

Britiſch-Guiana mit einem Flächeninhalt von 70000 Quadratmeilen iſt von einer Anzahl unter einander mehr oder weniger verſchiedener Gruppen rother Indianer bewohnt, deren Kopfzahl ſich nur annähernd beſtimmen läßt, da ſie ſehr unregelmäßig vertheilt und in zum Theil noch unerforſchten Landſtrecken wohnen. Nach einer im Jahre 1881 vorgenommenen Volkszählung werden ſie auf 12000 bis 20000 Köpfe geſchätzt, welche ungefähr 30 verſchiedene Namen, worunter allerdings manche ſynonym zu ſein ſcheinen, tragenden Stämmen angehören. In der Hauptſache giebt es in Guiana vier Zweige der amerikaniſchen Raſſe, die Warraus, Arawaks, Wapianas und Cariben; dieſelben haben durchaus verſchiedene Sprachidiome, die höchſtens einzelne Wörter, offenbar durch Zufall aus der einen in die andere Sprache übergegangen, gemeinſam haben. Der äußern Geſtalt nach ſind die Warraus die kleinſten und ſchwächlichſten; ihr kurzer dicker Hals, der im Verhältniß zu den Beinen zu lange Rumpf, ihre breiten flachen Füße laſſen ſie unſchön erſcheinen, während ihr Geſichtsausdruck ſtupid und unintelligent iſt. Ihre Hautfarbe iſt ſehr dunkel, wohl auch zum Theil in Folge der ihr anhaftenden Schmutzkruſte. Höher ſtehen die Arawaks, während die hellerfarbigen Wapianas ſogar als groß und wohlgeſtaltet, als Indianer beurtheilt, gelten können. Von ihnen unterſcheiden ſich die Cariben wieder beſonders durch ihre dunklere Hautfarbe. Auch in Bezug auf ihre Wohnungsverhältniſſe ſtehen die Warraus mit ihren über Waſſer und Sümpfen errichteten Pfahlbauten am tiefſten, während die Arawaks, durch die Berührung mit Europäern mehr civiliſirt, in reinlichen Hütten mit Tiſchen und Stühlen wohnen und nebenbei faſt ausnahmslos etwas engliſch ſprechen und europäiſche Kleidung tragen. Von den vier genannten Stämmen ſcheinen die drei erſten eingeboren, die Cariben dagegen eingewandert zu ſein von den weſtindiſchen Inſeln her, daher ſich auch jene, obgleich ſelbſt unter einander durch die Sprache verſchieden, in einer gemeinſamen Averſion gegen die Cariben vereinigen. Nur ſelten heirathen Angehörige verſchiedener Stämme unter einander, und zwar ſo, daß der Mann eines Stammes eine Kriegsgefangene des andern heimführt, dagegen gehen die Glieder verſchiedener Familien nach bisher ſehr ſtreng feſtgehaltenen Regeln die Ehe mit einander ein; beſonders die Arawaks waren ſehr ſtreng in der Beobachtung dieſer Beſtimmungen, werden aber neuerdings auch läſſiger in der Beziehung. Sie theilen ſich in eine große Anzahl von Familien, welche meiſt die Namen dort einheimiſcher Pflanzen und Thiere tragen. Die Deſcendenz wird nicht vom Vater, ſondern von der Mutter hergeleitet, deren Namen das Kind jedesmal trägt. Zwiſchen Verwandten mütterlicherſeits darf keine Ehe geſchloſſen werden; bei ſeiner Verheirathung tritt der Mann in den Hausſtand ſeines Schwiegervaters ein und arbeitet für ihn.

Der äußeren Erſcheinung nach iſt der Indianer nichts weniger als ſchön; bei einem kleinen, kurzen Körperbau fehlt auch die Entwickelung der Muskulatur, deren Formen noch weniger hervortreten in Folge der dicken fettreichen Haut. Die Färbung der letzteren iſt weniger kupferfarben, eher entſpricht ſie der Farbe des Zimmets. Um das etwas an mongoliſchen Typus erinnernde Geſicht hängt das dicke, lange, tiefſchwarze Haupthaar, am Nacken gerade abgeſchnitten; bei ſonſt mildem Geſichtsausdruck bekommt dieſer durch die Gewohnheit, den Blick meiſt gegen den Boden zu richten, etwas Furchtſames. Wenn auch der Indianer körperlicher Anſtrengungen fähig iſt, ſo fehlt ihm doch die Ausdauer darin, ſo daß er es z. B. niemals fertig bringen wird, lange Märſche durch die Savannen Tag für Tag zu machen, und nach großen Jagden und ähnlichen außerordentlichen Anſtrengungen jedesmal tagelang hinter einander in ſeiner Hängematte liegt, um auszuruhen. Obgleich der Eingeborene in völliger Unklarheit über ſein Alter dahinlebt, iſt doch mit Gewißheit anzunehmen, daß er kaum älter als 40 bis 50 Jahre wird; an Stelle des Ergrauens des Kopfhaares bekommt dieſes eine hellgelbliche Färbung, aber in nur ſehr wenigen Fällen kommt es dazu. Schon vom dreißigſten Jahre ab verliert ſich die Fülle durch Schwinden des Fettes und die Haut hängt dann in häßlichen Falten um den Körper herum. Außer bei den Warraus iſt man im Allgemeinen ſehr reinlich in der Kleidung und hält viel auf Körperpflege; es wird täglich gebadet und leidenſchaftlich und gut geſchwommen. Uebrigens geſchieht das letztere nicht durch Spreizen der Beine, ſondern dieſe werden ſtark gebeugt an den Rumpf angezogen und dann kräftig gerade nach hinten geſtoßen.

Künſtliche Veränderungen der Körperformen ſind allgemein üblich. Einzelne Stämme erzeugen durch Einſchnürung des kindlichen Kopfes mit Bändern eine Abflachung desſelben; ſehr verbreitet aber iſt die Sitte, durch Anlegung von Bändern an den Gelenken der Gliedmaßen junger Mädchen, die nie mehr entfernt werden, eine Formveränderung derſelben zu bewirken. Ueber und unter dieſen Bändern ſchwellen die Glieder ſtark an und bleiben andererſeits an den umſchnürten Stellen ſelbſt dünn, ſo daß ein ſo be-

Digitized by Google

handeltes Bein die Konturen einer Schachfigur bekommt. Vom Haarwuchs läßt man nur das Kopfhaar ſtehen, alle anderen Haare werden ausgezogen. Abgeſehen von einem kleinen ſchürzenartigen Tuch, welches meiſt blau von Farbe und europäiſchen Urſprungs iſt, trägt man in der Regel kein Kleidungsſtück; zuweilen bedient man ſich hierzu auch eines ſelbſtgewebten rohen Baumwollenſtoffes. Als Fußbekleidung werden Sandalen aus dem Blattſtiele einer Palmenart getragen, die zwar nur kurze Zeit halten, dafür aber auch jederzeit in wenigen Minuten erneuert werden können.

Entgegen der Sitte bei civiliſirten Völkern iſt bei den Indianerſtämmen Guianas der Gebrauch von Schmuckgegenſtänden mehr bei dem männlichen Geſchlecht üblich. Das Tatuiren beſchränkt ſich meiſt auf das Anbringen farbiger Linien im Geſicht, beſonders an den Mundwinkeln. Der Hauptſchmuck der Männer aber iſt ein Halsband aus den Zähnen des Biſamſchweins (Dicotyles), die, weißer als Elfenbein, mit der rothen Haut lebhaft kontraſtiren; daſſelbe hat neben der Eigenſchaft als Schmuckgegenſtand noch die Bedeutung einer Jagdtrophäe, da nur die Zähne ſelbſt erbeuteter Thiere dazu verwendet werden. Außerdem tragen die Männer Armbänder aus baumwollenem Stoff und als Kopfputz bunte Federn in verſchiedenſter Gruppirung. An durch die durchlöcherte Naſenſcheidewand geſteckten Holzſtückchen hängt eine halbmondförmige oder runde glänzende Metallſcheibe über die Oberlippe herab. Die Toilette der Frauen iſt einfacher, da ſie nie Federn und nur ausnahmsweiſe Thierzähne tragen, doch hängen ſie breite Schnüre aneinandergereihter Perlen und Samenkörner um Hals, Hüfte und Gliedmaßen. Von europäiſchen Bekleidungsſtücken haben ſich nur einzelne Bahn gebrochen, beſonders werden von den um die Miſſionsſtationen herum lebenden Indianern Beinkleider getragen.

Je nachdem der Indianer in dem waldreichen Theil des Landes oder in den Savannen wohnt, iſt die Anlage der Wohnungen eine andere; während er in den Wäldern ganz zerſtreut und ſo vereinzelt lebt, daß z. B. auf der 250 Meilen langen Strecke des Eſſequibo von deſſen erſten Fällen an aufwärts kaum ein halbes Dutzend Wohnungen gefunden wurden, bilden in den Savannen in der Regel 20 bis 30 Familien ein zuſammenhängendes Dorf. Die in den Wäldern ſtehenden Hütten ſind viereckig, ebenerdig und ſo dicht bewohnt, daß ſolche von 30 Fuß Breite und 20 Fuß Länge 22 Inſaſſen hatten. Beſonders die Wohnungen der Arawaks machen einen freundlichen reinlichen Eindruck und ſind von wohlgepflegten Baum- und Blumenpflanzungen umgeben. In den Savannen haben die Häuſer eine rundliche oder ovale Form und ſind aus einem feſten mit Erde oft bis zu 2 Fuß Dicke verdichteten Flechtwerk errichtet und mit einem Palmblätterdach gedeckt; ein Nebenbau dient als Küche und häufig ein dritter zur Unterbringung von Gäſten. Der Mangel von Fenſtern läßt das Innere dunkel erſcheinen; die einzige Oeffnung der Hütte bildet der enge Eingang, der häufig durch eine Thür von Blättern oder Häuten geſchloſſen wird. Unter den zahlreichen Hängematten ſieht man Aſchenreſte liegen, denn jeder Indianer ſchläft, ob zu Hauſe oder auf der Wanderung, über einem gerade unter ihm brennenden Feuerchen. Manche, auch auf feſtem Boden errichtete Hütten ſtehen auf Pfählen, offenbar eine Nachahmung der in den Küſtengegenden gebräuchlichen Pfahlbauten. Der Grund der rundlichen Form der Hütten in den Savannen liegt in deren größerer Widerſtandsfähigkeit dem Winde gegenüber.

In ſocialer Beziehung walten ſehr einfache Verhältniſſe vor, die einen durchaus patriarchaliſchen Charakter tragen. Das männliche Familienoberhaupt beſitzt eine ſehr weitgehende Autorität über alle Familienglieder, unter die auch die Schwiegerſöhne gerechnet werden; beim Zuſammenleben mehrerer Familien unterwerfen ſich deren Väter den Anordnungen des Häuptlings, als welcher meiſt der beſte Jäger von ihnen gewählt wird. Er hat das Arrangement der Jagdzüge und des Fiſchfanges, und bei Feindſeligkeiten die Eröffnung derſelben zu erklären. Außerdem beſitzt der „peaiman“ (Medizinmann) mit ſeinem Einfluß auf alle guten und böſen Geiſter eine große Macht über ſeine Stammesgenoſſen. Zu dieſem urſprünglichen Syſtem hat die Kolonialregierung noch ein neues hinzugefügt, indem ſie für jeden Diſtrikt einen Indianer, der ſich zu dieſem Zwecke in Georgetown dem Gouverneur vorgeſtellt, als „captain“ einſetzte. Bei der großen Autorität derſelben über alle Indianer ihres Diſtriktes kommt dieſe Einrichtung den Reiſenden ſehr zu ſtatten, da ein Befehl des captain, wenn dieſer für die Pläne des Reiſenden geneigt gemacht iſt, genügt, um eine beliebige Zahl von Begleitern und den nöthigen Bedarf an Lebensmitteln für die Reiſe ins Innere zu erlangen.

Der Indianer im Naturzuſtande beſitzt eine bewundernswerthe Moralität, iſt dankbar und friedfertig, liebevoll gegen Frauen und Kinder und achtet die Rechte ſeiner Mitmenſchen. Beim Fehlen jeglicher polizeilicher Einrichtungen hält er an den hergebrachten Rechtsgeſetzen ſehr feſt, und dieſe ſind nur von der einen Idee durchdrungen, daß jedes auch noch ſo kleine oder auch unabſichtlich zugefügte Unrecht an dem Thäter in derſelben Weiſe geſühnt werden müſſe, alſo Auge um Auge, Zahn um Zahn. Es wurde z. B. einmal ein Arawak auf der Jagd nach Affen von einem Weißen in dem Augenblick angeſchoſſen, als er auf einen Baum geſtiegen war, um einen getödteten Affen von da herunter zu holen. Die unbedeutende Verletzung hatte die Stelle des Körpers getroffen, die für gewöhnlich dem Stuhle am nächſten iſt. Wüthend kam der Indianer herunter und verlangte, daß der unglückliche Schütze ihm dieſelbe Körperſtelle hinhalte, damit er Wiedervergeltung üben könne, andernfalls werde er ihn an einem andern Körpertheil gefährlicher verwunden. Mit Mühe und nach langem Zureden wurde er von ſeinem Vorhaben abgebracht.

Das Tagewerk wird vor Sonnenaufgang begonnen; man erhebt ſich von den Hängematten und bringt dieſe in Ordnung; dann folgt das Reinigen des Körpers durch Waſchen oder Baden. Gehen die Männer nun nicht auf die Jagd, ſo legen ſie ſich wieder in die Hängematten und bleiben faſt den ganzen Tag darin, indem ſie Cigaretten (Tabak in die innere Rindenſchicht eines Baumes gewickelt) rauchend in höchſt bequemer Weiſe Pfeilſpitzen oder andere Gebrauchs- oder Schmuckartikel anfertigen. Die ſchwerere Arbeit fällt den Weibern zu; ſie reinigen die Wohnung, ſoweit dies nöthig erſcheint, holen Waſſer und Brennholz, kochen, backen Brot, pflegen die Kinder und verrichten die Feldarbeit; geht der Mann auf Wanderung, ſo trägt das Weib das etwa nöthige Gepäck. Sind alle Geſchäfte erledigt, ſo wird der Brotvorrath wieder durch Brotbacken aufgefriſcht, und dies geſchieht ſo häufig, daß man ſelten eine Indianerhütte betritt, in welcher nicht einige oder alle Weiber beim Backen begriffen ſind. Außerdem liegt es ihnen noch ob, die Hängematten für den eigenen Gebrauch oder zum Tauſchhandel zu fertigen, zu ſpinnen, oder „queyus“, Schürzen von Perlen, ihr einziges Kleidungsſtück, herzuſtellen. Geht der Tag zu Ende und haben die Weiber genug Brennholz für die Nacht herbeigeſchafft, ſo legen ſie ſich zur Ruhe. Bis ſpät in die Nacht hinein erzählen ſich die Männer endloſe Geſchichten, die zuweilen in einen monotonen Geſang übergehen oder von lebhaften Geſtiku-

lationen begleitet sind; währenddessen laufen die Knaben und jungen Leute draußen herum und blasen auf Hörnern oder Pfeifen. Viel Nachtruhe findet man also in einem Indianerdorfe nicht. Die Männer, welche jederzeit am Tage, wenn auch nur auf kürzere Zeit, aber dann öfter, schlafen, haben das Bedürfniß nach Nachtruhe weniger als die Weiber; schließlich schlafen sie theilweise mitten während der Erzählungen ein, und es wird allmählich ruhig für eine Zeit lang; denn jetzt erhebt sich eine der Frauen, um die Feuer wieder zu erneuern und nach anderen häuslichen Geschäften zu sehen. Dieses Geräusch genügt, um alle Hunde der Ortschaft zum Bellen und Heulen im Chor zu veranlassen, worauf dann die Kinder mit Geschrei erwachen. Die Männer drehen sich auf ihrem Lager herum und nehmen an der Stelle, wo sie vorhin aufhörten, den Faden der Erzählung wieder auf, bis dann in derselben Weise wie vorher eine kurze Ruhepause eintritt. Wird andern Tages auf die Jagd ausgezogen, so geht eine Stunde vor Tagesanbruch der Lärm mit Pfeifen und Trommeln wieder los, damit Alle erwachen.

Melibokus, Berg an der Bergstraße, richtiger Malchen.

Von Dr. F. A. Finger in Frankfurt a. M.

Wer von Frankfurt mit der Neckarbahn nach Heidelberg fährt, sieht beim Städtchen Zwingenberg einen bis obenhin bewaldeten Berg, auf dessen Spitze ein weißer Thurm die Wipfel der Bäume überragt. Fragt er nach dem Namen des Berges, so heißt es wohl: „Das ist der Melibokus.“ Stattlich und die Berge in seiner Nähe an Höhe weit übertreffend erscheint er von Oppenheim, Worms, Lorsch aus. Er ist zwar nicht, wie häufig gemeint wird und sogar in manchen Büchern zu lesen ist, der höchste Berg des Odenwaldes; im weniger besuchten östlichen Theile des Gebirges kann man vom Krähberg aus über Eulbach und weiterhin stundenweit in einer größeren Höhe wandern, als sie der Gipfel unseres Berges hat; aber er ist doch der höchste Berg der Bergstraße bis an den Neckar. Der lohnenden Aussicht wegen wird er viel bestiegen.

Daß der Name Melibokus ihm mit Unrecht gegeben wird, daß er eigentlich Malchen (nicht „Malchenberg“) heißt, ist längst bekannt. Nicht so bekannt aber ist, wer die Einschmuggelung des jetzt gebräuchlichen Namens verschuldet hat und wann dies geschehen ist. Und doch hat dies bereits vor zehn Jahren Herr Dr. Max Rieger in Darmstadt, ein tüchtiger Forscher auf dem Gebiete seiner Heimath, klar und wesentlich richtig im „Archiv für hessische Geschichte“ u. s. w. Bd. XIII, Heft 3, S. 409 bis 421 dargelegt. Das Hauptsächlichste daraus folge hier, nebst einigen Bemerkungen des Einsenders theils in eckigen Klammern, theils am Fuße der Rieger'schen Darstellung.

Der berühmte Geograph Claudius Ptolemäus [im zweiten christlichen Jahrhundert] nennt unter den Bergen oder Gebirgen Germaniens das Melibokon Oros, das die Cherusker und Chamaver von den Katten scheide. Richtig wird es — so schon 1530 von Wilibald Pirkheimer — für den Harz erklärt. Wie kommt es nun, daß jener Name unserm Berge im Süden Deutschlands beigelegt wird? Dilthey [weiland Gymnasialdirektor in Darmstadt] sprach 1853 (s. „Archiv für hessische Geschichte“ u. s. w. Bd. VII, S. 87 bis 94) die Vermuthung aus, es sei dies etwa um die Scheide des 15. und 16. Jahrhunderts von Heidelberger Gelehrten, die als Gäste des Bischofs von Worms Johann von Dalberg von Lorsch aus wohl öfters den Berg gesehen, verschuldet worden. Die Vermuthung war zwar nicht begründet, aber eine richtige Ahnung war es, daß Dilthey den Ursprung des Mißgriffs in jene Zeit verlegte und ihre Urheber im Kreise der Humanisten suchte. Konrad Celtis [gewöhnlich Celtes genannt, 1459 bis 1508, Schüler Agricolas in Heidelberg, später eine Zeit lang Professor in Ingolstadt, zuletzt in Wien] sah den Odenwald als das Gebirge an, welches Cherusker und Katten scheide; unter den Katten verstand er die Hessen, so blieb denn — wunderbar! — für die Cherusker nur der Sitz südlich vom Odenwalde übrig. Beatus Rhenanus [1485 bis 1547, Stubengelehrter in Schlettstadt, der wohl nie in diese Gegend gekommen] erklärte („Rerum Germanicarum“ Bd. I, erste Ausgabe 1531) „Catthos Meliboci accolas“ für „Catthos Melibocos“, aus welchem heimische Einfalt (vernacula simplicitas) „Catzenelenbogios“ gemacht hätte. Also der Name des Städtchens und der Grafschaft Katzenellenbogen soll von den Katten von Melibokus herkommen. Rhenanus rühmt sich dieser Entdeckung und sagt, die Nation der Melibokischen Katten sei ihm Dank dafür schuldig. Er setzt hinzu: „Es ist jetzt leicht zu sehen, wo er [der Melibokus] sei, da das Gebiet der Melibokischen Katten niemandem unbekannt ist.“ — Beide, Celtis und Rhenanus, fanden solche, die ihnen beistimmten oder doch nachsprachen [1]). — Wenn man so den Melibokus in der Grafschaft Katzenellenbogen suchte, so war es immerhin noch zweifelhaft, ob man damit die obere [2]) Grafschaft meinte, oder die räumlich von ihr ganz getrennte untere [3]). Beatus Rhenanus spricht sich nicht darüber aus. Freher, um 1600, sucht den Melibokus in der unteren Grafschaft. — Phil. Cluverus („Germania antiqua“, 1616), der richtig des Ptolemäus Melibokon Oros für den Harz erklärt, ist der Ansicht, daß jene anderen bei ihrem Melibokus nur die untere Grafschaft, „um das Städtchen Katzenellenbogen, das zwischen der Lahn und dem Taunus liegt“, im

---

[1]) Bereits sieben Jahre nach dem Erscheinen von des Beatus Rhenanus Werk, 1538, sagt Sebastian Frank im „Germaniae Chronicon“ — zwar S. 299a: „Melibocios, der Hartzwald“, aber — S. 291a: „Catti die Hessen. Cattimelibacenses seind die inn der landschafft Hessenberg dem Berg Melibaco wonenn, Teutsch Katzenelenbogen.“ Sebastian Münster („Cosmographia“, 1545, S. 200) sagt: „Catti . . . die Hessen vnnd die von Catzenellenbogen. Cheruſci die kreichgöwer hinder Heidelberg oder die Otenwalder.“ Allerdings setzt er hinzu: „Ptolemeus nimpt sie für die Meißner“, — und S. 461 heißt es bei ihm: „Nun ist schier jederman der meynung, daß die Cheruſchen haben gewont bei der Elb.“ Das Kraichgau hat seinen Namen von dem zwischen Heidelberg und Bruchsal dem Rheine zuströmenden Flüßchen Kraich.

[2]) Die Gegend von Darmstadt, südlich bis Auerbach, nördlich bis Rüsselsheim und Kelsterbach am Main.

[3]) Zum größten Theile in Nassau: Schwalbach, Nastätten, Katzenellenbogen, St. Goarshausen, Braubach u. s. w.

Digitized by Google

Auge gehabt hätten. — Bis dahin war also von einem Berge des Odenwaldes noch gar nicht deutlich die Rede. — Der erste [4]), der unsern Malchen für den Melibokus erklärte, ist Kuchenbecker, in der Vorrede zur zweiten Sammlung der Analecta Hassiaca, 1729. Er sagt: „Cattimelibocia ist ohne Zweifel aus Catti und Melibocus zusammengesetzt. Aus Cattimelibocus entstand Catzmelboc und aus diesem leicht Catzenelmboc und Catzenelenbogen. Auf ähnliche Weise wurde für Melibocus Malches gesagt, einer der höchsten Berge [arge Uebertreibung] vom ganzen Deutschland, in der obern Grafschaft Katzenellenbogen bei Zwingenberg gelegen."

Allerdings wurde auch später noch von manchen das Richtige behauptet [5]). Aber auch der Irrthum lebte fort, und durch die Inschrift am Thurme auf dem Malchen [6]) bekam er so zu sagen amtliche Geltung. Selbst Jakob Grimm („Geschichte der deutschen Sprache" S. 567) läßt sich verleiten, mit dem ptolemäischen Melibokon Oros das Wort Cattimelibocus und den deutschen Namen der Grafen von Katzenellenbogen, „in deren Gebiet ein Malchenberg (Mallobergus) diese Anwendung erleichterte", in Verbindung zu bringen.

Im Jahre 1785 bestieg denn auch auf einer Reise J. H. Campe den „Melibokus", und jetzt thun das jährlich Hunderte. — Auf einer im Jahre 1808 in Darmstadt herausgekommenen Karte vom Odenwald steht „Melibocus". Dieser Name findet sich jetzt in allen Büchern, in manchen dabei „oder Malchen" oder auch (z. B. Ferd. Dieffenbach, Das Großherzogthum Hessen, 1877) „richtiger Malchen genannt".

Rieger schlägt vor, zur Austilgung des Unnamens die Wegweiser mit dem richtigen Namen Malchen zu versehen. Es ist das bis jetzt noch nicht zur Ausführung gekommen; überall liest man da „Melibokus". Aber bei der Bevölkerung umher lebt noch, wie ich mich davon erst ganz neuerlich überzeugt habe, der alte richtige Name, und es heißt wohl: „Die Fremden nennen den Berg Melibokus, wir nennen ihn Malchen." So ist denn die Hoffnung noch nicht geschwunden, daß der richtige Name auch allgemeiner wieder zur Geltung kommen könne, und es sollten, dies zu befördern, namentlich alle Verfasser von Lehrbüchern und Reisebüchern und alle Lehrer ernstlich dazu beitragen.

[4]) Kuchenbecker ist doch nicht der erste, der den Melibokus in der obern Grafschaft zu finden glaubt. Reichlich siebzig Jahre vor ihm, 1655, ist in der „Topographia Hassiae" (Frankfurt a. M., Merian's Erben) der Melibokus — zwar S. 135 in die Gegend des Eichsfeldes, aber — S. 150 an die Bergstraße in die Nähe von Zwingenberg verlegt. Ob hier zum ersten Male? Ich möchte das noch nicht behaupten.

[5]) Z. B. Hübner, Real-Lexikon, 1753: „Melibock, Berg auf dem Hartze."

[6]) Der Thurm wurde 1772 erbaut. Die Inschrift beginnt: „Dis Denkmal, Cattenberg, du Ursprung aller tapferen Hessen."

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Bei Gelegenheit von Arbeiten, welche im Rhonebette bei Genf behufs Ausnutzung der Wasserkraft zu mechanischen Zwecken kürzlich unternommen wurden, fand man außer Ueberresten aus der Pfahlbauzeit eine lateinische Inschrift aus dem Ende des 2. oder dem Anfange des 3. nachchristlichen Jahrhunderts, welche ein Soldat der 22. Legion dem Neptun geweiht hat, wahrscheinlich wegen Errettung aus Wassersgefahr auf dem Lacus Lemanus oder Genfer See. Dazu bemerkt der betreffende Korrespondent der „Times", denen wir diese Notiz entnehmen, daß Neptun einst am Genfer See große Verehrung genoß. Im Hafen von Genf ragen zwei große Granitblöcke aus dem Wasser, Pierres du Niton (Neptune) genannt, auf welchem der Sage nach diesem Gotte Opfer dargebracht wurden, und Spuren desselben Kultus lassen sich noch jetzt in Liedern und Erzählungen nachweisen.

— Die Royal Geographical Society in London interessirt sich lebhaft und werkthätig für bessern geographischen Unterricht auf Universitäten und Schulen Englands. Sie hatte zur Hebung desselben jährliche Schulpreise ausgesetzt, aber damit keine Resultate erzielt; es fanden sich nur wenige Bewerber ein und zwar immer von denselben Anstalten. Deshalb hat die Gesellschaft dieses System aufgegeben, nicht aber ihr Bestreben, die mittleren und niederen Schulen doch schließlich dahin zu bringen, daß sie dem geographischen Unterricht den gebührenden Platz in der Bildung der englischen Jugend einräumen. Zu diesem Zwecke will sie einen Inspektor nach dem Festlande, besonders nach Deutschland und der Schweiz, schicken, damit er die dort befolgten Methoden kennen lernt, die besten Schulbücher, Atlanten, Wandkarten und anderen Hilfsmittel sammelt und darüber berichtet. Auf dieses Material gestützt, hofft dann die Gesellschaft, die Schulaufsichtsbehörden schließlich zu veranlassen, daß Geographie in England ein Unterrichtsgegenstand wird.

Asien.

— Im April d. J. hat W. A. Ramsay eine sehr sorgsame und ins Einzelne gehende Untersuchung Kappadociens unter steter Berücksichtigung der byzantinischen Schriftsteller durchgeführt. Er kommt zu dem Schlusse, daß Tavium, die Hauptstadt der trokmischen Galater, welche Hirschfeld neuerdings in Iskelib nördlich vom Halys gesucht hat, vielmehr mit Nefezköi identisch ist, wie Texier, Perrot und H. Kiepert schon längst behaupteten. Mr. Ramsay setzt seine archäologisch-geographischen Wanderungen in Kleinasien, denen er bereits mehrere Sommer gewidmet hat, noch weiter fort und hofft bis zum Herbste aus den schon vorhandenen Daten und seinen eigenen Resultaten ein ziemlich richtiges Bild von der Westhälfte des anatolischen Plateaus zu Stande zu bringen.

— Der russische Gouverneur von Merw hat die Freilassung aller persischen Gefangenen angeordnet, auch die Kanonen weggenommen, welche die Tekkes im Jahre 1860 von den Persern erbeuteten. In Koschut-Chan-Kala, dem Centrum der Oase Merw, wird ein russisches Fort erbaut.

— Aus Schanghai wurde am 27. Mai lakonisch telegraphirt: „Ein Dekret ist erlassen worden, welches die Eröffnung der Bergwerke in Jünnan anordnet." Offenbar hat man es hier mit einer Folge des französisch-chinesischen Vertrages („Globus" Bd. 45, S. 352) zu thun, und zwar mit einer sehr bedeutsamen. Der letzte Reisende, welcher über die Bergwerke in Jünnan berichtete, ist Colquhoun; derselbe hat indessen keine solchen besucht, weil er meinte, daß nichts den Verdacht des Volkes und der Behörden so

Digitized by Google

sehr errege als der Wunsch, Gruben in Augenschein zu nehmen. Der Mineralreichthum Jünnans — schreibt er (s. „Globus" Bd. 43, S. 28 und Bd. 44, S. 78) — ist ohne Zweifel bedeutend, aber ehe nicht die Regierung dessen Ausbeutung unterstützt, dürfte dieselbe schwerlich sich heben. Bisher aber beförderte die Regierung den Bergbau in keiner Weise; ohne ihre specielle Erlaubniß durfte keine Grube eröffnet werden. Die Erklärung dafür ist einfach: Der chinesische Mandarin hat kein Interesse und keine Sympathien für den Bergbau, weil er die unruhigen Elemente der Bevölkerung, die sich mit Vorliebe nach den Bergwerken ziehen, kennt und fürchtet. — Das wird nun vielleicht durch das Eingreifen der Franzosen anders werden.

Afrika.

— Im italienischen Senate zeigte Mancini an, daß er demnächst ein Gesetz einbringen werde, welches die Erbauung eines Hafens und Leuchtthurmes in Assab bezweckt. Die Unterhandlungen, welche wegen Anknüpfung von Handelsbeziehungen zwischen Assab und dem Innern betrieben werden, sollen guten Fortgang nehmen.

— Demnächst wird auf Veranlassung des in Angra Pequena ansässigen Bremer Hauses Lüderitz eine deutsche Expedition, bestehend aus Lieut. S. Israel, Dr. Höpfner, Herrn Lüderitz und einem Ingenieur, von Angra Pequena in nordnordöstlicher Richtung in das Innere aufbrechen (wenn die Zeitungen sagen „nach dem oberen resp. mittleren Laufe des Kongo", so ist dieses Ziel so weit entfernt, daß es einstweilen schwerlich in Betracht kommen wird). Der Zweck ist, eine Straße zu finden, auf welcher eventuell der Waarenverkehr aus dem Innern nach Angra Pequena geleitet werden könnte. Die deutsche Regierung erweist sich dem Unternehmen insofern hilfreich, als die Theilnehmer der Expedition die Fahrt nach der Kapstadt und von da nach Angra Pequena auf deutschen Kriegsschiffen zurücklegen dürfen.

— Die portugiesischen Forschungsreisenden Capello und Ivens haben von Port Pinda in der westafrikanischen Provinz Mossamedes aus einen vergeblichen Versuch unternommen, längs dem nördlich von Pinda mündenden Flusse Coroca gegen Südosten marschirend den Cunene zu erreichen. Die Beschreibung, welche sie von diesem Theile der portugiesischen Besitzungen geben, ist nicht ermuthigend. So weit sie kamen, war das Land eine von tiefen Schluchten durchschnittene wilde und wasserlose Zone von Gneisfelsen, eine sonnendurchglühte Wüste, wo nur Löwen, Leoparden und Rhinoceronten hausen.

Nordamerika.

— Die Küste Labradors wird nach Dr. K. R. Koch („Deutsche Geographische Blätter" VII, Heft 2, S. 160) bewohnt von Eskimos und im Süden außer den Eskimos von sogenannten Settlers, d. h. Engländern oder Kanadiern, die sich an der Küste niedergelassen haben und in ihrer Tracht, Charakter und Wesen nur wenig von den Eskimos abweichen. Die Zahl der Eskimos wird 1200 nicht übersteigen; sie sind im Aussterben begriffen, wie es vielen anderen Völkerschaften ebenfalls gegangen ist, sobald sie in Berührung mit Europäern kamen. Während die Ehen der Eskimos oft kinderlos sind und der größte Theil der Kinder frühzeitig stirbt, sind die Familien der Settler meist sehr stark, die Kinder gesund und kräftig, die Sterblichkeit gering; die Zahl der Settler nimmt deshalb von Jahr zu Jahr zu, und dieselben rücken dabei immer weiter nach Norden vor. Treten nun außer diesem allgemein konstatirten Rückgange der Eskimobevölkerung noch Epidemien auf, die meist durch den Verkehr mit den Fischerschonern eingeschleppt werden, so stirbt ein ganz außerordentlich großer Procentsatz derselben. Beispielsweise wurden durch auftretende Masern vor etwa drei Jahren gegen 20 Procent hinweggerafft.

— Eine Fülle von praktischen Rathschlägen für Touristen jeder Art enthält Heinrich Semler's „Das Reisen nach und in Nordamerika, den Tropenländern und der Wildniß" (Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung, 1884); das Buch ist hauptsächlich für Besucher der Vereinigten Staaten und der Landenge von Panama bestimmt, behandelt aber auch andere Länder und die Reise um die Welt. Referent ist zwar nicht im Stande, alle Angaben des weitgereisten Verfassers zu kontrolliren, fand aber so vieles, das mit seinen eigenen Erfahrungen stimmte, daß er es zunächst allen nach Nordamerika Reisenden, namentlich Auswanderern getrost als zuverlässigen Begleiter empfehlen möchte. Zwar erleichtert ein gutes Inhaltsverzeichniß die Uebersicht sehr; aber vielleicht ließe sich das Büchlein durch geeignete Kürzungen doch noch handlicher und billiger machen, was gewiß seine Verbreitung nur fördern könnte. Wir sind jedoch überzeugt, daß z. B. allein die Warnung vor den englischen Schiffen (S. 33 ff.), wenn sie ein Auswanderer berücksichtigt, die Auslage für das Buch reichlich lohnt.

— Von einem augenblicklich zu Zwecken des Unternehmens in Europa befindlichen mexikanischen Ingenieur erfährt die „A. Z." Daten, nach welchen die Ausführung einer Schiffs-Eisenbahn über die mexikanische Landenge von Tehuantepec bereits als gesichert zu betrachten wäre. Es ist eine Linie ausfindig gemacht, auf welcher nur geringe Steigungen und Einschnitte nöthig sind. Die Bahn wird eine Länge von 220 km haben und die Cordilleren an einem 200 m über dem Meeresspiegel liegenden Punkte durchschneiden. Auf 25 Geleisen wird ein Riesenwagen mit 3300 Rädern sich bewegen und jedes dieser Räder wird eine Last von 100 bis 120 Centnern tragen. Der Wagen hat ein Gewicht von 170760 Centnern und wird die größten Seeschiffe befördern können. An jedem Endpunkte der Bahn wird ein Hafen mit zwei Reihen Thürmen erbaut, die mit hydraulischen Elevatoren zur Bewegung des Wagens ausgerüstet werden.

Vermischtes.

— Aus Freiheit (Böhmen) erhalten wir folgende dankenswerthe Mittheilung von Herrn Lehrer Caj. Bayer:

„Die Notiz über Steinkocher im „Globus" Bd. 45, S. 287 veranlaßt mich, Ew. Wohlgeboren mitzutheilen, daß das gleiche Verfahren auch in Kärnten im Dienste der Bierbrauerei im Kleinen Anwendung findet, indem die Dorfwirthe, welche sich ihr Bier selbst erzeugen, die Würze in hölzernen Kufen durch hineingeworfene erhitzte Steine auf den gewünschten Wärmegrad bringen. Das Erzeugniß dieser Kleinbrauerei wird deshalb als Stänbier bezeichnet.

Ich habe dieses Verfahren im Jahre 1877 in der gemischtsprachigen Umgebung von Klagenfurt gefunden und kann leider nicht angeben, ob dieser Gebrauch den dortigen Deutschen oder den windischen Slaven besonders eigenthümlich ist, und ob er nicht auch in anderen Gegenden jenes Landes geübt wird."

Inhalt: Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen. I. (Mit fünf Abbildungen.) — Ernst Kramberger: Reise von Esseg durch einen Theil Sirmiens. III. (Mit drei Abbildungen.) — Unter den Indianern von Guiana. I. — Dr. F. A. Finger: Melibokus, Berg an der Bergstraße, richtiger Malchen. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 11. Juni 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLVI. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen.

II.

Die Negritos kennen zu lernen, waren die Franzosen nach Bataán gekommen, aber ihre Aufmerksamkeit wurde unwillkürlich auch auf die civilisirtere Rasse der Tagalen gelenkt, welche, wie erwähnt, die Küstengegenden der Bai von Manila (mit Ausnahme der nordwestlichen Gestadelandschaften, welche von den Pampangos eingenommen werden) bewohnen. Schon zu Abucay hatten sie eine Eigenartigkeit dieses Volkes kennen gelernt: Auf einem Felde stand ein Quartett, das sich aus einem Schlangenhorn, einer Guitarre und zwei Flöten zusammensetzte; nach dem Dreivierteltakte der Melodie setzte ein Haufe von Männern und Weibern Reissteckline ein; auf das erste Tempo wurde die Pflanze in den Boden gesteckt, auf das zweite mit dem linken Fuße die Erde festgescharrt und auf das dritte ein Schritt zurückgemacht. Andere Völker kennen eine Tafelmusik; die Tagalen haben es noch weiter gebracht, sie besitzen eine Feldmusik im wahren Sinne des Wortes.

In Balanga hatte Montano Gelegenheit, mehreren Abendgesellschaften oder Tertulias beizuwohnen, welche von dem Gobernadorcillo (Bürgermeister) und anderen tagalischen Honoratioren des Ortes zu Ehren der Franzosen stattfanden. Beim Eintritte in den Salon ist es sehr schwer, wenn nicht unmöglich, die Herren von den zahlreichen Dienern zu unterscheiden, denn gemeiniglich tragen beide Klassen sich in der Kleidung gleich und gehen barfuß einher. Erst wenn die Güste sich im Salon niederließen, entfernten sich die Diener, drängten sich aber in dem Zwischenraume der geöffneten Thüren, um den seltenen Anblick eines Europäers zu genießen, der weder Priester, noch Beamter oder Officier war. Ebenso unterdrückten sie durchaus nicht die Aeußerung des Vergnügens, welches ihnen das Zuhören der im Salon exekutirten Musikstücke gewährte. Ueberhaupt herrscht zwischen Dienern und Herren ein sehr freundliches Verhältniß, wenn auch mitunter das spanische Rohr von Seiten der letzteren gehandhabt wird. Das Piano bildet das wichtigste Möbelstück in der Wohnung eines reicheren Tagalen, es repräsentirt auch an und für sich schon ein kleines Kapital; außerdem sind die Harfe und die Violine sehr beliebt, da Musiciren eine Hauptrolle bei den Tertulias der philippinischen Eingeborenen spielt. Herren wie Diener kauen beide gleichmäßig ihren Buyo, d. h. Betel. Das Mobiliar eines vornehmen tagalischen Hauses ist sehr einfach; es besteht aus den erwähnten Musikinstrumenten, Rohrsesseln verschiedener Gestalt, Heiligenbildern, welche die Wände zieren sollen, mitunter auch aus einem religiösen Erbauungsbuche, das zwar erst in moderner Zeit in Manila gedruckt wurde, den Typen und dem Papiere nach aber im 17. Jahrhunderte erschienen sein könnte[1]). Manchmal erblickt man auch unter einem Glassturze eine Statuengruppe, die Madonna oder Heilige darstellend. Diese Figuren haben einen großen Werth: die nackten Gliedmaßen sind korrekt aus Elfenbein geschnitzt, die Gewänder aus massivem Golde; diese Schnitzwerke werden von eingeborenen Künstlern in Manila hergestellt.

[1]) Dies gilt nur von den billigen Volksbüchern; die wissenschaftlichen in Manila gedruckten Publikationen weisen eine glänzende Ausstattung, was Papier und Druck anbelangt, auf; man nehme nur Vidal's neuestes botanisches Prachtwerk und die Boletines de la Real Sociedad de Amigos del País filipino zur Hand.

Digitized by Google

Alles, was mit dem Kultus zusammenhängt, weist einen gewissen Luxus auf: die Kirchen, Glockenthürme und die Pfarrhäuser pflegen gewöhnlich die einzigen steinernen Gebäude des Ortes zu sein. Wenn in der Nacht tiefe Finsterniß den Pueblo (Dorf, Stadt) einhüllt, dann leuchtet eine breite Nische der mächtigen Kirchenfaçade von den zahlreichen Lämpchen, welche die bemalte Statue des Kirchenheiligen umgeben, der hier über seinen Gläubigen, die im tiefen Schlafe liegen, zu wachen scheint als ihr getreuer Beschirmer. Trotz der großen Kirchengläubigkeit sind noch genug Rudimente der alten heidnischen Religion in Gestalt von abergläubischen Vorstellungen vorhanden. Als Montano einmal in der Nacht an einem Bambusdickicht vorüberging, erzählte der Führer den Franzosen, daß in der Nacht bei Mondenscheine große weiße Reiter mit Hunden jene Gebüsche singend umkreisen, doch brächte die Erscheinung dieser Gespenster nur Unheil, denn wer sie erblicke, müsse bald sterben. Es ist dies offenbar eine Erinnerung an den gefürchteten Dämon Tigbalang.

Am 15. August kehrte Montano mit seinen Gefährten nach Manila zurück, um von dort mit dem Dampfer „Cebú" sich nach dem südlichsten Theile der Insel Luzon, der Provinz Albay, zu begeben. Die Fahrt längs der Küste von Luzon bis zur Höhe von Mindoro bietet ein reizendes Panorama: dichte Wälder bedecken die Berge, während die Ortschaften inmitten grüner Haine und Kokosgruppen versteckt

Abendunterhaltung in einer Tagalenfamilie. (Nach einer Skizze Montano's.)

liegen. Von da ändert sich das Bild der Landschaften, die Wälder sind von einander durch unermeßliche Cogonales, d. h. Prärien getrennt, deren Gras, Cogon genannt (verschiedene Gramineen), zum Dachdecken Verwendung findet oder in Ermangelung von besserm Futter auch für Pferde und Büffel geschnitten wird. Nach einem kurzen Aufenthalte in Pasacao, dem ersten von Bicols bewohnten Pueblo, den Montano berührte, erblickte man bald die regelmäßige Kegelform des durch seine furchtbaren Ausbrüche bekannten Vulkans Mayon, den bereits zwei deutsche Forscher, F. Jagor und R. von Drasche, besucht hatten. Die Küstengegend zwischen Pasacao und Sorsogon erschien, so viel die Morgennebel zu sehen gestatteten, ziemlich öde und verlassen. In der That befinden sich dort fast nur die Schlupfwinkel von „Remontados", d. h. von Leuten, welche um den Steuern, der Rekrutirungspflicht oder dem strafenden Arme der Gerechtigkeit zu entgehen, sich in diese verlassene Gegend flüchteten, um dort ein den Briganten der Abruzzen ähnliches Leben zu führen. Den 4. September fuhr der „Cebú" in die große Bai von Sorsogon ein, die rings von hohen Bergen umrahmt ein landschaftliches Bild bietet, das an Liebreiz jenes des Golfs von Neapel, an Großartigkeit das der Bai von Singapur übertrifft. Vor allem fesselt die Aufmerksamkeit des Beschauers der Vulkan Bulusan und der Doppelgipfel des hohen von Wolken umflorten San Miguel. Diese große herrliche Bai, welche selbst in den stürmischen Zeiten der Monsunwechsel ganzen Flotten Schutz gewähren kann, hat außer der Stadt Sorsogon nur wenige Fischerhütten aufzuweisen, sonst stehen ihre Gestade verlassen da. Den 4. September um 8 Uhr Abends hatte der „Cebú" die Straße S. Bernardino passirt, um den folgenden Tag gegen 5 Uhr Morgens in den Golf von Albay einzulaufen;

Digitized by Google

rechts und links zeigen ſich zerklüftete und bewaldete Bergmaſſen, im Hintergrunde erhebt ſich der gewaltige Mayon, deſſen obere Hälfte in dürrer Nacktheit Zeugniß ablegt von ſeinen jüngſten Eruptionen, während die untere Hälfte im Schmucke der üppigen Vegetation prangt. Eine Stunde ſpäter warf der „Cebú“ vor der kleinen Stadt Legaspi Anker, welche den Hafen der etwa 2 km landeinwärts gelegenen Stadt Albay bildet, wo der Gouverneur der gleichnamigen reichen Provinz Südluzons reſidirt.

Die liebenswürdige Zuvorkommenheit eines mexikaniſchen Kaufmannes, der den Franzoſen ſeine Kutſche zur Verfügung ſtellte, ermöglichte die ſofortige Abfahrt nach Albay, wo der Gouverneur D. Juan Alvarez Guerra, ein durch ſeine Werke über Luzon und die Marianen bekannter Schriftſteller, die fremden Forſcher in das Gouvernementsgebäude, die ſogenannte „Caſa Real“ einquartirte. Von dieſem Platze aus genoſſen ſie den majeſtätiſchen Anblick des Mayon, der ſchon ſo viel Unheil über dieſen geſegneten Landſtrich gebracht hatte. Der Reichthum dieſer Provinz iſt ſprichwörtlich im Archipel der Philippinen; auf dem vulkaniſchen Boden des Landes gedeiht die Musa textilis am beſten, welche den ſo werthgeſchätzten Manilahanf, welcher von den Spaniern Abacá genannt wird, liefert. Es iſt ein Verdienſt des vor mehr als vierzig Jahren hier waltenden Gouverneurs D. José María de Peñaranda, welcher den Anbau der Manilahanfpflanze in großem Stile durchſetzte und die trägen Bicols (welche einem zwiſchen den Tagalen und Biſayern ſtehenden Zweige der malaiſchen Raſſe angehören) in arbeitſame Ackerbauer verwandelte. Durch den großen Export des Manilahanfs iſt viel Geld ins Land gefloſſen, wie dies die zahlreichen volkreichen Ortſchaften, die alle den Eindruck der Wohlhabenheit machen, beweiſen. Auch die guten Straßen (eine Seltenheit in den Philippinen!) legen von der Intelligenz der Bicols Zeugniß ab. Ein großer Theil der Oberfläche dieſer Provinz iſt zwar noch von Urwald, der Krongut iſt, bedeckt, aber immer mehr und mehr breitet ſich das kultivirte Terrain auf Koſten der Wälder aus, zumal der Preis, um welchen die Regierung Kronland verkauft, ein ſehr geringer genannt werden muß, er ſchwankt nämlich zwiſchen 3,60 bis 7,20 Francs für den Hektar. Die Sicherheit der Provinz iſt nur in der Nähe des Berges Iſarog von den Atas bedroht, einem mit Negritoblut vermengten Volksſtamme, welcher den deutſchen Gelehrten bereits durch Jagor bekannt geworden iſt. Die Hauptmaſſe der Bevölkerung bilden die erwähnten Bicols; außerdem ſind noch Chineſen und Weiße und die Miſchlinge der hier angeführten Raſſen vorhanden. Bei beiden Geſchlechtern der Bicols werden die oberen Zähne durch Feilen verſtümmelt. Gegen Migräne, ein hier zu Lande häufiges Uebel, wenden ſie eine eigenthümliche Operation an, wenn das einfache Mittel — ein um den Kopf feſtgebundenes Zeug — nicht zu helfen vermag: Man packt die Genickhaut des Patienten derart, daß zwiſchen den drei Mittelfingern ſich zwei erhabene Wülſte bilden; durch das Preſſen und Drücken entſteht bei häufiger Wiederholung eine Ciſte, welche man an den Bewohnern Albays oft zu ſehen Gelegenheit findet.

Ein Gobernadorcillo. (Nach einer Photographie.)

Die Hauptſtadt Albay wird an Bedeutung noch von Cag-Sana übertroffen, welches im Volksmunde allgemein Daraga genannt wird. Cag-Sana lag nämlich früher näher an dem Vulkane Mayon, der die Stadt im Jahre 1814 unter ſeinen Auswurfsmaſſen begrub; ſie wurde nicht mehr an derſelben Stelle erbaut, ſondern auf dem Platze, wo ein kleines Dörfchen Namens Daraga lag; daher der Doppelname. Daraga verdankt ſeine Bedeutung dem Umſtande, daß daſelbſt die Manilahanfmärkte der Provinz abgehalten werden und die ſpaniſchen Kaufleute und Agenten daſelbſt ihre Komptors und Wohnungen beſitzen. Von einem iſolirten Felſen aus, auf dem ſich die Kirche und das Pfarrhaus befinden, genießt man einen herrlichen Ausblick: zur Linken den aus den Wolken ragenden, rauchenden Mayon, vor ſich zu ſeinen Füßen die weite Ebene, bedeckt mit Reisfeldern und Bananengruppen, unter dieſen verſteckt Hütten der Eingeborenen, dann die blaue Fläche des Golfs, umrahmt von dunkeln Wäldern. Am Fuße jenes Felſens breitet ſich der Marktplatz von Daraga aus, welchen Magazine und Laden umgeben. Wie ſchon Jagor erwähnt, finden die Märkte hier erſt des Abends bei Fackelbeleuchtung ſtatt. Der wichtigſte Artikel, mit welchem hier gehandelt wird, iſt natürlich der Manilahanf. Auf ſchwerfälligen Karren, welche von Büffeln gezogen werden, bringen die Bauern ihre Waare zu den Magazinen der Europäer. Dieſe kaufen nicht unmittelbar vom Producenten, ſondern vermittels der Zwiſchenkäufer oder vielmehr Zwiſchenkäuferinnen, denn bei den Bicols werden alle Verkäufe und Geſchäfte nicht von den Männern, ſondern von den Weibern abgeſchloſſen, welche hier nicht als das ſchwache, ſondern als das ſtarke Geſchlecht auftreten. Die Männer fügen ſich ohne Widerſtreben dem Pantoffelregiment. Auf dem Marktplatze erblickt man eine Menge junger Leute, welche aber mit der Abſicht Geſchäfte abzuſchließen ſich durchaus nicht tragen; es ſind vielmehr die Verkäuferinnen, welche eine

ſolche Anziehungskraft auf die Bicol-Jünglinge ausüben, und in der That das prachtvolle ſchwarze, mit Gogo (Entada pursœta, eine Mimoſacee) parfümirte Haar der jungen Mädchen würde ſchon genügen, um den Marktplatz für die Herrenwelt anziehend zu machen.

Mit dem Eintritt der Dämmerung beginnt der Markt, beginnen auch die Soireen der Spanier und Europäer, mit dem Eintritt der Dämmerung beginnt ferner die Zeit der Leichenzüge, welche unter heiteren Muſikklängen ſich zur Kirche bewegen. Montano ſah hier das Begräbniß eines Kindes. Unter Trompetengeſchmetter wurde der kleine Leichnam auf einer mit Zweigen und Spitzen gezierten Bahre getragen. Das Kind lag mit ſeinen beſten Kleidern angethan mit entblößtem Antlitz da, es ſchien unter dem Blüthenmeer von weißem Ylang-ylang (Unona odoratissima, Bl. Anonaceae) und Calachuchi (Plumiera alba, Bl. Apocyneae) zu ſchlafen. Die Mutter folgte weinend dem Liebling, während die andere Menge lärmend mitzog, denn der Tod ſcheint in dieſer mit herrlichen Naturreizen ausgeſtatteten Gegend ſeine Schrecken verloren zu haben; wenigſtens giebt jedes Leichenbegängniß Anlaß zu rauſchenden Feſtlichkeiten und Banquetten.

Die Chineſen haben in dieſer Provinz den Eingeborenen den Betrieb der meiſten Handwerke entriſſen, ſo daß letztere nur mit der Agrikultur und der Flechtinduſtrie ſich beſchäftigen. Außerdem ſind die Chineſen überall als Krämer vorhanden, ja es giebt unter ihnen auch ſehr begüterte und einflußreiche Kaufleute. Bei ihrer Ankunft im Lande ſind

Tagaliſche Ortſchaft auf Luzon (Mahayhay). (Nach einer Photographie.)

ſie arme halbnackte Teufel, die jede Tagelöhnerarbeit verrichten, welche ihnen von den hier bereits anſäſſigen Landsleuten verſchafft wird, denn der chineſiſche Egoismus weicht im Auslande dem Gefühle der Zuſammengehörigkeit. Vom Tagelöhner zum Händler avancirt, fühlt er das Bedürfniß, ſich taufen zu laſſen, um einerſeits durch den Taufpathen ſich einen weißen Protektor zu verſchaffen, und andererſeits um ein Weib zu nehmen, denn nur chriſtliche Chineſen dürfen heirathen. Die Bicolmädchen hegen zwar eine ſtarke Abneigung gegen die Zopfträger, da aber ſelbe vermögend ſind und ihren Frauen ein viel angenehmeres Leben verſchaffen können, als die braunen Söhne des Landes, ſo findet jeder Chineſe ſeine Frau, ja, wenn er Geld im Ueberfluß beſitzt, ſo hält er ſich trotz ſeiner Taufe neben der legitimen Frau einen Harem weiblicher Dienſtboten. Nach den Erkundigungen des Herrn Montano bleiben die meiſten Chineſen dauernd im Lande, nur die Minorität kehrt wieder zurück, oft fluchtartig das Baarvermögen mitnehmend, während Frau und Kinder zurückgelaſſen werden. In den anderen Provinzen Luzons iſt letzteres allgemein der Fall, nur deponiren die chineſiſchen Ehemänner einen Theil ihres Vermögens, damit ihre Familie nicht Mangel leide, „wenn ſie eine Reiſe nach China unternähmen", von der ſie nicht mehr zurückkehren. Montano wurde einmal in das Haus des reichen chineſiſchen Geſchäftsmannes Don Narciſo zu einer Abendunterhaltung geladen, welche derſelbe auf Antrieb des Gouverneurs veranſtaltet hatte. Eine prächtige Treppe aus gebohntem Camagonholze (von der Ebenacea Diospyros pilosanthera, Blanco) führte zu dem in dem erſten und einzigen Stockwerke befindlichen Salon

Digitized by Google

und dem anſtoßenden Speiſegemach, welche mit unzähligen Kerzen, die in prächtigen Armleuchtern und Lüſtern ſtaken, glänzend erleuchtet waren. Der Gaſtgeber empfing in Galatracht, mit entfaltetem Zopfe, die Serviette unter dem Arme und umgeben von ſeinen Geſchäftsgenoſſen die Gäſte auf der oberſten Stufe der Treppe, um ſie in den Salon zu geleiten, wo mehrere geladene chineſiſche Meſtizinnen die Stelle der nach chineſiſcher Etiquette unſichtbaren Hausfrau vertraten. Unter dem Lichtmeere der Hängeleuchter und Kandelaber ſprühten die großen Diamanten und Brillanten, mit welchen ſich die Damen reichlich geſchmückt hatten, in allen Farben des Prismas. Im Speiſeſalon erblickte man eine Unzahl buntgefärbter Gerichte, hergeſtellt aus den ekelerregenden Ingredienzien der chineſiſchen Kochkunſt, ſie beleidigten das Auge durch die Farbe, die Naſe durch das unſagbare Parfüm, das ihnen entſtrömte. Das Service beſtand aus ſchwerem Silber. Beſſer ſtand es mit den Getränken; da waren alle Alkohol enthaltenden Gebräue, vom Gin angefangen bis zum echten Champagner, vorhanden. Nach aufgehobener Tafel wurde getanzt, die Muſikkapelle von Daraga, welche ſchon während des Soupers ihre Weiſen hatte ertönen laſſen, rückte in den Salon vor und mit einer wahren Leidenſchaft wurde nun dem Tanze gehuldigt, Walzer wechſelten mit ſpaniſchen Tänzen, der Jota, Habanera ꝛc. ab.

Mit den Wilden der Provinz konnte Montano ſich weniger beſchäftigen, da die ſchon erwähnten Atas vom Berge Iſarog ſich empört hatten, doch konnte er zwei Ge-

Der Vulkan Mayon, von der Caſa Real in Albay aus geſehen. (Nach einer Photographie.)

fangene, welche dieſem den Tagalen und Vicols nahe verwandten Stamme angehörten, unterſuchen. Nach Montano's jedenfalls irriger Anſicht bezeichnet Ata nur die Lebensweiſe, nicht die Raſſe (die Negritos der Philippinen werden im geſammten Archipel von den verſchiedenen Dialektſtämmen: Ata, Aëta, Eta, Ita genannt). Bei den Thermen von Tibi wohnen auch Negritos, welche aber mit Vicols gemengt ſind.

Der Golf von Albay zeichnet ſich beſonders in ſeinem ſüdlichen Theile durch die herrlichen Reize aus, womit die Natur dieſe klippenreichen Geſtade ausſtattete. In den Bergen traf Montano tiefe Schluchten, welche durch die lianenumſchlungenen hohen Ficus- und Dipterocarpusbäume wie Tempel erſcheinen. Die Berg- und Hügelgipfel präſentiren ſich wie ein zu Stein gewordenes ſtürmiſches Meer, das mit ſeinem erſtarrten Wogengange den Mayon oder den Bulusan bedroht. Beſonders die letzten Stunden der Nacht ſind von ſinnberückender Schönheit, ſo daß der neuangekommene Reiſende zu träumen glaubt.

Die Provinz Albay iſt, wie die geſammte Halbinſel Camarines, ſehr höhlenreich. Da in vielen dieſer Grotten ſich alte heidniſche Begräbnißplätze vorfinden, wie dies die Funde Jagor's im Viſayer-Archipel ꝛc. beweiſen, war Montano eifrig bemüht, eine ſolche Höhle aufzufinden, zumal er die Gewißheit beſaß, daß derartige Felſengräber am Golfe von Albay vorhanden wären. Das war aber keine ſo leichte Sache, denn die durch die Annahme des Chriſtenthums nicht ausgerottete Scheu vor den Begräbnißſtätten

der heidniſchen Ahnen, deren Seelen eine Entweihung ihrer Ruheſtätte ahnden, hielt die Eingeborenen ab, die Reiſenden zu den verborgenen Stätten zu führen. Endlich erhielt man die Nachricht, daß auf der Inſel Cagraray das

Ein Theil der Provinz Albay nach einer unpublicirten Karte des Oberſten Don José Maria de Penaranda.

Markt in Daraga. (Nach einer Skizze Montano's.)

Gewünſchte zu finden wäre. Um etwaige Hinderniſſe, die der Aberglauben der Eingeborenen den Abſichten der Franzoſen entgegenſtellen konnte, durch ſeine Gegenwart zu beſeitigen, beſchloß der Gouverneur Alvarez Guerra, ſich an

Digitized by Google

der Expedition zu betheiligen. Ein Regierungsboot (Falúa) von zwölf Riemen trug, von einer leichten Brise begünstigt, die Reisenden bald nach dem Eilande; das ersehnte Ziel war aber schwer zu finden, denn eine dichte Vegetation verhüllte das Land vor den Blicken der Suchenden. Erst nach 1½ stündiger Rundfahrt um die Insel erblickte man bei der an der Südseite gelegenen Punta Cagraray Anzeichen, daß hier das Gehoffte zu treffen wäre. Man landete und nach kurzem Suchen fand man in der That den Eingang zu einer Höhle, in die man nach Hinwegräumung der vorgelagerten Felsblöcke eindrang. Die stalaktitenreiche Grotte war hoch und geräumig; im Halbdunkel lagen hier Gebeine und Schädel auf dem Boden, sämmtlich Menschen angehörig, von Thierknochen wurde nur der Humerus eines Flatterthieres gefunden. Auch chinesische Porcellangefäße, für die Reisgabe des Todtenopfers bestimmt, waren vorhanden. Im Hintergrunde der Höhle lag einer jener Mörser, welche zum Reisenthülsen verwendet werden. Von der Grotte aus hat man eine herrliche Aussicht auf die benachbarten Küsten von Batan und Rapu-Rapu, sowie das unendliche Meer. Mit reicher Beute verließen die Forscher den alten Todtenplatz; mit Grauen und Unwillen sah die eingeborene Bemannung des Regierungsbootes der Einschiffung der unheimlichen Ladung zu; denn wenn auch das Christenthum bereits seit mehr als drei Jahrhunderten hier die herrschende Religion geworden ist, so hat sich bei allen Malaien des Archipels eine tiefe Scheu vor den Begräbnißplätzen der heidnischen Zeit erhalten. Denn die Leichen der Vornehmen und großen Krieger wurden mit Vorliebe an den Ufern des Meeres bestattet, besonders gern an in die Augen fallenden Klippen, wie dies hier auch der Fall, damit die Vorüberfahrenden den Anitos (Geistern der Verstorbenen) ihre Huldigung in Gestalt von Speisegaben oder Pfeilschüssen darbringen könnten. Als die Brise, welche sie Morgens nach Norden getragen, jetzt durch ihr Anschwellen die Heimkehr der Gesellschaft verzögerte, da glaubten die Matrosen, die ob dem Frevel an ihren Gebeinen empörten Geister wollten die pietätlosen Fremden bestrafen; doch langte man glücklich in Legaspi an. Als aber der chinesische Koch des Gouverneurs, welcher an jener Expedition theilgenommen hatte, nachträglich erkrankte, da entstand Aufregung unter den Bicols, welche diesen Zufall mit der Profanation jener Stätte in Zusammenhang brachten. Einem andern Aberglauben begegnete Montano, als er zu einem Kranken gerufen ward: man hatte unter der Veranda des Hauses einen schwarzen Schmetterling und zwei Fledermäuse erwischt und hielt dies für das sichere Anzeichen des Todes. Als die Operation gelang, schrieb man die Genesung nur den kräftigeren Beschwörungsmitteln zu, welche der Fremde heimlich gegen den bösen Zauber angewandt hätte.

Unter den Indianern von Guiana.

II. (Schluß.)

Um nun das Leben eines Indianers von seinem Eintritt in die Welt zu schildern, sei zunächst gesagt, daß wir auch hier die sonderbare, aber vielen rohen Völkern verschiedener Weltgegenden eigene Sitte der „couvade“ finden. Noch vor der Geburt des Kindes enthält sich der Vater eine Zeit lang gewisser Fleischspeisen, während die Frau bis wenige Stunden vor ihrer Niederkunft ihre gewöhnliche Arbeit verrichtet. Dann geht sie allein oder mit einigen anderen Weibern in den Wald, macht sich ein Lager zurecht und kommt dann einige Stunden nach der Geburt des Kindes wieder zurück an ihre gewöhnliche Arbeit. Der Vater legt sich statt dessen als Wöchner hin, wird sorgsam gepflegt, und vermeidet den Genuß gewisser Speisen, das Rauchen, Waschen, Berühren von Waffen. Wie Schomburgk (Reisen in Britisch-Guiana, Leipzig 1847) berichtet, soll er sich sogar nicht einmal seiner Nägel zum Kratzen bedienen dürfen, sondern einen Span aus einer bestimmten Palme dazu gebrauchen. Dieser Zustand dauert Tage und Wochen. Für diese eigenartige Sitte, durch deren Befolgung E. im Thurn mehrmals der Dienste seiner besten Jäger und Ruderer verlustig ging, hat er folgende Erklärung: Die couvade scheint als Grundidee die Existenz eines geheimen Konnexes zwischen Vater und Kind zu haben, derart, daß wenn der Vater in der ersten Zeit nach der Geburt des Kindes eine der Vorschriften dieser Sitte nicht befolgt, das Kind dadurch Schaden erleidet. Wenn er z. B. das Fleisch eines Nagethieres mit stark vorspringenden Zähnen genießt, so würden die Zähne des Kindes wie die dieses Thieres wachsen; ißt er das Fleisch eines gefleckten Thieres, so würde die kindliche Haut Flecken bekommen. In ähnlicher Weise hat man sich die übrigen Regeln der couvade zu erklären [1]).

Das Kind wird bis zum 3. und 4. Jahre gestillt; ist dies bei mehreren zugleich vorzunehmen; so soll die Großmutter zuweilen bei den älteren Kindern aushelfen. Fast immer, auch bei der Arbeit, trägt die Mutter das kleine Kind in einer um den Nacken oder die Schulter gehängten Hängematte mit sich herum. Die Eltern sind sehr zärtlich zu den Kleinen und mißhandeln sie nie. Wachsen sie heran, so richten sich die Spiele der Knaben schon auf die Nachahmung von Jagd und Fischfang und die Beschäftigung der Mädchen besteht in der Unterstützung der Weiber in häuslichen Geschäften. Jedes Kind hat zwar bald nach der Geburt schon einen Eigennamen erhalten, der meist dem Pflanzen- oder Thierreiche entnommen ist, wie Nachtaffe, Eule, Tabakblüthe u. s. w., doch werden diese Namen wenig angewendet. Man geht hierbei von dem Gesichtspunkte aus, daß der Name einen Theil des Menschen darstellt und daß, wer den Namen kennt, den Träger desselben in gewisser Beziehung in seiner Gewalt hat. Deshalb vermeidet man es geradezu, den Namen zu nennen und redet

[1]) Die couvade findet sich bei Völkern verschiedenster Weltgegenden; so berichtet van der Burg („De Geneesheer in Nederlandsch Indie“ vgl. „Globus“ Band XLIV, Seite 46) über dieselbe Sitte, wie er sie auf den Inseln des ostindischen Archipels gefunden hat. Eine andere Erklärung, als die oben gegebene, ist übrigens die: Da die Frau durch die Niederkunft mehr oder weniger geschwächt ist und den Einflüssen der bösen Geister dann weniger Widerstand zu leisten vermag, so sucht der Mann die Aufmerksamkeit dieser Geister von ihr abzulenken, indem er sich selbst krank stellt.

Digitized by Google

ſich gegenſeitig nur mit dem Verwandtſchaftsgrade oder anderen allgemeinen Eigenſchaften: Bruder, Mutter, Knabe, Mädchen, Gefährte u. ſ. w. an. Im Verkehr mit Europäern bittet der Indianer dieſe, ihm einen Namen zu geben, den er dann auch beibehält. Iſt dieſer einfacher, etwa John, Peter ꝛc., ſo behält er ihn allenfalls im Gedächtniß, ſonſt läßt er ſich die ſchwieriger auszuſprechenden oder zu behaltenden Namen auf ein Papierchen ſchreiben, welches er ſorgfältig verwahrt und beim Zuſammentreffen mit anderen Europäern auf die Frage nach ſeinem Namen ſtatt der Antwort vorweiſt.

Kommt das Alter der Mannbarkeit, ſo wählt der junge Mann nach gewiſſen ſchon beſprochenen Regeln ſeine Weiber. Schon vorher kann er verlobt geweſen ſein, ohne die Verlobte gerade zur Frau nehmen zu müſſen; er verlangt ſogar alles, was er ihr früher an Perlen und ſonſtigem Schmuck geſchenkt hat, zurück. Ein weiterer dunkler Punkt im Frauenleben iſt der, daß das Mädchen ihrem Bewerber von den Eltern meiſt verkauft wird; iſt die Ehe geſchloſſen, ſo zieht der Mann mit ſeinem Beſitzthum in das Haus des Schwiegervaters, den er als ſein Haupt und als ſeinen Dienſtherrn anſieht. Nach deſſen Tode verlaſſen die ihm unterſtellt geweſenen Familienväter deſſen Haus, bauen ſich jeder einzelne neue Wohnungen und bilden den Kern für eine neue Niederlaſſung. Bei allen Stämmen findet ſich in größerer oder geringerer Verbreitung Polygamie.

Schon früh unterliegt der Indianer bei ſeiner ſchwachen Konſtitution den ſchädlichen Einflüſſen ſeiner Lebensweiſe; meiſt erfolgt der Tod an Dyſenterie (Ruhr) oder Auszehrung. Das Alter genießt gar keine Achtung bei ihnen und wird von den jüngeren Angehörigen ſogar roh und lieblos behandelt. Auch beim Tode iſt kaum etwas von Trauer oder Ernſt bei den Verwandten zu bemerken; die Beſtattung ſelbſt iſt ein Freudenfeſt. Sie geſchieht durch Vergraben der Leiche in der früher bewohnten Hütte in ſitzender oder aufrechter Stellung; darüber wird ein Feuer angezündet und unter Tanzen, Trinken und Singen werden die guten Eigenſchaften des Verſtorbenen verkündet; dann wird das Haus für immer verlaſſen. Mit dieſem Brauche hängt es zuſammen, daß man ſo außerordentlich viele verlaſſene und verfallene Indianerhütten antrifft. Das Grab ſelbſt wird ſtets als heilig betrachtet.

Die Hauptbeſchäftigung des Mannes iſt die Jagd, der ſolche Wichtigkeit beigelegt wird, daß ſogar der Rang des Häuptlings nach der Tüchtigkeit als Jäger erworben wird. Furchtſam, wie der Indianer iſt, geht er niemals allein auf die Jagd, und nimmt, wenn er einen männlichen Begleiter nicht finden kann, ſein Weib, ſeine Mutter, oder gar ſein Kind mit hinaus, um wenigſtens noch ein Paar Augen um ſich zu haben, die eine nahende Gefahr bemerken könnten. Die eigentlichen Waffen ſind Bogen, Pfeile und Blasrohr, doch geht jetzt das Streben jedes Indianers dahin, durch Arbeit ſo viel zu verdienen, daß er ſich eine Flinte verſchaffen kann. Manche, beſonders die Macuſis, haben vergiftete Pfeile, und bereiten ſich hierzu ſelbſt ein vegetabiliſches Gift (ourali genannt), welches, ins Blut gebracht, herzlähmend wirkt. Mit dem Blasrohr von 9 Fuß Länge werden mit wunderbarer Sicherheit vergiftete, 5 bis 6 Zoll lange Holzpfeile auf eine Entfernung von 40 bis 50 Fuß geſchoſſen und beſonders Vögel damit erlegt.

Indem ſo der Mann für die Herbeiſchaffung der animaliſchen Nahrungsmittel durch Jagen und Fiſchen Sorge trägt, iſt es Sache der Frau, die pflanzlichen Produkte dazu zu liefern und außerdem die Zubereitung der Gerichte zu übernehmen. Kochen würde für den Mann eine Schande ſein, das Brotbacken kann er gar nicht. Auf Expeditionen begnügt er ſich daher auch mit der allerprimitivſten Ernährungsweiſe, und genießt das Fleiſch gewöhnlich halbroh, nachdem er es an einem Stabe etwas ins Feuer hineingehalten hat. Zum Glück für die vielbeſchäftigten Weiber iſt der Speiſezettel ein ſehr einfacher und beſteht meiſt aus dem „Pfeffertopf“ und Caſſavabrot. Es wird zur Bereitung des erſteren das nöthige Fleiſch oder auch Fiſch mit Pfeffer und „cassareep“ (einer aus Caſſavamehl gewonnenen dicklichen Flüſſigkeit von Syrupkonſiſtenz) in einen Topf gethan und zu einer dicken Suppe gekocht; der Topf wird nie leer gegeſſen, ſondern immer wieder nach Bedarf neues Fleiſch zu dem Reſte gefügt und wieder gekocht. Das Eſſen iſt auf dieſe Weiſe, da es nur etwas gewärmt zu werden braucht, ſtets in wenigen Minuten fertig; iſt der Mann hungrig, ſo facht die Frau das Feuer an, ſetzt den Topf einige Minuten hinein, und der Mann ißt dann das Gericht gewöhnlich in der Hängematte liegend, indem er Stückchen Caſſavabrot hineintaucht und dieſe verzehrt. Niemals eſſen die Weiber zugleich mit den Männern, ſondern machen dies während des Kochens mit ab. Die jedesmal genoſſene Quantität iſt nur gering; nach beendetem Mahle rollt der Mann wieder in die Hängematte zurück und die Weiber räumen die Reſte ab. Daß dieſe letzteren nicht verderben, hängt mit der fäulnißwidrigen Wirkung von cassareep zuſammen. Die nothwendige Zuthat zum Pfeffertopf, das Caſſavabrot, wird auf eine eigenthümliche Art von den Weibern aus den Wurzeln der Caſſavapflanze (Manihot utilissima) in Form flacher Kuchen gebacken. Dieſes Brot benutzt man weiterhin zur Herſtellung eines alkoholhaltigen Getränkes, des paiwari, welches von Groß und Klein jederzeit genoſſen wird. Zu deſſen Bereitung wird recht ſcharf gebackenes oder vielmehr ſchwarz gebranntes Caſſavabrot zerkleinert, mit Waſſer in einem Krug angeſetzt, die darin ſchwimmenden größeren Stücke von den Weibern gekaut und wieder hineingethan, die ſchwach gekochte Maſſe gährt dann einige Tage, welcher Proceß durch das Kauen jedenfalls beſchleunigt wird, und wird dann noch durch Zucker verſüßt. Man gewinnt ſo eine milchkaffeeartige Flüſſigkeit von leicht ſäuerlichem, nicht gerade unangenehmem Geſchmack. Anderwärts bereitet man ſtatt deſſen ein anderes Getränk („casiri“), aus Kartoffel, Mais, Zuckerrohr und Caſſava, welches von ſchöner blaßrother Färbung ungefähr wie dünner Rothwein ſchmeckt. Eine große Vorliebe beſitzt der Indianer für Salz, welches viel von England und Braſilien aus eingeführt wird; es bildet einen Beſtandtheil des Pfeffertopfes, jedoch nie des Brotes, wird aber andererſeits von Kindern wie bei uns Zucker maſſenhaft pur gegeſſen.

Außer den beſprochenen alltäglich üblichen Nahrungsmitteln giebt es andere, welche mehr den Charakter von Delikateſſen haben oder nur im Nothfalle gegeſſen werden, und zwar gehören dazu beſonders Eier, Inſekten und Früchte. Vogeleier werden ſo gut wie nie genoſſen, wohl aber ſolche von Schildkröten, Eidechſen, ſeltener von Krokodilen. Von Inſekten werden Ameiſen, Termiten, Heuſchrecken, Käfer u. a., häufig gleich Händevoll davon, verzehrt. Unter den Früchten ſind beſonders die gewiſſer Palmenarten beliebt; außerdem wird auch aus dem Safte von Palmen ein gegohrenes Getränk gewonnen. Wilden Honig, der maſſenhaft vorkommt und ſich von dem bei uns erzeugten durch ſeine flüſſige Beſchaffenheit und ſäuerlichen Geſchmack unterſcheidet, trinkt man gleichfalls mit Waſſer verdünnt.

Ihre einfachen Hausutenſilien, Waffen und Schmuckgegenſtände machten ſich früher die Indianer alle ſelbſt,

Digitized by Google

kommen jetzt aber in mancher Beziehung davon ab, weil sie die europäischen Erzeugnisse besonders die Waffen bei sich einzuführen wünschen. Mit leichter Mühe, meist durch eine geringe Arbeitsleistung, erlangen sie ein europäisches Gewehr, wenn auch gerade keins von den besten, denn die meisten der zu diesem Zwecke importirten Gewehre haben den Werth von 1 bis 2 Pfund Sterling. Im Uebrigen ist es eine Eigenthümlichkeit, daß verschiedene Erzeugnisse von verschiedenen Stämmen fast ausschließlich, weil am besten, hergestellt werden, so gelten z. B. die Warraus als die besten Bootbauer, die Macusis als die Lieferanten des Pfeilgiftes (ourali) und der besten Hängematten, die Arecunas haben gleichsam das Monopol für Blasrohre, weil die das Material hierzu liefernde Palme in ihrer Heimath, an der Grenze von Venezuela, wächst. Die besten Töpferwaaren werden von den Kariben fabricirt und, obgleich sie nur mit der Hand nach dem Augenmaß geformt sind, sind sie doch fast so vollkommen wie die auf der Töpferscheibe angefertigten. Nachdem kurz erwähnt worden, daß Korbflechtereien, Gespinnste, Gewebe, dann Boote und das sonst zur Schiffahrt Gehörige, ferner Kriegswaffen und Musikinstrumente gleichfalls von den Indianern selbst gefertigt werden, sei noch auf die Bereitung des ourali näher eingegangen. Unter mancherlei Ceremonien werden die verschiedenartigsten Ingredienzien, Rinden, Wurzeln, Pfeffer, Ameisen, Schlangengift mit Wasser 24 Stunden lang bis zur Syrupskonsistenz zusammengekocht. Das Wasser wird ziemlich weit hergeholt und während des Herbeischaffens alle paar Schritte auf den Boden gesetzt, denn, sagt der Indianer, ein mit dem Giftpfeil getroffener Vogel soll nur soweit noch fliegen, wie das dazu verwendete Wasser ohne Pause getragen worden ist. Nachdem das Gift durch verschiedene andere Zusätze noch dicklicher, etwa wie eine feste Gallerte, geworden ist, wird es in kleine Kürbisse gepackt und so verkauft. Seine Güte wird durch ein Experiment mit einem Vogel nachgewiesen, der nach leichter Verletzung mit einem vergifteten Pfeile nach 6 Minuten zu leben aufhören muß. Die wirksamen Bestandtheile rühren ohne Zweifel von der Rinde verschiedener Strychnosarten her, die den Hauptheil der abzukochenden Ingredienzien bilden.

Der Gebrauch des Tabaks ist bei den Männern allgemein und auch fast jeder Knabe raucht. Die abgepflückten Blätter werden oft in Honig getaucht und in Bündeln unter dem Dache der Hütte zum Trocknen aufgehängt; dann wird der in seiner Qualität verschiedene, manchmal aber vortreffliche Tabak in das innere Rindenhäutchen verschiedener Palmen eingewickelt und in Form von Cigaretten geraucht.

Die gegenseitige Abneigung der verschiedenen Stämme unter einander zu nähren, dazu trägt sehr das sogenannte Renaima-System bei. Man versteht nämlich unter Renaima den Ursprung jeglichen Uebels, sei dies Unglück, Krankheit, Tod oder ein sonstiges Geschick, mag es durch die Schuld eines andern Menschen verursacht sein oder durch den Willen eines außerhalb der Menschheit stehenden Wesens. Es kann also Renaima sowohl ein Mensch sein, der einem andern Böses zufügt, als auch ein böser Geist, der mit Krankheit und anderm Uebel den Stamm heimsucht, wie auch ein Thier, besonders der Jaguar (Tiger genannt), oder ein Sturm, Fluß u. s. w. Jedenfalls aber vermuthet man den Renaima stets als von einem andern Stamme gesendet oder ihm angehörig, und darin liegt der Hauptanlaß zu gegenseitigem Haß und Mißtrauen. Derjenige, welcher diesen Geistern gegenüber Macht hat, ist der peaiman, welcher Arzt und zugleich Priester und Magier ist, und möglichst aus solchen gewählt wird, welche an epileptischen Anfällen leiden. Allerdings muß er eine strenge Vorbereitungsschule durchmachen, ehe er mit dem Amte betraut wird, muß fasten, große Wanderungen durch die Wälder allein und ohne Waffen unternehmen und u. a. sich auch daran gewöhnen, reizende, narkotische Mittel (Tabakjauche in Wasser) in großen Quantitäten zu genießen. Dies letztere spielt nämlich bei den Geisterbeschwörungen eine große Rolle, die sonst in einem Frage- und Antwortspiel bestehen, indem der Medicinmann mit Donnerstimme dem Geist Fragen stellt, die dieser dumpf und zwar vermöge der Bauchredekunst des Fragenden beantwortet. Manchmal ist ein Renaima auch eine Pflanze, ein Stein oder Fluß, indem der böse Geist in diese Dinge der Natur eingedrungen ist. Alles, was der Indianer mit seinen Augen wahrnimmt, denkt er sich aus zwei Theilen bestehend, dem Körper und dem Geist, welche auch wieder getrennt von einander existiren können. Da es nun seiner Vorstellung nach in seiner Umgebung fortwährend von Geistern wimmelt, so ist es kein Wunder, daß er sich aus Furcht nicht leicht dazu entschließt, ohne einen Feuerbrand mitzunehmen, sich von seiner Hütte weg in die Dunkelheit der Nacht zu begeben. Nach dem Tode leben die Geister in einer andern körperlichen Form und in einem andern Lande der Erde fort, wo ihnen bisher feindliche Stämme als Sklaven dienen und die einzige Beschäftigung in der Jagd besteht. Da alles sichtbare Wesen aus einem Körper und einem Geist besteht, und diese Geister sich nur durch ihre größere oder geringere Kraft unterscheiden, ohne daß der eine dem andern untergeordnet wäre, so giebt es bei den Indianern den Begriff eines höhern Wesens in unserm Sinne nicht. Wenn sie von dem „Alten im Himmel“ oder „unserm Vater“ sprechen, so meinen sie damit zweifellos nur einen ihrer Vorfahren, der schon im Lande der Seligen weilt.

In ihrer Beziehung zu den geistigen Wesen unterscheiden sie nun gute und böse Geister, von denen die letzteren fortwährend das Bestreben haben, den Menschen und anderen Geschöpfen Leid zuzufügen, während die ersteren sich mehr passiv verhalten. Deshalb nimmt der Indianer alles Gute, was ihm zu Theil wird, als selbstverständlich oder als das Resultat seiner eigenen Handlungsweise entgegen, betrachtet aber andererseits alles Uebel als zugefügt von übelwollenden Geistern; er hat also keinen Grund, sich die Gunst der guten Geister zu erwerben, wohl aber alles zu vermeiden, was die Aufmerksamkeit der Bösen auf ihn lenken könnte. Er vermeidet deshalb die Erwähnung gewisser Felsen und anderer Dinge in der Natur, den Genuß des Fleisches gewisser Thiere, besonders aller derer, welche im Lande nicht einheimisch, sondern importirt sind, z. B. Ochsen, Schafe, Geflügel, offenbar in der Idee, daß etwas Fremdes und Ungewöhnliches eher von einem bösen Geiste beseelt ist; im alleräußersten Nothfalle würde solches Fleisch dadurch genießbar gemacht werden können, daß ein peaiman oder eine alte Frau den bösen Geist durch öfteres Blasen darauf aus demselben vertriebe. Im Zusammenhang damit steht die ganz allgemeine Sitte, beim erstmaligen Passiren eines Kataraktes, beim ersten Anblick eines fremden Ortes, und jedesmal, wenn man einen der später zu beschreibenden mit Skulpturen versehenen Felsen oder eigenthümlich gestalteten Berge zu Gesicht bekommt, sich rothen Pfeffer (capsicum) in die Augenlider zu reiben, um die Mißgunst der hier hausenden Geister von sich abzuwenden. Außerdem wird der Name der verhängnißvollen Stelle nicht genannt, und da in Folge der heftigen Augenreizung es dem Indianer nicht möglich ist, etwas davon zu sehen, so mag er dieselben Beweggründe dabei haben,

Digitized by Google

wie der Vogel Strauß, der angeblich sich dem Jäger dadurch verbirgt, daß er seinen Kopf in den Sand steckt, um den Jäger selbst nicht zu sehen. Bei dem Versuche, Indianer zu photographiren, waren diese Ideen recht störend; sobald die Klappe des Apparates entfernt wurde, hielten sie die Hände vor ihre Augen, damit der in dem Kasten befindliche und mit seinem großen Auge aus demselben herausschauende böse Geist sie nicht sehe.

Die in Guiana verbreiteten Lehren über die Herkunft des Volkes weichen bei den verschiedenen Stämmen etwas von einander ab. Bei den Arawaks geht der Glaube, daß vor der Existenz von Menschen ein Wesen Zweige und Rinde eines Baumes abgebrochen und um sich herumgeworfen habe, wobei dann ein Theil in Vögel, ein anderer, der in Wasser fiel, in Fische und die übrigen in Thiere und Menschen verwandelt wurden. Die Warraus erzählen ihre Urgeschichte anders; sie beginnen sie da, wo ihre Urahnen noch im „Himmellande" wohnten; es verfolgte einer von ihnen, ein ausgezeichneter Jäger, mehrere Tage lang einen Vogel, ohne ihn zum Schuß zu bekommen. Endlich gelang es ihm, denselben zu treffen, doch stürzte der Vogel in eine tiefe Grube und war anscheinend verloren. Als der Jäger hineinblickte, sah er tief unten Tageslicht und zu seinem Erstaunen vierfüßige Thiere herumwandeln, was ihn bewog, mit Hilfe seiner Stammesgenossen an einem langen Seile hinabzuklettern. Von hier brachte er so reichliche und wohlschmeckende Jagdbeute mit herauf, daß die Warraus beschlossen, einmal mit hinunter zu gehen. Ein Theil war schon unten, da blieb eine Frau, welche nach Einigen sich in anderen Umständen befand, nach Anderen überhaupt sehr korpulent war, in der engen Oeffnung stecken, und obgleich man von oben und unten her Luft zu schaffen versuchte, gelang es nicht, sie von der Stelle zu bewegen. So mußten die bereits herabgestiegenen Warraus unten bleiben. Die Kariben erzählen dieselbe Geschichte über ihre Herkunft mit der Modifikation, daß sie als Grund ihres Herabsteigens aus dem „Himmellande" angeben, daß sie das Land auf der Erde hätten reinigen wollen, eine Wendung, die ihre Erklärung darin findet, daß die Warraus recht wenig, die Kariben sehr auf Reinlichkeit halten. Jene erzählen eine weitere Geschichte über den Ursprung der Kariben. In einem Teiche badeten zwei Warrau-Weiber, als die eine davon einen aus dem Wasser hervorragenden Baumstumpf berührte; dieser umschlang sie sofort und machte sie zu seinem Weibe. Als sie nach einiger Zeit ein Kind gebar, wollten die Brüder der Frau, eifersüchtig auf die Ehre ihrer Schwester, jenes tödten, standen jedoch von ihrem Vorhaben ab. Als nun das Kind trotzdem bald starb und die Schwester wieder auf die gleiche Weise wie das erste Mal eines Knaben genas, verbarg sie ihn, eingedenk der früheren Drohungen ihrer Brüder, im Walde. Diese entdeckten ihn aber und schossen Pfeile auf ihn ab, ohne ihn zu tödten. Der Knabe wuchs unter der Pflege seiner Mutter heran, fiel aber wieder in die Hände von deren Brüdern, die seinen Körper zerstückelten. Aus seinem Grabe erstand ein Indianer, viel mächtiger und stärker als je ein Warrau gewesen, der erste Karibe, der wie seine Nachkommen ein steter Feind der Warraus und zu ihrer jetzigen trostlosen Lage die Veranlassung war. Diese Geschichten, ferner eine Anzahl Fabeln, historische Legenden, Erlebnisse im Kriege und auf der Jagd bilden den Stoff für die Unterhaltung der Indianer unter einander, die sie, wie oben geschildert, in ihren Hängematten liegend sowohl am Tage wie in der Nacht führen.

Unter den Resten einer früheren Kultur sind zunächst die Malereien und Skulpturen an Felsen zu erwähnen. Man muß bei den Indianern nicht viel von der Erinnerung an die Vorfahren erwarten; sie wissen gewöhnlich gerade noch, daß der betreffende eigene Vater ein renommirter Jäger auf Tiger, Schlangen u. s. w. war, erinnern sich aber kaum noch oder gar nicht des Großvaters. Das ist mit ein Grund, weshalb die Ueberbleibsel vergangener Zeiten bei den Indianern selbst keine genügende Erklärung finden, und so verhält es sich auch mit den erwähnten Felsen. Manche sagen, daß „Gottes Sohn", als er auf Erden wandelte, die Malereien und Skulpturen mit seinem Finger auf den Steinen angebracht habe, offenbar eine in späterer Zeit unter dem Einfluß des Christenthums geschaffene Erklärung. Humboldt erfuhr am Orinoko darüber, daß sie von den Vorfahren aus einer Zeit stammten, wo diese in Folge Hochwassers mit ihren Booten die jetzt zum Theil unzugänglichen Stellen erreichen konnten. Die Bildwerke sind entweder mit rother Farbe gemalt oder, muthmaßlich mittels Steinwerkzeugen, eingehauen oder mit Stein und Sand eingeschliffen. Sie bestehen aus einzelnen Figuren verschiedener Größe, in einem Falle bis zu 13 Fuß Länge und 5½ Fuß Breite; Menschen und Affen werden oft nach einer gleichen Auffassung, wie wir sie bei unseren Kindern sehen, mit wenigen Strichen dargestellt, dann Schlangen und andere Thiere, ferner sehr einfache Kombinationen von zwei oder drei Strichen oder Kurven zu einer Figur. Wird hiervon vielerlei zusammen gefunden, so beträgt die Größe jeder einzelnen Menschen- oder Thierfigur etwa 12 bis 18 Zoll. Der Hauptfundort so bearbeiteter Felsen ist in der Nähe von Wasserfällen und Kataraften. Entgegen der Ansicht Richard Andree's (Ethnographische Parallelen und Vergleiche, Stuttgart 1878) hält E. im Thurn die in der ganzen Welt gefundenen „Steinritzungen" nicht für das Produkt müßiger Langeweile oder des knabenhaften Strebens, sich durch Schrift und Bild zu verewigen; er glaubt vielmehr, daß sie bestimmte Vorstellungen andeuten sollen, die eben nach einem ungebildeten Auge und nach simpeln Begriffen geformt sind, wie dies Andree auch betreffs der in Northumberland gefundenen Steinritzungen anzunehmen geneigt ist. Daraus, daß sich manchmal auch Schiffe von einer im 16. Jahrhundert in Europa üblichen Bauart auf den Felsen abgebildet finden, schließt E. im Thurn, daß die Skulpturen aus der Zeit nach der ersten Ankunft der Europäer stammen. Möglich ist es auch, daß dieselben einen schwachen Zusammenhang mit mexikanischer Kultur haben, da manche der Figuren in Guiana mit solchen in Mexiko gefundenen große Aehnlichkeit zeigen.

Weitere Ueberbleibsel aus der Vorzeit sind die „shell-mounds", wörtlich Schalenhaufen; es sind dies Haufen von ungenießbaren Ueberbleibseln der Nahrung, also zunächst der Schalen von shell-fish-Schalthier (Austern, Krebs ꝛc.), dann Gräten, Thierknochen u. s. w. Dann wurden auch unbrauchbar gewordene Geräthschaften, Waffen u. a. darauf geworfen. Ein solcher Haufen war meist für eine ganze Niederlassung gemeinsam und ging von der Nothwendigkeit aus, daß alle scharfen und spitzen Gegenstände, welche die bloßen Füße der Indianer hätte verletzen können, beseitigt werden mußten. Die Größenverhältnisse der Haufen sind verschieden, der zu Warramoori ist ungefähr 20 bis 25 Fuß tief und 130 Fuß breit, der zu Sireeki, der größte bekannte, soll 250 Fuß lang, 90 Fuß breit und 20 bis 25 tief sein; den Schalenhaufen zu Piracca hat E. im Thurn selbst auf 38 Fuß im Durchmesser bei nur 4 Fuß Tiefe bemessen, so daß dieser der kleinste bis jetzt bekannte sein würde. Sie stimmen in der Art der Anlage und ihrem Inhalte nach alle überein, und enthalten neben schichtweise über einander liegenden Schalenmengen (meist von Neritina

Digitized by Google

lineolata) Fiſchgräten, Thierknochen, Waffen, ſcharfkantige Quarzſtücke, ſelten auch ſilbernen Schmuck, zierlich aus Knochen geſchnitzte Gegenſtände, nur in einem Falle ein zerbrochenes Thongefäß. Was beſonders wichtig iſt, iſt der Fund von einzelnen Menſchenknochen, nicht etwa im Ganzen als Skelett, und zwar waren dieſe Knochen geſpalten, offenbar zur Herausnahme des Markes. Aus dem letztern Umſtande geht hervor, daß zur Zeit der Anlage der Haufen ein gewiſſer Grad von Kannibalismus daſelbſt herrſchte. In ſehr geiſtreicher Weiſe liefert E. im Thurn durch Zuſammenſtellung aller darauf bezüglicher Momente den Beweis, daß die Schalenhaufen nicht von Ureinwohnern des Landes, ſondern von Eingewanderten angelegt wurden, daß ferner dieſe von der See her und zwar von den Antillen ins Land kamen und ſpäter als Kariben einen beſondern Stamm hier bildeten. Deshalb ſind auch nur in der Nähe des Pomeroon nordwärts bis zum Orinoko dieſe Ueberreſte vergangener Zeiten, ungefähr acht an der Zahl, gefunden worden, die übrigens intereſſante Aufſchlüſſe über eine frühere Kulturepoche geliefert haben. Den in ihnen gemachten Funden verdanken wir beſonders auch die Kenntniß der veralteten Steinwerkzeuge und Steinwaffen, von welchen ſich auch jetzt noch einzelne Exemplare im Beſitz der Indianer von Guiana, die ſie faſt wie Heiligthümer verehren, finden.

Das ſehr intereſſant und geiſtvoll geſchriebene Werk E. im Thurn's bietet außer dem hier kurz Erzählten beſonders dem Naturforſcher und Ethnologen auf allen Gebieten eine Fülle werthvoller Beobachtungen.

Reiſe von Eſſeg durch einen Theil Sirmiens.

Von **Ernſt Kramberger.**

IV.

Am 9. Auguſt fuhr ich in Ilok ein, deſſen breite Straße mit der Allee vor den Häuſern wieder wie in vielen ſchon genannten Orten gar bekannt erſcheint. Dieſer Theil des Marktfleckens, mit der Kavana („Kaffeehaus" nennt man in allen folgenden Ortſchaften das Gaſthaus), der Pfarrkirche, dem Franziskanerkloſter und deſſen Kirche, ſowie dem Schloſſe des Fürſten Odescalchi und den Reſten der Burg iſt der hübſchere und zugleich hochgelegene Theil, während der andere unterhalb des Schloßberges ſich ausbreitet. Der obere „Stadttheil", wie man ihn nennt, enthält recht hübſche, meiſt aus Ziegeln gebaute Häuſer und namentlich iſt die Rundſchau von mehreren Punkten aus auf Erdut, Sotin, Palanka und die dahin befördernde Dampffähre, Neuſatz und die Fruška-gora ſehr lieblich. Ringsum wechſeln Weingärten mit Obſtanpflanzungen ab. Die fruchtbaren Ackerfelder gegen Süden beherrſcht ein hübſches fürſtliches Landgut „Principovac" auf einer Anhöhe.

Aus der alten Burg der einſtigen Herzoge von Slavonien, der Herren von Ujlaky oder Ilok, die an Reichthum mit den Königen von Ungarn wetteiferten, ja einigen als Gläubiger dienten, wurde jetzt ein Steueramt. Gut erhalten iſt der Theil mit dem runden Thurm, der nach Oſten, und ein Theil der Feſtungsmauer, die nach Norden gekehrt iſt. Alles andere liegt in Ruinen. Bemerkenswerth iſt ein türkiſches Badehaus und beſonders ein türkiſcher Brunnen.

Das neue Schloß, deſſen Hofſeite mit dem vorſpringenden Treppenhauſe an die italiſche Baukunſt und die Renaiſſance ſtreift, und ebenſo alle Gemächer tragen die Spuren, daß die Herrſchaft niemals oder höchſtens nur vorübergehend hier wohnt. In den Zimmern findet man türkiſche Möbel, arabiſche Bücher aus dem 17. Jahrhundert, Gemälde von Familiengliedern, Bilder des Papſtes Innocenz XI. aus der Familie der Odescalchi, deſſen Herz, Milz, Mütze und Silbergeſchirr. Im Treppenhauſe iſt eine arabiſche Inſchrift in die Wand gemauert, im Hofe ein großer Brunnen. Das oben erwähnte Itinerarium des Freiherrn Eberſtein erwähnt, daß 1608 das Schloß bis auf den äußern Theil ſchon Ruine geweſen und durch vier auf einander folgende Thore über eine Brücke, die von der Südſeite über einen tiefen Graben führte, zu erreichen geweſen ſei. Die vorhandenen Gebäude zeugten noch von ihrer einſtigen Schönheit. Unter der Burg wohnten, wie es im Texte heißt, Razen (Raizen) in elenden Hütten. In der Stadt wohnte Ali Paſcha und mehrere Begs. Als Eberſtein in die Stadt fuhr „auf zwei Kuthien" (Kutſchen), lud ihn der Paſcha zu ſich in ſein hübſches, doch hölzernes Haus. Eberſtein wurde bewirthet und mit Muſik „der Zithern, Pfeifen und Hackbretter" nebſt Gaukelkünſten unterhalten und da „der Chiai von Ofen" und „Habili Effendi, ein vornehmer Pfaff", ebenfalls anweſend waren, „gab es keinen Wein". Dach, Böden und Fenſter der Burg waren eingebrochen, die Gräber in der Kirche aber noch ganz. Jetzt ſind davon noch zwei Denkmäler der Familie Ujlak erhalten. Das des heiligen Ivan Kapiſtran, des muthigen Vertheidigers von Ilok, der hier lebte, ſtarb und begraben liegt, konnte man nicht finden, trotz eifrigen Suchens. Sein Zimmer iſt in eine ſtilloſe Kapelle umgewandelt, im übrigen iſt die Kirche ſehr baufällig und der reine, gothiſche Bau an den Fenſtern, dem Thurm, den Pfeilern u. ſ. w. durch allerlei Zuſätze verdorben. Das daranſtoßende Kloſter, eine Maſſe von Bauwerk, hat nichts Intereſſantes. Die einſt große Zahl der Geiſtlichen iſt auf einige Ordensbrüder eingeſchränkt, denen die Größe ihres Kloſters wegen der Erhaltungskoſten zur Laſt wird. Die Grabmäler der Familie Ujlak zeigen gemeißelte Ritterfiguren; die in der rechts liegenden Kapellenwand trägt die Inſchrift: Hic est sepultus illustris dis Lavrecius dux de Wiilak. Fili olim serenissi dni Nicolai regis Bozne una cū cōsorte sua dna Katherina F . . . acs qui obiit ano MCCCCC. In der Wand links iſt eine ebenſo gemeißelte Figur, die Schrift nicht leſerlich, vielleicht das Grab des Nikolaus Ujlak oder des Hunjadi Johann, den man hier begrub. Außerdem liegt in der Kirche ein: „illimus dnus Michael lib: baro de Bergnakovich alias Grubissich de Plumbo syndicus et benefactor seraphicae religionis" etc.

Die Iloker Kloſterkirche wäre wohl einer gründlichen Fürſorge und Wiederherſtellung, natürlich durch einen tüchtigen Baumeiſter, werth und hier könnte ſich die

Familie der Odescalchi, die doch das Gut ſeit Leopold I. als Geſchenk dieſes Kaiſers beſitzt, ein großes Verdienſt erwerben, umſomehr, da ſie ja dem Lande der Kunſt entſproſſen und aus ihrer Mitte einen Papſt hatte, einen Beſchützer der Religion und Kirche. Die Revenüen Iloks ſind es wohl werth, ein ehrwürdiges Denkmal der religiöſen Baukunſt vor dem Verfalle zu bewahren und ein gottgefälliges Werk zu üben.

Ilok beſitzt den Ruhm einer glänzenden Vergangenheit; hier reſidirte der Herzog, hier war der Hof der Biſchöfe von Sirmien, ein Auguſtiner- und ein Kloſter des Ordens der heiligen Klara und das ſchon erwähnte der Franziskaner. Unterirdiſche Minen und Kellerräume zogen ſich unter der Stadt dahin, in letzteren lagen viele Tauſende von Eimern prächtigen Sirmiers und jetzt noch hat eine „Weingeſellſchaft“ dahier ihre Keller und entfaltet ihre Thätigkeit zur Hebung der Weinkultur und zur Ausbreitung des Handels mit ſirmiſchen Weinen.

Von den vier Kaiſern, die Sirmien dem römiſchen Reiche ſchenkte, geſtaltete namentlich Probus das Land zu einem Luſtgarten, begünſtigt durch das milde Klima und den fruchtbaren Boden. Er pflanzte auf den Hügeln und Bergen Reben, belebte die ſchönen Thäler, hegte die alten Eichenwälder, durchzog die Ebenen mit guten Straßen. Kein Wunder, daß die Franken beim Durchzuge im 9. Jahrhundert neben den ſeßhaften Slaven ſich niederließen. Das Land bekam nach ihnen den Namen Francavilla, *Φραγγοχώρεον*, woraus „Fruška-gora“ entſtand. Byzantiner folgten auf die Franken, dann die Magyaren, endlich die Türken: alles iſt dahin gegangen, die Schönheit des Landes aber blieb, und Ilok iſt der ſchönſten Punkte einer. In der Umgebung, namentlich jenſeits des Gebirges, weben die Bäuerinnen ſchöne Teppiche, die Männer tragen ſchön ausgenähte „Torbas“ [1]) und ganz merkwürdig ausgeſteppte „Kožuhs“ [2]). Die Holzſchnitzerei hier herum iſt auf wenige Erzeugniſſe beſchränkt; die ſonſt eigenthümlichen Trachten weichen auch hier immer mehr fremden Elementen, worüber ſich der Volkswitz in ſpottenden Liedern luſtig macht und die Sucht der Bäuerinnen ſtraft, die gerne modiſche Damentracht nachahmen.

„Ajde, caro, pogodi,
Zašto šito nerodi.
A kako će da rodi,
Tunika je u modi.
Dok tunike nije bilo,
Žito još je sve rodilo.“

Zu Deutſch:

„Wohlan, Herr Kaiſer! kannſt errathen,
Warum die Früchte nicht gerathen?
Weil „Tunika“ den Sieg erworben,
Die Früchte ſind im Feld verdorben.
So lang die „Tunika“ man nicht erfand,
Da blühte auch der Weizen noch im Land.“

Die Benutzung fremder Stoffe wird ebenſo zum Gegenſtande der beißenden Spottſucht, ein Beweis, daß noch Kern und Gefühl für Erhaltung des Einheimiſchen genug da wäre, wenn es nur die intelligenteren Klaſſen verſtünden, dieſen geſunden Sinn zu erhalten und anzuſpornen; allein ſehr oft trifft man gerade dort, wo man es nicht erwarten ſollte, auf Gleichgültigkeit. Nicht minder erſtaunt man, wenn es hier und da ſogar einem katholiſchen Geiſtlichen einfällt, gegen die von Alters hergebrachten Schmuckgegenſtände ganz origineller Art zu eifern, um damit die Gefallſucht und Eitelkeit abzutödten. Damit wird aber der Hausinduſtrie kein Dienſt geleiſtet und der Eitelkeit, die ſich mit fremden Moden zu genügen ſucht, der Weg nicht verlegt. Vor zwei Jahren wurde eine Ausſtellung von Gegenſtänden der heimiſchen Volksinduſtrie in Agram veranſtaltet, zu welchem Endzwecke der Profeſſor Dr. Krešnjavi durch einen Theil Sirmiens und der früheren Militärgrenze reiſte, um zur Ausſtellung zu ermuntern. Es zeigte ſich bei dieſer Gelegenheit, wie viel Schönes noch an Schnitzerei und Weberei nebſt Stickerei und Schlingerei producirt wird. Krešnjavi beklagt mit Recht, daß man das Volk in ſeinem eigenthümlichen Streben zu wenig unterſtütze.

Ich ſagte vorhin, daß es Lieder gebe, die ihren Witz an der Einführung fremder Kleiderſtoffe verſuchen. Ein ſolches iſt folgendes, welches ſich die ausländiſchen Namen mundgerecht macht:

„Maca nosi sukuju od „pargara“,
I kecelje sitna „gazimira“,
Papučice na crvene „stiklice“
Maco, seko, alaj jesi gizdava.“

Die Uebertragung wäre etwa:

„Maca (Marie) trägt ein Barchentröckchen ſchier
Und ein Schürzchen aus feinem Cachemir,
Stiefelchen mit rothen Abſätzen dazu.
Maca, Schweſter, ach wie ſtolz biſt Du!“

Die Lieder werden mit weithin tönenden Stimmen geſungen und namentlich zur Zeit der Frühjahrsarbeiten, der Ernte, bei der Weinleſe ſo unermüdlich fortgeſetzt, daß ſich die Sängerinnen ganz heiſer ſingen. Gewöhnlich hebt eine Vorſängerin, die Prvačica oder Početnjača, ein Lied an, giebt alſo den Ton an, und die anderen fallen entweder in harmoniſchem Chor oder uniſono ein. Viele Lieder haben harmoniſche Takte, die dann ſehr oft uniſono und in ſehr gedehnten Noten endigen. Dieſe Geſänge haben, namentlich aus der Ferne gehört, etwas ſo Eigenthümliches, daß ſie im Zuhörer ein wehmüthiges Gefühl wachrufen. Die Prvačica hat gewöhnlich die kräftigſte Stimme und kennt die Texte genau. Ihre Kehle wird oft rauh, wenn ſie ſpricht; ſobald ſie aber zu ſingen beginnt, verliert ſich dieſe Rauhheit.

Die Mädchen ſind heiter, geſprächig und manche geben ſo treffende, auch ſatiriſche Antworten, daß der an ſolche Dinge nicht gewohnte Städter verblüfft drein ſieht, wenn ihn ein einfaches Bauernmädchen an Geiſt übertrifft. Es giebt ihrer viele ſehr ſtolze darunter, die durch ihr würdevolles und ſelbſtbewußtes Benehmen imponiren.

Eine Schar, die außerhalb Ilok im Felde beiſammen ſtand, ſang unter Gelächter:

„Meni moje govore,
Da će prodas volove,
Da mi kupe tri tunike
I sukuju u cvikle.“

Ich will's verſuchen, die des Ausdruckes wegen etwas ſchwierige Überſetzung in ſchlechten Reimen wieder zu geben:

„Meine Leute ſagen mir:
Unſre Öchslein verkaufen wir;
Drei Tuniken ſollſt du haben
Und ein Zwickelröckchen tragen.“

Jenſeits der bei Ilok ſchon anſehnlich hohen Fruška-gora giebt es in einigen Orten reiche Häuſer. Mit dem Reichthum, wie natürlich, iſt auch die Prachtliebe verbunden, und die Mädchen, deren Eltern vermögend ſind, tragen mit

[1]) Torba iſt die an einem Tragbande oder Riemen über die Schulter getragene lederne oder geſtickte Seitentaſche zur Aufbewahrung von Brot, Speck, Waſſer, Salzfaß, Stahl und Zunder ꝛc., die nie abgelegt wird.

[2]) Kožuh, ein pelzgefüttertes, ledernes, einer Weſte ähnliches Kleidungsſtück, vorn mit Schnüren, hinten mit Lederroſetten, Spiegelſtückchen oder Knöpfen beſetzt.

Digitized by Google

Gold geſtickte Gewänder, Stajačice, und ſtolz ſagen ſie, daß es ſie im Golde fröre. Wie überall in Slavonien, tanzt auch hier der Einheimiſche bei Kirchweihfeſten und Märkten das Kolo, das ſich übrigens in Bezug auf die Muſik und die Schrittweiſe von den Koloarten Oberſlavoniens etwas unterſcheidet. Die ungariſchen Koloniſten in Šid, Tovarnik und Erdevik walzen, polken und hopſen Mazurka unter ſchmetternden Trompetentönen. Eine Hinterlaſſenſchaft aus der Zeit der Türkenherrſchaft ſind viele Namen von Geräthſchaften, Eigenthum des Volkes aber die Kunſt aus vegetabiliſchen Stoffen die ſchönſten Farben zum Färben der Wolle zu gewinnen und die reizendſten Zuſammenſtellungen derſelben beim Weben und Sticken zu erfinden. Die Güte des Bodens bringt es mit ſich, daß neben Mais, Hirſe und Bohnen der beſte Weizen wächſt und bei einigem Fleiß die geringe Mühe reichlich lohnt.

Eine Geſellſchaft der „Tamburaši“ aus Vukovar fand ſich am letzten Tage meines Verweilens in Ilok in der „Kavana“ ein und producirte ſich in Spiel und Geſang. Obſchon die „Tambura“, ein Inſtrument mit Drahtbünden für die Griffe wie an der Guitarre und vier Metallſaiten, und ihrer Konſtruktion nach zwiſchen Zither und Guitarre ſtehend, da die Saiten mit einem Kielfederſtümpfchen und ſchnell vibrirender Hand geſchlagen werden, ein nur unvollkommenes Muſikwerkzeug iſt, ſo kann man nicht leugnen, daß es dieſe Geſellſchaft zu einem hübſchen Grade von Kunſtfertigkeit gebracht hat und mittels ihrer in allen Größen vorhandenen 12 Inſtrumente, deren Bäſſe aus rieſigen Guitarren mit Drahtſaiten beſtehen, recht anziehend zu ſpielen verſteht.

Die Lieder, die ſie hier und da einflechten, ſind zum Theil bekannte Volks-, zum Theil Originallieder, die einem oder dem anderen gelingen. Hier wurde mir wieder ein Lied in Erinnerung gebracht, das ich ſchon lange nicht gehört hatte. Es iſt dies ein in Slavonien in früheren Jahren oft geſungenes und deshalb anziehend, weil es mit merkwürdiger Schärfe die einzelnen Städte und das daran Auffallende charakteriſirt. Ich werde der Kürze halber nur einige der Strophen in der Ueberſetzung wiedergeben, da dies genügen wird, den ſarkaſtiſchen Sinn deſſelben zu verdeutlichen.

Des beſſern Verſtändniſſes wegen will ich im vorherein bemerken, daß Eſſeg immer eine große Garniſon und in den Glacis ſchöne Wieſen hat; Vinkovci und Mitrovica waren die Stabsorte des Broder und Peterwardeiner Regiments, in denen des Militärs halber viel Deutſch geſprochen wurde. Es ſpricht ein Sohn zu ſeiner Mutter:

„Roth ſich färbt der Apfel ſchon,
Mutter, freien will dein Sohn;
Keine nehm ich aus der Stadt,
Auch das Dorf noch Mädchen hat.

Städterinnen, larum la!
Eilen nicht zur Arbeit, ha!
Glätten nur und zieren ſich,
Thun dazu gar zimperlich.

Eſſeg's Mädchen Gräſer mäht
Um Soldaten in Trauer geht,
Gräſer wachſen weit und breit,
Nur Soldaten liebt die Maid.

Prahlend ſpricht in Vinkovci
Sieben deutſche Worte ſie,
„Meine Mutter, gieb mir Brot
Leiden will ich keine Noth.

Mitrovica, ebnes Feld,
Gut iſt deine Mädchenwelt,
Jede heilig glaubt zu ſein,
Liebt ſie ein Kadettelein ꝛc. ꝛc.“

Von Ilok ließ ich meine Taſche die ſteilen Treppen bergab durch die untere Gaſſe bis ans Donauufer tragen und ſetzte mittels Dampffähre ans jenſeitige Ufer nach Palanka über, um den Dampfer zu erwarten, der mich nach Čerević bringen ſollte. An allen durch Verkehr belebteren Orten von Vukovar abwärts traf ich die ſehr bequeme und nützliche Einrichtung der Dampffähren, die ſchnell und gefahrlos die ſchwer beladenen Wagen hinüber ſetzen, wodurch viel Zeit, Mühe und auch Gefahr bei hohem Waſſerſtande oder bei heftigem Winde erſpart wird.

Die Bauart dieſer Floſſe ermöglicht eine größere Anzahl von Fuhrwerken zu gleicher Zeit aufzunehmen, und können Unglücksfälle in Folge der Unruhe der Zugthiere nicht leicht vorkommen. In ſehr kurzer Zeit erreicht man Čerević. Vom Schiffe bis zur Agentie ſind 20 Schritte und die genügten, um mich vom ſtrömenden Regen gründlich durchnäſſen zu laſſen. Bei dieſer Gelegenheit konnte ich wahrnehmen, mit welcher Gewalt die Waſſer aus den hinter den Häuſern aufſteigenden Bergen herabſchoſſen, die Gaſſen überſchwemmten und ſich in die Donau hinab verloren. Eine Viertelſtunde nach dem gewaltigen Regen war alles wieder wie zuvor, bis auf den Koth, der ſich gebildet hatte. Der Ort iſt wohlhabend, hat ſchöne Weingärten, eine katholiſche Kirche, die bis auf das etwas verfallene, gemauerte Thurmdach in nichts ſich unterſcheidet von den ſchablonenmäßigen Kirchenbauten, die unter Maria Thereſia in vielen Orten im Lande entſtanden.

An der griechiſch-orientaliſchen Kirche fällt ein hübſcher ſchlanker, mit durchbrochenem Dache gezierter Thurm auf. Čerević hieß einſt Cereuth; doch iſt bis auf den Namen „grad“ eines Weinberges, wo die Feſte ſtand, von dieſer nichts mehr da. Ich fand eine römiſche Inſchriftentafel in die Kirchenmauer eingefügt, aus der ich, da ſie ſehr beſchädigt und nicht mehr recht leſerlich iſt, bloß die Worte MIL COH II ALPINOR.M EX ANN IIX S.PEN zuſammenleſen konnte. Ausgefallene Buchſtaben habe ich hier mit Punkten angedeutet. Eine zweite Tafel betrifft eine Kirchenſtiftung, die dritte iſt gar nicht mehr zu leſen.

Die Fahrt von Čerević nach Kamenica iſt eine ſehr hübſche. Links hat man die Donau in etwas tieferem Niveau als die Straße, davor liegen herrliche Maisfelder, deren viele Eigenthum des Kloſters Rakovac, rechts üppige, zahlreiche Weingärten und eine reiche Vegetation, welche alle nicht kultivirten Hügel bis hoch hinauf überwuchert. Vorn gegen Oſten liegt auf hohem Hügel Kamenica und darüber ragen ernſt und maſſenhaft die Feſtungsmauern von Peterwardein, tiefer unten die Thürme von Neuſatz.

Mein Weg führte mich vorerſt ins Gebirge hinein, dem vorher erwähnten Kloſter zu. Der Weg dahin beginnt zuerſt eben, macht dann zwei nicht bedeutende Steigungen. Man kommt zwiſchen Hügel hinein, die alle Obſtgärten und Weinreben tragen, ein reizender Anblick. Nur die hoch emporragenden Spitzen der Fruška-gora hinter dem Kloſter ſind mit ſchönem Walde beſtanden. An dem murmelnden Bache Rakovac vorbei kommt man bald dem Kloſter näher, und unvermuthet ragt aus dunkelm Grün der weiße Thurm mit dem glänzenden Goldſchmucke am rothen Kupferdache hervor.

Das Kloſter iſt ſtockhoch, außen und innen ſehr rein und einladend, und wird von dem Vorſteher, hier einem Archimandriten, und drei Kaludjeri bewohnt, denen auch die Bewirthſchaftung der Grundſtücke obliegt. Ich wurde vom Vorſteher, einem ſchönen Greiſe, zwar freundlich, doch etwas erſtaunt empfangen und gefragt, ob ich die Erlaub-

Digitized by Google

niß zum Zeichnen des Kloſters und zur Nachfrage um deſſen Geſchichte vom Patriarchen eingeholt hätte. Als ich bewies, daß ich zum Zeichnen keine Erlaubniß brauche und auch um keine Geheimniſſe des Kloſters frage, ſondern nur allgemeine Daten über deſſen Entſtehung wünſche, rief er mir bereitwillig einen der Brüder herbei. Dieſer vernahm zwar den Befehl, das Buch der Brüder, Bratsku Knjigu, alſo die laufenden Annalen, zu holen, kam aber bald mit der Ausrede zurück, er könne es nicht finden, indem es verlegt ſei. Zugleich nannte er mir einen Kalender, in dem ich finden könne, was ich brauche, auch ſei der Lehrer Živan Milosević bewandert in der Kloſtergeſchichte. Ich wußte wohl, daß nur höchſt wahrſcheinlich Mißtrauen den Bruder bewogen habe, mit Ausflüchten herauszurücken. Die Gründung des Kloſters fällt etwa in den Beginn des 15. Jahrhunderts.

Was die Klöſter Sirmiens im Allgemeinen anbelangt, ſei hier in gedrängter Faſſung geſagt. Von der Geſchichte derſelben werde ich gelegentlich und zwar nur von den wichtigſten Einiges, ſo weit es intereſſiren dürfte, kurz erzählen.

Sirmien hat 13 Mönchsklöſter, von denen zwei an der Nordſeite, zehn an der Südſeite der Fruška-gora und eines, Fenek, in der Nähe der Save liegt. In Folge deſſen nennt man die Fruška-gora ebenfalls „Athos“. Alle ſind dem Patriarchen zu Karlovic untergeordnet. Einſt war die Zahl der Brüder in den Klöſtern viel größer als jetzt. Noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts z. B. betrug ſie in Sirmien 113, fiel aber wenige Jahre darauf auf 96. Seitdem iſt die Zahl noch viel geringer geworden. Rakovac hatte beiſpielsweiſe noch im Jahre 1819 zehn Mönche, jetzt nur vier, den Archimandriten mit eingerechnet. So wechſelt der Stand in den übrigen zwiſchen drei bis vier, auch fünf. Die Vorſtände kann man füglich als die Herren und Eigenthümer, die untergeordneten Mönche aber als deren Beamte bezeichnen. Sie bewirthſchaften und verwalten die zum Kloſter gehörigen Gründe und Beſitzungen, deren jedes Kloſter mehr oder minder hat, nebſt einem zu jedem derſelben gehörigen Dorfe „Prnjavor“. Die Einkünfte müßten nebſt den Ausweiſen des Verbrauches einem alten Geſetze nach an den Nationalfond zu Karlovic abgeliefert werden. Nun, die Sache nimmt man nicht ſo genau. Viele Fremde und Gäſte überlaufen die Klöſter und die Einkünfte und Ausgaben zeigen kleine Unterſchiede. Die Klöſter liegen alle ſehr lieblich in den Thälern, in halbſtündiger Entfernung von den Straßen, an rauſchenden Bächen, überragt von den waldigen Gipfeln des Gebirges, umgeben von üppiger Vegetation, Obſt- und Weingärten, und ſtehen von jeher im Rufe großer Gaſtfreundſchaft, — kein Wunder, daß immer Gäſte da ſind. Im Uebrigen ſpeiſen die Vorſtände, welche in Rakovac, Šišatovac, Opovo, Grgeteg und Kruševol Archimandriten, in Ravanica, Beočin, Kuveždin, Privinaglava, Bešenovo, Fenek, Remete, Jazak aber Igumani ſind, gewöhnlich für ſich allein und geben jedem Mönche nur etwa 50 Fl. jährlich. Die Vorſtände haben mehrere ſchöne Wohnzimmer mit guter und ſogar eleganter Einrichtung, die Mönche keine Zellen, ſondern hübſche Wohnzimmer, in denen es ſich gemüthlich und freundlich leben läßt. Die Vorſtände ſind gebildeter und gelehrter als die Mönche, haben Gymnaſien beſucht, zum Theil auch juriſtiſche Studien gemacht, und aus ihnen werden die Biſchöfe rekrutirt.

Da die griechiſchen Mönche nach den Inſtitutionen des heiligen Baſilius (370 Biſchof in Cäſarea) leben ſollten und früher auch wirklich lebten, ſo ſind die Ordensregeln ſehr ſtrenge. Jetzt natürlich hat auch in mancher Beziehung die alles umgeſtaltende Zeit daran viel gelockert. Früher koſteten die Mönche nie Fleiſch, bis der Erzbiſchof Jovo Georgievic, ein aufgeweckter und freier denkender Mann um 1770, begann, außer der Faſtenzeit Fleiſch zu genießen.

Alle Mönche unterſcheiden ſich von den Weltgeiſtlichen durch die Kapa, eine cylindriſche hohe Mütze, an der die Kamilavka, ein von der Mütze aus über die Schultern ſich ausbreitender, ſchwarzer Tuchlappen befeſtigt iſt.

Das Kloſterleben ſcheint übrigens eine ausgedehnte Thätigkeit zu beanſpruchen. So hat beiſpielsweiſe der „Namjeſtnik“ oder Stellvertreter des Vorſtandes, ſofern es durch den Perſonalſtand möglich iſt, ein ſolches Amt zu ſchaffen, vollauf zu thun, die zum Kloſter gehörigen Gebäude im Stande zu erhalten, die Rechnung zu führen, ſelbe den Brüdern zur Durchſicht fertig zu unterbreiten, um ſie an das Konſiſtorium abſenden zu können. Er muß die ganze Wirthſchaft führen, indem er die Oberaufſicht hat, im gegebenen Falle aber Gärten, Felder, Wälder, Wieſen und Rebenkulturen ſelbſt bearbeiten läßt. Der „Duhovnik“, Seelſorger, hört die Beichte theils im Kloſter ſelbſt, theils in den Ortſchaften. Ein „Djakon“ dient zum Unterrichte der Jugend und verrichtet leichtere liturgiſche Dienſte. Er kann auch die Stelle des Exarchos vertreten, indem er die Bücher in der Kirche bewahrt, die Kirchenreinigung zu beaufſichtigen hat und die Mönche zum Gebete zuſammenruft. Letzteres geſchieht mittels eines an dicken Schnüren aufgehängten, tönenden Brettes, worauf er ſchlägt. Da dies auch oft des Nachts geſchieht, ſo ſind die Mönche zu verſchiedenen Tages- und Nachtzeiten im Gebete begriffen. Die kirchlichen Funktionen dauern alle lange. Gar der Beſuch des Biſchofs oder des Patriarchen bringt in die Regelmäßigkeit des Alltäglichen auch noch die Strenge des ernſteſten Dienſtes. Ein Glück für die Klöſter iſt es, daß ſie begütert ſind, denn in dieſer realiſtiſchen Zeit iſt ſelbſt der ſonſt äußerſt bigotte Grieche weniger freigebig. Die Dörfer, die an die Klöſter ſtoßen und zu dieſen gehören, Prnjavor, wie oben geſagt, entſtanden allgemach aus den Wohnungen der Kloſterdiener, denen man ſie außerhalb des Kloſters anwies. Dazu kamen aus Serbien eingewanderte Glaubensgenoſſen. Dieſe Dörfer zahlten bis zum Jahre 1751 gar keine Steuern oder trugen ſonſtige Laſten. Unter Maria Thereſia befreiten ſie ſich durch Erlegung von 600 Fl. von dem im Jahre 1751 über ſie verhängten Beitrage in die „Sirmier Domeſtical-Caſſa“, wurden jedoch ſchließlich wie alle anderen Unterthanen behandelt. Verſuche, die Klöſter nach anderm als dem von Alters hergebrachten Gebrauche zu regeln, die inneren Inſtitutionen zu ändern, die Anzahl derſelben zu vermindern, ſcheiterten, obſchon von 1772 bis 1778 mehrmals wiederholt, an der Ausdauer, mit der dagegen gekämpft wurde, gänzlich. Schließlich bliebe noch zu bemerken, daß die Klöſter als Zufluchtsſtätten gegen die hereinbrechenden Türken betrachtet, daher ſehr feſt und in den Thälern verſteckt gebaut wurden. Die Kirchen ſind alle im byzantiniſchen Stil gehalten.

Digitized by Google

Die Vogelnesthöhlen von Gomanton auf Nord-Borneo.

Im „North Borneo Herald“ vom 1. März findet sich eine Schilderung der Vogelnester und Guanolager enthaltenden Gomantonhöhlen am Kinabatangan-Flusse und in der Nähe von Malapi und Sandakan, welche folgende interessante Einzelheiten enthält:

Der sogenannte „Simud Putih“ (weißer Eingang) am Gomantonberge liegt ungefähr 500 Fuß über dem Meeresspiegel, ist ca. 30 Fuß hoch und 50 Fuß breit und führt zu den hauptsächlichsten Vogelnesthöhlen. Das Ersteigen des Gomantongipfels, der wohl 1000 Fuß absolute Höhe hat, ist nicht ohne Schwierigkeit, da der Berg zuweilen sehr steil, ja fast senkrecht abfällt. Auf dem Gipfel befindet sich ein schmales Loch, unter welchem in einer Tiefe von 850 Fuß die Simud Putih-Höhlen liegen. Die Eingeborenen bedienen sich der Leitern aus Rottan, welche sie oben am Loche festmachen und woran sie nach unten steigen, um sich der Nester zu bemächtigen. Es ist dies selbstverständlich ein höchst gefährliches Unternehmen und dünkt dem Europäer unmöglich, wenn er das primitive Material sieht, womit gearbeitet wird.

Wenn man von unten her sich in die Simud Putih-Höhlen begiebt, so hat man zunächst eine unter einem Winkel von 25° abfallende Fläche zu passiren, die in eine ungeheure Höhle, an die mehrere kleinere stoßen, führt. Sämmtliche Höhlen tragen inländische Namen. Gleich am Eingange in die Haupthöhle befindet sich ein großes Loch oder besser ein Abgrund, der noch nicht erforscht ist und, wie man annimmt, nach der Simud Itam- (schwarzer Eingang) Höhle führt, die sich tief unten hinzieht. Oben in den Seitenhöhlen liegt brauchbarer Guano, es ist aber Guano von den Schwalben, der demjenigen der Fledermäuse an Werth nachsteht. Er liegt hier weit über 5 Fuß tief, ist jedoch schwierig herauszuschaffen, da man ihn erst nach oben zum Simud Putih-Eingang und von da wieder 400 Fuß tief zum Flusse zu bringen hätte. Einfacher wäre es, ihn nach unten in die vorgenannte Simud Itam-Höhle zu schaffen, weil diese mit dem Flusse auf einer Höhe liegt.

Sobald der Abend einbricht, kann man von der Simud Putih-Höhle aus ein eigenthümliches Schauspiel genießen. Tief unten vernimmt man ein Sausen und Zischen gleich dem entweichenden Dampf einer Maschine; es sind die Fledermäuse, welche die Simud Itam-Höhle verlassen, um ihre nächtlichen Streifzüge nach Nahrung zu unternehmen. Ihr Flug ist ungemein gewandt und rasch, sie erheben sich in dichten Massen in spiralförmigen Windungen bis zu einer gewissen Höhe, dann löst sich ein beträchtlicher Theil ab, beschreibt einen regelrechten Kreis und wendet sich darauf im jähen Fluge der See zu. Andere wieder steigen, in kreisförmiger Bewegung bleibend, höher und höher, um schließlich ebenfalls dem Meere zuzueilen. Während die Fledermäuse also ihre Wohnstätten verlassen, ziehen über ihnen Seeadler ihre majestätischen Kreise, um plötzlich nach einem Nachzügler oder einer seitwärts fliegenden Fledermaus zu stoßen. Um annähernd einen Begriff von der Anzahl der Fledermäuse, beziehungsweise dem vorhandenen Mist zu geben, sei erwähnt, daß nach gemachten Beobachtungen der Ausflug etwa um 5 Uhr Nachmittags beginnt und 10 Minuten vor 6 Uhr, also nach 50 Minuten, endigt, in welcher Zeit fortwährend dichte Massen herauskommen.

Es möchte fast scheinen, als ob diese beiden Bewohner der Höhlen, die Fledermaus und die Schwalbe, ein Abkommen getroffen haben, um sich nicht gegenseitig im Gehen resp. Kommen zu stören. Genau nachdem die letzten Schwärme Fledermäuse ausgeflogen sind, kehren die Schwalben zurück und umgekehrt. Uebrigens fliegen die Schwalben nicht in der bei den Fledermäusen beobachteten Ordnung, indem sie die ganze Nacht durch in kleinen Trupps heimkehren.

Die Ansicht, daß diese ungeheuren Höhlen einstens, als der Gomantonhügel und seine Umgebung noch unter Wasser standen, durch das Seewasser allmählich ausgewaschen worden sind, scheint durch den Umstand ihre Bestätigung zu finden, daß in einer Höhe von 500 Fuß über der See Korallenansätze, versteinerte Seemuscheln u. s. w. gefunden werden.

Der Simud Itam liegt, wie bereits bemerkt, auf gleicher Höhe mit dem Flußufer und hat eine prachtvolle Wölbung von ca. 250 Fuß Höhe und 100 Fuß Breite, welche in eine große, luftige Kammer ausläuft. Hier findet man enorme Mengen von Fledermausguano, er liegt dort mindestens 50 Fuß tief. Proben dieses besten Guanos wurden auf 8 bis 15 Pfd. St. die Tonne geschätzt. Die Höhle ist zwar nach ihrer Breite noch nicht erforscht, aber man darf unbedingt annehmen, daß sie sich sehr weit nach innen erstreckt und daß sie viele Schiffsladungen dieses werthvollen Artikels liefert. Da der Sapugayafluß, welcher nur 12 Meilen unterhalb in die Bucht von Sandakan mündet, dicht an den Simud Itam tritt, so steht der Ausbeutung der unteren Höhle kein Hinderniß entgegen.

Wie bekannt, sind die Gomantonhöhlen mit ihren Schätzen an Guano Eigenthum der englischen Nord-Borneo-Gesellschaft, deren jährliche Einnahme aus diesem Handelsartikel auf 25 000 Pfd. St. berechnet wird [1]).

[1]) Man wird sich erinnern, daß von Overbeck seiner Zeit erst mit dem Deutschen Reiche wegen Erwerbs der Niederlassungen im nördlichen Borneo unterhandelt hat.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der 1882 auf dem Geographentage zu Halle gefaßte Beschluß, die deutsch-landeskundlichen Studien nachdrücklich und systematisch zu betreiben, beginnt bereits Früchte zu tragen. Mit Unterstützung der Geographischen Gesellschaft in Halle versendet jetzt Dr. Nackwitz und Lehrer K. Meyer in Nordhausen Fragebogen zur Erforschung thüringischer Volksart, welche auf Ort, Feldflur, Tracht, Sitte und Brauch Bezug nehmen und deren Endzweck die Herstellung einer Gaukarte von ganz Thüringen

Digitized by Google

ist. Dieselbe soll aus sechs Blättern bestehen und enthalten: alle bestehenden Dörfer und die Wüstungen, die Gau- und Centgrenzen, Dialektgrenzen und Grenzen der Feststeuer, alte Heerstraßen, Klöster, Pfalzen und Burgen, Dingplätze, vorhistorische Burgen, Kultusstätten, bedeutungsvolle Oertlichkeiten und Namen, sowie die Flußnamen in alter und neuer Form. Der erläuternde Text dazu wird eine Zusammenstellung bieten der Orte nach ihren Namensendungen und zwar mit ihren im Laufe der Jahrhunderte wechselnden Formen nebst Jahreszahlen und urkundlichem Beleg, die Orte mit vlämischer und wendischer Bevölkerung und die urkundlichen Begründungen für Gau-, Cent- und Dialektgrenzen, Heerstraßen, Dingplätze u. s. w. Endlich sollen die Resultate sämmtlicher Gaukarten in einer Generalkarte zusammengefaßt werden, welche die Grenzen der Gaue, Dialekte und Feststeuer, die alten Heerstraßen und sämmtliche bestehenden und untergegangenen Ortschaften zur Darstellung bringen wird. Jenen Fragebogen mit Erläuterungen und einer „Karte der unteren Cent des thüringischen Helmegaues" von Karl Meyer als Probe hat kürzlich Dr. Rackwitz unter dem Titel „Zur Volkskunde von Thüringen, insbesondere des Helmegaues" (Halle a. S., Tausch und Große) veröffentlicht. Möge das Schriftchen seiner guten Sache recht viele Freunde werben!

Asien.

— A. Marche, welcher 1874—75 den Marquis de Compiègne nach dem Ogowe, 1876—77 de Brazza nach dem Kongo begleitete und 1880 im Auftrage des französischen Unterrichtsministers die Insel Luzon bereiste — eine Reise, über welche der „Globus" demnächst zu berichten anfangen wird — ist im Jahre 1883 wiederum nach den Philippinen gegangen, wo er die bisher wenig bekannte langgestreckte Insel Paragua oder Palawan und eine Anzahl kleiner benachbarter Eilande untersuchte. Dieselbe zieht sich von Nordost nach Südwest ca. 450 km weit hin und ist nur 50 km breit, wird der Länge nach von einer anscheinend nicht sehr hohen (140 m), waldbedeckten Bergkette durchzogen und enthält zahlreiche, guten Schutz bietende, aber wegen Felsen und Sandbänken schwer zugängliche Buchten. Die Insel wird von vier verschiedenen, fast ganz in wildem Zustande lebenden Stämmen, Malaien, Tagbanuhay, Battak und Negritos, bewohnt. Die Malaien bewohnen hauptsächlich den Süden der Insel und die Westküste. Die Tagbanuhay, welche ihrem Aeußern nach zur malaischen Rasse zu gehören scheinen, sind über die ganze Insel zerstreut, sitzen aber vornehmlich auf den kleinen Inseln an der Westküste; sie bezahlen dem Sultan von Sulu Tribut und sind beständig den Besuchen malaischer Piraten ausgesetzt, welche ihnen ihre geringe Habe mit Gewalt nehmen, wenn sie sie nicht freiwillig hergeben. Sie haben keine Art von Religion und besitzen keine Fetische, glauben aber, daß Menschen, die bei Lebzeiten gegen ihre Nächsten gut waren, als höhere Wesen fortleben, während Böse nach ihrem Tode für immer todt sind. Die Battaks, welche nur im gebirgigen Innern der Insel leben, sind von dunklerer Hautfarbe als die Tagbanuhay, fast schwarz, und haben krause Haare. Sie sollen nie in ihren Hütten schlafen, sondern dieselben nur momentan als Obdach benutzen; ihre Schurze verfertigen sie aus der Rinde des Ficus. Die Negritos oder Ajetas scheinen Nachkommen der Ureinwohner des Archipels zu sein; sie sind schwarz, klein, untersetzt und äußerst beweglich. Sonderbar gestaltete Gegenstände werden von ihnen angebetet; sobald sie einen solchen finden, machen sie ihn in Folge ihrer lebhaften Einbildungskraft zum Gegenstande eines neuen Kultus. Für ihre Todten zeigen sie große Verehrung; mehrere Jahre lang legen sie auf die Gräber Betel und Tabak, sowie Bogen und Pfeile, weil sie glauben, daß die Todten Nachts herauskommen und im Walde jagen. Sie leben in großen Familien von 60 bis 80 Personen ohne feste Wohnsitze und wechseln ihren Aufenthalt je nach der Menge des Wildes, zu dessen Erlegung sie sich des Bogens mit außerordentlicher Geschicklichkeit bedienen.

Hauptstadt der Insel ist jetzt die spanische Militärkolonie Puerto Princesa auf der Ostküste, wo ein Gouverneur, etwa zehn Officiere (darunter zwei Aerzte) und zwei Kanonenboote stationirt sind. Die Bewohner sind meist Deportirte von Luzon und Mindanao. Der alte im Norden der Insel gelegene Hauptort Tantay ist fast ganz verlassen. — Die auf Paragua hausende Vogelwelt besteht zur einen Hälfte aus Bewohnern der malaischen Inseln, zur andern aus solchen Luzons; Marche hat bereits über 110 Species Vögel, darunter 62 neue, und an Säugethieren, welche besser als auf den Philippinen vertreten sind, über 60 Species, darunter 17 neue, gesammelt. Nach den letzten Nachrichten gedachte er von Tantay aus den Norden der Insel zu untersuchen.

— Die in St. Petersburg bestehende Kommission zur Neuregelung der Verwaltung des Generalgouvernements Turkestan hat sich über die territoriale Eintheilung desselben schlüssig gemacht. Es wird das Generalgouvernement in zwei „Gebiete" getheilt. Das nördliche Gebiet ist das des Syr-Darja, das südliche das von Taschkent. An letzteres angelehnt, aber mit selbständiger Verwaltung, wird ein „Amu-Darja-Bezirk" organisirt. Der Sitz des Generalgouvernements bleibt Taschkent. Das Syr-Darja-Gebiet umfaßt 324 000 Quadratwerst und enthält 628 655 Einwohner, darunter nur 56 305 mit festen Wohnsitzen, die übrigen Nomaden. Das Taschkent-Gebiet hat einen Flächenraum von 174 859 Quadratwerst und wird von 1 641 350 Einwohnern bewohnt, von denen 219 815 zur Nomadenbevölkerung gezählt werden. Das Syr-Darja-Gebiet wird in die vier Kreise von Kasalinsk, Perowsk, Tschimkinsk und Aulieata zerlegt; das Taschkent Gebiet umfaßt die neun Kreise Taschkent, Chodschent, Dshisak, Samarkand, Katta-Kurgan, Kokand, Margellan, Namangan und Osch. Der Sitz der Verwaltung des Amu-Darja-Distrikts ist Fort Alexandrowsk am unteren Amu-Daria.

— Dr. Neis ist es nicht gelungen, von Luang Prabang am Mekong nach Tongking vorzudringen (vgl. „Globus", Bd. 45, S. 159), sondern ist im April dieses Jahres nach Bangkok, der Hauptstadt Siams, zurückgekehrt, nachdem er mehrere Flüsse, welche nördlich von Luang-Prabang in den Mekong münden, erforscht hat. Zur Rückkehr hat ihn einerseits der absolute Mangel an Mitteln gezwungen, andererseits ein Einfall der Hós. Es sind das chinesische Banden, welche seit etwa zehn Jahren in Folge der Uebervölkerung und des Elends im südlichen China von dort auswandern und in immer steigender Menge weiter und weiter nach Süden in die hinterindische Halbinsel vordringen.

— Zur Erforschung des Weges von Buchara nach Merw über Tschardschui sind zwei Officiere entsendet worden, denen sich der Forschungsreisende Dr. Regel angeschlossen hat. Dieselben sollen auf einem andern Wege über Burdalyk nach Buchara zurückkehren.

Inhalt: Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen. II. (Mit fünf Abbildungen und einer Karte.) — Unter den Indianern von Guiana. II. (Schluß.) — Ernst Kramberger: Reise von Esseg durch einen Theil Sirmiens. IV. — Die Vogelnesthöhlen von Gomanton auf Nord-Borneo. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — (Schluß der Redaktion: 21. Juni 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen.

III.

Der kranke Koch Apollonio wurde von den beiden Franzosen mit Beihilfe eines Mediquillo, d. h. eines eingeborenen Kurpfuschers, bald hergestellt und da damit der Glaube der Bicols an die Strafen der Geister etwas erschüttert war, so rüstete man sich zu einer neuen Fahrt, da man in Erfahrung gebracht hatte, daß eine zweite Grabhöhle zu finden wäre. Die Reisenden brachen zu Pferde auf; die Straße, welche Legaspi mit Libog verbindet, verfolgend. Der Weg führte durch eine schöne, fruchtbare Landschaft, die nur an einer Stelle von der verderblichen Thätigkeit des Vulkans Mayon Zeugniß ablegte: Ruinen von zerstörten Hütten, ein aschenhaltiger Boden und Lavablöcke wurden in dem Kasuarinendickicht bemerkbar. Wie in allen spanischen Kolonien war die Zahl der Brücken eine spärliche, doch war das Bett jener Wasserläufe, welche die Straße durchkreuzten, leicht zu durchwaten. In Libog wurde Halt gemacht; es ist dies ein netter kleiner Ort mit steinerner Kirche, Pfarre und Rathhaus (Tribunal), welche Bauten den Hauptplatz umgeben, von dem aus die von Palmen, Bambus und Kakaobäumen beschatteten und eingerahmten Straßen auslaufen. Es war die Zeit der Frühmesse, als die Reisenden hier ankamen, um einen Führer zu suchen; so sahen sie die Bicolweiber mit ihren Pantoffeln zur Kirche schlürfen, indeß der Gesuchte aufgetrieben wurde. Es war dies ein Cuadrillero; auf den Philippinen steht nämlich dem Municipium eines jeden Pueblos eine gewisse Anzahl von Milizsoldaten, welche Cuadrilleros genannt werden, zur Bewachung des Gefängnisses, zur Eskortirung der Verbrecher und zu Polizeizwecken zur Verfügung. Jeden Mann trifft einmal wenigstens die Reihe, unter die Cuadrilleros zu treten, für welche Dienstleistung er keinen Sold, sondern nur Steuerfreiheit erhält. Von einer Uniform ist auch keine Rede, und so präsentirte sich der erschienene Führer zwar beritten, aber nur mit Hosen und Hut (dem sogenannten Salacó) bekleidet. Sein Pferd wurde nur mit der Halfter gelenkt und der Sattel entbehrte des Gurtes; trotzdem tummelte der Cuadrillero seinen Gaul in allen Gangarten herum und erwies sich als ein fester Reiter. Man verließ nun die gebahnte Straße und schlug den Weg zwischen Reisfeldern und Bananenpflanzungen ein. Ueberall herrschte Wohlhabenheit, wie man dies hier aus der Zahl der Büffel und der auf die Erhaltung der Hütten verwendeten Sorgfalt allein schließen kann, denn weder Möbel, noch Wäsche und Küche sind in diesem Lande die Anzeichen des Reichthums. Höchstens im Geschmeide, das mitunter sehr kostbar ist, steckt viel Geld. Die Hütten selbst ruhen auf Pfeilern, etwa mannshoch über dem Erdboden; Wände und Dachsparren sind von Bamburohr, das Dach ist entweder mit den Blättern der Palme (Nipa fruticans Thnb.) oder mit dem schon erwähnten Cogongras gedeckt. Die Thüren und Fenster werden mit Matten, welche aus denselben Materialien wie das Dach hergestellt sind, geschlossen. Am gesammten Bau wird man vergebens auch nur nach einem einzigen Eisenbestandtheile suchen; alle Verbindung wird mittels Rotang (Bejuco in den Philippinen genannt) hergestellt. Die Hütte umfaßt gewöhnlich nur ein einziges Zimmer. Der elastische Bau zeigt besonders bei Erdbeben eine große Widerstandskraft oder vielmehr Elasticität, und dies ist in einem so erdbebenreichen Lande, wie es Süd-Luzon ist, von großer Wichtigkeit. Der Anblick der lachen-

Digitized by Google

den Landſchaft wurde den Reiſenden bald durch einen ſtrömenden Regen entzogen, der nicht enden wollte, ſo daß Montano ſich entſchließen mußte, unter einer Sintfluth nach dem Weiler S. Pedro weiter zu traben. Hier ſchiffte man ſich ein, um Sula zu erreichen. Da der Regen inzwiſchen aufgehört hatte, ſo konnte Montano während der Fahrt mit Muße die zahlreichen, von dichter Vegetation bedeckten Inſelchen betrachten, welche aus dem Meere emporſteigen und von zahlreichen Rudeln von Affen und Nashornvögeln belebt ſind.

Sula ſelbſt iſt ein kleiner Weiler, der nur aus wenigen Hütten ſich zuſammenſetzt, welche ſich unter Rieſenbäumen verlieren; ſein Ankerplatz iſt aber von großer Wichtigkeit, da er bei ſcharfem Oſt vollkommene Sicherheit gewährt. Hier erfuhr man, daß in der That eine andere Grabhöhle noch exiſtire, und zwar auf derſelben Inſel Cagraray, wo man bereits mit Erfolg gearbeitet hatte. So ſegelte Montano wieder nach jenem Eilande hinüber, wo man an der Punta Sula einen ca. 30 m hohen Kalkfelſen fand, in welchem in bedeutender Höhe über dem Boden ſich die geſuchte Grotte fand. Vorſprünge, ſowie die hereinhängenden Zweige des Balete (Ficus indica) und die Beihilfe der Diener ermöglichten das Erreichen des erſehnten Zieles. Man benannte dieſe Grotte nach einer äußern Aehnlichkeit zum Unterſchied von der erſten Gruta de Levante getauften, die „Büffelgrotte"; ſie iſt zwar auch pittoresk gelegen, hat aber nicht das majeſtätiſche Gepräge im Innern, wie die erſtbeſuchte Höhle. Mit den erbeuteten

Eine Straße von Libog. (Nach einer Photographie.)

Schädeln kehrte die Geſellſchaft wieder glücklich nach Albay zurück.

Hier gab es genug des Neuen und Ungewohnten zu ſehen; denn es galt das Feſt Mariä Geburt zu feiern, und in dieſem Punkte wetteifern die Bicols mit ihren Nachbarn, den Tagalen und Biſayern, welche alle kirchlichen Feiertage mit großem Pompe begehen. Hier in Albay kam noch hinzu, daß der neugewählte Bürgermeiſter oder Gobernadorcillo, ein reicher Bicol, ſeinen Amtsantritt würdig feiern wollte. Schon ſeit mehr als einem Monate übte die junge Welt der Stadt die Verſe eines in der Bicolſprache von einem Volksdichter verfaßten Dramas ein, während Knaben damit beſchäftigt waren, buntgefärbte Papierlampions zu verfertigen und an Bambusgeſtellen zu befeſtigen. Am Feſtabende erſtrahlte die Stadt im hellen Glanze der Illumination: Triumphbögen, Obelisken, Guirlanden, gebildet aus auf Bambulatten befeſtigten Lampions waren in unzählbarer Menge vorhanden; dazwiſchen drängten ſich die Bewohner der Stadt und die Bauern der Umgegend, letztere kamen zu Fuße, zu Pferde oder auf dem Rücken gewaltiger Büffel hierher, um das Feuerwerk zu bewundern und der dramatiſchen Vorſtellung beizuwohnen. Letztere fand in einem Theater ſtatt, das man erſt vor einer Woche eigens zu dieſem Zwecke errichtet hatte. Es enthielt nur die Bühne und zu jeder Seite derſelben eine Loge, in welchen die Honoratioren der Stadt ſich einfinden, während die ſpaniſchen Beamten und — das Orcheſter auf der Scene ſelbſt Platz nehmen. Die übrigen Zuſchauer ſtehen oder ſitzen

unter freiem Himmel. Dekorationen fehlen, es wird eben wie im chineſiſchen Theater mit der Genügſamkeit des Publikums gerechnet.

Das Sujet der philippiniſchen Volksdramen, welche nicht von berufsmäßigen Schauſpielern, ſondern ſtets nur von Dilettanten zur Darſtellung gelangen, iſt immer dasſelbe, wenn auch ſtets in neuem Gewande und unter anderm Namen: es handelt von mit Liebesepiſoden gewürzten Kämpfen zwiſchen Chriſten und Moros, d. h. Mohammedanern, und endet immer mit der Vernichtung der letzteren oder mit deren Bekehrung. Die zahlreichen Schlachtſcenen werden mit großem Enthuſiasmus aufgenommen, da die Moros oder die dämoniſchen Ungeheuer, welche der Teufel ihnen zu Hilfe ſendet, regelmäßig geſchlagen werden. Die Rührung des Publikums erreicht den Höhepunkt, wenn der Häuptling oder König der Ungläubigen zu den Füßen der heroiſchen Chriſtin, welche die weibliche Hauptperſon iſt, niederſinkt und ſeine Bereitwilligkeit erklärt, ſich taufen zu laſſen. Um dieſe Gattung dramatiſcher Poeſie und deren Einwirkung beſſer zu verſtehen, muß erwähnt werden, daß die Geiſtlichkeit auf den Philippinen eine ähnliche Macht erlangt hat, wie bei uns in Tirol oder Oberbayern, ſo daß der Katholicismus den Sinn der Eingeborenen ganz umfangen hält, ja daß dieſe Leute mit einer unbegrenzten Verehrung zu ihrem Klerus aufſehen, ſich jener Zeiten erinnernd, wo die Geiſtlichkeit allein ſie vor den Bedrückungen der habſüchtigen Alcalden von ehedem zu ſchützen vermochte. Dies der eine Grund, weshalb alle dieſe Dra-

Inneres einer Bicol-Hütte. (Nach einer Skizze Montano's.)

men religiös gefärbt ſind. Daß die Bühnenſiege der Chriſten über die Moros eine ſolche Begeiſterung bei dem Publikum erwecken, beruht aber nicht allein auf dem ſtreng chriſtlichen Bewußtſein: Jahrhunderte lang plünderten die Moros von Sulu, Borneo und Mindanao die Küſten des Archipels; Städte und Dörfer wurden verbrannt, ihre Bewohner theils erſchlagen, theils in die Sklaverei geſchleppt; dazu kam noch, daß die chriſtlichen Waffen ſelten ſiegreich waren. So entſtand in den Herzen der philippiniſchen Chriſten ein unauslöſchlicher Haß gegen die mohammedaniſchen Piraten des Südens, der nun bei der Aufführung von Gefechtsſcenen zum Ausdruck gelangt. Bei dieſen Dramen ſpielt das Ballet eine große Rolle, insbeſondere der Tanz Moro-Moro, der eine künſtleriſche Darſtellung des Kriegstanzes der Moros bilden ſoll.

An dieſem Abende gaben der Gobernadorcillo und die meiſten der Cabezas oder Stadtviertel-Präſekten einen Catapuſan, d. h. Feſtſchmaus mit Ball und Spiel. Letzteres wird eifrig kultivirt, insbeſondere das furchtbare „Monte“, eine Art Landsknecht. Die ganze Stadt ſchien von einem Freudenrauſche erfaßt zu ſein, ſelbſt die aufgebotenen Cuadrilleros waren von der allgemeinen Luſtbarkeit angeſteckt; nur die Gensdarmen, deren Soldaten aus in der Linienarmee gedienten Eingebornen beſtehen, vergaßen in dem Tumulte nicht, ihrer Pflicht nachzukommen.

Das Feſt von Albay hatte man geſehen; noch weiter ſich hier aufzuhalten geſtattete der Reiſeplan nicht, welchem gemäß Montano nach dem Süden des Archipels aufzubrechen hatte. So kehrten nun die Franzoſen nach Manila zurück, wo ſie ſich auf dem Dampfer „Paſig“ einſchifften,

welcher am 5. November die Anker lichtete; am 7. langte man in der Calamianesgruppe an, am 8. in Puerto Princeſa, einer neuen ſpaniſchen Niederlaſſung auf Palawan oder Paragua; am 10. hielt der „Paſig“ vor Balábac, jenem ſpaniſchen Fort, das den Eingang in die Mindoroſee beherrſcht, dann berührte man noch Zamboanga, Iſabela de Baſilan und erreichte endlich am 15. die Rhede von Sulu. Dieſe ſpaniſche Stadt iſt jüngſten Datums; es erſcheint daher nothwendig, einiges über die Geſchichte dieſes Landes hier zu erwähnen. Sulu iſt nicht nur das Handelscentrum des öſtlichen indiſchen Archipels geweſen (nur von den reichen Molukken wurde es hierin übertroffen), es war vielmehr auch eine politiſche Macht erſten Ranges und galt den Bekennern des Korans als das Mekka des Oſtens. Das Sultanat, deſſen Herrſcher ſich edler Abkunft rühmten, hatte wohl manche ſchlimmen Tage erlebt, aber ſich auch immer wieder raſch von dieſen Schlägen erholt. Es beruhte, wie dies noch heute der Fall iſt, auf dem Lehenſyſtem: die großen Barone des Reiches, die ſogenannten Dattos, leiſteten je nach den Umſtänden einen größern oder geringern Gehorſam dem regierenden Sultan, der ſich mit vollem Rechte den Chef eines Piratenſtaates nennen konnte, denn der Seeraub war es hauptſächlich, welcher alle Freien Sulus ernährte. Beſonders die Philippinen waren es, welche wegen des chriſtlichen Glaubens ſeiner Bewohner und der geringen hier ſtationirten Streitkräfte das Ziel ihrer Raubzüge bildeten. Um ein Haar wäre noch vor 30 Jahren ungefähr Profeſſor C. Semper in die Hände dieſer erbarmungsloſen Piraten gefallen, als er an der Nordoſtküſte Mindanaos ſich befand. Die Spanier unternahmen mehrere Expeditionen gegen Sulu, ſchoſſen ſeine Städte und Schiffe in Brand und zwangen den Sultan zum Abſchluſſe von Friedensverträgen, welche aber nie lange gehalten wurden, denn der Sultan beſaß keine Macht über ſeine trotzigen Barone. 1876 machten die Spanier endlich Ernſt; ſie eroberten die Stadt Sulu und ſetzten ſich in ihr dauernd feſt. Die alte Stadt ging in Flammen auf, die neue ſpaniſche wurde auf einem ebenen Terrain von Genieofficieren aufgeführt; ſie iſt zwar noch klein, verſpricht aber ein raſches Aufblühen. Der Stadtbau und

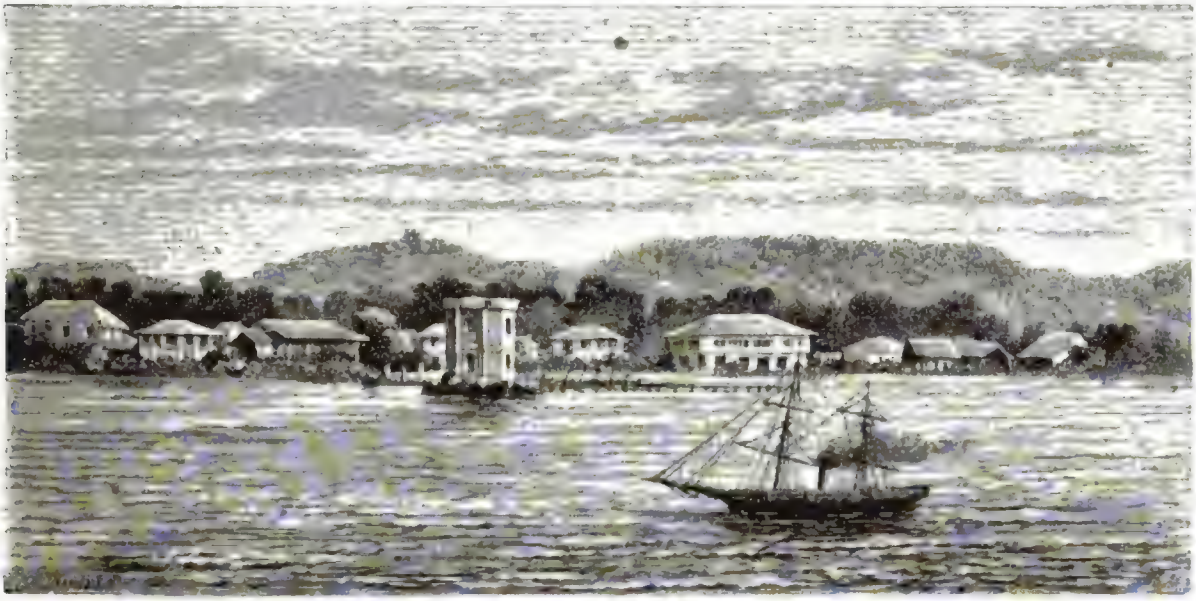
Ein Cuadrillero. (Nach einer Skizze Montano's.)

die Befeſtigungen wurden von Sträflingen aufgeführt, deren es drei Klaſſen giebt: Disciplinarkompagnien, welche auch Truppendienſte verrichten; Deportirte und endlich Preſidianos, d. i. gemeine Verbrecher. Die Garniſon beſteht aus 500 Mann eingeborenen Fuß- und Genieſoldaten, deren Officiere faſt nur aus Spaniern beſtehen.

Die Franzoſen fanden die Stadt noch im Stadium des Aufbaues vor, ſo daß es auf Schwierigkeiten ſtieß, eine Wohnung aufzutreiben, bis endlich die Zuvorkommenheit des Interimsgouverneurs und des Feldgeiſtlichen die Reiſenden aus aller Verlegenheit riß. Die halbvollendeten Straßen waren ſehr belebt; vor den Kaufläden der Chineſen drängten ſich die Leute, doch konnte man keinen Schritt machen, ohne daß man nicht Soldaten, mit Gewehr und aufgepflanztem Bajonet gerüſtet, begegnet wäre; die Urſache dieſer eigenthümlichen Erſcheinung war die Furcht vor den Juramentados. Der Sultan nämlich hat ſich willig dem ſpaniſchen Protektorate gefügt, das ihn mit einer Rente von 12 000 Francs bedachte (ſein Geſammteinkommen ſchätzt man auf 30 000 Francs), nicht ſo aber die Dattos, denn durch das Aufhören der Piraterie, wie es die Etablirung der Spanier im Lande ſelbſt mit ſich brachte, verſiechte ihre wichtigſte Einnahmequelle. Einzelne verſuchten es und verſuchen es noch heute, durch offene Auflehnung die Spanier zu vertreiben; ſie mußten aber ihren Wahnwitz mit dem Niederbrennen ihrer Dörfer und der Vernichtung ihrer Herrſchaft büßen. Nun griff man zu einem andern Mittel. Die Schuldſklaverei iſt ein hier landesübliches Inſtitut, das in der ſchonungsloſeſten Härte ausgeübt wird: die Familie des Unglücklichen verfällt dem harten Gläubiger, der die Kinder von den Eltern, die Frau von dem Gatten trennt, um ſie in die Ferne zu verkaufen. Solchen Leuten ſchenkt der Datto die Freiheit unter der Bedingung, ſo viele Chriſten als möglich niederzumetzeln. Bedenkt man, daß die Panditen (Prieſter) des Sulus heimlich und offen den heiligen Krieg gegen die Spanier predigen, bedenkt man ferner, daß der Malaie ein ſehr reizbares Temperament beſitzt, wie dies ſich beſonders im Amoklaufen offenbart, ſo darf es einen nicht Wunder nehmen zu erfahren, daß die Zahl der Juramentados und der von ihnen

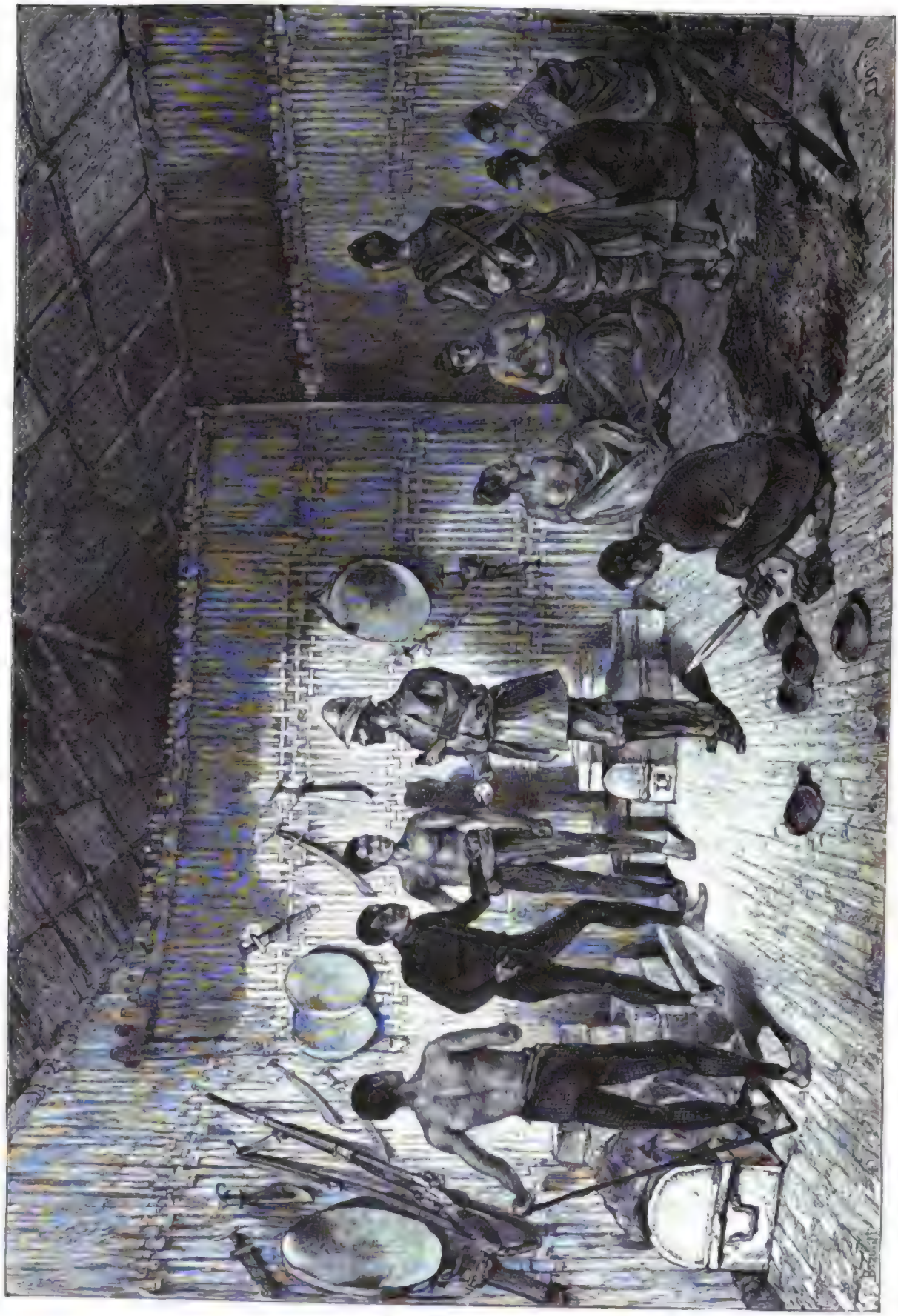
Digitized by Google

verübten Meuchelmorde eine nicht geringe iſt. Obwohl die Stadtthore ſehr ſcharf bewacht werden und die Paliſſadenmauer von zwanzig zu zwanzig Schritten ein auf Pfählen ruhendes Wächterhaus beſitzt, in welchem vier Soldaten mit geladenen Gewehren ſtreng aufpaſſen, ſo gelingt es doch den verwegenen Fanatikern, ſich in die Stadt einzuſchleichen, obwohl der Gouverneur gewöhnlich von einem beabſichtigten Anfalle im Voraus unterrichtet iſt, denn die Verſchwörer gehen nicht heimlich genug bei Beſprechung ihrer Pläne zu Werke und der ſpaniſche Peſo (1 Silberſtück = 4 Mark) geht auf der ganzen Inſel auf Reiſen. Gerade als Montano in Sulu eintraf, war eine ſolche Warnung von befreundeter Hand dem Gouverneur zugekommen, weshalb man die herkömmlichen Sicherheitsmaßregeln verſchärfte. Ein Kapitän rieth den Franzoſen, nur mit dem Revolver in der Hand die Gaſſe zu betreten und den von den Paliſſaden umzäunten Raum nicht zu überſchreiten; der Forſchungseifer aber trieb Montano dennoch aus den Thoren der Feſtung heraus, um mit dem geologiſchen Bau der Inſel ſich vertraut zu machen. Während die meiſten Eilande des Suluarchipels ihre Exiſtenz den Korallenthierchen verdanken, iſt dies bei der Hauptinſel nur in der Küſtenregion der Fall, während das Bergland vulkaniſchen Urſprunges iſt; große und kleine Lavablöcke findet man in dem Bette der Bäche und in den von den ſpaniſchen Genietruppen eröffneten Steinbrüchen, welche das Material zur Ausfüllung der Sümpfe lieferten, an deren Stelle heute die ſpaniſche, von Forts umgebene Stadt liegt. Montano zog botaniſirend und mit dem Inſektenfange beſchäftigt im Walde herum, ohne auf Juramentados zu ſtoßen, dagegen ſtieß er auf eine mit Paliſſaden umzäunte Hütte, in welcher ſich entlaſſene tagaliſche Sträflinge angeſiedelt hatten. Auch dieſe riethen dem Fremden, ſo bald als möglich nach der Feſtung zurückzukehren. Montano gab aber auch dieſer Warnung kein Gehör, ſondern ſetzte ſeine Wanderung im Walddickicht fort, bis er Sträflinge traf, welche unter dem Schutze einer Infantriekompagnie Bäume fällte. Auf das Zureden des Kapitäns kehrte er mit dieſer Truppe nach der Stadt zu-



Anblick der ſpaniſchen Stadt Joló oder Sulu. (Nach einer Photographie.)

rück. Mehrere Tage floſſen in Ruhe dahin und Montano hatte bereits die Juramentados vergeſſen, als an einem Morgen der Franzoſe plötzlich mehrere Gewehrſchüſſe hörte, welchen wirres Geſchrei folgte; dann war es plötzlich todtenſtill. Montano ſtand allein auf dem Marktplatze, nur zwei Soldaten patrouillirten über denſelben. Da kam mit einem Male ein Weib daher gelaufen, der ein Suluaner mit blutigem Kriß (Dolch) auf den Ferſen folgte. Das Weib rief dem Reiſenden das Schreckenswort: „die Juramentados!“ zu, rannte ihn aber auch ſchon in ihrer blinden Haſt zu Boden; in demſelben Augenblicke fielen zwei Schüſſe. Als Montano ſich erhob, ſah er, daß der Juramentado verwundet auf dem Boden lag; plötzlich ſchnellte er ſich aber in die Höhe und ſtürzte ſich gegen die beiden Soldaten, deren einer ihm das Bajonet in den Leib ſtieß. Da aber der Wüthende auf ſeinen Gegner nochmals einen Hieb führen wollte, ſo ſchoß ihn der andere Soldat, der inzwiſchen wieder geladen hatte, nieder. Von allen Seiten hörte man Schüſſe fallen, in der Hauptſtraße wälzten ſich mehrere Männer in ihrem Blute, während drei Juramentados mit der Tollkühnheit eines wahnwitzigen Fanatismus ſich einem Zug Infanterie entgegenwarfen: eine Salve, und die Aſſaſſinen hatten aufgehört zu leben. Fünfzehn Todte und Verwundete zählte man als die Opfer dieſer „Invincibles“ Oſtaſiens. Sie hatten ſich in drei Gruppen, zuſammen elf Mann, als Waſſerträger dem Thore genähert; während der Poſten den erſten von ihnen nach Waffen durchſuchte, riſſen die übrigen den Kriß aus dem Bambugefäße, welches zum Waſſertragen gebraucht wird, hieben die Wache nieder und drangen ſo in die Stadt, überall Tod und Schrecken verbreitend. Nach einem ſolchen Attentat pflegt für längere Zeit eine Ruhepauſe einzutreten; alles athmet wieder auf, für einige Wochen kann man wieder auf den Frieden zählen, wenn auch die militäriſchen Vorſichtsmaßregeln nicht außer Acht gelaſſen werden. So konnte Montano mit ſeinem Gefährten ſich wieder ohne Gefahr mit der Sammlung von Pflanzen und Thieren, ſowie anthropologiſchen Meſſungen beſchäftigen, wobei ihn die Freundſchaft eines Pandita, d. h. eines eingeborenen Prieſters, beſonders unterſtützte. Derſelbe ſtammte, wie dies ſchon ſeine ſemitiſchen Geſichts-



In der Hütte eines reichen Suluaners. (Nach einer Skizze Montano's.)

Digitized by Google

zuge andeuteten, von einem jener Araber her, welche in früheren Zeiten häufig als Koraninterpreten von Niederländiſch-Indien oder von Arabien ſelbſt nach Sulu kamen. Seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts kommen nur mehr wenige Araber hierher, in der Zeit von 1600 bis 1650, d. h. der Blütheperiode des Sultanats Sulu, bildeten ſie eine zwar auch nicht individuenreiche, aber dafür allmächtige Kaſte in dem Hofſtaate dieſes Fürſten.

Unter den Eingeborenen lernte Montano einen Mann kennen, der zu den wenigen freien Grundbeſitzern des Landes gehörte, denn hier giebt es meiſt nur Dattos, Vaſallen und Sklaven, der Stand der Freibauern iſt ſo gut wie gar nicht vorhanden. Montano nahm mit Vergnügen die Einladung jenes Suluaners an, ihn in ſeinem Hauſe zu beſuchen. Dieſes war geräumig und in gutem Zuſtande erhalten; es wimmelte von Bewohnern, Greiſen, Verwandten, Müttern, Säuglingen, vielen Sklaven jeglichen Alters und vor allem von vielen Weibern. Alles lief halbnackt herum, denn in Sulu werden ebenſowenig wie in den anderen Theilen des indiſchen Archipels von den Muſelmanen die Lehren und Vorſchriften des Korans peinlich befolgt; ſo fällt hier der Schleier, mit welchem die mohammedaniſchen Frauen ihr Geſicht verhüllen, weg, nur in den Straßen der ſpaniſchen Stadt ſieht man die Suluanerinnen beim Begegnen von Europäern den Verſuch machen, ihr Antlitz mit einem Zeuge zu bedecken; in der eigenen Behauſung dagegen gehen ſie faſt unbekleidet einher. Die von Montano beſuchte Hütte enthielt eigentlich nur ein einziges Zimmer; durch eine Zwiſchenwand zerfiel es aber in zwei ungleiche Räume. Das Mobiliar beſtand aus den kleinen Koffern, in welchen alle Suluaner, Freie wie Sklaven, ihr Hab und Gut verwahrt haben; ſonſt waren noch Gongs (hier und auf Mindanao „Agun“ genannt), chineſiſches Porcellan und Waffen vorhanden. Von letzteren gab es eine große Zahl: Lanzen, Kriſſe (malaiſcher Dolch) verſchiedenartiger Formen und endlich ein elendes, ganz verroſtetes Feuerſteinſchloßgewehr, das beim Gebrauche jedenfalls dem Schützen gefährlicher war, als dem auserſehenen Objekte. Montano goß ſeinen Wirthen Rum in die Kokosmilch, was ihnen ſehr gut zu behagen ſchien. An der lebhaften Unterhaltung nahmen

Ein ackernder Sklave auf Sulu. (Nach einer Skizze Montano's.)

Herren und Sklaven ungenirt theil, ſo daß von einem Unterſchiede beider Klaſſen wenig zu merken war. Die Suluaner behandeln ihre Sklaven im Allgemeinen ſehr milde. Zu jenen Zeiten, wo der Seeraub die wichtigſte Beſchäftigung der Bewohner dieſes Archipels war, wurden die gefangenen Chriſten zum Rudern bei kärglicher Nahrung verwendet; ſo bald aber der Galeerenſklave ſich bereit erklärte, zum Islam überzutreten, erfuhr er ſofort eine Erleichterung ſeines Looſes; es wurde ihm geſtattet, ſich ein Weib zu nehmen und eine Familie zu begründen. Dies bewirkte, daß auch nach der Etablirung der ſpaniſchen Herrſchaft im Lande ſelbſt nur wenige der zahlreichen Tagalen- und Viſayer-Sklaven ihren Herren entwichen, um von den Spaniern wieder in die Heimath zurückgebracht zu werden, obwohl Gelegenheit zur Flucht den männlichen Sklaven in Hülle und Fülle geboten iſt. Die Suluaner behandeln nämlich die Familie eines flüchtigen Sklaven auf das Herzloſeſte, indem ſie die Kinder von der Mutter trennen und in entferntere Gegenden oder nach anderen Inſeln verkaufen. Da die Weiber ſich den herrſchenden Sitten gemäß nicht gut vom Hauſe entfernen können, iſt es einem Sklaven unmöglich, bei ſeiner Flucht ſeine Familie mitzunehmen; ſo bleibt er nun lieber in der Gefangenſchaft, zumal, wie ſchon erwähnt, er von ſeinem Herrn nie jene Mißhandlungen zu gewärtigen hat, durch welche die Plantagenbeſitzer der Südſtaaten Nordamerikas ſich einen traurigen Ruhm erworben haben. Die Sklaven beſchäftigen ſich vorwiegend mit dem Ackerbau und dem Fiſchfang. Angebaut werden vorzugsweiſe Reis, dann aber auch Mais, Zuckerrohr, Kaffee, Kakao und Manilahanf. Die Ackergeräthe ſind primitiv; als wichtigſtes Hausthier erſcheint der Kerabau-Büffel, dann das Rind und ein ponyähnliches Pferd. Da der Feldbau nicht rationell betrieben wird, ſo iſt auch die Anſtrengung der Feldarbeiter keine große und da der Hausſklave auch Tabak und Betel genug hat, ſo führt er ein nach ſeiner Weiſe nicht ſchlechtes Leben. Schlimmer haben es aber jene armen Teufel, welche zur Perlenfiſcherei als Taucher verwendet werden. Die Perlmuſchel iſt nämlich in dieſen Wäſſern nicht ſelten, ſo daß noch im vorigen Jahrhunderte Sulu als das Land der Perlen und des Ambras galt.

Die Muſchelbänke liegen durchſchnittlich in einer Tiefe von 10 bis 20 m; die zu dem Fange auserſehenen Taucher müſſen wiederholt am Tage dem Meeresgrunde die koſtbare Beute abjagen, ſie bekommen deshalb bald die Lungenſchwindſucht und ſterben ſchon in jungen Jahren. Die Sklavenmenge kann heutzutage nicht mehr durch Beutezüge nach den Philippinen wie ehedem vermehrt werden; die Beſitzer ſind demnach nur auf den natürlichen Zuwachs angewieſen, denn die Kinder der Sklaven bleiben in der Kaſte der Eltern. Zahlungsunfähige Schuldner verfallen mit ihrer geſammten Familie dem Gläubiger und die Zahl der Schuldſklaven iſt in der neuern Zeit erheblich gewachſen, da durch die ſeit 1876 erfolgte Unterdrückung der Piraterie den meiſten Suluanern der einzige Erwerb genommen worden iſt und man in Folge deſſen, weil hier wie in jedem Sklavenlande die Arbeit eines Freien unwürdig iſt, ſich genöthigt ſah, bei den beſſer ſituirten Dattos Schulden zu machen.

Büttikofer's Bericht über Liberia.

I.

Das Land und ſeine Erzeugniſſe.

Im Jahre 1879 reiſten auf Veranlaſſung des verſtorbenen Profeſſors H. Schlegel in Leiden die Herren Büttikofer und Sala nach Liberia, um dort zoologiſche Unterſuchungen anzuſtellen. Den Zweck und die Art derſelben beſchrieb Schlegel mit folgenden Worten: Schon in früheren Jahren war ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß die wahre Wiſſenſchaft der Zoologie allein auf gründlicher und umfaſſender Bekanntſchaft mit den Grundformen, welche wir Species und Konſpecies nennen, mit Inbegriff der konſtanten und individuellen Varietäten beruht, und daß die Zoologie erſt dann den Namen einer Wiſſenſchaft verdient und zu ihrem vollen Rechte kommt, wenn ſie vom Standpunkte der phyſiſchen Geographie betrachtet wird.

Mit Rückſicht auf dieſen Grundgedanken, deſſen weitere Entwickelung nicht hierher gehört, war der Plan entworfen worden, zu deſſen Ausführung ſich Herr Büttikofer, damals Aſſiſtent von Profeſſor Schlegel, bereit erklärte; ihm wurde die Leitung der Expedition anvertraut und Herr Sala, ein erfahrener Jäger und guter Schütze, der eine Reihe von Jahren auf Java und in Angola zugebracht hatte, ihm beigegeben; erwähnt ſei hier noch, daß die nöthigen Geldmittel ganz und gar aus Profeſſor Schlegel's Privatmitteln hergegeben wurden. Am 15. November 1879 verließen die Reiſenden Rotterdam und im Mai 1882 kehrte Büttikofer nach Holland zurück, Sala war am 10. Juni 1881 zu Hokhis geſtorben. Während der Dauer der Expedition waren bereits Auszüge aus den Tagebüchern in den „Notes from the Leiden Museum“ und „Tijdschrift Aardrijkskundig Genotschap 1881“ veröffentlicht worden; im verfloſſenen Jahre hat die eben erwähnte holländiſche Geſellſchaft den Reiſebericht Büttikofer's als zwölftes Beiheft in einem ſtattlichen Bande (XVI und 147 Seiten in 4° mit einer Karte) herausgegeben. Der Verfaſſer hat nicht bloß einen Auszug ſeines Tagebuches geliefert, ſondern denſelben ſyſtematiſch geordnet; der erſte Theil beſchäftigt ſich mit dem Lande und ſeinen Erzeugniſſen, der zweite mit der Bevölkerung, in einem dritten Theil „Skizzen aus unſerem Leben in Liberia“ kommt die eigentliche Reiſebeſchreibung zu ihrem Recht, wobei allerdings auch Manches, was in den erſten und zweiten Theil hätte aufgenommen werden können, hier nachgeholt wird, wodurch der dritte Theil entſchieden noch an Intereſſe gewinnt.

Wir werden in Folgendem den Verſuch machen, eine gedrängte Ueberſicht des Inhalts dieſer reichen Abhandlung zu geben, hier und da aber auch, wo es möglich iſt, den Verfaſſer ſelbſt zu Worte kommen laſſen, um zu zeigen, wie vielſeitig er ſeine Aufgabe aufgefaßt, wie er ſie zu erfüllen geſucht und was er geleiſtet hat. Die dem Bericht beigegebene Karte umfaßt den Raum von etwa 10° 16′ bis 11° 36′ L. und etwa 6° 5′ bis 7° 20′ Br., ſie iſt im Maßſtabe von 1 : 3 000 000 entworfen; ein Karton im Maßſtab 1 : 50 000 iſt von Grundemann's Miſſionsatlas herübergenommen. Ueber den Werth der erſtern ſagt Büttikofer Folgendes: „Die beigefügte Skizze (im Maßſtabe von 1 : 3 000 000 nämlich) macht durchaus keinen Anſpruch auf mathematiſche Genauigkeit, doch wird ſie dem Leſer dienen können, um ſich zu orientiren, um ſo mehr, als keine Karte, welche Vertrauen verdient (ſiehe hierüber weiter unten) von dieſem noch ſo unbekannten Gebiete und ebenſowenig von Liberia im Allgemeinen beſteht. Auf meinen vielen Reiſen habe ich immer mein Möglichſtes gethan, um, da die nöthigen Inſtrumente für die Ortsbeſtimmungen fehlten, mit Hilfe von Kompaßpeilungen und durch möglichſt genaues Schätzen der Abſtände ein genaues Bild der durchreiſten Landſtriche zu geben. Als Stützpunkt für die Zuſammenſtellung der Karte dienten die mathematiſch beſtimmten Punkte Monrovia und Grand Cape Mount, ſowie auch die Mündung des Little Cape Mount-Fluſſes; die Ortsbeſtimmungen des liberiſchen Reiſenden B. Anderſon und der Bericht über ſeine Reiſe nach Muſſardu ſind ebenſo wie die beigefügte Karte ſehr ungenau; von der dem Aufſatz „Britiſche Annexionen an der Sierra Leone-Küſte“ in Petermann's Mittheilungen 1883, S. 431 erſchienenen Karte konnte kein Gebrauch mehr gemacht werden.“

Liberia bildet den Theil von Ober-Guinea, welcher früher die Pfefferküſte genannt wurde und zwiſchen der Elfenbeinküſte und Sierra Leone liegt. Die Küſte iſt wenig entwickelt und hat einen ziemlich flachen Strand, der ſich ohne Dünenbildung nur wenige Fuß über das Meer erhebt; viele aus dem Innern kommende Ströme unterbrechen ſie, ebenſo verſchiedene Vorgebirge, die eine eigenthümliche Uebereinſtimmung in der Form haben; ſie ſpringen alle in weſtlicher Richtung vor und fallen nach Süden und Weſten ſteil ab. Ihre nördlichen Abhänge bilden mehr oder weniger wichtige Meerbuſen, welche dem Schiffer einen guten Ankerplatz bieten. Hinter der Küſtenlinie, in geringer Entfernung, liegt ein 4 bis 10 Meilen (überall Seemeilen, 60 auf einen Aequatorgrad zu verſtehen) breiter Moraſt, in dem ſich hier und da kleine Grasſteppen befinden. Außer den Flüſſen unterbrechen viele ſogenannte Creeks die Moraſtfläche; dies ſind ruhige, ſchwarze Waſſerflächen, häufig ſehr tief, manchmal auch

Digitized by Google

ſehr breit; während der Regenzeit und auch an den meiſten Stellen bei Fluth ſteht alles unter Waſſer. Die Moraſtfläche iſt dicht mit Mangrovebäumen bewachſen, einzelne höher gelegene, inſelartige Stellen werden das ganze Jahr hindurch oder wenigſtens während der trockenen Jahreszeit durch Eingeborene bewohnt, die da ihrem Erwerbe nachgehen. Hinter dem Moraſt ſteigt der Boden nach und nach an, dann geht er in Hügelland über, welches ſich endlich zu ſolcher Höhe erhebt, daß es füglich Bergland genannt werden könnte. Dieſer Theil des Landes iſt ziemlich dicht mit Eingeborenen bevölkert, auch haben ſich viele liberiſche Koloniſten längs der Flüſſe angeſiedelt. Das Bergland iſt nur ſchwach bewohnt und der Urwald an einzelnen Stellen ein wenig weggehackt, um einem armſeligen Negerdorf und ſeinen Anpflanzungen Platz zu gewähren; hinter dieſem, mehrere Tagereiſen breiten Landſtrich liegt eine ausgedehnte Hochfläche mit vielen Weiden, die ſogenannte Mandingo-Ebene. Es iſt dies ein wellenförmiger Landſtrich mit vielen hohen, gut bewachſenen Hügeln, in dem ſich 10 bis 20 Tagereiſen weit nach dem Innern hin die langen, quer durchbrochenen Bergrücken des Kong-Gebirges erheben, welche die Hochfläche und alſo das Quellengebiet der liberiſchen Flüſſe vom Flußgebiete des Niger trennen. Die Flüſſe entſpringen in verſchiedener Entfernung von der Küſte; ſechs derſelben kommen aus den Thälern des Kong-Gebirges, andere entſpringen aus der Mandingo-Ebene oder dem Hügellande. In dem Moraſtlande ſchleichen alle langſam dem Meere zu; weithin macht ſich in ihnen Ebbe und Fluth bemerkbar, beinahe alle ſtehen mit einander in Verbindung. Bis zu dem höher gelegenen Lande, wo Stromſchnellen und Waſſerfälle häufig gefunden werden, kann man mit Booten, vielleicht ſelbſt mit kleinen Dampfſchiffen auch in der trockenen Jahreszeit fahren; die Ausdehnung, in welcher der untere Lauf der Flüſſe ſchiffbar iſt, iſt bei den einzelnen verſchieden, ſie beträgt von 20 bis 70 Meilen und noch mehr. Die naſſe und trockene Jahreszeit folgen einander, nur durch eine kurze Uebergangsperiode geſchieden, welche ſich durch heftige Stürme und Gewitter (die Zeit der Tornados) auszeichnet; wiewohl ſie nicht ſcharf von einander getrennt ſind, rechnet man die trockene Jahreszeit von Mitte November oder Anfang December bis Ende April, ſo daß dieſe Jahreszeit fünf, die naſſe ſieben Monate dauert. Während der erſten Hälfte der trockenen Jahreszeit weht ein empfindlich kalter, ſehr trockener Landwind, der Harmattan, beſonders in der Nacht; die Moräſte trocknen aus, die Waldbäche und die Creeks werden kleiner, die feuchte Erde entwickelt ungeheure Mengen Waſſerdampf, der ſich in kalten Nächten als Regen und Thau niederſchlägt. Nur Januar und Februar bleiben ganz ohne Regen; jetzt entwickelt ſich ein reges Leben in den Wäldern, Koloniſten und Eingeborene fällen das Holz da, wo ſie zu pflanzen wünſchen; es iſt in wenigen Tagen ausgetrocknet und wird dann verbrannt, wobei die ſtarken Stämme halb verkohlt zurückbleiben. Schon gegen Ende Februar bedeckt ſich der Himmel wieder mit Wolken; endlich, nachdem er durch ſchweren Sturm angekündigt iſt, bricht ein Tornado los und der erſte Regen fällt. Im März und April wiederholt ſich dies häufiger und die Vegetation erwacht aus ihrem Sommerſchlaf, um in kurzer Zeit ihre ganze tropiſche Pracht zu entwickeln. Jetzt wird geſäet und der Boden mit der ihn bedeckenden Aſche durcheinandergearbeitet; in dieſem warmen, fruchtbaren Bett entwickelt ſich die Saat ſchnell, und nach zwei Monaten ſteht alles in voller Blüthe. Im Mai nehmen die Gewitter ab, ein allgemeiner Landregen tritt ein; graue Wolken bedecken den Himmel, regenloſe Tage ſind eine Seltenheit, dadurch wird die Hitze noch unerträglicher; dies macht ſich auch bei den Bewohnern, Einheimiſchen wie Fremden, fühlbar, Unwohlſein und Krankheit ſuchen ſie in dieſer Periode am meiſten heim. Endlich in der Mitte Juli zerreißt die Sonne den Wolkenſchleier und einige ſonnige Tage unterbrechen die traurige Regenzeit; man beeilt ſich zu ernten und die Frucht in die Scheuern zu bringen, ehe die zweite Hälfte der naſſen Saiſon dies zu einer Unmöglichkeit macht. Bald nämlich kommt der Regen mit verdoppelter Kraft, das Waſſer fluthet vom Himmel, die Waldbäche werden zu Strömen, Creeks und Moräſte zu Seen. Die Verbindung zwiſchen den Dörfern und Plantagen wird vielfach unterbrochen; viele Tage lang liegen die Neger mit ihrer Familie ohne zu arbeiten in ihren Hütten und leben vom Ertrag der Ernte und träumen, in Schlaf gewiegt durch das eintönige Geräuſch des niederſtürzenden Waſſers. So vergeht der Auguſt und September; endlich bricht die Sonne durch die Wolken, im Oktober treten die Tornados wieder ein, im November wird der Regen ſeltener, bis der Harmattan ſich einſtellt und ſo der Jahreskreislauf vollbracht iſt. Das Klima iſt natürlich ein rein tropiſches, wird jedoch wie überall durch oro- und hydrographiſche Verhältniſſe modificirt. Die Durchſchnittstemperatur kommt der heißer europäiſcher Sommertage etwa gleich, ſelten nur wird die Wärme unerträglich, häufiger findet man die Temperatur kühl. Durchſchnittlich beträgt dieſelbe im Schatten 27,5° C., ausnahmsweiſe nur fällt ſie in der Nacht unter 25° und ſteigt über 31° (gewöhnlich wies das Thermometer um 6 Uhr Morgens 25° C., um 12 Uhr 30° C., Abends 6 Uhr 29° C.). In der Regenzeit iſt der Unterſchied zwiſchen Tag und Nacht am kleinſten, während der Herrſchaft des Harmattans am größten. Die höchſte Temperatur, welche Büttikofer im freien Felde in der Sonne beobachtete, war beinahe 46° C. (115° F.). Durch den Einfluß einer ſolchen Wärme muß nach einiger Zeit die Widerſtandskraft des Europäers ermatten, und wenn er auch ſich nach und nach akklimatiſirt, ſo entgeht er doch nie den vernichtenden Einflüſſen des Klimas und im Allgemeinen hat auf der Weſtküſte des tropiſchen Afrikas das Axiom Geltung, daß Weiße nach dreijährigem Aufenthalt daſelbſt, wenigſtens für ſechs Monate einen kühlern Himmelsſtrich aufſuchen ſollten; jedenfalls iſt das Klima von Liberia beſſer als das der Küſte von Guinea, vom Lagos bis zum Camerun, da das afrikaniſche Sumpffieber, welches jene Gegend ſo gefährlich macht, in Liberia beinahe nie einen tödtlichen Ausgang nimmt. Viele in Europa vorkommende Krankheiten der Athmungsorgane beſſern ſich in dieſem Klima; andere, wie Typhus, Pocken, ſind unter den Eingeborenen ganz unbekannt; letztere Krankheit tritt erſt viel weiter ſüdlich auf. Das Sterblichkeitsverhältniß der Weißen kann in Liberia nicht außergewöhnlich ungünſtig genannt werden und im Allgemeinen hat wohl die Weſtküſte einen ſchlechtern Ruf als ſie verdient.

Fieber treten gewöhnlich als intermittirend, ſeltener anhaltend auf; außer den gewöhnlichen Erſcheinungen ereignet ſich hier zuweilen bei großer Schwäche des Patienten der Fall, daß er in Geſellſchaft, ohne daß er die geringſten Fiebererſcheinungen bemerkt und während er an einem lebhaften Geſpräch Theil nimmt, plötzlich ganz verkehrte Antworten giebt, allerlei Unſinn ohne Zuſammenhang ſchwatzt und zuletzt auf ſeinem Stuhl ſitzend mit offenen Augen in ein vollkommenes Delirium verfällt, lacht und ſingt. Gewöhnlich hängen alle Fieber mit geſtörter Verdauung zuſammen; übrigens treten die verſchiedenen Arten deſſelben auch noch auf, nachdem die betreffende Perſon ſich in ein

kühleres Klima und selbst nach Europa begeben hat. Chinin ist das beste, wiewohl kein radikales Mittel. Tägliche Fieberanfälle sind am häufigsten und werden nicht für so gefährlich wie die zwei- und dreitägigen gehalten; während des Paroxysmus erreicht die Temperatur zuweilen die Höhe von 42°; übrigens kommt die Krankheit auch bei Americo-Liberianern, dagegen nie bei Eingeborenen vor. Oben ist schon erwähnt worden, daß die Fieber gewöhnlich mit heftigen Verdauungsstörungen komplicirt sind, doch treten letztere auch allein auf, wobei Milz und Leber am meisten durch den klimatischen Einfluß zu leiden haben. Eigentliche Blut-Dysenterie hat Büttikofer nicht bemerkt, dagegen nimmt Diarrhöe leicht einen chronischen Charakter an; doch kommt sie nur selten vor, eher findet das Gegentheil statt. Hämorrhoiden sind selbst bei jungen Leuten sehr gewöhnlich. Im Allgemeinen scheinen alle diese Krankheiten Blutzersetzung zur Folge zu haben, welche übrigens auch selbständig eintritt; man hört häufig, daß bei Weißen, welche sich lange an der afrikanischen Küste aufgehalten haben, in Folge eines Nadelstichs zunächst ein Tropfen Wasser hervortritt und dann erst Blut folgt. Auch geschwollene Füße und Beine, namentlich in der Regenzeit, sind häufig, Wassersucht ist eine bekannte und gefährliche Krankheit. Wunden werden sehr schmerzhaft und gefährlich, gleichviel ob sie, wie oft der Fall ist, von selbst entstanden oder eine Folge äußerer Einwirkung sind; die Hitze und starke Schweißabsonderung verzögern die Genesung, Ameisen und Muskiten bereiten dem Patienten viele Schmerzen. Eine allen tropischen Gegenden eigenthümliche Krankheit ist die „prickly heat", der „rothe Hund" der Holländer, eine brandige Entzündung der Hautdrüsen, welche namentlich in Folge des heftigen Juckens sehr unangenehm wird. Gefährlicher wird der Sandfloh, eine bekannte Plage, die vor einigen Jahren in Monrovia noch ganz unbekannt war, während jetzt wohl zwanzig Procent der Bewohner der Stadt mit verbundenen Füßen herumhinken, auch wohl eine oder einige Zehen verloren haben; die Farbigen haben hiervon viel mehr als die Europäer zu leiden.

Die Angaben über Geologie, Flora und Fauna des Landes, welche wir jetzt folgen lassen, beziehen sich auf den von Büttikofer besuchten Theil des Landes, nämlich die Umgegend von Monrovia, das Gebiet von St. Paul und den Distrikt von Grand Mount Cape; doch soll nach den von ihm eingezogenen Erkundigungen der allgemeine Charakter des Landes ziemlich mit dem übereinstimmen, was er selbst zu sehen Gelegenheit hatte.

Wenn man den Strand hinter sich hat, bemerkt man, daß der Boden aus stark eisenhaltigem Lehmboden besteht, in welchem man viele kleine, abgerundete Steine findet, die durch Form und Gewicht den Eindruck von Erz machen; selbst die höchsten Hügel sind mit Lehmlagen bedeckt, welche sichtlich als verwittertes Gestein zu betrachten sind. Der Kern besteht aus jungem Eruptivgestein, welches häufig an den Abhängen, noch mehr an den Felswänden, durch welche die Flüsse sich einen Weg gebahnt haben, zu Tage tritt; die Lagen sehen durch den eisenhaltigen Lehm ganz roth aus. Außer Eisen wird in Liberia kein Metall ausgenutzt; das Waschgold, welches auf der Hochfläche und vermuthlich auch im Kong-Gebirge angetroffen wird, nimmt seinen Weg nach Sierra Leona. Uebrigens besitzt Liberia auch noch andere Metalle, wahrscheinlich Gold, sicher Kupfer, welches Büttikofer sogar gediegen gefunden hat. Vor Jahren sind ansehnliche Mengen Gesteins zum Zwecke der Untersuchung nach England geschickt worden, worauf ein englisches Konsortium eine Konzession zur Gewinnung von Metallen nachsuchte, die jedoch nicht gewährt wurde, weil man den Engländern keine Gelegenheit geben wollte, in Liberia festen Fuß zu fassen. Aus Gesteinsproben, welche Büttikofer mitgebracht hat, hat sich ergeben, daß dort auch alte, krystallinische, metallreiche Gesteine vorkommen, ebenso wie jüngere mit ihren Verwitterungsprodukten bedeckte Eruptivmassen (dies ist festgestellt durch Professor Martin). Lagen, in denen Versteinerungen angetroffen wären, sind nirgends gefunden.

Aus der Lage und der Art des Landes ergiebt sich, daß es von einem üppigen Pflanzenkleide bedeckt ist, dessen Charakter sich mit der Höhenlage ändert; in anschaulicher Weise führt Büttikofer seine Leser von den Mangrovewäldern, welche das Morastland bedecken und den mit dornigen Sträuchern bewachsenen Stranddünen, neben welchen sich hier und da eine mit prächtigem Dunkelgrün, glänzenden Blättern und schönen Blüthen einer Convolvulaceen-Art (Ipomoea sp.?) bedeckte Stelle zeigt, von einer einzelnen Gruppe einer Fächerpalme, die kaum 1 m hoch wird (wahrscheinlich Hyphaene guineensis), nach dem höher gelegenen, mit Pandanus und Papyrus bedeckten Lande, bis endlich die Mangrove ganz verschwindet. Daß Büttikofer als Zoologe mit Vorliebe bei dem sich in den Mangrovewäldern entwickelnden Thierleben verweilt, ist natürlich und die Beschreibung, welche er von demselben giebt, ist so anziehend und lebendig, daß wir es uns nur ungern versagen, sie hier mitzutheilen. Den Uebergang nach dem Innern bilden sandige Grasflächen, deren Eintönigkeit hier und da von Sträuchern, strauchartigem Holz und Palmgruppen, besonders von Wein- und Oelpalmen unterbrochen wird; letztere (namentlich Elaeis guineensis L.) nimmt die erste Stelle ein; sie gedeiht auf jedem Boden und kommt vom Morastlande bis zu den unteren Höhenlagen der Mandingo-Ebene vor, wo der Urwald nicht mehr so dicht ist und kleine Baumgruppen mit Grasflächen abwechseln. Sie ist mit ihrem bis zu 30 m hohen, nie mehr als mannsdicken Stamme, über dem sich die prächtige Blätterkrone im leisesten Winde schaukelt, nicht nur eine Zierde der Landschaft, sondern auch das dem Eingeborenen nützlichste Erzeugniß des Landes. An sie schließt sich die Weinpalme und die Kokospalme an, andere Arten von weniger praktischer Bedeutung mögen unerwähnt bleiben; neben und zwischen denselben bieten herrliche Tamarinden, die echten Akacias und Mimosen schattenreiche Stellen. Ein ganz anderes Bild zeigt der Hochwald, welcher sich nach dem Innern zu jetzt vor uns öffnet; der tropische Urwald kann mit keinem unserer heimischen Wälder verglichen werden, da er immer einen gemischten Charakter behält; in bedeutender Höhe über dem Boden wölbt sich das Blätterdach, getragen von den ungeheuren Säulen, die in Brusthöhe bis zu fünf Meter Umfang haben, und erst in einer Höhe von 25 bis 30 m anfangen ihre Krone zu entwickeln; unter diesen Riesen fällt der Wollbaum (Eriodendron anfractuosum D. C.) schon von weitem durch seine weiße Rinde auf. Unter diesem Dache erhebt sich ein zweiter Hochwald, ein Wald im Walde; dazwischen hat sich undurchdringliches Gestrüpp entwickelt, dessen Zweige durch Lianen noch fester mit einander verknotet sind; selten nur findet man hier einen geraden Stamm. Ueberall fällt das Auge auf die dunkelgrünen lederartigen Blätter, zwischen denen nur hier und da sich hellere Farbentöne zeigen; auf den Bäumen sprossen Orchideen mit ihren schönen Blumen. Im Allgemeinen hat die Pflanzenwelt von Liberia mehr einen großartigen als einen lieblichen Charakter, das Auge genießt durch die verschiedene Färbung der Blätter mehr als durch den abwechselnden Farbenton der Blüthen; nirgends herrscht Symmetrie; im größten Gewirre, im un-

Digitized by Google

durchdringlichſten Geſtrüpp erhebt ſich plötzlich vereinzelt eine feine zierliche Pflanze; die Blüthen haben gar keinen oder einen berauſchenden Duft, alles, was man ſieht, trägt den Charakter des Fremdartigen und Neuen. An eine Beſchreibung der wildwachſenden, nützlichen Pflanzen ſchließt ſich eine längere Abhandlung über die Kulturpflanzen an. Hierher gehören: Knollengewächſe, ölhaltige Pflanzen, beide mit verſchiedenen Vertretern, die berühmte Kaffeepflanze von Liberia, die man ja auch in die engliſchen und niederländiſchen Kolonien eingeführt hat; Kakao, Tabak, Gemüſe und die zahlreichen Früchte, worunter auch einige Baumfrüchte, und an der Küſte der auch in Gruppen vorkommende Mangobaum; einige Anonaarten ſcheinen nicht einheimiſch zu ſein. Ferner giebt es verſchiedene Spezereigewächſe und einige Pflanzen, welche verſponnen werden. Auch die Thierwelt des Landes behandelt Büttikofer ſehr ausführlich; leider können wir ihm auch hier nicht folgen, ſondern müſſen uns begnügen, Einzelnes hervorzuheben. Unter den Säugethieren nennt er zunächſt den Chimpanſe, drei Arten Colobus, fünf Arten Meerkatzen und einen Halbaffen (Nyticebus potto), die er geſehen und von denen er Exemplare mitgebracht hat, dann unter den Nagethieren Baum-Eichhörnchen in verſchiedenen Arten, Grund- und fliegende Eichhörnchen, zwei Arten von Stachelſchweinen, das Erdſchwein, einheimiſche Mäuſe, importirte Haus- und braune Ratten, ſowie die ägyptiſche Ratte, eine ganze Reihe von Mäuſen, worunter die Zwergmaus, welche in Hecken und hohem Rohre etwa einen Meter über dem Boden kleine, zierliche Neſter baut. Sind die Fledermäuſe zahlreich vertreten und für den Naturforſcher wichtig, ſo beſchränkt ſich der Antheil Liberias, was die Raubthiere betrifft, auf die kleineren Arten, Leopard und Tigerkatze und ihre zahmen Verwandten, die Hauskatzen, welche man in den abgelegenſten Negerdörfern findet; ein kleiner Inſektenfreſſer ſchließt ſich an (Crossarchus obscurus), ſowie unter den Wiederkäuern verſchiedene Antilopenarten, wilde Büffel und Elephanten, die ſich jedoch von der Küſte ins Innere zurückgezogen haben; Büttikofer ſelbſt hat nur ihre Spuren geſehen. Rhinoceros und das eigentliche Nilpferd fehlen, doch kommt von letzterem eine beſondere Art, Hippopotamus (Choeropsis) liberiensis vor. Es wird bei einer Höhe von 2½ Fuß nur 4 Fuß lang und iſt im Ganzen eine Miniaturausgabe ſeines Verwandten im Nil, lebt übrigens mehr im Walde als im Waſſer und zwar paarweiſe, beanſprucht ein großes Jagdgebiet und kommt nicht häufig vor. Das grobe, jedoch wohlſchmeckende Fleiſch ähnelt dem des Schweines. Von einheimiſchen Schweinen kommt nur Sus penicillatus vor, neben ihnen drei Arten Schuppenthiere und ein merkwürdiges Waſſerſäugethier, dem wir einige Augenblicke ſchenken wollen; es iſt dies Manatus senegalensis, in Liberia Malentine genannt. Dieſe Thiere leben in Trupps und nähren ſich beinahe ausſchließlich von Waſſerpflanzen; ſie ziehen in den Flüſſen bis zu den erſten Waſſerfällen und ſollen eine Länge von 4 bis 5 m erreichen, freiwillig gehen ſie nie ins Meer. Der Reiſende konnte ſich nur eines Exemplares bemächtigen, welches 3 m lang und 300 kg ſchwer war.

Auch die Vogelwelt bot eine reiche Ernte, viele durch ihr prächtiges Gefieder und ihren Geſang ausgezeichnete Arten beleben die Einſamkeit der Wälder von dem Seeſtrande an bis zu den höher gelegenen Theilen des Landes; ſie gehören theils weiter verbreiteten, theils ſpecifiſch afrikaniſchen Familien an. Unter den Kriechthieren ſtehen verſchiedene Arten von Schildkröten, worunter Rieſenſchildkröten bis zu 800 Pfund Gewicht, an der Spitze der Liſte; hieran ſchließen ſich Krokodile, die ſowohl im untern Lauf der Flüſſe, in den Moräſten, namentlich aber auf den Sandbänken an den Mündungen häufig vorkommen; ſie werden im Allgemeinen ſehr gefürchtet, obwohl ſie kaum ſehr gefährlich ſind. Ihr Fleiſch wird gegeſſen. Weiter kommt Varanus (monitor) stellatus und eine Anzahl Eidechſen vor. Liberia iſt ſehr reich ſowohl an Gift- als an anderen Schlangen; es iſt wunderbar, daß mit Rückſicht auf die große Zahl der erſteren nicht mehr Unglücksfälle bekannt werden. Als ein ſehr beliebtes Mittel gegen den Biß ſah Büttikofer mehrmals Alkohol mit gutem Erfolg (bis zur Berauſchung und folgendem Schlaf des Patienten) anwenden; als gefährlichſte Schlange nennt er die Natter, namentlich die bis ſechs Fuß lange Vipera rhinoceros; auch andere Species der Familie kommen vor, ebenſo eine Brillenſchlange (Naja atropos). Unter den nichtgiftigen Schlangen ſtehen einige Mitglieder der Rieſenfamilie Python an der Spitze; es ſollen bis zu 6 m lange Exemplare vorkommen; Büttikofer ſelbſt fing eins von 4 m Länge. Auch an Batrachern iſt Liberia ziemlich reich; unter ihnen wird ein Verwandter des amerikaniſchen Rieſenfroſches genannt; ferner kommt eine eigenthümliche, wurmförmige, in der Erde lebende Art vor, Caecilia tentaculata, die ſich gerne in Ameiſenhaufen aufhält.

Unter den Fiſchen wäre zunächſt der elektriſche Malapterurus electricus zu bemerken, der ſich in allen Flüſſen, namentlich aber in den Creeks aufhält. Er wird nicht länger als einen Fuß, iſt aber ſehr dick; ſelbſt kleine Exemplare können ſehr ſtarke elektriſche Schläge austheilen. Einzelne Fiſche halten in der trockenen Jahreszeit, im Schlamme begraben, eine Art Winterſchlaf, aus dem ſie durch die Negerfrauen in recht unangenehmer Weiſe geweckt werden. Ein ganz eigenthümlicher Fiſch iſt Periophthalmus Koelreuteri, der in den Mündungen der Flüſſe, den Creeks und Moräſten häufig vorkommt; auf den verkrüppelten, fußähnlichen Bruſtfinnen hüpft er luſtig am Strande umher und ſcheint das Waſſer nur als Zufluchtsort zu betrachten. Die im Meere vorkommenden Fiſche gehören größtentheils weit verbreiteten Arten an; neben dem Hai kommt auch ein ungeheurer Sägehai, Pristis, vor, der auch die Flüſſe hinaufſchwimmt; Büttikofer hat ein Exemplar bekommen, deſſen Länge mit der 3 Fuß langen Säge 15 Fuß betrug und über die Bruſtfinnen gewiß mehr als 6 Fuß breit war.

Wir übergehen die Weichthiere, die Inſekten, Kruſtaceen und Würmer, mit denen ſich Büttikofer's Arbeit noch beſchäftigt, um zum zweiten Theile überzugehen, welcher von den Einwohnern handelt.

Digitized by Google

Reiſe von Eſſeg durch einen Theil Sirmiens.

Von Ernſt Kramberger.

V.

An der Straße nach Kamenica liegt nicht weit von dem nach Rakovac führenden Wege eine große Cementfabrik. Der Berg iſt ſchon zum großen Theile abgegraben und andere Berge unbrauchbaren Materials aufgeworfen. Ueber dem Ganzen hängt hoch oben an den Wänden eine üppige Vegetation herein, gleichſam als wollte ſie die kahlen Stellen bedecken. Solcher Cementfabriken giebt es in Sirmien mehrere. Große Kalkbrennereien finden ſich an der Südſeite des Gebirges.

Kaum eine Viertelſtunde von der Fabrik zieht ſich abermals ein Thal nach rechts hinein, das aber bald in Hügel übergeht. Hier liegt zwiſchen Weingärten ein griechiſches Dorf mit 1400 Einwohnern in 240 Häuſern, zwiſchen und hinter denen ſich in tiefem Bette ein rauſchender Bach hindurchwindet, der „Ledinacki potok“. Das Dorf, Ledinci, iſt bemerkenswerth wegen eines in halbſtündiger Entfernung weiter im Gebirge liegenden Blei- und Silberbergwerkes. Ich hatte die Ueberreſte einer Kirchenruine in einem Weingarten oberhalb des Dorfes beſehen, die nach der Sage von den Königen Milutin und Dragutin erbaut worden ſein ſoll, und in ihr noch an der Decke und an den Wänden Freskomalereien gefunden, als ich zu meinem Leidweſen über die Fruska-gora furchtbare Gewitterwolken aufſteigen ſah. Dies nöthigte mich, den Beſuch des Bergwerkes aufzugeben.

Während mein Kutſcher die Pferde vorlegte, kaufte ich beim Kaufmanne Cigarren. Sein hübſches Wohnhaus, deren man in Sirmien beinahe in jedem Dorfe nach neuer Bauart mehrere findet, umſtanden in kurzer Zeit mehrere Neugierige, die „den fremden Ingenieur“ ſehen wollten, der die alte Kirche des Milutin behufs Wiederaufbaues „gemeſſen und in ſein Buch eingeſchrieben“ habe. Unter den Leuten bemerkte ich einige hübſche und zwei ſehr ſchöne Mädchen mit orientaliſchen Geſichtszügen und bräunlichem Teint. Ihr prächtiger Wuchs und die kleinen Hände ſchienen für die groben Arbeiten nicht geſchaffen, denen die Schönheit der Bäuerinnen bald zum Opfer fällt. Schade, daß ſie über die rothgeſchlungenen, ſelbſt gefertigten Röcke von Hausleinwand ſolche von geſchmacklos bedrucktem blauem Kattun geworfen hatten. Auf meine Frage, warum ſie nicht Oberkleider trügen wie einſt, von eigener Hand gefertigt, antworteten ſie: „Eh, tako je moda.“ Alſo auch hier hatte ſchon die Mode ihr Recht geltend gemacht!

Im Zurückfahren bemerkte ich drei alte Grabſteine mit cyrilliſcher Schrift an jener Stelle, wo vor Alters die Kirche und das Dorf Ledinci geſtanden hatte. Beide ſind verſchwunden, und das neue Dorf liegt weit davon. Es iſt dies eine ſich in Slavonien wiederholende Erſcheinung, daß alte Ortſchaften verſchwunden und ganz neue Anſiedelungen deſſelben Namens an anderer Stelle entſtanden ſind. An den Wegen ſind alle Bäume und Zäune vollbehangen mit Flaſchenkürbiſſen (Tikvica), welche hier in derſelben Weiſe gekocht, gebraten und gegeſſen werden, wie die „Turkinje“ oder „Miſicke“, türkiſchen Kürbiſſe, anderwärts in Slavonien, wo man die Flaſchenkürbiſſe nur zu Hebern und zu Wein- und Branntweingefäßen benutzt. Die mit langen, dünnen Hälſen eignen ſich vortrefflich zu Hebern, jene mit kurzen, bauchigen Hälſen zu Flaſchen. Letztere verſteht der Bauer in Sirmien mit ſehr zierlichen und künſtlichen Ornamenten zu verzieren, die er flach einſchneidet und etwas dunkler beizt. So eine Tikvica ſieht äußerſt zierlich aus. So lange die graugrüne Frucht an ihrer Rebe hängt, würde man kaum denken, daß ſie ſich nach der Reife zu ſolchen braunen Flaſchen umgeſtalten läßt.

Einen der günſtigſten Eindrücke in Sirmien macht auf den Reiſenden wohl Kamenica. Die Lage des Ortes hügelan mit freundlichen, reinen Häuſern, beherrſcht von dem Hügel, auf dem das rieſige, jetzt freilich leere Militärerziehungshaus ſteht, mit ſeinem herrlichen Ausblick auf die lange Linie des Gebirges, donauaufwärts bis Ilok und abwärts auf die drohenden Mauern Peterwardeins und die ſchlanken Thürme von Neuſatz mit der zwiſchen beiden auf den Wellen der Donau ſich ſchaukelnden Schiffbrücke, und die grünen Obſtgärten feſſeln das Auge des Beſchauers. Eine leichte Briſe ſtreift über die Höhen und bewegt die Bohnenſtauden, die zwiſchen den Weinſtöcken wachſen. Und alles ringsum iſt Weinberg, bis an die Feſtungsmauern Peterwardeins reiht ſich Rebe an Rebe. Merkwürdig fand ich den Umſtand, daß die Weingärten der Winzerhäuschen ganz entbehren, die in Oberſlavonien eben den Schmuck derſelben bilden. In Karlovic beiſpielsweiſe führen ſogar ſehr wenige Fahrwege in die Rebenpflanzungen hinein. Die Leſer tragen die Trauben in Holzbutten heim und haben oft ein hübſches Stück Weges zurückzulegen. In Folge deſſen dauert die Leſe natürlich lange und iſt beſchwerlich.

Die neuere Zeit hat wohl die Weinpreſſen theilweiſe eingeführt, doch pflegt auch hier noch, in Oberſlavonien beinahe durchgehends, der Bauer die Trauben in einen Sack zu ſchütten und ſie in einem Faſſe auszutreten. Ganz natürlich, daß viel Flüſſigkeit hierbei verloren geht.

Ich beſichtigte die in byzantiniſchem Stil von Stein gebaute griechiſch-orientaliſche Kirche. In der Kuppel des mit vielen Fenſtern gezierten Dachreiters ſind die Linien des Muttergottesbildes wegen des Alters und der dadurch entſtandenen Schwärze einer Auffriſchung bedürftig. Es ging hier wie mit anderen Kirchen: der ſchöne Thurm bekam zur Zeit der Militärverwaltung ſtatt ſeines ſtilgerechten, doch ſchadhaften Daches eine im ſchönſten Schablonenſtile aufgeſetzte mit vielen Bäuchen ausgeſtattete Kappe von Blech.

Die Zierrathen an den Fenſtern büßen dadurch ihre Wirkung vollſtändig ein und es iſt nur zu bedauern, daß ſich in der langen Zeit der Militärverwaltung gar Niemand fand, der dieſe Bauten zu würdigen verſtand. Bei der katholiſchen Kirche ſteht eine zwar ſchadhafte, doch immer noch ſehenswerthe Cesma, ein türkiſcher Brunnen, ohne Waſſer. Es wäre wohl werth, ihn zu erhalten; jetzt geht er ſeinem gänzlichen Verfalle entgegen. Am Donauufer zieht ſich bis knapp vor Peterwardein hin ein Park des Grafen Karacſony, in deſſen Nähe eine Dampffähre, die zehnmal des Tages nach Neuſatz und eben ſo oft zu-

Digitized by Google

rück fährt, anlegt. Im Ganzen iſt der Ort recht ſtill, die Einwohner ſind Ackerbauer und etwas Handwerker. Die Barbierſtube, in die ich trat, war mehr beſucht als die „Kavana“ und ſcheint hier für einige die Stelle des Kaffeehauſes zu vertreten. Einer der Barbiere unterhielt die Kunden mit allem möglichen Gewäſch, das er mit dem Spiel auf ſeiner Tambura unterbrach, um ein Lied zu begleiten. Die beiden anderen raſirten und dazwiſchen hinein erſchollen Witze und Gelächter der geduldig auf den Stühlen herumſitzenden Kunden, welche die Tagesneuigkeiten erörterten, ihre Gemeindeobrigkeit durchhechelten und ihren Zorn über die Steuereinhebung ſeitens jener hier verrauchen ließen.

Vor dem am linken Donauufer befindlichen Hornwerke und Brückenkopfe der Feſtung Peterwardein und vor der Pontonbrücke landet die Dampffähre, mittels der man aus Kamenica anlangt. Die Feſtung ſieht von da majeſtätiſch aus. Auf einem von Weingärten umgebenen ziemlich hohen Fels erhebt ſich die Citadelle mit den unter ihr liegenden Feſtungsmauern. Zwei Thürme mit Uhrwerken ſchmücken ſie, von wo aus jedes ankommende Schiff ſignaliſirt und ihm ein Durchlaß in der Pontonbrücke geöffnet wird. Hoch ragen aus dem Strombette die Steinpfeiler der Eiſenbahnbrücke, und es gähnt uns die Oeffnung des Tunnels unterhalb der Citadelle entgegen. Er iſt ohne Untermauerung durch den Fels gebohrt, auf dem die Citadelle ruht, und die Bahngeleiſe laufen auf der Südſeite zwiſchen den Feſtungsmauern heraus. Peterwardein iſt eben nur Feſtung, in ihr iſt kein Verkehr, kein Leben. Die zahlloſen Wagen abgerechnet, die ununterbrochen über die Brücke hin und her rollen, herrſcht, im Gegenſatze zu Neuſatz am linken Ufer, hier vollſtändige Ruhe. Zwei von Nord nach Süd laufende Straßen, eine Reihe von müßig ſtehenden, aber ſehr theueren Fiakern, alte mit Inſchriften verſehene Kanonenrohre als Eckpfeiler verwendet, Hökerinnen, die zwar ſchönes, aber theueres Obſt feilhalten und mit den vorbeiwandelnden Soldaten überlaut ſprechen, einige Läden und eine Reihe von Thoren und Gräben auf der Südſeite iſt alles, was man ſieht. Gegen Karlovic zu liegt die Vorſtadt, die ſogenannten Maierhöfe „Majuri“. Hier ſtehen dem Fahrluſtigen Bauernwagen zur Verfügung, die um billiges Geld nach allen Richtungen fahren. Die zweite Vorſtadt, Rokovo, hat ihre eigene Pfarrkirche.

Peterwardein iſt eine Freiſtadt mit über 3000 Einwohnern. Der römiſche Name iſt Cuſum, unter der byzantiniſchen Herrſchaft hieß es Petrikon. Im 13. Jahrhundert im Beſitze eines gewiſſen Petar Garwe, kam es um 1223 in die Gewalt der Wittwe des Iſaak Angelot, Margarethe, der Beſitzerin eines großen Theiles von Sirmien. Im Jahre 1237 ſchenkte es Bela IV. einem Ciſtercienſerkloſter. Damals ſtand ein Königspalaſt in „Petur varad“, wie es hieß. Das „castellum Potervaradin“ (heute Petrovaradin und kurz Varadin) belagerte Suleiman II. 1526 und nahm es nach 5 Tagen ein. Im Jahre 1716 ſchlug hier Prinz Eugen von Savoyen den Großvezir Ali-Paſcha, wobei er 150 Fahnen und 146 Kanonen eroberte. An der Stelle, wo die Schlacht ſtattfand, erheben ſich in halbſtündiger Entfernung von der Feſtung die Thürme der Kirche „Maria Schnee“, mit dem türkiſchen Namen „Tekije“ geheißen. Zur Zeit der denkwürdigen Schlacht war dort nur eine Höhle mit einer Cesma. In der Höhle wohnten zwei Derwiſche, hielten die Quelle in gutem Stande und nahmen dafür Almoſen entgegen. Die Habſucht verwandelte die Höhle alsbald in eine „Dſhamija“ oder Moſchee. Noch ſteht bei der Kirche eine uralte Ulme, die, obgleich ſchon ganz hohl, doch noch immer grünt. Sie iſt mit einem Drahtgitter umgeben und zum Andenken erhalten an den Marſchall Grafen Brenner, den im Jahre 1716 die Türken mit Eiſenketten an den Baum gefeſſelt und erſchoſſen haben. Unweit davon liegt der Hügel „Vezirac“, wo vor der Schlacht das Zelt des Großvezirs ſtand. Maria Thereſia erhob Peterwardein zur anſehnlichen Feſtung, die 1848 unter General Blagović die ungariſche Fahne ausſteckte und 1849 kapitulirte.

Der ſchönſte Punkt in der Umgebung von Peterwardein iſt die in romantiſcher Gebirgsgegend und durch die ſchöne Ausſicht anziehende „Cesma“ (Quelle) „Bilina voda“. Das Waſſer iſt wahrlich des Namens „Freuquelle“ würdig und der Ort werth, der Mittelpunkt reizender Märchen zu ſein. Auch hieher pilgern, wie ich dies früher in Bezug auf Oreſac geſchildert habe, alljährlich zahlreiche Fromme und Hilfeſuchende, um ſich und namentlich die Kinder in den klaren Wellen des Geſundheit bringenden Waſſers zu baden und zu waſchen. Der Fels, aus dem die Quelle rieſelt, iſt der Zielpunkt zahlreicher Ausflüge.

Die Fahrt von Peterwardein nach Karlovic iſt kurz und hübſch, namentlich aber von der Donau der Anblick der Stadt mit den vielen Kirchen ein anziehender. Das Bild verliert an Reiz, wenn man in Karlovic landet. Eine breite, recht ſtaubige Straße, die zum Glück nicht lang iſt, empfängt uns. Ein einziger „Taljigaš“ war da und lud mich und mein geringes Gepäck auf ſeinen vierräderigen von einem in der Gabel gehenden Pferde gezogenen Karren. Die „Taljigaš“ iſt ein nur Sirmien angehöriges Fuhrwerk. Der Wagen iſt recht ſchmal, der Gaul ſehr kurz geſpannt, ſo daß die Knie der Hinterfüße unter den Wagen kommen. Das Geſchirr iſt mit vielen Riemen geziert und ein breiter Gurt geht um den Hintertheil des Roſſes unter dem Schwanze herum und dient zum Halten, wenn es bergab geht. Der Schwanz des Pferdes wird immer in einen Knoten gebunden, wahrſcheinlich, um dem Kutſcher, der nahe ſitzt, nicht unangenehm zu werden.

Der „Taljigaš“ führt zwar eine dicke Peitſche, doch treibt er, da er knapp hinter dem Zugthiere ſitzt, daſſelbe mit Stößen ſeines opankenbekleideten Fußes an und nimmt hier und da, wenn er grimmig wird, auch das Pfeifenrohr zu Hilfe, um damit das träge Roß in die Schenkel zu ſtechen. Auf der Südſeite der Berge ſah ich auch einen ähnlichen Karren auf zwei Rädern, deſſen Kutſcher ſich auf der Achſe balancirend weidlich rütteln ließ.

Mein „Taljigaš“ Stevo (Stefan) ſaß lediglich auf den Brettern und verſicherte, daß er kein Heu als Unterlage brauche.

Der Platz mit dem einfach ausſehenden Wohnhauſe des Patriarchen, der griechiſchen Kathedrale und der katholiſchen Pfarrkirche bekommt durch einige alte Gebäude ein etwas düſteres Ausſehen. Namentlich iſt das Gaſthaus ein altes, winkeliges Gebäude, in dem nur der gute Wein Anziehungskraft hat. Die Freiſtadt liegt zur Hälfte in einer wellenförmigen Ebene, zur Hälfte auf Hügeln und ein Theil iſt zwiſchen den Eſelsberg (Magarečije brdo) und den Berg Borofov hineingeklemmt. Aus dieſer ſchluchtartigen Mulde fließt der Borofov-Bach, an deſſen Ufer weiter gegen Süden hinein ein Weiler Bjelils liegt. In Borofov hat der Patriarch ſeinen Park mit Glashäuſern und guten Kellern.

Am Marktplatze macht ſich die zweithürmige Metropolitankirche Sveti Nikola mit dem Wohnhauſe des Kirchenfürſten bemerklich. Erſtere iſt im Innern reich ausgeſtattet und ſonſt hübſch, letzteres ein einfaches Gebäude und rührt von dem Patriarchen Arſenije Joanović her, als er im Jahre 1737 den Sitz des Patriarchats hierher verlegte. Als es 1788 abbrannte, bauten es die Erzbiſchöfe Moſſije

Digitized by Google

Putnik und Stevan Stratimirović wieder auf. Man denkt übrigens an den Bau eines schönen Palastes.

An die griechische Kathedrale stößt die katholische Pfarrkirche, gegenüber steht das Stadthaus und in demselben ist das Bezirksgericht. Karlović hat ein Gymnasium mit acht Klassen. Als Gründer desselben kann man füglich einen vom armen durch Fleiß und Sparsamkeit zum reichen Manne gewordenen Schneider Dmitar Anastasijević bezeichnen, da er den oben erwähnten Metropoliten Stratimirović, dem der Schulunterricht besonders am Herzen lag, mit dem Entschluß überraschte, 20 000 Fl. zur Gründung einer Mittelschule schenken zu wollen. Sein Beispiel wirkte so, daß die Anstalt zu Stande kam und heute noch aus diesen alten Fonds erhalten wird.

Die große Cesma am Platze bekommt ihr Wasser aus den Bergen. Um sie herum reiht sich eine Menge von Brotverkäufern, die Brote in solchen Quanten zum Kaufe auslegen, daß man staunt, wer dies alles verbraucht. Freilich waren damals zahlreiche Arbeiter in Karlović, die beim Baue der Semlin-Belgrader Bahn thätig waren; doch sagte man mir, daß täglich soviel Brot in der Stadt aufgehe.

„Gospodine, kupite od mene", — Herr, kaufen Sie von mir — schrien mich alle Stimmen aus Nah und Fern zu gleicher Zeit an, und es herrschte eine Konversation zwischen den entferntesten Ständen, daß ich staunte, um so mehr, da sich dieses laute Zurufen, Lachen und Witzeln den ganzen Tag fortsetzte. Namentlich waren es italienische Arbeiter, die des Morgens mit ihren zweiräderigen Einspännern zum Broteinkaufe anrückten und Stoff zu lustigen Nachahmungen ihrer heimischen Laute gaben. Eine der Verkäuferinnen, eine dunkelhäutige, üppige Schöne, lockte durch ihre fröhliche Art die meisten Käufer an. „Oj sinjore, hajde qua, Evo Kruha, evo, na!" rief sie lachend und streckte den Ankommenden den Laib entgegen, womit sie meist ihren Zweck erreichte.

Das Obst, schön und saftig, fand ich verhältnißmäßig theuer, da doch gerade diese Gegend reich daran ist. Als Grund gab man mir an, daß die Ausfuhr sehr groß sei.

Schön ist die Fernsicht vom „Magarečije brdo", so benannt, weil einst der Bezir Ahmet Cuprilic seine Maulthiere und Esel dort weiden ließ, und vom Hügel, auf dem die Kapelle der „heiligen Frau vom Frieden" steht. Das Kirchlein, das fünfte Gotteshaus hier, wurde zum Andenken an den Karlovicer Frieden 1699 in Form der Konferenzhalle erbaut, in der die Vertreter der Mächte verhandelten. Es hatte anfangs, wie die Halle, vier Eingänge; jetzt sind nur noch drei vorhanden, der gegen Südost ist vermauert. Die Kapelle geht dem Verfalle entgegen, ein Theil der Kuppelverkleidung und eine der im Innern ringsum laufenden Gallerien liegt als Schutt auf dem gepflasterten Boden.

Von der Burg, die einst Karl, ein Sohn des Banus Ivan Horvat, erbaut haben soll, ist keine Spur mehr vorhanden.

Die Bevölkerung der Stadt beträgt 5000 Seelen, darunter 2000 Katholiken und 2000 Juden.

Die meisten leben vom Weinbau, eine ziemliche Anzahl betreibt verschiedene Handwerke. Die Straßen sind krumm, viele davon ziemlich steil und alle mit runden Steinen, „Kaldrma", gepflastert; die Häuser in der Ebene ansprechend, auch schön, auf den Höhen viele nach Art der Bauernhäuser gebaut. Merkwürdig ist, daß trotz des Verkehrs und der Lage an der Donau die Läden ohne die heutzutage üblichen Auslagen, im alten, düstern Stile gehalten sind. Im Ganzen findet man hier viel Altes beisammen, da, wie schon einmal bemerkt, der Grieche konservativ ist. Um so mehr staunte ich, gerade hier gar keine Spur mehr von der schönen, weißen, mit Stickerei besetzten Tracht des Landes zu finden; binnen 30 Jahren ist dieselbe hier ganz verschwunden. Die oben erwähnte Brotverkäuferin, befragt, ob sie denn keine Skute, ein gesticktes Hemd, unter dem dunkeln Kattunanzuge verborgen trage, wie ich es anderwärts bemerkt hatte, gab erstaunt zur Antwort: „Wer sollte sie denn weben und schlingen?" Sie gebrauchte das deutsche Wort schlingen statt „vegti". Das Leben ist im Allgemeinen recht matt, trotz des großen Handels mit Obst und Wein. Nur an Sonntagen geht es in den Schänken bei Tanz und Sang laut zu, und an den Cesmas, deren jede Gasse eine hat, ist regelmäßig der Versammlungsort der Schönen.

Berühmt ist der Rothwein und der Tropfwermuth, die hier erzeugt werden. Wie Feuer fließt es nach dem Genusse durch die Adern, und ich weiß nicht, ob sich der Wein in Bezug auf Güte und Aroma nicht mit den besten der Welt messen kann. Den Unterschied zwischen Griechen und Katholiken fand ich in Karlovic gar nicht schroff; die Leute leben friedlich neben einander. Ob die beiderseitige Toleranz noch so weit geht, wie einst, wo z. B. ein Bischof von Djakovo als Katholik den Einwohnern in Bračevic zum Baue ihrer griechischen Kirche Holz, Ziegeln und Kalk schenkte nebst einem neuen Meßgewande für den Popen, weiß ich nicht. Doch ist mir bekannt, daß es doch noch unter der Geistlichkeit im Lande Männer giebt, die über kleinliche Begriffe erhaben sind. Sah ich doch einmal in einem abgelegenen winzigen Dorfe einen armen griechischen Geistlichen ohne Bedenken einen dortselbst verschiedenen protestantischen Handwerker mit allen Ehren beerdigen. Ich konnte dem einfachen Greise, der als Mensch sich fühlte und als Mensch dachte, meine Anerkennung nicht versagen.

Kürzere Mittheilungen.

Eine Reliquie aus Montezuma's Zeit.

Das unter F. v. Hochstetter's Leitung schnell und schön aufblühende ethnographische Museum in Wien ist jetzt in den Besitz eines Schatzes seltener Art gelangt, um den es von anderen Museen beneidet werden darf. Es handelt sich um ein altmexikanisches Banner, das unzweifelhaft aus der Periode Montezuma's stammt, ja mit Wahrscheinlichkeit sich unter den Schätzen und Trophäen befand, welche Cortez an Kaiser Karl V. sandte. Dieses Stück erworben, restaurirt und gedeutet zu haben ist Hochstetter's Verdienst, welcher uns in einer Wiener Akademieschrift „Ueber mexikanische Reliquien aus der Zeit Montezuma's" (mit fünf farbigen Tafeln, Wien, Gerold, 1884) darüber nähere Auskunft ertheilt.

Altmexikanische Federarbeiten aus der Zeit der Eroberung sind sehr selten. Hochstetter kennt nur zwei farbenprächtige, 75 cm im Durmesser haltende runde Schilde im Stuttgarter und einen $1\frac{1}{2}$ m langen rothen Federmantel im Brüsseler Museum. Uebertroffen werden sie aber durch die prachtvolle

Digitized by Google

Standarte, welche bald als „morischer Hut", bald als „indianische Schürze" oder als „mexikanischer Hauptschmuck" in der Ambraser Sammlung vorkommt und dort bereits im Inventar von 1596 verzeichnet ist. Hochstetter fand das seltene Stück in höchst defektem Zustande wieder, ließ es restauriren und deutete dasselbe. Es zeigt die Form eines großen ausgespannten Fächers und ahmt gleichzeitig die Gestalt eines Vogels mit ausgebreiteten Flügeln nach, dem nur der früher vorhandene Kopf fehlt. Der Fächer zeigt koncentrische Farbenbänder von blauen, rothen, grünen und braunen Federn und ist mit einem hervorragenden Mittelstück besetzt; er bedeckt eine Fläche von 1¼ qm. Der Haupttheil besteht aus den grüngoldig schimmernden Prachtfedern des heiligen Vogels Quetzal (Prachttrogon, Trogon pavoninus), deren Zahl heute noch 459 beträgt und die nach dem Werthe, den jetzt diese Schmuckfedern im Handel haben, 5000 Gulden repräsentiren! Belegt ist der Fächer an seinem untern Theile mit gleichfalls koncentrisch angeordneten, halbmondförmigen, runden und schuppenförmigen Goldblättchen, zusammen etwa 1000 Stück.

Interessant und von wissenschaftlichem Werthe ist besonders der von Hochstetter geführte Nachweis, daß es sich weder um einen Hauptschmuck, noch um eine Schürze oder um einen Fächer handelt, sondern daß wir eine königliche Standarte vor uns haben, die auf einem Stiel getragen wurde. Alte mexikanische Gemälde, sowie die Abbildungen bei Kingsborough lassen darüber keinen Zweifel aufkommen, und auch die Wahrscheinlichkeit ist groß, daß es sich hier um ein von Cortez 1519 an Karl V. geschicktes Stück handelt, welches dann später seinen Weg in die Ambraser Sammlung fand.

Anders verhält es sich dagegen mit der „Streitaxt Montezuma's". Diese, welche gleichfalls aus der Ambraser Sammlung in das ethnographische Museum zu Wien überging, soll von Cortez dem Papste und von diesem wieder dem Erzherzoge Ferdinand, dem Stifter jener Sammlung, geschenkt worden sein. Es ist ein halbmondförmiges Steinbeil von charakteristischer Form aus Syenit. Hochstetter zeigt uns, daß heute noch derartige Streitäxte bei den Indianern im Innern Brasiliens vorkommen — ganz ähnliche enthält das Dresdener ethnographische Museum, andere das Wiener und jenes in Rio — und daß solche Steinäxte in Mexiko nicht im Gebrauch waren. Wenn die Axt wirklich, wie ein alter Zettel der Ambraser Sammlung angiebt, von Cortez in Mexiko erbeutet wurde, so müsse sie, meint von Hochstetter, „entweder als Geschenk oder als Kriegsbeute von einem brasilianischen Volksstamme" in die Hände Montezuma's gelangt sein. Allein auch diese Vermuthung dürfen wir nicht gelten lassen, da von einer Verbindung Mexikos zur Zeit Montezuma's mit Brasilien uns absolut nichts bekannt ist, ja eine solche im höchsten Grade unwahrscheinlich ist.

R. A.

Die Bworana-Galla.

Der Name der Bworana oder Borani, eines der mächtigsten Gallastämme, ist uns zwar schon seit Pater Lobo, der 1624 die Mündung des Dschub besuchte, bekannt, aber erst in neuester Zeit hat der seit 1865 an der ostafrikanischen Küste ansässige Missionar Thomas Wakefield umfangreichere Erkundigungen über dieselben eingezogen, welche E. G. Ravenstein in den „Proceed. R. Geogr. S." (Mai 1884) veröffentlicht. Ihr Gebiet erstreckt sich vom Dschub-Flusse westwärts ca. 500 englische Meilen bis Konso, einem Bezirke südlich von Kaffa; gegen Westen reicht es bis zum 38° oder 37° östl. L. Gr. und grenzt dort an Negerstämme. Es ist ein ausgedehntes Weideland mit einzelnen Bergen und Hügeln, aber ohne fortlaufende Bergketten, ohne perennirende Flüsse, reich an Bäumen und stellenweise auch an Wäldern, mit viel Wild. Der Kaffeebaum wächst an manchen Orten wild; es findet sich Eisen, Zink und Natronsalpeter, der nach der Küste ausgeführt wird, wo ihn die Somal als abführendes Mittel gebrauchen oder mit dem Schnupftabak vermischen.

Die Bworana zerfallen in zwei große Abtheilungen, die Ya im Nordwesten, welche nur Hirten sind und Herden von Pferden, Rindvieh, Kameelen, Eseln, Ziegen und Schafen besitzen, und die Yal, welche bei reichem Besitz an Herden doch auch Hirse, Gewürze und die Arzneipflanze Dawa anbauen. Außerdem werden noch zwei Stämme, die Biltu und Bararetta, als ihnen verwandt angeführt. Nach allen Berichten sind sie ein kriegerisches, unruhiges Volk, dem die doch gleichfalls nur für den Krieg lebenden Massai nicht standhalten können, während sie von ihren näheren Verwandten, den Somal, öfters geschlagen worden sind. Berühmt sind sie als Reiter; sie bedienen sich hölzerner Sättel, eines Zaumes, Gebisses und Steigbügel, welche aus Riemen und einem daran befestigten eisernen Ringe für die große Zehe bestehen. Außerordentlich ist die Sorgfalt, mit welcher sie ihre Pferde behandeln; dieselben erhalten als nahrhaftestes Futter Milch und Butter und werden, um sie zu stärken, mit Butter eingerieben. Während der größten Tageshitze werden sie in steinernen, mit Gras gedeckten Ställen untergebracht, deren Thüren mit eisernen Bändern versehen sind; denn die Pferde sind so feurig, daß einfach hölzerne Thüren nicht genügen würden. Früh Morgens und Nachmittags werden sie geritten, und viermal täglich giebt eine messingene oder kupferne Glocke in jedem Lager oder Dorfe das Zeichen, daß für die Pferde Gras geschnitten werden muß. Auf der Jagd werden ihnen die Ohren verbunden; die Jäger sind mit Speeren, Schwertern und Bogen bewaffnet und verfolgen Elephanten und Rhinocerosse in derselben Weise, wie die berühmten Schwertjäger (Agagir) der Homran im östlichen Sudan.

Krieg ist die Hauptbeschäftigung der Bworana, ihre Waffen sind Wurfspieß, Speer und Schild. Wer einen Feind erschlagen hat, darf eine Straußenfeder am Hinterkopfe und einen bunten Turban tragen. Alle Krieger reiten, aber wegen des mitzuführenden Viehes dauert der Marsch stets lange. In der Nähe des anzugreifenden Dorfes angelangt, steigen alle von den Pferden, binden sie an Bäume und rücken zu Fuß vor. Irgend welche Schlachtordnung wird nicht befolgt, sondern jeder handelt nach bestem Ermessen. Wird ein Dorf überrumpelt, so wird es in Brand gesteckt, die Männer erschlagen, Weiber und Kinder aber als Sklaven fortgeschleppt. Die getödteten Feinde werden verstümmelt, und diese Trophäen von jungen Kriegern mit heimgebracht, von älteren aber in Feindesland begraben. Das erbeutete Vieh wird zuerst in einem Gehege gesammelt, dort vertheilt, wobei dem Anführer der größte Theil zufällt, jedes Stück vom Besitzer gezeichnet und dann nach dem Heimathsdorfe getrieben. Sklaven werden gut behandelt.

Bei der Rückkehr einer solchen Kriegerschaar herrscht großer Jubel. Zuerst wird das erbeutete Vieh in das Dorf geschickt, während die Krieger zurückbleiben, Siegesrufe ausstoßen und dadurch die Weiber herauslocken, welche tanzend, händeklatschend und schrilles Geschrei ausstoßend die Ankömmlinge umringen. Während der Zug sich in das Dorf begiebt, fällt kein Wort über die Gebliebenen und Vermißten. Den Müttern und Frauen, welche ängstlich nach einem Sohne oder Gatten forschen, wird gesagt, daß der Gesuchte noch weiter hinten verweile. Nun bringen die Weiber Gefäße mit einer Mischung aus Milch und Butter herbei und salben den Kriegern, welche einen Feind getödtet haben, das Haupt und andere Körpertheile und malen ihnen einen schwarzen Strich auf die Stirn, zwei weiße auf die linke Backe und mit Blut einen rothen auf die rechte. Nun beginnen die Krieger ihre Gesänge, in deren Verlauf mit möglichster Schonung die Namen der Gefallenen genannt werden. Jede solche Ankündigung wird durch einen leisen monotonen Gesang eingeleitet, auf welchen die Weiber antworten, und wenn ein Name eines Getödteten genannt ist, so fallen seine Ange-

Digitized by Google

hörigen mit lautem Weinen nieder und sind taub gegen alle Lobpreisungen. Ist diese Pflicht gegen die Todten erfüllt, so werden die Thaten der Sieger gepriesen und dann die von den jungen Kriegern heimgebrachten Trophäen in einem Loche außerhalb des Dorfes öffentlich bestattet.

Die Religion der Bworana, wie aller unverfälschten Galla, ist ein reiner Theismus; sie glauben an ein höchstes Wesen, Wäke, an ein zukünftiges Leben, an die Wirkung von Gebet und Opfern, aber haben keine Priester. Schöne, auf den Ebenen weithin sichtbare Bäume werden gerne als Stätten für Gebet und Opfer gewählt, zu welchen letzteren schwarzes Vieh genommen wird. Außerdem aber bringt in jedem Dorfe der Häuptling in jedem Frühling und Herbst ein Opfer in Gestalt einer schwarzen Ziege dar. Wenn Bworanaknaben mannbar werden, so versammeln sie sich mit ihren Eltern und älteren Verwandten in einer zu diesem Zweck erbauten Hütte, wo ein Bulle geschlachtet wird, so daß sein Blut auf die Erde läuft. Dann taucht jeder Anwesende seinen Finger hinein und berührt damit, die Männer ihre Stirn, die Frauen die Luftröhre; letztere schmieren sich außerdem mit dem Nierenfett des Opferthieres ein und legen sich einen schmalen Streifen von der Haut um den Hals, welchen sie bis zum nächsten Tage tragen. Der Bulle wird dann verzehrt, wozu die Männer Dabi (Meth) trinken und alle Anwesenden den Chorgesang „Woh! mála sa vai!“ anstimmen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In den „Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg“ (1882—83, Heft 1, S. 100 bis 187) veröffentlicht Dr. H. Michow einen sehr beachtenswerthen Aufsatz über „Die ältesten Karten von Rußland“, welcher sein Thema entschieden fördert und einen bisherigen Irrthum beseitigt. Peschel, Ruge, Vivien de St. Martin nennen nämlich als älteste Karte Rußlands die vom Jahre 1549, einen Holzschnitt des Nürnbergers Hirsfogel in den „Rerum Moscovitarum Commentarii“ des Ritters Sigismund von Herberstein, welcher von Kaiser Maximilian 1516 nach Moskau geschickt wurde, um zwischen Polen und Rußland den Frieden zu vermitteln. Diese Angabe ist aber irrig. Denn älter als die Herberstein'sche ist zunächst die (der Michow'schen Arbeit in Facsimile beigegebene) Karte Sebastian Münster's, in dessen dickleibiger Kosmographie, welche zuerst 1544, also fünf Jahre vor der Herberstein'schen erschien, selbst aber nur ein Auszug aus der des Anton Wied von Danzig ist, welche Dr. Michow das Glück hatte, in einem Exemplare von Ortelius' Theatrum orbis terrarum wieder aufzufinden, und welche seine Arbeit in photolithographischer Reproduktion begleitet. Dieses eine Exemplar trägt zwar die Jahreszahl 1555; doch führt Dr. Michow den vollen Beweis, daß die Karte nicht vor 1537 und nicht später als 1544 entstanden sein kann, letzteres, weil die 1544 erschienene Münster'sche Karte vielfach Legenden aus der Wied'schen entnommen hat. Sein Material erhielt Wied, wie er selbst sagt, von einem Bojaren Johann Ljätzky, der sich 1534 aus Rußland zum König Sigismund von Polen geflüchtet hatte und diesen zu einem unglücklichen Kriege gegen Rußland bewog. Der damalige Kriegsschauplatz, das Gebiet zwischen Desna, Dnjepr und oberer Düna, zeigt sich in Folge dessen auf Wied's Karte besonders reich an Detail; dieselbe enthält unter anderm die Festung Welisch an der obern Düna, welche erst 1534 angelegt wurde, und kennzeichnet das Gebiet im Osten der Stadt Gomel durch eine politische Grenze als litauisch; dies ist aber erst 1537 von Rußland abgetreten worden. Noch älter als die Wied'sche ist indessen eine für des römischen Litteraten Paolo Giovio (Jovius) Buch „De legatione Moschovitarum“ bestimmte Karte, welches 1525 gedruckt wurde und auf den Mittheilungen des in jenem Jahre sich in Rom aufhaltenden russischen Gesandten Dmitry Gerassimow beruht. Die Karte ist anscheinend vor dem Jahre 1881 nie veröffentlicht worden, findet sich aber handschriftlich auf der Marcusbibliothek in Venedig in einem Atlas des Kartographen Battista Agnese von Genua; neuerdings wurde sie von Th. Fischer in Photographie herausgegeben und danach von Dr. Michow ein Facsimile für die „Hamburger Mittheilungen“ hergestellt. Es ist demselben also gelungen, zwei resp. drei Karten von Rußland nachzuweisen, die älter sind, als die bisher für die erste gehaltene Herberstein'sche; die älteste im westlichen Europa angefertigte Karte jenes Landes datirt nicht aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, sondern um ganze 24 Jahre früher. Auf die sehr ausführlichen Erklärungen der in den Karten von Wied und Agnese-Jovius enthaltenen Namen, welche Dr. Michow giebt, hier einzugehen, ist nicht gut möglich; aber aufmerksam wollen wir machen auf die ergötzlichen Legenden und Bilderchen, welche Wied nach damaliger Sitte auf seiner Karte anbrachte. So malte er in das Weiße Meer und an dessen Küsten zwei Walrosse und berichtet von ihnen, daß sie mit Hilfe ihrer krummen Zähne die Felsen erklettern und sich auf der andern Seite derselben hinabgleiten lassen. Andere Bilder zeigen die Erlegung eines Urs, dann wie die Bären mit langen hölzernen Gabeln gefangen werden, und wie sich der Vielfraß, nachdem er sich vollgefressen, zwischen zwei dicht neben einander stehenden Bäumen durchquetscht, um sich des verschlungenen Fleisches zu entledigen und Raum zu neuer Atzung zu haben. Im äußersten Nordosten, zwischen Petschora und Ob, ist ein Götzenbild, eine Frau mit einem Kinde auf den Armen, nebst Anbeter dargestellt, die Slata Baba (goldene Frau), welche die Ostiäken und Wogulen verehrten; vielleicht war dasselbe nichts als ein dorthin verschlagenes, vergoldetes Madonnenbild.

Polargebiete.

— Die hauptsächlichen Resultate der kürzlich auf Nowaja Zemlja angestellten meteorologischen Beobachtungen sind bereits berechnet. Der kälteste Monat während des Jahres 1882—83, wo in Karmakuli beobachtet wurde, war der Januar 1883, dessen mittlere Temperatur — 19° C. betrug. Zuweilen fiel das Thermometer bis auf — 34°, nichts Außerordentliches in Anbetracht der hohen Breite (73°). Die Nordost- und Nordwestwinde zeichneten sich durch äußerste Heftigkeit aus und waren für die Bewohner der Polarstation sehr gefährlich, da sie unerwartet eintraten und stets von Schneetreiben begleitet waren.

Inhalt: Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen. III. (Mit sechs Abbildungen.) — Büttikofer's Bericht über Liberia. I. — Ernst Kramberger: Reise von Esseg durch einen Theil Sirmiens. V. — Kürzere Mittheilungen: Eine Reliquie aus Montezuma's Zeit. — Die Bworana-Galla. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Polargebiete. — (Schluß der Redaktion: 28. Juni 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen.

IV.

Montano's Absicht, dem damals regierenden Sultan von Sulu Mohamed Hamalul Alam einen Besuch abzustatten, wurde durch die Zuvorkommenheit eines Deutschen ermöglicht, welcher eine einflußreiche Stellung im Lande sich erworben hatte. Derselbe heißt Kapitän Schück und ist Besitzer von Plantagen, deren guter Zustand im „North Borneo Herald" und in den „Straits Times", sowie der Presse Manilas schon oft rühmend hervorgehoben wurde. Beim Sultan eine persona gratissima, war er die geeignetste Person, die Franzosen demselben vorzuführen oder zu empfehlen. Die Plantage des Herrn Schück liegt auf dem Wege von Tiangui (oder Tiangi) nach Maïbun. Der erstere Name bedeutet im Visaya und dem Suluanischen so viel als „der Markt"; der Name entstand, als die Spanier vor ihren Forts, darunter dem Reducto Alfonso XII., eine von chinesischen Händlern errichtete Krämerstadt entstehen sahen, welche die Eingeborenen „Tiangui" benannten, ein Name, der seitdem auf die ganze spanische Stadt angewendet worden ist, obwohl er nur dem Bazar derselben zukommt. Maïbun ist die bedeutendste Stadt der Insel Sulu, seitdem die Sultane des Reiches hierher an die Südküste ihre Residenz verlegt haben. Der Tiangui ist mit Maïbun durch eine Straße verbunden, welche nicht mehr ausgebessert zu werden scheint, seitdem mit der Unterdrückung der Piraterie die Sklavenanzahl zurückgegangen ist. Am 17. December brach Montano und seine Gefährten auf, um Schück von seiner Plantage abzuholen. Sie fanden sein Haus für eine Belagerung vorbereitet: die Treppen, welche zu der Veranda führten, waren abgebrochen, die Eingänge und die Umzäunung wohl verschlossen. Die vorhergehende Nacht hatte eine Bande von Suluanern das Haus zur Nachtzeit überrumpeln wollen, es gelang aber dem tapfern Deutschen, der unter dem Guerillaführer Mina sich schon in den Bürgerkriegen Spaniens ausgezeichnet hatte, den Angriff zurückzuschlagen, und der Versuch der Banditen, das mit trockenen Nipablättern gedeckte Dach durch Brandpfeile anzuzünden, scheiterte an dem niederströmenden Gewitterregen. Schück saß sofort zu Pferde auf, um die Reisenden zum Sultan zu geleiten, dem er auch über den Vorfall Bericht erstatten wollte. Auf dem Ritte stießen sie in einem mit hohem Grase bestandenen Cogonal (Prärie) auf vier suluanische Banditen, welche hier offenbar Herrn Schück einen Hinterhalt gelegt hatten; bei dem unerwarteten Erscheinen von vier Reitern warfen sie ihre Waffen weg und flüchteten sich in das Grasdickicht; sie zu verfolgen war keine Zeit vorhanden. Zwischen den Bergen Bat-Dato und Bat-Pulah auf der einen und dem Tuman-Tangis auf der andern Seite führt der Weg wieder durch einen Wald. Verfallene oder verlassene Hütten, welche hier und da an der einsamen Straße sichtbar wurden, bezeugten, daß mit dem Aufhören der Unabhängigkeit Sulus und der Unterdrückung der Piraterie allgemeiner Rückgang sich bemerkbar machte. Erst in der unmittelbarsten Nachbarschaft Maïbuns stößt man wieder auf bewohnte, wenn auch armselige und schmutzige Häuser. Nachdem die Reisenden jenen eben erwähnten Wald verlassen, gelangten sie auf eine ausgedehnte Prärie; es war dies der Schießplatz des Sultans, dessen Palast, ein ausgedehntes und kunstloses Gebäude aus Rohr und Nipablättern, jetzt auch sichtbar wurde. Der Sultan huldigte

Digitized by Google

gerade ſeinem gewohnten Nachmittagsvergnügen, dem Scheibenſchießen ſeiner Leute zuzuſehen, ohne ſelbſt ein Gewehr in die Hand zu nehmen. Die Schützen bedienten ſich zum Schießen ſchwerer Musketen, welche in alten Zeiten in Borneo fabricirt wurden, deren Rohre und Schlöſſer ſich ohne Ausnahme in einem elenden Zuſtande befanden, wie denn alle Beſucher des Suluarchipels einſtimmig betonen, daß die Inſulaner ihre Feuerwaffen entſetzlich vernachläſſigen. Sklaven luden hier die Gewehre, welche dann in eine Gabel gelegt wurden, um das Zielen zu erleichtern.

Die Reiſenden ſtiegen nun von den Pferden und näherten ſich dem Sultan; dieſer ſaß umgeben von ſeinen Höflingen auf einem prächtigen Fauteuil unter einem armſeligen, aus Nipablättern geflochtenen Schutzdache. Neben dem Fürſten erblickte man ſeinen Sohn Brahamuddin, deſſen Mienen und Geſichtszüge Intelligenz und aufgewecktes Weſen verkündeten. Der Sultan und der Prinz prangten in äußerſt koſtbarem chineſiſchem Atlasgewande, auf dem Kriß (Dolch) und den Ringen funkelten ſchöne Edelſteine. Das Gefolge war minder prächtig gekleidet; nur der Griff der Kriße war auch hier mit Perlen, Diamanten und Rubinen ausgelegt. Das Benehmen der Hofleute gegenüber ihrem Fürſten war ein ziemlich freies, wenn auch reſpektvoll. Der Sultan ſelbſt war ein Mann von ernſtem, würdigem Weſen und einnehmenden Manieren. Er ließ den Fremden Sitze herbeiſchaffen, und es begann ſich ſofort eine lebhafte Konverſation zu entwickeln, die um ſo leichter zu führen war, als der Sultan das Malaiſche ſehr gut und frei von allen Barbarismen ſprach; dagegen vermochte er das geſchriebene Malaiſch nicht zu leſen, da die auf Sulu übliche Form der arabiſchen Lettern etwas verzerrt iſt und den Accent ganz außer Acht läßt. Dieſe ſeine Unkenntniß wollte aber der Sultan nicht eingeſtehen und ſo erklärte er, daß er den von Montano geſchriebenen malaiſchen Brief aus dem Grunde nicht beantwortet hätte, weil er krank geweſen wäre.

Mohamed, Sultan von Sulu (1880). (Nach einer Photographie.)

Inzwiſchen brach die Nacht herein; der Hof verließ den Schießplatz und die Europäer folgten der Einladung des Sultans, ſeinen Palaſt zu beſehen. Das Haus (denn einen andern Titel verdient es nicht) ruht wie alle Hütten des Archipels auf Pfählen, an denen Büffel und Pferde befeſtigt ſind, die mit ihren Hufen den Boden in ein unergründliches Kothmeer verwandeln. Auf einer leiterartigen Treppe erklimmt man das Veſtibül, das zu dem Audienzſaale führt, welcher die ganze Länge und die halbe Breite des Gebäudes einnimmt. Dieſer Raum iſt von dem Haremlik nur durch dünne Vorhänge und eine breite Bambu-Eſtrade geſchieden. Rechts, entlang der Längsſeite der Wand, iſt eine Bank angebracht, auf welcher ſich die Sklaven und alle Suluaner, welche die Neugierde hertreibt, niederlaſſen, denn um die Abendzeit ſteht der Palaſt allen Beſuchern offen; jeder Menſch, der Freie wie der Sklave, hat das Recht, dann den Sultan zu ſprechen und ſo lange als es ihm beliebt, den Audienzen beizuwohnen. Möbel ſind nahezu keine vorhanden, die Dielen weiſen klaffende Lücken auf, einige Gongs hängen an den Wänden des wenigſtens zur Genüge beleuchteten Raumes. Am Ende des Saales befindet ſich ein Podium unter einem von grellfarbigen Zeugen gebildeten Baldachin: es iſt dies der Thron des Sultans, auf welchem dieſer nach türkiſcher Sitte mit untergeſchlagenen Beinen ſitzt, wobei mit reicher Stickerei gezierte Kiſſen ihm zur Stütze dienen. Zur Seite des Fürſten hockte der präſumptive Thronerbe, im Hintergrunde der Loge kauerte aber der Majordomus des Palaſtes und allmächtige Günſtling des Regenten. Es iſt dies ein Afghane, der durch die Mekkapilgerfahrt ſich den Titel eines Hadſchi erworben hat und nach mannigfachen Abenteurerfahrten endlich in Sulu ſich niederließ, wo er trotz ſeiner Unwiſſenheit und Eitelkeit ſich einen unbeſchränkten Einfluß auf den Sultan ſowie deſſen Thronfolger zu verſchaffen wußte. Vor dem Throne des Fürſten ſcharten ſich, die rechte Fauſt auf den Dolchgriff geſtützt, die Dattos.

Man brachte den Europäern Lehnſtühle und einen Tiſch herbei, auf welchen man eine abſcheuliche Chokolade und eine Reihe von Gerichten auftrug, welche mit ſcharfen, pikanten Saucen gewürzt waren. An dieſem Hofe herrſcht keine ſpaniſche Etiquette; die Diener, Weiber und ſonſtigen Suluaner drängten ſich an die Gäſte ihres Herrn heran, um ſie eſſen zu ſehen; wenn ſie aber zum Sultan ſich wandten, ſo geſchah dies immer mit dem Ausdrucke tiefer Hochachtung, und wer ihm etwas zu übergeben hatte, der that dies mit beiden Händen und in einer Weiſe, als ob er eine Opfergabe darbrächte. Im übrigen rauchten oder kauten (Betel) Fürſt und Unterthanen auf gleiche Weiſe. Nach beendetem Mahle beſchäftigte ſich der Sultan, der inzwiſchen Audienzen ertheilt hatte, wieder mit ſeinen Gäſten. Er erklärte ſich bereit, ſich photographiren zu laſſen und zwar ſollten die Franzoſen in einigen Tagen zu dieſem Zwecke wiederkehren; er wollte ihnen ein Haus in Maïbun, das in der unmittelbarſten Nähe des Palaſtes liegt, einräumen. Dagegen wollte der Fürſt nicht bewilligen, daß die Reiſenden den See von Panamaut beſuchten, da er für ihre Sicherheit nur dann garantiren könnte, wenn ſie eine

Digitized by Google

Empfang beim Sultan von Sulu. (Nach einer Skizze Montano's.)

Digitized by Google

ſtarke Eskorte mitnähmen, denn der Sultan war von Natur aus ein friedliebender Fürſt, der vor jeder neuerlichen Verwickelung mit Spanien ſich fürchtete. Bei den Rauchwölkchen der Cigaretten wurde das Geſpräch noch weiter fortgeſetzt. Den Sultan intereſſirte beſonders zu erfahren, welche Rolle Spanien im europäiſchen Staatenconcerte ſpiele, ebenſo fragte er eifrig nach der Stärke der Land- und insbeſondere der Seemacht der europäiſchen Reiche. Montano mußte ihm mehrmals die Zahlen der Soldaten und Kanonen wiederholen. Seine lebhafte Neugierde ſuchte nähere Details über den Beſuch des Schahs von Perſien zu Paris zu erfahren, doch konnte Montano ihm nur weniges hierüber erzählen. Dann fragte er, ob in Frankreich der Radſchah (Herrſcher) erblich wie in Sulu oder nur für eine gewiſſe Zeit, wie in Amerika, ſeine Gewalt beſäße. Er kam dann mit der Frage nach den Agrikulturverhältniſſen Frankreichs und ſchien überaus erſtaunt zu ſein, daß in jenem Lande aller produktive Boden bereits in Anbau genommen wäre und daß es dort keinen einzigen Sklaven gäbe. Dagegen war ihm der Regierungsmodus von Frankreich recht gut verſtändlich, da die Sultanaer auch ein Parlament beſitzen, welches Rumah Bitſchara genannt wird und ſich aus den Dattos zuſammenſetzt, ohne deren Zuſtimmung der Sultan keinen Vertrag oder ſonſtigen wichtigern Regierungsakt abſchließen beziehungsweiſe vornehmen darf.

Das Geſpräch mit dem Sultan ſchien kein Ende nehmen zu wollen; die von dem langen Ritte erſchöpften Reiſenden kämpften mit aller Mühe gegen den Schlaf, wie Blei lag

Eine Prau mit Ausliegern.

es auf ihren Lidern. Der Sultan merkte endlich die Müdigkeit ſeiner Gäſte und lud ſie ein, ſich einfach niederzulegen, während er weiter Audienz halten wollte. Montano und Rey ſäumten nicht, von dieſer Erlaubniß Gebrauch zu machen, ſie ſtreckten ſich auf einer Bambubank, welche den Thron vom Harem ſchied und ſchliefen, von der Müdigkeit übermannt, trotz des Lärmens der Sprechenden bald ein; nur zweimal wachten ſie in der Nacht auf, als aus dem Harem ein Sklave herauskam und jedesmal auf einen zu Häupten der Reiſenden aufgehängten Gong ein Signal anſchlug. Wenn der Wächter ſich wieder in die Frauengemächer zurückzog, benutzten die Franzoſen den Augenblick, wo der ſchützende Vorhang gelüftet wurde, um einen Blick in das Heiligthum ihres Wirthes zu werfen. Bei dem unſichern Scheine qualmender Lampen konnten ſie aber nur einen wimmelnden Haufen von Weibern und Kindern, die mitten unter einem Chaos von Kiſtchen und Kiſſen lagerten, erblicken.

Am 18. December brachen die Reiſenden auf, um das nahe Maïbun zu beſuchen. Man ritt zunächſt über jene Prärie, auf welcher, wie erwähnt wurde, das Palais des Sultans liegt, ſetzte dann über einen tiefen und breiten Waſſerlauf und gelangte ſo in einen ſchattigen Hain, welcher die Begräbnißſtätte der Bewohner Maïbuns zu ſein ſchien; wenigſtens deuteten auf eine ſolche Verwendung die halb verfallenen Grabmäler hin. Nach dem Verlaſſen des Waldes zeigten ſich die erſten Hütten des Reiſeziels. Dieſe ſchmutzigen und verwahrloſten Gebäude liegen in bunter Unordnung an den ſchlammigen Ufern eines in endloſen Mäanderwindungen dahinſtrömenden Fluſſes. Zur Fluth-

zeit kann man auch zu der höchſt gelegenen Hütte mit dem Boote gelangen, wie es ja die Malaien ſo gerne haben. Zu ihrem Unglück langten die Reiſenden gerade zur Zeit der Ebbe an, und ſo blieb ihnen denn nichts übrig, als von Haus zu Haus auf dem ſchlüpfrigen Bambusſteg zu klettern, immer von der Gefahr bedroht, in den ekelhaften Schlamm herab zu ſtürzen, der von den Abfällen malaiſcher Unreinigkeit ſtrotzte. Nach kürzeren Stationen in einzelnen Häuſern, deren Inneres an Unreinlichkeit mit der äußern Umgebung wetteifert, gelangten die Reiſenden endlich an das Meer, das hier eine flache Bucht mit ſeichtem Fahrwaſſer bildet. Am Horizonte zeigte ſich die Inſel Teombal. Am Geſtade erheben ſich auf hohen Pfählen die geräumigen Magazine der chineſiſchen Händler, welche in Kompagnie mit dem Sultan das Monopol des Export- und Importhandels ausüben. Der Geſchäftsumſatz Maïbuns übertrifft an Bedeutung jenen des ſpaniſchen Platzes an der Nordküſte. Einen wichtigen Exportartikel bilden die Perlmuſcheln, welche zwar ſelten Perlen enthalten, des Perlmutters wegen aber ſehr geſucht ſind und von den Chineſen eifrig gekauft werden. Daran reiht ſich Guttapercha, das von verſchiedenen Pflanzen, beſonders aber von dem Genus Isonandra der Sapotaceae gewonnen zu werden ſcheint. Dieſe beiden Artikel, ſowie verſchiedene Gattungen Theer ſind erheblichen Preisſchwankungen unterworfen. Von Trepang (Holothurien), Kaffee und anderen Naturprodukten war nur wenig am Lager, was wohl mit der Jahreszeit zuſammenhing, denn der Trepang und die eßbaren Schwalbenneſter Sulus werden in ziemlicher Menge ausgeführt. Den wichtigſten Importartikel bilden gefärbte Baumwollzeuge, welche von deutſchen Firmen Singapurs eingeführt werden. Die deutſchen Fabrikanten wiſſen ſo gut die Muſter und Farbentöne, welche bei den Malaien beliebt ſind, nachzuahmen, daß ſie bei der Billigkeit ihrer Erzeugniſſe immer auf einen reichen Abſatz rechnen können, obwohl die Eingeborenen Zeuge beſſerer Qualität herſtellen, deſſen Preiſe aber bedeutend höher ſind, als die der deutſchen Fabrikate. Die Chineſen importiren überdies Waffen, Munition, Kriße und Eiſenmetall; man findet in ihren Magazinen lange Bronzeröhren; es ſind dies jene für Steinkugeln beſtimmten Kanonen, wie ſie in den vergangenen Jahrhunderten üblich waren, die aber in dieſem Winkel Oſtaſiens noch immer auf Käufer rechnen können. Außer dieſen mehr maleriſchen als brauchbaren Kriegsmaſchinen ſind noch gezogene Enfield-Karabiner (Modell 1857) und engliſches Pulver zu erwähnen. Zu den chineſiſchen Importartikeln gehört noch Tabak, der in elender Qualität aus China direkt eingeführt wird. Die zahlreichen auf der Rhede ankernden Prauen (malaiſches Segelboot mit Ausliegern) bergen noch eine andere Waare: nämlich Sklaven. Dieſer Handel wird mehr oder minder geheim betrieben, da die ſpaniſche Regierung ein ſolches Vorgehen nicht duldet; da aber in Maïbun weder ein ſpaniſcher Reſident, noch europäiſche Konſuln amtiren, ſo wird hier mit lebendigem Menſchenfleiſch noch immer gefeilſcht, wenn auch nur verſtohlen.

Die Reiſenden begaben ſich in das Haus eines chineſiſchen Händlers, mit welchem Kapitän Schück ein Geſchäft abzuſchließen hatte. Während dieſe beiden mit einander unterhandelten, ſahen Montano und Rey zu, wie die Frau des Chineſen, eine reinblütige Malain, ſich die Langeweile vertrieb. Sie ſaß an einem Stickrahmen, beſchäftigt, einen prachtvollen Turban zu ſticken. Die Arbeit war herrlich, nur ſchritt ſie ſehr langſam vorwärts, denn alle fünf Minuten rief ſie einen Sklaven, welcher ihr eine brennende Cigarette und ihren kleinen Jungen bringen mußte: ſo lange die Cigarette brannte, ſo lange ſäugte ſie das Kind, dann aber ſchob ſie ein Stück Betel in den Mund und beugte ſich nieder über ihre Stickerei, während der Sklave, der Befehle ſeiner Herrin gewärtig, abwechſelnd Cigaretten rauchte oder Betel kaute. Das iſt keine vereinzelte Erſcheinung; im Gegentheil, die Frauen der Wohlhabenden Sulus führen alle ein gleiches Leben.

Mädchen von Sulu. (Nach einer Photographie.)

Bei der Rückkehr in den Palaſt des Sultans wurde den Reiſenden eine zweite Audienz gewährt, in welcher der Fürſt die Franzoſen einlud, Montags wieder hierher zu kommen, und wobei er dem Kapitän Schück mittheilte, daß ein von demſelben gefangener Bandit zum Tode verurtheilt worden wäre. Die Hinrichtung iſt auf Sulu ein Akt ſcheußlicher Barbarei, indem an dem armen Sünder die Höflinge ihre Revolver und Kriße erproben, ſo daß er buchſtäblich in Fetzen zerfäbelt wird.

Die Reiſenden kehrten nun zu Pferde nach der ſpaniſchen Stadt zurück, um die nöthigen Vorbereitungen zur photographiſchen Aufnahme des Sultans zu treffen. Als die Friſt herannahte, beſchloß Montano, die Anweſenheit eines Kouriers des Sultans zu benutzen, um auf einem malaiſchen Fahrzeuge längs der Weſtküſte der Inſel ſegelnd nach Maïbun zu gelangen und auf dieſe Weiſe eine neue Gegend kennen zu lernen, während Rey zu Pferde ſich ebendahin begeben ſollte, um, da er dort früher eintreffen mußte, das Haus in Beſitz zu nehmen, welches der Sultan ihnen zum Aufent-

Digitized by Google

halte angewieſen hatte. Der 22. December kam heran, Montano und Rey nahmen Abſchied von einander, um jeder auf einer andern Route demſelben Ziele zuzuſtreben. Das Schiff, welches Montano beſtieg, war eine große Piroge mit Ausliegern an der Seite; ſie ſchien ganz neu zu ſein. Die Bemannung des Fahrzeuges hatte der Oberſt Carlos Martinez unter den Bewohnern eines kleinen Dörfchens ausgeſucht, welche, obwohl Mohammedaner, dennoch ſich Spanien unterworfen hatten. Montano bewunderte die Tüchtigkeit dieſer in den Ruheſtand verſetzten Piraten; ſo ausgezeichnete Seeleute hatte er noch gar nicht zu Geſichte bekommen. Da der Wind ſich ungünſtig geſtaltete, ſo griffen die Matroſen zu den Riemen und ruderten nun ohne Unterlaß, ohne Pauſe, als wären ihre Muskeln von Stahl und ihre Lungen von Kautſchuk. Das Boot hielt in beträchtlicher Entfernung von der Küſte, auf welcher Montano mit bewaffnetem Auge Batú-Batú und andere von Kokoshainen beſchattete Dörfer erblickte. Dieſe Ortſchaften bergen viele der erwähnten „Juramentados“, wie die Ruderer ſagten, welche keine Luſt zu haben ſchienen, ſich mit ihren unabhängigen Landsleuten in Verbindung zu ſetzen. Um vier Uhr Nachmittags fuhr man an dem großen von 4000 Seelen bewohnten Orte Parang vorüber, deſſen Fiſchfangapparate, die ſogenannten Corrales, ſich weit in die See hinaus erſtrecken. Die Nacht brach endlich herein; man konnte das Geſtade nunmehr an den Lichtern erkennen, welche in den Häuſern brannten. Der Wind trug auch die Klänge der Gongs und eines andern Muſik-

Marktplatz in Maibun. (Nach einer Skizze Montano's.)

inſtrumentes, des Kuling-tangan, herüber, denn die Bewohner Sulus lieben es, wie alle Malaien, am Abende durch eine freilich monotone Muſik ſich zu zerſtreuen. In voller Finſterniß langte endlich Montano auf der Rhede von Maibun an, deren Seeboden bei tiefſter Ebbe oft ganz trocken liegt. Trotz der tiefen Dunkelheit vermochten die ſcharfen Augen der Seeleute die Mündung des Maibunfluſſes zu entdecken, in welchen das Fahrzeug nun glücklich einlief und an der Seite eines mächtigen Geſchwaders malaiſcher Pranen Anker warf.

Rey kam ſeinem Landsmanne entgegen, und beide machten ſich nun auf den Weg, um das vom Sultan ihnen angewieſene Haus in Beſitz zu nehmen; es ſah etwas beſſer aus als die anderen Hütten Maibuns, wohl nur deshalb, weil es ein Neubau zu ſein ſchien. Schlimmer ſah es mit der Bedienung und Bewirthung aus, denn man fand nichts Anderes vor, als einen alten Sklaven, welcher auf einer Matte neben einem leeren Topfe hockte; zum Glück waren die Reiſenden mit eigenen Vorräthen hinlänglich verſorgt. Offenbar hatten die vom Sultan zur Beköſtigung ſeiner Gäſte ausgeworfenen Gelder ihren Weg in die Taſchen irgend eines ſeiner Höflinge genommen. Am andern Morgen erſchien ein Datto, ein Herkules von Geſtalt mit einer wahren Galgenphyſiognomie, um im Auftrage des Sultans die Europäer zu begrüßen; er hatte die Frechheit zu fragen, ob es den Reiſenden an nichts gemangelt hätte. Um nicht vielleicht durch eine verdiente Rüge die photographiſche Aufnahme des Sultans ganz in Frage zu ſtellen, machten Montano und Rey gute Miene zum böſen Spiele und begaben ſich in Geſellſchaft jenes dunkeln Ehrenmannes auf

einem mit Korallenſtücken und Polypengehäuſen geſchotterten Wege in den Palaſt. Der Sultan empfing die Fremden freundlich, erklärte jedoch, augenblicklich ihrem Verlangen nicht entſprechen zu können, da er jetzt anderweitig beſchäftigt wäre; ſo wurde das Photographiren auf den andern Tag verſchoben. Das Gefolge blickte auf die Fremden mit Augen, die einen lebhaften Argwohn bekundeten; dieſe Leute ſahen wie boshafte Hunde aus, die fletſchend nach dem Wanderer äugen. Die Reiſenden begaben ſich nun auf den Marktplatz von Maibun, wo ein ſehr reges Treiben herrſchte. Zahlreiche Käufer erſchienen zu Fuß und zu Pferde, alle mit dem Kriße, die von auswärts kommenden ſogar mit langen Lanzen bewaffnet. Die eingeborenen Verkäufer ſaßen unter einem niedrigen von Nipablättern geflochtenen Dache auf einem Bambupodium. Die Chineſen ſelbſt beſitzen große Hütten; ſie vertreten in dieſem Lande die Stelle der polniſchen Juden Oſteuropas. Sie beſchäftigen ſich nicht allein mit dem Handel, ſondern auch mit dem Geldwucher, Pfandleihen und der Hehlerei, kurz mit allem, was einen Nutzen abzuwerfen verſpricht.

Der Sultan, der anfangs eine ſolche Geneigtheit gezeigt hatte, ſich photographiren zu laſſen, begann jetzt ſich dagegen zu ſträuben, indem er ſich unwohl ſtellte, während Montano erfuhr, daß die abergläubiſche Furcht, er müßte dann bald ſterben (er ſtarb in der That im folgenden Jahre) im Verein mit religiöſen Bedenken (der Koran verbietet bekanntlich Abbildungen von Menſchen und Thieren) die wahren Urſachen ſeines Zögerns wären. Endlich am 27. December ſaß der Sultan; als er ſich getroffen ſah, faßte er einen wahren Enthuſiasmus für das Photographiren und ließ ſich in den verſchiedenſten Stellungen aufnehmen. Eine Gefahr nahte, indem die Dattos nicht geſtatten wollten, daß ein Bild ihres Sultans nach der ſpaniſchen Stadt und dann nach Manila käme, damit ihr Fürſt nicht als Gefangener in effigie nach der Kapitale der Philippinen gebracht würde. Doch gelang es den Franzoſen, ihre Platten glücklich nach Joló, der ſpaniſchen Stadt zu retten. Hier ſchifften ſie ſich am 18. Januar 1880 an Bord des „Royaliſt“ ein, um Sandakan im nördlichen Borneo anzulaufen.

Wander- und Zigeunerſtämme im nordweſtlichen Indien (Pandſchab).

Von **Emil Schlagintweit.**

I.

Heimath und Auszugsland der Zigeuner iſt nach ihren Körpermaßen verglichen mit Hinduſchädeln, wie nach ihrer Sprache, im nordweſtlichen Indien zu ſuchen, der heutigen Provinz Pandſchab. Zu Vergleichen der Sitten und Gebräuche der in Europa herumziehenden Zigeuner mit jenen im indiſchen Fünfſtromlande fehlte bisher ausreichendes Material. Der Hindu in beſſeren Verhältniſſen hält ſich von dieſen Leuten aus Kaſtenvorurtheil fern; ſelbſt der Europäer muß Ekel überwinden können, will er ſich mit ihnen näher einlaſſen; dabei ſind dieſe Stämme ſchwer zu Aufſchlüſſen zu bewegen. Durch die Bemühungen der engliſchen Regierung iſt aber jetzt dieſe Lücke in unſerer Kenntniß der indiſchen ethnographiſchen Verhältniſſe ausgefüllt worden. Von Diſtrikt zu Diſtrikt wurde dieſen Stämmen nachgeforſcht; bei der Volkszählung, die im Pandſchab wie im ganzen engliſchen Indien am 17. Februar 1881 vorgenommen wurde, waren ihnen eigene Erhebungsformulare gewidmet; ebenſo wurde ihnen im amtlichen Volkszählungsberichte ein beſonderes umfangreiches Kapitel beſtimmt. Unter der kundigen Hand von J. Ch. Ibbetſon vom Bengal Civil Service geſtaltet ſich der Pandſchabbericht zu einem Quellenwerke erſten Ranges, und als Beitrag zur Löſung der ſchwierigen Frage, inwieweit Unterſchiede in der Geſittung dazu mitwirkten, daß die Arier bei ihrer Einwanderung in Indien zwiſchen ſich und den früheren Bewohnern die Schranke des Kaſtengeſetzes aufrichteten, ſeien hier aus der einſchlägigen neueſten amtlichen Litteratur Auszüge vorgeführt [1]).

Wanderſtämme und niedere Handwerkerkaſten ſtehen mit einander in innigſter Verbindung; die letzteren ſind aus erſteren hervorgegangen. Eine Sippe, die von Walddickicht zu Walddickicht, von Dorf zu Dorf ſich wendet, dem Schakal, Fuchs und kriechenden Gewürm nachzieht und von Aas lebt, das es auf dem Wege findet, ſich mit einem Dache aus Riedgras als Hütte behilft, geſchlechtlich ſich ohne Rückſicht auf Verwandtſchaft den Mitgliedern, gegen Geld Dritten hingiebt, Gelegenheit zu Diebereien ſucht, nicht aber meidet, eine ſolche Geſellſchaft zeigt die Lebensgewohnheiten des Zigeuners und findet ſich zahlreich im Pandſchab. Die nächſte Stufe iſt die Niederlaſſung in Dörfern zur Verrichtung verachteter Arbeit; man lebt noch von Aas. Auf der geſellſchaftlichen Leiter ſteigt weiter, wer vom Mattenflechten aus Gräſern zum Gerben von Häuten übergeht; dem Eſſen von Aas entſagt dieſe Gruppe noch nicht. Erſt der Gerber, der zur Weberei greift, wird vom Hindu als Seinesgleichen erklärt und iſt dem unſaubern Mahle von Gewürm und Aas entfremdet. Dieſer Wandel geht im Pandſchab fortgeſetzt unter den Augen der lebenden Generation vor ſich; es iſt deshalb unmöglich, die Wanderſtämme, als Bodenſatz der außerhalb des Hinduismus ſtehenden Geſellſchaft, zu trennen vom Weber auf der unterſten Stufe der vom Hindu anerkannten Geſellſchaftsordnung; keine Gruppe innerhalb dieſer Abgrenzung reicht über die Linie hinaus, welche das Herkommen zwiſchen geachteten und verworfenen Kaſten gezogen hat; jede Gruppe iſt vom Kaſtenſtandpunkte aus gleichgewerthet. Im Laufe der Jahrhunderte erfolgte theilweiſe Beſſerung der ökonomiſchen Lage, und dieſe hatte mehrfach Erhöhung des geſellſchaftlichen Anſehens zur Folge. So ſind die Dſchabel in Multan, die von Krokodilen im Induſſluſſe lebten, unter ihren mehr im Gebirge an den Zuflüſſen des Indus wohnenden Mitgliedern zu Fiſchern nach ehrbaren Gerichten geworden, und die Kahar genannten Mitglieder

[1]) Report on the Census of the Panjab taken on the 17. of February 1881. By Denzil Charles Jelf Ibbetson of Her Majesty's Bengal Civil Service. Folio. 3 Volumes von 560 Seiten Text. Verglichen für die vorliegende Abhandlung ſind insbeſondere noch: Gazetteer of the Bombay Presidency, bis jetzt 16 Bände.

der Fischerzunft nehmen unter Mohammedanern sogar die geachtete Stelle als Hausköche ein. Bei allen solchen Erhebungen hat sichtlich auch mitgewirkt, daß der Brahmane, der abseits seiner Mitgenossen in den Dörfern lebt, weniger ängstlich unterscheidet als der Städter; so nimmt der Brahmane am Fuße des Himalaya von jedermann Wasser an, wenn er auch in Speisen wählerisch ist. Wie viel aus solchen Aeußerlichkeiten wie aus Wandel der Religion für die gesellschaftliche Stellung der zur Gemeinschaft gezogenen Klassen folgert, ergiebt sich aus dem lehrreichen Gutachten, das Sardas Gurdial Singh, Beamter im englisch-indischen Civildienst, in einem Rechtsfalle erstattete: „Unter den Bhagats, die im Bhagatmal gezählt wurden, sind einige von sehr niederer Klasse. Sie waren in der Zeit, als der Hinduismus seine schlimmsten Blüthen trieb, als Glaubensreformatoren aufgetreten, verwarfen das heimliche Thun wie die Vorrechte der Brahmanen und den Gebrauch des Sanskrit als heilige Sprache. Ihre Schriften sind angezogen im Adi Grahth, der heutigen Bibel der Sikhs. Die Religion der Sikhs wollte das Kastenwesen ausrotten; einige der untersten Kasten machten sich dieses zu nutze, unterzogen sich den Sikhvorschriften, vertauschten ihre verachteten Beschäftigungen mit lohnenderen und änderten den Namen. Selbst beim Sikh klebt solchen Uebergetretenen der Makel geringerer Herkunft an; aber solche Bhagats stehen unterhalb der Gesellschaft, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sie im Laufe der Jahrhunderte unter besonderen Kastennamen allgemein über ihre Hindumitgenossen gestellt werden."

Unterabtheilungen unter den dienenden Klassen. Die Mitglieder der als verachtet lebenden Kasten erhalten noch heute auch Zuwachs aus höheren Schichten der indischen Gesellschaft. Ein Mann aus angesehener Kaste greift bei Verarmung zunächst zur Weberei und richtet sich hiermit in dieser Kaste ein; nur wenige fallen noch tiefer. Die Weber sind so zahlreich, daß sie in Indien drei Viertel aller Handwerkerkasten ausmachen. Häufiger sind die Fälle der Wandelung in Kaste unter den Ackerbau treibenden Kasten, sobald in Folge Einführung neuer Kulturpflanzen (z. B. Thee) oder Urbarmachung von Weideflächen durch Bewässerung und Beackerung bisher öde Striche besiedelt werden. Hier drückt die große Nachfrage nach landwirthschaftlicher Arbeit vielen Handwerkern den Pflug in die Hand; die ersten Ankömmlinge halten sich in der Frauenwahl noch an das Herkommen in der alten Kaste, aber bald ist die Herkunft vergessen und neue Verbindungen bilden sich. Nur selten zeigen die neuen Gebilde geographische Erinnerungen; zur Regel wird die Auftheilung der neuen Kolonisten nach ihren ökonomischen Verhältnissen. Eine bis zwei Generationen hindurch ist ein heftiges Schwanken in der socialen Stellung der einzelnen Beschäftigungen zu bemerken, dann tritt dieselbe Verknöcherung ein, wie sie altbesiedelte Kreise kennzeichnet. Während früher der Kehrer noch zum Geschäfte des Zimmermanns oder Schmiedes greifen konnte, bleibt ihm in der Zeit der Organisation der Gemeinde nur Auswanderung in eine zurückgebliebene Kolonie übrig, will er seine Lage durch Uebertritt in eine andere Erwerbsart verbessern. Die Goldschmiede sind meist aus dem Kaufmannsstande hervorgegangen und nehmen entsprechend ihrer in ganz Indien bevorzugten Stellung, auch wenn sie unter niedrigen Kasten ausschließlich verkehren, eine Mittelstellung ein und hier bilden sie die Brücke, über welche verachtete Kasten mit höher gestellten in Berührung kommen. In den Dörfern stehen die Handwerksleute, welche die Geräthe verfertigen, wie sie in Wirthschaft und Haus täglich benöthigt werden, nicht außer persönlicher Verbindung mit ihren Abnehmern, sondern sind gebrödete Diener gegen Gehalt. Der Zimmermann, Grobschmied, Töpfer, Sattler und, wo die Frauen nicht öffentlich sich zeigen dürfen, auch der Wäscher erhalten einen festen Jahreslohn in einem durch das Herkommen bestimmten Antheil an dem landwirthschaftlichen Ertrage, wogegen sie alle in ihr Gewerbe fallenden Arbeiten fertigen. Das Rohmaterial stellt der Auftraggeber. Auch die übrigen Handwerker, wie der Weber, Färber und Oellieferant werden nicht baar bezahlt, sondern in Korn und Früchten; der Goldarbeiter allein nimmt nur Geld, hält einen Laden und ist eben so oft Pfandleiher als Verkäufer. Die Stellung der übrigen Tagelöhner scheint ein Ueberrest alter Hörigkeit; die meisten setzen ihrer Kastenbezeichnung den Namen des Dorfes, der Kaste bei, denen sie dienen, führen diesen Beinamen aber fort, auch wenn sie den Wohnort wechselten. Der Volksmund bezeichnet solche Einwanderer als Bhumbhai, d. i. Brüder der Erde, und fragt man den Arbeiter selbst, wie er oder seine Vorfahren zur Ansiedelung im Dorfe kam, so giebt jeder zur Antwort: „Sie nahmen mich als Bruder auf." Das Gefühl der Hörigkeit spricht sich noch in den Gaben aus, welche diese hörigen Arbeiter am Dewalifeste dem Dorfvorsteher darbringen. Das Fest hat manches gemein mit unseren Kirchweihen (Kirmeß); es fällt in den November, hat den Zweck, die Glücksgöttin günstig zu stimmen und wird wie bei uns mit einer gründlichen Reinigung und Erneuerung der Farbe der Häuser eingeleitet. An einem bestimmten Tage des über eine Woche sich erstreckenden Festes wird der Ort beleuchtet — Hauptstädte wie Bombay strahlen dann im Lichterglanze —, die Untergebenen bringen ihren Arbeitgebern und Vorgesetzten Glückwünsche dar, seine Bekannten bewirthet der Hausherr. An Hoflagern indischer Fürsten wie in den Häusern eingeborener Handelsherren werden den Europäern und ihren Damen Diners gegeben, bei denen in Tafelverzierung wie in Küche großer Glanz entfaltet ist.

Die Wanderstämme. Im Verhältnisse zur Gesammtbevölkerung beziffern diese Stämme mit 5 Proc. im Pendschab mehr als das Doppelte der Zahl in den westlichen Provinzen des indischen Kaiserreiches; zählt man die reinen Zigeuner dazu, so erhöht sich die Ziffer auf 7 Proc. Die Scheidelinie zwischen den beiden Gruppen ist von den Behörden dahin gezogen, daß die Jäger, Nomaden und die von Verbrechen lebenden Klassen den Wanderstämmen zugetheilt wurden, dagegen Seiltänzer, Gaukler, Bärentreiber, Wahrsager, Dämonenbanner und dergleichen als Zigeuner ausgeschieden sind. Beide Gruppen haben mit einander gemein, daß sie niemals im Laufe der Jahrtausende fremdes Blut in sich aufnahmen. Darin haben sie zwar Genossen in anderen indischen Volksgruppen, wenn diese auch gesellschaftlich höher stehen; dagegen haben die Wander- und Zigeunerstämme noch uralte religiöse Vorstellungen und Gebräuche bewahrt, auch enthält ihre Sprache viel Eigenartiges. Für den amtlichen Gebrauch stellte der Darogha oder Unterinspektor des Lahorer Centralgefängnisses ein Glossar fertig; ein anderer Beamter sammelte über die Sprache der über das ganze westliche Indien bis über Bombay hinab verbreiteten Gruppe der Ramasi (Ramotschi), deren Sprache die Lingua franca unter den indischen Wanderstämmen bildet, ein größeres Buch. Die Volkszählungsberichte bringen die Wanderstämme in drei große Gruppen. Die erste umfaßt Stämme von bestimmter Beschäftigung, aber wechselndem Wohnsitze; der zweiten Gruppe sind die Jäger und Fischervölker zugetheilt; die dritte Gruppe enthält die Verbrecherkasten.

Digitized by Google

Unter den Wanderstämmen beanspruchen ein besonderes Interesse die Beldar wegen der Versuche der Brahmanen, dieses noch heute urwüchsige Volk, das sich schon nach seinem Aeußern niemals mit Ariern vermengte, als einen aus dem Hinduismus ausgeschiedenen Stamm darzustellen. Die Beldar sind Erdarbeiter. Zuweilen formen sie Ziegel aus Lehm oder helfen sie beim Aufbauen der Grundmauern an einem Hause mit. Ihre eigentliche Beschäftigung, aus welcher die angegebenen Handleistungen ausnahmelos hervortreten, sind Erdarbeiten, speciell Ausgraben von Teichen und Brunnen. Es wird im nordwestlichen Indien kaum einen größern Teich oder kunstvollen Tiefbrunnen geben, der nicht von Beldars hergestellt wurde. Bei solchen Arbeiten stellt sich einer der Ihrigen als Unternehmer an die Spitze; die Geschickteren unter ihnen sind Vorarbeiter; alle arbeiten mit sichtlichem Verständnisse für alle Zwischenfälle und vollenden die übernommene Aufgabe befriedigend und pünktlich. Bei solchen Fähigkeiten waren diese Leute den Brahmanen unentbehrlich zur Herstellung der zu den religiösen Waschungen erforderlichen Badeteiche. Es durfte aber doch nicht der Heiligkeit des Badeplatzes Abbruch thun, daß der Hersteller einem verachteten Stamme angehörte. Zur Beseitigung dieses Makels verknüpften die Brahmanen die Beldars mit der Geschichte des heiligen Sees Puschkar. Dieser See liegt 10 km westlich der Stadt Adschmir in Radschputana und ist jetzt mittels einer schmalspurigen Eisenbahn in den Verkehr gezogen. Der Gott Brahma, welcher der Religion der heutigen Hindus den Namen giebt, ist der Herr des Gebetes; es entsprach der Herrschaft der theologisirenden Opferpriester des indischen Alterthums, diese geistige Kraft des Gebetes als oberste persönliche Gottheit wie als Schöpfer der Welt hinzustellen, weil Brahman, das Gebet, als Maskulinum auch den Priester bezeichnet, den Brahmanen, der als Kenner des heiligen Wissens die Opfer richtig zu leiten versteht. Ein volksthümlicher Gott ist Brahma, der Schirmherr der stolzen Brahmanenkaste, niemals geworden; einen berühmten, von Wallfahrern stark benutzten Tempel hat er nur am Puschkarsee, und über die Entstehung dieses Wallfahrtsortes wird dem gläubigen Hindu folgende Legende geboten. Alle Insassen des Hindu-Götterhimmels hatten Tempel auf Erden, nur Brahma nicht; er war deshalb in Verlegenheit, wo er das Opfer verrichten könnte, denn es mußte unter Beachtung aller Vorschriften verrichtet werden, da davon Festhaltung der von den anderen Göttern bestrittenen Herrschaft Brahmas über diese wie die andere Welt abhing. Während Brahma nachdachte, wo er sich zum Opfer niederlassen solle, entfiel eine Lotusblüthe seiner Hand; sofort beschloß der Gott, sein Opfer da zu vollziehen, wo die Blume niederfalle. Auf die Erde gekommen, schnellte der Lotus zweimal wieder auf, ehe er in dem Boden stecken blieb; an den drei Stellen entquoll dem Boden Wasser, das Quellwasser sammelte sich zu einem See, weil eine vorgelagerte Sanddüne der Wüste den Ablauf der Wasser hinderte. Die Götter legten dem Opfer Brahmas mancherlei Schwierigkeiten in den Weg; er überwand alle und zeigte seine Wunderkraft an den im neu entstandenen See Badenden; sie erhielten nicht nur Jugendkraft und Schönheit wieder, sondern wurden auch von allen Sünden entlastet und in den Himmel als Halbgötter erhoben. Wegen dieser Wirkungen wurden die Badenden im Puschkarsee so zahlreich, daß der Himmel sich übervölkerte und Brahma deswegen gezwungen war, die volle Wirkung des Bades auf die Zeit vom elften Tage des achten Hindumonats bis zum Eintritte des Vollmondes einzuschränken. Zur Heranziehung der Pilger umgaben die Brahmanen im Laufe der Jahrhunderte den See mit zahlreichen Gebäuden; der See selbst wurde regelrecht ausgehoben und gefaßt, und diese Arbeiten verrichteten einzig und allein die Beldar. Ihre Vorarbeiter wurden zu Brahmanen erhoben und ist dies damit begründet, daß sie von einem Bhagirat abstammen oder einem Angehörigen des berühmten Königs, der den großen Gangesfluß zum Strömen brachte; dieser Bhagirat habe geschworen, um die Zahl der wohlthätigen Teiche zu mehren, niemals zweimal aus einem Teiche zu trinken; er habe mit den Seinen täglich einen andern Brunnen gegraben und durch ihre Beschäftigungen seien die Arbeiter um ihre Kaste gekommen. Wenn auch die Puschkarana genannten Brahmanen der Beldargruppe außerhalb der Provinz Radschputana geringes Ansehen genießen, so wurde die Legende und Rangerhöhung doch das Mittel, daß Brahmanen mit Beldars persönlich verkehren können. In ihren Lebensgewohnheiten sind die Beldaren echte Heimathlose; sie wohnen in Hütten aus Schilfrohr, nehmen als Nahrung alles, was eßbar ist, kleiden sich anders als Hindu oder Muselmann und reden ihren besondern Dialekt.

Ein Jägervolk sind die Bavaria (Bowrie); sie jagen nicht mit Waffen, sondern legen im Walddickicht Schlingen, verlappen dann die Zugänge zu dem mit Schlingen verlegten Distrikt und treiben dann das Wild in das Lappengehege; beim Austritt bleiben Antilopen, Zwerghirsche und Hasen in den Schlingen hängen und werden dann abgeschlachtet. Ebenso gerne wie der Jagd geben sich Bavaria dem Diebeshandwerke hin; vor größeren Einbrüchen bringen sie der Göttin Dewi blutige Thieropfer dar. Vielleicht sind die Bavaria gleich den Sansi, einem andern Diebsvolke, in die Verbrecherlaufbahn durch die hochmüthige Behandlung seitens der strenggläubigen Hindus getrieben worden; denn vor einer Generation lebten wenigstens die Sansi noch ehrbar von der Jagd, vom Wahrsagen und Uebernahme der niedersten Dienste.

Büttikofer's Bericht über Liberia.

II. Die Bevölkerung.

(Erste Hälfte.)

Hinsichtlich der Bevölkerung hat man natürlich die Autochthonen von den angesiedelten freien Negern zu trennen; beschäftigen wir uns zunächst mit den letzteren. Es war im Jahre 1816, als die nordamerikanische Kolonisationsgesellschaft errichtet wurde; der menschenfreundliche Zweck derselben war, der großen Anzahl frei gewordener

Digitized by Google

Neger, welche sich in den Vereinigten Staaten befand und keine passende Arbeit hatte, Gelegenheit zu geben, auf ihren heimischen Boden zurückzukehren. Man beschloß zu diesem Zwecke auf der Westküste eine Kolonie zu gründen, mit deren Errichtung viele den philantropischen Gedanken verbanden, durch den Einfluß der angesiedelten Neger für die Kultur der freien Neger im Innern wirksam zu sein.

Die ersten Kolonisten kamen 1820 nach der Pfefferküste, und trotz vieler anfänglichen Schwierigkeiten entwickelte sich die junge Kolonie, von der Union kräftig unterstützt, immer mehr; jeder Kolonist bekam freie Reise, ein Häuschen und ein Stück Land, immer weiter dehnte sich die Ansiedelung aus, bis sie endlich die ganze Küstenlinie von Sherbro bis Kap Palmas in Besitz genommen hatte; leider spielte bei den Verhandlungen mit den Eingeborenen der Branntwein eine große Rolle. Die Fürsten waren um so eher geneigt, ihr Gebiet zu verkaufen, als sie ihre Hoheitsrechte gegenüber ihren Unterthanen behielten. So lange die Republik unter der Leitung eines weißen Gouverneurs stand, machten sich manche Uebelstände nicht so sehr bemerkbar, als später der Fall war; die Blüthe des Landes nahm zu, Volksschulen wurden errichtet, 1862 eröffnete man sogar eine Universität mit ausschließlich schwarzen Professoren (seit dem Sommer 1883 zählt sie auch zwei weiße, amerikanische Mitglieder). 1847 glaubte man sich stark genug, auf eigenen Füßen zu stehen; man erklärte Liberia zu einer von der Union unabhängigen Republik, die auch bald von den europäischen Mächten, von Amerika jedoch erst 1857 anerkannt wurde; die Konstitution, welche im Allgemeinen nach amerikanischem Muster abgefaßt ist, enthält die Bestimmung, daß ein Weißer nie in Liberia Eigenthum besitzen oder ein Staatsamt bekleiden darf. Wenn die Republik sich auch anfänglich gut weiter entwickelte, so machte sich bald ein Rückschritt fühlbar, woran dem Grundsatze, die Weißen aus dem Lande zu halten, auch ein bedeutender Antheil zuzuschreiben ist; hat man doch denselben alle Häfen bis auf sechs verschlossen. Hierdurch wird der ganze Zwischenhandel zu einem Monopol des liberischen Handelsstandes, der die Eingeborenen aussaugt; der Handel selbst aber wird flau, da die letzteren wenig Neigung haben, dazu mitzuwirken, und natürlich nimmt auch das von demselben abhängige Einkommen des Staates ab. Der Handel nach der Mandingohochfläche ist aus demselben Grunde beinahe ganz aufgegeben worden, und das Land, welches reich sein könnte, verarmt immer mehr, wozu auch die vielen Guerillakriege zwischen den einzelnen Stämmen beitragen. Die Finanzen befinden sich in schlechtem Zustande; dazu kommt noch, daß bis 1886 die Schuld an England bezahlt sein muß; das Papiergeld, dessen Kurs bis zu Anfang der siebziger Jahre seinem Nennwerth entsprach, sank bis auf die Hälfte desselben. Wir können die Geschichte der Schuld und die Verwickelungen mit England und Deutschland füglich übergehen, doch schließen wir aus derartigen Vorgängen, daß die Regierung selbst zu schwach ist, die Ordnung im eigenen Lande zu erhalten; ebenso ungenügend ist ihr moralischer Einfluß. Wenn die christlichen Missionare und die Sendboten des Islam, welch letztere übrigens viel mehr Erfolg zu verzeichnen haben, nicht unter den Eingeborenen thätig wären, würde es noch trauriger aussehen. Bei Berührung der kirchlichen Zustände entwirft Büttikofer ein dunkles Bild von „Erweckungen" und ähnlichen Auswüchsen; dagegen zollt er dem Wenigen, was auf dem Gebiete des Unterrichts zu Stande gebracht ist, volle Anerkennung. Im Umgange sind die Liberianer angenehm und freundlich, wiewohl die Unterhaltung sich nur selten über die herkömmlichen Phrasen erhebt; doch versteckt sich hinter dem scheinbaren Wohlwollen eine Abneigung gegen die im Lande wohnenden Weißen. Die Sklaverei ist verboten, doch man umgeht das Gesetz, indem man sogenannte boys hält, welche entweder direkt von ihren Stammhäuptern gekauft oder Schulden halber in die Hände der Liberianer gekommen sind, die sich weit erhaben dünken über die „schmutzigen, stinkenden Buschneger", wie sie dieselben nennen.

Die Wohnungen der Kolonisten sind beinahe alle nach demselben Plan in Holz erbaut und mit Kalk geweißt, letzteres zum Schutz gegen Sonnenstrahlen, Wind und Wetter. Nur in den Bevölkerungscentren, sowie auf den blühendsten Plantagen, findet man steinerne, mit Dachziegeln oder Zink gedeckte Häuser; dieselben stehen nicht direkt auf dem Boden, sondern auf Pfählen oder steinernen Pfeilern 2 bis 6 Fuß über der Erde. Es ist dies eine aus Gesundheitsrücksichten sehr zu lobende Anordnung, wodurch es selbst in der Regenzeit möglich ist, die Häuser trocken zu erhalten und besser gegen die Angriffe der Termiten zu schützen. Auf acht bis zwölf solcher Pfosten ruht das ganze Gebäude. Das Parterre besteht aus einem Wohnzimmer, einigen Schlafzimmern und verschiedenen Vorrathskammern; an der Vorderseite ist die sogenannte Piazza angebracht, ein überdeckter, freier Platz, wo sich ein paar Strohsessel und Hängematten befinden, welche andeuten, daß dieser Raum sowohl bei Tage als während der kühleren Abendstunden mit Vorliebe aufgesucht wird. Die Küche, gewöhnlich ein besonderes, kleines Gebäude, steht hinter dem Hause; der Feuerherd, der sich auf dem Boden befindet, wird durch einige Stein- oder Holzblöcke gebildet, die das Feuer einschließen und den Topf tragen. Das Haus mit Nebengebäuden und dem Grundstück, auf dem alles steht, ist häufig durch eine Umzäunung abgeschlossen. Die Bretter, welche die Wände der Häuser bilden, liegen wie Schuppen über einander; das Dach ist ganz aus Holzkonstruktion gebildet; Thür- und Fensteröffnungen sind schlecht bearbeitet und schlecht verschlossen; Glasfenster sind mit wenigen Ausnahmen nicht gebräuchlich. Ebenso vermeidet man gewöhnlich innere Wände anzubringen, theils um den freien Luftzug zu befördern, theils des Ungeziefers wegen. Die Möblirung der Häuser ist im Allgemeinen sehr einfach; einige geflochtene Stühle, ein roh bearbeiteter Tisch, einige Kasten und Koffer, einige breite Bettstellen mit sehr harten Betten — weiche sind zu warm —, werden für genügend gehalten; womöglich fügt man noch einen Schaukelstuhl für die Hausfrau, einen Spiegel zweifelhafter Güte und einige dem Spiegel entsprechende Bilder hinzu. Selten nur begegnet man einer Wanduhr, die in diesem Lande aus verschiedenen Gründen entbehrlich ist. Natürlich findet man in größeren Orten, wie in Monrovia, auch mehr Luxus.

Das wichtigste Nahrungsmittel ist der Reis, welcher nach Art der Eingeborenen bereitet wird, d. h. er wird gekocht, ausgedämpft und mit etwas frischem oder gekochtem Palmöl übergossen. Brot wird als ziemlich überflüssig betrachtet. Dazu werden häufig Batatenblätter, in Oel gekocht und mit Fisch vermengt, als Nebengericht gegessen; anstatt Reis genießt die ärmere Bevölkerung häufig Kassaven und Bataten. Außer in Monrovia und anderen Küstenplätzen kommt kein Rindvieh vor, auch Schafe und Ziegen sind selten, daher sieht man wenig Fleisch und Milch auf dem Tische; das Fleisch der Schweine, welche in halb wildem Zustande umherlaufen, wird für zu ungesund gehalten. Gesuchter ist das Fleisch der Antilopen und wilden Schweine und mancher anderen Thiere, da der Liberier in dieser Beziehung ganz vorurtheilsfrei ist; Hühner und ihre Eier sind selten; zu gewissen Jahreszeiten

Digitized by Google

werden viele Schildkröteneier verbraucht. Wenn man von den Nahrungsmitteln spricht, darf man namentlich die herrlichen Früchte nicht vergessen. Als Getränk dient Kaffee, der gewöhnlich schwarz mit oder ohne Zucker getrunken wird, dazu kommen noch Ingwerbier, Palmwein, importirter Rum und Branntwein. Im Ganzen kann man sagen, daß die Nahrung des gewöhnlichen Liberiers ziemlich schlecht ist. Aehnlich ist es mit der Kleidung. Die Männer tragen Beinkleider, Rock und Weste von blauem Baumwollenzeug oder auch alte, abgelegte Kleider, die sie an Bord der Postdampfer erhandeln; den Kopf bedecken sie mit einem Stroh- oder Filzhut. Zu Hause und bei der Arbeit laufen sie meistens barfuß, auch die Frauen verwenden an gewöhnlichen Tagen wenig Sorgfalt auf ihre Kleidung und zeichnen sich namentlich durch große Unsauberkeit aus, aber an Sonn- und Festtagen ist dies ganz anders; alle, Männer und Frauen, suchen die besten, farbenprächtigsten Gewänder hervor und übertreffen in ihrer Kleidung nicht nur die Eingeborenen, sondern auch die Nachbarn in Sierra Leona. Trotz der sehr günstigen Verhältnisse wird der Boden nicht so bebaut, wie es geschehen könnte; Reis und Tabak, für welche jetzt jährlich viel Geld ausgegeben wird, wären die Liberier sehr gut im Stande selbst zu ziehen. Die Kultur von Kaffee und Zucker bildet die wichtigste Erwerbsquelle, doch wird dieselbe nur nachlässig betrieben; im Allgemeinen ist das Urtheil über die Bewohner, was ihren Sinn für Sparsamkeit, ihre Sorge für die Zukunft betrifft, ein sehr ungünstiges. An der Küste hat man weder Pferde noch Esel, wiewohl es viele der ersteren auf der Mandingofläche giebt; man begnügt sich mit einigen wenigen, mageren Kühen. Futtermangel ist allerdings die direkte Veranlassung, doch wäre hier Abhilfe zu finden. Dieser Mangel an Thätigkeit, an Arbeitslust zeigt sich auch auf den Märkten; das Bild derselben steht z. B. dem in Freetown (Sierra Leona) gebotenen sehr nach.

Der Handel ist eigentlich nur ein Tauschhandel mit Landesprodukten gegen importirte Artikel, so daß im Allgemeinen wenig baares Geld im Umlauf ist. Ein amerikanisches, ein deutsches (Woermann) und ein holländisches Haus haben denselben beinahe ausschließlich in Händen; die zuletzt genannten Häuser besitzen in jedem der geöffneten Häfen eine Niederlassung. Zwei englische Gesellschaften besorgen den Postdienst; wenn die Boote anlegen, entwickelt sich an Bord auch noch ein recht lebhafter Kleinhandel. Als Ausfuhrprodukte wären zu nennen: Palmöl, Kautschuk, Rothholz als Waldprodukte und, wie schon erwähnt, Kaffee und Zucker, außerdem kleine Quantitäten von Ingwer, Erdnüsse, etwas Elfenbein, aber keine Thierhäute und auch keine lebendigen Thiere, mit denen in den südlicher gelegenen Gegenden ein lebhafter Handel getrieben wird. Importirt werden: Lebensmittel, Spirituosen, Kleider, Hausrath und Galanteriewaaren, Bilder, Waffen, die allerdings oft für den, der sie gebraucht, am gefährlichsten werden.

Liberia, welches seit 1879 Mitglied des Weltpostvereins ist, unterhält auch diplomatische Beziehungen, besonders mit Amerika, welches sich in Monrovia durch einen Ministerresidenten und einen Generalkonsul vertreten läßt; Deutschland und Holland haben Konsulate (an der Spitze derselben stehen die Vertreter der betreffenden Firmen), ebenso Dänemark und Belgien, welche Einheimische mit diesem Amte betraut haben.

Nach dem Vorhergehenden brauchen wir das Endurtheil Büttikofer's über die Republik kaum noch anzuführen. Er sagt, daß er mit voller Unparteilichkeit geurtheilt habe, und doch meint er, er habe vielleicht die Zustände allzu schwarz geschildert. Die Wurzel des Uebels liegt seiner Ansicht nach darin, daß der Staat sich zu früh von der schützenden Hand Nordamerikas losgelöst hat, und daß die große Menge nicht im Stande ist, die Fragen der Zukunft ins Auge zu fassen; auf den Enthusiasmus ist die Lethargie gefolgt. In einer seiner Abhandlung angehängten Nachschrift kommt Büttikofer noch einmal auf diesen Punkt zurück, wozu er durch einen in „Petermann's Mittheilungen" (1883, S. 366) veröffentlichten Aufsatz von St. v. Rogozinsky veranlaßt wurde. Er glaubt allerdings, daß dieser Reisende das Land von der besten Seite kennen gelernt habe, da ein Senator Travis sein Cicerone gewesen sei, trotzdem glaubt er in den Ansichten v. Rogozinsky's einen Optimismus zu erkennen, den er gerne theilen möchte, zu dem er sich jedoch nicht bekennen kann; auch in Bezug auf einige untergeordnete Punkte glaubt er ihm widersprechen zu müssen.

Die Eingeborenen sind von den Kolonisten sehr verschieden, doch zeigen sie in Folge der Vermengung der verschiedenen Rassen auch kein ganz reines Gepräge mehr, wiewohl sie, insofern sie kein amerikanisches Blut aufgenommen haben, wenigstens echte unverfälschte Neger der Pfefferküste sind. Im Allgemeinen sind sie gesund, groß, kräftig; alle, selbst die Mulatten von Liberia, haben kleine Hände und Finger, welche aussehen, als ob sie eingeschrumpft wären; Gesichts- und Schädelform stehen über dem allgemein angenommenen Negertypus. Büttikofer eröffnet seine Beschreibung, die wir gleich folgen lassen, mit einer Bemerkung, deren Wahrheit sich jetzt immer mehr Bahn bricht; er sagt nämlich: „Der Ausdruck des Gesichts weist auf große individuelle Verschiedenheit, in ihrer Art nicht viel geringer als bei Europäern, und nur der Mangel an Uebung ist Schuld, daß wir die Neger anfänglich so schwer von einander unterscheiden können. Später, wenn das Auge sich an die neuen Formen gewöhnt hat, findet man den Unterschied der verschiedenen Individuen sehr leicht." Es ist demgemäß auch nicht leicht, einen allgemeinen Typus aufzustellen. Alle haben einen ziemlich stark dolichokephalen Schädel, doch tritt der Prognathismus viel weniger hervor, als man nach den gewöhnlichen Beschreibungen erwarten sollte; ebensowenig springen die Wangenbeine weit vor, doch wird der Schädel nach oben bedeutend schmäler, die Stirn ist schmal und hervortretend. Die Nase ist an der Basis ziemlich breit, die Nasenflügel öffnen sich weit und die ganze Nase ist „unästhetisch", doch bei weitem nicht so sehr, wie Büttikofer dies bei den Kongonegern gesehen hat. Ihre Spitze ist nur selten nach oben, häufig nach unten gerichtet, so daß man eher, sofern dies bei einer Negernase möglich ist, an eine Habichtsnase zu denken hat. Die Lippen sind nicht so dick und aufgeworfen, wie man in der Regel annimmt, bei einzelnen selbst dünn. Das Gesicht hat eine ziemlich volle ovale Form und wird bei dem Lachen selten bis zum Grinsen verzerrt, die größte Breite hat es über den Wangenbeinen, während es nach oben und unten gleichmäßig abnimmt. Eine Zierde für das Gesicht sind die weißen, gesunden Zähne, welche durch eifriges Ausspülen des Mundes rein erhalten und mit einem Stückchen weichen Holzes oft geputzt werden. Die Gewohnheit, die Zähne zu feilen oder die mittelsten Schneidezähne auszuziehen, ist hier so gut wie unbekannt. Die dunkelbraunen Augen treten voll tropischer Gluth hinter den langen Wimpern hervor; wenn man sich einmal an den Anblick gewöhnt hat, kann man auch schöne Neger unter ihnen finden. Die Hautfarbe ist hell- oder dunkelbronzefarbig; hierdurch unterscheiden sie sich auf den ersten Blick von den Kolonisten, bei denen alle möglichen Farbentöne, bis zum Ebenholzschwarz, vertreten sind. Alle Gelenke sind auffallend dunkler als der übrige Körper ge-

färbt. Die Negerkinder ſind bei der Geburt ziemlich hell, eigentlich röthlich weiß, werden nach einigen Tagen dunkler und haben in wenigen Wochen die natürliche Farbe ihres Stammes bekommen. Albinos kommen unter Kindern häufig vor, einen erwachſenen Albino dagegen hat Büttikofer nie geſehen. Die Haut iſt gewöhnlich kalt und feucht, weich wie Sammet; ſie iſt ſchwammiger als die des Weißen und ſondert eine ſtarkriechende Fettſäure ab. Einen einzigen aber intereſſanten Fall von Elephantiaſis hat Büttikofer bei ihnen beobachtet. Der Neger iſt ſehr empfindlich gegen die Kälte und die Feuchtigkeit, er hat daher bei Nacht immer Feuer in der Hütte; unempfindlich ſcheint er gegen die Hitze, wenn der Schweiß an ſeinem Körper herunterſtrömt, erwacht in ihm erſt das Leben, und unter lautem Lärm und Geſchrei verdoppelt er ſeine Anſtrengungen; iſt er einmal aus ſeiner Trägheit aufgerüttelt, ſo kann er eine erſtaunliche Arbeit verrichten. Lungen und Magen ſind ſtark, namentlich letzterer entwickelt eine Leiſtungsfähigkeit in der Verarbeitung von Fetten und Spirituoſen, die an Eskimos erinnert. Fleiſch, welches er mit großer Gier, in welcher Geſtalt er es auch erreichen kann, genießt, ſcheint ihm Bedürfniß. Wie ſo viele Naturvölker ſuchen ſie den Kleidermangel durch allerlei Verzierungen, die ſie am Körper ſelbſt anbringen, zu erſetzen. Tatuirungen in Form von Perlſchnüren den Rücken entlang, zuweilen mit Indigo oder Kohle blau oder ſchwarz gefärbt, die Kennzeichen des Stammes auf Geſicht oder Armen eingegraben, ſind ein gewöhnlicher Schmuck. Auch wird das Geſicht, wohl auch der ganze Körper mit weißem oder gelbem Lehm bemalt. Eine wohlriechende, aus Palmöl bereitete Pomade dient, um die Haut geſchmeidig zu erhalten. Gewöhnlich tragen ſie das Haar kurz ohne einige Friſur, manchmal aber ſuchen ſie durch Flechten die Eigenthümlichkeiten deſſelben zu beſiegen, Frauen namentlich ſind einander dabei behilflich, und einen eigenthümlichen Anblick bietet es, wenn ihrer 20 bis 30 im Kreiſe ſitzen und jede das Haar der vor ihr Sitzenden ordnet, wobei dann gleichzeitig eine Jagd beginnt, deren Ausbeute ihren Weg zwiſchen die Zähne der Jägerinnen findet. Die Männer raſiren ſich manchmal den Schädel ganz glatt oder benutzen ihren üppigen Haarwuchs, um mittels des Raſirmeſſers auf ihrem Kopfe die wunderbarſten Figuren hervorzubringen.

Braſilianiſche Kirchenfeſte.

Von **Oscar Canſtatt.**

Der Peſſimiſt iſt dazu geneigt, die Zeitkrankheit einer allgemeinen Raſtloſigkeit, einer inneren Zerriſſenheit, eines Unbefriedigtſeins mit dem irdiſchen Daſein, mit einem Worte, ſeinen Weltſchmerz der ganzen heutigen Menſchheit anzudichten; in den tropiſchen Ländern indeſſen habe ich für meinen Theil wenigſtens nicht viel von jener geiſtigen Modeſtrömung entdecken können. Die allerdings ziemlich oberflächliche religiöſe Ueberzeugung hat vielmehr — wenn wir von den eingeborenen heidniſchen Naturkindern ganz abſehen — gerade fern von der europäiſchen Kultur und Civiliſation weit mehr Wurzel geſchlagen als bei uns, und läßt ſo leicht keine ungeſunde philoſophiſche Richtung aufkommen. Man iſt im Allgemeinen, in Folge der klimatiſchen Einflüſſe, denen ſich niemand zu entziehen vermag, auch viel zu apathiſch geſtimmt, um ſich häufiger momentanen tiefſinnigen Grübeleien hinzugeben oder zweifelnd an den Grundveſten des chriſtlichen Glaubens zu rütteln. Und ſelbſt jene, welchen die religiöſen Anſichten des chriſtlichen Kultus und die transſcendentalen Vorſtellungen der civiliſirten Welt nicht genügen, ſind weit davon entfernt, um jeden Preis den Geſichtskreis ihrer naiven Umgebung unter ſüdlichen Himmelsſtrichen zu erweitern.

So iſt es denn ganz erklärlich, daß z. B. in Braſilien die Ausübung der Religion heutigentages noch mit der Aufklärung unſeres Jahrhunderts im grellſten Widerſpruche ſteht und mehr an die mittelalterliche Chriſtenheit erinnert. Dem inferioren Bildungsgrad der braſilianiſchen Geiſtlichkeit entſprechend, iſt eben der Schwerpunkt des geſammten katholiſchen Gottesdienſtes — der katholiſche Glaube iſt ja bekanntlich in Braſilien zur Staatsreligion erhoben — lediglich auf Aeußerlichkeiten verlegt. Iſt daher in anderen katholiſchen Ländern die Zahl der Kirchenfeſte ſchon beträchtlich, ſo giebt es deren in Braſilien bald ſo viele, als Tage im Jahre ſind. Die Feier derſelben dient dem Volke vielfach aber auch zur einzigen Ergötzlichkeit und Erbauung während eines oft entſetzlich nüchternen Daſeins, dem Prieſterthum dagegen zur zeitweiſen Hebung ſeines nur allzuhäufig aus leichtbegreiflichen Urſachen geſunkenen moraliſchen Einfluſſes. So unbedeutend deshalb auch im Allgemeinen das kirchliche Einkommen in Braſilien iſt und ſo gering die Mittel ſind, über welche der dortige Klerus im Gegenſatz zu der Geiſtlichkeit im ſpaniſchen Amerika zu verfügen hat, ſo wird an den Kirchenfeſten doch mit nichten geſpart. Die Geiſtlichkeit der verſchiedenen Gotteshäuſer bietet vielmehr alles an Gepränge auf, die Andächtigen wie die Schauluſtigen herbeizuziehen. Unter den Feſttagen ſelbſt wird ein großer Unterſchied gemacht, indem man ſie in zwei Klaſſen theilt: in die großen Feiertage, Dias santas da Guarda, und in die kleinen Feiertage, Dias santas do Remissão. Erſtere werden beinahe alle mit großer Gala und Handkuß bei Hofe gefeiert.

Am beſten läßt ſich das kirchliche Leben in der braſilianiſchen Reſidenz, zu Rio de Janeiro, ſelbſt beobachten, wo ſo leicht kein Heiliger ignorirt und ein Eifer im Kirchenbeſuch, namentlich an den höheren Feſttagen, entwickelt wird, wie er kaum in Rom zu finden iſt.

Zuerſt ruft ein betäubender Lärm der Glocken zur Kirche. Dieſelben werden nur in wenigen Kirchen nämlich durch Stricke in Bewegung geſetzt, meiſt begeben ſich ein paar Neger auf das Kirchendach und bearbeiten dort die Glocken mit eiſernen Hämmern nach eigener afrikaniſcher Phantaſie. Vor dem Eingange der Kirche lärmt dazu die türkiſche Muſik einer ſchwarzen Bande, und endlich ſind Vorrichtungen getroffen, im Augenblicke der Wandlung eine Menge Raketen auf einmal ſteigen zu laſſen, welche mit hundertfältigem Geknatter beim blendendſten Sonnenſchein in der Luft zerſtieben. Iſt der gefeierte Heilige gar von Rang, ſo donnern noch die Kanonen des Kaſtells zu ſeiner Verherrlichung.

Vor allem zeichnet ſich an ſolchen Tagen die kaiſer-

Digitized by Google

liche Kapelle durch religiöſen Pomp aus. Der Kaiſer ſitzt dann auf einem prächtigen Throne zur Seite des Hochaltars, neben ihm, doch etwas tiefer, der Biſchof, ihm gegenüber die Kanoniker der Hofkirche. In der Mitte der Kirche befinden ſich die Hofchargen, der Senat und die Ritter des Chriſtusordens, in einer beſondern Loge endlich die Kaiſerin mit ihren Kindern in Begleitung einiger Hofdamen. Bei den Myſterien der Meſſe ſalutiren die Forts und die vor dem Portal poſtirten Truppen geben drei Salven, dann betritt der Hof-Kanonikus die Kanzel und hält eine kurze Predigt.

Zum alltäglichen Volksfeſte geſtaltet ſich das abendliche Ave Maria in den Kirchen Rio de Janeiros. Sobald die Dunkelheit eintritt, werden Holzhaufen und Theertonnen vor der Kirche aufgerichtet und mit Beginn des Gottesdienſtes angezündet. Ein langer Zug vorantretender Knaben und Kirchendiener in ärmelloſen, rothen Talaren verkündet jedesmal die Ankunft der prächtig gekleideten Prieſter, welche in der mittlerweile von Andächtigen gefüllten Kirche vom Chore herab mit rauſchender Muſik und lebhaftem Geſang begrüßt werden.

Mit beſonderm Prachtaufwande, mehr noch als an dem allerwärts in katholiſchen Ländern ſo feierlich begangenen Frohnleichnamsfeſt, wird das von der Königin Carlotta von Portugal ſeiner Zeit geſtiftete und vom Papſte beſtätigte Herz-Jeſu-Feſt, Feita do coracão de Josú, gefeiert. Kein Staats- oder Hofbedienſteter darf bei ſtrengſter Ahndung der bei dieſer Gelegenheit ſtattfindenden Proceſſion fern bleiben. Sämmtliche Bruderſchaften der Stadt eröffnen den Zug mit ihren Fahnen, die Kinder der Ariſtokratie umgeben, als Engel in große Reifröcke gekleidet, die Haare gepudert, das Geſicht weiß und roth geſchminkt, das Allerheiligſte und der Kaiſer ſelbſt trägt mit den höchſten Beamten den Baldachin über dem Hochwürdigſten. Die ganze Garniſon bildet unterdeſſen in den Straßen, durch welche ſich die Proceſſion bewegt, Spalier, um bei dem Erſcheinen der Monſtranz auf die Knie zu fallen und die Bajonette zur Erde zu ſenken, während die Forts und die Kriegsſchiffe im Hafen wieder mit donnerndem Getöſe ſalutiren.

Unter den Heiligen wird der Schutzpatron des Reiches, der heilige Georg, und der heilige Antonius als Generaliſſimus von Portugal am höchſten verehrt. Erſterer wird an ſeinem Namenstage in großer Proceſſion von der Feſtung Conceſſão abgeholt, in voller Rüſtung auf ein Pferd befeſtigt und von einer berittenen, aus Negern beſtehenden Muſikbande im Triumphe durch die Stadt geführt.

Dem heiligen Antonius, welchen die Braſilianer ſehr häufig anzurufen pflegen, wenn ſie eine verlorene Sache wiederfinden möchten, wird der Tribut kirchlicher Verehrung namentlich mittels der unmäßigſten Verſchwendung von Pulver und Feuerwerk gezollt.

Eigenartiger iſt die alljährliche Begehung des Feſtes der heiligen Anna auf der Praça d'acclamacão. Dort nämlich ſteht die St. Annenkirche, vor deren Thor am Namenstage der Patronin ein feſtlich geſchmückter, ſchön beleuchteter Triumphbogen aufgerichtet iſt, zu deſſen beiden Seiten ſich Tribünenſitze für die angeſehenſten Mitglieder der Bruderſchaften befinden. Auf einem abgeſonderten Platze, zu dem einige Stufen hinanführen, iſt ein Thron errichtet, auf dem ein mit Krone und Scepter geſchmückter Knabe ſitzt. Geputzte Kinder gleichen Alters umgeben den kleinen gekrönten Kameraden und ſchauen mit nicht geringer Würde drein. Vor dieſer Gruppe ſind eine Menge großer Körbe aufgeſtapelt, welche durchweg Geſchenke von frommen Gläubigen, beſonders von den Trägerinnen des Namens Anna, in der Geſtalt von Brot, Früchten, Hühnern, Schweinchen und ſonſtigen Viktualien enthalten, welche an den Meiſtbietenden verſteigert werden. Ein Kirchendiener übernimmt meiſt die Rolle des Auktionators, indem er den Werth ſeiner Waare auf nicht eben zarte Weiſe, aber oft genug mit durchſchlagendem Witze anpreiſt. Viele betrachten es als eine Ehrenſache, die Gegenſtände nach Möglichkeit im Preiſe hinaufzutreiben, da der Erlös zu wohlthätigen Zwecken beſtimmt iſt. So iſt es denn gar nichts Seltenes, daß am St. Annenfeſt ein altes zähes Huhn mit 10 und 20 Mark lachend bezahlt wird.

Eine nicht übele Schilderung von dem St. Annenfeſte finde ich in einem ältern Reiſewerk von Weech.

„Gegen 5 Uhr Nachmittags“ heißt es da, „hatten ſich wohl gegen 50 000 Menſchen auf dem Akklamationsplatze verſammelt, welcher in wenigen Augenblicken in ein großes Lager verwandelt wurde. Menſchen, die ſich vielleicht das ganze Jahr hindurch nicht mehr geſehen hatten, begegneten ſich hier; befreundete Familien vereinigten ſich und ließen ſich auf die mitgebrachten Strohmatten (Esteren) nieder; andere lagerten ſich auf dem Raſen oder ſuchten ihre Bekannten auf. Viele ſahen den Vorbereitungen zu einem Feuerwerke zu, andere wurden durch den Klang einer Viola herbeigelockt, die ſie mit ihrem Geſange begleiteten, oder vereinigten ſich zu einem Nationaltanze, welchen ſie zur großen Zufriedenheit der zahlreichen Zuſeher ausführten. Schmucke, gut gekleidete Negerinnen (Quitandeiras) drängten ſich, mit der ihnen eigenen Gewandtheit, durch die Menge, jedermann Süßigkeiten und Erfriſchungen anbietend; andere hatten ſich in unüberſehbaren Reihen gelagert und riefen den Vorübergehenden zu, von den herrlichen Früchten und von dem Doce zu kaufen, welche ſie in vorzüglicher Auswahl auf reinlichen Strohmatten ausgebreitet und mit einer Menge Wachslichter umgeben hatten.

Feſtlich gekleidete Sklaven trugen von allen Seiten Erfriſchungen für ihre Gebieter herbei, von welchen manche, wahrſcheinlich um mit ihren Reichthümern zu prahlen, ihre in einem großen Kreiſe gelagerten Freunde mit einem überreichlichen Abendeſſen, das in großen ſilbernen Schüſſeln aufgetragen wurde, bewirtheten. Menſchen von allen Farben und der verſchiedenartigſten Abſtammung waren nebenbei Theilnehmer dieſer außergewöhnlichen Volksanſammlung.

Das ſchöne Geſchlecht benutzte ohne Zurückhaltung die ihm ſo ſelten geſtattete Freiheit, ſich ungezwungen in männlicher Geſellſchaft zu bewegen, und ſelbſt der ernſte phlegmatiſche Portugieſe entäußerte ſich für den Augenblick ſeiner gewohnten Grandezza.

Indeſſen hatte die Nacht ſich in tropiſcher Sternenpracht über die Gegend gelagert; alles ſah mit Ungeduld dem Beginn des Feuerwerkes entgegen, deſſen Anfang endlich Kanonenſchüſſe verkündeten. Gleich darauf ſtieg eine Girandole von Raketen in die Luft, um hoch über den Häuptern der Menge knallend zu explodiren. Sie gaben das Zeichen zu dem allgemeinen weithin hallenden Rufe: „Viva a santa Anna!“ Dann begann das eigentliche Feuerwerk, welches mit Ausnahme der leuchtend emporſteigenden Raketen eben, wie bei allen derartigen Gelegenheiten hier zu Lande, nicht viel zu bedeuten hatte. Zwei Feuer und Flamme ſpeiende, mit einander kämpfende Tiger bildeten den Schluß des Schauſpiels und ernteten von all den pyrotechniſchen Kunſtſtückchen den meiſten Beifall. Dann begab ſich das Volk höchſt vergnügt, wenn auch nicht in großer religiöſer Erbauung, nach Hauſe.“

Mit gleichem Glanze pflegt man das Pfingſtfeſt (Feita do espirito santo) auszuſtatten, dem ich in Südbraſilien

wiederholt beizuwohnen Gelegenheit hatte. Es iſt dies überdies der Firmungstermin, wodurch das Intereſſe an jenem Feiertage ſich von ſelbſt nicht unweſentlich ſteigert. Die eingeſegneten jungen Leutchen werden von den kirchlichen Bediensteten an dieſem Tage zu der Proceſſion beſonders inmitten eines von Rohrſtäben gebildeten Vierecks geleitet.

Sehr reich an kirchlichen Feſten iſt die Charwoche und der Vorbereitungen zu dieſen beſchäftigen die Geiſtlichkeit und Bevölkerung in gleichem Maße oft ſchon viele Wochen im Voraus. Die wohlhabendſten Familien drängen ſich zu der Ehre, ihre Kinder bei der ſtattfindenden Proceſſion als Engel, denen ſelbſt die Flügel nicht fehlen dürfen, figuriren zu laſſen. Dom Pedro II. ſelbſt und ſeine Miniſter kann man bei dieſer Gelegenheit ein großes Chriſtusbild von einer zur andern Kirche tragen ſehen, obwohl die koſtbare Bürde keineswegs leicht ſein ſoll.

Wie in unſeren europäiſchen katholiſchen Städten beginnt die Oſterwoche mit dem Beſuche der Gräber, welche durch die Ausſchmückung mit den herrlichſten tropiſchen Gewächſen oft einen überraſchend ſchönen Anblick gewähren. Die Fußwaſchung wurde von dem oberſten Biſchof in der Regel zu Rio in der Igreja da Candelaria vorgenommen. Eine feierliche Proceſſion ſtellt endlich die Beerdigung Chriſti vor. Sie geht hergebrachtermaßen erſt um 10 Uhr Abends von einer der Hauptkirchen aus, zieht durch den größten Theil der Stadt und dient, wie man ſich denken kann, nicht gerade als Förderungsmittel der öffentlichen Sittlichkeit. Außer den mit den grellſten Farben bemalten, die Leiden Chriſti vorſtellenden Bildhauerarbeiten, welche als Stationsbilder von Ordensgeiſtlichen hierbei einhergetragen werden, pflegt man dem Zuge noch allen erdenklichen ſonſtigen Mummenſchanz beizugeben. Sehr beliebt iſt zum Beiſpiel die Anreihung einer Abtheilung römiſcher Krieger, die in braſilianiſchem Geſchmacke aufgeputzt, in ihren pappendeckelnen Harniſchen mit Röthel und Kienruß angemalt mehr zum Lachen reizen, wie einer kirchlichen Proceſſion zur würdigen Zier gereichen.

Am volksthümlichſten und lärmendſten iſt der Tag des Auferſtehungsfeſtes in Braſilien. Jung und Alt, Arm und Reich freut ſich von einem Jahre zum andern, wenn der Erzverräther, der Apoſtel Judas, in effigie mißhandelt und verbrannt wird.

Wer es nur immer vermag, verfertigt eine, nicht ſelten lebenden, bekannten und unbeliebten Perſonen ähnliche Geſtalt, kleidet ſie nach eigener Phantaſie, hängt ſie am Halſe an einer Straßenecke oder über ſeiner Hausthüre auf und befeſtigt ein Säckchen mit Pulver an irgend einem Theile der Maske, um es zur rechten Zeit anzuzünden.

Mühſame und ſehr koſtſpielige Anſtalten werden zugleich von der wohlhabenden Kaufmannſchaft, meiſtens Portugieſen, getroffen, welche unter ſich namhafte Beträge ſammeln, um die Auferſtehung Chriſti mit möglichſt großem Prunk und Geräuſch zu feiern. Gewinde von Laubwerk, an welchem große Töpfe von ungebrannter Erde hängen, ſchlingen ſich auf ihr Zuthun von Haus zu Haus; in der Mitte der Straße aber iſt ein Gerüſt aufgerichtet, auf deſſen höchſtem Punkte der Satan in eigener Perſon thront. Seinen Leib umgeben Raketen vom ſtärkſten Kaliber, und unter ihm ſchwebt Judas im reichſten orientaliſchen Gewande von einer Tatze des Teufels feſtgehalten.

Masken zu Fuß und zu Pferde beluſtigen bis zum entſcheidenden Augenblicke, dem alles erwartungsvoll entgegenſieht, das Publicum. Kaum aber iſt der letzte Schlag der Uhr verhallt, welche die Mittagsſtunde verkündete, dann werden alle Glocken der Stadt geläutet und gehämmert, gleichviel, ob das oft geſprungene Metall auch längſt ſchon keinen Klang mehr giebt. Die Salven der Hafenforts donnern mit entſetzlichem Getöſe dazwiſchen, Raketen ſchwirren knatternd durch die Lüfte und fallen da oder dort, wohl zuweilen noch glühend, einer dekolletirten ſchwarzen Schönen in den Nacken. Der Teufel führt Judas unter fürchterlichſtem Gepraſſel empor, ihm folgen die übrigen Puppen und bald ſind die Straßen allerwärts mit den zerriſſenen Gliedern derſelben bedeckt. Dieſes Augenblickes längſt gewärtig, ſtürzen ſich Neger unter dem Rufe: „Hallelujah!“ auf die Reſte des Judas und ſchleifen dieſe, von den Bewohnern zur größten Ausgelaſſenheit fort und fort ermuntert, jubelnd durch die Straßen. Andere bemächtigen ſich der Töpfe an den Blumengehängen und zerſchlagen dieſe, um den Inhalt zu theilen. Gewöhnlich beſteht derſelbe aus Früchten, Tauben und dergleichen, zuweilen aber ſehen ſich die Beutelüſtigen durch Ratten und Mäuſe getäuſcht. — Kurzum, der Spektakel des Auferſtehungsfeſtes in Braſilien iſt einzig in ſeiner Art. Die Beimiſchung von rohen Späßen und Beluſtigungen fehlt den kirchlichen Feſtlichkeiten überhaupt nur ſelten. Selbſt die Kirchenmuſik iſt in dieſem Lande jeder Würde und Erhebung bar. Oft genug kann man ſogar in den Gotteshäuſern eine luſtige Polka ſpielen hören, mit der die umherknieenden Gläubigen nicht minder zufrieden ſcheinen, wie andere mit einem Choral.

Bei dieſem Hange zur Ausgelaſſenheit iſt es auffällig genug, daß die braſilianiſchen Katholiken einen Faſching nach unſeren Begriffen eigentlich nicht kennen. Erſt in neueſter Zeit werden, namentlich dort, wo ſich fremdländiſcher Einfluß ſtärker geltend macht, Maskenaufzüge veranſtaltet. Der landesübliche Scherz zur Faſtenzeit (Tempo do entrudo) beſteht ſonſt nur in dem Brauche, am Faſchingstage ſich gegenſeitig bis auf die Haut zu durchnäſſen. Wer ſich auf dem Balkon eines Hauſes oder in den Straßen blicken läßt, wird alsbald ein Gegenſtand des allgemeinen Angriffs; Kugeln von feinem Wachſe, mit wohlriechendem oder gewöhnlichem Waſſer gefüllt, treffen ihn zu Hunderten, bis er in einem Hauſe Schutz vor ſeinen Verfolgern und Gelegenheit findet, ſich zu revanchiren. Kein Anſehen der Perſon gilt an dieſem Tage und ſelbſt die Mitglieder der kaiſerlichen Familie finden bei den Schönen Rios keinen Pardon, wenn ſie denſelben gerade in den Wurf kommen. Von rohen Perſonen wird wohl zuweilen auch zu Wachskugeln gegriffen, deren Inhalt in nichts weniger als Parfüm, ſondern oft gar in purem Scheidewaſſer beſtehen ſoll. Welche Perſpektiven eröffneten ſich da unſeren europäiſchen Feniern, Kommunarden, Anarchiſten, Socialiſten und Nihiliſten, wenn es eine ſociale Frage im Sinne derſelben überhaupt in Braſilien gäbe. Dieſelbe vom Lande fern zu halten, tragen am Ende zum Theil auch die oben geſchilderten Kirchenfeſte bei. Sie liefern zwar kein Brot an die Bedürftigen, aber deſto häufiger die Circenses!

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In seinem Wanderbuche „Unterwegs“ (Wien, H. Engel) hat Johannes Nordmann 39 kürzere Aufsätze über Wanderungen in den österreichischen und italienischen Alpenländern und einen Ausflug nach England aus den letzten zwölf Jahren gesammelt, welche nicht nur in ihrer gemüthvollen, ansprechenden Art recht lesenswerth erscheinen, sondern auch Wanderlustige auf manchen entzückenden Punkt im weiten Alpengebiete hinweisen können.

— Der Albufera-See bei Valencia. D. Juan Vilanova nennt ihn einen Küstensee von 8500 ha Oberfläche; er steht mit dem Meere durch den Kanal Perelló in Verbindung. Die Landzunge, welche die Wässer der Lagune von jenen des Balearenbeckens trennt, ist sandigen Bodens, aber mit Wald bedeckt. Ihre Länge beträgt 14 km, die Breite ca. 1400 m. Der Spiegel des Sees liegt höher als die Fläche des Mittelmeeres, die Tiefe seines Wassers beträgt bei normalen Verhältnissen 1 m nahe dem Ufer, 4 bis 5 m in der Mitte des Sees. Beim niedrigsten Wasserstande hängt jene schon angeführte Landzunge, welche „Dehesa“ genannt wird, mit der Insel Palmar zusammen, auf welcher 40 bis 50 Hütten stehen, welche aber nur zur Winterszeit von Fischern bewohnt werden. Auf der Dehesa liegt noch ein anderer Ort Namens Sales, der aus Fischerhütten und einigen besser gebauten Häusern besteht, in welchen die Sportslustigen, welche die Jagd auf Wassergeflügel schätzen, abzusteigen pflegen. Obwohl der Albufera eine Reihe von Bächen und Zuflüssen besitzt, so genügen diese nicht allein, das Wasserbecken gefüllt zu erhalten, deshalb vermuthet man, daß unterirdische Quellen oder Zuflüsse (wie bei den Sümpfen von Almenara und Canet der Provinz Castellon) hier mitwirken. In früheren Zeiten hatte der See einen größeren Umfang. Schließlich ist zu bemerken, daß unsere deutsche Benennung „Albufera-See“ eine Tautologie ist, der richtige Name jenes Wassers ist die Albufera von Valencia oder rein deutsch der See von Valencia.

— Eine der schönsten Städte in den Alpen, gleichermaßen durch Natur wie Kunst geschmückt, behandelt das Doppelheft 68/69 der Europäischen Wanderbilder „Graz“ (Orell Füßli u. Komp., Zürich). Es enthält 23 vorzügliche Bilder von J. Weber und schildert eine Fülle herrlicher Ausflüge, zu denen ein Aufenthalt in der Hauptstadt der grünen Steiermark Gelegenheit bietet.

Asien.

— Ueber die Malaien und ihr Verhältniß zu den Engländern auf der Halbinsel Malakka äußert sich Isabella L. Bird in ihrem Buche „Der goldene Chersones“ (Leipzig, F. Hirt und Sohn, 1884) in sehr beachtenswerther Weise. Nach ihrer Ansicht sind dieselben, Männer sowohl als auch Frauen, entschieden häßlich zu nennen, und obendrein liegt in ihrem Wesen, selbst gegen solche Engländer, mit denen ihr Verkehr ein freundschaftlicher ist, so viel kalte Unnahbarkeit, daß man sich unwillkürlich abgestoßen fühlt. Ein Hauptgrund für diese offenbare Abneigung mag in religiöser Unduldsamkeit zu finden sein; die Malaien sind strenggläubige und dabei ihrer Mehrzahl nach unwissende und fanatische Muhammedaner, und es ist J. Bird's feste Ueberzeugung, daß der Engländer, dem sie das höchste Maß von Achtung zollen, doch immer „ein Hund von einem Ungläubigen“ für sie bleibt. So wie die Verhältnisse liegen, werden die Malaien in Wahrheit nach den Gesetzen des Korans regiert, und mit Ausnahme der sehr selten vorkommenden Fälle, da sein Wahrspruch mit den englischen Rechtsbegriffen nicht übereinstimmt, bestätigt der englische Gerichtshof einfach das Urtheil des das heilige Buch auslegenden Imam. Die Malaien wissen die Vortheile der englischen Verwaltung, besonders die ihnen durch dieselbe gewährleistete Sicherheit der Person und des Eigenthums sehr wohl zu schätzen; bietet ihnen dieselbe doch die Möglichkeit, ohne Furcht vor Beraubung oder Erpressung Reichthümer zu erwerben und in den Straßen von Malakka selbst ihre kostbaren Juwelen zur Schau zu tragen. Aber wenn sie es auch vorziehen, mäßige Steuern an die Engländer zu entrichten, anstatt sich von ihren eingeborenen Fürsten bedrücken und ausplündern zu lassen, so sind sie doch weit davon entfernt, eine wirkliche Zuneigung für jene zu hegen. Es ist übrigens mit allen anderen orientalischen Völkerschaften das Gleiche der Fall: das gute Einvernehmen mit ihnen ist immer nur ein rein äußerliches, es fehlt das gegenseitige Verständniß und überall, wo es die Engländer mit Muhammedanern zu thun haben, liegt zwischen beiden ein wahrer Abgrund von Abneigung und Verachtung, den alles Entgegenkommen englischerseits nur selten zu überbrücken im Stande ist.

— Der Befehlshaber des deutschen Kriegsschiffes „Leipzig“, Korvettenkapitän Herbig, berichtet, daß das Klima von Korea trotz seiner oceanischen Lage ein mehr kontinentales und mehr dem Chinas als Japans in gleicher Breite ähnlich sei. Auf einen heißen Sommer folgt nach einem kurzen Uebergange ein strenger Winter. Die kalten Nordwinde gewähren noch verhältnißmäßig das angenehmste Wetter, während die wärmeren aus West, wenigstens in der Zeit von Oktober bis December, sehr viel Feuchtigkeit und schlechtes Wetter mit sich bringen. Eine meteorologische Eigenthümlichkeit an der Westküste Koreas sind die häufigen Luftspiegelungen: Inseln, welche sechs Seemeilen und weiter entfernt liegen, erheben sich hoch über den Horizont und besonders ihre Endpunkte scheinen emporgehoben, wodurch die Ortsbestimmung des Schiffes durch Landpeilungen unsicher wird. Ebenso erscheinen häufig die Spiegelbilder von Sandbänken mitten im tiefen Fahrwasser, und erst in nächster Nähe kann man sich von dem obwaltenden Irrthum überzeugen.

Afrika.

— Joseph Thomson[1]) ist von seiner Reise nach der östlich und nordöstlich vom Victoria Nyanza gelegenen Gegend glücklich nach Zanzibar zurückgekehrt; er hat seine Reise gegen Ende des Jahres 1882 von England aus angetreten in der Absicht über den Kilimandscharo nach dem beinahe unbekannten Land der Masai vorzudringen und die Frage über das Bestehen eines Sees östlich von Victoria Nyanza zu entscheiden. Im Frühling des vergangenen Jahres verließ er Zanzibar, mußte jedoch nach kurzer Zeit von weiterem Vordringen Abstand nehmen, da durch die Reise des Dr. Fischer das Land sich in einer gewissen Aufregung befand, und sich sogar schleunigst nach Mombasa zurückziehen. Im Juli jedoch brach er wieder auf und hat seine Aufgabe in einer Weise erfüllt, die seiner früheren Leistungen würdig ist. Nachdem er um die nordöstliche Seite des Kilimandscharo gezogen war, marschirte er in nördlicher Richtung nach dem See Naiwascha halbwegs zwischen dem Kilimandscharo und Mount Kenia, dann auf den genannten Berg zu und längs

[1]) „Globus“, Bd. 44, S. 16.

Digitized by Google

des Sees Baringo[1]) nach den Küsten des Victoria Nyanza. An den Küsten dieses Sees zog er entlang bis zu dem Abfluß des Nils, hierauf in mehr nördlicher Richtung, wobei die Westküste des Baringo-Sees berührt wurde, und gelangte endlich, indem er nach Süden und Südosten abbog, über Ukambani nach Mombasa. Trotzdem man befürchtet hatte, daß der Zug durch das Gebiet der gefürchteten Masai nicht ohne Gewaltthätigkeiten ablaufen würde, ist doch der Verlust keiner Menschenleben (außer durch Krankheit) zu beklagen. Es ist dies die dritte Expedition, die Thomson mit Glück und Geschick geführt hat.

Das Telegramm, welches die „Royal geogr. Society" von Sir John Kirk empfangen hat und dem wir diese vorläufigen Mittheilungen entnehmen, giebt natürlich nur wenig Einzelheiten. In demselben ist nicht ausdrücklich erwähnt, daß Thomson an der Stelle, wo der Baringo-See auf unseren Karten verzeichnet ist, einen See gefunden hat, doch da im Telegramm gesagt ist, daß „der Baringo berührt wurde, so ist es höchst wahrscheinlich, daß der Bericht, den Wakefield von den Eingeborenen empfangen hat, richtig ist.

Kein Weißer vor Thomson hat diesen muthmaßlichen See erreicht und das Bestehen desselben schien so zweifelhaft, daß Speke denselben als eine Bucht des Victoria Nyanza an die nordwestliche Ecke desselben verlegte; auch der ganze Landstrich im Norden des Naivascha-Sees ist bisher unbetretener Boden, da Dr. Fischer auf seiner Reise nur bis zum letztgenannten See kam. Aus dem Telegramm darf man wohl schließen, daß Thomson über das östliche und nordöstliche Ufer des Victoria Nyanza, vielleicht auch über den Abfluß des Nils wichtige Mittheilungen zu machen haben wird.

Wie dies auch sein möge, jedenfalls ist eine neue wichtige Arbeit zu einem glücklichen Ende geführt, deren Resultaten man mit Spannung entgegensehen darf.

— Im Herbste 1884 wird Dr. Dominik Kammel Edler von Hardegger aus Mähren eine umfassende Expedition nach Ostafrika unternehmen; in erster Linie gilt es der Erforschung des Gebietes zwischen Sela und Harar, dann jener Stadt selbst und ihrer Umgebung, endlich, wenn die Verhältnisse günstig sind, einem Vordringen in das Binnenland der Somal, vornehmlich nach Ogaden, oder einem Durchbruche durch die Adâl-Länder nach Schoa. Das Geographische und Ethnographische bei dieser Reise wird Prof. Paulitschke übernehmen, Geologie und Zoologie Dr. von Hardegger selbst; außerdem werden sich ein Arzt und ein Präparator betheiligen. Als Vorstudien für diese Expedition hat Prof. Paulitschke soeben eine Abhandlung „Die geographische Erforschung der Adâl-Länder und Harâr's in Ostafrika" (Leipzig 1884) veröffentlicht, in welcher er die ganze Litteratur über jene Gebiete vom Alterthum an durch die arabische Zeit, Marco Polo, die Portugiesen u. s. w. bis auf den heutigen Tag herab verfolgt und bespricht. Dem an litterarischen Nachweisen reichen Buche fehlt leider die Beigabe von Karten, welche das Verständniß ungemein erleichtern könnten, ein Mangel, dem vor Antritt der Reise vielleicht noch abgeholfen wird.

— Fernando Póo und die spanischen Besitzungen im Golf von Guinea. Die Spanier haben ihren äquatorialen Kolonien in Afrika bisher wenig Beachtung geschenkt und sie meist nur als Deportationsort für gemeine und politische Verbrecher betrachtet. Erst in neuerer Zeit beginnt man in Madrid auf die Wichtigkeit dieser von der Natur reich bedachten Gebiete aufmerksam zu werden. Die hier internirten Cubaner, von denen die Mehrzahl der Klasse der Neger und Mulatten angehört, beginnen Mais und Tabak auf Fernando Póo zu pflanzen. Es wäre nur wünschenswerth, wenn auch die Familien dieser Verbannten die Erlaubniß erhielten, ins Land zu kommen. Die Kolonisation von Fernando Póo würde auch durch die Einwanderung von Canarischen Bauern einen großen Aufschwung nehmen, denn diese wandern bis jetzt in großer Anzahl nach Südamerika aus, um sich dort in Landstrichen niederzulassen, welche ein ungesunderes Klima als die Insel Póo besitzen, denn hier sterben nur 3,10 Proc. der Europäer jährlich. Das wichtigste Produkt der genannten Insel ist der Kakao, dann folgt der Kaffee; man hat auch den Versuch gemacht, Chinarindenbäume, Zimmet und Vanille zu kultiviren, über die Resultate ist aber noch nichts bekannt geworden. Noch vernachlässigter als Fernando Póo ist Annobon, deren Bevölkerung von Gomez San Juan auf 5000 Seelen geschätzt wird, denn man findet hier nicht einmal eine spanische Behörde installirt, obwohl diese Insel ein ziemlich gesundes Klima besitzt. Neuestens sollen die Franzosen den Versuch gemacht haben, Annobon als herrenloses Land anzusehen und die französische Flagge dort aufzuhissen. Sie besitzen ferner die Insel Corisco und jenen Theil der gegenüberliegenden Küste des afrikanischen Kontinents, der im Norden den Rio de Campo zur Grenze hat, während im Süden gemäß den im Jahre 1843 mit den Negerkönigen abgeschlossenen Verträgen der Gabun das spanische Gebiet begrenzen sollte, doch haben die Franzosen die Grenzlinie weiter nach Norden verrückt. Besondere Bedeutung besitzen hier die Elobey-Inseln, doch haben die Spanier es bisher versäumt Forts hier anzulegen.

[1]) „Globus", Bd. 45, S. 352.

Australien.

— Von Port Darwin, der bekannten Hafenstadt des Northern Territory, wird gemeldet, daß Mitte Februar dieses Jahres an zwei Stellen, welche nur 6,4 resp. 33 km von Port Darwin entfernt liegen, Perlmuschelbetten entdeckt und werthvolle Perlen aufgefunden wurden. Für die Ansiedelung bei Port Darwin, mit welcher es bis jetzt keinen rechten Fortgang haben wollte, würde diese Entdeckung von größter Bedeutung sein.

Inseln des Stillen Oceans.

— Der Vorwurf, schreibt man aus Australien, daß die australischen Kolonien resp. Queensland die Annektirung von Neu-Guinea nur aus dem Grunde erstreben, um billige Arbeitskräfte für die Zuckerplantagen zu erlangen, ist ein unberechtigter. Man hat bisher noch nie den Versuch gemacht, die Eingeborenen von Neu-Guinea für derartige Dienste zu engagiren oder gar zu zwingen, weil man weiß, daß sie sich dazu nicht qualificiren und daß sie es auch nicht wollen. Sicherlich würde man nicht Arbeiterschiffe (labour vessels) 800 englische Meilen weit fortschicken, um Kanakas zu holen, wenn in der Nähe eine Gelegenheit dazu geboten wäre. Ueberdies würde gerade mit der Stellung von Neu-Guinea unter englischer Hoheit jeder Versuch, Eingeborene von dort nach den Plantagen von Australien zu exportiren, für immer beseitigt sein, ähnlich wie es mit den Fidschi-Inseln der Fall war.

Inhalt: Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen. IV. (Mit fünf Abbildungen.) — Emil Schlagintweit: Wander- und Zigeunerstämme im nordwestlichen Indien. I. — Büttikofer's Bericht über Liberia. II. (Erste Hälfte.) — Oscar Canstatt: Brasilianische Kirchenfeste. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Inseln des Stillen Oceans. (Schluß der Redaktion: 5. Juli 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

VI. [1])

Von Merida begab sich Charnay südwärts nach Ticul, um die schönen Ruinen von Kabah kennen zu lernen. Vom Wege selbst ist nichts zu berichten; denn Yucatan ist kein malerisches Land, und kennt man eine der dortigen Straßen, so kennt man sie eben alle. Nur daß nach dieser Richtung hin die Haciendas oder Fincas näher bei einander liegen als sonst. Der Reisende war wie gewöhnlich früh am Morgen aufgebrochen und traf um 9 Uhr in Uayalceh ein, wo er rastete. In solchen großen Wohnungen wird die Gastfreundschaft nicht umsonst gewährt, aber die Aufnahme ist gut und die Preise sind mäßig. Uayalceh, ein indianischer Name, der „Ruhe des Hirsches" bedeutet, ist das größte und reichste ackerbauende Gut des Landes, wo außer dem zur Ernährung der zahlreichen Bediensteten erforderlichen Mais ausschließlich die Gespinnstpflanze Henequen gebaut wird, welche einen ganz bedeutenden Gewinn abwirft. Der Ertrag soll sich jährlich auf 50 000 Piaster oder 200 000 Mark belaufen. Und dabei wird die ganze Besitzung zu nur 800 000 Mark, dem Vierfachen der Jahreseinnahme, zum Verkaufe ausgeboten! Sie beschäftigt 1200 Leute; ein Theil arbeitet in der Fabrik, ein anderer macht aus dem Abfalle des Henequen Stricke von jeder Stärke und Güte. Selbst die Kinder werden in Gruppen unter Aufsicht eines alten Indianers mit dem Reinigen eines gewissen Rohstoffes beschäftigt. Die einen machen Werg, andere transportiren Steine, und in langen Zügen gehen und kommen die Weiber mit ihren leeren und gefüllten Krügen nach und von der Noria, eine reizende, von den Dampfmaschinen abgesehen, fast biblisch zu nennende Scene. Auf der Terrasse sind abwechselnd Fruchtbäume und Rosen gepflanzt; ein dichtes Gehölz umgiebt die Fabrik, und Breiapfelbäume, Bananensträucher, mächtige Kokospalmen und Orangenbäume, so groß wie die Eichen, spenden köstlichen Duft und Schatten. Im Freien, unter einer der Gallerien, wird das reichliche gute Frühstück aufgetischt, dazu catalanischer Wein und hinterdrein eine vorzügliche Tasse Kaffee. Dann erfolgt die Bezahlung.

Ueber Mucuiche, eine jetzt verlassene Hacienda, und das einst blühende, aber im Indianerkriege 1848 heruntergekommene Sacalum hatte man um 5 Uhr Abends Ticul erreicht, wo Charnay's Freund, Don Antonio Fajardo, für ihn ein Haus hergerichtet hatte. Denn von dort aus wollte der Reisende die Ruinenstätten von Kabah und Uxmal besuchen. Ticul ist eine richtige Stadt, mit schönen Häusern und großen Läden, wohlhabend und hübsch gebaut, nicht weit von der Hügelkette gelegen, welche in der Richtung von Nordwesten nach Südosten die yucatekische Halbinsel durchzieht. Alle Spuren des Indianerkrieges scheinen verwischt zu sein; alles sieht neu aus, mit Ausnahme der Kirche und des verfallenen großen Klosters, in welchem einst der Abt Carillo lebte, den Stephens, der Erforscher der Alterthümer Yucatans, so sehr feiert. Die Aufnahme, welche die hervorragenden Personen der Stadt dem fran-

[1]) Vergl. „Globus", Bd. 45, S. 305, 321, 337, 353 und 369.

Digitized by Google

zösischen Reisenden bereiteten, war eine höchst liebenswürdige. Dieselben bezeichneten ihm die 3 km entfernte Hacienda San Francisco als eine alte indianische Niederlassung mit noch unerforschten Grabhügeln. Aber Charnay, der dieselben öffnete, fand nur werthlose Bruchstücke. Zum Troste dafür schenkten ihm seine Bekannten zwei früher dort gefundene Vasen, welche unsere erste Abbildung darstellt, zusammen mit dem Bruchstücke einer solchen, welche von San Juan de Teotihuacan bei Mexiko stammt. Dieses Nebeneinander zeigt recht deutlich die Verwandtschaft zwischen der yucatekischen Keramik und der toltekischen des mexikanischen Hochlandes. Schön sind die ersteren Erzeugnisse kaum zu nennen, aber merkwürdig sind sie wegen ihrer Aehnlichkeit und der eigenthümlichen Verzierung. Die große yucatekische Vase ist mit einer symbolischen Figur geschmückt, die zweite zeigt eine sitzende Person mit Federkopfputz und darüber ein Mäanderband, das Bruchstück von Teotihuacan einen vorn übergebeugten Menschen mit einem Stocke in der Hand. Man könnte behaupten, daß alle drei Stücke von demselben Orte herstammten und derselben Civilisation angehörten.

Die Ruinen von Kabah liegen nur 4 km von der 4 Stunden von Ticul entfernten Hacienda Santa Ana, zu welcher sie gehören, entfernt; aber es führt kein Weg dorthin, so daß der politische Chef auf Charnay's Ersuchen eine Abtheilung Indianer aus dem Dorfe Santa Helena beorderte, um einen solchen durch den Wald zu hauen. Das nahm zwei Tage in Anspruch.

Die sehr alte Hacienda Santa Ana wurde während des Bürgerkrieges verlassen und befand sich damals (1882) im Wiederaufbau. Die dabei verwendeten Materialien kamen ganz aus der Nähe, von mehreren ansehnlichen, einst mit Gebäuden gekrönten Pyramiden, die jetzt vollständig verfallen sind. Unter diesen Bausteinen befanden sich ganz neu aussehende viereckige Pfeiler mit dorischen Kapitälen, an deren Kanten, wie bei unseren Hau- und Trottoirsteinen,

Vasen aus Yucatan und Teotihuacan.

deutliche Spuren gezahnter Metallwerkzeuge erkennbar waren. Mit Steingeräthen war es auch unmöglich, solche Pyramiden, Tempel, Paläste und Basreliefs zu skulpiren; die Indianer müssen metallene Instrumente gehabt haben, wahrscheinlich Aexte und Meißel aus einer sehr dauerhaften Mischung von Kupfer und Zinn. Ohne solche wäre die Schnelligkeit undenkbar, mit welcher z. B. der große Tempel in Mexiko aufgeführt worden ist. Derselbe hatte einen gepflasterten Hof von etwa 200 m Seitenlänge und umschloß eine solche Masse von Einzelgebäuden, daß man ihn mit einer Stadt verglich. Seine massive Pyramide war 35 m hoch, hatte an der Grundfläche 100 m Seitenlänge und war mit riesigen Skulpturen geschmückt. Und doch war das Ganze in sechs Jahren vollendet worden!

In den Werken der Geschichtsschreiber werden die Ruinen von Kabah, ebenso wie diejenigen von Labnah, Sacbey, Labphak, Iturbide u. s. w., lauter alte Städte 30 bis 40 Stunden südlich von Merida, kaum erwähnt; nur gelegentlich bezeichnen sie die Fürsten derselben als „Leute der Sierra", weil sie jenseits der oben erwähnten Hügelkette wohnten. Nach seinen Denkmälern zu schließen muß jedoch Kabah einer der wichtigsten Orte Yucatans gewesen sein; hohe Pyramiden, ausgedehnte Terrassen mit prächtigen Ruinen darauf, Triumphbogen und stolze Paläste bedecken dort einen weiten Raum und geben zusammen mit den Bauwerken von Uxmal und Chichen-Itza ein vollständiges Bild von der durchaus einheitlichen yucatekischen Architektur. Alle diese Gebäude, von den ältesten bis zu den jüngsten, z. B. von Ake an bis herab auf Uxmal, haben denselben Ursprung, rühren von einem und demselben Volke her und gleichen sich mit wenigen Varianten einander durchaus. Nehmen wir den ersten Palast von Kabah. Seine Vorderseite ist von einem unvergleichlichen Reichthume, enthält aber dieselben großen Figuren, wie man sie in Chichen-Itza sieht, und welche an die großen, aus über einander gestellten Köpfen bestehenden Holzidole der Südsee erinnern. Die Ausschmückung ist an diesem Gebäude bis zur Verschwendung getrieben, bis zum Uebermaße verwendet worden, so daß die Architektur vollständig den rein dekorativen Motiven hat weichen müssen. Trotzdem fordern die beiden vor-

ſpringenden, vorzüglich gearbeiteten Geſimſe, welche die gewaltigen Frieſe einſchließen, unſere Bewunderung heraus und würden unſeren ſchönſten Bauwerken durchaus nicht zur Unzierde gereichen.

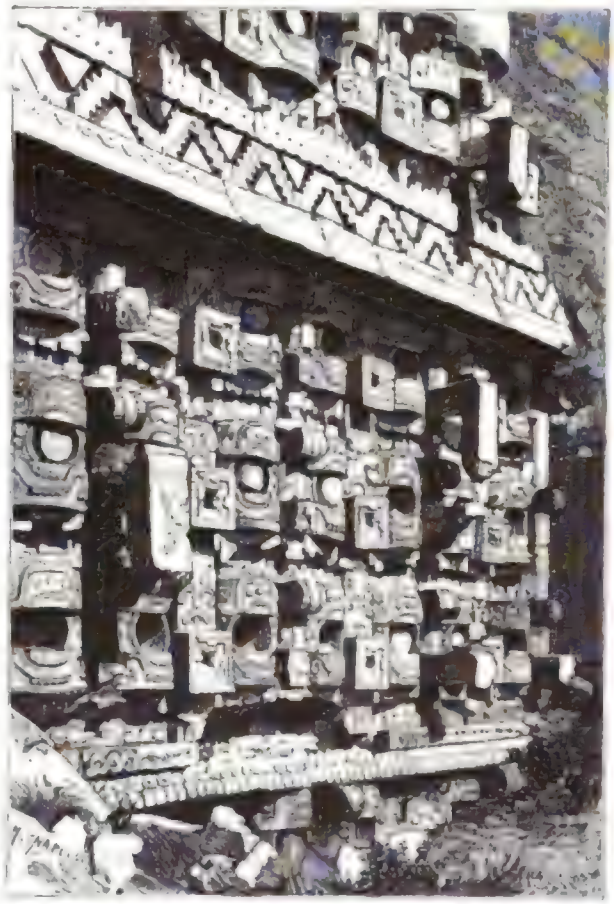
Der verfallene Zuſtand des Gebäudes erlaubt leider nicht, ſich über das Ganze ein Urtheil zu bilden; doch muß daſſelbe etwas ganz Außerordentliches geweſen ſein, wenn man bedenkt, daß jene überladene Dekoration ſich über eine Façade von 50 m Länge hinzog. Wie alle yucatekiſchen Denkmäler ſteht der Palaſt auf einer zweiſtöckigen Pyramide; vor demſelben lag ein weiter freier Platz mit zwei großen Ciſternen zu den Seiten und in der Mitte einer Straffäule, dem Picoté. Ueber der Façade erhob ſich, etwas zurückliegend, noch eine verzierte Mauer, wie ſie allgemein in dieſer Architektur Verwendung gefunden hat. Merkwürdigerweiſe ſind die Denkmäler in Kabah, abweichend

Reſte des erſten Palaſtes in Kabah.

von dem gewöhnlichen Gebrauche, nach Südweſt und Nordoſt orientirt. Der erſte Palaſt umſchließt eine doppelte Reihe von Sälen, die ſchönſten, welche Charnay geſehen hat; ſie ſind etwa 9 m lang, 3 m breit, 6 m hoch und haben leicht gewölbte, falſche Bögen.

Unſer viertes Bild zeigt das Innere eines dieſer Säle mit ſeiner Treppe von drei Stufen, die aus einem einzigen Steine gehauen iſt, der unten zu einem Wulſte ſich aufrollt. Die reiche Einfaſſung derſelben iſt zwar halb zerſtört, läßt aber noch dieſelben Motive, wie an der Façade erkennen, namentlich die Augen mit den großen runden Augäpfeln. Dieſe Treppe ſetzt den Vorderraum mit dem dahinter liegenden in Verbindung. In allen Sälen waren die Mauern mit Figuren und Inſchriften bemalt, wie man noch aus kleinen Ueberreſten erkennt; vielleicht war auch die Außenſeite der Gebäude ſelbſt in gleicher Weiſe geſchmückt, wodurch die wilde Pracht der Skulptur eigenthümlich gehoben wurde.

150 m nordöſtlich vom erſten liegt der zweite Palaſt, gleichfalls auf einer Pyramide und mit einem Vorplatze, zwei Ciſternen und dem Picoté verſehen; nur erhebt er ſich außerdem auf einem Unterbaue, der eine Reihe verfallener Säle enthält. Dieſes nur 5 m hohe Gebäude ſteht durch ſeine Einfachheit in einem merkwürdigen Gegenſatze zu dem vorher beſprochenen. Seine faſt ganz erhaltene Façade iſt über 50 m lang und hat ſieben Oeffnungen, von denen zwei, die von Säulen mit rohen Kapitälen getragen werden, in enge niedrige Räume führen. Ueber den glatten Wänden ſpringt ein einfaches Geſims vor und trägt einen Fries, der abwechſelnd drei kleine Säulen neben einander und ein glattes Mauerſtück zeigt. Wie in Palenque weicht dieſer Fries nach oben zurück, anſtatt wie bei den meiſten yucatekiſchen Bauwerken ſenkrecht zu ſtehen. Hinter der ganzen Façade erhebt ſich dann wie gewöhnlich die verzierte Mauer, nur hier und da von dem das Dach bedeckenden Pflanzenwuchſe verſteckt und durchbrochen. Die hintere Partie liegt vollſtändig in Trümmern. Der Mittelraum zeigt gleichfalls noch Reſte von Malereien. Links von dieſem Gebäude liegt eine Pyramide von mehreren Stockwerken, ein großes Rechteck von 50 und 35 m Seitenlänge, auf welches vier Treppen hinaufführten zu den jetzt ganz zerſtörten Gebäuden. Ringsum ſtanden Baulichkeiten von verſchiedener Größe mit einfachen oder von Säulen getragenen Thüren. Hier wie in dem zweiten Palaſte ſind die Stürze von Stein, im erſten Palaſte dagegen, wo die größeren Räume auch viel größere Thüren beſaßen, von Holz, das ſich meiſtens vollkommen gut erhalten hat. Ueber die Geſchichte von Kabah iſt, wie geſagt, den Hiſtorikern wenig zu entnehmen, doch giebt es für dieſelbe einige Anhaltspunkte. Zur Zeit der Ankunft der Spanier war Yucatan in unabhängige Fürſtenthümer mit ebenſo vielen Reſidenzen getheilt, während überliefert iſt, daß ein Jahrhundert früher der Fürſt einer Stadt Mayapan die ganze Halbinſel beherrſchte, d. h. er hatte die umliegenden Gebiete ſich unterworfen und wie gewöhnlich die Hauptſtädte ſeiner Rivalen zerſtört. Die Kaziken der Sierra, die Beherrſcher von Uxmal, Kabah, Labnah u. ſ. w. befanden ſich, wie wir weiterhin ſehen werden, unter den Beſiegten. Der Fürſt von Mayapan aber bewahrte ſeine Oberherrſchaft nur mit Hilfe einer mexikaniſchen Garniſon. Nun wiſſen wir, daß die Azteken dem Könige von Azcapozalco Tribut zahlen mußten und erſt um 1425 unter Itzcoatl ihre Unabhängigkeit erkämpften, daß ſie erſt unter Montezuma I. um 1440 mächtig wurden und ſich ſiegreich ausdehnten, und daraus folgt, daß ſie erſt in dieſer Epoche dem Könige von Mayapan Hilfstruppen ſenden konnten. Um ſeine Vaſallen beſſer beim Gehorſam halten zu können, zwang dieſer die Häupter der mächtigen Familien, als Geiſeln an ſeinem Hofe zu leben; denn ſein Joch wurde um ſo ſchwerer empfunden, weil er es mit Hilfe fremder Krieger ihnen auferlegt hatte. Es bildete ſich dann auch unter den Leuten der Sierra, d. h. eben jenen Bewohnern von Uxmal, Kabah ꝛc. eine Verſchwörung; der Krieg brach aus, der König von Mayapan wurde beſiegt, ſeine Stadt von Grund aus zerſtört und jene Kaziken gewannen Freiheit und Herrſchaft wieder. Das geſchah 1420 nach Landa, 1460 nach Herrera, von denen letzterer offenbar der beſſer Unterrichtete iſt. Er ſagt ausdrücklich: „Es verfloſſen 70 Jahre zwiſchen der Zerſtörung von Mayapan und der Ankunft der Spanier; es folgten ſich 20 Jahre Ueberfluß und ein Orkan, 16 Jahre neuen Ueberfluſſes und die Peſt, weitere 15 Jahre Ueberfluß und ein Bürgerkrieg, dann 20 Jahre Ruhe, worauf die Spanier ankamen.“ Das giebt zuſammen 71 Jahre, und wenn man von 1528 bis 1531, der Zeit, wo Montejo Chichen beſetzte, rückwärts rechnet, kommt man auf das Jahr 1460 als dasjenige, in welchem Mayapan fiel. Herrera fügt noch hinzu, daß nach der Zerſtörung jeder Fürſt ſich bemühte, ſo viel wiſſenſchaftliche Bücher als möglich nach ſeinem Lande mitzunehmen, wo jeder Tempel errichtete; und das ſei der Hauptgrund, warum in Yucatan ſo viele Gebäude aufgeführt wurden. Und nach der Theilung des Landes in ſelbſtändige Fürſtenthümer habe ſich das Volk derartig vermehrt, daß das ganze Land nur eine einzige Ortſchaft zu ſein ſchien; dann habe man Tempel und Paläſte gebaut und deswegen gäbe es deren ſo viele. Ebenſo erzählt Landa in dem Kapitel „Von den verſchiedenen Kalamitäten, welche Yucatan ein Jahrhundert vor der Conquiſta heimgeſucht haben“ Folgendes: „Dieſe Völker lebten während mehr als 20 Jahre im Ueberfluß und in Geſundheit; ſie vermehrten ſich derart, daß das ganze Land nur eine einzige Stadt zu bilden ſchien. Damals (1440 bis 1460) erbauten ſie Tempel in ſo großer Zahl, wie man ſie heute noch allerorten ſieht, daß man beim Paſſiren der Wälder mitten zwiſchen Bäumen Gruppen von ſo wunderbar gearbeiteten Häuſern und Paläſten findet.“



Einzelheiten vom erſten Palaſte in Kabah.

Danach darf man alſo behaupten, daß dieſe Denkmäler nicht prähiſtoriſch ſind, wie manche Autoren glauben. Außerdem findet man in Kabah eine Art Renaiſſance, von

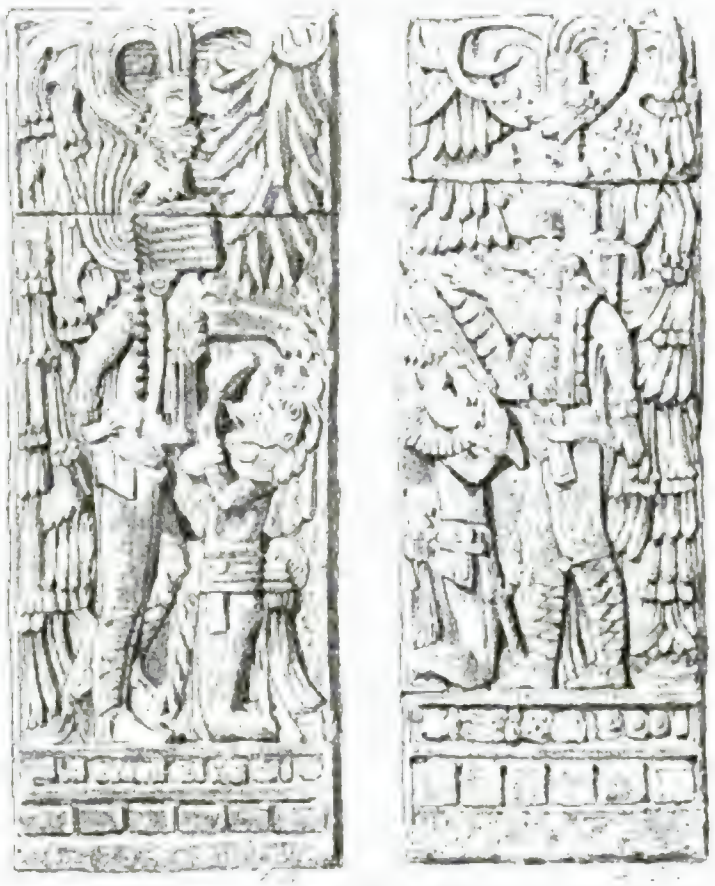
welcher Herrera und Landa erzählen, welche wie der Flamboyant-Styl das Ende einer Kunstgattung oder den Beginn einer neuen bezeichnet, welche eine ältere Kunst kopirt und dabei zu übertreffen sucht. Indem man reicher als seine

Treppe und Inneres des Palastes von Kabah.

Zweiter Palaß in Kabah.

Vorgänger arbeiten will, verfällt man in Ziererei. Von einer Regel oder einem Zwange befreit, feiert man seine Erlösung in ausschweifender Weise, wie man einen Sieg durch Statuen und Basreliefs verherrlicht. Und auch dieses

letztere finden wir in Kabah in Geſtalt der zwei werthvollen Reliefs, welche unſere ſechſte Abbildung vorführt. Charnay erblickt in denſelben — ob mit Recht, bleibe dahingeſtellt — Scenen, welche ſich auf die Niederwerfung des Königs von Mayapan durch ſeine Vaſallen, zu denen ja auch der Fürſt von Kabah gehörte, beziehen. Auf dem Relief zur Rechten ſieht man einen reich gekleideten ſtehenden Mann, den yucatekiſchen Kopfputz mit rieſigen Federn auf dem Haupte und angethan mit dem bekannten geſteppten Baumwollpanzer. Dieſe Figur ſtellt einen Sieger dar; denn er beſiehlt und vor ihm liegt auf den Knien, ſeine gezähnte Keule darbietend, ein aztekiſcher Soldat mit ſeinem beſcheideneren Kopfputz, wie ihn manche beſiegte Völker den Mexikanern als Tribut liefern mußten, und dem Maxtli um die Hüften. Auf dem andern Relief hat der Beſiegte ſeine Waffe ſchon übergeben; ſein Geſicht iſt von einem Thierkopfe umhüllt, eine Darſtellungsweiſe, welche ſich auch in mexikaniſchen Handſchriften findet, und der ſtehende Yucateke ſcheint dem Beſiegten verziehen zu haben und ihm zu befehlen, ſich zu entfernen. Die Bildwerke beziehen ſich offenbar auf einen Kampf zwiſchen Yucateken und Azteken, in welchem erſtere ſiegreich waren. Da wir nun wiſſen, daß Mayapan die einzige Stadt war, wohin die Azteken zu Hilfe gerufen wurden, daß ferner bei der Zerſtörung des Ortes die fremden Soldaten von den Siegern verſchont und in der Provinz Maxcanu öſtlich von Merida internirt wurden, wo ihre Raſſe ſich fortgepflanzt hat, ſo iſt es wohl glaublich, daß jene beiden Basreliefs ſich auf die Zerſtörung von Mayapan beziehen und etwa aus den Jahren 1460 bis 1470 herſtammen.



Basreliefs von Kabah.

Die Straße von Kabah nach Santa Helena iſt eine der beſſeren in Yucatan, ziemlich breit, ſchattig und nicht allzu holperig. Das war ſchon eine angenehme Ueberraſchung für Charnay, welche indeſſen noch wuchs, als er das prächtige Indianerdorf Santa Helena erreichte. Daſſelbe bedeckt ein großes Areal und iſt wie eine moderne Stadt in Vierecke getheilt; jedes derſelben iſt mit großen Bäumen bepflanzt und zerfällt in einzelne, von Steinmauern umgebene Looſe von ca. 2000 m Oberfläche, auf welchen die Wohnung des Eigenthümers ſich erhebt. Blumen, Fruchtbäume, Ciruelas, Gujava- und Orangenbäume gedeihen rings umher, und neben dem Hauſe erhebt ſich auf Pfählen eine 2 qm große Plattform von Geflecht, welche eine Schicht gedüngter Humuserde trägt, auf der Blumen und Küchenkräuter wachſen. Hühner, Enten, Truthühner und Schweine treiben ſich in Menge umher. In dieſem Santa Helena glaubt Charnay ein Abbild des ehemaligen Mayadorfes wieder zu erkennen. Wie ſollten hier auch große Veränderungen eingetreten ſein? Die Spanier haben wohl ihrem Glauben in Yucatan eine Stätte bereitet, aber das geſchah mehr durch die Gewalt des Säbels, als durch Ueberredung. Sie vermochten weder die Kultur, noch die Tracht, weder die Sitten, noch die Sprache umzuwandeln, nahmen ſie im Gegentheil ſelbſt an. Sie ſelbſt modificirten ſich durch die Berührung mit den Beſiegten, und wenn ſie auch an die Stelle der alten Herren des Landes traten, ſo bewegten ſie ſich doch in dem alten Schlendrian ruhig weiter.

In Yucatan herrſchten feudale Zuſtände, an deren Stelle die Spanier nur ein anderes Feudalweſen ſetzten, deſſen Spuren man noch überall begegnet. Ueberall, an Straßen und in Wäldern trifft man auf Reſte von mehr oder weniger anſehnlichen Gebäuden, welche einſt den Mittelpunkt eines großen Landbeſitzes bildeten. Je nachdem ſich zwei, drei oder zehn Gebäude tragende Pyramiden vorfinden, kann man auf die Macht des einſt dort herrſchenden Kaziken Schlüſſe machen. Heutigentages ſind dieſe Centren weniger zahlreich und weniger anſehnlich, denn in Folge der höchſt chriſtlichen Sanftmuth der Eroberer iſt die Bevölkerung um neun Zehntel gegen früher zurückgegangen. Aber Städte, Dörfer und Hacienden erfüllen denſelben Zweck, nehmen denſelben Platz ein, wie früher; nur wenige giebt es, in deren Nähe nicht alte Ruinen liegen oder die nicht aus dem Materiale von ſolchen erbaut wären. Ueberall iſt der erobernde Spanier an die Stelle des beſiegten Kaziken getreten; nichts hat ſich geändert, als daß die adlige Familie in dienende Stellung herabgeſunken iſt. An die Stelle der geraden Thür und des dreieckigen Bogens iſt der ſpaniſch-mauriſche Bogen getreten, an die Stelle der verfallenen Paläſte die Haciendas. Die Hütten der Arbeiter umgeben jetzt die Haciendas, wie einſt das Herrenhaus, und auch ſie haben

ihre längliche Form, ihr Strohdach und die den Herrenwohnungen nachgeahmten rautenförmigen Verzierungen bewahrt. Aber die Religion iſt eine andere geworden; an die Stelle des Tempels iſt die chriſtliche Kirche getreten, ohne ihn indeſſen zu erſetzen. Denn das chriſtliche Dogma iſt öde und leer gegenüber dem frühern heidniſchen Glauben. Dieſem vor allen myſtiſchen Volke war der Wald einſt mit geheimnißvollen Stimmen erfüllt und mit Votivkapellen bedeckt; heute liegt er ihm ſchweigend und todesſtill da.

Von Santa Helena begab ſich Charnay nach Uxmal,

Die Hacienda Uxmal.

wo ihn der Verwalter Don Luiz Perez erwartete. Auf der Hacienda herrſcht heute reges Leben; ſtatt alten Gemäuers erhebt ſich jetzt dort ein majeſtätiſches Gebäude mit weiten Sälen und einer großen Säulenhalle. In der Fabrik arbeiten Tag und Nacht zahlreiche Indianer; unaufhörlich bringen Maulthiere auf einer Eiſenbahn von den Feldern große Wagen voll Zuckerrohr herbei; Pferde ſtampfen im Hofe, alles arbeitet und zeigt Leben und Bewegung. Aber der Aufenthalt daſelbſt iſt noch immer ſo ungeſund wie früher, und der Majordomo hat viel über ſeine Leiden und die ſchleichenden Fieber, die ihn aufreiben, zu klagen.

Wander- und Zigeunerſtämme im nordweſtlichen Indien.

Von **Emil Schlagintweit.**

II.

Eine wahre Landplage waren ſonſt die Verbrecherſtämme. Unter dieſer Bezeichnung faßt die engliſch-indiſche Geſetzgebung alle Wanderſtämme zuſammen, welche unter dem Vorwande zu jagen und zu betteln unter Tags in den Dörfern umherwandeln, in den Häuſern jeden Winkel ausſpähen, um dann Nachts in Haufen zu rauben oder gleich Katzen die Dächer zu erſteigen und die Schlafenden auszuplündern. Reifendes Korn wird auf dem Felde heimlich geſchnitten, Weidevieh weggetrieben. Gegen dieſe Stämme, in denen das Kind zum unſauberen Berufe der Eltern herangezogen wird, wurde die Polizei mit Kontrollemaßregeln ausgeſtattet, und dem flachen Lande iſt jetzt die

Ruhe und Sicherheit verschafft, die es bis dahin entbehrt hatte. Die politische Tragweite solches Eingreifens sollte unerwartet an dem Ramosistamme offenbar werden, der bis nach Süd-Bombay hinunterschweift.

Der Name Ramosi ist verderbt aus Rämväsi „Bewohner des Dickichtes". Der Stamm lebt im westlichen Indien, im Lande der Maräthen; er hatte den Gewalthabern in örtlichen Kriegen wichtige Dienste geleistet. Ihre Leiter fanden es deshalb in ihrem Interesse, ihrem Namen eine hochtrabende Bedeutung beizulegen. Mittels einer Umdeutung, die noch heute im verachteten Kasten häufig ist, sobald ein Mitglied es zu Vermögen gebracht hat und für eine die Erhöhung begründendes Gutachten eines Brahmanen den geforderten Preis zahlen kann, wurde der Name geschrieben Rämwanschi, was die Erklärung zuläßt, Gefolge von Räma, und dahin erläutert wird, daß die Ramosi dem Gotte Räma auf seinem sagenreichen Zuge nach Ceylon Folge leisteten. Die Ramosi suchten sich zuweilen in andere Stämme einzuschmuggeln; aber dies gelingt selten, sie halten sich regelmäßig abseits, selbst wenn sie landwirthschaftliche Arbeiten übernehmen. Die Zeiten sind vorüber, daß sie in dieser Abgeschlossenheit auf Reisende und Gehöfte aus Verstecken ungestraft Raubüberfälle ausführen konnten. Mittels fliegender Korps kamen die englischen Polizeiorgane hinter ihre Schliche, vereitelten die Anschläge und setzten die gefährlichsten Rädelsführer fest. Ramosi heirathen unter einander und behaupten, einen andern Gesichtsausdruck zu haben als andere Hindus, was Europäer allerdings nicht finden. Ihre Lieblingsbeschäftigung ist die Jagd, die sie am liebsten mit Schlingen betreiben; auf dem Anstande führen sie Flinten. Unter den vorenglischen Herrschern hatten sich die Ramosi als freche Räuber gefürchtet gemacht; als Nachzügler der Armeen verbreiteten sie Schrecken. In unruhigen Zeiten bricht ihr angeborener Hang zum Leben als Räuber durch. Im Sommer 1879 trug sich ein Brahmane, Namens Wassadeo Balwant Phadke, bis dahin in der englischen Intendantur zu Puna (Dekhan) verwendet, mit der Hoffnung, die Stellung der Engländer in seiner Heimathprovinz zu erschüttern und sie sogar daraus vertreiben zu können, wenn es ihm gelänge, öffentliche Kassen zu plündern und Schrecken zu verbreiten. Seine Parteigänger suchte er unter den Ramosi. Wassadeo wußte ihnen große Beute in Aussicht zu stellen; sie stellten sich unter seine Führung und führten im Winter 1879 mehrere gelungene Beutezüge aus. Als sich aber Wassadeo dann zu einer Proklamation verstieg, in welcher er auf die Köpfe der höchsten englischen Würdenträger Preise aussetzte, machte sich eine Polizeiabtheilung auf seine Verfolgung und hob das ganze Nest aus. Von Interesse ist noch das Rechtsverfahren in diesem Falle. Als die Engländer um 1818 zuerst mit Ramosis in Berührung kamen, fanden sie die Staatsgefängnisse mit Unglücklichen angefüllt, die wegen Diebereien ohne eigentliche Verurtheilung Jahre hindurch die empörendste Behandlung hatten erdulden müssen, weil ihre Familien nicht im Stande waren, ihren Peinigern Geld zuzustecken. Ueber Wassadeo und seine Spießgesellen saßen zwei europäische Richter, zwei indische Staatsanwälte, fünf Eingeborene als Geschworene für die Schuldfrage zu Gericht; sechs Rechtsanwälte, alle Indier, führten die Vertheidigung.

Den Uebergang zu den Zigeunern bilden die Kehal, auch Mor genannt. Diese wohnen am untern Satledsch-Flusse und sind Mohammedaner; sie bekennen sich zur Lehre von Schafai, eines hoch angesehenen sunnitischen Heiligen, welcher die Speisevorschriften Mohammeds dahin erweiterte, daß alle Thiere rein sind, welche im Wasser leben. Die Kehal verlegen sich auf den Fang von Alligatoren und sollen ihr Fleisch schmackhaft zuzubereiten verstehen. Dabei sind sie aber so unreinlich, daß der Hindu behauptet, das Krokodil rieche seinen Feind, selbst wenn er unsichtbar im Schilfe auf sein Opfer lauere, und englische Officiere bestätigen die Angabe als durchaus glaubwürdig.

Die Zigeuner sind klein von Körperwuchs, schmächtig und mager; sie ertragen selbst große Entbehrungen, sind auffallend rührig und unstät und zeigen Muth. Ihre Hautfarbe ist tief dunkel, das Gesicht ist nicht lang gezogen, sondern eher quadratisch und unregelmäßig; das Auge ist dunkel. Beide Geschlechter tragen das Haupthaar lang und verfilzt. Ihre Wohnungen sind Hütten und Buden; das Gerüst ist aus stärkerem Rohr, Wände und Dach sind aus Schilfgras und Blättern; bei rauher Witterung und längerm Aufenthalte an einem Platze werden die Wände mit Schlammerde und Kuhdünger dichter gemacht. Hausthiere sind Esel, Hunde und einiges Federvieh; die Hausgeräthe bestehen aus Axt, Haue, verschiedenen Messingpfannen, selbst geflochtenen Körben. Die wenigen Familien, die als Mirasi (Dorflehrer) oder als Lehbar, Balai, Balahar (alles bedeutet Gemeindeboten) eine Heimat sich erwarben und seßhaft wurden, haben Hütten aus denselben Materialien, aber dauerhafter. Vor solcher Hütte ist eine Plattform gestampft, worauf das Getreide gedörrt wird; an Stelle des Esels tritt eine ärmliche Kuh und der Hausrath wird um eine rohe Handmühle, einen Stößel und Steinmörser, dann verschiedenes irdenes Geschirr vermehrt. Der Zigeuneranzug besteht aus einigen Metern schmutzigen Zeuges, das um die Lenden geschlungen wird und einem zweiten Stück, das um die Stirn gewunden ist, den Schädel aber unbedeckt läßt, so daß die struppigen Haare sichtbar bleiben. Die Weiber legen über die Schultern einen dichten Schleier von tiefblauer oder rother Farbe, dann einen farbigen Rock und zuweilen ein kleines Leibchen. Die Männer tragen Ohrringe aus Messing und Zinn, die Weiber dazu Halsbänder aus Muscheln, Glasperlen und Früchten; niemals wird dieser Halsschmuck in mehr als eine Reihe gelegt. Die Nahrung besteht mit Vorliebe aus kleinem Gewürme, voran weiße Ameisen, dann Eichhorn, Wiesel und Aas von zahmen wie Waldthieren. Als Leckerbissen gilt das Baumschaf, wie in ihrer Sprache der Affe heißt; sie stellen diesen Thieren äußerst geschickt nach. Die klugen Affen wissen dies aber, beim Aufschlagen eines Zigeunerlagers eilen sie kreischend dem Dickicht zu. Da dem Hindu der Affe heilig ist, so erregen die Zigeuner durch diese Jagd großes Aergerniß. Neben Fleischnahrung ist ein Gericht aus zerstoßenen Getreidekörnern beliebt; wo solche mangeln, ersetzen Waldbeeren und Wurzeln ihre Stelle. Aus Waldfrüchten und Reis wissen die Zigeuner ein berauschendes Getränk herzustellen, dem sie an Festtagen stark zusprechen.

Die Religion ist ein Dienst der Ahnen; diesen Gottheiten geben sie phantastische Namen und beten zu Abbildungen derselben. Diese Darstellungen sind roh aus Holz geschnitzte Götzen; nur Kopf und Hände sind angedeutet, statt der Füße wird der Holzklotz in die Erde gesteckt. Dann beschmiert man den Götzen mit Milch oder Mennig und setzt um sie kleine Thongebilde, die einen Esel oder Pferd darstellen sollen. Daneben werden auch Hindugötter verehrt; bevorzugt sind hierbei die grausame Göttin Dewi, die Gemahlin des Gottes Siwa und Hanumän, der sagenreiche Affengott, der von den Zigeunern wegen seiner Kenntnisse der Magie und der Heilkräuter verehrt wird, durch die er Räma auf seinem Zuge nach Ceylon aus allen Gefahren befreite und zum Siege führte. Einzelne

Digitized by Google

Stämme bekennen ſich zum Islam, haben dadurch aber in ſocialer Stellung nicht gewonnen.

Heirath und Tod ſind bei Zigeunern die einzigen Anläſſe zu Familienfeſten. Beide Geſchlechter heirathen zwiſchen 18 und 20 Jahren. Will ein Jüngling heirathen, ſo fragt er den Vater des Mädchens um ſeine Einwilligung und hinterläßt dabei ein Geldgeſchenk von 4 bis 50 Mark. Dieſem Geldgeſchenke liegt ein geradezu ſchändlicher Gedanke zu Grunde. Alle Zigeunermädchen haben ſich Angehörigen der beſſeren Stände hingegeben. Mit der Verehelichung entgeht den Eltern der Verdienſt der Tochter und zur Ausgleichung erlegt der neue Ehegatte eine Geldſumme. Lieber iſt der Mutter, wenn ihr verſprochen wird, die erſtgeborene Enkelin ihr ſeinerzeit zu eigen zu überantworten, denn mit dem heranwachſenden Mädchen kann ſie ſpäter gewinnbringenden ſchamloſen Handel treiben. Nach Erlegung der Abfindungsſumme entfernt ſich der Bräutigam, kehrt aber mit einigen Freunden zurück und bringt eine tüchtige Menge Melaſſe mit. Etwas von dieſem Zuckerſyrup legt der Bräutigam in die Hand des Mädchens und legt ein Silberſtück wie eine Kupfermünze darauf; der Reſt des Syrups iſt für die Freundinnen der Braut beſtimmt. Die Zigeunerälteſten haben inzwiſchen nach den Sternen ausgeſchaut und iſt ein glückbringender Tag bezeichnet, ſo baut die junge Mannſchaft vor der Niederlaſſung des Bräutigams eine Bude aus friſchem Laub und Nachmittags zieht der Bräutigam unter ſchallender Muſik von Trommeln, Zimbeln und Kuhhörnern, begleitet von Verwandten und Freunden, zur Braut hin. Hier wird gemeinſam gegeſſen, wobei jedoch jede Partei die Speiſen mitbringt; Wirth iſt der Brautvater nur für den Branntwein. Hierauf geht der Zug zur Bude; die Brautleute werden ſich gegenüber geſetzt, zwei alte Männer, die dabei als Pudſchari oder Geiſtliche auftreten, legen ihre Hände in einander, verknüpfen die Säume ihrer Leibtücher, werfen ein Stück Zeug über ſie und überreichen jedem einen Kloß aus Mehl und Melaſſe. Die Brautleute füttern ſich gegenſeitig zweimal; dann nehmen die Alten das Zeug fort und die Ehe iſt geſchloſſen. Ein Trinkgelage mit Tanz, wobei jedes Geſchlecht unter ſich tanzt, beſchließt den Tag. Eine ſolche Hochzeit heißt Nikah, von dem Schleier, der über die Brautleute geworfen wird. Einfacher iſt Phera-Trauung. Dabei wählt das Mädchen ihren Bräutigam; ſie zeigt die getroffene Wahl ihren Eltern an und hinterlegt dabei ein kleines Geldgeſchenk. Mit ihren Freundinnen trägt ſie ihre geringen Habſeligkeiten zum Bräutigam, lebt von nun an mit ihm und iſt damit ohne weitere Ceremonie ſeine Frau geworden. Ebenſo einfach iſt die Scheidung, jedoch iſt dabei der Ehegatte bevorzugt. Verläßt der Mann die Frau, ſo hat er niemand Rechenſchaft zu geben; verläßt die Frau den Mann und beginnt eine Phera-Ehe mit einem andern, ſo hat der neue Ehegatte dem frühern Manne ein nicht unbedeutendes Geldgeſchenk zu bezahlen, das zuweilen bis zu 100 Mark getrieben wird. Wittwen heirathen nach Pheragebrauch, jedoch nöthigt der Aberglaube dabei einiges zu beachten. Der Bräutigam muß der Wittwe einen neuen Anzug verehren und ſie zu ſich abholen; dies darf aber nur Nachts geſchehen, denn Brandſchaden trifft ein Zigeunerlager, in welchem dies unter Tags geſchieht. — Niemals nimmt ein Zigeuner ein Mädchen aus einer andern Kaſte zur Frau.

Bei einem Sterbefalle wird der Leichnam mit einem Stück Zeug umwickelt, und nach dem vorher von den Alten ausgeſuchten Verbrennungsplatze getragen. Sobald der Holzſtoß zuſammengetragen iſt, wobei dürres Laub als Zunder reichlich untergelegt wird, entzündet — wie bei Hindus — der nächſte männliche Verwandte den Scheiterhaufen. Am 9. Tage ziehen die Verwandten nach dem Verbrennungsplatze hinaus, ſammeln Aſche und Knochen zu einem Haufen und ſtellen darauf einen Krug mit Waſſer; dann kehrt man zurück und derjenige, der den Holzſtoß anzündete, giebt ein aus einem Reisgerichte beſtehendes Mahl. Der Reis wird dabei auf einer Platte aufgetragen, die aus vier Blättern der Butea frondosa (die Samenkerne werden gegen Flechten gegeben) gemacht iſt; über den Reis wird Ghi oder zerlaſſene Butter geſchüttet und dieſer dann vorgeſetzt. Am 12. Tage folgt ein reichlicheres Mahl aus Reis oder zerſtoßenem Weizen; die Geladenen kommen nicht zu beſtimmter Zeit, ſondern zu gelegener Stunde, dürfen ihren Antheil auch holen laſſen.

Die Zigeuner ſind wie bei uns Heimathloſe; nirgends halten ſie ſich lange auf. Regelmäßig ziehen mehrere Familien mit einander; Eſel tragen die Kinder, den Hausrath und die alten Weiber; was laufen kann, geht zu Fuß, führt oder treibt Bären, Hunde oder angelernte andere Thiere. Außerhalb eines Dorfes, einer Stadt wird Halt gemacht und während die Mädchen den Bewohnern die Ankunft anſagen, zimmern die Männer aus Bambu, Riedgras und Blättern einen Unterſtand, ſpannen das Tanzſeil und dergleichen. Die Weiber richten die Mahlzeit her, die Jungens ziehen nach Wurzeln und kleinem Gethier aus. Einnahmen erzielen die Zigeuner aus Schauſtellungen. Als Seiltänzer und Akrobaten ſuchen ſie an Höfen eingeborener Fürſten anzukommen; bei feſtlichen Gelegenheiten prunken dieſe Prinzen mit Athleten und verſchwenden Geld daran. Die Mädchen und Kinder führen Ballette unter höchſt unzüchtigen Stellungen auf; es erregte größtes Aufſehen, als vor einigen Jahren in Dharwar (ſüdliches Indien) in einer ſolchen Truppe zwei weiße Kinder auftraten, offenbar Europäern geraubt; ſie wurden deswegen der Truppe ſofort abgenommen. Die Weiber verfertigen kleineren Hauszierrath aus Stroh und Gräſern und befaſſen ſich mit kleinen mediciniſchen Dienſtleiſtungen, mit Wahrſagen, Zauberei und Bereiten von Geheimmitteln, halten auch meiſtens Abortivmittel feil, ſtiften aber in dieſer Thätigkeit viel Unheil. Den Indier kennzeichnet unbegrenzte Furcht vor böſen Geiſtern. Wird jemand krank, ſo ſchicken bei gewöhnlichen Leuten die Angehörigen nicht zum Arzte, ſondern zum Beſchwörer. Die Zigeuner wiſſen die Geiſterfurcht geſchickt auszubeuten. Während die Brahmanen neben Austreibungsceremonien ihren Kunden auch Entbehrungen auferlegen und z. B. dreimal 24 Stunden langes Faſten verlangen, wodurch der böſe Geiſt aus Hunger den Körper verläßt oder größere Mengen Salz als Abortivmittel eingeben, geht das Zigeunerweib verſtändnißvoller vor. Gegen Entzündungen werden Schröpfköpfe verſucht; die Stelle von Gläſern vertreten dabei Kuhhörner. Krankende Kinder werden an die eigene Bruſt gelegt; einer Magd, gegen welche die Herrin Eiferſucht hegt, Abführmittel oder Krämpfe bewirkende Abſude unter Eſſen und Trank gemiſcht; dabei wird in allen Fällen noch unſinniges Zeug getrieben. In Gegenden, die mit Ruinen einſtiger Städte und Paläſte bedeckt ſind — und es giebt in Indien Ruinenfelder von größerer Ausdehnung und merkwürdigeren Funden als die römiſche Campagna — wird dem Hange nach Schatzgräberei gefröhnt. Geht alles gut und tritt beim Patienten eine Beſſerung ein, ſo wird der Matrone hoher Lohn zu Theil; anders bei ſchlimmem Ausgange: dann hat das Zigeunerweib zu gewärtigen als Hexe verfolgt zu werden. Die gelindeſte Strafe einer Hexe iſt, daß ſie mit heiß gemachten Kupfermünzen gebrannt wird; nicht wenige Hexen endeten aber ihr Leben unter Schlägen. Von Glück darf die Verfolgte ſagen, wenn ſie ſich einem Gottes-

urtheile unterwerfen muß und daraus siegreich hervorgeht.

Den Gottesurtheilen, dort „Göttliche Beweismittel" genannt, ist in den indischen Rechtsbüchern Beweiskraft zur Entlastung des Angeschuldigten zuerkannt; in der vorindischen Rechtsprechung fanden Ordale häufige Anwendung, die Volksjustiz kennt sie noch heute. Bei den alten Ariern stand die Feuerprobe obenan; die Probe galt als bestanden, wenn der Verdächtige durch ein entzündetes Feuer unversehrt hindurchschritt; in der Gegenwart gilt die Wasserprobe. Die Probe besteht derjenige Beschuldigte, der die Zeit unter Wasser bleiben kann, bis ein gleichzeitig in Scene gesetztes Ereigniß sich abgespielt hat. Ein Pfahl wird in einem Teiche eingerammt, der zu Prüfende steigt ins Wasser, faßt den Pfahl und taucht auf ein gegebenes Zeichen unter. Gleichzeitig setzt sich eine Vertrauensperson in Gang und legt im Schnellauf einen vorher zu siebzig Schritt abgemessenen Raum zurück. Dauert der Geprüfte diese Zeit unter Wasser aus, ohne Luft zu schöpfen, dann ist er unschuldig, sonst nicht. Ein Rechtsfall in Mewar (Radschputana) mag darlegen, wie gefährlich es ist, als Schuldiger der Volksjustiz zu verfallen. Der Häuptling eines Bhilstammes wurde krank und starb; eine Hexe mußte die Krankheit angezaubert haben; ein alter Mann, der im Rufe eines Hexenfinders stand, wurde ausgeschickt die Hexe zu finden. Derselbe streute Korn über den Leichnam aus und begann nach der Himmelsgegend hin, nach welcher die Mehrzahl der Körner vom Körper herabglitt, die Hexensuche. Das Weib einer auf dieser Dorfseite lagernden Zigeunerbande wurde herbeigeschleppt, als Hexe bezeichnet und auf Betheuerung ihrer Unschuld hin der Wasserprobe unterworfen. Diese Probe wurde hier in der Weise vorgenommen, daß im Augenblicke des Untertauchens der Frau ein Bogenschütze einen Pfeil abschoß und ein Schnellläufer gleichzeitig danach lief. Die Frau tauchte eher empor, als der Läufer beim Pfeile ankam, die Arme galt der Hexerei überführt, wurde gebunden und mit dem Kopfe abwärts hängend an die Zweige eines Baumes befestigt. In dieser Lage wurde die Frau zwei Tage und Nächte hindurch geschwungen, dann als leblos abgeschnitten; die Unglückliche kam jedoch wieder zu sich, kroch zu den Ihrigen zurück, diese eilten mit ihr zu dem nächsten englischen Gerichtshofe und auf dessen Einwirkung hin wurden die Anstifter wie ihre Helfershelfer auf Befehl des Maharadscha von Mewar empfindlich gezüchtigt.

Eine Mähr, gleich dem behaupteten Christenmorde von Juden zu rituellen Zwecken, ist der in Indien noch weit verbreitete Glaube, daß die Zigeuner durch Ermordung eines Brahmanen sich himmlisches Verdienst erwerben und hierzu Meuchelmord begehen. Der Glaube entstand aus dem Zigeunerspruche, daß der Tod eines Tilwan oder eines Mannes mit einem Sectenabzeichen (Tilu) im Gesichte, d. i. eines Hindu, hunderten der Ihrigen nütze; in der Zeit, als Straßenraub noch häufig war, mehrte falsche Auslegung die Furcht vor Zigeunern und Verbrecherstämmen. Damals entstand auch der noch heute oft gehörte Fluch: „Der Nat (Name des verbreitetsten Zigeunerstammes) soll dich holen." In Wirklichkeit ist der Tod eines reichen Hindu den Zigeunern eine Quelle von Einnahme aus verschiedenen, jedoch rechtlich tadellosen Dienstleistungen.

Sämmtliche Zigeuner Indiens betrachten sich als ein Volk. Sie haben einen König und eine Königin, wie ihre Stammesbrüder in Europa; unter diesen regieren zahlreiche Unterhäuptlinge, Badschir genannt. Zu gewissen Zeiten im Jahre treffen die verschiedenen Stämme an Hauptverkehrspunkten zusammen; hier werden dann die Vertreter zu den großen Königsfesten bestimmt, die zeitweise in einer abgelegenen Gegend abgehalten werden. Die einzelnen Stämme tragen besondere Namen; meist sind diese Bezeichnungen von der Beschäftigung genommen. So nennen sich die Seiltänzer Nat; die Akrobaten und Taschenspieler Bazigar vom persischen Worte für Spiel; Perna heißen diejenigen, die bei gefährlichen Sprüngen Schwerter und Lanzen verwenden, Teratali sind Leute, die Tänze mit einer besondern Musik begleiten. Die Bezeichnung Dschallad (von dschild, abhäuten) wird den Nachkommen der Henkersknechte unter den alten Maghulkaisern gegeben, weil diese bei Folterungen auch das Hautabziehen an Lebenden vollzogen. Der verbreitetste Stamm ist jener der Nat; er sitzt östlich hin bis Bengalen, südlich bis Bombay. Im nördlichen Indien und im Dekhan ist dieser Name Volksbezeichnung für Zigeuner geworden. Im Worte Tschangar, den sich ein Stamm beilegt, der zwischen Lahore und Amritsar vorkommt, wollten Ethnographen die indische Form von Zingari erkennen. Prof. Dr. Leitner verwirft diese Zusammenstellung und leitet den Namen vom Hindostani-Worte Tschhanna ab, was durchseihen heißt. Die Tschangar sind als landwirthschaftliche Arbeiter seßhaft geworden und zum Islam übergetreten, sprechen aber ihre alte besondere Sprache. Ihre Weiber tragen noch immer den rothen Unterrock der Wanderstämme, nicht Hosen wie die aus den Hindus hervorgegangenen Mohammedaner.

Als ihre Urheimath sehen die meisten Zigeunerbanden die Waldgebirge in Radschputana an, speciell die Arawali-Kette, von diesen Naturvölkern Araballa genannt; einzelne, wie der Gandila-Stamm, der, 1449 Köpfe stark, zwischen den Flüssen Dschamna im Osten und Satledsch im Westen herumzieht, haben die Ueberlieferung einer Einwanderung von jenseits des Indus, wo ihre Vorfahren einst ein großes Reich besessen hätten. Politische Umwälzungen mögen Einwanderungen solcher Stämme aus Afghanistan nach Indien bewirkt haben. Für die Ueberlieferung der Zigeuner, welche das östliche Fünfstromland und Radschputana als ihre Heimath bezeichnen, sprechen jedoch außer den von Anthropologen und Sprachforschern beigebrachten Beweisen auch die Ziffern der neuesten Volkszählungen. Es war zuerst der um die anthropologische Erforschung Britisch-Indiens so hoch verdiente General Alexander Cunningham, der für die Bevölkerung des Pandschab eine Scheidung der heutigen Bewohner in Nachkommen vorarischer Ansiedler, in Arier und nacharische Einwanderer verlangte, und jeder Gruppe bestimmte Niederlassungsbezirke zuwies. Die Volkszählungen bestätigten die Richtigkeit seiner Landvertheilung und brachten manchen alten Namen zu Tage; aber die Nachkommen dieser vorarischen Stämme sind alle seßhafte Kolonisten und keiner dieser geschichtlichen Namen kehrt unter Zigeunern wieder. Die indischen Wanderstämme hatten dort von jeher, so weit die Geschichte reicht, eine Gruppe für sich gebildet und haben stets außerhalb der staatlichen Ordnung gestanden. — In der Gegenwart sind die Stämme an Kopfzahl zurückgegangen; einzelne, wie Garri, Perna, Kehal, erreichen nicht einmal mehr oder knapp die Ziffer Tausend. Uebergang zu einer seßhafteren Lebensweise findet statt, die Naikda in den Pantsch Mahals am Südrande Radschputanas sind sogar bereits vollständig zu Tagelöhnern geworden. Der Indier der Gangestiefebene bezeichnet Radschputana als ein jenseits der indischen Welt liegendes Land und die Bedingungen zur Fortsetzung ungebundener Lebensweise sind hier noch reichlich vorhanden.

Digitized by Google

Büttikofer's Bericht über Liberia.

II. Die Bevölkerung.

(Zweite Hälfte.)

Die Kleidung ist natürlich sehr einfach, die Kinder laufen bis zum 10. Jahre ganz nackend oder tragen etwa vom 6. Jahre an einen kleinen Lendenschurz, eine Schnur, an der ein kleiner, manchmal mit Perlen gestickter Lappen herunterhängt. Junge Mädchen haben zuweilen eine doppelte Perlenschnur um die Hüften, an der ein Streifen Tuch, der kaum eine Hand breit ist, festgebunden und dann zwischen den Beinen durchgezogen; an beiden Enden befinden sich bis an das Knie reichende Quasten; diese Perlenschnüre, welche einen ansehnlichen Werth repräsentiren, sind ein von jungen Mädchen sehr gesuchter Zierrath. Das gewöhnliche Kleidungsstück bei Erwachsenen, namentlich bei Männern, ist ein baumwollenes Taschentuch, wie man sie für einen Schilling in den Faktoreien kauft, welches als Lendenschurz getragen wird. Verheirathete Frauen haben meist ein farbiges Stück Kattun (selbst gemacht oder importirt) um die Hüften. Bei Festen tragen die Männer ein gewöhnliches langes Hemd ohne Aermel oder schlagen ein Stück Tuch so um sich, daß der rechte Arm frei bleibt; auch die Frauen hüllen sich bis unter die Arme in ein großes Tuch. Schuhe oder Fußbekleidung jeder Art sind ganz unbekannt, nur die Mandingos tragen manchmal feingeschnittene hölzerne Sandalen als Schmuck. Der Kopf wird gewöhnlich bloß getragen und selten nur mit einer wollenen Mütze oder einem aus Gras geflochtenen Hute bedeckt; die Negerinnen gebrauchen manchmal Kopftücher. Schmucksachen sind sehr gesucht, in einigen Gegenden zieht man Silber vor; amerikanische Münzen werden zu Ringen für Hände, Füße, Finger und Zehen, zu Medaillons und zu schweren Ketten verarbeitet, auch eiserne und kupferne Armringe findet man häufig bei den Krus, goldene Schmucksachen nur bei den Mandingos. Glasperlen sind etwas aus der Mode gekommen; ihre Stelle haben Agatperlen eingenommen (jede derselben repräsentirt eine Mark an Werth, sie werden auch als Zahlungsmittel gebraucht); dagegen sind Korallen nicht gesucht, wohl aber Thierzähne, wenn sie in Silber gefaßt sind; der vier Eckzähne wegen wird im Innern der Kopf eines Leoparden mit einem Sklaven bezahlt. Manchmal tragen schwarze Schönheiten Silberschmuck im Werthe von 30 bis 40 Dollars an ihrem Körper. Wiederholt wird auf die große Reinlichkeit der Eingeborenen hingewiesen, sowohl was ihren Körper und ihre Wohnungen, als auch was Straßen und Plätze betrifft.

Sie zerfallen in eine große Anzahl von Stämmen; die wichtigsten sind im Westen von Monrovia: die Krus, Golahs, Broxies, Pessies, Mandingos, Dehs, Beys und westlich von diesen die Gallinas; im Osten die Bassas und die Grebos; unter diesen sind die Krus die bekanntesten. Diese Stämme können einander kaum verstehen, und die Sprachen scheinen so verschieden zu sein, daß man manchmal zweifeln möchte, ob sie wohl demselben Stamme angehören. Alle nehmen beim Zählen 5 als höhere Einheit an, haben aber auch ein besonderes Wort für 10, sowie wenn sie weiter zählen, für 20, welch letzteres wieder gebraucht wird, um 40, 60, 80 auszudrücken (2, 3, 4 × 20). Das Wort für 100 ist in der Bey-sprache erst in neuerer Zeit durch bondo (verdorben aus englisch hundred) verdrängt worden. Uebrigens wird ziemlich allgemein Negerenglisch gesprochen und auffallend ist es, wie leicht die Neger die Sprachen verschiedener Stämme lernen; es ist nichts Seltenes, Knaben von 12 bis 15 Jahren zu sehen, welche außer Negerenglisch noch 3 bis 4 Negersprachen fließend sprechen. Ueberall, wie weit man auch ins Innere vordringt, trifft man in der Sprache Beweise für den früheren Verkehr mit Spaniern und Portugiesen, so z. B. ist save (saber) allgemein gebräuchlich; ebenso hat das Wort palaver (palabra) ein sehr großes Gebiet erobert.

Die Bevölkerung eines Stammes steht unter ihrem Fürsten oder König, der übrigens sehr einfach und so arm wie sein ganzes Volk ist. Obwohl man, wenn sie erwähnt werden, nicht an das majestätische Auftreten des Königs von Aschanti denken darf, kann man doch sagen, daß sie im eigenen Hause, namentlich bei feierlichen Gelegenheiten, eine gewisse Würde zeigen; im Frieden ist das Oberhaupt Richter, im Kriege Führer. Ohne besondere Einnahmen sucht er seinen Reichthum im Besitz von Sklaven und Frauen; seine Pracht und Größe zeigt er, namentlich auf Reisen, durch ein zahlreiches Gefolge; seine Vasallen sind übrigens im Allgemeinen ziemlich unabhängig und leben als Herren im eigenen Gebiete. Steuern können sie nur in der Form des Ertrages der Arbeit ihrer Leibeigenen, Frauen und Sklaven einnehmen. Die Polygamie, wenn auch für Alle erlaubt, bildet ein Vorrecht der Reichen, die denn auch in diesem Punkte mit einander wetteifern; manche haben 20, 30, ja mitunter 50 bis 100 Frauen, von denen einzelne sich zuweilen eine sehr angesehene Stellung zu erwerben wissen. Der Sklave ist im Allgemeinen in einer durchaus nicht so beklagenswerthen Lage, wie man gewöhnlich annimmt, nur im Falle dringender Nothwendigkeit wird er verkauft. Auf drei verschiedene Weisen kann er in den Zustand der Sklaverei kommen: entweder ist er das Kind einer Sklavin oder ein Kriegsgefangener oder er hat seine Freiheit Schulden halber verloren. Viele Herren und namentlich die Fürsten besitzen Hunderte von Sklaven; im Allgemeinen genießen dieselben ziemlich große Freiheiten, doch kommen auch Fälle vor, namentlich Widerspenstigen gegenüber, wo die Herren ihre ganze Strenge, ja Grausamkeit fühlen lassen. Die Wohnungen der Neger sind meist kreisförmig oder oval, die Wände aus Zweigen geflochten und mit Lehm bestrichen, im Innern sind sie in zwei Räume zum Wohnen und Schlafen getheilt. In dem erstern, welcher meist an einer Seite offen ist, wird gekocht, gegessen und in der Nacht dient er den Hausklaven zum Aufenthaltsort. Das Lager besteht aus gestampftem Lehm oder Holzstücken, über welche eine Matte gelegt ist, ein Holzblock dient als Kopfkissen; es ist nur für den Hausherrn bestimmt, die übrigen Glieder der Familie liegen auf bloßer Erde. Das ganze Gebäude erhebt sich auf einer Unterlage von gestampftem Lehm einige Fuß über dem Boden. Die Hütten reihen sich

Digitized by Google

ohne Regelmäßigkeit an einander. Beinahe alle Ortschaften sind befestigt; gewöhnlich mit einer starken, hohen Palissadirung umgeben oder auch in waldarmen Gegenden mit hohen Wällen von fest in einander gestampftem Lehm. Um die Ersteigung noch schwieriger zu machen, werden alle Mittel, die der Urwald bietet, angewendet, werden die Palissadenreihen verdoppelt und verdreifacht, und diese Abschließungen wieder durch Querwände verbunden. Eine besondere Sorgfalt wird auf die Verstärkung der Eingänge verwendet, in deren Nähe sich ein in Kriegszeiten immer besetztes Wachthaus befindet; diese Stätte bilden den Zufluchtsort für die, namentlich in der guten Jahreszeit, im Lande zerstreut lebenden Neger, so daß sich im Kriege viele Menschen in demselben ansammeln. Mangel an Lebensmitteln brauchen sie gewöhnlich nicht sehr zu befürchten, wohl aber Mangel an Wasser, da die Festungen meist hoch liegen. Die Kriege haben sehr verschiedene Ursachen, die theils schon von den Voreltern übernommen sind, theils der Gegenwart entstammen. Die Kämpfenden suchen sich Bundesgenossen zu verschaffen, und wenn sie sich stark genug fühlen, machen sie einen Raubzug ins feindliche Gebiet, um zu zerstören, zu morden und Sklaven zu rauben. Dem Angriff auf eine befestigte Stadt geht stets eine genaue Rekognoscirung vorher, wenn man sich auch stark genug glaubt, wird doch alle mögliche Schlauheit angewendet, um das Ziel zu erreichen. Im letzten Augenblicke noch sieht man sich wohl einmal die vermeintlich sichere Beute entschlüpfen, wenn es den Gegnern geglückt ist, sich in der äußersten Noth Bundesgenossen zu „kaufen". Der Besiegte trägt sein Schicksal, so gut er kann, schaut aber selbst nach Jahren noch nach Gelegenheit aus, Wiedervergeltung zu üben.

In ruhigen Tagen beschäftigen sich die Eingeborenen hauptsächlich mit dem Ackerbau, wobei der Reis die erste Stelle einnimmt; ein bis zwei Jahre lang wird dieselbe Stelle bearbeitet, dann läßt man sie brach liegen und bepflanzt ein neues Stück Land. Hier und da säet man in der trockenen Jahreszeit im trockenen Waldgrunde, selbst in ausgetrocknetem Moraſt. Die Ernte wird hauptsächlich durch Frauen, Kinder und Sklaven eingebracht; bei der Reisernte sammelt man nur die Aehren, das Stroh wird später verbrannt. Der Bedarf wird täglich auf dem Flur der Wohnungen mit bloßen Füßen ausgetreten und dann in einem Troge durch Stampfen enthülst; daß die Frucht zwischen Steinen feingemahlen würde, ist in Liberia nicht beobachtet worden. Der Saatreis wird in den Aehren aufbewahrt, doch bei der leichtsinnigen Natur des Negers kommt es häufig vor, daß er verzehrt oder verkauft wird. Im Allgemeinen haben sie einige Monate lang Mangel zu leiden, wogegen sie aber auch nach der Ernte gerne im Ueberfluß schwelgen. Außer dem Reisbau beschäftigen sie sich mit der Bereitung von Palmöl, Palmwein und dem Sammeln von Kautschuk. Der Ertrag der Jagd ist bei weitem nicht so groß, wie man bei oberflächlicher Betrachtung glauben sollte. Die Eingeborenen gebrauchen noch Feuersteingewehre mit langem Lauf, die in den Faktoreien zu 3 bis 6 Dollars verkauft werden; übrigens bedienen sich viele noch der Bogen und Pfeile. Das Pulver sieht wie Sprengpulver aus und ist schlecht, es wird in Fäßchen von 4 bis 14 englischen Pfunden verkauft; auch die Feuersteine kommen aus Europa. Anstatt Schrot werden Stücke von zerbrochenem Eisen gebraucht. Das Gewehr wird mit dem Lauf nach vorn auf der Schulter getragen, das Schloß mit einem Ueberzug von Antilopenhaut geschützt; auch eine kleine Jagdtasche, welche außer dem Schießbedarf noch die unentbehrliche Pfeife enthält, ist aus demselben Material verfertigt und oft sehr zierlich gearbeitet. Große Thiere werden mit der Haut vertheilt; Elephanten mit aus Gewehren geschossenen Speeren getödtet; sehr geübt sind die Eingeborenen im Gebrauch von verschiedenen Fallen. Viel mehr Ertrag als die Jagd giebt die Fischerei; Männer üben sie mit der Angel, mit dem Speer und dem Schleppnetz aus. Bei den Fallen, in die man die Fische hineinlockt, um sie dann mit einem hakenförmigen Netz herauszuholen, sind meistens Frauen thätig. An einzelnen Stellen hat man eine große Vorliebe für das Fischen bei Nacht bei Fackelschein, man fängt die Fische mit dem Speer oder mit dem Hieber; in beiden Arten von Sport sind die Neger sehr geübt.

Die Eingeborenen lieben Salz sehr, welches sie entweder in den Faktoreien eintauschen oder selbst am Meere bereiten, indem sie das Wasser in großen, aus Messingblech verfertigten, flachen Gefäßen verdampfen lassen. Das gewonnene Salz wird für den Transport ins Innere in zierliche Körbe verpackt (etwa 1 m lang, 1 dm weit); zehn derselben haben den Werth eines Sklaven. Auf der Mandingoebene soll übrigens auch Steinsalz vorkommen. Zu ihren Genußmitteln gehört auch Rauch- und Schnupftabak; als Dose dient gewöhnlich ein Ziegen- oder Büffelhorn. Tabak wird nicht gekaut, wohl aber die Kolanuß, die in Gegenden, wo sie nicht wächst, auch als Geld gebraucht wird. Die Speisen sind im Allgemeinen sehr einfach, sie werden ausschließlich von den Frauen bereitet und gewöhnlich zweimal im Tage genossen; Reis, Maniokwurzel und, wie früher schon erwähnt, alle Arten Fleisch werden am meisten begehrt; Palmkohl, verschiedene Blätter und Früchte ersetzen sie, wenn es nöthig ist.

In Handarbeiten, Flechten, Knüpfen ꝛc., in der Verfertigung wollener Gewebe, die sie aus selbst bereitetem und gefärbtem Garn spinnen, sind sie sehr erfahren, sie beweisen hierbei, besonders bei der Wahl der Farben, recht viel Geschmack. Das Eisen weiß man mit sehr primitiven Werkzeugen, namentlich auf dem Mandingoplateau, sehr gut zu verarbeiten; die Waffen, die dorther kommen, sind nicht nur vorzüglich, sondern auch sehr zierlich. Ebenso wird Silber zu allerlei Schmuck verwendet; auf der Mandingoebene trifft man auch die Verarbeitung von Gold, worin die Arbeiter, ebenso wie im Graviren, sehr geschickt sind. Besonders hier, doch auch im ganzen Lande, versteht man die Kunst, Leder zu bereiten und dasselbe zu benutzen; überhaupt stehen in Geschicklichkeit und Fleiß die Mandingos höher als alle anderen Stämme. Da nur in einzelnen Theilen des Landes Lastthiere vorkommen und die Flüsse nur bis zu einer gewissen Grenze befahrbar sind, muß der Waarentransport im Innern durch Träger stattfinden, welche etwa 40 kg tragen, mit denen sie leicht 8 Stunden lang marschiren. Natürlich leidet der Handel wie der einzelne Reisende unter dieser Art der Waarenbeförderung durch den bösen Willen der Träger. Der Europäer ist überhaupt manchen Unannehmlichkeiten von Seiten der Eingeborenen ausgesetzt, die ihn meistens sehr höflich, manchmal aber auch unverschämt behandeln und im Allgemeinen wie einen Schwamm betrachten, der in ihre Hände gegeben ist, um ausgepreßt zu werden. Auf den Eingeborenen ist im Allgemeinen wenig Verlaß; so lange er zu essen hat, ist er wenig zur Arbeit geneigt. Einen allgemeinen Typus von seinem Charakter aufzustellen, ist unmöglich, da seine Handlungen unter der Eingebung des Augenblicks stattfinden.

Wir übergehen die wenig Neues bietenden Mittheilungen über Familienleben, Zeitrechnung ꝛc. Die Eingeborenen scheinen den schädlichen klimatischen Einflüssen kaum ausgesetzt zu sein; sie sterben an zufälligen Krankheiten, an

Digitized by Google

Altersschwäche oder an den Folgen von Entbehrungen bei Hungersnoth. Der Tod ist bei ihnen etwas sehr Trauriges, der erste Ausbruch des Schmerzes ist bei dem ganzen Dorfe ein sehr heftiger, selbst ehe der Sterbende noch den letzten Athemzug gethan hat. Bei der Leiche wird eine Todtenklage gehalten, wobei auch der Zauberer, der den Tod verursacht haben soll, herausgefordert und verwünscht wird. Das Begräbniß findet Morgens oder Abends statt; in eine 4 bis 5 Fuß tiefe Grube wird die in eine Matte eingewickelte Leiche niedergelegt; bei Reichen werden ihr kostbare Stoffe mitgegeben, auch Kostbarkeiten und Waffen und alles mit Rum oder Gin begossen und dann das Grab geschlossen. Rundum wird die Stelle mit Steinen eingefaßt (in einem Falle, den Büttikofer beobachtet hat, auch mit Ginflaschen). Die Hinterbliebenen werden nach einiger Zeit mit Trauerpomade eingerieben, die einen abscheulichen Geruch verbreitet, und dann finden große Festlichkeiten statt. Die Ansichten über die Fortdauer der Seele nach dem Tode sind bei verschiedenen Stämmen sehr verschieden.

Was Büttikofer über den Gottesdienst und die Vergnügungen der Neger mittheilt, übergehen wir, um noch einige Worte über die geheimen Gesellschaften zu sagen. Die Nor-Crah (Teufelswald), wie sie in einer der verschiedenen Sprachen heißt, ist eine Vereinigung von Königen und Hauptleuten mit allen ihren Unterthanen. An der Spitze steht der große Teufel, der durch einige Eingeweihte für seine Stellung vorbereitet wird, nachdem ihn die Gesellschaft erwählt hat. Schon im Knabenalter werden die Mitglieder affilirt, später im Mannesalter in die höheren Geheimnisse eingeweiht. Bei den Versammlungen soll es toll hergehen und namentlich der große Teufel durch seine Maske und groteske Sprünge zu imponiren suchen. Ueber den eigentlichen Zweck ist nur bekannt, daß sich die Gesellschaft vermuthlich gegen Einführung neuer Religionen wendet; auf den Verrath ihrer Geheimnisse steht die Todesstrafe. Eine ähnliche Vereinigung besteht auch für Frauen. Trotz dieser Gesellschaften hat der Islam große Fortschritte unter den Negern gemacht.

Die Pamir-Expedition im Jahre 1883 [1]).

Chr. H. Das Jahr 1883 wird für die Erforschung des Pamir ein sehr denkwürdiges bleiben: alle früheren Expeditionen und Reisen, welche in der letzten Zeit von Rußland oder von Indien aus dorthin gerichtet waren, betrafen immer nur sehr unansehnliche Bezirke. Es fehlte bisher an einer gründlichen Untersuchung des Pamir, welche mit einem Male alle jenes Gebiet berührenden verschiedenen geographischen Fragen entschied. — Diese Lücke ist wenigstens für den östlichen Theil durch die große Pamir-Expedition ausgefüllt, welche im Jahre 1883 auf Anordnung des Generalgouverneurs von Turkestan ausgerüstet wurde. Es nahmen vor allen daran Theil: der Generalstabskapitän Putäta, der Geologe Iwanow und der Topograph Bendersky. Der Energie dieser Männer ist es zu danken, daß der östliche Theil der Pamir-Hochebene nach allen nur möglichen Richtungen durchmessen ist, und daß an der Südgrenze derselben die lang ersehnte Verbindung zwischen der russischen und englischen Marschroute hergestellt ist.

Herr Iwanow stattete am 11. (23.) April 1884 in der allgemeinen Sitzung der Geographischen Gesellschaft in Petersburg einen ersten Bericht über die Expedition ab.

Die Bedingungen, unter denen die Expedition ins Leben trat, waren äußerst ungünstig: statt acht Mitglieder konnten nur drei theilnehmen; die Geldmittel waren sehr karg bemessen und betrugen für die drei Mitglieder und eine Begleitung von zwölf Kosaken nicht ganz 6000 Rubel (ca. 12000 Mk.). Statt eines Dolmetschen mußte man sich mit einfachen Dshigiten (kirgisischen Pferdeknechten) begnügen; die nothwendigen Instrumente waren nicht rechtzeitig vorhanden und dergleichen mehr. Dazu kamen die Schwierigkeiten, welche der Expedition von Seiten der Afghanen und Kaschgaren sofort beim Beginn bereitet wurden.

Trotz aller Schwierigkeit gelang es dennoch den Mitgliedern der Expedition, die Aufgaben, welche sie sich gestellt, zu lösen: sie besuchten die offenen Seenthäler, welche dem Pamir typisch sind, sie lernten die ausgetrockneten Kessel, die Schluchten und Engpässe kennen, sie gelangten in Gebirgsthäler, welche mit Wald bestanden waren. Die Expedition durchforschte von allen Seiten fast alle bisher ununtersucht gebliebenen Punkte; nur die Kaschgarberge und der südöstliche Winkel des Pamir blieben unberührt. — Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Expedition auch mit der Natur selbst zu kämpfen hatte, bei Märschen durch wasserlose Strecken, beim Ueberschreiten von Gebirgspässen mit drohenden Abhängen war das Leben einzelner oftmals in Gefahr. — Aller Hindernisse ungeachtet ging die Expedition siegreich aus dem Kampfe hervor und sammelte ein reiches Material, welches endlich Licht in das geheimnißvolle Dunkel des Pamir bringen wird. (Die Marschroute selbst übergehen wir hier, weil sie ohne Beigabe der Karte, welche übrigens in „Petermann's Mittheilungen" und den Londoner „Proceedings of the R. Geogr. Society" reproducirt wurde, unverständlich bliebe.)

In der allgemeinen Sitzung vom 2. (14.) Mai setzte Iwanow seinen Bericht fort. Er schilderte die Natur des Pamir, die daselbst lebenden Völkerstämme und gab eine allgemeine Uebersicht aller gewonnenen Resultate.

Er wies auf die Aehnlichkeit hin, welche die Natur des Pamir mit dem Alaithal hat; das letztere ist gleichsam die Vorhalle des Pamir. Der östliche Theil des Pamir hat eine Wiesen- oder Steppennatur. Die Flora dieses Gebietes ist eine Mischung von Polar-, Wiesen- und Steppenflora, aber die Mischung zeigt sich hier geringer als im Alaithale, überdies sind auf dem Pamir nicht so ausgedehnte Wiesen anzutreffen wie im Alaithale. Im Westen beginnt das Gebiet der Baumvegetation. Entsprechend der Flora hat auch die Fauna einen ähnlich gemischten Charakter: hier lebt der gezähmte Jak zusammen mit dem Arkar (oder Archar), eine Art Bergschaf, welches der Meinung Kostenko's entgegen hier in großer Menge vorkommt. Im westlichen bergigen Pamir treten Getreidearten, sogar Baumwolle auf. Das Klima ist rauh; die angestellten Nach-

[1]) Nach der russischen „Oestlichen Rundschau" 1884, Nr. 16, und „Nachrichten d. Geogr. Gesellsch." 1883, Nr. 4, S. 332 bis 340. „Nowosti" 1884, Nr. 101 u. ff.

Digitized by Google

fragen, sowie die eigenen Beobachtungen Iwanow's lassen darauf schließen, daß der Winter fast sieben Monate andauert. Auch in den heißesten Sommermonaten giebt es Nachtfröste; nach einem solchen sind alle kleinen Bäche an ihren Rändern mit Eis bedeckt, und daneben blühen am Tage die Blumen. Diese auffallende Erscheinung erklärt sich dadurch, daß die Vegetation des Pamir sich der Rauhheit des Klimas angepaßt hat. Die Schneemengen anlangend, so wird an einigen Orten Schnee in großen Mengen angetroffen, an anderen nur sehr wenig, was nur dadurch zu erklären ist, daß der Schnee an offen gelegenen Stellen unter dem Einfluß der warmen Strahlen der südlichen Sonne schnell schmilzt. Es überwiegen Westwinde. Inmitten dieser eigenartigen Natur leben die Angehörigen zweier verschiedener Volksstämme. Zu dem einen Volksstamme der Mongolen gehören die offenbar die Urbevölkerung des Pamir bildenden Kirgisen, welche in vier Geschlechter (Sippen) getheilt werden. Die Pamir-Kirgisen sind den Alai-Kirgisen verwandt; sie haben dem Typus nach viel gemeinschaftliche Züge, doch sind die Pamir-Kirgisen ausgezeichnet durch einen sehr starken Haarwuchs, durch krankhafte Augen und schlechte Zähne. Die Pamir-Kirgisen sind solche Nomaden, daß sie nicht einmal während des rauhen Winters sich Winterhütten bauen, sondern auch dann in denselben zerfetzten Kibitken (Zelten) wohnen, in denen sie Sommers leben. Mit dem Beginn des Sommers ziehen sie etwa 2000 Fuß höher hinauf, um ihrem Vieh entsprechendes Futter zu verschaffen. Der Charakter der Pamir-Kirgisen ist dem der Alai-Kirgisen ähnlich, doch sind sie scheuer und noch weniger civilisirt. Unter ihnen lebt noch heute der berühmte Räuber Saib Nazar, welcher einst der Schrecken der ganzen Bevölkerung Pamirs war, doch jetzt ganz schwach ist. — Vor 15 Jahren rechneten die Pamir-Kirgisen sich zu Kokan, aber als Jakub Bek Kaschgar eroberte, veränderten sie ihre Stellung. Jakub Bek lockte sie nämlich durch betrügerische Versprechungen zur Zeit des Krieges mit China in seinen Dienst; als die Chinesen zurückgeschlagen waren, blieben die Kirgisen dem Jakub Bek unterthan; sobald aber die Chinesen aufs neue Kaschgar erobert hatten, begann der Streit darüber, ob die Kirgisen sich für Unterthanen Kokans oder Kaschgars halten sollten. Von der Entscheidung dieser Frage in dem einen oder andern Sinne ist auch die Bestimmung der russischen Grenze mit China abhängig.

Das andere Volk des Pamir, die Tadschik, gehört zum arischen Volksstamme; die Tadschik zeichnen sich im Gegensatz zu den Kirgisen durch ihr Streben nach Kultur und Seßhaftigkeit aus. Leider aber hat das Schicksal die Tadschik in die Gebirge von Pamir getrieben, welche durch Unfruchtbarkeit des Bodens charakteristisch sind. Obwohl die abgeschlossene Lage der von den Tadschik bewohnten Gegend ihnen die Möglichkeit geboten hätte, selbständig zu bleiben, so hat ihre Armuth und in Folge dessen die Abhängigkeit von ihren reichen Nachbargegenden sie zu Sklaven und Vasallen ihrer Nachbarn gemacht. Die Tadschiks stehen unter der Gewalt der Beks, welche sie mit Frohndiensten und schweren Abgaben belegen; dazu kommt, daß die Beks Sunniten und die Tadschiks Schiiten sind, und daß die Tadschiks dadurch noch rechtloser als sonst dastehen. Doch ist die Lage der Frau unter den Tadschiks besser als sonst unter Mohammedanern; die Frau ist keine Sklavin, sondern gleichberechtigt mit dem Manne, eine kunstfertige Arbeiterin. Alles, was im Hause angefertigt wird, besorgt die Frau. Der Vortragende wollte beobachtet haben, daß die Sprache der Tadschik in einzelnen Worten ihn an das Englische und Spanische erinnert hätte, und daß viele Worte dem Russischen gleichlautend sind. Bemerkenswerth ist, daß einige Gesänge der Tadschik in überraschender Weise an italienische Fischerlieder erinnern.

Iwanow schloß seine Mittheilung mit einer kurzen Uebersicht der Resultate der Pamir-Expedition; sie bestehen in Folgendem: Mit dem Namen Pamir wird das hohe Gebirgsplateau bezeichnet, von welchem der Amu-darja und der Gezi ihren Ursprung nehmen; die bisher angenommene scharfe westliche Grenze des Pamir existirt nicht; als Grenzlinie nach Westen kann eine Linie gelten, welche durch die ersten Ansiedelungen mit Getreidefeldern gezogen wird; in Betreff des Bolor-Gebirges ist hervorzuheben, daß meridionale Erhebungen im Pamir nicht existiren.

Kürzere Mittheilungen.

Schwedens Bevölkerung.

Nach dem kürzlich vom schwedischen statistischen Centralbüreau herausgegebenen Bericht über die Bewegung der Bevölkerung im Jahre 1882 betrug am Schlusse dieses Jahres die Volksmenge in ganz Schweden 4 579 115 Personen oder nur 6870 (0,15 Proc.) mehr als zur gleichen Zeit des Vorjahres. Die Zunahme war ungefähr dieselbe wie im Jahre 1881, aber weit geringer als in gewöhnlichen Jahren; die Ursache war die große Auswanderung. Die Bevölkerung der Städte vermehrte sich im Laufe des Jahres um 19 993 Personen und betrug am Ende des Jahres 15,95 Proc. der Gesammtbevölkerung; die Landbevölkerung verminderte sich um 13 123 Personen. Die Verminderung traf die meisten südlichen Läne des Landes. Wie es in den Jahren starker Auswanderung gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, hatte sich das Verhältniß zwischen dem männlichen und dem weiblichen Geschlecht gegenüber den Vorjahren etwas verschlechtert. Gegen 1000 Personen männlichen Geschlechts gab es im Jahre 1882 1064 weiblichen Geschlechts; 1040 auf dem Lande und 1199 in den Städten.

Die Anzahl der im Laufe des Jahres geschlossenen Ehen bezifferte sich auf 28 967 oder 63 Ehen auf je 10 000 Bewohner des Landes. Von 1000 Ehen wurden 865 zwischen Unverheiratheten eingegangen, 29 zwischen unverheiratheten Männern und Wittwen, 86 zwischen Wittwer und unverheiratheten Frauen, 20 zwischen Wittwern und Wittwen. Im Ganzen verheiratheten sich 3085 Wittwer und 1418 Wittwen aufs Neue, davon 10 Wittwer und 2 Wittwen zum vierten Male. Das Durchschnittsalter beim Eintritt in die erste Ehe war für Männer 28,5 und für Frauen 26,9 Jahre. Das Jahr 1882 bestätigte wieder die bisher gewonnene Erfahrung, daß die meisten Ehen (44,2 Proc.) während der drei letzten Monate des Jahres geschlossen werden. Durch den Tod wurden 20 462 Ehen aufgelöst, und zwar 11 394 durch den Tod des Mannes und 9068 durch den der Frau.

Die Anzahl der geborenen Kinder betrug 138 064, wovon 134 300 lebend- und 3764 todtgeboren waren; 1890 mal

Digitized by Google

lamen Zwillings-, 26 mal Drillings- und einmal Vierlingsgeburten vor. Auf 1000 Mädchen entfielen von den lebendgeborenen Knaben 1054 und von den todtgeborenen 1390. Von sämmtlichen geborenen Kindern waren 10,3 Proc. uneheliche; auf das platte Land entfielen davon 8,5 Proc. und auf die Städte 18,1 Proc. Von den Müttern waren 4 noch nicht 15 Jahre und 28 über 50 Jahre alt.

Im Jahre 1882 starben im Ganzen 79 406 Personen, davon 63 753 auf dem Lande und 15 653 in den Städten; 40 334 waren männlichen und 39 072 weiblichen Geschlechts. Die geringste Sterblichkeit fiel auf die Jahresklassen 10 bis 20 und 20 bis 30 Jahre, nämlich 44 auf erstere und 62 auf letztere von je 10 000 Personen; die größte Sterblichkeit zeigte das Alter über 60 Jahre mit 533 und die Jahresklasse von 0 bis 10 Jahren mit 307 Todesfällen auf je 10 000 Personen. Von den Gestorbenen hatten 5778 (2265 Männer und 3513 Frauen) das 80. Lebensjahr überschritten; zwei Frauen erreichten ein Alter von resp. 101 und 102 Jahren. Das Durchschnittsalter der Gestorbenen betrug auf dem Lande 38,5 Jahre für männliche und 37,2 Jahre für weibliche Personen; in den Städten resp. 25,3 und 31,1 Jahre. An epidemischen Krankheiten starben 13 593 Personen, davon 3665 an Diphtheritis, an Diarrhöe 2963, Masern 1721, Scharlachfieber 1364 Personen. Die gewaltsamen Todesfälle zeigen eine hohe Ziffer, nämlich 2450; von den Todesursachen sind in erster Linie zu nennen: 1432 Fälle von Ertrinken, 547 Fälle Körperverletzungen und 65 Fälle Mord oder Todtschlag. Die Anzahl der Selbstmorde war im Jahre 1882 größer als je zuvor, denn nicht weniger als 482 Personen entleibten sich. Die Auswanderung erreichte im genannten Jahre ihre höchste Ziffer mit 50 178 Auswanderern; dagegen kehrten 3567 früher ausgewanderte Personen nach ihrer alten Heimath zurück. W. Finn.

Die venezolanische Bergbaugesellschaft El Callao.

Der im März dieses Jahres erschienene Bericht der Direktion der Venezolanischen Bergbaugesellschaft El Callao für das Jahr 1883 theilt zunächst mit, daß der Beschluß der vorjährigen Generalversammlung, nachdem die Verhandlungen mit europäischen Kapitalisten wegen käuflicher Uebernahme der Hälfte des Bergwerks abgebrochen waren, das Grundkapital auf 32 200 000 Bolivares zu erhöhen und in 32 200 Aktien zu je 1000 Bolivares zur Vertheilung zu bringen, ausgeführt ist und daß die Aktionäre die neuen Aktien zum Umtausch gegen ihre alten Koupons in Empfang genommen haben. Den Beweis für den guten Erfolg dieser Maßregel liefert die Steigerung des Werthes der Aktien auf dem europäischen Markte. Das Vertrauen aber, welches die Direktion in die Ergiebigkeit der Mine setzte, hat die Erwartung noch übertroffen. Denn im letzten Jahre sind 6 085 800 Bolivares Dividende (1 027 000 Bolivares mehr als im vorigen Jahre) vertheilt worden, d. h. fast 19 Procent Zinsen auf das neue Kapital, was beweiß, daß der den Minen beigelegte Werth richtig berechnet war. 27 586 Tonnen Quarz (5181 mehr als 1882) wurden zu Tage gefördert, die einen Ertrag von 134 362,68 Unzen in fundirtem Golde (28 966,60 mehr als 1882) lieferten.

Da nun die Produktionsunkosten, wenn auch geringer als im vorigen Jahre, doch immer noch so hoch sind, daß nur eine so reiche Mine, wie die von El Callao, mit einem Goldgehalt von 5 Unzen pro Tonne, sie zu verwinden im Stande ist, so hat die Direktion ihr Hauptaugenmerk darauf gerichtet, den Ausgabeetat möglichst zu reduciren und trat mit dem vom Hause Rothschild mit der Prüfung der Bergwerke beauftragten Ingenieur Herrn Hamilton Smith nach Abbruch der mit dem Hause geführten Verhandlungen direkt in Verbindung. Derselbe übernahm es, auf Rechnung der Gesellschaft das Bergwerk und alle anderen im Yuruari-gebiet gelegenen Minen zu untersuchen, ohne Rückhalt sein Gutachten auszusprechen und die seiner Meinung nach nöthigen Reformen anzugeben. Anfang Mai vorigen Jahres kam er nach El Callao und am 30. Juni stattete er seinen Bericht ab, der in spanischer, englischer und französischer Sprache veröffentlicht ward. Nach demselben befindet sich der Minenbetrieb in Folge der Anwendung eines ganz unvollkommenen Systems in schlechtem Stande; die Mühle, sagt er, ist so mangelhaft und die angewandte Amalgamationsmethode so ungenügend, daß nach den in El Callao und in New York mit dem Abfall gemachten Analysen und Experimenten thatsächlich täglich, so oft die Mühle arbeitet, beinahe 50 Unzen Gold im Yuruari verloren gehen, was um so mehr ins Gewicht fällt, als in jedem andern Lande ein täglich 50 Unzen Gold producirendes Bergwerk schon für eine Mine ersten Ranges gilt.

Die Schuld daran fällt weniger dem bisherigen Leiter zur Last als der Art, wie seit der ersten Organisation die Arbeiten in Angriff genommen wurden, die für den Anfang wohl genügten, allmählich aber, indem nur die Zahl der alten 5 Stampfwerke schließlich bis zu 60 vermehrt wurden, so mangelhaft wurde, daß eine entsprechende Verbesserung ebensoviel, wenn nicht mehr Kosten verschlungen haben würde, als ein ganz neues Mühlenwerk, ohne Berechnung des Zeitverlustes, welchen eine Unterbrechung der Arbeit hätte veranlassen müssen.

Demgemäß ist nun nach Herrn Smith's Vorschlag bereits im September die Ausgrabung eines neuen 300 m tiefen Minenganges (unter dem Namen Schacht Nr. 6) auf der reichsten Stelle des Bergwerks, die Herr Smith selbst aussuchte, begonnen; und um sie noch mehr zu fördern, sind mehrere „Rock drills" bestellt, mit denen man hofft, monatlich 20 bis 30 Meter ausgraben zu können. Ferner wurde Herr Smith mit der Besorgung einer neuen, mit allen Verbesserungen der Neuzeit ausgestatteten Mühle mit 60 Stampfwerken und allem Zubehör betraut, deren Ankunft im Mai erwartet wurde, so daß sie bis zum August wird aufgestellt sein können, während ihre nöthige Ergänzung, der neue Schacht, der jährlich 40 000 Tonnen Quarz zu Tage fördern soll, allerdings vielleicht nicht vor September 1885 vollendet sein wird. Bis dahin muß das alte theure und mangelhafte Verfahren beibehalten werden. Dann aber ist, so lange die reiche Erzader nicht versiegt, der doppelte Ertrag des bisherigen zu erwarten, so daß die Kosten der einzuführenden Neuerungen schon im ersten Jahre durch den Mehrgewinn gedeckt sein werden. Und selbst wenn die Ader einmal an Stärke abnehmen sollte, so wird der Ertrag sich doch voraussichtlich stets auf der Höhe von 1883 halten, welcher der größte ist, der bisher erreicht ward; und die Unkosten werden, da die doppelte Quantität an Mineral gewonnen werden wird, sich um die Hälfte verringern.

Endlich hat die Direktion einem Beschluß der letzten Generalversammlung zufolge mit der Gesellschaft Union einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem sie derselben, die bisher an Kapitalmangel krankte, 1 200 000 Bolivares zur Verfügung stellte, um die Arbeiten derselben zu fördern, sich die Leitung der Arbeiten, die Anschaffung von Maschinen und die Verwaltung des Fonds vorbehaltend, wogegen die Gesellschaft Union der Gesellschaft El Callao 48 der im Umlauf befindlichen Aktien (im Werthe von je 25 000 Bolivares) überläßt und sich verpflichtet, das vorgestreckte Geld mit den ersten zur Verfügung stehenden Erträgen zurückzuerstatten. Als Bürgschaft tritt die Union der Gesellschaft El Callao ihren Besitz im Valle de Mocupia ab, behält sich aber das Recht des Rückkaufs vor. Eine neue Mühle ꝛc. ist im Oktober vorigen Jahres in den Vereinigten Staaten bestellt, nachdem man sich der Existenz einer reichen Goldader vergewissert hatte, und wird spätestens im Juni aufgestellt sein und Anfang Juli zu arbeiten beginnen unter Aufsicht des Ingenieurs L. M. Davis. F. Sch.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Aus Madrid wird dem „Standard“ gemeldet: Nach langen Unterhandlungen sind die spanische und französische Regierung übereingekommen, die Genehmigung zum Bau zweier verschiedener Eisenbahnen über die Pyrenäen zu ertheilen. Die erste Linie wird die Eisenbahn von Madrid nach Saragossa über Huesca und Canfranc nach einem 4 km langen Tunnel in Somport verlängern und von dort nach Oloron in Frankreich laufen. Diese Linie wird von großer Wichtigkeit für Aragon und das Ebrothal und künftighin die kürzeste Route zwischen Paris und Madrid sein. Die zweite wird die Pyrenäen von Lerida über die Thäler der Noquera und Pallaresa durchschneiden bis zu einem 8 km langen Tunnel in Solanut, ehe die Linie das französische Departement Ariège betritt. Letzterer Linie mißt die französische Regierung die größte Bedeutung bei, weil sie ihr späterhin über Valencia und Cartagena die kürzeste Eisenbahnverbindung für Truppensendung und den Handelsverkehr nach Algier hin zu liefern verspricht.

Asien.

— Indonesien oder die Inseln des Malaischen Archipels von A. Bastian. 1. Lieferung. Die Molukken. Mit drei Tafeln. Berlin, Ferd. Dümmler. 1884. Bastian beginnt hiermit ein Werk, welches ein Seitenstück und eine Ergänzung zu seinen „Völkern des östlichen Asiens“ zu werden verspricht. Allerdings treten die Reisen in den Hintergrund und nur flüchtig werden einige Notizen von Halmahera, Tidor und den Nachbarinseln mitgetheilt. Hauptsache ist die Einheimsung ethnologischen Materials und diese ist denn namentlich auf psychischem Gebiete wieder reichlich ausgefallen, mit den nöthigen Parallelen aus anderen Völkerkreisen, wie bei Bastian selbstverständlich. Scheinbar ungeordnete Massenanhäufungen, lassen sie doch bereits primordiale Streifungen im Werdeproceß erkennen, und jetzt, wo es sich mehr und mehr zu klären beginnt, wird das Ganze bald auf eine Reihe klar durchsichtiger Elementargesetze reducirt sein, so daß dann, in der Psychologie als Naturwissenschaft auf ethnischer Grundlage, die Organisation des Menschheitsgedankens vor uns liegt aus allen Zeiten und Völkern (S. 5).

Der Autor, dessen Art zu arbeiten hinlänglich bekannt, der hier „nochmals einige Beiträge zusammengeschleift für die Ethnologie“ entschuldigt sich denn auch (S. 133) wegen seiner durchaus von anderen in der Form abweichenden Schriften. Es würde, meint er, über dieselben „wieder manch saures Gesicht gemacht werden von denen, die es als ihr Recht beanspruchen, daß ihnen nicht nur die Speise zugetragen werde, sondern daß man diese auch zu kochen die Pflicht habe und dann mit eigenen Händen diejenigen noch füttere, welchen es zu unbequem ist, zwischen den Zeilen zu lesen, was dort geschrieben steht.“ Aber bei der großen Arbeitshäufung stellt B. sein Material jenen, die Hilfe und Mitarbeit gewähren wollen, „gewissermaßen im Rohzustande“ zur Verfügung. „Das Hauptaugenmerk war auf dieser wie auf den früheren Reisen besonders auf die psychologischen Erfordernisse der Ethnologie gerichtet, da sich jeder seine Specialität zu wählen hat. Was sich außerdem an anthropologischen, historischen, philologischen Notizen bot, habe ich ebenfalls aufgerafft und jetzt hinzugefügt.“ Dahin gehören die Vokabularien von verschiedenen Molukken. S. 120 bis 131.

Vom Konservator A. Krause sind die einzelnen wichtigen ethnographischen Stücke, die Bastian für das Berliner Museum erwarb, beschrieben und auf drei Lichtdrucktafeln abgebildet worden; so Musikinstrumente, die Apparate zur Bereitung des Sago, Harnische aus Schnürgeflecht, von Mandhar zur größern Widerstandsfähigkeit mit Muschelschalen besetzt, Schmuck, Kleidungsstücke und Matten, letztere in Buntdruck, um das geschmackvolle Ornament und die feine Farbenstimmung zu zeigen.

— Nach einer Meldung aus Simla wird eine gemischte englisch-russische Kommission im Herbste dieses Jahres nach dem Norden Afghanistans aufbrechen, um die Grenze festzustellen. Man soll sich geeinigt haben, daß die Grenze dem Laufe des Orus bis Chodscha Salih folgt, dann nach Süden und Westen abzweigt und an den kultivirten Landstrichen entlang nach Puli Khatun am Heri-rud-Flusse läuft. Sieht man selbst davon ab, daß der „Kawkas“, das amtliche Organ des Fürsten Dondukow Korsakow, bereits offen Balch, Herat und das ganze Murghâb-Thal beansprucht, so liegt auch die oben bezeichnete Linie bedeutend weiter südlich als die meist auf englischen Karten angegebene, und sofort haben sich auch englische Stimmen erhoben, die über den Verlust eines fruchtbaren Streifens von Afghanistan und die Verschiebung der russischen Machtsphäre bis auf eine Entfernung von 150 engl. Meilen an Herat und auf 80 Meilen an Meschhed heran Alarm schlagen. Beträgt doch die Entfernung zwischen Herat und der nächsten englischen Garnison Ketta 514 englische Meilen, ja nur nach Kandahar hin 145 Meilen. Zudem gewinnt die Verlängerung der transkaspischen Eisenbahn, die jetzt bis Kizil-Arwat geht, deren Fortführung auf Askabad aber Fürst Dondukow schon zugelagt hat, bis nach Herat hin immer mehr Wahrscheinlichkeit.

Inseln des Stillen Oceans.

— Tawhiao, der Maorikönig in Neu-Seeland, und fünf Häuptlinge sind in London angelangt, um der englischen Königin ihre Beschwerden über ihnen zugefügtes Unrecht von Seiten der Kolonialregierung vorzutragen. Vor ihrer Abreise wurde auf einer zahlreich besuchten Versammlung der Maoris eine Resolution angenommen, daß die Maoris am Christenthume festhalten und die Königin Victoria lieben und ehren wollen. Auf Anlaß der Ankunft des Königs in England weist das „Athenaeum“ auf das nahe bevorstehende Erscheinen eines Werkes von J. H. Kerry-Nicholls, betitelt: The King-Country; or Explorations in New Zealand (Sampson Low und Komp.), hin. Dasselbe enthält einen Bericht über eine Reise durch das Maori-Land mit Beschreibungen von der „Lake Country“ (dem Wunderlande der Antipoden), den Gegenden um den See Taupo, einer Besteigung des thätigen Vulkans Tongariro und dem Berge Ruahapehu. Beigefügt ist eine Karte und zahlreiche Illustrationen, sowie Porträts vom Könige und berühmten Maorihäuptlingen.

Inhalt: Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen. VI. (Mit sieben Abbildungen.) — Emil Schlagintweit: Wander- und Zigeunerstämme im nordwestlichen Indien. II. (Schluß.) — Büttikofer's Bericht über Liberia. II. (Zweite Hälfte.) — Die Pamir-Expedition im Jahre 1883. — Kürzere Mittheilungen: Schwedens Bevölkerung. — Die venezolanische Bergbaugesellschaft El Callao. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Inseln des Stillen Oceans. (Schluß der Redaktion: 6. Juli 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen.

(Die Abbildungen, sofern nichts anderes bemerkt ist, nach Photographien.)

VII.

Zwei Kilometer von der Hacienda Uxmal liegen die berühmten Ruinen gleichen Namens, die Rivalen derer von Chichen, aber zum Theile jüngern Ursprungs. Letztere scheinen ihrer Erhaltung nach jener Renaissanceperiode anzugehören, von welcher wir bei Kabah gesprochen haben. Uxmal ist so oft besucht und beschrieben worden, daß wir uns auf das Nöthigste zur Erläuterung der Abbildungen und auf das Hervorheben derjenigen Merkmale beschränken können, welche für das junge Alter gewisser Denkmäler sprechen.

Der „Palast des Gouverneurs" ist wohl das größte, prächtigste und am besten verstandene unter den alten Denkmälern Amerikas; er steht auf drei über einander gesetzten Pyramiden, wodurch seine Großartigkeit vermehrt wird, ist zugleich einfach und reich, bescheiden und doch auch prächtig. Die einfach glatte Untermauer steht zu dem großen reich verzierten Friese darüber in scharfem Gegensatze; letzterer zeigt auf einer Länge von 100 m eine Guirlande von kolossalen Köpfen und darunter Mäanderfiguren in Hautrelief auf einem glatten Untergrunde von steinernem Gitterwerke und macht einen wundervollen Eindruck. Der Palast ist trotz der drei Jahrhunderte, seitdem er verlassen ist, gut erhalten und wäre es noch besser ohne den Vandalismus früherer Besitzer, welche aus der Basis Steine zum Bau ihrer Hacienda entnahmen. Der Name Uxmal soll „dreimal gebaut" bedeuten, sei es, daß die Stadt zweimal zerstört und dann wieder aufgebaut oder daß die Denkmäler zu drei verschiedenen Zeiten errichtet wurden. Besonderes Interesse verdienen die Details von der Hauptthür des Palastes und die prächtige „Inschrift", welche auf unserer zweiten und dritten Abbildung dargestellt sind. Die hölzernen Thürstürze sind herausgenommen worden und der vorspringende Sims ist herabgestürzt; darüber befanden sich herrliche Ornamente in Hautrelief, welche von den ersten Entdeckern zerstört oder entfernt wurden. Noch höher sind drei Adler mit halb entfalteten Flügeln angebracht, ferner ein rundes Fußgestell mit einer verstümmelten Büste, deren fehlender Kopf den gewaltigen Federschmuck trug, der auf allen yucatekischen Reliefs wieder erscheint. In dem Sockel der Büste finden sich drei umgekehrte Köpfe von vortrefflicher Ausführung und zu beiden Seiten die sogenannte „Inschrift".

Weiterhin kommt der „Palast der Nonnen", ein großes Parallelogramm, das von vier reich verzierten Gebäuden verschiedenen Stiles gebildet wird. Der nördliche Flügel umschließt Theile eines kleinern und anscheinend ältern Gebäudes, das wahrscheinlich dem ältesten, zerstörten Uxmal angehörte, während das umgebende jüngere Bauwerk aus der mehrfach erwähnten Renaissanceperiode stammt.

Das „Haus des Zwerges", auch „Haus des Sehers" (Casa del Adivino) genannt, ist ein sehr niedlicher Tempel auf der Spitze einer fast 100 Fuß hohen und sehr steil aufsteigenden Pyramide. Er besteht aus zwei Theilen, einem obern auf der höchsten Terrasse und einem darunter gelegenen, der nach Westen, den Gebäuden der Stadt zugekehrt ist, und war sehr reich geschmückt, so daß man annimmt,

Digitized by Google

Palaſt des Gouverneurs in Uxmal.

Digitized by Google

daß er der Hauptgottheit geweiht war. Je eine große Treppe, die eine im Osten, die andere im Westen, führte zu den beiden Gebäuden. Im Jahre 1656 besuchte der Pater Cogolludo diesen Tempel und berichtet, daß die Treppe so steil war, daß er schwindelig wurde; in dem einen Saale fand er Opfergaben von Kakao und Spuren von ganz kürzlich verbranntem Kopalharze. Also opferten noch 115 Jahre nach der Conquista die Indianer von Uxmal ihren alten Göttern und hatten ihren alten Glauben noch nicht aufgegeben; auch mußten damals die Gebäude noch gut erhalten sein. Sagt doch 30 Jahre früher (1626) Lizana, daß sich unter jenen Baulichkeiten einige so neue und weiße und mit so vorzüglichen hölzernen Thürstürzen befänden, daß man meinen sollte, sie seien kaum 20 Jahre alt. Auch giebt er an, daß die Indianer diese Paläste nicht bewohnten, sondern in den Wäldern Strohhütten besaßen; sie benutzten dieselben vielmehr als Tempel und Heiligthümer.

Uxmal ist die einzige Stadt, deren Gebäude so gruppirt sind, daß man sie von einem Standpunkte aus übersehen kann. Zur Linken liegt in der Ferne die Casa de la vieja oder „das Haus der Alten", dann der Palast des Gouverneurs und rechts davon etwas tiefer das Haus der Schildkröten, so benannt nach einer Reihe dieser Thiere über dem obern Gesimse; dahinter eine große Pyramide ohne Gebäude, aber mit großer Plattform, genannt Cerro de los sacrificios (Hügel der Opfer), wo die Menschenopfer stattgefunden haben sollen. Es wäre das eine Nachahmung mexikanischer Tempel, welche aus einer Pyramide mit kleinen hölzernen Kapellen und dem techeatl bestanden, einem gewölbten Steinblock, auf welchem das Opfer so ausgestreckt wurde, daß der Priester ihm leicht die nach oben hervortretende Brust mit dem Messer öffnen und ihm das Herz herausreißen konnte. Dieses Opfer mußte stets in Gegenwart des Volkes am Rande der Pyramide stattfinden, von wo der leblose Körper herabgeworfen wurde, damit sich die Untenstehenden darin theilten. Die Tolteken dagegen, welche keine Menschenopfer kannten, hatten wirkliche Tempel auf ihren Pyramiden, ähnlich denen in Yucatan, wo sie diese Art der Architektur entwickelten. Wenn wir also bei den Mayas in Yucatan Menschenopfer und die damit zusammenhängende Anthropophagie finden, so können wir beides nur mexikanischem Einflusse zuschreiben, und auch die Historiker versichern übereinstimmend, daß erst die Azteken diesen schauerlichen Gebrauch auf der Halbinsel einführten. Dorthin kamen sie aber erst, wie früher nachgewiesen, im Jahre 1440. Mithin können auch alle mit Menschenopfern zusammenhängenden Gebäude nicht ältern Datums sein und folglich sind gewisse Denkmäler in Uxmal modernen Ursprungs.

Details von der Hauptthür des Palastes des Gouverneurs in Uxmal.

Rechts von der zuletzt besprochenen Pyramide liegt eine solche mit Stufen, wie sie sich auch in Chichen und Palenque finden; rechts von dieser, aber näher, die Casa de las palomas (Taubenhaus), so benannt wegen der großen, von Löchern durchbohrten Thürme, welche Theile der öfters erwähnten dekorativen Mauer bilden. Letztere findet sich in Uxmal nur an den zerfallensten Monumenten und wäre demnach ein Merkmal höhern Alters. Näher als diese Gebäude liegen im Walde zerstreut verschiedene Ruinen, darunter das Tlachtli oder Haus für das Ballspiel, welches in Uxmal wie in Chichen und auf dem Hochplateau das nationale Spiel war. — Im Vordergrunde endlich zeigt sich der südliche Theil des Palastes der Nonnen mit seinem großen Eingangsthore.

Daß die Bauwerke Uxmals noch lange nach der Eroberung durch die Spanier sich in vortrefflichem Zustande befanden, beweist auch eine Urkunde des Königs von Spanien vom Jahre 1674 (siehe Stephens, Incidents of travels in Yucatan I, p. 323), wonach noch damals die Indianer dort ihre Götzen verehren, ihnen Weihrauch spenden und zu ihren Ehren andere abscheuliche Opfer bringen, „wie sie es notorisch und öffentlich jeden Tag thun". Noch aus dem Jahre 1688 haben wir die Nachricht, daß in einzelnen Gebäuden sich die Thüren noch im Stande befanden, ebenso die Cisternen. Beweise genug, daß manche Gebäude in Uxmal vor wie nach der Conquista bewohnt worden, und daß sie neuern Ursprungs sind, daß überhaupt die Denkmäler Yucatans von dem noch vorhandenen Volke herrühren und daß die zu verschiedenen Zeiten von den toltekischen Eroberern gegründeten Städte des Landes nicht älter sind als das 11. Jahrhundert, während die jüngsten dem 15. angehören.

Ueber Muna kehrte Charnay nach Merida zurück und schiffte sich in dessen Hafenstadt Progreso nach Süden, nach Carmen und Frontera in dem mexikanischen Staate Tabasco ein. Am folgenden Morgen war bereits Campeche erreicht, und da der Dampfer „Asturias" nur eine Nußschale war, so konnte er sich dem Lande so weit nähern, daß der Reisende eine Skizze der Stadt zu entwerfen vermochte. Größere Dampfer müssen hier, wie in Progreso, vier Seemeilen von

„Inschrift" vom Hause des Gouverneurs in Uxmal.

Das Haus des Zwerges in Uxmal.

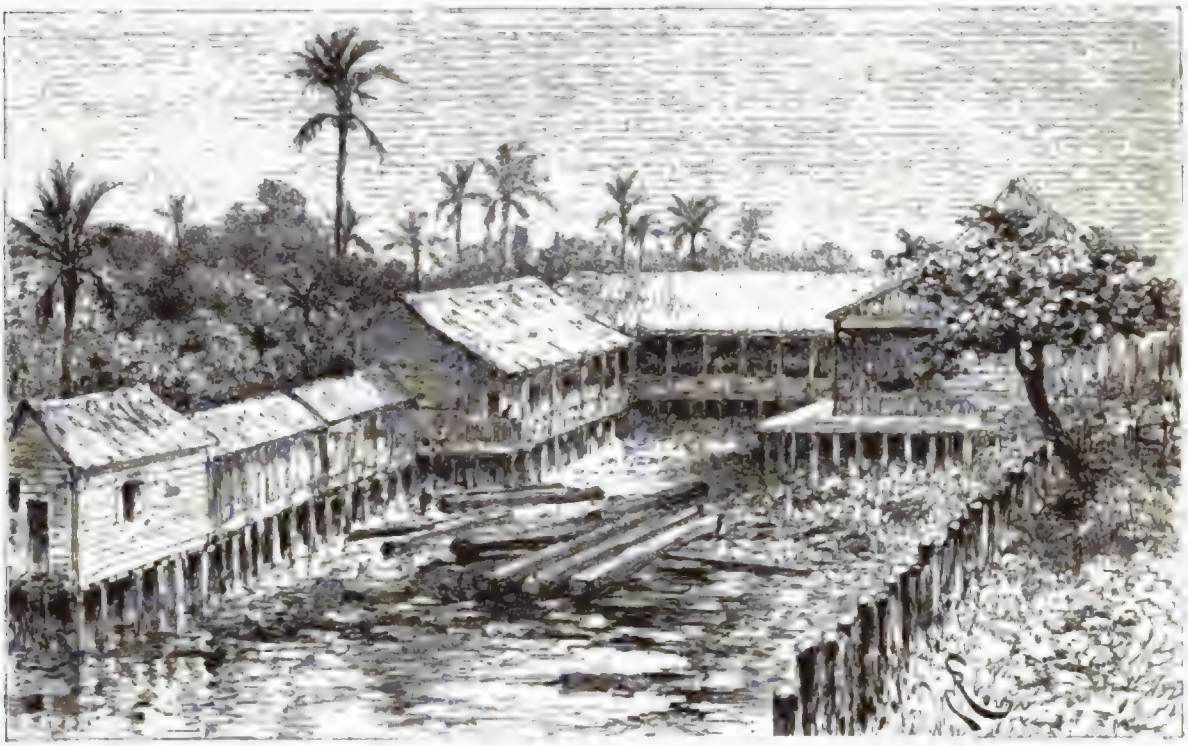
Campeche. (Nach einer Skizze Charnay's.)

der Küſte entfernt ankern, wo man das Land kaum unterſcheiden kann.

Campeche ſteht an der Stelle einer ehemaligen Indianerſtadt, welche Antonio de Cordova bei der erſten unglücklichen Expedition im Jahre 1517 beſuchte. Die Spanier wurden von den Eingeborenen empfangen und in einen aus Kalk und Sand erbauten Tempel geführt, auf deſſen Mauern große Schlangen ausgemeißelt waren, und wo ſich ein blutbefleckter Altar befand. Indianer beiderlei Geſchlechts ſtrömten in Maſſe herzu, anſcheinend friedfertig, aber zuletzt brachte man Räucherbecken, und Prieſter mit blutbefleckten Haaren verkündeten den Fremden, daß ſie bei Todesſtrafe das Land verlaſſen müßten, ehe die Räucherbecken ausgebrannt ſeien, worauf dieſe ſofort entflohen. Erſt 1541 nahmen ſie dann den Ort in Beſitz. Jene Tempel, jetzt vollſtändig verſchwunden, erinnern mit ihren Prieſtern und Ceremonien durchaus an Mexiko und an die alte toltekiſche Architektur.

Campeche wurde mit der Zeit die reichſte Stadt Yucatans; da es wiederholt von engliſchen und franzöſiſchen Piraten geplündert wurde, erhielt es eine dicke ſchützende Mauer, welche heutigentags mehr ein Hinderniß iſt als ein Nutzen. Die Gräben, Zugbrücken und Mauern geben ihr ein kriegeriſches Ausſehen, auf welches ihre Bewohner allerdings ſtolz ſind; genützt haben ſie ihr nur einmal, als ſie von den Einwohnern Meridas vergeblich belagert wurde. Durch ihre krummen Straßen und ihre ungleichen hohen Häuſer unterſcheidet ſie ſich von den übrigen mexikaniſchen Städten. Bemerkenswerthe Gebäude beſitzt ſie aber nicht.

Die reichen Kaufleute haben außerhalb der Mauern Luſthäuſer (Fincas), wo die tropiſche Flora ihre ganze Pracht entfaltet, und die die Stadt mit einem grünen Gürtel



Fonda Grijalva in Frontera.

umgeben. Vom Meere aus geſehen bietet die Stadt, auf ſanft anſteigendem Ufer gelegen und ſich gegen die Abhänge zweier Hügel lehnend, zur linken Hand einen Palmenwald, einen reizenden Anblick dar. Das niedliche Dorf Lerma, 8 km nach Südweſten entfernt, dient den Städtern zum Badeaufenthalt.

Nachmittags um 4 Uhr verließ der Dampfer Campeche und landete am folgenden Morgen in Carmen auf der gleichnamigen langgeſtreckten Inſel, welche die große Laguna de Terminos vom Meere abſchließt. Dort iſt die große Niederlage für die Farbhölzer, welche nach Campeche benannt werden, und der Sitz reicher Häuſer, welche in jenem wenig bekannten Handel ihre Vermögen erworben haben, einem Handel, welcher einen langen Aufenthalt im Lande und eine vollkommene Orts- und Menſchenkenntniß verlangt. Eine der erſten Firmen iſt die der Herren Anizan, deren Gründer Charnay früher vor 25 Jahren gekannt hatte; derſelbe war geſtorben, aber ſeinen Bruder Don Benito und ſeinen Sohn Don Pancho traf der Reiſende an und wurde mit alter Freundlichkeit empfangen. Don Benito, Beſitzer der großen Inſel Chinal, welche von zwei Armen des mittlern Uſumacinta umfloſſen wird, hatte in den dortigen Ruinen bei einer Nachgrabung Kanonenrohre von $1^1/_2$ m Länge und Kugeln, beides aus gebranntem Thone, gefunden. Charnay erklärt ſich dieſes merkwürdige Vorkommen ſo, daß nach der großen Schlacht zwiſchen Cortez und den Truppen von Tabasco bei der Hauptſtadt Centla, dem heutigen Comalcalco, worin erſterer von allen ſeinen Angriffsmitteln Gebrauch machen mußte und ſeine Artillerie Wunder verrichtete, die Indianer, über die Wirkungen der Kanonen erſtaunt, dieſelben nachzuahmen ſuchten. Ohne die Wirkung des Pulvers und das Eiſen zu kennen, begnügten ſie ſich in ihrer Naivetät, die Geſtalt der neuen Maſchine in gebranntem Thone nachzuahmen, indem ſie ſchon davon die gewünſchte Wirkung erhofften. Als dann der betreffende Häuptling ſtarb, legte man ihm Kanonen

und Kugeln ins Grab. Ein weiterer Beweis dafür, daß manche Grabhügel und Antiquitäten sehr jungen Datums sind.

Von Carmen bis Frontera, an der Mündung des Usumacinta in der Provinz Tabasco, dauert die Fahrt 12 Stunden. Charnay langte dort genau ein Jahr, nachdem er es verlassen hatte, an. Geändert hatte sich inzwischen nichts, nur war der kleine Landungsquai noch mehr verfallen und noch immer erhebt sich dieselbe schlechte Herberge auf Pfählen über den Schlamm des Rio Tabasco, wie das letzte Stück des Usumacinta nach seiner Vereinigung mit dem von Westen kommenden Rio Grijalva heißt. Die Fonda empfängt die Ausdünstungen der Gewässer aus erster Hand, aber es giebt keine Wahl und überhaupt ist die ganze Stadt höchst ungesund und ein Herd für Pocken, Dysenterie und gelbes Fieber, welchem im letzten Jahre 300 Menschen erlegen waren.

Charnay benutzte die Zeit, welche er auf eine Schiffsgelegenheit wartete, die ihn den Usumacinta hinaufbringen sollte, um die nächste Küstenstrecke und die Flußufer zu durchstreifen, wobei es ihm mit Hilfe von Herrera's Angaben gelang, die wahre Lage der alten Hauptstadt Centla zu ermitteln. Damals floß nämlich der Rio Grijalva nicht in seinem jetzigen Bette, sondern etwa 20 Wegstunden westlicher in dem Bette des Rio Seco bei der Stadt Comalcalco vorbei, deren Ruinen Charnay besucht hat. Später hat irgend ein Naturereigniß oder Menschenhand seinen Lauf abgelenkt. Bei Gelegenheit seines Zuges und der großen Schlacht gegen die Bewohner von Tabasco machte Cortez an dem Aestuar eines Flusses Halt, welcher sich durch zwei Mündungen in das Meer ergoß; las dos Bocas heißen noch heute die Mündungen des Rio Seco. Die Barre des Flusses, welchen Cortez hinaufzog, darf auch deshalb nicht beim heutigen Frontera gesucht werden, weil wir wissen, daß nur seine kleinste Karavelle dieselbe passiren konnte, während bei Frontera jetzt alle Tage dreimal so große Schiffe einlaufen. Ferner heißt es, daß sich Cortez auf eine kleine Insel gegenüber dem Dorfe zurückzog; bei Frontera giebt es aber nur eine sehr große, welche etwa eine Stunde entfernt ist; daß seine Soldaten den Fluß durchwateten, um die Arbeiten der Indianer zu sehen, während der heutige Grijalva überall sehr tief und breit ist und nicht durchfurtet werden kann. Cortez passirte weiters prächtige Kakaopflanzungen; solche giebt es aber bei Frontera nicht, sondern erst weiter westlich am Rio Seco. Alle diese Umstände sprechen dafür, daß an den Ufern des letztern die große Schlacht stattfand und die indianische Hauptstadt Centla lag.

Büttikofer's Bericht über Liberia.

III. Bilder aus dem Leben im Innern.

Wir machen den Versuch, im Folgenden aus einzelnen, dem historischen Theile des Berichtes entnommenen Scenen ein Gesammtbild zusammenzustellen, um dadurch einen bessern Einblick in die anstrengende, aufopferungsfähige Thätigkeit Büttikofer's und Sala's zu gewähren.

Monrovia, die Hauptstadt des Landes, zählt 3000 bis 4000 und nicht, wie häufig angegeben wird, 7000 Einwohner; es liegt auf dem nördlichen Abhange des Messurade und trägt insofern einen ganz amerikanischen Charakter, als es breite, von Osten nach Westen laufende Straßen hat, die von anderen rechtwinkelig geschnitten werden; in den letzteren selbst sieht es aber wenig amerikanisch aus. Hier und da steht ein einzelnes Haus oder eine Hütte, in der Regel mitten auf einem, mit allerlei Sträuchern und Unkraut bewachsenen Grundstücke, auf dem sich eine einzelne Kokospalme, häufiger eine Gruppe Mangobäume erhebt. Unter fünf oder sechs Häusern findet man eine Ruine, die nicht dem Zahne der Zeit, sondern den Beißwerkzeugen der Termiten zum Opfer gefallen ist. Die Geschicklichkeit, welche diese Insekten im Zerstören besitzen, ist bekannt, und wer in Liberia ein Haus baut, mag aufpassen, daß nicht alles Holzwerk mit Ausnahme einer dünnen Hülle während der Arbeit weggefressen wird, so daß das Gebäude noch vor der Vollendung einstürzt. Eigenthümlich ist es, daß alle Gebäude auf dem sandigen Ufergrunde des Flusses ganz oder beinahe ganz von diesen Feinden verschont bleiben. Die wahrscheinliche Ursache muß darin gesucht werden, daß der Boden durch das Meer und das Braakwasser angespült und dadurch ganz von Salztheilen durchdrungen ist; zur Entschädigung aber wird die Gegend am Flusse durch Legionen von Muskiten gequält.

Wir übergehen die Beschreibung des Aufenthaltes in der Stadt und die Berichte von Besuchen bei den schwarzen Autoritäten, an welche die Reisenden eine Empfehlung mitbrachten, um einige allgemeine Bemerkungen Büttikofer's über die Technik des Reisens in Afrika mitzutheilen, die alle Beachtung verdienen. „Unsere Art zu reisen", sagt er, „war natürlich der Natur der Sache nach sehr von der der geographischen Reisenden verschieden; letztere legen den Schwerpunkt ihrer Thätigkeit darauf, daß sie auf anhaltenden Märschen mit möglichst geringem Zeitverlust weit in das Innere, in unbekannte Gegenden vordringen. Auf solchen Reisen, wobei große Karawanen von Trägern und anderm Gefolge nöthig sind, kann der Beobachter des Thierlebens nur wenig profitiren, da das unvermeidliche Geräusch, der Gesang und der Lärm einer solchen Menschenmenge alle Thiere verscheucht und außerdem die Zeit zum Sammeln und um das Gesammelte zuzubereiten ganz fehlt. Dies ist auch der Hauptgrund, weshalb die bis jetzt in Afrika unternommenen Reisen verhältnißmäßig wenig Erfolg auf zoologischem Gebiete gehabt haben." Demgemäß hatte Büttikofer sich entschlossen, an verschiedenen Orten, die eine oder einige Tagereisen von einander entfernt waren, sich einige Monate lang niederzulassen und sich unter einem Zelte oder einer Palmenhütte vorübergehend ein Heim zu gründen. Der Transport seiner Ausrüstung erforderte 30 bis 40 Träger, die bei Ankunft am Bestimmungsorte jedesmal abgedankt und nach Bedürfniß durch neue ersetzt wurden, wodurch allerdings manche Schwierigkeiten entstanden.

Bald nach ihrer Ankunft im Lande befanden sich Büttikofer und Sala mitten im Jagdterrain und zwar in der Golahstadt Bavia auf dem rechten Ufer des gleich-

Digitized by Google

namigen Flusses; die Niederlassung ging dort schnell und glücklich von statten. Die Reisenden hatten bald nach ihrer Ankunft mit dem Hauptmann der verwunderten Eingeborenen Bekanntschaft gemacht und eilten dann nach dem Flusse, um eine geeignete Stelle zu suchen, wo man die Sträucher niederschlug und sich vorbereitete, eine Wohnung aufzurichten. Einer nach dem andern kamen die Träger an und legten ihre Last auf dem Boden nieder; jeder bekam ein Glas Schnaps und etwas Tabak, Lebensmittel hatten sie selbst mitgebracht, und dann begaben sie sich in die nahegelegene Stadt, um ein Nachtquartier zu suchen. In kurzer Zeit war ein leichtes Gerüst aufgeschlagen, die Zeltleinwand darüber gebreitet und die Bagage unter derselben niedergelegt; bald knatterte ein lustiges Feuer und das Essen wurde bereitet, so gut wie die Verhältnisse es erlaubten. Der Hauptmann brachte das gewöhnliche Gastgeschenk, ein Huhn, und empfing eine Flasche Gin und ein Bar Tabak als Gegengeschenk. Früh legte man sich, mit Ausnahme der Wachen, nieder und ruhig verging die erste Nacht in der Wildniß. Die nächsten Tage wurden benutzt, um sich etwas besser einzurichten und man hatte Muße, sich die Umgebung näher anzusehen. Obwohl man das Lager absichtlich weit vom Negerdorfe aufgeschlagen hatte, kam die schwarze Gesellschaft häufig, um die Reisenden in ihrem Zelte zu besuchen, wobei natürlich allerlei Bitten vorgebracht wurden. Einer der zudringlichsten Bittsteller war der König selbst, der sich am frühen Morgen in den Wald begab und sich durch einen Trunk Palmwein erfrischte, worauf er seine weißen Freunde aufsuchte, um bei ihnen ein Morgenschnäpschen zu trinken, was gewöhnlich die Folge hatte, daß er berauscht wurde, da Schnaps auf Palmwein selbst für einen Negermagen etwas stark ist. Er zeigte dann eine außergewöhnliche Lustigkeit und führte auf dem Vorplatz allerlei Solotänze auf, bis bald Abspannung eintrat und er sich auf ein paar Kisten zum Schlafen niederlegte. Der Vorrath an geistigen Getränken war jedoch sehr gering, so daß seine Bitte manchmal unerhört blieb; dann brachte er irgend einen Gegenstand, dessen er sich zuweilen nicht auf ehrliche Weise bemächtigt zu haben schien, herbei, um ihn gegen Branntwein zu vertauschen; häufig war es ein Huhn, welches der schwarze Herr sehr sorgfältig in den Falten seiner königlichen Toga verbarg und welches er nur unter der Bedingung hergab, daß es sofort geschlachtet und gerupft werde, wie es schien, um unangenehme Auseinandersetzungen mit seinen Unterthanen zu vermeiden.

Die Ausbeute der Jagd war trotz aller von den Eingeborenen vorher gegebenen Versicherungen sehr gering; man beschloß also, das Hauptquartier zu verlegen, wobei man auf viel mehr Schwierigkeiten stieß, als man vermuthet hatte, da der König-Dolmetscher, welcher versprochen hatte, die nöthigen Träger zu liefern, nur einen kleinen Theil derselben zu beschaffen im Stande war. Mit Zurücklassung eines Theils des Gepäcks kam die Karawane in Soforé an, wo, wie berichtet worden war, Lebensmittel im Ueberfluß vorhanden sein sollten; das Gegentheil war der Fall, die Kassaven waren noch nicht reif und der letzte Reis war zur Aussaat verwendet worden. Leider hatte man sich nicht gehörig verproviantirt und mußte gegen ungeheuer hohe Preise das Nöthige von den Negern zu kaufen suchen. Büttikofer beschloß daher, einen Zug zur Erlangung von Lebensmitteln zu machen; der älteste Sohn des Häuptlings, in dessen Gebiet er sich befand, erklärte sich bereit, ihn zu begleiten, vorher aber mußte Duwri, so hieß er, seine Hausgötter befragen und Büttikofer erhielt die Erlaubniß, der Konsultation beizuwohnen. Nachdem man in seinem Schlafzimmer Platz genommen hatte, nahm Duwri einen in ein Taschentuch gewickelten Gegenstand aus einem Kästchen; die Hülle wurde vorsichtig abgewickelt und es erschien eine häßliche, aus Lappen verfertigte, etwa einen Fuß lange Puppe. Dieser wurde nun die Frage vorgelegt, ob Duwri den weißen Mann begleiten dürfe, einige gespaltene Palmkörner wurden als Würfel gebraucht und einige günstige Würfe brachten die ersehnte Erlaubniß. Nun wurde die Puppe wieder eingewickelt, einigemal von links nach rechts und von rechts nach links umgedreht, danach wieder ihrer Hülle entledigt, um über den für die Abreise günstigen Tag befragt zu werden. Diesmal war das Orakel nicht günstig; der Zahl der mit dem Rücken nach oben gekehrten Palmkerne nach mußte man die Abreise verschieben. Duwri jedoch ließ sich nicht abschrecken; er sagte, sein Gigri sei eigensinnig, nahm einige der ungünstig gefallenen Körner, kaute dieselben klein und spuckte sie dem Fetisch ins Gesicht; danach wiederholte er die Procedur des Einwickelns und Umdrehens und erneuerte seine Fragen. Der Gigri schien wirklich dem baldigen Aufbruch sehr abgeneigt zu sein, denn wieder fielen die Würfel ungünstig; doch Duwri blieb standhaft und wiederholte das eben beschriebene Verfahren, bis endlich die Antwort kam, man dürfe am folgenden Morgen abreisen. Die Reise ging durch einen morastigen Landstrich über Dämme von Rundholz und über durcheinander liegende Baumstämme, dann in westlicher Richtung durch den ausgedehnten Urwald. Die Wanderer gingen, der Gewohnheit der Eingeborenen gemäß, ziemlich schnell und legten etwa fünfviertel Wegstunden in einer Zeitstunde zurück; so erreichte man endlich die Stadt Bojeh, einen Ort, der aus etwa 20 theils ovalen, theils kreisrunden, stark gebauten Lehmhütten bestand, deren Mauern ganz ungewöhnlich — bis zu 3 Fuß — dick waren, so daß es in den Gebäuden angenehm kühl war; westlich vom Orte kreuzten sich zwei wichtige, der Handelsinteressen wegen gut unterhaltene Straßen. In der Umgegend schien eine entsetzliche Noth zu herrschen: unter elenden Hütten kauerten ganz abgemagerte Neger um ein Feuer, über welchem Kräuter und Pflanzen in einem Topfe brodelten. Auf die Frage, ob sie nichts Anderes zu essen hätten, zeigten sie ihre mageren Hände, schlugen auf ihren eingesunkenen Unterleib und sahen den Frager traurig an. Nach vielen Schwierigkeiten kam Büttikofer in Guepenah an, wo er seine Kleider trocknete und sich an einem guten Mahle erquickte, welches allerdings nach unseren Begriffen nicht sehr einladend war. Es bestand aus Tomboy, gestampften Kassaven mit Palmöl und einheimischem Pfeffer, „einem Gericht, so scharf und beißend", sagt Büttikofer, „daß es einen halb Erstarrten hätte erwärmen können"; dazu etwas Reis und eine Rhinocerosrippe, die man zum Geschenk empfangen hatte. Das schmeckte trefflich aus dem vom Rauch geschwärzten hölzernen Napf mit dem großen hölzernen Löffel in demselben, und herrlich schliefen die Reisenden auf dem harten Lager von Lehm, welches mit einer Matte bedeckt war, während der gebräuchliche Holzblock als Kopfkissen diente.

Die ganze Stadt lief herbei, um die weißen Männer zu sehen, und wenn die Reisenden sich dem nicht widersetzt hätten, würde man sie entkleidet haben, um sich zu überzeugen, daß sie echte Weiße und nirgends an ihrem Körper schwarz gefärbt seien. Auf dem Platze vor der Hütte, den man schnell aufgeräumt hatte, riefen einige Trommelschläge und der Ton der Kastagnetten zum Tanz. Bald wirbelten die jungen Leute des Stammes wild durcheinander, während ihre nackten Körper vom Schein der Flammen erleuchtet wurden. Immer lauter erschallte die Trommel, immer

Digitized by Google

stärker klapperten die Kastagnetten, immer wilder ertönten die monotonen, aber streng rhythmisch vom Chore der Tänzer gesungenen Lieder in der stillen Nacht. Während einer Pause zeigte ein Feuerfresser, ein Mann, der seine europäischen Kollegen weit hinter sich zurückließ, seine Kunststücke, wobei er durch seine durchaus nicht keuschen Geberden die Lachlust seiner Zuschauer erweckte; auch die schwarzen Schönen stimmten ohne Rückhalt in das Gelächter ein, während von der Anstrengung des Tanzens ihnen der Schweiß am Körper herunterlief.

Am folgenden Morgen machte sich der Feuerfresser in anderer Weise nützlich; da Mangel an Trägern bestand, erbot er sich gegen doppelten Lohn doppelte Fracht zu tragen; unterwegs betrug er sich sehr widerspenstig, doch brachte ihn der vorgehaltene Revolver jedesmal bald dazu, daß er auf die Knie fiel und um Vergebung flehte; eine Nacht Einschließung in den Block am nächsten Nachtquartier machte ihn gefügiger.

Wir übergehen eine ganze Periode, um den Faden der Erzählung mit dem Eintritt der guten Jahreszeit wieder aufzunehmen; sie wurde nach allen vorhergegangenen traurigen Erfahrungen, nach Krankheit und Mangel an Lebensmitteln mit doppelter Freude begrüßt. Die halbverschimmelten Sammlungen wurden gelüftet und getrocknet und man konnte, obwohl noch durch geschwollene Füße und Geschwüre an den Beinen gehindert, doch anfangen, größere Ausflüge zu machen; mit dem Häuptling war man leider auf gespannten Fuß gekommen, so daß es nicht möglich war, die zur Weiterreise nöthigen Träger zu erhalten. Glücklicherweise hatte man sich Vorräthe anschaffen können, welche bis über die zweite Regenzeit genügend waren, und mit denen man sich diese traurige Periode, während welcher das Wasser alles überschwemmt hatte, die Zeit vertreiben konnte; es war ganz unmöglich, die Wohnungen zu verlassen und auf die Jagd zu gehen. Immer unangenehmer wurde das Verhältniß zu dem Häuptling Sickly; sein Sprößling, der bei den Weißen im Dienste gestanden hatte, war wegen Diebstahls weggeschickt worden und hatte sich bei seinem Vater wegen angeblicher Mißhandlung beklagt. Der letztere, der eben von einem Kriegszuge zurückgekommen war, kam zornig mit etwa zwanzig mit Säbeln bewaffneten Kriegern zu der Wohnung der Weißen und bedrohte die Europäer, während das Gefolge, um den Effekt zu erhöhen, die Säbel schwang. Sala lag krank in der Hängematte, und da die Gesellschaft Büttikofer allein sah, glaubte sie auch mit ihm allein zu thun zu haben und wurde immer verwegener; Büttikofer mußte sich mit einem Revolver in der Hand an der Wand eine Rückendeckung zu verschaffen suchen, als Sala, der den ganzen Vorgang beobachtet hatte, auch seinen Revolver ergriff und mit einem Sprunge an seiner Seite war.

Beide drangen nun auf die Neger ein und es glückte ihnen, dieselben, ohne einen Schuß zu thun, zum Rückzuge zu bewegen. Nach dieser Zeit war der Zustand sehr ernst; man hatte dem Könige wohl gesagt, daß man mit ihm unterhandeln wolle, wenn er allein käme, doch er ließ sich nicht mehr sehen; dagegen verbot er seinen Unterthanen auf das Strengste, den Fremden Lebensmittel irgend welcher Art zu verkaufen, und niemand durfte in den Dienst der Weißen eintreten oder eine Botschaft für sie nach der Küste bringen. So von allem abgeschnitten, mußte man auf das Schlimmste vorbereitet sein und man nahm daher alle möglichen Sicherheitsmaßregeln. Da man gut bewaffnet war, hatte man einen Angriff am hellen Tage kaum zu befürchten; desto mehr mußte man bei der Nacht auf der Hut sein, da ja nächtliche Angriffe zur Kriegführung der Neger gehören. Darum wurde bei Nacht abwechselnd Wache gehalten und man hatte alle Sammlungen, Waffen, Instrumente und einigen Mundvorrath bei der Hand, um alles im äußersten Falle auf ein Floß zu bringen und auf demselben die Flucht zu nehmen. Es war gewiß ein verwegener Plan, in der Nacht auf einem solchen Fahrzeuge einen Fluß befahren zu wollen, der voller Stromschnellen und Wasserfälle war; doch hoffte man, daß, da der Fluß zwölf Fuß gestiegen war, alle Sandbänke mit Wasser bedeckt sein würden, und glaubte sich auf demselben wenigstens den Verfolgern entziehen zu können, um an der ersten günstigen Stelle eine Landung zu versuchen und auf dem Landwege weiter zu reisen.

Der König wollte es jedoch zu keinem offenen Streite kommen lassen, sondern schien entschlossen, seine Gegner systematisch auszuhungern, um sie so zu zwingen, ihre Station, natürlich mit Hinterlassung des Gepäcks, zu verlassen. Dieser Plan glückte ihm nicht; allerdings waren die Lebensmittel mit Ausnahme des Reisvorraths bald aufgezehrt, doch von letzterm hatte man so viel, daß man den kommenden Ereignissen mit Ruhe entgegensehen konnte, um so mehr als man keine Bedienten mehr zu ernähren hatte. Unter diesen Umständen erforderte das Kochen, welches man selbst verrichtete, wenig Mühe. Kaffee, Thee, Zucker, alles, was man als unentbehrlich ansieht, war schon lange verbraucht, ebenso das Palmöl, dessen Mangel sich am unangenehmsten fühlbar machte. So lange noch einiger Vorrath desselben vorhanden gewesen war, hatte man wenigstens hier und da noch einen Vogel oder ein Eichhörnchen braten oder ein Affenbeefsteak bereiten können; jetzt aber war man darauf angewiesen, die immer spärlichere Beute zu kochen oder, nach dem Beispiel der Neger, sie mit dem Pelz ins Feuer zu legen und so schmoren zu lassen; meistens jedoch mußte man sich mit Reis und Salz begnügen. Zum Getränk diente Regenwasser, welches, so lange noch einiger Vorrath vorhanden war, mit Citronensaft vermischt wurde; auch hier war man schließlich auf die unvermischte Flüssigkeit angewiesen.

Von Anfang August bis zu den letzten Tagen des Septembers hatte man beinahe keinen einzigen trockenen Tag; die Regenfluthen folgten einander unaufhörlich, alle Bäche waren aus ihren Ufern getreten, ausgedehnte Waldflächen standen unter Wasser und mancher Riese unter den Bäumen, der Jahrhunderte lang den Elementen getrotzt hatte, wurde von den Wellen unterspült und stürzte mit furchtbarem Krachen nieder, wobei er weit und breit Stämme und Aeste zerschmetterte; mancher Baum, der in seinem Falle auf gehalten worden war, hing drohend über den Pfaden, welche durch den Wald führten. Aus dem Boden drang das Grundwasser in die Hütte; das Dach, welches anfänglich dem nassen Elemente Trotz zu bieten schien, konnte es nicht länger, die Termiten hatten die Palmblätter, aus denen es bestand, verzehrt. Bei der Arbeit war man genöthigt, unter dem aufgespannten Regenschirm zu sitzen und denselben über die Decken des Lagers aufzuspannen, um wenigstens diese trocken zu erhalten. Daß alles Lederwerk schimmelte, alles Eisenwerk verrostete, ist klar. Die Bälge von Vögeln und Säugethieren mußten mit Mühe über dem Feuer getrocknet werden; wurden sie dann während der Nacht in den Kasten gelegt, so waren sie am andern Tage wieder feucht, so daß man fortwährend in der Furcht schwebte, die Frucht so vieler Mühe und Arbeit verderben zu sehen.

Der Gesundheitszustand war gerade während dieser traurigen Zeit günstiger als zuvor, was wohl hauptsächlich dem Umstande zugeschrieben werden muß, daß die Reisenden keine ermüdende Jagdausflüge zu machen hatten; beide

Digitized by Google

litten übrigens an geschwollenen Füßen und Geschwüren an den Beinen, die trotz der größten Reinlichkeit und der besten Pflege immer größer wurden; jedenfalls trug der nasse, kleberige Boden in der Hütte hieran große Schuld. Hin und wieder kamen noch Leute aus der Stadt und zwar meistens um die Essenszeit, um sich zu überzeugen, ob die Nahrungsmittel der Jäger noch nicht bald aufgezehrt seien; bald aber, als sie bemerkt hatten, daß Vorrath genug vorhanden war, blieben sie weg, da sie es müde waren, den ziemlich mühsamen Weg zu machen, was sie nur gethan hatten, um sich, wie sie glaubten, an der Verlegenheit und dem Hunger der Weißen ergötzen zu können, deren Vorräthe, wie sie vermutheten, aufgezehrt waren.

So kam es denn, daß Büttikofer und Sala oft eine ganze Woche lang niemand sahen, was übrigens insofern ganz angenehm war, als die Gefahr, bestohlen zu werden, hierdurch verringert wurde. Dieser Zustand dauerte zwei Monate lang, so daß man sich an der Küste, wo man nichts mehr von unseren Reisenden hörte, ernstlich zu beunruhigen anfing. Endlich glückte es im Oktober einen vorbeigehenden Pessyneger zu bestimmen, einen Brief mitzunehmen; derselbe war an Mr. Day, einen Missionar zu Mühlenburg, gerichtet und machte ihn mit dem Zustande bekannt, in welchem Büttikofer und Sala sich befanden, während gleichzeitig um Mitwirkung zur Abhilfe gebeten wurde. Bald erschienen denn auch einige Träger mit Vorräthen und brachten die Nachricht mit, daß bald andere folgen würden, um die Bagage der Reisenden zu holen. Als das ganze Gepäck wieder bei einander war, stellte es sich heraus, daß einige bis dahin in Bavia zurückgebliebene Kisten erbrochen und geplündert waren, worauf der Reisende sich weigerte, den Trägerlohn zu bezahlen. Der Häuptling, dem die ohne Bezahlung weggeschickten Träger gehörten, strengte nun einen Proceß gegen Büttikofer an und, da ein solches gerichtliches Verfahren gegen einen Weißen nicht zu den täglichen Ereignissen gehört, wollen wir die Geschichte desselben etwas ausführlicher referiren. Die Reisenden bereiteten sich gerade zur Reise nach Monrovia vor, als ein in Lumpen gehüllter Konstabler, der einen großen Knüppel in der Hand trug, Büttikofer eine schriftliche Vorladung brachte, „am folgenden Tage vor dem Magistrat in der liberischen Kolonie Arthington zu erscheinen, um sich wegen eines Betrages von 33 Dollars zu verantworten, die er dem König von Bavia, Zorn Dubbah, schuldig sein solle". Glücklicherweise war Büttikofer allein verklagt und Sala konnte als Zeuge auftreten, auch Mr. Day hatte sich dazu bereit erklärt. Man zog zusammen nach dem etwa $1^1/_2$ Stunde entfernten Wohnsitze des schwarzen Friedensrichters, Mr. Moore, wo man zur bestimmten Stunde den feindlichen König mit einem großen Gefolge von Männern und Frauen antraf; fünf Männer sollten als seine Zeugen auftreten. Der König hielt eine lange Rede, in der er viel log und von erwiesenen Wohlthaten sprach; dann brachte er seine Forderungen vor, die Zeugen küßten die Bibel und legten ihre Erklärungen ab; Büttikofer rief seine Zeugen auf, doch wie wir gleich sehen werden, vergebens. Interessant war das Verhör der schwarzen Zeugen, von denen nur wenige Englisch verstanden und die Weise, wie die Augenzeugen ihre Mittheilungen bekräftigten. „You look it"? (Habt ihr es gesehen?) fragte der Richter, wobei er die Zeugen streng ansah und dabei mit dem Zeigefinger das untere rechte Augenlid weit nach unten zog. Dann verrichtete der Zeuge die gleiche Handlung und sagte „Yes Daddy, me look it" (Ja, Herr, ich sah es). Hierauf fuhr der Richter fort: „For true?" (wirklich?) worauf der Zeuge antwortete: „Yes Daddy, for true true."

Der Friedensrichter, ein schwarzer Pflanzer und Grenznachbar der klägerischen Partei, befand sich in einer schwierigen Lage: Hier die Fremden, die vielleicht das Recht auf ihrer Seite hatten (er ließ selbst ihre Notizbücher als Beweisstücke zu), aber auch Geld besaßen, während die Gegenpartei zu seinen, ihm manchmal schon recht unbequem gewordenen Nachbarn gehörte; um beide zufrieden zu stellen fällte er, nach reiflicher Ueberlegung, wie er sagte, ein salomonisches Urtheil.

Zorn Dubbah, König von Bavia, mußte seine Forderung auf 5,50 Dollars reduciren, die ihm Mr. Buttercoffee (wie Büttikofer hier genannt wurde) ausbezahlen mußte. Zwar hätte ihm noch der Appell bei der Quarterly Court freigestanden, doch seine Zeit war ihm zu kostbar, um dieselbe mit Processen zu verlieren; er nahm also das Urtheil an, legte 2,50 Dollars als Proceßkosten auf den Tisch, auf welchem wegen Mangel an Papier die Rechnung niedergeschrieben war, und zahlte seine Gegenpartei mit Waaren aus. Nun begaben sich Büttikofer und Sala nach Monrovia und von da nach dem Grand Cape Mount Distrikt.

Die erste Etappe war Robertsport, eine liberische Kolonie in reizender Gegend, deren Hauptzierde der Fishermanlake bildet, welcher etwa 4 Stunden lang, $1^1/_2$ bis 2 Stunden breit ist. Am östlichen Ende des Sees breitet sich eine weite Fläche aus, die im Allgemeinen sandig ist und auf welcher ausgedehnte Grasländer, hochstämmiger Wald und Krüppelholz mit einander abwechseln; südlich vom See erhebt sich das ganz isolirte Cape Mount Gebirge; ein Gürtel von Morästen und Grassteppen trennt beide. Das Centrum des Gebirges befindet sich an der Westseite, von wo die Hügel strahlenförmig auslaufen; sieben solcher Ketten zählt man im Ganzen, die sich bis zu 320 m erheben; alle diese Hügel sind mit dichtem Urwald bedeckt. Bruchstücke des massiven Gesteins, vermuthlich eines Granits, bilden mit eisenhaltigem Lehm sogenannte Schuttkegel, die man auch an der südlichen, ziemlich steil ins Meer abfallenden Hügelkette findet, wo sie durch die ruhelos an ihnen nagende See bestürmt werden. Doch verlassen wir Robertsport, um einen Blick auf das Jägerleben zu werfen. Man hatte sich in Hothic häuslich eingerichtet; gewöhnlich zogen die Jäger früh am Morgen aus, jeder von einem Jagdjungen begleitet, der besonders für diesen Zweck abgerichtet war. Diese Jungen verstanden es wie ein Spürhund, die Spuren des Wildes beinahe im Dunkeln zu finden; ihren scharfen Ohren und gutem Gesicht entging weder das geringste Geräusch noch die geringste Bewegung. Wenn ein Schuß gefallen war, stürzten sie sich auf das Wild los, um demselben, im Falle es noch nicht todt war, keine Zeit zur Flucht zu lassen; auf dem Rückwege trugen sie die Beute. Dieser wurde gewöhnlich gegen 10 Uhr angetreten, wenn die Sonne heftiger zu brennen anfing und die Thiere sich in ihre Schlupfwinkel zurückgezogen hatten, um ihr Morgenmahl zu verdauen, so daß im Walde tiefe Stille herrschte. Nach dem Frühstück wurde die Beute präparirt, und dann ging es um 4 Uhr wieder in den Wald, bis die zunehmende Finsterniß zum Aufgeben der Tagesarbeit zwang. Manchmal erlaubte es der Mondschein, auf größere Thiere auf den Anstand zu gehen; gewöhnlich setzten sich die Jäger dann auf einen Termitenhügel nieder, oder bestiegen ein sogenanntes Nest, d. h. einige in der Höhe von 6 bis 10 Fuß zwischen den Aesten eines Baumes angebrachte Hölzer; die nächtlichen Ausflüge lieferten jedoch im Allgemeinen wenig Beute. Die Erzählung der Jagdzüge wechselt ab mit Mittheilungen von einzelnen Zügen aus dem Verkehr mit den Negern, deren

Digitized by Google

einige wir hier einflechten wollen. Im Anfange des Jahres 1881 erhielten unſere Reiſende den Beſuch eines Eingeborenen von liſtigem und intereſſantem Aeußern, der ſich James Payne [1]) nannte und ein Neffe des Königs Sandfiſh von Cobolia zu ſein vorgab. Er überbrachte die Grüße ſeines Oheims und Auftraggebers und zugleich eine Aufforderung, denſelben bald zu beſuchen, da er einen lebendigen Leopard zu verkaufen habe; gleichzeitig erbat er ſich, zum Zeichen, daß er ſeinen Auftrag erfüllt habe, einige Blätter Tabak. Durch Erfahrung klug gemacht, benahmen ſich die weißen Jäger ſehr zurückhaltend; einige Tage ſpäter kam der Mann zurück und brachte einen Korb Kaſſaven und ein weißes Huhn als Gegengeſchenk für den Tabak; er erzählte, daß das Herz ſeines Oheims „darnieder lag", weil die weißen Männer ihm zu mißtrauen ſchienen; darum ſende er das Huhn als Symbol ſeines Herzens, welches ebenſo rein und fleckenlos ſei. Er drängte ſehr, daß die Reiſenden ihm verſprachen, ihn am nächſten Tage nach Cobolia zu begleiten, und ihm ein Gegengeſchenk machten, welches dorthin vorausgeſchickt werden ſollte. Wer nicht kam, war John Payne, und erſt einige Wochen ſpäter kam Büttikofer wirklich nach Cobolia; er landete Morgens um 8 Uhr an einer Sandbank, auf welcher viele Frauen und Mädchen, theilweiſe in ſehr primitiver Toilette, mit Waſchen beſchäftigt waren; ungenirt begafften ſie die Weißen, die erſten Exemplare einer für ſie neuen Raſſe. Bald wurden Büttikofer und Sala nach dem Palaverhaus gebracht und hier dem Könige Marana (mit dem engliſchen Namen Sandfiſh) vorgeſtellt. Er trug eine Toga von buntem Baumwollenzeug und auf dem grauen Haar ein Käppchen von Löwenhaut; ein kurz geſchnittener grauer Schnurrbart über einem Mund voll prächtig weißer Zähne zierte ſein intelligentes Geſicht. Nachdem er einige Worte mit den Gäſten gewechſelt hatte, wurden letztere mit Reis und Leopardenbraten bewirthet, worauf das Geſpräch (trotzdem der König engliſch ſprach, mit Hilfe eines Dolmetſchers) fortgeſetzt wurde, und während deſſelben wurde auch die Geſchichte von John Payne zur großen Beluſtigung des Königs erzählt; es ergab ſich, daß an allem, was dieſer „Gentleman" vorgebracht hatte, kein wahres Wort geweſen war. Cobolia iſt ein bedeutender und wichtiger Ort, deſſen Umgebung jedoch durch die häufigen Kriege ſehr gelitten hat.

Kurze Zeit nachher ſtarb Sala in Robertsport in Folge klimatiſcher Einflüſſe. Um ſich zu zerſtreuen, zog Büttikofer mit ſeinem rothbärtigen Jäger Jack Dimmery am 16. Juni nach dem Innern; die Reiſe ging den Morfi-Fluß hinauf zwiſchen den hohen Mangroven hin, die weiter ſtromaufwärts durch Weinpalmen erſetzt wurden, deren rieſenhafte, 20 bis 30 Fuß lange Blätter ſich über dem Waſſer wölbten. Große Wälder von Oelpalmen, welche mit Reisfeldern abwechſelten, zogen ſich am Fluſſe entlang und der Anblick dieſer reichen Tropennatur machte einen überwältigenden Eindruck, ſowohl durch ſeine Größe als durch die Neuheit der ausgedehnten Palmenwälder mit ihren ſchuppigen, ſchlanken Stämmen, die, von unten bis oben, cylindriſch ſich 80 Fuß und noch höher erheben, und von den zierlichen Fächerkronen überragt werden. Zwiſchen ihnen ſieht man nur ſelten einen andern Stamm und gewöhnlich bedeckt auch kein niedriges Geſträuch den Boden; es war, als ob man ſich in einem gothiſchen Dome befände, deſſen Spitzbogen und hohe Kuppeln ſich im Halbdunkel verlieren. Hier und da, einem knorrigen Baumſtamme ähnlich, lag ein Krokodil am Ufer, welches ſich bei Annäherung des Bootes langſam und ohne Geräuſch in das naſſe Element zurückzog; im Schatten der Blätter ſaß ein einſamer Schlangenhalsvogel, um den Fiſchen aufzulauern. Wenn man ſich einem bewohnten Orte näherte, intonirte der Steuermann eine Improviſation, in welche die neun Ruderer im Rhythmus in klagenden Molltönen einfielen.

„Merkt auf", ſang der Steuermann, „ihr Leute von Cambama, und hört, was ich ſage! Kommt herunter an das Waſſer, kommt alle, die ihr laufen könnt. Der weiße Mann kommt zu euch aus dem großen Amerika. Ihr kennt ihn alle, den Mann, der vom Kap (Monrovia) zu uns gekommen iſt, den blanken Jäger von Bendo und Buluma. Wen gäbe es, der nicht ſchon von ihm gehört hätte, von ihm und ſeinem flemmingbu (Hinterlader), der ſtets geladen iſt, immer ſchießt und nie aufhört. Ihr Leute von Cambama, freuet euch. Der liſtige Feind wird nun nicht mehr euren Reis ſchneiden und eure Frauen und Kinder wegſchleppen. Im Frieden könnt ihr euren Palmenwein trinken und ſüßes Oel im Ueberfluß für euch bereiten. Der weiße Mann iſt ſtark und behende, wie keiner von uns. Dem wilden Büffel weicht er nicht aus, den grimmigen Leopard ſucht er in ſeinem Lager auf und den Alligator, der am Uferrande lauert, erwürgt er und wirft ihn ins Waſſer. Der weiße Mann iſt freundlich und gut, er giebt uns zu trinken und macht uns ſtark [1]). Er ſetzt ſich bei euch am Herdfeuer nieder und horcht gern euren Erzählungen; er kommt und iſt der Gaſt eures Königs. — Kommt her, wir bringen ihn und den rothen Jacky. Kommt, kommt alle herunter, alle, die ihr laufen könnt, kommt, kommt herunter, wir ſind gekommen und legen an." Dieſer Jacky, eigentlich Jackſon Dimmery, der ſchon erwähnte Jäger, war im ganzen Lande bekannt; er war in einem der amerikaniſchen Sklavenſtaaten geboren; ſeine Mutter war eine Mulattin, während ſein Vater wahrſcheinlich ein rothhaariger Irländer geweſen iſt, wie ſeine blauen Augen, weiße Hautfarbe, ſein rothes Haar und eben ſolcher Bart zu beweiſen ſchienen. Mit einer Anzahl farbiger Koloniſten nach Afrika gekommen, erwarb er ſich durch längere Reiſen im Innern als Händler und Jäger für verſchiedene Faktoreien eine bewunderungswürdige Kenntniß des Landes, der Bewohner, ihrer Sprache und ihrer Sitten. Er verkehrte in der leichteſten, angenehmſten Weiſe mit ihnen und war unerſchöpflich in Scherzen und treffenden Ausfällen, wie die Eingeborenen dieſelben ſo ſehr lieben. Wo er ſich nur zeigte, entſtand Luſt und Fröhlichkeit, die Frauen wurden nicht müde, ihn durchzuhecheln und auf ſeinen rothen Bart wurden zu ſeinem Schmerze Gedichte gemacht. Als Jäger und Reiſegefährte war Jack unbezahlbar; wo der weiße Mann keinen Rath mehr wußte und nicht weiter konnte, da half er. Nur in den Küſtenorten trug er Schuhe, im Innern des Landes ging er immer barfuß. Seine Waffe beſtand aus einem alten Vorderlader und anſtatt mit Schrot und Kugeln lud er gewöhnlich mit Bruchſtücken eiſerner Töpfe; ein Schlachtmeſſer und ein leinener Sack vollendeten ſeine Ausrüſtung.

Bei König John in Coro hielt man ſich auf und lernte ein verhältnißmäßig gut eingerichtetes Staatsweſen kennen. Der König iſt in Monrovia erzogen und trug ſich in ſeiner Jugend ganz europäiſch; nach dem Tode ſeines Vaters jedoch ſagte er der Civiliſation wieder lebewohl, kehrte nach Hauſe zurück und kleidete ſich nach der landesüblichen Weiſe.

---

[1]) Die Eingeborenen haben die Gewohnheit, wenn ſie bei Liberiern gedient haben oder durch dieſelben erzogen ſind, ſpäter deren Namen anzunehmen.

[1]) Die Eingeborenen behaupten, daß Branntwein ſtark mache, daher der oft gehörte Ausdruck „make me strong" (mach mich ſtark) als Bitte um Branntwein.

Da er viele Frauen und Sklaven hat, wird er für reich gehalten; bei dem Tode seines Vaters hatte er schon acht Frauen, da ihm derselbe noch 20 hinterließ, kam er einigermaßen in Verlegenheit, aus der er sich jedoch dadurch zu retten suchte, daß er die überflüssigen Schönen an einzelne seiner Unterthanen, denen er eine Ehre beweisen wollte, verheirathete oder aber die Aeltesten in Gesellschaft einiger Sklaven in den Wald schickte, um dort eine Farm anzulegen; in dieser Weise verschaffte er sich ein ganz nettes Einkommen. Die Sklaven werden übrigens beinahe überall sehr gut behandelt und auch, so lange sie sich gut betragen, nur selten verkauft. Wenn sie sich jedoch des Diebstahls schuldig machen oder gar bei dem weiblichen Theile der Hausbewohner dem Herrn in den Weg treten, werden sie tüchtig durchgeprügelt, bekommen eine schwere Kette um den Hals und werden mit dem Fuße an einen gewaltigen hölzernen Block, an dem eine Kette befestigt ist, geschmiedet. Auf diese Weise fesselt man auch die neuen Sklaven, die man erst an den Herrn gewöhnen will. In Coro fand man eine Schule, wo ein Mandingoderwisch die Kinder im Lesen und Schreiben der arabischen Sprache sowie im Singen und Beten unterrichtete; er leitete auch die gottesdienstlichen Uebungen der zahlreichen zum Islam übergegangenen Einwohner. Schon am frühen Morgen rief der Munzzin die Gläubigen zum Gebete und bald erschallte das eintönige Allah il Allah klagend in die Ohren der Reisenden. Bald fing auch die Schuljugend ihre Uebungen an, recitirte Koranverse und schrieb auf kleine Brettchen nach Diktat neue, um dieselben für das nächste Mal zu lernen. In ihrer Mitte thronte der schwarze Al Hafiz im weißen Talar, die rothe Mütze auf dem Haupte, mit ernstem, würdigem Gesichte; der Eindruck war viel feierlicher, als wenn er sich erhob und auf seinen zierlich ausgeschnittenen, hölzernen Sandalen einherstolperte.

In der ganzen Gegend kannte man die Schimpansen, die man dort Baboons nennt, sehr gut; man nimmt an, daß sie viel höher als andere Thiere stehen. Wohl schießt man hier und da einen, doch nie — und das beweist, wie hoch man ihn stellt — wird sein Fleisch gegessen, obwohl, wie schon erwähnt, die Eingeborenen alles verzehren, was in ihre Hände fällt, auch alle anderen Affen. Der Baboon ist, wie die Neger es ausdrücken, too much like man — zu menschenähnlich. Wirklich muß man zugeben, daß das Thier einem alten Buschneger recht ähnlich sieht, und manchmal stand Büttikofer auf dem Punkte, einen solchen anstatt eines Schimpansen zu schießen. Auf das Tödten dieser Affen ist eine Buße gesetzt und der Jäger muß zehn Tage lang an einer gewissen Stelle für den Getödteten Speise niederlegen. Man erzählt von ihm, daß er auf den Hinterfüßen geht wie ein Mensch, daß alte Thiere nicht klettern, sondern sich eines Stockes bedienen, daß sie sich auch mit demselben vertheidigen und mit der geballten Faust auf die Brust trommeln, daß man es stundenweit hören kann.

Wie natürlich, spielt der Baboon eine große Rolle in den zahlreichen Fabeln, welche bei den Negern von Mund zu Mund gehen; dabei theilen sie ihm eine ganz menschenähnliche Rolle zu, wie folgende Geschichte beweist, die unserm Reisenden von einem alten Manne, der in seinen jungen Jahren ein großer Jäger war, erzählt wurde.

„Sie haben gewiß", hob dieser an, „auf der Jagd die auffallenden, rein gehaltenen offenen Stellen, die man sich gewöhnlich nicht erklären kann, im Walde angetroffen. Das sind die Feuerherde der Baboons. Diese Thiere finden nämlich ein Vergnügen daran, den Menschen in jeder Beziehung nachzuaffen. Auf diesen offenen Stellen nun schleifen sie ungeheure Mengen Holz zusammen, die sie zu einem hohen Scheiterhaufen aufthürmen. Dann stellt sich einer der Gesellschaft, als ob er das Holz in Brand steckt, indem er ein kleines Stück Holz nach Art eines Schwefelholzes an seinem Hintertheil entlang streicht, es dann sorgfältig zwischen den hohlen Händen hält und so zum Holzstoß trägt. Jetzt fangen alle an, das vermeintliche Feuer erst vorsichtig, dann immer stärker anzublasen, bis ihnen zuletzt die Zunge aus dem Halse hängt. Hierauf kauern sie sich mit den Ellenbogen auf den Knien um das Holz nieder und strecken die Hände aus, als ob sie sich wärmen wollten. So kann man sie bei nassem Wetter wohl halbe Tage lang um das vermeintliche Feuer sitzen sehen." Trotzdem Büttikofer alles mögliche that, um eine ganze Familie Schimpansen im Walde zu beobachten oder auch nur eines einzelnen alten Exemplares sich zu bemächtigen, ja dasselbe nur zu sehen, glückte ihm dies nie; alle Nachrichten stimmten darin überein, daß ein sehr alter männlicher Schimpanse an Größe und Kraft dem Gorilla nur wenig nachsteht. Dies scheint durch eine Begegnung bestätigt zu werden, welche Jackson mit einem Trupp Schimpansen hatte, während Büttikofer krank im Bette lag.

Gegen Ende November hörten die Einwohner in einer Nacht in den Wäldern, welche die Abhänge der Berge bedeckten, ein Gebrüll, so daß jeder glaubte, der Feind habe die Wachen überlistet und nähere sich der Kolonie von der Rückseite her. Bald zeigte es sich, daß der Lärm von Schimpansen herrührte, die wahrscheinlich durch die reifen Früchte in die Bergwälder gelockt waren. Jackson, der eine so günstige Gelegenheit nicht unbenutzt vorbeigehen lassen wollte, begab sich in der folgenden Nacht auf den Anstand, aber umsonst. Schon wollte er, nachdem er beinahe die ganze Nacht vergeblich gewacht hatte, den Rückzug antreten, als ein ganzer Trupp Schimpansen herangeschlichen kam, welche die in Menge herumliegenden wilden Pflaumen zusammenzuraffen und in den weit geöffneten Mund zu schieben begannen.

„Ich suchte," so erzählte Jackson einige Stunden später, „mir den größten aus und gab Feuer auf ihn. Das Thier fiel und blieb auf dem Bauche liegen, während die anderen Thiere erschrocken wegliefen. Sehr vergnügt sprang ich von dem bug-a-bug-pile (Termitenhügel) nach unten, um den geschossenen Affen zu besehen und dachte gar nicht daran, mein Gewehr erst zu laden. Als jedoch seine weggelaufenen Kameraden mich bemerkten (sie hatten sich nicht weit entfernt und sahen sich aus ihrem Versteck nach mir um), kamen alle mit Ausnahme zweier kleiner Affen auf mich los, stellten sich auf die Hinterfüße, ließen mich ihre Zähne sehen, schlugen mit der geballten Faust auf die breite Brust und fingen ein so schreckliches, wüthendes Gebrüll an, daß ich mein Gewehr liegen ließ und die Flucht nahm. Sie wissen wohl, daß ich nicht leicht bange werde, und es war nicht zum ersten Male, daß ich Baboons schieße, aber diese Burschen machten mir es doch zu arg. Sie sind ein großer Mann, doch verschiedene derselben waren gut so groß und in den Schultern noch breiter als Sie. Als ich mich von dem ersten Schrecken etwas erholt hatte und zurück ging, um mein Gewehr und den todten Affen zu holen, war der letztere mit seinen Kameraden verschwunden."

Büttikofer fährt fort: So schwach ich mich fühlte, so hatte ich doch zu Hause keine Ruhe, sondern folgte Jackson nach dem Schauplatze seines Abenteuers. Wir fanden noch deutliche Spuren von der Anwesenheit der Schimpansen und an einigen Handvoll zusammengeballter Früchte konnte man deutlich sehen, mit welcher Eile sie die Flucht ergriffen hatten. Die Bananblätter, wo der getroffene Affe

Digitized by Google

gelegen hatte, waren mit Blut bedeckt, aber trotz alles Suchens konnte keine weitere Blutspur gefunden werden. Trotzdem die beiden Jäger jetzt zehn Nächte lang die Wache hielten, waren sie nicht im Stande, eine Spur der Affen zu entdecken.

Wiederholte Fieberanfälle zwangen Büttikofer endlich, seine Thätigkeit aufzugeben; sein Gesundheitszustand wurde immer schlechter und schließlich rieth ihm der Arzt eines zu Monrovia auf der Rhede liegenden Kriegsschiffes, sobald als möglich nach Europa zurückzukehren, welchem Rathe er Ende April 1882 Gehör gab.

Kürzere Mittheilungen.

Meteorologische Beobachtungen im westlichen Stillen Ocean.

Ein neuerdings veröffentlichter Erlaß des Generalinspektors der kaiserlich chinesischen See-Zoll-Aemter bestimmt, daß die in den Traktatshäfen und den Leuchtthürmen gemachten meteorologischen Beobachtungen in Zukunft dem Astronomen des Observatoriums von Hongkong übersandt werden sollen; ausdrücklich wird dieser Bestimmung hinzugefügt, daß es augenblicklich noch nicht in der Absicht der chinesischen Regierung liege, einen meteorologischen Beobachtungsdienst in China einzuführen. Was die Zahl der in diesem Gebiete des Stillen Oceans befindlichen meteorologischen Observatorien anbetrifft, so sind aus den letzten Jahren erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen. Centralobservatorien der verschiedenen Regierungen befinden sich in Javan, Peking (russisch), Hongkong (englisch) und Batavia (holländisch); die australischen Kolonien, über die sich ein wahres Netz von kleineren meteorologischen Stationen hinzieht, besitzen ebenfalls zahlreiche Centralobservatorien, und wie es einerseits sehr wahrscheinlich ist, daß diese Reihe von Observatorien noch weiter nach Süden hin fortgesetzt werden wird — in der That werden augenblicklich schon die ersten Schritte zur Gründung eines Observatoriums auf Neuseeland gethan — so wird vermuthlich andererseits auch die russische Regierung ihre Stationen noch nordwärts über Wladiwostock hinaus vorschieben. Der Jesuitenorden unterhält ebenfalls eine Anzahl von Hauptobservatorien in Korea, China und Manila, sowie an verschiedenen anderen Punkten. Für das Studium der Teifuns, jener schrecklichen Plage des Chinesischen Meeres, hat namentlich Pater Faura auf Manila Wichtiges geleistet, und die Bedeutung seines Observatoriums muß naturgemäß noch zunehmen, sobald die chinesischen See-Zoll-Aemter am Südkap von Formosa selbstregistrirende meteorologische Instrumente aufstellen lassen. Denn während jedes einzelne Observatorium sich zunächst damit beschäftigt, den eigenthümlichen Charakter seines lokalen Klimas in allen seinen Veränderungen zu erforschen, können wir doch nur durch eine Vergleichung der in den betreffenden Jahrbüchern der verschiedenen Beobachtungsstellen veröffentlichten Resultate einen Einblick in die Gesetze erlangen, nach denen die allgemeinen Bewegungen der Atmosphäre stattfinden, und die den Grund für den eigenthümlichen Charakter jedes lokalen Klimas bilden. So entstehen die Teifuns des Chinesischen Meeres wohl aus lokalen Ursachen (Hitze und Feuchtigkeit), die Form und Richtung ihrer Bahnen aber wird durch die allgemeinen Gesetze der atmosphärischen Bewegung in jenen Regionen bestimmt. („Nature.")

Der Handel Japans mit Korea.

Der Handelsverkehr mit Korea, auf den die Kaufleute Japans seiner Zeit so große Hoffnungen setzten, scheint sich mehr und mehr zu einer traurigen Enttäuschung für sie zu gestalten. Das „Kampo Schimbun" (die officielle Zeitung) veröffentlichte kürzlich einen Bericht des japanischen Konsuls in Ninsen auf Korea, dem die nachstehenden Einzelheiten entnommen sind.

Der Export des Hafens von Ninsen belief sich im November vorigen Jahres auf 16 342 Yen, der Import aber auf 168 600 Yen, was für den letztern einen Ueberschuß von 122 258 Yen ergiebt. Die Waaren werden hier nicht gegen Geld, sondern gegen andere Waaren ausgetauscht. Daraus folgt, daß die Gesammtsumme des Exports genau den Werth des Umsatzes darstellt, der stattgefunden hat. Diese Differenz von 122 258 Yen muß nun auf den folgenden Monat, den December, übertragen werden, in dem sich die Einfuhr auf 36 673 Yen und die Ausfuhr auf 48 369 Yen belaufen, also ein neues Deficit von 11 696 Yen sich gebildet hat, das, zu dem des November gerechnet, eine Summe von 133 954 Yen ergiebt. Diese beträchtliche Summe aber repräsentirt den Werth der am Schlusse des Jahres 1883 unverkauften Waaren.

Aus den obigen Zahlen ist leicht ersichtlich, wie traurig die kommerzielle Lage in diesem Hafen ist. Die Preise der wichtigsten Artikel, Kupfer und Blei, sind bedeutend heruntergegangen und die Shirtings (baumwollene Hemdenstoffe) gehen nicht mehr durch die Hände der japanischen Kaufleute. Da Kupfer und Blei nur zur Münzfabrikation verwendet werden, hat die Nachfrage nach diesen Metallen nur eine vorübergehende Bedeutung haben können, und so vermindert sich der Begehr danach denn auch zusehends. Wenn aber der Absatz von Kupfer und Blei gänzlich aufhören wird, besitzen die Japaner keinen andern Artikel mehr, der für den Markt von Korea geeignet wäre, und so werden ihre angestrengten Bemühungen, den Handel in diesem Lande zu entwickeln und zu fördern, ihnen schließlich anstatt der erwarteten befriedigenden Resultate nur schwere Verluste eingetragen haben.

An diesen allerdings ziemlich hoffnungslos klingenden Bericht knüpft das officielle japanische Blatt einige Betrachtungen über die Ursache der in den anderen Häfen Koreas nicht minder fühlbaren unerfreulichen Verhältnisse. Mit dem Augenblicke, wo das Land dem Verkehr anderer Nationen geöffnet worden ist, und Europäer und Amerikaner in den offenen Häfen sich niedergelassen haben, ist die japanische Handelswaare ebenso entbehrlich geworden, wie der japanische Kaufmann, der in gar vielen Fällen bisher auch nur aus dem Import von Waaren europäischer und amerikanischer Provenienz reichen Gewinn gezogen hatte.

So müssen wir denn ernstlich erwägen, heißt es am Schlusse jener Betrachtungen, welche Maßregeln wir zu ergreifen haben, um den japanischen Handel nicht ganz aus Korea verschwinden zu lassen. Wir sehen nur ein Mittel: die Einführung anderer neuer Waaren japanischer Provenienz. Es wird nicht leicht sein, sie in Aufnahme zu bringen, da man zu diesem Zwecke zuerst den Gewohnheiten, den Sitten und der Lebensweise der Koreaner etwas Gewalt anthun muß; mit der gehörigen Ausdauer wird dies jedoch unseren Kaufleuten sicher gelingen.

Ein sehr wohlgemeinter Rath, dessen Befolgung aber voraussichtlich an den einmal bestehenden Verhältnissen nicht viel mehr ändern wird. Bei dem besten Willen kann Japan

Digitized by Google

die Konkurrenz mit Europa und Amerika nicht aushalten. Während des Jahres 1883 wurden in den Häfen von Fusan und Gensan-schin an japanischen Waaren für 185 697 Yen eingeführt, an europäischen und amerikanischen dagegen für 1 773 379 Yen, also fast das Zehnfache!

(„L'Exploration".)

Das Ende der Greely'schen Nordpolexpedition.

Wiederum hat eine Polarexpedition der Vereinigten Staaten ein trauriges Ende genommen; es war die nördlichste aller internationalen Polarstationen, am Lady Franklin Sunde gelegen, welche unter Lieutenant Greely am 14. August 1881 besetzt wurde, und sie ist auch die einzige, welche von schwerem Unglück betroffen worden ist. Der Versuch, welchen der Dampfer „Neptun" im Sommer 1882 machte, sich mit Greely in Verbindung zu setzen, mißglückte ebenso wie die 1883 unternommene Fahrt der Schiffe „Proteus" und „Yantic", von denen ersteres unweit des Kap Sabine im Smith-Sunde vom Eise zerdrückt wurde. Endlich wurde im Frühling dieses Jahres Commender Schley mit den Schiffen „Thetis", „Bear" und „Alert" zur Hilfeleistung ausgesandt, und ihm glückte es, wenigstens die sechs Ueberlebenden der Expedition zu retten. Am Morgen des 17. Juli traf Comm. Schley mit denselben auf der „Thetis" und der „Bear" in St. Johns auf Neufundland ein. Am 22. Juni hatte er sieben Ueberlebende nahe am Kap Sabine an der Mündung des Smith-Sund gerettet, nämlich Lieutenant Greely selbst, vier Sergeanten, einen Hospitaldiener und einen Gemeinen. Einer, Sergeant Ellison, der beide Hände und Füße durch Frost verloren hatte, starb am 6. Juli, drei Tage nach der Amputation, welche sich als nothwendig herausgestellt hatte. Die Expedition zählte ursprünglich 25 Männer, von denen 17 durch Hunger und Frost an derselben Stelle, wo die überlebenden gefunden wurden, zu Grunde gegangen sind. Ein achtzehnter ertrank beim Suchen nach Lebensmitteln. Die beiden Dampfer haben 12 Leichen an Bord; fünf andere, welche man unweit des Lagers am Smith-Sunde in einem Eisfort beigesetzt hatte, wurden in die See hinausgetrieben. Ein Mann starb im Januar, die übrigen im April, Mai und Juni.

Im August 1883 verließ Lieutenant Greely seine Station Fort Conger und erreichte, südwärts ziehend, am 29. September Baird Inlet, wo seine gesammte Mannschaft in guter Gesundheit eintraf. Er ließ sämmtliche Boote zurück und trieb 30 Tage lang auf einer Eisscholle im Smith-Sunde umher. Dann bezog er am 21. Oktober ein ständiges Lager an derselben Stelle, wo ihn Commendor Schley auffand. Neun Monate lang lebten sie nun von den geringen Vorräthen, die sie von Fort Conger mitgebracht hatten, und wozu noch das kam, was Sir George Nares 1875 in Payerhafen und auf Kap Isabella (dieser Proviant hatte durch die Länge der Zeit gelitten), ferner Beebe 1872 am Kap Sabine vergraben hatte, und was 1883 vom Wrack des „Proteus" gerade an der Stelle, wo Greely lagerte, gerettet worden war. Nachdem dies aufgebraucht war, mußten sie von gekochtem Seehundsfell, Theilen ihrer Kleidung, Flechten und Garneelen sich ernähren, welche letzteren sie fingen, so oft sie kräftig genug zu Ausflügen waren. Alle Aufzeichnungen und Instrumente, die man von Fort Conger mitgebracht hatte, sind gerettet worden.

Commander Schley berichtet, daß sein Vordringen von Hare Island nach dem Smith-Sunde ein beständiger Kampf mit dem Eise in Gestalt von anscheinend unpassirbaren Schollen war, das nur durch Aufmerksamkeit und Geduld zu überwinden war. Keine Gelegenheit zum Vorwärtsdringen wurde verabsäumt. Mehrere hundert Seemeilen weit mußten die Schiffe sich ihren Weg durch Eis von 3 bis 6 Fuß und mehr Dicke hindurchrammen. Seit ihrer Rettung haben sich die 6 Ueberlebenden sehr erholt; aber im Augenblick ihrer Auffindung und noch mehrere Tage später war ihr Zustand höchst kritisch. 48 Stunden später hätte man sie wahrscheinlich nicht mehr am Leben getroffen.

Die Jahreszeit im Norden war weiter vorgerückt und das Eis geschlossener als seit Jahren. Smith-Sund war nicht offen. Das winterliche Wetter in der Gegend der Melville-Bai war das schlimmste, was man seit 20 Jahren erlebt hat.

Lieutenant Greely's Expedition ist bis zu dem nördlichsten Punkte, der je erreicht worden ist, vorgedrungen. Er telegraphirt darüber:

„Zum ersten Male in drei Jahrhunderten tritt England die Ehre ab, am weitesten nach Norden vorgedrungen zu sein. Lieutenant Lockwood und Sergeant Brainerd erreichten am 13. Mai Lockwood Island in 83° 24' nördl. Br. und 44° 5' westl. L. Gr. Sie sahen von einer 2000 Fuß hohen Erhebung kein Land gegen Norden oder Nordwesten, aber im Nordosten Grönland und Kap Robert Lincoln in 83° 35' n. Br. und 38° w. L. Lieutenant Lockwood wurde 1883 durch das offene Wasser an der Küste Nordgrönlands zurückgetrieben, und seine Abtheilung entging mit Mühe dem Schicksal, in den Polarocean hinausgetrieben zu werden. 1882 wurde Dr. Pavy, welcher Markham's Route (von 1876) folgte, einen Tag lang im Polarocean nördlich vom Kap Joseph Henry herumgetrieben und rettete sich dann auf das Land, wobei er fast alles, was er bei sich hatte, einbüßte. Im Jahre 1882 machte ich eine Frühlings- und später eine Sommertour in das Innere von Grinnell-Land und entdeckte dabei den See Hazen, der 60 Miles lang und 10 Miles breit ist."

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ein Bericht des Ministers des Innern über die Sanitätsverhältnisse Ungarns im Jahre 1880 schildert dieselben nach der „A. Z." als geradezu entsetzliche. Die Vermehrung der Bevölkerung in diesem Jahre betrug (bei ca. 16 Mill. Einwohnern) nicht mehr als 68707 Seelen. Die Sterblichkeit, besonders unter den Kindern, ist im ganzen Lande eine außerordentlich große. Im Jahre 1880 ist mehr als eine Viertelmillion Kinder unter 7 Jahren gestorben, darunter ca. 40 Proc., ohne daß ein Arzt zu Hilfe geholt worden wäre. Man kann leicht ermessen, wie fürchterliche Fahrlässigkeiten in dieser Hinsicht vorkommen, wenn man erfährt, daß in 9816 Fällen Eltern und Vormünder wegen Vernachlässigung der pflichtgemäßen, gesundheitlichen Obsorge bestraft wurden. Zahlreiche Kreisarztstellen bleiben wegen ungenügender Bezahlung unbesetzt, so daß in manchen Bezirken für die unteren Klassen ärztliche Hilfe überhaupt nicht zugänglich ist. Wäre nicht die Gesundheitspflege demnach ein Gebiet, auf welchem sich die Magyaren mehr Ehre und Vortheile erwerben könnten, als in der Vergewaltigung des Deutschthums?

— Der leidenden Menschheit bietet Corsica — sagt H. Toeppen in einem vor der Geographischen Gesellschaft in Hamburg (s. deren Mittheilungen 1882—83, Heft 1) gehal-

Digitized by Google

tenen Vortrage — noch eine seltene Fülle von Mineralquellen, und zwar auf dem westlichen Abhange der Hauptgebirgskette vorwiegend schwefelhaltige, im Osten hauptsächlich eisenhaltige. Unter jenen nimmt die Quelle von Guagno, unter diesen die von Orezza den ersten Rang ein. Es geht den Heilquellen Corsicas aber um nichts besser als dem milden Winterklima seiner Westküste: sie werden lange nicht so stark besucht, wie ihre Eigenschaften es verdienten. Die Eisenquelle von Orezza z. B. übertrifft die berühmtesten Eisenquellen Mitteleuropas, wie Spa und Schwalbach, fast um das Doppelte an Eisengehalt, lockt aber nur in den heißesten Sommermonaten ein paar hundert wohlhabende Corsen aus den Hauptstädten an. Diese suchen dort noch dazu oft weniger Heilung als Sommerfrische, wofür sich ihnen übrigens am Fuße des Hochgebirges viel geeignetere Orte darbieten würden. Im Gegensatz zu dem Besuch der Quelle ist der Versandt des Wassers, namentlich nach Frankreich, sehr bedeutend. Man kann es sogar in Deutschland durch Vermittelung der Lübecker Firma O. Gefficken bekommen. Guagno, welches am Westfuße des Monte Rotondo-Massivs liegt, hat eine Schwefelsodaquelle und bezieht seine Kranken, wenn man so sagen darf, hauptsächlich vom Festlande, da Corsica arm ist an Krankheiten, welche durch solche Quellen geheilt werden. Der Reichthum Corsicas an Mineralquellen scheint übrigens in historischer Zeit schon abgenommen zu haben; denn man findet auf der Insel fünfzehn Ortschaften, deren Namen auf das frühere Vorhandensein von solchen Quellen schließen lassen, wie Le Caldane, Termi Caldi, Fontane Caldane u. s. w.

Asien.

— Der neue Weg vom Aral-See zum Meerbusen Mertwij Kultuk am Kaspischen Meere wird bereits benutzt. Ein Telegramm meldet, daß bereits ein Waarentransport diesen Weg eingeschlagen habe. Dazu berichtet der Korrespondent der „Moskauer Zeitung" aus der Festung Neu-Alexandrowsk am Amu-Darja Folgendes über jenen Weg. Am 31. März um 11 Uhr verließen unsere Festung 400 Soldaten, welche auf dem neuen Wege heimkehren; sie werden vom Amu-Darja in großen Böten bis zu der Stadt Kungrad geschafft; von hier aus können sie auf Kameelen in 10 Tagen den Mertwij Kultuk, den großen Busen des Kaspischen Meeres, erreichen. Uebrigens wird der Mertwij Kultuk jetzt gewöhnlich Tschernajew-Busen genannt. Hier werden die Soldaten auf großen Dampfern in zwei Tagen nach Astrachan befördert. Auf diese Weise wird der früher übliche drei Monate dauernde Marsch durch die Sandwüste bis Kazalinsk und weiter nach Orenburg vermieden; der Weg über den Tschernajew-Busen dagegen erfordert höchstens einen Monat und bietet dabei einige bequeme Erholungspunkte. Weiteren Nachrichten zufolge ist die Abtheilung glücklich in Astrachan eingetroffen und eine andere unter dem Kommando eines Generalstabsofficiers soll zum Ersatz aus Astrachan bereits abgesandt worden sein.

— Einige der interessantesten Daten, die der „Census Report" von Indien enthält, sind diejenigen, welche sich auf die von dem Volke gesprochenen Sprachen beziehen. Die Sprache, welche hiernach die meisten Vertreter zählt, ist Hindustani oder Urdu; dieselbe begreift 82 Millionen unter sich und wird durch alle Staaten und Provinzen Indiens gesprochen; doch schließen die Ziffern auch die Hindi sprechende Bevölkerung ein. Zunächst kommt Bengali mit 39 Millionen, meistens in Bengalen und Assam. Telugu, wiewohl von einer kleinern Anzahl gesprochen (über 17 Mill.), dehnt sich über ein viel größeres Gebiet aus. Marathi, welches über die indischen Provinzen weit verbreitet ist, wird von 19 Millionen gesprochen; Pandschabi von 14 Mill., Tamil von 13 Mill., Guzerati von 9 Mill., Canaresisch von 8 Mill. Englisch wird als Muttersprache von 202 920 Personen gesprochen, von denen nicht mehr als 150 000 reinen Blutes sind.

— Frankreich ist dabei, sein ostasiatisches Kolonialreich abzurunden: das Königreich Kambodja ist förmlich in Cochinchina einverleibt worden. Kambodja steht schon seit 1863 unter französischem Protektorate, jetzt aber ist die französische Regierung zur förmlichen Einverleibung geschritten und hat den König Norodom mit einer Pension von 300 000 Piastern entschädigt. Die Bevölkerung von Kambodja, das einen Flächenraum von etwa 84 000 qkm besitzt, betrug nach der officiellen Zählung im Jahre 1874 945 954 Menschen, darunter 106 764 Chinesen, 26 000 Chams und Malaien, 4551 Annamiten und 4628 wilde Laos.

Afrika.

— Das „Bolletino della Società geografica italiana" vom Mai dieses Jahres enthält einen kurzen Bericht über Maurizio Buonfanti's Reise durch Nord-Afrika. Derselbe hatte Tripoli im Anfang April 1881 verlassen und zog in der Richtung des Tsad-Sees auf dem von verschiedenen neueren Reisenden zurückgelegten Wege. Sein Hauptzweck war, in die bisher unerforschte Gegend südlich von Adamaua vorzudringen, die unsicheren Verhältnisse auf der Grenze zwischen Bornu und Adamaua machten jedoch ein weiteres Vorgehen in dieser Richtung unmöglich. Er mußte nach Kuka zurückkehren, von wo er sich westwärts wendete und dem von Massari nach Kano eröffneten Wege folgte; über Gando erreichte er den Niger bei Say, etwa in der Mitte zwischen Timbuktu und dem Einflusse des Binue. Dann wandte er sich nordwärts und erreichte Timbuktu und zwar in der trockenen Jahreszeit. Von Timbuktu wurde der Weg durch die Staaten Massina und Bambarra nach dem beinahe unbekannten Gebiete von Tombo fortgesetzt, doch die Reise endete unglücklich. Die Expedition wurde in den Shangistaaten von den Eingeborenen angefallen und geplündert, von 250 Begleitern blieben Buonfanti nur noch sechs übrig. So erreichte er unter großen Mühseligkeiten das Bussanga-Land, nördlich von Dahomay, wo er eine katholische Mission fand, welche es ihm möglich machte, seine Reise nach der Küste von Guinea fortzusetzen. Am 5. März 1883 kam er in Lagos an; alle seine wissenschaftlichen Sammlungen sind verloren.

— Im April und Mai dieses Jahres hat Dr. Schweinfurth eine Reise nach dem Gebiete im Westen des Fajum ausgeführt, welche für Geographie, Geologie und Archäologie interessante Ergebnisse hatte. Er fand die Gestalt des Birket el-Qerun, jenes Brakwasser-Sees, welcher die tiefste Senkung des Fajum einnimmt, ganz anders, als sie auf den bisherigen Karten erscheint. Nördlich desselben wurde ein bis dahin unbekannter altägyptischer Tempel entdeckt und wenige Marschstunden westlich der Pyramiden von Gizeh die bisher in Unter-Aegypten noch nicht bekannte Kreideformation aufgefunden.

— Aegypten hat, vom Mahdi bedrängt, seinem alten Feinde Abessinien die Hand zum Bunde gereicht: König Johannes zieht den in Kassala, Gelabat, Gedaref und Dschira von den Aufständischen mehr oder weniger bedrängten Aegyptern mit drei Heerhaufen zu Hilfe und erhält dafür das Bogos-Land abgetreten und die Befreiung aller über Massauah eingeführten Waaren von jedem Zoll.

— Eine willkommene Vervollständigung der kurzen Notiz über Angra Peauena im „Globus" Bd. 45, S. 253, giebt der in den „Annalen der Hydrographie" Bd. 12, S. 260 veröffentlichte Reisebericht des Kapitäns Aschenborn von S. M. Kanonenboot „Nautilus", dem eine kartographische Skizze der Bucht und zwei Ansichten derselben mit den Lüderitz'schen Niederlassungen beigegeben sind. Die Vortrefflichkeit des Hafens wird bestätigt. An einem guten Landungsplatze liegen die Baulichkeiten der Lüderitz'schen Niederlassung. In ihrer Nähe befinden sich einige Kraale der Eingeborenen, deren Männer wie Frauen im Dienste der Niederlassung beschäftigt werden. Außer-

Digitized by Google

dem hat Herr Lüderitz auf den Wunsch des „Kapitäns" Joseph Fredericks, des „Königs" der Eingeborenen, in der Mission Bethanien eine Verkaufsstelle eingerichtet. Dorthin soll ein Landwirth berufen werden, um die Eingeborenen eine rationelle Bebauung des Bodens zu lehren, zu welchem Zwecke von dem „Könige" noch sieben Morgen guten Bodens geschenkt sind. Den Verkehr mit dem Binnenlande vermitteln stark gebaute Wagen von 40 Centnern Tragfähigkeit, den mit der Kapstadt ein Schoner von geringem Tiefgange; endlich laufen zwei andere Schiffe der Firma zwischen Europa und der Ansiedelung.

Das Klima ist ein gutes, der Temperaturwechsel ein geringer, Flußmündungen oder Sümpfe sind nicht vorhanden. Die höchste dort beobachtete Wärme betrug 42.5° C., ein kühler Seewind weht fast fortwährend, und das Wasser hat wegen des kühlen nördlichen Küstenstromes sogar nur eine Temperatur von 17.5° C. Eine Menge von kleinen Sträuchern wächst in Folge der häufigen Niederschläge zwischen den Steinen und im Sande der Bergschluchten. Sonst ist das Land absolut kahl. Der Boden besteht aus verwittertem vulkanischem Felsgestein und Sand und so umgiebt ein etwa 20 engl. Meilen breiter Gürtel von Flugsand den Hafen in einer Entfernung von 4 bis 10 englischen Meilen, wodurch natürlich die Verbindung mit dem Innern des Landes sehr erschwert wird. Zudem hat Angra Pequena kein Wasser und muß sich dasselbe von Kapstadt kommen lassen, so daß die Tonne Wasser auf 33 englische Schilling zu stehen kommt.

Die der Bucht vorgelagerten Inseln waren, wie ihre Namen (Pinguin-Inseln) besagen, früher nur ein Aufenthaltsort von Pinguinen und Robben; jetzt wohnen einige Arbeiter auf denselben, die den leider schon zur Neige gehenden Guano sammeln. Eine Menge verschiedener Seevögel nistet noch dort. Zwei Züge mit dem Schleppnetz in der Bucht reichten aus, die Mannschaft des „Nautilus" mit Fischen zu versorgen. Von wilden Thieren ist nur der Schakal vorhanden, Antilopen und Springböcke kommen nicht vor, Schlangen und Skorpione nur vereinzelt.

Der Mineralreichthum des Landes soll ein großer sein; mit Erfolg wird nach Kupfer, Silber und Gold gegraben. In die Felsmasse eingesprengte Eisenstückchen konnten taschenvoll gesammelt werden.

Dem bei der Faktorei liegenden etwa 150 m hohen Berge hat Herr Lüderitz den Namen Nautilusspitze beigelegt und auf ihm ein weithin sichtbares Kreuz errichtet.

Unterdessen hat Generalkonsul Nachtigal auf der „Möwe" am 4. Juni Madeira passirt, um die Besitznahme von Angra Pequena für das Deutsche Reich zu vollziehen, die deutsche Flagge zu hissen und die Geltung der deutschen Gesetzgebung auf dem Territorium zu proklamiren; so heißt es wenigstens.

Nordamerika.

— Ueber die Bedeutung der skandinavischen Auswanderung nach den Vereinigten Staaten finden wir in L. Passarge's „Sommerfahrten in Norwegen" (II. S. 183 ff.) folgende interessante Angaben. Die Zahl dieser Einwanderer beträgt zur Zeit über eine Million, wovon ungefähr 90 Proc. in den nordwestlichen Staaten, namentlich Minnesota und Wiskonsin leben. Weitaus die Mehrzahl sind Ackerbauer, doch findet man auch viele Handwerker, Bergleute und Seeleute. Wiederholt haben diese beiden Staaten norwegische oder schwedische Staatssekretäre gehabt. Gegenwärtig sind in Minnesota 107, in Wiskonsin 123, in Jowa 112 und in Illinois 104 Staatsämter mit Skandinaviern besetzt. Ebenso zahlreich sind sie in den gesetzgebenden Versammlungen dieser Staaten vertreten. In Chicago, wo ungefähr 40 000 Skandinavier leben, findet man sie als Aldermen, County Commissioners, Sheriffs, Friedensrichter u. s. w. Namentlich sind von den Feuerleuten und Polizeibeamten viele Skandinavier. An den Universitäten von Minnesota und Wiskonsin lehren mehrere skandinavische Professoren. — In den verschiedenen Theilen des amerikanischen Nordwestens giebt es nicht weniger als 700 skandinavische Kirchen und fünf große Kollegien zur Ausbildung von Geistlichen, daneben eine sehr bedeutende Anzahl von Elementarschulen. In kirchlicher Hinsicht bilden die Skandinavier sechs verschiedene Synoden, jede mit einem Präsidenten und Kirchenrath. Das älteste skandinavische Blatt, „Fädrelandet og Emigranten", erschien 1851. Die Zahl aller Zeitungen beträgt jetzt über 20, welche in einer Stärke von etwa 80 000 Exemplaren verbreitet werden. In neuerer Zeit geben auch viele Norweger (doch mehr Dänen) nach der nördlichen der beiden großen Inseln von Neu-Seeland, wo Makarete und Norsewood in dem Grade skandinavisch sind, daß selbst die dortigen deutschen Familien dänisch (norwegisch) reden.

— „L'Exploration" druckt folgenden Brief des Herrn von Hesse-Wartegg aus Wien, der sich augenblicklich auf einer Reise in Mexiko befindet, ab: „Patzcuaro, Staat Michoacan (Mexiko), 25. April 1884. Erlauben Sie mir, Ihnen mitzutheilen, daß ich nach einer mehrmonatlichen Reise in Centralamerika und Mexiko jetzt einige Wochen im Staate Michoacan, der Wiege der eingeborenen Tarasco-Indianer, zubringe, um eine genaue Karte herzustellen, die Höhen der Umgegend, der Seen Patzcuaro, Chapala und Cuitzco zu bestimmen, die zwar Humboldt und Calderon de la Barca schon besucht haben, die aber trotz alledem noch großentheils unbekannt ist.

Ich habe einen schönen Erfolg bei meinen Ausgrabungen zu Tzintzuntzan, der alten Hauptstadt der Könige von Michoacan, zu verzeichnen, bei denen ich eine große Menge sehr verschiedenartiger und künstlerisch behandelter Töpferwaare, Figuren und Statuetten in Stein und gebrannter Erde, wie auch andere Gegenstände von einigem historischen Werthe gefunden habe. Außerdem habe ich die Traditionen und Sagen der Einwohner gesammelt, die die Inseln dieser Seen bevölkern — Indianer, deren Rasse sich rein erhalten hat und deren Typus durch die Mischung mit den wenigen Mestizen, die zuweilen zu ihnen stoßen, sehr wenig getrübt ist. In ihren Sitten, ihren Sagen und vielen anderen Einzelheiten macht sich eine große Aehnlichkeit mit solchen der ostasiatischen (?) Rassen bemerklich, und diese Indianer behaupten, selbst die Nachkommen eines Volkes zu sein, das über ein „großes Wasser" gesetzt und an der Küste des Stillen Oceans an einem von ihnen ganz deutlich bezeichneten Punkte gelandet sei: nämlich an einem schmalen Hohlwege südlich von Manzanillo, wo man Inschriften in Bilderschrift und ein Abbild der Sonne auf den Felsen findet.

Ich habe auch mehrere barometrische Höhenmessungen in der Gebirgsgruppe im Süden des Popocatepetl, der von mir bestiegen ist, gemacht.

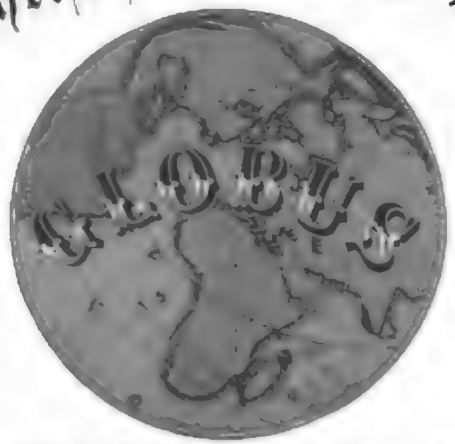
Ich nehme mir die Freiheit, diese wenigen Mittheilungen an Sie zu richten, weil meine Sammlungen ohne Zweifel (?) dazu beitragen werden, den Gelehrten weitere Beweise für die asiatische Herkunft der eingeborenen Rassen von Amerika zu liefern."

Inhalt: Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen. VII. (Mit sechs Abbildungen.) — Büttikofer's Bericht über Liberia. III. (Schluß.) — Kürzere Mittheilungen: Meteorologische Beobachtungen im westlichen Stillen Ocean. — Der Handel Japans mit Korea. — Das Ende der Greely'schen Nordpol-Expedition. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 20. Juli 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLVI. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen.

VIII.

Während seines Aufenthaltes in Frontera sammelte Charnay alte Töpfereierzeugnisse und brachte davon eine Anzahl zusammen, obwohl dieselben in Tabasco seltener sind als in anderen Staaten und die in den Wäldern gefundenen meist unachtsamer Weise zerbrochen werden. So besitzt das Museum in Mexiko kein einziges solches Stück. Unter denen, welche der Reisende erhielt, befanden sich verschiedene Figuren, die mehr oder weniger den Idolen aus dem Berglande glichen, sich aber in einigen Punkten denen von Palenque näherten. Zwei der schönsten finden unsere Leser umstehend abgebildet; das Prädikat „schön" ist freilich nur relativ zu verstehen, denn sie bestehen aus grobem Thone und sind etwas ungestaltet, dabei aber sehr merkwürdig.

Nach langem Warten wurde endlich Charnay durch die Abfahrt eines kleinen Dampfers aus der ungesunden und langweiligen Stadt erlöst, gelangte aber auf demselben mit Mühe und Noth nur etwa 190 bis 200 km auf dem Usumacinta aufwärts bis Montechristo und hatte für diese kurze Strecke dem Kapitän, auf dessen Anständigkeit er vertraut hatte, nicht weniger als 500 Francs zu zahlen. Dort theilte er seine Expedition in zwei Hälften; sein Diener Julian sollte mit dem Gepäck, den Geräthen und der Kiste voll Silbergeld zu Boote nach Tenosique weiter stromauf gehen, er selbst und Lucian ritten, die mächtigen Windungen des Usumacinta abschneidend, mit einem Führer quer durch das Land dorthin. Sie erreichten es zeitig am folgenden Tage. Tenosique ist das letzte Dorf in der Ebene; zwei Stunden davon liegen die Vorberge der Cordilleren und die „Boca del rio", die Stelle, wo der seinem Laufe nach unbekannte Fluß in langen Stromschnellen aus dem Gebirge tritt, das die Heimath der Lacandonen ist. Der Ort, aus elenden Hütten bestehend, liegt zum Schutze gegen die periodischen Ueberschwemmungen auf einer Anhöhe; an Hilfsmitteln oder Annehmlichkeiten bietet er nicht das Geringste, rühmt sich aber eines hohen Alters. 1535 gründete Francisco Gil, ein spanischer Abenteurer, der mit einigen Soldaten aus Guatemala kam, um sich Montejo's Expedition zur Eroberung Yucatans anzuschließen, einen Posten, dessen Stelle früher offenbar ein indianisches Dorf einnahm. Noch bis vor 30 Jahren soll es sich diesen ursprünglichen Charakter bewahrt haben; damals hatte es noch seinen Kaziken, die Topiles, dessen Stellvertreter, und auf dem großen Platze den Picote oder Gerichtspfeiler, wie er sich in allen yucatekischen Ruinen findet, und an dessen Stelle jetzt der Stock zum Einspannen der Füße von Uebelthätern getreten ist. Neuerdings hat der Ort eine erhöhte Wichtigkeit dadurch erhalten, daß in Folge der zunehmenden Seltenheit von Mahagonibäumen in den Wäldern Tabascos die Holzfäller in die noch unerforschten Thäler des Staates Chiapas, an den obern Usumacinta und bis nach Guatemala vorgedrungen sind. Tenosique ist der Ausgangspunkt für diesen Verkehr geworden; dort wohnen auch die Agenten der beiden Häuser, welche denselben bis jetzt monopolisirt haben. Der erste beste kann sich übrigens nicht mit dem Mahagoniholzhandel befassen; denn dazu gehört ein ansehnliches Kapital und eine genaue Kenntniß des Landes und seiner Bewohner; viele haben sich schon, verführt durch den

kolossalen Gewinn ihrer Vorgänger, dabei ruinirt durch Mangel an Erfahrung. Das Mahagoni an sich kostet nichts, und Bäume, schlank wie die Fichten, riesenhaft und prachtvoll, sind in Menge vorhanden; der Staat erhebt nur eine leichte Steuer von fünf Franken für den Stamm und es kommt nur darauf an, denselben sich zu holen. Aber darin liegt eben die Schwierigkeit. Zunächst handelt es sich darum, neue Plätze zu entdecken, wo der Baum in Menge vorkommt. Dazu hat der Großhändler seine Monteros, thatkräftige, an das Leben in der Wildniß gewöhnte Männer, die einzeln in Begleitung von zwei Indianern und eines mit Lebensmitteln beladenen Maulthieres ausziehen, bewaffnet mit Revolver und Flinte, weniger für die Vertheidigung, als um Wild damit zu erlegen. So dringen dieselben in den dichten Wald ein, öffnen sich mit dem Waldmesser einen schmalen Weg und bleiben oft zwei bis drei Monate auf der Suche nach dem kostbaren Holze in den unerforschten Einöden, wo sie sich allabendlich ein Schutzdach gegen den strömenden Regen bauen, mit wilden Thieren kämpfen und den ganzen Tag auf feuchtem, fiebererzeugendem Terrain herumirren müssen. Die angetroffenen Bäume werden gezählt, gezeichnet und ihre Zahl bei der Heimkehr dem Auftraggeber mitgetheilt. Ebenso muß der Montero die Schwierigkeiten, welche sich dem Wegschaffen der Stämme entgegenstellen, und die Kosten desselben überschlagen. Wie oft trifft er bei seinen langen Wanderungen

Terracotta-Idole aus Tabasco. (Nach einer Photographie.)

auf einen Schatz von Bäumen, dem er sich nicht nahen kann, weil das Fehlen von Straßen, unebener Boden, allzu üppige Vegetation ihn hindern. Ein Weg läßt sich wohl anlegen, aber es muß auch ein Fluß in der Nähe der Bäume sich befinden, denn falls er weiter als zwei Wegstunden entfernt ist, wird die Ausbeutung zu kostspielig. Ferner gilt es Arbeiter zu beschaffen, welche wenig zahlreich und den großen Unternehmern stets verschuldet und zur Dienstleistung verpflichtet sind. Ohne diese alte Sitte, welche schon vor Alters bei den Maya galt, wäre kein einziger Arm zu erhalten. Ist aber der Indianer einmal verschuldet, so wird er auch zum Sklaven des Gläubigers; bei seiner Charakterschwäche und Trunksucht geräth er immer tiefer in Schulden und muß sein Leben lang Zwangsarbeit verrichten. Stirbt er, so geht die Verpflichtung auf seinen Sohn über. Ohne diese Sitte erhielte Europa kein Mahagoniholz und wir müßten alle in sichtenen Bettstellen schlafen, was freilich auch kein Schaden wäre. Da der Indianer seinen Herrn nicht verlassen darf, ohne seine Schulden zu bezahlen, so übernimmt der Mahagonihändler dieselben, und da jeder Indianer seine 2000, 3000, auch wohl 5000 Francs kostet, und man mitunter 200 bis 300 Leute braucht, so kann man sich einen Begriff von den Summen machen, welche in diesem Handel stecken.

Sind endlich die Arbeiter zusammengebracht, so werden sie von dem Montero an den ausgekundschafteten Platz geführt, wo mitten im Urwalde, 30, 40 oder 60 Stunden von jeder menschlichen Wohnung entfernt, Ranchos errichtet werden. Dann bedarf es unaufhörlicher Nachschübe, um der Ansiedelung die nöthigen Geräthschaften und Lebens-

Digitized by Google

Das Fällen des Mahagonibolzes. (Nach einer Skizze Charnay's.)

Digitized by Google

mittel zuzuführen. Nun werden die Bäume gefällt, entrindet und vierkantig zugehauen; aber sie liegen weit von einander entfernt, der Fluß ist nicht nahe und für jeden Stamm muß ein besonderer Pfad geöffnet werden. Ochsen schleppen das Holz zum Flusse; aber dieselben sind im Staate noch seltener als Menschen, und man muß sie von der andern Seite der Cordilleren, aus den Ebenen von Chiapas 150 Stunden weit herholen. Sie sind dort nicht theuer und kosten das Stück nur 100 Francs, aber der weite und schwierige Weg und der Futtermangel reducirt eine Herde um drei Viertel ihrer ursprünglichen Stärke, und was wirklich seinen Bestimmungsort erreicht, kommt dort in einem jämmerlichen Zustande an und kostet das Haupt nun 400 Francs. Durch Anstrengung und schlechtes Futter — man kann ihnen nur Baumblätter geben — gehen auch dort so manche zu Grunde; oft führen auch die Arbeiter, wenn sie lange kein frisches Fleisch gehabt haben, absichtlich Unglücksfälle herbei, um dann das verwundete oder erschlagene Thier verspeisen zu können. Unaufhörlich müssen neue Ochsen zugeführt werden, und damit steigen auch die Anschaffungskosten des Mahagoni.

Ist der Stamm endlich am Flußufer angelangt, so wird er auf allen Seiten mit einer Marke versehen und den Wellen übergeben, um beim nächsten Hochwasser hinabzuschwimmen; bleibt er irgendwo in einer Bucht oder an einem Felsen hängen, so wird er vielleicht im folgenden Jahre flott. Zur Zeit der Flußschnelle begeben sich dann die Indianer von Tenosique auf leichten Booten zur Boca del rio, wo der Fluß die Stämme zu Hunderten gleichsam ausspeit. Für jeden Stamm, den sie bergen, erhalten sie 2½ Francs; da jeder gezeichnet ist, vereinigen sie das Eigenthum jedes Unternehmers zu Flößen und bringen es so nach dem Dorfe. Man ersieht aus dieser Darstellung, wie viel Geld, Arbeit und Gefahr zur Erlangung des Mahagoni aufgewendet werden muß; die Epidemien unter den Ochsen, das Fieber, welches unter den Arbeitern aufräumt, und die nicht seltene Unredlichkeit der Monteros sind dabei gar nicht in Rechnung gezogen.

Don Pepe Mora. (Nach einer Skizze Charnay's.)

Inzwischen erhielt Charnay über die Ruinen, welche am obern Usumacinta existiren sollten und die er auffinden wollte, so widersprechende Nachrichten, daß er fast an eine großartige Mystifikation dachte. Zuletzt aber fand er einen Gewährsmann, der jetzt politischer Chef in Tenosique ist, Suarez mit Namen, dessen Angaben sehr bestimmt lauteten; derselbe war der erste, der sie überhaupt gesehen. Sie sollten ca. 50 Stunden von Tenosique entfernt jenseits der Sierra und am linken Ufer des Usumacinta liegen; kein Weg führt dorthin, aber die einzuschlagende Richtung ist bekannt. Suarez fand sie zwölf Jahre früher, wo sie von den Lacandonen noch sehr verehrt wurden; sie unterhielten dort Wachen und feierten an bestimmten Tagen religiöse Ceremonien. Sie litten es nicht, daß man die Tempel berührte; aber seitdem ein großes Götzenbild, das sie besonders anbeteten, herabgestürzt ist, haben sie den Ort verlassen.

Auf diese Aussage hin unternahm Charnay die Reise, vor deren Beginn er unendliche Schwierigkeiten bei Beschaffung von Lebensmitteln, Maulthieren, Packsätteln und dergleichen zu überwinden hatte. Am 15. Mai 1882 wurde mit schlechten, nur halb belasteten Thieren die Reise in ostsüdöstlicher Richtung angetreten. Der Weg war abscheulich, aber der Wald, den man durchzog, mit seinen Riesenstämmen und mächtigen Lianen von überwältigender Großartigkeit. Es ist die Straße nach dem See Peten in Guatemala, der man folgte; ihre Stationen sind auf der Karte mit Namen bezeichnet, aber Wohnungen oder Menschen findet man dort nicht. Nur einem einzigen Reisenden begegnete Charnay. Zur Zeit der Conquista jedoch gab es hier volkreiche Städte, wie noch vorhandene Trümmer und die Angaben gleichzeitiger Schriftsteller (Cogolludo und Villa Gutierre Soto Mayor) beweisen. Von ihrer Bevölkerung sind nur dürftige Reste übrig geblieben, die in den Wäldern umherirren.

Nachdem man bereits mehrere Maulthiere verloren, erreichte man am sechsten Tage die Stelle, wo man von dem Wege nach Peten südwärts abbiegen und die aus Kalk bestehende Bergkette überschreiten mußte, welche das rechte Ufer des Usumacinta begleitet. Ueber die Abhänge des

Lacandonen. (Nach einer Photographie.)

Mirador ging es auf sehr schwierigem Wege hinauf zur Subida del Aguila, die zwar nur eine Höhe von 450 m hat, aber durch Steilheit, sowohl als auch scharfe Felskanten lästig fällt. Jenseits erreichte man bald die Ebene und den Rio Chotal, an dessen Ufer man einen alten Montero, Don Pepe Mora, traf, der schon seit drei Monaten in Begleitung zweier Indianer ein elendes Leben in der Wildniß führte und schwer vom Mangel an Lebensmitteln und vom Fieber zu leiden hatte. Hier war das Land der Lacandonen erreicht; es zeigten sich Spuren ehemaliger Kulturen, Citronen-, Breiapfel- und Cherimojabäume, Felder von Rohr zur Herstellung von Pfeilen und Reste von Hütten, welche die Indianer beim Nahen der Mahagonisucher verlassen hatten. Am selben Abend lagerte die Karawane am rechten Ufer des Usumacinta, an der Stelle, welche Paso Nalchilan heißt, und unterhalb derer die gesuchten Ruinen liegen sollten. Charnay hatte von Tenosique aus eine Anzahl Leute dorthin vorausgeschickt, welche ihm einen Pfad durch den Urwald gebahnt hatten; ihre zweite Aufgabe aber, die Herstellung eines Bootes, hatten sie in unverantwortlicher Weise vernachlässigt. Zur Vollendung desselben hätte es noch mindestens einer Woche mehr bedurft, und so lange reichten die mitgenommenen Lebensmittel nicht. Als der Reisende noch überlegte, was zu thun sei, damit er sein nahes und doch so fernes Ziel erreiche, kam in einem Boote ein Mann angetrieben, in ein langes weißliches Gewand gekleidet und sich mittels eines Blattes der Fächerpalme gegen die Sonnenstrahlen schützend. Als er die Fremden erblickte, wollte der Lacandone — denn ein solcher war es — sofort Kehrt machen; aber einer von Charnay's Begleitern, der glücklicherweise Maya sprach, rief ihn an und versprach ihm Wunderdinge, wenn er landen wollte, was er dann auch schließlich that. Es war ein hochgewachsener alter Mann, der seine große weitärmelige Tunika mit Würde trug und dem Reisenden lächelnd die Hand schüttelte; doch warf er im Lager furchtsame Blicke nach rechts und links. Außer seinem Gewande, das aus grobem, aber geschmeidigem Baumwollstoffe gemacht war, trug er ein Stück vom selben Zeuge auf dem Kopfe, vielleicht um seine Kahlköpfigkeit zu verbergen, und am Halse ein riesiges Halsband von zwanzig Windungen, das aus Körnern, Glasperlen, Hundezähnen und einigen durchbohrten Münzen bestand; in der Hand hielt er Bogen und Pfeile. Es war ein Häuptling der Lacandonen, der gegen eine Anzahl Aexte, Säbel, Stoffe, Messer, Salz und Angelhaken hocherfreut einwilligte, Charnay und dessen Leute in seinen zwei Booten nach den Ruinen zu bringen, und sich sofort mit dem des Maya kundigen Begleiter Charnay's auf den Weg machte.

Am folgenden Morgen hatte der Reisende das Glück, ein Wildschwein, einen Hokko und ein halbes Dutzend Aras zu erlegen, wie überhaupt jener Strich Landes reich an Wild ist. Als er darauf wartend am Flußufer saß, erschien plötzlich ein mit drei Weißen besetztes Boot, das er höchlichst überrascht anrief. Es kam herbei und seine Insassen berichteten, daß sie zu der Expedition des Don Alfredo gehörten, der sich in der bewußten Ruinenstadt aufhalte, und daß sie vergeblich den Fluß hinaufgefahren seien, um bei den Lacandonen Lebensmittel, an denen sie Mangel litten, zu holen. Freilich beschlich dem Reisenden ein bitteres Gefühl, daß ihm nach solchen Opfern an Zeit und Geld und so vielen Anstrengungen ein Anderer in der Entdeckung der Ruinenstadt zuvorgekommen sei; aber er mußte gute Miene zum bösen Spiele machen, zumal er erfahren hatte, daß Don Alfredo im Besitze eines großen Bootes sei, wie er es brauchte, um alle seine Geräthe und sein Material zum Abklatschen von Denkmälern fortschaffen zu können. Er theilte den Fremden also von seinem Wildpret und sonstigen Lebensmitteln mit, ließ sie von dreien seiner Leute begleiten und richtete unter Uebersendung seiner Visitenkarte an Don Alfredo die dringende Bitte, ihm sein großes Boot senden zu wollen. Das that derselbe denn auch am folgenden Morgen, und nach dreistündiger Fahrt konnte Charnay die Bekanntschaft des Fremden machen; es war Mr. Alfred Maudslay aus London, der auf seinen Reisen durch Guatemala (vergl. Proceedings of the R. Geogr. Soc. 1883 April) bis zu dieser auf mexikanischem Boden gelegenen Ruinenstätte vorgedrungen war. Großmüthig bot der Engländer dem Franzosen an, die Ruinenstätte nach seinem Belieben zu untersuchen, zu taufen, zu photographiren und abzuklatschen; er selber sei nur einfacher Tourist und habe nicht die Absicht, etwas darüber zu schreiben oder sonstwie zu veröffentlichen. Das lehnte der Franzose ab; sonst aber lebten, arbeiteten und verließen sie den Ort zusammen, jeder in der Ueberzeugung, daß der andere ihm mehr genutzt habe als er jenem. Die erste Entdeckung desselben konnte sich überdies keiner von beiden zuschreiben; denn, wie erwähnt, hat Suarez die Ruinen entdeckt, der Feldmesser Balay de Palissada dort eine Konzession abgesteckt und auch Holzfäller haben bereits dort gearbeitet, wie ein zurückgelassener, zugehauener Baum-

Idol aus einem lacandonischen Tempel.
(Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

ſtamm bewies. Charnay taufte ſie nach dem Namen eines Amerikaners, der einen Theil ſeiner Reiſekoſten beſtritten hatte, „Bille Lorillard“.

Ueber ihre Ausdehnung und die Anzahl ihrer Gebäude kam Charnay nicht ins Reine, da die dichte Vegetation, welche die Ruinen bedeckte, und ſeine wegen der Entfernung von jedem bewohnten Orte geringen Hilfsmittel eine genaue Unterſuchung unmöglich machten. Nach Analogie der früher beſuchten Ruinenſtädte muß ſie indeſſen 15 bis 20 Tempel und Paläſte für den Kaziken und die Oberhäuptlinge beſeſſen haben, während das gemeine Volk und die Sklaven ringsum in längſt verſchwundenen leicht gebauten Hütten wohnten. Die Trümmer liegen auf dem linken Ufer des Uſumacinta, die unterſten auf Terraſſen, die ſich etwa 20 m über den Fluß erheben, und ziehen ſich dann an den Abhängen natürlicher Hügel hinauf, welche durch Steinaufmauerungen geſtützt, mit Treppen verſehen und zu Esplanaden umgeformt worden ſind. Das iſt genau ſo wie in Palenque, nur ſind die Bauwerke nicht ſo zahlreich, anſehnlich und mit Skulpturen geſchmückt; das verwendete Material, das Innere und die Ausſchmückung, Inſchriften und Basreliefs gleichen ebenfalls denen in Palenque.

Das erſte Bauwerk, welches Charnay unterſuchte, iſt ein Tempel, welcher 150 m vom Flußufer auf einer ca. 40 m hohen Pyramide ſteht. Für einen Tempel hält es der Reiſende, weil es ein großes ſteinernes Idol und Niſchen enthält, in welchen ſich wahrſcheinlich einſt kleinere Götzenbilder befanden, da deren Wände von dem Rauche von Opfern geſchwärzt ſind. Das Idol, deſſen Kopf abgebrochen war, lag mitten zwiſchen den Trümmern; das Geſicht iſt vollſtändig verſtümmelt, weshalb Charnay vermuthet, daß die Stadt durch Feinde zerſtört wurde; denn das erſte, was der Sieger that, war ſtets, die Götter der Beſiegten zu vernichten, und in den mexikaniſchen Handſchriften wird die Niederlage eines Stammes immer durch ein kleines Gebäude mit vorſpringendem Geſimſe, alſo einen Tempel, dargeſtellt, in welchen ein Krieger mit einer brennenden Fackel in der Hand eindringt. Das Idol iſt einzig in ſeiner Art und ſehr ſchön; weder in Tabasco noch Yucatan hat Charnay ſeinesgleichen gefunden. Es ſtellt einen Mann dar, der mit gekreuzten Beinen nach orientaliſcher Weiſe daſitzt und beide Hände auf die Knie legt. Die Haltung iſt würdig, voll Ruhe und Heiterkeit, wie bei einem Buddhabilde. Auf dem Haupte trägt er einen gewaltigen Kopfputz in Geſtalt eines phantaſtiſchen Kopfes mit Diadem und Medaillons, das Ganze von einem Walde großer Federn eingerahmt, wie ſie im gleichen Stile und gleicher Ausführung die Säulen von Tula und Chichen-Itza zeigen. Wunderbar proportionirt iſt die Büſte; Schultern und Bruſt bedeckt eine Art Biſchofsmäntelchen, das zwiſchen reichem Perlenbeſatz drei Medaillons, ähnlich den römiſchen Militärdekorationen, zeigt, zwei auf den Schultern und eines vorn auf der Bruſt. Aehnlicher Schmuck, nur weniger erhaben gearbeitet, bedeckt den Unterleib und endet in ein Medaillon, das größer als die anderen drei iſt und an welches ſich unten ein franzenbeſetztes maxtli anſchließt. An den Unterarmen trägt die Statue breite Armbänder.

Weiteres über die Greely-Expedition.

In der „Mail“ vom 21. Juli kommentirt ein engliſcher Fachmann, leider ohne ſeinen Namen zu nennen, die bisher aus Philadelphia eingelaufenen Telegramme über die Greely-Expedition; das Intereſſanteſte aus ſeinen Ausführungen geben wir im Nachfolgenden wieder. Es iſt noch nicht an der Zeit — ſagt er — irgend jemanden wegen des bekannten traurigen Ausgangs der Expedition eines Verſehens anzuklagen; ſoweit die Nachrichten bis jetzt reichen, ſcheint Lieutenant Greely den Umſtänden nach am beſten gehandelt zu haben, als er ſeinen Rückzug von der Station Fort Conger nach Süden antrat. Gewiß war er überzeugt, daß ſein Vaterland alle Anſtrengungen machen würde, ſeine braven Pionniere zu retten, aber niemand wußte auch beſſer als er, welche faſt unüberwindlichen Schwierigkeiten ſich jedem Schiffe bei einem Verſuche, ſo weit nach Norden vorzudringen, in den Weg ſtellen mußten. Kein Wunder alſo, daß das Häufchen Männer ſich im Auguſt 1883 entſchloß, lieber nach Süden vorzudringen, als in dem ungaſtlichſten Gebiete der Erde noch einen dritten Winter auszuharren. Es mag daran erinnert werden, daß im vorigen Herbſte die ſchwediſche Expedition unter Baron Nordenſkiöld, welche nordwärts bis Kap York (ca. 76° nördl. Br., an der Nordküſte der Baffins-Bai) kam, von Eskimos hörte, daß die Greely'ſche Expedition ihre Station verlaſſen habe und auf einer ſüdlicher gelegenen Inſel lagere. An dieſem Gerüchte war, wie man jetzt ſieht, etwas Wahres; leider aber gelang es der unglücklichen Abtheilung nicht, weiter nach Süden zu gelangen als bis Kap Sabine auf Elleſmere-Land am Eingange des Smith-Sund, etwa 150 engliſche Meilen von ihrer Station am Lady Franklin-Sunde (oder ſpeciell an der Discovery-Bai) und 300 bis 400 Meilen von Upernivik, dem nächſten däniſchen Poſten. Jetzt iſt es freilich leicht zu ſagen, daß es viel beſſer für ſie geweſen wäre, in ihren verhältnißmäßig bequemen Quartieren in Fort Conger zu bleiben, wo vielleicht alle Mitglieder am Leben erhalten und in dieſem Sommer von den Schiffen „Bear“ und „Thetis“ gerettet worden wären. Iſt aber ein Irrthum begangen worden, ſo hat man ſchwer dafür gebüßt: als die Expedition im letzten Auguſt die Discovery-Bai verließ, fehlte kein Mann; aber die wenigen Monate auf den nackten Klippen von Kap Sabine haben 19 Männern das Leben gekoſtet.

Die Greely'ſche Expedition wurde bekanntlich von der Regierung der Vereinigten Staaten als ein Glied jener Kette internationaler Stationen ausgeſendet, deren Hauptaufgabe es war, nach einem vorher beſtimmten Plane regelmäßige Beobachtungen über die meteorologiſchen und anderen phyſikaliſchen Verhältniſſe im Polargebiete anzuſtellen. Da der Beobachtungspunkt der Greely-Expedition viel nördlicher lag als irgend ein anderer, ſo brach ſie ein Jahr früher als dieſe auf, um ihren Poſten beſtimmt zur rechten Zeit zu erreichen und ihre Beobachtungen nicht ſpäter als im Auguſt 1882 beginnen zu können. Sie war ſowohl mit wiſſenſchaftlichen Inſtrumenten als auch mit allem, was für ein behagliches Leben unter ungewöhnlich ſchwierigen Verhältniſſen erforderlich war, auf das beſte ausgerüſtet. Der mitgeführte Proviant konnte leicht ſo eingetheilt werden, daß er bis zum heurigen Sommer reichte, und man weiß

Digitized by Google

aus Briefen, welche Lieutenant Greely kurz nach seiner Ankunft auf der Station geschrieben hat, daß die Gegend um Lady Franklin-Bai (81° 44′ nördl. Br.) an Moschusochsen sehr reich ist. Ueberdies waren zwischen der Station und der Baffins-Bai Depots von Lebensmitteln und Booten in kurzen Zwischenräumen angelegt worden. Auch wußte Greely, daß man in den Sommern 1882 und 1883 Anstrengungen machen würde ihn zu erreichen, und er selbst hatte die Passage durch den schwierigen Sund zwischen Kap York und Lady Franklin-Bai nach Norden (also durch den Smith-Sund, das Kane-Bassin und den Kennedy-Kanal) mit einer noch nicht dagewesenen Schnelligkeit ausgeführt. Kein Wunder darum, daß er und seine Leute unruhig wurden, als zwei Jahre hinter einander kein Zeichen von Hilfeleistung erschien. Bis zur dritten Juliwoche dieses Jahres hatte man seit dem 15. August 1881 auch nichts von Greely gehört; jenes Datum trug ein langer Brief von ihm, worin er sich höchst hoffnungsvoll und freudig aussprach. Die beiden Versuche im Sommer 1882 und 1883, die Station zu entsetzen, mißglückten bekanntlich. Mehr Erfolg hatte ein dritter, welcher 1884 von den beiden Dampfern der Vereinigten Staaten, „Bear“ und „Thetis“, unternommen wurde, denen zur Unterstützung und als Zufluchtsort das von England zur Verfügung gestellte Polarschiff „Alert“ folgte. Das Vorgehen dieser Hilfs-Expedition ist allen Lobes werth; nur die äußerste Entschlossenheit und Geschicklichkeit befähigte sie, mit ihren Schiffen die furchtbaren Eishindernisse und Stürme der Melville-Bai und des Smith-Sund zu überwinden. Und um Haaresbreite wären sie zu spät gekommen; trafen sie doch den Lieutenant Greely an, wie er seinen umherliegenden Gefährten die Sterbegebete vorlas! Es giebt kaum einen traurigern und ödern Fleck auf Erden, als Kap Sabine, wo die unglückliche Expedition im vergangenen Herbste strandete. „Der rothe Syenit-Felsen, welcher Kap Sabine bildet“ — schreibt Sir George Nares, der Leiter der englischen Expedition von 1875/76 — „und die Inseln in der Nähe des Payer-Hafens sind im äußersten Grade unfruchtbar und öde. Während der drei Tage, welche wir dort aufgehalten wurden, bekamen wir sehr wenig animalisches Leben zu Gesicht, obgleich Streifpartien von den Schiffen aus die ganze unmittelbare Nachbarschaft erforschten.“ In das Ende des Kaps oder der Halbinsel ist eine Bucht eingeschnitten, vor welcher verschiedene Inseln, Brevoort, Payer, Stalknecht u. s. w. liegen. Dort hinterließ 1875 Sir George Nares 250 Rationen, welche Greely nicht gefunden zu haben scheint. Ebenso hat er von den 50 000 Pfund Proviant, welche die früher zu seiner Rettung ausgesandten Expeditionen für ihn vergraben haben, nur 250 Pfund aufgefunden. Das war ein großes Unglück, da Greely bei seinem Rückzuge von Lady Franklin-Bai fast alles, selbst die Boote, einbüßte und zurücklassen mußte; denn wie einst die Männer von der „Polaris“, so wurde auch seine Abtheilung eine Zeitlang auf einer Eisscholle nach Süden getrieben.

Wir fügen hier den telegraphischen Bericht über die Auffindung der letzten Ueberlebenden ein. Als „Thetis“ und „Bear“ an der Brevoort-Insel anlangten, wurden Streifpartien ausgeschickt, um nach Cairns (Steinhaufen) und darin enthaltenen Berichten zu suchen. Ein solcher wurde auf dem Gipfel der Brevoort-Insel gefunden; er datirte vom Oktober 1883 und gab an, daß die Greely'sche Expedition ein ständiges Lager bei Kap Sabine bezogen habe; sie befand sich damals wohl, hatte aber nur noch für 40 Tage Lebensmittel und litt empfindlich Noth. Sofort wurden alle Streifpartien zurückgerufen und Obermaschinist Lowe erhielt den Befehl, mit der Dampflaunch des „Bear“ voranzufahren, während die Schiffe nachfolgten. Die Launch erreichte das Lager der unglücklichen Expedition zuerst und kehrte mit der Meldung zurück, daß sich nur noch sieben davon am Leben befänden und daß Lieutenant Greely und zwei andere Männer im Sterben lägen.

Kapitän Schley, Dr. Emory und Fähnrich Reynolds waren bald wiederum unterwegs nach dem Lager, reichlich versehen mit Stärkungs- und Nahrungsmitteln, Kleidern und dergleichen. Unterwegs wurde Milchpunsch zubereitet. Der herrschende Wind steigerte sich zum Sturme und nur durch das sorgfältigste Manövriren der Launch war es möglich, das Lager zu erreichen. Die Wellen schlugen über Bord und durchnäßten jedermann daselbst. Als die Hilfebringenden das Lager erreichten, mußten sie das Zelttuch durchschneiden, um zu den Unglücklichen zu gelangen. Lieutenant Greely hatte gerade noch Kraft genug sich auf Händen und Knien aufzurichten. Er trug Pelzkleidung und eine rothe gestrickte Kappe, welche seine Hagerkeit nur um so schärfer hervortreten ließ. Aller Augen füllten sich mit Thränen beim Anblicke seiner langen Kopf- und Barthaare, seines verfallenen Gesichtes, seiner tief eingesunkenen Augen, welche mit verstärktem Glanze durch die Brillengläser hindurchsahen, und als er seine schwache Stimme hören ließ, die er zwar zu bemeistern suchte, die aber seine überwältigenden Gefühle klar erkennen ließ.

Zu jeder Seite lag ihm ein Gefährte, beide im Sterben — Korporal Ellison, mit abgefrorenen Füßen und nicht im Stande sein Haupt zu erheben, und der Soldat Maurice Connell in einem Schlafsacke, dem Hungertode nahe. Die vier anderen, Sergeant Brainard, die Soldaten Long und Fredericks und der Lazarethgehilfe Beberbeck waren gerade noch im Stande aus dem Zelte hinauszuwanken. Zunächst stärkte man sie mit etwas Milchpunsch und Ammoniak, dann folgten Brühe und warme Milch. Alle waren für den Augenblick durch das Bewußtsein, gerettet zu sein, erregt; ihr Bitten um Essen war herzzerreißend, doch mußte ihnen feste Nahrung noch verweigert werden. Sorgsam führte man sie nach der „Thetis“ über und pflegte sie zärtlich. Einige Tage nach der Rettung war ihr Zustand noch ein bedenklicher, da auf die erste Freude tiefe Niedergeschlagenheit folgte. Der Geisteszustand war bei allen schwach, Sprache und Bewegung leise und langsam. Ellison verlor vor seinem Tode den Verstand.

Nun zurück zu den Ausführungen in der „Mail“. In Betreff der Einzelheiten der Arbeit, welche die unglückliche Expedition während ihres fast dreijährigen Aufenthaltes in so hohen Breiten geleistet hat, muß man die Veröffentlichung der Berichte abwarten. Zum Glücke sind Abschriften aller Beobachtungen und die Instrumente gerettet worden, so daß der Gewinn für die Wissenschaft vielleicht ein ungewöhnlich hoher ist. Leider sind die Photographien verloren gegangen. Während die Hauptaufgabe der Expedition in dem Anstellen von regelmäßigen physikalischen Beobachtungen bestand, hat sie doch daneben ihre exceptionelle Position benutzt, um unsere Kenntniß der arktischen Geographie zu vermehren.

Man erinnert sich des mühseligen Marsches des Kommandeurs Markham und seiner Leute von der Nares'schen Polarexpedition über das sogenannte „paläokrystische Eis“, um wenigstens einen Versuch zu machen, den Nordpol zu erreichen (vergleiche die treffliche Auseinandersetzung: „Die englische Nordpolexpedition, der Smith-Sund und die Nordpolarfrage“ in Bd. 31 dieser Zeitschrift, speciell S. 154). Nachdem sie ca. 60 englische Meilen zurückgelegt hatten, mußten sie unverrichteter Sache umkehren und froh sein,

Digitized by Google

mit dem Leben davon zu kommen. Sie hatten indessen die Genugthuung, bis zur höchsten je erreichten Breite vorgedrungen zu sein, nämlich bis 83° 20′ 26″ oder ca. 40 englische Meilen nördlicher als Parry 1827 im Meere von Spitzbergen. Es war nicht zu erwarten, daß eine Expedition der Vereinigten Staaten zwei bis drei Jahre fast an derselben Stelle, wie die englische unter Nares, verweilen würde ohne zu versuchen, ihre Flagge weiter nach Norden zu tragen als jene. Und so ist denn auch Lieutenant Lockwood um 4 bis 5 englische Meilen (83° 24′) nördlicher gewesen als Markham, und um 19 Längengrade östlicher als die Engländer.

Lieutenant Lockwood, der sich leider unter den Todten befindet, scheint eines der thätigsten und unternehmendsten Mitglieder der Expedition gewesen zu sein. Im Jahre 1883 drangen er und Sergeant Brainerd in die Lady Franklin-Bai und deren Fortsetzung, den Archer Fjord, ein; 90 englische Meilen von der Beatrix-Bai (am Ende des Archer Fjord) stießen sie auf den Anfang eines von dem Westmeere her eindringenden Fjord, welcher vorläufig Greely Fjord getauft wurde. Von dem Mittelpunkte desselben in 80½° nördl. Br. und 78½° westl. L. Gr. sah Lockwood, daß in 20 Meilen Entfernung gegen Westen die nördliche Küste des Fjord ihr Ende erreichte, während die südliche Küste 50 Meilen weit sich ausdehnte. In 70 Meilen Entfernung zeigte sich Kap Lockwood, das anscheinend einer andern Insel als Grinnell-Land angehörte. Dieses neue Land erhielt den Namen Arthur-Land. (Wir übergehen weitere geographische Details, die nach den bisher vorliegenden Berichten unverständlich bleiben, vollends ohne Karte.)

Selbst noch im März dieses Jahres, als schon der Tod seine Ernte unter den Mitgliedern der Expedition am Kap Sabine zu halten begann, wurden noch Entdeckungen gemacht. Damals erblickte Sergeant Long, als er jagte, vom Berge Carey (nordwestlich von Kap Sabine) gegen Hayes-Sund in nordwestlicher Richtung und sah auf dessen Nordküste drei Kaps jenseit des letzten, welches Sir George Nares im Jahre 1876 gesichtet hatte. Der Sund selbst ist 20 englische Meilen länger als ihn die Nares'sche Karte darstellt. Auf seiner (schon früher erwähnten) Reise nach Norden gelang es Lieutenant Lockwood, 7 Grade weiter östlich vorzudringen als der englische Lieutenant Beaumont im Jahre 1875. Von einem 2000 Fuß hohen Berge sah er kein Land im Norden oder Nordwesten von Grönland; aber gegen Nordosten, unter 83° 35′ nördl. Br. und 38° 82′ westl. L. Gr. sah er ein Vorgebirge, dem er den Namen Robert Lincoln gab. Dies ist interessant, weil daraus zu folgen scheint, daß im Norden der amerikanischen Küste das Meer verhältnißmäßig inselleer ist, während gegen Nordosten der Archipel längs der grönländischen Nordküste wahrscheinlich sich weithin erstreckt, vielleicht sogar bis zu den Inseln im Nordwesten von Franz-Josef-Land.

Lieutenant Greely selbst machte im Sommer 1882 einen Ausflug in das Innere von Grinnell-Land, auf dessen Ostküste seine Station gelegen war; hierbei entdeckte er einen See, 60 englische Meilen lang und 10 breit, den er nach General Hazen, dem Chef des Signal Service der Vereinigten Staaten, benannte. Aus allem diesem geht hervor, daß, abgesehen von der strikt naturwissenschaftlichen Arbeit der Greely-Expedition, die geographischen Forschungen derselben sehr umfangreich gewesen sind, viel umfangreicher als die der englischen Expedition unter Nares. Dieselben erstreckten sich östlich und westlich von Fort Conger über etwa 40 Längengrade und nordwärts über 3 Breitengrade und ermöglichen es, die Nordküste von Grönland auf den Karten genauer darzustellen und besonders nach Osten und Nordosten hin zu verlängern. Ebenso erhält Grinnell-Land eine andere Gestalt auf der Karte und neu hinzugekommen ist Arthur-Land.

Das „paläokrystische Eis", jene neue Entdeckung resp. Theorie von Nares (vergl. über dieselbe „Globus", Bd. 31, S. 173 f.), hat sich als eine Fabel herausgestellt; es giebt im Norden von Grönland und Grant-Land kein „Meer ewigen Eises"; es ist jetzt klar, daß das Eis irgend eines Theiles des Arktischen Meeres keine zwei Jahre hintereinander dasselbe ist. Es muß nothwendigerweise beständig in Bewegung sein, an manchen Stellen angehäuft zu „paläokrystischen" Massen, während an anderen das Meer verhältnißmäßig offen ist.

Eine Frage scheint endgiltig gelöst zu sein. Es ergiebt sich aus dem, was wir über die Greely'sche und die zu ihrer Hilfe ausgesandten Expeditionen wissen, sowie aus den Erfahrungen früherer Unternehmungen, daß der Smith-Sund weder für Schiffe noch auch für Schlitten einen Weg zum Nordpole darbietet. Was Lieutenant Lockwood gegen Nordosten erblickte, scheint darzuthun, daß der Weg über Franz-Josef-Land aussichtsreicher als je ist, und daß, wenn wiederum ein Versuch, den Pol zu erreichen, gemacht werden sollte, der Ausgangspunkt wahrscheinlich zwischen diesem Archipel und den Neusibirischen Inseln gewählt werden wird.

Die amerikanische Presse hat unter dem frischen Eindrucke der Trauernachrichten von Kap Sabine allgemein die Hoffnung ausgesprochen, daß keine weiteren Nordpolexpeditionen mehr unternommen werden sollten; doch zeigt die Erfahrung, daß solche Eindrücke nicht von langer Dauer sind und daß Polarexpeditionen in Amerika ebenso wenig ein Ende nehmen werden, weil die Greely'sche Expedition von solchem Mißgeschicke betroffen wurde, als sie es in England nach dem Verluste der beiden Schiffe „Erebus" und „Terror" gethan haben. Doch hat Amerika inzwischen genug gethan, daß es vorläufig Europa die Aufgabe, die Entdeckung im arktischen Gebiete weiterzuführen, überlassen darf. Ob 19 Menschenleben ein zu hoher Preis für einen weitern Sieg über die Unwissenheit ist, das ist eine Frage, auf welche mehr als eine Antwort gegeben werden kann; sie muß verschieden ausfallen je nach dem, was einer des Lebens für werth hält. Aber eins ist gewiß, daß Lieutenant Greely und seine Leute, ob todt oder lebend, sich für jetzt und immer die Bewunderung aller edelgesinnten Leute erworben haben.

Digitized by Google

Die Reiſe des Dr. Néis im Lande der Laos.

Wir entnehmen dem „Journal des Débats“ folgende Mittheilungen über die letzte Reiſe des Doktor Paul Néis zu den Laos. Er trat dieſelbe am 11. December 1882 von Saigon an, verließ Phnom Penh am 19. December, fuhr auf dem Mekhong über Kratieh, Stung-Treng, Baſſac, Lakhon und Pön-Piſſay bis Vien-Schan, der alten Hauptſtadt eines Laosreiches, und gelangte endlich nach Luang Prabang. Auf dieſer Reiſe, wo er überall den Spuren Mouhot's, Harmand's und namentlich der großen unter Leitung von Doudart de la Grée und Francis Garnier unternommenen Expedition folgte, konnte er nur wenig Neues beobachten.

Unter dem 18. Breitengrade aber verändert der Fluß ſeine Richtung und beſchreibt erſt gegen Weſten, dann gegen Norden, beinahe im rechten Winkel, zwei ſcharfe Ecken, an deren nördlichſten Luang Prabang liegt; er beſpült dort den ſüdlichen und weſtlichen Fuß einer ausgedehnten Hochebene, welche ſich im Oſten bis nach Annam, im Norden bis nach Tongking und China erſtreckt. Dieſes Gebiet iſt etwa ſo groß wie das halbe Frankreich und noch niemals von dem Fuße eines Europäers betreten worden; hier ſollte Néis ſeiner Inſtruktion gemäß ein Feld für ſeine Forſchungen ſuchen.

Zahlreiche Waſſerläufe durchfurchen dieſe Hochebene, ſie wenden ſich theils zum Mekhong, theils bewäſſern ſie die nördlichen Provinzen von Annam. Im Norden fließt ein großer Fluß von Nordweſt nach Südoſt, der von den Laos Nam-The genannt wird und deſſen mittlerer Lauf nicht bekannt iſt; er ſcheint mit dem Song-Maa der Annamiten, welcher die Provinz Thanh-Hoa durchläuft und ſich in den Golf von Tongking ergießt, identiſch zu ſein. Bisher war dies Land bewohnt von einer Laos-Bevölkerung Namens Phuöng, welche theils an Annam (Fürſtenthum Tian-Ninh), theils an Luang Prabang und an Siam Tribut bezahlte. Die Leute waren ruhig und arbeitſam, lebten von Ackerbau und Viehzucht und züchteten namentlich eine geſchätzte Pferderaſſe. Durch ihr Gebiet hin unterhielt man von Luang Prabang aus Handelsverkehr mit Annam und Tongking. Doch dieſes Land, welches ſich früher eines großen Wohlſtandes erfreute, iſt ſeit zehn Jahren ein Opfer der Hos-Kamoï (Diebe, Räuber) genannten Stämme geworden, welche immer mehr Dörfer in Ruinen verwandeln, immer mehr Aecker verwüſten, immer mehr Menſchen niedermetzeln oder dieſelben zwingen, ſich in die unzugänglichen Berggegenden zu flüchten.

Die Hos ſind Banden, welche auf Plünderung ausziehen, Reſte der großen Taiping-Armee und Brüder der Schwarz- und Gelbflaggen in Tongking. Sie ergänzen ſich aus den Abenteurern aller Nationen, welche durch den Reiz der Beute herbeigezogen werden, beſonders jedoch aus Chineſen, welche aus dem Heere der beiden Provinzen Kuang oder Yünnans deſertiren, oder welche das Elend aus ihrem Lande vertrieben hat. Vor einem Jahrzehnt haben ſie ſich zuerſt im Thale des Nam-The niedergelaſſen und Einfälle in das Gebiet der Phuöng gemacht. Jedes Jahr haben ſie ihre Raubzüge weiter nach Süden ausgedehnt und ſind jedesmal in größerer Zahl wiedergekehrt, bis ſie zuletzt ein blühendes Land zu Grunde gerichtet haben und jetzt die Ufer des Mekhong und das annamitiſche Reich bedrohen.

Man darf jedoch dieſe Hos-Kamoï nicht mit einer andern chineſiſchen Bevölkerung verwechſeln, die nordweſtlich von Luang Prabang wohnt und ſich auch den Namen Hos beilegt. Dieſe ſind zum Theil Muſelmänner, Ueberbleibſel der Panthais aus der großen Inſurrektion in Yünnan, welche dem Untergang ihres Reiches Tali-Fu entgangen und nach dem obern Laos ausgewandert ſind; ſie ſind friedlich und fleißig und beſchäftigen ſich mit Ackerbau und Handel.

Dr. P. Néis entſchloß ſich, als er die erſte große Wendung des Mekhong erreicht hatte, wo ein bedeutender, Nam-San genannter Fluß von Norden einmündet, dem Laufe des Hauptſtromes nicht weiter zu folgen und längs des Nebenfluſſes in das Gebiet der Phuöng einzudringen. Nach wenigen Tagen gelangte er nach Nuong-Nyan, der Hauptſtadt der Gegend, wo er zwei franzöſiſche Miſſionare traf, die von Annam gekommen waren. Er ließ ſich in dieſer Stadt nieder, wo er ſeine geographiſchen, anthropologiſchen und kommerziellen Forſchungen fortſetzte und von allen Seiten Nachrichten über die verſchiedenen ihm geſtellten Aufgaben einzog. Bald jedoch wurden ſeine Arbeiten durch die Nachricht von einem Einfall der Hos unterbrochen. Er dachte einen Augenblick daran, die Vertheidigung der Stadt zu organiſiren, aber die Kleinmüthigkeit, die Unthätigkeit und Feigheit der Einwohner machte dies unmöglich, und er ſah ſich genöthigt, ſie ihrem Schickſale zu überlaſſen. Da kein Widerſtand möglich war, mußte er eilig nach dem Mekhong flüchten, wobei er gezwungen war, beinahe ſein ganzes Gepäck zurückzulaſſen; die beiden Miſſionare retteten ſich nach Annam. Bald nachher wurde die Stadt von den Hos genommen und zerſtört, alle Einwohner, die ſich nicht in das Gebirge hatten retten können, wurden niedergemetzelt; Néis hatte gewiſſermaßen die letzte Hauptſtadt der Phuöng fallen ſehen.

Er folgte nun wieder dem Mekhong ſtromauf und gelangte am 8. Juni 1883 krank und von Anſtrengungen erſchöpft nach Luang Prabang, wo er von dem alten König mit der größten Freundlichkeit empfangen wurde; derſelbe ſorgte aufs beſte für ihn und ließ ihm ein Haus bauen, in dem er ſich erholen und ſeine Arbeiten fortſetzen konnte. Néis that dies ſieben Monate lang, wurde zwar während dieſer Zeit mehrere Male von heftigem Gallenfieber ergriffen, nahm aber nach jedem Anfall ſeine Studien mit neuem Eifer wieder auf. Auf ſeine Unterſuchungen im Gebiete der Phuöng folgte die Erforſchung des Nam-Kan und des Nam-Hu, zweier Nebenflüſſe des Mekhong, deren Lauf er etwa 100 km weit erforſchte; erſterer kommt von Oſten, letzterer von Norden. Gerne hätte er auch den Nam-The erforſcht, deſſen Thal ganz von Hos bewohnt wird, doch würde er dort einem ſichern Tode entgegengegangen ſein, und der König von Luang ſowie die ſiameſiſchen Beamten wollten ihn nicht dorthin ziehen laſſen. Nach ſeinen perſönlichen Beobachtungen und den ihm gemachten Mittheilungen war er im Stande, eine Karte vom Gebiete der Phuöng zu entwerfen.

Endlich im Januar 1884 entſchloß ſich der Reiſende, den Rückweg nach Saigon anzutreten, da alle ſeine Hilfsmittel erſchöpft waren. Er konnte ſeinen Weg nicht, wie er geplant hatte, durch Tongking nehmen, da die Hos ihm

Digitized by Google

den Weg versperrten und der Krieg zwischen Frankreich und China ihm dort Hindernisse in den Weg gelegt haben würde. Er entschloß sich daher, durch Siam zurückzukehren, nicht jedoch ohne einen Abstecher nach Xieng-Mai, der Grenzstadt gegen Birma und dem bedeutendsten Centrum des westlichen Laos, wo der englische Einfluß vorherrscht, gemacht zu haben. Hier wurde er schlecht empfangen, konnte nicht einmal ein Boot bekommen und mußte zu Fuß Lakhon erreichen, wo er sich auf einem Nebenfluß des Nam-Ping, des westlichen Armes des Me-nam einschiffte. Am 28. April kam er in Lumpen, barfuß, aber gesund, ohne Geld, aber mit allen seinen gesammelten Notizen, seinen naturwissenschaftlichen Sammlungen und Proben von allen Tauschgegenständen der Laos in Bangkok an.

Dr. Réis hat auf dieser Reise alle die Eigenschaften eines Reisenden gezeigt, welche man bei ihm vorausgesetzt hatte und wodurch die Aufmerksamkeit des Gouverneurs von Kochinchina und des Ministers des öffentlichen Unterrichts auf ihn gelenkt worden war: Ausdauer, Geduld, Entschlossenheit und Geschicklichkeit im Umgange mit den Eingeborenen. Mit den Häuptlingen der verschiedenen Stämme, die er besucht hat, war er im Stande, freundliche Beziehungen anzuknüpfen, welche der französischen Kolonie in Kochinchina zu Gute kommen werden, da er eine Menge Informationen mitbringt, die den Kaufleuten nützlich sein werden. Wenn er auch durch den Räuberstamm der Hos verhindert worden ist, die Hochebene der Phuông geographisch nach allen Richtungen hin zu untersuchen, was im Interesse der Orographie und der Hydrographie so wichtig gewesen wäre, so hat er doch eine Menge Nachrichten gesammelt, die unsere Kenntniß von Hinterindien nach verschiedenen Seiten hin erweitern werden.

Kürzere Mittheilungen.

Euting's Reise in Central-Arabien.

Ueber die Reise des Straßburger Professors Euting (vergl. S. 240 des vorigen Bandes des „Globus") hat die „Kölnische Zeitung" nähere Mittheilungen erhalten. In einem Briefe aus El Wedsch am Rothen Meere wird ihr unter anderm geschrieben: „Prof. Euting hatte vor genau einem Jahre Europa verlassen, um auf einer für etwa zwei Jahre geplanten Reise die Stammsitze der Beduinen, insbesondere den bisher von noch nicht einem halben Dutzend Europäern betretenen Dschebel Schammar nach altorientalischen Inschriften zu durchforschen. Schon die Anfänge seiner Reise waren äußerst erfolgreich. So entdeckte er unter anderm in Palmyra einen bisher verborgen gebliebenen jüdischen Tempel mit einer paläographisch merkwürdigen hebräischen Inschrift, und außerdem gelang es ihm, von der berühmten, aber bisher nur ungenau publicirten palmyrenischen Bilinguis (sie enthält einen sprachlich wie kulturhistorisch gleich merkwürdigen Zolltarif) eine tadellose Abschrift zu fertigen. Die gefahrvolle Reise von Damaskus durch die Wüste gelang über Erwarten und am 27. Oktober vorigen Jahres traf Euting in Hail am „Hofe" des Emirs Ibn Raschid ein. Dort blieb er drei Monate, fortwährend mit Sammeln von Inschriften beschäftigt, die er, zum Theil mit unglaublicher Mühe, auf einer von ihm selbst sinnreich konstruirten und von Magirus in Ulm angefertigten 8 m hohen Leiter von den Gebäuden oder Felsen abklatschte. „Oft mußte ich", schreibt er, „bei rasendem Winde auf der schwanken Leiter stehen, mit nassem Papier, das der Wind zerriß; es war zum Verzweifeln und Weinen." Für ein paar Inschriften reichte selbst die 8 m hohe Leiter nicht aus. Dabei schmerzten die Fußsohlen vom stundenlangen Stehen auf der Leiter, denn da die Sandalen keine Absätze haben, mußten sie wegen der Gefahr des Ausgleitens allemal abgelegt werden. Bei Hofe war Euting wohl aufgenommen. Er erhielt ein eigenes Haus und Sklaven und wurde aus der Küche des Emirs gespeist. Der tägliche Küchenzettel war Kameelsmilch, Kameelsbutter und Ziegenfleisch, zum Schluß Datteln. Den Emir Ibn Raschid schildert Euting als einen geistig hervorragenden, mit liebenswürdigen Eigenschaften begabten Herrscher, der sich wißbegierig und uneingenommen über die Einrichtungen und Sitten des Abendlandes zu unterrichten suchte. Am 23. Januar 1884 verließ Euting die Residenz Hail und gelangte in 24 Tagen, kreuz und quer ziehend, über Maukal, Dschebel Misma, Irnan, el-Bird und Halwan nach Teima [1]. Hier entdeckte er eine große aramäische Stele mit einer Inschrift, die er auf etwa 550 bis 500 v. Chr. ansetzt. Da sich inzwischen das unsinnige, nicht mehr auszurottende Gerücht verbreitet hatte, seine mit den Inschriften-Abklatschen gefüllten Koffer enthielten pures Gold, so begannen nunmehr die Raubgelüste der Beduinen sich zu regen. Schon auf einem Abstecher von Teima nach Tebuk entging er nur wie durch ein Wunder mehreren Raubzügen, besonders einem, den ein gewisser Hasan Abu Tra' auf ihn unternommen hatte. Bald aber sollte es schlimmer kommen. Zuerst ging es von Teima nach El-Hidschr (Madain Salih), wo zahlreiche prachtvolle nabatäische Inschriften gewonnen wurden, dann nach El-Oela [2], wo sich 55 himjarische Inschriften fanden. Von hier aus wollte Euting nach mehreren Querzügen mit zwei halbwilden Beduinen vom Stamme der Beli das Gebiet der letzteren, das alte Midian, insbesondere die sagenhaften Ruinen von Maghair Scho'eib und dann das südlich davon bis nach Medina sich erstreckende Land der Geheineh nach Inschriften, deren Oertlichkeiten ihm bereits bezeichnet worden waren, durchsuchen. Allein, kaum von El-Oela aufgebrochen, wurde er am ersten Abend mit seinen zwei Begleitern von einer Bande von zehn Geheinehräubern, von denen drei eben erst eine Strecke weit friedlich mit ihm gezogen waren, überfallen. Es entspann sich ein hitziger Kampf auf Leben und Tod. Während der zweite seiner Belibegleiter mit Geistesgegenwart die „Delul" (Kameele) sattelte, gelang es Euting, einen der Räuber, der auf ihn anschlagend die Schulter vorbeugte, durch die Lunge zu schießen, während ein zweiter, in das Gehirn getroffen, gleich todt blieb. Indeß nun die anderen einen Augenblick darüber stutzten, entkam unser Reisender mit seinen beiden Begleitern, im schärfsten Trabe die halbe Nacht reitend. Freilich mußte er nun auch, die Blutrache der Geheineh fürchtend, die Gegend überhaupt verlassen und auf seinen ursprünglichen Plan verzichten. Am vierten Tage gelangte er glücklich nach dem unter ägyptischer Hoheit stehenden El-Wedsch. Hier erholte er sich zunächst gründlich. „Als ich", schreibt er, „bei dem Scheikh des Ortes abstieg und Abends zum ersten Male wieder ein „ordentliches" Abendessen, eine Brühe, gebratenes Huhn und gebackene

[1]) Siehe die Karte Doughty's „Globus" Bd. 41, Nr. 14. Denselben Weg legte 1864 auch Guarmani zurück, nur in umgekehrter Richtung.

[2]) El-'Ali auf Doughty's Karte „Globus" Bd. 39, Nr. 1.

Digitized by Google

Eier nebst Brot vorgesetzt erhielt, kam es mir vor, als hätte ich noch nie in meinem Leben so fürstlich gespeist." Am 20. April kam Euting, wie eine kurze Nachschrift meldet, glücklich per Schaluppe in Koser an der afrikanischen Küste an. Von hier beabsichtigte er noch per Kameel nach Keneh am Nil zu reiten und einen Abstecher nach den Ruinen von Theben zu machen, um von da über Jaffa, Jerusalem, Beirut, Griechenland und Italien heimzukehren."

Jene oben erwähnte aramäische Inschrift aus Teima, neben welcher sich das Porträt eines Königs in assyrischer Tracht und darunter eine Opferscene vor einem Altar mit gehörntem Stierkopfe befindet, ist bereits von Prof. Nöldeke in den „Sitzungsberichten der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften" (1884, Nr. 34, 35) herausgegeben worden. Es handelt sich in ihr um ein geweihtes, durch Flüche gegen Verletzungen geschütztes Bild eines (wahrscheinlich schon verstorbenen) Priesters; das Bild wird auch mit jährlichen Einkünften, nämlich dem Ertrage von Dattelpalmen, die vielleicht zu Todtenopfern dienen sollten, ausgestattet. Prof. Nöldeke schreibt a. a. O. S. 818: „Selbst wenn wir von der Inschrift noch weniger verständen als es der Fall ist, so wäre dieselbe doch überaus wichtig. Eben die bloße Thatsache, daß hier im Innern Arabiens in sehr alter Zeit eine solche Inschrift in aramäischer Sprache und aramäischen Buchstaben gesetzt worden, ist hoch bedeutsam. Natürlich folgt daraus nicht, daß die damaligen Einwohner von Teima, welche das Alte Testament (Genesis 25, 15 = 1. Chron. 1, 30) zu den Kindern Ismaels rechnet, Aramäer waren: sind doch in persischer Zeit auch in Aegypten viele aramäische Dokumente von Nicht-Aramäern verfaßt, und haben doch selbst die Satrapen von Kleinasien, die weder Aramäer waren, noch über Aramäer herrschten, aramäische Inschriften auf ihren Münzen; aber auf alle Fälle zeigt sich hier ein sehr starker Kultureinfluß seitens der Länder aramäischer Zunge auf Araber, ein Einfluß, der sich in verschiedener Weise bis zur Entstehung des Islams fortgesetzt hat. Unsere Inschrift muß übrigens dazu beitragen die Ansicht zu stärken, daß das Aramäische nicht erst unter den Achämeniden weit über seine Heimath hinaus zur Schrift- oder gar Staatssprache geworden ist, sondern daß das schon in der assyrischen Periode mindestens begonnen hat. Nicht umsonst wird (2. Könige 18, 26 = Jesaias 36, 11) als selbstverständlich vorausgesetzt, daß ein hoher assyrischer Beamter aramäisch rede.

Ferner ist vom höchsten Interesse, daß wir in dieser Gegend in uralter Zeit eine so hohe Kultur entdecken: geordneten Gottesdienst mit Bildern, Tempeln und Opfern, vornehmen Priestern, Inschriften u. s. w. Diese Kultur ist noch lange geblieben, denn Euting hat dort und in benachbarten Gegenden eine große Menge Inschriften gefunden, einige, die noch als altaramäische bezeichnet werden können, viele nabatäische (zum großen Theil nach den Jahren der gerade regierenden Könige datirt), viele sabäische (himjarische) und eine Anzahl in Charakteren, die noch nicht, oder wenigstens wohl nicht gehörig entziffert sind. Unzweifelhaft beruhte die Kultur von Teima und anderen Orten im nordwestlichen Arabien auf dem Handel: Hiob 6, 19 in einer Stelle, die möglicherweise mit unserer Inschrift ungefähr gleichalterig ist, werden ja die Karawanen Teimas den Reisezügen Sabas an die Seite gestellt. Ohne seine Handelsbedeutung wäre Teima im Alten Testamente, welches vom Innern Arabiens sonst wenig Notiz nimmt, schwerlich wiederholt erwähnt (außer an den genannten Stellen noch Jes. 21, 14 und Jer. 25, 23).

Ist unsere Inschrift nun so alt, so fällt manches Bedenken gegen die frühe Datirung sabäischer Inschriften durch D. H. Müller fort, denn man darf doch annehmen, daß höhere Bildung in Jemen älter ist als in Nordarabien.

Die nordarabische Kultur ist wahrscheinlich langsam verfallen, seit der Seeweg dem Landhandel immer mehr Abbruch that und seit Jemen selbst mehr und mehr herunterkam. Einzelne Zerstörungsakte wären wohl immer bald wieder ausgeglichen, wenn der Handel weiter geblüht hätte. Uebrigens war Teima durch seinen Dattelreichthum für Arabien eine gewisse Bedeutung gesichert; das gilt entschieden von Muhammed's Zeit und, wie es scheint, einigermaßen auch noch von der unsern.

Welchen Vorsprung der Betrieb des Karawanenhandels giebt, das sieht man am besten daran, daß die Koreischiten, die letzten Erben der alten Handelsvölker, obwohl an Reichthum und an äußerer Kultur diesen durchaus nicht gleich, doch eine geistige Ueberlegenheit gewonnen haben, welche sie in einer gewaltigen Zeit zu Führern der anderen Araber gemacht hat.

Koreanische Gesetze.

Auf Veranlassung des russischen Gesandten in Peking, E. K. Bützow, hat P. Dmitrjewski ein japanisches, Korea behandelndes Manuskript, welches sich bei Herrn Bützow befand, ins Russische übersetzen lassen; die K. R. Geographische Gesellschaft in Petersburg hat diese Uebersetzung kürzlich herausgegeben. Das Werk führt den Titel: Aufzeichnungen des Dolmetschers bei der Bezirksregierung der Insel Tsutimo, Otana Kiroga. Diesem Werke sind folgende Notizen über Korea entnommen:

Im Staate Tio-sion, so nennen die Koreaner ihr Land, zeichnen alle Einrichtungen sich durch sehr ursprüngliche Formen aus; dieselben verhalten sich zur gegenwärtigen Menschheit etwa so, wie das Zeitalter der polirten Steinwerkzeuge zur heutigen Epoche des Elektromagnetismus und der modernen Landwirthschaft. Hier einige charakteristische Beispiele aus dem Gebiete der koreanischen Finanzen und der Kriminalgesetzpflege. Es werden im koreanischen Reiche Familientabellen geführt, welche man alle drei Jahre erneuert. Auf Grund dieser Tabellen erhebt man die Abgaben. In die Listen werden eingetragen der Großvater, der Vater und die Söhne mit ihren Frauen, wobei genau angegeben wird, aus welcher Familie die Frauen herstammen. Jede einzelne Familie präsentirt ein Exemplar der Liste der Kreisverwaltung, ein anderes Exemplar wird abgestempelt und als Heiligthum in der Familie selbst aufbewahrt. Jeder Koreaner trägt stets ein kleines Täfelchen bei sich, auf dessen einer Seite Vor- und Familienname, auf dessen anderer Seite die genaue Adresse, Ort und sogar Straße aufgeschrieben ist; die 4 Zoll langen, 1 Zoll breiten Täfelchen sind mit einem Regierungsstempel versehen. Die gewöhnlichen Koreaner besitzen Täfelchen aus Bambu, die Beamten aus Elfenbein oder aus gelblichem Horn; die Soldaten tragen ihre Täfelchen am Gürtel. Wer sein Täfelchen einem andern giebt, wird mit 100 Stockschlägen und einer dreijährigen Verbannung bestraft. Die Vorstände der Bezirke und Kreise müssen alljährlich den Gouverneurs der acht Provinzen über den Zustand der Ernte, über Dürren und Ueberschwemmungen berichten. Außerdem werden, um die Ernte abzuschätzen, aus der Hauptstadt Beamte abgefertigt. Die Finanzverwaltung setzt auf Grundlage der Berichte die Höhe der Abgaben fest. Uebrigens hängt die Höhe derselben nicht nur von der Ergiebigkeit der Ernte, sondern auch von der Bodenbeschaffenheit ab; die Abgaben dürfen nicht drückend sein. Zu Hungerszeiten wird dem Volke Reis ausgetheilt, doch muß in guten Erntejahren das Quantum Reis mit einem 10 proc. Zuschlage wiedererstattet werden. Die Beamten erhalten ihre Löhnung monatlich, nämlich eine ihrem Range entsprechende Menge Reis und gelbe Erbsen. Die Gouverneure der Provinzen erhalten ihre Gage in Reis und anderen Landesprodukten. Die Einnahmen müssen sehr beträchtlich sein, denn die Koreaner pflegen zu sagen: ein Mensch, welcher ein Jahr Gouverneur (Kamea) der — reichsten — Provinz Pion-on-do ist, gewinnt so viel, daß seine Nachkommen bis in das dritte Glied hinein glänzend leben können. Die Bezirks- und Kreisvorstände müssen das Landvolk dazu anhalten, zeitig zu ackern und zu säen, das Unkraut zu entfernen, den Bedürftigen zu helfen; sie dürfen das Volk wäh-

Digitized by Google

rend der Feldarbeit nicht zum Heeresdienste benutzen und keine Abgaben einsammeln. Die Aecker dürfen nicht brach liegen; die Aecker von Familien, deren Glieder krank sind, werden von ihren Verwandten und Nachbarn bearbeitet. Die Regierung hat ein besonderes Büchlein: „Regeln für Landleute" herausgegeben. Diese Landwirthschaft und Gartenbau betreffenden Vorschriften werden in jedem Dorfe im Frühling und Herbst in allgemeinen für Männer und Frauen obligatorischen Versammlungen verlesen. Wer diesen Vorschriften nicht folgt, wird bestraft. Und Strafen gibt es viele in Korea. Die Strafe besteht in der Ertheilung von allerhand Stockschlägen auf die Waden des Schuldigen. Der Stock, dessen Länge und Farbe genau vorgeschrieben ist, droht allen, von den ersten Würdenträgern bis zum gewöhnlichen Sterblichen herab. Uebrigens bilden die Stockschläge eine Einnahmequelle der Regierung; es existirt nämlich eine Taxe, nach welcher die Stockschläge durch eine bestimmte Menge Baumwollenzeug oder Kupfergeld abgelöst werden können. Die Taxe beginnt mit 10 Schlägen, statt deren 7 Fuß Baumwollenzeug gezahlt werden müssen, und endet mit 100 Schlägen, welchen 2 Stück Baumwollenzeug (etwa 60 Fuß) gleichkommen. Stockschläge und Prügel, welche bei Verhören ausgetheilt werden — ohne Zahl, oft bis zum Tode, sind nicht ablösbar. Mit den Gefangenen geht man verhältnißmäßig mild um; wohlhabende Arrestanten werden von ihren Verwandten, ärmere Arrestanten von der Regierung unterhalten. Der Gerichtstag stellt alljährlich eine Liste solcher Personen zusammen, welche zu begnadigen sind, doch ist dabei durch das Gesetz festgestellt, daß man nicht solche Personen zur Begnadigung vorstellen darf, welche für Bestechung verurtheilt sind, ganz einerlei, welch hohe Stellungen sie auch früher eingenommen hätten, und wenngleich volle Amnestie verkündigt worden sei! Todesstrafen finden sehr selten statt: ein oder zwei im Jahre. Bei dem Vollzuge der Todesstrafe wird dem Verbrecher ein Pfeil durchs Ohr gebohrt, das Gesicht mit Stärkemehl bestrichen; kurz vor der Strafe wird dreimal aus der Kanone geschossen. Erst beim dritten Schusse wird die Strafe vollzogen; wenn nur zwei Schüsse gemacht worden sind, so wird der Verbrecher nicht hingerichtet. Die schwersten Verbrechen, welche die Todesstrafe nach sich ziehen, sind Revolution und Aufstand gegen die Regierung, falsche Beschuldigung und Theilnahme an einer Verschwörung, Beleidigung der Ahnen des Königs u. s. w. Hohe Beamte, welche zum Tode verurtheilt sind, dürfen sich zu Hause vergiften. Als ein originelles Vergehen ist folgendes zu bezeichnen: Die Gelehrten, welche ihren Gouverneur der Provinz nicht leiden mögen, versammeln sich im Tempel des Konfucius und fangen an zu weinen; dafür werden sie mit 100 Stockschlägen bestraft und in ablegene Ortschaften verschickt. Denuncianten werden sehr streng bestraft. Wenn ein Sohn oder ein Enkel seinen Vater, Großvater, seine Mutter oder Großmutter anklagt, so wird er, ohne Rücksicht darauf, ob die Klage gerecht war oder nicht, mit dem Tode bestraft. In gleicher Weise werden mit dem Tode bestraft alle diejenigen, welche „wichtige" Gegenstände, eine Kuh, ein Pferd, Silber, Gold, eiserne Sachen, Edelsteine, Pulver u. a. m. im Geheimen verkaufen.

Obock.

Das „Journal des Débats" veröffentlichte unlängst einen Brief aus Aden, der die Meinung derer, die da glauben, Obock könnte mit der Zeit die Existenz Adens bedrohen, zu erschüttern geeignet ist. Das Gegentheil, meint der Berichterstatter, wäre leider das richtige; denn Aden besitzt strategische Vorzüge im Vergleiche mit Obock, die nicht zu unterschätzen sind. Aber in anderer Beziehung ist das letztere allerdings Aden bei weitem überlegen. Auf den Felsen von Aden herrscht eine entsetzliche Dürre, und alle Vegetabilien sind fast unerschwinglich theuer, da sie von der Somalküste bezogen werden müssen. Die Umgegend von Obock könnte sehr leicht angebaut werden, denn es hat Sonne und Wasser. Gegenwärtig ist die Küste noch ganz unangebaut, und auf einer Reise fand der Schreiber kürzlich statt der nach den Schilderungen gewisser Reisenden erwarteten herrlichen Wälder einen einzigen Palmbaum. Dagegen sind die Gärten von Obock keine Fata Morgana, wie der englische Gouverneur von Aden glaubte. Die Officiere des Schiffes „Infernet" hatten Zuckererbsen gesäet, die in 45 Tagen reif waren, Radischen, die in 30 Tagen eßbar waren, Melonen, welche man in 90 Tagen auf die Tafel bringen konnte ꝛc. Jeden Tag konnte begossen werden, denn an Wasser war kein Mangel. Mit Obocks Gärten allein, die Aden verproviantiren könnten, wird die Okkupation bestritten werden können. Die natürliche Vegetation des Landes umfaßt die Mimosen, deren Blätter dem Vieh zum Futter dienen, den Sennesstrauch, Sonnenblumen, Haschisch und an der Seeküste den Leuchterbaum. Aber nichts hindert auch die Dattelpalme und die gewöhnliche Palme da einheimisch zu machen. Die Hausthiere sind: Rinder, Schafe, Ziegen, Kameele, Dromedare, Esel und Maulthiere. An Wild herrscht ein erstaunlicher Ueberfluß; besonders findet man Antilopen, Hasen, wilde Esel, Rebhühner, Trappen, Turteltauben u. s. w., ferner Adler, Geier, Fischadler, Hyänen, Schakale, Eulen. Auch Fische sind in Hülle und Fülle vorhanden; leider wimmelt der Hafen von Obock von Haifischen, so daß man nicht daran denken darf, ein Seebad zu nehmen. Das Klima des Landes ist sehr gesund, obwohl heiß. Bis jetzt ist die Zahl der Kolonisten sehr gering, und es giebt nur zwei Faktoreien, die von hohen Mauern umschlossen sind. Was den Bodenreichthum betrifft, so war von Eisen und Kupfererz, von Blei, Schwefel und Goldadern die Rede, hauptsächlich aber von leicht auszubeutenden Kohlengruben. Dies wird aber erst noch näher festgestellt werden müssen und der Schreiber fürchtet, daß man sich in Bezug darauf einer Täuschung hingiebt. Allerdings trifft man in der Umgegend von Obock auf Felsen, die nach Kohlen aussehen, geht man jedoch der Sache auf den Grund, so stellt sich der Irrthum heraus.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In Bregenz hat am 5. Juni die Taufe und der Stapellauf der neu erbauten Trajektdampfer „Austria" und „Habsburg" stattgefunden, die im Anschluß an die Arlbergbahn die neue Verkehrslinie, die sich Oesterreich durch den Bau der Arlbergbahn eröffnet hat, vervollständigen sollen. In wenigen Monaten wird der österreichische Verkehr von allen Enden der Monarchie, von Bazias, Bodenbach und Triest nach der Schweiz und Frankreich durch den Arlberg und über den Bodensee geführt werden, ohne eine deutsche Schiene zu berühren.

— Der Hafen von Antwerpen hält heutzutage gleichen Schritt mit le Havre, und wenn es so weiter geht, wird es nicht lange dauern, bis er ihn übertrifft. Seine Bassins nehmen eine Fläche von 67 ha ein und seine Quais haben eine Länge von 14600 m, ungerechnet die 2500 m

Böschung, die ein Anlegen zuläßt. Im Jahre 1882 sind hier 8896 Seeschiffe mit einem Tonnengehalt von 6 906 085 Tonnen eingelaufen, und dabei ist der Verkehr auf dem Flusse und den Kanälen, welche es mit Gent, Brüssel, Löwen und Dendermonde verbinden, noch nicht mitgerechnet, und er beträgt ebenfalls 4 232 711 Tonnen.

Der Haupthandelsverkehr geht nach England, aber man kann sagen, der Hafen treibt Handel mit der ganzen Welt. Er importirt Wolle, Baumwolle, Reis, Kaffee, Zucker, Leder, Felle, Hölzer aus dem Norden, Tabak, Guano, Schwefel, Metalle und Gewürze und exportirt chemische Fabrikate, Eisen, Schienen, Gewebe, Dachziegel, Pflastersteine, Mauersteine, Lichte und Manufakturwaaren. Es ist eine Industriestadt mit Raffinerien, Stearinfabriken, Brennereien und Brauereien, und der Diamant wird hier so gut geschnitten wie in Amsterdam und Paris.

Der Gesammtwerth des Handels beläuft sich auf eine Milliarde und 600 Millionen Francs, wovon 300 Millionen auf den Transithandel kommen.

— Wasserstraßen in Frankreich. Nach einer kürzlich von der Verwaltung veröffentlichten Statistik der Wasserstraßen für Schiffahrt und Flößerei in Frankreich beträgt die Gesammtlänge der Flüsse 11 506,50 km, wovon 2 960,70 km der Flößerei und 8545 km der Schiffahrt zufallen. Die Länge der Kanäle beträgt 4 758,10 km. So erreicht die Totalentwickelung der Wasserwege in Frankreich die Höhe von 16 264,60 km, nur gerechnet die für Flößerei oder Schiffahrt geeigneten. Diese Länge vertheilt sich auf die einzelnen Stromgebiete in folgender Weise:

	Flüsse	Kanäle
Gebiet der Nordsee	9 426,6	914,6
Seinegebiet	2 219,6	1 396,2
Loiregebiet	2 709,4	1 264,4
Garonnegebiet	3 046,7	334,3
Rhonegebiet	2 588,0	848,6

— In Bezug auf die Durchbohrung des Isthmus von Korinth meldet man aus Athen, daß von 10 000 000 cbm, die fortzuschaffen sind, 1 200 000 cbm bereits entfernt sind. Die mächtigen zwei Maschinen von je 450 Pferdekräften, welche in Lyon zur Beschleunigung der Erdarbeiten erbaut sind, werden nächstens an den beiden Enden des zukünftigen Kanals in Thätigkeit gesetzt werden. Dieselben vermögen täglich 8000 cbm zu bewegen, und so werden die Unternehmer eine große Anzahl der jetzt beschäftigten Arbeiter entlassen können. Es wird mehr und mehr klar, daß die zu überwindenden Hindernisse bedeutender sein werden als bei dem Isthmus von Suez und Panama. Trotzdem hofft man mit der Arbeit in drei Jahren fertig zu werden.

— Zu Anfang Juli ist die Eisenbahn von Athen nach Eleusis eröffnet worden; einen Monat später sollte sie bis Megara dem Verkehre übergeben werden. Gleichzeitig mit jener Eisenbahneröffnung hat die Eastern Telegraph Company sämmtliche griechischen Inseln des Aegäischen Meeres durch Kabel mit einander und mit dem übrigen griechischen Telegraphennetze in Verbindung gebracht.

Asien.

— Die Gesammtzahl der jetzt in Jerusalem wohnenden Juden wird von der „Warte des Tempels“ (1884, Nr. 18) auf mindestens 15 000 Seelen geschätzt. Es giebt dort hauptsächlich drei Judengemeinden: Aschkenasim, Sephardim und Moghrabim. Die ersten sprechen einen jüdisch-deutschen Dialekt und kommen von Rußland, Polen, Oesterreich, Ungarn, Deutschland und Holland; die Sephardim sprechen einen jüdisch-spanischen Dialekt und stammen aus Spanien, die Moghrabim sprechen arabisch und stammen aus Gegenden des türkischen Reiches. Ihrer Beschäftigung nach zerfallen die Juden in Chachamim und Geschäftsleute; erstere widmen sich ausschließlich dem Studium des Talmud und religiösen Verrichtungen und lassen ihre auswärtigen Glaubensgenossen für ihren Lebensunterhalt sorgen. Die von denselben einlaufenden Gelder, Chaluka genannt, werden von dem Rabbiner je nach dem Grade der talmudischen Gelehrsamkeit und der Größe der Familien vertheilt. Natürlich, daß die Rabbiner dadurch große Macht über ihre unwissenden Religionsgenossen erhalten und alles daransetzen, um dieselben in ihrer Unwissenheit und Armuth zu erhalten. Seit etwa 18 Jahren ist aber hierin in Folge der Einwanderung bemittelter Familien aus Rußland, Polen und Ungarn, welche Geschäfte betreiben und nicht auf die Chaluka angewiesen sind, ein Umschwung eingetreten; dieselben haben sich namentlich vor dem Jaffa- und Damaskusthore in zum Theil recht stattlichen Gebäuden niedergelassen. Die Sephardim und Moghrabim zusammen zählten vor zwei Jahren 7200 Seelen; sie sind meist in Jerusalem geboren und türkische Unterthanen und sprechen fast alle arabisch. Zum kleinern Theile sind es bejahrte Leute, welche ihren Lebensabend in der heiligen Stadt verleben wollen. Die Kaufleute unter ihnen haben das ganze Manufakturen- und Wechselgeschäft in Händen, und nur die Aermsten thun Dienste als Last- und Wasserträger, Straßenfeger u. s. w.

Die Aschkenasim, von denen die ersten 10 Familien vor 68 Jahren anlangten, zählen jetzt 6680 Seelen; sie stehen unter konsularischem Schutze und verstehen häufig das Arabische nicht. Ein Theil sind alte fromme Leute, die von Almosen leben; 215 Familien treiben Handelsgeschäfte und sind meist wohlhabend. 364 Familien treiben Handwerke und müssen sich schwer plagen, 215 Familien verrichten schwere Arbeit als Tagelöhner, Lastträger, Müllerknechte, Kutscher u. s. w. und viele sind ständige Bettler.

— Die officiellen Zeitungen Indiens werden jetzt zum ersten Male auf Papier gedruckt, was im Lande fabricirt ist. Von der Regierung werden große Hoffnungen auf die Einbürgerung dieser neuen und einträglichen Industrie in Indien gesetzt.

— Aus Dibrugar in Assam berichtet Mr. Scott Campbell, der Inhaber eines Monopols für Goldwäscherei in dem nördlich von Lachimpur belegenen Distrikte, daß er vor kurzem ungemein günstige Nachrichten über die Resultate der Arbeiten auf den Subansiri-Goldfeldern erhalten habe. Die Analyse einiger Proben der dortigen Durchschnittsauswaschungen habe ein Quantum von 26 Unzen (englisch) Gold pro Tonne ergeben. Mr. Campbell, der dafür bürgt, daß die analysirten Proben auch wirkliche Durchschnittsauswaschungen gewesen sind, hat jetzt einige neue Proben behufs nochmaliger Analyse nach London geschickt. Die Subansiri-Goldfelder liegen auf britischem Gebiete, unterhalb des sogenannten Pithalibam-Theegartens.

— Ein Calcuttaer Telegramm bringt nähere Nachrichten über die Verheerungen, die der neuliche Cyklon in dem Distrikte von Akyab in Britisch-Birma angerichtet hat. Danach wird die Anzahl der gänzlich zerstörten Wohnhäuser auf 2000, die der mehr oder minder beschädigten auf über 6000 geschätzt. Beträchtliche Vorräthe an Paddy (unenthülster Reis) wurden vernichtet oder stellenweise total durchnäßt. Aus dem Innern kommende Berichte melden den Verlust von 25 Menschenleben. In der Stadt Akyab selber entführte der Sturm die Dächer von mehreren Fabriken und großen Speichergebäuden.

— In der Juni-Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin hielt Herr Müller-Beeck einen Vortrag über die Handelsbeziehungen Hinterindiens. Das Land sei dem Handel noch wenig erschlossen. Hinderlich seien die Schwierigkeiten des Verkehrs, die Bedürfnißlosigkeit der Bewohner und ihre niedrige Kulturstufe. Da aber von zwei Seiten England und Frankreich sich bemühten, hier Ordnung zu schaffen und dem Handel die Wege zu bahnen, so sei eine stetige, wenn auch langsame Besserung zu erhoffen. Unter den importfähigen Waaren stehen in erster Linie baumwollene

Digitized by Google

Waaren, deren Fabrikation neuerdings in Deutschland solche Fortschritte gemacht habe, daß eine Konkurrenz mit englischen Mustern wohl möglich sei. Unter den ausgeführten Produkten steht der Reis (1881 ca. 1 000 000 Tonnen) obenan, ferner Nutzhölzer, namentlich Teakholz (1881: 46 000 Tonnen), dann Betel, Adlerholz, Farbhölzer, Zucker, Salz, Opium, Jute, Schildpatt, Gelatine, Kupfer, Zinn, Edelsteine u. a. Die gesammte Ausfuhr über Bangkok betrug 1882 über 44 000 000 Mark, davon für 8 000 000 nach Europa. Die Zahl der deutschen Schiffe in dortigen Häfen ist ziemlich beträchtlich, doppelt so groß vielleicht als die der französischen, aber das Schiffsmaterial sei sehr schlecht und außer Kapitän und Flagge oft nichts deutsch. Als Angriffspunkt, um von hier nach dem südlichen China zu gelangen, ist das Land noch so gut wie unbrauchbar, theils wegen der Schwierigkeit der Schiffahrt selbst auf seinen größten Flüssen, theils wegen der Besetzung ihrer Oberläufe durch räuberische und noch ganz unkultivirte Völkerschaften.

— Auf den Philippinen sollen mehrere wichtige Eisenbahnlinien gebaut werden. Für den Bau einer Linie von Manila nach Lingayen an der Nordwestküste von Luzon werden in den Zeitungen Angebote bis zum 1. Oktober dieses Jahres eingefordert.

— In dem „London and China Telegraph" vom 21. Juli macht Korthals eine übrigens ziemlich unbedeutende Mittheilung über die Ergebnisse seiner mit Brion nach der Sundastraße unternommenen wissenschaftlichen Reise („Globus" XLV, S. 159). Der Gipfel des Krakatau konnte nicht erreicht werden; die durch den Ausbruch neu gebildeten Inseln Steers und Calmeijer waren dem Anscheine nach wieder verschwunden (was übrigens auch von anderer Seite berichtet wurde).

Afrika.

— Von Juni 1883 bis Mai 1884 hat der Franzose de Foucauld eine wichtige und ausgedehnte Reise durch das unserm Erdtheile so nahe gelegene und doch noch so unbekannte Marokko ausgeführt. Von Fez aus überschritt er den Atlas und drang bis zum Wed Draa vor, kehrte dann an die Küste nach Mogador zurück und unternahm eine zweite Reise über Wed Sus parallel dem Atlas nach der Oase Tifsint, dann nordöstlich, um längs des Muluja Algerien zu erreichen. Da Foucauld unausgesetzt Uhr, Kompas und Barometer benutzen konnte, ja sogar astronomische Beobachtungen ausführte, so steht zu hoffen, daß seine Karte einen wesentlichen Fortschritt in der Kenntniß Marokkos bezeichnen wird.

— Italien behauptet ein relativ größeres finanzielles Interesse an Aegypten zu haben als Frankreich und darin nur England nachzustehen. Das sucht der „Diritto" auf Grund der Handelsberichte für das Jahr 1881, welches dem Bombardement Alexandrias voranging, nachzuweisen. In jenem Jahre hatte der englische Handel mit Aegypten einen Werth von 312 Millionen Franken, der französische von 59 651 000 Franken und der italienische von 26 640 000 Franken. Absolut übertrifft also Frankreichs Handel den Italiens um mehr als das Doppelte. Da sich aber Englands ägyptischer Handel zu seinem gesammten auswärtigen wie 1:60 verhält, der Frankreichs wie 1:140 und der Italiens wie 1:100, so hat letzteres verhältnißmäßig ein größeres Interesse am Nilhandel als Frankreich. — Italien soll verlangen, daß Aegypten den Aegyptern überlassen bleibe; was aber unter „Aegypten" zu verstehen sei, erklärt der Kairiner Korrespondent des „Diritto" folgendermaßen: „Die auf dem klassischen Boden der Pharaonen etablirten fremden Kolonien bilden den Haupttheil der ägyptischen Bevölkerung, nicht an Zahl, denn die große Masse sind Muhammedaner und Araber, sondern weil wir unbestritten die Intelligenz, den Fortschritt, den Handel, die Industrie und in gewissem Sinne den wahren Reichthum des Landes repräsentiren. Der größere Theil des ägyptischen Bodens befindet sich jetzt in den Händen von Europäern."

— Briefe, datirt Zanzibar den 13. Mai, sind von Herrn H. H. Johnston an den Sekretär des britischen Komités zur Erforschung des Kilimandscharo eingelaufen. Danach hat Johnston unter Zustimmung von Sir John Kirk, des dortigen englischen Konsuls, die Mombasa-Route nach dem Kilimandscharo gewählt und wollte etwa in 14 Tagen abreisen. Die Gegend zwischen Mombasa und Tschaga soll ruhig sein und der Weg keine ernstlichen Schwierigkeiten bieten. Herrn Johnston ist es gelungen, sich die guten Dienste dreier Vogelabbalger, die schon Dr. Fischer beschäftigt hat, und die eines von Sir John Kirk eingeübten Pflanzensammlers zu sichern und geht, trotz des Klimas von Zanzibar, in bester Gesundheit der Expedition mit den besten Hoffnungen entgegen.

— Die römischen Missionare haben mit Erlaubniß des Häuptlings Mirambo in dessen Gebiete eine neue Station zwischen Tabora und dem Victoria-Nyanza angelegt. Konongo, der Königssitz Mirambo's, ist mit einer Enceinte von ziemlich starken und fest mit einander verbundenen Baumstämmen umgeben, die kleine Eingangspforte ist mit Kriegstrophäen von den Wa-Tuta, Schilden aus Elephantenhaut, geschmückt. Zur Aufsuchung eines geeigneten Platzes wurde ihnen einer der Unterhäuptlinge vom Könige beigeordnet, und unter dessen Schutze begaben sie sich über eine 150 m lange Pfahlbrücke, die über den zur Zeit ausgetrockneten Gombe-Fluß führte, nach Ukune. Ihr Zelt war auf die Kunde von ihren medicinischen Fähigkeiten alle Abend von einer Menge Kranker umringt. In Ukune fanden sie eine einheimische Schmiede, in der sehr geschickt Lanzen, Pfeile, Beile und Flintenkugeln hergestellt wurden. In der Mitte der Hütte brannte ein Holzkohlenfeuer und über demselben war ein großes irdenes Gefäß, eine Art großer Tiegel, eingemauert, welches mit kleinen eisenhaltigen Steinen aus der Nachbarschaft gefüllt wurde. Um den Herd standen acht Blasebälge, die von vier Mann in Bewegung gesetzt werden konnten. In wenigen Minuten kamen die Steine in Fluß, und die Scheidung des Metalles und der fremden Stoffe vollzog sich mit Leichtigkeit. Die Wahl der Missionare fiel auf das Dorf des Häuptlings Sueru, das in einer an Reis, Erbsen, Linsen und auch an Vieh (Rinder, Schafe und Ziegen) reichen Gegend am Fuße eines Hügels gelegen ist. Der Häuptling ließ ihnen eine Wohnung bauen und versprach ihnen seine Kinder zur Erziehung zu übergeben.

— H. J. Johnston-Lavis schreibt an „Nature" (Nr. 759, S. 62), daß er in Neapel mit dem Dr. Laws zusammengetroffen sei, als derselbe von der Missionsstation am nördlichen Ende des Njassa-Sees nach seiner Heimath zurückkehrte. Derselbe hat ihm die Mittheilung gemacht, daß dort und am Seeufer Bimsstein in großer Menge vorkomme, ebenso Stücke Kohlen, und daß viele Felsen dort den vulkanischen Tuffen bei Neapel auffallend ähnlich seien. Ein Stück Bimsstein, welches Laws bei sich hatte, wurde von Johnston-Lavis untersucht; es ist nur deswegen interessant, weil es für die Existenz kontinentaler Vulkane spricht, die einige hundert englische Meilen von der Meeresküste entfernt sind, aber doch in der unmittelbaren Nachbarschaft eines großen Binnensees liegen. Dr. Laws hat versprochen, bei seiner Rückkehr nach dem Njassa-See eine Steinsammlung anzulegen, welche uns Aufschlüsse über jene interessante vulkanische und auch kohlenführende Gegend zu geben verspricht.

— Der Dampfer „Maud", der den Auftrag hatte, den Limpopo hinsichtlich seiner Schiffbarkeit zu untersuchen, hat kürzlich dessen Barre passirt und ist den Fluß ca. 130 km bis zum Kraale Matschoba hinaufgefahren, als erstes Schiff, dem dies geglückt ist. Von jenem Kraale aus erreichte die Besatzung zu Lande die Handelsstation Wyllie, mußte aber dabei viele gefährliche Sümpfe überschreiten und hatte sehr vom Fieber zu leiden.

Digitized by Google

— Dr. Aurel Schulz unternimmt von Transvaal aus eine Expedition nach dem Zambese und in das Becken des Kongo. Ende März dieses Jahres befand er sich in Rustenburg.

— Das Parlament der Kapkolonie hat den einstweilen etwas unverständlichen Beschluß gefaßt, die Annektion der Walfisch-Bai und der St. John's Territorien, ferner des Betschuanen-Landes zu billigen, ebenso die Ausdehnung der Kolonialgrenze von der Walfisch-Bai bis zum Kunene. Danach sollte die Nordgrenze der Kolonie um fast 1400 km vorgeschoben werden! — Ebenso hat der Präsident des Orange-Freistaates die Annektion des Barolong-Landes (unter 26½° südl. Br.) ausgesprochen.

— Das längere Verweilen der Beamten der Internationalen Afrikanischen Gesellschaft an einer und derselben Stelle hat unter anderm die erfreuliche Folge, daß dieselbe sich eingehender mit dem Studium der Völkerschaften am Kongo befassen und dieselben ungleich besser kennen lernen, als es flüchtig Durchreisenden möglich ist. So enthält „Le Mouvement Géographique" (Nr. 4) eine ethnographische Schilderung der Bayanzi von dem früher in Bolobo stationirten Kapitän Hanssens, der wir folgende Angaben über die Leichenbestattung entnehmen. Sobald ein reicher oder angesehener Mann gestorben ist, wird er vollständig gewaschen, was ihm bei Lebzeiten vielleicht nie passirt ist, das Gesicht mit phantastischen Malereien bedeckt, die Beine so dicht wie möglich an den Leib gepreßt, daß die Knie möglichst hoch zu liegen kommen, und in dieser Lage durch Binden aus Baumrinde oder einheimischem Zeuge befestigt. Dann wird die Leiche in die reichsten der im Nachlasse sich befindenden Stoffe gewickelt, so daß sie wie eine große bunte Musse aussieht, so hoch wie breit, aus welcher oben ein buntbemalter Kopf mit weit geöffneten, erloschenen Augen herausschaut. So wird die Leiche acht Tage lang vor der Hütte des Todten ausgestellt, und die Bewohner des Dorfes und der benachbarten Ortschaften führen unter Gesang, Trommelwirbel und Flintenschüssen Todtentänze um sie auf, die bei Sonnenaufgang beginnen und sich mitunter bis tief in die Nacht hinein fortsetzen. Dazu wird gehörig Bier getrunken, bis die Tänzer völlig erschöpft oder betrunken sind. Das geht so lange fort, bis die Verwesung so weit vorgeschritten ist, daß sie die Umgebung verpestet. Nun wird am Eingange der Hütte ein Loch gegraben und die Leiche hineingesetzt und zwar mit allen Stoffen, in die sie gewickelt ist, und die dazu dienen sollen, ihm im Jenseits den bisherigen Wohlstand zu verschaffen. Derselbe Wunsch ist aber auch Ursache von Menschenopfern; es wird auf dem Grabe eine, je nach dem Reichthum und der Macht des Todten größere oder geringere Anzahl von Frauen und Sklaven geschlachtet, welche ihm das Leben auch fernerhin angenehm und bequem machen sollen. Als Myoki, der Häuptling des oberhalb der Station Bolobo gelegenen Dorfes Manga gestorben war, sagte ein Eingeborener zu Hanssen: „Myoki war ein armer Teufel; man hat nur zwei seiner Frauen und zwei Sklaven getödtet!" Die Leichen der Frauen werden quer über den Boden der Grube gelegt und der Todte darauf gesetzt, während die der Sklaven hinterdrein hinabgeworfen werden, nachdem man ihnen zuvor die Köpfe abgehauen hat, die als Schmuck auf dem Giebel der einst vom Todten bewohnten Hütte befestigt werden.

Polargebiete.

— In diesen Tagen (so meldet die „Nowosti" Nr. 131) ist dem Chef des Marine-Ministeriums in St. Petersburg, Viceadmiral Schestakow, ein Projekt, welches sich mit der Erreichung des Nordpols beschäftigt, eingereicht worden. Das Projekt ist von einigen Marineofficieren auf Grundlage der Untersuchungen der „Jeannette" und unter Berücksichtigung persönlicher Erfahrung bei Fahrten auf dem Eismeere ausgearbeitet worden. Das wichtigste Moment des Projektes ist, daß die Erreichung des Nordpols möglich sei, nicht, wie bisher angenommen wurde, zu Schiff, sondern zu Fuß übers Eis. Die Expedition der „Jeannette" hat auf die wahrscheinliche Existenz einer Anzahl Inseln am Nordpol hingewiesen; bereits entdeckt sind die Inseln Jeannette, Benett und Henriette. Man darf mit Rücksicht auf die Tiefenmessungen annehmen, daß es nördlich von dem Punkte, welchen die „Jeannette" erreicht hat, im Eismeere noch mehr Inseln giebt. Es wird nun projektirt, daß die Polarexpedition entweder auf der Insel Neu-Sibirien oder auf einer der anderen neuentdeckten Inseln sich die nöthigen Vorräthe aufspeichere. Von hier seien es nur 900 Seemeilen bis zum Nordpol; diese Entfernung solle zurückgelegt werden, indem man auf den neuentdeckten Inseln allerlei Proviantgegenstände zurücklasse. Der eigentliche Marsch solle folgendermaßen statthaben: Die Theilnehmer der Expedition ordnen sich in zwei oder drei Gruppen. Eine Gruppe muß die vorläufigen Untersuchungen ausführen, als Pionniere dienend; sobald ein geeigneter Platz für die Vorräthe gefunden ist, so rückt die ganze Expedition nach. Ein derartiges Vorgehen würde voraussichtlich sehr lange Zeit, etwa 3 bis 4 Jahre erfordern, um den Nordpol schließlich zu erreichen, aber er ist ausführbar. Man sagt, das Projekt sei schon bis ins Detail ausgearbeitet und allen gelehrten Gesellschaften und Personen, welche sich für Polarexpeditionen interessiren, zugeschickt. Um die Expedition zu ermöglichen, sind eine Anzahl populärer Vorlesungen gehalten und darauf eine allgemeine Sammlung von Beiträgen veranstaltet worden.

Vermischtes.

— In St. Petersburg soll bei der Universität eine Anthropologische Gesellschaft gegründet werden, deren Aufgabe speciell das Studium der Völker des europäischen und asiatischen Rußlands sein wird. Ein Statut ist in Vorbereitung. Zu den Gründern gehören: Inostranzew (Archäolog und Geolog), Bogdanow (Zoolog), Mereschowsky und Malakow (Archäolog), Jadrinzew (Ethnograph und Geograph).

Berichtigung. In Nr. 1 dieses Bandes, Seite 14, Spalte 2, Zeile 25 lies: „Katten am Melibokus" anstatt „Katten von Melibokus". — Ebenda: Zeile 14 von unten: „Hessen bey dem Berg Melibaco" anstatt „Hessenberg dem Berg Melibaco". — Ebenda: Zeile 10 von unten: „Otenwelder" anstatt „Otenwalder". — Seite 15, Spalte 2, Zeile 6 ist nachzutragen: „So weit Rieger".

Inhalt: Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen. VIII. (Mit sechs Abbildungen.) — Weiteres über die Greely-Expedition. — Die Reise des Dr. Neis im Lande der Laos. — Kürzere Mittheilungen: Euting's Reise in Central-Arabien. — Koreanische Gesetze. — Obock. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Polargebiete. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 25. Juli 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1884.

Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen.

IX.

Sowohl rings um das Idol als auch in den übrigen Räumen dieses Tempels und aller anderen Gebäude, welche gottesdienstlichen Zwecken gedient zu haben scheinen, finden sich zahlreiche Vasen aus grobem Thone und von einer neuen Form; es sind 5 bis 6 cm hohe Bowlen von 10 bis 15 cm Durchmesser, an deren Rändern Menschengesichter mit theils stumpfen, theils großen gebogenen Nasen, wahrhafte Karrikaturen ohne jede Kunst, angebracht sind. Vielleicht bezieht sich diese Verschiedenheit der Typen auf zwei verschiedene Volksstämme. Diese Schalen dienten zum Verbrennen von Räucherwerk und sind meistens noch zur Hälfte mit Kopalharz gefüllt. Unsere erste Abbildung giebt je eine Probe der beiden verschiedenen Typen.

Die Front dieses ersten Tempels ist, wie man aus dem Grundrisse (S. 116) ersieht, von drei Thüren durchbrochen, deren steinerne Oberschwellen mit sehr zarten, aber ganz flachen Skulpturen bedeckt sind, auf welche wir gleich zurückkommen werden. Die Façade ist 21 m lang, die Tiefe des Bauwerkes beträgt 6 m, die Höhe $5\frac{1}{2}$ bis 6 m bis zu der dekorativen Mauer, wie sie sich auch in Kabah und am sogenannten Taubenhause zu Uxmal findet. Dieselbe gleicht einem riesigen Gitterwerke und ist $4\frac{1}{2}$ m hoch, so daß das ganze Bauwerk 10 m Höhe mißt. Seine Ausschmückung muß sehr reich gewesen sein. Im Centrum der oberen Mauer befindet sich nämlich eine große Füllung, inmitten welcher auf einer noch vorhandenen Bank einst eine riesige Statue gesessen hat. Deutlich erkennt man noch den gemauerten Kern, welcher dem Leibe der Statue gleichsam als Gerippe diente, und zur Rechten einen schmalen, langen Stein, der den linken Unterschenkel bildete. Ihre Form erhielt die Statue durch aufgelegten Cement, ein Verfahren, das auch in Palenque, Izamal, Ake und sonst beobachtet wurde. In dem darunter befindlichen großen Fries, welcher den Haupttheil des Gebäudes ausmacht, sind drei weitere große Füllungen, welche ebensolche Statuen enthielten (die aber aufrecht standen und von denen noch gemauerte Reste erhalten sind) und acht Nischen für kleinere Idole angebracht.

Hier sei ein wichtiger Umstand erwähnt, der einen neuen Beweis für die Einheit der mittelamerikanischen Civilisationen erbringt. Es handelt sich um ein kleines Modell eines aztekischen oder toltekischen Tempels aus gebranntem Thone, welches von dem mexikanischen Hochlande stammt, sich jetzt im Museum des Trocadéro zu Paris befindet und in unserer vierten Abbildung dargestellt ist. Wir finden in demselben genau dieselben Bestandtheile wieder, wie bei den Denkmälern von Comalcalco, Palenque, Chichen u. s. w. und schließlich von Ville Lorillard: die den Unterbau bildende Pyramide, die indessen stark verkleinert ist, wie es sich bei solcher Miniaturdarstellung von selbst versteht, die drei oder vier Stockwerke der Pyramide und die centrale Treppe. Das kleine, die Pyramide krönende Gebäude entspricht sodann genau dem in Rede stehenden Tempel mit seinen vorspringenden Gesimsen und der hohen dekorativen Mauer darüber. Und letztere zeigt dieselben viereckigen Löcher, wie der erste Tempel in der Ville Lorillard, wie das sogenannte Taubenhaus von Palenque und wie ein weiterer, der sich in Tikal befindet. Diese Aehn-

Digitized by Google

lichkeit beweist die nahe Verwandtschaft, welche hinsichtlich der religiösen Architektur zwischen den Bewohnern des mexikanischen Hochlandes und denen von Tabasco, Chiapas, Yucatan und Guatemala bestanden hat — eine These, die Charnay den gegentheiligen Ansichten aller modernen Schriftsteller gegenüber darzuthun sich bemüht hat.

Hinter dem Tempel auf einer noch höheren Pyramide liegt das wichtigste und ansehnlichste Denkmal der Ville Lorillard; dort erheben sich auf einem weiten Platze sechs verschiedene, im Rechtecke stehende Paläste, von denen leider nur noch einer theilweise mit seinen steinernen fein skulpirten Thürstürzen erhalten ist, während die anderen nur noch einen wüsten Trümmerhaufen darstellen. Wie überall sind die Stürze der schmalen Thüren hier von Stein, die der breiten bestanden aus rothem Zapote, einem Holze, das die Indianer bei allen ihren Bauten anwendeten und von welchem sich noch Reste in den Mauern finden. Wahrscheinlich war es schwierig, genügend große Steinblöcke auch für die breiteren Thüren zu finden. Dieser Gebäudekomplex war vielleicht die Wohnung der Fürsten oder die Festung; jedenfalls ist er wundervoll gelegen und bietet eine prachtvolle Aussicht auf das Flußthal dar; Charnay konnte nicht umhin, den praktischen Sinn und das Verständniß seiner Erbauer zu bewundern. Daß sie ihre Wohnungen auf Pyramiden setzten, war in diesen heißen ungesunden Ländern eine Nothwendigkeit; dort oben war frische Luft und Gesundheit, keine Muskitos und andere Plagegeister aus der Insektenwelt, aber herrliche Augenweide. Nach Norden hin erblickten sie die kleinen stufenförmigen Hügel, die mit Palästen gekrönt waren, vor sich den schönen Fluß, zur Sommerszeit nur einen Gießbach, aber in der Regenzeit einen gewaltigen Strom, auf dem andern Ufer bewaldete Hügel, Gärten und Anpflanzungen und im Süden konnte das Auge über eine weite Ebene schweifen, welche am Horizonte von den bläulichen Linien der Cordilleren begrenzt wurde.

Der Palast, welchen Charnay bewohnte, lag nahe dem Flusse auf einer der ersten Stufen des Amphitheaters; er war zerfallener als der Tempel und wies dieselbe Ornamentirung auf, aber seine Bauart war nachlässiger, wie die verschiedene Größe und die bald senkrecht, bald schief stehenden Pfosten der Thüren und die unregelmäßige Vertheilung der Oeffnungen und Nischen beweisen. Die dekorative Mauer oberhalb des Gebäudes ist zusammen-

Lacandonische Vasen aus Ville Lorillard. (Nach einer Photographie.)

gestürzt und am Friese läßt sich nur noch ein Chaos von Löchern, Nischen und vorspringenden Steinen erkennen. Auch die innere Einrichtung ist eigenthümlich: eine Art Labyrinth von Gängen und kleinen Zimmern mit gemauerten und mit Stuck überzogenen Plattformen, die vielleicht als Lagerstellen oder Eßtische gedient haben; zu letzterem Zwecke wurde die eine von Charnay und Maudslay benutzt. Hinten liegen unter der Erdoberfläche zwei schmale Säle, zu denen man mittels eines sich steil senkenden Ganges gelangt, und welche bis zur Decke mit Erde angefüllt sind. Charnay möchte sie für Grabstätten ansehen, da er in Palenque ähnliche Räumlichkeiten aufgegraben und darin Skelette und Vasen gefunden hat. Das Gebäude ist 20 m lang, 16 m tief. Vorn im Hofe stehen zwei kleine skulpirte Säulen oder Säulenstümpfe, 70 cm hoch, von unbekannter Bestimmung; vielleicht waren es Altäre zur Aufstellung von Hausgöttern oder Ständer für Weihrauchgefäße.

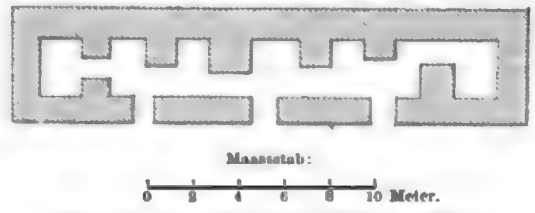
Wir übergehen eine große Pyramide im Südwesten und verschiedene kleinere Baulichkeiten längs dem Flußufer, um uns einem zweiten Tempel zuzuwenden; als Tempel ist das Gebäude anzusehen wegen der großen Zahl von Räuchergefäßen, welche sich darin befanden. Der Haupttheil zeigt nichts Bemerkenswerthes, wohl aber der Oberstock, in welchem Charnay eine Art Erweiterung der dekorativen Mauer erblickt; das Ganze besteht nur aus einem sehr schmalen Gange, der sich, hinter der Tempelfront zurückliegend, längs der ganzen Façade hinzieht und an beiden Enden eine große Oeffnung zeigt.

Oben wurden skulpirte Thürsturze erwähnt; solche, theils von Stein, theils von Holz, hat Charnay in mehreren yucatekischen Städten gefunden, z. B. in Chichen; aber dieselben waren nicht so zahlreich und prächtig wie in der Lorillard-Stadt. Sie finden sich dort nicht in allen Gebäuden, sondern nur in solchen, welche man für Tempel oder Paläste halten darf, und zwar die schönsten in den kleinsten Bauwerken. So findet sich ein skulpirter Sturz über der Mittelthür des Tempels, ein Stein von 1,12 m Länge und 0,82 m Breite. Die Mitte desselben nehmen zwei Personen mit hohen Kopfputzen aus Federn ein; ihre Schultern sind, wie bei dem früher besprochenen Idol, mit kleinen, mit Perlen und Medaillons besetzten Mäntelchen bedeckt; den Leib umgiebt ein reicher maxtli und die Füße stecken in großen, mit Lederriemen verzierten Halbstiefeln. Sie haben zurückweichende Stirnen, wie die Figuren in Palenque (siehe die fünfte Abbildung). Vielleicht stellen sie einen Mann und eine Frau dar — worauf ihre verschiedene Größe deuten würde — die eine religiöse Ceremonie vor-

Erster Tempel in Ville Lorillard. (Nach einer Photographie.)

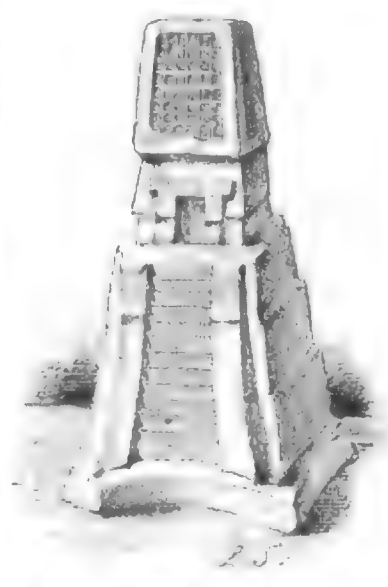
zunehmen im Begriffe ſtehen. Die größere Figur hält in jeder Hand ein Kreuz, die kleine nur in der einen; es ſind lateiniſche Kreuze, an den Enden der Querarme mit Roſetten verziert; das große trägt auf der Spitze einen ſymboliſchen Vogel und ſoll wahrſcheinlich den Gott des Regens und der Fruchtbarkeit Tlaloc vorſtellen. Eine Anzahl von 23 Katunes (hieroglyphiſche Charaktere) iſt über die ganze Platte zerſtreut.

Ein Kunſtwerk aber, wie es aus Amerika noch nicht bekannt geworden iſt, darf die andere Platte genannt werden, welche unſere letzte Abbildung vorführt. Es iſt eine Kalkſteintafel, auf welcher in kräftigem Relief zwei prächtige Geſtalten, die eine aufrecht ſtehend, die andere kniend, nebſt Inſchriften dargeſtellt ſind. Bis auf die zurückweichenden Stirnen, welche nach Charnay's Anſicht keinen Raſſentypus bezeichnen, ſondern konventionelle Typen ſind, die je nach den Gewohnheiten der Bildhauerſchulen modificirt wurden, iſt an dieſem Denkmale alles vollkommen und von überraſchendem Reichthume im Detail. Syrien und Chaldäa hat dieſem Meiſterwerke nichts an die Seite zu ſtellen. Man betrachte nur die Hände, den Kopfſchmuck, den prachtvollen Mantel des knienden, die majeſtätiſche Haltung des ſtehenden Mannes! Die dargeſtellte Handlung iſt eine religiöſe Ceremonie, ein Opfer. Die kniende Perſon, welche Charnay für einen Prieſter hält, hat ſich ein Seil durch die Zunge geſteckt, und um das Opfer zu Ende zu bringen und das ganze Seil durch die Wunde zu ziehen, daſſelbe mit Stacheln beſetzt. Die ſtehende Figur ſtellt gleichfalls einen Prieſter vor, welcher eine Palme in der Hand hält und dieſelbe gleichſam ermuthigend auf den Selbſtpeiniger legt.



Plan des erſten Tempels in Ville Lorillard.

Nun wiſſen wir, daß ſich die alten Mexikaner im höchſten Grade Torturen auferlegten. Torquemada erzählt darüber Folgendes: „Die Qualen, welche ſich die Prieſter des Camaxtli in Tlascala, ebenſo wie diejenigen des Quetzalcoatl in Cholula bereiteten, ſind dieſe. Unter dem Vorſitze des älteſten von ihnen, der achcautli genannt wurde, vereinigten ſich die Prieſter und nach fünftägigem Faſten und verſchiedenen Bußen ſchloß man ſie in den Haupttempel von Camaxtli ein, wohin ſie eine Anzahl Stöcke, ſo lang wie ein Arm und ſo dick wie eine Fauſt, mit ſich nahmen. Dann kamen die Zimmerleute, welche fünf Tage gefaſtet und gebetet hatten, um dieſe Stöcke zu bearbeiten und nachdem ſie dieſelben in der erforderlichen Weiſe verkleinert hatten, gab man ihnen außerhalb des Tempels zu eſſen. Dann kamen die Meiſter, die mit der Herſtellung von Obſidianmeſſern beauftragt waren, und verfertigten viele Meſſer, mit denen die Zungen der Prieſter geöffnet werden ſollten, und legten ſie auf ein weißes Tuch. Dann folgten Gebete und nachdem ſich die jungen und alten Prieſter verſammelt hatten und zum Opfer bereit waren, öffnete ihnen der geſchickteſte der Meiſter die Zunge, indem er ein großes Loch in dieſelbe ſchnitt. Alsbald ſteckte der erſte achcautli mehr als 400 oder 500 jener Stöcke, welche die Zimmerleute zurecht geſchnitten hatten, durch ſeine geöffnete Zunge hindurch und die anderen Alten thaten desgleichen und die jungen, die mit dem größten Muthe, ahmten ihnen nach. Nachdem dieſes ſchreckliche Opfer vollendet war, bemühte ſich der Aelteſte, der als der Anführer bei dieſer beſtialiſchen Operation angeſehen wurde, trotz ſeines Schmerzes zu ſingen, um ſeine jungen Genoſſen zu ermuthigen, die Ceremonie zu Ende zu führen."


Modell eines alten Tempels.
(Nach einer Zeichnung Charnay's.)

Unſer Basrelief ſtellt alſo dieſes Opfer an Quetzalcoatl oder, wie er bei den Maya heißt, Cuculcan dar und der Tempel, an welchem es gefunden wurde, war dieſem Gotte geweiht. Ein Detail, welches derſelbe Autor noch anführt, dient zur weiteren Erläuterung des Bildwerkes. Er ſagt: „In dieſer Faſtenzeit begab ſich der oberſte achcautli in die Städte und Dörfer, um die Leute zu ermahnen, daß ſie ſich auf das große Feſt vorbereiteten, und als Zeichen trug er in der Hand einen großen grünen Zweig." Alſo genau ſo wie auf unſerer Tafel; der grüne Zweig der Hochlande iſt hier in der warmen Zone naturgemäß durch eine Palme erſetzt.

So finden wir in Ville Lorillard Tlaloc und Quetzalcoatl, aztekiſche oder ſpecieller toltekiſche Gottheiten, deren Kultus durch dieſes Volk bei ſeinen weiten Wanderungen weithin verbreitet worden war. Von derſelben Ceremonie ſpricht auch Clavigero, und Landa erzählt im 28. Kapitel, S. 162: „Die Mayas brachten Opfer dar in Geſtalt ihres eigenen Blutes, indem ſie ſich bald die Ohren ringsherum in Fetzen ſchnitten, die ſie zum Zeichen der Buße herabhängen ließen, bald ſich die Backen oder die Unterlippe durchbohrten, indem die einen ſich Stücke Fleiſch aus gewiſſen Körpertheilen ſchnitten, die anderen ſich die Zunge durchbohrten und unter großen Qualen Strohſeile hindurchzogen."

Die Inſchriften auf den eben beſprochenen Steinen gehören verſchiedenen Stilarten an und nähern ſich ſolchen von Chichen-Itza und von Copan in Guatemala. Charnay ſucht ſich das durch die Annahme zweier Schriften, einer geheiligten und einer vulgären zu erklären, wie ſich auch zwei Darſtellungsweiſen von Perſonen finden: auf den Basreliefs und Steininſchriften ſind ſie mit nach orientaliſcher Art gekreuzten Beinen abgebildet, auf den Inſchriften in vulgärer Sprache und in den Papierhandſchriften hocken ſie mit an das Kinn gezogenen Knien, wie es Sitte der Indianer iſt. Es giebt ſogar noch eine dritte Art Schrift, die in aztekiſchen Handſchriften und aztekiſchen und toltekiſchen Skulpturen vorkommt, ſymboliſche Charaktere für Menſchen- und Ortsnamen. Etwas Aehnliches findet ſich nach Aymonier in den Inſchriften der Scham in Tſchampa

Digitized by Google

(Süd-Annam), wo drei Sprachen, eine geheiligte, eine vulgäre und eine jetzt gesprochene vulgäre sich unterscheiden lassen.

Obwohl die Untersuchung der Ruinenstätte und namentlich der angeblich auf dem rechten Ufer des Usumacinta befindlichen Trümmer noch lange nicht beendet war, so mußte Charnay doch an die Rückkehr denken und die Fortsetzung dieser interessanten Untersuchungen der Zukunft überlassen. Einen vollen Tag brauchte er dazu, um die Strecke bis Palchilan, welche stromabwärts nur drei Stunden Fahrzeit gekostet hatte, gegen die ungemein heftige Strömung zurückzulegen. Dort fand er keine Lacandonen vor, wie ihm versprochen worden war; aber der alte Häuptling, dem es um die verheißenen Geschenke zu thun war, hatte täglich einen Boten gesandt, um nach der Ankunft des Fremden zu spähen, und erschien am folgenden Morgen nach dessen Eintreffen mit seinen beiden Frauen und vier jungen Männern, sieben Köpfe im Ganzen. Um sie zu photographiren, bildete Charnay aus ihnen eine Gruppe, mit seiner Laubhütte im Hintergrunde; die Wilden, obgleich etwas verdutzt, hielten doch auf Zureden des Dolmetschers fast unbeweglich vor dem drohenden Apparate aus. Alle trugen dasselbe Gewand, eine Art weiter Tunika mit Aermeln, die aus einem sehr groben, aber schmiegsamen Baumwollstoffe, den die Weiber spinnen und weben, angefertigt war. Diese Tunikas waren mit rothen Flecken

Skulpirter Thürsturz aus Ville Lorillard. (Nach einer Photographie.)

bedeckt, welche Charnay anfangs für Schmutzflecke hielt; dieselben waren jedoch zum Schmucke angebracht und zwar mit dem Safte einer unbekannten Beere. Da sie nicht das ganze Gewand zu färben verstanden, so begnügten sie sich mit einzelnen Flecken und auch das muß ein Vorrecht des Häuptlings und seiner Frauen sein, da die Kleider der jungen Männer keine Spur davon aufzuweisen hatten. Männer wie Weiber tragen um den Hals schwere Ketten aus Fruchtkernen, Affen- und Eberzähnen, Vogelklauen und Münzen. Das schlecht gepflegte Haar hängt lose herab; die Frauen trugen zwei Adlerfedern darin. Auf Tunika und Halsband schienen sie den größten Werth zu legen, denn sie waren nicht dazu zu bewegen, sich derselben zu entäußern, während sie Bogen und Pfeile mit Steinspitzen willig hergaben. Sie bedienen sich noch steinerner Aexte zum Fällen der Bäume und waren hocherfreut über die stählernen, welche sie neben Säbeln, Messern, Angelhaken und Salz im Austausche erhielten. Sie selbst besitzen kein Salz und stellen sich ein sehr schlechtes Surrogat aus der Asche eines gewissen Holzes her.

Die Lacandonen sind bartlos, von mittlerer Größe und wohl gewachsen; die eine der Frauen ist hübsch und fleischig, aber bei allen ist das Fleisch schlaff und weich, die Lippen bleich, die Zähne schlecht. Sie scheinen in Folge ihres beständigen Aufenthaltes im Waldesschatten an Blutleere zu leiden. Ihre Sprache ist das Maya; sie leben von Jagd, Fischfang und dem Ertrage ihrer gut bestellten Felder. Ihre Hütten sind reinlich und stets mit einigen Vorräthen an Tabak, Baumwolle, Mais und Früchten versehen. Töpfergeschirr besitzen sie nicht, sondern nur Kalebassen, theils ganze, theils halb durchgeschnittene. Durch den Sturz ihres Volkes und ihre Zerstreuung haben sie, wie man

Thürsturz aus Ville Lorillard, ein dem Cuculcan dargebrachtes Opfer darstellend. (Nach einer Photographie eines von Alfred Maudslay gemachten Abgusses.)

ſieht, eine Menge von Kunſtfertigkeiten verlernt, welche ihre Vorfahren einſt beſaßen.

So wild, wie ſie gewöhnlich geſchildert werden, ſind ſie nicht, wohl aber äußerſt furchtſam, ſo daß ſie beim Nahen eines Fremden ihre Hütten verlaſſen und in den Wald flüchten. Doch wiſſen ſie ſich an den Monteros, die ihre Einfalt öfters mißbrauchen, zu rächen; ſo ermordeten ſie im Jahre 1879 einen Meſtizen von Tenoſique, welcher die Abweſenheit eines Lacandonen benutzt hatte, um deſſen Weiber zu ſchänden und ſein Haus zu plündern.

Ueber ihre Religion konnte Charnay nur in Erfahrung bringen, daß ſie ſich vor Entdeckung der Ville Lorillard in Menge dorthin begaben, um gewiſſe Ceremonien zu verrichten, nachdem aber Weiße ihre Tempel betreten hatten, dieſelben für immer verließen.

(Fortſetzung folgt in einer ſpätern Nummer.)

Zur Geſchichte des Eiſens.

Der großen und mühevollen Arbeit, eine Geſchichte des Eiſens zu ſchreiben, hat ſich Dr. L. Beck unterzogen; zehn Jahre hat derſelbe dazu gebraucht, um einen ſtattlichen Band von über 1000 Seiten mit mehreren hundert Holzſchnitten ans Licht zu fördern [1]), welcher die Geſchichte des wichtigſten aller Metalle bis zur Neuzeit fortführt. Hier iſt nicht der Ort, um den ganzen reichen Inhalt des Buches anzuführen, auch kritiſche Betrachtungen ſollen aus dem Spiele bleiben; dagegen wollen wir unſere Leſer mit denjenigen Abſchnitten vertraut machen, welche ſich auf die intereſſanten prähiſtoriſchen Fragen, ſowie auf die älteſte Geſchichte des Eiſens und deſſen Darſtellung bei wilden Völkern beziehen.

Dr. Beck iſt ein ſehr entſchiedener Gegner der von däniſchen und ſchwediſchen Gelehrten vertretenen Anſicht von der Aufeinanderfolge der drei ſogenannten Kulturperioden, der Steinzeit, Bronzezeit und Eiſenzeit. Für ihn hat das Eiſen die Priorität vor der Bronze (Kupfer- und Zinnlegirung) zu beanſpruchen, und die häufigeren Bronzefunde in Gräbern und Anſiedelungen ſind kein hinlänglicher Beweis für das ältere Alter der Bronze, da das Eiſen in feuchtem Boden ſich viel raſcher und vollſtändiger oxydirt und auflöſt als die Bronze, ſo daß nur beſondere Glücksumſtände die Erhaltung von Eiſenſtücken durch Jahrtauſende hindurch überhaupt ermöglichen. Indeſſen ſind doch Eiſenfunde aus älteſter Zeit erhalten, aus Zeiten, in denen die Bronze noch nicht nachgewieſen werden kann. Eiſen, ſo ſagt Dr. Beck, iſt weit leichter darzuſtellen als Kupfer, und techniſche Gründe liegen nicht vor, welche dazu zwingen, eine frühere Bekanntſchaft des Kupfers gegenüber dem Eiſen anzunehmen.

Das älteſte Kulturvolk, die alten Aegypter, kannten bereits in ihrer früheſten Zeit das Eiſen und benutzten es neben Kupfer, Bronze und anderen Metallen, ja es liegt hier der beſonders günſtige Umſtand vor, daß über 4000 Jahre altes Eiſen ſich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Der Engländer J. R. Hill fand im Jahre 1837 in den inneren Steinfugen der großen Pyramide des Cheops das Bruchſtück eines Werkzeuges, das während des Baues in die Fuge gefallen war. Daſſelbe, welches jetzt im britiſchen Muſeum aufbewahrt wird, iſt in der beiſtehenden Figur abgebildet und unzweifelhaft das älteſte bekannte Eiſen. Die übrigen ägyptiſchen Eiſenfunde ſind weit jüngern Datums.

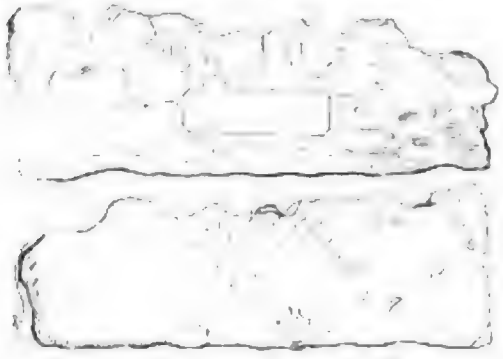
Beck behandelt alsdann die ſemitiſchen Völker in Bezug auf die Metalle und ſchickt dem Kapitel allgemeine kulturhiſtoriſche Betrachtungen voraus. Bei den Chaldäern waren Gold, Silber, Kupfer, Eiſen, Blei und Zinn im Gebrauche. Auch kannten ſie die Bronze, wußten ſie zu ſchmelzen und zu gießen; ob ſie aber die Herſtellung der Miſchung ſelbſt erfanden, iſt zweifelhaft. Die meiſten Bronzegeräthe ſind geſchmiedet. In getriebener Arbeit leiſteten die Aſſyrier Bedeutendes. Die ausgetriebenen Ornamente wurden dann mit dem Grabſtichel vollendet. Viele der aufgefundenen Bronzegußſtücke tragen den Typus der phöniziſchen Handelswaaren, die Dekoration iſt oft in ägyptiſchem Stile gehalten. Auch entſpricht die Miſchung der aſſyriſchen Bronze ganz der der phöniziſchen (10 Theile Kupfer, 1 Theil Zinn). Ebenſo bekannt war den Chaldäern in der früheſten Zeit das Eiſen, das in den Keilſchriften parzil heißt. Place fand in den Trümmern des Palaſtes in Khorſabad auf ein großartiges Eiſenmagazin, in welchem nach ſeiner Schätzung mindeſtens ein Gewicht von 100 000 kg Eiſen beiſammen lag. Das Magazin war 5 m lang, 2,60 m breit und 1,40 m hoch mit Eiſen angefüllt. Der größte Theil dieſer Maſſe beſtand aus nach zwei Seiten ſpitz zulaufenden Eiſenklumpen von 32 bis 48 cm Länge und im Gewichte bis zu 20 kg. Dieſe Eiſenſtücke erklärt Dr. Beck für Rohluppen, wie ſie von den Eiſenſchmelzen in den Handel gebracht wurden. Der Eiſenguß dagegen war den Chaldäern wie den übrigen Völkern des Alterthums überhaupt unbekannt. Nur Schmiedeeiſen und Stahl verſtanden ſie darzuſtellen.

Sehr ausführlich beſchäftigt ſich dann unſere Quelle mit dem Eiſen bei Phöniziern und Juden, und hier iſt es die Bibel, welche eine reiche Ausbeute an Nachrichten liefert, ebenſo wie die indiſchen Vedas für die Kenntniß des Eiſens bei den Ariern von der höchſten Bedeutung erſcheinen. Beck ſchließt, daß das Eiſen den Ariern in ihren Urſitzen bereits vor der Trennung in einzelne Theile bekannt war; daneben war Gold ihr Hauptmetall. Nicht nur in der Bereitung des Stahls, ſondern auch in der Verarbeitung des Eiſens leiſteten die Indier ganz Vorzügliches. Bei Dehli ſteht eine maſſive Säule von Eiſen, die ſchon ſeit uralter Zeit als Heiligthum verehrt wird. Es iſt der Laht (Pfeiler) von Dehli. Dieſe Säule, an welche ſich allerlei Sagen knüpfen, beſteht aus einem ſtahlartigen Eiſen und iſt ein merkwürdiges Beiſpiel indiſcher Schmiedekunſt; ſie hat 16 Zoll Durchmeſſer und iſt etwa 50 Fuß lang; etwa die Hälfte iſt im Boden verſunken. Nach einer darauf befindlichen Inſchrift ſoll ſie aus dem vierten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung ſtammen. Beck ſagt: „Noch heute würde trotz Dampfhammer und Beſſemerofen die Darſtellung einer ſolchen rieſigen Eiſenſäule von 50 Fuß Länge und 1½ Fuß Durchmeſſer eine ſtaunenswerthe Leiſtung ſein; wie war aber ſolche jenen indiſchen Schmieden der alten Zeit mög-

[1]) Die Geſchichte des Eiſens in techniſcher und kulturhiſtoriſcher Beziehung von Dr. Ludwig Beck. Erſte Abtheilung. Von der älteſten Zeit bis um das Jahr 1500 n. Chr. Mit 315 Holzſtichen. Braunſchweig, Friedrich Vieweg u. Sohn, 1884.

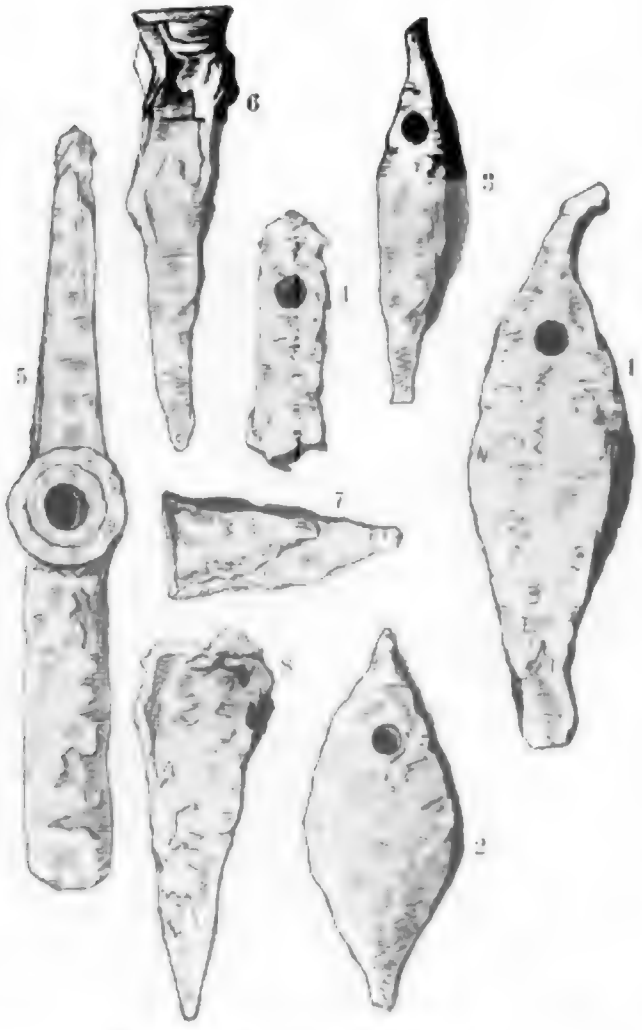
lich, die nichts hatten als ihre Handbälge und geringe Holzkohlen?“ Wir übergehen hier die techniſchen Muthmaßungen, welche Beck über die Herſtellung der Säule anſtellt, und bemerken nur, daß mechaniſche Hilfsmittel, etwa große Fallhämmer, dabei zur Verwendung gekommen ſein müſſen.

Nachdem der Verfaſſer uns gezeigt, wie die heutigen



Aegyptiſches Eiſen aus der großen Pyramide.

Makololo-Eiſenſchmied.



Altaſſyriſche Eiſenluppen aus Khorſabad.

Der Laſt von Dehli.

Eingeborenen Indiens das Eiſen in kleinen Oefen darſtellen, geht er zu den innerafiatiſchen und oſtaſiatiſchen Völkern über, berichtet von dem Alter des Eiſens in China und Japan und behandelt dann die Neger in ihrer Eigenſchaft als Metallarbeiter. Bei ihnen finden wir eine ſehr ausgedehnte Eiſeninduſtrie; faſt alle Afrikaner wiſſen das

Eiſen (als Schmiedeeiſen) aus den leichtflüſſigen Erzen in kleinen Oefen zu erſchmelzen, wobei ſie eigenthümliche Blaſebälge anwenden. Ihre Schmiedegeſchicklichkeit iſt eine große, wie die intereſſanten Waffen beweiſen, die Beck abbildet. Die Blaſebälge der Eiſenſchmiede im Makolololande beſtehen aus zwei hölzernen Schachteln, deren obere Enden mit Leder bedeckt ſind, Trommelfellen ähnlich, nur daß ſie in der Mitte einen Sack bildeten. Das Gefäß iſt mit langen Naſen (Düſen) verſehen, durch welche die Luft getrieben wird, indem die ſchlaffen Lederdeckel vermittelſt eines kleinen Stückchen Holzes, das in der Mitte derſelben befeſtigt iſt, auf- und niedergezogen wird.

Auffallen wird in dem Buche das Kapitel: „Ueber den Gebrauch des Eiſens in Alt-Amerika.“ Daſſelbe rührt von dem bekannten Archäologen Chr. Hoßmann her und ſucht an der Hand der ſpaniſchen Quellen den Nachweis zu liefern, daß in Amerika vor der Entdeckung durch Columbus das Eiſen bereits bekannt war und gebraucht wurde — eine Anſicht, welche bekanntlich zu der allgemein angenommenen Unbekanntſchaft der Amerikaner mit dem Eiſen im Gegenſatze ſteht.

Wie die alten Griechen und Römer ihre Metalle benutzten und darſtellten, wird nun ſehr eingehend an der Hand der Quellen auseinandergeſetzt, und hier giebt uns der Verfaſſer eine Schilderung ſeiner Ausgrabungen im Römerkaſtell Saalburg am Taunus, wobei er eine Maſſe alter Eiſengeräthe, Schlacken und am Dreimühlenborn auch die alten Schmelzöfen der dort einſt angeſiedelten Römer entdeckte.

Die Geſchichte des Eiſens im Mittelalter, welche die zweite Hälfte des ſtattlichen Bandes umfaßt, iſt mit einer Einleitung über die prähiſtoriſche Zeit in Europa verſehen, wobei nochmals auf das ſchärfſte der archäologiſche Standpunkt des Verfaſſers hervorgehoben wird, daß nämlich eine ſcharfe Trennung der Eiſen- und Bronzezeit nicht vorhanden und daß nicht die Bronze, ſondern das Eiſen das ältere von beiden Metallen ſei.

Für ſehr werthvoll halten wir die Mittheilungen Beck's über die verſchiedenen Reſte der alten Schmelzmethoden, die in Ausgrabungen zu Tage gefördert wurden, da er dieſelben vom Standpunkte des Hüttenmannes erläutert, ferner über die Eiſenbereitung der alten Hiſpanier, Gallier und Germanen. Damit treten wir in die hiſtoriſche Zeit, und es folgen nun rein kulturhiſtoriſche Darſtellungen über Bergbau, Bergrecht, Stahlfabrikation im Mittelalter, Schmiede, Schwerter und andere Waffen, endlich eine Abhandlung über den Einfluß des Schießpulvers auf die Eiſeninduſtrie, daran anſchließend eine Geſchichte der älteſten Geſchütze u. ſ. w.

Schon die kurzen, hier gegebenen Andeutungen werden dem Leſer ſagen, daß wir in Beck's „Geſchichte des Eiſens“ ein ſehr vielſeitiges und reichhaltiges Werk beſitzen.

Von den Capverdiſchen Inſeln nach Bolama [1]).

Von **Richard Greeff.**

I.

Am Vormittage des 15. November 1879 verließen wir Porto Praia, die Hauptſtadt und den Hafen der Capverdiſchen Inſel S. Thiago, um nun unſerer nächſten Station, der Inſel Bolama an der Küſte von Senegambien, zuzuſteuern. Lange noch blieb bei der Ausfahrt das maleriſche Bild von Praia, der blinkenden Stadt oben an der ſteilen, den Hafen umſäumenden Felswand, ſichtbar; dann ſtieg wieder die hohe Gebirgsinſel S. Thiago mit ihren mannigfach geſtalteten Kuppen und Pyramiden und dem alle überragenden kühnen Horn des Pico da Antonia vor uns auf, bis auch ſie mit den übrigen am Horizonte noch auftauchenden Inſeln des Archipels immer mehr in blauen Duft ſich hüllend und in die weite Meeresfluth niederſteigend unſeren Blicken entſchwanden. Zugleich kamen wir, einen ſüdöſtlichen Kurs gegen das Feſtland von Afrika einſchlagend, bei bedecktem Himmel und grauer Luft in eine überaus heiße und ſchwüle Atmoſphäre, die, nach der langen vorhergehenden Fahrt durch den friſchen Paſſat zwiſchen Madeira und den Capverden, niederdrückend und erſchlaffend auf Körper und Geiſt wirkte. Schlaftrunken lagen oder ſaßen die ſämmtlichen Paſſagiere des Schiffes auf Deck und in den Kajüten umher und auch die Mannſchaft ging ſchleichend und ſchwer ihrem Dienſte nach. Selten habe ich eine ſo raſche und allgemeine Einwirkung atmoſphäriſcher Einflüſſe auf den Menſchen bemerkt. Um mich aus dieſem Banne zu befreien, benutzte ich die auf unſerm Schiffe befindliche Einrichtung zu einem Seewaſſerbade, das mich zwar anfangs erfriſchte, ſpäter aber einen Zuſtand zur Folge hatte, wie ich ihn kaum jemals gefühlt zu haben mich entſinne. Es überfiel mich eine ſolche unüberwindliche Schlafſucht, daß mir die Augenlider trotz aller Gegenverſuche fortwährend wie bleiern niederfielen und ich einſchlief, wo und in welcher Lage ich mich befand. So ſchleppte ich mich, zuweilen gewaltſam aus meiner Lethargie mich aufraffend, bis zum Abend hin in der Hoffnung, daß derſelbe einige Erfriſchung und Kühlung bringen werde. Aber auch nach Sonnenuntergang zeigte das Thermometer noch 25° R. und in der Kajüte über 30°.

Am 17. November, als ich nach einem langen tiefen Schlafe früh Morgens an Deck des Schiffes kam, waren wir dem afrikaniſchen Feſtlande ſchon ziemlich nahe, ohne daſſelbe unſererſeits ſehen zu können und nun wehte uns auffallenderweiſe unter blauem, wolkenloſem Himmel wieder kühlere und friſchere Luft entgegen, die Feſſel, die noch am Tage vorher das Leben im Schiffe gefangen hielt, ebenſo raſch und allgemein wieder löſend, wie ſie gekommen war. Bald tauchten auch am Horizonte vor uns blaue Streifen Landes auf und gegen Mittag fuhren wir unter ungefähr 11° 20′ nördl. Br. in den Bijagoz-Archipel ein, eine Gruppe von größeren und kleineren Inſeln und Sandbänken, die vor, zum Theil auch in den weit verzweigten Strommündungen des Rio Caſamanſa, R. S. Domingos, R. Geba und R. Grande an der Küſte Senegambiens liegen.

Eine ſchönere Fahrt als zwiſchen dieſen lieblichen, meiſt bis an den Strand mit dunkelm Wald und ſchimmernden Grasfluren erfüllten Inſeln und der ebenfalls tiefgrünen Küſte läßt ſich kaum denken. Wie auf einem Fluſſe gleitet

[1]) Fortſetzung von: R. Greeff, Die Capverdiſchen Inſeln, „Globus“ Bd. XLII (1882), S. 9, 39 und 71.

Digitized by Google

das Schiff über die fast spiegelglatte See und da dasselbe wegen des seichten und durch verborgene Sandbänke gefahrdrohenden Fahrwassers nur sehr vorsichtig und langsam, oft anhaltend, vorrücken darf, konnte ich mit vollen Zügen die herrlichen, mir unvergeßlichen Bilder genießen.

Auch durch einige naturwissenschaftliche Beobachtungen ward mein Interesse auf dieser Fahrt lebhaft in Anspruch genommen. Bald nachdem wir uns der Küste genähert hatten, namentlich aber in jenen von den Bijagoz-Inseln und dem Festlande gebildeten Meereskanälen sah ich große Quallen mit ihren nach oben gerichteten halbkugeligen Gallertscheiben von goldgelber Färbung und zuweilen einem halben Meter Durchmesser in fast ununterbrochener Reihenfolge, bald einzeln, bald in ganzen Schwärmen, an unserm Schiffe vorbeischwimmen. Bei der langsamen Fahrt auf der ruhigen von der Sonne beleuchteten See erkannte ich in ihnen bald zu meiner nicht geringen Ueberraschung eine sehr merkwürdige Thierform der portugiesischen Küste, die dereinst von E. Haeckel im Tajo bei Lissabon entdeckt und als eine seiner Meinung nach diesem Strome wahrscheinlich eigenthümliche Meduse des brakischen oder gar des süßen Wassers unter dem Namen Crambessa Tagi beschrieben worden war. Während meines jetzigen Aufenthaltes in Lissabon sah ich die Crambessa fast täglich im Tajo und konnte ihr eine genaue Untersuchung widmen, zu gleicher Zeit auch durch weitere Nachforschungen feststellen, daß sie keineswegs in ihrem Vorkommen auf diesen Strom beschränkt ist, sondern an der portugiesischen Küste eine sehr große Verbreitung hat. Und heute treibt mir nun die Crambessa Tagi an der Küste von Senegambien auf 11° bis 12° nördl. Br. zu Hunderten, ja zu Tausenden entgegen. So war durch diese Beobachtung die Kenntniß der geographischen Verbreitung jener Thierform, der man anfangs ein so kleines Gebiet zugewiesen hatte, auf einmal sehr bedeutend gewachsen und nach den mir anderweitig gemachten Mittheilungen kann ich nicht zweifeln, daß die Crambessa Tagi auch an der Küste von Sierra-Leona, ja vielleicht auch in den Niger- und Kongomündungen vorkommt und somit ein gewaltiges Verbreitungsgebiet an den Küsten des Atlantischen Oceans besitzt.

Fast gleichzeitig mit dieser Meduse bemerkte ich an der Oberfläche des Wassers zahllose kugelige oder ovale Körper von Zollgröße und bräunlicher Färbung, die bei der Weiterfahrt sich so mehrten, daß das Meer dadurch fast bräunlich gefärbt erschien. Es gelang mir durch einen Matrosen einige Eimer Wassers an Bord holen zu lassen, in denen eine Anzahl jener räthselhaften Körper sich befand, und ich erkannte sie nun durch die genauere, auch mikroskopische Prüfung, die ich, freilich nicht ohne Schwierigkeit, in meiner Kabine vornahm, als eigenthümliche Algen von Blasenform und schleimiger Beschaffenheit.

So floß dieser Tag unter den erfreulichsten Eindrücken und Erlebnissen dahin, bis gegen Abend mitten in dem Inselarchipel und unfern der Insel Bolama Anker geworfen wurde, da der Kapitän bei dem mit Untiefen drohenden Wasser in der Nacht nicht zu fahren wagte. Unbeschreiblich schön war der Abend und Sonnenuntergang in dieser lieblichen und doch so großartigen Natur, im Anblick der grünen Inseln, die wie Smaragde auf den weiten Wasserflächen erglänzten und der Küste des großen märchenhaften Erdtheiles, aus dem hier vor uns aus unbekannten üppig grünen Küstenlanden jene mächtigen Ströme hervorbrachen.

Am andern Morgen lichtete die „China“ bei prachtvollem Sonnenaufgang wieder Anker und fuhr nun zwischen den Inseln Bolama und Galinhas hindurch in die Strommündung des Rio Grande de Guinala und in den Hafen von Bolama ein, der mitsammt der „Stadt“ an der langgestreckten und gegen den Strom gerichteten Südseite der Insel gelegen ist. Da der Strand hier mit Schlamm und Geröll bedeckt und weit in den Strom hinein flach ist, so können selbst kleinere Boote, insbesondere während der Ebbe, nicht landen, sondern müssen in einiger Entfernung vom Ufer halten. Die Aussteigenden werden dann auf den Schultern der Neger ans Land getragen. Diese Procedur nahm heute besonders viele Zeit und für mich, der ich sehnlichst den für den ganzen Tag bestimmten Aufenthalt unserer „China“ im Hafen von Bolama zu einem Besuche der Insel zu benutzen wünschte, viele Geduld in Anspruch, da mit unserm Dampfer, meistens von den Capverden, eine Anzahl portugiesischer Beamten und Kaufleute mit ihren Damen und Kindern, ein buntes Gemisch von Weißen, Mulatten und Schwarzen nach Bolama, dessen Kolonisirung neuerdings wieder ernstlicher in Angriff genommen wird, gekommen war, die nun die ohnehin sehr spärlichen Boote mitsammt Gepäck und Waaren ꝛc. so in Anspruch nahmen, daß für mich lange Zeit kein Raum blieb.

Vom Flusse aus macht die Niederlassung einen freundlichen Eindruck, da gerade dicht am Hafen zwischen grünen Bäumen mit breiter Krone einige anscheinend stattliche Häuser sichtbar werden, an welche das Städtchen halb verdeckt und dann ringsum die üppig grüne Insel sich anschließen. Beim Landen und dem Eintritt in die „Stadt“ erkennt man aber bald, daß jene Häuser am Hafen die einzigen sind, die auf jenen Namen im bessern Sinne Anspruch machen können und erfährt außerdem, daß es nicht portugiesische, sondern französische Kaufhäuser sind, die, wie es scheint, die Haupthandelsbewegung der ganzen portugiesischen Kolonie in Händen halten. An der von hier in die „Stadt“ führenden breiten, aber völlig ungepflasterten Hauptstraße und seitwärts von dieser in den Quergassen liegen noch einige niedrig einstöckige und meistens recht ärmliche Wohnungen und im Uebrigen besteht der ganze Ort aus kleinen, fensterlosen, mit Bananen- oder Palmstroh gedeckten Negerhütten. Der Hauptstraße, die vom Hafen durch die Niederlassung und dann nach außen führt, folgend, wandte ich mich dann in das Innere der Insel, überall Neues und Interessantes auf dem seiner ganzen Natur nach mir fremden Boden beobachtend. Kaum lagen die letzten Hütten einige hundert Schritte hinter mir, so sah ich am Wege einen rothen Thurm von kegelförmiger Gestalt und fast 3 m Höhe aufragen, rundum mit unregelmäßigen Zacken und Spitzen besetzt und anscheinend aus einer steinigen Sandmasse aufgeführt. Ich stand, wie ich bald erkannte, vor einem jener merkwürdigen Termitenhügel des tropischen Afrika, über die schon so viele Wunderdinge berichtet worden und die in der That in hohem Grade staunenswerth sind. Auf Schritt und Tritt tauchten nun beim Weitermarsch diese rothen spitzen Steinthürme aus den Gebüschen und dem oft mannshohen Grase auf und leuchteten aus einiger Entfernung, fast an gothische Kirchthürme oder Ritterburgen erinnernd, malerisch aus dem frischen Grün hervor. Zuweilen waren sie bis zum Gipfel mit zierlichen buntblühenden Schlingpflanzen und Strauchwerk umwunden.

Das Material, aus dem die sämmtlichen Termitenhügel von Bolama, die ich sah, aufgebaut waren, war der auch überall den Boden der Insel bildende rothe, lehmige Sand mit feinem Wurzelwerk durchsetzt. Die älteren und unbewohnten, resp. die von den Termiten verlassenen Hügel waren steinhart, so daß ich nur mit Mühe Stücke abschlagen konnte. An den bewohnten oder im Bau begriffenen waren die frischen Theile noch ziemlich weich, namentlich nach innen

Digitized by Google

zu und hier ſogar noch feucht. Offenbar war der rothe Sand beim Aufbau mitſammt dem Wurzelwerk durch eine mehr oder minder flüſſige und klebrige Subſtanz, dem Abſonderungsprodukt der Speicheldrüſen der Arbeiter der Kolonie, verkittet und durch das allmähliche Eintrocknen zu einer faſt ſteinharten Maſſe geworden.

Schlägt man ein Stück von der Oberfläche ab, ſo erhält man gleich einen Einblick in den ſehr eigenthümlichen Bau des Hügels; derſelbe iſt durchſetzt von zahlloſen Kammern oder Zellen, die durch lamellartige Wände gegen einander abgegrenzt ſind und durch Gänge mit einander und mit der Außenfläche des Hügels in Verbindung ſtehen. Zu gleicher Zeit aber tritt bei einer ſolchen Störung eine der merkwürdigſten Erſcheinungen zu Tage, die das innere Leben eines Termitenhügels auszeichnet. Mit Ungeſtüm ſtürzen alsbald aus dem Innern des Thurmes eine Anzahl von „Soldaten“ mit ihren großen, faſt die Hälfte des ganzen Körpers einnehmenden Köpfen und ihren kühn geöffneten zangenartigen Kiefern hervor, bereit die Ruheſtörer anzugreifen und zurückzuweiſen. Einige ſtrecken die Köpfe ganz aus den Höhlungen und Gängen der Außenſeiten hervor, andere legen nur ihre ſchwarzen Kieferzangen auf die Brüſtungen der Mauern, ſo den Feind erwartend. Und wie ſcharf und empfindlich die „Soldaten“ angreifen und feſthalten, mußte ich einige Male bei der Unterſuchung der Hügel und dem Sammeln der Thiere und Stücke derſelben erfahren. Dieſe „Soldaten“ bilden nur eine beſtimmte Klaſſe von Individuen des Termitenvolkes, denen lediglich die Bewachung und Vertheidigung der Kolonie obliegt. Sie ſind die bei weitem größten und kräftigſten, namentlich, wie ſchon erwähnt, auffallend durch den ungewöhnlich großen, faſt monſtrös ausſehenden Kopf und deſſen Bewaffnung mit den ebenfalls außergewöhnlich großen zangenartigen Oberkiefern. Neben den „Soldaten“ enthält der Termitenſtaat eine zweite Klaſſe von viel kleineren, anders geſtalteten, namentlich mit gewöhnlichen Köpfen verſehenen, aber ſehr zahlreichen Individuen, die „Arbeiter“, die den ſtaunenswerth großartigen Bau allein ausführen, für die häusliche Ordnung in demſelben Sorge tragen und die Pflichten der Pflege und Ernährung der Nachkommenſchaft ausüben. „Soldaten“ und „Arbeiter“ ſind ungeflügelte Termiten und zur Fortpflanzung nicht fähig, da ſie, wie die Arbeiterinnen des Bienenſtockes, mit denen ſie auch im Uebrigen rückſichtlich ihrer Bedeutung für die Kolonie übereinſtimmen, geſchlechtlich unentwickelte weibliche Individuen ſind. Außer dieſen enthält die Kolonie noch zwei andere, wiederum für beſondere Leiſtungen beſtimmte, Individuengruppen, nämlich geflügelte und geſchlechtlich entwickelte männliche und weibliche Termiten, denen lediglich die Erzeugung der Nachkommenſchaft obliegt und die ſich an den Pflichten der Soldaten und Arbeiter in keiner Weiſe betheiligen. Sobald in einem Baue die neue Brut der geflügelten Termiten durch die Pflege der Arbeiter ihre geſchlechtliche Ausbildung erlangt hat, verläßt ſie denſelben, um ſich, behufs der Begattung, in großem Schwarm in die Luft zu erheben. Nach dem Niederfallen brechen ſie ſich gegenſeitig die Flügel ab und ſuchen nun als einzelne Paare einen Termitenbau, in dem ſich keine Paare und deren Brut befinden, zu gewinnen. Wenige nur erreichen dieſes Ziel, da ſie ihrer Flügel beraubt unbeholfen und wehrlos ſind, auch des Schutzes ihrer „Soldaten“ entbehren, und ſo auf ihrem Wege in großer Menge den Nachſtellungen anderer Thiere, denen ſie zur Nahrung dienen, unterliegen. Zu ihren erbittertſten Feinden gehören vor allem die Ameiſen, insbeſondere die ſogenannten „Treiberameiſen“, die förmliche Kriegszüge gegen ſie ausführen ſollen. Diejenigen Paare, welche einen nur von Arbeitern und Soldaten bevölkerten Bau erreichen, werden hier als „Königspaare“ aufgenommen und nehmen die für ſie eingerichteten beſonderen und geräumigen Zellen tief im Innern des Stockes ein, woſelbſt die Königin, deren Leib nach der Begattung zu erſtaunlich großem Umfang anſchwillt, ihre zahlloſen Eier ablegt, die von den Arbeitern alsbald in die übrigen Kammern vertheilt und zur Pflege übernommen werden.

So birgt ein ſolcher Termitenhügel eine ſtreng geordnete Kolonie, einen „Staat“, in dem jeder Volksklaſſe durch Naturgeſetz beſondere Verrichtungen zugewieſen ſind, die ſie unabläſſig und ausnahmslos zum Wohle des ganzen Staates vollziehen und die hier alle in dem einen Ziele ſich vereinigen, nämlich der Erhaltung der Art.

Dr. Pogge's letzte Jahre in Afrika.

Dr. Paul Pogge hatte ſich bekanntlich im Mai 1882 von Lieutenant Wißmann in Njangwe am oberen Kongo getrennt und war in das Land des Mukenge oder Kalamba (unweit des Lulua, unter 22° 28′ öſtl. L. Gr. und 6° 6′ ſüdl. Br.) zu der dort von ihm begründeten Station zurückgekehrt, um dort bis zum 9. November 1883 zu verweilen. Von dort ſandte er einen von Mitte Oktober 1883 datirten Bericht ein, das letzte ausführliche Schreiben, welches wir von ihm beſitzen. Er erzählt darin von dem raſchen Aufblühen der Station, der Vergrößerung ihrer Felder und Herden, dem Anſehen, welches ſie ſelbſt weit und breit genießt, und der geſteigerten Macht, welcher der Häuptling Mukenge ſich in Folge der Anweſenheit eines Weißen bei ſeinem Baſchilange-Volke zu erfreuen hatte. Als Pogge von ſeiner Lualabareiſe zurückkehrte, fand er nur ein Wohnhaus und einige junge Plantagen vor; aber es mangelte an den nöthigen Lebensmitteln und an Tabak. Sofort mit dem Beginne des erſten Regens begann er deshalb anſehnliche Reis-, Gemüſe- und Tabakpflanzungen anzulegen und es gelang ihm, „bei der ausgezeichneten Fruchtbarkeit des Bodens“ in kurzer Zeit recht produktive Kulturen von Bananen, Bataten, Reis, Kohl, Tomaten, Tabak ꝛc. zu ſchaffen. Ueberhaupt ſchildert er das Land der Baſchilange als ein für Ackerbau vorzüglich geeignetes; die Beſtellung des Bodens iſt leicht, ſo daß die Eingeborenen in Folge deſſen eine reine Brachwirthſchaft betreiben und jedes Jahr neue Urbarmachungen für ihre Plantagen (beſonders Maniok, Büffelhirſe, Bohne, Pferdezahnmais und zwei Arten Erdnüſſe) vornehmen. Außerdem finden ſich in geringeren Quantitäten an Nutzpflanzen Bataten, Yams, zwei Knollengewächſe unbekannten Namens, Malven, Kürbiſſe, Ricinus, Baumwolle, Hanf, Tabak und zwei Arten Capſicum. Beſonders unterſtützt wird der Ackerbau hier durch den reichlichen Regenfall während der Regenzeit; Dr. Pogge bezieht ſich in dieſer Hinſicht auf die Ausſage des Dolmetſchers Bizerra, welcher ſo ziemlich ſein ganzes

Digitized by Google

Leben in Lunda, Kioko und im Baſchilange-Lande verbracht und niemals einen Regenmangel daſelbſt erlebt hat, während er ſehr wohl weiß, welche verderblichen Folgen die Dürren oftmals in Kaſſandſche und Malandſche auf die Ernten ausgeübt haben. „Welche enormen Kulturen — ſchreibt Dr. Pogge — würde ein europäiſcher Pflanzer hier vornehmen können, mit wie geringen Arbeitskräften und mit wie viel Ausſicht auf ſichern Erfolg im Vergleiche mit ſolchen in Europa, ſpeciell Norddeutſchland! Welche Arbeitskräfte erfordert in Deutſchland die Urbarmachung von gutem Boden (Waldrodungen, mehrfache Beackerungen, Drainagen, Bedüngungen ꝛc.) und welchen verderblichen Wettereinflüſſen (Regen und Dürren, Sturm, Schnee und Hagel) ſind die Saatfelder dort ausgeſetzt!

Der Anſicht vieler Reiſenden, daß ein Europäer hier keine Handarbeiten dauernd vornehmen könne, widerſtreite ich auf das entſchiedenſte. Ein europäiſcher Arbeiter wird gewiß nicht im Stande ſein, ohne geſundheitsſchädliche Folgen hier ebenſo lange und ſchwer zu arbeiten, wie in Europa, aber ebenſo zweifellos wird er vermögen, ohne erhebliche und der Geſundheit nachtheilige Körperanſtrengung des Morgens und während des ſpäteren Nachmittags einige Stunden leichte landwirthſchaftliche Arbeiten, etwa mit dem Pfluge, zu verrichten — und *eine* Arbeitsſtunde bringt in landwirthſchaftlicher Beziehung hier in Afrika vielleicht zehnmal mehr Reſultate als in Norddeutſchland. Hausarbeiten (d. h. Arbeiten im Schatten eines Hauſes vollzogen) werden hier von Europäern ebenſo lange vorgenommen werden können wie in Europa, denn es iſt nicht die relative Wärme, ſondern es ſind nur die brennenden Strahlen der Sonne, die wehe thun und vor denen namentlich ein Ankömmling ſich ſchützen muß.

Das hieſige Klima iſt recht geſund und ich kann verſichern, daß ich während einer Zeitdauer von über zwei Jahren, die ich öſtlich vom Kaſſai verlebt habe, mich nur ein einziges Mal unwohl gefühlt habe, und zwar war dies in Njangwe, dem nach meinen Erfahrungen am wenigſten geſunden Orte im Innern des Kontinents. Es iſt gewiß warm, denn das Thermometer zeigt ziemlich konſtant des Morgens mit Sonnenaufgang ungefähr 19 bis 21 Grad, Mittags 27 bis 30 Grad, 2 Uhr Nachmittags 29 bis 32 Grad und Abends mit Sonnenuntergang 21 bis 25 Grad, aber leichte weſtliche Briſen während der Regenzeit und öſtliche, oft ſtarke Winde während der trockenen Zeit bringen meiſt erfriſchende, angenehme Kühlung.“

Von Raubthieren giebt es nur Leoparden, kleine Schakale, Wildkatzen und Hyänen; doch ſagt Pogge ausdrücklich, daß die Station niemals von ſchädlichem Gethier heimgeſucht oder beläſtigt wurde und daß ſein Wohnhaus ſtets frei von jeglichem Ungeziefer, auch Muskitos, geweſen iſt. Jagdbare Thiere giebt es wenig, aber Nutzhölzer der verſchiedenſten Qualität, für Bau- und Luxuszwecke paſſend, finden ſich in unerſchöpflicher Menge in den Wäldern, leichte und ſchwere, weiche und harte in den verſchiedenſten Farben und Schattirungen; viele Bäume ſchwitzen Harze aus und andere tragen ölreiche Früchte. Auch liefert das Land noch ſehr viel Kautſchuk; aber die hohen Transportkoſten ſtehen nicht im Verhältniß zu ſeinem Werthe. Die Elfenbeinvorräthe ſind nach ungefähr fünfzehnjährigem Handel jetzt vollſtändig erſchöpft und der Elephant iſt nach der Einführung von Feuerwaffen ausgerottet, entweder getödtet oder verjagt.

Ethnographiſches enthält dieſer letzte Bericht Dr. Pogge's ſehr wenig, darunter jedoch folgende intereſſante Sittenſchilderung:

„Bei dem erſten Empfange fremder Häuptlinge und ihres Gefolges herrſcht am Hofe Kalamba's für gewöhnlich folgendes Ceremoniell. Wenn eine ſolche Tributkarawane ankommt, begiebt ſie ſich zuvörderſt nach dem Marktplatze des Ortes, der Kiota, bringt dort die Nacht im Freien zu und begiebt ſich am nächſten Morgen in corpore, Männer und Weiber, mit Zurücklaſſung ihrer Bekleidung in puris naturalibus nach einem etwa 400 m öſtlich vom Dorfe fließenden Bache und nimmt dort ein gemeinſames Bad. Am zweiten Morgen, nachdem die zweite Nacht über ebenfalls im Freien auf der Kiota zugebracht worden iſt, wallfahrtet die ganze Geſellſchaft in demſelben Aufzuge nach einem ungefähr 250 m ſüdlich vom Orte gelegenen Bache, reinigt ſich zum zweiten Male durch ein Bad und begiebt ſich dann vor Kalamba's Wohnung, wo die ganze Schar Poſto nimmt, und zwar in zwei Gruppen getheilt, die Männer und Weiber für ſich. (Ich ſah gegen 40 bis 50 Weiber und ebenſoviel Männer hier ſo verſammelt.) Soll die Handlung beſonders feierlich vorgenommen werden, ſo erſcheint Kalamba ſelbſt (er läßt ſich auch manchmal vertreten), nimmt auf einem kleinen Schemel Platz und bemalt mit einem Stück weißen Thons (hier lupemba genannt) den vorderen Oberkörper einer jeden dieſer durchaus paradieſiſchen, ihre Huldigung darbringenden Geſtalten. Die Männer treten zuerſt vor und wieder ab, nachdem ihr Körper und die Stirn mit einem breiten weißen Längsſtrich verſehen iſt; dann kommen die Weiber. Nach Beendigung dieſer Beſchmierungskur gehen alle wieder auf den Marktplatz, bekleiden ſich dort und kehren einzeln oder zuſammen wieder zu Kalamba zurück, und es beginnt die gefürchtete Pfefferkur, indem durch die offene Spitze einer kleinen Blätterdüte der ausgequetſchte Saft von Capsicum in beide Augen getröpfelt wird. Während dieſer Procedur hat der Täufling eine Art von Beichte abzulegen und hat auf alle möglichen Fragen zu antworten, auch Gelübde zu thun, z. B.: Haſt du ſchon geſtohlen? Einen Menſchen getödtet? Beſitzeſt du Fetiſche? Willſt du ein gehorſamer Sohn ſein? u. ſ. w. Ich ſelbſt war einige Male Zeuge reumüthiger Geſtändniſſe ſeitens der Beichtkinder. Hiermit iſt die Ceremonie beendet. Die Leute quartiren ſich demnächſt in die Ortswohnungen ein, oder ſie bauen ſich, wenn ſie längere Zeit hier zu bleiben gedenken, eigene Wohnungen und werden von Kalamba und den hieſigen Einwohnern verpflegt. Gelegentlich werden größere Hanfrauchfeſte zu Ehren der Gäſte veranſtaltet und der betreffende Häuptling empfängt von Kalamba einige annähernd im Verhältniſſe zum Werthe ſeiner Geſchenke ſtehende Gegengeſchenke.

Dieſes Empfangsverfahren kommt indeſſen, wie geſagt, nur bei ſolchen Unterthanen in Anwendung, die Kalamba entweder zum erſten Male beſuchten oder die ihm ungehorſam waren. Ich habe einer Schweſter Kalamba's, der *Meta*, bereits Vorwürfe wegen dieſes höchſt unliebſamen Verfahrens gemacht und habe auch einige größere Häuptlinge davor gerettet; ihre Antwort war indeſſen: von dieſer Pfefferprobe ſei noch niemand geſtorben.“

Am 9. November 1883 trat Dr. Pogge den Rückmarſch von Mukenge an und beſuchte zuerſt den nördlich davon wohnenden Baſchilange-Häuptling Mofuka und von dort den fünf Tagereiſen gegen Nordnordweſten gelegenen Einfluß des Lulua in den Kaſſai. Dann zog er an demſelben aufwärts, überſchritt ihn bei Kikaſſa und paſſirte Lunda in weſtlicher und ſüdweſtlicher Richtung. In Mofuka wurde er jedoch von einem ſo ſtarken Bluthuſten befallen, daß er zu ſeiner Erholung zwei Tage liegen bleiben mußte. In Malange, wo er am 9. Februar 1884 anlangte, traf er mit ſeinem alten Gefährten Lieutenant Wißmann zuſammen, dem ſein „ungemein nervös erregter Zuſtand“ auffiel, ohne daß derſelbe aber ahnte, wie raſch es mit Pogge zu

Digitized by Google

Ende gehen sollte. Ueber seinen Tod giebt dann folgender Brief des stellvertretenden deutschen Konsuls Wenniger in Loanda an den Vorstand der Afrikanischen Gesellschaft Nachricht.

„Loanda, 17. März 1884.

Ich habe Ihnen die traurige Nachricht mitzutheilen, daß der berühmte Reisende Dr. Paul Pogge heute, am 17. März Morgens um 5½ Uhr im Holländischen Hause zu Loanda an einer Lungenentzündung gestorben ist. Am 28. Februar via Dondo hier eingetroffen, litt er schon an einem hartnäckigen Husten, was, wie er sagte, schon von mehr denn einem Jahre datirte und, wie er meinte, sehr gut in Deutschland kurirt werden sollte.

Dr. Pogge war dabei sehr schwach und, obwohl er guten Appetit hatte und weiter sehr lebhaft war, wurde ihm doch angerathen einen Arzt zu konsultiren, bevor er nach Europa abginge, leider ohne Erfolg.

Gestern Morgen kam Dr. Pogge wie gewöhnlich von der oberen Stadt um zu essen nach dem Holländischen Hause, war aber ganz abgemattet und konnte kaum Athem holen. Er wurde zu Bett gebracht, der Arzt wurde gerufen, zuletzt ein Pflaster applicirt, aber alles war vergebens. Die Krankheit war schon zu weit vorgeschritten und seine Schwäche that das Weitere.

Dr. Pogge wollte gestern Abend mein Wort haben, daß ich, im Falle seine Krankheit tödtlich verliefe, sein Tagebuch verbrennen würde, was ich bestimmt verweigerte.

Er wurde heute Abend auf dem protestantischen Kirchhofe beerdigt. - Ich meinte hier in Loanda die traurige Ehre erfüllen zu müssen, für eine würdige Beerdigung Sorge zu tragen. Alle Civil- und Militärbehörden und sehr viele Verehrer des berühmten Reisenden haben den Sarg bis zur letzten Ruhestätte begleitet.

Die hinterlassenen Sachen habe ich einstweilen aufbewahrt. Sie werden dieselben sammt Todtenschein und weiteren Beilagen von der Direktion dieses Hauses in Rotterdam so bald wie möglich erhalten."

Aber wenn auch die Afrikanische Gesellschaft ihren erfolgreichsten Reisenden in so trauriger Weise verlor, so ist sie doch entschlossen, sein Werk nicht aufzugeben. Bereits hat sich eine neue Expedition, bestehend aus Lieutenant E. Schulze als Leiter, Lieutenant Kunth als Topograph, Dr. med. Wolff als Arzt und Anthropolog und Dr. phil. Büttner als Botaniker und naturwissenschaftlicher Sammler, in die von ihm erschlossenen Gebiete begeben, um deren so rühmlich begonnene Erforschung fortzusetzen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der projektirte Donau-Elbe-Kanal hat in der betreffenden Kommission des österreichischen Abgeordnetenhauses nach Einziehung von Sachverständigen-Urtheilen eine sehr günstige Beurtheilung gefunden. Derselbe soll die Donau bei Kornenburg verlassen, die Moldau bei Budweis treffen und verlangt die Kanalisirung der letzteren bis Melnik. Der eigentliche Kanal würde eine Länge von 222 km haben, die zu kanalisirende Strecke der Moldau eine solche von 246 km. Die Scheitelstrecke läge 551 m über der Adria; im Aufstieg hätte der Kanal 130, im Abstieg 55 Schleusen und die kanalisirte Moldau deren 62, somit per Schleuse eine durchschnittliche Haltungslänge von 1.8 km. Die Verkehrslänge von Wien bis Melnik wäre gegenüber der Staatsbahn um 10, der Nordwestbahn um 95 und der Franz-Josef-Bahn um 70 km länger als diese Schienenwege.

— Eine Zuschrift der „Wiener Presse" aus Serajewo bietet ein Bild des gegenwärtigen Standes des Bergbaues in Bosnien. Die Zuschrift konstatirt zunächst, daß die nach der Okupation durchgeführte geologische Erforschung der okkupirten Provinzen ein überraschendes Bild von dem Mineralreichthume der beiden Länder ergeben habe. Es seien ausgedehnte Braunkohlenlager, vorzugsweise auf den Linien Serajewo-Sheniza-Sheptsche, Konjiza-Mostar-Buna, Prnjawor-Banjaluka-Trawnik und im Gebiete von Dolnja-Tuzla gefunden worden. Ferner seien Fahlerze, Malachite und Kupferkiese bei Kreschewo, Quecksilbererze am Berge Inatsch und in Podgoreliza, Bleierze in Jasenowiza, Borowiza, Olowo und Srebreniza; Manganerze im Ozrengebirge; Eisenerze in Waresch, Borowiza, in der Swiesda Planina und an mehreren anderen Orten vorhanden. Eine überaus ergiebige Salzregion finde sich bei Dolnja Tuzla. Es sei der Versuch gemacht worden, die österreichische Montanindustrie für den bosnischen Bergbau zu interessiren. Es wurde zuerst ein Berggesetz geschaffen, eine Berghauptmannschaft, ein Berggericht erster Instanz und ein Bergobergericht in Serajewo eingerichtet und dann mit Zuhilfenahme österreichischer Industrieller und Geldinstitute eine Gewerkschaft unter dem Namen „Bosnia" mit 100 Antheilscheinen gegründet, von denen das bosnische Landesärar 20 übernommen hat. Die „Bosnia", welche unter der fachmännischen Leitung des Oberbergrathes Walter steht, hat bereits sechs Werke in vorbereitendem Betrieb gesetzt, die insgesammt eine sehr hoffnungsvolle Montanindustrie versprechen. „A. Z."

— Von den etwa 2 Millionen Einwohnern Norwegens leben nur etwa 700000 im Innern des Landes, alle übrigen aber an den Küsten, darunter 220000 nur auf den Inseln. Das wäre nicht möglich, wenn nicht ein großer Theil dieser Küstenbewohner in dem Meere eine stets bereite Bezugsquelle fände. Fast ein jeder, auch wer nicht wiederholt oder dauernd auf die Fischerei fährt, betreibt seine „Heimfischerei" (Hjemfisket).

(L. Passarge, Sommerfahrten in Norwegen.)

Asien.

— Ueber Ausgrabungen der Ruinen einer alten Stadt in der Nähe von Samarkand berichtete H. Krestowsky in der Märzsitzung der Archäologischen Gesellschaft in St. Petersburg. Die Ausgrabungen wurden im vorigen Jahre unter seiner Leitung angestellt. Die Ruinen befinden sich auf einem Hügel in der Nähe Samarkands; der Hügel ist offenbar früher durch Mauern befestigt gewesen, dabei finden sich Reste von Häusern, Hausgeräth und menschliche Gebeine. Nach turanischen und arabischen Quellen soll hier im hohen Alterthume zur Zeit Mosis eine große Stadt, Afrosiab, existirt haben. Der Volkslegende nach sei es die Hauptstadt eines mächtigen Reiches gewesen, welches Europa, Kleinasien und Indien umfaßt habe. Hier auf dem Hügel habe das prächtige Königsschloß mit unterirdischen Gängen und Korridoren gestanden; am Ende der Korridore hatten, so erzählen die Sagen, jene alten Herrscher ihre Reichthümer aufgespeichert. — Das Resultat der Ausgrabungen

erweist, daß es sich wirklich um eine sehr alte Stadt handelt. Es lassen sich am Hügel einige nach ihrem Inhalt verschiedene Schichten beobachten. Im Allgemeinen lassen sich dieselben in zwei Kategorien theilen. Die eine besteht aus lockerer Erde mit den Resten menschlicher Kultur, die andere Kategorie umfaßt lehmige, dichte Schichten, wie es scheint, Niederschläge, welche dem Wasser ihre Entstehung verdanken; in dieser allein sind Pflanzenreste entdeckt worden. Die einzelnen Kulturschichten sind wesentlich von einander unterschieden. In den tiefen Schichten finden sich schöne Glassachen, welche in der obern fehlen; die tiefste Schicht beherbergt die Reste einer sehr primitiven Kultur: grobe Geräthe aus Thon und Stein. — Neuerdings meldete die „Oestliche Rundschau" (Nr. 22), daß Herr N. A. Wesselowsky nach Turkestan sich begeben werde, um die begonnenen Ausgrabungen der Ruinen von Afrosiab fortzusetzen, mit Unterstützung der Archäologischen Gesellschaft in St. Petersburg.

— Die „Turkestaner Zeitung" meldet die Entdeckung der Ruinen einer alten Stadt. Am rechten Ufer des Amu-Darja, etwa 20 km von Namangan, beim jetzigen Dorfe Achsy, finden sich Ruinen einer Stadt Achsy, deren Existenz in das Alterthum weit hineinragt. Augenzeugen berichten, daß auf einer etwas erhöhten Gegend Reste von Ziegelmauern und anderm Bauwerk in großer Ausdehnung sichtbar seien; jetzt seien freilich alle vom Sande bedeckt. Dem Gerüchte nach ist bisher schon in diesem Territorium allerlei gefunden worden: Kessel, irdene Geschirre, menschliche Gebeine. Neuerdings haben die Bewohner der Umgegend energisch zu graben angefangen und sollen dabei auf kleine Krüge (Urnen?) gestoßen sein, welche mit Blei verschlossen im Innern Gold- und Silbermünzen, Perlen und weibliche Schmuckgegenstände beherbergten; ferner sei ein aus gebrannten Ziegeln gemauerter Gang mit deutlichen Spuren einer Wasserleitung entdeckt. Die Ziegel sind in solcher Menge vorhanden und so brauchbar, daß sie um 40 Kopeken (ca. 80 Pfennig) das Hundert verkauft werden. Eine Beerdigungsstätte mit vielen menschlichen Gebeinen ist gefunden worden, ferner ein Gebäude, welches offenbar als öffentliches Bad diente.

— In der Sitzung der Royal Geogr. Society vom 9. Juni hat Herr W. W. Graham einen Vortrag über seine Bergbesteigungen im Himalaya gehalten. Ohne auf die Einzelheiten desselben eingehen zu wollen, machen wir nur auf den eigenthümlichen Vergleich aufmerksam, den er zwischen dem Himalaya und den Alpen angestellt hat, um durch denselben die kolossalen Abmessungen des erstern mehr hervortreten zu lassen. Die Alpen haben nur zwei Spitzen, die sich über 15 000 Fuß (englisch) erheben, sechs oder sieben über 14 000 Fuß und nur etwa dreißig, die man als bedeutende Spitzen bezeichnen kann, wogegen im Himalaya 1100 Spitzen gemessen sind, deren Höhe über 20 000 Fuß beträgt.

Uebrigens behauptet Herr Graham, daß trotz der zahlreichen Aufnahmen des topographischen Dienstes nur wenige wichtige Bergbesteigungen bekannt sind, da die Officiere für derartige Unternehmungen nicht genügend vorbereitet seien; demzufolge seien auch die Karten der über der Schneegrenze gelegenen Theile des Landes fehlerhaft.

Die Schneegrenze hatte sich immer bei den Besteigungen als ein bedeutendes Hinderniß gezeigt; sie senkte sich zuweilen bis auf 5000 Fuß, die Grenze des ewigen Schnees nahm er auf der Nordseite zu 16 000, auf der Südseite zu 17 000 Fuß an. Bei dem Duanagiri, 23 186 Fuß hoch, gelangte er bis 500 Fuß vom Gipfel.

— Die letzte Reise des englischen Residenten Sir Hugh Low und seiner Ingenieure in Oberperak hat unerwartete Resultate ergeben. Die Forscher sind längs des Perakflusses bis über 5° 50′ nördl. Breite vorgedrungen und haben gefunden, daß die Quelle desselben nur etwa 15 Meilen vom Golf von Siam entfernt ist. Demnach besitzt das Thal des oberen Perak eine weit größere Ausdehnung, als man vermuthet hatte, wohingegen die Oberfläche der Siam unterworfenen Staaten Quedah, Patani und Tringam bedeutend kleiner ist, als bisher angenommen wurde. Reiche Goldminen wurden auf beiden Flußufern entdeckt. Der Perakfluß scheint bestimmt, für diesen Theil der malaiischen Halbinsel die große Handelsstraße der Zukunft zu bilden, wodurch allerdings Penang einiger Abbruch gethan werden würde.

— Der englische Civilingenieur Holt-Hallett ist von seiner Reise durch das nördliche Siam („Globus" Bd. 45, S. 112) in Bangkok eingetroffen und von dort nach England zurückgekehrt. Seine Expedition, welche er von dem englischen Hafen Moulmain aus antrat, dauerte 5½ Monate und war, namentlich in ihrer zweiten Hälfte, sehr beschwerlich, doch erfolgreich. Bereits im November will er nach Hinterindien zurückkehren und seine Aufnahmearbeiten fortsetzen. Dr. Cushing, der ihn begleitende Linguist, konnte wegen Krankheit nur den Anfang der Reise mitmachen und mußte sich am 20. April von ihm trennen. Die eingeborenen Mitglieder der Expedition, aus Indien und Birma stammend, litten so viel von Fieber und Dysenterie, daß Holt-Hallett sie ablohnen mußte und für sein nächstes Unternehmen neue Leute anwerben wird. Im Ganzen konnte er 1500 englische Meilen Route aufnehmen, die Lage der Schan-Gebirge bestimmen, Vokabularien der Eingeborenensprachen sammeln und geschichtliche Studien über die verschiedenen Schan-Staaten machen. Die Aufnahme, welche er fand, war überall gut, sehr im Gegensatze zu Karl Bock, der vor ihm dort gereist ist und ein ungünstiges Andenken hinterlassen hat.

— Siam hat die Herstellung einer Telegraphenlinie beschlossen; dieselbe soll in der nächsten trockenen Jahreszeit von Bangkok nach Zimmeh (Xieng-mai) und später von dort nach Birma geführt werden.

— Aus Peking kam unlängst die Nachricht, daß die chinesische Regierung aus strategischen Gründen im Principe sich für die Erbauung von Eisenbahnen entschieden habe, was als ein Erfolg von Li-hung-tschang und seiner fortschrittlich gesinnten Anhänger angesehen werde. Da es unmöglich sei, Chinesen den Betrieb und die finanzielle Seite anzuvertrauen, so beabsichtige man, beides Fremden zu übergeben, die in chinesische Dienste treten müßten, also in derselben Weise zu verfahren, wie bei den musterhaft von Ausländern verwalteten Hafenzöllen. — Dem gegenüber können wir nur sagen, daß wir nicht eher an eine Eisenbahn in China glauben werden, als bis dieselbe sich im Betriebe befindet, und daß auch dann immer noch, wie die Erfahrung gezeigt hat, die Gefahr nahe liegt, daß die bereits bestehenden Schienenwege in Folge einer reaktionären Strömung wieder aufgerissen werden. China schreitet nicht so rasch fort, als manche uns glauben machen wollen.

— Prshewalski's Werk über seine dritte Reise in Hochasien, welches unseren Lesern in seinen Hauptzügen durch fünf Artikel im vorigen Bande bekannt geworden, ist jetzt vollständig ins Deutsche übertragen worden, und zwar von Stein-Nordheim unter dem Titel „Reisen in Tibet und am oberen Laufe des Gelben Flusses in den Jahren 1879 bis 1880" (Verlag von H. Costenoble, Jena, wo auch vor 7 Jahren desselben Autors „Reisen in der Mongolei" erschienen sind). Ueber die hervorragende Bedeutung dieser Wanderungen in geographischer und naturwissenschaftlicher Beziehung ist es unnöthig, viel Worte zu machen; einige Zahlen mögen genügen. Auf seinen bisherigen drei Reisen nahm Prshewalski 22 400 km Route auf, bestimmte 48 Breiten, 212 Höhen und machte täglich dreimal meteorologische Beobachtungen, sammelte 12 000 Exemplare von Pflanzen und 11 232 Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fische und Insekten, sowie zahlreiche mineralogische Proben. Daß die Resultate so erfolgreicher Reisen dem deutschen Publikum zugänglich gemacht werden, ist mit Freuden zu begrüßen; wenige vermögen Jagdgeschichten und Beobachtungen über Thier- und Pflanzenleben so hübsch zu erzählen, wie der be-

Digitized by Google

rühmte russische Generalstabsoberst. — Die Ausstattung des Buches ist gut; nur hätte den Namen größere Sorgfalt zugewendet werden müssen. Solche Uebersetzungen müßten von Leuten revidirt werden, die mit der behandelten Gegend einigermaßen vertraut sind. Häufig beibehaltene russische Kasusendungen wie Kerie statt Kiria, Saluena statt Salwen, Kambodschi statt Kambodscha, Sedledja statt Setledsch, Jambow statt Jamben (chinesische Silberbarren), Jupan statt Jünnan, Wiga statt Urga, Murkroft statt Moorcroft, Latam statt Latham u. s. w. beweisen die Richtigkeit unserer Ansicht.

Afrika.

— Man sucht in Holland eine Gesellschaft mit 15 Mill. Gulden Kapital zu bilden, deren Zweck die Herstellung einer Bahnverbindung zwischen der Delagoabai und Prätoria ist; vorläufig soll die Eisenbahn jedoch nur bis zu einem Punkte im Drachengebirge (resp. nur von der portugiesischen Grenze, 82 km von der Delagoabai bis zu dem zuletzt erwähnten Punkte) gebaut werden. Für den auf portugiesischem Gebiete gelegenen Theil hat die portugiesische Regierung bereits eine Konzession verliehen, mit deren Inhaber man sich zu verständigen suchen wird; sollte dies nicht glücken, so wird man von der Bai bis zur Grenze einen Tramway anlegen, für den man bereits die Konzession erhalten hat. Die Verbindung vom Drachengebirge bis nach Prätoria, 180 km in der Luftlinie, wird vorläufig nur durch gewöhnliche Wege stattfinden.

— Als Stanley zum ersten Male den Kongo hinabfuhr, galt sein heftigster Kampf den Bangala, welche auf dem rechten Ufer wohnen, nördlich vom Aequator, oberhalb der Stelle, wo der Strom plötzlich nach Süden umbiegt. Als er sie im letzten Januar wieder aufsuchte, wurde er dagegen friedlich empfangen; eine Station in ihrem Gebiete zu errichten, ist aber erst zu Anfang Mai 1884 dem Hauptmann Hanssens geglückt; welcher mit drei Dampfern dort anlangte und bei dem großen Häuptlinge Matamwike freundliche Aufnahme fand. Derselbe ist König von Iboko, wie das gesammte, von Bangalas bewohnte Gebiet heißt. Noch am Tage der Ankunft wurde zwischen den Weißen und den Negern Blutsbrüderschaft geschlossen, und am nächsten Morgen fand eine weitere Ceremonie statt, durch welche der Bund noch größere Kraft erlangen sollte: man fällte nach einem bestimmten Ritual eine Fetischpalme, und die Richtung, in welcher dieselbe fiel, lieferte den Beweis, daß Nlaffi (Hanssens' Name bei den Negern) dem Könige Matamwike mit Leib und Seele ergeben sei. Dennoch waren lange Verhandlungen erforderlich, um zum Ziele zu kommen, da des Königs ältester Sohn sich bestimmt jeder Neuerung widersetzte. Erst am 8. Mai nach einem langen Palaver wurde der Vertrag unterzeichnet, das nöthige Terrain für eine Station abgesteckt und nebst den darauf befindlichen Häusern und Bananenbäumen gekauft. Lieut. Coquilhat bezog mit 26 Mann die neue Station, wo einer der Dampfer zurückblieb, während die beiden anderen ihre Reise nach der Station an den Stanley-Fällen fortsetzten. Hanssens hat auf dieser Fahrt noch an drei oder vier anderen Stellen Terrain erworben und Stationen errichtet. Zu Anfang August wollte er von den Stanley-Fällen in Leopoldville zurück sein.

— Im Verlage des neugegründeten Institut National de Géographie in Brüssel hat Dr. J. Chavanne vor seiner Abreise nach dem unteren Kongo eine „Carte de l'Afrique Equatoriale entre le Congo et l'Ogooué" erscheinen lassen, welche zum ersten Male zeigt, welche Routen von den Beamten der Association Internationale Africaine (Grant, Elliot, Harou, Orban und Amelot, Van de Velde, Mikič und Hanssens) in dem Gebiete zwischen Kwilu und Kongo zurückgelegt worden sind. So erfreulich es ist, daß man in Brüssel endlich das Stillschweigen über die Vorgänge am Kongo bricht — wie diese Karte und die Zeitschrift „Le Mouvement Géographique" beweisen — so darf man doch die etwas rohe Karte, welche außer jenen Routen auch die Stationen der Association, die verschiedenen Missionsstationen und die europäischen Faktoreien verzeichnet, nur als Abschlagszahlung betrachten. Vielleicht, daß mit Stanley's Ankunft in Europa, welcher am 6. Juni den Oberbefehl am Kongo seinem Nachfolger de Winton übergeben und dann die Rückreise angetreten hat, weitere Resultate seiner Fahrten ans Licht treten. Auch in Paris werden nächstens die in dasselbe Gebiet fallenden Routen de Brazza's und Mizon's veröffentlicht werden, wahrscheinlich in Hauptmann de Lannoy's großer Karte von Afrika; sie zeichnen sich durch Breiten- und zahlreiche Höhenbestimmungen aus und machen den Eindruck größerer Genauigkeit als die der belgischen Reisenden.

Australien.

— Spiele der Nordaustralier. In den Schilderungen, welche Eduard Palmer von den nordaustralischen Eingeborenen in der Sitzung des Londoner Anthropologischen Instituts vom 13. November 1883 entwarf, wurden auch die Spiele derselben erwähnt und sie sind in vieler Beziehung charakteristisch und interessant. So sitzen sie in einem kleinen Kreise auf dem Boden und lassen die Linse aus dem Auge eines Katzenfisches von Hand zu Hand gehen, bis einer von ihnen dieses kleine Objekt plötzlich in den Sand wirft. Wer die Linse wiederfindet, ist Gewinner und das Spiel beginnt von neuem. Auch Ballspiele sind ihnen bekannt. Eine Lieblingsbeschäftigung dieser Schwarzen (am Carpentariagolf) ist es, an bedeckten Tagen unter den Bäumen nach den Exkrementen einer kleinen Honigbiene zu suchen. Dieses Insekt bleibt an solchen Tagen auf den Bäumen sitzen und die Schwarzen suchen nun im Grase und auf dem Boden nach dem winzigen Kothe des Thierchens, der auf die Hand gelegt ein kaum sichtbares Körnchen darstellt. Es ist dieses wohl nur eine Uebung der Schärfe des Auges. Wieder ist eine spielende Beschäftigung die Nachahmung aller möglichen Fußspuren von Menschen, Säugethieren, Vögeln im Sande, die ihnen mit bewunderungswerther Geschicklichkeit gelingt. Sie sind in diesem Fache so gewandt, daß sie die Fußspuren eines jeden unter ihren Bekannten sofort erkennen.

— Die Einfuhr an Wolle in England während des Jahres 1883 war, wenngleich geringer als im Vorjahre, doch immerhin eine sehr beträchtliche. Sie belief sich auf 1428264 Ballen oder 60432 weniger als im Vorjahre. Die australischen Kolonien, mit Einschluß von Neu-Seeland [1]) lieferten 990782, die Kapkolonie und Natal 187368, die Falklandinseln 5726, Rußland, die Türkei und andere europäische Staaten 106394, Ostindien, Persien und andere Gegenden Asiens 84339, Peru, Chile und La Plata 29946, die Levante, Nordafrika u. s. w. 27945. Rechnen wir dazu die Wollproduktion Großbritanniens mit 534700 Ballen, so ergiebt dies insgesammt 1962964 Ballen oder 628230515

[1]) Die australischen Kolonien zählten am 31. März 1883 insgesammt 80811656 Schafe. Davon entfielen auf Neu-Süd-Wales 36114814, auf Neu-Seeland 12985085, auf Queensland 12043893, auf Victoria 10174246, auf Süd-Australien 6388366, auf Tasmanien 1845455 und auf West-Australien 1269797. Durch den von Alexander Forrest im Norden von West-Australien entdeckten schönen Kimberley-Pastoraldistrikt wird sich der Schafbestand dieser Kolonie schon in nächster Zeit beträchtlich mehren. Der Schafbestand Australiens wird nur noch durch den in den La Plataprovinzen übertroffen, welcher 95 Mill. zählt. Der dortige Boden besteht zum großen Theile aus schwarzem, viele Fuß tiefem Alluvium, auf welchem angesäete europäische Gräser vorzüglich gedeihen und im Sommer bei weitem nicht so verdorren wie in Australien. Große, noch unbesetzte Flächen besten Weidelandes sind noch zu einem verhältnißmäßig billigen Preise zu haben.

Digitized by Google

englische Pfund Wolle, über welche auf den englischen Märkten verfügt ward. Man sieht hieraus, daß von dem gesammten Wollimport Englands über zwei Drittel den australischen Kolonien zufallen. Kein anderes Land producirt zur Zeit so ausgezeichnete Merinowolle wie Australien.

Bekanntlich bilden Weizen, Gold und Wolle die wichtigsten Stapelprodukte in Australien. Die letztjährige Weizenernte war, nach verschiedenen Mißernten, eine sehr ergiebige, aber die Preise für Weizen stellen sich so niedrig, daß die Farmer dabei schlecht fahren. — Die Erträge der Goldfelder haben sich schon seit Jahren immer mehr verringert und ebenso die Zahl derer, welche diesem Erwerbe nachgehen. Man hat gesagt, daß das gefundene Gold mehr gekostet habe, als es werth sei. Wenn man die Gesammtkosten der Goldmineindustrie mit dem Werthe des gefundenen Goldes vergleicht, so hat das allerdings seine Richtigkeit, zieht man aber dabei die verschiedenen Industriezweige und Geschäfte, welche direkt und indirekt durch die Goldminen ins Leben gerufen wurden, in Betracht, so war die Entdeckung der Goldfelder eine Quelle großen Reichthums für Australien. — Wolle führt nie zu der Erregung, welche die Auffindung lohnender Goldfelder im Gefolge hat, noch hat sie ein so allgemeines Interesse für die Bevölkerung wie die Weizenkultur, aber sie ist in Australien seit langer Zeit eine Hauptindustrie und hochwichtige Quelle des Wohlstandes und des Reichthumes geworden, wenn auch häufige Dürren, dadurch veranlaßte große Verluste an Schafen und Schwankungen in den Wollpreisen sie stark beeinflußten.

Nordamerika.

— Nach Angabe des Ingenieurs Philipps, zuletzt bei der nördlichen Pacificbahn, werden in jedem Winter nicht weniger als 20 000 Elche, Antilopen und Bastardhirsche allein in Minnesota, Montana und Wyoming erlegt, so daß die beste Aussicht vorhanden ist, daß diese drei edlen Thierarten bald vom amerikanischen Kontinent verschwinden. Elche, die früher von den Mittelstaaten bis zum Stillen Ocean vorkamen, sind östlich vom Missouri ausgerottet; noch vor 25 Jahren waren sie in Kansas und Nebraska zahlreich, haben sich aber jetzt in die waldreichen unbewohnten Gebiete Minnesotas und der nördlichen Territorien zurückgezogen. Die größte Verheerung richten die Felljäger an, welche Repetirgewehre führen und damit oft 6 bis 12 Stück aus einer Herde erlegen, ehe dieselbe außer Schußweite kommt. Der Preis eines Elchfelles beträgt 3 Dollars (12 Mark). Außer jenen 20 000 Elchen ꝛc. wurden 1882 in dem Gebiete zwischen dem Yellowstone und den Quellen des kleinen Missouri noch über 25 000 Büffel für die Händler abgeschlachtet. Wenn sich nicht die Freunde einer vernünftigen Jagd ins Mittel legen und das Wild durch Gesetze geschützt wird, wird es binnen fünf Jahren nur noch sehr wenige Elche, Büffel, Hirsche und Antilopen zu jagen geben.

Vermischtes.

— Allgemeine Grundzüge der Ethnologie von Adolf Bastian. Prolegomena zur Begründung einer naturwissenschaftlichen Psychologie auf dem Material des Völkergedankens. (Berlin, Dietrich Reimer, 1884.)

In der vorliegenden Schrift faßt Bastian gewissermaßen die Quintessenz seiner zahlreichen ethnologischen Arbeiten zusammen; sie kann daher als eine willkommene Uebersicht derselben gelten, zugleich als ein Mahnwort an unsere Generation, noch mitzuwirken an dem großen Werke, dem Bau der naturwissenschaftlichen Psychologie auf ethnischer Grundlage, für welchen zunächst das Material zu beschaffen ist; denn die Gefahr, daß wichtiges ganz verloren gehe, rückt in unserer Zeit, wo die Verkehrsmittel alle alten Verhältnisse durcheinanderrütteln, immer näher. „Die Weltanschauung der Druiden, also eine psychische Originalität des westlichen Europa, zu Cäsar's Zeit den Römern noch bekannt, ist unwiederbringlich verloren gegangen, weil damals nicht fixirt." (S. 121.)

Darum auch Bastian's eigenes fieberhaftes Materialsammeln, und so werden denn in diesen „Grundzügen" noch einmal die Werkzeuge (vergl. S. 109 den interessanten Excurs über die Armbrust der aus Centralafrika nach der Westküste vorgerückten Fan), die künstlichen Deformirungen am Körper, die Instrumente, die Nahrung, Narkotica, Geld, Musik, Eigenthum, Ehe, Recht, Religion in vergleichenden Darstellungen zusammengefaßt. „Bis in die scheinbar zufälligsten Sonderbarkeiten wiederholt sich das aus gleichmäßigen Ursachen gleichmäßig nothwendigerweise Resultirende" und „wie sich im thierischen Embryo die Anlagen zum Centralnervensystem, Hautsystem, Darmsystem u. s. w. übereinstimmend wiederholen, im pflanzlichen Samen die Kotyledonen mit Plumula und Radicula, so erweist sich elementare Gesetzlichkeit in den Vorstudien der Völkergedanken, wie sie bei den am tiefsten stehenden Völkern angetroffen wird, während bei der spätern bunten Mannigfaltigkeit und den Entwickelungsstadien der Markpflanzen die Blätter des Baumes nicht mehr zu zählen sein mögen. Und so mögen oftmals die Processe des Werdens aus ursprünglichen Kausalitäten noch sich erkennen lassen, die in den vollkommeneren Produktionen vielleicht bereits undeutlich oder gänzlich verwischt sind. So wird denn in den primitiven Gedankenweisen der Naturstämme mancher Anhalt geboten zur Erklärung archaistischer Reste in den Kunstentfaltungen der Kultur." (S. 81.)

Grundlage sind die „geographischen Provinzen", denen das erste Kapitel des Buches gewidmet ist. Hier handelt es sich allerdings nicht um Geographie, sondern um die Abgrenzung der Rassen, wobei, da zu vollständigen Systemen die Zeit noch nicht reif, die geographische Abgrenzung noch ihr Recht behält und die Einwirkungen des Milieu besprochen werden. „Der Naturstamm, noch im vollen Banne der umgebenden Natur, trägt den Stempel derselben aufgeprägt, wogegen, wenn in der Kultur die Freiheit errungen, das Geschichtsvolk nicht länger vom Klima abhängt, weil von höheren Gesetzen regiert." (S. 6.) Und: „Wenn Repräsentanten höchster und tiefster Entwickelungsstufe gewaltsam zusammengeführt werden, wie z. B. Angelsachsen und Neger, mag bei den Mischungen die Verzerrung einer Unnatur hervortreten, während sympathische Kreuzungen aus germanischen Stämmen mit römischer Kultur, zur Periode der Völkerwanderungen belegbar, in weiteren Veredelungen aufzusteigen hatten, bis zu echten Vollblutrassen." (S. 7.) Auf geographische Provinzen ist einst das natürliche System der Ethnologie zu gründen — noch aber kann es nicht in Angriff genommen werden und in der Zwischenzeit müssen daher die künstlichen Systeme aushelfen, wie sie jetzt in unseren Handbüchern versucht werden. R. A.

Inhalt: Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen. IX. (Mit fünf Abbildungen und einem Plan.) — Zur Geschichte des Eisens. (Mit vier Abbildungen.) — Richard Greeff: Von den Capverdischen Inseln nach Bolama. I. — Dr. Pogge's letzte Jahre in Afrika. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Nordamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 2. August 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Eine Reise in Griechenland[1]).

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Belle.)

I.

Von Andritsena führt in nördlicher Richtung ein schmaler, steiniger Weg nach Olympia, der sich an den Abhängen der triphylischen Berge hoch über den gelben Gewässern des Alpheios hinzieht, bald durch Gehölze, bald über Weideland, auf denen Rinderherden von einigen zerlumpten Knaben gehütet werden. Zuweilen senkt er sich in ein einsames schattiges Thal hinab, welches meist eine reichlich strömende Quelle enthält; ehe sich dieselbe in Kaskaden zu Thale ergießt, bildet sie oft in Felsenlöchern kleine stille Wasserbecken, belebt von winzigen Schildkröten, die beim Nahen eines Menschen sich schnell unter den großen Blättern der Seerosen oder zwischen den Stengeln großer weißer Lilien verstecken. Steigt dann der Pfad wieder an, so überschaut man das weite waldige Thal des Hauptstromes und hinter demselben im Norden die große Gebirgskette des Erymanthos. Anbau findet sich nur spärlich; nur ab und zu beweist ein Maisfeld auf einer Anhöhe, daß es hier Wesen giebt, die arbeiten um zu leben, weil sie Menschen, und die leben um Politik zu treiben, weil sie Griechen sind. Aber im Grunde des Thales hausen nur Vögel; für Menschen ist es des Fiebers wegen unbewohnbar.

Eine Stunde jenseits des seit der Türkenzeit herabgekommenen Dorfes Phanari überschreitet man die Hochebene von Nerovitsa, die einen schönen Ueberblick über alle Gebirge Arkadiens gewährt. Von dem Dorfe Rongozio, dessen Hütten aus Baumästen und Lehm errichtet sind und in dessen Nähe die ansehnlichen Trümmer der alten Stadt Aliphera liegen, führt ein langer und mühseliger Weg durch immergrüne Eichen und Lentiscusgebüsch zum Alpheios hinab, den man durchfuhrtet, um auf seinem rechten Ufer oberhalb des Einflusses des Ladon (heute Ruphia) die spärlichen Reste von Heraia zu besuchen. Im vierten vorchristlichen Jahrhundert wahrscheinlich auf Betreiben Spartas im Gegensatze zu der thebanischen Gründung Megalopolis erbaut, existirte die Stadt, ohne in der Geschichte irgend welche Rolle zu spielen, bis in die Kaiserzeit hinein. Vielleicht kann man gerade daraus, daß ihrer keine Erwähnung geschieht, schließen, daß ihr Geschick ein glückliches war, und dazu mag die fruchtbare und schöne Umgebung, die Abgelegenheit und das herrliche Klima das meiste beigetragen haben.

Der von Norden in den Alpheios einströmende Ladon ist so tief und breit, daß er von den heutigen Bewohnern des Landes als der Hauptfluß angesehen und demgemäß mit demselben Namen, wie der untere Lauf des Alpheios, als Ruphiá, bezeichnet wird; der obere Alpheios dagegen wird „Fluß von Karytäna“ genannt. Pferde müssen ihn durchschwimmen, während Reisende sich einem lecken Kahne anvertrauen können und dafür einen Franken zu bezahlen haben. Das Thal dieses Flusses ist eine der reizendsten

[1]) Siehe den Anfang dieser Reisebeschreibung in Bd. 31 des „Globus“, die Fortsetzungen in Bd. 32, 33, 35 und 36. Wir hatten den Reisenden (siehe Bd. 36, S. 248) in Andritsena verlassen, als er im Begriffe stand nach Olympia aufzubrechen. Die hiermit beginnende Serie von Artikeln bringt die ganze Reise zum Abschluß.

Digitized by Google

Gegenden von ganz Griechenland, die in der That dem Bilde entſpricht, das man ſich zumeiſt von dem Hirtenlande Arkadien macht: ein ſchöner Fluß, friſche Quellen, ſchattige Wälder, grüne von Herden belebte Wieſen und Hügelabhänge voll duftender Blumen. Bei jedem Schritte faſt bietet dies Thal ein neues reizvolles Bild; bald ſtrömt der Fluß im Schatten mächtiger Platanen dahin, bald theilt er ſich und umſchließt Inſeln, an deren Bäumen ſich Schlingpflanzen emporranken, bald zieht er durch Wieſen hin, die fichtenbewachſene Hügel begrenzen. Eichenwälder bedecken die Abhänge der höheren Berge, und fern im Norden ragt des Olonos (Erymanthos) ſchneebedeckter Gipfel empor.

Kaum dreiviertel Stunden, nachdem man den Ladon verlaſſen, trifft man auf einen zweiten reißenden Fluß, den alten Erymanthos, heute Doana genannt, deſſen an Schluchten und Höhlen reiches Felſenthal einſt die Grenze zwiſchen Arkadien und Elis bildete und im griechiſchen Unabhängigkeitskriege vielfach Klephten zum Zufluchtsorte diente. Nachdem der Erymanthos, deſſen Waſſer den Pferden bis an die Bruſt reichte, durchritten war, zog ſich der Weg in dem lachenden Alpheiosthale hin, das von bewaldeten, nicht hohen, aber ſchönlinigen Bergen eingeſchloſſen wird. Auf dem fetten fruchtbaren Boden des Thales wechſeln Weinpflanzungen und Maisfelder mit Wieſen und Gehölzen von Eichen, Lentiscus und wilden Feigenbäumen ab, lauter hundertjährigen, aber mächtig treibenden Bäumen, die durch Brombeerranken, Schlingpflanzen und wilde Weinreben zu einem undurchdringlichen Dickicht verbunden ſind. Auf den Sandinſeln und den Ufern gedeihen Oleander, Keuſchlamm und rieſige Platanen, auf den Höhen Fichten; Cikaden zirpen im Gebüſch und Nachtigallen ſchlagen im Walde — eine Umgebung, wie ſie nicht paſſender für das olympiſche

Das Thal des Alpheios. (Nach einer Skizze Belle's.)

Heiligthum mit ſeinen Tempeln, Altären und Statuen gedacht werden kann.

Es iſt hier nicht der Ort und der Raum, näher auf die Topographie, die Geſchichte und die Bedeutung dieſer klaſſiſchen Stätte, deren jetziges Ausſehen unſer zweites Bild vorführt, einzugehen; nur kurz wollen wir daran erinnern, wie Olympia länger als ein Jahrtauſend der gefeierte Sitz der von den Griechen aller Stämme beſuchten Spiele und Opfer war, wie dieſelben im Jahre 394 von Theodoſios endgiltig aufgehoben wurden, wie zuerſt Menſchenhände gegen das Ende des vierten chriſtlichen Jahrhunderts durch Verwendung der antiken Architektur- und Skulpturſtücke zu Feſtungsbauten die Zerſtörung begannen und Naturereigniſſe dieſelbe vollendeten. In der erſten Hälfte des ſechſten Jahrhunderts zerſtörten zwei gewaltige Erdbeben den Zeustempel und andere Gebäude, verſchüttete ein Bergrutſch vom Kronoshügel das Heräon, vielleicht den älteſten aller bekannten griechiſchen Tempel, und die Exedra des Herodes und überſchwemmte der Bach Kladeos den weſtlichen Theil des heiligen Bezirkes. Solche Ueberſchwemmungen fanden im folgenden Jahrhundert wiederholt ſtatt und häuften ſchließlich über den Trümmern eine Sandſchicht von 3 bis 5 m Mächtigkeit an, die erſt in den letzten Jahren auf Koſten Deutſchlands weggeräumt worden iſt, nachdem ſchon Winckelmann und ſpäter Fürſt Pückler-Muskau vergeblich die Aufdeckung angeregt hatten. Die Ausbeute an Werken der Bildhauerkunſt blieb freilich, von wenigen Stücken erſten Ranges abgeſehen, weit hinter den gehegten Erwartungen zurück; um ſo bedeutender aber war dieſelbe in topographiſcher und architektoniſcher Hinſicht.

Von Olympia führt der Weg (ſeitdem iſt eine Fahrſtraße erbaut worden, die eine etwas andere Richtung verfolgt) nach Pyrgos über das in neueſter Zeit viel genannte Dorf Druwa und einen kleinen waldigen Paß in das kleine Thal von Phloka und weiter in eine Ebene, wo der Pfad von Myrthen, Erdbeerbäumen, gelbblühenden Akazien und

Google

Die Ruinen von Olympia. (Nach einer Photographie.)

Google

Typen und Trachten aus dem Thale von Olympia. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

weißen Roſen eingefaßt iſt, und Herden kleiner, ſchlecht gebauter, aber kräftiger feuriger Pferde weiden. Noch einmal nähert man ſich dem Alpheios, der hier ein großer ſchöner Fluß iſt, in Wahrheit neben der Neda der einzige in Griechenland, welcher dieſen Namen verdient; dann paſſirt man die reichen Felder des Dorfes Strephi und die Weinberge von Kukura und gelangt bei Varvaſena in die mit Korinthenpflanzungen bedeckte Ebene von Pyrgos. Dieſe Kultur iſt in Elis und Achaia zu großer Blüthe gediehen, namentlich ſeitdem in Folge der Verwüſtungen der Reblaus Mittel- und Weſteuropa angefangen hat, Wein aus getrockneten Trauben einzuführen. Hauptkonſumenten der Korinthen ſind England und Amerika, welche für ihre Plumpuddings und ſonſtigen Kuchen gewaltige Mengen davon verbrauchen.

Pyrgos, die etwa 4000 Einwohner zählende Hauptſtadt der Eparchie Eleia, iſt einer der größten Orte Moreas, der neuerdings durch eine kurze Eiſenbahn mit dem kleinen von den griechiſchen Dampfbooten angelaufenen Hafen Katakolo in Verbindung gebracht worden iſt und auch ſonſt entſchiedene Fortſchritte aufzuweiſen hat, wozu die Ausbreitung des Landbaues das meiſte beigetragen hat. Bereits im Jahre 1885 hofft man die im Bau begriffene Eiſenbahn von Athen nach Patras bis Pyrgos zu verlängern. Belle ſtieg bei einem Kaufmanne ab, dem er von Athen aus empfohlen worden war, und fand, wie überall in ſolchen Fällen, die freundlichſte Aufnahme. Obwohl es Mittwoch, alſo griechiſcher Faſttag war, wurden doch mehrere Fleiſchſpeiſen aufgetragen, aber nur für den Reiſenden, während die griechiſchen Gäſte des Kaufmanns dieſelben nicht anrührten. Denn alle Griechen beobachten ohne Prahlerei oder falſche Scham die zahlreichen ganzen und halben Faſttage ſehr gewiſſenhaft; es giebt deren nicht weniger als 130, an denen ſie ſich aller oder doch gewiſſer Speiſen enthalten. Außer den vier regelmäßigen Faſtenzeiten vor Oſtern, dem Apoſtelfeſte, Mariä Himmelfahrt und Weihnachten haben ſie eine Unzahl von Vigilien und faſten Freitags zum Gedächtniß der Paſſion und Mittwochs, weil an dieſem Tage Judas das Geld für ſeinen Verrath erhalten hat. Während der großen Faſtenzeit, welche auch die ſtrengſte iſt, nährt man ſich 40 Tage lang nur von in Waſſer gekochten Gemüſen und Reis und am Charfreitag enthält man ſich, ſo Jung wie Alt, bis Sonnenuntergang jeder Speiſe; erſt Sonnabend mit Sonnenuntergang bricht die Freude wieder los, indem man die Faſten in Geſtalt alter Töpfe zum Fenſter hinauswirft. Weniger ſtreng ſind die gewöhnlichen Faſttage, und ſo erſchienen in Pyrgos ſchöne Fiſche aus dem Alpheios auf der Tafel.

Die weißen Häuſer von Pyrgos mit ihren rothen Dächern liegen reizend zwiſchen Gärten von Citronen-, Maulbeer- und Oelbäumen; der Duft der Linden- und Orangenblüthen, von Geisblatt, Rosmarin und Jasmin, von wildem Thymian und Weinreben erfüllt die Luft. Aber darum iſt es doch kein irdiſches Paradies; denn der Ort iſt von Sümpfen umgeben und wird, wie der ganze untere Theil von Eleia, von Fiebern heimgeſucht, die den Sommer hindurch und beſonders im Herbſte wüthen. Schon vom Monat Mai an iſt die Temperatur unerträglich; nur allzu oft bläſt von Afrika herüber der Sirokko und dörrt dieſen Theil der Weſtküſte Moreas aus, und zu allem Ueberfluſſe übertreffen die Muskitos von Pyrgos ihre Genoſſen weit und breit an Blutdurſt, wie Belle in der Nacht ſelbſt erfuhr.

Am nächſten Morgen ſetzte er ſeine Reiſe nach Norden fort über die fruchtbare Ebene, deren ſchwarzer Boden leicht zwei Ernten im Jahre giebt, wenn Regen oder Berieſelung den Ackerbauern zu Hilfe kommt. Darum ſind auch die Dörfer hier häufiger, das Land beſſer beſtellt als anderswo. Nach ſieben Stunden war der von Maulbeer-, Oel- und Orangenbäumen umgebene große Ort Andravida erreicht, heute ein großes Dorf, früher jedoch eine anſehnliche Stadt, wie ihre mittelalterlichen Ruinen beweiſen, unter denen namentlich drei hervorragen: die Kirche der heiligen Sophie, wo ſich der Feudalhof verſammelte, die dem Deutſchorden gehörige Kirche des heiligen Stephan und die des heiligen Jakobus, welche Wilhelm von Villehardouin erbauen ließ und den Templern übergab, und wo er nebſt ſeinen beiden Söhnen Geoffroi II. und Wilhelm I. begraben wurde. Als zu Anfang des 13. Jahrhunderts Wilhelm de Champlitte, Villehardouin's Begleiter, von Konſtantinopel kommend, ſich der Stadt Patras bemächtigt hatte, beſchloß er, die Provinz von Andravida, als die reichſte, zu behalten. Die Einwohner der ganz offenen und mauerloſen Stadt unterwarfen ſich ſofort und die Franken gingen daran ſich in Elis häuslich einzurichten. Sie bauten Städte und Schlöſſer, beförderten Ackerbau, Gewerbe und Handel, und unter ihrer Herrſchaft, die länger als zwei und ein halbes Jahrhundert währte, erfreute ſich das Land großen Wohlſtandes. Hier begegnet man denn auch in ganz Griechenland den meiſten Spuren ihrer Gegenwart, ja in einigen Dörfern ſelbſt ſprachlichen Reſten aus jener Zeit, die erſt neuerdings verſchwunden ſind. Uebrigens genießt auch Andravida den traurigen Vorzug, eine Brutſtätte entſetzlicher Muskitos zu ſein; ein nördlich davon zwiſchen Sümpfen und dem Meere gelegenes Kloſter führt geradezu ſeinen Namen von dieſen Quälgeiſtern: Kunopolis d. h. Muskitoſtadt.

Eine Einleitung in die Kulturgeſchichte.

In der deutſchen Litteratur fehlte es bisher an einem Werke, welches die Ergebniſſe jener tonangebenden Wiſſenſchaft zuſammenfaßte, die wir unter dem vielſagenden Namen der Anthropologie verſtehen. Man rechnet zu dieſer Wiſſenſchaft vom Menſchen die Anthropologie im engern Sinne, alſo die Lehre vom phyſiſchen Menſchen, deſſen Urgeſchichte und die Völkerkunde. Mit der letzteren verſchwiſtert iſt die Kulturgeſchichte. Der große Erfolg, den Peſchel's „Völkerkunde“ aufzuweiſen hat, beruht weniger auf derem ſyſtematiſchen Theile, als auf der Einleitung in dieſelbe, in welcher in ſchöner Sprache die eben bezeichneten Disciplinen abgehandelt werden. Seit Peſchel's Tode (1875) iſt aber durch die vereinten Kräfte aller Kulturvölker viel Neues auf dem betreffenden Gebiete zu Tage gefördert worden und dieſes zuſammenzufaſſen hat der tüchtigſte Kulturhiſtoriker und Ethnologe Englands, Edward B. Tylor, unternommen. Sein Werk, das in der engliſchen Ausgabe „Anthropology“ genannt iſt, erſchien nun auch in deutſcher autoriſirter Ueberſetzung von G. Siebert unter dem Titel:

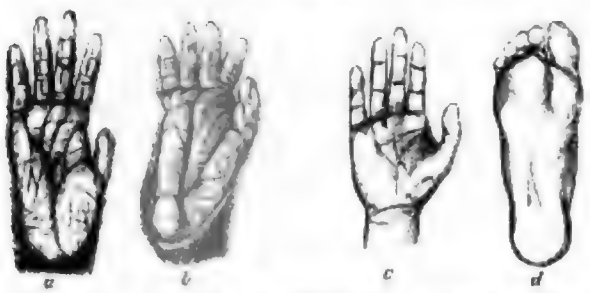
Digitized by Google

Einleitung in das Studium der Anthropologie und Civiliſation. Mit 78 Holzſtichen. Braunſchweig, Friedrich Vieweg und Sohn.

Statt „Civiliſation“ hätte der Ueberſetzer ſagen ſollen „Kulturgeſchichte“, denn dieſes iſt die deutſche Bedeutung des engliſchen „Civiliſation“ im vorliegenden Falle. Der Referent hat dieſes ausgezeichnete Werk wiederholt Juriſten, Medicinern, Theologen, Lehrern empfohlen, die ſich über den Stand jener Disciplinen unterrichten wollten, und er hat von allen Dank geerntet, das Urtheil war ein übereinſtimmend günſtiges. Den gleichen Dank erhoffen wir von den Leſern des „Globus“, wenn wir es unternehmen, hier eine kurze Inhaltsüberſicht des Tylor'ſchen Werkes zu geben.

Tylor beginnt mit dem Alter des Menſchengeſchlechts und zeigt uns zunächſt, was über die ſogenannte Steinzeit bisher erforſcht worden iſt, wobei natürlich die Beiſpiele aus dem in dieſer Beziehung am beſten erforſchten Erdtheile, Europa, entnommen werden. Die Menſchen der älteren Steinzeit waren gewiß Stämme, deren Vorfahren unter einem milden Klima gelebt und die in den Künſten des Nahrungserwerbs und der Vertheidigung einige Geſchicklichkeit erlangt hatten, ſo daß die Nachkommen ſpäter im Stande waren, den harten Kampf gegen ein rauhes Klima und die wilden Thiere der Quartärperiode zu beſtehen. Ueber die Dauer dieſer Periode können wir nichts Beſtimmtes ſagen. Einige Geologen haben ſie auf 20 000, andere auf 100 000 Jahre geſchätzt. Danach fällt das erſte durch gut beglaubigte Funde von Steinwaffen und Knochen konſtatirte Auftreten des Menſchen in eine Vergangenheit zurück, der gegenüber der Unterſchied zwiſchen alt (etwa wie im monumentalen Aegypten) und modern in der hiſtoriſchen Zeit verſchwindend klein iſt. Nach der Skizzirung des Alters des Menſchengeſchlechts wendet ſich Tylor zum Vergleich des Menſchen und der Thiere, dabei kurz die Darwin'ſche Deſcendenz- und Entwickelungstheorie berückſichtigend.

Lehrreich ſind die Vergleiche zwiſchen dem Menſchen und den anthropoiden Affen. Wir greifen hier einzelnes heraus, um die Darſtellung des Verfaſſers zu kennzeichnen. Es iſt verkehrt, ſagt er, bei einer Vergleichung des Menſchen mit den Thieren den Vorrang deſſelben nur auf ſeinen Geiſt zu begründen, ohne ſeine Ueberlegenheit durch die Leiſtungsfähigkeit ſeiner Gliedmaßen hervorzuheben. Wenn in den Abbildungen zu Reinecke Fuchs der Künſtler ſein Beſtes thut, um den Löwen darzuſtellen, wenn er das Scepter hält, die Wölfin, wie ſie mit dem Fächer wedelt, ſo zeigen dieſe Abbildungen doch nur, wie wenig die Gliedmaßen der Thiere zu ſolchen Beſchäftigungen geeignet ſind. Der Menſch iſt nur deshalb „das Thier, welches Werkzeuge gebraucht“, weil er ſowohl durch den Geiſt zur Erfindung derſelben, als auch durch die Hände zum Gebrauch derſelben befähigt iſt, und nur die Affen, die durch ihren Körperbau dem Menſchen am ähnlichſten ſind, können den Gebrauch eines Werkzeuges, z. B. eines Löffels, nachahmen. Die Figur mag dazu dienen, Hand und Fuß des Schimpanſen mit denen des Menſchen zu vergleichen. Der Fuß des Affen hat eine ſo große Aehnlichkeit mit denen der Hand, daß man dieſe Thiere als „Vierhänder“ bezeichnet hat. Seinem anatomiſchen Bau nach iſt er ein Fuß, aber ein Greiffuß, der zum Ergreifen eines Gegenſtandes dadurch befähigt iſt, daß die große Zehe den übrigen Zehen wie ein Daumen gegenübergeſtellt werden kann, was beim menſchlichen Fuße nicht der Fall iſt.



a *b* *c* *d*

a Hand, *b* Fuß des Schimpanſe (nach Vogt); *c* Hand, *d* Fuß des Menſchen.

Tylor vergleicht nun auch das Gehirn der Affen und Menſchen und zeigt die Unterſchiede, findet aber, daß die richtige Gegenüberſtellung der unterſcheidenden Merkmale von Menſch und Thier mehr Schwierigkeiten bietet, als eine Zuſammenſtellung der übereinſtimmenden. Das Sprachvermögen bildet allerdings das beſte Mittel zu einer ſcharfen Unterſcheidung der Geiſtesthätigkeit der Menſchen und der Thiere. Andere haben es als einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen Thieren und Menſchen betrachtet, daß die erſteren Bewußtſein, aber kein Selbſtbewußtſein beſitzen, während der Menſch allein letzteres hat, d. h. nicht nur fühlt und denkt, ſondern ſich auch ſeines Fühlens und Denkens bewußt iſt. Bei der Vergleichung zwiſchen beiden muß

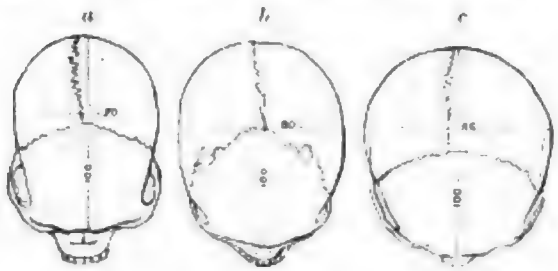
Patagonier und Buſchmann.

natürlich der ſogenannte „Wilde“ als Muſter dienen. Aber dieſer iſt im Beſitz menſchlicher Vernunft und Sprache, und wenn er ſich auch nicht ſelbſt zur Civiliſation emporgeſchwungen hat, ſo iſt ſein Gehirn doch befähigt, mehr oder weniger diejenige Bildung aufzunehmen, welche ihn in einen Kulturmenſchen verwandelt.

Es folgt dann eine Abhandlung über die Menſchenraſſen, deren Unterſchiede und Größenverhältniſſe, Schädelbau, Farbe, Haar, Konſtitution hervorgehoben werden — kurz die eigentliche Anthropologie. Was die Größe betrifft, ſo ſtehen die Patagonier noch immer mit 181 cm durchſchnittlicher Größe an der Spitze, während die Buſchmänner und verwandte Stämme Südafrikas mit 137 cm als die kleinſten gelten. Nicht nur die Körpergröße unterſcheidet die verſchiedenen Raſſen, ſondern auch die Größenverhältniſſe der Körpertheile, bei denen weſentliche Unterſchiede vorkommen. Mit Vorliebe haben die Anthropologen

Digitized by Google

ſich den Schädeln als Raſſenunterſcheidungsmerkmalen zugewendet. Der ſchmale Schädel eines Negers (*a*) iſt mit



Scheitelanſichten von Schädeln.
a Neger, Index 70, dolichocephal; *b* Europäer, Index 80, mesocephal; *c* Samojede, Index 85, brachycephal.

dem breiten eines Samojeden (*c*) gar nicht zu verwechſeln. Betrachtet man verſchiedene Schädel von oben, ſo bemerkt man, daß das Verhältniß des Längen- zum Querdurchmeſſer ein ſchwankendes iſt. Setzt man den Längsdurchmeſſer = 100, ſo nennt man die entſprechende Länge des Querdurchmeſſers den Breitenindex. Derſelbe iſt beim Neger (*a*) ungefähr 70, bei einem Europäer (*b*) 80 und bei einem Samojeden (*c*) 85. Wir haben danach Langſchädel (Dolichocephalen), Mittelſchädel (Meſocephalen) und Kurzſchädel (Brachycephalen). Ohne die Einzelheiten der Schädelmeſſung genauer zu verfolgen, wollen wir einen Blick auf einige hervorragende Eigenthümlichkeiten des lebenden Geſichtes werfen. Bis zu einem gewiſſen Grade folgen die Geſichtszüge der Form des unterliegenden Schädels. Unter den im Gruppenbilde zuſammengeſtellten Frauenporträts läßt das Geſicht des Barolongmädchens (*b*) am deutlichſten den ſchmalen Schädel, das tatariſche und das nordamerikaniſche Geſicht (*d*, *f*) deutlich den breiten Schädel erkennen. Ebenſo zeigt das erſtere die konvexe afrikaniſche Stirn, während die beiden anderen, ſowie das Hottentottengeſicht (*e*) die ſtark hervortretenden Backenknochen zeigen. Das tatariſche und das japaniſche Geſicht (*d*, *e*) laſſen

Frauenporträts.
a Negerin (Weſtafrika), *b* Barolongnegerin (Südafrika), *c* Hottentottenweib, *d* Giljakenweib (Nordaſien), *e* Japanerin, *f* Colorado-Indianerin (Nordamerika), *g* Engländerin.

die der mongoliſchen Raſſe eigenthümliche ſchiefe Stellung der Augen erkennen.

Miſchraſſen laſſen ſich überall, wo zwei Raſſen dieſelbe Gegend bewohnen, nachweiſen, ja im Verlaufe der letzten Jahrhunderte iſt, wie bekannt, ein großer Bruchtheil der Bevölkerung der Erde durch Raſſenkreuzung entſtanden. Im größten Umfange hat die Bildung von Miſchraſſen in Amerika ſtattgefunden, wo ſeit der ſpaniſchen Eroberung Mexiko und andere Länder durch die Meſtizen, die Abkömmlinge der Spanier und der Eingeborenen, bevölkert worden ſind, während die Einführung der Negerſklaven in Weſtindien die Mulattenbevölkerung hervorgerufen hat. Solche Miſchlinge tragen die körperlichen Eigenſchaften der beiderſeitigen Eltern in eigenthümlicher Miſchung zur Schau. So iſt z. B. der Haarwuchs der Cafuſos ſehr auffallend, die aus der Kreuzung von eingeborenen Braſilianern und

Cafuſoweib.

Digitized by Google

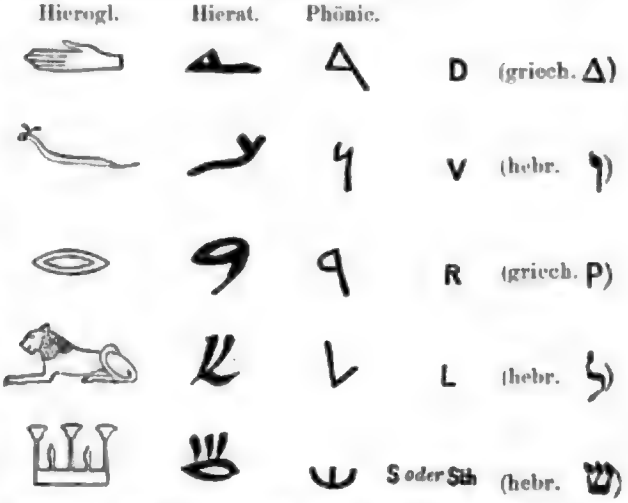
eingeführten Negerſklaven hervorgingen. Ihr Haar beſteht, wie die Abbildung zeigt, aus einer lockig gekräuſelten Maſſe, die in Form einer natürlichen Perrücke vom Kopfe abſteht. Das ſteife Haar der Eingeborenen nahm bis zu einem gewiſſen Grade die Kräuſelung des Negerhaares an.

In dem hochintereſſanten Kapitel über die Sprache behandelt Tylor zunächſt die Zeichen- und Gebärdenſprache, die Thierſtimmen, die Kinderſprache und geht auf die ſchwierige Frage nach dem Urſprung der artikulirten Sprache ein. Das einzige, was wir darüber behaupten dürfen, iſt, daß wahrſcheinlich jeder Laut, der zur Bezeichnung einer beſtimmten Vorſtellung gewählt wurde, in irgend einer Beziehung zu dieſer Vorſtellung ſtand, die ihn beſonders geeignet erſcheinen ließ. Die Entſtehung der Sprache iſt übrigens kein Ereigniß, welches vor langer Zeit einmal eintrat und dann aufhörte. Im Gegentheil, noch jetzt bildet der Menſch neue Wörter und ſind die Sprachen im Fluſſe und der Veränderung begriffen. Ein ſicheres Zeichen der Abſtammung bildet übrigens die Sprache nicht, ja ſie verleitet vielfach zu falſchen Schlüſſen, wie denn z. B. die engliſch redenden Neger der Vereinigten Staaten keine Germanen ſind, trotz einer germaniſchen Sprache, die ſie reden. So kann es auch nicht oft genug wiederholt werden, daß wir wohl indogermaniſchen Sprachen, aber nicht in derſelben Ausdehnung indogermaniſche Völker haben und daß zu letzteren eine Menge Stämme (z. B. die Afghanen, Armenier, Perſer u. ſ. w.) gerechnet werden, die anthropologiſch von den Europäern ſehr weit verſchieden ſind. Einerlei ob die wendiſche Sprache in der Lauſitz geſprochen wird oder die deutſche — das wendiſch-ſlaviſche Blut iſt doch dort vorhanden. Erziehung und politiſche Einflüſſe bedingen die Sprache, die ja gelegentlich wie ein Handſchuh gewechſelt wird.

John Williams, der Miſſionar der Südſeeinſeln, erzählt, er habe, als er mit Zimmerarbeiten beſchäftigt geweſen, ſein Winkelmaß vergeſſen. Er ſchrieb daher mit Kohle einige Worte auf einen Holzſpan und ließ denſelben durch einen Eingeborenen ſeiner Frau bringen. Dieſer war im höchſten Grade erſtaunt, daß der Span ohne Worte reden konnte und verehrte ihn noch lange. Hätte Williams nur einen ⌐, einen Winkelhaken, auf den Span gemalt, ſo wäre die Sache dem Eingeborenen nicht mehr wunderbar vorgekommen, denn zur Bilderſchrift, dem

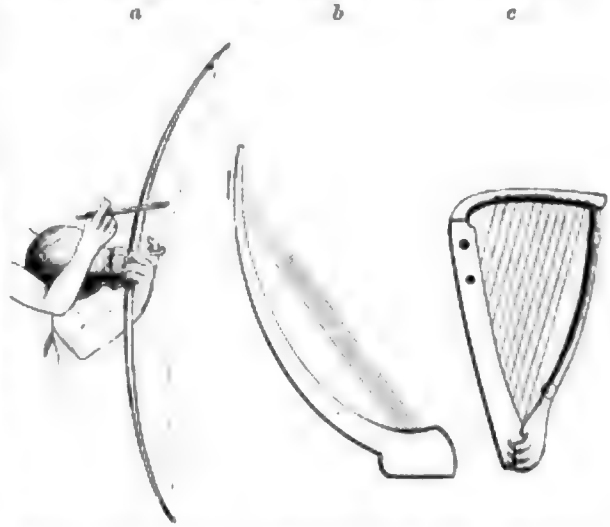
Pater noster in mexikaniſcher Bilderſchrift (nach Aubin).

Anfange des Schriftweſens, haben ſich viele Naturvölker emporgeſchwungen. Die alten Mexikaner waren bereits vor der Ankunft der Spanier ſoweit gekommen, daß ſie die Namen von Perſonen und Orte nach Art der Rebus durch Bilder ausdrückten. Selbſt als ſie zum Chriſtenthume bekehrt wurden, benutzten ſie noch ihre Bilderſchrift, um die lateiniſchen Worte ihrer neuen Religion auszudrücken. So diente das Bild einer Fahne (pan), eines Steines (te) und einer Kaktusfeige (noch), deren Namen zuſammen ausgeſprochen pa-te-noch-te lauten, zur Bezeichnung der Worte pater noster. Ein r beſaß die Sprache nicht. Auch die chineſiſche Schrift iſt aus Bildern hervorgegangen und die berühmte altägyptiſche nicht minder. Aus der letzteren ſind dann durch Vermittelung der Phönicier unſere europäiſchen und ſemitiſchen Alphabete entſtanden, wie dieſes aus der Tabelle hervorgeht, in welcher, nach de Rougé, einige hieroglyphiſche Zeichen mit den zugehörigen hieratiſchen Kurſivformen und den entſprechenden phöniciſchen Buchſtaben, ſowie mit ähnlichen Buchſtaben anderer bekannter Alphabete zuſammengeſtellt ſind.



Hieroglyphiſche und hieratiſche Zeichen, verglichen mit phöniciſchen und anderen Buchſtaben ſpäterer Alphabete (nach de Rougé).

So führt uns der Autor, ſtets in formenſchöner Sprache und ausgerüſtet mit einem überreichen Schatze poſitiven Wiſſens, weiter zu den Werkzeugen und Waffen, dem Nahrungserwerb und der Kriegskunſt, den Wohnungen, der Kleidung, Schiffahrt, den Kunſtfertigkeiten und dem Handel der Völker. Auch die ſchönen Künſte werden bei den Naturvölkern in ihren Anfängen belauſcht und da iſt es denn von Intereſſe zu ſehen, wie die Uranfänge, aus denen ſich z. B. unſere feinſten Muſikinſtrumente entwickelten, bei den Wilden vorhanden ſind. Die Damara in Südafrika finden Vergnügen an den ſchwachen Tönen, welche ſie dadurch erzeugen, daß ſie die Sehne des geſpannten Bogens mit einem dünnen Stäbchen ſtreichen. Dieſer Muſikbogen (a) iſt mit einem die Sehne entlang laufenden Ring ver-



Entwickelung der Harfe, *a* Muſikbogen mit Reſonator (Südafrika), *b* ägyptiſche Harfe, *c* mittelalterliche Harfe.

ſehen, durch deſſen Verſchiebung die Tonhöhe verändert wird. Eine hohle Kalabaſſe dient als Reſonator. Die Figur b zeigt dann die altägyptiſche Harfe, die ſich wahr-

Digitized by Google

ſcheinlich aus dem Muſikbogen entwickelt hat. Und daraus iſt, durch Hinzufügung des Trägers der Saiten die Harfe entſtanden, die dann, horizontal gelegt und mit Hämmern geſchlagen, dem Flügel zur Grundlage diente.

Auch die Wiſſenſchaften, die Geiſterwelt und die Religion, die Geſchichte und Mythologie behandelt Tylor in der gleich anziehenden und große, neue Geſichtspunkte eröffnenden Weiſe, um mit der Geſellſchaft (Familie, Eigenthum, Krieg, Staat, Regierung u. ſ. w.) zu ſchließen. Die natürliche Entwickelung zeigt uns hier allerdings eine andere Zukunft der Menſchheit, als z. B. unſere Socialdemokraten ſie anſtreben. Der Leſer gewinnt aus der Thatſachenfülle des Werkes (Phraſen fehlen ganz darin) die Ueberzeugung, daß das Studium der Anthropologie und Kulturgeſchichte nicht nur ein wiſſenſchaftliches Intereſſe bietet, ſondern daß es auch für das praktiſche Leben von Bedeutung iſt. Es ſetzt uns in den Stand, die Stellung des Menſchen in der Welt deutlicher zu erkennen, als irgend eine frühere Generation. Wir können mit ſicherererem Schritte der Zukunft entgegengehen, die Entwickelungsgeſchichte dient auch uns als Führer in der Pflicht, die Welt den folgenden Geſchlechtern in einem beſſeren Zuſtande zu überliefern, als wir ſie vorfanden.

Von den Capverdiſchen Inſeln nach Bolama.

Von **Richard Greeff.**

II. (Schluß.)

Einem breiten an die oben erwähnte Hauptſtraße ſich anſchließenden Pfade folgend, wanderte ich nun weiter in das Innere der intereſſanten und faſt überall mit üppiger friſcher Vegetation erfüllten Inſel. Prächtiges hohes Gras mit reichem Blumenflor durchflochten und unterbrochen von hohen einzelnen Bäumen und Baumgruppen, unter denen die Kokos-Oel- und Fächerpalmen, Bananen und mächtige Wollbäume beſonders hervortreten, bildeten den hauptſächlichen landſchaftlichen Charakter. Zuweilen ſchloſſen ſich, namentlich gegen die Küſte hin, die Baumgruppen zu einem mehr oder minder zuſammenhängenden Waldbeſtand zuſammen, der dann durch ſein üppiges Unterholz und dieſes umwuchernde Schlingpflanzen ein faſt undurchdringliches Dickicht bildete. Sobald man ſich dem Strande, gegen den die nur wenig über dem Meeresniveau ſich erhebende Inſel allſeitig abfällt, nähert, kommt man in ſumpfige Niederungen und zu gleicher Zeit in jene merkwürdigen Mangrovewälder, die das ganze Eiland mit einem mehr oder minder breiten Gürtel umgeben. Während der Fluth ſtehen dieſelben im Waſſer, bei der Ebbe werden ſie frei und man kann nun zwiſchen dieſen ſonderbaren Pflanzengeſtalten mit ihren hoch über dem Boden aufſteigenden ſtelzenartigen Luftwurzeln umherwandeln, freilich, wie ich erfahren mußte, nicht ohne Gefahr in den weichen Sumpfboden einzuſinken, zumal beim Zurücktreten der Fluth zuweilen über dem ſchwarzen Schlamm eine leichte und täuſchende Sanddecke aus dem Waſſer ſich abgeſetzt hat. An dieſen Rhizophoren, als an den auf weite Strecken einzigen feſten Gegenſtänden des Strandes, ſiedeln ſich häufig Auſtern an, die hier, vielleicht unter dem Einfluſſe des braliſchen Waſſers, ſehr klein bleiben, aber die Wurzeln zuweilen mit dicker Kruſte überziehen. Auch an den am Strande hier und dort auftretenden röthlichen Konglomeraten, dem einzigen Geſtein, das ich auf der Inſel ſah, hatten ſich kleine Auſternbänke angeſetzt. Eine andere Muſchel, die frei im Sande und Schlamme des Strandes in großer Menge ſich findet, Tagelus gibbus, dient den Eingeborenen als Nahrungsmittel. Ich ward zuerſt auf dieſelbe aufmerkſam, da ich die Schalen haufenweiſe in der Umgebung der Negerhütten und auch ſonſt auf der Inſel zerſtreut liegen ſah.

Leider liegt der überaus fruchtbare Boden der Inſel noch faſt völlig unbenutzt. Ueberall traf ich auf üppige Wildniß und nur ſelten auf einige Erdnußkulturen, der „Mancarra“ (Arhachis hypogaea), dem hauptſächlichſten Produkt und faſt einzigen Handels- und Ausfuhrartikel der Inſel und des ganzen Archipels und Küſtenſtriches, das, wie bekannt, zur Gewinnung eines ſehr geſchätzten Oeles dient und von Bolama aus durch die Vermittelung der hier anſäſſigen franzöſiſchen Kaufleute hauptſächlich nach Marſeille geht.

Gegen Mittag ſchien die faſt ſenkrecht vom wolkenloſen Himmel ſtrahlende Sonne glühend nieder, ſo daß ich eine Zeitlang unter den prächtigen hohen Baumgruppen raſten mußte, in deren tiefem Schatten mein Thermometer doch noch 28° R. zeigte. Bei meiner Weiterwanderung traf ich im Innern der Inſel auf ein kleines Negerdorf, deſſen bienenkorbähnliche, mit Palmſtroh gedeckte Lehmhütten von Bananengebüſchen und nach außen ringsum von einem hohen Zaun umgeben waren. Aus dem Innern erſcholl bei meiner Annäherung Hundegebell und luſtiges Hahnengeſchrei und draußen weideten im hohen Graſe ſchwarze Ziegen, die bei dem Anblick der Fremden ſcheu von dannen ſprangen. Außer dieſen, wie es ſcheint, ſehr verbreiteten Hausthieren, werden, wie ich ſpäter ſah, auch Schweine und Rinder in geringer Zahl auf der Inſel gezüchtet. Die mir auf meinen Wegen zahlreich begegnenden Eingeborenen waren faſt alle dunkelſchwarz und im Allgemeinen von ſchlanker, aber doch kräftiger Körpergeſtalt, die Männer meiſtens nur mit einem leichten Lendenſchurz bekleidet. Alle wichen mir höflich, faſt ſcheu, zuweilen auch durch Verbeugung grüßend, aus.

Heiß und lechzend vor Durſt kam ich Nachmittags in die Niederlaſſung zurück, woſelbſt ich eine keineswegs gaſtliche Aufnahme fand und erſt nach langem Fragen und Suchen in einem der am Hafen liegenden Kaufläden etwas Brot und ſehr ſchlechten franzöſiſchen Wein und Waſſer fand. Im Schatten des Hauſes und auf einer Kiſte des Ladens ſitzend verzehrte ich mein frugales Mahl, umringt von Scharen der neugierigen ſchwarzen Bevölkerung, die mir manche intereſſante Beobachtung und Unterhaltung boten. Wenngleich im Allgemeinen von ſchlanker, ziemlich hoch gewachſener Geſtalt und auch im Uebrigen, namentlich in der ſtarken Prognathie des Geſichtes und den dickwulſtigen Lippen ꝛc. mehr oder minder übereinſtimmend, ſcheinen doch

Digitized by Google

den Negern von Bolama noch manche andere Elemente beigemischt zu sein. Ursprünglich stellten auch sie einen Theil eines besondern Volksstammes, der Manjacos, dar, der an den Ufern der Strommündung des Rio Grande und zwischen diesem und Rio Geba ansässig war und welcher durch ihren König Guinala im Jahre 1607 die Insel Bolama an die Krone Portugals abgetreten hatte. Seitdem aber ist durch Einwanderung aus den äußerst zahlreichen Volksstämmen, die die Küstenstriche und die Inseln zwischen den weiten Strommündungen des Rio Casamansa bis zum Rio Grande bewohnen, sowie auch weiter aus dem Innern und hier insbesondere aus dem großen handeltreibenden Nachbarstamme der Mandingas, der ursprüngliche Stammcharakter der Manjacos auf Bolama vielfach verändert, zumal die Insel einen Mittelpunkt für den Handel Senegambiens bildete und noch bildet. Rundum aber sollen sich die Negerstämme noch ziemlich rein erhalten haben, wenngleich gemildert in ihren Sitten und ihrer in früheren Zeiten zum Theil berüchtigten und gefürchteten Wildheit und Grausamkeit. Im schlimmsten Rufe standen in Bezug hierauf die Bewohner des vor jenen großen Strommündungen gelegenen Insel-Archipels, die Bijagos, kühne, nichts schonende Piraten und Anthropophagen.

Nach kurzer Rast machte ich mich von neuem auf und wanderte nun in nordöstlicher, meinem ersten Ausflug entgegengesetzter Richtung und in geringer Entfernung vom Ufer des Rio Grande in das Innere der Insel. Ich hatte auf diesem Wege noch weit mehr, als am Morgen, Gelegenheit, die große Fruchtbarkeit des Bodens und die Fülle tropischer Vegetation und Landschaft zu bewundern, da dieser Theil der Insel mehr bewaldet und im Allgemeinen feuchter und von einem Flüßchen durchströmt ist. Prachtvolle Kokospalmen und an einigen Stellen ganze Haine derselben erfüllen die Ufer des Stromes, bis an die Mangrovegebüsche desselben reichend, dazwischen breiten hier und dort jene Riesen des tropischen Afrikas, die Wollbäume (Eriodendron anfractuosum), ihre weiten Kronen aus. Der Stamm eines derselben hatte 1 bis 2 m über seiner auf mächtigen Strebepfeilern ausgebreiteten Basis noch $6^1/_2$ m Umfang. Auch traf ich auf dieser Wanderung wiederum auf ein kleines Negerdorf und nahe dabei auf eine halb verfallene, dereinst ohne Zweifel große und stattliche Faktorei, die nun aber mit ihren hohen ruinenhaften Mauern träumerisch aus der grünen Wildniß üppigen Strauchwerkes und wuchernder Schlingpflanzen hervorragte.

Das Thierleben fand ich auf Bolama nach meinen freilich nur flüchtigen Beobachtungen weniger mannigfaltig entwickelt, als ich erwartet hatte. Von wild lebenden Säugethieren sah ich keine Spur, weder bei meinen jetzigen Wanderungen, noch bei meinem späteren Besuche der Insel auf meiner Rückreise. Doch soll, wie mir bestimmt versichert wurde, die gestreifte Hyäne nicht allzu selten dort vorkommen. Aus der Vogelwelt bot sich mir bald nach meinem Eintritt in das Innere der Insel ein für die westafrikanischen Küstenorte sehr charakteristischer Anblick. Außerhalb des Städtchens, an die letzten Negerhütten sich anschließend, saß auf einem gerade an der Hauptstraße stehenden Baume mit breiter Krone und zum Theil entlaubten Aesten eine Anzahl von Geiern (Neophron pileatus?), unbekümmert um die Vorübergehenden, aber wachsam von ihrem hohen Standorte das ganze Städtchen überblickend, um alle ihnen zur Nahrung dienenden Abfälle sofort erreichen zu können. Sie sollen hier fast den Rang der Hausthiere einnehmen, indem sie, wenn der Nahrungserwerb ihnen hierzu Anlaß bietet, ungescheut mitten in die Stadt und vor den Wohnungen und Hütten der Bewohner sich niederlassen.

Zwischen dem Gebüsch und auf freien Plätzen der Insel sah ich einige größere Eidechsen, ohne sie indessen erreichen zu können, und aus den Mangrovesümpfen ertönte die melancholische Stimme eines Batrachiers in sehr eigenthümlichem Tonfall, die aber bei jeder Annäherung sofort verstummte. Auffallend war mir der große Mangel an Landmollusken, namentlich an Landgehäuseschnecken, von denen ich trotz mehrfachen Nachsuchens nur wenige Formen, einige der für das tropische Westafrika charakteristischen Limicolarien und unter einer alten Baumrinde eine bisher unbekannte Helicee fand. Reicher sind natürlich die Gliederfüßler, vor allem die Insekten, vertreten, unter denen die oben bereits geschilderten Termiten, die von den Eingeborenen Bagas-Bagas genannt werden, durch ihre mächtigen und überall in die Augen fallenden Bauten der Insel ein besonderes Gepräge verleihen, ja in gewissem Maße zu Terrain- und Bodenveränderungen Anlaß geben können, da das Material der Bauten mit der Zeit steinhart wird. Außer diesen, die hohen und über die ganze Insel zerstreuten Pyramiden errichtenden, Termiten, giebt es auch noch andere, die in der Erde, namentlich unter alten Baumstämmen oder in den Bäumen selbst, das Holz derselben vollständig zerstörend, ihre Nester anlegen. Neben den Termiten spielen auch hier die Ameisen durch ihr zahlreiches Auftreten unter den mannigfachsten Formen und Lebenserscheinungen eine große Rolle. Zum erstenmale fand ich hier die Riesenameisen des tropischen Afrika, die Doryliden (Dorylus fimbriata), fast von der Größe einer Hornisse, mit gestrecktem, strohgelbem Hinterleib und großen Flügeln, ferner die pechschwarzen Poneriden (Ponera foetens), deren Arbeiter und Weibchen mit einem Giftstachel bewehrt sind und zu denen jene sehr merkwürdigen Treiberameisen des tropischen Westafrika gehören, die in mächtigen Raubzügen die Termitenhügel überfallen, größere Thiere, Schlangen, Eidechsen ꝛc. tödten und aufzehren und selbst in menschliche Wohnungen eindringen, hier alles, Menschen und Thiere, in die Flucht treibend, da ihren unaufhörlichen schwarzen und giftigen Scharen niemand zu widerstehen vermag. Nichts aber vermag zu gleicher Zeit auch ein Haus besser und gründlicher von aller Thierplage zu säubern, als ein solcher Ueberfall eines Treiberameisenzuges, so daß man ihnen häufig gern für einige Tage die Wohnungen preisgiebt. Ratten, Mäuse, Eidechsen, Schlangen, Skorpione, Schaben, Tausendfüße und die anderen zahllosen Plagegeister der Tropen ergreifen entweder die Flucht oder fallen unrettbar den Ameisen zum Opfer. Es ist mir erzählt worden, daß Papageien oder andere Vögel und Hausthiere, die angebunden oder in einem Käfig im Hause zurückbleiben, von den Ameisen zerfleischt und vollständig skelettirt werden. Erst wenn jede Spur organischer Substanz, die ihnen zur Nahrung dient, vertilgt worden ist, verlassen sie die überfallene Wohnung, und in der Regel ist diese Arbeit in wenigen Tagen vollendet [1]).

[1]) Bei der bisherigen sehr geringen Kenntniß der Fauna Bolamas und der umliegenden Inseln mag es von Interesse sein, wenn ich hier noch einige der am häufigsten vorkommenden Insektenformen aus der kleinen, bei meiner Wanderung über die Insel gewonnenen Sammlung anführe. Coleopteren: Mylabris bifasciata Oliv. und Capris Orion; Lepidopteren: Papilio Demoleus L., Danais Chrysippus L.; Hymenopteren (Ameisen): Dorylus fimbriata Schuck, Camponotus maculatus, Ponera foetens; Orthopteren: Tryxalis, Termiten; Hemipteren: Nezara smaragdula F., Dysdercus Koenigii F., welche letztere in großer Menge einige Sträucher bedeckte.

Digitized by Google

Erſt nach Eintritt der Nacht fuhr ich nach unſerm draußen im Strome ankernden Dampfer zurück mit großer Befriedigung über dieſen für mich ſo reichen Tag, der mir zum erſtenmale einen Blick in die höchſt eigenthümliche Natur des tropiſchen Weſtafrikas und im Beſondern Senegambiens gewährt hatte, freilich zu gleicher Zeit auch einen wenig günſtigen Eindruck von dem jetzigen Umfange und Zuſtande der portugieſiſchen Kolonie hierſelbſt hinterlaſſen hatte. Während ehedem die Küſte faſt des ganzen Senegambiens vom Grünen Vorgebirge bis nach Sierra-Leona hin der Herrſchaft Portugals unterworfen war, iſt dieſelbe heute auf einige der vor uns liegenden und angrenzenden Gebiete des Feſtlandes beſchränkt, die von jenen vielverzweigten und durch natürliche Kanäle mit einander verbundenen Strommündungen des Rio Caſamanſa, R. de S. Domingos, R. Geba und Rio Grande de Guinala umfaßt werden. Dieſes nunmehrige portugieſiſche Senegambien, die „Guiné portugueza“, ungefähr zwiſchen 13° 10′ und 10° 10′ nördl. Br. gelegen, wird in drei „Concelhos“ (Diſtrikte) eingetheilt, Bolama, Cacheu und Biſſau mit einer Geſammtbevölkerung von vielleicht nur 6000 bis 7000 Seelen.

Bolama ſtellt heute ohne Zweifel den bei weitem wichtigſten Theil der Guiné portugueza dar und beſteht aus der Inſel Bolama und der ſüdweſtlich von dieſer und vor der Mündung des Rio Grande gelegenen Inſel das Galinhas (Hühnerinſel). Mancherlei für Portugal ungünſtige Umſtände haben freilich zum bisherigen Rückgang Bolamas beigetragen. Entdeckt ward die Inſel und mit ihr ein Theil des Bijagoz-Archipels bereits im Jahre 1455 durch die Portugieſen und Bolama ſelbſt 1607 von dem Negerkönig Guinala urkundlich an Portugal abgetreten gegen Gewährung von Schutz gegen die häufigen feindlichen Einfälle der benachbarten räuberiſchen und gewaltthätigen Stämme, namentlich der Bijagoz. Im Jahre 1792 bemächtigten ſich die Engländer, durch die reiche und von den, in ihrem Mutterlande ſchwer heimgeſuchten Portugieſen, vernachläſſigte, ja eine Zeitlang verlaſſene Kolonie angezogen, der Inſel Bolama, wurden aber von den Eingeborenen ſelbſt vertrieben, die dann die portugieſiſche Fahne wieder aufpflanzten. Später (1838) erneuerten die Engländer jenen Verſuch der Beſitzergreifung Bolamas, nun bereits auf Grund ihrer erſten Okkupation Anſprüche auf den rechtlichen Beſitz der Inſel erhebend und zwar trotzdem inzwiſchen im Jahre 1828 die frühere Abtretung an Portugal förmlich erneuert worden war. Im Jahre 1868 wurde, da die Engländer auf ihr vermeintliches Anrecht beſtanden und von der Inſel nicht weichen wollten, in Liſſabon von beiden Theilen eine Uebereinkunft unterzeichnet, nach welcher dem Präſidenten der Vereinigten Staaten Nordamerikas, Grant, das Schiedsrichteramt zwiſchen Portugal und England in Bezug auf den Beſitz Bolamas übertragen wurde. Im April 1870 entſchied Grant zu Gunſten Portugals und ſeitdem wurde auch der nun gewiſſermaßen neu erworbenen Inſel eine größere Sorgfalt zugewandt, obgleich die Wirkungen derſelben für Verwaltung und Handel in der Kolonie, ſowie der Kultivirung des fruchtbaren Bodens noch in geringem Maße hervortreten. Jährlicher Import und Export mögen heute ungefähr 700 000 bis 800 000 Milreis betragen, wobei indeſſen zu berückſichtigen iſt, daß die Haupthandelsbewegung auf Bolama vorläufig in den Händen franzöſiſcher Kaufleute iſt. Das hauptſächlichſte Produkt und überhaupt faſt der einzige Handels- und Ausfuhrartikel im portugieſiſchen Senegambien iſt, wie ſchon oben erwähnt, die „Mancarra“, die Erdeichel. Außerdem werden Palmöl, Wachs, Elfenbein, Häute ꝛc. in wechſelnden Quantitäten ausgeführt. Der geringſte Theil davon, ſowohl der Mancarra als der übrigen Produkte, wird in den portugieſiſchen Kolonien ſelbſt erzeugt, das meiſte aus dem Innern Senegambiens und den Inſeln nach Bolama gebracht.

Eiſenbahnbau und Getreidehandel in Engliſch-Indien.

Bekanntlich wurde im Jahre 1878 in Britiſch-Indien eine Kommiſſion ernannt, welcher die Aufgabe geſtellt war alles zu unterſuchen, was im Stande ſei, eine künftige Hungersnoth zu verhüten, wenigſtens zu mildern; nicht auf den ganzen Bericht derſelben, welcher im Jahre 1881 erſtattet wurde, wollen wir hier eingehen, ſondern nur ihre hinſichtlich des Eiſenbahnnetzes gemachten Vorſchläge und die Art, wie die Regierung jetzt dieſelben zur Ausführung zu bringen beabſichtigt, näher betrachten.

Zehntauſend Meilen neuer Eiſenbahnen erachtete die Kommiſſion für nöthig, aber fünftauſend, meinte ſie, würden anfänglich wohl genügen, um einen kräftigen Schutz gegen eine neue Hungersnoth zu gewähren. Die Regierung nahm dieſe Frage mit Ernſt in Behandlung und jetzt iſt dieſelbe bis zu einer Vorlage ans Parlament gediehen; nach langer Berathung iſt man zu der Ueberzeugung gelangt, daß noch 7328 Meilen Eiſenbahn gebaut werden müßten. Hiervon hat die Regierung vorgeſchlagen, 3896 Meilen, welche nach dem Voranſchlag 28¾ Millionen Pfund Sterling koſten würden, in den nächſten fünf Jahren zu bauen. Weitere 3432 Meilen werden für im höchſten Grade wünſchenswerth erklärt; doch kann der Staat dieſelben zunächſt nicht ſelbſt bauen, iſt aber geneigt, wenn eine Privatgeſellſchaft eine dieſer Linien anzulegen ſich entſchließt, den nöthigen Boden koſtenfrei herzugeben.

Die Regierung theilt die Linien in zwei Klaſſen: in ſolche, von denen zu erwarten iſt, daß ſie ſehr bald Gewinn abwerfen werden, und in ſolche, die man zur Sicherung gegen Hungersnoth nicht entbehren kann, die jedoch keine Ausſicht auf baldigen Vortheil geben. Der Betrag für jede dieſer beiden Klaſſen wird annähernd gleich der Hälfte der ganzen veranſchlagten Summe, d. i. ca. 14 Millionen Pfund Sterling, ſein. Die weiteren Pläne über die Ordnung der Geldangelegenheit können hier wohl füglich übergangen werden[1]), beifügen aber wollen wir noch, daß in Britiſch-Indien am 31. März d. J. beinahe 11 000 Meilen, reichlich 17 000 Kilometer, Eiſenbahn im Betriebe und einige tauſend Kilometer im Baue waren, ſo daß, wenn, wie es wahrſcheinlich iſt, die eben berührten Vorſchläge angenommen werden, Engliſch-Indien über fünf bis ſechs Jahre etwa 24 000 bis 25 000 Kilometer Eiſenbahn beſitzen wird.

[1]) Vergleiche die Blaubücher und Engl. Economist vom 28. Juni 1884, Nr. 2131.

Wenn nun auch diese Pläne zunächst zur Abhilfe der periodisch wiederkehrenden Noth des eigenen Landes ins Leben getreten sind, so besitzen sie eine Tragweite, die sie der Aufmerksamkeit größerer Kreise vollkommen würdig macht; es ist nämlich beinahe sicher, daß Indien durch Ausführung derselben zur Kornkammer für Europa werden wird.

Seit mehreren Jahren schon, seit 1873, hat der indische Getreidehandel eine gewisse Bedeutung bekommen. Im genannten Jahre nämlich wurde der Ausfuhrzoll aufgehoben und seitdem hat dieser Handel reißende Fortschritte gemacht. Während nach den Listen der Douane über das Dienstjahr 1872—73 (dasselbe fängt am 1. April an) Indien nur 394 000 Centner [1]) exportirte, belief sich die Ausfuhr im Jahre 1880—81 auf 7 444 000 Centner, 1881—82 auf 19 863 000 Centner. Die starke Entwickelung der Ausfuhr datirt vom Jahre 1877, zeigt aber in 1879 wieder einen Rückschritt.

Bei oberflächlicher Betrachtung scheint es, als ob der großen Ungleichmäßigkeit der Ausfuhr wegen es unmöglich sei, mit Sicherheit auf die Getreideproduktion Indiens zu rechnen; doch in Wirklichkeit ist nicht die Produktion, sondern nur die Ausfuhr so veränderlich gewesen und zwar war dieselbe ganz von den europäischen Marktpreisen abhängig. Sobald dieselben in Folge einer kleineren Anfuhr aus Amerika stiegen, war das indische Getreide, welches viel höhere Frachten zu tragen hat, im Stande, mit der amerikanischen Einfuhr zu konkurriren.

Wie groß die ganze Ernte Indiens ist, kann nicht mit genügender Sicherheit angegeben werden, da die statistischen Angaben in Bezug auf diesen Punkt ziemlich mangelhaft sind; die ganze mit Getreide bebaute Oberfläche wird auf 21 Millionen Acres veranschlagt. Der Ertrag schwankt zwischen 8 und 13½ Bushel per Acre und darf im Durchschnitt vielleicht mit 11½ Bushel berechnet werden. Auf Grund dieser Basis würde man auf einen Totalertrag von ca. 150 Millionen Centner rechnen können. Das angegebene Quantum kann jedoch auf eine bedeutend höhere Ziffer gebracht werden und zwar einmal, indem man die Getreidekultur räumlich ausdehnt, dann aber, indem man sie intensiver betreibt. Unter jetzigen Verhältnissen bleiben von dem jährlichen Ertrage durchschnittlich etwa 20 Millionen verfügbar und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß diese Quantität sehr bedeutend gesteigert werden kann.

In Bezug auf die Konkurrenzfähigkeit des indischen mit dem amerikanischen Getreide möge Folgendes angeführt sein: Die Kosten der Produktion sind in Indien bedeutend niedriger als in Amerika, und das Getreide würde sowohl aus diesem Grunde als auch, weil es keinen Ausfuhrzoll bezahlt, sehr konkurrenzfähig sein, wenn nicht, wie schon erwähnt, die hohen Frachten das Verhältniß viel ungünstiger für Indien gestalteten. New York liegt etwa 3100, Bombay dagegen 6300 und Kurrachee 6000 englische Meilen von London; die nordamerikanischen Häfen haben also in dieser Hinsicht einen großen Vortheil, da beispielsweise 1882 die mittlere Fracht per Tonne (bis London) von New York 12 Schill. 2 Pence, von Bombay 35 Schill. 7 Pence und von Kurrachee 38 Schill. 9 Pence betrug; dagegen waren die Frachtpreise, welche von der Westküste Amerikas bezahlt wurden, bedeutend höher, z. B. betrugen sie von San Francisco 63 Schill. 11 Pence. Im Jahre 1882 kamen etwa 58 Procent des in England eingeführten amerikanischen Getreides von der Ostküste, 42 Procent von der Westküste der Union und es erklärt sich hieraus, daß im genannten Jahre das indische Getreide in ziemlich bedeutender Menge konkurriren konnte. Ein Hauptvortheil der Vereinigten Staaten in dieser Sache ist die Leichtigkeit und Wohlfeilheit des Transportes auf den Verbindungswegen im Innern, namentlich auf den Kanälen. Von Chicago nach New York betragen die Transportkosten 20 Schill. per Tonne (Abstand 960 Meilen), während in Indien die Kosten bei einem gleichen Abstande sich auf 32 Schill. 44 Pence belaufen würden.

Es ist leicht erklärlich, daß auch in Indien mit der Anlage von neuen Eisenbahnen die Oberfläche des mit Getreide bebauten Bodens bedeutend zugenommen hat, und dies wird auch in Zukunft geschehen, da noch ausgedehnte, für den Anbau von Getreide geeignete Felder brach liegen, weil die zur Verwerthung der Ernte nöthigen Transportmittel absolut fehlen. Welche Folgen es haben wird, wenn Indien sein Eisenbahnnetz erweitert und die Tarife gleichzeitig herabsetzt, liegt auf der Hand; daß in dieser Beziehung schon viel geschehen ist — seit 1873 ist die Länge der Eisenbahnen beinahe verdoppelt worden — ist oben schon erwähnt worden; beifügen wollen wir aber noch, daß man auch mit der Herabsetzung der Tarife angefangen und dieselben theilweise recht bedeutend — bis um 18½ Procent — erniedrigt hat.

Unter diesen Umständen ist daher wohl zu erwarten, daß Englisch-Indien in wenigen Jahren einen sehr großen Antheil an der Versorgung Europas mit Getreide haben wird, wenn nicht etwa durch die Eröffnung des Panama-Kanals neue, jetzt noch nicht zu berechnende Verhältnisse hervorgerufen werden.

Indien selbst verbraucht übrigens viel Getreide für die Bierbrauereien. Nach einer in der „Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient" (Juli 1884) mitgetheilten Notiz wurden in 24 Brauereien 2 554 697 Gallonen Bier erzeugt. Hauptsitze der Bierbrauerei sind die Himalayastationen Simla, Mussooree, Naini-Tal. Die größte der Brauereien zu Muree im Pendschab producirte 724 986 Gallonen Bier. Die bedeutendsten Käufer des indischen Bieres sind die Militär-Kommissariate, von denen das von Bengalen allein im Jahre 1882 1 699 914 Gallonen bezogen hat.

[1]) Ein Centner etwas mehr als 58 Kilogramm.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Brussa, die erste Hauptstadt des osmanischen Reiches, ist nach J. H. Mordtmann bisher in seiner Einwohnerzahl fast stets überschätzt worden. Sestini gab sie 1779 auf 50 000 an, was damals richtig gewesen sein mag; Aucher Eloy 1835 auf 100 000, Sandreczki 1844 auf 60 000, Mostras 1863 auf 70 000 und Sax 1873 auf 40 000. Die officielle Bevölkerungsziffer für das Jahr 1882 (mitgetheilt in Kandi's 1883 zu Athen erschienenem Buche über Brussa s. Oesterreichische

Digitized by Google

Monatsschrift für den Orient 1884, S. 119) beträgt etwas über 37000; sie kann wohl in dem letzten Jahrhundert eher zu- als abgenommen haben. Auch Humann's Schätzung der dortigen griechischen Bevölkerung auf 9000 Seelen ist zu hoch; es sind ihrer in Wirklichkeit nur 4292. (Diese Ausführungen beruhen auf der Annahme, daß bei jener officiellen Zählung sämmtliche Einwohner und nicht, wie gewöhnlich im Türkischen Reiche, nur die männlichen gezählt worden sind. — Red.)

— Ein Beweis für den zunehmenden Fortschritt Cyperns unter englischer Herrschaft liegt in der Thatsache, daß die Einnahmen der Insel im vergangenen Jahre so gestiegen sind, daß der bisherige, jährlich von England zu leistende Zuschuß von 30000 Pfd. St. auf die Hälfte herabgesetzt werden konnte.

— Charles Huber aus Straßburg, der Arabienreisende (vergl. „Globus" Bd. 45, S. 240), ist nach einem Briefe vom 20. Juni in Dschiddah am Rothen Meere angelangt, wollte aber bald wieder in das Innere zurückkehren, obwohl er wußte, daß die Ateibeh-Beduinen ihm feindlich gesinnt sind und auf ihn lauern. Der Sicherheit halber sandte er auch bereits von Dschiddah die Inschriftenabklatsche und sein Tagebuch nach Frankreich. In den ersten Monaten des nächsten Jahres hofft er in Bagdad zu sein.

— Anfangs December 1883 wurde in Manila unter großem Gepränge die erste Tramwaylinie eröffnet, unter Assistenz des Gouverneurs, des Erzbischofs, der Konsuln und von zahlreichen anderen militärischen und geistlichen Autoritäten. Der Unternehmer ist ein in Manila hochangesehener Deutscher, Namens Jacob Zobel. — Die Malerakademie in Manila hat eine neue Organisation erhalten, sie heißt fortan Escuela de Dibujo y Pintura. Eine Anzahl von Stipendien soll es den tüchtigeren Schülern dieser Anstalt ermöglichen in Europa ihre Studien zu vollenden.

— Die spanische Regierung hat durch die Okkupation der Uluganbai ihren faktischen Besitz auf der Insel Palawan vermehrt, sich aber damit nicht begnügt, sondern auch die Mission von Inagahuan unter ihren Schutz genommen. Die Okkupation von Ulugan ist gegen die Mohammedaner gerichtet, gegen welche die Spanier seit der britischen Niederlassung auf Nordborneo noch mißtrauischer geworden sind, als sie es früher waren. Die Mission von Inagahuan verfolgt ganz andere Zwecke: es sollen die heidnischen Eingeborenen, die Tacbanuas, für das Christenthum und damit auch für die spanische Herrschaft gewonnen werden. Es ist die mit vielem Glücke verfolgte Politik der Spanier, die Mohammedaner durch Forts und Flottenstationen in Schach zu halten, die Heiden aber durch die Missionare auf eine bequemere Weise in anhängliche Unterthanen zu verwandeln. Die Mission von Inagahuan zählt außer 49 alten Christen und zwei Chinesen bereits 200 Tacbanuas, die Filialen Malinao, Iguahi und Iraguan über 500 Individuen derselben Rasse. Sie bebauen mit großem Fleiße den Boden und wenden auf Antrieb der Missionare ihre besondere Sorgfalt dem Kakao zu.

Afrika.

— Ueber den Verkehr im Suezkanal im Jahre 1883 wäre Folgendes zu bemerken:

Flagge	Zahl der Schiffe	Tonnenmaß	Bezahlte Kanalabgaben
Englisch . .	2537	6,134 Tausende	49,9 Tausende Francs
Französisch .	272	0,782 „	6,3 „ „
Niederländisch	124	0,309 „	2,6 „ „
Deutsch . . .	123	0,214 „	1,7 „ „
(Hierauf folgen Italien, Oesterreich u. s. w. mit bedeutend geringerem Verkehre.)			
Total . . .	3307	8,051 Tausende	65,6 Tausende Francs.

Auffallend ist die Zunahme des deutschen Verkehrs; 1882 passirten 100 deutsche Schiffe mit 0,177 Mill. Tonnen
1881 nur 45 „ „ „ 0,060 „ „

Deutschland nimmt jetzt die vierte Stelle ein, während es in der Zeit vom 1. Januar 1870 bis 31. December 1883 erst an sechster Stelle kommt. Für diesen Zeitabschnitt sind zu verzeichnen:

Englische	Schiffe 18093,	welche 344,9	Mill. Frcs. bezahlten
Französische	„ 1482 „	34,4	„ „ „
Holländische	„ 792 „	17,9	„ „ „
Oesterreichische	„ 780 „	11,7	„ „ „
Italienische	„ 725 „	11,1	„ „ „
Deutsche	„ 538 „	7,1	„ „ „
Spanische	„ 338 „	7,3	„ „ „

— Im „Bulletin" der k. belgischen Geographischen Gesellschaft (1884, Nr. 2) ist ein Vortrag Mauricio Buonfanti's (s. oben S. 95) über seine leider unglücklich abgelaufene Reise quer durch Nordafrika abgedruckt, welchem eine Skizze des mittleren Niger zwischen Say und Timbuktu (13° bis 18° nördl. Br.) beigegeben ist. Es ist dies das einzige Stück aller seiner Aufzeichnungen, welches der Reisende aus dem Ueberfalle durch die Maritu am 23. December 1882 — dieselben sitzen etwa unter 10° nördl. Br. im Norden von Aschanti — gerettet hat; der dargestellte Theil des Nigerlaufes ist uns bereits durch Heinrich Barth bekannt, von dessen Leistungen übrigens Buonfanti mit der höchsten Achtung spricht. Die Uebereinstimmung zwischen den Aufnahmen beider ist nur sehr gering. Sehr zu bedauern ist, daß gerade dieses schon bekannte Stück der Reiseroute gerettet wurde und nicht ein anderes, etwa der fast ganz durch unbekanntes Gebiet führende Marsch von Timbuktu nach Lagos an der Sklavenküste oder die Reise von Kuka nach dem nördlichen Adamaua. Auf letzterer hat er den Berg Mendif bestiegen, welchen vor ihm nur der Major Denham 1824 zu Gesicht bekommen hatte. Von weitem präsentirt sich derselbe wie ein isolirter Zuckerhut, dem nach Norden andere gleichfalls isolirte, aber weniger ansehnliche Spitzen vorgelagert sind. Beim Näherkommen sieht man aber, daß er trotz seiner Isolirtheit zu der, das Land Wandala durchziehenden Bergkette gehört. Buonfanti hält ihn für einen erloschenen Vulkan; anfangs hatte er geglaubt, daß die im Sonnenscheine weiß erglänzende Spitze des Berges mit Schnee bedeckt sei, fand jedoch, daß die Färbung von dem Miste zahlloser, dort nistender großer Vögel herrühre. Seine absolute Höhe bestimmte er zu 1700 m, die relative zu 1100 m, den Umfang am Fuße zu etwa 20 km. Mitten in diesen Beobachtungen wurde er jedoch von den erregten Eingeborenen verjagt und mußte nun, gleichfalls vergeblich, versuchen, auf einem westlicheren Wege weiter in Adamaua vorzudringen. Heinrich Barth hatte 30 Jahre früher bei den friedlichen Bewohnern des nordwestlichen Adamaua die beste Aufnahme gefunden; aber seit jener Zeit haben sie sich durch innere Kriege sehr zu ihrem Nachtheile verändert; an drei verschiedenen Stellen, wo Buonfanti einzudringen versuchte, wurde er unbarmherzig zurückgewiesen, selbst angegriffen, und mußte schließlich nach Verlust zweier Leute nach Bornu zurückkehren, um von da über Kano und Sokoto an den Niger zu gelangen.

— Am 10. Juni hat eine officielle portugiesische Expedition unter Major Henriques de Carvalho Loanda verlassen und will über Dondo und Malange zum Muata Jamvo sich begeben, um demselben ansehnliche Geschenke des Königs von Portugal zu überbringen und vielleicht sein Reich dem Handel zu eröffnen. Sodann will sie quer durch den Kontinent Mozambique zu erreichen suchen.

— Nach mehrmonatlicher Pause erhalten wir neuere Nachrichten von de Brazza, welche keineswegs ungünstig lauten; sie finden sich in dem Sitzungsberichte der Pariser Geographischen Gesellschaft vom 18. Juli d. J. Danach hat Brazza die Zeit etwa vom Oktober 1883 bis Mitte Februar 1884 angewendet, um den ca. 140 km langen Verbindungs-

Digitized by Google

weg zwischen seiner Station Franceville (am oberen Ogowe) und dem Posten an dem Alima (Zufluß des Kongo) herzurichten. Am 15. Februar verließ er letzteren Posten, fuhr den Alima langsam hinab, denselben erforschend, ohne daß ihm die früher feindlich gesinnten Apfuru Hindernisse in den Weg legten. Von der Mündung des Alima fuhr er den Kongo hinab bis Nganschuno, dem Hafen seines Verbündeten Makoko, und besuchte letzteren, der abseits vom Strome auf dem Hochlande wohnt. Er hielt sich bei demselben vom 30. März an etwa drei Wochen lang auf, begab sich dann nach der seit Jahresfrist verlassenen Station Brazzaville (am Stanley Pool) und richtete dieselbe wieder ein. Der Gesundheitszustand seiner Leute und die Beziehungen zu den Eingeborenen werden als vortreffliche geschildert; besonders günstig soll die Lage der schon aus 50 Hütten bestehenden Station am Kap Lopez (im Delta des Ogowe) sein. Daß die französischen Kammern neuerdings ansehnliche Geldmittel für dieses Unternehmen bewilligt haben, ist bekannt.

— Aus einem Vortrage des Kapitäns Braudou Kirby vor der Royal Geogr. Society (23. Juni 1884) geht hervor, daß das Aschanti Reich in den letzten Jahren an Umfang und Macht sehr bedeutend zurückgegangen ist. 1881 noch hatte der König das Kriegszeichen der goldenen Axt mit einer sehr kriegerischen Botschaft an den englischen Gouverneur des Küstenstrichs gesandt; zwei Jahre später bat er denselben, einen Bürgerkrieg im Lande unterdrücken zu helfen, was derselbe auch auf gütlichem Wege that, und während früher der Wille des Aschantikönigs Gesetz war in dem ganzen Gebiete zwischen 6° und 8° nördl. Br. und von 3° westl. L. Gr. bis über den Voltafluß hinaus, gilt er jetzt nur noch in einem Umkreise von 50 bis 60 engl. Meilen um die Hauptstadt Kumassi. Auch letztere hat in dem Bürgerkriege sehr gelitten, fängt aber an, sich wieder zu heben. Den dortigen gräuelvollen Menschenopfern hat der neue König Quaco Duah ein Ende gemacht; zum Beweise dessen führt Kirby an, daß er bei seinem letzten Besuche der Hauptstadt dort keine Aasvögel mehr sah, während sie früher in Masse sich herumtrieben. Ein neuer Handelszweig, der sich jetzt in Aschanti entwickelt, ist der Handel mit Kautschuk, der in Fülle vorhanden ist; es beschäftigen sich damit ausschließlich Eingeborene aus den englischen Schutzstaaten, die zwischen Aschanti und der Küste liegen. — Auf seiner Reise durch das Land drang Kirby 80 engl. Meilen nordnordöstlich von Kumassi bis Kuntampoh vor, einer Stadt von 15 000 ständigen Bewohnern und einer fluktuirenden Bevölkerung von ca. 25 000 Kaufleuten, einst der Hauptmarkt für Elfenbein in diesem Theile Afrikas. Dort traf der Reisende Karawanen aus Timbuktu und Mandingos aus dem Hinterlande von Sierra Leona, welche europäische Waaren (Baumwollenzeuge, Messer und Zwirn) mit sich führten. Wie viel leichter und billiger wäre es, dieselben von der fünf- oder sechsmal näheren Guineaküste zu beziehen! Eine Gelegenheit zu Geschäften, die sich der englische Handel nicht entgehen lassen wird.

Australien.

— Die Australian Frozen Meat Export Company in Melbourne hat in den letzten sechs Monaten auf 10 Schiffen die gefrorenen Fleischkörper von 31 602 Schafen nach London exportirt. Dieselben haben, mit Ausnahme derer auf einem Schiffe, in bester Beschaffenheit ihren Bestimmungsort erreicht. Der Preis stellte sich in London auf 42 bis 50 Pfennig das Pfund. Ein Kargo von 1816 Schafkörpern aus Sydney kam in unverkäuflichem Zustande an. Wegzuleugnen ist nicht, daß solches Fleisch an Süßigkeit und Saftigkeit verloren hat und daß das schwarze Aussehen desselben auch wenig einladend ist. — In London haben jetzt zwei Gesellschaften, die Central Markets Cold Air Stores Limited und die West India Docks Company, große Gewölbe eingerichtet, welche resp. 30 000 und 25 000 gefrorene Fleischkörper aus Australien bergen können.

— Der Arbeitermarkt ist in allen australischen Kolonien überfüllt. Die Zahl derer, welche Arbeit und Verdienst vergeblich suchen, ist groß, und die Regierungen sind gezwungen, wenigstens für einen Theil dieser unbeschäftigten Leute öffentliche Arbeiten gegen billige Löhne ausführen zu lassen. Um so mehr muß man sich wundern, daß die Parlamente immer von neuem bedeutende Summen für freie und unterstützte Einwanderung aus Europa alljährlich bewilligen. Neu-Süd-Wales verausgabte dafür im Jahre 1883 die Summe von 75 000 Pfd. St. Ein gleicher Betrag war auch wieder für das laufende Jahr bestimmt, indeß hat die Regierung denselben bei der gerade in dieser Kolonie herrschenden großen Noth in der arbeitenden Klasse jetzt auf 40 000 Pfd. St. vermindert. Süd-Australien verwendete im letzten Jahre 45 000 Pfd. St. auf Einwanderung aus Europa und hat, trotz seiner derangirten Finanzen, auch für dieses Jahr wenigstens 8000 Pfd. St. dazu bestimmt. Queensland — es klingt kaum glaublich — importirte im Jahre 1883 theils frei, theils assistirt, 24 421 Personen aus Europa mit einem Kostenaufwande von 269 210 Pfd. St. Von 1861 bis Ende 1883 betrug die Zahl der so in diese Kolonie Eingewanderten 122 727. Nur Victoria sieht von einer freien und assistirten Einwanderung gänzlich ab. Diese Kolonie bietet unbestritten Einwanderern die verhältnißmäßig besten Aussichten, und darum fällt ihr immer sehr bald ein nicht unbedeutendes Kontingent der auf Staatskosten importirten Einwanderer aus den anderen Kolonien zu.

— Wie ein Finanzbericht aus Adelaide besagt, fängt die hohe Schuld, welche Süd-Australien auf sich geladen hat, an ernstlich zu beunruhigen. Mit Einschluß der im Februar dieses Jahres vom Parlamente bewilligten neuen Anleihe von 1 651 300 Pfd. St. beläuft sich dieselbe bereits auf 15 500 000 Pfd. St. oder 50 Pfd. St. pro Kopf der Bevölkerung. So kann es mit den Anleihen nicht fortgehen. Die Jahresrevenue deckt nicht die Ausgaben, und nach Aussage des Finanzministers dürfte das mit Juni abschließende Finanzjahr wieder ein Defizit von 300 000 Pfd. St. aufweisen. Die Eisenbahnen, auf welche die Anleihen zum großen Theile verwendet wurden (es sind jetzt 1616 km im Betriebe, 309 km im Bau und der Bau von weiteren 528 km ist vom Parlamente genehmigt), verzinsen bei weitem nicht das Anlagekapital, ja die Einnahmen decken zum Theil nicht einmal die Betriebskosten. Der Bau einer transkontinentalen Eisenbahn, womit der Anfang im Süden und Norden gemacht ist, wird kolossale Summen verschlingen, ohne daß an eine Rentirung zu denken ist. Das nunmehr aufgelöste Parlament hat die Abhaltung einer internationalen Industrieausstellung in Adelaide im Jahre 1886 beschlossen, wenn anders das neu gewählte Parlament den Beschluß nicht redressiren wird. Dadurch würden dem Staate Kosten in der Höhe von wenigstens 150 000 Pfd. St. zufallen, welche durch Anleihe gedeckt werden sollen. Eine Kolonie mit erst 311 100 Seelen, einschließlich der 6346 Eingeborenen, ist zu einer Weltindustrieausstellung nicht berechtigt, und dieselbe wird auch schwerlich auswärts die nöthige Unterstützung finden. Die Einwanderung in Südaustralien scheint in diesem Jahre mit der Auswanderung auch nicht gleichen Schritt zu halten.

— Der australische Reisende Mr. Ernest Favenc hatte, wie wir schon berichteten, im Auftrage der südaustralischen Regierung um Mitte vorigen Jahres das durch den Mc Arthur (mündet in 15° 46′ südl. Br. und 136° 44′ östl. L. von Gr. in den Golf of Carpentaria) entwässerte und bis dahin unbekannte Gebiet erforscht. Er entdeckte am oberen Laufe desselben ein gut bewässertes und grasreiches Areal im Umfange von angeblich 60 000 englischen oder 2822 deutschen Quadratmeilen, zu Schafweiden bestens geeignet. Den Fluß hält er für schiffbar. Die Regierung schickte in Folge dessen von Port Darwin aus den Dampfer „Palmerston“ mit einem Feldmesserpersonal nach dem Mc Arthur, um, falls sich die

Digitized by Google

Schiffbarkeit desſelben beſtätigen ſollte, an der Mündung eine Stadt anzulegen und dann das fruchtbare Inland zu vermeſſen. Der Dampfer kehrte Ende Juni dieſes Jahres nach Port Darwin zurück mit der Nachricht, daß der Mc Arthur ſich nur mit kleinen Booten eine Strecke lang befahren laſſe und daß an der dortigen Meeresküſte, welche in der Länge von 70 engliſchen Meilen oder 113 km erforſcht ward, kein einziger ſchiffbarer Fluß münde. Man hatte in der Kolonie Südauſtralien große Hoffnungen auf die Entdeckung des Mr. Favenc geſetzt und ging mit dem Plane um, am Mc Arthur eine neue Anſiedelung zu gründen.

— Man hat in Südauſtralien auf dem großen wüſten und waſſerloſen Gebiete, welches den Lake Eyre, in 28° 30′ ſüdl. Br. und 137° 18′ öſtl. L. von Gr., umgiebt und ſich nordöſtlich nach der Grenze von Queensland und darüber hinaus erſtreckt, eine ſehr wichtige Entdeckung gemacht. Das Gebiet gehört der Kreideformation an, und ſein Umfang mag ungefähr 126 000 engliſche Quadratmeilen oder 326 214 qkm betragen. Es exiſtiren dort viele aus Tuff gebildete kegelförmige Erdhügel (mounds) von 3 bis 30 m Höhe, aus welchen Waſſer mit mehr oder weniger ſalzigem Geſchmacke und darum für Menſchen und Vieh ungenießbar, fließt. Dies veranlaßte die ſüdauſtraliſche Regierung ſchon im Jahre 1881 an einer Stelle, welche Tarkaunina heißt und in 29° 10′ ſüdl. Br. und 138° 9′ öſtl. L. von Gr. liegt, Bohrverſuche anſtellen zu laſſen. In einer Tiefe von 350½ m fließ man auf kreidigen Thon und bei 372 m kam man endlich am 14. April 1884 auf ein Baſſin guten Waſſers, welches ſofort durch das Bohrloch 6 m über die Oberfläche hinaufſtieg. Die Quellen dieſes unterirdiſchen arteſiſchen Waſſerbeckens werden ohne Zweifel an der ſüdlichen Waſſerſcheide der Gebirge im Northern Territory und in Queensland liegen. Da die geologiſche Formation auf dem vorbezeichneten Gebiete durchweg dieſelbe iſt, ſo läßt ſich wohl annehmen, daß dies arteſiſche Waſſer überall, wenn auch in verſchiedenen Tiefen, anzutreffen ſein wird. Ja, die Squatter Hogarth und Warren ließen ebenfalls im September 1881 bei Adlalawalla, 46 km nordweſtlich von Strangways Springs in 29° 12′ ſüdl. Br. und 136° 30′ öſtl. L. von Gr., eine 101,6 mm weite Bohrung ausführen und trafen, nachdem das Waſſer urſprünglich ſehr ſalzig geweſen, durch dieſelbe Formation wie bei Tarkaunina, ſchon bei einer Tiefe von 46 m auf gutes Waſſer. Daſſelbe ſteht im Bohrloche — Adlalawalla iſt höher gelegen — 0,76 m unter der Erdoberfläche und man gewinnt daraus täglich unausgeſetzt 36 350 Liter Waſſer, um das Vieh zu tränken. Dieſe Entdeckung iſt von der größten Wichtigkeit, nicht ſowohl für das Gebiet, welches auf ſeiner dürren Oberfläche wohl nie beſondere Viehweiden liefern wird, als vielmehr dadurch, daß die Anlegung einer Reihe arteſiſcher Brunnen dazu dienen wird, das Fettvieh aus dem centralen Auſtralien (Mac Donnell Ranges u. ſ. w.) über dieſe ausgedehnte waſſerloſe Wüſte hinweg nach den angeſiedelten ſüdlichen Diſtrikten zu treiben und an den Markt von Adelaide zu bringen, wie überhaupt einen Transport möglich zu machen reſp. zu erleichtern.

— Der ſchon bekannte Reiſende J. V. Mulligan in Queensland hat die Leitung einer Expedition zur näheren Erforſchung der Mc Kinlay Ranges (in 21° 30′ ſüdl. Br. und 141° 1′ öſtl. L. von Gr.) übernommen. Von den Koſten der Expedition beſtreitet die Regierung von Queensland zwei Drittel, das andere Drittel Privatperſonen.

Inſeln des Stillen Oceans.

— Der Naturforſcher H. O. Forbes trifft Vorbereitungen für eine Reiſe nach dem ſüdöſtlichen Neu-Guinea, um womöglich bis zur Owen Stanley-Kette vorzudringen und deren Geographie, Fauna und Flora zu unterſuchen. Bekanntlich iſt Forbes ſchon einige Jahre im Malaiſchen Archipel thätig geweſen, und wenn jemand für die ſchwere Aufgabe in Neu-Guinea vorbereitet iſt, iſt er es. Die Koſten der Expedition werden auf 20- bis 30 000 Mark geſchätzt, welche, wie man hofft, gelehrte Geſellſchaften und Privatperſonen aufbringen werden. Der Vorſtand der Royal Geogr. Society hat 5000 Mark zugeſagt.

— Ueber Neu-Guinea gehen folgende Nachrichten ein. Eine Reiſegeſellſchaft aus Queensland, welche die Flüſſe Laloki, nordnordöſtlich von Port Moresby, und Kemp Welſh, welcher in 10° ſüdl. Br. und 147° 45′ öſtl. L. von Gr. in Hood Lagoon mündet, ſowie deren Nebenflüſſe auf ihren Metallreichthum erforſcht hatte, kehrte Ende April 1884 nach Auſtralien zurück, ohne irgend welche werthvolle Metalle entdeckt zu haben. — Auf der Halbinſel Hula, weſtlich von Hood Lagoon und in 10° 6′ ſüdl. Br. und 147° 43′ öſtl. L. von Gr., wird eine Trepang-Fiſcherei mit beſtem Erfolge betrieben. — Der bekannte Neu-Guineareiſende Mr. Goldie hat von den Eingeborenen eine ſchöne Weidefläche von ziemlichem Umfange gepachtet, welche mit Rindvieh, wovon eine Sendung aus Cooktown in Queensland erwartet wird, beſagt werden ſoll. Man verſpricht ſich von dieſem Unternehmen den beſten Erfolg; es fragt ſich nur, wo ein Markt für Abſatz gefunden werden ſoll.

— England hat nun doch endlich einen Theil von Neu-Guinea ſich angeeignet, nämlich die öſtliche Hälfte der Südküſte, ſoweit dieſe nicht von den Niederlanden beanſprucht wird. Die Form der Annexion, welche die engliſche Regierung gewählt hat, iſt das Protektorat, ausgeübt durch einen Oberkommiſſar, welcher unabhängig iſt von dem Gouverneur der Fidſchi-Inſeln.

— Das einheimiſche Geld in Neubritannien beſteht aus kleinen Kaurimuſcheln, die auf zerſpaltenes Rohr aufgereiht werden; das wird auf Duke-of-York „Diwarra“ genannt. Es wird nach Längen gemeſſen. Die erſte Länge reicht bei ausgebreiteten Armen über die Bruſt weg von Hand zu Hand; die zweite vom Mittelpunkte der Bruſt bis zur Hand des ausgeſtreckten Armes; die dritte von der Schulter den Arm entlang bis zur Spitze der Finger; die vierte bis eben dahin vom Ellbogen an; die fünfte vom Handgelenke an bis zur Fingerſpitze; die ſechſte iſt gleich einer Fingerlänge. Fiſche werden gewöhnlich nach ihrer Diwarra-Länge gekauft, außer wenn ſie zu klein ſind. Ein großes Schwein koſtet etwa 30 bis 40 Längen erſten Maßes, ein kleines 10. Das Diwarra wird zur Bequemlichkeit in Gewinde von 100 Faden oder „erſten Längen“ zuſammengelegt. Bisweilen werden gegen 600 Faden zuſammengewunden, aber nicht oft, da eine ſolche Menge zu maſſig iſt, wenn im Falle eines feindlichen Einbruches oder Krieges die Weiber ſie raſch fortbringen und verſtecken müſſen. Dieſe Diwarragewinde werden ſehr nett mit Flechtwerk bedeckt, welches den Sitzen unſerer Rohrſtühle ähnelt. Fragt man, woher die Muſcheln kamen, ſo ſagen die Eingeborenen, ſie wüßten es nicht; aber mehrere der Häuptlinge wiſſen es, und zwar kommen ſie von Nukani, einem Orte in beträchtlicher Entfernung an der Nordweſtküſte. Die Muſcheln werden in die Erde gegraben, damit ſie bleichen; danach ſchlägt man mit einem Steine in ihre Spitze ein kleines Loch; alsdann reiht man ſie auf die Rohrſtreifen, was wahrſcheinlich nur von den Häuptlingen beſorgt wird.

Nordamerika.

— Ein ſehr amüſantes und kulturgeſchichtlich nicht unwichtiges Buch iſt die „Humoriſtiſche Reiſe durch Texas“. Von Alex E. Sweet und J. Armoy Knox (Deutſch von Dr. R. Teuſcher. Jena, H. Coſtenoble 1884. Preis 10 Mark). Wer durch die witzige und ironiſche Einkleidung hindurch den wahren Sachverhalt zu verſtehen vermag, wird auch vielfache Belehrung finden, wenn auch nicht über ſpeciell geographiſche und ethnographiſche Dinge, ſo doch über Ackerbau- und Handelsverhältniſſe, über die verkehrte Indianerpolitik der Vereinigten Staaten, über die lotterigen Zuſtände in Mexiko u. ſ. w. Wir danken den Verfaſſern

Digitized by Google

ein paar herzlich vergnügte Stunden; wir dürfen ihnen auch für das Lob der deutschen Kolonisten in Texas danken, das in amerikanischem Munde um so besser klingt. Man höre folgenden Abschnitt (S. 307). „Wo wir auch in Texas an einer Farm vorbei kamen, waren wir nie im Zweifel, ob der Eigenthümer ein Deutscher sei oder nicht. Wenn wir eine Farm antrafen mit guten Zäunen, Thoren, die nicht am Boden herschleiften, ungewöhnliche Ackerwerkzeuge unter einem Dache, einem Brunnen im Hofe, Obstbäumen und Gemüsebeeten hinter dem Hause, Heuhaufen für Winterfutter, und Fensterläden, welche jedenfalls durch Lokalkünstler in strahlenden Farben bemalt waren — einstimmiger Ausspruch: „Deutsche". Wenn wir sahen, daß die Thore auf dem Boden beim Oeffnen tiefe Kreislinien einrissen, oder die Oeffnung statt des Thores mit Gebüsch verstopft war, wenn der Eigenthümer auf der Veranda schlafend lag, den Kopf auf einem Sattel, von fünf Hunden umgeben, oder wenn er durch Spalten zwischen den Balken, aus denen das Haus erbaut war, aus und ein ging, wenn wir sein Reitpferd, angepflöckt und mit wundem Rücken an der Straße grasen sahen, wenn wir im Hofe einen Wagen bemerkten, der in der Sonnenhitze Risse bekam und ein Wasserfaß auf dem Wagen, zum Beweis, daß die Familie ihr Trinkwasser aus dem Bache holte — Ausspruch ohne Zaudern: „Altteranische Wirthschaft"." Oder S. 315: „Es ist schwer, die Deutschen in Westteras zu sehr zu loben, sie haben das Land zu dem gemacht, was es ist. Sie liefern einen sehr schwachen Beitrag zu den Verbrechen, während sie einen starken Antheil an den Steuern tragen, ganz außer Verhältniß zu ihrer Anzahl. Sie erziehen ihre Kinder auf eigene Kosten, wenn der Staat sich weigert es zu thun. Sie achten die Rechte anderer, und Rohheit und Gewaltthätigkeit ist in den deutschen Ansiedelungen so gut wie unbekannt." — Die Uebersetzung liest sich sehr gut.

Südamerika.

— Allen Schwierigkeiten und scheinbar unüberwindlichen Hindernissen zum Trotz schreiten die Arbeiten an dem Panama-Kanal rüstig vorwärts. Von dem Umfange des großen Unternehmens, das durch die neue Suezkanalfrage einstweilen in den Hintergrund des allgemeinen Interesses gedrängt worden ist, geben die nachstehenden, dem „Panama Star and Herald" vom 1. Mai entnommenen Daten ein anschauliches Bild. „Bis jetzt", schreibt das genannte Blatt, „haben die Dampfer der Royal Mail Steam Packet Company einige 80 000 Tonnen Fracht für die Kanalgesellschaft nach dem Isthmus befördert und überdies noch 12 000 Arbeiter von Jamaika nach Colon überführt, die hier bei der Entwässerung der großen Sumpfstrecken beschäftigt werden. Diese Zahlen mögen wohl etwas hoch gegriffen erscheinen, sie sind aber durchaus richtig. Die Transportschiffe der nämlichen Dampfergesellschaft sind auch schon zu verschiedenen Malen gechartert worden, um volle Ladungen an Maschinen und Vorräthen vom Kontinente nach dem Isthmus zu bringen. Beträchtlich ist namentlich die Verschiffung englischer Maschinen für Zwecke des Kanalbaues gewesen. Verläßlichen Angaben zufolge beschäftigt Lesseps' große Gesellschaft augenblicklich etwa 13 000 Arbeiter[1]), der Mehrzahl nach von Jamaika und Haiti. Unter den Pflanzern von Jamaika, die sich nur mit größten Schwierigkeiten noch die nöthigen Arbeitskräfte zu verschaffen im Stande sind, herrscht deshalb eine sehr begreifliche Mißstimmung. Der bei ihnen üblich gewesene Tagelohn von 1 Schilling und 1 Schilling 6 Pence (1,25 und 1,75 Mark) erscheint wie ein Nichts neben der Summe von 1 Dollar 25 Cents oder 1 Dollar 50 Cents (5,40 und 6,60 Mark), welche die Kanalbau-Unternehmer ihren Leuten pro Tag zahlen. Unter der besseren Klasse der jamaikanischen Arbeiter giebt es viele, die ihr Geld in die Heimath senden, um es dort in kleinem Grundbesitze anzulegen.

— Die argentinische Regierung hat eine Expedition unter Oberst Lafferre nach dem Süden ihres Gebietes geschickt, um günstige Punkte zur Anlegung von Häfen und Ortschaften zu ermitteln, sowie einen Punkt auf dem Feuerlande für eine Strafkolonie und einen auf der Staten-Insel zur Erbauung eines Leuchtthurmes auszusuchen.

[1]) Lesseps selbst bezifferte am 4. Juli d. J. ihre Zahl auf ca. 16 000.

Polargebiete.

— Sibiriakow hat auch in diesem Jahre den Versuch gemacht, in das Karische Meer einzudringen und die Jenisei-mündung zu erreichen. Die zu dieser Expedition bestimmten Dampfer „Nordenskiöld" und „Ob" sind Ende Juni abgefahren und in das Karische Meer vorgedrungen; jedoch hat der „Nordenskiöld" einen Achsenbruch erlitten, der ihn nöthigte, unter Assistenz des „Ob" einen Nothhafen aufzusuchen.

Vermischtes.

— Weiteres über die Steinkocherei. — Aus derselben Quelle, aus der die Notiz in Bd. 46, S. 16 stammt, geht uns noch weiteres Material zu dem behandelten Brauche zu. „Wenn man in hiesiger Gegend (Freiheit in Böhmen)," schreibt Herr Bayer, „Gicht oder Rheuma durch Schwitzbäder zu vertreiben beabsichtigt, so pflegt man das nur mäßig vorgewärmte Wasser der Badewanne, in der der Kranke auf einem Schemel sitzend Platz genommen hat, durch erhitzte Kieselsteine auf eine höhere Temperatur zu bringen. Die Anwendung der erhitzten Steine erweist sich in diesem Falle zweckmäßiger als das Nachfüllen von heißem Wasser, weil jene ihre Wärme nur allmählich abgeben und so das Bad längere Zeit auf gleicher Temperatur halten." Schließlich weist Herr Bayer noch auf den zum Vergleich heranziehbaren Gebrauch der Gastwirthe hin, ihren Gästen allzu kaltes Bier durch einen hineingehaltenen glühenden Stahl rasch bis auf die nöthige Temperatur zu erwärmen, ohne daß allzu viel Kohlensäure verloren geht.

— O. Hübner's allbekannte „Geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde" (W. Rommel, Frankfurt a. M.) sind unlängst, vollständig umgearbeitet und bedeutend erweitert, von Professor Dr. von Juraschek in 33. Auflage erschienen, und zwar in Tafelformat (50 Pf.), sowie in Buchform (1 M.).

Inhalt: Eine Reise in Griechenland. I. (Mit drei Abbildungen.) — Eine Einleitung in die Kulturgeschichte. (Mit acht Abbildungen.) — Richard Greeff: Von den Capverdischen Inseln nach Bolama. II. (Schluß.) — Eisenbahnbau und Getreidehandel in Englisch-Indien. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Australien. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Südamerika. — Polargebiete. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 9. August 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Belle.)

II.

Von Andravida aus gelangte Belle in 2½ Stunden in östlicher Richtung durch eine ziemlich gut, namentlich mit Reben angebaute Ebene nach der Stätte des antiken Elis. Diese Gegend bringt übrigens einen der besten Weine Griechenlands hervor. Jeder Weinbauer hat auf seinem Felde einen viereckigen, gut cementirten, oben offenen Behälter, in welchem die Trauben ausgetreten werden und aus welchem der Most in ein tiefer befindliches Becken läuft. Aus diesem wird er in Schläuchen nach dem Dorfe geschafft und dort in riesige, bis zum Halse eingegrabene Krüge aus gebranntem Thon gegossen, um dort den Gährungsproceß durchzumachen. Damit er sich bei dieser rohen Behandlung wenigstens einige Monate lang hält, fügt man Harz hinzu, was ihm den bekannten abscheulichen Geschmack verleiht. Die Weinlese giebt, wie anderwärts, zu Festen und Lustbarkeiten Anlaß: das Austreten geschieht beim Klange von Mandolinen und Geigen, und Abends beim Fackelschein treten Männer und Frauen, unbekümmert um die vorangegangenen Mühen des Tages, zum Reigentanze an. Noch vor drei oder vier Jahrzehnten hielten die Winzer Umzüge durch das Dorf, Weinranken um das Haupt geschlungen und in der Hand rebenbekränzte Stöcke tragend, die in einen Pinienapfel ausliefen; diese wahrhaftigen Thyrsosstäbe schwangen sie tanzend und springend, wie antike Bacchanten. Heute aber sind diese unbewußten Reminiscenzen aus dem Alterthume in Vergessenheit gerathen. Viele Besitzer haben, durch die in Aussicht stehende größere Einnahme verlockt, italienische Winzer und verbesserte Keltern kommen lassen und haben Keller gebaut, wo in langen Reihen Tonnen lagern, wie irgendwo am Rhein oder im Bordelais. Die Weine sind besser geworden, aber der malerische Reiz ist verschwunden; letzteres beklagt wohl ein oder der andere Reisende, aber wie viel Trinker freuen sich über ersteres! Der natürliche Wein von Elis ist stark, alkoholreich und berauschend, sehr ähnlich den Weinen des Hérault in Frankreich; außerdem aber werden besonders in Patras allerhand Weinsorten fabricirt, wie Bordeaux, Madeira, Malaga und selbst Champagner.

Je näher Belle seinem Ziele kam, um so mehr hob sich der Boden und wurde welliger. Auf den dort zerstreuten Weilern wird viel Seidenzucht getrieben; die Seide von Elis ist die weichste in ganz Morea, enthält am wenigsten Gummi und ist doch die dauerhafteste, weshalb sie viel nach Italien ausgeführt wird. Ebenso vorzüglich sind die Früchte der dortigen Oelbäume; nicht das Gleiche aber läßt sich vom Oele sagen, welches in Folge schlechter Bereitung und Aufbewahrung den bei den Landeseingeborenen beliebten ranzigen Geschmack annimmt.

Nachdem noch der Fluß von Gastuni, der antike Peneios, durchfurtet war, erreichte Belle das Dorf Paläopolis, das auf der Stelle von Elis erbaut ist, derjenigen Stadt des alten Hellas, die nächst Athen und Korinth wegen der Menge ihrer Bauwerke und Bildsäulen am berühmtesten war. Aber in den Haufen von Hau- und Ziegelsteinen, welche über mehr als 2 qkm verstreut sind und meist zwischen den Weinpflanzungen verschwinden, läßt sich heutigentages

weder Geſtalt, noch Größe, noch Beſtimmung eines einzigen Gebäudes mehr erkennen. Auch auf dem ſteilen, 152 m hohen Hügel, welcher einſt die Akropolis trug, ſind nur noch Mauerreſte einer mittelalterlichen Burg erhalten, die bei den Franken Beauvoir, bei den Venetianern Belvedere und bei den Griechen Kaloſkopi (d. h. ſchöne Ausſicht) hieß. Auch auf dem Bergzuge nordöſtlich von Elis, welcher die Orte Santameri und Portäs trägt, haben ſich Ruinen eines feſten Schloſſes erhalten, das Sire Nicolas de Saint-Omer um 1310 erbaute, und auf den Abhängen des Berges und in der Ebene darunter giebt es zahlreiche Ruinen byzantiniſcher und fränkiſcher Häuſer und Kirchen mit Rundbogenfenſtern und -thüren, die von Ziegelgeſimſen eingefaßt ſind, und Ornamenten aus gebranntem Thon und Stein; von Inſchriften oder intereſſanten Basreliefs fand ſich jedoch nichts.

Von Elis aus ritt Belle am linken Ufer des Peneios (Gaſtunitiko) aufwärts und paſſirte nach zwei Stunden die Ruinen des antiken Pylos, jenſeits deren das Flußthal ſich verengt und wilder und maleriſcher wird. Prächtige Tannenwälder bedecken die Berge zu beiden Seiten, in denen Wildſchweine in Menge hauſen, auf welche niemals Jagd gemacht wird. Mühſam ſteigt man einen ſteilen Abhang hinauf und befindet ſich plötzlich auf einer weiten Hochebene, an deren ſüdlichem Ende das 12 km von Olympia entfernte Dorf Lala liegt. Ueberall iſt dort der Boden mit großen

Kirchenruine bei Elis. (Nach einer Skizze Belle's.)

Farnen und hohem weißem Heidekraut bedeckt; ringsum erheben ſich fichtenbewachſene Berge, vor allem im Norden das kahle Haupt des Erymanthos. Wegen der reinen, ſtärkenden, aromatiſchen Luft gilt das Klima dieſer Hochebene für das beſte in ganz Morea.

Zur Türkenzeit wohnten in Lala Albaneſen, die im Solde der Regierung ſtanden, aber wegen ihrer Wildheit und ihres Unabhängigkeitsſinnes ſich ihren Herren ebenſo furchtbar machten als den Chriſten und faſt vollſtändig unabhängig waren. Zeitweilig ſtiegen ſie von ihrer Höhe herab und ſtürzten ſich wie Raubvögel, ſengend, plündernd, mordend und Sklaven machend, auf die griechiſchen Dörfer in den benachbarten Thälern oder der eliſchen Ebene. Während des Unabhängigkeitskrieges im Jahre 1821 hielten ſie alle gegen ſie abgeſendeten Truppentheile in Schach, bis ſie Graf Metaxas mit ſeinen Freiwilligen von Zante beſiegte. Sie wurden darauf in ihrem Dorfe eingeſchloſſen, aber retteten ſich nach Patras, nachdem ſie ihre Gefangenen gepfählt und ihre Häuſer in Brand geſteckt hatten. Nun ergriff ſchändlicher Weiſe die engliſche Regierung als Herrin von Zante Partei für die Unterdrücker und befahl dem Grafen Metaxas und ſeinen Gefährten, bei Strafe ewiger Verbannung und der Konfiskation ihrer Güter, in ihre Heimath zurückzukehren. Aber trotz aller Drohungen, Verfolgungen und Beſchlagnahmen blieben alle auf dem Kriegsſchauplatze.

Lala hat ſich aus ſeinen Ruinen wieder erhoben, iſt aber erſt ein ärmliches Dorf mit einem höchſt dürftigen Chani (Herberge) in Geſtalt eines Schuppens; gegen Abend war es dort auf der Hochebene, die im Alterthume den

Digitized by Google

Namen Pholoe führte, ſo kühl, daß der Reiſende gern an dem Feuer Platz nahm, welches Einheimiſche angezündet hatten und zu welchem ſie ihn freundlich einluden. Der nächſte Tagemarſch führte über die Hochebene und im Thale des Erymanthos aufwärts zu dem kleinen Chani von Tripotamo, in deſſen Nähe die Ruinen von Pſophis liegen, kyklopiſche Mauern einer Akropolis und Fundamente von Tempeln. In dem Periſtyl der Kirche eines benachbarten kleinen Kloſters ſind außerdem antike Säulen erhalten. Am nächſten Tage war die Waſſerſcheide zwiſchen dem Joniſchen Meere und dem Meerbuſen von Korinth zu überſchreiten. Zuerſt führte der Pfad im Erymanthosthale aufwärts und am Abhange des Berges Zembi entlang nach Anaſtaſova, einem kleinen, von hundertjährigen Nußbäumen beſchatteten Dorfe; weiterhin wird er überaus ſteinig und abſchüſſig, ja gefährlich, bis man die Paßhöhe erreicht. Dort oben

Frau aus Lala. (Nach einer Photographie.)

Albaneſin aus Morea. (Nach einer Photographie.)

wehte ein eiſiger Wind; aber ſchön und umfaſſend iſt der Ausblick auf die Berge ringsum und auf das ganze Land vom Ufer des Korinthiſchen Meerbuſens an bis zum Thale des Alpheios. Dann ſenkt ſich der Weg durch ein enges, mit krummen und verkrüppelten Eichen beſtandenes Thal bis zum Städtchen Kalavryta, wo Reiter und Thiere von dem ſechsſtündigen Marſche höchſt erſchöpft anlangten. Kalavryta, Hauptort einer Eparchie mit wenig über tauſend Einwohnern, beſitzt einige europäiſch gebaute Häuſer und Gärten mit Maulbeer-, Obſt- und ſelbſt Orangenbäumen, die aber bei dem ſcharfen winterlichen Nordwinde nur eben vegetiren, denn der Ort liegt 700 m hoch und das Thal des Eraſinos iſt ſo kalt, daß nicht ſelten die Verbindungen mit den Nachbarthälern durch Schneefall unterbrochen werden. Die Straßen ſind ziemlich belebt, beſonders der Bazar, wo man aber kein dem Lande eigenthümliches Produkt findet, ausgenommen vielleicht harte Käſe, die dem Parmeſan ähnlich ſind und wie dieſer in der Küche ver-

Digitized by Google

wendet werden. Schon im Alterthume hatten ja die Käſe von Achaia und Sikyon großen Ruf und waren ein weſentlicher Beſtandtheil jeder guten Küche.

Auch unter der Bevölkerung von Kalavryta findet man den albaneſiſchen Typus wieder. Ein großer Theil der Albaneſen nämlich, welche 1770 im Gefolge der Türken in Morea einfielen, ſind im Lande geblieben, ſind aber, ausgenommen in den unzugänglichſten Theilen, bald von der ſtärkeren helleniſchen Civiliſation in Sprache und Sitte abſorbirt oder doch verändert worden. In einzelnen Dörfern wird auch noch Albaneſiſch geſprochen; in vielen anderen aber, die der Sprache nach griechiſch ſind, zeigt die Phyſiognomie der Bewohner, daß ſie Nachkommen albaneſiſcher Einwanderer ſind. Die Albaneſen haben im Allgemeinen einen dicken Körper, runden Kopf, breite Unterhälfte des Geſichts, harte Züge, ſchlecht gebildete Stirn und Augen, die mehr lebhaft als intelligent dareinſchauen. Sie ſind fleißig, geduldig und nüchtern, aber habgierig. Durch ihre Auffaſſungsgabe, die derjenigen der Griechen nachſteht, werden ſie in den unterſten Geſellſchaftsſchichten feſtgehalten, und ihr Fortſchritt in der Civiliſation iſt ein viel langſamerer als bei jenen. Die Frauen ſind groß, aber haben eckigere, gröbere Züge als die Griechinnen. An Wochentagen tragen ſie nur ein dickes, auf der Bruſt geſchlitztes Wollenhemde und darüber eine lange offene Weſte ohne Gürtel; in dieſem Anzuge beſorgen ſie den Haushalt und die Küche und holen Waſſer von der Quelle, aber gehen niemals auf den Markt, was allein Sache der Männer iſt. Sonntags legen ſie ihr beſtes Gewand an, deſſen Schnitt freilich nicht zierlicher iſt, als bei dem Alltagskleide, und das ihren Geſtalten etwas Schwerfälliges verleiht. Ueber dem wollenen Hemde tragen ſie dann eine lange bunte Tunika und eine ſehr einfach geſchnittene, aber reich geſtickte Weſte; ein kurzer grellfarbiger Unterrock bedeckt einen Theil der Tunika. Um Kopf und Hals wird eine Schärpe mit goldenen Franzen gewickelt, und über den Rücken fallen zwei lange Flechten herab, die an den Füßen mit einer dicken rothſeidenen Troddel endigen. So angethan hocken

Kirche unweit der Ruinen von Pſophis. (Nach einer Skizze Belle's.)

die Frauen während des ganzen Sonntags auf der Hausſchwelle, ſprechen dabei wenig und lachen noch weniger.

Oeſtlich über der Stadt Kalavryta erheben ſich die Trümmer einer fränkiſchen Burg, zu welcher ein ſteiler und ſchwieriger Pfad in einer Stunde hinaufführt. Nur ein ſchmaler Felsgrat geleitet zu ihr; ſonſt iſt ſie ringsum wegen der jäh abfallenden Felſen unerſteiglich. Rings um den Rand des Abſturzes ziehen ſich in 800 m Länge die ziemlich gut erhaltenen Mauern hin; auch zwei Thürme ſind noch theilweiſe erhalten und überall ſtößt man auf Spuren von Häuſern und Ciſternen. Es iſt eines der anſehnlichſten Frankenſchlöſſer in ganz Morea und von großer ſtrategiſcher Wichtigkeit, da es die Päſſe des Chelmosgebirges beherrſcht; ſein Beſitzer war einer der großen Barone von Achaia und befugt, die hohe und niedere Gerichtsbarkeit auszuüben. Als Villehardouin 1208 ſeine Eroberungen theilte, fiel Kalavryta nebſt zwölf anderen Lehen an Raoul de Tournay, von welchem mehrere Nachkommen geſchichtlich beglaubigt ſind. Wie es ſcheint, iſt dieſe Familie erloſchen und ihre Beſitzungen gingen, vielleicht durch Heirath, an die La Trémouille, Herren von Chalandritſa bei Patras, über; auf einem Hügel gegenüber dem Schloſſe von Kalavryta liegen Reſte einer Befeſtigung, welche den Namen jener zweiten Familie in der Form Tremola bis heute bewahrt haben. Während des Unabhängigkeitskrieges hatten ſich die aufſtändiſchen Griechen in dieſem Frankenſchloſſe befeſtigt und ſtanden von dort aus durch Signale in leichter Verbindung mit den Banden, die auf den unzugänglichen Abhängen des Chelmos hauſten. Von hier und von dem nahen Kloſter Hagia Lavra ging im März 1821 das Zeichen zum Aufſtande gegen die Türken aus; hier organiſirten Erzbiſchof Germanos von Patras, Andreas Zaimis, Primas von Kalavryta, und Andreas Londos, Primas von Boſtitſa, die nationale Vertheidigung und entflammten den durch mehrfache Niederlagen geſunkenen Muth der Griechen. In Kalavryta ſelbſt ſtand an der Spitze der Türken der Woiwode Arnaut-Oglu, der ſich mit 300 Mann den Aufſtändiſchen ergeben mußte und von denſelben niedergemacht wurde.

Am nächſten Morgen beabſichtigte Belle, im Kloſter

Das Kloſter Megaſpilion. (Nach einer Skizze.)

Digitized by Google

Megaſpilion zu frühſtücken und im Weiler Solos zu übernachten, alſo die Abhänge der nordarkadiſchen Berge zu überſchreiten und zuletzt nach Sikyon und Korinth hinabzuſteigen. Da es ziemlich friſch war, ging er zu Fuß voran und ließ die Reit- und Laſtthiere nachkommen. Der Weg führt zuerſt zwiſchen Ackerfeldern hin; aber die Landleute, denen er begegnete, und namentlich die Kinder ſahen leidend und fiebergeplagt aus. Während des Sommers und Herbſtes iſt das Thal von Kalavryta ungeſund, ſo daß die wohlhabenderen Einwohner des Ortes alsdann nach dem 4 km entfernten Dorfe Kerpeni überſiedeln, welches wegen ſeines geſunden Klimas und guten Waſſers berühmt iſt.

Die Straße folgt dem Fluſſe abwärts, den ſie mehrmals auf ſteinernen Brücken, eine Seltenheit in Griechenland, überſchreitet. Zu beiden Seiten ſteigen faſt kahle, röthlich gefärbte Berge auf und bilden einen Engpaß, an deſſen Ende man zur Rechten das Kloſter Megaſpilion, das größte und angeſehenſte des ganzen Königreiches, erblickt, das wie ein Schwalbenneſt in den unteren, höhlenartig gewölbten Theil einer 150 m hohen, ſenkrecht abſtürzenden Felswand hineingeklebt iſt. Je weiter man auf dem im Zickzack anſteigenden Pfade kommt, deſto beſſer unterſcheidet man die einzelnen Beſtandtheile dieſes einzig daſtehenden und überaus maleriſchen Hauſwerkes kleiner regellos über dem Thale hangender Baulichkeiten, die zum Theil hell, zum Theil ſchwarz gefärbt, bald niedrig und lang, bald ſchmal und hoch ſind, unterbrochen von Galerien und Terraſſen, die ohne jede Ordnung und Symmetrie bald hier, bald da, wie es der Zufall gefügt hat, hingeſtellt worden ſind. Je höher man ſteigt, um ſo höher ſcheint auch das Kloſter emporzuragen und der Abfall iſt ſo ſteil, daß man aufſchauend zuweilen nur die Unterſeite der Balkone und vorſpringenden Galerien erblickt. Zuletzt gelangt man an eine Biegung des Felſenpfades, die durch eine Thorwölbung mit Bruſtwehr und 40 Schießſcharten geſchloſſen iſt, ein Andenken an jene Zeit, wo das Kloſter mehr eine Feſtung als ein Bethaus war und wiederholt die Angriffe der Türken und Albaneſen abzuwehren hatte. Im Kloſter iſt noch ein Bild erhalten, welches zeigt, wie die Mönche auf Hieb und Stich mit Ibrahim Paſcha fechten, der als eine Art Rieſe dargeſtellt iſt und erſchreckt vor ſeinen wackeren Feinden die Flucht ergreift.

Thal bei Megaſpilion. (Nach einer Skizze Belle's.)

Der Igumen oder Abt ſelbſt begrüßte den Reiſenden im Empfangsſaale und führte ihn durch das Kloſter, zunächſt in die mit Silber überladene Kirche, welche namentlich ein altes, dem Evangeliſten Lukas zugeſchriebenes und noch heute hochverehrtes Holzbild der Maria mit dem Kinde enthält; daſſelbe ſoll im 4. Jahrhundert von einer Hirtin Euphroſyne in der Höhle aufgefunden worden ſein und die Veranlaſſung zum Kloſterbau gegeben haben. Dann ſteigt man auf einer in den Felſen gehauenen, ſchlüpferigen Treppe in eine Grotte hinab, welche lange Reihen von Weinfäſſern birgt, darunter ein rieſiges von mehr als 20 000 Liter Inhalt, Angelika genannt; dort lagert der Wein, den die Mönche von ihren weit ausgedehnten Beſitzungen ernten, ein ſchweres ſaures Getränk, den der Reiſende koſten und, ſo ſchlecht er ihm auch mundete, doch für ausgezeichnet erklären mußte.

Die Bibliothek enthält, wie ſtets in griechiſchen Klöſtern, nur wenige mit Staub und Schimmel bedeckte Bände, einige Evangelienbücher aus dem 11. und 12. Jahrhundert, eine Kopie aus dem 17., Predigten des heiligen Johannes Chryſoſtomos und Firmane der Hohen Pforte mit eleganten Arabesken und Blumen. Der Igumen wunderte ſich ſehr über das Intereſſe, welches Belle für die alten Skripturen bezeigte, raffte ſie ſchließlich im wirren Durcheinander zuſammen und warf ſie in einen alten Koffer, aus dem eine Wolke von Staub aufwirbelte. Die Mönche von Megaſpilion gehören

wie alle übrigen in Griechenland, zum Orden des heiligen Baſilios und müſſen ſich ihrer Ordensregel zufolge dem Landbau widmen, ohne dabei einem ſtreng klöſterlichen Leben unterworfen zu ſein. Sie leſen weder, noch arbeiten ſie, ſondern begnügen ſich meiſt damit, die Bauern, welche die Kloſtergüter beſtellen, zu überwachen, und dann und wann in gelangweilter und gleichgiltiger Weiſe Gebete, die ihr ſtumpfer Geiſt nicht einmal zu begreifen ſucht, herabzuleiern, Winters in der Sonne zu träumen und Sommers im Schatten ihrer Galerien zu ſitzen mit dem Gedanken — wenn ſie überhaupt denken — daß ihre Tage ſich folgen und ſich gleichen und ihnen ſtets dieſelbe Ruhe und dieſelbe Zuverſicht auf ein ſorgen- und entbehrungsloſes Leben bringen bis zu dem Tage, wo man ſie neben ihre vorausgegangenen und vergeſſenen Gefährten in den kleinen von Cypreſſen beſchatteten Kirchhof betten wird. Das ganze Kloſter iſt eben nur eine Vereinigung von ackerbauenden Beſitzern, die ihrer Aufgabe kaum nachkommen, die kaum gewahr werden, daß ſie leben, auf ihre Umgebung keinen, auch nicht einmal religiöſen Einfluß ausüben und dahingehen, ohne eine Spur von ihrem Daſein zu hinterlaſſen.

Reiſe von Eſſeg durch einen Theil Sirmiens.

Von **Ernſt Kramberger.**

VI.

Der Kutſcher Stevo, der in Erfahrung gebracht hatte, ich werde über die Fruška-gora auf die Südſeite reiſen und des Tags fünfmal kam, bewog mich durch ſeine Konſequenz ihn zu dingen, zumal er verſprach, mich um fünf Gulden nach Kruševol, von dort nach Grgeteg, dann nach Opovo, nach Irig und nach Ravanica und zurück nach Irig zu fahren. Der Mann hatte alſo den ganzen Tag bergauf und bergab zu fahren.

Wenn man Karlovic gegen Südoſt verläßt, führt die Straße eine Weile hart am Donauufer hin. Damals wurden gerade Pfeiler für die Semliner Bahnſtrecke eingerammt. Bald biegt der Weg ſüdwärts und ſteigt ununterbrochen an Weingärten zur Rechten, einen Wall wie eine Bruſtwehr zu Linken hinan, bis zur Spitze des Gebirges, die man in einer Stunde erreicht. Nach rückwärts blickend überſieht man die Bačka, den Spiegel der majeſtätiſchen Donau und die glänzenden Flächen vieler Sümpfe mit langen Waldlinien dazwiſchen. Ein Heer von Thürmen blinkt in der Nähe und an den Grenzen des Horizonts in der Morgenſonne. Leichte Nebel ſchweben über den Wellen des Stromes und aus den nicht fernen weſtlichen Gipfeln der Fruška-gora tönt ein einzelner Adlerſchrei. Im Süden liegt die ſirmiſche Ebene vor uns, überſäet mit großen Ortſchaften, in denen immer mehrere Kirchthürme den Reichthum an Bevölkerung bekunden. Hier ſtreift der Blick über Banſtol, Krčedin und Slankamen bis an die Ufer der Save, bis er an den Gebirgen Serbiens mit der pyramidenförmigen Avala und dem weißen Strich davor, Belgrad, hangen bleibt. Schön iſt es hier und man begreift es wohl, warum die Römer das Land „delicise mundi“ nannten. Der Sirmier ſelbſt nennt es „Kitnjasti Sriem“ = das geſchmückte, d. h. blühende Sirmien. An die Weingärten ſtoßen Obſt- und Zwetſchengärten, alle voll behangen, und folgen auf einander in ununterbrochener Reihe nach Süden abwärts. Ebenſo grünen in dem tiefen Thale nach Weſt Rebenanlagen in großer Menge. Zur Zeit der Blüthe muß es eine Wonne ſein da herum zu wandeln.

Die Fruška-gora läuft von Bukovar an bis Slankamen am Zuſammenfluſſe der Theiß und der Donau in öſtlicher Richtung, wird bei Kamenica etwas ſchmaler, theilt ſich aber gleich wieder in mehrere Arme; doch kann man an den breiteſten Stellen von einem Fuße des Gebirges zum entgegengeſetzten in fünf Stunden gelangen. Nach dem Kloſter und der Ruine Vrdnik heißt der Theil zwiſchen Iſok und Peterwardein „Vrdnička-gora“. Die ſchönſten Gipfel ſind „Crveni Čot“ (1700′) 536 m, „Veliki brieg“ 515 m und „Opovačka ſuma“, 464 m. So erreicht der Gebirgszug nur eine mäßige Höhe. Die Formation der Fruška-gora iſt auf der Kammhöhe Kalkſtein mit Serpentinlagen, bei Karlovci Kreideformation, und zwar Sandſtein, außerdem Wetzſteine mit Sandſtein. An den Abhängen und Vorhügeln ſtößt man auf tertiären Leithakalk und Ceritienſchichten.

In Vrdnik kommt auf einer Strecke von einigen Meilen Quarzſchiefer vor, bei Kuveždin kryſtalliniſcher Kalk. Bei Beočin und Ledinci beobachtet man dunkeln Thonſchiefer und grauen Glimmerſandſtein, in den ſtellenweiſe, z. B. bei Bukovar, verſchiedenfarbige Mergellagen eingeſprengt ſind; bei Slankamen findet ſich Mergelkalk.

Es kommen aber ſolche Miſchungen vor, daß man manche nur ſchwer von einander abgrenzen kann. Die am Südabhange beginnende geneigte Ebene iſt angeſchwemmtes Land und namentlich die Niederungen an der Save gehören vollends in das Gebiet des Alluviums hinein.

Endlich, um nichts unerwähnt zu laſſen, findet man im Gebirge Trachyt und bei Irig Steinkohle. Bis jetzt wird dieſelbe nicht ausgebeutet, allein die Zeit dürfte nicht fern ſein, wo auch hier die Lokomotive mit ſchwer beladenen Wagen belaſtet vorüberſauſen und dem Schoße des Gebirges den dort aufgeſtapelten Schatz in die Ferne entführen wird, da ja eine Flügelbahn von Mitrovica herüber eine Kleinigkeit iſt.

Dafür giebt es am Südfuße des Gebirges eine Anzahl von Kalköfen und Mühlſteinfabriken, die unaufhörlich thätig ſind. Der Wald beſteht aus Buchen und Eichen und iſt die Brutſtätte zahlreicher Raubvögel, die ein ergiebiges Jagdterrain ſowohl im Norden, als auch im Süden vor ſich haben.

Der ganze Zug hat mehrere Einſattelungen und ſattelartige Einſchnitte, über die auch die Uebergänge von der Süd- auf die Nordſeite führen. Einer iſt eben der, auf welchem wir uns im Augenblicke befinden. Er läuft von Kruševol herauf nach Karlovci. Der zweite Sattel liegt zwiſchen Kamenica und Irig, der dritte zwiſchen Iſok und Čalma; ein unbedeutender zwiſchen Sarengrad und Molovin.

Digitized by Google

Die Abhänge ſind ſehr verſchieden. Die Nordſeite fällt äußerſt ſteil ab, an vielen Punkten bis an die Donau ſelbſt, und führen, wie ſchon geſagt, ebenſo ſteile Wege von den Höhen bis ans Waſſer hinab. Die Südabhänge hingegen gehen ſanft abwärts, verlieren ſich zuerſt in eine von vielen tiefen thalartigen Rinnſalen durchſchnittene, nach Süden geneigte und endlich in der Nähe der Save in die flache Ebene. Letztere iſt an vielen Orten leider, ſeit die von den Römern angelegten zahlreichen Entwäſſerungskanäle verſchüttet und verſchwunden ſind, wieder verſumpft. Im Gebirge ſelbſt findet man eine Menge ſchluchtartiger tiefer Mulden, die Betten reichlich fließender Bäche, zugleich die einzigen Stellen, wo der Eintritt ins Gebirge ohne Schwierigkeiten möglich iſt. Die Waſſerſcheide geht mit der Kammhöhe von Oſt nach Weſt, wo der alte, nun ganz eingegangene Weg ſich befindet. Nach Norden fließen aus dem Wellenterrain zwiſchen Bukovar und Ilok: die Badnjara, Dobra voda, ferner aus dem Höhenzuge der Rakovac, Lebinački potok, Cerevički potok, Borosov, der Lišvar; nach Süden, alſo in die Save: die Kapela, der Lipovac, Leskovac, Gad, die Provalija und die Rovača; außerdem mehrere ganz kleine.

Die Flora weiſt ſo vielerlei Arten auf, daß dies einen Fachmann intereſſiren dürfte; z. B. kommen von Artemisia, Senecio, Centaurea, Xeranthemum, Lactuca, Syringa, Anchusa, Verbascum und vielen anderen eine ganze Menge von Arten vor. Ein Verbascum heißt ſpeciell slavonicum und das V. pulverulentum wächſt um Karlovci herum.

Der Weg theilt ſich auf dem Sattel oberhalb Karlovci: nach links über Banſtol nach Slankamen, nach rechts hinab nach Kruševol. Letzterer war zwar trocken, doch am Fuße des Berges nicht geheuer, indem ſich das Waſſer tiefe Rinnen geriſſen hatte. Ich ließ meinen Stevo und deſſen an ſolche Abſtiege gewöhnten Gaul die Fahrt hinunter allein machen und betrachtete den aus dem Waldesdunkel hervorguckenden Thurm des Kloſters Remete, eines der ärmſten Klöſter in der Fruška-gora.

Eben wollte ich dem Fuhrwerke nachfolgen, als den Berg aufwärts näher kommend eine helle Mädchenſtimme ſang:

„Vjetar puše pa se blato suši,
A naš šugar na cigare puši,
Miriši mu para od cigara,
Tu šumaru našem nema para.“

Es trocknet der Schlamm, der Wind darüber zieht,
In unſers Forſtwarts Mund die Cigarre glüht.
Der Athem ſchon ihm nach Cigarren riecht,
Du findeſt, wahrlich, ſeines Gleichen nicht.

Kaum hatte die Sängerin mich erblickt, ſo verſtummte ſie. Als ich ſie fragte, warum ſie nicht weiter ſänge, gab ſie an, daß ſie ſich ſchäme. Ich bat vergebens, mir die Fortſetzung des Liedes wenigſtens herzuſagen. Möglich, daß ſie, weil ohne Genoſſinnen, dem Fremden gegenüber ihre Scheu nicht überwinden konnte. Sie gab übrigens an, aus Irig zu ſein und habe das Lied in Bešenovo gelernt. Kaum hatte ich aber etwa 200 Schritte weiter gethan, erklang abermals ihr Geſang, den ich jedoch nicht mehr deutlich vernehmen konnte. Das Lied hatte mir gefallen, da es einen Anklang an Verſpottung der überhand nehmenden Nachahmung moderner Gebräuche in ſich barg. Die Pfeife iſt nämlich ſeit jeher bei Alt und Jung im Volke im Gebrauch, und obzwar ſich in neuerer Zeit das leidige Cigarettenrauchen auch beim Landvolke Sirmiens Bahn bricht, ſo erſcheint die Cigarre immer als etwas Nobles, und daher thut in den Augen des an alte Sitte gewohnten Mannes jeder herriſch, dem die Pfeife von Rechtswegen gebührt, der trotzdem aber Cigarren raucht.

Kruševol liegt zwiſchen den niedrigen Hügeln, die von der Fruška-gora nach Süd ſich verlaufen. Das Kloſter iſt, weil es nahe der Straße liegt, immerfort dem Beſuche der Fremden ausgeſetzt. Der Umſtand kann nicht angenehm ſein, da jeder, der da erſcheint, a conto der gerühmten Gaſtfreundſchaft der griechiſchen Klöſter, ob er dazu ein Recht hat oder nicht, Anſprüche macht auf Empfang und Bewirthung. Kruševol hat, wie jedes ſirmiſche Kloſter, einen Prnjavor, nebſtdem aber ein Dorf Kruševol.

Als Stifter des Kloſters werden Maxim, ein Erzbiſchof, und deſſen Bruder, der Deſpot Jovan genannt, Söhne des Deſpoten Stephan Branković. Seine Gründung datirt von 1496 und es bekam vom Deſpoten Jovan 16 Ortſchaften geſchenkt. Die Urkunde liegt im Kloſter, ebenſo deſſen Stifter, dem die Chronik des Kloſters nach dem Tode Wunderthaten zuſchreibt. Später legte man die Leichen ſeiner Mutter Angelina, ſeines Bruders Jovan und des Vaters Stephan zuſammen in eine Truhe. Als im Jahre 1716 die Türken Peterwardein belagerten, drangen ſie in Kruševol ein, erſchlugen die Mönche, die nicht geflüchtet waren, und hieben die Leichen in Stücke, die ſie vor das Kloſter warfen. Ein Greis ſammelte ſie und verſteckte ſie unter dem Kirchendache. Dieſes wurde beim Abzuge der Türken von Peterwardein in Brand geſteckt und die Reliquien verbrannten bis auf die Hand der heiligen Angelina, die jetzt noch in einer Kapſel aufbewahrt und verehrt wird.

In der Paperta, der Abtheilung, wo die Frauen dem Gottesdienſte beiwohnen, iſt die Gruft des heiligen Maxim. In ihr liegen Biſchöfe, Erzbiſchöfe, ein Patriarch und der 1711 zu Eger in Böhmen gefangen gehaltene Deſpot Georg Branković begraben, nebſt dem Oberſten des Peterwardeiner Regiments Rasković, der deſſen Gebeine hierher ſchaffen ließ.

Wie Kruševol, ſo iſt auch das reichſte aller ſirmiſchen Klöſter Grgeteg von einem Mitgliede der Familie Branković gegründet worden, nämlich von dem ſerbiſchen Deſpoten Zmaj (Ognjan) Buk Branković. Grgeteg war einſt der Sitz eines Metropoliten (Erzbiſchofs), jetzt eines Archimandriten (Abt). Das Kloſter hat ſehr ſchöne Zimmer, eine große Bibliothek und iſt geſchmückt mit den Bildniſſen der öſterreichiſchen Kaiſer. Sein Garten iſt ſchön, die Lage eine prächtige, mitten in Obſtpflanzungen, am Ufer eines kryſtallenen Baches, umgeben von den grünen Wipfeln des Gebirges. Im untern Gange des Kloſters ſprudelt eine Quelle hervor, ringsum umſchließen den Hof hohe Mauern. Von dem Kloſtergarten aus erkennt man in der Ferne Belgrad.

Grgeteg gehört unter jene Klöſter, die 1776 hätten aufgehoben werden ſollen. Da jedoch der Erzbiſchof Vidak in den Augen des Volkes verdächtig erſchien, die Aufhebung veranlaßt zu haben, ſo konnte er ſich nicht entſchließen, den erhaltenen Befehl auszuführen. Er ſchritt wiederholt um Wiederherſtellung ein, und es gelang ihm ſchließlich, ſie bewilligt zu erhalten.

Kaum hat man den Prnjavor Grgeteg eine Viertelſtunde hinter ſich, ſo gelangt man über einen ſteilen Hügel, dem ein tiefer Hohlweg folgt, in das ganz hübſche Dorf Neradin. Außerhalb des Ortes ſteigt der Weg wieder an. Von hier ſieht man ganz deutlich den großen Marktflecken Ruma und die vielen Alleen, welche die einzelnen Ortſchaften verbinden. In einem kleinen halben Stündchen iſt man vor Irig. Ich betrat es nicht, ſondern bog rechts ab in ein Thal, wandte mich nach Norden und kam an Kalkwänden,

Digitized by Google

die wie getüncht ausſahen, vorbei in einen Hohlweg, fuhr hier und da durch einen Bach und über Gerölle und fand inmitten von Zwetſchengärten in einem Winkel unter einem hohen Berge verſteckt Opovo. Ein hübſcher, intelligent ausſehender, junger Kalugjer (Mönch), dem ich begegnete, lud mich ein das Kloſter zu betreten. Es ſei der Archimandrit Pantelić zwar nicht zu Hauſe, allein man werde ſich freuen mich zu empfangen. Er empfahl ſich, nachdem er einen Knaben herbeigerufen, um zur Oekonomie zu eilen. Im Geleite des kleinen Burſchen fand ich mich bald zurecht und wurde von einem jungen Manne, Lehrer aus einem Orte, der mir entgegen kam, zum Stellvertreter des Vorſtandes geführt. Mit vieler Zuvorkommenheit ſchüttelte mir der Namjeſtnik, ein offener Kopf, die Hand und als er hörte, ich ſei ſeit 5 Uhr Morgens unterwegs, habe mich weder in Kruševol noch in Grgeteg länger aufgehalten, als die Beſichtigung und einige flüchtige Skizzen es erforderten, rief er fröhlich: „Herr, Sie ſind durſtig und hungrig, zuerſt will ich Sie in den Speiſeſaal führen.“

Die Sofra (Speiſeſaal) iſt groß und gemalt. Eine lange Tafel hat Raum für ein halbes Hundert Gäſte und könnte man bequem noch zwei ſolcher Tafeln aufſtellen. Der Namjeſtnik drang in mich, über Mittag da zu bleiben, und als ich dankte, ließ er einen gewaltigen Humpen Wein holen und einen Schafkäſe, wie er an Wohlgeſchmack nicht ſeinesgleichen hat und gewiß auch jedem Käſefreunde beſſer munden würde als unſere beſten Sorten, die in den Handel kommen.

Die Mönche in Opovo bewohnen jeder 3 bis 4 ſchöne Zimmer, der Archimandrit ſogar ſechs, jedenfalls ein angenehmer Wohnſitz. Opovo iſt deshalb merkwürdig, weil in zwei Zimmern einſt Doſitej Obradović, ein berühmter Schriftſteller, gewohnt hat. Der Mann bereiſte, nachdem er aus Opovo bei Nacht und Nebel davongegangen war, Deutſchland, England, Frankreich, Italien, Griechenland, Albanien, war ſogar in Kleinaſien, lernte überall die Landesſprache und kam ſchließlich nach einem Zeitraume von 25 Jahren in die Heimath zurück, um dort zur Hebung der Kultur das Seinige beizutragen. Ich will aus ſeiner langen und intereſſanten Lebensgeſchichte nur hervorheben, daß er nur für ſeine Glaubensgenoſſen ſchrieb, um ſie zu belehren. Das Merkwürdigſte iſt das bei Breitkopf in Leipzig im Jahre 1783 und 1788 mit cyrilliſchen Lettern Gedruckte. Es enthält die Schickſale des Verfaſſers, der, ſelbſt ein Mönch, beweiſt, daß alle Klöſter unnütz und nur Unterrichtsanſtalten im Lande nöthig ſeien. Man zeigte mir ſeine Ćelije (Zimmer) und ſprach mit Rührung von ihm. Obradović, als Sohn eines Kürſchners 1739 geboren, ſtarb 1811 in Belgrad als Senator, Schulaufſeher und Erzieher der Kinder des Karagjorgje. Die Bibliothek des Kloſters iſt nicht geordnet, ein Umſtand, der ſich in anderen, auch katholiſchen, wiederholt.

Im Hofe fließt aus einer Cesma treffliches Waſſer; im Gange hangen ein Brett und eine Metalltafel zum Zuſammenrufen der Mönche, wenn es Gebetszeit iſt. Gegenwärtig weilen nur drei Mönche in Opovo, der vierte iſt in Alt-Opovo, von wo die Brüder herübergeſiedelt ſind.

Zwar ungern, doch meiner Aufgabe wegen verließ ich das gaſtliche Dach, da ich wußte, wenn ich blieb, daß mich die Gaſtfreundſchaft daſelbſt länger feſſeln würde, als in meinem Plane lag. Ich wollte noch Ravanica beſuchen.

Der Weg dahin führt durch Irig, dann rechter Hand am Dorfe Pavlovac vorbei durch mehrere tiefliegende Einſchnitte, bis man nach einer Stunde etwa von Irig aus in der Nähe von Weingärten plötzlich den ſchönſten Anblick, den man in Sirmien haben kann, vor ſich ſich entfalten ſieht. In lieblichem Thale am Fuße des Vrdnik lehnt ſich das Dorf Vrdnik mit der Kirche an die öſtlichen Abhänge des Gebirges. Unweit davon ragt die Kirche und das Kloſter Ravanica mit dem dazu gehörigen Prnjavor aus den grünen Obſtgärten, darüber thront, etwas nördlicher, am Kamme des Gebirges die Vrdnicka kula, eine Thurmruine mit einer Umfaſſungsmauer. Letztere iſt wild verwachſen. Eine Sage berichtet, der Thurm ſei „Turris Severi“, doch fand man bei Nachgrabungen, ſo viel mir bekannt, nichts als Figürchen aus Bronze, etwa kleine Göttergeſtalten, die an die Römer erinnern.

Ravanica iſt merkwürdig, weil hier die noch unverweſten Reliquien des Car Lazar aufbewahrt und verehrt werden. Die Kirche, die ſchönſte aller hier liegenden Klöſter, ſchmücken Gemälde neuerer Zeit und reiche, kunſtvolle Holzſchnitzereien, die jedoch unter der ſchweren Vergoldung nur an Eindruck verlieren.

Von Irig iſt nicht viel zu berichten; es hat durch Neubauten einen ganz modernen Anſtrich und beſitzt drei griechiſche, eine katholiſche Kirche und 5000 Einwohner, zum Theil Ackerbauer, zum Theil Handwerker und Schafzüchter.

Die Fahrt von Irig über Maradik, Beška und Krčedin führt dem Reiſenden den Charakter des Terrains in der Nähe des Südfußes der Fruška-gora ſo recht vor Augen. In Zeiträumen von einer halben Stunde wird das ſcheinbar ebene Land von einem jäh abfallenden Einſchnitte unterbrochen, an deſſen Kante ein Dorf ſteht. In Maradik und Beška ſind die Einwohner meiſt Ungarn. Wegen Waſſermangel behelfen ſich die Leute mit Wind- und Roßmühlen. Zum Futter des Rindviehs wird, was ich ſonſt nirgends in Slavonien fand, ein Futtergras angebaut, das ſchon aus der Ferne auffällt, das ich aber offen geſtanden nicht kenne.

Hinter Beška beginnt ein wellenförmiges Land ohne tiefe Einſchnitte und hier heben die letzten Ausläufer der Fruška-gora an, die ſich ganz niedrig, wie gelbliche Sandhügel anzuſehen, gegen Slankamen nach Oſten hinziehen. Auch ſie ſind, doch nur theilweiſe, mit Reben bepflanzt, ſonſt, niedrige Gräſer ausgenommen, kahl. An der Straße herrſchen Maulbeeralleen vor. Einſt war in der kroatiſchen, namentlich aber in der ſlavoniſchen Militärgrenze die Zucht der Seidenraupen und die Seidengewinnung eine der Hauptbeſchäftigungen des Landvolkes und beſonders in den Stabsorten waren eigene Häuſer zum Abhaſpeln der Kokons erbaut. Dieſer Induſtriezweig iſt jedoch ganz eingegangen. Als Urſache iſt jedenfalls die Uebervortheilung beim Ankaufe der Galetten ſeitens der Spinnereibeſitzer und Händler anzunehmen. Und doch iſt das Klima des Landes ſo vorzüglich zur Seidenkultur geeignet und in dem Züchten der Seidenraupe ein ſo treffliches Mittel gegeben zum theilweiſen Hintanhalten des Proletariats, welches in dem durch ſeinen Natron- und Kaligehalt zur Agrikultur vorzüglich geeigneten Lande ſeit Aufhebung der Hauskommune und ſeit Beginn der Theilung der großen Grundkomplexe und ſelbſt der Häuſer einzelner Familien allmählich ſich bildet. Der Umſtand iſt zu bedauern, jedoch eine nothwendige Folge des plötzlichen Ueberganges aus einem Extreme in das andere, und nur die Zeit wird das Uebel heilen.

Der Grenzer durfte früher nicht, was dem Hauſe angehörte, verkaufen. Mit dem Auflaſſen der Kommune entſtand der Drang nach Theilung. Dieſe nun hätte an und für ſich nichts geſchadet; allein der früher in jeder Beziehung bevormundete Grenzer hätte hier einer konſequent durchgeführten Beaufſichtigung und eines Hemm-

Digitized by Google

ſchuhes bedurft. Man hätte ihm weder Kauf noch Verkauf oder Theilung erlauben ſollen ohne vorher gemachte Anmeldung und grundbücherlich und gerichtlich durchgeführte Tauſch-, Kauf-, Verkaufs- oder Theilungsprocedur. So aber wurde aus einer Hand in die andere flott getheilt und gekauft, die Grundbücher konnten das Material nicht aufarbeiten, es entſtanden Klagen, Fatalitäten im Steuerzahlen ꝛc.; aus vielen großen und ſchönen Grenzhäuſern, die zerlegt wurden, entſtanden zwei, drei, ja aus ſehr großen ſogar vier neue Häuschen und viele Leute machten ſich durch Voreiligkeit oder Nachläſſigkeit arm. Doch genug hiervon, die Mittel zur Abhilfe werden ſchon, ſeitdem man den Fehler eingeſehen hat, geſucht und hoffentlich auch gefunden werden.

Verwaltung und Handel in Brunei.

Bekanntlich entwickeln viele der engliſchen Geſchäftsträger und Konſuln im Auslande eine unermüdliche Thätigkeit, um die Länder, in denen ſie ſich aufhalten, im Vaterlande beſſer bekannt zu machen, und die von ihnen geſammelten Berichte werden einem größeren Publikum in dankenswertheſter Weiſe, nämlich leicht und ſchnell, zugänglich gemacht.

So enthält auch der Bericht des Generalkonſuls Leys (Nr. 3831 der „Parliamentary Papers“): „Ueber die Flüſſe von Brunei“, viele auf eigener Anſchauung beruhende Mittheilungen über das genannte, auf der Nordweſtküſte von Borneo gelegene Sultanat. Wenn auch die Reiſe des Herrn Leys ſpeciell den Zweck hatte zu unterſuchen, inwiefern eine Ausbreitung des Handels zwiſchen Labuan und Brunei möglich ſein werde, und der Bericht ſich demgemäß ſpeciell mit den einſchlägigen Verhältniſſen befaßt, ſo liefert derſelbe doch auch Mittheilungen über die Zuſtände in den unabhängigen Malaienſtaaten, welche um ſo mehr in weiteren Kreiſen bekannt zu werden verdienen, als das von ihm beſuchte Gebiet zu den am wenigſten bekannten Gegenden des malaiſchen Archipels gehört.

Die Erinnerung an die hohe Entwickelung, welche Borneo durch die dem Eindringen der Portugieſen vorhergehende chineſiſche Koloniſation erreicht hatte, ſchien auf die Möglichkeit hinzudeuten, dieſen Handel wieder zu beleben, und dieſer Gedanke erforderte zunächſt die Erforſchung der Urſachen, weshalb derſelbe heute ſo danieder liegt. Als im April 1883 ein engliſches Kriegsſchiff nach Labuan kam, erbat ſich Herr Leys die Dampfbarkaſſe und begab ſich mit derſelben nach Brunei, um von dort mit einem bruneiſchen Dampfer die Flüſſe Padas, Lawas und Limbang zu beſuchen und ſich mit Land und Leuten bekannt zu machen.

Der an der Südſeite des Meerbuſens, an welchem Brunei gelegen iſt, mündende Limbangfluß iſt am weiteſten, etwa 130 engliſche Meilen weit, mit einem Dampfſchiff befahrbar; der Padas, welcher in der nördlichen Ecke derſelben Bai mündet, iſt etwa 100 Meilen weit zugänglich; dagegen iſt der Lawas, der ſich in der Mitte der Bai in das Meer ergießt, nur etwa 30 Meilen weit ſchiffbar. Während die flachen Ufer der beiden erſtgenannten Flüſſe verhältnißmäßig gut bevölkert und angebaut ſind, fließt der Lawas in einem tiefen, von vielfach zerriſſenen und mit üppiger Tropenvegetation bedeckten Hügeln gebildeten Bette, deſſen Ränder nur ſparſam bevölkert ſind.

Der zuletzt genannte Fluß iſt in neuerer Zeit häufig von europäiſchen Naturforſchern beſucht worden; dagegen haben in den letzten dreißig Jahren nur vier oder fünf Fremde den Weg zum Padas gefunden, während der Limbang, der für Europäer auch am unzugänglichſten zu ſein ſcheint, nur einmal und zwar durch den Generalkonſul St. John im Jahre 1858 bereiſt worden iſt.

Die Großen des Landes haben das Recht, von den Bewohnern eines gewiſſen Gebietes Abgaben zu erheben; die Grenze des Beſitzes wird durch die Waſſerſcheide der Flüſſe gebildet, und ein ſolches Beſitzthum nennt man „den Fluß N. N.“ Manchmal findet auch eine weitere Theilung ſtatt und es gehört z. B. das rechte oder linke Ufer verſchiedenen Beſitzern, die ihr Gebiet durch Vererbung oder aber als Apanage für das Bekleiden einer hohen Würde im Staate erhalten haben. Ein eigentliches Beſitzrecht auf den Boden haben die Feudalherren nicht, ſondern nur, wie ſchon bemerkt, das Recht der Abgabenerhebung, welches ihnen auch bleibt, wenn die Bewohner ſich etwa anderswo niederlaſſen, was eine eigenthümliche Abweichung von dem in anderen Theilen des Archipels Ueblichen bildet.

Die Häuptlinge, welche durch Erbſchaft in den Beſitz ihres „Fluſſes“ getreten ſind, können über denſelben nicht frei, namentlich nicht ohne Zuſtimmung des nächſten Erben verfügen. Alles andere Land gehört der Krone und kann ohne Genehmigung des Thronerben und des erſten Miniſters nicht veräußert werden; es erbt mit dem Sultanat fort und ein Theil deſſelben bildet die Apanage der vier höchſten und fünf weiterer, den erſteren untergeordneten Beamten. Außer dem Recht der Abgabenerhebung beſitzt der jeweilige Beſitzer auch das Recht der niederen Gerichtsbarkeit über ſolche Vergehen, die mit Geldſtrafen, Gefängniß oder Auspeitſchen bedroht ſind; wenn eine ſchwerere Strafe zur Anwendung kommen ſoll, kommen ſie in Brunei zur Verhandlung und die Urtheile bedürfen der Genehmigung des Sultans. Es kommt manchmal vor, daß die Großen dem Volke gegenüber ihre Gewalt mißbrauchen; dies geſchieht jedoch meiſtens nur durch Erpreſſung von Geld, weniger durch Schädigung der Freiheit, der Geſundheit und des Lebens. Sie bedienen ſich zur Erreichung ihres Zweckes gewöhnlich hoher Geldſtrafen, die ſie für verſchiedene Vergehen diktiren; ja es ſoll vorkommen, daß die Häuptlinge ſich ſolcher Leute bedienen, welche ihre Unterthanen — um dies Wort zu gebrauchen — zu allerlei Verbrechen anreizen; wenn die Geldſtrafen eine ſolche Höhe erreicht haben, daß die Unterthanen ſie nicht mehr erſchwingen können, nimmt der Häuptling ihre Felder in Beſitz, um ſich bezahlt zu machen.

Die regelmäßigen Einkünfte der Herren beſtehen in perſönlichen Abgaben und in Ein- und Ausfuhrzöllen. Die erſteren ſind ganz verſchiedener Art und in den verſchiedenen Gebieten durchaus nicht gleichmäßig geregelt. Selten nur wird eine eigentliche Kopfſteuer im Betrage von etwa zwei Dollar pro Kopf verlangt. Eine in ihrer Wirkung ähnliche, jedoch der Form nach verſchiedene Beſteuerung beſteht darin, daß der Herr ſeinen Unterthanen durch einen Sendboten kleine Geſchenke, z. B. einige Ellen Kattun im Werthe von etwa einem Viertel Dollar ſchickt, ein Ehrengeſchenk,

Digitized by Google

welches durch eine Gegengabe von Landesprodukten im Werthe von durchschnittlich drei Dollar erwidert werden muß. Wenn der Besitzer seinen „Fluß“ besucht und wenn er ihn wieder verläßt, um in der Hauptstadt zu leben, werden ihm Abgaben bezahlt; bei freudigen und traurigen Familienereignissen, ja selbst beim Bauen eines neuen Hauses finden die Gebieter eine Gelegenheit, von ihren Unterthanen eine Beisteuer zu fordern, wobei natürlich die Personen, welche mit der Erhebung beauftragt sind, dafür sorgen, daß ein bedeutender Antheil in ihre eigene Tasche fließt. Außer diesen Abgaben, deren Ertrag mehr oder weniger willkürlich gesteigert wird, fällt bei Todesfällen ein großer Theil, bis zur Hälfte des Besitzthums, an den Grundherrn.

Natürlich werden in der Nähe der Hauptstadt viel mehr Abgaben erhoben, viel größere Geldstrafen auferlegt als in größerer Entfernung von derselben; der hohe Betrag, den dieselben durchschnittlich erreichen, erklärt leicht, weshalb der Handel ganz daniederliegt und beinahe gar kein Gewerbfleiß besteht. Die Bevölkerung des Limbangflusses muß beispielsweise jährlich ca. 25 Dollar pro Kopf bezahlen, was ein Drittel bis die Hälfte des ganzen Einkommens der Familie ausmacht; außerdem aber zehren die schweren Geldstrafen, denen sie anhaltend ausgesetzt ist, am Mark der Bevölkerung. Wenn man nun noch berücksichtigt, daß dieselbe wenig Bedürfnisse kennt, so ist es sehr leicht zu erklären, daß sie im Allgemeinen nur soviel arbeitet, als nöthig ist, um sich das Nothwendigste zu verschaffen. Der ruhige ernste Malaie, der seine eigene Würde zu erhalten strebt, während gleichzeitig seine Unterwürfigkeit gegenüber den Häuptlingen auf die höchste Stufe der Entwickelung gebracht ist, wird von seinen Herrschern beraubt und ausgeplündert, bis alle Hoffnung, sich durch Fleiß und Anstrengung eine angenehme und unabhängige Lebensstellung zu verschaffen, mit Stumpf und Stiel ausgerottet ist und er sich sagt: warum sollte ich arbeiten, um den Herrn und sein Gefolge zu Brunei zu ernähren, warum sollte ich mehr Sagobäume pflanzen und die Frucht bereiten, um mir das, was mir übrig bleibt, durch allerlei Mittel abpressen zu lassen? Mit einem solchen Gedankengang kommt aber jeder bald auf den Standpunkt, auf dem beinahe alle Asiaten stehen und den herbeizuführen das Klima sehr viel beiträgt: er arbeitet möglichst wenig, schränkt seine Bedürfnisse so weit ein, wie er nur kann, und sucht sich das unumgänglich Nöthige durch seine eigenen Hände zu verschaffen, da er gewöhnlich kein Geld hat um es zu erkaufen; den Ertrag seiner Arbeit genießt er, so gut er kann, und sorgt dafür, daß möglichst wenig für die gierigen Sendboten seines Herrn übrig bleibt.

So ist der Zustand in Brunei und so ist er in allen unabhängigen Malaienländern; dagegen scheint in dem genannten Sultanat den Eingeborenen ein größeres Maß persönlicher Freiheit zugemessen zu sein, als es sonst bei den Malaien der Fall ist. Einige der angesehensten Pangerangs, erzählt Herr Leys, haben die Gewohnheit, ihre Harems ganz willkürlich aus den Bewohnern ihres Besitzthums zu ergänzen; im Allgemeinen können sie dies nur in der Nähe der Hauptstadt, wo sie mehr gefürchtet werden, ungestraft thun; weiterab widersetzt sich das Volk und vor einigen Jahren kam es vor, daß der Sendbote eines Pangerangs, der in solchen Geschäften sich nach dem Padasflusse begeben hatte, ergriffen und bis zum Halse in die Erde eingegraben wurde, worauf alle von ihm beleidigte Personen mit ihren Messern nach seinem Kopfe schlugen, bis der Mann zu Tode gehackt war.

Der Einfuhrzoll giebt nur einen geringen Ertrag, kaum 6000 Dollar im Jahre; für Ausfuhrprodukte muß ein Dollar per Tonne bezahlt werden.

Der Handel nach dem Innern befindet sich ganz in den Händen von Zwischenhändlern, die von den Grundbesitzern unterstützt werden, sich für solchen Schutz aber natürlich auch erkenntlich zeigen müssen, was sie mit Rücksicht auf den großen Gewinn, der ihnen in den Schoß fällt, auch gern thun. So z. B. kostet auf dem Limbangflusse, acht Tagereisen von Brunei, ein Pikol Guttapercha, welches in der Hauptstadt 30 bis 40 Dollar werth ist, nur eine alte Muskete, ein Stück Shirting und etwas Salz, was alles zusammen einem Werthe von 8 Dollar in Labuan entspricht. Auch dies trägt dazu bei, daß der Handel keinen Aufschwung nehmen kann; anstatt Waldprodukte zu sammeln und dieselben für wenig oder nichts zu verkaufen, müht der Eingeborene, wie schon gesagt, sich lieber ab, um mit vieler Anstrengung alles, was er durchaus nöthig hat, selbst herzustellen.

In diesen Zustand Veränderung und Verbesserung zu bringen, liegt im Interesse des Handels und ist außerdem eine Pflicht der Menschlichkeit. Die Seeräuber sind vom Meere verjagt und Brunei besitzt bereits eine geordnete Regierung. Jetzt wird es die Aufgabe sein, dieselbe zu ermuntern, die ärmeren und produktiven Klassen zu schützen, die Bekanntschaft mit dem Innern zu erweitern und den Verkehr mit den verschiedenen Stämmen inniger zu machen. Die Lösung dieser Aufgaben wäre nach der Ansicht des Herrn Leys ziemlich einfach. Durch Einrichtung einer Dampfschiffverbindung zwischen dem unteren Lauf der Flüsse von Brunei und Labuan würden die chinesischen Händler der letzteren Insel schnell und weit in das Innere des Landes eingeführt werden und hierdurch der Verkehr im Innern eine rasche Entwickelung erhalten. Der Beweis hierfür wird durch das Beispiel von Labuan geliefert, welches erst seit etwa zehn Jahren mit der civilisirten Welt in Verbindung getreten ist und dessen Verkehr sich in den letzten drei Jahren, namentlich in Folge des wachsenden Handels in Nord-Borneo und den Sulu-Inseln sich verdreifacht hat, während die gegenwärtigen Handelsverhältnisse die Aussicht eröffnen, daß eine solche Maßregel auch in Brunei von materiell lohnendem Erfolge begleitet sein würde.

Die Metalle bei den Naturvölkern.

Wenn man ein neues ethnographisches Buch oder selbst einen größeren Artikel von Richard Andree zur Hand nimmt, darf man stets sicher sein, etwas Neues zu lernen und unerwartete Aufschlüsse über Fragen zu erhalten, die vorher vielleicht kaum berührt worden waren. Seine Beherrschung eines weitschichtigen Materials, seine vergleichende Methode, seine ruhige saubere Arbeit und Beweisführung — alles ist wie geschaffen für solche ethnographischen Unter-

Digitized by Google

ſuchungen, bei welchen andere Autoren häufig ihrer Phantaſie die Zügel ſchießen laſſen und ſich in den wildeſten Hypotheſen ergehen. Dabei iſt Andree's Kritik gegen letztere ſtets milde in der Form, aber ſcharf in der Sache; bei ſeiner neueſten Arbeit, „Die Metalle bei den Naturvölkern [1])“, kommt ihm außerdem bergmänniſche Fachkenntniß zu Hilfe, die den meiſten Reiſenden, auf deren Berichte er vornehmlich angewieſen war, leider abgehen. Er ſelber giebt offen zu, daß er nichts Vollſtändiges zu ſchaffen im Stande ſei; nur als Beiträge, Stoff und Grundlage für den weiteren Ausbau will er ſeine Arbeit aufgefaßt wiſſen. Dennoch iſt es ihm gelungen, mehr als eine Frage auf dieſem Gebiete zu löſen und die Löſung anderer anzubahnen. Die Reſultate ſeiner Arbeit führt uns Andree in nuce in dem „Vorwort und Einleitung“ vor, welcher wir das Folgende entlehnen.

Die Metalle, auf welche ſich Andree's Unterſuchung erſtreckt, ſind Eiſen, Kupfer, Zinn und die Legirung aus den beiden letzteren, die Bronze. Er beginnt mit den alten Aegyptern, denen neben der Bronze in den älteſten Zeiten zweifellos das Eiſen bekannt war. Bei den ihnen benachbarten Nigritiern ſcheint die Bearbeitung des Eiſens ein durchaus urſprüngliches Gewerbe zu ſein; eine Entlehnung von den Aegyptern läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit nachweiſen. In Afrika folgte das Eiſen direkt auf den Stein, und zwar entwickelte ſich die Eiſendarſtellung im Nordoſten oder in Centralafrika, von wo ſie erſt ſpät nach dem Süden gelangte. Kupfer, wiewohl es auch von den Negern erſchmolzen wird, iſt nur auf wenige Gebiete (Hofrat e-Nahas, Katanga, Gazza am Binuë, Angola, Klein-Namaqualand, Transvaal) beſchränkt, von denen aus es auf dem Handelswege verbreitet wird. Es iſt höchſtens gleichalterig mit dem Eiſen bei den Nigritiern und von einer dem Eiſen vorangehenden „Kupferperiode“, geſchweige denn von einer „Bronzeperiode“, kann in Afrika keine Rede ſein.

Vorderindien bietet ein abgeſchloſſenes Reich für ſich. Auch hier iſt eine Steinzeit nachweisbar und eine Einführung der Metalle von außen her nicht zu erkennen. Die Annahme Worſaae's, daß Vorderindien das Stammland aller Bronze geweſen ſein ſoll, erweiſt ſich als willkürlich; es war in alter Zeit kein Bronzeland. Dagegen deuten häufige Kupferfunde auf das hohe Alter dieſes Metalles in Indien, das heute dort ebenſo wie das Eiſen noch nach uralter Art erſchmolzen wird nach Methoden, die in mancher Beziehung an jene der Nigritier erinnern, ohne daß dabei an Entlehnung gedacht zu werden braucht. Ob Eiſen oder Kupfer in Vorderindien älter iſt, läßt ſich heute nicht mehr ſicher entſcheiden. Als ein Ausfluß der indiſchen Metallarbeit ragen in unſer europäiſches Kulturleben noch die konſervativen Zigeunerſchmiede hinein mit ihren uralten Methoden und Inſtrumenten.

Abermals ein ſelbſtändiges metallurgiſches Reich bilden die malaiſchen Völker. Ihr wohlcharakteriſirtes, ſeit uralter Zeit bei ihnen heimiſches Verfahren der Eiſenbereitung reicht von Madagaskar bis Neuguinea und im Norden bis zu den Philippinen. Eiſen iſt ihr älteſtes Metall; Kupfer, das ſie gleichfalls, aber weniger darſtellen, erſcheint ſpäter und ebenſo die Bronze. In Hinterindien, von wo bis jetzt wenig Nachrichten vorliegen, finden ſich prähiſtoriſche Zeugen der jüngeren Steinzeit in Geſellſchaft von Bronzen; aus der Verſchiedenheit der Methoden, nach welchen ſeine Urvölker (in Kambodja und Birma) das Eiſen gewinnen, kann man auf eine ſelbſtändige und urſprüngliche Darſtellung deſſelben ohne erkennbare fremde Einflüſſe ſchließen. Für das in ſeiner Kultur völlig iſolirt daſtehende China wird bereits vor 3500 Jahren eine hochentwickelte Bronzeinduſtrie bezeugt und Sinologen ſind geneigt, der Bronze dort die Priorität vor dem Eiſen zuzuerkennen — ob aber nicht unter dem Einfluſſe ſkandinaviſcher Anſchauungen? Eiſen iſt in der älteren chineſiſchen Litteratur neben Zinn und Kupfer gleichfalls ein durchaus bekanntes Metall und die chineſiſche Eiſendarſtellung erſcheint uns noch jetzt als eine ganz eigenthümliche, von der aller übrigen Völker völlig geſchiedene und ſelbſtſtändige. Daß aber die Chineſen, die in ſo vielen Dingen die Lehrmeiſter der Japaner geweſen, letzteren auch die Eiſenkenntniß übermittelt haben ſollten, läßt ſich kaum annehmen: denn Japan zeigt in dieſer Richtung ein ganz anderes Verfahren als China, nämlich die Eiſenſchmelzung in Oefen, während China bis zum heutigen Tage nur in kleinen Schmelztiegeln ſein Eiſen gewinnt. Für China ſind die prähiſtoriſchen Verhältniſſe noch wenig oder gar nicht ſtudirt, wiewohl wir wiſſen, daß auch dieſes Land ſeine Steinzeit hatte; in Japan aber, wo Europäer einflußreich wirken und Gelegenheit zu Studien haben, erkannte man die große Aehnlichkeit der dortigen vorgeſchichtlichen Funde mit jenen Europas, die Uebereinſtimmung der zugehauenen und polirten Steingeräthe, geſellt mit Bronzen, welche letztere man auch in Japan für älter als das Eiſen anſpricht.

Licht beginnt ſich zu verbreiten über den Norden Aſiens in prähiſtoriſcher Zeit. Nicht alle ſibiriſchen Völkerſchaften befanden ſich, als die ruſſiſchen Entdecker in das Land kamen, im Zuſtande der Steinzeit; einzelne Stämme verſtanden es bereits, das Eiſen zu reduciren und zu ſchmieden, wohl als ein Erbtheil türkiſcher Völker, die, aus Centralaſien kommend und als Eroberer eindringend, die Eiſenkunde mitbrachten. Aber lange vor den eiſenkundigen Türkenvölkern hatten vom Ural bis zum Altai finniſche Stämme, die in der Tradition als „Tſchuden“ fortleben, eifrig Bergbau und Metallſchmelzerei betrieben. Kupfer war ihr Hauptmetall, das ſie zu ſchmelzen und gießen verſtanden. Neben dem Kupfer der Tſchuden und dem Eiſen der Türken erhielt ſich aber im fernen Oſten der alten Welt, da, wo dieſe ſich Amerika nähert, die Steinzeit, welche erſt den erobernden Ruſſen wich und bei den Tſchuktſchen in ihren letzten Ausläufern heute vor unſeren Augen dahinſiecht.

Nicht geleugnet werden kann die Einheit des Menſchen in der alten und neuen Welt. Aber die Differenzirung beider liegt ſo weit zurück, daß von einer gemeinſamen Quelle ihrer beiderſeitigen Metallkenntniſſe keine Rede ſein kann. — Auch in der neuen Welt zeigen ſich die „Metallreiche“ unabhängig von einander. Eiſen kannte man im vorcolumbiſchen Amerika nicht, wenigſtens kein künſtlich dargeſtelltes; aber Meteoreiſen wurde wiederholt, ſo namentlich von den Eskimos, benutzt und auf ähnlicher Stufe ſtand auch die Anwendung des gediegenen Kupfers in Nordamerika. Es wird von den Indianern wie weicher Stein verarbeitet und kennzeichnet höchſtens die Grenze zwiſchen Stein- und Metallzeit. Der große Kulturfortſchritt, die Erze mit Kohlen zu reduciren und die Metalle im Feuer zu behandeln, iſt dreimal in Amerika gemacht worden: in Mexiko, in Cundinamarca und in Peru, ſtets aber ſelbſtändig und unabhängig von einander. In Mexiko war Kupfer das Hauptmetall, ſeltener war Bronze, und beide

[1]) Richard Andree: Die Metalle bei den Naturvölkern, mit Berückſichtigung prähiſtoriſcher Verhältniſſe. Leipzig, Veit u. Comp., 1884. XVI u. 166 Seiten. Mit 57 Abbildungen. Preis 5 Mark.

Digitized by Google

wurden noch neben dem Stein benutzt, im Ganzen auch, wie die spärlichen Funde beweisen, nicht häufig. Weiter war man in Bezug auf die Bronze in Peru, wo umgekehrt die Kupfergeräthe seltener sind. Alle metallurgischen Arbeiten dieser amerikanischen Kulturvölker wurden ohne Gebläse ausgeführt. Die Analysen der Bronzen ergeben eine große Verschiedenheit in der Zusammensetzung und keinerlei Uebereinstimmung zwischen mexikanischen und peruanischen Erzeugnissen.

In alle die hier aufgezählten Länder, den größeren Theil unserer Erde, brauchten die Europäer nicht erst die Metalle zu bringen, weil sie selbständig dort entdeckt und verarbeitet worden waren. Das Eisen freilich haben sie in Amerika eingeführt; der Nordwesten erhielt es ziemlich spät durch die Russen, in die übrigen Gebiete hatten sich Spanier, Portugiesen und Briten getheilt. Den Peruanern und Mexikanern war dasselbe nur „schwarzes Kupfer". Metallos war die Südsee, deren zahlreiche Inselfluren sich über ein Gebiet von hundert Längengraden erstrecken, und wo zunächst die Spanier mit der Verbreitung des Eisens begannen. Aber volle drei Jahrhunderte hat hier der Proceß der Metallverbreitung in Anspruch genommen, denn erst das achte Jahrzehnt unseres Säkulums sah den Abschluß auf Neuguinea, dessen Bewohner die letzten unseres Erdballes waren, welche in die Metallkenntniß eingeführt wurden.

Ueberblicken wir alle Gebiete, die wir mit Rücksicht auf die Metalle durchwandert haben, so vermögen wir wohl eine große Abwechselung, nirgends aber die „gesetzmäßige Reihenfolge" von Stein, Bronze, Eisen zu entdecken. Bei den Naturvölkern, die wir jetzt in ihrem Verhalten zur Metalldarstellung zu übersehen vermögen, ist kein Grund für die Anlegung einer solchen Zwangsjacke vorhanden. Die thatsächlichen Verhältnisse lassen da nichts Schablonenhaftes erkennen. Hat es doch schon an und für sich wenig Wahrscheinlichkeit, daß alle Völker in den verschiedensten Ländern und ganz unabhängig ohne Verkehr mit einander zu derselben Reihenfolge in der Erfindung gelangt sein sollen: Kupfer, Zinn, Bronze, Eisen. Gediegenes Kupfer, wo es vorhanden, wird von den Naturvölkern im kalten Zustande zu Waffen und Geräthen gehämmert; auch metallisches Zinn ist durch zufälliges Ausschmelzen bekannt geworden. Doch zur Mischung der beiden räumlich getrennten und nur durch den Verkehr zusammengeführten Metalle, zu ihrem kunstreichen Formen und Gießen gehört mehr, als im Durchschnitt bei Naturvölkern verlangt werden kann. Die Bronzedarstellung ist nicht so einfach und leicht, wie jene des Eisens, welches die primitivsten Völker zu erschmelzen wissen, während Bronze stets mit einem höheren Kulturgrade verknüpft ist. Daraus mag man sich die Parallele für unsere europäischen Vorfahren ziehen, die in ihrem primitiven Zustande sicher eher auf die Eisendarstellung als auf das Componiren und Formen der Bronze verfielen.

Eine zweite Lehre, die wir aus dem Verhalten der Naturvölker gegenüber den Metallen zu ziehen vermögen, betrifft die so beliebten Entlehnungstheorien. Wieviel Mühe und Gelehrsamkeit ist nicht aufgewendet worden, um die Metallkenntniß von einem Mittelpunkt gleichsam konzentrisch ausgehen, sie durch ein Volk zum anderen verbreiten zu lassen! Man braucht nur einmal die verschiedenen nach und nach aufgestellten „Ursprungsquellen" und „Lehrmeister" zusammenzustellen, und man wird da auf eine beträchtliche Anzahl Konkurrenten und auf die wunderlichsten Widersprüche stoßen. Andree glaubt, daß auf die Entlehnung und das Uebergehen der Metallkenntniß von einem Volke auf das andere noch zuviel Gewicht gelegt wird, und daß dadurch weit schwierigere Verhältnisse künstlich geschaffen werden, als in der That vorliegen. Ohne für viele Fälle das Entlehnen und Lernen auszuschließen — sie liegen zu häufig offenkundig zu Tage — meint Andree doch, daß uns ein gesunder Polygenismus weiter bringt, der die Metalle auch da erfunden sein läßt, wo sie in selbständiger Weise uns entgegentreten.

Kürzere Mittheilungen.

Bimbia am Camerun-Gebirge.

Bimbia, das zu Anfang Juli unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt worden, ist die südlichste Spitze des ca. 150 km von Norden nach Süden sich hinziehenden Camerun-Gebirges und liegt unter 4° nördl. Br. Der Name bezeichnet zunächst eine Landschaft von etwa 25 bis 30 km Länge und 10 bis 15 km Breite, sodann den dasselbe bespülenden Arm des Camerun-Deltas oder speciell des Mungo-Deltas und schließlich ein Dorf, welches daneben den Namen King Williams Town führt. Das letztere ist in neuester Zeit namentlich von Stephan von Rogozinski besucht, aber unseres Wissens nicht näher beschrieben worden. Doch enthalten des Naturforschers R. Buchholz' „Reisen in West-Afrika" (Leipzig, Brockhaus, 1880) einiges über den Ort, wo Buchholz zu Anfang November 1873 einige Tage sich aufhielt, und zwar bei Herrn Dede, der dort einem Zweiggeschäft der Wörmann'schen Faktorei vorstand. „Herr Dede — heißt es daselbst (S. 100) — war, abgesehen von einem Engländer, der aber wegen fast stetiger Betrunkenheit nicht zu rechnen war, der einzige Europäer in diesem großen Negerdorfe. Er kam sofort heraus und führte Buchholz auf das liebenswürdigste in seine armselige, von Brettern und einem Palmblattdache gefertigte, nur ein einziges Wohnzimmer enthaltende Hütte, die er aber, wie alle Bewohner von Bimbia, noch mit zahllosen Ratten theilen mußte, welche diesen Ort in ganz unglaublichen Massen bevölkern ..... Kein Schuh, kein Kleidungsstück, nichts Zernagbares ist vor ihnen sicher, und die in Bimbia bis zum 5. November von Buchholz zusammengebrachten Sammlungen wurden ihm denn auch in der letzten Nacht von diesen Thieren trotz aller Vorsicht völlig zerstört. Das Aergerlichste war ihm an diesem schauderhaften vierfüßigen Ungeziefer, daß es die ganz gemeine Schiffsratte und nicht einmal die weißbäuchige Afrikanerin war, nach welcher er schon an der Goldküste vergeblich ausgeschaut hatte.

Uebrigens entwickelte sich das Rattennest Bimbia am andern Morgen als landschaftlich wundervoll am Abhange eines hohen und steilen, schön bewaldeten Ufers gelegen, auf welchem die allerdings sehr elenden Hütten malerisch zerstreut waren. Am Strande war selbst bei Ebbe nur äußerst wenig Leben zu bemerken, auch erschwerten große Steine und Gerölle das Gehen daselbst; dagegen fand Buchholz oben am steilen Uferrande eigenthümliche, pilzförmig gestaltete Termitennester, die sein Interesse sofort stark in Anspruch nahmen ....."

Digitized by Google

Die Sicherheit war damals, vor elf Jahren, keine große, wie aus Folgendem hervorgeht. „Uebrigens sah es auch hier in Bimbia nicht freundlich aus, vielmehr mußten sich Herr Dede und sein Gast darauf gefaßt machen, daß die Camaroonsleute Bimbia jede Nacht überfallen könnten. Bimbialeute hatten nämlich vor wenigen Tagen einem Manne von Prisso Bell Town den Kopf abgeschlagen und es hatte sich denn in Folge dessen bereits ein großes Kriegscanoe unter Führung von King Prisso Bell zu einem Palaver eingefunden, welches zu keinem Ausgleich geführt hatte."

Obwohl auch Bimbia manche Nachtheile aufzuweisen hat, namentlich unter einer erdrückenden Hitze leiden soll, so darf man es doch, weil es einen Theil des zu 4190 m Höhe ansteigenden Camerun-Gebirges bildet und dieses in Folge seiner Höhe auch von Weißen zu bewohnen und vielleicht auch zu bebauen ist, als den weitaus günstigsten Platz an der ganzen Westküste Afrikas bezeichnen, wo sich Deutsche niederlassen könnten. Hier wird die Küste nicht, wie E. R. Flegel sagt, 50 Procent der Neuankommenden als ihren Tribut fordern.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Uns liegen einige neue Bändchen der hübschen „Europäischen Wanderbilder" (Nr. 53, 54: Neuenburg und Umgebung; Nr. 65 bis 67: Von der Donau zur Adria) vor. Letzteres, aus H. Noé's Feder, ist darum von besonderem Interesse, weil darin eine ganze Anzahl noch wenig oder gar nicht bekannter Naturwunder, namentlich Höhlen, im Karst-Gebirge und das herrliche Abbazzia unweit Fiume eingehend beschrieben wird. Die zahlreichen Illustrationen von J. Weber sind, wie immer, vortrefflich.

— Die preußische Regierung hat die schwedische ersucht, an der schwedischen Ostseeküste Fluth- und andere Messungen in ähnlicher Weise, wie sie an der pommerschen Küste ausgeführt werden, veranstalten zu lassen. Kapitän Malmberg und Prof. Rosen sind in Folge dessen abgeschickt worden, um die deutschen Stationen während des Sommers zu besuchen und dann auf der schwedischen Küste die am besten geeigneten Punkte auszuwählen.

— Der letzte Census in Athen vom April dieses Jahres hat nach der „A. Z." einen überraschenden Zuwachs der Bevölkerung ergeben, nämlich 84 903 Einwohner, eingeschlossen 6137 Soldaten, davon 47 243 männlichen und nur 37 660 weiblichen Geschlechts. Die vier ersten Zählungen ergaben folgende Bevölkerungsziffern 1856: 30 069; 1861: 41 298; 1870: 44 510 und 1879: 66 834. In den letzten fünf Jahren hat die Stadt also um 18 089 Seelen zugenommen und seit der ersten Zählung im Jahre 1856 um 58 834 oder um 180 Proc.

Afrika.

— In Bd. 43, S. 239 hatten wir Sacconi's Angaben über die traurigen Zustände in Harrar unter ägyptischer Herrschaft reproducirt; eine volle Bestätigung dafür finden wir jetzt in der „Zeitschrift der Ges. f. Erdkunde zu Berlin" (IX, Heft 2), wo Baron J. von Müller seine 1882 dorthin unternommene Reise beschreibt. Er sagt unter anderem Folgendes: „Die Gassen sind eng, schmutzig, winkelig, voll von Steinen und höchst unbequem, da keine einzige auch nur annähernd wagerecht ist. Zahllose halbverhungerte Bettler, Kranke und Krüppel liegen überall im Wege; der Anblick der von Syphilis und Pocken Heimgesuchten ist ekelhaft. Die Armuth ist so furchtbar, daß täglich eine nicht unbedeutende Zahl von Menschen Hungers stirbt. Die Schwachen und Wehrlosen werden des Nachts von den äußerst zahlreichen gefleckten Hyänen zerrissen, ohne daß auch nur ein einziger Eingeborener zur Hilfe herbeieilte... Fast allnächtlich wiederholten sich derartige Scenen, am Morgen lagen nur noch wenige Ueberreste umher, welche von den zahllosen Hunden bald vertilgt wurden. Zwar hat die Regierung Maßregeln gegen diese Noth ergriffen, doch mit wenig Erfolg; die Zahl der Armen ist zu groß." Ja, die Regierung arbeitet sogar indirekt mit daran, diese Noth zu vergrößern. In den Monaten der großen Ernten, wenn das Getreide am billigsten ist, kauft die Regierung im Einverständniß mit den großen arabischen und indischen Händlern sämmtliche Vorräthe auf; die Preise steigen natürlich in Folge dessen von Monat zu Monat, die Regierung und die Kapitalisten haben alle Vorräthe in Händen und machen die Preise nach Belieben, unbekümmert um das grausige Elend, welches ihre Handlungsweise hervorruft. v. Müller's Erkundigungen zufolge, welche er von verschiedenen Seiten eingezogen hat, beläuft sich die Zahl derjenigen, die in den Straßen Harrars verhungern, auf jährlich 2000 bis 3000, eine Zahl, die zuweilen noch überschritten werden soll.

— Ein für den jetzigen Moment sehr passendes, sehr interessantes und empfehlenswerthes Schriftchen ist „Das Hinterland von Walfischbai und Angra Pequena" (Heidelberg, C. Winter, 1884), welches der Verfasser C. G. Büttner, früher Missionar im Damara-Lande, als „eine Uebersicht der Kulturarbeit deutscher Missionare und der seitherigen Entwickelung des deutschen Handels in Südwestafrika" bezeichnet. Es ist ein ethnographisch und kulturgeschichtlich werthvoller Bericht über die unglaublich mühselige, aber doch schon mit Erfolg belohnte Kulturarbeit, welche ausschließlich deutsche Missionare seit fast einem halben Jahrhundert im Damara- oder Herero-Lande verrichtet haben, über die ursprünglichen Zustände und das allmähliche Fortschreiten des Gebietes, welches vor acht Jahren nahe daran war, durch unglaublich gemeine Schliche (siehe S. 312 und 318) in die Hände der Engländer zu gerathen. Bis zuletzt suchten die britischen Beamten die längst ansässigen deutschen Missionare zu vertreiben und ihnen nach Kräften zu schaden, bis sie im Mai 1880 auf höhere Weisung abziehen mußten. Doch war es ihnen gelungen, den alten Rassenhaß zwischen dem Bantustamme der Herero und den hottentottischen Namaqua, den die Missionare mit unendlicher Mühe beschwichtigt hatten, neu zu beleben, so daß noch heute das frühere gute Verhältniß nicht ganz wieder hergestellt ist. Aber wenn der deutsche Kaufmann, der Unternehmer, welcher sich jetzt anschickt, in jenes bisher vom Welthandel abseits liegende Land vorzudringen, dort Leute findet, die ihn verstehen, die lesen, schreiben und rechnen können, Leute, denen er die Ueberwachung und Spedition seiner Güter wenigstens theilweise überlassen kann, Leute, mit denen sich handeln läßt, die ihm seine Importe abnehmen; wenn er Orte findet, wo er mitten in dem wilden Lande doch unbelästigt von den „Wilden" wieder etwas von Civilisation spürt, wo man ihn schützt und zu seinem Rechte verhilft, so verdankt er dieses alles der zähen stillen Arbeit der Mission. — Wir empfehlen das Büchlein als eine gute und vielfach belehrende Einführung in die Verhältnisse von Südwestafrika.

— Wie die „Neue Preußische Zeitung" mittheilt, sendet Herr Lüderitz noch im August eine Expedition, bestehend

Digitized by Google

aus etwa sechs Bergleuten unter Führung des Direktors Pohle aus Freiberg und dem Züricher Naturforscher Dr. H. Schinz, nach seinen südwestafrikanischen Besitzungen, um dieselben auf ihren Gehalt an Erzlagern zu prüfen. Auch soll die Küste und der Unterlauf des Oranje-Flusses hydrographisch untersucht, die Vegetation der Steppen studirt und die Möglichkeit artesischer Brunnenbohrungen festgestellt werden.

— Einem Briefe des Herrn Adolf Diener in Guémée St. Jean (am Rio Nunez, Westküste Afrikas zwischen 10° und 11° nördl. Br.), abgedruckt in der „Züricherischen Freitagszeitung" (1884, Nr. 25), entnehmen wir Folgendes über die Jolah. „Dieser merkwürdige Volksstamm, der seine Wohnsitze gegenwärtig am Rio Compony hat und von Norden gekommen sein soll, unterscheidet sich sofort von den anderen Negerstämmen, hauptsächlich durch den eigenthümlichen Bau seiner spitzen glattrasirten Schädel, sowie durch die Sitte, sich gleich den Indianern Nordamerikas den Leib zu tatuiren. Wenn ihnen ein Angehöriger stirbt, so sammeln sich alle Familienglieder in seiner Hütte und machen ihrer Freude durch tolle Sprünge Luft; und nun wird der Todte nicht etwa begraben, nein! sein Körper wird in einen Kessel mit siedendem Wasser geworfen, und das so gewonnene Fett benutzen diese Kannibalen zur Bereitung ihrer Speisen. In Senegambien ist man der Meinung, eben dieser Genuß sei Ursache der fürchterlichen Krankheit, von der die Jolahs befallen werden. Ich will dieselbe, da mir hierfür ein wissenschaftlicher Name unbekannt ist, Schlafkrankheit nennen. Der davon Befallene verliert die Lust zum Sprechen und Essen und macht den Tag zur Nacht. Seine Bekannten wissen sehr wohl, was diese Symptome zu bedeuten haben, und reiben ihm den Körper mit Pflanzensäften, dem Absud von allerlei Wurzeln ꝛc. ein; überhaupt werden hier alle Krankheiten auf diese Weise kurirt. Aber nichts kann da helfen; den Kranken ereilt sein Schicksal, d. h. er verfällt in einen perpetuellen Schlaf, aus dem man ihn zwar aufwecken kann, da er dann mit geschlossenen Augen thierisch grunzende Laute von sich giebt. Sein Organismus und dessen Funktionen sind gestört, und dennoch lebt der Unglückliche; sein Gefühlssinn ist nicht erstorben, wohl aber seine Sprache. In diesem Zustande kann er 8 bis 10 Jahre fortvegetiren, bis ihn der Tod von seinem qualvollen Dasein erlöst. Gewiß, eine sehr seltsame Krankheit ist es, welche in solcher Weise diesen Volksstamm heimsucht; ich kann deren Ursache nicht ergründen, und begnüge mich deshalb mit der Erklärung der Bewohner Senegambiens, welche dieselbe dem Genusse von Menschenfett zuschreiben."

— Einem vom Gouverneur des Senegal erstatteten Rapport entnimmt die „Exploration" (Nr. 387) folgende Mittheilungen: Die Bambaras theilen die Abneigung der übrigen schwarzen Rassen gegen die Arbeit nicht. Die Bearbeitung der Metalle z. B., die für die anderen Bewohner des unteren Senegal ein Gegenstand der Verachtung ist, wird von ihnen in hohen Ehren gehalten; hier hat jedes Dorf wenigstens einen Schmied, der in großem Ansehen steht und im Rathe einen ehrenvollen Platz einnimmt, gewissermaßen versieht er auch das Priesteramt, da er die Beschneidung vollzieht. Diese Schmiede bearbeiten auch das Holz; ihre Arbeiten sind, obwohl sie keinen Vergleich mit europäischen aushalten können, immerhin beachtenswerth, namentlich wenn man die unvollkommenen Werkzeuge, mit denen sie verfertigt werden, berücksichtigt. Kleinere Gegenstände machen sie in einer gewissen Vollendung, größere Stücke verstehen sie nicht zu schmieden, wozu allerdings die schlechte Beschaffenheit des Eisens beiträgt. Die Schmiede sind übrigens sehr intelligent, und sie würden entschiedene Fortschritte in ihrem Handwerke machen, wenn sie mit europäischen Arbeitern in Berührung kämen. Die Zukunft des Landes liegt im Ackerbau, dem die Bambaras sich gern widmen; d. h. insofern als die freien Leute ihren Acker durch Sklaven bebauen lassen. Das Land ernährt seine Bewohner reichlich und wäre im Stande viel mehr zu erzeugen, wenn die Ackerbauer nur wüßten, was sie mit ihrem Ueberschusse anfangen sollten, für den sie bis jetzt keinen Ausweg haben. Der Gouverneur hatte den Wunsch ausgesprochen, daß die Anpflanzungen von Hirse vermehrt würden, und dies genügte, um im laufenden Jahre die Ernte zu verdoppeln, theilweise zu verdreifachen. Wenn durch Anlage der Eisenbahn eine Transportgelegenheit geschaffen sein wird, wird sich bald der Ertrag der verschiedenen Anpflanzungen (Reis, Baumwolle, Indigo ꝛc.) verdoppeln. Nützlich würde es sein, wenn verschiedene Ackerbaugeräthschaften, namentlich der Pflug, eingeführt würden.

Rund um die französische Kolonie hin macht sich eine allgemeine Handelsbewegung fühlbar, eine Folge der Sicherheit, die in Folge des Auftretens der Franzosen im Lande herrscht. Auch die Maurenstämme, welche an den Grenzen der Wüste wohnen und in ihren Handelsunternehmungen von feindlichen Stämmen gestört werden, suchen sich einen Weg durch das französische Gebiet zu eröffnen, und verschiedene Umstände deuten darauf hin, daß der Handel hierdurch belebt werden wird, was sehr wünschenswerth ist, da die Bambaras selbst wenig Geschmack für denselben besitzen und ihn gern anderen Stämmen überlassen.

Australien.

— Aehnlich wie die Sperlinge und Kaninchen, zu deren Ausrottung die australischen Kolonien jetzt alljährlich 200000 Pfd. St. verausgaben, haben sich auch die importirten Hasen, zum Aerger der Farmer und Gärtner, in solcher Menge in Australien vermehrt, daß sie zu einer großen Plage geworden sein sollen. Im Parlamente der Kolonie Neu-Süd-Wales wurde der Antrag auf Bewilligung der nöthigen Geldmittel gestellt, um dieselben möglichst wieder zu vertilgen.

— Die australische Kolonie Victoria, deren Gründung in das Jahr 1835 fällt, hatte am 31. December 1883, mit Einschluß der nur noch 750 Seelen zählenden Eingeborenen, bereits eine Bevölkerung von 931785, und davon waren 493053 männlich und 438732 weiblich. Beide Geschlechter verhielten sich also wie 100:89. Der Zuwachs im Jahre 1883 betrug 25560 und zwar 15578 männlich und 9982 weiblich. Die Geburten überstiegen die Todesfälle um 14530 und die Einwanderung die Auswanderung um 11030. Victoria, wiewohl dem Flächeninhalte nach die kleinste unter den Kolonien des australischen Kontinents, ist doch die bevölkertste. Dann folgen Neu-Süd-Wales mit 850000, Südaustralien mit 311086 u. s. w.

— Mr. Murray, von der geologischen Aufnahme von Victoria, behauptet, daß die bei Berrys Creek, Mirboo, Gipsland, entdeckte Kohle die beste ist, die noch in der Kolonie gefunden ist. In einer Tiefe von 43 Fuß ist das Flöz 4 Fuß 8 Zoll dick, wovon mehr als drei Fuß feste, gute Kohle ist. Ein ausgedehntes Lager Eisenstein ist ebenfalls nahe bei Wedderburn entdeckt, dessen Erz mehr als 50 Proc. Eisen enthält.

Südamerika.

— In dem zwischen dem Rio Zulia, Rio Catatumbo und der Cordillere gelegenen Theile von Venezuela kommen zahlreiche Asphaltminen und Petroleumquellen vor. Sie befinden sich am Fuße einer niedrigen, 60 km weit von Ost nach West streichenden Hügelkette, welche diese Region durchläuft und sich dann zwischen dem Rio Tara und Rio Zulia abplattet. 7 km vom Zusammenflusse des Tara und des Sardinarte entfernt liegt eine Sandbank, die etwa 10 m hoch ist und im Geviert 25 bis 30 m haben mag. Eine Reihe wie von Menschenhand gegrabener cylindrischer Löcher befindet sich in ihr, und diesen Löchern entströmt das mit heißem

Digitized by Google

Wasser vermischte Petroleum. Das dabei entwickelte Geräusch, so stark, als dasjenige von zwei oder drei den Dampf entweichen lassenden Dampfmaschinen, ist auf eine ziemliche Distanz hörbar, wie auch die von den Quellen aufsteigenden Dampfsäulen von weit her gesehen werden könnten, wenn sie nicht durch den sie umgebenden Wald verdeckt würden. Dieses von den Einheimischen „el infierno“ (die Hölle) genannte Phänomen wurde vom Dr. Mc Gregor untersucht, welcher, seiner Aussage nach, in 42 Sekunden ein 15 Flaschen haltendes Gefäß füllen konnte, was einer täglichen Produktion von 5760 Gallonen gleichbedeutend wäre. Das Petroleum von Venezuela hat eine Dichte von 0,88. Unterhalb des Zusammenflusses des Tara und des Sardinarte ist der Fluß das ganze Jahr für Fahrzeuge von 40 bis 50 Tonnen schiffbar. Ch. N.

— Die Baumwoll-Industrie hat sich seit 20 Jahren in Brasilien sehr gehoben und die Anpflanzung von Baumwolle zu einem recht lukrativen Geschäft gemacht. Trotz den gegenwärtig niedrigen Preisen erzielen die Pflanzer noch in manchen Distrikten Nettoergebnisse, die bisweilen 20 Proc. des angelegten Kapitals betragen. Es wird sich nur fragen, wie sich die Lage gestalten wird, wenn die nahe bevorstehende Sklavenemanzipation ins Leben tritt.

Im Jahre 1866 gab es erst 9 Fabriken mit 768 Arbeitern, 14875 Spindeln und 385 Webstühlen. Sie verfügten über eine Wasserkraft von 288 Pferden und 36 Pferdekräfte Dampf; die Produktion belief sich auf 3944000 Yards Gewebe und 126 Tonnen Gespinnst (Faden), im Totalwerthe von 1166200 Milreis (1 Milreis = 2,58 Francs). Jetzt giebt es 45 Fabriken, von welchen in der Provinz Rio-Janeiro speciell zu erwähnen sind: Santo Aleris, gegründet 1849, 7000 Spindeln, 160 Webstühle, 130 Arbeiter; Jahresproduktion 1800000 Yards Gewebe im Werthe von 400000 Milreis, Wasserkraft 50 Pferde. „Brazil Industrial“, 20000 Spindeln, 450 Webstühle, Wasserkraft 560 Pferde, 400 Arbeiter; Jahresproduktion 3800000 Yards. „San Pedro de Alcantara“ in Petropolis, gegründet 1873; Kapital 130000 Milreis, Wasserkraft 50 Pferde, 130 Arbeiter. „Fabrica Petropolitana“ bei Petropolis, gegründet 1874; Kapital 540000 Milreis, Wasserkraft 120 Pferde, 5600 Spindeln, 108 Webstühle, 200 Arbeiter; Jahresproduktion 1500000 Yards Gewebe. Die stärkste Baumwollenausfuhr fand im Jahre 1872 statt, wo sie sich auf 78517 Tonnen belief, im Werthe von 46444000 Milreis. Heutzutage verbraucht Brasilien selbst einen großen Theil seiner Ernten für die Speisung der einheimischen Industrie. Ch. N.

— Ein junger Berliner Gelehrter, Dr. Ehrenreich, hat sich, ausgestattet mit Empfehlungen von Prof. Virchow und anderen namhaften Gelehrten, Ende Juni nach Brasilien eingeschifft, um dort eine genaue Erforschung der Sambaki oder Muschelhügel vorzunehmen.

— Am 24. Juni dieses Jahres ist eine Expedition unter Kommandant Falberg von Buenos-Ayres nach dem Rio Pilcomayo abgegangen, um denselben vollständig hydrographisch aufzunehmen und ihn namentlich auch auf seine Schiffbarkeit hin zu untersuchen.

— Herr Franzisco P. Moreno berichtet der Geographischen Gesellschaft zu Paris in einem aus Iglesia (Provinz San Juan) vom 2. März datirten Briefe über seine Reise, die sich ganz anders gestaltet hat, als ursprünglich von ihm geplant worden war. Er hatte am 7. December 1882 Buenos Ayres verlassen in der Absicht, die nördlichen argentinischen Provinzen und Bolivia bis nach Cuzco hin vom archäologischen und anthropologischen Standpunkte aus zu untersuchen und weiterhin dem Laufe des Amazonas zu folgen. Zu Cordova, wo er nur einige Tage hatte bleiben wollen, hielt er sich vier Monate lang auf, angeregt durch die interessante Rassenmischung von Eingeborenen, schwarzen Afrikanern und weißen Eroberern, die sich dort seit mehr als 300 Jahren vollzogen hat. Bis zum 15. April blieb er in der Provinz Cordova, wo er nicht nur die Bewohner der Städte, sondern auch die des flachen Landes, der Berge und der Wälder untersuchte; namentlich besuchte er auch den westlichen Theil dieser Provinz und den östlichen Theil der Provinz San Luis, wo sich das einheimische Element mehr oder weniger rein erhalten hat, obwohl es seine alte Sprache vergessen hat. Eine geologische und paläontologische Sammlung wurde angelegt, verschiedene alte Wohnungen durchsucht und einige gute osteologische Erwerbungen gemacht. Er glaubt, daß es ihm geglückt ist ein gutes Bild von Cordova, wie es vor der spanischen Eroberung war, zu erhalten.

Von Cordova ging er nach Mendoza, wo er sieben Monate blieb und seine Sammlungen bereicherte. Namentlich die Geologie des von Burmeister beschriebenen Uspallatamassivs hat er eingehend studirt, fossile Pflanzen aus der paläozoischen bis zur quaternären Periode gefunden. Von Mendoza begab er sich dann in die Provinz San Juan, wo er etwa um Neujahr 1884 ankam. Auch hier hat er seine verschiedenen Sammlungen bereichert, so daß er bereits 14 Kisten mit Knochen, Antiquitäten und paläozoischen Fossilien zurückschicken konnte.

Vermischtes.

— Urgeschichte des Menschen. Ein Handbuch für Studirende von Prof. Rauber. 1. Band. Die Realien. Leipzig, F. C. W. Vogel, 1884.

Ein erfreuliches Zeichen für das Fortschreiten der Wissenschaft vom Menschen ist dieses Buch, verfaßt von einem Leipziger Professor der Anatomie, welcher Urgeschichte vorgetragen hat. An zusammenfassenden Werken über den gegenwärtigen Stand der Urgeschichtsforschung fehlt es freilich nicht und Joh. Ranke's „Anleitung zu anthropologisch-prähistorischen Untersuchungen“ muß hier erwähnt werden; aber ein Handbuch für Studirende geschaffen zu haben, ist Rauber's Verdienst. Klar entwickelt er Wesen und Aufgabe der Urgeschichte, zeigt dann, wie ihre Erforschung neuesten Datums ist und behandelt alsdann die Werkzeuge (metallische und unmetallische), die Gewinnung des Feuers, keramische Ueberreste, Ernährung, Bekleidung, Schmuck, Obdach, die Gräber, Vertheidigungswerke, die Reste aus dem Thierreiche und schließlich die körperlichen Ueberreste des Menschen — alles in knapper und ansprechender Form. Die Beigabe von Abbildungen wird für eine spätere Auflage zugesagt und dieses ist für Studirende von Wichtigkeit; auch wäre dann wohl die Litteratur besser zu berücksichtigen. Es ist nicht zu ersehen, nach welchem Princip der Verfasser bei seinen Litteraturangaben verfuhr; oft fehlen die Belege bei den wichtigsten Thatsachen und die mitgetheilten Quellencitate sind meist bibliographisch mangelhaft angeführt oder auch ungenau. Die Seite 45 in der Anmerkung angeführten Transactions Ethnological Society 1870 existiren gar nicht. Die Transactions schließen mit dem Jahre 1869 und ein Druckfehler liegt auch nicht vor.

Inhalt: Eine Reise in Griechenland. II. (Mit sechs Abbildungen.) — Ernst Kramberger: Reise von Esseg durch einen Theil Sirmiens. VI. — Verwaltung und Handel in Brunei. — Die Metalle bei den Naturvölkern. — Kürzere Mittheilungen: Bimbia am Camerun-Gebirge. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Australien. — Südamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 16. August 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1884.

Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Belle.)

III.

Um von dem Kloster Megaspilion nach Sikyon zu gelangen, mußte Belle zuerst den Bergrücken ersteigen, an dessen Abhange jenes erbaut ist, und alsdann sämmtliche Abfälle des Chelmos-Gebirges, die sich nach Norden zum Korinthischen Meerbusen hinabsenken, überschreiten. - Als er den schmalen und steilen Pfad mühsam hinaufklomm, begegneten ihm einige Mönche zu Pferde, welche bequem auf großen, gut gepolsterten Packsätteln saßen. Der eine hatte die Arbeiten in den Weinbergen des Klosters überwacht, wo man damals gerade beschäftigt war, die Ranken aufzubinden; der andere hatte im Thale von Diakopto, wo die reichsten Meierhöfe des Klosters liegen, das Getreidedreschen beaufsichtigt, und der dritte hatte im Gebirge nach 500 Bienenstöcken gesehen, welche man aus dem Kloster geholt und zur Zeit der Blüthe der Pevka-Fichte, deren Blüthenstaub dem Honig einen ausgezeichneten Geschmack verleiht, in den Wäldern vertheilt hatte. Es ist nämlich in Griechenland Sitte, die Bienen zwei- oder dreimal nach verschiedenen Stellen zu bringen, wo gerade diese oder jene geschätzte Blüthe in besonderer Menge vorkommt, und die Bauern der benachbarten Dörfer zahlen dem Abte des Klosters für die Erlaubniß, ihre Stöcke in die Wälder desselben bringen zu dürfen.

Der Weg wurde immer schlechter und stellenweise so schmal, daß die Saumthiere mit ihren Lasten an die Felswände anstießen und in den Abgrund zu stürzen drohten. Drei Stunden lang durchzog man ein wildes Durcheinander von Bergen, bald Kämme erklimmend, bald in Schluchten hinabsteigend, bis man auf eine Hochebene gelangte, von wo das Auge frei über den Korinthischen Meerbusen hinüber bis zu den noch mit Schnee bedeckten Höhen des Parnassos schweifen konnte. Zu den Füßen des Beschauers aber lag ein Meer von Hügeln und Thälern, theils bewaldet, theils angebaut, von Bächen durchflossen und mit Dörfern geschmückt, deren rothe Ziegeldächer zwischen stattlichen Kastanienbäumen hervorschauten. Wieder ging es steil hinauf nach Peristera; dort traten an die Stelle grünen Pflanzenwuchses mächtige röthliche Felsen, die sich zwar malerisch genug ausnahmen, aber die Sonnenhitze mit unerträglicher Gluth zurückstrahlten. Um Solos zu erreichen, mußte man nun wieder auf einem höchst gefährlichen und mühsamen Wege in das Thal des Akrata, des antiken Krathis, hinabklettern, eine der ermüdendsten Strecken, welche Belle jemals in Griechenland zurückgelegt hat, wo die Pferde trotz aller Anstrengungen der Treiber stürzten und ins Rutschen kamen. Um so lieblicher erscheint die Lage des reichen Dorfes Solos in dem reizenden Thale und im Schatten von Kastanien- und Obstbäumen, am Zusammenflusse des Akrata und des Mavroneri (Schwarzwasser) oder Drakoneri (Drachenwasser), das bei den Alten den Namen des Höllenflusses Styx trug. Nach kaum einstündigem Wandern von Solos aus gelangt man durch eine wilde Schlucht, die von merkwürdigen, grün und dunkelviolett gefärbten Schieferfelsen eingefaßt ist, in eine Art Circus, welcher senkrecht in den Abhang des Chelmos eingeschnitten ist und von dessen oberem Rande zwei silberhelle Wasserfäden herabstürzen,

Digitized by Google

um ſich in Nebelſtaub aufzulöſen, ehe ſie den Boden erreichen. Nur zur Zeit der Schneeſchmelze iſt der Fall wirklich bedeutend. Sobald ein leichter Nebel die Entfernungen größer erſcheinen läßt, oder ein paar Wolken die Sonnenſtrahlen mit Kunſt ſo vertheilen, daß hier ein Abſturz im Halbdunkel liegt, dort Felsvorſprünge ſcharf hervortreten, daß die Berggipfel beleuchtet ſind, während ein kalter, bläulicher Schatten die Schlucht bedeckt, dann iſt der Anblick ein wirklich großartiger; aber trotzdem begreift man ſchwer, wie die Alten hierher den Eingang zur Unterwelt verlegen konnten. Wo bleibt hier die Hölle, wo iſt hier Raum für die ſchauerlichen Scenen, welche der heidniſche Glaube ſich an den Ufern des Styx abſpielen läßt, wo der Abgrund, an deſſen Rande Demeter auf die Rückkehr ihrer Tochter harrt? Man fühlt ſich enttäuſcht und möchte den Dichtern zürnen, weil ſie uns für Gebilde ihrer Phantaſie zu intereſſiren wußten, die in der Wirklichkeit keinen Raum hatten.

Das Waſſer des Styx, das vielmehr vom Himmel als aus der Unterwelt zu kommen ſcheint, iſt eiskalt und klar; nur aus erſterem Umſtande vermag man es zu erklären, daß die Alten daſſelbe für giftig hielten und meinten, daß es wegen ſeiner ätzenden Eigenſchaft nur in Gefäßen aus Horn aufbewahrt werden könnte. Wahrhaft kindlich iſt die Naivetät, mit welcher ſich die hervorragendſten Gelehrten des Alterthums den Kopf darüber zerbrachen, welchen Thieres Huf zu oben genanntem Zwecke allein geeignet ſei. Plutarch ſtimmt für den Eſel, Aelian aber meint, es müßte ein ſkythiſcher Eſel ſein, Pauſanias hat in dieſer Beziehung

Ausſicht auf den Meerbuſen von Korinth mit dem Parnaſſos im Hintergrunde. (Nach einer Zeichnung Belle's.)

nur vom Pferde gehört, Plinius vom Maulthiere und Vitruv vom Maulesel!

Von Solos an führt der Weg lange und mühſam an den kahlen und traurigen Abhängen des Chelmos hinauf; dafür aber führt der Abſtieg nach Süden im Schatten großer Fichten hin, deren Waldeskühle und Stille an nordiſche Landſchaften erinnert. Bei einer plötzlichen Biegung des Weges erblickt man den Pheneos-See, von einem gewaltigen Kreiſe hoher, waldbedeckter Berge umſchloſſen, die ſteil zu dem Gewäſſer abfallen, in welchem ſich ihre Gipfel und Abhänge ſpiegeln. Wäre nicht der Himmel ſo klar und ſtrahlend, ſo könnte man ſich nach Schottland, etwa in die ſo maleriſche und poetiſche Grafſchaft Roß, verſetzt glauben. Der 753 m über dem Meere gelegene See, welcher heute 9 km lang und 7 km breit iſt, war im Alterthume nicht vorhanden, ſondern die in der Thalebene ſich ſammelnden Waſſer wurden durch einen $2^1/_2$ Stunden langen künſtlichen, von Dämmen eingefaßten Kanal nach Süden abgeleitet, ergoſſen ſich bei dem heutigen Dorfe Gioza in Katavothren (unterirdiſche Höhlen) und traten weſtlich davon wieder an das Tageslicht, wo ſie den Fluß Ladon oder Ruphia (ſiehe oben S. 129) bildeten. Jener Kanal, als deſſen Erbauer der die Kultur verbreitende Herakles galt, war ſchon im Alterthume verfallen; aber noch zur Zeit des Pauſanias war die Ebene frei von Waſſer. Eine Verſtopfung der unterirdiſchen Abflüſſe, die in Folge von Einſtürzen oder Erdbeben eintreten kann, führte dann ſpäter zur Bildung eines Sees, der dann ebenſo leicht wieder verſchwindet. Zu Anfang des laufenden Jahrhunderts war die Ebene faſt ganz bebaut, wurde dann

in den zwanziger Jahren mit Waſſer bedeckt, das ſich aber im Jahre 1832 auf einige Zeit wieder verlief, um dann wieder zu erſcheinen und bis zu ſeiner heutigen Höhe anzuwachſen. Augenblicklich halten ſich Zu- und Abfluß vollſtändig das Gleichgewicht.

Von Phonia bis zum See Stymphalos kreuzt der Reiſende mehrere unfruchtbare und öde Plateaus. Gleich öde und traurig wie dieſe iſt auch der Anblick des Sees mit ſeinen ſumpfigen, fieberaushauchenden Ufern und ſeiner Umgebung kahler Berghänge und wilder Felſen. Das Anwachſen und Abnehmen auch dieſes Waſſerbeckens beruht auf denſelben Erſcheinungen, wie beim See von Pheneos; ſchon den Alten war es bekannt, daß der Abfluß des Stymphaliſchen Sees, an welchem die Sage die von Herakles erlegten menſchenfreſſenden Vögel mit ehernen Krallen und Federn hauſen ließ, mit der 35 km entfernten Eraſinos-Quelle (heute Kephalovryſis) bei Argos identiſch iſt. Die traurige Stille, welche rings um den See herrſcht, die häßlichen Ausdünſtungen des Schlundes, in welchen ſich ſeine Gewäſſer ergießen, dazu die dicke, ſchwere Luft in dem Thalkeſſel, alles das hinterläßt bei dem Reiſenden einen durchaus ungünſtigen Eindruck.

Am nächſten Tage überſchritt Belle den Bergrücken, welcher ihn noch vom Korinthiſchen Meerbuſen trennte, und ritt in einem mit Eichen und Fichten bewachſenen Thale abwärts, das zum Meere hin an Breite zunahm. Allmählich traten Weinberge an die Stelle der Wälder und es zeigten ſich freundliche Weiler mit rothen Dächern; die früher arme Gegend iſt durch den Korinthenanbau ſehr wohlhabend geworden. Endlich war Sikyon erreicht, deſſen antikes Theater den prächtigſten natürlichen Hintergrund beſaß, den man ſich denken kann: das ſchäumende Meer, die beiden Gipfel des Kithäron und des Helikon und zur Rechten der Iſthmus von Korinth mit dem Aegäiſchen Meere und der Inſel Aegina dahinter. Am folgenden Tage traf Belle wieder in Athen ein.

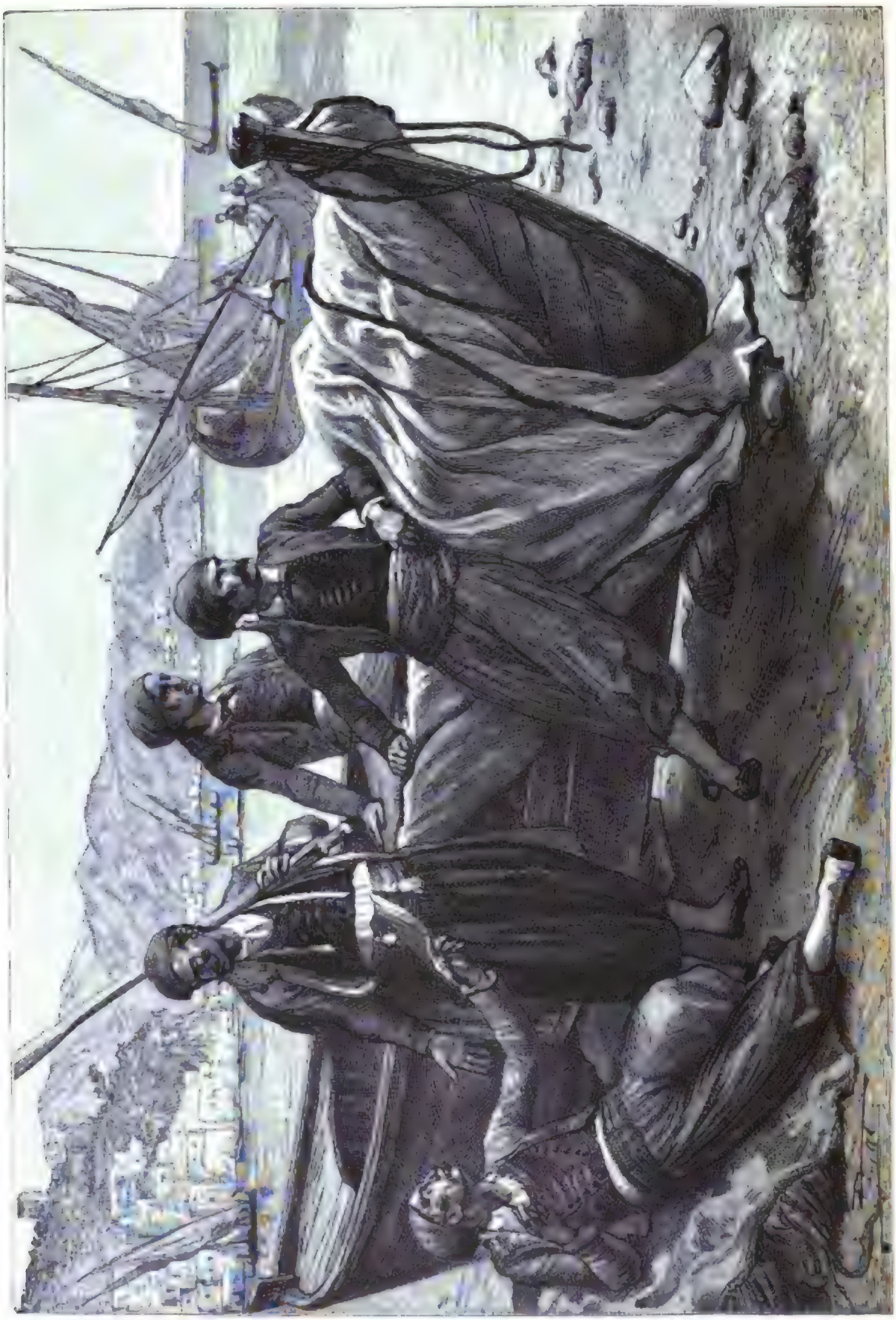
* * *

Der Stymphalos-See. (Nach einer Zeichnung Belle's.)

Um einen annähernd vollſtändigen Ueberblick über das Königreich Griechenland (in ſeinen früheren Grenzen) zu gewinnen, machte er zuletzt noch eine flüchtige Fahrt durch die Kykladen. Es iſt das eine leichte Reiſe, zu welcher keine beſonderen Vorbereitungen oder beſonderer Muth gehört, als der Entſchluß, die ſchlechte Küche und das Ungeziefer griechiſcher Packetboote einige Zeitlang ertragen zu wollen. Belle machte die Reiſe noch bequemer auf dem im Piräus ſtationirten franzöſiſchen „Aviſo“ und begab ſich zuerſt nach Hermupolis auf Syra, das, erſt im Jahre 1821 von flüchtigen Chioten und Pſarioten gegründet, ſich raſch zur erſten Handelsſtadt Griechenlands aufſchwang und erſt in den letzten Jahren von der mächtig aufblühenden Doppelſtadt Athen-Piräus überflügelt worden iſt. Aber Hermupolis mit ſeinen 21 250 Einwohnern iſt bei allem Wohlſtande nur ein Tranſitplatz, deſſen Exiſtenz lediglich auf den wöchentlich mehrmals anlegenden Dampfſchiffen beruht. An ſolchen Tagen verdoppelt ſich dort die Rührigkeit: alsdann iſt der Hafen überfüllt, und zu den fremden Matroſen geſellen ſich diejenigen von den Inſeln mit ihren geſtickten Sammetweſten und den bauſchigen Hoſen, die ihnen einen ſo ſonderbaren Gang verleihen. In ihren krummſchnäbeligen Schiffen bringen ſie Wein von Santorin, Oel von Tinos, Orangen und Honig von Tzia (Keos), Smirgel und Seide von Naxos und holen dafür Baumwollſtoffe von Mancheſter, Marſeiller Lichte und Zucker, Trieſter Topf- und Glaswaaren und deutſche Seide — ein beſtändiger Tauſchverkehr, von welchem das ganze Volk von Maklern und Banquiers, Laſtträgern und Krämern, das ſich auf dem Felſen von Syra zuſammengefunden hat, lebt.

Ein Meeresarm von kaum 20 km Breite trennt Hermupolis von Tinos, eine Strecke, welche das Schiff in anderthalb Stunden zurücklegt. Der erſte Anblick der Inſel iſt nicht viel freundlicher als der von Syra; erſt beim Näherkommen bemerkt man einzelne kleine Thäler mit etwas Grün, ſorgfältig gepflegten Feldern und weißen Häuschen. Der Flecken H. Nikolaos, der Hauptort der Inſel und meiſt wie dieſe ſelbſt Tinos genannt, beſitzt ſtatt eines Hafens nur eine ſchlechte Rhede, die der ganzen Wuth der Südwinde ausgeſetzt iſt. Dadurch wurde auch

Digitized by Google



Seeleute von den Kykladen. (Nach Photographien.)

Digitized by Google

Belle's Schiff gezwungen, weit vom Lande entfernt Anker zu werfen. Freundlich und ſauber iſt das Ausſehen der Stadt mit ihren weißen Häuſern, den bunten Fenſtervorhängen und den zahlreichen Glockenthürmen. Oberhalb der Stadt liegt inmitten grüner Vegetation ein großes Kloſter mit langer Säulenhalle, die ſich nach der Seeſeite hin öffnet; dieſes ſowohl als auch die prächtige Muttergotteskirche wurde aus den Erträgen von Sammlungen errichtet, welche in der ganzen orthodoxen Welt veranſtaltet wurden, als man 1824 bei einer Ausgrabung ein Madonnenbild gefunden hatte. Alljährlich ſtrömen Pilger aus allen Theilen Griechenlands und von den Küſten Kleinaſiens herbei, um demſelben hier ihre Verehrung zu beweiſen.

In früheren Jahrhunderten beſtand ein großer Theil der Bevölkerung der Kykladen aus Katholiken; ihre Zahl hat ſich indeſſen ſehr vermindert und beträgt heute nicht mehr als 15 000 Seelen. Die meiſten wohnen auf Tinos; von ihren 20 000 Bewohnern gehören etwa 7000 bis 8000 zum Katholicismus, die in 24 Dörfern leben und unter einem in H. Nikolaos reſidirenden Biſchofe ſtehen. Eine gute Stunde Weges von der Stadt liegen auf dem höchſten Gipfel der Inſel die Trümmer einer alten venetianiſchen Burg; man gelangt dorthin auf einem ſehr ſteilen Wege und berührt dabei unterwegs ein verlaſſenes Dorf, in welchem mehrere Häuſer noch die Wappenſchilder der ehemaligen Beſitzer tragen. Vom Gipfel des Berges überblickt man einen Theil der Kykladen bis hin zu den Küſten Aſiens, vor allem aber alle Thäler und die mit Feigen- und Maulbeerbäumen beſtandenen Abhänge der Inſel Tinos ſelbſt. Der im hellſten Lichte erglänzende Himmel und die zahlreichen Dörfer mit den geweißten Wänden und flachen Dächern gewähren ein durchaus orientaliſches Bild.

Tinos. (Nach einer Photographie.)

Eine Fahrt von 3½ Stunden brachte Belle bei Delos vorbei nach der Rhede von Naxia, dem Hauptorte des alten Naxos. Wie die meiſten orientaliſchen Seeſtädte, ſo erſcheint auch Naxia anfangs von verführeriſcher Schönheit; aber ſobald man den mit Algen und Tang bedeckten Strand betritt, verſchwindet alle und jede Illuſion. Enge, krumme, mit Stufen verſehene Straßen voller Schmutz und Steine, in denen ſich Hunde und Schweine umhertreiben, alte wackelige Häuſer ohne Licht und Luft und eine kränkliche Bevölkerung, das iſt aber auch alles, was die ſchönſte Hauptſtadt der Kykladen darbietet. Darum nimmt aber auch ihre Bevölkerung von ca. 2800 Seelen beſtändig ab, indem jährlich mehr als 200 Perſonen nach Athen, Saloniki und Smyrna auswandern. Aus Mangel an Arbeitskräften liegt ein großer Theil des Bodens brach. Das Innere iſt aber keineswegs ſo öde, als man beim Anblicke der nackten Küſten glauben ſollte, ſondern umſchließt lachende fruchtbare Thäler, wie das von Drymali, wo ein wahrer Wald von Eichen, Oel- und Nußbäumen gedeiht, oder das von Melanäs, das, noch beſſer gegen den Nordwind geſchützt, Orangen, Granaten und die Cedrofrucht hervorbringt.

In Naxia haben ſich von dem ehemaligen Palaſte der venetianiſchen Herzogsfamilie Sanudo, deren Sprößlinge ſich ſämmtlich wegen ihrer Güte und Tapferkeit bei ihren Unterthanen eines trefflichen Rufes erfreuten, noch Reſte erhalten, beſonders ein viereckiger Thurm. Innerhalb der Umfaſſungsmauer dieſes Palaſtes wohnt ein guter Theil der 400 naxiſchen Katholiken, welche zwar alle von alten adeligen Familien herzuſtammen ſich rühmen, aber dabei durch Eitelkeit, Unruhe und Faulheit den dort von Frankreich unterhaltenen Lazariſten Patres viel zu ſchaffen machen. Noch zeigen ſie mit Stolz auf die Wappen ihrer Vorfahren über den Hausthüren, und einige Familien bewahren ſogar noch alte Pergamenturkunden, wie z. B. die Coronello, aus deren Reihen im 16. Jahrhundert ein Herzog von Naxos hervorgegangen iſt.

Digitized by Google

Durch fortgeſetztes Ertönen der Dampfpfeife wurde Belle veranlaßt nach ſeinem Aviſo zurückzukehren; denn der Tag neigte ſich ſeinem Ende zu und die Rhede von Naxia iſt ſo ſchlecht und bei Nordwind ſogar ſo gefährlich, daß der Kommandant es vorzog, noch am ſelben Tage nach der gegenüberliegenden Inſel Paros hinüberzufahren und auf der Weſtſeite derſelben in dem etwas beſſeren Hafen von Parikia, das auf den Ruinen der antiken Stadt erbaut iſt, vor Anker zu gehen und von da aus am nächſten Morgen die Fahrt nach Antiparos fortzuſetzen.

Reiſe von Eſſeg durch einen Theil Sirmiens.

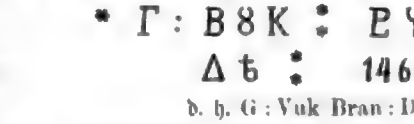
Von **Ernſt Kramberger.**

VII.

Beška erinnerte mich beſonders lebhaft an die Zeit der Grenze, die ich von meinen Knabenjahren her genau kannte. Der Ort iſt recht reinlich und macht durch das ehemalige Kompagniegebäude, die Officierswohnungen und die ſaubere Kirche einen recht freundlichen Eindruck. Ebenſo Krčelin. In letzterem ſind viele Häuſer an den Thüren und Hausgängen in harmoniſcher Zuſammenſtellung von Roth, Grün, Weiß und Schwarz bemalt, was einen überraſchenden Effekt hervorbringt. Eine Ulmenallee führt bis Slankamen, das ſich aus der Ferne durch eine ganze Reihe am letzten Ende der Fruška-gora ſtehender und die Flügel träge drehender Windmühlen anzeigt.

Die erſte Windmühle in Slavonien datirt aus dem Jahre 1766 und auf Befehl der Hofkriegsſtelle mußten 1771 Grenzer ſich zur Erlernung holländiſchen Mühlenbaues nach Dresden begeben. Sonſt hat jedes der von Irig herwärts liegenden Dörfer, denen es an Waſſer fehlt, ſeine Roßmühlen. Neu-Slankamen iſt ein ganz neu angelegter Ort gemiſchter Bevölkerung. Es wohnen hier Kroaten, Slovaken, Böhmen und Deutſche, etwa 2500 Seelen im Ganzen. Iſt man an der „Kavana“ vorüber und öſtlich in eine der ausnehmend breiten Gaſſen abgebogen, ſo ſteht man ganz unverhofft vor der in 150 m Tiefe mit der Theiß zuſammenfließenden Donau, Titel gegenüber. Zu Füßen liegt Alt-Slankamen, links, doch etwas tiefer, auf einem Hügel die Reſte einer alten Burg des Zmaj Vuk Brankovič, der daſelbſt 1497 ſtarb, rechts auf einer andern Anhöhe deſſen alte Kirche byzantiniſchen Stiles, gut erhalten, und weiterhin gegen Süden hinter Neu-Slankamen und Alt-Pazna das Schlachtfeld, auf dem Ludwig von Baden 1697 das Heer des Beziers Muſtafa Čuprilić vollends ſchlug und aufrieb. Der Weg führt zwiſchen hohen, nackten Wänden harter gelblicher Erde in Windungen hinab. In der Mitte wird er noch ſteiler und da taucht auch der ſchwarze, hölzerne Glockenthurm der katholiſchen Kirche hinter Bäumen auf. Endlich kommt man mit geſperrten Rädern in eine krumme, von Nord nach Süd laufende Gaſſe, in der beſſere und arme Häuſer neben einander knapp am bergigen Ufer lehnen, ohne Ordnung durch einander geworfen. Eine Wirthſchaft empfing mich, in der es nicht beſonders komfortabel, doch rein und ordentlich ausſah. Auch hier wie in Sarengrad lud mich die Wirthin ein mit ihr zu eſſen. Das Gebäude ſteht am Waſſer und bot mir die beſte Gelegenheit, das Treiben am Ufer zu beobachten. Möven ſchweben ſchrill ſchreiend über den Strömen, Kähne mit Melonen und Obſt beladen ſchießen um eine Ecke kommend vorbei, Schiffe dampfen auf- und abwärts, viele biegen in die Theiß ein.

Am Ufer hatte ſich eine Anzahl Fiſcher — die Einwohner ſind zumeiſt geſchickte Hauſen- und Welsfänger — ein Feuer angezündet, auf drei kreuzweiſe geſteckten Stangen einen ruſſigen Keſſel halb voll Waſſer darüber gehangen und nun wurde grüne Paprika, Zwiebel, Salz, Brotrinde und in Stücke geſchnittene Fiſche hineingethan und ein Paprikaš gekocht, den die Köche, mit Blechlöffeln im Kreiſe ſitzend, wie zu erkennen, die beſten Wünſche für treffliches Gedeihen zuſandten. In eine rieſige Holzſchüſſel, in der geſchnittenes Brot bereit lag, ſchüttete man das fertige Gericht, und nachdem die Hüte auf den Boden geworfen worden waren, bekamen die Löffel zu thun. Man lud auch mich nach Landesſitte mit einem „Izvolite s nama?“ (Iſt's gefällig mitzuhalten?) ein, das paprizirte Eſſen zu theilen, das ihnen ob ſeiner Schärfe häufiges Räuſpern abzwang. Die Burg Slankamen muß ſehr groß geweſen ſein, denn ſie umfing, wie die Mauerreſte andeuten, den ganzen Ort nebſt der griechiſchen Kirche. Letztere iſt, wenige Sprünge ausgenommen, in gutem Stande. Hinter der Ikonoſtaſis fand ich auf einem kleinen geſchwärzten Holzkaſten eingeſchnitten



d. h. G : Vuk Bran : D.

Nur der Buchſtabe Ꙋ iſt unrichtig, da er ein P (R) ſein müßte, was nicht zu verwundern, denn dem Deſpoten, der die Züge mit ſeinem Meſſer eingrub, wird der Unterſchied zwiſchen P (R) und Ꙋ (Gje oder J) nicht ganz geläufig geweſen ſein nach Sitte aller Großen jener Zeit, die keine Federhelden waren.

Vor der Ikonoſtaſis iſt Vuk's Betſtuhl, der oben eine Krone trägt. In ihm ſtand der Deſpot während des Gottesdienſtes. Ueber dem hohen Stuhle zeigte man mir einen großen eiſernen Nagel in der Wand, auf den er ſeinen Hut gehangen haben ſoll.

Dieſer Umſtand ſtimmt alſo überein mit der Sage, daß Branković von Obed (an der Save) mit einem Schritte herüberkam. Jedenfalls wird er nach alle dem ein hochgewachſener Mann geweſen ſein.

Auch die Entſtehung der Kirche iſt an die Sage geknüpft, daß er vom Berge ſeine Lanze geworfen habe und, wo ſie hinfiel, da habe er die Kirche erbauen laſſen. Die Wandgemälde im Innern ſind ſehr alt.

Unweit von der Wirthſchaft ſteht eine Česma, aus der reichlich ſalziges Quellwaſſer fließt; es ſchmeckt wie Ofener Waſſer, nur iſt es viel ſalziger. Dieſe Quelle, die nur zum Tränken des Viehes benutzt wird, gab dem Orte ſeinen Namen; Slankamen bedeutet Salzſtein. In der Uferwand an der Stelle, wo die Donau die Wendung nach

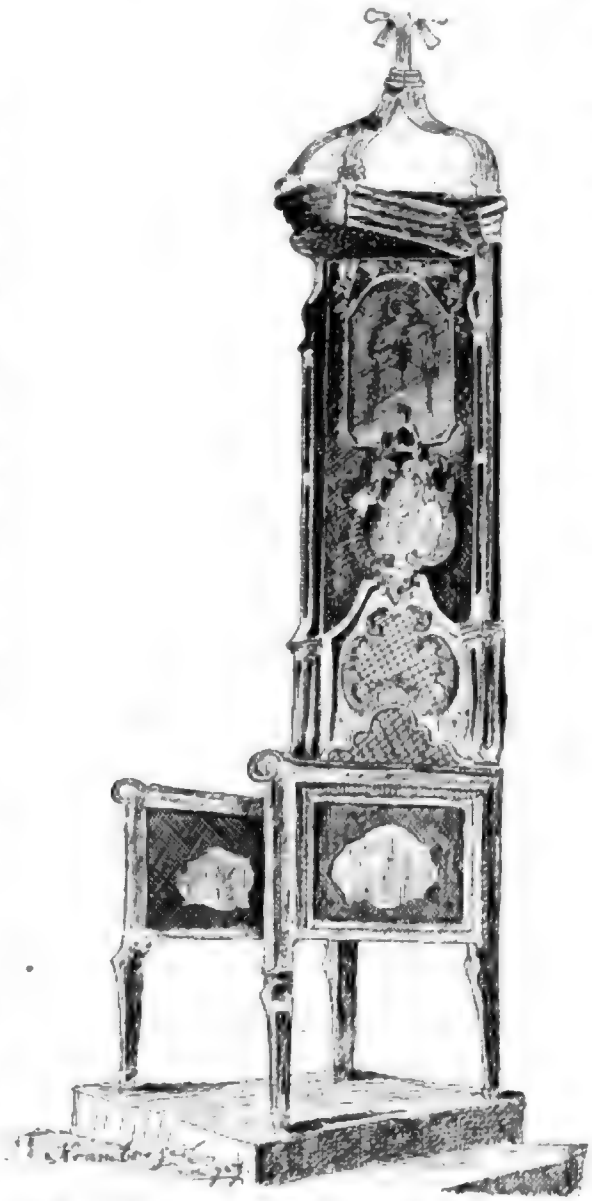
Digitized by Google

Südwest macht, gähnt ein weites Erdloch, geschwärzt von Rauch, auf schmalem Stege erreichbar, ohne Thür, wohl aber mit einem Fenster versehen: die Wohnung eines Mannes, der nach Troglodytenart darin fortwährend haust. Er kauerte mit einem völlig nackten Kinde in der Oeffnung und legte seine auf Bindfaden hangende, getrocknete Leibwäsche zusammen. Dazu wischte er sich die vom Rauche juckenden Augenwinkel fleißig mit der Hand. Eine drohende Gewitterwolke über dem fahlen Hügel, die schäumende Donau, eine riesige Staubwolke auf der Titeler Seite, die noch im Sonnenlichte blitzenden Thürme der Stadt drüben, grollende Donnerschläge und ein schneeweiß im Winde flatterndes Hemd eines den Friedhof am Berge über der Höhle erklimmenden und so zu sagen in die finstere Wolke hineinsteigenden Mannes gaben ein prächtiges Landschaftsbild.

Ein beschwerlicher Umstand für den Reisenden ist wohl der, daß man von hier aus nur zweimal die Woche mittels Dampfer donauabwärts fahren kann. Nur Mittwoch- und Sonntag-Abend erscheint das Lokalschiff aus Titel und hält an der Theißmündung. Man läßt sich auf einem Kahn dahinfahren und löst dort die Karten für einen der bald erscheinenden großen Dampfer, die ins Schwarze Meer fahren.

Trifft man keinen an den erwähnten Tagen, so muß man eben zu Lande die ziemlich lange Strecke zurücklegen, was, wenn man keine Umwege machen will, eine langweilige Reise ist. Ich entging durch Zufall diesem Geschicke.

Um 10 Uhr Abends hieß es auf dem Schiffe: „Eto Zemuna", Semlin ist da. Ich bemerkte auf einer Anhöhe viele Lichter, dachte, es wäre Semlin, mußte aber bald erfahren, daß es das gegenüberliegende Belgrad sei. Semlin begrüßt den Ankömmling in so später Abendstunde mit völliger Finsterniß. Das ist für eine Stadt, die weit über 11 000 Einwohner zählt, gerade kein empfehlender Umstand, da es in direkter Verbindung mit so großen Städten wie Wien und Ofen-Pest steht. Auf mein Rufen nach einem Diener, Träger oder Wagen erschien in dem Gewirre der Aussteigenden, die man der Abfahrt des Schiffes wegen zur Eile mahnte, ein Mann, ergriff ohne weiteres meinen Koffer und eilte durch eine finstere Allee hoher Bäume voran. Ich stolperte hinterdrein, bis mich ein Lichtschimmer begrüßte. „In welches Hotel wollen Sie?" fragte er. „Wie viele giebt es denn?" „Sechse, alle hier herum." Auf meine Anfrage, wo es am besten sei, gab er zurück, ob ich lieber gut esse oder gut trinke, und als ich sagte, daß beides gepaart nicht zu verachten sei, brachte er mich auch richtig in einem ganz nahe gelegenen unter, wo ich fünf leidige Regentage hindurch, die nur stundenweise Sonnenschein hatten, ganz zufrieden sein konnte.



Betstuhl des Despoten Vuk Branković in der Kirche zu Slankamen.

Semlin ist bei Tage betrachtet in der Hauptgasse und etwa zwei Querstraßen recht hübsch, vom Eisenbahndamm beim Viadukt über die Straße nach Surčin aus gesehen wie in einem Garten gelegen, da die vielen Kirchen und die prachtvolle Realschule, sowie die Häuser um die Reste der alten Burg am Hügel und im Vordergrunde die alte Kontumaz zwischen Wein- und Obstgärten lieblich hervorlugen. Anders wird das Bild, wenn man den Hügel besteigt, welcher die alte Burg trug. Man kommt an den Ziegelmauern der neuen, schwach angelegten Festung vorbei, schreitet auf schmalen Stegen an ärmlichen Hütten ohne Hofstelle und Garten entlang, windet sich links und rechts, besteht Kämpfe mit elenden Kötern, die wüthend kläffen und sogar die Waden bedrohen, kriecht hier und da zwischen hohen Nesseln hindurch und schwingt sich endlich auf die alten Mauern. Freilich ist von hier aus die Aussicht nach Belgrad hinüber, auf die Donau und Save, die Gebirge Serbiens und die vielen in Semlin ankernden Schiffe schön und schön auch der Anblick der zwischen Belgrad und Semlin verkehrenden Lokalschiffe und Kähne, die Ansicht der uns zu Füßen liegenden Stadt.

In der Nähe der Burg des Hunjadi, nunmehr nur einige niedrige Mauern, die einst ein mit vier Eckthürmen geschütztes Viereck bildeten, liegt hinter den Festungsmauern, welche nun den Friedhof umgeben, die schöne Grabkapelle der griechischen Familie Haris Petrović. Das Gebäude ist griechischen Stils und trägt die Aufschrift *Naos tov ἁγιον Δημητριον.*

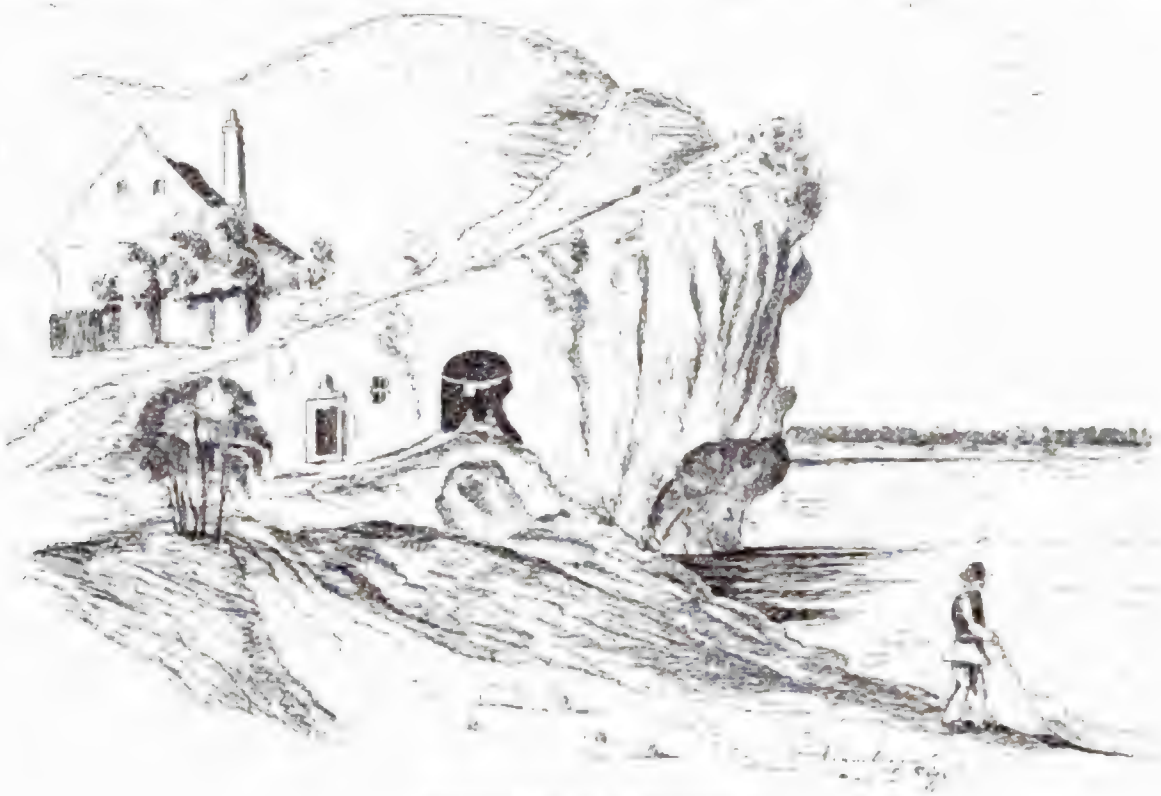
Hier herum und in der Hunjadi-Burg, die auf alten Steinfundamenten aus einer viel früheren Periode ruht, fand man Ziegel in der Größe und Form, wie ich sie schon

Digitized by Google

in Stupčanica bei Baſtaje fand und beſchrieb („Globus“, XLI, Nr. 24) mit dem ähnlichen Zeichen ℱ. Den Stein vom Grabe Hunjadi's, der hier 1456 ſtarb, hat man zwar auch hier gefunden, doch, ich weiß nicht wohin, geſchafft.

Am meiſten feſſelte mich die rege Bewegung am Fiſchplatze und am Donau-Ufer, wo zahlloſe mit Gemüſe und Obſt ſchwer beladene Kähne vorüber kamen, eine Zeitlang hielten und wieder ſtromab verſchwanden. Berge von Melonen, Paprika, Paradiesäpfeln, letztere von weit über Fauſtgröße und grellrother Farbe, ſtark gekerbt und gebaucht, lagen da zum Verkauf aufgethürmt; außerdem gab es da grüne Kürbiſſe in der Länge eines Mannesarmes, ſpannlange Bohnen und alle möglichen Arten von Obſt und Gemüſe; Fiſche weiter gegen den Hügel hin in allen Größen und von allen Arten. Und doch iſt Semlin eine theure Stadt, da die Händler auf beſtimmten Preiſen beharren und, was nicht nach Wunſch in Semlin losgeſchlagen werden kann, nach Belgrad hinüber bringen. Am regſten iſt der Verkehr an den Agentien, bei der Halteſtelle der Lokaldampfer und bei dem Reviſionsgebäude, wo die Kontrolle über die nach Belgrad und zurück fahrenden Perſonen geübt wird. Mädchen mit kleinen Körbchen am Arme tragen darin unter Tüchern abgeſottene und geſalzene in der Milchreife abgebrochene Maiskolben und bieten ſolche zum Verkaufe an, indem ſie mit lauter Stimme: „Vrućih kukuruza“ abſingen. Die Melodie erinnert an jene des Liedes: „Traute Heimath meiner Lieben.“

Dazwiſchen drängen ſich die Čaja-Verkäufer. Čaja iſt eine aus äußerſt feinem Teige und Fleiſchfüllung hergeſtellte ſtrudelartige Speiſe. Der Teig jedoch wird nicht gewalkt,



Bewohntes Erdloch in Slankamen.

ſondern von dem Čaja-Bäcker durch unabläſſiges Schlagen auf ein Brett und plötzliches Dehnen und Losreißen dünn gemacht.

Witzige Jungen ſingen ganze Lieder, mit denen ſie Käufer anlocken. Obſt und Gemüſe wird in großen Körben an einer über die Schulter gelegten Stange getragen. Ich ſtaunte über die Laſten, welche auf dieſe Weiſe Weiber fortbringen. Unter der ganz krumm gebogenen Tragſtange trippelt die von der Laſt gebückte Geſtalt eilig dahin und wendet die Körbe im Ausweichen mit einer merkwürdigen Behendigkeit rechts und links, nach vorn und ſeitwärts, ohne an jemand anzuſtoßen. Die Weiber tragen meiſt blaue Kattunröcke. Waſſerwagen, welche von der Donau und zurück durch die Stadt rollen, führen Waſchwaſſer in die Häuſer.

Semlin hat eine Menge Aemter und iſt als vermittelnder Platz für den Handel Mitteleuropas mit dem Oriente von Bedeutung. Es hat zwei Vorſtädte, die eine, Franzensthal, liegt nach Weſten an den Weinhügeln auf einem aufſteigenden Plateau. Hier wohnen nur Deutſche und in den Höfen mehrerer Häuſer in Erdlöchern ärmere Leute. Die Erdwohnungen ſind jedoch ausgetüncht, für den Rauch eine Abzugsöffnung über dem neben der Thüröffnung befindlichen Fenſter gelaſſen und jene wird mit Stroh- und Rohrmatten ſtatt einer Thüre in Angeln verſchloſſen.

Vom Kalvarienberge an der Straße nach Surčin aus hat man einen Geſammtüberblick über die obere und untere Stadt. Die Bevölkerung iſt ſlaviſch, doch giebt es auch Griechen und Ungarn nebſt Serben und ſpaniſchen Juden hier. Letztere ſind Wechsler.

Semlin iſt das römiſche Taurunum, welches ſich eine Stunde weit nördlich bis nach dem jetzigen Dorfe Batajnica ausdehnte und durch eine ſchöne Straße mit Sirmium (Mitrovica) verbunden war. Die Reſte derſelben ſind auch

heute noch ſichtbar. Im Mittelalter hieß die Stadt Malevilla; ſie hatte im Jahre 1096 während des erſten Kreuzzuges von den durchziehenden Scharen unter Walther ohne Habe viel zu leiden, freilich durch eigene Schuld. Es wurden nämlich mehrere von den Kreuzfahrern, die von der bereits nach Serbien übergeſetzten Schar nach Semlin zurückgekommen waren um Waffen zu kaufen, der Waffen und des Geldes beraubt. Als darauf die Kriegerſchar unter Peter von Amiens nachfolgte und es ruchbar wurde, daß der Kaſtellan des Königs Koloman von Ungarn, der Befehlshaber der Feſtung, Comes et princeps Malevillae, Guz, mit dem griechiſchen Heerführer Nikita von Belgrad verhandle behufs Vernichtung der Kreuzfahrer, Peter von Amiens außerdem die den Beraubten abgenommenen Waffen und Kleider auf der Feſtungsmauer ausgehangen ſah, beſchloß er die Burg zu nehmen, was ihm nach heftigem Kampfe gelang. Von den 7000 Einwohnern wurden 4000 erſchlagen, eine Menge Frucht, Schlachtvieh und Pferde mitgenommen. Nach 1125 heißt Semlin mit griechiſchem Namen Zeugme. In den blutigen Kämpfen der ungariſchen Könige und byzantiniſchen Kaiſer von 1149 bis 1166 kam es in verſchiedener Beſitzer Gewalt, blieb aber ſchließlich unter griechiſcher Oberhoheit bis zum Tode des Kaiſers Emanuel Komnenos. Nach 1180 wurde es wieder ungariſches Gut, kam 1444 in den Beſitz des Gjorgje Brankovic und 1521 unter Kučuk Ali Beg in den der Türken; erſt ſeit 1792 begann es ſich allſeitig zu heben und zu Anſehen zu gelangen.

Das hartnäckige Regenwetter zwang mich endlich, die Reiſe nach Mitrovica auf kothigen Wegen zu machen. Dieſe ſind in ſolchem Falle höchſt fatal. Die Räder verſinken tief in dem aufgeweichten Boden, ſtellenweiſe kriecht man durch den Schlamm und da die Fruška-gora nur hier und da in einigen Linien zu erkennen iſt, wird das Fahren langweilig. Je mehr man ſich gegen Kupinovo nach Südweſt der Save nähert, deſto häufiger wird der Sumpf, und Moräſte und Lachen von größeren Dimenſionen folgen auf einander. Solche ſind Crvenica, Živaca, Velika bara, Petrac, Galovaca und die intereſſanteſte von allen bei Kupinovo an der Save die Obedska-bara, eine Sumpflache in Hufeiſenform, die von Kupinovo, einem ſehr langgedehnten Dorfe hart an der Save beginnend, ſich zuerſt nordöſtlich wendet und nach Beſchreibung eines großen Bogens gegen Norden ſüdweſtlich verlaufend ſich immer mehr verflacht und bei Kupinovo endet. Ihre Ufer ſind bis ans Waſſer mit dichten Eichenwäldern beſtanden. Schilf und Röhricht wuchert üppig aus dem Waſſer und Saalweiden ragen dazwiſchen in großen Mengen hervor. Die freien Stellen nennt man Prozor (Fenſter). Dieſe werden jährlich kleiner, da die Weiden und das Rohr überhand nehmen. Sie bedeckt über 1300 Kataſtral-Joch, iſt jedoch trotz der geringen Ausdehnung merkwürdig wegen der zahlloſen Arten von Sumpfvögeln, die hier niſten und leben. Sie haben beſtimmte Plätze inne, und man kann von dem nach Oſten zu hohen Ufer (die Lache iſt das alte Bett der Save) das Treiben dieſes Volkes betrachten, noch beſſer, wenn man einen der hohen Bäume erſteigt.

Taucher, Rohr- und Waſſerhühner, Dommeln, Schopf-, Nacht-, Purpur- und Edelreiher, Löffelreiher, Scharben, Kibitze, Stock-, Tafel-, Krieck- und Knäckenten, Braunköpfe und Rallen, Teichhühner und zahlreiche andere größere und kleinere, die ich nicht aufzähle, treiben da ihr Weſen und erheben zeitweilig einen wahren Höllenlärm, beſonders wenn ein Raubvogel erſcheint und ſich einen Braten holt, was täglich mehrmals geſchieht. Zwerg-, Schrei- und andere Adler, Habichte, Falken, Weihen, Elſtern und Krähen rauben junge Vögel, um ſie ihrer Brut in die Neſter rings im Eichenwalde, die großen Raubvögel ſogar, um ſie in die Fruška-gora zu tragen. Einen merkwürdigen Anblick gewähren die Reiherarten, wenn ſie aus der Höhe wie Federbälle auf ihre Niſtſtätten einfallen. In den Morgenſtunden und vor Abend treiben ſich ſolche Maſſen in der Luft herum, daß ein Sauſen entſteht, wie von durch die Luft ziehenden Hagelwolken.

Die Kämpfe, die hier ausgefochten werden, ſind zahllos. Der Menſch, der an Vertilgungswuth die Thiere übertrifft, ſtellt den Neſtern und Eiern gierig nach, nur die Unzugänglichkeit mancher Stellen und, wie man mir ſagte, in neuerer Zeit das Verbot der Nachſtellung, retten vielen die Brut. An der Obedska-bara erhebt ſich am hohen Ufer ein altes Kirchlein, erbaut zum Andenken an Angelina, die Gemahlin des Deſpoten Stephan. Von dem einſtigen Kloſter Obed, von welchem der Sumpf benannt iſt, ſind noch einige Reſte vorhanden.

Beitrag zur Beurtheilung der Oſtindiſchen Kaſtenfrage.

Von Hugo Schanz, Miſſ. a. D.

I.

Ueber die Kaſte und Kaſtenzerſplitterung bei den Hindus Oſtindiens iſt ſchon viel geſchrieben, noch mehr disputirt und geſtritten worden; aber daß dieſe Frage gelöſt, oder auch nur, daß in Europa die Sachlage allerſeits recht erkannt wäre, können wir nicht annehmen. Es iſt auch in der That nicht leicht, vielleicht unmöglich, eine richtige Anſchauung in dieſer ſchweren und verwickelten Frage zu erlangen, wenn man nicht Gelegenheit gehabt, für längere Zeit in und mit dieſem merkwürdigen, in vieler Beziehung hochbegabten, aber nach Weiſe der Orientalen am Althergebrachten mit außerordentlicher Zähigkeit feſthaltenden Volke der Hindus zu leben und zu verkehren.

Wenn der Schreiber dieſes an die Kaſtenfrage herantritt, ſo glaubt er durch über neunjährigen Aufenthalt in Südindien dazu nicht ganz unberechtigt zu ſein, zumal es ſein Beruf erforderte und ermöglichte, das Volk der Hindus näher zu ſtudiren. Zugleich aber möchte er hierdurch auf ein, wie es ſcheint, in Europa noch nicht recht bekannt gewordenes, treffliches Buch über dieſen Gegenſtand aufmerkſam machen und zum Studium deſſelben ermuntern. Es iſt das im Jahre 1871 in dem franzöſiſchen Gebiete Pondichery in Südindien in franzöſiſcher Sprache erſchienene, 500 Seiten umfaſſende Buch: Essai sur les Castes dans l'Inde. Par A. Esquer, conseiller à la

Digitized by Google

cour d'appel. Mr. Esquer, der damalige Präſident des Obergerichts in Pondichery, hat augenſcheinlich viele Jahre dieſer Frage ſeine beſondere Aufmerkſamkeit und eingehendes Studium gewidmet, und wenn wir im Folgenden ſein Buch hauptſächlich benutzen werden, ſo wollen wir damit zugleich unſern Dank bezeugen für das uns vom Verfaſſer gütigſt zugeſendete Exemplar.

Noch verweiſen wir auf wenigſtens einige Schriften zu weiterer Orientirung in dieſer Frage: Graul: Reiſe nach Oſtindien, Bd. 3, S. 227 ff., Bd. 4, S. 147 ff.; Derſelbe: Explanations etc. with regard to the Caste Question, Madras 1851; Derſelbe: Die Stellung der evangeliſch-lutheriſchen Miſſion in Leipzig zur oſtindiſchen Kaſtenfrage, Leipzig 1861, 96 Seiten, eine vorzügliche Schrift; ferner Dr. Germann's Ziegenbalg und Plütſchau, Erlangen 1868, S. 280 ff.; Derſelbe: Joh. Phil. Fabricius, Erlangen 1865, S. 204 ff.; Derſelbe: Miſſionar Chr. Friedr. Schwartz, Erlangen 1870, S. 265 ff. ꝛc.

Wir beginnen mit einigen allgemeinen Bemerkungen, der kleinen, oben erwähnten trefflichen Schrift: „Die Stellung der evangeliſch-lutheriſchen Miſſion in Leipzig zur oſtindiſchen Kaſtenfrage“, entnommen:

„Die indiſche Kaſte ruht einerſeits auf einem urſprünglichen Stammesunterſchied (daher dschâti, d. i. „Geſchlecht“) zwiſchen ariſchen Einwanderern und nicht ariſchen Urbewohnern — ein Unterſchied, der ſich ſelbſt in der Leibesfarbe kundgiebt (daher Kaſte auch mit varna, d. i. „Farbe“ bezeichnet wird); — andererſeits auf Theilung der Arbeit. Die erobernd eingewanderten ariſchen Herren des Landes (cf. Graul's Reiſe nach Oſtindien, Bd. 4, S. 147 ff. und S. 167 ff.) nämlich bildeten einen — mit der Zeit erblich werdenden — Lehr-, Wehr- und Nährſtand (Brahmanen, Kſhatryas und Vaiſyas) allmählich aus ſich heraus, während ſie die nicht-ariſchen Urbewohner, ſoweit ſie es vermochten, in ein Dienſtverhältniß zu ſich ſetzten, ſo zwar, daß unter der Macht geſchichtlicher Verhältniſſe ſich aus dieſen Ureingeborenen eine durchaus ehrenvolle Kaſte herausentwickelte (das ſind die Sudras im Gegenſatz zu den Pariahs), die bei einer ſehr geringen Zahl eingewanderter Kſhatryas und Vaiſyas (wie eben im Tamulenlande) leicht in die Beſchäftigung dieſer beiden ariſchen Kaſten (cf. unten, Anhang) eintreten konnten. Das indiſche Kaſtenſyſtem iſt daher ein Ergebniß natürlicher Entwickelung des indiſchen Volksgeiſtes auf dem Wege der Geſchichte, — aber wie alles Natürliche im Heidenthume mit Irrthümern und Sünden vielfach behaftet und von ungöttlichen Mächten ſtark in Dienſt genommen.“

„Wie nun das Kaſtenweſen in ſeinen erſten Anfängen eine national-ſociale Bedeutung hatte, ſo ſchließt es noch immer ein volksthümlich-bürgerliches Element in ſich, das — ähnlich wie unſer deutſches Standes- und Zunftweſen, beſonders im Mittelalter, nur in ausgedehnterer und ſchrofferer Weiſe — ſich unter mannigfachen Abweichungen nach Zeit und Ort hauptſächlich in mehr oder minder ſtarrer Abgrenzung der Beſchäftigungen, in mehr oder minder genauer Vermeidung gegenſeitiger Berührung, ſowie in gegenſeitiger Gewährung oder Verſagung der Eſſensgemeinſchaft und der Zwiſchenheirath bethätigt.“

„Dieſe Doppelthatſache wird anerkannt von den bedeutendſten Kennern Oſtindiens.“ — Soweit Dr. Graul a. a. O. S. 1 ff.

Wir behaupten: Daß eine auf einen Flächenraum von 64720 Quadratmeilen vertheilte Bevölkerung von über 240 Millionen Menſchen (wie ſie Oſtindien hat), welche aus Kindern Japhet's, Ham's und ſelbſt Sem's, oder aus wenigſtens dreien der fünf Menſchenraſſen, nämlich der kaukaſiſchen, mongoliſchen und malaiſchen (vielleicht oder wahrſcheinlich auch der äthiopiſchen, fehlt alſo nur die amerikaniſche) Raſſe in vielfacher Kreuzung zuſammengeſetzt iſt; deren Religionen und Sprachen überdies ſo ſehr verſchieden ſind (alle drei Hauptklaſſen von Sprachen nach Maury: einſilbige, Agglutinations- und Beugungsſprachen, letztere in mehreren Gruppen, ſind vertreten), — daß eine ſolche Bevölkerung einerlei Sitten und Gebräuche haben ſollte: das fällt keinem denkenden Menſchen ein auch nur zu erwarten!

Dieſe ganze gewaltige Bevölkerung Oſtindiens (wobei die Europäer nicht gerechnet ſind) theilt A. Esquer (a. a. O. S. 215 ff.), welchem wir nun in der Hauptſache folgen [1]), in zwei Hauptabtheilungen:

I. Die bei weitem zahlreichere Hauptabtheilung, nicht weniger als 150 Mill. Seelen umfaſſend, beſteht aus den eigentlichen Hindus, die der brahmaniſchen Religion anhangen (aber in eine große Menge Sekten zerfallen) und dem Kaſtenſyſteme unterworfen ſind, von den Brahminen herab bis zu den Pariahs (dieſe eingeſchloſſen). So verſchieden ſie unter einander ſein mögen, ſind ſie doch alle durch zwei Bänder mit einander verbunden, welche die Jahrhunderte nicht zu löſen vermochten: 1) die von den Brahminen gepredigte Religion und 2) das Kaſtenſyſtem. Mit dieſer Hauptabtheilung haben wir es im Folgenden bei Darſtellung der indiſchen Kaſten beinahe ausſchließlich zu thun.

II. Die bei weitem weniger, aber doch noch ca. 40 bis 60 Mill. zählende zweite Hauptabtheilung, nämlich eben die ganze übrige — nicht brahmaniſche und nicht unter das Kaſtenſyſtem gebeugte — Bevölkerung Vorderindiens (wiewohl ſie im Laufe der Zeit viele, urſprünglich brahmaniſche Gebräuche angenommen haben), die in folgende drei große Gruppen ſich theilen laſſen:

1. Die Gruppe der von den Brahminen als Ketzer verurtheilten und früher heftig verfolgten Sekten: 1) die Buddhiſten, jetzt nur noch etwa 2 Mill. in Indien übrig; 2) die Dſchainas, einige 100000, welche bis zu einem gewiſſen Grade Kaſtenunterſchiede haben; 3) die Sikhs (ca. 8 Mill.) in den Thälern des Pendſchab („Fünfſtromland“, Industhal), welche einen von Abgötterei reinen Deismus lehren; 4) die verſchiedenen — nicht orthodoxen — Religionsſyſteme, beſonders die Kabirpanthis (eine den Quäkern ähnliche religiöſe Gemeinſchaft, geſtiftet von Kabir, welcher den Götzendienſt, die Lehren der Saſtras und den Mohammedanismus heftig bekämpfte, im 14. Jahrhundert n. Chr.), die Satnâmis (1658 n. Chr. von Birbhân geſtiftet, reine Unitarier) ꝛc.

2. Die Gruppe der in Indien Eingewanderten: 1) die Mohammedaner, etwa 30 Mill. Anhänger in Indien zählend, aus Sands (Nachkommen des Huſſein, Enkels des Mohammed), Sheiks oder Konvertiten, früher Mohren genannt, Pathans oder Afghanen und Moguls zuſammengeſetzt, zerfallen ihrer Religion nach in Sunniten und Schiiten, wie überall ſo auch in Indien die letzteren zahlreicher. Gewöhnlich werden ſie in zwei Kaſten geſchieden: die höher ſtehenden Tuluker (Turuker, Türken) und die tiefer ſtehenden Sonaker (oder Mohren), erſtere Nachkommen der eingewanderten Mohammedaner, letztere Nachkommen der zum Mohammedanismus bekehrten Ureinwoh-

[1]) An ſeinem trefflichen Buche haben wir nur das eine auszuſetzen, daß die Namen der Kaſten allzuſehr nur in franzöſiſcher Schreibweiſe erſcheinen und werden wir dieſen Mangel möglichſt zu berichtigen ſuchen.

Digitized by Google

ner; — 2) die als Koloniſten eingewanderten Gebern oder Parſis, aus Perſien durch die Mohammedaner vertrieben, ſind Feueranbeter, 5000 bis 6000 in Bombay, Surat und an den Küſten des Perſiſchen Meerbuſens; — 3) eine jüdiſche Kolonie (von jetzt mehreren 1000 Familien) auf der Malabarküſte in Kotſchin; wahrſcheinlich nach der Zerſtörung Jeruſalems 70 n. Chr. eingewandert; — 4) ebendort auch die ſogenannten Neſtorianiſchen Chriſten oder Thomas-Chriſten.

3. Die Gruppe der zahlreichen Stämme der erſten Ureinwohner Indiens, welche ſich der ariſchen Herrſchaft nicht fügten und ihre Kultur nicht annahmen, ſondern ſich in die Wälder und Gebirge zurückzogen: die Ghonds, Kols, Bhils, Puharris ꝛc., etwa 3 bis 4 Mill. Seelen — auf die wir im Folgenden nochmals zurückkommen werden.

Wir folgen nun dem 4. Kapitel des Buches von A. Esquer, welches den gegenwärtigen Stand der indiſchen Kaſten darſtellt (S. 79 bis 214 [1]):

Zuerſt einiges Allgemeine über die bekannten vier Hauptkaſten:

A. Die Brahminen ſind ebenſowohl wie die übrigen Kaſten dem Strome gefolgt und haben ſich in viele verſchiedene Kaſten getheilt, die unter einander meiſt weder Eſſensgemeinſchaft noch Zwiſchenheirath haben. Der Sage nach zerfallen die Brahminen urſprünglich in den Nord- und Südzweig, deren jeder fünf Klaſſen mit je fünf Unterabtheilungen habe. Nach Einigen theilt ſich die Prieſterkaſte (ſo heißen die Brahminen, obwohl nur der geringſte Theil wirklich Prieſter ſind) in 2000 verſchiedene Stämme; in dem kleinen Gebiete von Cutch (im NW) zählt ſie nicht weniger als 90 Abtheilungen, die wieder von denen anderer Gegenden ſich abſondern. Nach Abbé Dubois („Moeurs et coutumes de l'Inde", Anfang dieſes Jahrhunderts) bilden die Brahminen in Südindien vier Hauptklaſſen mit je 20 Unterabtheilungen. Schon dies zeigt, wie ſehr die Brahminen ſeit Manu's Zeit herabgeſunken ſind. Die oft erwähnten vier Stufen brahminiſchen Lebens, durch welche eigentlich ein jeder Brahminenheilige hindurch gehen muß, um zur Vollendung zu gelangen [2]), werden nur noch ſehr ausnahmsweiſe durchlaufen. Die jetzigen Brahminen machen ſich keine Skrupel, die verſchiedenſten Berufsarten zu ergreifen, um „ſich den Bauch zu füllen", und müſſen oft genug vor Sudras, ja ſelbſt vor Pariahs, die einen höheren weltlichen Beruf erlangen, ſich tief verbeugen, — wiewohl auf der andern Seite geſagt werden muß, daß im Großen und Ganzen die Brahminen in Folge ihrer größeren geiſtigen Begabung und Intelligenz die meiſten der den Eingeborenen anvertrauten Beamtenſtellen beſetzt halten. Am meiſten haben ſie ſich in der Präſidentſchaft Bombay in Anſehen und Achtung zu erhalten gewußt; in der Provinz Punah und bei den Mahratten ſind ſie noch in voller Autorität, und üben als Peiſhwas ſelbſt die königliche Gewalt aus (ſeit Ende des vorigen Jahrhunderts). — Nach Sonnerat (Voyage aux Indes orientales et à la Chine. 3 vol., 1782) theilen ſich die Brahminen in drei Hauptklaſſen: 1) Vaidika Brahminen oder Smartas (cf. weiter unten), die unter dem Namen Pantſchânger ſich mit Fertigen des Kalenders und anderen aſtronomiſchen und aſtrologiſchen Arbeiten beſchäftigen; 2) Saiva-Brahminen und 3) Vaiſhnava-Brahminen, die Alle Prieſtergeſchäfte verrichten — und in drei weltliche Klaſſen: 1) Tatvâdi-Brahminen (Phyſiologen); 2) Goutſcheliers (?) und 3) Moratia-pârpâr (pârpâr iſt eine Bezeichnung der Brahminen?).

B. Die Kſhatryas ſind, bis auf einige Ueberreſte in den nordweſtlichen Gegenden Indiens, überall faſt ganz verſchwunden. Nur die Rädſchputas, Marattas (und Bondiliers?) ſtammen, mehr oder weniger rein, von den alten Kſhatryas ab.

C. Die Vaiſyas finden ſich gleichfalls faſt nur im NW unter dem (nicht ihnen allein zukommenden Berufs-) Namen Vâniker, d. i. Kaufleute; im Süden Indiens ſind ſie verſchwunden, obwohl einige höhere Sudrakaſten ſich für Vaiſyas ausgeben (Thâna-Vaiſyas, Kaufleute und Wechsler; Bhû-Vaiſyas, Ackerbauer; Gô-Vaiſyas, Herdenbeſitzer). Die Urſache des Verſchwindens der Vaiſyas ſcheint dieſelbe wie bei dem der Kſhatryas zu ſein: als ſie (die Vaiſyas in Folge ihres Reichthumes) zu mächtig wurden, ſuchten die Brahminen ſich ihrer zu entledigen.

D. Die Sudras endlich in ihren vielen Abtheilungen werden wir unten näher kennen lernen. In Folge der beinahe gänzlichen Ausrottung der Kſhatryas und Vaiſyas ſind ſie in der ſocialen Rangordnung bedeutend geſtiegen, und wiederum die Pariahs vielfach in die Rangſtufe aufgerückt, welche in alten Zeiten die Sudras einnahmen.

Esquer (a. a. O. S. 90 ff.) zeigt, daß eine vollſtändige und genau nach dem Range geordnete Aufzählung der indiſchen Kaſten ein Ding der Unmöglichkeit iſt, ſchon aus dem einfachen Grunde, weil eine Kaſte in anderen Gegenden oftmals eine andere Stellung einnimmt. Es ſollen zwar uralte Kupferplatten mit genauer Verzeichnung der Kaſten im Tempel zu Condſcheveram (nicht weit von Madras, cf. Graul's Reiſe, Bd. 5, S. 183 ff.) geweſen, dieſe aber durch die Einfälle der Moguls vernichtet worden ſein. Esquer ſchlägt daher den Weg ein, daß er 1) die Kaſten, wie ſie im Tamulenlande (beſonders im franzöſiſchen Gebiete von Pondichery) ſich finden; 2) die Kaſten in Bengalen (beſonders in Tſchandernagor); 3) die in Telugulande (beſonders in Yanaon); 4) die Kaſten auf der Malabarküſte (beſonders in Mahé) und 5) die kaſtenloſen Pariahs behandelt. Wir wollen nur den erſten Abſchnitt ausführlicher behandeln und aus den übrigen Abſchnitten einiges Intereſſantere beibringen.

Die Kaſten im Tamulenlande (beſonders Pondichery).

Vorbemerkung: Dem Tamulenlande eigenthümlich (und darum, wenn auch unbekannten, jedenfalls neueren

[1]) Das ganze Buch iſt eingetheilt in 7 Kapitel: 1) Prolégomènes. Utilité possible et but de cette étude, p. 7; 2) Origine et nature de la distinction des castes, p. 15; 3) Classes mêlées. — Diffusion des castes. — Résultat final, p. 57; 4) État actuel des castes dans l'Inde, p. 79; 5) La réligion Indoue et la Constitution des castes, p. 233; 6) Extinction des castes. — Avenir et regeneration de l'Inde, p. 307; 7) Conclusion, p. 481.

[2]) Die vier Stufen brahminiſchen Lebens, Aſhrama genannt, ſind: 1) die des Brahmatſchâri oder Schulers, der nach ſeiner Weihe mit der heiligen Brahminenſchnur ſich der Pflege der heiligen Feuer und, unter der Aufſicht eines Guru oder geiſtlichen Lehrers und Führers, dem Studium der Vedas widmen muß; 2) die des Gruhaſta oder Hausvaters, der von ſeiner Verheirathung an ſeine religiöſen Pflichten treu erfüllen, Gaſtfreundſchaft üben, und einen Sohn zeugen ſoll; 3) die des Vânaspratha oder Einſiedlers, der, mit oder ohne ſein Weib, ſich in die Waldeinſamkeit zurückzieht, von Blättern, Wurzeln und Früchten lebt und ganz der Meditation und ſeinen religiöſen Ceremonien ſich widmet; endlich 4) die des Sannyaſi oder religiöſen Bettlers, der keine Ceremonien mehr zu beobachten hat, nur von Almoſen lebt und nicht ſelten ganz nackt geht, — da er ja der Welt ganz abgeſtorben iſt. — Die vierte Stufe umfaßt vier Abtheilungen, jede der drei anderen Stufen je zwei, im Ganzen alſo 10 Abtheilungen. — Ausführlicheres bei Dubois (a. a. O. S. 91 bis 366); Windiſchmann („Die Philoſophie im Fortgange der Weltgeſchichte", S. 902 bis 936) ꝛc.

Urſprungs) iſt die auf die Göttin Käli zurückgeführte Eintheilung faſt aller Kaſten (mit Ausnahme der Brahminen und einiger Sudrakaſten, cf. unten) Südindiens in die rechte Hand, Valangai, und die linke, Idangai, deren Anhänger oft mit einander über ihre reſpektiven Vorrechte in blutige Händel gerathen ſind. Die Linkehandkaſte ſcheint durch Vermiſchung der Kaſten entſtanden zu ſein, obwohl ihre Anhänger das in Abrede ſtellen und für ſich den Vorrang beanſpruchen; freilich ſtraft ſie ihre größere Unſittlichkeit Lügen. — An der Spitze der Rechtehandkaſte ſtehen die Vellaler; unter den Kaſtenloſen gehören zu ihr die Pariahs (daher Valangamattär genannt); an der Spitze der Linkehandkaſte ſtehen die Tſchettys, Kaufleute, und die Pantſchakammäler, Fünfgewerker, cf. unten; unter den Kaſtenloſen gehören zu ihr die Sakkilis, Schuhmacher.

A. Brahminenkaſte.

Sie zerfällt in 4 (oder 5) Hauptklaſſen:

1. Adiſaivas (Ur-Sivaiten), Prieſter und Diener an den Sivapagoden, führen den Titel „Guru“ (Einzahl; Mehrzahl: Gurukkel).

2. Smartas (cf. Graul's Reiſe, Bd. 4, S. 154 ff.), Anhänger des Advaitaſyſtems, d. i. der ſtrengen Vedantalehre („Geiſt und Materie ſind Eins“, oder vielmehr die Materie nur ein Schatten- und Scheinbild, Maya, nur Brahm iſt wirklich und ewig), während die Saiva- (unter 1.) und die Vaiſhnava- (unter 3.) Brahminen urſprünglich mehr dem ſogenannten Viſiſht-Advaitaſyſtem angehörten (d. i. der weniger konſequenten aber praktiſcheren Vedantalehre, welche der Gottheit Geſtalt und Eigenſchaften zuſchreibt, die Materie als wirklich exiſtirend, aber in den Geiſt oder die Gottheit zurückſtrebend und endlich ganz zurückkehrend auffaßt). Die Smartas, deren Haupt Sankara-Atſchärya iſt, verehren das Brahm (nicht den Brähma) als Hauptgottheit, obwohl ſie Siva-Abzeichen tragen. Die angeſehenſten ſind die oben erwähnten Pantſchänger, Kalendermacher, und die Purôhitas oder Familienprieſter. — Sie zerfallen in 16 Unterabtheilungen von Telugu-Abkunft und in 25 Unterabtheilungen tamuliſchen Urſprungs. Alle führen den Titel „Eiyer oder Ayer“ (den auch die europäiſchen ordinirten Geiſtlichen, ſowie die aus den eingeborenen Sudras ꝛc. ordinirten Landprediger erhalten).

3. Vaiſhnavas, Viſchnuverehrer; die Vornehmſten unter ihnen ſind die Gurus oder Prieſter, genannt Atſchäryas oder auch Nambis; die Kandidaten für das Prieſterthum heißen Sthänikas. Die übrigen leben von Almoſen, oder ſind Kaufleute, Schreiber ꝛc. Sie führen den Titel „Ayengär“.

4. Madhvas, ſie hängen dem Dvaitaſyſtem, d. i. der Sankhyaphiloſophie an (lehren eine uranfängliche und ewig bleibende Zweiheit, die Materie ebenſo wirklich und ewig wie der Geiſt). Von ihnen erlangen Viele Beamtenſtellen und führen dann (ebenſo wie ihre Prieſter) den Titel Atſchärya, d. i. Prieſter; die Nichtangeſtellten den Titel Räyer. Die Madhvas ſind nördlichen Urſprungs.

5. Noch ſind beſonders zu rechnen die ſivaitiſchen Brahminen, welche zu der berühmten Pagode in Sidambaram (oder Tſchellambram, etwas nördlich von Tranquebar gelegen) gehören, früher 3000, jetzt kaum 200 Familien, die ſich für die vorzüglichſten aller Brahminen halten, obwohl die Tempelbrahminen beſonders berüchtigt und rechte Bauchdiener ſind (cf. Graul's Reiſe, Bd. 4, S. 39 ff.). Sie heißen Dikſhater, d. h. die die heilige Weihe der Saivas erlangt haben (cf. unten Anhang). Ihr Palladium iſt eine goldene Statue des Siva. Im Jahre 1752 wurden ſie auf einige Zeit durch franzöſiſche Truppen, die ſich im Tempel einquartirten, nach Negapatam, ſüdlich von Tranquebar, vertrieben, und haben ſeitdem an Zahl ſehr abgenommen.

B. und C. Kſhatrya- und Vaiſyakaſte.

Dieſe fallen hier (im Tamulenlande) aus, da ſich kaum einige echte Abkömmlinge derſelben finden (cf. oben unter dem Allgemeinen über die vier Hauptkaſten).

D. Sudrakaſte.

Um ſo zahlreicher iſt die Sudrakaſte im Tamulenlande vertreten. Sie zerfallen in 43 (44 cf. unten) Hauptklaſſen mit vielen Unterabtheilungen.

1. Vellâler (von vellânmei, Beherrſcher des weißen scil. Erntefeldes, — oder Diener des Bêl, d. i. des Subrahmanya, des zweiten Sohnes Sivas, des Beſchützers der Feldfrüchte) ſind Ackerbauer, zum Theil große Grundbeſitzer (beſonders in Madura und Tandſchor), bilden die Ariſtokratie unter den Sudras, führen einen (indiſchen) Pflug in ihrer großen Fahne und ſind zum Theil Viſhnuiten, zum Theil Sivaiten (Verehrer des Viſhnu, oder des Siva als oberſten Gottes). Die verſchiedenen Abtheilungen derſelben werden von verſchiedenen Autoren verſchieden benannt. Esquer unterſcheidet 6 (oder 7) in gleichem Range ſtehende Klaſſen der Vellâler, nämlich:

a) Tondamandala-Vellâler, in Küſch- und Mêl-Nättârs zerfallend, in der Gegend von Condſcheveram. Tondamandalam iſt ein Theil des alten Tſchola-Königreichs (cf. Laſſen, Indiſche Alterthumskunde, II, S. 436 ff.). Einige von ihnen, deren Vorfahren den früheren eingebornen Königen als Leibwache dienten, führen den Ehrennamen Savala-Vellâler (Lanzen-Vellâler?). — Sie ſind eifrige Sivaiten, führen den Titel Mutheliâr („Oberſter“). Aus ihnen wird der Repräſentant aller hohen Sudrakaſten, Nâdu genannt, gewählt, während die übrigen Kaſten nur je einen Häuptling, Nättân genannt, über die einzelne Kaſte haben.

b) Tſchôla-Vellâler (bei Graul Sorzhier genannt), theils Viſhnuiten, theils Sivaiten; halten ſehr ſtreng auf ihre Kaſte, da ſie ſich für echte Arier (alſo zu den drei höchſten Kaſten gehörig) und für Abkömmlinge der alten Tſcholakönige halten. Sie führen den Ehrentitel Pûllay „Kind“.

c) Karakâta-Vellâler (bei Graul Kâräler, „Pflinghantirer“, nach Esquer „Wächter der Pflanzungen“), führen gleichfalls den Titel Pûllay und gehören zum alten Pandionkönigreiche um Madura.

d) Kanabli-Vellâler, ſehr ſelten.

e) Velläntſchettys, die unter den Vellâlern, welche Handel treiben und daher den Titel der Kaufleute: Tſchetty, angenommen haben.

f) Tulluva-Vellâler oder Agamudiers, gebürtig aus dem Tulluvaland, d. i. Süd-Canara, in vier Abtheilungen zerfallend, führen den Titel Mutheliar oder Pûllay.

Endlich g) Dſchaina-Vellâler, die früher Dſchainas (mit den Buddhiſten verwandt) waren und obwohl zum Brahmaismus zurückgebracht, noch Einiges aus ihrem Kultus beibehalten haben.

2. Cavareis oder Cavarei-Baduger, aus dem Telugulande (Badugu) ſtammend. Früher Soldaten, ſind jetzt viele von ihnen beim engliſchen Militär oder der Polizei, die anderen meiſt Juweliere. Sie ſind ſehr angeſehen, führen bei ihren Feſten 90 Inſignien und haben den Titel Naiker, da ſie ihr Geſchlecht auf die alten Naikerkönige in Madura zurückführen. Sie ſind meiſt Viſhnuiten, beſonders Verehrer des Räma (Inkarnation des Viſhnu), und

Digitized by Google

nehmen den zweiten Rang in der Rechtehandkaſte ein. Sie zerfallen wieder in 18 Abtheilungen, aus deren oberſter das Oberhaupt der niederen Sudrakaſten, Déſâdi genannt, gewählt wird, und welche ihre beſonderen Namen nach ihrer beſonderen Beſchäftigung führen (z. B. Soldaten oder Polizeidiener, Fabrikanten von Armbändern aus Glas oder Porzellan, Juweliere, Landbauer, Kaufleute in Kalk ꝛc.).

3. Yâdavas oder Ideyer (d. i. Mittlere, nämlich zwiſchen Ackerbauern und Kaufleuten in der Mitte ſtehend) ſind Hirten, zum Theil auch Ackerbauer und Kaufleute, ſehr zahlreich und jetzt ſehr geachtet, ſeit Glieder dieſer Kaſte, z. B. in Myſore, zur Rädſcha- (d. i. Königs-) Würde gelangt ſind. Sie verehren beſonders den Hirtengott Kriſhna (Inkarnation des Viſhnu); ihre Prieſter heißen Góâlas oder Gópâlas, deren Würde erblich iſt. Sie ſind durch Tapferkeit und Zuverläſſigkeit berühmt, führen den Titel Púllay und haben weder mit der Rechten- noch Linkenhandkaſte nähere Gemeinſchaft. Nach Graul (Reiſe, Bd. 4, S. 175 ff.) theilen ſie ſich in acht Hauptklaſſen mit je 18 Unterabtheilungen und haben einige merkwürdige Gebräuche bei Hochzeiten und Begräbniſſen. Unter den 18 Unterabtheilungen oder Zweigen iſt jedesmal nur ein einziger, der mit den 17 übrigen (Eſſens- und Heiraths-) Gemeinſchaft hat, der ſogenannte „Liebes-Werk-Zweig“.

4. Tſchettys oder Naiker, ſind Kaufleute, Banquiers ꝛc. und ſehr reich durch Handel und Wucher (12 Proc. iſt Armenzinsfuß in Indien; ſie nehmen 18, 24 und noch mehr Procente). Sie ſtehen an der Spitze der Linkehandkaſte, geben ſich ſelbſt aber für Vaiſyas aus und tragen deshalb auch die ariſche Schnur (Brahminenſchnur), ſind meiſt Sivaiten und führen einen Habicht in ihrem Banner. In Pondichery theilen ſie ſich in vier Klaſſen. Sie treiben auch viel Handel auf der See. Eine Merkwürdigkeit bei einer Klaſſe derſelben iſt, daß ſie die Ohrläppchen durch Juwelen ungebührlich lang ausdehnen.

5. Comuttys, wenig zahlreich, aber ziemlich angeſehen, trotzdem ſie zur Linkehandkaſte gehören, ſollen von einem Brahminen und einer Frau aus der verachteten Pariahklaſſe der Sakkili oder Schuhmacher abſtammen, daher ſie die Sakkilis zu ihren Hochzeiten einladen müſſen, enthalten ſich (als Abkömmlinge von Brahminen) aller Fleiſchſpeiſen und rangiren ſich ſelbſt unmittelbar nach den Brahminen, treiben Handel wie die Vorigen, mit denen ſie wahrſcheinlich auch verwandt ſind, und nennen ſich Tſchettys. Sie führen die ariſche Schnur und (wie die Brahminen) den rothen runden Fleck auf der Stirne, ein rothes Banner und als beſondere Inſignien die Magadhatôranam, das ſind Seile mit Blumen über die Straße gezogen bei Feſtlichkeiten. Sie ſind theils Viſhnuiten, theils Sivaiten, und theilen ſich in Nord- und Süd-Comuttys.

6. Rettys oder Reddys, ſind von Telugu-Abkunft und wie alle Telugus (nördlich von Madras das Teluguland mit etwa 13 Mill. Einwohnern) von feineren Sitten, Beſitzer von Feldern, reich und einflußreich; theils Viſhnuiten, theils Sivaiten. Sie ſind nicht in rechte und linke Hand getheilt, führen den Titel Retty, und theilen ſich in vier Klaſſen.

7. Kanaker, Schreiber und Rechnungsführer aus uralter Zeit (ſchreiben und rechnen auf Olels, das ſind getrocknete Palmblätter, mit einem eiſernen, unten ſehr ſpitzigen Griffel, ſehr zierlich und ſchnell). Sie führen den Titel Púllay und gehören zur Rechtehandkaſte. Nach Einigen nehmen ſie erſt die 22. Stelle in der Reihe der Sudrakaſten ein; dagegen aber ſpricht ihr ehrenvoller Titel. Einige dienen bei den Europäern in der einträglichen Stellung als Dolmetſcher, Lieferanten oder Unterhändler (ebenſo wie auch die Velläler und Yadavas, cf. oben 1. und 2.); ſie theilen ſich in vier ſtreng von einander geſonderte Klaſſen.

Braſilianiſche Salzgewinnung.

Von **Oscar Canſtatt.**

Der nahezu ſprichwörtliche Reichthum Braſiliens erſtreckt ſich zwar auf tauſenderlei der koſtbarſten Naturprodukte, an einzelnen dem Menſchen ganz unentbehrlichen Dingen jedoch leidet das Land ſtellenweiſe auch einen ebenſo empfindlichen Mangel. So kommt das Salz z. B. wohl mehrfach vor in Soolquellen und ſogenannten Barreros oder Salinas, in größeren Diſtrikten dagegen fehlt es ebenſo wie in Paraguay wieder zum großen Nachtheile der Viehzucht faſt ganz. Das Steinſalz ſelbſt findet ſich reichlicher eigentlich nur in den braſilianiſchen Provinzen Matto-Groſſo, Goyaz, an den Ufern des Fluſſes Ivahy in Parana, im Innern Bahias, in Piauhy und beſonders in Minas-Geraes. Bitterſalz und ſchwefelſaure Soda erſcheint auch, wie man dies in Ceara beobachtet hat, durch Anſetzen an Kalkſteinen, im Araripe- und im Ipiapabagebirge. Der ſeltſamſte ſalzartige Anſatz iſt zweifelsohne der des chlorſauren Sodiums am Gneißgeſtein, wie er hier und da beobachtet wurde. Am Rio Negro gewinnt man das nöthige Salz erſt indirekt von Pflanzen und zwar aus den Podoſtomeen, welche in der ſtärkſten Strömung ſüßen Waſſers auf Felſen wachſen.

In größerer Menge als dort ſteht das unentbehrliche Mineral den Braſilianern natürlich an der Meeresküſte zur Verfügung, wo ſich mittels des einfachen Verdunſtungsproceſſes aus dem Seewaſſer jede beliebige Quantität Salz gewinnen läßt. Am intereſſanteſten iſt die landeseigenthümliche Ausnutzung der oben erwähnten Barreros im Innern von Braſilien. Längs den Ufern des mächtigen San Francisco-Stromes namentlich, etwa da, wo derſelbe die Grenze zwiſchen den Provinzen Bahia und Pernambuko bildet, finden ſich in den ſandigen Ebenen, welche ſich zu beiden Seiten des Fluſſes über 8 bis 12 Legoas ausdehnen, Vertiefungen von verſchiedenem Umfange, die der Strom, wenn er zur Regenzeit austritt, mit Waſſer füllt. Nach dem Zurückweichen des Fluſſes entſtehen auf dieſe Weiſe eine zahlloſe Menge kleiner Seen (Lagoas) und Tümpel, welche während der heißen Jahreszeit erſt allmählich wieder austrocknen. Auf der Oberfläche von deren ſandigem Grunde nun entſteht eine feſte, mehrere Centimeter dicke Kruſte kryſtalliſirten Salzes, welche ſich, ſo oft ſie weggenommen wird, nach wenigen Tagen wieder erneuert.

Mit thunlichſter Geſchwindigkeit, oft auch mit Gewalt bemächtigen ſich in der gelegenſten Zeit nun die Bewohner

Digitized by Google

der Umgebung dieſer ausgetrockneten Vertiefungen und ſiedeln ſich auf einige Wochen zur Salzgewinnung in ſchnell aus Palmenblättern errichteten Hütten rings umher an.

Das erſte Geſchäft der Arbeiter iſt, alles kryſtalliſirte Salz mit Krücken auf Haufen zuſammenzuſcharren, von wo es in die Filtrirhäute (Bangues) gebracht wird. Es werden zu dieſem Behufe vier Pfähle derart von einander entfernt in den Boden getrieben, daß eine große Ochſenhaut mit ihren Enden an ſie befeſtigt werden kann, ohne feſt geſpannt werden zu müſſen. In die Mitte der Haut wird eine Oeffnung gemacht, auf dieſe Stücke der netzartigen äußeren Bedeckung der Kokospalme gelegt, darüber reiner Sand geſchüttet und nun ſo viel von dem aufgehäuften Salze darauf gelegt, als die Haut zu faſſen vermag. Hierauf wird ſo lange reines, ſüßes Waſſer aufgegoſſen, bis das Salz ausgelaugt iſt. Das geſättigte Salzwaſſer, durch die erwähnte Oeffnung filtrirend, wird in einem anderen Gefäße aufgefangen und kommt nun in größere, ebenfalls aus Ochſenhaut verfertigte Behälter, in denen man es an der Sonne verdunſten läßt. Schon den erſten Tag entſteht auf der Oberfläche des Waſſers eine Kruſte, die man niederſtößt und dies, ſo oft eine neue anſetzt, wiederholt. Nach drei Tagen iſt das Waſſer faſt ganz verdunſtet, dann ſchüttet man neuerdings filtrirtes auf, bis das Gefäß mit Salz gefüllt iſt. Letzteres wird dann hinausgenommen, kommt in geflochtene, aufgehangene Körbe, aus denen der Reſt des Waſſers abläuft, und wird endlich auf Trockenbeeten (Terreiros) zum völligen Trocknen ausgebreitet.

Soll das Salz weit verſchickt werden, ſo wird es in lederne, etwa 32 Pfund haltende Säcke verpackt. Man rechnet, daß gewöhnlich in einem der beſchriebenen Gefäße, wenn es nur aus einer Ochſenhaut beſteht, in 14 Tagen 2 Alqueiras (180 Pfund) Salz erzeugt werden.

Sobald die fern gebliebenen Bewohner der Provinz glauben, daß die Salzfabrikation genügende Fortſchritte gemacht haben könne, reiſen ſie mit Lebensmitteln und anderen Bedürfniſſen verſehen nach den Salzdiſtrikten, und nun beginnt ein lebhafter Handel, in welchem jeder Einkauf mit Salz bezahlt wird. Das gewöhnliche Maß iſt ein Teller voll, eine Münzſorte, die ſo üblich iſt, daß bis vor gar nicht langer Zeit in jenen Regionen der Handwerker und ſelbſt der Geiſtliche, wenn er eine Meſſe las, häufiger oder lieber mit Salz als mit Geld bezahlt wurde. Die Empfänger veräußern natürlich das Rohprodukt in der Regel wieder an Kaufleute, welche ihre Salzſchätze erſt in großen Magazinen aufſpeichern, ehe ſie dieſelben mit bedeutendem Gewinne nach den entfernteſten Gegenden in den Handel bringen. Von einem rationelleren Salzgewinnungsbetriebe wie etwa in den europäiſchen ſogenannten Meerſalinen oder Salzgärten, z. B. in Portugal zu San Ubes, in Frankreich an der Küſte des Mittelländiſchen Meeres, in Languedoc und am Atlantiſchen Ocean, namentlich zu Croiſic und Marennes ꝛc., weiß der Braſilianer nicht viel. Am meiſten noch ähnelt ſeine Methode der Salzgewinnung der ruſſiſchen Herſtellung des Kochſalzes aus den Salzſeen im Norden des Kaſpiſchen Meeres, aus dem Elton-, Inderſkiſchen und Bogdo-See. Der hohe Handels- beziehungsweiſe Tauſchwerth des Salzes hingegen erinnert lebhaft an die abyſſiniſchen Amolen oder Salzmünzen. Verfeinerte Salzqualitäten einheimiſchen Urſprungs wird man zudem in Braſilien wohl ſelten oder niemals begegnen. Bedürfniſſe dieſer Art werden ja faſt alle von Europa importirt. Die Barreros mögen deshalb eine noch ſo große Ausbeute liefern, ſo bleibt den ſchön etiquettirten engliſchen, deutſchen oder öſterreichiſchen Büchſen und Fläſchchen mit blendend weißem Tafelſalz doch fort und fort der Abſatz in Braſilien geſichert.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Das „Statiſtiſche Jahrbuch für das Deutſche Reich“ enthält in ſeinem 5. Jahrgange (Berlin 1884) die neueſten Hauptergebniſſe der Reichsſtatiſtik in kurzen, leicht verſtändlichen Ueberſichten, welche dadurch, daß ihnen Verhältnißzahlen beigefügt ſind, vielfach den Vergleich nach Ort und Zeit ermöglichen. Außer den gewöhnlichen Angaben über Flächeninhalt und Bevölkerung, Bodenbenutzung und Ernten, Produktion der Bergwerke, Salinen und Hütten, Gewerbe u. ſ. w. erſcheinen an neuen Darſtellungen zum erſten Mal die Ergebniſſe der Berufszählung von 1882, der Viehzählung von 1883, die Vertheilung der Eiſenbahnen auf die einzelnen Staatsgebiete, die Durchſchnittspreiſe wichtiger Waaren im Großhandel und eine Kriminalſtatiſtik. Drei Kartenbeilagen veranſchaulichen die Vertretung der landwirthſchaftlichen, der induſtriellen und der kommerziellen Bevölkerung in den einzelnen Kreiſen und ähnlichen Verwaltungsbezirken.

— Während des Jahres 1883 ſind nach officiellen Angaben in Frankreich nicht weniger als 1299 Wölfe erlegt worden, darunter 82 trächtige Wölfinnen, 774 ausgewachſene Wölfe oder nicht trächtige Wölfinnen und 493 Junge. Die Schußprämien dafür beliefen ſich auf 103 720 Frcs. Die meiſten entfallen auf die Bretagne. Selten haben die Wölfe Menſchen angefallen, doch haben ſie immerhin mehrere Einwohner der Departements Vosges, Dordogne und Haute-Saône mehr oder minder ſchwer verletzt.

— Nach dem „Chamber of Commerce Journal“, dem officiellen Organe der Londoner Handelskammer (III, Nr. 30), ſtellt ſich die Einfuhr von Wein in Bordeaux (in Hektoliter) in den letzten ſieben Jahren folgendermaßen:

Jahr	Spanien	Italien	Andere Länder	Summe
1877	—	—	—	71 000
1878	—	—	—	174 000
1879	271 000	400	1 600	273 000
1880	644 540	21 967	48 007	714 514
1881	837 103	34 249	231 565	1 109 918
1882	704 960	21 050	234 450	1 049 460
1883	707 519	97 550	360 905	1 065 974

Es kamen alſo allein im vorigen Jahre faſt 100 Millionen Flaſchen Wein nur aus Spanien nach Bordeaux, um dort zu Bordeauxwein verarbeitet zu werden! Nach dem Berichte der Handelskammer von Bordeaux für 1882 — 1883 belief ſich der Geſammtwerth der Einfuhren 1863 auf 168 552 000 Frcs.; 1879 auf 352 425 564 Frcs.; 1880 auf 381 901 105 Frcs. (die höchſte je erreichte Summe) und 1881 auf 362 770 914 Frcs. Der Geſammtwerth der Exporte betrug in denſelben Jahren bezw. 258 272 000 Frcs.,

Digitized by Google

328 342 327 Frcs., 348 698 165 Frcs. und 362 192 069 Frcs., letzteres die höchste Summe, die bis jetzt erreicht worden ist.

Asien.

Das in jüngster Zeit von den Franzosen besetzte Kelung auf der Insel Formosa hat bereits im 17. Jahrhundert in der Geschichte Ostasiens eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Die Holländer suchten nämlich die Spanier und Portugiesen aus den chinesisch-japanischen Gewässern ebenso zu vertreiben, wie dies ihnen bereits in der Sundasee gelungen war. Zwar mißlang der Versuch sich der Portugiesenstadt Macao zu bemächtigen, aber die Holländer wußten sich auf der Westküste der Insel Formosa festzusetzen, von wo aus sie den Verkehr zwischen Macao und Japan, d. h. also den gesammten japanisch-portugiesischen Handel bedrohten. Da Spanien und Portugal in jenen Zeiten mittels Personal-Union verbunden waren, so suchten die Gouverneure der Philippinen den Portugiesen zu Hilfe zu kommen, zumal der spanisch-amerikanische Handel ebenfalls durch die Niederlassung der Holländer gefährdet erschien. Deshalb schickte der Gobernador D. Fernando de Silva den erprobten Feldherrn D. Antonio Carreño de Baldés mit zwei Galeeren nach der Insel Formosa ab, an deren Nordküste er die Stadt Kilong (spanisch Quilonga) im Mai 1626 besetzte und befestigte. Die Spanier breiteten dann ihre Herrschaft noch über zwei weitere Ortschaften aus, in denen auch das Christenthum festen Fuß faßte, doch sollte die spanische Flagge nicht lange mehr in diesen Theilen Ostasiens flattern. Die Gouverneure der Philippinen versahen nämlich ihre formosanischen Forts nur mit geringen Truppennachschüben, da die ständigen Angriffe der mit den Piraten von Mindanao und Sulu verbündeten Holländer oft sogar Manila selbst bedrohten. Die Holländer benutzten die Schwäche der spanischen Streitkräfte und eroberten nach kurzer Belagerung die spanischen Kastelle von Tanchin und Kelong (1643), um sich aber nicht gar zu lange des neuen Besitzes zu erfreuen, denn ein halbes Menschenalter später nahm ihnen der chinesische Piratenchef Kog-Seng alle ihre Besitzungen auf Formosa ab.

— Ueber die Kohlenminen von Kelong geben wir hier wieder, was Lieutenant Paul Ibis, der dieselben vor neun Jahren besucht hat, darüber berichtet hat (vergl. „Globus" XXXI, S. 233 f.). „Ich fand — schreibt er — das Bergwerk dort noch in ganz primitivem Zustande. An einen geregelten Betrieb der Arbeit ist kein Gedanke; jeder, wer arbeiten will, bohrt sich dort ein Loch, wo er Lust hat, und verwirft es ebenso nach Gutdünken. Dies ist um so leichter, da die Kohlenplaste überall an die Erdoberfläche tritt, also der Anlage von neuen Gängen keine Hindernisse entgegenstehen. Die Plaste hat eine Dicke von 25 bis 40 Zoll und fällt nach Süden unter einem Winkel von 15° bis 25°. Die Gänge gehen diagonal und sind etwa 3 bis 4 Fuß hoch und 2 bis 3 Fuß breit, so daß nicht über zwei Mann in einem derselben arbeiten können; zwei andere schaffen in einem Karren die Kohlen an die Oberfläche, von wo sie in kleinen Barken nach Kelong gebracht werden. Die chinesische Regierung hatte die Absicht, den Kohlenbetrieb von Kelong zu heben, doch nach der Meinung eines englischen Ingenieurs, der zu diesem Behufe hergeschickt war, ist die Plaste zu klein, um die Ausgaben für Maschinerien und eine Eisenbahn, die von den Minen an den Hafen führen sollte, zu decken. Anders würde die Sache liegen, wenn in der Nachbarschaft mehr Kohlen ausfindig gemacht würden. Die Kohlen von Kelong sind gut, geben bloß 10 Procent Schlacke und kosten pro Tonne nur 4 bis 5 Dollars."

— Die Malaien besitzen nach Mr. Maxwell (s. Isabella L. Bird, Der Goldene Chersones, S. 384) eine große Anzahl von Sprichwörtern, von denen viele den unserigen entsprechen. Unser „Aus dem Regen in die Traufe" drücken sie aus durch „Aus dem Rachen eines Alligators befreit, um in des Tigers Zähne zu fallen". Das „Des einen Glück ist des andern Unglück" lautet im Malaischen: „Wenn die Dschunke scheitert, hält der Hai sein Mahl". „Das Fischnetz schilt den Korb grob geflochten" ist gleichbedeutend mit „Ein Esel nennt den andern ein Langohr". Auch verschiedene Stellen der heiligen Schrift haben ein entsprechendes Gegenstück in den malaischen Sprichwörtern: die Unmöglichkeit, daß der Neger seine Haut und der Leopard sein Fell wechsele, heißt z. B.: „Füttere ein Dschungelhuhn von goldener Schüssel, so läuft es doch in den Dschungel zurück". „Perlen vor die Schweine werfen" heißt: „Wozu stolzirt der Pfau im Dschungel?". „Können Steine Brot werden?" ist folgendermaßen wiedergegeben: „Kann Erde sich in Korn verwandeln?" „Kann man Trauben lesen von Dornen?" hat eine sehr weitläufige Umschreibung: „Pflanze eine bittere Gurke in ein Sagobeet, dünge sie mit Honig, begieße sie mit Syrup und ziehe sie über Zuckerrohr, so bleibt sie doch die bittere Gurke!" und schließlich: „Klares Wasser kommt nie aus trüber Quelle!" Auch einzelne ihrer Redensarten sind überaus charakteristisch; so heißt, im Hinblick auf die Hahnenkämpfe, ein Feigling „Eine Ente mit Sporen"; von einer tückischen Person sagt man: „Er sitzt wie eine Katze und springt wie ein Tiger"; von einem Schwätzer: „Die Schildkröte legt Myriaden Eier und niemand weiß es; die Henne legt eins und sagt es der ganzen Welt." Fatalismus findet seinen Ausdruck in dem Worte: „Selbst der Fisch, der die siebente Tiefe des Meeres bewohnt, geht früher oder später ins Netz". „Bald Regen, bald Sonnenschein" heißt, daß der Tag der Rache nicht fern ist."

Afrika.

— In derselben Weise, wie die Engländer indische Eingeborene von größerer Bildung benutzen, um durch sie die für Europäer schwer oder gar nicht zugänglichen Länder jenseits des Himalaja erforschen zu lassen, gedenkt jetzt der „Service géographique" die topographischen Anlagen von Arabern und Kabylen zu verwerthen zur Durchforschung der Grenzländer von Algerien und Tunesien, wohin Franzosen nur unter großen Gefahren vordringen können. An der Hand der algerischen Generalstabsaufnahmen und der im Süden des Landes ausgeführten Rekognoscirungen werden die dazu geeigneten Leute von den geschicktesten unter den französischen Topographen für ihre Aufgabe vorbereitet werden. So berichtet Ch. Maunoir im „Bulletin" der Pariser Geographischen Gesellschaft (1884 S. 24).

— Die Thüre des Tokul (Hütte) ist nach J. v. Müller (Zeitschr. der Ges. f. Erdk. 1884, S. 112) den Galla heilig; dieselbe ist schmal, sehr solide konstruirt und mit starken Lederriemen, welche an Stelle der Charniere treten, an den Tokulpfosten befestigt. Wird ein Dorfangehöriger von dem Häuptling in die Acht erklärt, so wird seine Tokulthüre entfernt und ihm dieselbe erst nach Zurücknahme der Acht, welche nach Zahlung von Feldprodukten oder indischen Stoffen erfolgt, wieder zurückgestellt. Der Noli- und Meta-Galla schwört bei seiner Thüre, Kreisende beobachten in der Zeit der Geburt die Thür, befestigen während eines gewissen Zeitraumes die Nabelschnur der Neugeborenen an derselben und kratzen mit einer Lanzenspitze den Schmutz von der Thür, um ihn mit Wasser vermischt dem Häuptling einzugeben. Die Thür stehlen, heißt ihrem Besitzer Namen, Ruf und persönlichen Muth nehmen; die Thür anzuspeien, wird gern gesehen und gilt als Ehre für den Besitzer. Verzierungen der Thüren hat v. Müller nirgends wahrgenommen.

— Bei seiner letzten Kongofahrt 1883 bis 1884 hat Stanley mehrere große, bisher unbekannte Zuflüsse des afrikanischen Riesenstromes entdeckt, über welche Nr. 10 von „Le Mouvement Géographique" einige Angaben macht. Zwei derselben, Lulemgu und Lubilasch, münden auf seinem linken Ufer,

Digitized by Google

in dem großen Bogen, den der Kongo über den Aequator hinaus nach Norden beschreibt. Den unter 0° 45′ mündenden Lulemgu hält Stanley für den größten aller Nebenflüsse, für größer als Quango und Aruwimi; er ist vielleicht mit dem Kassai identisch. Halbwegs zwischen den Stanley-Fällen und der Aruwimi-Mündung ergießt sich der Lubilasch in den Kongo, wohl derselbe große Strom, der aus den Berichten unserer deutschen Reisenden bekannt ist. Nach Angabe der in Njangwe wohnenden Araber, welche bis dorthin vordringen, finden sich im Lubilasch ca. 50 km oberhalb seiner Mündung Stromschnellen, welche die Schiffahrt hindern. Von dem Sankuru, welchem Stanley früher eine so große Rolle zuwies, hat er diesmal nichts entdecken können. Ebenso wie von Süden, so münden auch von Norden mehrere große Ströme in den Kongo, nämlich außer dem Aruwimi, der mit dem Uelle identisch sein soll, der Itimbiri und der Mbundgu. Ersterer mündet etwas oberhalb des nördlichsten Punktes des Kongolaufes, kommt von Norden und scheint in Dar-Banda, unweit der Schari-Quellen zu entspringen. Stanley ist denselben ein Stück hinaufgefahren und hat an seinen Ufern Handelswaaren aus dem Sudan gefunden. Der Mbundgu ist mit dem großen Flusse der Bangala, den unsere Karten verzeichnen, identisch; er wurde neuerdings von Kapitän Hanssens befahren. An seinem linken Ufer, etwas oberhalb seiner Mündung, liegt eine Anzahl kleiner Dörfer, Ubangi genannt, in denen einer der wichtigsten Märkte in diesem Theile Afrikas abgehalten wird. Dort hat die „Association Internationale“ bedeutende Ländereien erworben und ist mit der Errichtung einer Station beschäftigt. Eine zweite wird in Lulanga oberhalb der Mündung des Lulemgu erbaut.

— In Pretoria, der Hauptstadt von Transvaal, ist eine Proklamation erlassen worden, welche verkündet, daß im Zululande eine Boerenrepublik errichtet worden ist und das Zululand unter dem Protektorate dieser Republik steht, und welche den Häuptling Usibepu auffordert, sich derselben zu unterwerfen. Auch wird erklärt, daß die Errichtung der neuen Republik die Zustimmung des Dinizulu habe, des Sohnes des früheren Kaffernkönigs Cetywayo, den die Boeren zum König proklamirt haben. Der Einfluß des holländischen Elementes in Südafrika nimmt zusehends zu, zu großer Bedrängniß für die Engländer, wie manche Zuschriften an die Londoner Zeitungen beweisen. Daß das nördlich vom Zululande gelegene und Goldfelder umschließende Swaziland demnächst das Schicksal des ersteren theilen werde, ist die nächste Befürchtung; das Ende vom Liede wird nach manchen eine große südafrikanische Republik sein.

Südamerika.

— Hugo Zöller, Specialkorrespondent der „Kölnischen Zeitung“, hat über seine südamerikanische Reise, die er im Auftrage derselben unternommen, jetzt die dritte Publikation erscheinen lassen; auf den „Panamakanal“ (1882) und „Die Deutschen im brasilischen Urwalde“ (1883) folgt jetzt „Pampas und Anden“ (Berlin und Stuttgart, W. Spemann, 1884), worin er aus Uruguay, Argentinien und Paraguay eingehendere, aus Chile, Peru, Ecuador und Columbien flüchtigere Sitten- und Kulturschilderungen bietet, stets unter besonderer Berücksichtigung der in jenen Ländern ansässigen Deutschen (vergl. z. B. S. 142, 185, 285 u. sonst). Mit Hilfe vortrefflicher Empfehlungen gelang es ihm nicht bloß die Präsidenten, die leitenden Minister und sonstigen Machthaber jener Länder persönlich kennen zu lernen und die Aussichten für deutschen Handel und deutsche Kolonisation mit ihnen zu besprechen, sondern es wurden ihm auch bereitwillig viele Staats- und städtische Archive geöffnet. Erst 1½ Jahr nach seiner Rückkehr konnte er die Bearbeitung dieses umfangreichen Materials zum Abschlusse bringen, wobei er sich bestrebte, dem Buche jenen feuilletonistischen Charakter zu geben, der es ganz besonders zu einer unterhaltenden Lektüre macht. Das wilde Reiterleben in den endlosen Pampas von Uruguay und Argentinien, die neueste Geschichte dieser von Revolutionen zerfressenen und dennoch aufwärts strebenden Länder, der raffinirte Luxus solcher Städte wie Montevideo, Buenos Ayres, Santiago und Lima, die herrschende Stellung des deutschen Kaufmannsstandes, die eigenthümlichen Verhältnisse des nach der beinahe gänzlichen Vernichtung eines hochsympathischen Indianerstammes fast nur noch von Frauen bewohnten Paraguan (von den ca. 300 000 Einwohnern sind nur 100 000 männlichen Geschlechts, und der bei weitem größte Theil der letzteren wird von ganz kleinen Kindern gebildet), die stolze Majestät der Anden, die Haltung, welche das siegreiche Chile gegenüber dem niedergeschmetterten Peru einnimmt, und die erschlaffende Tropennatur von Ecuador, Columbien und Westindien — solches ist in großen Zügen der ausschließlich auf persönlicher Anschauung und noch unveröffentlichten Quellen beruhende Inhalt dieses Buches. — Wir gedenken auf dasselbe noch zurückzukommen.

— In allerneuester Zeit hat der Oberlauf des Paraguay (schreibt H. Zöller in „Pampas und Anden“, Berlin und Stuttgart, 1884) eine gewisse kommerzielle Bedeutung erhalten durch den ausgedehnten Handel (namentlich Waffentransport), der sich von dort aus nach dem von der Westküste Südamerikas abgeschnittenen Bolivia zu entwickeln beginnt. Und doch müssen die Schwierigkeiten, mit denen dieser Waarentransport zu kämpfen hat, ganz außerordentlich sein. Pferde nämlich und Maulthiere pflegen in der Umgegend von Curumba zu erkranken und trotz allen Nachschubes schnell zu degeneriren, so daß dort das einzige Beförderungsmittel darin besteht, entweder zu Fuß zu gehen oder auf Ochsen zu reiten. In Buenos-Ayres aber weiß man über diese Handelsstraße nach Bolivia schon recht gut Bescheid und hat sich den Eigenthümlichkeiten des Landes beispielsweise in Bezug auf die Verpackung der Waarenballen mit einer Geschwindigkeit anbequemt, die wir Deutschen uns zum Muster nehmen könnten.

Polargebiete.

— Ein Reuter'sches Telegramm aus New York vom 17. August meldet, daß an der Südwestküste von Grönland einige Schiffsfragmente aufgefunden worden sind, aus deren Marken hervorgehen soll, daß sie zu dem am 13. Juni 1881 nordöstlich von den neusibirischen Inseln untergegangenen Polarschiffe „Jeannette“ gehören. Es wäre das ein höchst merkwürdiges Faktum, das indessen noch der Bestätigung und Aufhellung bedarf.

Inhalt: Eine Reise in Griechenland. III. (Mit vier Abbildungen.) — Ernst Kramberger: Reise von Esseg durch einen Theil Sirmiens. VII. (Mit zwei Abbildungen.) — Hugo Schanz: Beitrag zur Beurtheilung der Ostindischen Kastenfrage. I. — Oscar Canstatt: Brasilianische Salzgewinnung. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Südamerika. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion: 24. August 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLVI. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1884.

Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Belle.)

IV. (Schluß.)

Antiparos ist von so vielen Klippen umgeben und bietet Schiffen so gar keinen Schutz, daß der Aviso unter Dampf liegen bleiben mußte, um Belle's Rückkehr aus der berühmten Höhle zu erwarten. In Gesellschaft mehrerer Matrosen, die mit Seilen, Fackeln und Leitern versehen waren, begab er sich nach dem kleinen, 2 km vom Meere entfernt gelegenen Dorfe und verschaffte sich dort einen Führer, welcher kurz zuvor einen russischen Admiral nach der Höhle begleitet hatte. Der Eingang in dieselbe bietet nichts Romantisches oder Großartiges dar; er besteht aus einer niedrigen Wölbung über einem großen Felsblocke, an welchem ein langes und festes Tau befestigt wurde; an diesem ließ sich die ganze Gesellschaft, einer nach dem andern hinab, zuerst etwa 3 bis 4 m tief senkrecht, dann über einen steil geneigten Abhang bis zu einem runden, schlüpferigen Felsen, unter welchem sich ein tiefer Abgrund öffnet. Es ist das eine gefährliche Passage, zu deren Ueberwindung kaltes Blut und ein sicherer Fuß gehört. 5 m darunter springt ein kleiner Fels balkonartig vor; zu diesem ließ man sich an einem gut befestigten und mit Knoten versehenen Tau hinab. Nun folgte ein steiler und schmaler Felshang, rechts von der Wand der Höhle, links von tiefen dunkeln Spalten eingefaßt, deren Grund das Fackellicht nicht zu erhellen vermochte. Nach und nach wurde das Gefäll weniger steil, so daß man des Seiles nicht mehr bedurfte, und schließlich gelangte man, nachdem man einen großen Felsen, der den Weg ganz zu versperren schien, umgangen hatte, in eine große Halle, von deren 50 bis 60 m hohen Wölbung enorme Stalaktiten vom sonderbarsten Aussehen herabhingen, während in der Mitte des Raumes auf dem Boden eine Anhäufung von Stalagmiten eine Art riesigen Blumenkorbes von mehr als 8 m Höhe bildete. Von einem brennenden Magnesiumdrahte erleuchtet, nehmen diese kalkigen Gebilde ein geradezu phantastisches Aussehen an.

Die Rückkehr zum Tageslichte war leichter als der Abstieg; nur kletterten die Matrosen mit einer Behendigkeit an den Tauen hinauf, die dem Reisenden nicht beschieden war.

Vier Stunden Fahrt trennten sie von der Insel Milos. Etwa halbwegs passirten sie die Südspitze der Insel Siphnos, deren Klima so gesund ist, sagt man, daß dort Greise von hundert Jahren nicht zu den Seltenheiten gehören. Weiterhin blieben zur Linken die traurigen nackten Felsen von Kimolos, deren Bewohner ihr Trinkwasser von Milos holen müssen. Dann erscheint, überragt von ihren zwei Berggipfeln, die Insel Milos in ihrer ganzen Ausdehnung; von der Nordküste aus schneidet eine Bucht tief nach Südosten in die Insel ein, ein prächtiger Hafen, der einer ganzen Flotte genügenden Ankergrund darböte. Mit bemerkenswerther Sicherheit lotste ein griechischer Pilot den Aviso durch die Einfahrt hindurch, und plötzlich befand sich derselbe in einem weiten Becken, welches ringsum von kahlen, von Schluchten durchfurchten und wenig anziehenden Bergen umgeben war. Am Ende dieses Hafens haben sich am Abhange der Hügel Reste von polygonalen Mauern und Stufen eines Amphitheaters aus weißem Marmor

Digitized by Google

erhalten. Dicht dabei in einem Weinberge fand im Jahre 1820 ein Bauer die jetzt im Louvre befindliche Venus von Milo.

Lange Zeit war die Inſel fruchtbar und blühend; man baute Getreide, Baumwolle, vortreffliche Weine und es gab ſchattige, wohl bewäſſerte Gärten, in denen Cedrat-, Orangen- und Citronenbäume gediehen. Aber ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts hat ſich das alles geändert. In dem

Die Kaimeni bei Santorini. (Nach einer Photographie.)

vulkaniſchen Boden entſtanden nach allen Richtungen hin Spalten, mephitiſche Ausdünſtungen verpeſteten die Luft und es brachen ſalzige und ſchwefelhaltige Quellen hervor, welche die Ufer der Bucht in Sümpfe verwandelten und unbewohnbar machten. Das Ausſehen der Einwohner zeigt auf den erſten Blick, wie ungeſund das Leben hier iſt:

Der innere Steilabfall von Santorini.

gelbe Hautfarbe, gedunſene Geſichter und geſchwollene Beine ſieht man überall. Die armen Leute leben in halbverfallenen Hütten und bauen mühſelig auf wenigen ſteinigen Feldern dürftige Gerſte und Seſam. Durch Krankheiten und Auswanderung nimmt deshalb auch die Bevölkerungsziffer fortgeſetzt ab; einſt betrug dieſelbe 36 000 Seelen, heute aber kaum $^1/_{12}$ davon, nämlich 3000, deren Hauptbeſchäftigung darin beſteht, einen Bruch von Mühlſteinen, die im ganzen Orient hoch geſchätzt ſind, auszubeuten. Auch finden ſich am Berge Kimolo einige Schwefellager, die jedoch in ihren tieferen Lagen wegen zu ſtarker Dampfentwickelung nicht ausgebeutet werden können.

Digitized by Google

Ohne Bedauern verließ Belle dieſe ungaſtliche Inſel und ließ den Kurs nach Santorin ſetzen, die etwa ſechs bis ſieben Stunden oſtſüdoſtlich von Milos liegt. Man kam nach einander bei dem felſigen Pholegandros, bei Sikinos, deſſen Frauen noch eine nahezu orientaliſche Tracht tragen, und bei Jos vorbei, auf welchem der Sage nach Homer einſt ſtarb. Wenn man ſich Santorin nahert, ſo erſcheint es als eine langgeſtreckte, von dickem Nebel verhüllte Inſel; ſobald man aber die ſüdliche Einfahrt in den von Santorin und Therafia gebildeten Inſelkreis paſſirt hat, ſo iſt man tief ergriffen von dem außerordentlichen und erſchreckenden Schauſpiele, welches ſich dem Auge darbietet. Man ſtelle ſich ein gewaltiges Becken von 8 km Länge und 4 km Breite vor, das von ſteil abfallenden Klippen von 300 m Höhe, rieſigen Wallen ſchwarzer, rothlicher oder grünlicher Lava, gebildet wird, und inmitten dieſes halliſchen Sees eine Anhäufung von Baſalt- und Lavablocken, aus welcher fortgeſetzt Flammen und Rauch emporwirbelten und die an Größe noch zunahm. (Belle's Beſuch fällt in das Jahr 1868 und das Auftauchen der beiden neuen Inſeln Georgios und Aphroëſſa, die ſich ſchließlich mit der 1707—1712 entſtandenen Nea Kaimeni vereinigten, hatte zu Ende Januar oder Anfang Februar 1866 begonnen.) In vorhiſtoriſchen Zeiten erhob ſich in der Mitte des weiten Baſſins, welches jetzt zwiſchen den Inſeln Santorini, Therafia und dem kleinen Aſpronoſi ſich ausdehnt, ein Krater aus dem Meere, warf abwechſelnd Aſche und Lava aus, deren Schichten ſich regelmäßig über einander ablagerten und bildete ſo eine große kreisrunde Inſel, welche von der Peripherie her ſanft anſteigend in der Mitte in einem mindeſtens 600 m hohen Pik endigte. Zuletzt ſchleuderte der Vulkan einen ungeheuren Aſchen- und Bimsſteinregen aus, welcher ſich als eine weiße, 20 bis 40 Fuß mächtige Schicht über die ganze Inſel lagerte. Dann ſtürzte er in ſich zuſammen, ſo daß nur die oben genannten drei Inſeln (Santorini, Therafia und Aſpronoſi als Reſte des Kraterrandes ſtehen blieben und der Zwiſchenraum bis zu einer Tiefe von 213 engliſchen Faden vom Meerwaſſer erfüllt wurde. Aber die unterirdiſche Kraft ruhte nicht, und in hiſtoriſcher Zeit ſtiegen neue Inſelbildungen über den Meeresſpiegel empor und zwar zuerſt im Jahre 197 v. Chr. die ſogenannte Paläa Kaimeni (d. h. die alte Verbrannte), dann 1573 die Mikra Kaimeni nordöſtlich von der erſteren, dann 1707 bis 1712 zwiſchen beiden die Nea Kaimeni, die größte von allen dreien, welche dann vor 18 Jahren durch zwei neue Vulkane (Aphroëſſa und Georgios) weitere Vergrößerungen erfuhr.

Seemann von Kos.

Der franzöſiſche Aviſo hatte über einer ſchmalen Lavabank, über welcher nur einige Meter Waſſer ſtanden, Halt gemacht, dem einzigen Platze, wo er Anker werfen konnte, worauf ein Boot den Reiſenden an den Fuß des gewaltigen Klippenabſturzes brachte. Am Rande deſſelben ſah man die Stadt Thera, deren weiße flachdachige Häuſer wie Schwalbenneſter über dem Abgrunde zu hängen ſchienen. Von dem wellenzernagten Landungsplatze führt im Zickzack ein ſchmaler Pfad an den ſenkrechten Felſen empor zur Stadt; ſchaut man von dort hinab, beſonders wenn bei Südweſtwind die Wellen drunten ſich jagen und an den Klippen zu Schaum zerſtieben, ſo muß man ſich wohl hüten, daß einen der Schwindel nicht übermannt. Um ſo mehr überraſcht der Anblick des Oſtabfalles der Inſel, der ſich ſanft bis zum Meeresſtrande ſenkt und mit Weingärten und weißen Häuschen überſäet iſt. Andere Kulturen als Weinberge und eine andere Beſchäftigung als das Keltern kennen die Bewohner von Santorini nicht; denn in dem leicht zerreiblichen, aber die Feuchtigkeit zurückhaltenden und pottaſchereichen vulkaniſchen Tuffe gedeiht die Rebe vorzüglich und liefert den trefflichen feurigen Vino Santo, der die beſten ſpaniſchen Muskate übertrifft und faſt ausſchließlich nach Rußland verkauft wird.

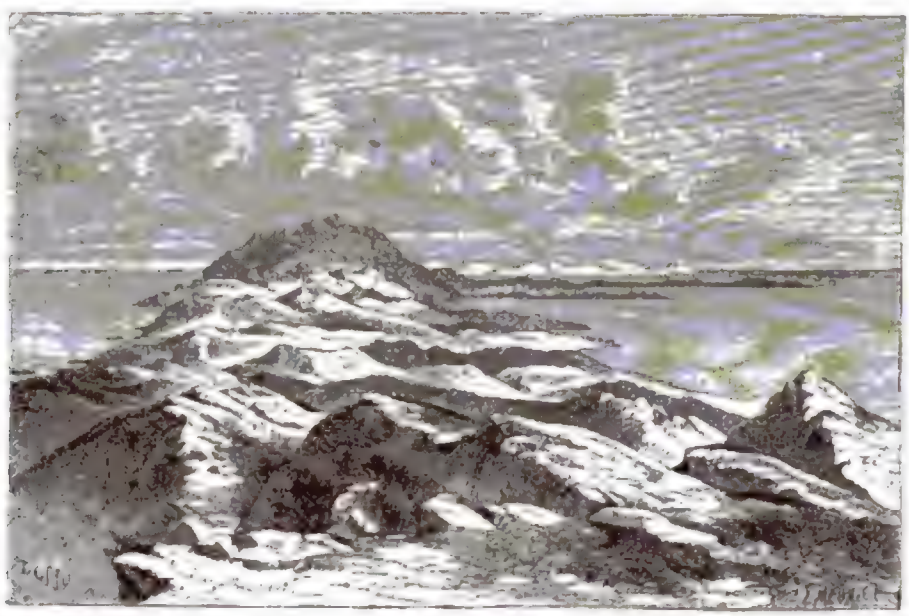
Einer prächtigen Ausſicht erfreut man ſich von dem im Süden der Inſel gelegenen Elias Berge, deſſen Erſteigung nur durch die dicke Schicht von Bimsſtein, welche ihn bedeckt, etwas beſchwerlich gemacht wird: gegen Norden alle Kykladen, wie helle Amethyſte in einem goldigen Dunſte leuchtend, gegen Oſten die türkiſchen Inſeln Aſtro-

Ein Sphakiote. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

palia, Kos, Rhodos und dahinter die Küſten Kleinaſiens, und im Süden fern am Horizonte die noch mit Schnee bedeckten Gipfel der Inſel Kreta, mit deren kurzem Beſuche Belle's Reiſe ihr Ende erreichte. Das Schiff legte die Entfernung während der Nacht zurück; bei Tagesanbruch lag die lange Kette des Centralgebirges der Inſel vor den Augen des Reiſenden, ſich in gerader Linie nach rechts und links ausdehnend, ſo weit das Auge reichte. Kanea freilich entſpricht dem Bilde noch nicht, das man ſich von dem im Alterthume viel geprieſenen Eilande macht: es iſt eine kleine Stadt mit weißen Häuſern, ohne Bäume, ohne Gärten oder hervorragende Gebäude, im Hintergrunde einer von nackten Hügeln umgebenen Bucht und von hohen, trockenen, grauen Bergen überragt. Kaum daß man hier und da im Grunde einiger Thäler ein paar Olivenbäume bemerkt. In den breiten und tiefen Gräben der Feſtung wurde damals Gemüſe gebaut; die in Moſcheen verwandelten Kirchen ſind ohne jedes Intereſſe und nur in einer alten Straße haben ſich aus dem ſechzehnten Jahrhundert einige venetianiſche Häuſer mit Wappenſchildern und Geſimſen erhalten.

In Kanea wie in ganz Kreta beſteht die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung aus Griechen. Man rechnete 1878 auf der Inſel ſelbſt (d. h. wohl in chriſtlichen Kreiſen) dieſelbe zu 185 322 orthodoxen Chriſten, 93 138 Mohammedanern, 1000 Juden und 500 römiſchen und armeniſchen Chriſten, zuſammen 279 960 Einwohnern. Fünf Achtel aller Bewohner ſind alſo Chriſten, drei Achtel Mohammedaner. Daſſelbe Verhältniß macht ſich auch in anderer Hinſicht geltend; von den 13 Bezirken der Inſel waren 8 chriſtlich, 5 mohammedaniſch; von den 25 Friedensrichtern 16 Chriſten, 9 Mohammedaner; von den 80 Abgeordneten zur kretiſchen Nationalverſammlung 49 Chriſten und 31 Mohammedaner. Von den 88 Gemeinden der Inſel haben 51 gemiſchten Charakter, 34 ſind rein chriſtlich und nur 3 rein mohammedaniſch; die Chriſten haben in 43 gemiſchten Gemeinden die Mehrheit, die Mohammedaner nur in 8 derſelben und von den 88 Bürgermeiſtern



Kretiſche Küſte.

ſind 77 Chriſten und nur 11 Mohammedaner. Doch würde man ſehr irre gehen, wenn man, wie öfters geſchehen, die Mohammedaner ſchlechtweg für Türken hielte. Es ſind vielmehr Nachkommen griechiſcher Renegaten, welche ſich von den übrigen Griechen der Inſel weder in Sitten, noch in Charakter oder Sprache irgendwie unterſcheiden. Sie trinken Wein, wie wahre Giauren und können vom Türkiſchen nur ein paar Gebetsformeln herſagen, deren Verſtändniß ihnen obendrein abgeht. Darum werden auch die großherrlichen Firmane und die Kundgebungen des Paſchas in griechiſcher Sprache verleſen und angeſchlagen.

Von Kanea aus unternahm Belle den gewöhnlichen Ausflug der Beſucher Kretas, den nach Süden in die Berge der freiheitliebenden Sphakioten. Der anfangs langweilige Weg führt anſteigend in die äußerſt fruchtbare Ebene von Alikianu, wo die Citronen- und Orangenbäume eine ganz ungewöhnliche Größe erreichen, deren Früchte wegen ihres Umfangs und Geſchmackes in der ganzen Levante geſucht ſind. Es ſollen ihrer aus dieſem Bezirke allein jährlich gegen vier Millionen Stück ausgeführt werden. Nach der Eroberung durch die Türken wurde dieſes auch an prächtigen Weiden, Ackerfeldern und Weinbergen reiche Gebiet an Türken und kretiſche Renegaten vertheilt; aber dieſe haben nicht verſtanden zu wirthſchaften und hauszuhalten und verloren im Laufe der Zeiten ihren werthvollen Beſitz wiederum an deſſen frühere Eigenthümer, die ſich durch Fleiß und Sparſamkeit von Pächtern und Wirthſchaftsbeamten wieder zu Grundbeſitzern aufzuſchwingen verſtanden. Die erſte Nacht brachte Belle am Nordabhange der Aiprovuna, der Berge von Sphakia, in einem elenden Wachthauſe des Krapi-Thales zu und erſtieg am folgenden Morgen die rings umſchloſſene Hochebene von Askyfo, deren Gewäſſer nur unterirdiſch abfließen, und wo diejenigen Bewohner, welche ſich zur Ueberwinterung entſchließen, oft zwei Monate von jeder Verbindung mit der Ebene abgeſchnitten bleiben. Es giebt kaum eine zweite derartige Gegend, welche ſo von der Natur ſelbſt befeſtigt worden wäre, welche ſo ſteil abſtürzende Verſchanzungen und ſo ſchmale und ſchwierige Zugänge beſäße, wie dieſe. Ihre Bewohner, die Sphakioten (das Dorf Sphakia ſelbſt liegt nahe der Südküſte),

ſind kräftig und hoch gebaut, haben meiſt blonde lange Haare, große helle Augen und ein feines regelmäßiges Geſicht. Ihre Tracht beſteht aus einem Hemde mit weiten Aermeln, einer vorn offenen Weſte, einem breiten, mehrmals um den Leib gewickelten Gürtel von rother Leinwand, einem geſtickten Jäckchen und weiten blauen Hoſen, die in hohen gelben Stiefeln ſtecken. Selten geht der Sphakiote ohne Flinte und Piſtolen aus.

Sehr viel angenehmer, als die erſte Nacht bei den albaneſiſchen Zaptiehs im Wachthauſe, brachte Belle die zweite bei einem Sphakioten auf der Hochebene von Askyfo zu; am dritten Tage ſtieg er nach dem kleinen Dorfe Sphakia hinab und ſchiffte ſich auf ſeinem Aviſo ein, welcher inzwiſchen das Weſtende der Inſel umfahren hatte. Einige Stunden ſpäter erſchienen Kretas Hochgebirge nur noch wie ein blaßer grauer Streifen am Horizonte.

Reiſe von Eſſeg durch einen Theil Sirmiens.

Von **Ernſt Kramberger.**

VIII.

In dieſem Theile Sirmiens haben ſich nebſt der Tracht auch ältere Gepflogenheiten erhalten. So auch in Hrtkovci und Nikinci bei den Albaneſen oder ſogenannten Clementinern, welche manches aus ihrer früheren Heimath beibehalten haben. Sie brachten eine Gattung Schafe mit, die anfangs ringsum zahlreich gehalten wurde; ſie hießen Clementiner-Schafe und waren ausgezeichnet durch feinere, jedoch kürzere Wolle. Durch nicht enden wollende Kukuruzfelder, über tiefe und häufige Gräben fort, wo man ſich in höchſter Gefahr befindet umzuwerfen oder den Wagen zu zerbrechen, nähert man ſich endlich dem Dorfe Nikinci. Man hatte mir ſchon vor Jahren und jetzt wiederum von den Clementinern, deren 1700 Familien im vorigen Jahrhundert nach Slavonien kamen, die aber jetzt kaum noch hundert betragen (in Nikinci 17), erzählt, ſo daß ich höchſt geſpannt war auf das Volk. Gegenwärtig hat es ſchon ſehr viel von ſeiner Eigenthümlichkeit abgeſtreift; namentlich iſt dies bei den Männern der Fall, die ihre Sprache ſeltener ſprechen, während ſie die Frauen üben und auf die Kinder übertragen. Die egoiſtiſchen Männer gehen ſogar ſo weit, daß ſie lieber nach Geld und Gut und reicher Ausſteuer fragen, als nach der Abkunft und lieber eine reiche „Sokica“ (Katholikin) oder ſogar Magyarin heirathen als eine Clementinerin. Dieſe aber würde es nicht über ſich bringen einem andern als einem Albaneſen zum Altare zu folgen. Die Clementinerinnen haben meiſt ſchön geſchnittene Geſichtszüge und mandelförmig geſchlitzte, dunkle Augen, ſind ſchlank und geſchmeidig, ihr Gang iſt ſchön. Die Tracht beſteht in einem kurzen bis an die Knie reichenden Rock und einem weißen, auf der Bruſt offenen Hemde; das Haupt bedeckt ein eigenthümlich geformter, reich mit Bändern und Blumen geſchmückter Hut, ein für ein ſlavoniſches Mädchen unerhörtes Kleidungsſtück. Darunter ſtecken breite, aufgebundene Zöpfe. Sonderbar iſt es, daß ganz ſchlanke Perſonen enorm dicke Waden aufweiſen, eine bei jüngeren Mädchen ſeltene Erſcheinung, die ſich jedoch dadurch auf natürlichem Wege erklärt, daß ſie unter den weißen Strümpfen fingerdicke Wollſtulpen tragen, die eng anſchließen und bis ans Knie reichen. Außerdem ſchminken ſie ſich ſtark und helfen ſich bei dieſer Toilette abwechſelnd. Die Farbe wird mit der Handfläche aufgetragen. Im Hauſe wird um die Stirn ein Tuch, die „Samija“ gebunden, auch gehen im Hauſe ältere Frauen bloß mit dem kurzen Rocke von bunter Farbe (Furgunj) und den Wollſtulpen ohne Strümpfe herum. Da die Stulpen und der Furgunj gelb und dunkelfarbig ſind, ſo ſieht dieſe Farbenzuſammenſtellung recht ſchreiend aus. Im Herſtellen von vegetabiliſchen Farben ſind ſie, wie auch die Slavonierinnen hier herum, Künſtlerinnen; doch greifen ſie in neuerer Zeit auch ſchon zu Mineralfarben aus den Kaufmannsläden. Beſonders ſchön iſt die ſchwarze, gelbe und grüne Farbe, die ſie herſtellen. Violett iſt ſelten, doch verſtehen ſie auch ſolche zu machen. Sie wird erzeugt, indem ein zuerſt roth gefärbter Stoff eine Stunde lang in gekochte Knoppern und Blauſtein getaucht wird. Die Teppiche ſind verſchieden von denjenigen, welche andere ſlavoniſche Frauen herſtellen, doch ſehr ſchön in Farbe und Stoff.

In den Ortſchaften gegen Nordweſt erhielten ſich bis heute einige alte Gebräuche, die recht intereſſant ſind. So z. B. wird bei der Geburt eines Sohnes von einem der anweſenden Weiber oder von der Hebamme eine Haue oder irgend ein anderes Geräth genommen, womit ſie den Neugeborenen leicht berührt und ſpricht: „Werde ein wackerer Pflüger, Hauer und Mäher wie der Vater und ein geſchickter Zimmerer und Arbeiter wie dein Großvater.“ Bei der Geburt eines Mädchens nimmt ſie einen Bund Flachs, fährt damit dem Kinde leicht über den Mund und ſagt: „Werde eine wackere Spinnerin, Weberin, Näherin und Stickerin wie Mütterchen und Großmütterchen.“

Der Pathe bekommt zum Geſchenke ein ſchönes, über zwei Ellen langes an den Enden roth geſticktes Handtuch mit eingewebten farbigen Säumen und Borden oder auch ein ſchönes Hemde mit weißer Stickerei. Handtücher, die bei Taufen oder Hochzeiten zu Geſchenken verwendet werden, ſind mit Seide oder Goldfäden an den Enden durchwebt oder geſtickt. Dem Kinde werden von den im Hauſe zuſammenkommenden Mädchen Lieder geſungen, ebenſo dem Kum (Pathen). Die Wöchnerin, wenn ſie nicht die einzige Frau im Hauſe iſt, bleibt drei Wochen daheim, bäckt kein Brot, kocht nicht, und geht ſechs Wochen nicht in die Kirche. Erſt nach dieſer Zeit läßt ſie ſich vom Prieſter vor der Kirche einſegnen und in dieſelbe einführen und betet für ihr Kind um gutes Gemüth, Geſundheit und Verſtand.

Viele aber huldigen außerdem dem lieben Aberglauben. Für das Weinen des Kindes des Nachts wiſſen ſie Mittel. Da es natürlich verſchrien (urečeno) ſein muß oder ein böſer Blick ihm geſchadet hat, ſo wird eifrig nach einem Kraut geſucht, das die Wirkungen der verruchten Zauberei zu nichte macht. Dieſes Kraut heißt „Vještički izjed“ (etwa „Gift gegen Zauberinnen“); das kocht man und giebt dem Kinde davon zu trinken. Auch wird in Ermangelung ſolchen Krautes dem Kinde die Wiege mit

Digitized by Google

Knoblauch eingerieben; hilft dies nicht, ſo kommen die Fußſohlen daran. Der Knoblauch iſt, wahrſcheinlich vermöge ſeines Geruches, überhaupt am beſten geeignet dem ſchändlichen Treiben der Hexen entgegen zu treten und ſie von dem Durchſchlüpfen durch das Schlüſſelloch abzuhalten. Zu dem Zwecke ſteckt man nur Knoblauch in die Oeffnung für den Schlüſſel und um die Wirkung zu erhöhen, bindet oder nagelt man auf eine Thür zwei Beſen kreuzweiſe. Die Hexe, durch das Zeichen an ihre abſcheuliche nächtliche Reiterei ermahnt, denkt jedenfalls, daß man ſie erkannt hat und kommt nicht.

Für Kopfſchmerz giebt es auch Mittel. Die Kandidatinnen der Hexerei, alte Weiber, natürlich nicht alle, ſondern nur durch den Volks- oder beſſer Dorfglauben hierzu befugte, verſtehen es „vidati uroke", die Urſache des „Verſchreiens (ureci) oder des böſen Blickes (raznieti ocima), bezüglich die Urheberin der Verzauberung zu erkennen. Die Alte wirft glimmende Kohlen in ein Becken mit Waſſer und denkt hierbei an die ihr des Verſchreiens verdächtige Perſon. Mit dem Waſſer wird das Geſicht des Kindes gewaſchen. Auch benutzt man auf ähnliche Weiſe ein rothes Steinchen (Injirok) ſtatt der Kohle.

Als ich fragte, was dann geſchehe, wenn das Kind dann noch weiter krank bliebe, erhielt ich die folgerichtige Antwort: „Nije baba pogodila" (die Alte hat es nicht getroffen). Fiebert ein Kind, ſo bindet man ihm ein Fieberkräutlein (Groznicara) in einem Lappen unter den Hals, und wenn im Herbſte die Kraniche ziehen, wirft man ihnen das Fieberkraut nach und ruft: „Kraniche ihr, nehmt das Fieber von hier."

Der Weg von Nikinci über Hrtkovci, wo ebenfalls Clementiner wohnen, und Jarak führt wieder durch ſumpfiges Land. Ausgedehnte Felder mit prächtigem Mais dazwiſchen drücken dem Landſtriche ein eigenes Gepräge auf. Die Hirten lagern alle um kleine Feuer und blaſen den Dudelſack oder die Diple (Doppelflöte), ohne ſich jedoch vor dem Vorüberfahrenden zu erheben, wie dies in Oberſlavonien Sitte iſt. Endlich iſt man froh, wenn man die Thürme von Mitrovica erblickt und in die ganz hübſchen Straßen einfährt. Mir gefiel der Marktflecken recht gut. Bis vor kurzem der Stabsort des Peterwardeiner Regiments, iſt es mit ſeinen 5000 Einwohnern noch immer ein ganz anſehnlicher Ort. Der Fremde findet ſich bald zurecht und wird gut verſorgt. Die Häuſer um die drei Plätze ſind rein und hübſch, einige ältere nach holländiſcher Bauart, jene am Save-Ufer einfacher und ländlicher, in eine lange Zeile gebaut, das Ufer des Fluſſes iſt niedrig und kothig und, wenn trocken, recht ſtaubig. Nur die Plätze haben ein Pflaſter von runden Steinen, und Koth oder Staub giebt es überall. Die ſchönſten Gebäude ſind die äräriſchen und hübſch einige private. Die Kirche des heiligen Dimitrija (katholiſch) zeigt keine beſonderen Schönheiten. Das im Beginne des 5. Jahrhunderts von Leontius, dem praefectus Illyrici, gebaute templum Demetrii martyris iſt längſt verſchwunden.

Wo man hinblickt, trifft man Reſte der zur Römerzeit berühmten Stadt Sirmium, der Hauptſtadt von Pannonia Secunda, ſpäter Illyriens. Die Stadt war groß und allgemach aus einer Kolonie entſtanden, geſchmückt mit Paläſten und Tempeln, der Sitz der höchſten Behörden, einer Münze, von Waffenſchmieden und Werkſtätten für Schilde und Schleudern, ſowie für Wurfmaſchinen. Sie hatte ihre Gladiatoren, ihre Bäder und ihr Forum. Sie wird von Ammianus Marcellinus mater urbium populosa et celebris und von Herodianus urbs maxima omnium ejus regionis genannt. In ſeiner Blüthe ſtand der Ort unter der Regierung des Kaiſers Probus, der, wie Aurelian hier geboren, ſeine Macht benutzte nicht allein zur Hebung ſeiner Vaterſtadt ſelbſt, ſondern auch zur Kultur des Landes. Er ließ die Sümpfe durch ſeine Soldaten trocken legen und büßte in Folge deſſen durch die Mörderhand eines der deshalb Unzufriedenen ſein Leben ein. Sein Leichnam wurde in Sirmium beigeſetzt.

Im fünften Jahrhundert kam die Stadt in die Hände der Hunnen, im ſechſten in die des Oſtgothenkönigs Theodorich; hernach beherrſchte es Kunimund, der Gepidenfürſt, worauf es die byzantiniſchen Kaiſer an ſich brachten. Gegen Ende des ſechſten Jahrhunderts belagerte es der Avarenführer Bajan drei Jahre lang und bezwang es durch Hunger. Nach Untergang der Avaren beſetzten es die Slaven, bis es dem tückiſchen Griechen Konſtantin Diogenes gelang, den Kroatenban Sermo zu ermorden und durch den Kaiſer Baſilije II. zum Präfekten von ganz Sirmien erhoben zu werden (1019). Am Schluſſe des elften Jahrhunderts bemächtigten ſich die Magyaren des Landes und ſeiner Hauptſtadt, die ſchon in Trümmern und Schutt dalag. Nur der Tempel des heiligen Dimitrija ragte aus der Zerſtörung unverſehrt hervor und wurde zum Mittelpunkte einer neuen Anſiedelung, die nach ihm Dimitrovica, Dmitrovica, endlich Mitrovica hieß, welches im 14. Jahrhundert wieder als Handelsſtadt emporblühte. Nach der für die Türken ſiegreichen Schlacht bei Nikopolis (1396) fiel es unter der Brandfackel der Osmanen in Aſche zuſammen, ohne ſich wieder zur frühern Höhe emporſchwingen zu können. Seiner Lage nach eignet ſich der Ort ſehr gut zu einem Platze für den Handel mit dem Landſtriche jenſeits der Save am rechten Drina-Ufer.

Freilich fehlt gegenwärtig das wichtigſte: eine Brücke hinüber, wie ſie 579 Bajan und Conſtantius erbaut hatten, auf deren Erbauung ein im Jahre 1868 dort gefundener Meilenſtein des Conſtantius anſpielt.

Wie ich ſchon bemerkte, ſtößt man allenthalben auf Reſte der ehemals von 300 000 Einwohnern bewohnten Römerſtadt. Ich erwähne nur, daß im alten Park eine Anzahl Inſchriften auf Steinen herumliegt, daß auf dem ebenen Plane vor dem Marktflecken Reſte von Waſſerleitungen und Gebäuden erhalten und daß Grabdenkmäler in die Wände mehrerer Häuſer eingemauert ſind. Eins davon, das neben der Eingangsthür in die ehemalige Regimentskommandantenwohnung in der Hausmauer ſteckt, zeigt in größeren Dimenſionen zwei ruhende Löwen, in deren Mitte ein geflügelter Genius, an eine Urne gelehnt und das Haupt auf ein aufwärts gezogenes Knie ſtützend, ſchläft.

Originell fand ich zwei bockartige gemeißelte Thiere in der Wand eines Hauſes beim Spital.

An Markttagen wird das ſonſt ziemlich ruhige Mitrovica zum Sammelpunkte vielen Landvolkes und es bietet ſich Gelegenheit an Trachten mehr zu ſehen, als ſonſt möglich iſt. Ein auffallend ſchönes blondes Bauermädchen fiel durch die blendende Weiße der Skute auf; um den Oberleib ſchmiegte ſich ein ſchwarzes Mieder, auf der Bruſt mit Silberſchnüren wie ein Dolman verziert. Ihr zur Seite ſchritt eine Frau, die in ein ähnliches Mieder gekleidet, durch ihre mit Gold geſtickte Poculica (Frauenhaube), worüber eine bunte Samija (Tuch oder mit weißen Spitzen benähtes Band) ſchmal zuſammengelegt und die Ränder der Poculica umfaſſend, gebunden war. Man ſagte mir, daß hier ſolch eine Poculica jetzt eine große Seltenheit ſei, indem ſie, wenn ſie überhaupt getragen wird, nur mit Wolle geſtickt erſcheint. Beide hatten außerdem mit weißen Blumen dick beſtickte Aermel, das Mädchen eine bunte, die Frau eine lichtblaue

Digitized by Google

Seidenſchürze und trugen beide Sammetſtiefeletten. Die Mode verdrängt den ſandalenartigen Opanak immer mehr, wie ich hier ſah, und hat dieſen nur den Gebirgsgegenden belaſſen.

Ich hatte ſpäter einmal Gelegenheit ein Hemde zu ſehen, auf dem die Aermel mit Goldſtickerei, Eichenlaub und Eicheln darſtellend, geziert waren. Das Mädchen, dem ſie angehörten, ſtammte aus reichem Hauſe. Um die Mitte des Leibes hatte es eine rothe Wollſchnur, die in vielen Kügelchen ähnlich jenen der Platanenbäume endete, zum Halten der aus feinem, durchſichtigem Gewebe gefertigten Schürze gewunden. Auch letztere zeigte eingewebte Blumen und Blätter.

Ich erfuhr nachher und überzeugte mich auch ſelbſt, daß von Oſten und Norden her immer weiter gegen Weſten die dunklere Tracht einwandert. Noch vor 16 Jahren war viel mehr Nationaltracht in dieſen Gegenden, geſchweige denn vor 50, wo man ein dunkles Kleid nie zu Geſicht bekam. Ich erinnere mich aus meiner Knabenzeit an die Gold- und Silbermünzen, die an Schnüren um den Hals getragen wurden; jetzt ſah ich eine große Silbermünze nur am Halſe des oben erwähnten Mädchens. Rothe Blumenſtickerei, auch blaue in Wolle an den Aermeln ſieht man jedoch häufig über Morović hinaus gegen Vinkovci zu. Um einen Bettler, der mit entblößter Bruſt am Boden lag, hatte ſich eine Gruppe gebildet. Der Menſch verſtand ſein Handwerk. Die offene Bruſt von Leberflecken ganz bunt und eine kleine Meſſingglocke, die er ſtatt der Stimme fleißig erklingen ließ, weckten das Mitleid der Vorübergehenden in reichem Maße. Nur ein Zigeuner betrachtete ihn lachend, und er wußte wohl, warum. In ſchmutzigen Säcken, die er und ſein Weib auf der Achſel hangen hatten, trugen ſie die Eingeweide eines gefallenen Rindes. Die Zigeuner ſind Aasfreſſer, und es ſind mir Fälle bekannt, wo dieſe Pariahs ein an der Wuth verendetes Rind aufzehrten, indem ſie nur den Kopf als ſchädlich abſchlugen, das Uebrige halb brieten.

Es giebt ihrer viele in den Ortſchaften unterhalb Vinkovci und dort werden ſie überläſtig. Merkwürdig waren die Bemerkungen der Bauern, die einem Seiltänzer galten. Während der eine behauptete, der Mann ſei ein Genoſſe des Teufels, erklärte der andere, daß er den Teufel nicht brauche, indem er ſich von Zeit zu Zeit etwas auf die Sohlen ſchmiere, um am Seile kleben zu bleiben. Als ich den Leuten ſagte, es ſei Kreide, um das Ausgleiten zu verhindern und er nur vermöge ſeiner Kunſt das Gleichgewicht halte, rief der erſte: „Ich ſagte es ja, er ſei des Teufels Genoſſe!“

An einer Stelle des Marktplatzes vorübergehend, wo Weiber mit Obſt ſaßen, fand mein Begleiter an dem Webemuſter der Schürze einer Bäuerin ſolches Wohlgefallen, daß er dieſelbe dem Weibe abkaufen wollte. Sie weigerte ſich aber deſſen entſchieden und gab endlich auf vieles Befragen als Grund an, daß ſie in Gefahr komme dem Käufer nachfolgen und immer an ihn denken zu müſſen. Als man ihr das Thörichte ihres Aberglaubens vorhielt, rief ſie: „Ja znam, što znam, a vi, kako vam volja!“ („Ich weiß, was ich weiß, und Sie, nach Ihrem Belieben!“)

Es ſpielt bei ſonſtigen Käufen und Verkäufen, namentlich wenn es ſich um Pferde oder Hornvieh handelt, wieder der Aberglaube ſeine Rolle. Der Käufer übernimmt das Roß oder das Rind nicht anders, als daß er den Halfter oder den Strick mit verhüllter Hand ergreift, indem er ſie in den Saum des Hemdes wickelt. Die bloße Hand würde Unglück bringen. Und in Streitigkeitsfällen, wenn der Käufer trotz gegebenen Aufgeldes das erhandelte Stück nicht übernimmt, führt er als Beweis des nicht völlig abgeſchloſſenen Kaufes an, er habe das Thier noch nicht mit verhüllter Hand übernommen und könne das Aufgeld zurückfordern. Bei Gericht gilt natürlich ſeine Ausrede nicht, jedoch gehen ſolche Käufe ohne Zuthun der Behörde gewöhnlich auf Grund des obigen Arguments zurück. In dieſer Gegend ſind an Jahrmärkten die „Meane“, hausartige Leinwandzelte, ebenfalls, wie im übrigen Slavonien, ſtark im Schwunge. Einige Tage zuvor ſchon erſcheinen die Meanari mit ihren Zelten. Bänke und Tiſche werden zuſammengezimmert, ganze Lämmer, Schafe oder Schweine am Spieße gebraten, Wein wird ausgeſchenkt und dieſes Eldorado, dem immer ein eigener Ort angewieſen iſt, erfreut ſich eines lebhaften Zuſpruches. Bald kommt der Tanz dazu und gegen Abend bilden die Meanas für den Zuſchauer ein feſſelndes Bild.

Bauermädchen aus Čalma im Feſtkleide.

Unter den Luxusartikeln gehen die Spitzen, am beſten, wenigſtens noch jetzt und die Spitzenhändler (Cipkari) erfreuen ſich zahlreichen Zuſpruches. Die jungen Frauen und Mädchen tragen, namentlich in den Dörfern weſtlich und nordweſtlich von Mitrovica, breite Aermel, die am Handgelenke eng zuſammengerafft, über die Hand reichen Spitzenbeſatz fallen laſſen. Auch an die weißen Schürzen kommen viel Spitzen; häufig wird auch ein Spitzentuch um den Nacken geſchlungen. Die Bäuerinnen erzeugen auch ſelbſt eine Gattung grober Spitzen für den täglichen Gebrauch.

Digitized by Google

Beitrag zur Beurtheilung der Oſtindiſchen Kaſtenfrage.

Von **Hugo Schanz**, Miſſ. a. D.

II. (Schluß.)

8. Seneicodes(?), auch Ileivânicher („Kaufleute in Früchten"), treiben Handel, gehören zur Rechtehandkaſte und theilen ſich in nördliche, die den Titel Mutheliar, und in ſüdliche, die den Titel Tſchetty führen.

9. und 10. Rattamans (d. i. Dorfbewohner) und Maleijamans (d. i. Bergbewohner) bilden jetzt zwei Kaſten, erſtere zur rechten Hand gehörig, ſollen aber von zwei Schweſtern abſtammen, von denen die eine am Fuße eines Berges, die andere auf dem Berge wohnte. Nach den Brahminen gehören ſie urſprünglich zu den Pallys (cf. unter 13.), ſeien aber durch Reichthum emporgeſtiegen, da viele von ihnen Beſitzer mehrerer Dörfer, d. i. Polygars, geworden ſeien. Sie ſind theils Viſchnuiten, theils Sivaiten, auch zum Theil Chriſten, und führen den Titel Udejer (d. i. Beſitzende) oder auch Pûllay.

11. Vânicher (verderbt aus Vânydſchya d. i. Handel) ſind beſonders Oelfabrikanten (das Oel wird in ſehr einfachen Drehmühlen aus Kokosnüſſen gewonnen); da aber das Mißhandeln der Kokosnüſſe in ihren Drehmühlen für eine Sünde galt, ſo wurden ſie früher um dieſes ihres „widerreligiöſen" Handwerkes willen wie Tſchandâlas, d. h. Kaſtenloſe, behandelt, haben ſich aber durch ihren Reichthum gewiſſe Vorrechte erworben. Sie ſtehen auf der dritten Stufe der Linkehandkaſte, führen einen Brahminenvogel (eine Art Geier) in ihrem Banner und den Titel Chetty. Sie ſind theils Viſchnuiten, theils Sivaiten, machen einen unſinnigen Hochzeitsaufwand; zwei Abtheilungen derſelben haben Eſſensgemeinſchaft mit den übrigen Sudras (cf. Graul's Reiſe, Bd. 4, S. 168 ff.).

12. Die verſchiedenen Weberkaſten, eine der zahlreichſten und nützlichſten Sudrakaſten, obwohl durch die europäiſche Maſchinenarbeit vielfach in ihrem Gewerbe beeinträchtigt. Die verſchiedenen Abtheilungen derſelben leben ganz getrennt von einander. Esquer führt die folgenden auf:

a) Koikholer oder Kaikalaver oder Singundar (?), gehören alle zur Sivaſekte und verehren beſonders Siva's zweiten Sohn Subrahmanya oder Kartikeya, den ſie für ihren Urahnen halten. Sie nehmen den 7. Rang in der Rechtehandkaſte ein, führen als die Angeſehenſten der Weberkaſten den Titel Mutheliar und in ihrem Banner einen Fuchs, Hirſch und Pfau.

b) Sêſcher, machen feine Baumwollengewebe und nehmen den 6. Rang in der Linkehandkaſte ein.

c) Katrier(?), weben Seidenſtoffe.

d) Sênier und Kannada- (Cannara-) Sênier, haben dieſelbe Profeſſion und gehören zur Rechtehandkaſte, führen ein weißes Banner, die erſteren mit einer Schlange, die letzteren mit dem gewaltigen Adler Kandapêranda.

e) Sâlier, Padma-Salier und Padu-Salier (cf. Graul's Reiſe, Bd. 3, S. 235: Tſchalier), machen feine und grobe Baumwollengewebe.

f) Pattunûllârer, Seidenweber, ſind neutral in Bezug auf rechte und linke Hand, Viſchnuiten, führen ein ſeidenes Banner.

13. Pallys (nicht zu verwechſeln mit den kaſtenloſen Paller), eine der zahlreichſten und verbreitetſten Kaſten, die Bauernarbeit verrichten; von den Vellâlern ſehr gering geachtet, halten ſie ſich ſelbſt zum Theil für Nachkommen der Kſchatryas aus dem Agni- oder Feuer-Geſchlecht. Nach ihrem geringeren oder größeren Vermögen und Landbeſitz führen ſie den Titel Padejâtſchi, oder Cavoundin(?), oder Udejer (cf. oben 9. und 10.), oder ſelbſt Naiker. In Pondiſchery ſind ſie in Bezug auf rechte und linke Hand neutral, ſonſt überall gehören die Männer zur rechten, ihre Frauen aber zur linken Hand; letztere tragen daher auch Halsbänder von kleinen ſchwarzen Glasperlen und bedienen ihre Männer mit der linken Hand. Einige Vornehmere unter ihnen enthalten ſich der Fleiſchſpeiſen, noch wenigere der berauſchenden Getränke. Sie führen ein rothes Banner mit einem Hahn und Fuchs, ſind theils Sivaiten, meiſt aber Viſchnuiten und verehren beſonders Venkada- (d. i. Tripetty-) Râmana, die Gottheit der Pagode in Tripetty zwiſchen Mayaveram und Combaconum, und die Helden der Mahabharata-Sage. Sie haben ihre eigenen Prieſter, Pâdſchâris, deren Würde erblich iſt. Esquer führt 8 Klaſſen der Pallys auf:

a) Bannier, nennen ſich Naiker oder auch Pûllay, ſind die gebildetſten Pallys, meiſt Sivaiten, führen ein fünffarbiges Banner mit einem Löwen und Tiger, und rufen wohl auch Kampen, den berühmten Dichter des tamuliſchen Ramayana, als Schutzgottheit an; ſie verwerfen den Unterſchied zwiſchen rechter und linker Hand.

b) Padakâtter („Beſchützer der Armee" oder „Waffenträger"), von Räuberhorden entſprungen, welche die alten Râdſchas nicht anders zu bändigen wußten, als daß ſie ihnen die Polizeimacht übergaben mit dem Titel Taleiver oder Polygars (beſonders im Dindigal- und Maduragebiete, cf. unter 32. Kaller).

c) Zemindâr-Pallys, nicht zahlreich, Nachkommen großer Zemindars oder Erbpächter.

d) Ariſcha-Pallys (von arisi, d. i. Reis?), Landbauer, Gärtner, Feldarbeiter, ſind ſehr zahlreich.

e) Candeikatti-Pallys (von candei, d. i. ein kriegeriſcher Knöchelring?), ſind Korbmacher.

f) Vana-Pallys, Kaufleute in Früchten.

g) Natta-Pallys, Muſchelfiſcher und

h) Mina-Pallys, Flußfiſcher (NB. die eigentlichen Fiſcherkaſten cf. unter 24. bis 27.).

14. Kammâler oder Pantſchakammâler, Fünfgewerker. Sie theilen ſich in 1) Tattâns, Goldſchmiede; 2) Tatſcher, Zimmerleute; 3) Karumâr oder Koller, Schmiede; 4) Kannâr, Kupferſchmiede, Glockengießer ꝛc. und 5) Kal-Tatſcher oder Sirper, Maurer. — Ein Kammâle kann irgend eine dieſer fünf Beſchäftigungen ſich wählen, und dieſe fünf Klaſſen haben Eſſensgemeinſchaft und Zwiſchenheirath. Sie behaupten Nachkommen der fünf Söhne des Götter-Architekten Viswakarma zu ſein, tragen die ariſche Schnur und nehmen den 2. Rang in der Linkehandkaſte ein. Sie ſind Sivaiten und führen in ihrem rothen Banner das Bild des berühmten Affen Hanuman, einer Inkarnation des Siva, außerdem einen Papagei, Geier und

Digitized by Google

mehrere Abzeichen ihres Berufes. Die Goldſchmiede führen den Titel Pati (d. i. Herr, Meiſter), die anderen den Titel Atſchârya (d. i. Prieſter). Sie haben ſich gänzlich von den Brahminen losgeſagt; ihre Frauen kleiden ſich wie Brahminenfrauen und haben vielfach Vielmännerei (cf. Graul's Reiſe, Bd. 3, S. 237 ff.; Bd. 4, S. 184).

15. Kall-Uli-Siddhas, Steinſchneider, jetzt nur noch wenig zahlreich (z. B. in Tritſchinopoly), aber geſchickt in ihrer Kunſt.

16. Mutſchis, Maler, Vergolder, Tapezierer, Sattler ꝛc., geſchickt, aber verachtet, weil ſie in Leder arbeiten; ſie eſſen kein Fleiſch, ſind Viſchnuiten, tragen die ariſche Schnur und führen in ihrem Banner einen Walfiſch. Sie beanſpruchen den Titel Rao (Rau, von Râdſcha), da ſie ſich für Nachkommen der Mahratten halten; ihre hellere Geſichtsfarbe deutet auch auf nördlichen Urſprung. Unter ihnen ſollen die berüchtigten Orgien der Linkehandkaſten (Saktidienſt der linken Hand) beſonders im Schwange gehen.

17. Schânars, auch Suras genannt (von surei, d. i. Palmſaft), zapfen den Saft der Palmyra- und Kokos-Palme ab, beſonders zahlreich im ſüdlichen Tinevelly-Gebiet (und in Ceylon, wo ſie eine etwas höhere Stellung einnehmen). Sie bilden die 4. Klaſſe der Linkehandkaſte, ſind Sivaiten, aber auch Teufelsanbeter (Bhûtas) und führen eine Leiter im Banner (da ſie eine ſolche zum Beſteigen der Palmen brauchen). Ihr Titel iſt Grâmany, d. i. Dorfbeſitzer. Von ihnen ſind ſehr viele zum Chriſtenthume bekehrt.

18. Sâttânys oder Vaiſchnavas, handeln mit Blumen, flechten Kränze ꝛc., ſind Viſchnuiten, führen den ſtolzen Titel Ayer, wohl wegen ihrer Verbindung mit dem Tempeldienſt.

19. Dâſis oder Dêvadâſis bilden die Kaſte der Tempeldirnen oder Bajaderen, werden aber aus verſchiedenen Kaſten (beſonders den Weberkaſten, oben unter 12.) zu dieſem abſcheulichen, aber bei den Hindus keineswegs verachteten Beruf genommen. Sie gelten eben als mit der betreffenden Gottheit Verlobte. In ihrem Banner führen ſie das Bild des indiſchen Cupido, Manmathen oder Kâmadêva; ihre Kinder werden Pagodenmuſikanten oder Bajaderen.

20. Mêlaker heißen die Bajaderen der Viſchnu-Pagoden; ſie führen in ihrem Banner ein muſikaliſches Inſtrument, Amarom (?) genannt (dem Tambûr ähnlich).

21. Nâttnder oder Nâttumuttukârer, ſind die Tanzlehrer der Bajaderen, die mit Cymbeln den Takt ſchlagen; ſie gehören ebenſo wie ihre Schülerinnen entweder zur rechten oder zur linken Hand, je nachdem die Pagode, an der ſie dienen, zur erſteren oder letzteren gehört.

22. Boys oder Kâvuvôr, Palankinträger, haben ihre beſonderen Kaſtengeſetze und keinen Theil an der rechten und linken Hand; urſprünglich Telegus mit erblicher Häuptlingswürde, ſind Viſchnuiten. Später haben auch Tamulen verſchiedener Kaſten dieſen Beruf ergriffen, und jetzt bilden ſie 13 Unterabtheilungen, deren bedeutendſten die Telugeparaboys, Rettyboys, Pallyboys, Schânarboys und Vannârboys ſind.

23. Kuſaver, Töpfer, faſt Alle Sivaiten, tragen den Linga (Phallus ꝛc.) und gehören zur rechten Hand. Desgleichen verehren ſie die Mariammei, d. i. die Pocken- (ſchwarzen Blattern-) Göttin. Sie fertigen außer den verſchiedenartigſten Töpferwaaren auch Götzenbilder, heilige Pferde ꝛc. und führen den Titel Pati (cf. oben unter 14.).

24. bis 27. Macuas, allgemeiner Name für die Fiſcherkaſten, auch Mugajer oder Mucuver (vom tamuliſchen Wort für „untertauchen"), theilen ſich in folgende 4 verſchiedene Kaſten:

24. Patanavas (?), Schiffer und Fiſcher auf dem Meere (in den ſogenannten Kattumaram-Flößen und Booten), ſind Sivaiten, gehören zur linken Hand, und führen in ihrem rothen Banner eine Schildkröte.

25. Kareyâr, von derſelben Profeſſion, aber Viſchnuiten.

26. Sempadaver, Fiſcher in Teichen und Flüſſen, führen ein gemaltes Netz im Banner.

27. Paraver oder Parather, Fiſcher im Süßwaſſer, zugleich muthige Taucher und Perlenfiſcher am Manâr-Golf; ſehr viele ſchon im 16. Jahrh. von dem Jeſuiten Xavier getauft, führen aber einen unmoraliſchen Lebenswandel, und ihre Frauen ſind der Proſtitution ergeben.

Die Fiſcherkaſten ſind in Folge ihres Berufes (ſie tödten animaliſches Leben!) verachtet. Sie verehren eine (vielleicht chineſiſche) alte Gottheit, Baouth oder Singaniammen, zu Virampatnam mit Opferthieren, Reis und Früchten ꝛc.

28. Paniſey-mager ſind die Diener der Velläler und übrigen hohen Sudrakaſten, etwas höher ſtehend als die Folgenden. Sie laden zu freudigen und traurigen Familienereigniſſen die Gäſte ein.

29. Napitas oder Ambhaſchther, die Barbiere der Sudras, ſind verachtet in Folge ihres Berufes, aber unentbehrlich, da kein Hindu ſich ſelbſt raſirt (Kopfhaar und Barthaar werden — je nach den verſchiedenen Kaſtenſitten — verſchiedenartig und oft recht wunderlich, ja nach unſerem Geſchmacke häßlich raſirt, nicht verſchnitten allein). Sie treiben auch — wie früher und wohl theilweiſe noch jetzt auch bei uns — Chirurgie, operiren Hühneraugen ꝛc. und ſind Muſikanten bei den Pagoden und beim Publikum (bei Hochzeiten, Begräbniſſen ꝛc.). Ihre Frauen ſind Wahrſagerinnen und leider ſehr geſchickt im Gebrauche von Mitteln zur Abtreibung der Leibesfrucht ꝛc. Sie ſind Viſchnuiten.

30. Vannârs, Wäſcher, ſind noch verachteter als die Barbiere, obwohl ebenſo unentbehrlich; ſie dürfen nicht den — heilig gehaltenen — Ochſen, ſondern nur den Büffel und Eſel zum Laſttragen für ihre oft großen Wäſchebündel benutzen. Hauptſächlich verehren ſie die Mariammei (die Pockengöttin), bei deren jährlichem Feſte ſie als Prieſter dienen und einen Hammel opfern. In ihrem Banner haben ſie einen weißen Topf, Bellei-pânei, dem Subrahmanya geweiht.

N. B. Die beiden folgenden Kaſten, Maraver und Kaller, ſtellt Esquer viel zu tief, vielleicht ſind ſie in Pondiſchery ſo verachtet; nach Graul rangiren ſie oben vor den Schânars unter 17. und mit Recht. Derſelbe erwähnt auch noch die von Esquer übergangenen Achampadier, die früher in Tempeln und Paläſten Kriegerdienſte thaten (cf. Graul's Reiſe, Bd 4, S. 177 f.), aber in keinem guten Rufe ſtehen, in Folge der ſogenannten „Geheim-Ehe" (cf. Graul, Indiſche Sinnpflanzen, S. 147 f.).

31. (eigentlich 17.) Maraver, deren Hauptſitz in und um Ramnad im Süden von Madura iſt, ſind gleichfalls wie die Achampadier, cf. das NB. zuvor) ein kriegeriſches Geſchlecht und lebten früher meiſt vom Raube (cf. Graul's Reiſe, Bd. 4, S. 181 ff.). Ihr gemeinſamer Ehrentitel iſt Dêver (ſonſt zur Bezeichnung der „Götter" gebraucht!), an einigen Orten Serveikârer (d. i. Militär), Mannakârer (d. i. Aufſeher), oder Mudi-Tângki (d. i. Kronenträger). Sie zerfallen in mehrere Abtheilungen, von denen einige ſich, ſammt ihren Frauen, durch Tapferkeit auszeichneten. Die Ehe iſt lax, die Kinder ihrer Kebsweiber heißen

Digitized by Google

Parivarattar, d. i. Gefolge. Die Adappakârer ſind eine entartete und in Hörigkeit lebende Abtheilung.

32 (eigentlich 18., cf. das NB. vor 31.). Kaller, d. i. Diebe oder Räuber, mit den Vorigen verwandt (cf. oben unter 13. b.), lebten gleichfalls lange Zeit vom Raube, und werden noch jetzt, z. B. in Tritſchinopoly, als Tag- und beſonders Nachtwächter ſelbſt von hohen engliſchen Beamten beſoldet, um Hab und Gut vor ihren Kaſtengenoſſen zu ſchützen, da ſie ſich als die eigentlichen Herren des Landes in dortiger Gegend anſehen. Unter den vornehmen Familien ſoll die Beſchneidung Sitte geweſen ſein. Sie beanſpruchen den Kſchatryatitel, einige Abtheilungen führen den Titel Viramudejân, d. i. Held, andere Sêneinâden, d. i. Herr der Heerſchaar. Das Hauptheiligthum der ſogenannten Râttu-Kaller befindet ſich auf einem Hügel Malla-Kôttei, wo ſie jährlich in kriegeriſcher Weiſe das ſogenannte Ochſen-Band-Feſt feiern (cf. Graul's Reiſe, Bd. 4, S. 178 ff.). Die Ehe iſt auch bei ihnen lax, die Eheſcheidung leicht. Die Frauen ſchürzen ihre Kleider hinten und gehen meiſt mit unbedecktem Buſen. Geheimehe iſt auch bei ihnen, wie bei den Vorigen, im Gebrauch.

Zu dieſen vielen Sudrakaſten kommen noch einige Nomaden- und Berg-Stämme, die zum Theil ganz wild leben.

33. Kuraver, Zigeuner, treiben verſchiedenes Gewerbe. Die Uppu-Kuraver machen Salz und führen es auf Eſeln von der Küſte ins Innere. Die Totein(?)-Kuraver treiben Schweinezucht und ſind Wallgräber. Die eigentlichen Kuraver ſind Korbflechter. Die Ter-Keitians, aus dem Süden, treiben dieſelbe Beſchäftigung, vermiſchen ſich aber nicht mit den Vorigen. Die Muttu-Kuraver verkaufen Wannen und Bambus. — Die Kuraver eſſen alle möglichen Arten von Thierfleiſch. Die Frauen wahrſagen, tatowiren und ergeben ſich der Proſtitution (Graul's Reiſe, Bd. 4, S. 185 f.). Die Kuraver ſind, wie die Zigeuner, gefürchtete ſchlaue Diebe, Bettler ꝛc.

34. Odder, graben Brunnen, Teiche, Kanäle, werfen Erdmauern auf, ziehen Schweine auf ꝛc. Sie ſind eifrige Biſchnuiten und ſtammen aus Oriſſa, haben eine beſondere Sprache (das Uriya) und Alphabet.

35. Sanapper, in Madras ſehr häufig, weben grobe Säcke für das Getreide.

36. Tomber oder Küttâdis, ſind Taſchenſpieler, Athleten, Seiltänzer, ungemein gewandt, wie auch ihre Frauen.

37. Nôker, treiben dieſelbe unehrliche Hantirung und führen daſſelbe zuchtloſe Leben wie die Vorigen.

38. bis 41. Die Bergvölker der Nilagiri-Berge im S. W. Vorderindiens, über welche Miſſionar Metz ein beſonderes Büchlein in engliſcher Sprache geſchrieben: „The Tribes inhabiting the Neilgherry Hills; their Social Customs and Religious Rites", bieten viel Intereſſantes für die Völkerkunde; hier nur einiges Wenige der Vollſtändigkeit halber (cf. auch Graul's Reiſe, Bd. 3, S. 288 bis 317.).

38. Todas, die Ariſtokratie unter den Nilagiri-Bergvölkern, etwa 100 Familien. Als Gottheit, Hiriadêva, verehren ſie die heilige Herdenglocke. Ihre Prieſter heißen Pâlâl. Sie leben von ihren Büffelherden.

39. Badagas, etwa 15 000 Seelen, haben eine dem Sühnbock im 3. Buche Moſis ähnliche Ceremonie, verehren den Linga (Phallus ꝛc.), und bilden 18 Unterabtheilungen.

40. Kôtas, die Handwerker der Nilagiris, wo ſie ſieben Dörfer bewohnen, verehren Siva und ſeine Gemahlin Parvati.

41. Kurumber, ſind die Prieſter und Muſikanten, auch Zauberer bei den Todas und Badagas. Früher mächtig, wurden ſie im 3. Jahrh. n. Chr. von einem Kôla-Könige in die Berge vertrieben.

42. Bêder, Jäger und Vogelfänger, leben an den Abhängen der Gebirge.

43. Iruler, faſt ganz wild, leben von Honig und Wurzeln, ſind Biſchnuiten und dienen bei den wenigen Badagas, welche nicht Sivaiten ſind, als Prieſter.

(Cf. oben das NB. vor 31. die Achampadier, mit welchen 44 Hauptkaſten der Sudras im Tamulenlande zu zählen ſind.)

Die Kaſtenloſen,

d. h. die nicht zu den vier Hauptkaſten Gehörigen, gewöhnlich Pariahs genannt (von parei, einer großen Trommel), obwohl ſie unter ſich wieder in Kaſten getheilt ſind und auf ihre reſpective Kaſtenehre halten. Sie zerfallen gleichfalls in rechte und linke Hand zu je fünf Klaſſen.

A. Rechte Hand. 1) Valluver, Prieſter, Aerzte, Zauberer, Wahrſager ꝛc. der Pariahs, ſind alle Sivaiten und führen ein weißes Banner. Sie vermiſchen ſich nicht mit den übrigen Pariahs. — 2) Valangamugatâr, d. i. Rechte-Hand-Leute im ſpeciellen Sinne, verrichten Feldarbeit, Botendienſte; viele von ihnen ſind auch im Dienſte der Europäer als Köche, Aufwärter ꝛc. — 3) Bettiâns, Muſikanten (auch bei Trauer oder Freude der Sudras), verbrennen die Leichname, Todtengräber, Getreidemeſſer (in der Erntezeit), ſchaffen gefallenes Vieh bei Seite. — 4) Vannâr, die Wäſcher der Pariahs. — 5) Ambhaſchther, die Barbiere der Pariahs.

B. Linke Hand. 1) Paller, thun dieſelben Geſchäfte wie die Valangamugatâr (unter A. 2.), und beſtreiten dieſen den Vorrang, da ſie kein Kuhfleiſch eſſen. — 2) Sakkilis, Schuhmacher (cf. oben Sudrakaſten 5. Comuttys), und Kombukârer, Hornbläſer, bilden Eine Kaſte und verrichten den Pallern manche Dienſte. — 3) Töttys, verrichten die niedrigſten Dienſte, reinigen die Aborte ꝛc. und verbrennen auch (cf. A. 3.) die Todten. — 4) Panikker, eſſen grüne Fröſche, ſind untergeordnete Diener. — 5) Kônamattei, den Töttys ähnlich, ſuchen einen Erwerb, indem ſie den Teichſand durchſieben, in welchem ſtehend die Tamulenfrauen ſich baden, um von dieſen beim Baden etwa verlorene Juwelen zu finden, ſind auch Pferdeknechte (und als ſolche verachtet, während mit Ochſen auch vornehme Kaſten umgehen), Grashauer ꝛc.

Anm. Von den angeführten Kaſten (Sudras und Pariahs) werden 18 als dienende Kaſten (Kuti-makkel) betrachtet (cf. Winslow's tamuliſch-engliſches Wörterbuch).

Anhang.

Ueber die Kaſten in Bengalen, im Telugulande und auf der Malabarküſte, ſoweit ſie von obiger Darſtellung Abweichendes bieten, vergleiche das Buch Esquer's ſelbſt und Graul a. a. O. — Wir fügen hier als Anhang nur noch Einiges über die Beſchäftigungen und den Unterricht bei den Hindus hinzu.

Die ſechs Beſchäftigungen, welche dem heiligen Lande, d. i. Indien, angemeſſen erachtet werden, ſind: 1) Ackerbau; 2) Handwerk; 3) Heirath mit den angemeſſenen Ceremonien und alſo Führung des Ehe- und Hausſtandes; 4) Handel; 5) Künſte, Wiſſenſchaften und Litteratur, Schriftſtellerei; und 6) Architektur.

Ebenſo werden den vier Hauptkaſten je ſechs Beſchäftigungen zugewieſen, in deren Aufzählung verſchiedene

Digitized by Google

Autoren etwas von einander abweichen. Wir geben sie nach Winslow's tamulisch-englischem Lexikon wie folgt:

1. Den Brahminen eignet: 1) Studiren und Recitiren der Vêdas; 2) Unterricht ertheilen in den Vêdas; 3) tägliche Ceremonien verrichten; 4) die Ceremonien für Andere verrichten; 5) Austheilen von Almosen, Unterstützung religiöser Bettler; und 6) Empfangen von Almosen und Geschenken von würdigen Personen.

2. Den Kschatryas eignet: 1) Studiren der Vêdas; 2) Verrichtung von Ceremonien; 3) Ertheilen von Almosen und Geschenken; 4) Beschützung und Regierung des Landes; 5) Disciplinirung von Truppen; und 6) Kriegführen.

3. Den Vaisyas eignet: 1) Studiren der Vêdas; 2) Verrichtung von Ceremonien; 3) Erwerb von Reichthum; 4) Ertheilung von Almosen; 5) Halten von Viehherden, besonders Kühen; und 6) Ackerbau.

4. Den Sudras eignet: 1) Den ersten drei Kasten dienen (von geistlicher Arbeit ist nicht die Rede!); 2) Erwerb von Reichthum; 3) Ackerbau; 4) Halten von Viehherden; 5) Spielen auf Saiten- und Blas-Instrumenten; und 6) Weberei in Baumwolle und Seide, Tragen von Lasten und andere „Knechts"-Arbeit verrichten. —

Ueber den Unterricht fügen wir hier nur hinzu, was von der Einweihung eines Schülers in die Saiva-Religion, — Siva-dikscha genannt, — und von den drei Stufen des Saiva-Lebens gefordert wird.

Die Siva-dikscha ist eine siebenfache: 1) Tschakschus — oder Nayana-dikscha, sie geschieht durch das Auge des Guru (geistlichen Lehrers und Führers), der den Schüler anblickend, seine geistige Finsterniß und sein moralisches Böse verscheucht, und ihm geistliches Licht mittheilt; — 2) Sparsa-dikscha durch Berührung, indem der Guru seine rechte Hand auf des Schülers Haupt legt und fünf Haupttheile seines Körpers berührt, und ihm so die Kraft der Fünf-Buchstaben- (oder Sylben-) Zauber-Formel (Si va na ma ya) verleiht; — 3) Vâtsch- oder Vâtschaka-dikscha, durch mündliche Unterweisung und Erleuchtung; — 4) Mânasa-diksha, durch das Gemüth, indem der Guru ein liebendes Interesse am Schüler gewinnt und so dessen Gemüth erleuchtet; — 5) Sâstra-dikscha, geistliche Erleuchtung durch Vermittelung der heiligen Bücher und Wissenschaften; — 6) Yôga- oder Bhâvanâ-dikscha, durch das vom Guru gegebene Beispiel oder Vorbild eines schweigsamen, bewegungs- (leidenschafts-) losen Asketen oder Yôgi (in den vorgeschriebenen acht Körperstellungen); — endlich 7) Avuttiri(?)-dikscha, durch symbolische Figuren, auf dem Erdboden gemacht; diese letztere Art ist zweifach: Njâna- (d. i. Weisheit-) Avuttiri und Kriya- (d. i. Werk-) Avuttiri.

Die drei Stufen endlich, welche der Siwait durchzumachen hat und welche auch dikscha (d. i. Einweihung) heißen, sind: 1) Samaya-dikscha, die Ceremonien, durch welche er unter die Schülerzahl aufgenommen wird; — 2) Viśêścha-dikscha, besondere Ceremonien zur Konfirmation des Schülers, die aber nur eigentlichen Saivas ertheilt wird, welche weder Fleisch noch Fisch essen; der Schüler speist hinfort im Geheimen und wird durch diese Konfirmation geschickt, in die Geheimnisse der Agama-Philosophie oder der 28 geheim gehaltenen Bücher der Siwasekte eingeweiht zu werden; — und 3) Nirooâna-dikscha, d. i. die höchste Stufe und Ceremonie, durch welche der Schüler zur Vollkommenheit eines Siwaiten gelangt und befähigt wird, das Opfer, pûdscha genannt, sammt den heiligen Ceremonien selbst zu verrichten, mit dem Guru zusammen zu sitzen und zu essen und alle Vorrechte des Saiva-Systems zu genießen. Denn der bisherige Schüler ist nun selbst zum Guru (geistlichen Lehrer und Führer) geworden und kann Schüler oder Jünger in seine geistliche Pflege und Erziehung nehmen.

Die Insel Basilan (Philippinen).

Die Mai-Nummern des „Diario de Manila" und der „Oceania Española" bringen einige Notizen über Basilan, denen ich Folgendes entnehme:

Die Insel Basilan gewährt schon von der Ferne durch die reiche Vegetation, welche jedes Fleckchen Boden bedeckt, einen reizenden Anblick; trotzdem galt sie bei den Beamten und Soldaten der Philippinen als ein sehr unerwünschter Aufenthaltsort und jeder, der dahin versetzt wurde, trachtete sobald als möglich wieder nach einem anderen Orte, einer anderen Provinz versetzt zu werden und dies aus dem Grunde, weil jeder Europäer oder Mestize, welcher es wagte, einen Schritt aus den Thoren der spanischen Festungswerke zu machen, von den fanatischen Mohammedanern, welche die Insel bewohnen, niedergestochen wurde. Die Insel gehörte nämlich bis zum Jahre 1846 zum Sultanat Sulu; die Veranlassung zur Besitznahme Basilans durch Spanien war die Angst, es könnten die Franzosen hier eine Niederlassung begründen. Guizot beauftragte nämlich den Mr. de la Grène, welcher soeben am 24. Oktober 1844 zu Whampoa den Friedensvertrag mit China abgeschlossen hatte, einen zur Anlage einer Flottenstation geeigneten Hafen im Malaischen Archipel zu erwerben. In Folge dessen erschien der französische Contre-Admiral Cecille mit den Schiffen „La Clésopatre", „La Sirène", „La Victorieuse", „L'Alcmène" und „La Sabine" in den Gewässern von Sulu und Basilan. Wegen Ermordung mehrerer Matrosen gerieth er mit den Eingeborenen der letztgenannten Insel in Konflikt, wobei er den Ort Malugu einäscherte. Die Franzosen fanden indessen in dem Hafen des heutigen Isabela, damals Malamaui oder Malavi genannt (nach dem vorgelagerten Inselchen), den gesuchten Punkt. Es gelang dem Herrn de la Grène vom Sultane von Sulu die Stipulation eines Vertrages zu erwirken, nach welchem die Franzosen das Inselchen Melamaui und den Ort Lapinigani auf Basilan erhalten sollten. Tags darauf (21. Februar 1845) weigerten sich aber der Sultan und die Dattos (Lehensfürsten) den Vertrag zu unterschreiben. Es war dies eine Folge der Bemühungen des spanischen Gouverneurs der Provinz Zamboanga. Die Unterhandlungen zerschlugen sich und Frankreich unternahm um so weniger noch etwas in dieser Angelegenheit, als das Kabinet von Madrid in Paris Gegenvorstellungen erhob. Um aber nicht wieder ähnliche Störungen seiner Machtsphäre fürchten zu müssen, besetzte Spanien die Insel Basilan an jener Stelle, die von den Franzosen einst in Anspruch genommen worden war, und gründete dort ein Fort Namens Isabela.

Digitized by Google

Die eingeborene Bevölkerung verhielt sich von nun an feindlich gegen die Spanier, welche durch nahezu drei Jahrzehnte es nicht wagen konnten, die äußere Postenlinie zu verlassen, wollten sie sich nicht der Gefahr aussetzen, ermordet zu werden. Einen besonderen Feldzug gegen die durch eine üppige Vegetation gedeckten Feinde, welche jahraus, jahrein die Festung unermüdlich von der Landseite aus cernirten, hielt man wegen der Kostspieligkeit und des vorauszusehenden Blutverlustes für unnöthig, da man durch die Okkupation nur das aus zahlreichen Verträgen mit Sulu datirende Besitzrecht sich wahren wollte. Nur wenn Seeraub konstatirt wurde, dann schossen die in Isabela stationirten Kanonenboote das Heimathsdorf der Piraten in Schutt und Asche. Unter solchen Verhältnissen machte die Ausbreitung der spanischen Herrschaft nur geringe Fortschritte: 1850 waren nur Isabela und das Dorf Pasanhan spanischer Besitz, der im Jahre 1870 außerdem noch die Dörfer Paniguyan, Malamaui und Guibanang umfaßte, welche von 523 Seelen (3 Spaniern, 10 Mestizen, 345 malaischen Christen [meist Bisayern], 112 Mohammedanern und 53 Chinesen) bewohnt wurde, ganz abgesehen von der Besatzung, welche aus Marine- und Landtruppen besteht, und den hier untergebrachten Sträflingen. Seit kurzer Zeit hat sich die Situation erheblich gebessert, Isabela allein zählt jetzt nahezu 600 Bewohner, Pasanhan 800 bis 1000, und während bisher die spanischen Unterthanen außerhalb des Festungsrayons nie ihres Lebens sicher waren, beginnt sich jetzt ein reger Handel mit den Dörfern der Mauren (d. h. der Mohammedaner) zu entwickeln, ja Ende April fuhr der Gouverneur der Insel in einem Kanonenboote um dieselbe herum, hielt vor jedem Küstendorfe und nahm dort die Huldigung der Häuptlinge entgegen.

Diese Veränderung der Sachlage danken die Spanier dem Einflusse eines Deserteurs. Derselbe ist ein Tagale aus der Provinz Cavite, der zur Infanterie ausgehoben wurde, in welcher er es bis zum Korporal brachte. Er gerieth durch seine Unbotmäßigkeit bald mit den Militärgesetzen in Konflikt und zog es nun vor durch Flucht sich der Strafe zu entziehen, wurde aber wieder eingefangen und auf das Presidio von Zamboanga gebracht; doch gelang es ihm auch hier zu entkommen und zwar nach der Insel Basilan. Obgleich er ein kleiner unansehnlicher Mann war, so wußte er sich durch seinen Muth und seine fabelhafte Schußfertigkeit (er verfehlt nie sein Ziel) ein solches Ansehen zu erwerben, daß die Dattos (Fürsten) der Insel ihn bald als ihresgleichen anerkannten, obwohl er nur über eine Bande von 12 Deserteuren und entlaufenen Verbrechern gebot. Mit seiner Horde durchstreifte der gefürchtete Pedro Cuevas — so ist sein Name — die ganze Insel, ohne daß die Mauren es wagten ihn anzugreifen. Während er so die Mauren, welche ihn für den Träger eines unbesiegbar machenden Zaubers hielten, in Schach hielt, war er zugleich ängstlich bemüht, die christlichen Niederlassungen vor Schaden zu bewahren, indem er die Spanier vor jedem geplanten maurischen Ueberfall warnte. Auf diese Weise hielt er sich jede Verfolgung von spanischer Seite fern. Da die Mauern durch ihn alle Raubanfälle vereitelt sahen und Cuevas überdies gegen jeden Datto, der seine Leute gegen die Spanier hetzte, den Krieg erklärte, so beschloß der mächtigste Fürst der Insel, der Paulima Calong, ihn zu vernichten und zog mit 200 Kriegern gegen ihn zu Felde. Cuevas nahm mit seinen Genossen eine günstige Stellung ein und beschoß von dort mit seinem unfehlbaren Gewehre die Feinde, so daß deren Zahl sich immer mehr und mehr zu lichten begann. Der wuthentbrannte Paulima forderte nun durch Parlamentäre den Exkorporal zum Zweikampfe heraus, was dieser auch annahm. Cuevas war der glücklichere, er erlegte seinen Gegner, dessen Krieger ihn nun als ihren Paulima anerkannten. Dieses Ereigniß vermehrte nun sein Ansehen in unglaublichem Grade, das er auch sofort zu Gunsten der Spanier ausnützte. Als nämlich im Jahre 1876 ein Theil der Garnison und sämmtliche vor Isabela stationirten Kriegsschiffe zu jenem Expeditionskorps stießen, welches Sulu eroberte, da planten die maurischen Fürsten einen Handstreich auf das Fort. Da erschien Cuevas — der jetzt von den Mauren Paulima Calong, von den Christen Pedro Calong genannt wird — mit seinen Kriegern vor dem Fort, benachrichtete den Gouverneur von der drohenden Gefahr und bewirkte es, daß die feindlichen Scharen es nicht wagten, einen Angriff zu unternehmen. Da Cuevas überdies christliche Gefangene befreite und entlaufene Verbrecher den Spaniern auslieferte, so wurde endlich sein inständiges Bitten erhört und ihm wie seinen Gefährten ein Generalpardon bewilligt. In seinem Feuereifer bewog er nun die meisten Häuptlinge der Insel, als deren Sultan er angesehen werden kann, der spanischen Regierung sich freiwillig zu unterwerfen. Kein Wunder, wenn der Name dieses loyalen Deserteurs jetzt in Manila im Munde aller Leute ist.

Die Festung Isabela ist durch vier Bastionen geschützt, nur die Kasernen, das Gefängniß und das Haus des Gouverneurs sind von Stein, die übrigen ärarischen und Civilgebäude sind von Holz, Rohr und Nipablättern (von der Palme Nipa fruticans) hergestellt.

Zu bemerken ist noch, daß die Insel nur selten von jenen heftigen Orkanen heimgesucht wird, die in anderen Theilen des Archipels so häufig sich einstellen. Dagegen tritt das intermittirende Fieber in der Zeit von September bis December ein, doch hat sich das Klima der Station in den letzten Jahren erheblich gebessert. F. Blumentritt.

Ein Tam-Tam der Bateke.

Unter diesem Titel beschreibt Graf G. di Brazza-Savorgnan in dem Juniheft des „Bolletino della Societa Geogr. Italiana“ den größten Ball der Eingeborenen, dem er bisher beigewohnt hatte, einen Ball, an dem mehr als 200 Personen theilnahmen. Man stelle sich einen großen, halb von Männern, halb von Frauen gebildeten Kreis vor, alle Theilnehmer aufrecht und in der Mitte etwa 50 Menschen, welche das Orchester bilden. Das Centrum des Kreises wird durch den Tam-Tam eingenommen, einen großen Cylinder von Combo-combo (einer Holzart), der an einem Ende ausgehöhlt ist; über die Höhlung ist ein Widderfell ausgespannt; das andere Ende läuft in vier kurze Füße aus. Ein Mann bearbeitet das Fell mit der Hand und, je nachdem die Schläge mehr in die Mitte oder nach dem Rande zu fallen, wird der Ton höher oder tiefer. Hieran reihen sich die Blasinstrumente in großer Anzahl und ver-

Digitized by Google

ſchiedenartiger Form; zunächſt dem Tam-Tam-Schläger ſitzen vier oder fünf Leute, die in einen großen Kürbis blaſen, wodurch ein tiefer Ton, wie von einer Altvioline, entſteht; andere blaſen in einen kleineren Kürbis, dem ſie höhere Töne entlocken; daneben einige andere mit den allerkleinſten Früchten derſelben Art, welche kaum die Größe einer Apfelſine haben, mit zwei Löchern; denſelben werden mit leichtem Hauche zwei oder drei verſchiedene Noten entlockt. Auch das gewöhnliche Saiteninſtrument iſt vertreten; es wird gebildet aus einem Zweige der Bambuspalme, einige Faſern der Rinde ſind losgelöſt und ſtellen die vier Saiten vor. Ein halber Kürbis dient als Klangboden; bei dem Spielen ſetzt ihn der Künſtler, der mit beiden Händen den Saiten angenehme Töne entlockt, auf ſeinen Unterleib. Mitten auf dem Bogen und an den beiden Enden deſſelben hängen die Bateke drei eiſerne Anhängſel in der Form von Spateln auf; rund um dieſe befinden ſich Ringe, welche, wenn die Saiten berührt werden, in eigenthümlicher Klangfarbe ertönen. Die Länge des Bogens beträgt etwa 1,10 m. Dies Inſtrument iſt bei den Pau, den Bateke und Apfuru gebräuchlich. Vor dem Gebrauch werden die Saiten geſtimmt. Zu dieſen Muſikanten kommt noch in der Mitte des Kreiſes eine Anzahl Erwachſener und Knaben, welche mit zwei gekrümmten Holzſtücken im Takte gegen einander ſchlagen, oder ihre Hände zu ähnlichen Zwecken gebrauchen oder gar ihren Bauch als Trommelfell benutzen. Dies iſt der ſitzende Theil der Theilnehmer, aber auch alle jungen Männer, welche die eine Hälfte des Kreiſes bilden, halten jeder einen kleinen, mit Samenkörnern gefüllten Kürbis in der Hand; ſie ſchütteln dieſelben im Takte, was dieſen Inſtrumenten einen eigenthümlichen Ton entlockt, der ſich mit allen anderen ſonderbaren Tönen, mit dem unbeſchreiblichen Geräuſch, was alle dieſe Lungen, alle dieſe eigenthümlichen Inſtrumente hervorbringen, zu einem wahren Teufelslärm vereinigt.

Und doch beſteht in allem dieſem Lärm ſicherlich eine gewiſſe Harmonie, und die Künſtler haben gewiß feſte Regeln des Tam-Tam, die ſie auch zu befolgen ſcheinen; hoch aufgerichtet unter den zuſammengekauerten Leuten ſteht mitten im Kreiſe der Kapellmeiſter, der die Muſik mit dem in Streifen zerſchnittenen Felle einer Tigerkatze als Taktſtock in der Hand dirigirt (dieſe Katzenart nennen die Gabonеſen bellet); außerdem bezeichnet er den Rhythmus durch die Windungen ſeines Körpers, durch Rufen und Händeklatſchen.

Nachdem wir ſo das ganze Orcheſter kennen gelernt haben, wollen wir die Toiletten der Tänzer betrachten. Wenn man ſie ſieht, glaubt man zu träumen oder mitten im Karneval zu ſein und Leute zu erblicken, die über alles Maß betrunken ſind. Bei einer derartigen Veranlaſſung pflegen Männer und Frauen ſich die Hüften mit dem beſten Schurz zu umgürten, ſich mit allen Perlen zu ſchmücken, die ſie beſitzen, allen Schmuck von Gazellenhörnern, allerlei Streifen von Thierfellen, alle Fetiſche, alle Grigri und Gott weiß was noch anzuhängen. Dann ſieht man den ſeltſamſten Kopfputz, den man ſich auf einem Menſchenſchädel denken kann: Flechten, Chignons, Kugeln von Haaren, alles geſchmückt mit Hahnenfedern; die bunten Farben, mit denen ſie ſich bemalen, vervollſtändigen ein Bild, welches einzig in ſeiner Art iſt. Die alten Frauen haben gewöhnlich das Geſicht mit einem weißen Streifen eingefaßt, der auch über die ganze Bruſt läuft, ſo daß man nur einen einzigen dunkeln Kreis ſieht, in welchem ſich Mund, Naſe und Augen befinden. Bei den jungen Schönheiten ſpielt das Roth eine große Rolle; ſie beſchmieren ſich damit den ganzen Kopf und auch die Haare, ſo daß letztere eine rothe Krone bilden; die Männer ſcheinen keiner beſtimmten Mode zu folgen, ſie glänzen in allen Farben. Da hat einer einen weißen Kreis um ſeine Augen gezogen, ein anderer hat Roth oder Schwarz zu gleichem Zwecke verwendet, manche haben die Schläfen roth bemalt, einige ſich die Arme in drei verſchiedenen Farben zebraartig geſtreift oder ſich ein farbiges V auf die Bruſt gezeichnet; kurz, jeder Geſchmack iſt vertreten.

Nach unſeren Begriffen tanzen dieſe Leute nicht; ſie thun nichts Anderes als ſich ſchütteln, ſich wenden, den Kopf umwenden, und alle dieſe Bewegungen erzeugen ein ſolches Gewirr von ſich vermiſchenden Farben, wie es nur durch die ſchnelle Umdrehung einer buntbemalten Scheibe entſteht, und in dieſem Chaos leuchten die Schurze, die Stickereien und Perlen, aus denen ſie Halsbänder machen, plötzlich auf.

Am merkwürdigſten iſt es, daß es bei dieſen Bällen auch Auszeichnungen wie bei uns im Cotillon giebt. Zu einem Tam-Tam nämlich werden auch die Bewohner der benachbarten Dörfer eingeladen und dieſe empfangen Geſchenke als Belohnung für hervorragende Leiſtungen in Muſik und Tanz in Geſtalt von einheimiſchen Schurzen.

Von Zeit zu Zeit, mitten unter dieſer greulichen Muſik, tritt irgend ein Jüngling aus der Reihe, nähert ſich dem Tam-Tam, hält da eine Rede und bringt darauf einer jugendlichen Tänzerin, der Erwählten ſeines Herzens, entweder einen Schurz oder ein Tombo (große blaue Perle) oder ein Cori. Die älteren Männer bringen den vermummten älteren Frauen ebenfalls Geſchenke.

Noch ein eigenthümlicher Zug: Ein Jüngling, welcher einen langen, mit aus Zweigen geflochtenen Ringen geſchmückten Stab hält, macht der Muſik ein Zeichen abzubrechen, hält eine von lautem Beifall begleitete Rede, begiebt ſich dann zum Halbkreis der tanzenden jungen Mädchen (deren Bewegung beim Tanzen aus nichts Anderem beſteht als aus Biegungen der Beine, Bewegungen der Hüften, Vorwärtswerfen der Bruſt, Neigung des Kopfes zur Rechten und zur Linken, wobei die mit Samenkörnern gefüllten Kürbiſſe geſchüttelt werden, und alles dies mit einer überraſchenden Schnelligkeit, ohne daß die geringſte Unterbrechung einträte) und reißt von dem Haupte einer der Tänzerinnen eine Hahnenfeder und dieſe Handlung gilt als Zeichen der Anerkennung, daß ſeinem Geſchmack nach die betreffende Schöne am beſten tanzt. Während des Feſtes geht der Häuptling des Dorfes umher und nimmt die Honneurs wahr, tanzt aber nicht mit. Ein Mahl für die ganze Geſellſchaft beſchließt die Feierlichkeit.

Nach 15 bis 20 Tagen wiederholt ſich die Feſtlichkeit in dem Dorfe, deſſen Bewohner heute eingeladen waren, und die jetzigen Wirthe werden dann ihrerſeits mit Schurzen, Perlen und anderen Gegenſtänden beſchenkt.

Dieſe wenigen Worte mögen genügen, dem Leſer eine Vorſtellung von einem Tam-Tam bei den Bateke zu geben, wie er unter den dichten Palmen des Dorfes Kenkunà unter einer brennenden Sonne und einem bleiſchweren Himmel abgehalten wurde; ein wenig Geruch von Negerſchweiß und Palmöl muß hinzugedacht werden um das Bild zu vervollſtändigen.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Der Chan von Buchara hat den Russen neuerdings verschiedene Zugeständnisse gemacht, namentlich in Bezug auf den Schutz des Handels und die Errichtung einer Telegraphenlinie von Taschkend nach Buchara, welche bereits gegen Ende September in Thätigkeit treten soll.

— Ein französisches Aufnahmeschiff, der „Henri Rivière", der seinen Namen nach dem jüngst in Tongking gefallenen Marineofficier trägt, wird nach dem Oberlaufe des Songkoi oder Rothen Flusses gesandt werden, nicht nur um dort unter den Piraten Ordnung zu halten, sondern auch um den Flußlauf und die angrenzenden Striche zu vermessen. Es läßt sich nicht leugnen, daß in letzter Zeit für die Geographie von Hinterindien von französischer Seite mehr gethan wird als von englischer.

— Derjenige Ort, welcher am meisten durch die jüngsten Vorgänge in Tongking verloren hat, ist Kanton. Von dort stammt die überwiegende Mehrzahl der in Tongking wohnenden Chinesen und die meisten dortigen Kaufleute. Nun aber ruht augenblicklich der Handel am Oberlaufe des Songkoi oder Rothen Flusses vollständig. Die dortigen Schwarzflaggen hatten früher fast ebenso viel Handelsverkehr in ihrem wilden Berglande, als die Franzosen in ihrem Hafen Haiphong; sie brandschatzten zwar die Kaufleute, aber das ist im Osten ja nichts Ungewöhnliches. Die Franzosen dagegen sollen die Waaren derselben konfiscirt, sie selbst ins Gefängniß geworfen oder erschossen haben, wenn man dem Times-Korrespondenten glauben will. Darum ist Kanton aufgeregt; aber noch unwilliger ist es über den Mai-Vertrag mit den Franzosen, der ihm den gewinnreichen Handel mit Tongking gänzlich abschneidet. Deshalb ist die Stimmung in Kanton sehr kriegerisch; man kauft Flinten und Krupp'sche Kanonen, so viel man bekommen kann und wird die Piraten auf dem West-Flusse unterstützen, damit sie den Franzosen im nördlichen Tongking nach Kräften einheizen. Die Tongking-Affaire ist noch lange nicht zu Ende.

Afrika.

— Der Spanier Ximenes hat in diesem Sommer das Gebiet des Muluja-Stromes und das Gebirge der Beni-Senanin (Marokko) bereist und es ist ihm gelungen, dort Handelsverbindungen anzuknüpfen.

— Der durch seine Zambese-Expedition bekannte Kapitän Paiva d'Andrada hat sich in Gesellschaft eines Geologen nach Ostafrika begeben, um das fast ganz unbekannte Gebiet zwischen Sofala und den Manika-Goldfeldern zu erforschen. — Im Auftrage der Companha Africana wird jetzt in England ein für den Zambese bestimmter Dampfer erbaut.

— Ueber die Liebe der Herero zu ihrem Vieh macht C. G. Büttner (Das Hinterland von Walfischbai und Angra Pequena) folgende zum Theil ergötzliche Mittheilungen. Die Herero scheinen nichts Höheres zu kennen, als möglichst viel Vieh um sich zu haben. Obwohl der Viehreichthum einzelner Fürsten wie früher so noch jetzt bis an die tausende und zehntausende Stück von Rindern und unzählbare Schafe und Ziegen geht, so kennen sie doch nur weniges, was sonst nach ihrer Ueberzeugung des Menschen Herz erfreuen könnte. Wie ein richtiger Deutscher für den Wald schwärmt, so schwärmen sie für ihre Ochsen, und für einen Fürsten in Damaraland giebt es kein interessanteres Thema, als immer wieder die Erlebnisse ihrer Ochsen, die Stammbäume ihrer Kühe durchzusprechen. Ihres Herzens Sehnen ist erfüllt, wenn nur die Herde sich vermehrt. Daher wird auch kein Stück Muttervieh und überhaupt kein Kalb, kein Lamm geschlachtet; ja auch von den Ochsen und Hammeln wird, außer bei außerordentlichen festlichen Ereignissen, Begräbnissen und dergl. nichts angegriffen; sonst ist man zufrieden, von der Milch der Herden zu leben, von dem, was die Jagd bietet, von dem, was aus der Herde von selbst stirbt. Denn selbstverständlich läßt man nichts umkommen, und dem gemeinen Mann in Damaraland ist es schon recht, wenn die Herden der reichen Leute durch irgend eine Seuche decimirt werden. Noch heute wird der reiche heidnische Herero, wenn in der dürren Zeit die Milch knapp wird, lieber mit Weib und Kind Hunger leiden und den Leibgurt — welcher deshalb auch von ihnen der „Hungerstützer" genannt wird — alle paar Tage um ein Loch enger schnüren, als daß er einen seiner lieben Hammel oder Ochsen bloß aus dem Grunde schlachtete, um sich einmal wieder satt zu essen..... Ursprünglich war bei den Herero fast gar kein Handel vorhanden, höchstens daß befreundete Familien ihr Vieh unter einander austauschten, aber nicht sowohl um Vortheil aus diesem Handel zu haben als vielmehr um Stücke, deren Farbe und Eigenthümlichkeiten der alte Glaube für die betreffenden Familien für unglückbringend hielt, gegen andere glückbringende einzutauschen. Dabei kam es dann hauptsächlich darauf an Stück gegen Stück umzutauschen, nicht etwa nach europäischem Begriff Werth gegen Werth, so daß also auch der Tausch eines Hammels gegen einen Ochsen, eines Kalbes gegen eine Kuh nichts Unerhörtes war; ja, Büttner möchte fast glauben, daß es in den alten patriarchalischen Zeiten als ein Unrecht angesehen wurde, wenn jemand auf solch einen Tausch nicht einging, wie denn auch die Sitte nicht leicht erlauben mochte, daß ein Herero dem andern eine Bitte völlig abschlug. (Dabei werden allzu unverschämte Bitten natürlich durch die Furcht, Repressalien hervorzurufen, zurückgehalten.) Noch jetzt scheint die Meinung, daß ein Stück Vieh eigentlich so viel werth ist wie das andere, bei den Eingeborenen vorhanden zu sein. Als Büttner aus Damaraland fortzog, wollte er auch einige von den Hausgeräthen, den Kleidungsstücken und Schmucksachen, welche von den Eingeborenen selbst hergestellt waren, mitnehmen, wurde aber im Anfang durch die horrenden Preise abgeschreckt, welche die Eingeborenen für ihre absolut genommen recht werthlosen Dinge forderten. Endlich kam er nun auf den Gedanken, ihnen dafür Vieh zu bieten, da er seinen Viehstand so wie so auflösen mußte. Und nun machte er zunächst die Bemerkung, daß die Eingeborenen Vieh sehr gerne für ihre Sachen annahmen, welches bedeutend geringeren Marktwerth hatte als die europäischen Tauschartikel, welche sie früher gefordert. Und als das Geschäft im Gange war, merkte er sehr bald, daß es den Eingeborenen ziemlich gleichgültig war, ob sie eine ausgewachsene Kuh oder ein Kälbchen bekamen. So ließen sich die ursprünglichen Forderungen auf ein sehr bescheidenes Maß herabbringen, ohne daß die Verkäufer sich geschädigt fühlten und das steigende Angebot bewies, wie gerne sie das lebende Vieh, mochte es noch so jung sein, für ihre todten Sachen hinnahmen.

— Die Verhältnisse im Aschanti-Reiche, welche wir oben auf S. 142 schilderten, haben sich schnell geändert. In Kumassi brachen die Pocken aus, denen auch der König Quaco Duah erlag; während derselbe bei seinen Lebzeiten die Menschenopfer abgeschafft hatte, wurden bei seiner Beerdi-

Digitized by Google

gung nicht weniger als 300 Personen geschlachtet. Gleich darauf wurde der frühere König Kaffi Kalkalli ermordet und als Nachfolger wird Mensah betrachtet, der bis vor kurzer Zeit König war, aber wegen seiner Grausamkeit abgesetzt wurde. Deshalb haben sich die Häuptlinge der Gegenpartei an den englischen Gouverneur der Goldküste gewandt mit der Bitte, das Aschanti-Land unter englisches Protektorat zu stellen. Sehr möglich, daß englischer Einfluß und englischer Handel bald, wie auf S. 142 angedeutet wurde, bis Kuntampoh vordringt!

Südamerika.

— Mit den den Indianern abgenommenen Ländereien wird in der Argentinischen Republik im großartigsten Umfange spekulirt. Die Regierung pflegt die Quadratlegoa etwa für 400 Patacons oder 1600 Mark an Privatleute zu verkaufen, die dann in Jahresfrist den Preis, zu dem sie ihrerseits wieder losschlagen, auf 8000 bis 16000 Mark hinauftreiben. Daß unter solchen Umständen die ersten Pionire nicht immer das beste Land erhalten, wie das doch der Fall sein sollte, liegt auf der Hand. Aber auch in den älteren Provinzen hat der preiswürdige Erwerb von Grundbesitz seine Schwierigkeiten. Das Land befindet sich in den Händen großer Familien und wenn nicht gerade besondere Umstände die Zerstückelung dieser oder jener Estancien mit sich bringen, sind übertrieben hohe Verkaufspreise die Regel. Im Durchschnitte würde in der Provinz Buenos-Ayres eine Suerte (2025 Hektaren) kaufweise 60000 oder 28,8 Mark für jeden Hektar kosten, pachtweise kommt sie dagegen bloß auf 2400 bis 4000 oder 1,20 bis 2 Mark für den Hektar zu stehen. (H. Zöller, „Pampas und Anden".)

— Ueber die nächste Zukunft Perus äußert sich Hugo Zöller in seinen „Pampas und Anden" (vergl. oben S. 176) folgendermaßen. „In welchem finanziellen Zustande Peru demnächst zu geregeltem Leben zurückkehren wird, läßt sich heute kaum feststellen. Das Salpetergeschäft ist ein für allemal in die Hände der Chilenen übergegangen und gerade die besten „huaneras" (von dem Quichuawort huanu gleich Mist) scheinen erschöpft zu sein. Der Guano, der jetzt noch auf den Chincha-, Huñapi- und Macavi-Inseln liegt, ist bloß ein kleiner Rest, derjenige aber von den Lobos-Inseln und dem Festlande (Huanillos, Punta Alta, Puerto Ingles, Pabellon de Pica und Chipana-Bai, insgesammt etwa 1800000 Tonnen) soll weniger reich an Ammoniak und mit Sand vermischt sein. Der Absatz, der sich noch 1869 auf 571790 Tonnen belief (zu 200 bis 240 Mark die Tonne), stellte sich für 1876 bloß auf 378663, für 1877 auf 310042 und für 1878 auf 338000 Tonnen. Gegenwärtig schläft das Guanogeschäft, das sich mehr und mehr auf den einzigen Hafen Huanillos beschränkt, gänzlich; die chilenische Regierung hat zu demselben noch nicht Stellung genommen. Früher pflegte die Guanoausfuhr nach den verschiedenen Verbrauchsländern (England, Frankreich, Vereinigte Staaten, Italien, Mauritius, Deutschland, Indien, China, Costarica, Australien, Barbados, Spanien, Cuba) verpachtet zu werden. Die Pächter verkauften den Guano für Rechnung der Regierung und erhielten dafür Kommissionsgebühren und Provision, deren Höhe je nach den verschiedenen Ländern wechselte. Nur Handelshäuser mit großem Kapitale konnten der stets verlangten Vorschüsse wegen solche Verträge abschließen und doch war des hohen Gewinnes halber der Andrang sehr groß. Alles dies wird sich für die Zukunft in bescheideneren Grenzen bewegen müssen.

Betrachten wir nun die übrigen Reichthümer Perus. Wo die alten Inkas das viele Gold herbekommen, welches die Conquistadoren vorfanden, weiß man noch immer nicht, vielleicht vom Oberlaufe des Amazonenstromes. Während der viceköniglichen Herrschaft beruhte der Reichthum Perus hauptsächlich auf seinen Silberbergwerken. An Metallen fehlt es auch im heutigen Peru nicht, doch sind ihre Lagerstätten zu schwer zugänglich, die Schwierigkeiten der Gewinnung zu groß, als daß sie, mit Ausnahme des Silbers und etwa noch des Kupfers, in größerem Stile abbauwürdig wären. Der Silberreichthum hat gegen früher sehr abgenommen, wenn auch die berühmten Minen von Cerro de Pasco noch immer recht ergiebig sind, und falls die Oroyabahn einmal bis dorthin weitergeführt würde, ihre alte Bedeutung wiedergewinnen könnten. Die jährliche Gesammtproduktion an Silber stellte sich vor dem Kriege doch noch immer auf 20 bis 24 Millionen Mark, während das Kupfer etwa 8 Millionen Mark einbrachte. Man sieht, daß Peru sich für die Zukunft nothgedrungen wieder etwas mehr dem Ackerbau wird zuwenden müssen. Ein Anfang ist mit jenen 40 oder 50 Zuckerrohr-Haciendas (zwei davon sind in deutschem Besitze) gemacht worden, die meist unfern von Lima in der Nähe der wasserspendenden Flußläufe und zwar ausschließlich von Europäern angelegt wurden. Es fehlt aber an Arbeitern, denn zu energischem Ackerbau sind weder die heutigen Cholos noch die Indianer verwendbar. Die Zahl der Chinesen aber vermindert sich eher, als daß sie zunähme. Nimmt sich nicht europäische oder nordamerikanische Energie der halbvollendeten Eisenbahnbauten an, so ist es gar nicht abzusehen, wie diese wohlgemeinten, aber übertrieben großartigen Werke jemals vollendet werden sollen."

Vermischtes.

— Immer zahlreicher und prachtvoller werden die geographischen Hilfsmittel für den Unterricht. Von den öfters erwähnten Hölzel'schen Geographischen Charakterbildern ist die 8. Lieferung erschienen, welche einen Theil des Riesengebirges mit der Schneekoppe (Erklärung von Prof. Simony) und in einem interessanten Doppelbilde das Stettiner Haff (Text von V. v. Haardt) enthält. Die Ausführung ist, wie immer, eine künstlerische und dabei naturgetreue. — Fast noch besser zu Schulzwecken geeignet, weil um das Vierfache größer, erscheinen uns die „Charakterbilder zur Länderkunde" von A. Kirchhoff und A. Supan (Kassel, Th. Fischer), wovon uns die erste Lieferung (Preis 18 Mk.) vorliegt. Dieselbe enthält 1) das Nilthal Aegyptens, gemalt von E. Berninger und 2) einen südamerikanischen Tropenwald in der Niederung, gemalt von A. Göring. Die Ausführung dieser großen Tafeln erscheint uns besonders schön und in den Farben prächtig. Die Namen der Künstler und Herausgeber bürgen für die Authentie der Darstellung.

Inhalt: Eine Reise in Griechenland. IV. (Schluß.) (Mit fünf Abbildungen.) — Ernst Kramberger: Reise von Esseg durch einen Theil Sirmiens. VIII. (Mit einer Abbildung.) — Hugo Schanz: Beitrag zur Beurtheilung der Ostindischen Kastenfrage. II. (Schluß.) — F. Blumentritt: Die Insel Basilan. — Ein Tam-Tam der Bateke. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Südamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 1. September 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien [1]).

XII.

(Die Abbildungen, sofern nichts anderes bemerkt ist, nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Am 8. September erhielt das Dieulafoy'sche Ehepaar die lange ersehnte Erlaubniß, die Mesdschid-i-Schah oder wenigstens einzelne Theile derselben zu besuchen, denn es blieb ihnen untersagt, den Saal des Mirhab zu betreten. Am nächsten Tage war die Sonne denn auch noch nicht aufgegangen, als sie schon den im Jahre 1580 von Schah Abbas dem Großen erbauten Meidan betraten; es ist das ein gewaltiger Platz in Gestalt eines Parallelogramms von 386 m Länge und 140 m Breite, umgeben von Baulichkeiten, in welchen sich prächtige Bazare befinden. Namentlich derjenige, in welchem die Schneider hausen, ist einer der schönsten und elegantesten in ganz Persien; durch das Thor Nakkarah-Chaneh steht er in Verbindung mit dem Meidan. Zur Rechten und Linken desselben befinden sich Loggien, die inzwischen baufällig geworden sind; in denselben nahmen einst die beiden Musikbanden, die türkische und die persische, des Schah Abbas Aufstellung. Von diesen Balkonen aus gesehen stellt sich der Meidan mit seiner Einfassung von marmorbekleideten Kanälen wahrhaft großartig dar. Seine Ausdehnung wie die vollkommene Symmetrie der ihn umgebenden Bauten sind um so bemerkenswerther, als diese Eigenschaften nicht nur mit den Gewohnheiten und Ideen des Orients, sondern auch des Occidents zur Zeit der Erbauung des Meidan in Widerspruch stehen. Die mächtigen Verhältnisse dieser Anlage lassen bei ihrem Erbauer Schah Abbas eine Einbildungskraft und eine Geistesgröße erkennen, wie sie auch in den vierfachen Baumreihen des Tschaar-bagh und den Ruinen der längs desselben errichteten zwanzig Paläste zu Tage treten. Ist es nicht merkwürdig, daß man gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Persien, einem Lande, wo die Kunst stets einen wesentlich freien Charakter sich bewahrt hat, eine jener großen Anordnungen findet, wie sie für die französische Architektur des 17. Jahrhunderts und die verschwenderisch-phantastischen Bauten Ludwig's XIV. charakteristisch sind? Im ganzen civilisirten Europa giebt es keinen geschlossenen Platz, der an Größe, Symmetrie und selbst an Schönheit mit dem Meidan-i-Schah wetteifern kann; das ist schon die Ansicht jener wenigen Reisenden gewesen, welche im 18. Jahrhundert Persien besuchten.

Wenn man den Platz zum ersten Male betritt, wird man an den Marcusplatz in Venedig erinnert; beide sind von Arkaden umgeben, welche sich an dem einen Ende an ein prachtvolles Gotteshaus anlehnen; die Moschee des Scheich Lutf Allah, welche zur Linken der Mesdschid-i-Schah sich erhebt, erinnert durch ihre Lage an den großen Uhrthurm in der Lagunenstadt, während rechts an Stelle des Campanile das unter dem Namen Ali Kapi bekannte fünfstöckige Thor steht. Wollte man aber den Vergleich weiter durchführen, so käme Venedig dabei entschieden zu kurz. Denn ihm fehlt jener wunderbar klare Himmel, von dessen fast dunkelblauem Hintergrunde sich die türkisblauen Emailen und die weißen oder gelben Schnörkel der Kuppeln und Minarets so wirkungsvoll abheben; ihm fehlt die

[1]) Vergl. „Globus" Bd. 45, S. 17.

Digitized by Google

Der Meidan i-Schah in Ispahan.

Digitized by Google

ſtrahlende Sonne, welche über alle Gebäude einen feinen goldigen Glanz verbreitet; ihm fehlen die zahlreichen Karawanen von Kameelen, deren große Geſtalten in dem rieſigen Raume zuſammenſchrumpfen; ihm fehlen endlich jene Muſikanten, die, wie in Erinnerung des Gottesdienſtes ihrer Vorfahren, die Sonne, das Symbol der lebendigen Kräfte in der Natur, bei ihrem Erſcheinen und Verſchwinden begrüßen. Lange kupferne Trompeten mit ſonorem Schalle und Trommeln von der Form kegelförmiger Granaten bilden die lärmenden Elemente in dem maleriſchen Orcheſter, welches Abends und Morgens auf einer der Terraſſen vor dem (oben erwähnten) Nakkarah-Chaneh oder dem „Talar" des Thores Ali Kapi, des höchſten Bauwerkes in ganz Iſpahan, ſich einſtellt.

Unter demſelben Talar, deſſen mit Malerei und Vergoldung geſchmückte Decke von zwölf Säulen aus Cedernholz getragen wird, verſammelte ſich auch der Hofſtaat der Sofi-Könige, wenn der Herrſcher Recht ſprach oder einem der Feſte beiwohnte, welche ſeit der Erbauung der Mesdſchid-i-Dſchuma ſtets auf dem Meidan gegeben wurden. Von dort aus zeigte ſich die Moſchee den Augen des Schahs in ihrem vollen Glanze, indem der Winkel, unter welchem er ſie ſah, bis zu einem gewiſſen Grade die unregelmäßige Lage des Bauwerkes abſchwächte; denn nur das äußere Thor der Moſchee liegt in der Achſe des Meidan, während die Achſe ihres Schiffes nach rechts abweicht, um die Richtung nach Mekka einzuhalten. Dieſe ſchräge Stellung der Moſchee zum Meidan beweiſt, daß ſchon vor der Zeit des

Muſikanten, den Aufgang der Sonne begrüßend. (Nach einer Skizze Dieulafoy's.)

Schahs Abbas hier inmitten des Handelsquartiers ein großer, von Gebäuden freier Platz beſtanden hat, an welchen der Schah ſeinen Meidan anpaſſen mußte, ohne die Bazare anzutaſten, die zu wichtig waren, um beſeitigt werden zu können. Die Moſchee ſelbſt wurde auf einem Melonenfelde erbaut, dem Beſitzthume einer alten Frau, die ſich ſo lange gegen jeden Verkauf ſträubte, bis ihr die Prieſter daraus eine Gewiſſensfrage machten. Nachdem dieſe Schwierigkeit überwunden war, wollte Schah Abbas ſofort ans Werk gehen, und da die beſtellten Marmorblöcke nicht ankamen, befahl er die Mesdſchid i Dſchuma niederzureißen und mit ihrem Materiale den Bau des neuen Gotteshauſes zu beginnen. Aber die Prieſter hatten Muth genug, ſich dem Fürſten zu Füßen zu werfen und um Schonung für das gleichermaßen durch ſeine Architektur wie durch ſein Alter bemerkenswerthe Heiligthum zu bitten, welche ihnen auch zugeſtanden wurde. 1580 wurde der Grundſtein zur Mesdſchid i Schah gelegt und von da an wurden die Arbeiten mit fieberhaftem Eifer gefördert.

Das große, nach dem Meidan ſich öffnende Thor beſteht aus einem Spitzbogen, eingefaßt von einem dreifachen Taufſtabe türkisblauen Emails, deſſen Enden auf alabaſternen vaſenförmigen Kragſteinen ruhen. Die Vorhalle hinter dem Thore iſt mit einer Wölbung überdeckt, die aus kleinen, über einander geſtellten Zellen beſteht und wie Mauern, Giebelfelder und Minarets ganz mit Emailplatten belegt, auf denen in lebhaften Farben Arabesken und Blumen, umgeben von frommen Sprüchen, gemalt

Digitized by Google

ſind. Dieſe Fayence-Platten an den Bauten der Sofi-Könige ſind zwar weniger theuer und leichter herzuſtellen, aber nicht ſo dauerhaft, wie diejenigen der Seldſchukiden und weniger künſtleriſch, als die mongoliſchen Moſaiken, welche aus einzelnen, zu großen Füllungen zuſammengefügten Emailen beſtehen. Für die geringere Haltbarkeit der Fayence-Tafeln dient als Beweis die Exiſtenz eines ehrwürdigen Holzgerüſtes, welches ſich vor dem Hauptthore erhebt und anſcheinend dazu beſtimmt iſt, bei der Erſetzung der in Folge der winterlichen Feuchtigkeit abgefallenen Platten verwendet zu werden. Allein ſeit Menſchengedenken ſind niemals an der Mesdſchid-i-Schah Ausbeſſerungen vorgenommen worden; jenes Gerüſt hat vielmehr, wie die Volksſtimme meint, eine doppelte Beſtimmung: erſtlich ſoll es die Fremden glauben machen, daß ſich die Regierung ernſtlich beſtrebt, die hiſtoriſchen Denkmäler des Landes zu erhalten,

Vorhalle der Mesdſchid-i-Schah.

und zweitens den Architekten und Mollahs, welchen die Ueberwachung der betreffenden Reparaturen übertragen iſt, eine dauernde Rente ſeitens des Schahs ſichern. Dieſe Erklärung iſt durchaus charakteriſtiſch für den in ganz Perſien geübten „Madachel" (Unterſchleif); jedenfalls müßte man, wenn man jemals daran denken ſollte, das Thor der Moſchee auszubeſſern, damit anfangen, das Holzgerüſt ſicher und tragfähig zu machen.

Hinter dem Thore befindet ſich ein geräumiger Vorhof, von wo aus man den großen Hof der Moſchee mit ſeinen zweiſtöckigen Gallerien überſieht. In der Achſe dieſes Raumes iſt eine Porphyrvaſe, ähnlich einem Taufbecken, aufgeſtellt; ſie iſt ſtets mit friſchem Waſſer gefüllt, damit die Gläubigen ihren Durſt löſchen können. Dort wurden die Reiſenden von etwa zwanzig Mollahs erwartet, welche ihnen als Führer und Aufpaſſer dienen ſollten und nachdem dieſelben nochmals einen natürlich vergeblichen Verſuch gemacht hatten, ſie von dem Beſuche dieſer und anderer

Digitized by Google

Moſcheen abzuhalten, ſetzten ſich ein Mollah und ein Sejid (Nachkomme Mohammeds, der ſich als ſolcher eines dunkelblauen Turbans bedienen darf) an die Spitze des Zuges und führten denſelben durch die Moſchee ſelbſt hindurch und dann über die Dächer von Bazaren und Häuſern auf die Terraſſen der Moſchee. Von dieſem Standpunkte aus kann man das Areal des Gebäudes ganz überſchauen und die Bedeutung des Rieſenwerkes würdigen; man erblickt am anderen Ende des inneren Hofes das von zwei Minarets flankirte gewaltige Spitzbogenthor des eigentlichen Tempels und dahinter die große blaue Kuppel, überragt von mehreren goldenen Kugeln und dem Halbmonde, der ſich in einer Höhe von 55 m über dem Fußboden befindet. In der Mitte der beiden Seitenflügel rechts und links von der Moſchee befindet ſich gleichfalls je ein Thor, das in einen kuppelförmig überwölbten Saal führt; ſonſt beſtehen dieſe Seitenflügel aus zwei über einander geſtellten Etagen ſpitzbogiger Säulenhallen, auf welchen eine dicke Schicht Erde liegt. Nach oben hin ſchließt kein Geſims, keine Verzierung dieſe Gallerien ab, ſie ſchneiden vielmehr oben in gerader Linie ab, wie man es auf unſerer dritten Abbildung ſehen kann; doch läuft oben ein breiter Fries frommer Sprüche herum, die in Weiß auf blaue Fayenceplatten gemalt ſind. Hinter dieſen Gallerien, zwiſchen dem Hauptheiligthume mit dem Mirhab (Niſche, die nach der Richtung des Hauſes Abrahams hin angebracht iſt) und jenen beiden Kuppelſälen dehnen ſich zwei lange von Säulenhallen umgebene Höfe aus, deren Waſſerbecken Freitags und Feſttags dem gewöhnlichen Volke behufs der vorgeſchriebenen Abwaſchungen zur Verfügung ſtehen, während das große Becken im Eingangshofe für jene frommen Leute reſervirt iſt, welche täglich in der Moſchee ihre Gebete verrichten.

Ein Mollah aus der Mesdſchid-i-Schah.

Die Anweſenheit der Fremden auf dem Dache, ihre Beobachtungen und ihre photographiſche Thätigkeit hatte inzwiſchen die Aufmerkſamkeit der unten im Hofe befindlichen Gläubigen und einen gelinden Ausbruch von Fanatismus erregt, ſo daß Dieulafoy's, in deren Begleitung ſich Pater Pascal befand, es vorzogen, da die Zeit des Mittagsgebetes herannahte, die geländerloſen Poſchte-buns (Terraſſen) zu verlaſſen und in die Gallerien des erſten Stockwerkes hinabzuſteigen. Diejenigen, in welche man ſie nun führte, ſind zu Wohnungen für die Prieſter beſtimmt; ſie traten bei einem derſelben ein, einem ehrwürdigen Greiſe, deſſen bronzefarbiges Geſicht durch ſein weißes Gewand und ſeinen weißen Turban prächtig gehoben wurde. Er ließ die Fremden höflich auf ſeinem Teppiche Platz nehmen, Pfeifen und Thee bringen, damit ſie ſich damit die Zeit bis zur Beendigung des Mittagsgebetes vertrieben; denn erſt nach Beendigung deſſelben wollte er ſie die Loggia vor ſeiner Zelle betreten laſſen. Von dem Innern derſelben aus vermochten übrigens dieſelben der religiöſen Ceremonie zu folgen.

Der Gläubige betritt die Moſchee mit den Pantoffeln in der Hand, begiebt ſich nach dem für die Abwaſchungen beſtimmten Becken und nimmt die Kopfbedeckung ab. Wer einen Turban trägt, läßt ſich das ganze Haupt vom Barbier ſcheeren; wer ſich mit der hohen Lammfell- oder Filzmütze bedeckt, läßt zu beiden Seiten der Ohren eine dicke Locke ſtehen, damit die Mütze daran einen Halt hat. Dieſe Beobachtung kann man übrigens nur in der Moſchee oder im Barbierladen machen, da die Mohammedaner es für die allergrößte Unhöflichkeit anſehen, wenn ſich jemand öffentlich mit bloßem Haupte zeigt.

Nachdem alſo der Gläubige ſeine Kopfbedeckung auf ſeine Schuhe gelegt hat, räuſpert er ſich, ſpuckt aus, ſchneuzt ſich, alles mit Zuhilfenahme von viel friſchem Waſſer und kommt allen Vorſchriften des religiöſen Geſetzes gewiſſenhaft nach, wie dieſelben in mehreren Koranverſen enthalten ſind. „Betet nicht, wann ihr ſchmutzig ſeid; wartet, bis ihr eure Abwaſchungen verrichtet habt, es ſei denn, daß ihr euch auf einer Reiſe befindet... Wenn ihr krank ſeid oder auf einer Reiſe, ſo reibt Geſicht und Hände mit Staub, in Ermangelung von Waſſer. Allah iſt mächtig und barmherzig!“

Nach Vollziehung der Abwaſchungen bedeckt der Schia wieder ſein Haupt, ergreift ſeine Schuhe, begiebt ſich in den Saal des Mirhab, wendet ſich in der Richtung der Kaaba, hockt ſich auf den Teppich nieder, berührt mit der

Digitized by Google

Stirn den Boden, richtet ſich wieder auf und beginnt, indem er die Arme am Körper herabhängen läßt, in anſcheinend tiefſter Sammlung ſein Gebet zu ſprechen. Während die Haltung der Arme und Hände bei Sunniten und Schiiten eine verſchiedene iſt, wird das Niederwerfen, durch welches die Gebete wiederholt unterbrochen werden, in genau derſelben Weiſe ausgeführt. Da der Koran ſagt, daß die Stirn des Gläubigen von der Berührung geröthet ſein werde und es ſehr ſchwierig iſt, auf Matten oder Teppichen ſolche Eindrücke hervorzubringen, ſo ſind ſie mit runden oder eckigen Topfſcherben verſehen, auf welche ſie die Stirn drücken; eben ſolche ſind zum Beſten der Reiſenden in allen Karawanſeraien vorhanden. Nach Schluß des Gebetes nimmt jeder an der Thür des Mirhab-Saales ſeine Schuhe und begiebt ſich nach dem Ausgange.

Die kurz vorher zahlreich in der Moſchee anweſenden Frauen verlaſſen dieſelbe kurz vor Mittag; denn ein berühmter Gottesgelehrter hat geſagt; daß ſie ihre regelmäßigen Gebete daheim verrichten ſollen, weil ihre Anweſenheit im Tempel den Gläubigen Liebesgefühle erregen würde, vor denen ſie ſich an einem der Anbetung Allahs geweihten Orte hüten müſſen.

Die Eskimos des Cumberland-Sundes.

Ethnographiſche Skizze von **H. Abbes.**

I.

Die nachfolgenden Aufzeichnungen beruhen im Weſentlichen auf den Beobachtungen des Verfaſſers, welcher als Mitglied der deutſchen Nordpolar-Expedition in den Jahren 1882—83 Gelegenheit hatte mit den Eingeborenen des Cumberland-Sundes in vielfache Beziehungen zu treten.

Die heutigen Bewohner der Küſten und Inſeln des Cumberlandſundes, die Eskimos oder „Innuit", wie ſie ſich ſelber nennen, ſind von kleiner unterſetzter Statur und rothbrauner Hautfarbe. Die mittlere Größe des Mannes beträgt nach vorgenommenen Meſſungen 1,58 m. Ihre breiten Geſichter mit ſtarken Backenknochen zeigen plumpe, ſelten hübſche Formen. Die Schneidezähne ſind dadurch, daß ſie die Zahnreihen auf einander ſetzen, bei den älteren Perſonen horizontal glatt abgeſchliffen, doch meiſtens gut erhalten. Ihre ſtarken ſchwarzen Haare hängen in der Mitte geſcheitelt glatt am Kopfe nieder. Die jungen Mädchen und Frauen tragen an jeder Seite des Geſichtes eine kurze Flechte. Der Bartwuchs der Männer iſt ſehr gering. Von Charakter ſind die Eingeborenen phlegmatiſch und daher friedfertig und gutmüthig, treu und zuverläſſig im Verkehr mit Weißen.

Kumlien, welcher im Jahre 1877 im Cumberland-Sund verweilte, ſchätzt die Zahl der Eingeborenen auf 400. Walfiſchfänger, mit denen die deutſche Expedition 1883 zuſammenkam, gaben etwa 250 Köpfe als das Maximum an. Ob eine ſolche rapide Abnahme in der That ſtattgefunden hat, oder ob die Differenz in der Unſicherheit der Schätzung beruht, laſſe ich dahin geſtellt.

Nach einer Sage, welche Kumlien (Contributions to the natural history of Arctic America, Washington 1879) erzählt, ſind die Eskimos von Nordweſten kommend in ihre heutigen Wohnſitze eingewandert und haben ſich nach glücklicher Bekämpfung der früheren Bevölkerung zu Herren des Landes gemacht.

Von ihren Vorgängern, den Tunuks, welche aus Grönland ſtammen ſollen, wird berichtet, daß ſie große, ſtarke Leute geweſen ſeien, die in ſteinernen Häuſern gewohnt hätten. Aehnliche Sagen exiſtiren unter den Eingeborenen in Labrador und Grönland (Dr. Rink, Tales and traditions of the Eskimo, Edinburg 1875).

Mauerreſte der Häuſer ſollen ſich noch an manchen Stellen des Landes nachweiſen laſſen.

Den Eskimos ſind bei ihrer unſtäten Lebensweiſe feſte Häuſer kein Bedürfniß. Sie begnügen ſich mit leicht transportabelen Zelten und Schneehäuſern. Das Gerüſt des rechteckigen Zeltes beſteht aus ſechs bis acht durch Riemen feſt verbundenen Stangen, über welche ſich die aus zuſammengenähten Seehundsfellen hergeſtellte Zeltwand ausſpannt.

Am Boden verhindern aufgelegte Steine das Lüften der Bekleidung durch den Wind und das Eindringen der Kälte. Den Eingang ſchützen übergreifende Vorhänge. Der vordere Theil des Zeltes, welcher zur Aufbewahrung der Fleiſchvorräthe dient, wird häufig aus enthaarten, dünngeſchabten Fellen gebildet, welche das Tageslicht durchſcheinen laſſen. Zuweilen findet man ſtatt deſſen auch nur eingeſetzte Fenſter aus Gedärmen. Der hintere, etwas höhere Theil des Zeltes, der eigentliche Wohnraum der Familie, wird von dem vorderen durch zwei rechts und links ſtehende Lampen abgeſchieden. Die Gefäße dieſer Lampen ſind rechteckige Tröge aus Speckſtein, etwa 40 cm lang bei 15 cm Breite; an je einer ihrer Längsſeiten ſpielt eine große Anzahl kleiner Flämmchen, deren ſtetige Aufmunterung und Unterhaltung eine Hauptbeſchäftigung der Frauen iſt. Ueber der Lampe ſchwebt an einem Gerüſt von Stäben geklopfter Seehundsſpeck, aus welchem ununterbrochen der durch die Wärme ausgetriebene Thran zur Speiſung in die Lampe tropft.

Daneben hängt ein Keſſel, zur Bereitung des Eſſens beſtimmt und gewöhnlich mit Schneewaſſer gefüllt.

Der Boden des Wohnhauſes iſt bedeckt mit einer mehrfachen Lage von Seehunds- und Renthierfellen zum Schutze gegen die Kälte des Bodens. Hierauf kauern am Tage die Bewohner des Zeltes mit untergeſchlagenen Beinen, bald in ſtumpfſinnigem Schweigen verharrend, bald in lebhafter Unterhaltung begriffen oder ſchmauſend, je nach der Tageszeit und ihrem Bedürfniſſe. Die Hauptſpeiſe der Eingeborenen iſt Seehundsfleiſch, roh oder in halbgekochtem Zuſtande, daneben, jedoch ſeltener, Walfiſch- und Renthierfleiſch, ſowie Enten und Lachſe im Sommer. Von der letzteren Speiſe, welche ebenfalls auch roh genoſſen wird, ſollen ſie ihren Spottnamen „Eskimantiks", d. h. „Leute, die rohe Fiſche eſſen", durch ihre Nachbarn im amerikaniſchen Feſtlande erhalten haben. Eine Art Suppe, die beſonders bei den Kindern beliebt iſt, wird aus dem Blute des Seehundes bereitet.

Die Lampe dient außer zur Beleuchtung des Zeltes und zum Kochen der Speiſen noch zur Erwärmung des kleinen

Digitized by Google

Raumes im Winter, und besorgt dieses mit solcher Gründlichkeit, daß man häufig 18 bis 20° R. im Innern antrifft bei einer Außentemperatur von — 20 bis 30°. Freilich verhindert auch der dichte Schnee, welcher die Außenwand des Zeltes bis zur halben Höhe bedeckt, das schnelle Entweichen der Wärme. Zugleich sucht der Eskimo durch Errichtung einer besonderen Vorhalle aus hartem Schnee den Eingang gegen den Wind zu schützen (Fig. 1).

Fig. 1. Zelt mit Vorhalle aus Schnee und Vorrathshaus der Eskimos am Cumberland-Sund.

Zum Bau dieser Vorhallen sowie der Schneehäuser, welche der Eskimo in Ermangelung eines Zeltes und auf Reisen im Winter benutzt, werden 10 bis 15 cm dicke und etwa 40 cm im Quadrat haltende Platten aus der durch die Stürme zusammengepreßten harten Schneedecke herausgeschnitten und zu einem Kuppelgewölbe derartig zusammengesetzt, daß die Horizontalfugen eine Schneckenlinie bilden, die im Boden beginnend am Schlußstein der Decke endigt. Zum Schneiden des Schnees dienen Messer aus Renthiergeweih oder Knochen (Fig. 2). Die Platten werden durch

Fig. 2. Messer aus Renthiergeweih zum Schneiden des Schnees.

Schnee fest mit einander verkittet. Zwei solche an einander schließende Kuppeln bilden eine Wohnung, an welcher sich zur Aufbewahrung der Jagdgeräthschaften ꝛc. häufig noch kleinere Anbauten aus demselben Material anlehnen. [Siehe Fig. 3 und 4 Ansicht, Querschnitt und Grundriß eines Schneehauses (iglu).]

Ein 50 cm tiefer, aus der Schneefläche ausgehobener, schmaler Canal (*c*) führt durch die Vorhalle (*V*) bis in die Mitte des Wohnraumes (*W*). Durch diesen Canal wird der Eingang unter das Niveau der Schlafstätte verlegt und das Eindringen der kalten Luft in dieselbe, sowie das Entweichen der inneren warmen Luft geschickt vermieden. Die

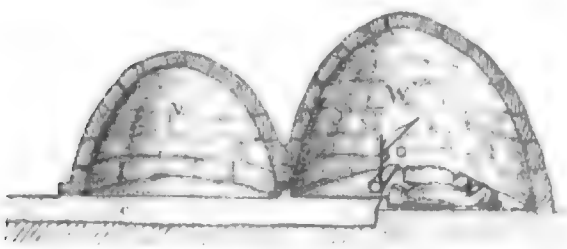


Fig. 3. Querschnitt eines iglu oder Schneehauses.

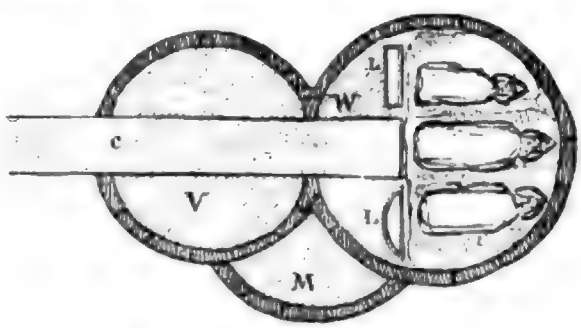


Fig. 4. Grundriß eines Schneehauses.

niedrige Thür der Hütte wird des Nachts durch eine Schneetafel geschlossen. Ebenso wie im Zelte stehen rechts und links vor der Schlafstätte die Lampen (*L L*), denen die Bewohner beim Liegen die Füße zukehren. Die Vorhalle gewährt den Hunden Schutz gegen Wind und Kälte. Bei den Vorrathshäusern (*M*), welche die Jagdgeräthe und Kleidungsstücke, die nicht im Gebrauch sind, aufzunehmen haben, sind die Oeffnungen nicht am Boden, sondern etwa in Armhöhe angebracht, da sich sonst die Hunde zu leicht Eingang verschaffen können.

Die Kleidung der Eskimos besteht aus einem Jacket mit Kapuze, kurzen, bis zu den Knien reichenden Beinkleidern, Strümpfen und Stiefeln. Sämmtliche Stücke sind aus Seehunds- und Renthierfellen sauber gearbeitet. Die Renthierfelle sind im Winter der dichteren und weichen Behaarung wegen vorzuziehen. Jacket und Beinkleid werden doppelt getragen. Das Unterzeug aus den weichen Fellen der jungen Seehunde wendet die behaarte Seite dem Körper zu. Das Oberzeug zeigt die Haare nach außen. Beide Anzüge haben gleichen Schnitt und passen genau über einander. Das Jacket ist vorn und hinten geschlossen und wird über den Kopf angezogen. Die Kleidung der

Digitized by Google

Frauen unterscheidet sich von der der Männer durch den Schnitt der Beinkleider, die aus zwei getrennten Stücken bestehen, sowie durch einen bis auf die Ferse reichenden Schurz an der Rückseite des Jackets.

Im Sommer pflegen die Frauen in der Kapuze die Säuglinge zu tragen. Für die Herstellung der Kleidung werden die Felle von den Frauen sorgfältig gereinigt, dann getrocknet und mit einem halbmondförmigen Messer zugeschnitten. Die einzelnen Stücke wissen sie so auszuwählen, daß die Zeichnung der Felle auf Brust und Rücken symmetrische Figuren bildet, was der Kleidung ein gefälliges Aussehen verleiht. Diese Symmetrie in der Zeichnung, sowie breite Streifen dunkleren Pelzes an den Rändern des Jackets und der Beinkleider bilden den einzigen Schmuck der Kleidung. Statt des Zwirnes benutzen die Eskimos Walfisch- und Rentiersehnen. Die früher gebräuchlichen Nadeln aus Knochen sind schon seit längerer Zeit ersetzt durch Stahlnadeln, die einen Tauschartikel im Handel mit den Walfischfängern bilden.

Wie aus dem Vorhergehenden ersichtlich, ist dem Seehunde im Haushalte der Eskimos eine wichtige Rolle zuertheilt. Er liefert ihnen Wohnung, Kleidung, Nahrung, Feuerung und Licht. Auf den Fang dieser nützlichen Thiere ist daher auch fast das ganze Thun und Treiben der Männer gerichtet.

Im Winter halten die Seehunde zum Athemholen im Eise einige Löcher frei oder ziehen sich nach schmalen Wasserstraßen zwischen Inseln und in den Ausgängen der Fjorde, wo starke Strömungen die Bildung einer Eisdecke verhindern. Hierher fährt der Eskimo auf seinem Schlitten, den acht bis zwölf Hunde ziehen, und wartet oft stundenlang geduldig ausharrend auf das Erscheinen seiner Beute, die ihm ein sicherer Schuß überliefern soll. Mittels Haken oder einer an einem Riemen befestigten Harpune, welche weiter unten beschrieben werden soll, wird der Körper des getödteten, an den Eisrand treibenden Thieres gefaßt und aus dem Wasser gezogen. Anders gestaltet sich der Fang der jungen Seehunde, welche in Höhlungen unter der Schneedecke des Eises zur Welt kommen. Von diesen Höhlen führen verschiedene Gänge nach dem Loche, durch welches die Mutter die Verbindung mit dem Wasser unterhält. Die Hunde wittern diese Lager und jagen in rasendem Laufe darauf zu. Schnell springt der Jäger hinauf und sucht durch Eintreten der Schneedecke dem fliehenden Thiere den Ausweg ins Wasser zu versperren. Ein kräftiger Schlag mit dem Schaft der Harpune genügt meist den Seehund zu tödten. Die Beute wird auf den Schlitten geladen und nach Hause gefahren.

Die Schlitten bestehen aus zwei hölzernen Kufen, die durch Querhölzer mit Riemen verbunden sind. Diese elastische Verbindung gestattet ein Verschieben der Kufen gegen einander, welches auf unebenem Terrain und beim Anstoßen gegen Eisschollen der Haltbarkeit zu gute kommt. Die Kufen sind unterhalb mit Walfischknochen belegt; vor dem Gebrauch werden diese mit Wasser bespritzt. Der dadurch erzielte dünne Eisüberzug gewährt eine wesentliche Erleichterung beim Fortkommen. Jeder Hund zieht an einem besonderen Strang; der vorderste, der Leithund, ist etwa 6 bis 8 m von dem Schlitten entfernt; er wird einzig durch Zurufe gelenkt. Die Peitsche, ein langer Seehundsriemen an hölzernem Stiele, ermuntert die Säumigen in unbarmherzigster Weise. Nicht selten findet man unter den Hunden solche, welche durch einen Schlag mit der Peitsche ein Auge verloren haben, wie überhaupt der Eskimo diesem, seinem einzigen Hausthiere die denkbar schlechteste Behandlung zu Theil werden läßt; Schläge und Fußtritte sind ihr Lohn für übermäßige Anstrengungen, bei höchstens ein- oder zweimaliger Fütterung in der Woche mit fauligem Seehundsfleisch. Dem Eskimo der deutschen Polarstation im Kingawa Fjord starben im Frühjahr zehn Hunde an den Folgen der Anstrengungen und Entbehrungen des Winters. Während der Dauer ihrer Bootsreise im Sommer bringen die Eingeborenen ihre Hunde auf kleine Inseln im Sund und überlassen es ihnen, sich hier durch Muscheln und andere Seethiere, die sie zur Ebbezeit am Strande unter den Steinen hervorsuchen, zu nähren.

Die Hunde sind nicht groß; sie ähneln unserem Spitz durch die Bildung des Kopfes, die aufrecht stehenden Ohren und den buschigen Schweif. Sie bellen nicht, sondern lassen nur ein langgedehntes Geheul hören. Nach einigen sollen sie von Wölfen abstammen. Daß sich Wölfe des Nachts unter die Hunde gemischt und mit den Hündinnen gepaart haben, ist mir von einem Eingeborenen als Thatsache erzählt worden.

Den Lachsen, welche im Frühjahr zum Laichen die Wasserläufe hinaufgehen, lauert der Eskimo an den schmalen Stellen der Flüsse auf. Mit gespreizten Beinen ruhig im Wasser stehend, lockt er die Thiere herbei durch künstlichen Köder, kleine aus Walroßzahn geschnitzte Fische und Rentierzähne, die er an langen dünnen Fäden im Wasser spielen läßt. Mit schnellem, kräftigem Stoße fährt der Ukadlueneng hinunter und spießt den Lachs im Rücken auf die mittlere Spitze dieser dreizackigen Harpune (Fig. 5).

Auf die Rentierjagd ziehen die Eingeborenen in den Sommermonaten mit Weib und Kind auf den Flüssen und

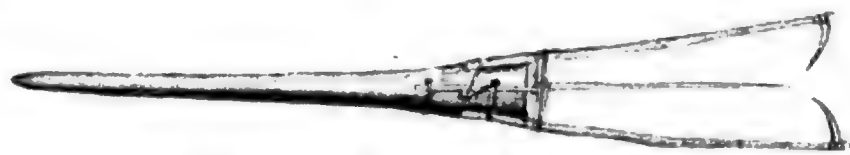


Fig. 5. Ukadlueneng, Harpune zum Spießen der Lachse.

Fjorden weit in das Land hinein, da die Rentiere sich nur in großer Entfernung von der Küste aufhalten. Die Zelte an den Küsten und auf den Inseln des Cumberlandsundes werden abgebrochen und zusammen mit den übrigen Habseligkeiten in den „Umiak“ geladen (Fig. 6). Der Umiak ist ein großes offenes Boot aus Seehundsfellen mit einem hölzernen Gerippe. Zur Fortbewegung dienen 3 bis 5 lange schaufelförmige Ruder, welche von den Frauen so geschickt wie von den Männern gehandhabt werden. Neuerdings ist der Umiak vielfach durch alte Walfischfängerboote ersetzt, die den Eskimo von schottischen und amerikanischen Whalern für geleistete Dienste geschenkt wurden.

Die besten Gründe für die Rentierjagd sind die Umgebung des Kennedy-Sees und das Nordende des Kingawa-Fjordes. Der Kennedy-See zwischen Cumberland Sund und Fox-Kanal besitzt Ausflüsse nach beiden Meerestheilen. Er hat süßes Wasser, in welchem zahlreiche Seehunde leben, deren schöngezeichnetes weiches Fell für die Kleidung

Digitized by Google

ſehr geſchätzt wird. Die Umgebung des Sees iſt nach Ausſage der Eingeborenen flach und ſtellenweiſe moraſtig. Die Renthiere ſollen ſich hier in großer Anzahl aufhalten und wenig ſcheu ſein. Schon im Mai und Juni brechen einige Familien dahin auf und kehren erſt zurück, wenn die Stürme eine für die Schlitten paſſirbare feſte Schnee-

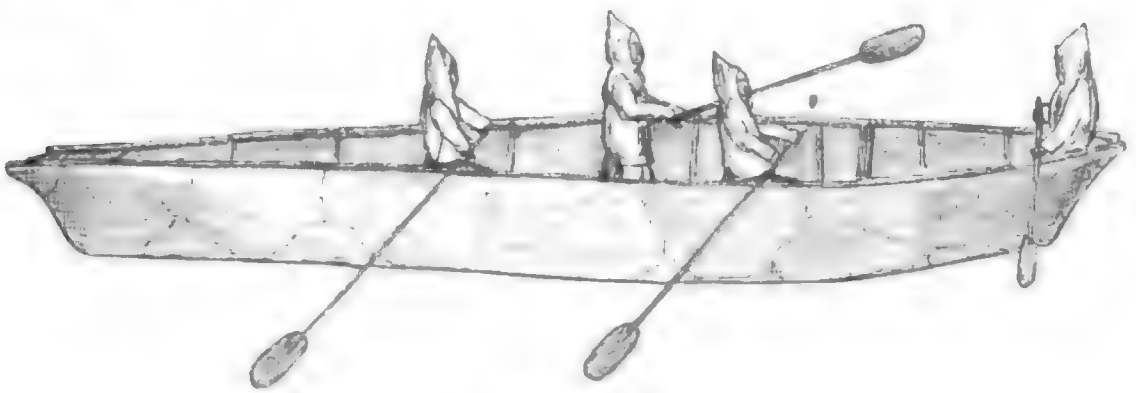


Fig. 6. Umiak.

decke gebildet haben, was ſelten vor Mitte December der Fall iſt.

Der Kingawa-Fjord theilt ſich an ſeinem nördlichen Ende in zwei ſchmalere Arme. In den öſtlichen mündet ein fiſchreicher Fluß, deſſen weites ebenes Gebiet von den Anſiedlern aus Ananatuk und Kikkertak, zwei kleinen Inſeln des Cumberland-Sundes, gegen Ende Auguſt aufgeſucht zu werden pflegt. Hier ſchlagen die Familien für kurze Zeit

Fig. 7. Bogen aus Renthiergeweih und knöcherner Pfeil.

ihre Wohnſitze auf. Die Männer fiſchen und machen mehrtägige Jagdausflüge in das Innere des Landes, die Frauen reinigen die erbeuteten Felle, ſpannen ſie zum Trocknen aus und verfertigen die Kleidung für den kommenden Winter. An die Stelle der Bogen (Fig. 7) aus Renthiergeweihen und Sehnen mit knöchernen ſpitzen Pfeilen iſt jetzt faſt allgemein die Feuerwaffe des Weißen getreten.

Reiſe von Eſſeg durch einen Theil Sirmiens.

Von **Ernſt Kramberger.**

IX. (Schluß.)

Der Weg von Mitrovica nach Morović iſt, obgleich anfangs gemachte Straße, nach einer Stunde Weges, wo man abbiegt, bei Regenwetter ſchlecht und wird deſto kothiger und böſer, je näher man Morović kommt. Nach drei Stunden Weges hat man noch eine weitere durch Gebüſch zurückzulegen, das jede Ausſicht nach irgend einer Seite raubt. Morović iſt ein kleineres, aber ſehr ausgedehntes Dorf am Zuſammenfluſſe des Boſut (Bacuntius) und der Studva, über welche beide ſehr hohe Holzbrücken führen, um die kleineren Dampfer durchzulaſſen, die bei günſtigem Waſſerſtande aus der Save zur Verfrachtung des in den großen und herrlichen Forſten geſchlagenen Eichenholzes hereinfahren. Hier beginnen die weiten, der ehemaligen ſlavoniſchen Militärgrenze gehörigen Wälder.

Morović war nach dem heftigen Regen in ein Kothmeer verſunken, und ich mußte tüchtig im Schlamme waten, um das alte Schloß der einſtigen Bane de Maroth auf der Zunge am Zuſammenfluſſe der beiden Flüſſe zu beſichtigen. Ein Grenzverwaltungshauptmann hatte den wenig geſchichtlichen Sinn bekundenden Einfall gehabt, das noch in gutem Zuſtande befindliche Denkmal größtentheils niederzureißen und im Hofe ein ganz gewöhnliches, nichtsſagendes Gebäude aufführen zu laſſen. Die Ringmauern ſtehen noch und am linken Studva-Ufer ſieht man die ſchön gelegte Ziegelpflaſterung des Schloßhofes. Der famoſe Neubau, 11 Jahre alt, droht bereits einzuſtürzen.

Ein intereſſantes Baudenkmal iſt die eine kleine halbe Stunde entfernt am linken Boſut-Ufer gelegene Kirche,

ein Bau von hartgebrannten Ziegeln inmitten einer Baumgruppe uralter Eichen, umgeben von einem ſeichten Graben und Erdwall und mit niedrigem Zaune umfriedet. Das Schiff der Kirche hat Strebepfeiler, gothiſche Fenſter und der ebenfalls an den Ecken von Strebepfeilern geſtützte Thurm zeigt nebſt gothiſch vertieften, doch obenher abgerundeten Fenſtern auch ſolche in Kreuzform. Das Innere konnte ich, da ſich der Schlüſſel nicht fand, nur durch ein quadratiſches Loch in der Thür betrachten. Es iſt der kleinen Fenſter wegen ſehr düſter, doch bemerkte ich Malereien.

Die Leute knüpfen den Urſprung des Baues an den Namen Maria Thereſia's, erzählten mir aber auch eine ſagenartige Geſchichte, mit der die Entſtehung des Kirchleins ſeines hohen Alters wegen viel beſſer in Beziehung gebracht werden kann.

Graf Stephan (wahrſcheinlich iſt Steph. Šiljanović gemeint, der 1506 nach der Familie Brankovič das Schloß bekam) ging in die Welt hinaus und blieb 30 Jahre auf Kriegszügen fern. Seine Gemahlin Marie herrſchte allein und wollte, überzeugt, ihr Eheherr ſei geſtorben, den Rückgekehrten nicht anerkennen. Mit Sturm mußte er ſein Schloß nehmen, worauf ſie auszog, ein Kloſter nebſt Kirche baute und in jenem wohnte. Nach der ſpäter erfolgten Verſöhnung lebten ſie vereint. Der um das Kirchlein befindliche freie Raum mit Ziegelreſten und dem herumlaufenden Graben deuten auf ein befeſtigtes Kloſter. Im Volksmunde hat ſich die alte Erzählung erhalten und der Name Marija iſt, wie natürlich, in den jüngſten Generationen mit der Kaiſerin in Zuſammenhang gebracht worden.

Der berühmteſte der Schloßherren von Morović iſt der Banus Ivan Morović (Maroth), der im Aufſtande gegen Kaiſer Sigismund ihm treu zur Seite ſtand und die Rebellen niederwarf (1397). Dafür bekam er die ſirmiſche und vukovarer Geſpanſchaft. Als er dann 1415 gegen den Herzog Hervoja Krieg führte, gerieth er in vierjährige Gefangenſchaft und mußte ſich mit 40000 Gulden loskaufen.

Die Studva und der Boſutfluß führten zu der Zeit, als ich dort war, mehr Schlamm als Waſſer und der Forſtbeamte, welcher dort zu leben die Aufgabe hat, ſeufzte nach hohem Waſſerſtande, daß den Schiffen die Durchfahrt möglich würde. Im Schlamme ſtaken unzählige Fiſche, ein willkommener Schmaus für die Leute. Mit ſpitz zulaufenden Körben bis an die Knie im Waſſer watend ſtachen die Fiſcher mit den Geflechten luſtig in die ſchlammige Tiefe und zogen die im Korbe gefangenen Fiſche durch die ſchmale Oeffnung oben heraus. Die Ufer des Boſut ſind faſt überall von Wald beſtanden. Es wächſt auch viel Unkraut an dem Ufer, namentlich Schierling, der zur Blüthezeit dumpfriechende üble Oele verflüchtigt. Allenthalben liegen die Schweine ſcharenweiſe im Bette des Gewäſſers, das träge und dunkelfarbig dahinſchleicht, ſelbſt am Grunde mit einer äſtigen Waſſerpflanze dicht bewachſen, die ſich Badenden zähe an die Füße klammert und gefährlich wird. Von dem Boſut nicht viel verſchieden iſt die Studva, die Spačva und der Bigj. Letzterer hat flachere Ufer und verläuft mehr im Sumpfe. Namentlich der Boſut wächſt und fällt mit der wachſenden oder kleiner werdenden Save.

Die Orte Batrovci, Lipovac, Abševci, Podgradje am Wege nach Vinkovci werden von großen Wäldern eingeſchloſſen. In Lipovac gerade am Einfluſſe der Spačva in den Boſut liegen in einem Zwetſchengarten die Reſte einer Kloſterruine. Hier ſetzt man mittels Fähre über die Spačvamündung (über den Boſut an verſchiedenen Orten, bei Niemci allein viermal). Niemci und Orolik, die etwas hübſcher ſind, liegen ſchon im Bezirke des ehemaligen Broder Regiments. In einigen dieſer Dörfer ſind noch geſchnitzte Häuſer erhalten, wie ſie ehemals Sirmien überall beſaß. Sie ſind kunſtvoll mit Schnitzereien verziert und es iſt recht ſchade, daß die im Zuſammenſtellen ſolcher Holzbauten erfahrenen Leute immer ſeltener werden. Das ſchönſte, mit Schnitzereien geſchmückte Haus ſteht in Erdevik und kann als Muſter dienen.

Häuſer, in denen die Theilung der Familie in ſelbſtſtändige Parteien noch nicht durchgeführt iſt, ſind groß. Einzelne haben noch wie zuvor ringsum im ausgedehnten Hofraume die Fruchtſcheune, die Ställe für das Hornvieh, die Schafe, die Schweine und Pferde, eine Branntweinbrennerei, den Brunnen und hinter dem Hofe den Obſt- oder Zwetſchengarten und darin den großen Backofen. Da dieſe Ortſchaften von den größeren Verkehrsſtraßen abſeits liegen, hat ſich in ihnen auch noch viel mehr von alten Gebräuchen erhalten.

Beiſpielsweiſe ſei angeführt, daß zur Brautwerbung der hierzu Beauftragte mit der „Buklija", d. i. mit einer Čutura [1]) Wein oder mit der Tikva (Flaſchenkürbis) voll Šljivovica, erſcheint, Geld nicht zu vergeſſen. Nachdem er ſich aus dem Nachbarhauſe der Braut einen „Kalauz" (Hochzeitsführer) erbeten, betritt er in deſſen Geſellſchaft das bezügliche Haus. Der Kalauz frägt, ob man im Hauſe gewillt ſei, Gäſte, Reiſende aus der Ferne zu empfangen, und die von den Abſichten der Gäſte unterrichteten Hausherren antworten: „Gute Leute empfangen wir gerne." Hat darauf das Mädchen nach vorgebrachter Werbung auf Befragen der Eltern zugeſagt, ſo öffnet es die Buklija und bindet auf den Gefäßhals ein mit blauer oder rother Stickerei geziertes Tüchlein oder Handtuch, worauf das Nachteſſen folgt. Es iſt Aufgabe des Kalauz aus voller Kehle zu ſingen, des Mädchens aber die Gäſte beim Abſchiede die Bruſt mit ſeidengeſtickten Tüchern zu ſchmücken.

Zum Ringwechſel (Preſtenovanje) führt wieder der Kalauz die Ankömmlinge mit dem Bräutigam ins Haus der Braut. Die mitgebrachten Geſchenke werden auf den Tiſch gelegt, der Stari ſvat (Beiſtand) wirft ſeinen Mantel ausgebreitet von der Schulter auf den Boden und ſchickt nach der Braut. Dieſe wird barfuß hereingeführt, auf den Mantel geſtellt und von den zukünftigen Schwiegereltern mit rothen Strümpfen und neuen Stiefeln oder Schuhen beſchenkt, welche ſie angeſichts der Anweſenden anzieht. Häufig gegeben und getragen werden Strümpfe aus ſchwarzer, mit Goldfäden durchzogener Wolle. Darauf küßt ſie den Schwiegereltern die Hand, bekommt von ihnen neue Geſchenke, ein Seidentuch nebſt ſchöner Schürze von Hausgewebe, eine geſtickte Počulica oder Frauenhaube (jetzt wohl ſelten eine goldgeſtickte). Als Gegengeſchenke ſpendet ſie ihnen je ein Hemd, Servietten und je ein Polſter mit buntem Ueberzuge von Hausgewebe oder mit ſchönen farbigen, geſchlungenen oder geſtickten Einſätzen. Der Schwiegerſohn bekommt von den Eltern der Braut ein durchſichtig gewebtes Hemd und eine Hoſe, wofür er Sandalen und Stiefel giebt. Verwandte verehren der Braut häufig Hemden mit Bruſteinſätzen aus farbiger, rother, grüner und dergleichen Seide und Goldſtickerei.

Noch deſſelben Tages macht ſich der Bräutigam mit der von der Braut geſchmückten Buklija von Haus zu Haus auf, giebt dem, welchen er eben einladen will, zuerſt

[1]) Ein kreisrundes, flaches Holzgefäß, ſ. „Globus" Bd. 39, S. 312.

Digitized by Google

zu trinken und ladet ihn ein. Vor Jahren gab es Hochzeiten, zu denen über hundert Gäste gebeten wurden. Wichtig wie in der Podravina ist auch hier die Rolle des Spaßmachers (hier Kapetan, sonst Čaus genannt), doch nimmt sich dieser hier einen Assistenten, den Bubujar (Trommler), dessen Name seine Aufgabe anzeigt.

Am Hochzeitstage versammeln sich die Gäste im Hause des Bräutigams in früher Morgenstunde zum Frühstück (Podkožo se = sie stopfen sich die Haut aus). Der Kapetan gürtet sich einen alten Säbel um, steckt einen Fuchsschwanz auf den Hut, ergreift einen Buzdovan (Morgenstern) oder auch nur eine Keule und befiehlt dem Trommler zu rasseln. Unterdessen haben sich die Pustošvatice, Mädchen, denen eine lebhaftere Rolle obliegt, an die Strumpfbänder Schellen oder kleine Glöckchen gebunden, und nun beginnt ein furchtbarer Lärm. Der Kapetan voran, der mit der Keule dröhnende Schläge gegen Thüren und Wände, ja gegen das Dach führt, umkreist die Schar das Haus. Hierauf wird der Kapetan von den Pustošvatice geschmückt; um den Hals legen sie ihm eine Ehrenkette: einen Laib Käse an einer Schnur getrockneter Zwetschen oder Birnen, an den Säbel statt des Säbelgehänges einen kleinen Flaschenkürbis voll Branntwein.

Der Bräutigam wird von den Schwestern oder Schwägerinnen mit Blumen, einer Feder und einem Seidentuche um den Hut geschmückt, den Rosselenkern ein buntgewebtes Tüchlein an die Peitschen gebunden. Jeder Wagen bekommt eine Fahne aus Tüchern, an den Stangenenden stecken Aepfel. Unter Gesängen der Mädchen, dem Geklingel der Schellen und Glöckchen, dem Rasseln des Bubujar besteigt man dann die Wagen und rollt nun im Galop zum Thore hinaus, um auf vielen Umwegen wieder am Hause der Braut in sausendem Schwunge vorzufahren. Doch das Thor ist geschlossen. Der Kapetan steigt mit dem Trommler ab und unter heftigen Stößen gegen das Thor und Schlägen auf die unschuldige Kalbshaut geht das Thor auf. Die Wagen fahren ein. Neue Hindernisse! Die Braut ist in ihrem Kiljer (Zimmer) fest eingeschlossen, vor allen Thüren liegen Mulden voll Wasser, in jeder ein Schüreisen. Wachen, nämlich mit Kochlöffeln bewaffnete Frauen, stehen davor und jedermann, der eintreten will, muß einen „Dukaten“ zahlen: einen neuen Münzkreuzer. Endlich öffnet auch die Braut die Thür, da der Kum (Beistand) ein Geschenk in Aussicht stellt und auch giebt, gewöhnlich ein Kleidungsstück, Geld oder als Ehrengabe mit Goldfäden und Seidenstickerei gezierte Kniebänder. Vor der Fahrt zur Kirche muß nun, freilich nicht überall, wieder die liebe Zauberei herhalten. Manches Mädchen nimmt vor der Trauung einen winzigen Spiegel und eine kleine Münze, bindet ein Stückchen Brot und Salz in ein Tüchlein und steckt alles nebst einem kleinen Schlosse in den Busen. Der Spiegel bedeutet hübsche Kinder, das Brot und Salz, daß es ihr nie an solchem gebrechen möge; das Schloß hat den Zweck zu verhindern, daß ihr der Mann je ein beleidigendes Wort sage. Die Silbermünze endlich, die sie den ganzen Tag über im Munde trägt, ist die symbolische Darstellung des Wunsches, daß sie ihren neuen Hausgenossen lieb wie Silber sein möge.

Nach der Rückkunft aus der Kirche wird jeder einfahrende Wagen mit Fruchtkörnern bestreut, die Braut vom Stari svat aus dem Wagen gehoben und auf den Armen ins Haus getragen. An der Küchenschwelle reicht man ihr einen Feuerstein und Stahl, womit sie nebst Zündschwamm Feuer am Herde anzündet. Die Umstehenden rufen dazu: „Es mögen die Hühner legen, die Gänse, Enten und Truthühner ebenso, die Kühe, Schafe, Schweine und Pferde Nachwuchs bekommen.“ Dann reicht man ihr ein männliches Kind, das sie in den Schoß setzt; das soll einen männlichen Erstgeborenen bedeuten. Salz und Brot, das man ihr reicht, giebt sie dem Schwiegervater, der sie reich beschenkt. Lieder erschallen, das Kolo hebt an und der junge Ehemann tritt mitten hinein, um jedem Mädchen einen Apfel zu reichen. Abends, wenn tagsüber die Thür im Kiljer der jungen Eheleute nicht gut und vorsichtig verschlossen gehalten wurde und der revidirende Kum kommt um zu sehen ob alles vorhanden und die Möbel des Ehepaares alle in gutem Stande sind, um im entgegengesetzten Falle seine Großmuth glänzen zu lassen, findet er oft im Bette eine der Pustošvaticen mit einer Katze im Arme, die er nur durch Dukatenspende (Kreuzer) zum Verlassen der Kammer bewegen kann. Natürlich giebt dies Veranlassung zu neuem Lärm und namentlich zu sarkastischen und drolligen Späßen des Kapetan, der seine Bemerkungen mit Schwüren beim Fuchsschwanze und seiner Ordenskette bekräftigt. In diesen Gebräuchen steckt viel Witz und Humor, und es ist nur zu fürchten, daß die Zeit, die an die Nationaltracht greift, auch diese Gebräuche, wenn nicht ganz, so doch stark umgestalten wird.

Die Grundlagen des Rechts.

Von **Richard Andree.**

Während die Erkenntniß sich Bahn gebrochen hat, daß selbst eine so vornehme Wissenschaft wie die Philosophie nur auf Grundlage naturwissenschaftlicher Principien zu gedeihlichen Resultaten gelangen könne, weisen unsere Juristen alles als „unwissenschaftlich“ zurück, was nicht in den Rahmen der heute akademisch gelehrten Jurisprudenz fällt. Wir sind indessen sicher, daß über kurz oder lang solch einseitiger Standpunkt fallen wird, und daß die Richtung, welche **Albert Hermann Post** mit Eifer und Geschick verficht, sich Bahn brechen wird. „Ich kam zu der Ueberzeugung, daß die einzige haltbare Basis für die Rechtswissenschaft der Zukunft in einer allgemeinen ausschließlich auf Erfahrungsthatsachen gestützten Sociologie zu finden sei, und begann so an der Hand der Ethnologie die Thatsachen des Rechtslebens bei allen Völkern der Erde zu sammeln und ihren Ursachen nachzugehen.“ Unter solchem Gesichtspunkte entstanden dann die früheren, auch im „Globus“ erwähnten trefflichen Schriften des Verfassers über die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit, über den Ursprung des Rechts und die Anfänge des Staats- und Rechtslebens. Eine neue Arbeit reiht sich ebenbürtig diesen an: **Die Grundlagen des Rechts und die Grundzüge seiner Entwickelungsgeschichte** (Oldenburg, Schulze, 1884). Es ist ein neuer Schritt in der großen Arbeit, auf induktivem Wege eine

Digitized by Google

allgemeine Rechtswissenschaft aufzubauen, ein Werk, dem wir unter den Juristen ebenso viel Beachtung und Würdigung wünschen, wie es unzweifelhaft unter den Ethnologen finden wird. Es hat ja immer etwas Schwieriges, wenn zwei Wissenschaften von einem Manne beherrscht und zu einem Zwecke verschmolzen werden sollen. Aber das Zeugniß wollen wir Post nicht versagen, daß er, der Jurist, sich redlich in der ethnographischen Litteratur umgesehen und die gefundenen Thatsachen unter juristischen Gesichtspunkten gewinnbringend eingeordnet hat. Wir sehen ihn so die Grundlagen der Sitte und des Rechts, die Grundzüge der Entwickelungsgeschichte der Rechtsnormen und der socialmorphologischen Entwickelungsgeschichte, der Ehe, des Erbrechts, des Sachen- und Obligationenrechts, der Rechtsbräuche, des Proceßrechtes durchgehen. Uns fehlt die nöthige juristische Kenntniß, um hier ein Urtheil abgeben zu können; soweit wir aber die klare und für jeden verständliche Arbeit vom ethnographischen Standpunkte prüften, verdient sie alles Lob.

Zum Dank für die Belehrung, welche wir durch Post's Werk empfangen haben, wollen wir ihm hier einiges auf das Erbrecht bezügliche Material zur Verfügung stellen, das wir gerade zur Verfügung haben, ohne dasselbe jedoch nach juristischen Gesichtspunkten ordnen zu wollen.

Nach A. de Roepstorff wird alles, was ein Verstorbener auf den Nicobaren an Sachen hinterläßt, zerstört; it is not considered loyal to take any inheritance from relatives, ausgenommen Boote, Bäume, Häuser. Dabei wirkt wohl Aberglauben (Geograph. Magazine II, 45, 1875). Appun führt an, daß in Britisch-Guyana die Stammangehörigkeit bei den Indianern nie vom Vater, sondern stets nur von der Mutter hergeleitet wird. Das Kind einer Makuschi-Indianerin und eines Wapishiana wird zu den Makuschi gezählt. Nach diesem Rechte der Stammansprüche richtet sich auch das Erbrecht. Die Söhne der Töchter des Häuptlings haben das Erbfolgerecht auf die Würde des Großvaters, nicht die Söhne des Häuptlings, obgleich keineswegs streng auf eine solche Erbfolge gehalten wird, da bei dem Tode des Häuptlings jeder, der Kräfte und Fähigkeit zu dieser Würde in sich fühlt, als Prätendent auftreten kann, ohne daß sich dadurch die Familie des früheren Herrschers in ihren Rechten gekränkt fühlt (Ausland 1872, 683). Bei den wilden Bergstämmen in Arakan, die Andrew St. John studirte, finden wir sehr ausgebildete Rechtsgebräuche. Stirbt ein Mann ohne männliche Nachkommen, so wird sein Eigenthum vom nächsten männlichen Verwandten reklamirt; er ist auch für die Schulden des Verstorbenen verantwortlich, gleichviel ob letzterer Eigenthum hinterläßt oder nicht. Ein Weib kann nicht erben und ist daher auch für Schulden nicht verantwortlich. Hinterläßt ein Mann zwei Söhne, so wird sein Nachlaß unter sie zu gleichen Theilen getheilt. Sind mehr als zwei Söhne vorhanden, so erben der älteste und jüngste doppelt so viel als die anderen (also jene je zwei Theile, die anderen nur einen Theil). Sklaven können nicht erben. (Journ. Anthropol. Institute II, 241). Makkal santan heißt in Malabar der Brauch, daß Eigenthum nur durch die Weiber vererbt wird. Der Schwestersohn erbt das Familiengut; polyandrische Sitten sind hier als Quelle anzusehen. (Nach Sir W. Elliot im Journ. Ethnol. Soc. New Series I, 119.) Rang und Eigenthum sind auf den Kingsmill-Inseln erblich. Hat ein Häuptling verschiedene Kinder von mehreren Weibern, so ist der Sohn des vornehmsten Weibes sein Nachfolger. Wenn alle Kinder gleichen Ranges sind, so erhält das älteste zweimal soviel von der Erbschaft als die übrigen. Will der Vater aber sein Gut nicht theilen, so erhält der älteste Sohn alles, muß dann aber die Geschwister unterhalten. Diese aber müssen für ihn dann arbeiten und dürfen ohne seine Einwilligung nicht heirathen. (Wilkes, U. St. Exploring Expedition. Ausgabe in einem Bande. New York 1851, 556.) Stirbt bei den westafrikanischen Jolofs ein Familienvater, so wird sein Nachlaß in acht gleiche Theile getheilt, wovon seine Kinder sieben und seine Witwen einen erhalten. Hinterläßt der Verstorbene keine Kinder, so macht man vier Theile, wovon drei für die Seitenverwandten und einer für die Witwen. Beim Absterben einer Frau theilen die Kinder oder die Seitenverwandten mit dem Ehemann zur Hälfte (Mollien, Reise in das Innere von Afrika. Deutsch. Weimar 1820. 82). Die niedere Stellung, welche das Weib bei den Ostjaken und anderen sibirischen Völkerschaften einnimmt, zeigt sich auch darin, daß es niemals erbt. Folglich erbt auch der Mann nichts mit seiner Frau und ebenso erhält auch die Witwe keinen Theil von dem Vermögen nach dem Tode ihres Mannes. Das ganze Eigenthum des Verstorbenen wird zu gleichen Theilen unter die Söhne getheilt, welche verpflichtet sind die Mutter, Schwestern und andere weibliche Familienglieder zu unterhalten. Hinterläßt der Verstorbene keinen Sohn, so theilen die männlichen Anverwandten das Vermögen unter sich, haben dann aber die Pflicht, Witwe und Töchter zu unterhalten. (Castrén, Ethnologische Vorlesungen. St. Petersburg 1857, 120.) Von Delawaren und Irokesen sprechend sagt Loskiel (Gesch. d. Mission der evangelischen Brüder unter den Indianern, Barby 1789, 82), daß eine Witwe nichts erbt, da die Verwandten des verstorbenen Mannes alles wegnehmen, was diesem gehörte, und es an fremde Leute vertheilen. Das geschieht, um nicht an den Todten durch dessen Nachlaß erinnert zu werden. Kinder, Witwen und Verwandte erben daher nichts. Specielle Vermächtnisse aber werden geachtet. — Bei den Penong Piak in Kambodscha wird nach dem Tode der Eltern das Erbe gleichmäßig unter die Töchter getheilt, die Söhne erhalten nichts (Hamy in Bull. soc. d'Anthropol. 1877, 535).

Auf den Palau-Inseln giebt es zwei Erbrechte, indem im öffentlichen Leben der jüngere Bruder den älteren, im Familienleben der älteste Sohn den Vater beerbt. Zu der öffentlichen Erbschaft gehört der Name und Titel der Familie, die andere besteht in einem Theile des Privatvermögens, das durch die Mutter verwaltet wird. Kubary schildert des Näheren die oft verwickelten Verhältnisse bezüglich der Erbschaft der Häuptlingswürde. Die Kinder erben den Stand nach der Mutter (Journal des Museum Godeffroy. Heft 4. S. 38, 54). Die Gebräuche bei Erbtheilungen im asiatischen Hochlande Gilgit hat Biddulph geschildert. Nach dem Tode des Mannes wird Grund und Boden zu gleichen Theilen unter die Söhne seiner Frauen vertheilt. Sollte z. B. ein Mann einen Sohn von einer Frau und drei von einer anderen hinterlassen, so erbt der eine die Hälfte des Grundes und die drei anderen die andere Hälfte, welche dieselben wieder unter sich vertheilen. Töchter sind von der Erbschaft ausgeschlossen und haben nur eine Mitgift zu beanspruchen. Sollte jemand nur Töchter hinterlassen, so gehen Grund und Boden an die nächsten männlichen Verwandten des Verstorbenen über. Eine seltsame Ausnahme wird jedoch gemacht, im Falle ein Mann nur eine Tochter hinterläßt, welche dann den ganzen Besitz als Mitgift beanspruchen kann, doch gilt dieses mehr als Begünstigung denn als Recht (v. Ujfalvy, Aus dem westlichen Himalaya, 301).

Digitized by Google

Die Kohlenlager auf den Färöern.

Es iſt wohl hinlänglich bekannt, daß auf Suderö ſich bedeutende Kohlenlager befinden. Genaueres über Lage und Beſchaffenheit dieſer Lager zu erfahren dürfte um ſo mehr von Intereſſe ſein, als neuere Mittheilungen darüber nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen ſind. Suderö, die ſüdlichſte Inſel in der färöiſchen Inſelgruppe, hat von NNW nach SSO eine Ausdehnung von 35 km, die Breite variirt von 1 bis 8 km. Während die Weſtküſte der Inſel aus ſteilen, wilden und auf den meiſten Stellen unzugänglichen Klippenwänden beſteht, iſt der Charakter der Oſtküſte ein weſentlich anderer, indem das Meer hier drei tiefe Fjorde gebildet hat, die ſich von O nach W in das Land hinein erſtrecken und ihre Fortſetzung in Thaleinſenkungen finden, welche bis zur Weſtküſte gehen, ſo daß alſo hierdurch die Gebirgspartien in vier Theile getheilt werden. Um den mittleren dieſer Fjorde, den Trangisvaagfjord, der einen vorzüglichen Hafen bildet, finden ſich die hauptſächlichſten Kohlenformationen, jedoch ſo, daß die bedeutendſten Kohlenſchichten in der Gebirgspartie enthalten ſind, welche nördlich vom Trangisvaagfjord und dem Trangisvaagthal liegt und die gegen Norden von dem nördlichſten Fjord, Kvalböfjord, und dem zu demſelben gehörigen Thale begrenzt wird. In den ſüdlich vom Trangisvaagthale liegenden Gebirgspartien, welche die Mitte der Suderö bilden, werden gleichfalls Kohlenſchichten gefunden; die weiter ſüdwärts gelegenen Kohlenformationen ſind jedoch, ſoweit man bis jetzt weiß, ohne Bedeutung. Während auf anderen Stellen die Kohlenſchichten tief unter der Oberfläche der Erde gefunden werden, ſind dagegen auf den Färöern dieſe Schichten hoch oben im Gebirge bis 1700 Fuß über der Oberfläche des Meeres gelagert. Die bisher vorgenommenen Unterſuchungen haben dargethan, daß die Kohlenſchichten auf Suderö ein zuſammenhängendes Lager bilden, das ſich überall gegen NO neigt, ſo daß die Kohlenſchichten nach dem Kvalböfjord zu bis zum Meere hinabgehen, während ſie hingegen ſich höher und höher erſtrecken, je weiter man gegen S und W kommt. Dieſe Verhältniſſe haben ſelbſtverſtändlich bezüglich der Möglichkeit, dieſe Kohlenſchichten auszubeuten, die größte Bedeutung, denn hier bedarf es keiner koſtſpieligen Schächte, um die Kohlen zu finden, und keiner Pumpwerke, um ſich des Grubenwaſſers zu entledigen. Um zu den färöiſchen Kohlen zu gelangen, braucht man nur an der Außenſeite des Gebirges horizontale, der Neigung der Kohlenſchichten entgegengeſetzte Strecken anzulegen. Die Kohlenformation auf Suderö nimmt ungefähr ein Areal von $^2/_3$ Quadratmeilen (ca. 37 qkm) ein, aber die Mächtigkeit der Schichten, ſowie auch die Qualität der Kohlen iſt höchſt verſchieden; auf vielen Stellen beträgt die Stärke der Schicht ca. drei Fuß oder ſogar noch mehr. Die bedeutendſten Schichten finden ſich in zwiſchen 400 und 1000 Fuß variirenden Höhenlagen und, je weiter man nach W und dem Meere zu kommt, deſto mächtiger werden dieſelben und deſto beſſer die Qualität der Kohle.

Bereits vor mehr als 200 Jahren waren die färöiſchen Kohlen Gegenſtand der Erwähnung, und jetzt ſind ungefähr 150 Jahre verfloſſen, ſeit ſich die erſte Geſellſchaft zum Abbau derſelben bildete; dieſe Geſellſchaft begann in den Gebirgen ſüdlich von Trangisvaag mit dem Kohlenbrechen, gab dieſe Verſuche aber bald wieder auf. Erſt im Jahre 1777 beſchloß die däniſche Regierung, umfaſſendere Unterſuchungen vornehmen zu laſſen. Von dieſem Jahre an bis zum Jahre 1839, jedoch mit einer längeren Unterbrechung von 1804 bis 1827, wurde der Kohlenabbau für Rechnung der Staatskaſſe betrieben. Sowohl ſüdlich als nördlich vom Trangisvaagfjord wurden Kohlen gebrochen, doch war die angewandte Methode eine höchſt primitive, indem die Kohlen auf dem Rücken von Pferden von den Gruben bis zum Strande transportirt wurden, und wenn dieſelben endlich hier angekommen waren, dann handelte es ſich natürlich noch um den Abſatz in ſolcher Menge, daß die Betriebskoſten gedeckt werden konnten. Im Jahre 1839 wurde der Staatsbetrieb eingeſtellt und auf dem Strande bei Kvalbö blieben 8000 Tonnen Kohlen als werthlos liegen. In dem folgenden Jahre ſuchte eine engliſche Geſellſchaft die Conceſſion zum Kohlenabbau zu erwerben, wurde aber von der Regierung abſchläglich beſchieden, da ſie mit den von der Geſellſchaft geſtellten Bedingungen nicht zufrieden war. Abgeſehen davon, daß die Bewohner von Kvalbö beſtändig Kohlen zu eigenem Bedarfe brachen, weil in dieſer Gegend Torf nicht vorhanden iſt, lagen die färöiſchen Kohlenminen bis zum Jahre 1872 ganz unbeachtet. In dieſem Jahre wurde die Aufmerkſamkeit abermals auf die Kohlenminen hingelenkt, indem bei der däniſchen Regierung Conceſſionsgeſuche zum Kohlenabbau eingingen, hauptſächlich wohl veranlaßt durch die beſtändig ſteigenden Kohlenpreiſe in England. Die däniſche Regierung veranlaßte nun Prof. Johnſtrup nach Suderö zu reiſen, um nähere Unterſuchungen über die dortigen Verhältniſſe anzuſtellen; die Reſultate dieſer Unterſuchungen hat er in ſeinem Werke: „Om Kullagene paa Färöerne“ niedergelegt.

Im Jahre 1873 erhielt eine größtentheils aus ſchwediſchen und franzöſiſchen Kapitaliſten beſtehende Geſellſchaft die Conceſſion zum Kohlenabbau auf Suderö; nähere Unterſuchungen wurden demnächſt von ihr vorgenommen und Proben färöiſcher Kohlen in Paris ausgeſtellt. Den Grundbeſitzern zahlte die Geſellſchaft einen Theil der Summen aus, welche jene zu Folge der Conceſſion erhalten ſollten, große Pläne wurden gemacht — aber hierbei blieb es! Gegenwärtig weiß man auf Suderö nicht mit Beſtimmtheit, ob die Geſellſchaft noch exiſtirt. Die der Geſellſchaft ertheilte Conceſſion geht aber verloren, wenn der Kohlenabbau nicht im Laufe dieſes Jahres begonnen hat.

Digitized by Google

Wie man in Siam die Armen begräbt.

Nach C. Bock [1]).

Die Sonne neigte ſich immer mehr dem Weſten zu; die glänzende Scheibe war ſchon hinter den Gipfeln der Bäume verſchwunden; ſie zeichnete goldene Ränder um das feine Laubwerk und hier und da fiel ein letzter Lichtſtrahl durch die Blätter und zitterte in der Luft, um bald zu erlöſchen. Die Erde trug ſchon jene blaßgraue Farbe, welche uns ſo traurig ſtimmt und daran erinnert, wie ſchnell die Gegenwart flieht. Plötzlich wurde die Stille durch das Kreiſchen von Vögeln unterbrochen, welche ſich mit ſchnellem Flügelſchlag näherten; dazwiſchen mengte ſich das Geſchrei der Hunde, welche von allen Seiten herbeieilten und ſich ſtritten und biſſen um die erſten zu ſein.

Ein Trauerzug näherte ſich dem Begräbnißplatze; zwei ſchmierige, zerlumpte Kulis gingen an der Spitze, zwiſchen ſich trugen ſie eine einfache, von Bambu gefertigte Bahre, auf der ein Armer ſeinen letzten Schlaf ſchlief; ein paar Siameſen, worunter einige Prieſter, folgten. Wiewohl einige der Begleiter das officielle Trauerkoſtüm trugen — eine Hülle von weißem Kattun umgab die Körper und die Köpfe waren ganz kahl geſchoren — ſo waren dies doch nur gewöhnliche Neugierige oder Menſchen, die aus Anſtandsgefühl der Leiche eines Verlaſſenen das Geleite gaben; nur die Träger und der dienſtthuende Prieſter gehörten nothwendigerweiſe zu dem Abſchluß eines Lebens, welches, wie der Augenſchein lehrte, äußerlich wenigſtens nicht zu den glücklichen und mit Schätzen geſegneten gehört hatte.

Unterdeſſen hatte ſich hoch oben in der Luft eine dunkle Gruppe geſammelt, welche dem Zuge aufmerkſam folgte und an dem, was da kommen ſollte, einen thätigen Antheil zu nehmen gedachte. Es waren Aasgeier, die in engeren und weiteren Kreiſen über den Trägern hinzogen und den Kopf nicht von der traurigen Laſt abwendeten, die da auf der ärmlichen Bahre dahingetragen wurde; neben und vor ihnen, aber in gemeſſenem Abſtande flatterte unter heiſerem Geſchrei eine Anzahl Krähen; wo dieſelben einen Baum fanden, ließen ſie ſich nieder wie um Athem zu ſchöpfen für das Feſt, deſſen Anfang ſie kaum erwarten konnten. Auch die Hunde wurden unruhiger, immer mehr drängten ſich einzelne von ihnen vor an die Menſchen, welche die Leiche begleiteten, bis ein Fußtritt, ein Schlag mit dem Stock ſie wieder zurücktrieb; dann verſuchte der Getroffene wohl einen ſeiner Genoſſen mit den Zähnen zu faſſen und ihn zu ſchütteln, um ſich für die Unbill, die er erlitten hatte, zu rächen.

So erreichte der Zug Wat Sikhet, die Stätte des Todes; die Träger warfen ihre Laſt auf die Erde; der dumpfe Ton, den der ſtarre Körper bei dem Aufſchlagen auf dieſelbe hervorbrachte, wurde beinahe übertönt von dem Gelärm der Geier, die mit ihren Fittigen die Luft verdunkelten und ſich unter kräftigen Flügelſchlägen auf die Erde niederließen; um die Leiche hin bildeten ſie einen Halbkreis, deſſen andere Hälfte die Zuſchauer, die Träger und die Prieſter ſchloſſen. Dahinter in weitem Kreiſe hüpften die Krähen unruhig hin und her, die Hunde rannten zu zweien und dreien und ſchnappten nach einander und nach jedem Schatten, der ſich zwiſchen ihnen und dem Todten erhob; der aber lag bleich und ſtarr, ſeine offenen Augen, die auf den Himmel gerichtet zu ſein ſchienen, erhöhten noch das Traurige des Anblicks.

Der Prieſter wetzte ein großes Meſſer, welches er mit ſich führte; die Geier verloren beinahe die Geduld, ſie wurden immer zudringlicher und unverſchämter; unter tüchtigen Schnäbelhieben und mit ausgebreiteten Flügeln machten ſie ſich die Plätze in den vorderſten Reihen ſtreitig und drängten ſich ſo rückſichtslos an die Umſtehenden, daß dieſe Mühe hatten, ſich ihrer durch Stockſchläge zu erwehren.

So hatte ſich ein dicht geſchloſſener Kreis um die Leiche gebildet und der Prieſter trat in denſelben nun auf den Todten zu und ſchlitzte ihm mit einem einzigen Zug den Leib vom Magen abwärts auf. Der Anblick der blutenden Eingeweide ſchien die Geier, welche es nicht erwarten konnten, daß ihnen die Leiche überliefert werde, zu berauſchen. Sie begannen mit den Flügeln zu ſchlagen und die wohlbekannte Todtenklage anzuheben, wobei ſie mit ruheloſer Heftigkeit umherhüpften und den Prieſter, der die Leiche zerſchnitt, ſo bedrängten, daß es zweier Menſchen bedurfte, ſie von ihm abzuhalten. Dann wurde das Fleiſch von den Lenden, den Armen und Beinen gelöſt und die Bruſthöhle geöffnet. Hierauf näherte ſich ein Prieſter und ſang eine kurze Litanei ab; dabei hatte er einen Fächer und eine Pfeife in der linken Hand und in der rechten ein Stück Bambu, womit er die Leiche berührte. Aufmerkſam ſchienen die Vögel ſeinem Geſange zu lauſchen, und kaum waren die letzten Töne verklungen, als ſie auch erkannt hatten, daß jetzt ihr Reich gekommen ſei; mit einem wahren Satze ſtürzten ſie ſich unter einem fürchterlichen Geſchrei vorwärts und ſtießen einander; der eine ſuchte den andern zur Seite zu drängen. Es war ein ſonderbarer wilder Todtenreigen, der da um den zerſtückelten Körper aufgeführt wurde; jeder Mitwirkende ſuchte ſeinen vollen Antheil an dieſem ſchauerlichen Feſtmahl zu bekommen.

Die Augen des Todten waren, wie ſchon geſagt, offen und ſtarr gegen den Himmel gerichtet. War es Furcht vor dieſem gebrochenen Blick oder fanden ſie an den Augen einen beſonderen Leckerbiſſen; genug, zwei Geier machten ſich gleich auf dieſelben und hackten ſie aus. Nun begann ein ſchauriges Ringen: die Vögel zerrten den Körper fortwährend hin und her, zuweilen wenn gerade ein paar in derſelben Richtung flogen, wurde derſelbe beinahe vom Boden aufgehoben. Wenn einer ein Stück Fleiſch ergriffen hatte und es ihm geglückt war, daſſelbe los zu zerren, entſtand ein lebhafter Streit um den Beſitz, der manchmal ſo heftig wurde, daß die Vögel auf Augenblicke die Beute über dem durch dieſelbe hervorgerufenen Kampf vergeſſen zu haben ſchienen. Wenn derſelbe recht heftig tobte, machte wohl ein Hund den Verſuch, ſich lautlos durchzudrängen, um auch ſeinen Theil an der Beute zu erhaſchen; war es aber ihm geglückt, ſo erreichte ihn die Strafe bald; zwei Geier, die ihn beobachtet hatten, ſtürzten ſich auf ihn, während der eine ihm ſeine Beute vor dem Maul wegriß, gab der andere dem frechen Räuber einen kräftigen Schnabelhieb, daß er heulend davonlief.

Kaum zehn Minuten hatte dieſes ſchauderhafte Mahl gedauert, da war ſchon nichts mehr von demſelben übrig,

[1]) C. Bock, Temples and Elephants, London 1884.

Digitized by Google

die Geier zogen sich ein paar Fuß weit zurück und der priesterliche Schlächter näherte sich dem zerfetzten Körper, drehte ihn um und schnitt den Rücken auf; hierauf wiederholte der Priester die frühere Ceremonie und dann folgte eine zweite Mahlzeit für die Thiere. Die Geier schienen schon ganz vollgestopft zu sein; wenigstens wiesen sie die eindringenden Krähen und Hunde nicht mehr so kräftig wie früher zurück und diese bekamen einen reichlichen Antheil. Acht Minuten später war außer dem Kopf und den Knochen beinahe alles spurlos verschwunden; das Leichengefolge erwies den Ueberresten jetzt die letzte Ehre und sammelte sie, dann wurde ein wenig Holz herbeigetragen, um sie zu verbrennen. — Ich ging ein wenig weiter und kam zu einem anderen Theile des geweihten Bodens, einer Art Hof, in dem ein kreisförmiger Altar stand, von Ziegeln aufgemauert und weiß angestrichen; in der Mitte befand sich ein eiserner, etwa vier Fuß hoher Pfosten mit ein paar eisernen Haken am oberen Ende, welche zum Aufhängen von Lampen gebraucht wurden. Auf diesem Altar lag eine Menge menschlicher Gebeine, vom Wirbel bis zum Schulterblatt, einige Schädel, die Ueberreste von ein paar kleinen Kindern, die erst vor Kurzem gestorben waren, deren Leichen sich jedoch bereits in einem fortgeschrittenen Stadium der Verwesung befanden und um welche Myriaden von Fliegen, wie Bienen summend herumschwirrten. Gegenüber diesem Altar erhob sich eine Mauer, an deren vorderer Seite ich die Ueberreste eines menschlichen Skeletts bemerkte, die da befestigt waren. Vergebens fragte ich mich, was dieser abschreckende Anblick zu bedeuten habe. Später hörte ich von einem Bekannten, es sei das Skelett eines Priesters, der während der Zeit seines Priesterstandes an seinem Gelübde der Keuschheit gefrevelt hatte, eine Sünde, die mit dem Tode bestraft wird. Daher hatte dieser Mann die höchste Strafe erlitten und sein Skelett wurde den Blicken der Menschen, „ihm selbst zur wohlverdienten Strafe, Anderen zum warnenden Beispiel“ preisgegeben.

Kürzere Mittheilungen.

Die Dualla-Neger am Camerun-Flusse.

Der „Globus“ hat bereits oben S. 157, wo er über eine der neuen deutschen Besitzungen in Westafrika, Bimbia, einige Notizen gab, auf das von C. Heinersdorff herausgegebenen Buch „Reinhold Buchholz' Reisen in Westafrika“ (Leipzig: F. A. Brockhaus. 1880) aufmerksam gemacht, welches in Bd. 37, S. 155 ff. ausführlich besprochen worden ist. Wir wüßten in der That augenblicklich kein zweites Werk zu nennen, welches so geeignet wäre wie dieses, eine richtige Anschauung von Natur, Bevölkerung und Handelsverhältnissen der Küstenländer von Guinea zu vermitteln und empfehlen es unseren Lesern, wie auch schon früher, angelegentlich zum Studium.

Unter allen bis jetzt von Deutschland dort besetzten Punkten — Bageida an der Küste des Dahome-Landes, Bimbia, Camerun, die Insel Malimba im Delta des Edea-Flusses und Groß- und Klein-Batonga südlich davon — ist uns Camerun am besten bekannt: über die meisten anderen Punkte ist in der geographischen Litteratur wenig oder nichts enthalten und man muß deshalb die Mittheilungen abwarten, welche nur die dort ansässigen hanseatischen Handelshäuser oder das auswärtige Amt zu geben im Stande sind. Inzwischen theilen wir nach Heinersdorff mit, was R. Buchholz über die jetzt deutschem Protektorate unterstehenden Bewohner von Camerun, d. h. von King Bell's, King Aqua's, Dido's Town ꝛc. berichtet.

Die Männer sind durchschnittlich groß und kräftig gebaut, haben aber wenig Bartwuchs, welcher als große Zierde gilt. Ihre Farbe ist meistens dunkelbraun, wie gebrannter Kaffee, doch giebt es nicht selten auch hellere Leute, ja völlige Albinos mit ganz zartem Teint und hellblondem Wollhaar. Höchst wunderlich sehen diejenigen aus, bei welchen der Albinismus nur stellenweise am Körper auftritt, und welche daher gescheckt erscheinen. Wie es Dr. Falkenstein von den Loango-Negern thut, so bestreitet auch Buchholz von den Duallas, daß sie geringe Wadenentwickelung haben. Die Frauen sind viel kleiner und häßlicher als die Männer, was wohl seinen Grund in der außerordentlich frühen Verheirathung derselben hat; auch entstellen sie sich dadurch, daß sie ihr Haar ganz kurz abschneiden. Beide Geschlechter gehen bis auf einen Streifen Zeug um die Hüften, der aber möglichst bunt sein muß und oft gewechselt wird, ganz nackt. Bei Tänzen und Festlichkeiten behängen sie sich mit Perlen, Glöckchen, Ringen, Hals- und Armbändern, welche bei heftigen Bewegungen laut klappern, ziehen auch gern hohe weiße Baumwollstrümpfe an, die sie aus Europa beziehen. Buchholz sah eine Braut dermaßen mit Perlen behängt, daß sie sich kaum fortbewegen konnte. Alle Dualla- und Kru-Neger tatuiren sich im Gesicht und auf der Brust in verschiedenster Weise, doch sind die Camerun-Leute sofort daran zu erkennen, daß sie sich die Augenwimpern ausreißen, was die Kru-Neger nicht thun. Als Grund dafür geben sie an, daß die Wimpern die Augen zu sehr beschatteten und das scharfe Sehen verhinderten; auch geriethen dieselben zu oft ins Auge und verursachten Entzündungen desselben.

Besonders charakteristisch für die Dualla ist die förmliche Wuth, mit der sie Handel treiben, während ihre Industrie sich auf wenige Sachen, wie Elfenbeinringe, Ebenholzstöcke, Messer- und Schwertscheiden, beschränkt; alles Uebrige, was sie besitzen, haben sie im Handel von den Europäern eingetauscht, der die Mehrzahl von ihnen zu wohlhabenden Leuten gemacht hat. In Folge dessen will jeder, vom Häuptling bis herab zum Halbfreien, nur Handel treiben, nicht produciren oder gar Feldarbeit verrichten. Nur das Nöthigste an Jams und Bananen läßt ein jeder durch seine Frauen und Sklaven pflanzen und bezieht alles Uebrige durch den Handel. Nach der Anzahl der Weiber, die ein Neger besitzt, wird sein Reichthum geschätzt. Die Weiber werden von ihren Vätern verkauft und kosten durchschnittlich 900 bis 1000 Mark, oft aber, wenn die Väter angesehene Leute sind, viel mehr. Daher müssen arme Dualla oft lange dienen, ehe sie heirathen können; nachher aber disponiren sie völlig frei über ihre Frauen, behandeln sie wie Lastthiere und können sie weiter verschenken, verleihen oder verkaufen. Viel Kinder gelten als ein großes Glück; selten aber bringt eine Frau deren mehr als zwei zur Welt. Bei gänzlicher Unfruchtbarkeit fordert der Mann seine Kaufsumme zurück.

Noch rechtloser sind die Sklaven daran, welche gekauft (das Stück etwa zu zwanzig Mark) oder auf Kriegszügen geraubt werden. Dieselben, welche nebst ihren etwas besser gestellten Nachkommen an Zahl die freien Neger bei weitem übertreffen, wohnen in besonderen großen Dörfern und werden

Digitized by Google

nicht gerade immer schlecht behandelt, schweben aber stets in Gefahr, beim Ableben eines Häuptlings an einen andern Stamm verkauft, dort als Todtenopfer geschlachtet und wahrscheinlich auch aufgefressen zu werden. Es kommt sogar vor, daß Häuptlinge, denen es nicht gelingt, solche Opfer durch Ueberfall eines feindlichen Stammes zu erlangen, heimlich einigen ihrer eigenen Sklaven die Köpfe abschlagen lassen, um dieselben als Trophäen heimzubringen. Die Sklaven werden von den freien Negern „Nigger" genannt, ein Ausdruck, welcher auf einen Freien angewendet als die größte Beleidigung gilt. Etwas besser gestellt sind, wie gesagt, die Nachkommen solcher Sklaven, denn obgleich auch sie als unfrei angesehen werden, so dürfen sie doch Handel auf eigene Rechnung treiben, Vermögen erwerben u. s. w., haben aber bei allen Berathungen des Stammes keine Stimme.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— An allen Buchhandlungen, auf Bahnhöfen und Bauzäunen sieht man jetzt in Frankreich eine illustrirte Schilderung des Deutschen Reiches von Malte-Brun angekündigt, die sich vielen Erfolges zu erfreuen scheint — wohl weil das Studium der Geographie und namentlich derjenigen des Nachbarlandes als patriotische That erscheint. Wenn wir einem ähnlichen Unternehmen, F. von Hellwald's „Frankreich in Wort und Bild" (Leipzig, H. Schmidt und C. Günther, circa 50 Hefte à 75 Pf.), unser Interesse zuwenden, so wird demselben jene pikante Beimischung fehlen. Aber wenn es dem federgewandten Verfasser gelingt, uns in großen Zügen, wie er verheißt, die Geschichte und Geographie, Handel, Industrie und Produktion des schönen und hochinteressanten, bei uns aber wenig genug gekannten Landes vorzuführen, so wird es ihm an aufmerksamen und dankbaren Lesern nicht mangeln. Obwohl reich mit 455 Illustrationen ausgestattet, soll dieses Werk doch kein Prachtwerk im gewöhnlichen Sinne sein, das nur der Bilder wegen gekauft wird, sondern es soll durch seinen reichen belehrenden Textinhalt einen praktischen Werth erhalten. Die erste uns vorliegende Lieferung beginnt mit der Schilderung von Paris.

— Das französische Unterrichtsministerium hat jüngst folgende Herren mit wissenschaftlichen Missionen betraut: Brau de Saint-Pol-Lias soll in Malakka und Sumatra Sammlungen machen, Prof. Dr. Guardia den balearischen Dialekt studiren, Etienne Gautier in der asiatischen Türkei und Persien naturwissenschaftliche und anthropologische Untersuchungen anstellen und Prof. Henri Lenoir den Aussatz in Norwegen studiren.

Asien.

— Generalmajor Sir Peter Lumsden, der Chef der britischen Kommission für die Feststellung der Nordgrenze Afghanistans hat am 4. September in Begleitung von Oberst Stewart, Major Napier und Anderen London verlassen, um sich über Poti und Teheran nach Meschhed in Persien zu begeben, wo die aus Indien kommenden Mitglieder der Kommission zu ihm stoßen sollen. Die russischen Kommissäre werden sich Ende Oktober oder Anfangs November in Serachs einfinden. Zu wissenschaftlichen Zwecken begleiten die Expedition drei Topographen behufs kartographischer Aufnahmen, der Geologe Griesbach und der Botaniker Dr. Atchison, welcher speciell beauftragt ist, die Soma-Pflanze zu studiren, deren ausgepreßten Saft die alten Indier und Iranier den Göttern opferten und die sie dann selbst als Gott verehrten. Die Expedition wird wahrscheinlich auch Balch, das alte Baktra, besuchen, wo seit Alexander dem Großen bis 165 v. Chr. erst griechische Statthalter und dann Könige herrschten.

Afrika.

— Von der Guineaküste ist eine Nachricht vom 14. August nach London gelangt, die uns bedeutsamer erscheinen will, als alle bisher von dort gemeldeten Besitzergreifungen seitens deutscher Schiffe. Der englische Konsul Hewett hat in der großen Stadt Wari und an den Flüssen Escardos, Forcados und Ramos, westlichen Mündungsarmen des Niger, die englische Flagge aufgehißt. „Die in solcher Weise unter britische Kontrole gestellten Territorien sind werthvolle, ölerzeugende Länder und haben eine große eingeborene Bevölkerung. Das englische Kanonenboot „Goshawk" besuchte später die drei Flüsse; zu gleicher Zeit wurde die Topographie der Territorien aufgenommen." Um die Tragweite dieses Vorganges zu verstehen, sei darauf hingewiesen, daß der Niger der einzige Strom Westafrikas ist, der bis weit in das Festland hinein schiffbar und einen ausgedehnten Handel zu vermitteln im Stande ist, wie dies unser Niger-Reisender E. R. Flegel wiederholt nachgewiesen hat. Wenn England sich definitiv an den Niger-Mündungen festsetzt und diesen wichtigen Strom anderen Nationen durch Zölle verschließt, so ist das beste Stück Westafrikas dahin, denn weder Bageida, noch Bimbia, weder Camerun, noch Malimba und Batonga sind auch nur von annähernd so großer Wichtigkeit, wie der den Sudan erschließende Niger. Nachrichten von dort muß man mit dem gespanntesten Interesse entgegensehen.

Polargebiete.

— Aus New York kommt die Nachricht, daß Mr. Melville, der Oberingenieur der Jeannette-Expedition, eine neue Polarexpedition befehligen wird, welche im nächsten Herbste über Franz Joseph-Land den Nordpol zu erreichen suchen soll. Mr. Cyrus Field und der New York Yacht Club werden je die Hälfte der Kosten tragen. Ein ganz ähnliches Projekt soll Lieutenant Hovgaard mit der „Dijmphna" verfolgen.

Inhalt: Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien. XII. (Mit vier Abbildungen.) — H. Abbes: Die Eskimos des Cumberland-Sundes. I. (Mit sieben Abbildungen.) — Ernst Kramberger: Reise von Esseg durch einen Theil Sirmiens. IX. (Schluß.) — Richard Andree: Die Grundlagen des Rechts. — Die Kohlenlager auf den Färöern. — C. Bock: Wie man in Siam die Armen begräbt. — Kürzere Mittheilungen: Die Dualla-Neger am Camerun-Flusse. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion: 6. September 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1884.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XIII.

(Die Abbildungen, wenn nichts anderes bemerkt ist, nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Der 10. September war von Dieulafoy bestimmt, die Mesdschid-i-Dschuma zu besuchen, jene berühmte Moschee, welche Schah Abbas anfangs niederreißen lassen wollte, um ihr Baumaterial zur Errichtung der Mesdschid-i-Schah zu verwenden. Wie am vorhergehenden Tage, so war es auch diesmal Bedingung, daß die Christen nicht das eigentliche Heiligthum betreten durften; nur von den Dachterrassen und Nebenräumen aus sollte es ihnen gestattet sein, einen Blick auf die ganze Anlage zu werfen oder in einem stillen Augenblicke eine photographische Ansicht aufzunehmen. Auch diesmal wurde der Versuch gemacht, sie noch im letzten Augenblicke von ihrem Vorsatze abzubringen; aber als kein Reden half, ergab man sich widerwillig in die unangenehme Nothwendigkeit, die Ungläubigen, Herrn und Frau Dieulafoy und ihren Begleiter, den Pater Pascal, in und über die geheiligten Räume zu führen. Mühsam kletterten sie auf steil geneigten Leitern, deren Sprossen mehr als einen halben Meter von einander entfernt waren, von einer Terrasse auf die andere, während ihre einheimischen Begleiter wie Katzen vorwärts sprangen; oben angelangt, mußten sie über schmale Bretter hinweg schreiten, welche über eingestürzte Kuppelgewölbe gelegt waren. Nachdem sie durch eine solche Bresche den ältesten Theil der Moschee betrachtet, der angeblich im Jahre 755 von dem abassidischen Chalifen Almansur erbaut worden sein soll, und die schönen kufischen Inschriften, welche einen alten Michrab umgeben, bewundert hatten, betraten sie schließlich eine Seitengallerie, von welcher aus sie den gesammten Hof der Moschee zu übersehen vermochten.

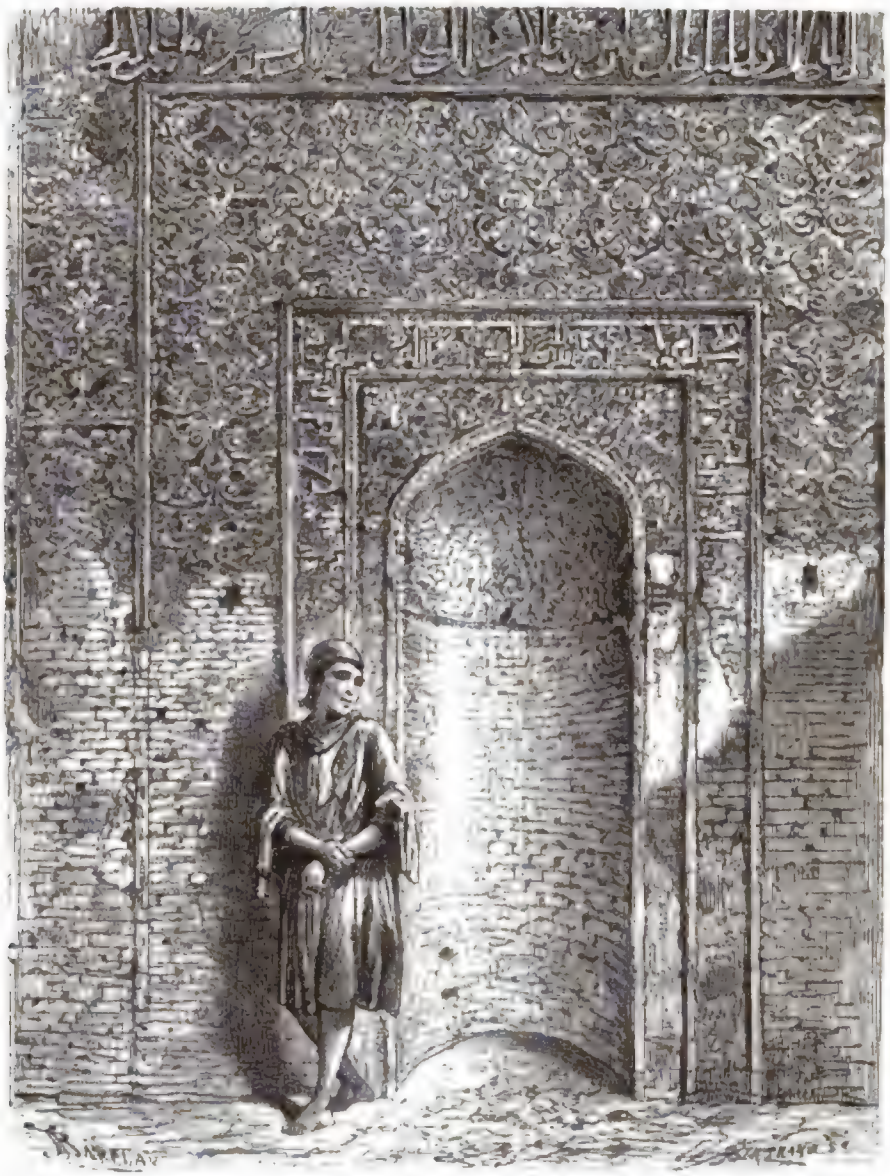
Die verschiedenen Anbauten und Ausbesserungen, welche an derselben zur Zeit des Seldschukenfürsten Malek Schah, des Schah Tamasp, dessen frommer Eifer den Verfall aller Gotteshäuser im Reiche herbeigeführt hat, und endlich unter der Herrschaft Abbas' II. ausgeführt worden sind, haben diesem alten Heiligthume jeden künstlerischen Werth geraubt; durch die Erbauung der Mesdschid-i-Schah ist dasselbe ohnedies auf die zweite Stufe herabgedrückt worden. Nichtsdestoweniger steht es in Ispahan in großem Rufe und hat seinen alten Titel und seine Vorrechte sich bewahrt. In seinen Räumen findet an jedem Freitage der Gottesdienst für den Schah statt. Nach dem religiösen Gesetze müßte derselbe zum Gedächtnisse dessen, daß sich der Prophet an diesem Tage nach Medina begeben, sich in der Moschee einfinden und mit lauter Stimme das feierliche Gebet sprechen. Da er aber unter seinen zahlreichen Privilegien nicht auch das der Allgegenwärtigkeit besitzt, so ernennt er Vertreter, die den Titel Imam Dschuma führen, damit sie in seinem Namen in den hauptsächlichsten Städten des Reiches diese fromme Pflicht wahrnehmen. Nach dem Gebete lesen oder erklären die Mollahs den Koran, und der ganze Tag wird mit frommen Uebungen hingebracht, obgleich den Gläubigen keine besonderen Verpflichtungen obliegen.

Beim Verlassen der Moschee hatte Pater Pascal das

Digitized by Google

Mißgeſchick, daß eine Leiterſproſſe unter ihm zerbrach und er ſich an einem Beine etwas verletzte, natürlich zum größten Vergnügen der Mollahs, die darin eine Strafe Allahs ſahen und ihre Freude kaum hinter ihren Beileidsbezeugungen zu verbergen wußten; ſie gaben ſofort Befehl, den Eigenthümer der gebrechlichen Leiter zu ſuchen, um ihn mit Stockſchlägen zu beſtrafen, aber der Eigenthümer war nicht zu finden und ſo beſtiegen die Franzoſen ihre Pferde, um nach Dſchulfa zurückzukehren.

Da aber der Pater eine größere Verletzung davon getragen hatte, als er anfangs eingeſtehen wollte, ſo machte er den Vorſchlag, bei einem ſeiner Freunde in der Nähe der Moſchee einzukehren, um dort die Wunde zu kühlen. Das Haus, welches ſie betraten, zieht ſich um die vier



Der Michrab in dem vom Chalifen Almanſur erbauten älteſten Theile der Mesdſchid-i-Dſchuma.

Seiten eines geräumigen Hofes hin; in der Mitte jedes Flügels erhob ſich ein Talar, zu deſſen beiden Seiten eine mit Kalk geweißte Vorhalle lag. Der Empfangsraum war mit einer Kuppel überdeckt, die mit feinen Zellen aus Gyps geſchmückt war; eine Thür aus farbigem Glas ließ in das ſonſt dunkle Zimmer einen Schein von Licht eindringen. Darin ſaß auf Kiſſen zwiſchen umherliegenden Büchern der Hausherr, ein Mann von ſehr angenehmen Geſichtszügen; doch trug derſelbe zur unangenehmen Ueberraſchung für die Reiſenden den blauen Turban eines Sejid, eines jener Nachkommen des Propheten, die ihnen bei ihren Beſuchen der Moſcheen ſtets hindernd in den Weg getreten waren. Zuvorkommend erhob ſich der Sejid Mohammed Huſſein, hörte aufmerkſam der Erzählung von dem Unfalle des Paters zu und gab dann raſch den Befehl, Waſchbecken, Waſſerkanne und einige Arzneipflanzen herbeizubringen. Während er dann ſelbſt die Wunde verband, ließ er Mme. Dieulafoy durch ſeine kleinen Kinder zu ihrer Mutter, ſeiner erſten Gemahlin führen.

Das Innere des Anderun (Harem), der ſein Licht vom

Die Medschid-i-Dschuma in Ispahan.

Digitized by Google

Hofe aus empfängt, wird neugierigen Blicken durch ſeidene Vorhänge verborgen, die glatt vor alle Oeffnungen geſpannt ſind. Die Dame, Schirin Chanum, rauchte beim Eintritt der Franzoſen gerade ihren Kaljan (Waſſerpfeife); höflich lud ſie den Beſuch zum Niederſetzen ein und bot ihm das Mundſtück ihrer Pfeife an. Ebenſo höflich wurde daſſelbe abgelehnt; denn es war Mme. Dieulafoy wohl bekannt, daß die Mohammedaner ſich ebenſo ekeln, einen Gegenſtand zu berühren, den ein Chriſt gebraucht hat, wie wir uns vor dem orientaliſchen Brauche entſetzen, daß eine Pfeife zwiſchen Glaubensgenoſſen brüderlich von Mund zu Mund wandert, gleichviel ob der eine Theilnehmer eine hochgeſtellte Perſon iſt und die andere ein zahnloſer, ſchmutziger Kerl, der in gleicher Weiſe um eine Mundvoll Tabaksrauch wie um ein Stück Brot bettelt.

Schirin Chanum ſchien die Bedeutung der Ablehnung zu begreifen und ſagte, ohne weiter in ihren Beſuch zu dringen: „Sie ſind hier in einem befreundeten Hauſe.“ Nach kurzer Unterhaltung benutzte die Franzöſin die Ankunft einer andern Beſucherin, um ſich zu verabſchieden und zu ihren Begleitern zurückzukehren.

Auf dem Heimritte erfuhr ſie auch, warum der Pater Pascal gerade unter den Sejids, dieſen unverbeſſerlichen Fanatikern einen ſeiner beſten Freunde zählte. Vor einigen Jahren war ein Franzoſe, Eugène Bourrée mit Namen, nach Iſpahan gekommen, der, ohne die prieſterlichen Weihen erhalten zu haben, in ſeinem Glaubenseifer ganz Perſien zu bekehren beabſichtigte. Sehr bald aber merkte er, daß ſeine Anſtrengungen bei den Mohammedanern durchaus erfolglos blieben, wandte ſich deshalb den ſchismatiſchen Armeniern von Tſchulfa zu und ſuchte dieſe in den Schoß der allein ſeligmachenden Kirche zurückzuführen. Als der Vorgänger des jetzigen Biſchofs merkte, daß einige ſeiner Armenier in Folge der Predigten Bourrée's in ihrem Glauben zu wanken anfingen, hetzte er ſeine Anhänger gegen den Franzoſen auf und dieſer wäre geſteinigt worden, wenn ſich nicht der Sejid Mohammed Huſſein ſeiner angenommen und ihm, der ſich als Mohammedaner verkleidet hatte, in ſeinem Hauſe eine Zufluchtsſtätte eingeräumt hätte. Länger als einen Monat brachte er dort zu, während die Armenier auf den Karawanenwegen nach Schiraz und Kaſchan ihm auflauern ließen und erſt, als die Wachſamkeit der Armenier etwas nachgelaſſen hatte, geleitete ihn der Sejid ſelbſt nach Kaſchan, von wo aus er einen Hafen am Kaſpiſchen Meere zu erreichen und Perſien zu verlaſſen vermochte.

Durch dieſe That hatte ſich der Sejid das Herz des katholiſchen Prieſters gewonnen. Er iſt aber auch eine Ausnahme unter der unendlichen Schar ſeiner angeblichen Verwandten, der Träger eines blauen Turbans. Beſonders zahlreich und mächtig ſind ſie in der Provinz Irak. Obwohl Mohammed nur die einzige Tochter Fatmeh, die an ſeinen Neffen Ali verheirathet war, hinterlaſſen hat, ſo hat ſich doch ſeine Nachkommenſchaft in Folge einer beſonderen Gnade des Himmels mit erſtaunlicher Schnelligkeit vermehrt, wenigſtens nach der unzähligen Menge von blauen und grünen Turbanen zu ſchließen, die im Orient getragen werden. Uebrigens iſt die innere Befriedigung über ſolchen alten und vornehmen Urſprung nicht der einzige Grund für viele Mohammedaner, ſich ein grünes oder blaues Stück Zeug um Kopf und Leib zu wickeln; ſie verfolgen vielmehr einen praktiſchen Zweck. Als kluger Prophet ließ ſich Mohammed durch göttlichen Befehl auch irdiſche Güter anweiſen. „Wenn ſie dich über die Beute befragen, antworte ihnen: Die Beute gehört Gott und ſeinem Geſandten.“ „Wiſſet, — ſagt der Koran — daß, wenn ihr Beute gemacht habt, ein Fünftel Gott oder dem Propheten, den Verwandten, Waiſen, Armen und Reiſenden zukommt“ und weiterhin „Was Gott dem Propheten an Beſitzthum der Einwohner der verſchiedenen Orte geſendet hat, gehört Gott, dem Propheten und ſeinen Verwandten. Nehmt das, was der Prophet euch giebt und enthaltet euch deſſen, was er euch verſagt; fürchtet Gott, er iſt ſchrecklich in ſeinen Strafen.“

Porträt eines Sejid von Iſpahan.

Nach Mohammed's Tode forderten ſeine Nachkommen, geſtützt auf die Autorität des heiligen Buches, ein Fünftel von allen Einnahmen der Mohammedaner, legten mehrere Jahrhunderte hindurch ihren Glaubensgenoſſen ſchwere Laſten auf und vermehrten ſich im Laufe der Zeiten namentlich auch in Folge der materiellen Vortheile, welche mit ihrem geheiligten Urſprunge verknüpft waren.

Heutigen Tages iſt die Gewohnheit, den Sejids eine regelmäßige Steuer zu entrichten, faſt gänzlich abgekommen; aber in großen Städten, wie z. B. Iſpahan, wo die ſogenannten Nachkommen Mohammed's ſich zu zahlreichen Körperſchaften zuſammengethan haben, haben ſie ſich auch einen überwiegenden Einfluß bewahrt und plündern ungeſtraft die kleinen Händler, weil dieſelben zu ſchwach ſind, um ihnen ihre Waaren oder Dienſtleiſtungen geradezu zu verweigern. Außerdem werden die Sejids, und zwar noch vor den Mollahs, mit der Verwaltung aller heimgefallenen Wakuf-Güter betraut und ziehen aus dieſen geiſtlichen Beneſizien ſo anſehnlichen Nutzen, daß ſie zum größten Theil ohne jede Arbeit leben können. Natürlich verabſcheuen ſie die Europäer; aber trotzdem mußten Dieulafoy's dem

Digitized by Google

Imam Tschuma und dem Muschteid dafür dankbar sein, daß diese höchsten Geistlichen ihnen einige Sejids zur Begleitung beigegeben hatten. Denn ohne deren Anwesenheit hätte es die Volksmenge nie gestattet, daß Christen auf Leitern das Dach einer Moschee erstiegen.

Aber trotz der Anwesenheit einiger Sejids hatten die

Schirin-Chanum, erste Frau des Sejid Mohammed Hussein.

Franzosen doch wiederholt so unangenehme Auftritte mit fanatischen Volkshaufen gehabt, daß sie erfreut waren, noch an demselben Tage, dem 10. September, das letzte kirchliche Gebäude in Ispahan, das Mausoleum des Imamzadeh Schaffari, zu besuchen und zu photographiren. Auch hier blieb ihnen ein lästiger Zusammenstoß mit einigen Kaufleuten, die ein Sejid aufgehetzt hatte, nicht erspart; aber schließlich erreichten sie doch ihren Zweck.

Die Eskimos des Cumberland-Sundes.

Ethnographische Skizze von **H. Abbes.**

II.

Zum Fange der Seehunde und Wale im Sommer und Herbst besitzt der Eskimo ein besonderes Jagdboot, den „Kayak“ (Fig. 8).

Das fischförmige Holzgestell (Fig. 9) dieses leichten Bootes besitzt aus Seehundsfellen einen wasserdichten Ueberzug, welcher oben in der Mitte nur eine Oeffnung enthält, die so groß ist, daß der Jäger, seine Beine unter das Deck vorausstreckend, sich darin niederlassen kann. Von hier aus bewegt er mit einem Doppelruder das gefällige Fahrzeug schnell und gewandt nach jeder beliebigen Richtung. Auf dem Verdeck liegen die Jagdgeräthschaften durch Riemen und Schleifen gehalten, vor ihm zu seiner Rechten der „Ihimak“ oder „Tukak“ [1]) (Fig. 10 und 11), der große Wurfspeer für Seehunde und Wale, dessen Spitze ein Walroßzahn oder das Horn des Narwals bildet.

[1]) Nach Angabe eines Missionars, der lange Zeit in Labrador unter den Eskimos gelebt hat, heißt der große Wurfspeer „Ihimak“ in seiner Eigenschaft als Jagdgeräth; er wird „Tukak“, wenn er dem Eskimo beim Marsche über das Eis als Stütze und zum Erproben der Tragfähigkeit desselben dient.

Digitized by Google

Die eigentliche Harpune, „Naulak“ (Fig. 12), aus Walroßzahn geschnitten und mit einer eingesetzten dreieckigen Spitze aus Eisen, ruht für gewöhnlich in einem hölzernen Futteral, Kinailissanga (wörtlich: Das Mittel es

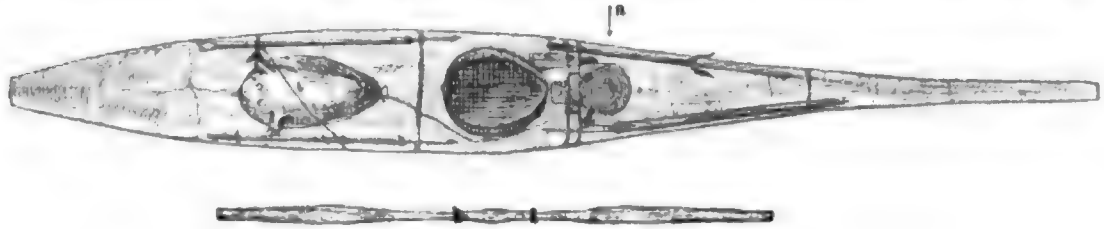
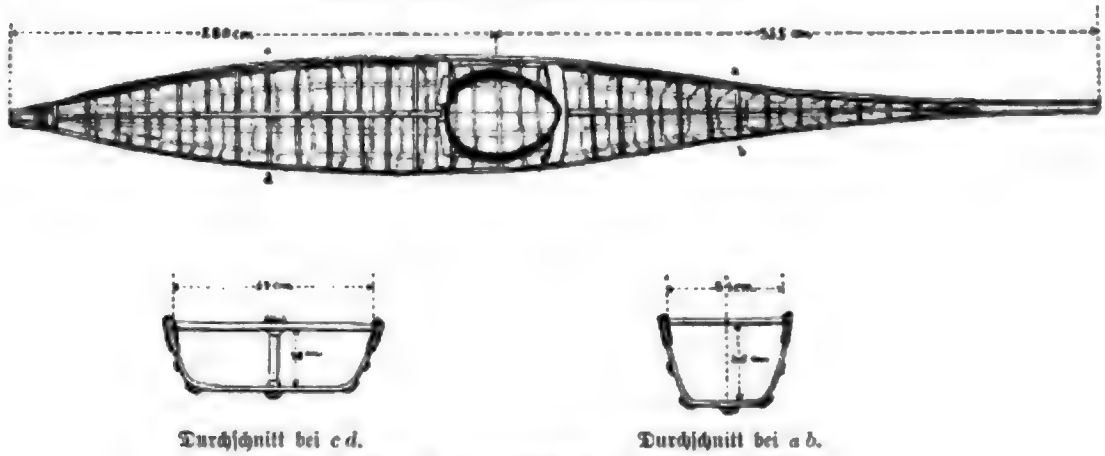


Fig. 8. Kayak mit Jagdausrüstung und Ruder.



Durchschnitt bei *c d*. Durchschnitt bei *a b*.

Fig. 9. Gerippe eines Kayak ($^1/_{20}$ der natürlichen Größe).

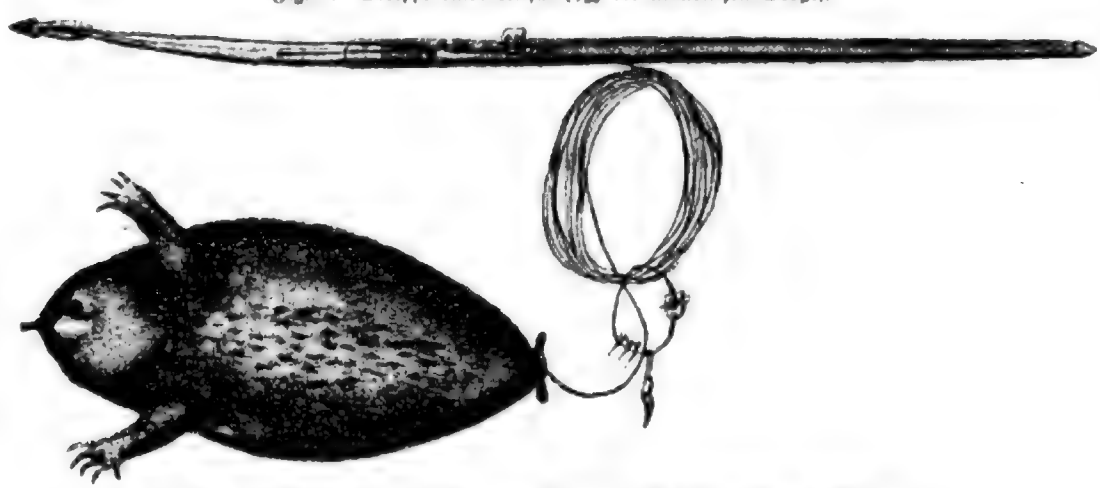


Fig. 10. Ihimak oder Tukak, großer Wurfspeer für Seehunde und Walfische.

Fig. 11. Ihimak oder Tukak, Wurfspeer für Seehunde und Walfische.

nicht ohne Schneide zu machen). Zum Gebrauche wird die Harpune auf das Ende des Zahnes gesetzt und durch einen Riemen fest angezogen (Fig. 10). Die Fortsetzung des Riemens liegt aufgerollt in einem hölzernen, teller-

Digitized by Google

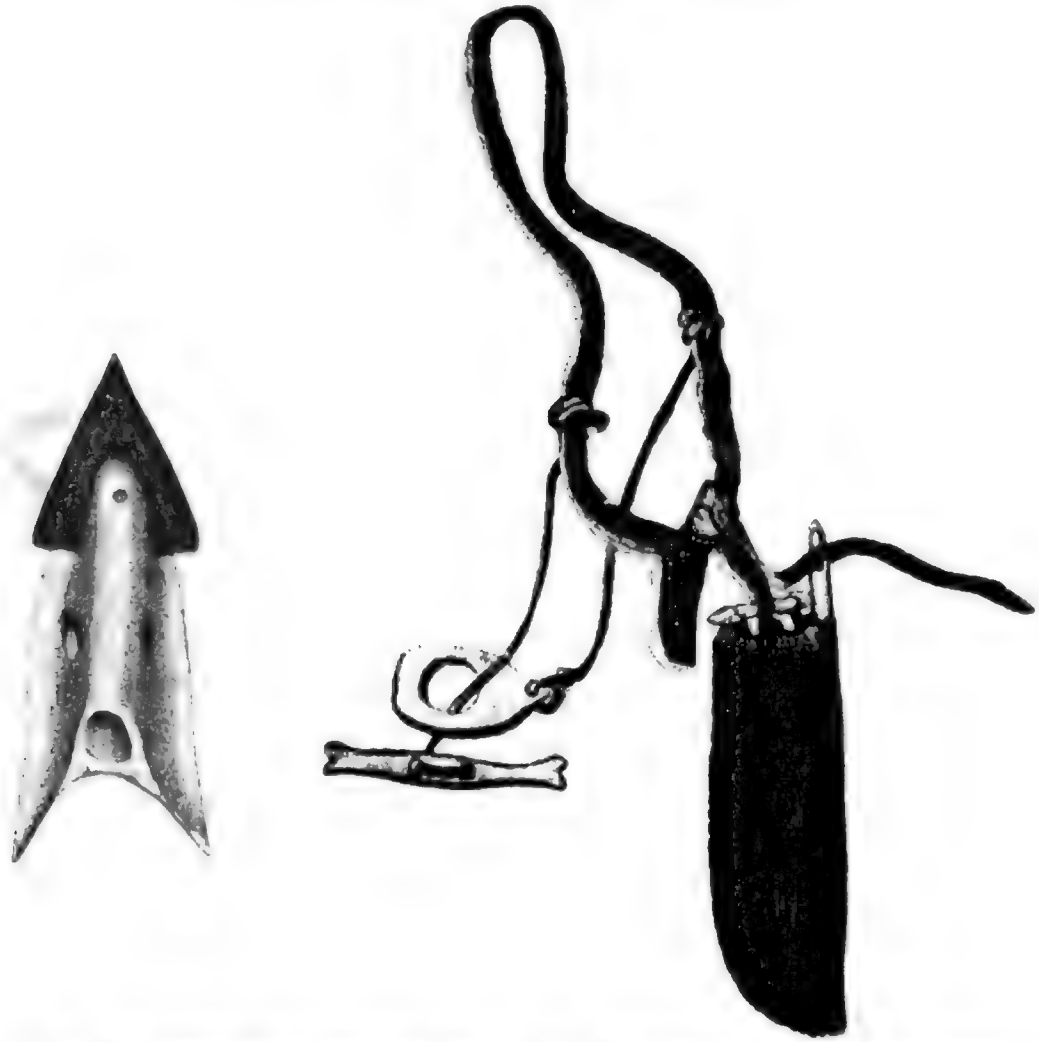


Fig. 12. Harpune Naulak (Spitze des Ihimak). — Fig. 13. Ledernes Etui mit beinernen Nadeln zum Verschließen von Harpunenwunden.

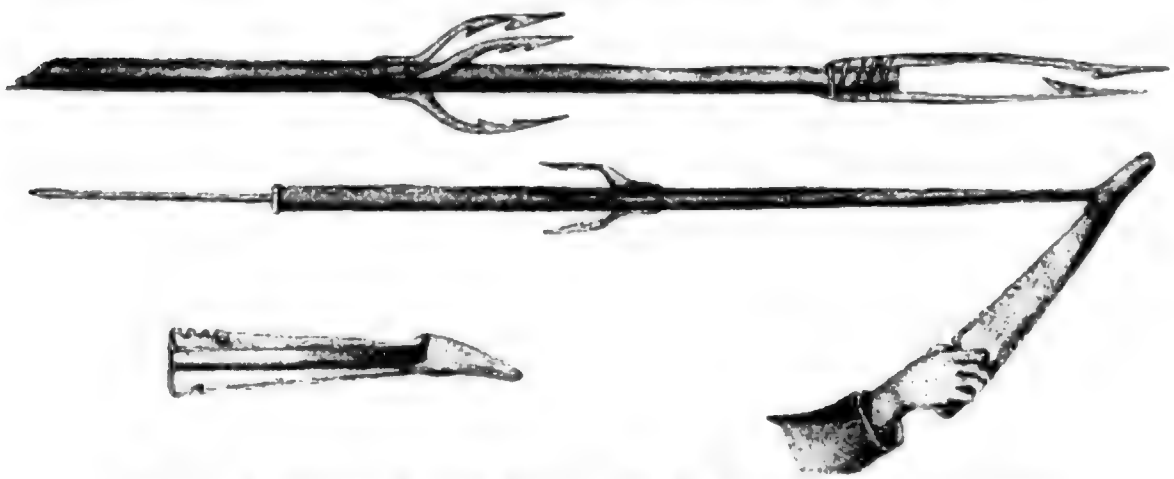


Fig. 14 u. 15. Wurfspieße für Enten (Nuing). — Fig. 16. Handholz zum Schleudern derselben.

förmigen Vorsatz (a in Fig. 8) in der Mitte des Vordertheiles des Kayaks, während das andere Ende mit einem zu einer Boje aufgeblasenen Seehundsfell (b in Fig. 8) auf dem Hintertheil des Schiffes verbunden ist. Ist ein Wurf

geglückt, so löst sich vom Schaft der mit Riemen gelenkartig eingesetzte Zahn und in Folge dessen die Harpunenspitze von letzterem (Fig. 11) und bleibt im Bauche des Thieres sitzen. Der Riemen läuft ab und zieht die Boje mit sich fort. Letztere zeigt den Weg, den das verwundete Thier nimmt, hindert es am Tauchen und schnellen Entweichen. Ist es schließlich mit den übrigen Harpunen vollends getödtet, so wird es ins Schlepptau genommen und schwimmend ans Land gebracht. Zuvor schlitzt man jedoch die von der Harpune verursachte Wunde mit beinernen Nadeln, welche durch die Wundränder gezogen werden, um das Ausfließen des Blutes zu verhindern. Ein ledernes Etui mit solchen Nadeln zeigt Fig. 13.

Zum Fangen der großen Wale umringen mehrere Kayaks mit kühnem Muthe das gefährliche Thier und befestigen so schnell als möglich ihre sämmtlichen Bojen in der oben bezeichneten Weise an demselben.

Der Wurfspieß für Enten, Nuing (Fig. 14 und 15), besitzt außer einer beinernen Spitze am Ende drei mit Widerhaken versehene Ausläufer in der Mitte des Schaftes. Ist die Vorderspitze unschädlich vorbeigeglitten, so bieten die hinteren noch die Möglichkeit, daß sich das Thier mit Hals oder Flügel zwischen sie und den Schaft klemmt. Um den Speer mit solcher Gewalt schleudern zu können, daß er bis zur Mitte in das Wasser taucht, wird er mit dem hinteren Ende in ein eigenthümliches Handholz (Fig. 15 und 16) von 45 cm Länge eingelegt, wodurch der Hebelarm der Kraft um dieses Stück vergrößert wird.

Eine alte Lanzenspitze aus Knochen zeigen Fig. 17 und 18 in der Vorder- und Rückansicht, Fig. 19 eine solche mit eingesetzter eiserner Schneide. Zugleich ist in dieser Figur die Art der Befestigung der Spitze mittels Riemen an dem ebenfalls beinernen Schaft zu erkennen. Beide Lanzen sind heute nicht mehr im Gebrauch. Die Spitze der ersteren stammt augenscheinlich aus einer Zeit, in welcher eiserne Schneidewerkzeuge noch unbekannt waren.

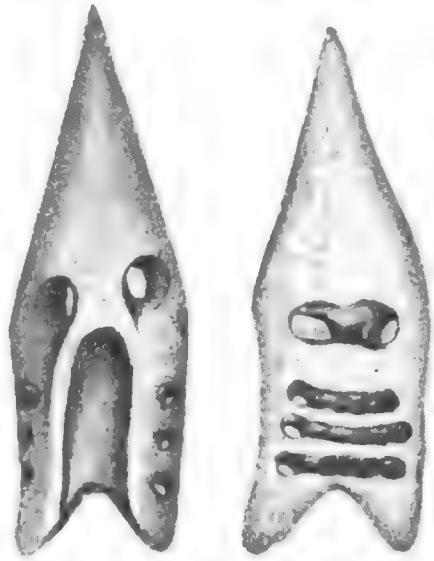


Fig. 17 u. 18. Vorder- und Rückseite einer alten Lanzenspitze aus Knochen.

Man sieht an dem Original, daß die Nuthen auf der Rückseite (Fig. 8), in welche die Befestigungsriemen eingelassen wurden, durch eine Reihe neben einander liegender Löcher hergestellt sind. Diese Löcher sind wahrscheinlich mit einem spitzen Feuerstein oder dergleichen eingebohrt. In Fig. 20 ist eine Harpune mit langer knöcherner Spitze dargestellt; zwei solcher liegen gewöhnlich auf dem Hintertheile des Kayaks.

Die sichere Handhabung dieser Waffen erfordert große Gewandtheit, die nur durch langjährige Uebung erworben werden kann; schon frühe muß deshalb der Knabe dahin streben, sich mit ihrem Gebrauch vertraut zu machen.

Erst wenn der Jüngling die nöthige Fertigkeit errungen und durch seine Geschicklichkeit auf der Jagd gezeigt hat, daß er wohl im Stande ist, eine Familie zu erhalten, ist er berechtigt, sich einen eigenen Haushalt zu gründen.

Meistens werden Knaben und Mädchen schon in früher Kindheit von den Eltern für einander bestimmt. Die Knaben heirathen ungefähr mit dem 17., die Mädchen vom 14. Jahre an. Das neue Ehepaar bezieht nach der Hochzeit ein eigenes Zelt. Dem Mann ist es erlaubt, eine Frau, die ihm nicht zusagt, ihren Eltern zurückzugeben und sich eine neue Ehegattin zu wählen. Da aber kein Ueberfluß an Frauen vorhanden ist, so wird von diesem Rechte selten Gebrauch gemacht. Trotzdem dem Eskimo der Besitz mehrerer Frauen gestattet ist, pflegt er sich doch in der Regel mit einer zu begnügen. Die Schwierigkeiten, die mit der Herbeischaffung der nöthigen Kleider und Nahrung verbunden sind, verbieten die Polygamie von selber. Die Ehen der Eingeborenen erfreuen sich keines großen Kindersegens, selten trifft man in der Familie mehr als zwei Kinder; die Ursache mag zum Theil darin liegen, daß der Mangel an passendem Ersatz für die Muttermilch die Frauen zwingt, ihre Kinder möglichst lange an der Brust zu halten; sodann ist auch die Sterblichkeit unter den

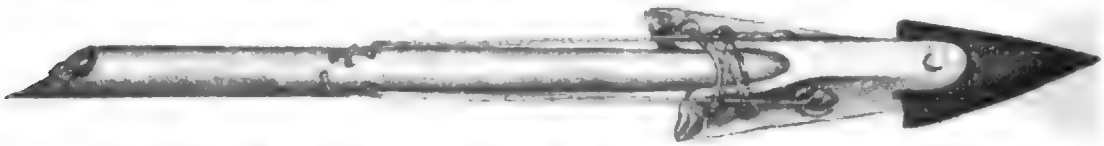


Fig. 19. Alte Lanze aus Knochen mit eingesetzter eiserner Schneide.

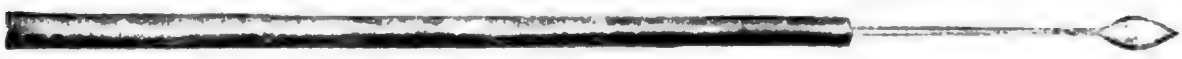


Fig. 20. Harpune mit langer knöcherner Spitze.

Kindern naturgemäß außerordentlich groß. Kinderlose Ehepaare suchen häufig durch Uebernahme fremder Kinder die Lücke in ihrem Haushalte auszufüllen. Den Eltern der Kinder wird dafür eine Entschädigung gezahlt.

Bei dem regen Verkehr, welcher in den letzten dreißig Jahren zwischen den Eskimos und Walfischfängern, von denen in früheren Jahren viele im Cumberland-Sunde zu überwintern pflegten, stattfand, ist es nicht zu verwundern, wenn sich heute viele Mischlinge unter den Eingeborenen befinden. Manche Weiße sind auf dauernde Verbindungen mit Mädchen aus den Eskimostämmen eingegangen; so besitzt der Kapitän eines amerikanischen Walfischfängers, der seit 27 Jahren im Sunde verkehrt und 22mal dort überwintert hat, bereits seine zweite Frau von den Ein-

Digitized by Google

geborenen; eine Tochter von ihm ist wieder an einen Eskimo verheirathet, einen 14jährigen Sohn läßt er in Canada erziehen.

Die Familien der Eskimos leben unter sich getrennt, ohne jeglichen gesellschaftlichen Verband und ohne ein anerkanntes Stammesoberhaupt. Ein gewisses Ansehen genießt allein der „Angekok" oder Arzt. Näheres über das Wesen und die Bedeutung des Angekok bei den Eskimos findet man in dem interessanten Werke von Dr. Rink Tales and Traditions of the Eskimo (Edinburg 1875). Durch Zauberei, die mit dem Absingen monotoner Gesänge verbunden ist, sucht er den bösen Geist der Krankheit zu bannen; alsdann giebt er sein Urtheil ab, ob der Kranke leben oder sterben wird; im günstigen Falle belohnen ihn reichliche Geschenke, vorzugsweise aus Hunden bestehend, die er aber, falls sich sein Ausspruch als irrig erweist, zurückgeben muß. Der dem Tode zugesprochene Kranke wird aus der Wohnung der Familie entfernt und in einem besonders für ihn hergerichteten kleinen Zelte oder Schneehause untergebracht, das ihm nothdürftigen Schutz gegen die Unbilden der Witterung und gegen wilde Thiere gewährt. Im allgemeinen bleibt der Kranke hier sich selber überlassen, doch wird ab und an nach seinem Befinden gesehen und ihm Nahrung verabfolgt. Erlangt ein auf diese Weise Ausgesetzter wider Erwarten seine Gesundheit zurück, so kann er zwar zu seinem Stamme und seiner Familie zurückkehren, wird jedoch als ein völlig neues Mitglied derselben betrachtet und muß seine Wiedergeburt auch äußerlich durch die Annahme eines neuen Namens hervorheben. Diese grausame Sitte, welche früher auch bei den Eingeborenen in Labrador heimisch war, ist dort längst unter dem wohlthätigen Einflusse der Missionare verschwunden.

Ein großes Unglück ist es stets für die Familie eines Eskimos, wenn trotz aller Vorsicht ein Mitglied derselben in der Wohnung stirbt. Der Verlust des Zeltes mit seinem Inhalte ist die unvermeidliche Folge. Eine strenge Vorschrift zwingt den Eskimo, das Zelt und alles, was sich darin zur Zeit des Sterbefalls befand, wie Schlafdecken, Kleider der Familienmitglieder, sowie die sämmtlichen Haushaltungsgegenstände, welche als unrein betrachtet werden, zu verlassen; ausgenommen hiervon sind die Zeltstangen und solche Sachen, welche von den Weißen herrühren. Die Zeltstangen werden später von außen aus der verwehmten Hütte herausgezogen, denn das Betreten des Zeltes ist selbstverständlich ebenfalls untersagt. Möglicherweise liegt diesem Gebrauche, der stets auf das strengste innegehalten wird, die Erfahrung zu Grunde, daß manche Krankheiten durch Sachen, die mit dem Kranken in Berührung waren, auf andere übertragen werden können.

Die Leichen der im Winter Gestorbenen werden zunächst mit Eis und Schnee und erst im folgenden Frühjahr mit Steinen bedeckt. Die Erwachsenen legt man mit dem Kopfe nach Sonnenaufgang, die Kinder mit dem Kopfe nach Sonnenuntergang.

Ein hohes Alter wird den Eskimos im allgemeinen nicht beschieden sein; das rauhe Klima, die vielen Entbehrungen und Anstrengungen, mit denen sie von Jugend auf für die Erhaltung ihres Lebens kämpfen, müssen ihre Kräfte frühzeitig aufreiben. Bestimmte Angaben über das Alter der einzelnen Personen kann man von ihnen nicht erhalten, da sie die Jahre nicht zählen. Der Begriff eines Jahres scheint ihnen erst im Verkehr mit den Weißen klar geworden zu sein. Im Uebrigen fehlt ihnen aber jede Zeitrechnung. Ihre Zahlbegriffe reichen nur bis zehn; darüber hinaus ist „viel". Eigene Bezeichnungen existiren nur für die Zahlen von Eins bis Sieben und die Zehn. Acht und Neun werden wieder aus Drei und Vier gebildet.

Der Eskimo liebt die Geselligkeit. Er ist gastfrei gegen seine Stammesgenossen und gegen die Weißen, deren Besuch er gern in seiner Wohnung empfängt. Bei solchen Besuchen fanden wir die Eingeborenen stets freundlich und gesprächig. Sie erzählen gern und viel von ihren Jagden und den Gefahren, die sie dabei ausgestanden. Allen Fragen nach ihren religiösen Gebräuchen und Ceremonien wußten sie auszuweichen.

Für das Leben und Treiben der Weißen bekundeten sie lebhaftes Interesse. Mit sichtlichem Vergnügen durchblätterten sie einige Jahrgänge der Zeitschrift „Ueber Land und Meer" und bewiesen häufig durch ihre Fragen, daß ihnen das Verständniß für den Inhalt der Illustrationen nicht abging. Der Unterschied zwischen dem inhaltreichen und üppigen Leben der fremden Stationen und dem kümmerlichen mühseligen Dasein der Eskimos ist auch ihnen längst zum Bewußtsein gekommen und hat ihr Nachdenken angeregt. Gelegentlich eines Vergleiches des großen Neufundländer Hundes der deutschen Station mit den eingeborenen Hunden äußerte ein Eskimo, die Ursache des geringeren Wachsthums der Menschen, Thiere und Pflanzen in seiner Heimath müsse in dem kalten und widrigen Klima liegen. Er sagte dieses in so resignirter wehmüthiger Weise, daß wir das Gespräch hierüber abbrachen und auch später vermieden auf dies Thema zurückzukommen.

Der Aufforderung zu singen kamen sie fast immer bereitwilligst nach, besonders wenn sie erwarten durften, daß diese Gefälligkeit durch ein Geschenk an Tabak belohnt werden würde. Ich habe aber niemals weder von alten noch von jungen Männern oder Frauen etwas Anderes gehört als denselben monotonen Gesang, aus dem ich nur die Worte verstehen konnte: „Aga, Aga, Aga, uwanga, Aga, Agä!", die sich in infinitum wiederholten. Doch scheinen die Eskimos nicht unmusikalisch zu sein. Es fanden sich immer einige, die auf der Handharmonika oder auf der Flöte leichte schottische und amerikanische Melodien vorzutragen verstanden. Einen Nationaltanz hatten wir nur einmal das Vergnügen von zwei jungen Männern tanzen zu sehen. Der Tanz bestand in einem sprungweisen Avanciren und Retiriren der einander Gegenüberstehenden. Dabei wurde der Oberkörper weit vorgebeugt, während die Knie bei den einzelnen Sprüngen heftig zur Brust emporgehoben wurden. Nach mehrmaligem Avanciren und Retiriren folgte in regelmäßigen Pausen eine Drehung der einzelnen um sich selbst, die von lautem Geschrei und heftigen Gestikulationen der Arme begleitet war. Im allgemeinen geben sie sich nicht gern zu solchen Produktionen vor den Weißen her. Als einst auf unserm Schiffe ein alter Eskimo die Gesellschaft durch Vorführung eines amerikanischen Matrosentanzes unterhielt, ging ein jüngerer seiner Stammesgenossen ärgerlich an Deck auf und ab und gab durch Mienen und Gebahren in deutlicher Weise zu verstehen, daß ihn das Benehmen seines Landsmannes verdroß.

Die Sprache der Eskimos ist sehr schwierig zu erlernen. Im Verkehr mit den Weißen pflegen sie vielfach sich anderer Worte und Redewendungen zu bedienen, als unter sich; anfangs im Scherze die falsche Aussprache und Satzbildung der Fremden nachahmend, ist ihnen dieselbe später zur Gewohnheit geworden, zumal sie sich dadurch den Weißen besser verständlich machen konnten. Diese Verkehrssprache unterscheidet sich von der eigentlichen Landessprache durch konsequente Verleugnung aller Deklination und Konjugation, sowie das Auslassen der Hülfsverben; die Substantive

Digitized by Google

erscheinen stets im Nominativ Singularis, die Verben in der dritten Person Singularis des Präsens Indicativi, so heißt z. B. uvanga sinipuk wörtlich: „ich er schläft"; würde aber einem Weißen gegenüber je nach den Umständen zu bedeuten haben: „ich habe geschlafen" oder „ich will schlafen". In Folge dieser veränderten Ausdrucksweise kann man bei einiger Wortkenntniß sich sehr wohl mit den Eingeborenen in ihrer Sprache verständigen, ohne deshalb von den Gesprächen, die sie unter sich führen, auch nur das Geringste zu verstehen.

Von der Grammatik sei folgendes erwähnt. Das aktive Substantiv ist der maßgebende Theil des Satzes; die Deklination des Substantivs ist sehr weitgehend, weil alle Pronomina angehängt und mit deklinirt werden, z. B.:

Nom.	atatak der Vater	atataga mein Vater
Gen.	atatab	atatama
Dat.	atatamut	atatanmut
Vial.	atatakut	atatabkut
Acc.	atatamik	atatanmik
Abl.	atatamit	atatamnit

Der Vocativ wird nur durch Betonung der letzten Silbe des Nominativs ausgedrückt

Dualis atataput unser beider Vater
atatapkit euer beider Vater.

Der Plural verschwindet vielfach und wird durch die Endung des Verbs ausgedrückt.

Nebenform: atatab, Nominativus constructus.

Das Verb ist häufig das Stammwort eines Redesatzes und wird auch in vielen Fällen aus dem Hauptworte gebildet, z. B. tokko der Tod, tokkowok er stirbt.

Zur Conjugation des Verbs sind gegen 700 Endungen erforderlich; jede Form besitzt außer ihrem Affirmativ ein selbständiges Negativ und Interrogativ, letzteres wieder mit affirmativer und negativer Endung, z. B.:

Indicativ Praesens: sennawok er arbeitet,
sennanilak arbeitet er nicht?

Die einfache Satzstellung ist aktives Substantiv — passives Substantiv-Verb, z. B.:

atatab puije naulalaupa Der Vater Seehund harpunirt.

Einige der gebräuchlicheren Wörter aus dem reichen Wortschatze der Eskimos folgen nachstehend:

Innuit	Bezeichnung der Eingeborenen.	niuksa	Handholz für den nuing.	iglopik	Kiste.
Kadlunak	Bezeichnung der Weißen.	ukadluneung	Harpune zum Lachsfang.	negjik	Bootshaken.
Noktukkerle	Der dürftig bewegliche.	ipnautak	Peitsche.	nurjo	essen.
Koak	Gefrorenes.	kukiyu	Flinte.	imno	Milch.
Okkoytu	Der mit dem Wolfsrachen.	kattayo	Kiste.	pijuk	gut (etwas, das zu brauchen ist).
Inuaktu	Mörder.	kikiu	Nadel.		
Nuukchua	Große Landspitze.	kinailissanga	Futteral für die Harpunenspitze (wörtlich: das Mittel, es nicht ohne Schneide zu machen).	wadlipuk	weit weg.
Iktuangan				kanipuk	nahe bei.
(Sämmtlich männliche Eigennamen.)				anana	Mutter.
Avinga	Maus (weiblicher Eigenname).	nuglukta	ein Musikinstrument.	atatak	Vater.
		schakuttuigna	Werkzeug.	dakok	Mond.
makkuk	Kopf.	mikki	Hund.	utchlua	Stern.
nuya	Haar.	aktunak	Seil.	okkiuk	Winter.
schiu	Ohr.	nappurotak	Mast.	auja	Sommer.
aggeid	Hand.	akkomatik	Schlitten (dual).	opungak	Frühling.
kuddlu	Daumen.	umiak	Boot.	agegaer	Herbst?
tikkiu	Zeigefinger.	umiaktuak	Schiff.	unno	Nacht.
katuklu	Mittelfinger.	tippanie	groß.	akiuktu	Echo.
mikkilua	Ringfinger.	aikko	Eis.	utlimau	Axt.
ikkalu	kleiner Finger.	wagdnak	Nordwind.	urrista	Hammer.
kiuga	Nase.	guier	Süd?	tosuk	eins.
ije	Auge.	konningnak	Ostwind.	makuk	zwei.
negje	Seehund.	penningnak	Westwind (Landwind).	pennisuhn	drei.
tuktuk	Renthier.	taunanie	draußen.	zissemen	vier.
nokjuk	Geweih vom Renthier.	uwanga	ich.	tidlimen	fünf.
amarok	Wolf.	idlen	du.	agbinigen	sechs.
nanuk	Bär.	kaiit	komm hierher.	makauni	sieben.
kissing	Fell.	igloane	gehe fort.	pennisuhni	acht.
ikkak	Schneebrille.	kaktuk	der hungernde.	zissimonni	neun.
nischa	Mütze.	kak	der Hunger.	kulli	zehn.
iwikjua	Gras.	norki	Fleisch.	amusuadli	viel.
iwikiagokluk	aus Stroh geflochtenes.	sekkinek	Sonne.	soroving	Kind.
kakko	Felsen.	umik	Bart.	kannung	Zeltpfosten.
nuna	Land.	okkapok	er spricht.	nutakak	Säugling.
kouk	Fluß.	schukeri	schnell.	nerilinga	ich wünsche zu essen.
kerlu	klein, dürftig.	amela	ja.	poadlu	Handschuh.
pukitu	niedrig.	akkeid	nein.	pokkemalo	Patronentasche.
pukulujuk	hoch.	nami	nicht.	kodlo	Lampe.
mikkiu	ein wenig.	piterangituk	es giebt nicht.	negjika	Jacke aus Seehundsfell.
ikke	kalt.	akkalili	gieb her.	pissurayo	über Land gehen.
okko	warm.	katsinik	wie viele.	aussiwattu	auswärts gehen.
kujo namik	o wie dankenswerth.	ipud	Ruder.	nulianga	seine Frau.
komming	Sommerstiefel.	schabaktuak	das Meer.	kalukdu	Wellen.
nukkuling	Winterstiefel.	iglu	Haus (von Schnee).	appud	Schnee.
kanning	Schnee.	sinipuk	er schläft.	kanning, kalukdu	schneien.
sillelu	Regen.	aneluke	böses Weib.	kemukju	harter Schnee (worüber man mit dem Schlitten fahren kann).
nuwuya	Wolken.	ikuma	Feuer.		
tokkijuk	todt.	mikkiut	die Kleinen.	isuk	Rauch.
ihimak	Harpune für Walfische.	ingerit	er fingt.	namung	wohin.
nuing	Harpune für Enten.	mattu	Deckel.	imak	Salzwasser.
tukak	Wurfspieß.	kaduo	Mund.	panusuktuk	trocknen.

Digitized by Google

Die Reſultate der Greely-Expedition.

Am 2. September hat Lieutenant Greely in der Sitzung der geographiſchen Sektion der Britiſh Aſſociation, die in Montreal tagte, einen Vortrag über die Ergebniſſe ſeiner Expedition gehalten, deſſen weſentlichen Inhalt wir hier folgen laſſen.

Die geographiſche Arbeit der Expedition erſtreckt ſich beinahe über drei Breitengrade und mehr als vierzig Längengrade. Lieutenant Lockwood brach am 81° 44′ nördl. Br. und 84° 45′ weſtl. L. Gr. auf und erreichte am 18. Mai 1882 auf der Nordküſte Grönlands 83° 24′ nördl. Br. und 40° 46′ weſtl. L. Gr. Von demſelben Punkte ausgehend, erreichte er in ſüdweſtlicher Richtung im Mai 1883 in Greelyfjord, einer Bucht des weſtlichen Polaroceans in 78° 26′ weſtl. L., eine Breite von 80° 48′ nördl. Br. Das Ergebniß der nach Norden unternommenen Expedition war eine Bereicherung unſerer Karten um eine Küſtenlinie, welche ſich beinahe 100 Meilen über den nördlichſten von Lieutenant Beaumont (von der engliſchen Marine) geſehenen Punkt ausdehnt. Hierdurch wurde auch Grönland um mehr als 40 Meilen nach Norden verlängert und dieſes Land erhält hierdurch eine viel größere Ausdehnung in dieſer Richtung, als ihm im allgemeinen beigemeſſen wird. Die Lage des entfernteſten auf der Grönlandküſte geſehenen Punktes wurde auf 83° 35′ nördl. Br., 38° weſtl. L. Gr. geſchätzt; übrigens iſt durch nichts erwieſen, daß der entfernteſte Punkt, den man geſehen hat, wirklich auch die nördlichſte Grenze von Grönland iſt.

Die neu entdeckte Küſte gleicht in verſchiedener Hinſicht der des ſüdlichen Grönlands; in das Feſtland ſchneiden verſchiedene tiefe Fjords ein, vor denen zahlreiche Inſeln liegen. Das Innere des Landes erſchien von einer Höhe von etwa 2000 Fuß geſehen als eine verworrene Maſſe von Bergen, die entweder in ewigem Schnee oder in eine Eisdecke eingehüllt ſind. Die Fjorde bieten dem Auge nichts als eine breite, ebene Fläche von Schnee und Eis, frei von jedem „Eisfuße“, Bergen von Treibeis oder auf einander gethürmten Schollen und ohne irgend welche andere Zeichen für das Beſtehen einer direkten Verbindung mit dem Meere von Spitzbergen. Im allgemeinen iſt die eigentliche Küſte hoch, ſchroff und ſteil, die Formation der in der Nähe des Discoveryhafens beobachteten ſehr ähnlich: Schiefergeſtein mit eingeſprengtem Quarz. Die Vegetation gleicht ſehr der von Grinnell-Land; unter den mitgebrachten Proben befindet ſich der arktiſche Mohn, auch einige Steinbrech-Arten wurden noch über den 83. Grad hinaus gefunden. Spuren von Polarbären, Lemmingen und Polarfüchſen wurden geſehen; ein Haſe und ein Schneehuhn wurden im äußerſten Norden getödtet und eine Schneeammer wurde gehört.

Eine auffallende Erſcheinung wurde bemerkt, nämlich das Beſtehen eines Fluthkrachs (tidal crack), den wir aus Mangel eines anderen Namens ſo nennen wollen, welcher ſich vom Kap Bryant längs der ganzen Küſte hinzieht, quer über verſchiedene Fjorde hin von Vorgebirge zu Vorgebirge in gerader Linie hinlaufend, deſſen Breite von einem bis zu einigen hundert Yards wechſelt. Auf der inneren Seite des Sprunges ſah man nur ſelten rauhes auf einander geſchobenes Eis, während auf der äußeren Seite paläokryſtiſches Eis vorherrſchte, wie das, über welches hin Commandeur Markham ſich im Jahre 1875 ſo tapfer und mit ſo viel Erfolg ſeinen mühevollen und wunderbaren Weg zwiſchen Kap May und Kap Britannia bahnte.

Eine Lothung ergab bei 800 Fuß keinen Grund; ſcheinbar beſtand keine Strömung.

Die Breite des nördlichſten Punktes der Lockwood-Inſel wurde durch eine Reihe Circummeridianbeobachtungen und Beobachtungen des Polarſterns nach der Methode von Gauß berechnet. Die Breite von Kap Britannia und einigen anderen Punkten wurde durch Circummeridianbeobachtungen beſtimmt. Die Genauigkeit der Karten Lieutenant Beaumont's erkannte Greely an; die einzigen Korrekturen, welche gemacht werden mußten, beſtanden darin, daß Kap Britannia einige Meilen ſüdlicher und Kap May einige Meilen weſtlicher zu liegen kommen, als in der Karte angegeben iſt. Dieſe Punkte waren von Lieutenant Beaumont nur durch Richtungsbeobachtungen beſtimmt. Die von ihm erreichte Genauigkeit war, wenn man die ungünſtigen Umſtände im Auge behält, überraſchend.

Die Züge, die Lieutenant Lockwood und Greely nach dem Innern von Grinnell-Land gemacht haben, enthüllten überraſchende und beſondere natürliche Zuſtände, die man bis jetzt nicht vermuthet hatte. Zwiſchen den vorſpringenden Spitzen von Archer und Greely-Fjord, in einem Abſtande von ungefähr fünfzig Meilen erſtreckt ſich von Oſt nach Weſt längs des 81. Parallelkreiſes die ſenkrechte Wand einer ungeheuren Eisdecke; die durchſchnittliche Höhe derſelben beträgt nicht weniger als 150 Fuß. Die Formen der Eisoberfläche ſchließen ſich der Geſtaltung des Landes ſo enge an, daß die Eisdecke auf 60 Meilen Länge nur ganz unbedeutend in Dicke wechſelte. Nur zwei Stellen wurden gefunden, wo die Böſchung und die Form der Eismaſſe derartig waren, um die Erklimmung derſelben möglich zu machen. Dieſe Eismaſſe, die ſich nach Süden ausdehnt, bedeckt Grinnell-Land beinahe ganz und gar vom 81. Breitengrade bis Hayesſund und vom Kennedykanal nach Weſten bis zum Greely-Fjord am Polaroceane. Der Gletſcher, welcher in die Dobbinbai mündet, iſt nur ein Zweig dieſer Eismaſſe; zweifellos kann man am Ende jedes bedeutenden Thales, welches in die Richardſon-, Scoresby- und andere Baien mündet, Gletſcher finden. Verſchiedene Thäler, die auf dem Rückwege nach Süden beſucht wurden, zeigten an ihrer Mündung deutlich, daß dort früher Gletſcher beſtanden hatten. Im Juli glückte es Lieutenant Greely Mount Arthur zu beſteigen, deſſen Gipfel 4500 Fuß über dem Meere liegt. Der Tag war ſehr hell; im Norden der Garfield-Kette zeigte ſich eine ähnliche Eisdecke, aus der langausgeſtreckte Gletſcher hervortraten, welche dem Auge durch jede Lücke in den Bergen ſichtbar wurden. Einer derſelben, der Henrietta Neſmith-Gletſcher war von Greely im vorhergehenden April beſucht worden, wobei er gefunden hatte, daß der vordere ſenkrechte Abſturz 200 Fuß betrug. Er mündete in eine kleine Bai, einen Theil des Hazen-Sees. Der Gilmar-, Abbé- und andere Gletſcher ſpeiſen die Flüſſe, welche ſich in dieſen See ergießen. Aehnliche Gletſcher werden an dem Urſprung der Flüſſe gefunden, welche in das St. Patrick- und Lincolnbecken, Norrisbai und Discoveryhafen münden. Nach dieſen Anzeichen ſchätzt Greely

die Oberfläche des nördlichen Eisfeldes von Grinnell-Land auf nicht viel weniger als 6000 Quadratmeilen. Die südliche Grenze fällt ziemlich genau mit dem 82. Breitengrade zusammen.

Das Land, welches sich zwischen dem 81. und 82. Breitengrade vom Kennedy- und Robeson-Kanal nach dem westlichen Polarocean erstreckt, fand man im Juli mit Ausnahme des höchstens Rückens ganz frei von Schnee; bei einer über 150 Meilen langen Reise im Innern hat Greely's Fuß niemals Schnee betreten. Die Vegetation war reich, wenn mit der von Kap Hawkes, Kap Sabine oder anderen weiter südlich gelegenen, von Greely besuchten Punkten verglichen, selbst üppig zu nennen. Abgestorbenes Weidenholz wurde in solcher Menge gefunden, daß es mehr als einmal als Brennstoff dienen konnte. Weiden, Steinbrechen, Gräser und andere Pflanzen wachsen in solchem Ueberfluß, daß sie große Flächen vollständig bedecken. Diese Thäler bieten ausgezeichneten Weidegrund für Moschusochsen, welche gegen den Sommer nach der Seeküste hin ihre Nahrung suchen, mit dem Vorrücken des Winters aber sich nach dem Innern zurückziehen. Häufig bemerkte Greely Spuren, daß die Gegend, welche jetzt von keiner Eishülle bedeckt ist, sich neuerdings über das Meer gehoben hat. Solche Anzeichen bestanden in gehobenen Strandlinien, Seemuscheln und Treibholz. An einer Stelle fand man die Stämme zweier großer Koniferen in so gutem Zustande, daß sie als Brennholz gebraucht werden konnten.

Es scheint wahrscheinlich, daß jene Eisdecken ursprünglich vereinigt waren; gewiß ist es, daß beide Decken, die südliche sowohl als die nördliche, in neuerer Zeit zurückgewichen sind, wenn dies nicht etwa fortgesetzt noch stattfindet. Längs der Grenze des südlichen Eises fand man viele kleine Eisseen und Moränen. Im Norden grenzt der Hazen-See fünfzig Meilen weit an die Eishülle. Gegenüber dem Henrietta Nesmith-Gletscher fanden sich drei parallele Moränen. Zwischen der vorderen Seite des Gletschers und dem Haupt-See, wo Hazen-See und Ruggles-Fluß sich vereinigen, fand Greely die Ueberbleibsel von permanenten Eskimohütten. Viele Ueberreste wurden hier und an verschiedenen Stellen an der Südküste des Hazen-Sees gesammelt, aber auf der Nordseite dieses Sees fand man nichts derartiges. Vielleicht verdient es bemerkt zu werden, daß die Renthiere, die in großer Zahl in dem Lande vorgekommen sein müssen, ganz und gar verschwunden, also entweder ausgestorben oder ausgewandert sind. Mit Bezug auf die Grenze des ewigen Schnees ist anzuführen, daß sie auf Mount Arthur etwa 3500 Fuß über der Meeresfläche lag. Aus barometrischen Messungen ergab sich, daß die Wasserscheide von Grinnell-Land gegenüber der südlichen Eisdecke etwa 2500 und in der Nähe von Mount Arthur etwa 3000 Fuß hoch ist.

Großgriechenland.

Von **W. Kobelt.**

I.

Von allen Küstenländern des Mittelmeeres ist kaum eines, das so selten einmal von einem Reisenden aufgesucht wird, wie das äußerste Südende der apenninischen Halbinsel. Einst nannten es selbst die stolzen Griechen Großgriechenland, und in ununterbrochener Reihe lagen an seinem Ostufer die Städte ersten Ranges, Tarent, Metapont, Sybaris, Kroton. Heute ist das Gestade verödet; kümmerlich fristen Táranto und Cotrone ihre Existenz, sonst ist das Leben überall ins Gebirge entwichen und hat das Küstenland der Malaria und den Fiumaren überlassen. Der Tourist scheute den großen Umweg über Foggia und Bari, der erst neuerdings durch die Eröffnung der direkten Bahn von Neapel nach Metapont weggefallen ist, sowie das Fieber und die halbwilden Calabresen, die ja selbst der Sicilianer mit einem Gemisch von Scheu und Verachtung betrachtet; aber auch Alterthums- und Naturforscher betraten das Land nur selten, und das Waldgebirge der Sila, die Granitmasse des Aspromonte zählen heute noch zu den am wenigsten erforschten Gegenden Europas. Die Litteratur ist darum noch äußerst spärlich und beschränkt sich meist auf die Schilderung flüchtiger Durchwanderungen und kurzen Besuchs der historisch wichtigen Stätten [1]).

Um so freudiger müssen wir ein Werk begrüßen, das, von berufener Hand geschrieben, uns nicht nur eine eingehende Schilderung des Landes bietet, sondern sich auch bestrebt, uns darüber aufzuklären, warum diese Länder im Alterthume einen so wunderbar raschen Aufschwung nahmen und warum sie schon so früh und so tief wieder gesunken sind. Der leider so früh der Wissenschaft entrissene Bibliothekar der Bibliothèque nationale in Paris, François Lenormant, hat das Land von Táranto bis Reggio bereist und giebt in einem prachtvoll geschriebenen Werke, von dessen ersten Bänden bald nach dem Erscheinen eine zweite Auflage nöthig wurde [1]), seine Beobachtungen und die Resultate seiner langjährigen Studien, ganz besonders über die Numismatik der großgriechischen Städte, welche beim großen Mangel an Geschichtswerken wie an Inschriften fast allein die Daten zu einer speziellen Geschichte des Griechenthums in Italien liefern müssen. Das Werk scheint in Deutschland noch wenig verbreitet zu sein, eine Uebersetzung ist meines Wissens noch nicht erschienen, eine Analyse an dieser Stelle wird darum nicht unwillkommen sein.

---

[1]) Dagegen ist hervorzuheben die rühmliche Thätigkeit des italienischen Generalstabes, durch die uns seit schon fast einem Jahrzehnt statt der äußerst mangelhaften, noch aus dem vorigen Jahrhundert herrührenden Karten, mit denen sich das bourbonische Regiment begnügt hatte, eine zuverlässige neue Specialvermessung ganz Unteritaliens vor Augen liegt, die mit anzuerkennender Schnelligkeit, wenn auch ohne Anspruch auf Eleganz, auf photozinkographischem Wege sogleich nach Vollendung der jedesmaligen Feldarbeit im Maßstabe von 1 : 50000 (theilweise auch schon in der heliogravirten Reduction auf 1 : 100000 und 1 : 500000) ausgeführt ist und die Möglichkeit der Herstellung einer weiteren Verkleinerung, als erste die wirklichen Formen und Ortslagen wiedergebende Generalkarte Unteritaliens gewährt hat. (Enr. Kiepert, Nuova Carta dell 'Italia meridionale, 1 : 800000, 2 Bl., Berlin, D. Reimer. 1881.) — (Red.)

[1]) La Grande Grèce. Paysages et Histoire, par François Lenormant. Paris, Levy, 1881—84.

Digitized by Google

Der Autor betrachtet die griechiſche Koloniſation nicht als eine zufällige Erſcheinung, nicht als die bloße Folge innerer Spaltungen und Kämpfe, welche die unterliegende Partei zwangen, ſich eine neue Heimath zu ſuchen, ſondern er bringt ſie in Verbindung mit der Handelsbewegung des Alterthums und mit der Sehnſucht nach den Metallſchätzen einerſeits Südſpaniens, andererſeits Etruriens, und mit den Beſtrebungen, das Monopol der Phönicier und Karthager zu brechen. Schon in einer Zeit, welche weit vor die Anfänge der Geſchichte hinaufreicht, waren die zähen klugen Semiten mit ihren kleinen Schiffen nach Cypern hinübergegangen, dann nach der kleinaſiatiſchen Küſte; ſie hatten ſich dieſer entlang weiter getaſtet bis zu den Geſtaden von Kreta, hatten von dort aus den barbariſchen Bewohnern von Griechenland die erſten Anfänge der Civiliſation gebracht und ſchließlich ſich über die Adria hinüber nach Italien, nach Nordafrika und bis zu den Säulen des Herkules gewagt. Wo eine küſtennahe Inſel, eine leicht zu vertheidigende Halbinſel die Gelegenheit bot, legten ſie ihre verſchanzten Faktoreien an und tauſchten Wein, Feigen und künſtlich gearbeitete Waffen gegen die Landesprodukte. Als die Israeliten einen großen Theil ihres Landes eroberten, erhielten die phöniciſchen Handelspoſten eine erhöhte Bedeutung; flüchtige Auswanderer ſiedelten ſich dort an und da, wo die beiden Hälften des Mittelmeeres ſich berühren, entſtand Karthago, das dem Mutterlande bald über den Kopf wuchs, den Handel mit dem reichen Tarſchiſch monopoliſirte und ganz Nordafrika ſeinem Einfluß unterwarf.

Gleichzeitig traten aber gefährliche Konkurrenten und Nebenbuhler auf. An Stelle der Pelasger waren nach und nach die Hellenen getreten; ſie hatten die Phönicier aus dem Archipel verdrängt, waren ſelbſt tüchtige Seefahrer geworden und ließen ſich nicht länger durch die Ammenmärchen der phöniciſchen Schiffer von Fahrten nach den reichen Ländern des Weſtens abhalten. Von der anderen Seite her ſuchten aber auch die Etrusker ſich einen Handelsweg nach dem Orient zu ſchaffen und ſo begannen die Kämpfe zwiſchen den verſchiedenen Haupthandelsvölkern, die erſt mit dem Untergange Karthagos und der Alleinherrſchaft Roms ihr Ende fanden. Die klugen Phönicier hatten ſich nicht nur in Karthago und Utica feſtgeſetzt, ſondern auch auf der europäiſchen Seite in Motye; ſie hielten Malta, Gozzo und Pantelleria beſetzt und kein Schiff konnte wagen, ſich ohne ihre Einwilligung in den ſtürmiſchen Gewäſſern zwiſchen Afrika und Sicilien zu zeigen. Die Griechen mußten es an einer andern Stelle verſuchen. Schon um 1050 v. Chr., kaum ein Jahrhundert nach dem trojaniſchen Kriege, finden wir ſie in Kyme, und die Koloniſten von dort gründen im Verein mit den Chalkidiern auf der ſichelförmigen Landzunge in der Straße von Meſſina 740 die Städte Zankle und gegenüber Rhegion, um ſich die Alleinherrſchaft über den Weg nach Etrurien zu ſichern. Als Euböa in die Gewalt Athens fiel, gelang es den Phokäern ſich an die Stelle der Chalkidier zu ſetzen, und ſie ſperrten den anderen Griechen ebenſo eiferſüchtig den Weg. Natürlich ging das nicht ohne Kampf mit den anderen Handelsmächten ab; zeitweiſe vereinigten ſich ſogar Karthager und Etrusker zum Kampfe gegen die Hellenen, und 540 vernichteten ſie die ganze phokäiſche Flotte bei Alalia; das uralte Kyme entging nur durch die Intervention des mittlerweile mächtig gewordenen Syrakus der Zerſtörung, gerade wie Maſſalia durch ſeine Freundſchaft mit den Ligurern. Aber trotz alledem waren die Städte an der Straße von Meſſina ſtark genug, um alle Konkurrenten abzuhalten und ſie zu zwingen, andere Handelswege aufzuſuchen. Es blieb nur der Landweg offen, über die lange Halbinſel des heutigen Calabriens hinüber mit Häfen auf beiden Seiten, und wir ſehen die Griechen das ganz auf einmal begreifen. Es war die große Zeit des Hellenenthums; das Land vermochte die Menge des Volkes nicht mehr zu faſſen, nach allen Seiten drängte ſie hinaus, erſt nach dem nördlicheren Theile des Archipels, zur Chalkidike und dem Eingange des ungaſtlichen Pontus, dann in dieſen ſelbſt hinein, immer den koſtbaren Waaren nach, welche Zwiſchenhändler aus dem Innern Aſiens herbeibrachten. Dann auch nach Süden und Weſten hin zur Cyrenaika, nach Sicilien und nach den Küſtenländern der Adria. Innerhalb 13 Jahren ſehen wir Sybaris, Kroton und Taras gegründet. Die Hellenen treffen dort überall ſtammverwandte Stämme („Pelasger“ nennt ſie Lenormant [1]), die ſich ihnen ohne großen Widerſtand unterordnen und zum Theil griechiſche Kultur annehmen; das fruchtbare Land liefert alle Lebensbedürfniſſe in überreichem Maße, aber die Hauptbedingung des Aufblühens war doch der Handel mit den Etruskern, den Tarent zu Lande, Kroton und das mit den Mileſiern eng verbündete Sybaris zur See von Häfen an der Weſtküſte aus trieben. Die Griechen begnügten ſich hier nicht mit der Gründung von Faktoreien, ſie eroberten das ganze Land und machten die unkriegeriſchen Bewohner zu Leibeigenen. Ihr Reichthum und ihr Wohlleben wurden bald ſprichwörtlich und ſie konnten es, nachdem ihre Kämpfer ſo oft die Preiſe bei den olympiſchen Spielen davon getragen, ſchließlich wagen, in ihrem eigenen Gebiete Spiele einzurichten, welche die heimiſchen verdunkeln ſollten.

Der unheilvolle Gegenſatz zwiſchen den verſchiedenen griechiſchen Stämmen ſollte aber auch den aufblühenden Kolonien verderblich werden. Gerade zu einer Zeit, wo Einigkeit am nöthigſten geweſen wäre, wo die Etrusker zu Lande mit aller Macht vordrangen, eine der campaniſchen Kolonien nach der andern zerſtörten und ſich dort einen Hauptwaffenplatz in Capua gründeten, wo die ſamnitiſchen Lucaner im Gebirge immer weiter nach Süden rückten, ſehen wir Dorier und Achäer ſich aufs erbittertſte befehden und endlich das reiche Sybaris von Kroton vollſtändig vernichtet. Vom Tage der Schlacht am Traeis an, 510 v. Chr., datirt der Niedergang des Hellenenthums in Italien. In die durch die Zerſtörung von Sybaris entſtandene Lücke drangen die Lucaner herein und ſchon zu Beginn des vierten Jahrhunderts nennt Scylax das Land nicht mehr Oenotria, ſondern Lucania. Umſonſt ſuchten die Griechen, die Gefahr erkennend, ſich in Thurii ein neues Bollwerk zu ſchaffen; ſchon 432 v. Chr. finden wir die Lucaner bis zum tarentiner Meerbuſen vorgedrungen, und ein neuer Feind entſteht den Hellenen in den Bruttiern, lucaniſchen Abenteurern, die ſich mit den Reſten der Ureinwohner Unteritaliens zu einem neuen kriegeriſchen Stamme vereinigt hatten. Aber den Todesſtoß empfing Großgriechenland nicht von den Barbaren, ſondern von einem Hellenen, dem gewiſſenloſen Dionys von Syrakus, der mit den Lucanern verbündet, zuerſt Thurii, dann Kroton niederwarf und die Städte des inneren Landes den Lucanern überließ. Nur Tarent bewahrte ſeine Machtſtellung, bis es den Römern erlag; die übrigen Griechenſtädte konnten gar nicht einmal mehr daran denken, der neuen Großmacht Widerſtand zu leiſten. Noch einmal ſpielten ſie eine Rolle in der Geſchichte, als in den letzten Jahren des zweiten puniſchen Krieges Hannibal dort ſein

[1]) Allerdings nur mit einer jetzt ziemlich aufgegebenen Hypotheſe früherer Gelehrten. Für viel wahrſcheinlicher darf jetzt die Verwandtſchaft jener Urbevölkerung mit den Illyriern gelten. Red.

Standquartier nahm; die Rache der Römer zerstörte den letzten Rest ihres Wohlstandes.

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit hat Lenormant einer Epoche zugewendet, welche von den meisten Geschichtsschreibern mit Stillschweigen übergangen wird, der Zeit zwischen dem Untergange der Gothenherrschaft und der Einwanderung der Normannen. Hier sehen wir das byzantinische Kaiserreich, das man sich gewöhnlich als in ständigem Niedergang begriffen vorstellt, auf einmal wieder einen gewaltigen Aufschwung nehmen, und Jahrhunderte hindurch sind Apulien und Neu-Calabrien wieder fast rein griechisch in Sprache, Glauben und Sitten, obwohl in der römischen Kaiserzeit das Hellenenthum fast ausgetilgt worden war. Ja selbst unter den Normannen hielt sich das Griechenthum noch lange genug, und die endliche Loslösung des Klerus von der griechischen Kirche erfolgte nicht ohne Schwierigkeit. Jetzt allerdings dürfte es schwer halten, im Charakter des Calabresen noch einen Zug griechischen Wesens zu entdecken; die wilden Bruttier sind völlig Herr geworden über die sanfteren hellenischen Elemente.

Auch eine andere äußerst interessante Episode, allerdings aus älterer Zeit, ist von dem Verfasser eingehend studirt worden, das Auftreten des Pythagoras; doch gehört dieses Kapitel nicht mehr in den Rahmen einer geographischen Zeitschrift.

II.

Lenormant hat, wie die meisten Reisenden, das Gebiet von Großgriechenland von Apulien aus betreten, mit der Bahn, die von Bari nach Taranto führt. Er, wie jeder beobachtende Reisende, ist überrascht von dem ganz andern Bilde, das das Land am Tarentinischen Meerbusen gegenüber dem nordöstlichen Abhange des Apennin bietet; auch das Meer erscheint ihm nicht mehr wie das italienische, es zeigt die weißliche Färbung, welche auch dem Archipel eigen ist, die γαληνη der Alten. Längs der Fiumaren geht es hinunter und der Archäolog begreift mit einem Male, warum die Griechen den Gott des Flusses, der ihr Gebiet bald befruchtete, bald verheerte, so hoch verehrten und warum sie ihn so gern als wüthenden Stier, der die Erde mit seinen Hörnern aufwühlt, bildeten. Er sieht die elenden Troglodytenstädte an den Flanken der tiefen Schluchten und die gewaltigen Oelbäume in der Ebene, die schon den normannischen Rittern ihren Schatten spendeten; er ist entzückt von dem wunderbaren Blicke nach der einen Seite auf den großen Golf mit den flachen Inseln und den calabrischen Bergen dahinter, und nach der andern Seite auf das Mar piccolo mit seinen lieblichen, nun so öden Ufern, und wird, wie jeder, den der große Name Tarentum angezogen, bitter enttäuscht beim Eintritt in eine der schmutzigsten Städte Süditaliens, in deren erstem Wirthshause er — wie ich früher auch einmal — Gelegenheit zu ausgiebigen entomologischen Studien findet. Den Kanal, welcher die Stadt von dem Festlande ostwärts trennt, hält der Autor für von der Natur vorgebildet, später versandet und erst in der Byzantinerzeit wieder eröffnet. Im Uebrigen findet er die topographischen Verhältnisse mit dem, was wir aus dem Alterthum wissen, noch ganz übereinstimmend, es scheinen also Niveauveränderungen in historischer Zeit nicht stattgefunden zu haben. Die Fischer in der Strada Garibaldi sprechen noch ihren eigenen, ganz mit Griechisch versetzten Dialekt, den die übrigen Tarentiner kaum verstehen. (Mir wurde, als ich 1872 einen Monat in Tarent zubrachte, versichert, daß in der Stadt vier verschiedene Dialekte gesprochen würden, von denen viele Leute nur einen verständen.) Leider findet er aber auch den Hafen noch genau so, wie ich vor zwölf Jahren; das Projekt, aus dem Mar piccolo einen großartigen Kriegshafen zu schaffen, ist eben noch Projekt geblieben.

Natürlich läßt der Reisende auch die Fauna des Mar piccolo nicht unberücksichtigt und wir erfahren dabei, daß sehr viele seiner Fische und Muscheln auf den Tarentiner Münzen erscheinen, als persönliches Zeichen des jeweilig mit der Prägung betrauten Magistratsmitgliedes. Auch die Austern- und Miesmuschelzucht wird eingehend besprochen.

Tarent, zuerst von spartanischen Partheniern kolonisirt, stand den anderen griechischen Kolonien immer etwas fremd gegenüber, aber seine Münzen beweisen, daß es mit ihnen doch in einem Vertragsverhältniß stand und eine Münzkonvention abgeschlossen hatte; auch an den Kämpfen der Hellenen gegen die Perser und Karthager nahm es keinen Antheil. Dagegen breitete es in Italien seine Macht immer weiter aus über die ganze Terra d'Otranto, gründete Kallipolis und Hydruntum und brachte nach schwerem Kampfe mit den Messapiern und den apulischen Peucetiern auch Apulien unter seinen Einfluß. Es verstand, die Eingeborenen, denen es ihre ganze municipale Selbständigkeit ließ, so für sich zu gewinnen, daß diese selbst noch im Römerkriege treu an ihm festhielten. Aber die Lucaner wurden bald furchtbare Feinde, und die Tarentiner suchten fremde Hilfe gegen sie zuerst in Sparta, dann bei Alexander von Epirus, jenem echten Albanesenhäuptling, der zwar die Lucaner schlug, aber bald versuchte, sich in Italien eine eben solche Herrschaft zu gründen, wie sein macedonischer Neffe in Asien. Sein Tod am Silawald befreite die Hellenen von einem gefährlichen Freunde, aber nun trat eine andere Macht in den Kampf, Rom, welcher Tarent trotz Pyrrhus und seinen Elephanten erlag.

Auf tarentiner Münzen erscheint nicht selten die Hauskatze, die den Griechen sonst unbekannt war. Lenormant ist im Gegensatz zu den meisten Forschern der Ansicht, daß die altägyptische Katze, die von der nubischen Felis maniculata abstammt, specifisch verschieden ist von der gefleckten Hauskatze, die er von der europäischen Wildkatze ableitet, deren Reste man ja schon in den Pfahlbauten findet; erstere wurde zuerst aus Afrika eingeführt, aber man erkannte die Aehnlichkeit mit der heimischen Wildkatze und begann nun auch diese zu zähmen. Ebenso zähmte man in Vorderasien die Angorakatze, welche jedenfalls einer dritten wilden Stammart angehört. Die γαλη der Griechen, wie der Felis der Römer waren keine Katzen, sondern Wiesel, die man halbgezähmt im Hause hielt, um die Mäuse zu vertilgen; erst als die Katze überall an deren Stelle getreten war, ging auch der Name auf sie über. Die Katze ist aber nach Italien nicht aus Aegypten gekommen, sondern über Syrien, denn ihr Name war bei den Aegyptern mau; in Syrien dagegen heißt sie qatô und in Innerafrika gadâ.

Ein interessantes Kapitel endlich widmet der Autor der Tarantel. Die Alten wußten nichts vom Biß dieser Spinne, die ihnen jedenfalls wohlbekannt war; zum ersten Male hören wir von ihr im Mittelalter im elften und zwölften Jahrhundert. Die Franken melden, daß die Armee, welche Ludwig II. gegen den Sultan von Bari führte, durch die Tarantel schwere Verluste erlitten habe, aber ihre Beschreibung läßt keinen Zweifel, daß sie unter Tarantola den Gecko verstehen, den die Südländer trotz seiner Harmlosigkeit so fürchten; ihm wurden die Folgen des apulischen Fiebers aufgebürdet. Die Sage vom Taranteltanz entstammt derselben Zeit, wo auch in Mitteleuropa die Tanzepidemien auftraten, dem vierzehnten Jahrhundert, und hatte jedenfalls dieselbe Ursache, wie der Veitstanz in Deutschland. Sie dauerte fast drei Jahrhunderte, noch 1599 beschreibt sie Ferrante Imperatore

Digitized by Google

in ihrer ganzen Intensität, aber seit dem siebzehnten Jahrhundert ist sie zur Sage geworden und nichts übrig geblieben, als der Name für einen Lieblingstanz der Neapolitaner. Die Tarantelspinne ist am ganzen Mittelmeere einheimisch, aber nirgend außer in Süditalien weiß man von dieser eigenthümlichen Wirkung ihres Bisses, der allerdings schmerzhaft, aber nicht entfernt so unangenehm ist, wie z. B. der des Tausendfußes.

Lenormant hat der Purpurfabrikation bei den Alten schon früher seine Aufmerksamkeit zugewendet und die beiden Hauptfabrikationsstätten, Phönicien und Lakonien besucht. In Phönicien fand er nur Murex trunculus verwendet, in Lakonien nur Murex brandaris; in dem großen Muschelhaufen am Abhange des Mar piccolo findet er aber beide Arten gemengt und stets in derselben charakteristischen Weise zerbrochen; der Mischung dankte wahrscheinlich der tarentiner Purpur die eigenthümliche Nüance, die ihn so beliebt machte.

Kürzere Mittheilungen.

Die Kaiping-Kohlengrube und die erste Eisenbahn in China.

Als wir kürzlich (s. oben S. 126) unsern Unglauben, den Eisenbahnbau in China betreffend, äußerten, war es uns nicht bekannt, daß in der Provinz Tschili allerdings eine Eisenbahn existirt, allerdings nur heimlich, nur in einer Länge von 7 englischen Meilen und nur zum Zwecke des Kohlentransports, und zwar bei dem Kohlenwerke von Kaiping, welches circa 115 km nordöstlich von Tientsin und (auf der großen Straße) etwa 170 km östlich von Peking gelegen ist. Die dort anstehenden Kohlen sollten auf Wunsch des Vicekönigs Li-hung-tschang für die kaiserliche Flotte, die Arsenale seiner Provinz Tschili und für die Schiffe der kürzlich errichteten Chinese Merchants Steam Navigation Company Verwendung finden, anstatt der bisher aus Japan eingeführten Kohle, und der nächste wichtige Markt für dieselben war natürlich Tientsin. Es wäre nun am einfachsten gewesen, Tientsin und Kaiping durch eine Bahn zu verbinden; das aber verstieß gegen chinesische Vorurtheile und so wurde denn mit großen Kosten ein Kanal gegraben, welcher allerdings nur für kleine Schiffe befahrbar ist, aber das eine unerwartete Gute gehabt hat, daß durch ihn eine weite Strecke sumpfigen Landes, das früher meist die Hälfte des Jahres unter Wasser stand, trocken gelegt und für Ackerbauzwecke geeignet gemacht worden ist. Doch konnte man diesen Kanal nur bis auf circa 7 englische Meilen an die Kohlengruben heranführen; deshalb setzten die dabei beschäftigten englischen Ingenieure es mit Mühe bei ihrem chinesischen Auftraggeber durch, daß auf dieser noch fehlenden Strecke eine Maulthierbahn gebaut werden sollte; als sie die Genehmigung dazu erhalten hatten, bauten sie die Bahn in sehr solider Weise und mit der normalen englischen Spurweite. Dann richteten sie nach und nach in heimlicher Weise einiges alte Material an Rädern, Dampfkessel ꝛc. zu einer Lokomotive her und benutzten dieselbe zum Waggonschieben, aber nur innerhalb des Grubenbezirkes; denn es war ihnen streng verboten, sie unter irgend welchem Vorwande auf der Eisenbahn zu benutzen, welche immer noch in sehr mäßiger Weise von Maulthieren bedient wurde. Endlich besuchten eines Tages einige Beamte und andere Leute die Gruben und wünschten auch den Kanal zu sehen. Da es regnete, und keine anderen Beförderungsmittel vorhanden waren, stiegen die Chinesen in die Waggons und die Ingenieure holten ruhig ihre Lokomotiven heraus, indem sie ihren Besuchern versicherten, daß bei dem nassen Wetter kein Mensch es sähe. Die Chinesen protestirten natürlich in formalster Weise, aber ließen es sich gefallen; schließlich gefiel ihnen die neue Fortbewegung sehr und so war die Eisenbahn ein fait accompli geworden. Der Vicekönig Li-hung-tschang war im Stillen entzückt darüber, daß die Sache so weit gediehen, ohne daß der Himmel eingefallen war oder die Erde gebebt hatte und gab die Erlaubniß, daß die Lokomotive regelmäßig verkehren dürfte; seitdem wurden zwei weitere Lokomotiven und eine Anzahl Waggons aus England bezogen.

Die Kaiping Grube selbst wird in durchaus wissenschaftlicher und fachmännischer Weise bearbeitet und besitzt alle modernen Verbesserungen. Bereits sind 20 englische Meilen Stollen durch Kohle und Kalkstein getrieben und 7 davon mit Schienen belegt, auf welchen Maulthiere die Wagen ziehen. Kohlen sind genug vorhanden, um die Gruben auf unbestimmbare Zeit hinaus ohne besondere Mehrkosten in Betrieb zu erhalten. Die Flötze sind von verschiedener Beschaffenheit und ihr Produkt versorgt die verschiedenen Märkte; nur die Dampfer in Tientsin müssen noch immer ihre Kohlen aus Japan beziehen. Denn in demjenigen Flötze, welches die dazu geeignete Kohle enthält, hat eine Explosion stattgefunden; es war also nöthig, dort in Zukunft nur noch mit Sicherheitslampen zu arbeiten. Nun aber läßt sich ein Chinese ohne beständige Beaufsichtigung durch einen Europäer nimmermehr dahin bringen, daß er nicht das Glas solcher Lampe zerbricht, um sich an dem Lichte seine Pfeife anzustecken, und deshalb hat man die Arbeit in jenem Flötze einstellen müssen, bis neue Aufseher aus England anlangen.

Augenblicklich liefert die Grube den Bedarf für das Haus und für die Industrien der nächsten Umgegend, die Tonne zu 9 Mark an Ort und Stelle und es sind in Folge dessen eine ganze Anzahl von Kalköfen, Töpfereien, Brennereien ꝛc. entstanden. Leider verhindert die schlechte Beschaffenheit der Wege einen weiteren Transport der Kohle; aber auch so schon ist der Beweis geliefert, wie sehr dergleichen Anlagen dem Lande zu Gute kommen. Hat doch selbst der kurze Kanal ganz selbständig für sich einen ziemlich lebhaften Verkehr hervorgerufen, und weder die Grube noch die Eisenbahn verstößt gegen die Vorurtheile des Volkes, sondern beide sind sehr populär. Die Grube beschäftigt über 1000 Mann, davon 900 unter der Erde, und giebt wohl der gleichen Anzahl noch indirekt Beschäftigung. Auf die Bauern der Umgegend hat es großen Eindruck gemacht, daß der „Dampfwagen" auch bei Regen verkehrt — denn bei solchem sind chinesische Landwege unpassirbar — und sie haben deshalb in naiver Weise bei dem englischen Ingenieur petitionirt, daß er ihre Straßen mit Eisenschienen belegen möchte.

Als finanzielle Spekulation ist die Kaiping-Grube einstweilen verfehlt; aber vom Standpunkte einer zukünftigen Entwickelung Chinas aus ist dies Unternehmen entschieden hoffnungsvoll und vielversprechend.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die fünfte Lieferung des von Dr. J. Chavanne herausgegebenen Physikalisch-statistischen Handatlas von Oesterreich-Ungarn (Wien, E. Hölzel, 1884) enthält: 1) die Karte der Vertheilung der Niederschlagsmengen in den vier Jahreszeiten und 2) Karte der Vertheilung der Tage mit Gewitter, beide mit Erläuterungen von dem jetzt am Congo weilenden Herausgeber, und 3) eine Bodenkarte der Monarchie nebst Bosnien und Herzegowina, von Franz Toula.

— Aus Reykjavik auf Island wird vom 3. September geschrieben, daß gegen Ende Juli im Meere vor Kap Reykjanes, der südwestlichen Spitze Islands, vulkanische Störungen sich zeigten und schließlich eine neue Insel über dem Meeresspiegel erschien. Bis auf Erdbebenstöße, welche dort keineswegs selten sind, wurden wenig Anzeichen bemerkt, bis am 26. Juli der Leuchtthurmwächter auf Kap Reykjanes etwa 20 Miles von der Küste entfernt die neue Insel erblickte. Dieselbe liegt etwa 14 Miles nordwestlich von Elde oder dem „Mehlsack" einem dort wohlbekannten, hohen vulkanischen Felsen von cylindrischer Form, dessen Spitze von dem Dung der Seevögel weiß gefärbt ist (daher sein Name Mehlsack). Anfangs hatte die neue Insel die Gestalt eines oben abgerundeten Kegels; aber seitdem ist ein großer Theil der einen Seite eingestürzt. Bis jetzt hat noch niemand gewagt, auf ihr zu landen, weil die starken Strömungen und das unruhige Meer um Kap Reykjanes die Fahrt in den dort üblichen offenen Booten gefährlich machen. Schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hat sich nahe derselben Stelle eine ähnliche Insel erhoben, ist aber nach kurzer Zeit wieder unter den Wellen verschwunden; solche vulkanische Inseln, welche meist aus weichem Schlamm und zerreiblichem Bimsstein und Asche bestehen, bieten einer stürmischen See wenig Widerstand dar und werden deshalb rasch fortgespült.

Asien.

— Die russische Regierung hat jetzt beschlossen, die bis Kizil-Arwat reichende transkaspische Eisenbahn um 137 englische Meilen bis Askabad zu verlängern und hat bereits Befehl gegeben, die nöthigen Schienen sofort die Wolga abwärts und über das Kaspische Meer zu verschiffen.

Afrika.

— H. H. Johnston, welcher mit der näheren Durchforschung des Kilimandscharo-Gebirges beauftragt ist, schreibt unter dem 18. Juni d. J. von Uvura, einer 5000 Fuß hoch gelegenen Station in jenem Gebirge, daß er von Mandara, dem Häuptlinge von Tschagga, sehr freundlich aufgenommen worden sei und gegen ein mäßiges Geschenk jene Station als Aufenthaltsort und Stützpunkt für weitere Unternehmungen angewiesen erhalten habe. Uvura liegt auf einer landschaftlich sehr schönen und gesunden Hochebene, die von tiefen, mit rauschenden Gießbächen erfüllten Schluchten eingeschlossen ist; ihr Klima gleicht dem des südlichen Europa, aber ohne die mittäglichen Hitzegrade desselben. Die Eingeborenen haben mit großem Geschicke einen Bach über die Hochebene selbst geleitet, so daß er jetzt in 1000 Fuß Höhe über den angrenzenden Thälern fließt und der Expedition — Johnston hat 120 Träger bei sich — den unschätzbaren Vortheil eiskalten Wassers bot. Der Reisende hatte an der Küste in Mombasa einen Fieberanfall, brach aber rasch in das Innere auf und erfreut sich guter Gesundheit, seitdem er die frische Bergluft athmet.

— Ein Mitglied der neuen Schulze'schen Expedition der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland schreibt uns von dem Schiffe aus, welches ihn nach Westafrika bringt, unter anderem Folgendes: „Unser Weg wird zunächst nach Mukenge (Land der Tuschilange) gehen von einem Küstenpunkte aus, der nicht endgültig bestimmt werden kann, bevor wir über die Möglichkeit Träger zu bekommen nicht mehr Klarheit haben als bis jetzt. Versucht soll werden von Ambrizette aus vorzugehen. Jedenfalls wird unsere Route zunächst durch Landstrecken führen, welche von Pogge und Wißmann begangen wurden."

Nordamerika.

— Der neue Vulkan Bogoslow oder Grewingk bei Alaska ist am 20. Mai dieses Jahres von dem Zollkutter „Corwin" besucht worden. Er fand die beiden früher getrennten Piks durch eine niedere Barre vereinigt, zweifellos ein Produkt des Meeres. In der Mitte der Barre liegt der senkrecht aufsteigende Ship Rock; an ihm sitzende Balanen ließen erkennen, daß er circa 20 Fuß gehoben worden ist. Von den beiden Piks wurde die Höhe des Bogoslow auf circa 500 Fuß geschätzt, während die Coast Survey ihn im vorigen Jahre 800 Fuß hoch fand; es ist ein Irrthum in den Höhenbestimmungen möglich, doch schwerlich von der Größe, um diese Differenz zu erklären. Auch der Grewingk Pik hat erheblich abgenommen: Kapitän Hague fand ihn im vorigen Jahre 800 bis 1000 Fuß hoch und ¾ Mile im Durchmesser, der Corwin dagegen nur ½ Mile im Durchmesser und circa 450 Fuß hoch. Die Barre gestattet eine bequeme Landung, fällt aber so steil ab, daß unter dem Stern des Bootes drei Faden sind, während der Schnabel auf dem Lande steht; etwas nördlich konnte ganz nahe dem Lande mit 90 Faden kein Grund gefunden werden. Der Grewingk rauchte stark aus verschiedenen Spalten, scheint aber keinen Krater zu haben. Sein oberer Theil besteht zum Theil aus gehobenem Material, Sandsteinblöcken u. dergl., bedeckt mit tiefer Bimssteinasche, aber weder Laven noch Eruptivgesteine sind zu finden. Schon in circa 200 Fuß Höhe wurde die Asche so heiß und der Schwefeldampf so dicht, daß Weitersteigen unmöglich war. Der Bogoslow dagegen verhielt sich ganz ruhig und war von Seebären und Wasservögeln belebt, aber ohne jede Vegetation; die dort gefundene Asche glich ganz genau der am 20. Oktober 1883 in Unalaschka gefallenen. Der Corwin wird die Insel auf der Rückfahrt vom Norden noch einmal besuchen und dann einen genaueren Bericht geben („Science"). Ko.

Inhalt: Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien. XIII. (Mit vier Abbildungen.) — H. Abbes: Die Eskimos des Cumberland-Sundes. II. (Schluß.) (Mit dreizehn Abbildungen.) — Die Resultate der Greely-Expedition. — W. Kobelt: Großgriechenland. I. und II. — Kürzere Mittheilungen: Die Kaiping-Kohlengrube. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 14. September 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XIV.

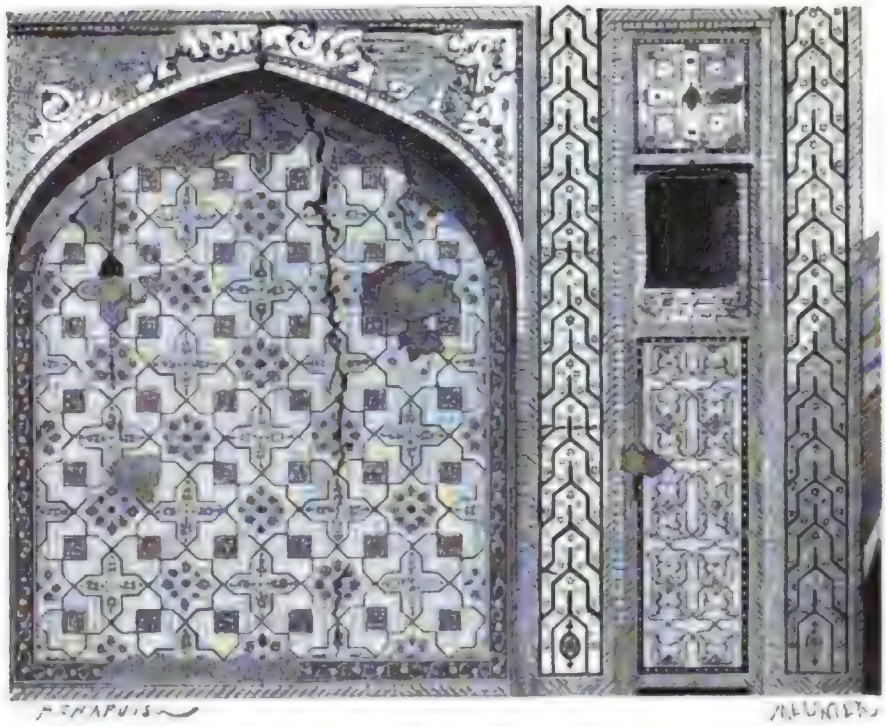
(Die Abbildungen, sofern nichts anderes bemerkt ist, nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Es wäre nun noch wünschenswerth gewesen, die Ruinen einer Mogul-Moschee zu untersuchen; aber die Reisenden waren des unangenehmen Verkehrs mit Mollahs, Sejids und dergleichen Leuten so überdrüssig, daß sie sich mit der Außenseite des sehr eleganten Minarets begnügten, die mit Fayencen in Relief und reizenden Mustern aus blauen und schwarzen Mosaiken im Stile des oben erwähnten Imam-Zadeh Shaffari verziert ist. Die Moscheen von Ispahan sind unbestreitbar sehr schön und interessant, aber auch sehr schwer zugänglich; es hat der ausdrücklichen Befehle des Schah-Zadeh und großer Energie seitens der Reisenden bedurft, um sie auch nur einigermaßen studiren zu können.

Einer der nächsten Tage, der 12. September, wurde dem Besuche zweier Sommerpaläste gewidmet. Während die Moscheen in der mohammedanischen Stadt und auf dem linken Ufer des Zende-rud liegen, befinden sich die von den Nachfolgern des Schah Abbas erbauten Lustschlösser auf dem rechten Flußufer, in der Nähe des christlichen Stadttheils. Das größte und bedeutendste derselben, Farah-abad (Ort der Freude), wurde am Fuße des Sofi Kuh von demselben Schah Hussein erbaut, welcher die Armenier so hart verfolgte und den Wohlstand Dschulfas vernichtete. Eine mehrere Kilometer lange Straße führte dorthin; sie war zu beiden Seiten von gewölbten Gallerien eingefaßt, die in gewissen Abständen von Gebäuden für die königlichen Garden unterbrochen werden. Diese großartige Straße endete auf einen weiten Platz, um welchen sich der Palast erhob. Mit weißem Marmor ausgekleidete Kanäle leiteten fließendes Wasser in ein Porphyrbecken, welches die Mitte des ganzen Gebäudes einnahm, oder vertheilten es in die prachtvollen Gärten, von denen Reisende des 17. Jahrhunderts entzückte Schilderungen hinterlassen haben. Aber diese ganze Pracht war nur allzu vergänglich, denn alle Mauern und Gewölbe bestanden nur aus Luftsteinen, die Zierrathen aus Gips; von Skulpturen oder Malereien hat sich keine Spur erhalten, und Parquetfußböden oder Dielen waren im Orient nie sehr Mode, wo man vielmehr den festgestampften Estrich mit Matten und Teppichen belegt. Auch bunte Fenster waren nicht zahlreich, sondern man begnügte sich, die meisten Oeffnungen mit Tüchern zu verhängen. Die Zeit hat denn auch im Palaste des Schah Hussein gewaltige Zerstörungen angerichtet: alle Wasserleitungen sind verfallen, die kostbaren Marmorstücke verschwunden, die Gewölbe zusammengestürzt und die Gärten verwildert und eingegangen. Aber auch in seiner Glanzzeit hat sich dieser Sommersitz weniger durch die Schönheit der Architektur, als durch seine Größe, seinen Wasserreichthum, seine Gärten und die herrliche landschaftliche Umgebung ausgezeichnet.

Ein zweites Lustschloß, der Tacht-i-Suleiman, liegt auf demselben Berge, dem Sofi Kuh, wie der „Ort der Freude"; es ist aus gebrannten Steinen erbaut, welche die Einwohner Ispahans dem Schah Suleiman zu Gefallen um die Wette auf den Berg hinaufschleppten. Aber trotz des besseren Materials ist es heute in ebenso bedauerlichem

Digitized by Google



Aeußere Bekleidung einer Mogul-Moſchee.

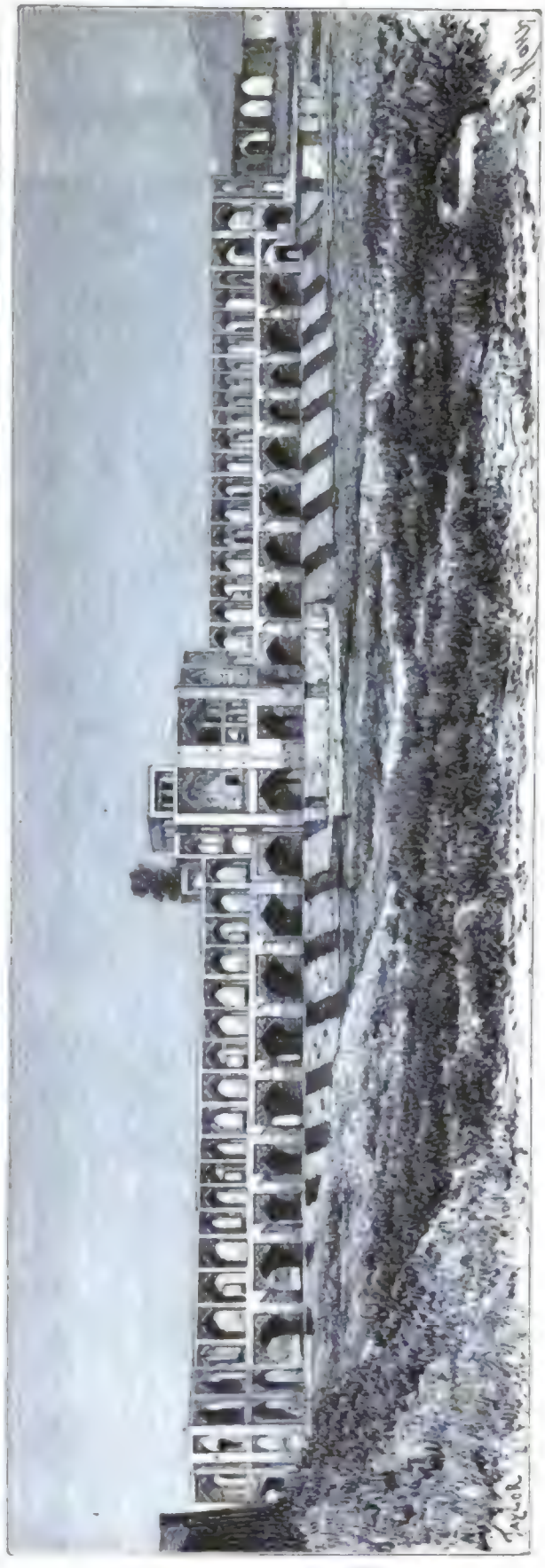
Ainak Chaneh (Haus der Spiegel).

Digitized by Google

Zustande wie das erste Schloß, da es vor länger als einem Jahrhundert durch die Afghanen zerstört wurde. Aber die Aussicht von dort oben, besonders von einem vorspringenden Felsen, den ein Thurm krönt, ist noch ebenso großartig wie einst: man übersieht die ganze Ebene von Ispahan, die Straße nach Schiraz und im Dunste des Horizontes das Thal von Golnabad, wo die Entscheidungsschlacht zwischen Persern und Afghanen stattgefunden hat.

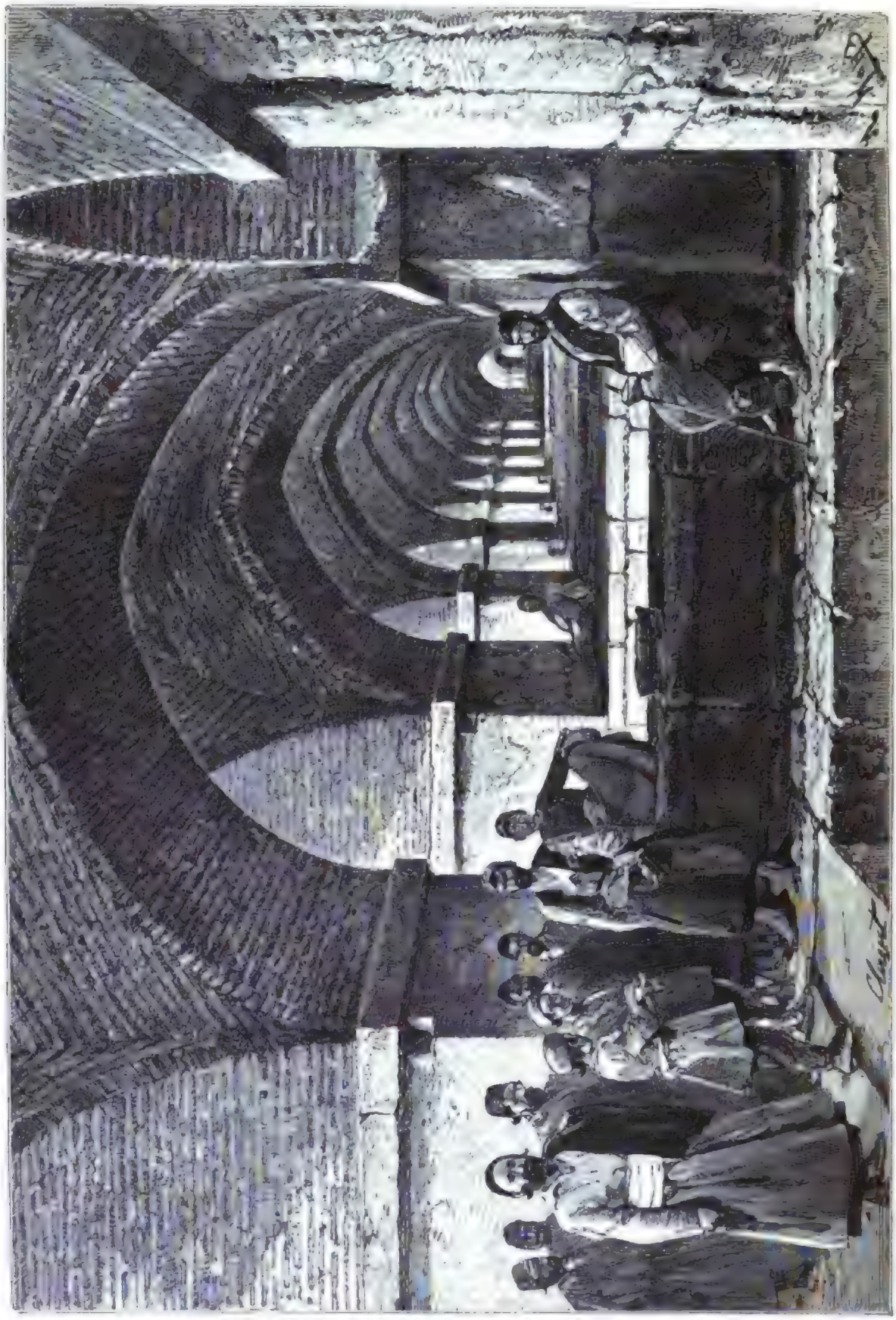
Am 14. September schlugen die Reisenden den Weg nach den Ufern des Zende-rud ein, folgten dessen Laufe und erreichten bald denjenigen Theil des Tschaar-bagh, der am rechten Ufer in der Verlängerung der Brücke Allah Werdi Chan liegt. Ehemals gelangte man auf diesem Wege in einen ausgedehnten Park, der unter dem Namen Hezar Dscherib (die tausend Morgen) bekannt war. Vom Regen zerwaschene Erdhaufen und ein schönes Taubenhaus sind die einzigen Ueberreste der prächtigen Bauwerke, die den Garten einst zierten. Nachdem man bei diesen traurigen Ruinen vorbeigekommen, bemerkt man eine Gruppe Platanen, welche einen reizenden Pavillon, den Ainak Chaneh (Haus der Spiegel), beschatten. Die nach dem Zende-rud sich öffnende Façade ist mit einer Halle geschmückt, welche von zwölf, früher mit facettirten Spiegeln bekleideten Säulen getragen wird. Dazu kommen Decken in Mosaik aus Cypressen- und Platanenholz, mit Gold eingelegt, Getäfel aus bunter Fayence und durchbrochen gearbeitete Thür- und Fensterflügel, um aus dem Ganzen ein Bauwerk von verführerischem Reize zu machen. Unter dieser Säulenhalle, von welcher aus man den Lauf des Flusses verfolgen und die beiden Brücken Allah Werdi Chan und Hassan Beg sehen kann, pflegen meist die Könige aus der Kadscharendynastie Platz zu nehmen, wenn sie in Ispahan feierliche Audienzen geben. Namentlich hielt hier im Jahre 1840 Mohammed Schah ein Gericht ab, wodurch er in der von Räuberhorden schwer heimgesuchten Provinz Irak die Sicherheit wieder herstellte.

Dicht neben dem Airak Chanah mündet die Brücke Hassan Beg. Dieselbe ist nicht so lang wie die Brücke Allah Werdi Chan, aber verdient dennoch ein aufmerksames Studium. Es ist ein mit besonderer Sorgfalt und großer Pracht ausgeführtes Bauwerk, welches gleichzeitig als Brücke und Stauwerk dient. Ihre Pfeiler stehen auf einem Schleusenroste von 26 m Breite, der dazu bestimmt ist, das Wasser um 2 m über seinen niedrigsten Stand zu heben; jeder der Bogen besteht aus einem überhöhten Kreuzgewölbe, das von vier gemauerten Pfeilern getragen wird. Die Folge dieser eigenthümlichen Anordnung ist, daß, wenn man unter die Brücke hinabsteigt und sich in die Achse der Straße stellt, man das Bauwerk in seiner ganzen Länge überblickt; es stellt sich dann dar wie eine Gallerie, die aus vielen auf einander folgenden und mit Kuppeln bedeckten Sälen besteht. Die sämmtlichen unteren Theile des Bauwerkes, wie Schleusenrost, Widerlagen und Brückenpfeiler, sind von Bruchsteinen ausgeführt, die oberen dagegen aus schönem Ziegelmauerwerk, das mit vielfarbigen Fayence-Mosaiken bekleidet ist. Der Fahr- oder Reitweg der Brücke Hassan Beg liegt zwischen zwei Gallerien, die nur für Fußgänger bestimmt sind; in der Mitte derselben erheben sich zwei achteckige Pavillons, welche über die Flucht der Brücke hervorspringen und in mehreren Stockwerken Zimmer enthalten, die Reisenden ohne Entgeld zur Verfügung stehen. Inschriften ohne Interesse bedecken den größten Theil der mit Kalk geweißten Mauern; nur eine derselben sei ihres Gedankenreichthums wegen hier mitgetheilt. Sie lautet: „Die Welt ist eine wahre Brücke. Eile sie zu überschreiten;



Die Brücke Hassan Beg.

Digitized by Google



Unterbau der Brücke Hassan Beg.

Digitized by Google

meſſe, wäge alles, was ſich unterwegs findet: das Böſe umgiebt überall das Gute und übertrifft es."

Die Ausſicht, welche man von einem der Pavillons auf der Brücke genießt, entzückt zwar nicht, aber iſt dennoch intereſſant. Unterhalb des Stauwerks iſt das in dieſer Jahreszeit (Mitte September) trockene Bett des Fluſſes mit den Erzeugniſſen der Kalamkar Fabriken bedeckt. Kalamkar („Federarbeit") iſt das Original jener Baumwollſtoffe, welche in Frankreich „perses" heißen. Die Bewohner von Iſpahan ſind ſehr geſchickt in der Bemalung derſelben, aber die Güte und Dauerhaftigkeit der Farben iſt einzig und allein das Verdienſt des Flußwaſſers, mit dem es mehrere Tage lang begoſſen wird. Die „perses" von Iſpahan, namentlich ſolche mit goldigen Arabesken, erzielen als Thürvorhänge oder über Teppiche gebreitet reizende Wirkungen. Ihre Fabrikation hat ſich ſeit einigen Jahren ſo gehoben, daß die Farben ſchon mittels Patronen mit der Hand aufgedruckt werden, um den beliebten Stoff billig liefern zu können; doch werden die beſſeren Kalamkars noch immer mittels der Feder gezeichnet und mit großer Sauberkeit der Umriſſe bemalt.

15. September. Als letzten Ausflug in der Umgebung Iſpahans hatten ſich Dieulafoy's den Beſuch des Scheriſtan, des älteſten Quartiers der Stadt, aufgeſpart; daſſelbe liegt jetzt nahezu zwei Farſachs von der modernen Stadt entfernt. Zuerſt folgt man dem rechten Ufer des Fluſſes

Straße in der Vorſtadt Abbas-Abad.

und kommt dann durch die hübſche Vorſtadt Abbas-Abad, welche ſich, wie Dſchulfa, an baumbeſchatteten Kanälen hinzieht; dann verſchwindet jeder Weg und man folgt nur den Pferdeſpuren auf dem ſandigen Erdboden. Nach einer Stunde etwa kreuzt man den Fluß und erreicht ein prächtiges, über 39 m hohes und mit einer Inſchrift in einfarbigem Moſaik geſchmücktes Minaret, welches im 15. Jahrhundert unter dem Mogul-Könige Ruſtem Schah erbaut worden iſt. Mauern und Dach des Mauſoleums haben ſiegreich der Zeit und den Menſchenhänden widerſtanden; von beſonderem Intereſſe ſind die Gewölbe, welche, jeden äußeren Schmuckes bar, mit vollkommener Klarheit den konſtruktiven Grundgedanken dieſes komplicirten Baugliedes, von welchem Perſer und Araber einen ſo verſchwenderiſchen Gebrauch gemacht haben, erkennen laſſen. Nicht weit von dieſem Gebäude ſind beide Ufer des Zende-rud durch die Bogen einer vierten Brücke verbunden, deren Pfeiler aus grobem Bruchſteingemäuer beſtehen, während die oberen Theile der Bogen in einer viel ſpäteren Zeit aus Ziegeln erbaut worden ſind. Der Verkehr, welcher täglich mehr und mehr ſich nach den Brücken Allah Werdi Chan und Haſſan Beg zieht, iſt auf der Scheriſtan-Brücke ſehr wenig lebhaft. Auch der Ort Scheriſtan ſcheint wenig bewohnt zu ſein, denn die Ankunft der Fremden vermochte kaum zwanzig Menſchen auf dem Hauptplatze zu verſammeln.

Am folgenden Tage (16. September) wurde der Kontrakt mit dem Tſcharvadar-Baſchi (oder Haupt der Maulthiertreiber) einer großen armeniſchen Karawane, welche nach Schiraz beſtimmt war und welcher ſich die Franzoſen anſchließen wollten, verhandelt. Die Reiſenden ſollten zwei

Digitized by Google

gute Pferde für ſich und 15 Maulthiere für ihre Leute und das Gepäck geſtellt erhalten. In Abadeh ſollte vierundzwanzig Stunden geraſtet werden und ebenſo lange in Meſchhed Murgab. Von Madere Soliman an ſollte die Karawane ihren Marſch nach dem drei Tagereiſen entfernten Schiraz fortſetzen, während es den Reiſenden freiſtehen ſollte, nach Belieben bei dieſen berühmten Ruinen aus der Achämenidenzeit zu verweilen. Darauf empfing der Tſchavardar-Baſchi in Gegenwart ſeines Stellvertreters die Hälfte des Miethspreiſes für ſeine Thiere, prüfte jeden

Die Scheriſtan-Brücke.

Kran (im Werthe von 9 Pfennigen), ſonderte die Stücke nach ihrer Prägungszeit, um die beſten auszuwählen und wies ſchließlich unter den verſchiedenartigſten Vorwänden ihrer mehr als hundert zurück. Dann kündigte er an, daß er morgen die Laſten wägen würde, damit keine die ordnungsmäßigen 13 Batman tabrizi (75 kg, oder 150 kg für jedes Maulthier) überſchritte. Das geſchah auch, wenn auch nicht am folgenden, ſo doch am nächſtfolgenden Tage, und nachdem verſchiedene der Laſten mehrfach umgepackt und abgeändert worden und das franzöſiſche Ehepaar von ſeinen zahlreichen raſch gewonnenen Bekannten und Freunden Abſchied genommen hatte, wurde am 19. September endlich die Reiſe nach Schiraz angetreten. Der Aufenthalt in Iſpahan hatte vom 13. Auguſt bis zum 18. September gedauert.

Großgriechenland.

Von **W. Kobelt.**

III.

Wenn man von Tarent ſich weſtlich wendet, gelangt man in eine ausgedehnte Ebene, die ſich zwiſchen den Bergen der Baſilicata und dem Meere erſtreckt. Dieſe Fläche iſt heute eine der ſchlimmſten Fiebergegenden Italiens und faſt unbewohnt. Nur im Herbſt und im Frühjahr, zur Ausſaat und zur Ernte, kommen die armen Bergbewohner in Scharen herunter zur Arbeit; ſie ſchlafen in Strohhütten, ernähren ſich aufs jammervollſte und wenn die Ernte vorüber iſt, kehrt, wer nicht gleich unten begraben wurde, zurück mit einem kleinen Geldſümmchen, aber auch

Digitized by Google

mit dem Fieber in den Eingeweiden und schlägt sich kümmerlich durch, bis wieder die Zeit etwas zu verdienen gekommen ist.

Hier in der üppigen, nach Norden geschützten Ebene war ein Sitz uralter Kultur, älter als irgend eine der Griechenstädte. Zwischen dem Basento und dem Bradano kennt schon die Odyssee die Stadt Alybas[1]), deren Bewohner Handel mit Sicilien trieben, aber die Fahrt übers Jonische Meer hinüber noch nicht wagten. Herakles hatte mit den Rindern des Geryon dort bei dem Könige, der wie die Stadt Alybas hieß, gerastet und dem Sohne desselben den Namen Metabus beigelegt, von dem die Griechen den späteren Stadtnamen ableiteten. Zu ihm flüchtete die schöne Melanippe vor dem Zorn ihres Vaters und brachte dort die Zwillingssöhne des Poseidon zur Welt, Aeolos und Boiotos. Lenormant sieht in dieser Sage nur eine andere Gestaltung des uralten Mythos von der Vereinigung des Meergottes mit der Erde, des Poseidon mit der Demeter Melaina, die auch Hippia hieß, weil sie sich in ein Roß verwandelt hatte, und ihr Sohn ist der Halbstier, der Bacchus tauriformis, der große Gott der Mysterien Großgriechenlands. Demeter war ja auch in griechischen Zeiten die Beherrscherin von Metapont, und auf seinen Münzen steht als Zeichen die Weizenähre. Später soll Epeios auf der Rückkehr von Troja mit den Phokäern nach Metapont verschlagen worden sein und dort eine Kolonie begründet haben. Nicht mit Unrecht sieht Lenormant in diesen *Νόστοι*, den Sagen von Kolonien-gründungen bei der Rückkehr von Troja, das Bestreben der Hellenen, ihren Kolonien einen Schein von Legitimität zu geben und sich gewissermaßen als Verwandte der gebildeteren Städter und diese als den wilderen Inlandbewohnern fremd hinzustellen. — Auch soll Daulios, der Tyrann von Krissa, eine phokäische Kolonie nach Metapont gesandt haben, doch wissen wir darüber nichts Genaueres und die wirkliche Geschichte von Metapont beginnt erst um die Mitte des siebenten Jahrhunderts.

Damals hatte ein wilder Volksstamm aus den Bergen des Inneren, die Samniter, deren Namen hier — Strabo hat ihn aufbewahrt — zum ersten Male in der Geschichte erscheint, die Stadt, die immer die am meisten ausgesetzte der griechischen Kolonien bleiben sollte, überfallen und zerstört. Sybaris und Tarent waren damals schon zu einer ziemlichen Macht gelangt und zwischen ihnen blühte das jonische Siris auf, das sowohl die Achäer im Süden wie die Dorier im Nordosten in ihren Machtbereich zu ziehen wünschten. Sybaris kam den dorischen Tarentinern zuvor und sandte eine Expedition unter Leukippos, besonders aus flüchtigen Messeniern, den Todfeinden aller Dorier, bestehend, welche die Samniter vertrieb und sich in Metapont festsetzte. Durch Verhandlungen hielt Leukippos die Tarentiner hin, bis er die Mauern wieder aufgerichtet und Hilfstruppen erhalten hatte, dann trotzte er in offener Schlacht den Tarentinern und ihren önotrischen Söldnern und erzwang schließlich die Anerkennung des Bradanus als Grenze.

Metapont, wesentlich auf den Ackerbau angewiesen, hat nie die Rolle spielen können, wie die großen Handelsstädte zu seinen beiden Seiten; es half das jonische Siris zerstören und bot Pythagoras die letzte Zuflucht; als die Athener Syrakus belagerten, sandte es ihnen, seines achäischen Ursprungs eingedenk, zwei Triremen; aber bald mußte es, nunmehr eingeklemmt zwischen das dorische Herakleа und Tarent, des letzteren Oberherrschaft anerkennen und dessen Hilfe gegen die Lukaner anrufen. Von diesen immer ärger bedrängt, unterwarf es sich erst dem Epiroten Alexander, dann dem Spartaner Kleonymus, der seine Blüthe für immer brach. Von da ab ließ es widerstandslos über sich ergehen, was die Ereignisse verhängten; zuletzt hatte Hannibal nach dem Verluste von Tarent hier mehrere Jahre hindurch seinen Hauptwaffenplatz, und als er abzog, folgten ihm die meisten Einwohner, die von den schwer gereizten Römern keinen Pardon zu hoffen hatten. Die Stadt vegetirte weiter, bis ihr Spartacus den Todesstoß gab; Pausanias, der antike Baedeker, sah sie in Ruinen.

Erst die neueste Zeit hat sie wieder von den Todten erweckt; die Station von Torremare, wo die Bahn von Neapel in die Küstenbahn mündet, heißt seit einigen Jahren wieder Metapont; ob sie aber wieder zu der alten Blüthe kommen wird? Auf der ganzen Strecke von Tarent bis Torremare, 44 km, steht heute keine menschliche Wohnung, die Häuschen der armen Bahnwärter ausgenommen, welche hier dem Fieber ausgesetzt bleiben müssen, während die Stationsbeamten jeden Abend nach Tarent flüchten. Die „Algaraden" (Raubüberfälle) der Türken haben die Einwohner gezwungen, die Küstenebene aufzugeben und sich in die Berge zu flüchten; die Flüsse sind verwildert und haben das Ackerland in Sumpf verwandelt, in dem unzählige Wildschweine ihr Wesen treiben, und die Malaria hat ihren Einzug gehalten. Es ist das alte Lied, das sich am ganzen Mittelmeere entlang wiederholt, Spanien ausgenommen, das in der schlimmsten Zeit gerade stark genug war, um seine Küsten zu schützen. Nicht die Erschöpfung des Bodens und die Verwüstung der Wälder hat die Mittelmeerländer veröden lassen, und nicht die Ablenkung des Handels durch die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien; auch nicht die Einwanderung der Araber und die Ausbreitung des Islam, denn gerade in den Blüthezeiten der maurischen Reiche nahm der Handel den größten Aufschwung; der Untergang begann mit dem Momente, wo die Barbarenhorden aus dem Altai ihre Roßschweife in den Küstenländern des Mittelmeeres aufpflanzten und ihre Raubschiffe, fast ausnahmslos von Renegaten, dem Abschaum aller Christenvölker, bemannt und geführt, von geraubten Christen gerudert, die blauen Wogen zu durchfurchen begannen. Die Vertreibung ihrer Nachkommen vom civilisirten Boden wäre nur eine schwache Sühne für das Unheil, das sie über die besten Länder Europas gebracht.

Das Gebiet von Metapont ist heute noch wunderschön mit seiner reichlichen Bewässerung und seiner üppigen Vegetation, aber keine gebahnte Straße führt durch das fruchtbare Ackerland und bei Regenwetter ist ein Fortkommen unmöglich. Die Ruinen sind bis auf ganz geringe Reste vom Boden verschwunden[1]); Ausgrabungen sind seit denen des Duc de Luynes 1828 trotz der reichen Ausbeute derselben nicht wieder unternommen worden. Aufrecht steht nur noch die Tavola dei Paladini, die Säulen eines dorischen Tempels, den Lenormant der Demeter zuschreiben möchte; er lag außerhalb der Stadt, welche ihrem Umfange nach kaum mehr als 30000 Einwohner gezählt haben kann.

Metapont lag schon im Alterthume mehrere Stadien vom Meere entfernt und war um so mehr auf den Ackerbau angewiesen, als die Küste den Schiffen durchaus keinen Schutz bietet. Die Handelsfahrzeuge mußten auf den flachen Strand gezogen werden, aber für seine Kriegs-

[1]) Ist es zufällig, daß der Name gleich lautet mit Alybe, dem ältesten Namen von Gibraltar, aus dem später Calpe wurde?

[1]) Vergl. „Globus", Bd. 38, S. 87.

marine hatte Metapont einen kleinen künſtlichen Hafen mit gedeckten Schiffshäuſern; man erkennt in der Laguna di Santa Pelagina heute noch das kreisrunde Becken ſowie einen von zwei hohen Mauern eingefaßten Kanal, der es mit der Stadt verband; es kommunicirt durch einen verſandeten Eingang noch mit dem Meere; eine Hebung ſcheint alſo hier nicht ſtattgefunden zu haben.

„Ich kam am Hafen an im Moment, wo die Sonnenſcheibe hinter den Bergen der Baſilicata verſchwand. Die Tramontana, welche den ganzen Tag ſturmartig geweht, hat ſich gegen Abend gelegt und das Meer wogt nur noch ganz leiſe. Alles iſt ruhig in der Natur, obſchon man in der allgemeinen Stille das geringſte Geräuſch vernimmt. Die ſtillen Waſſer des kleinen Sees reflektiren die röthlichen Tinten des Abendhimmels, während das Meer bleigrau erſcheint. Möven mit ihren großen weißen Flügeln ſtreichen dicht über die Wogen. Zwei Flamingos ſtehen am Rande der Lagune unbeweglich auf ihren langen Stelzbeinen, wie in Nachdenken verſunkene Philoſophen. Junge Enten locken im Rohrdickicht, Regenpfeifer fliegen zu ihren Neſtern zurück mit dem leiſen Klageruf, der dem Jammern eines Kindes gleicht. Vom Felde her tönt das Zirpen der Grillen und das harmoniſche Quaken der in den Blättern der Büſche verborgenen Laubfröſche. Es iſt eine Symphonie der Einſamkeit, zu welcher das tiefe Rauſchen der Meeresbrandung den Baß abgiebt. Niemals habe ich ſo den feierlichen Eindruck von Frieden und Ruhe empfunden, wie an dieſem Abend an dem verlaſſenen Geſtade des Joniſchen Meeres.“ Man ſieht, es fehlt dem gelehrten Archäologen weder an Sinn für die Schönheiten der ſüdlichen Natur, noch an der Fähigkeit, ſie zu ſchildern.

IV.

Jenſeits des Baſento erſtreckt ſich die Ebene noch einige Kilometer, dann kommen zwei Wildbäche, der Salandrella, der Acalandrus des Plinius, und der Acri, der den alten Namen Aciris faſt rein bewahrt hat. Wo am letzteren heute das Kloſter Policoro liegt, ſtand ehemals Heraklea, 24 Stadien vom Meere, berühmt durch die Niederlage der Römer gegen Pyrrhus und durch die in ſeiner Nähe ausgegrabenen Bronzetafeln, denen wir die genaue Kenntniß der Lex Julia Municipalis, des von Cäſar den italiſchen Municipien verliehenen Stadtrechtes, verdanken. Die Stadt wurde von Tarent aus erſt 432 gegründet, um das Gebiet des zerſtörten Siris zu behaupten, und blieb immer ihrer Mutterſtadt unterworfen; ſie erhielt z. B. niemals das völlige Münzrecht und durfte keine Nomen (Zweidrachmenſtücke) mit ihrem Wappen prägen. Die Römer behandelten die Stadt, die ſich ſchnell latiniſirte, beſonders freundlich; Strabo kennt ſie als lateiniſch, auch Plinius nennt ſie eine bedeutende Stadt, aber ſeit dem Ende des zweiten Jahrhunderts ging es raſch bergab mit ihr und die Saracenen vernichteten ſie völlig. Die Byzantiner ſcheinen ſie unter dem Namen Polychorion noch einmal aufgerichtet zu haben, dann bauten die Jeſuiten dort das Kloſter Policoro, und mit der Aufhebung des Ordens kam das ganze Gebiet in die Hände eines Großgrundbeſitzers, des Herzogs von Gerace. Man kann nicht beſſer das Elend, welches die Latifundienwirthſchaft über Süditalien gebracht hat, ſchildern, als Lenormant es hier thut. 140 qkm bilden dort ein einziges Gut, das ſein Eigenthümer ſo gut wie nie betritt; im Kloſter Policoro wohnt der Intendant, der es in ſeinem Namen verwaltet. 25000 Stück Rindvieh, meiſt Büffel, weiden in den Sümpfen am Meere, aber nur 250 Menſchen wohnen in den Maſſarie, den Meierhöfen, dieſes ungeheuren Gebietes zerſtreut. Nur ein kleiner Theil kommt alljährlich unter Kultur; trotzdem braucht man zur Ausſaat und zur Ernte jedesmal gegen 4000 Menſchen. Auf altherkömmlichen Wegen kommen ſie aus den Bergen der Baſilicata herangezogen, nach den Dörfern geordnet; ſie übernachten in Räumen, die weder an Zerfallenheit noch an Schmutz den ſchlechteſten Karawanſerais des Orients nachſtehen und mehr großen Schweineſtällen als Aufenthaltsorten für Menſchen gleichen. Auf dem Gute werden ſie in Trupps einem fattoro zugetheilt, dann bauen ſie draußen erbärmliche Hütten aus Zweigen oder Stroh. Selten vergeht ein Tag, wo nicht einer oder der andere hinſinkt, um nicht wieder aufzuſtehen; Sonnenſtich und Malaria perniciosa fordern unzählige Opfer. Der Arbeiter iſt der willenloſe Sklave der Fattori. Der Herzog von Gerace zieht aus ſeiner Domäne die verhältnißmäßig unbedeutende Rente von 296000 Francs, aber er braucht ſich auch nicht darum zu bekümmern, und überläßt die Ausbeutung ganz den Generalpächtern, die ſie wieder an Unterpächter weiter vergeben. Die Arbeiter ſind ſchlimmer daran als die Fellahs in Aegypten, die wenigſtens in einem geſunden Klima arbeiten. Hier koſtet der Menſch faſt nichts; warum alſo ihn durch koſtſpielige Maſchinen erſetzen? Nur hier kann man noch ſehen, daß beim Ziehen eines Grabens im Sumpfe der Schlamm in Körben von Frauen und Kindern auf dem Kopfe weggetragen werden muß; „ein Schauſpiel von Elend und Erniedrigung, die keiner Steigerung mehr fähig ſind, und welches der, der einmal Zeuge davon war, nicht wieder vergißt“.

Wenig beſſer ſtehen ſich die Metatieri, die Pächter eines kleinen Stückchen Landes, und wenn ſie ein klein wenig beſſer leben und ſich beſſere Kleider anſchaffen können, ſo ſind ſie dafür um ſo mehr die Sklaven des Mercante di Campagna oder Fattore, von dem ſie ihr Gütchen gepachtet. Der geringſte Widerſpruch kann ihnen die Kündigung bringen, denn ſie ſind durch keinen Kontrakt geſchützt und jedes Jahr kann ihnen, allerdings nur an einem beſtimmten Termin, gekündigt werden, ohne daß ſie den geringſten Erſatz für etwaige Verbeſſerungen beanſpruchen können. Wohl dem, der wenigſtens auf einem Gute wohnt, das der Beſitzer ſelbſt bewirthſchaftet; dann hat derſelbe allen Grund, ſich mit ſeinen Leuten gut zu halten, weil er die Vendetta fürchten muß. In Calabrien findet man oft Pächter, deren Familien ſeit Jahrhunderten auf demſelben Gütchen ſitzen und in einem ganz patriarchaliſchen Verhältniß zu ihren Herren ſtehen. Aber der Fattore hat keine Anhänglichkeit aus alter Zeit, er hat das Gut meiſt nur für ein paar Jahre gepachtet, und ſucht ſich ſo raſch als möglich zu bereichern. Durch die Androhung der Kündigung erzwingt er immer höheren Pacht und erzwingt er auch andere Sachen, die noch eine viel demoraliſirendere Wirkung ausüben. Die Zuſtände ſind ſo ſchlimm wie in Irland, und wenn ſie nicht ſchlimmer ſind, ſo iſt es nur der Furcht vor der Rache zuzuſchreiben, die ſchon an manchem Fattore ein warnendes Beiſpiel ſtatuirt hat. Daß die Bauern den Mörder nie verrathen, daß ſie den Flüchtigen, Gebannten, den Bandito ſchützen und unterſtützen, kann niemand Wunder nehmen.

Jahrhunderte hindurch haben die armen Proletarier Süditaliens ihr Schickſal ohne Murren getragen; ſie wußten es nicht beſſer, denn die neapolitaniſche Regierung machte es ihnen unmöglich, irgendwo beſſere Zuſtände zu ſehen, indem ſie ſogar die Reiſe aus einer Provinz in die andere verbot. Da kam das neue Italien und die allgemeine Wehrpflicht; aus politiſchen Gründen legte man die

Digitized by Google

Süditaliener in den Norden und umgekehrt, und so erfuhren die armen Bergbauern, daß es auch Gegenden giebt, in denen der Arbeiter wie ein Mensch lebt und selbst Grundbesitz erwerben kann. Von dem Momente an hat die Agrarfrage in Italien ihr Haupt wieder erhoben und sie wird nicht wieder einschlafen, ehe das Werk vollendet ist, das die Gracchen begannen. Viele wandern aus, gerade aus den süditalienischen Latifundiendistrikten rekrutiren sich die italienischen Kolonien in Algerien und am La Plata; ganze Dörfer ziehen geschlossen weg nach Gegenden, wo sie freie Eigenthümer werden zu können hoffen. Unter denen, die zu Hause bleiben, gährt es aber von Jahr zu Jahr mehr. Schon im Jahre 1872, wo Schreiber dieses zum erstenmal diese Gegenden besuchte, machten Kundige auf die Bewegung aufmerksam; sie hat seitdem, wie auch Lenormant bestätigt, sehr an Intensität gewonnen, wenn sie auch in Folge des italienischen Wahlgesetzes noch wenig an die Oberfläche getreten ist; ehrgeizige Führer werden sich schon finden und wenn nicht bald und gründlich abgeholfen wird, muß eine Explosion erfolgen, die nur mit dem ersten Sklavenkrieg verglichen werden kann. Genau so steht es in Andalusien, wo in der Mano nera schon die ersten Zuckungen der Agrarrevolution hervorgetreten sind; was man dort „Internationale“ nennt, sind zum großen Theil die besitzlosen Landarbeiter, die ihr Elend nicht länger tragen wollen. Vergeblich versucht man durch Polizei und Militär dieser Bewegung Herr zu werden; nur eine Zerstückelung der Latifundien, die Schaffung eines kleinen freien Bauernstandes kann helfen.

Auf dem Schlachtfelde von Heraklea steht heute der prächtige Wald des Pantano di Policoro, ein echter Urwald, in welchem Arbutus, Lentiscus, Myrte, Oleander und wilder Oelbaum ungewöhnliche Dimensionen erreichen, mächtige Stämme von Eichen, Linden, Platanen, Eschen, Zürgelbäumen erheben sich einzeln aus dem Maquis und schließen sich hier und da zu dichtem Hochwald zusammen; an anderen Stellen breiten Pinien ihre immergrünen Schirmkronen aus und in ihrem Schatten wächst mit Vorliebe Agaricus deliciosus, der beste Champignon. Von einem regelmäßigen Forstbetriebe ist natürlich keine Rede; nur hier und da haust ein einsamer Kohlenbrenner, der meistens gleichzeitig das Süßholz sammelt, das auf allen Lichtungen wächst und einen wichtigen Ausfuhrartikel Calabriens bildet; fast in jedem Dorfe von der Basilicata bis nach Cotrone hinab finden sich Vorrichtungen zur Gewinnung des Saftes. Von der Bahn durchschnitten wird dieser Wald wohl bald mehr ausgebeutet, oder, was in Süditalien leider damit noch gleichbedeutend ist, verwüstet werden.

Wenig weiter, am Gestade des Sinno, des letzten der fünf Flüsse, die von den Gebirgen der Basilicata herabkommen, hat man an der Stelle, wo die Jonier Siris gegründet, die Station Nuova Siri errichtet. Noch fast unberührt liegen die Ruinen und doch würde besonders die Nekropole reiche Ausbeute versprechen. Siris reicht, wie Metapont, ins graueste Alterthum zurück zu den Zeiten des Morges, des Königs der pelasgischen Chonen, denen schon vor dem trojanischen Kriege eine athenische Kolonie den Kult der Athene Polias gebracht hatte. Als Gyges von Lydien sich der jonischen Städte bemächtigte, flohen die Bewohner von Kolophon nach Siris und gaben der Kolonie den Namen Polieion. Die neue Stadt konnte bald mit Sybaris und Kroton wetteifern, aber zwischen 570 und 565 n. Chr. fielen die Achäer von Sybaris, Kroton und Metapont über die Jonier her und verwüsteten die Stadt mit einer Grausamkeit, die selbst in jenen wilden Zeiten eine besondere Strafe durch die Götter zu verdienen schien. Eine Zeit lang existirte Siris dann als achäische Stadt weiter und nahm Theil an der Münzkonvention der großgriechischen Achäer. Themistokles drohte vor der Schlacht von Salamis den Spartanern, er werde sich mit den Athenern nach der stammverwandten Stadt Siris zurückziehen, wenn die spartanische Armee abzöge. Die Stadt bestand weiter bis 432, wo nach der Gründung von Thurioi die Tarentiner die Bewohner zwangen, ihre alte Wohnstätte zu verlassen und sich in Heraklea anzusiedeln.

Die Ueberwinterung der dänischen Expedition zur Erforschung der Ostküste von Grönland.

Von Marine-Premierlieutenant V. Garde[1]).

Es war der 15. September 1883, als wir von unserm sechswöchentlichen Aufenthalte an der Ostküste zu der dänischen Handelsstation Nanortalik zurückkehrten. Um 12 Uhr Mitternachts näherten wir uns wieder mit unserm kleinen, von fünf Frauen gerunderten Frauenboot und gefolgt von vier Kajaks, einem civilisirten Platze. Vor allem suchten unsere Augen in der Dunkelheit unser Wohnhaus und unsere magnetischen Observatorien. Kaum waren wir ans Land gekommen, als auch schon einige von uns zu dem Hause eilten; in der Entfernung hatte es vielversprechend ausgesehen, aber je näher wir kamen, desto mehr wurden wir enttäuscht. Da standen freilich die vier grönländischen aus Grastorf und Steinen errichteten Mauern mit dem Dache darüber, aber inwendig war noch nichts gemacht. Im Magnethause sah es ebenso traurig aus und wurde es uns bald klar, daß wir am nächsten Morgen mit aller Kraft beginnen mußten, um unsere Winterobservationen in Angriff nehmen zu können. Trotzdem der Leiter der Anlage abwesend war, schafften wir doch bald das nöthige Material zur Stelle. Mehrere Grönländer mußten zimmern, Fenster einsetzen, Betonpfeiler zur Aufstellung der Instrumente gießen u. s. w., und nach Verlauf von acht Tagen war alles so weit fertig, daß unser Chef vermeinte, während einer Woche Nanortalik verlassen zu können, um den noch übrigen Theil der guten Zeit zu einer kürzeren Vermessungsreise nach dem Friederichsthalfjord, der halbwegs zwischen Kap Farewell und Nanortalik liegt, zu benutzen.

Diese kurze Tour, von welcher wir am 4. Oktober zurückkehrten, nachdem wir mit vielen Widerwärtigkeiten,

[1]) Vergl. „Globus“, Bd. 44, S. 380.

Digitized by Google

als Sturm, hohe See und heftigem Regen zu kämpfen gehabt hatten, war unser letzter Ausflug im vergangenen Jahre. Unsere Frauenboote machten dann noch einige „Holztouren“ zu den Strauchwäldern am Tessermintfjord, der sich gleich südlich von Nanortalik gegen neun Meilen weit in das Land hinein erstreckt; dann wurden auch diese unsere einzigen Beförderungsmittel aufs Land gezogen.

Vom 4. bis zum 20. Oktober vollendeten wir die Einrichtung unseres Winterheims. Vier Mitglieder der Expedition erhielten ein Schlafzimmer in einem dem königlichen Handel gehörigen kleinen Steinhause, einem sog. „Mannschaftshause“; vier Holzkojen bilden ungefähr das ganze Ameublement. Das Wohnhaus liegt 1000 Fuß von dem Schlafzimmer und von dem eigentlichen Wohnplatze der Grönländer entfernt. Es enthält eine ziemlich große Stube, unsern Aufenthaltsort am Tage und während der Nachtwache, eine Küche, in welcher eine Grönländerin unter Oberaufsicht eines der Mitglieder der Expedition regiert, und eine kleine Vorrathskammer. Das Meublement ist theils grönländisches Fabrikat, theils besteht es aus einzelnen, von heimkehrenden Handelsbeamten erworbenen Stücken. In genügender, aber doch nicht zu großer Entfernung von dem Wohnhause liegen ein größeres und ein kleineres magnetisches Observatorium, die unter einander durch einen elektrischen Läuteapparat in Verbindung gesetzt sind, der gleichzeitige Observation in beiden Häusern ermöglicht. In dem großen Hause stehen vier hohe, auf dem Felsenboden gegossene Betonsäulen, welche die magnetischen Variationsinstrumente tragen, an welchen die täglichen Veränderungen in der Mißweisung und der Horizontalkraft des Erdmagnetismus beobachtet werden. Das kleinere Magnethaus enthält nur einen einzigen Betonpfeiler, der den magnetischen Theodolit trägt, mit welchem die absoluten Bestimmungen der Mißweisung und der Horizontalkraft gemacht werden. Bei jeder dieser Bestimmungen werden gleichzeitig die Variationsinstrumente abgelesen.

Erst in den letzten Tagen des Oktober konnten wir die regelmäßigen Beobachtungen beginnen, die ohne Unterbrechung den ganzen Winter fortgesetzt worden sind. Da der Hauptzweck unserer ganzen Expedition der ist, die Ostküste mit Booten zu bereisen, während die internationalen Polarexpeditionen ein weiteres Forschungsgebiet umfaßten, so können natürlich unsere Winterobservationen nicht so vollständig sein, wie diejenigen der Expedition nach Godthaab. Das Winterklima hier, an der südöstlichen Küste von Grönland (Nanortalik liegt gegen 10 Meilen nordwestlich von Kap Farewell auf einer exponirten Insel) muß barsch und rauh genannt werden. Es herrschen während der Winterzeit in Südgrönland heftige Stürme mit schnell wechselnder Temperatur, bald 20 Grad Kälte und bald einige Grad Wärme, bald Schnee und bald Regen. Schönes stilles Frostwetter mit reiner, klarer Luft ist nur eine Ausnahme in Südgrönland, während dies in Nordgrönland zur Winterzeit die Regel ist. Hier giebt es keine Schlittenfahrt mit Hunden, hier ist das Meer der einzige Kommunikationsweg, und ist derselbe zugefroren, der Weg den Frauenbooten und Kajaks gesperrt, dann muß man wohl oder übel zu Hause bleiben, denn der Schnee, den die Nord- und Weststürme bringen, wird von ihnen theilweise wieder fortgewirbelt und was dann übrig bleibt, wird bald von den östlichen Föhnstürmen mit ihrer hohen Temperatur vernichtet. Die Eisdecke des Meeres ist ebenso vergänglich wie der Schnee auf dem Lande. Auf verschiedenen Stellen liegt hier wohl auch das Wintereis den ganzen Winter hindurch, aber auf vielen Stellen, wie hier im Fahrwasser bei Nanortalik, bekommt das Eis keine Ruhe.

Sobald stilles Wetter eintritt, bildet sich augenblicklich Eis, hat dasselbe aber nicht ganz schnell eine hinlängliche Stärke erlangt, dann macht der nächste Sturm seinem Dasein ein Ende. Freilich kann ein solches Klima behaglich nicht genannt werden; indeß frieren wir fast nie, Dank unserer Vorsorge, uns genügend mit wollenen Kleidern versehen zu haben, denn geht man hier nur in Wolle gekleidet, so kann man füglich alles, was Pelztracht heißt, entbehren, ohne sich zu erkälten, und ein Nordweststurm mit 20 Grad Kälte wird bei weitem nicht so fühlbar sein, wie ein Oststurm mit 6 Grad Kälte in Dänemark, wo man mit steifen Oberhemden und oft mit baumwollenem Unterzeug einhergeht. Das grönländische Schuhwerk, die weichen und geräumigen Seehundsfellstiefeln (Kamikker), ohne Hacken und andere civilisirte Künstelei, sind auch ganz anders warm, als die europäische Fußbekleidung.

Wenn wir Nanortalik eine exponirte Insel genannt haben, so ist dies jedoch nicht so zu verstehen, als läge dieselbe zu äußerst nach der Davis-Straße zu; vielmehr liegen vor Nanortalik noch mehrere kleine Inseln, wohin sich die Grönländer im Frühjahr auf den Robbenfang begeben. Von unserer Station aus haben wir keine Aussicht auf das offene Meer, aber der vorliegende, aus niedrigen und öden kleinen Inseln bestehende Archipel, die zerstreuten Eisfelder, die vielen Eidervögelschwärme und die reine freie Luft verleihen dieser dürftigen Partie einen gewissen Reiz. Nordwärts präsentirt sich die grönländische Natur in einer passenderen Gestalt, dort sehen wir eine wilde, großartige Gebirgslandschaft mit steilen, nadelspitzen Kegeln sich erheben; es ist die schöne, aber beinahe unbesteigbare Insel Sermerok, die bis in die Wolken emporragt. Wenn die Luft rein und klar und heiterer Sonnenschein herrscht, dann erscheint Sermerok so milde und freundlich, daß man Lust bekommen kann zu versuchen, diese schönen Kegel, die sich so scharf gegen den blauen Himmel abheben, zu ersteigen; wenn aber der Sturm heult und alle diese vorhin so friedlichen Kegel mit zerrissenen Wolken bedeckt sind, so vergißt man bald seine kecken Pläne und freut sich der kleinen Erdhütte mit der behaglich warmen Stube. Das Festland hinter Nanortalik gleicht Sermerok in hohem Grade, denn die ganze südlichste Spitze von Grönland bildet eine wilde zerklüftete Berglandschaft mit ganz steilen Kegeln bis zu einer Höhe von 7300 Fuß. Zwischen den Kegeln drängen Gletscher massenhaft abwärts und das Ganze macht in seiner Großartigkeit und Wildheit einen sehr imponirenden Eindruck.

Nanortalik selbst sieht in seiner stolzen Umgebung etwas dürftig aus. Der königlich grönländische Handel hat hier in Nanortalik ein „Vorsteherhaus“, sowie einige andere kleine Gebäude, darunter eins mit Bäckerei und Brauerei, errichtet. Die Herrenhutermission besitzt ein kleines Holzgebäude, in welchem Kirche und Schule abgehalten wird. Als Katechet und Lehrer fungirt ein Halbblutgrönländer. Das Grönländerdorf besteht aus einigen dreißig kleinen, niedrigen, aus Grastorf und Stein errichteten Häusern, in welchen ungefähr 250 Menschen wohnen. Im Frühjahr, wenn das Großeis kommt und der eigentliche Robbenfang beginnt, begiebt sich ein großer Theil der Grönländerfamilien nach den zu äußerst gelegenen Inseln hinaus und wohnt hier in Seehundsfellzelten. Auf einer kleinen Landzunge, südlich vom Grönländerdorfe, liegen das Wohnhaus und die beiden Observatorien unserer Expedition und unsere umgestülpten Frauenboote, und überall am Strande sieht man Kajaks, sowie in einem kleinen natürlichen Hafen das Handelsfahrzeug Nanortaliks „Maagen“ liegen. Der Schoner „Maagen“ wird von einem Grönländer geführt und besorgt derselbe den Verkehr zwischen Nanor-

Digitized by Google

talik und Iloa, dem ſüdlichſten däniſchen dicht bei Kap Farewell belegenen Handelsetabliſſement in Grönland. In geringer Entfernung ſüdlich von Nanortalik ſchneidet der ſchönſte Fjord Südgrönlands, der neun Meilen lange Teſſermint in das Bergland hinein. Im Innern des Teſſermint findet ſich während des Sommers eine ſehr reiche Vegetation; die Wärme und die Mücken können hier während des Hochſommers ſo unerträglich ſein, daß man glaubt ſich in den Tropenländern und nicht in Grönland zu befinden. Die Zwergwälder am Teſſermint verſehen die Bewohner Nanortaliks mit Winterfeuerung, die Lachsflüſſe gewähren ihnen Lachſe im Ueberfluß; das Gewäſſer im Fjord liefert ihnen Robben und Heringe in Menge und in den Gebirgspartien rings umher ſind Schneehühner, Haſen und Füchſe zu finden. Am Ende des Fjords ſollen ſelbſt Bären vielfach vorkommen.

Zwiſchen dieſen Umgebungen und zuſammen mit 200 bis 300 weder civiliſirten noch uncivliſirten Menſchen haben wir alſo unſeren erſten Winter in Grönland zugebracht. Da derſelbe ſich nun ſeinem Ende nähert und wir in kurzer Zeit wieder unſere Reiſe nach der hier in Weſtgrönland ſo gefürchteten Oſtküſte antreten ſollen, ſo können wir ſagen, daß uns der Winter äußerſt ſchnell vergangen iſt, und das, trotzdem wir ſeit Oktober nicht außerhalb Nanortaliks geweſen ſind. Das Wintereis in den Fjorden und unſere Obſervationen verhinderten alle Ausflüge, ſo daß wir uns mit den kleinen Zerſtreuungen begnügen mußten, die unſere kleine Inſel bieten konnte; es waren ihrer nicht viele, aber wir fanden uns bald zwiſchen den Grönländern heimiſch und theilten alle ihre kleinen Freuden. Sorgen machen ſich die Grönländer nicht gern; ſie laſſen in des Wortes wahrſter Bedeutung jeden Tag ſeine eigene Plage haben und dies giebt ihnen eine ſo eigenartige Liebenswürdigkeit, daß man zu ihnen faſt jene Zuneigung faßt, wie dies ſonſt nur Kindern gegenüber der Fall zu ſein pflegt. An dem einen Tage kann man ſich über ſie ärgern und meint, ſie hätten wohl verdient zu hungern, weil ſie in der guten Zeit keine Vorräthe für die ſchlechte geſammelt haben; wenn man dann aber am nächſten Tage Zeuge der kindlichen Glückſeligkeit, des Humors und des vollſtändigen Vergeſſens der überſtandenen Leiden iſt, wenn auch nur ein Fangmann mit einem guten Seehund ankommt, ſo iſt es unmöglich, ihnen länger zu zürnen und unwillkürlich folgt man dieſen Naturmenſchen in ihre Freude, und wird vom innigſten Mitgefühl für ſie ergriffen, bei denen die Sitte zu theilen, ſo lange etwas da iſt, ſo hervortritt.

Vom Oktober bis Weihnachten verfloß die Zeit ohne erwähnenswerthe Erlebniſſe. Mit Kajaks und Schneeſchuhen hatten wir uns zwar verſehen, doch boten die unregelmäßigen Schneeſchichten dem Schneeſchuhlaufen zumeiſt große Schwierigkeiten. Einigermaßen ergiebig war nur die Eidervögeljagd, während wir auf Eisbären nicht zu Schuſſe kamen, von denen auch in der nächſten Umgebung von Nanortalik überhaupt nur vier erlegt wurden.

Die Temperatur bis Mitte December hielt ſich auf ungefähr — 4 bis — 6° C., ſank dann in der zweiten Hälfte des December bis — 15° C. Häufig hob ſich dieſelbe bis über den Gefrierpunkt, namentlich wenn die nordöſtlichen Föhnwinde wehten, die zum größten Theil die Urſache der auf vielen Stellen in Grönland herrſchenden hohen Wintermitteltemperatur ſind. Während eines Nordoſt-Föhn am 5. December 1883, alſo zu einer Zeit, wo man ſtarke Kälte in Grönland vermuthen ſollte, ſtieg unſer Thermometer auf + 10° C. Es mag wunderbar erſcheinen, daß aus dem eisbedeckten Innern Grönlands kommende Winde ſo warm ſein können, aber das Phänomen iſt erklärt, ohne Oaſen im Innern oder dergleichen ſich zu denken, nur indem ganz einfache mechaniſche Grundſätze in Anwendung gebracht ſind. Namentlich hat der Direktor des däniſchen meteorologiſchen Inſtituts Kapt. Hoffmeyer nachgewieſen, daß die warmen Landwinde in Grönland nichts Anderes, als die aus den Alpenthälern und aus Norwegen her bekannten Föhne ſind.

Zum Weihnachtsfeſte wurden in Nanortalik ſchon frühzeitig Vorbereitungen getroffen; wir hatten uns nämlich entſchloſſen, für die ganze Bevölkerung von Nanortalik und Umgebung eine Weihnachtsfreude zu veranſtalten, und da wir nicht weniger als 400 Gäſte erwarten konnten, ſo mußten ziemlich großartige Vorkehrungen getroffen werden. „Großartige“ Vorbereitungen wollen nun allerdings hier nicht viel ſagen, denn die Grönländer ſind in Bezug auf Vergnügen ſo wenig verwöhnt, daß nicht viel dazu gehört, ſie zu erfreuen. Tannenbäume giebt es hier oben nicht und auch andere Bäume von regelmäßiger Form ſind ſehr ſelten. Wir mußten uns deshalb mit einem künſtlichen Weihnachtsbaum behelfen. Unſer Feſt wurde am erſten Weihnachtsabend in der Böttcherwerkſtatt des Handelsetabliſſements abgehalten, deſſen kahle, ſchmutzige Steinmauern mit baumwollenen Stoffen aus den Tauſchhandelsvorräthen, mit grönländiſchen Waffen, däniſchen Flaggen und einem Transparent dekorirt waren, das den Gäſten in grönländiſcher Sprache ein fröhliches Weihnachtsfeſt wünſchte. Der Weihnachtsbaum war reich geſchmückt mit Lichtern, Figuren und Perlen und in einer Ecke des Raumes war eine Tombola arrangirt, die jedem Grönländer eine Kleinigkeit ſpendete, entweder etwas Tabak, eine Pfeife, ein Meſſer u. dergl. Es war wirklich ein wahres Vergnügen, mit der Vertheilung der Gaben betraut zu ſein, denn Glückſeligkeit und Freude war auf allen Geſichtern ausgeprägt; Mißgunſt und ſaure Geſichter gab es gar nicht. Dieſe Menſchen, die ſich ſchon lange auf dieſen Feſtabend gefreut hatten, konnten ſich während zweier Stunden ſchon damit amüſiren, in einer langen Kette um den Weihnachtsbaum zu marſchiren, indem ſie abwechſelnd Weihnachtspſalmen und ihre eigenen wohlklingenden, aber etwas monotonen Lieder ſangen. Sie entzückte der Anblick des im Lichterglanze erſtrahlenden Weihnachtsbaumes ſo ſehr, daß ſie das ganz vergaßen, was zuerſt vor allem den armen Kindern in Europa einfallen würde, nämlich etwas von dieſen Herrlichkeiten zu erhalten. Anfänglich wollte der Geſang nicht recht in Fluß kommen; es waren die niedlich geputzten Kleinen, welche mit einem Pſalme beginnen ſollten, aber trotz der Unterſtützung einer Harmonika und einer Violine waren ſie zuerſt nicht zu bewegen, ihre Stimmen frei ertönen zu laſſen, ſo ſehr waren ſie von dem ungewohnten Glanz benommen und eingeſchüchtert. Erſt nachdem die jungen Mädchen mit eingeſtimmt hatten, ging der Geſang gut und dauerte von nun an ununterbrochen fort. Den Geſang lieben die Grönländer außerordentlich und das um ſo mehr, da faſt alle ſehr gute Stimmen und ein feines Ohr für Muſik haben. Die ganze Weihnachts- und Neujahrsnacht ziehen Scharen junger Männer und Mädchen in den Kolonien Pſalmen ſingend umher, und auch wir wurden auf dieſe ſchöne Weiſe am Weihnachts- und Neujahrsmorgen geweckt.

Die Bewirthung auf unſerm Feſte beſtand aus Feigen, Schmalzſtullen, Punſch und Cigarren. Der Punſch war von dem Chemiker der Expedition bereitet und war aus Branntwein, Waſſer, Zucker und ein wenig Rum zuſammengeſetzt, welches Gebräu den Grönländern ausgezeichnet mundete. Weihnachten iſt das froheſte Feſt der Grön-

Digitized by Google

länder; in ihrer Festkleidung erkennt man sie kaum wieder, so fein, rein und niedlich sehen sie darin aus, während zum täglichen Gebrauch die Reinlichkeit bei ihnen nicht hochsteht. Unter gewöhnlichen Umständen, wenn keine Fremden etwas für sie thun, verbringen sie die Weihnachtszeit mit Kaffeegesellschaften und am Abend finden in den verschiedenen Häusern Spiele, Tanz und andere Lustbarkeiten statt.

Nach Neujahr begann hier in Nanortalik die Kälte intensiver und die Föhne seltener zu werden. Gegen Ende Januar und im Februar hatten wir häufig bis — 20° C.; am 9. März hatten wir die niedrigste in diesem Winter beobachtete Temperatur, nämlich — 21,5° C. In Folge des großen Unterschiedes im Wasserstande zur Ebbe- und Fluthzeit (ca. 10 Fuß) hat sich längs der Küste ein steiler Eiswall gebildet, der sogenannte „Eisfuß", den erst milderes Wetter wieder entfernen kann. Solange dieser Eisfuß längs der Küste liegt, ist die Frauenbootfahrt unmöglich, und da derselbe noch heute, am 18. März, überall festliegt, so sieht es mit unseren Reiseaussichten noch ziemlich trübe aus. Da indessen unser Chef aus verschiedenen Gründen nicht eher als im April abzureisen gedenkt, so haben wir vorläufig keine Veranlassung, uns über den Eisfuß zu ärgern, obwohl derselbe so mächtig aussieht, daß man versucht sein kann zu glauben, er werde mit größerer Ausdauer warten als wir. Inzwischen beginnen wir nun doch an die Ausrüstung unseres kleinen Schiffsgeschwaders zu denken. Gute Schiffsfelle werden von den Grönländern gekauft, sobald sie Fang gemacht haben; die Zelte werden untersucht und reparirt und der Proviantvorrath soll nach einigen Tagen sorgfältig vertheilt werden. Wenn die Expedition in einem Monat Nanortalik wieder verläßt, dann soll die Hälfte derselben mit allem Nöthigen für ungefähr $1^1/_2$ Jahre und die andere Hälfte für $^1/_2$ Jahr ausgerüstet sein. Es wird angenommen, daß die Mitglieder der Expedition auf der Reise und während des Winteraufenthaltes auf der Ostküste durchgehends jeden zweiten Tag von den Produkten des Landes leben können, denn für die ganze Reise europäische Nahrungsmittel mitzunehmen, würde kaum möglich sein und die Erfahrungen, welche wir auf unserer kurzen vorjährigen Reise gemacht haben, scheinen auch die Richtigkeit dieser Berechnung zu bestätigen.

(Deutsch von W. Finn.)

Die Provinz El Arisch des Sultanats Marokko.

(Nach dem Spanischen[1]) des **Don Teodoro de Cuevas.**)

I.

Das Paschalik Larache (El Arisch, Larisch) bedeckt innerhalb der im Jahre 1860 giltigen Grenzen (seither fanden einige Verschiebungen statt) einen Flächenraum von ca. 550 Quadratkilometer. Seine wichtigsten Flüsse sind der Garifa, der in seinem Oberlaufe den Namen Ayasha führt und nördlich von der Stadt Arsila sich in das Meer ergießt, weiter der Lukkús oder El Ma-eyedid, dann der Uad-el-Macházen, der Uarur, der Uad Dradar und schließlich der beinahe stets trockene Suáir. Alle diese Wasserläufe sind von geringer Bedeutung, da sie weder durch Schiffbarkeit noch durch Wasserreichthum sich auszeichnen; nur der Lukkús und der Uad-el-Macházen verdienen es, daß wir ihnen einige Aufmerksamkeit widmen. Der Lukkús entspringt in dem Scheschâuen-Gebirgszuge nahe dem Rif und ergießt sich, nachdem er die Mauern von Kasr el-Kebir (Alcazarquivir) bespült, bei El Arisch in das Meer. Eine Barre von 10 bis 14 Fuß Tiefe ist der Schiffahrt sehr hinderlich, doch können Fahrzeuge bis zu 150 Tonnen Gehalt noch bis zum Hügel von Schammisch gelangen; eine Regulirung des Flusses würde kleineren Schiffen den Zugang bis Kasr-el-Kebir selbst gewähren, da der Fluß von da an mit nur schwachem Gefälle durch eine weite Ebene fließt. Der Uad-el-Macházen ist ein Nebenfluß des Lukkús, mit dem er sich bei der Zâuya des Sidi Embarek vereinigt. Er ist für die Schiffahrt nicht besonders geeignet; zwei steinerne Brücken verbinden seine tief eingeschnittenen Ufer. Außer diesen Flüssen sind noch einige Sümpfe und Seen vorhanden, die eine reiche Fauna an Fischen, Wassergeflügel und Fischottern aufzuweisen haben.

Das Gebirge ist wild zerrissen, doch läßt sich im Ganzen und Großen eine Direktion von Nord gegen Südost konstatiren. Gegen das Meer zu nimmt die Höhe immer mehr und mehr ab; nur der Pico de Sarsar bildet mit seinem alles überragenden Gipfel eine Ausnahme. Das Gebirgsland ist bewaldet; selbst in Gegenden, wo der Mensch schonungslos ausrodet, wie in der Umgebung des Uad Dradar, ist Buschwald vorhanden, während die Höhenzüge von Halserif, Beni-Gorfed, Sumata und Benisef mit einem prächtigen Waldbestande bedeckt sind, bedeckt im buchstäblichen Sinne des Wortes. Unter den Waldbäumen zählt die meisten Individuen die Korkeiche, deren Früchte dem Menschen wie dem Rindvieh zur Nahrung dienen, während ihr Holz ausgezeichnetes Baumaterial liefert. Die Korkeiche war es, aus deren Stämmen jene Schiffe zusammengezimmert wurden, welche in den vergangenen Jahrhunderten die kühnen Piraten Marokkos nach Norden trugen. In den Hainen von Sâhel überwiegt der wilde Oelbaum; man schätzt hier das aus seinen Früchten gewonnene Oel höher, als wie jenes der kultivirten Olive, welche in großen Beständen bei Halserif und Kasr-el-Kebir gepflegt wird. Im Walde von Kurrischa macht der wilde Birnbaum der Korkeiche den Platz streitig, während in den sumpfigen Dickichten von Buscharen verschiedene Weidenarten dominiren. Außer den genannten Bäumen findet man in den Wäldern dieser Provinz noch Eichen-Species, Buchsbaum und (sehr selten) Lärchenbäume, welche von den Eingeborenen Larz genannt werden. Das Oel des Mastixbaumes wird theils zur Seifenfabrikation, theils als Leuchtmaterial verwendet, seine Blätter dienen ebenso wie jene der Myrthe, welche im Sâhelhaine sehr häufig ist, zur Fütterung der Ziegen. Am letztgenannten Orte wächst auch ein Strauch, aus dessen wohlschmeckender Frucht,

[1]) Boletín de la Sociedad geográfica de Madrid, Bd. 15 u. 16.

Digitized by Google

Madroño genannt, die Juden einen sehr starken und beliebten Branntwein bereiten. Auch die Zwergpalme, welche hier eine Höhe von sieben Fuß erreicht, wird allenthalben angetroffen; während aber die spanischen Bauern und die algerischen Kolonisten diese Pflanze nur ungerne in ihren Aeckern sehen, wird sie von dem marokkanischen Landmanne sehr hoch geschätzt. Da ihre Blätter nämlich immer grün und frisch bleiben, so werden sie dem Rindvieh, ja auch den Kameelen zur Fütterung vorgeworfen, zumal wenn Dürre eintritt. Die Frucht selbst wird von den Schafen gefressen und aus den Fasern der Wurzel weben die arabischen Bäuerinnen ein sehr dichtes grobes Zeug, das gegen den Regen vortrefflich schützt. Eine wichtige Rolle spielt als Schaffutter eine kleine Zwiebel, Namens Bsila. Der Wald beherbergt starke Rudel Wildschweine, deren saftiges Fleisch nicht von jedem Bauer verachtet wird; der Jäger spürt hier auch noch anderem Wilde nach, als Kaninchen, Hasen, Rebhühnern, Schnepfen, Wachteln, Ringeltauben, dem Schakal, dem Fuchs und der Wildkatze. Löwen und Leoparden treten hier nicht auf, dagegen sind Schlangen gefürchtet.

Außer verschiedenen Getreidesorten (Mais, Weizen ꝛc.), Gemüse u. s. w. werden noch Orangen-, Citronen-, Aprikosen-, Feigen-, Granatäpfel-, Bergamottpomeranzen-, Aepfel- und Birnbäume kultivirt, ja selbst die Weinrebe erfreut sich menschlicher Pflege. Aloe und indianische Feigen dienen zur Herstellung undurchdringlicher, lebendiger Zäune.

Die Bevölkerung dieser Provinz setzt sich aus Arabern, Berbern (den sogenannten Schelcha oder Scheloch) und Juden zusammen, welch letztere, wie bekannt, ihre Abstammung von jenen Emigranten herleiten, welche um ihres Glaubens willen von Isabel der Katholischen und ihrem portugiesischen Schwiegersohne am Ende des 15. Jahrhunderts aus Spanien und Portugal verwiesen wurden. Die Schelcha sind die Bewohner des Gebirges, während die Araber in den Ebenen wohnen. Die Juden haben sich des gesammten Handels bemächtigt und bewohnen alle größeren Ortschaften, besonders Kasr-el-Kebir. Die Gesammtzahl der Bewohner dieser Provinz wird auf 143 000 Seelen geschätzt und zerfällt in sieben Kabylen: Sáhel, Cholot-Tlig, Beni-Gorfed, Halserif-Dschebel, Halserif-Otáa, Sumata und Benisef. Diese Kabyleneintheilung gilt nicht für die größeren Städte. Wir wollen uns nun mit den einzelnen Kabylen und den Städten dieser Provinz etwas eingehender beschäftigen.

Den nördlichsten Theil der Provinz El Arisch bildet das Kaidat Arsila, welches durch den Fluß Garifa von der Provinz Tanger getrennt wird. Dieser Distrikt umfaßt die gleichnamige Stadt und die Kabyle Sáhel. Als die Portugiesen im Jahre 1477 sich des Sáhel-Territoriums bemächtigten, fanden sie dasselbe nur von wenigen Fischerfamilien bewohnt, welche vor den Christen in das Innere entflohen. So blieb dies Gebiet bis zum Jahre 1689, in welchem Sultan Muley Ismael El Arisch eroberte, eine menschenleere Wildniß; dann aber wurden Schelcha aus dem Gebirge hierher versetzt, um das Land zu besiedeln. Die Bauart der Hütten beweist zur Genüge die berberische Abkunft ihrer Bewohner. Diese Hütten bestehen aus Mauern, zu deren Herstellung Lehm, Stroh und Kuhmist durcheinander gemengt worden sind und einem Dache (hergestellt aus Pfeilkraut), das den Regen gut ablaufen läßt. Ein aus solchen Hütten bestehendes Dorf heißt Tschar (Plural: Tschora); es steht im Gegensatze zu dem arabischen Aduau, welches aus Chiam sich zusammensetzt, d. h. aus Zelten oder Zelthäusern, deren Decken aus jenen Geweben besteht, welche aus den Wurzelfasern der Zwergpalme hergestellt werden.

Die Kabyle Sáhel ist unter zwei Scheiks getheilt, welche wieder dem Gouverneur des Distriktes, welcher zu Arsila residirt, untergeordnet sind. Jedes Tschar oder Dorf besitzt einen Vorsteher, der den Titel Dschari führt. Die Kabyle Sáhel entrichtet dem Sultan einen Tribut in Geld und Naturalien von 2753 Dukaten und stellt überdies im Kriegsfalle ein Kontingent von 350 Mann Fußvolk zum kaiserlichen Heere; doch kann die Kabyle, welche 1740 Hütten (ca. 60 pro Dorf) zählt, im Nothfalle 2000 Bewaffnete aufbringen, sämmtlich Fußvolk, wie dies bei allen Schelcha der Fall ist, während die Araber die Reiterei liefern. Alle Schelcha sind vortreffliche Schützen. Der ehemalige dichte Waldbestand ist durch das Fällen der meisten Korkeichen, welche erst jetzt wieder mehr geschont werden, und durch Waldbrände stark gelichtet worden. Letztere legte man mit Fleiß an, um die Räuberbanden, welche hier ein sicheres Versteck fanden, aus ihren Schlupfwinkeln zu jagen. Die Bauern dieser Kabyle bauen Getreide, Erbsen, Gemüse, Orangen, Kanariensamen, Bohnen, Linsen und Johannisbrot nur zu eigenem Bedarf, so daß nur selten etwas von ihnen auf den Markt von El Arisch gebracht wird. Ihr Viehstand besteht aus schlechtem Hornvieh, aus Schafen und Ziegen. Käse, Milch, Eier, Hühner und Ziegen verkaufen sie nach El Arisch, zuweilen sogar bis nach Tanger.

Die Stadt Arzila ist viereckig angelegt und rings von Mauern umgeben, welche ebenso wie das im Nordosten der Stadt gelegene Kastell halb zerfallen sind. Zwei Thore führen in das Innere, von denen das östliche noch mit dem eingemeißelten Wappen der Könige von Portugal geschmückt ist. Diese von den Römern gegründete Stadt hat äußerst wechselvolle Schicksale erlebt. Im Jahre 713 fiel sie in die Hände der Araber, welche aber nur eine kurze Zeit sich des Besitzes zu erfreuen hatten, denn im Jahre 736 erstürmten die Normannen Arzila, um es vollends auszuplündern. Es blieb dann in Ruinen, bis der erste Chalif von Córdoba, Abderrahmán-ben-Ali, Arzila wieder aufbauen ließ. Die Stadt blieb nun unangefochten in den Händen der Sarazenen bis zum Jahre 1471, wo die Portugiesen den Platz eroberten und bis zum Jahre 1545 behaupteten; zwar gelang es ihnen sich im Jahre 1578 wieder in den Besitz der Stadt zu setzen, aber nur für eine kurze Zeit. Von da an blieb Arzila bis zum Jahre 1860, wo spanische Kriegsschiffe es beschossen, frei von einem christlichen Angriff. Gegenwärtig zählt es nur 400 ruinenhafte Häuser, die 10 Gäßchen bilden; außerdem giebt es noch eine Gasse, welche gleichsam einen Bazar darstellt; dort befinden sich nämlich die Kaufläden der Juden. Die Gesammtzahl der Einwohner übersteigt nicht 2000 Seelen. Außer Wollspinnereien und Goldschmiedekunst wird in dieser für den Handel ganz unbedeutenden Stadt keine Industrie betrieben. Die Goldschmiede mengen den edlen Metallen so viel Kupfer bei, daß dieses in den Legirungen bedeutend überwiegt. Arzila besitzt auch nur ein einziges maurisches Bad, dagegen vier Barbiere. Die Stadt ist ohne Brunnen und Cisternen; alles Wasser muß aus den zahlreichen Gärten, welche die Stadt umgeben, hereingeschafft werden. Zwei Karawanserais, zur Aufnahme von Reisenden und Thieren bestimmt, sind vorhanden, ohne daß sie stark in Anspruch genommen würden, da der Handelsverkehr ein geringer ist. Außer dem Distriktsgouverneur residirt hier ein Kadi mit sechs Adules oder Schreibern, welcher den Mohammedanern, die hier zehn bescheidene Moscheen besitzen, Recht spricht. Ein Rabbiner ist der Richter der Juden, welche zwei Synagogen und einen Friedhof ihr Eigen nennen.

Südlich von der Kabyle Sáhel liegt die Kabyle Cholot

Digitized by Google

und Tlig. Man hat wegen der Namensähnlichkeit diesen Stamm mit den Autoloten des Alterthums identificiren wollen, aber mit Unrecht, denn die Cholot und Tlig sind erst vom Sultan Muley Ismael nach dem Jahre 1673 aus der Gegend von Marokko hierher versetzt worden. Ein Theil der Cholot ist von dem Sultan Muley Abderrahman wegen verschiedener Unruhen in den Osten von Mekines verwiesen worden. Es sind der Abstammung nach die Cholot und Tlig Araber, welche in ziemlich guten Vermögensumständen leben. Das Territorium bringt dieselben Produkte hervor, die wir bei der Kabyle Sáhel kennen gelernt haben; der Viehstand ist ein reicher, in guten Jahren werden bis zu 4000 Centner Wolle von den Schafen der Kabyle gewonnen. Es giebt hier auch größere Landgüter, von denen einige im Besitze von Schurfas, d. h. hier Abkömmlingen des Muley Dris oder Mesbahiin, sich befinden. Diese Leute genießen nicht nur das Recht persönlicher Immunität, sondern auch ihre Hütten und Höfe theilen das Ansehen ihrer Besitzer, indem flüchtige Verbrecher hier vor den Rechtssprüchen des Kadi ein sicheres Asyl finden. Sogar wenn europäische Konsuln die Auslieferung eines dahin geflüchteten Missethäters verlangen, getraut sich selbst ein Pascha nicht ohne Erlaubniß des Scherifs, als des Eigenthümers, vorzugehen, so daß der Verbrecher während der Unterhandlungen Zeit genug zum Entweichen findet. Die arabischen Bauern sind gewöhnlich ganz verschuldet, indem sie zu ihren Viehkäufen nie über genug Kapitalien verfügen und so an die Börse der Juden appelliren müssen, wobei sie regelmäßig das Opfer der Wucherer oder schlauer Spekulanten werden. Das Ende vom Liede ist, daß der Besitz des Fellahs oder arabischen Bauern in die Hände des Juden fällt. Die Pferdezucht ist jetzt herabgekommen, seitdem der weise Befehl des Sultans Si Mohámed, in jedem Duar einen Vollblutheugst zur unentgeltlichen Deckung der Stuten zu halten, keine strikte Anwendung mehr findet. Trotzdem stehen Pferde und Kameele noch in einem solchen Ansehen, daß der Verkauf dieser Thiere nur unter Abfassung einer Urkunde, welche eine genaue Beschreibung des zu verkaufenden Thieres enthält, stattfinden kann. Der Ackerbau steht hier auf einer niedrigen Stufe, die Geräthe sind sehr unvollkommen und die Bauern leben oft in so dürftigen Verhältnissen, daß sie nicht einmal einen Esel besitzen, so daß der arme Fellah seine Frau und Kinder vor den Pflug spannen muß, um ackern zu können. Der Ackergrund gehört vielfach dem Sultan oder den Moscheen; solche Felder werden in öffentlichen Licitationen an den Meistbietenden verpachtet. Die Ernte wird nicht in Scheunen, die dem arabischen Bauer unbekannt sind, untergebracht; der Fellah gräbt vielmehr in die Erde spitz zulaufende Löcher, die er mit Getreide ausfüllt und dann oft mit einer oft zwei bis drei Fuß dicken Erdschicht verschließt. Solche Gruben werden hier Mers, in anderen Theilen Marokkos Matmora (davon das spanische Wort Mazmorra) und in Algerien Silo genannt. Sie dienen in vielen Gegenden Marokkos auch zum Gefängniß. Es giebt immer viele Mers an einem einzigen Punkte, welcher Ort dann Matmora genannt wird. Zur Bewachung der Matmora wird ein Wächter, der Merrás, aufgestellt, der jedoch nur für Diebstähle verantwortlich ist. In unruhigen Zeiten scharen sich die Besitzer, oft ganze Duares, um ihre Mers, um dieselben gegen feindliche Angriffe zu vertheidigen. Die Cholot gehorchen sieben, die Tlig vier Chefs, welche jeden Sonntag in Kasr-el-Kebir Rapport zu erstatten haben. Diese Kabyle der Cholot und Tligs zählt ungefähr 55 000 Individuen, welche 16 300 Dukaten (23 970 Francs) Steuern entrichten. Mitten in diesem Territorium liegen 13 Duars der Kabyle Bedana, welche zur Jurisdiktion der Provinz Tanger gehören. Die Cholot wohnen in 120 (hierzu kommen noch 7 Duars im Distrikte Garb), die Tlig in 107 Duars.

Im Territorium dieser Kabyle liegt die Stadt Kasr-el-Kebir, von den Spaniern Alcazarquivir genannt, in einer fruchtbaren Ebene an dem rechten Ufer des Lukkus. Die Zeit der Gründung ist unbekannt; erwähnt wird sie zuerst im Jahre 1153, doch scheint sie schon damals längere Zeit existirt zu haben; wahrscheinlich war der Gründer dieser Stadt ein Häuptling jener Araber-Kabyle Ketama, welche mit den ersten Einwanderern von Hedschaz nach Marokko kam, darauf deutet wenigstens die älteste Form ihres Namens hin: Elkasr-Abd-el-Kerim-el-Ketami. Daß ihre ersten Bewohner Berber gewesen sind, darauf deuten die schrägen Dächer und dann der Umstand hin, daß das Bindemittel der Steinlagen aus Thon und nicht aus Kalkmörtel besteht. Es scheint übrigens, daß hier vor der mohammedanischen Gründung schon eine römische Niederlassung existirt hat, denn die Bausteine der Moscheen sehen aus, als ob sie antiken Ruinen entnommen worden wären; zwanzig Fuß über dem Erdboden sieht man sogar eine Tafel mit lateinischen, der Römerzeit charakteristischen Buchstaben, doch gestattet die Höhe dem unbewaffneten Auge die Entzifferung nicht. Die alten Mauern der Stadt sind vom Sultan Muley Ismael im Jahre 1673 geschleift worden, doch sind noch einige Ueberreste derselben erhalten, nach welchen zu schließen die Befestigung eine Länge von 30 Minuten (gemessen mit dem Chronometer auf einem Pferde, das jede Minute 120 Schritte machte) besaß. Der innerhalb der Mauern gelegene Raum scheint nie ganz mit Gebäuden besetzt worden zu sein; der freie Raum diente wahrscheinlich in Kriegszeiten zur Beherbergung der Landleute und Hirten der Umgebung. Heute ist die Stadt, wie erwähnt, vollständig offen, so daß sie bei Eintritt von Unruhen jedem Angriffe der benachbarten kriegerischen Bergstämme preisgegeben ist, wie denn auch thatsächlich am 16. Januar 1882 50 Krieger aus dem Gebirge Archona in die Stadt eindrangen, um das Haus eines Juden zu plündern, der — ein britischer Unterthan — sich durch seinen Wucher ihren Haß zugezogen hatte. Die Bande verblieb über eine Stunde in der Stadt, ohne daß es jemand gewagt hätte, für den Bedrohten auch nur die Hand zu heben.

Die Straßen der Stadt sind so enge, daß sie kaum ein Reiter passiren kann und so unrein, daß der Unrath zwei große Bäche bildet, welche sich mitten durch die Stadt schlängeln und endlich im Westen in der offenen Ebene sich verlieren. Wenn große Regengüsse den Lukkus anschwellen machen, dann stehen die Gassen unter Wasser, das dann beim Ablaufen allen Unrath mit wegschwemmt. Diese Ueberschwemmungen kommen auch den Häusern zu gute, indem die aus Thon und Stroh gekneteten Ziegel durch das Wasser wieder kompakter werden. Von den Verandas der Häuser genießt man einen schönen Rundblick auf die lachenden Fluren der Umgebung, welche zahllose Obstgärten aufweist. Die Stadt selbst zerfällt in zwei Distrikte (im Norden der Schereá, im Süden der Bab-el-Uad), welche in elf Quartiere eingetheilt sind. Im Schereá-Distrikte liegt der große Mers der Bewohner von Kasr-el-Kebir, welche sich vielfach mit der Landwirthschaft befassen, ferner der Marktplatz für Vieh, Pferde und Getreide; die Mehrzahl der Juden hat sich im Bab-el-Uad, besonders im Quartier Nemar, niedergelassen. An dem Minaret der Dschama-el-Kebir befindet sich die oben erwähnte Römer-Inschrift. Um die offene Stadt, welche keine Garnison von Linientruppen besitzt, vor den Angriffen der zahlreichen Buschklepper zu schützen, werden

Digitized by Google

zur Nachtzeit die Quartiere durch große zweiflügelige Thore abgesperrt, welche von je 3 bis 4 mit Säbeln bewaffneten Wächtern gehütet werden. Bei Allarm stellt der Distrikt Scherea 350, der andere 500 Mann Naiba, d. h. Irreguläre. Trotz aller Vorsicht hat insbesondere das Quartier Bab-el-Chabbâß viel von den Räubern, die zur Nachtzeit vom Gebirge hierherkommen, zu leiden. Die Bevölkerung der Stadt nährt sich zum großen Theil von dem Ertrage der Feldwirthschaft; diese Leute leben ebenso kärglich wie der Bauer der Kabyle, sie begnügen sich mit wenigem Kuskus, Milch und Brot, Fleisch wird nur selten gegessen, in diesem Falle am Freitag. Alle Geldeinnahmen bleiben in der Tasche des Mauren, der seine erworbenen Schätze ängstlich verbirgt, sie meist dem Schoße der Erde anvertrauend. Auch die Juden leben sehr mäßig, so daß in dieser Stadt, welche eine ständige Bevölkerung von 8700 bis 9000 Seelen besitzt, wöchentlich nur 15 Stück Rindvieh und 65 Hammel von den mohammedanischen, 2 Stück Großvieh von den jüdischen Metzgern geschlachtet werden. Da die Stadt ein sehr ansehnlicher Handelsplatz ist, so wird selbe auch von vielen Reisenden besucht; man schätzt nach dem Verkaufe der Brotbäckereien die Zahl der täglich hier anwesenden Fremden auf circa 1000 Personen. Die 24 Herbergen der Stadt weisen 500 Wohnräumlichkeiten auf, welche nie leer stehen; außerdem besitzt Kasr-el-Kebir 30 Kaffeehäuser, in denen man bei einer Tasse Kaffee sich mit Rauchen, Singen und Kartenspielen die Zeit vertreiben kann. Die Juden kommen in zwanzig Schnapsläden zusammen, wo verschiedene Branntweinsorten kredenzt werden. Im Gegensatze zu Arzila herrscht hier eine rege Industrie; es existiren da vier Wollkämpelei-Etablissements, welche 750 Arbeiter beschäftigen; mit der Verarbeitung der Baumwolle beschäftigen sich 250 Personen; außerdem zählt man 155 Pantoffelmacher, 60 Schuhflicker, 20 Schneider, 1 Seidensticker, 80 Gerber, 30 Sattler, ebenso viele Zimmerleute, 20 Maurer, 14 Schmiede, 20 Schlosser, 6 Kupferschmiede, 4 Klempner, 11 Gold- und Silberarbeiter, 3 Gewehrschloßfabrikanten, 3 Musikinstrumentenmacher, 4 Brettschneider, 3 Drechsler und 16 Barbiere. Außerdem wären 120 Ziegelstreicher, welche bei 15 Oefen Beschäftigung finden, sowie 24 Töpfer und 100 Wasserträger zu erwähnen. Wichtiger als durch seine Industrie ist Kasr-el-Kebir als der erste Handelsplatz der ganzen Provinz; hier werden alle eingeführten europäischen Waaren gegen Produkte und Industrieerzeugnisse des Inlandes oder gegen Baargeld umgetauscht. Der Handel ist ein förmliches Monopol der Juden geworden, welche seit einigen Jahren auch durch Wuchergeschäfte mit den Bauern und Viehzüchtern der Provinz sich bereichern, so daß heutzutage diese schmutzigen Spekulationen das Hauptgeschäft der Israeliten bilden. Bemerkenswerth ist, daß die Juden dieser Stadt die Handelsgeschäfte nur in Kompagnie mit ihren zu Tanger residirenden Glaubensgenossen führen, ja eigentlich nur als deren Agenten zu betrachten sind. Die Juden besitzen in Kasr-el-Kebir vier Schulen (die Mohammedaner 17). Von den zwei hier lebenden Aerzten ist der eine ein Mohammedaner, der andere ein Jude. Zahlreiche Moscheen legen von der frommen Gesinnung der Moslim Zeugniß ab, welche überdies für die Erhaltung mehrerer öffentlicher Bäder Sorge tragen. Der Friedhöfe giebt es vier, worunter der eine zur Aufnahme der jüdischen Leichen bestimmt ist.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Nur allzuschnell ist die Ahnung des Arabienreisenden Charles Huber erfüllt worden (vergl. oben S. 141): am 20. Juni schrieb er aus Dschiddah, daß er von der Küste des Rothen Meeres nach Dschebel Schammar zurückkehre, obwohl er wisse, daß man ihm im Innern Arabiens auflauerte. Und schon am 30. Juli ist er und sein arabischer Diener Mahmud bei Labegh von Beduinen des Stammes Beni Harb erschlagen worden. Das Motiv des Verbrechens soll Raubgier gewesen sein; Huber selbst schreibt fünf Wochen vor seinem Tode: „Ich darf mich in Dschiddah nicht aufhalten, wenn ich mir nicht jeden Weg für die Rückreise durch die Ateibeh versperrt sehen will, welche mich alle erwarten, um mich zu plündern und todtzuschlagen" und weiterhin: „Ich riskire viel, indem ich von hier in die Wüste zurückkehre, ich weiß es; da ich Ihnen mein Tagebuch sende, wird doch, wenn ich getödtet werde, nicht alles verloren sein."

— Die Expedition Prshewalski's hat am 8. November Urga verlassen — so melden zwei Briefe des Reisenden vom 8. Januar und 10. März dieses Jahres — und ist, nachdem 1100 Werst (Kilometer) zurückgelegt worden sind, am 3. Januar in der Stadt Dün-juang-in in Alaschan eingetroffen. Am 9. Januar setzte sich die Expedition abermals in Bewegung, marschirte durch das südliche Alaschan, verbrachte den Monat Februar in den Bergen von Kan-su am Flusse Tetung und langte am 10. März beim Tempel Tscheibsen an. Die Mitglieder der Expedition sind gesund; reichliche Materialien sind unterwegs gesammelt. Prshewalski beabsichtigt nun weiter zum Kuku-Nor, dann nach Tsaidam sich zu wenden, hier am Fuße des Gebirges Burchan-Buda ein Depot zu errichten; dasselbe unter den Schutz von fünf Kosaken zu stellen, und sich dann zu den Quellen des Gelben Flusses (Hoangho) zu begeben. Im August würde die Expedition zum Depot in Tsaidam zurückkehren und, falls es dann von Seiten der Tibeter kein Hinderniß giebt, nach Lhassa ziehen; im andern Falle soll das nördliche Tibet bis zum Lobnor untersucht und dabei so viel als möglich nach Süden vorgedrungen werden.

— Der Asien-Reisende Potanin hatte am 1. April auf der Korvette „Skobelew" Tschifu erreicht, dann den Weg nach Tien-tsin über Land eingeschlagen und war am 1. Mai in Peking eingetroffen. Von hier aus hatte die „Oestliche Rundschau" bereits Nachrichten. Potanin war in Peking im Hause des russischen Gesandten gut versorgt; die Einkäufe und Vorbereitungen zur Weiterreise werden energisch betrieben; Maulesel und Transportmittel mußten gekauft oder gemiethet werden; auch hatte die Expedition sich einen Chinesen engagirt, welcher den sogenannten russisch-kjächtaschen Dialekt redet. Am 25. Mai verließ Potanin Peking und begab sich in das Gebirge Utai, woselbst ein bemerkenswerthes und in der ganzen Mongolei berühmtes Kloster liegt. Von dort wird die Expedition sich nach Kukuchoto wenden; der Weg dahin wird mit gemietheten Mauleseln zurückgelegt werden. In Kukuchoto sollen Kameele gekauft werden, auf welchen die Reise nach Lan-tschen fortgesetzt werden wird. In Tien-tsin ist ein Theil des bisher gesammelten Materials zurückgelassen worden, um nach Irkutsk an die geographische Gesellschaft

Digitized by Google

geschickt zu werden. Eine Kiste mit Vogelbälgen ist schon aus Peking abgesandt, gleichzeitig auch Lößproben von Tuntschen und eine Trommel, wie sie von den chinesischen Hausirern zum Anlocken der Käufer benutzt wird.

Afrika.

— Die Annexionen in Südafrika folgen sich jetzt Schlag auf Schlag: Die Regierung des Kaplandes hat St. Johns im Pondo-Lande formell annektirt (wohl das Gebiet des St. Johns oder Umzimvubu-Flusses) und die Regierung von Transvaal hat die beiden Häuptlinge Moschette und Montsioa nebst ihren Unterthanen unter ihren Schutz gestellt und „im Interesse der Humanität" Stellaland besetzt, worüber in Kapstadt gewaltige Aufregung herrscht.

— Dem Büttner'schen Schriftchen über das Hinterland von Walfischbai und Angra Pequena (s. oben S. 158), welches sich hauptsächlich mit dem Lande der Herero beschäftigt, ist soeben von einem Amtsbruder desselben, Johannes Olpp, verfaßt, ein anderes „Angra Pequena und Groß-Nama-Land" (Elberfeld, R. L. Friderichs 1884) gefolgt, welches in knappster Form ein lebenswahres Bild des Landes und Volkes von einem der besten Kenner derselben bietet. Die beigegebene etwas grobe Karte wird zur Orientirung Dienste leisten; sie soll zum Theil auf eigenen Beobachtungen und unedirten Quellen beruhen und ist ethnographisch von Werth, indem sie die Wohnplätze der verschiedenen Stämme genau bezeichnet. — Was Olpp von dem Lande sagt, wird wohl auch den Muthigsten nicht anlocken; man höre! „So sehr ich meine Erwartungen nach dem Rathe eines alten Kollegen auch herabstimmte, die Wirklichkeit (in Angra Pequena) blieb noch unter den bescheidensten Ansprüchen, die man an ein von Menschen bewohntes Land zu machen gewohnt ist" (S. 7). Oder S. 11: „Die verhältnißmäßig wenigen Quellen versinken im Sande schon nach etlichen 1000 Schritten. Bei anhaltendem Regenmangel versiechen manche völlig, und die Zahl der konstanten im Lande ist so gering, daß keine 1000 europäische Ansiedler, deren jeder eine für sich und sein Vieh bedürfte, dort existiren können. Tiefe Binnenteiche, die nie austrocknen, fehlen gänzlich." Oder S. 12: „Es kann geschehen, daß im Frühsommer Blüthen mehrmals erfrieren, neue Triebe von den Strahlen der Sonne versengt werden, und bei heftigen Regengüssen im Nachsommer die Früchte der Gärten ersaufen oder durch Hagelschlag zu Grunde gehen." Das Land wird also wohl in nächster Zeit noch im Besitze der Namas (Namaquas) bleiben, über welche Olpp, der 15 Jahre unter ihnen gelebt hat, vielerlei Interessantes mittheilt. Im Großen und Ganzen bezeichnet er sie als ein in der Christianisirung befindliches Volk; viele der von ihm geschilderten heidnischen Sitten und Bräuche sind im Gebiete der Missionsstationen kaum mehr wahrnehmbar, und das Volk hat in den letzten 20 Jahren sichtbare Fortschritte zu einer höheren Kulturentwickelung gemacht. Möge die neue Zeit, die jetzt für Groß-Nama-Land anbricht, das bis jetzt Gewonnene nicht stören, sondern in gesunder Weise weiter fördern helfen!

— Die Pintaderas von Groß-Canaria. Eigenthümliche Gebilde aus leicht gebranntem Thon, deren flache Unterseite mit allerlei Ornamenten in Hautrelief versehen waren, und die nur auf Gran Canaria gefunden wurden, spotteten bisher jeder Deutung. Dr. Verneau hat jetzt nachgewiesen, daß sie weder Amulette noch Stempel waren, mit denen etwa Stoffe bedruckt wurden, sondern daß sie nur dazu dienten, um die Haut der alten Einwohner mit Farben zu bedrucken, ein Ersatz für die Tatuirung. Nach Bontier und Le Verrier schmückten dieselben ihren Körper mit verschiedenen Figuren; Cadamosto sagt von ihnen: „sie bemalten sich den Leib mit dem Saft von Pflanzen in Grün, Roth und Gelb" und so berichten auch Viera y Clavijo und Millares. Solche Stempel finden sich in den Sammlungen zu Madrid, auf den Canarien und im Trocadero-Museum zu Paris. Dr. Verneau hat auch die Analogie zum Beweise seiner Deutung herangezogen und die ganz gleichen Hautfarbenstempel aus gebranntem Thon bei den alten Mexikanern, bei den Yukateken und den Negern von Assinie nachgewiesen („Revue d'Ethnographie." Mai-Juni 1884).

— Im verflossenen Halbjahre haben Franzosen nur in der Umgebung von Tunis selbst für mehr als 1400000 Francs anbaufähiges Land gekauft. Die Stadt selbst erfährt allmählich große Umwandlungen; es werden Gasthäuser, Läden und Magazine, ein erzbischöflicher Palast, eine Kathedrale, ein neuer Bahnhof gebaut. In nächster Zeit schon wird die Stadt mit Gas erleuchtet sein. — In Kef in Tunesien hat der französische Vicekonsul Roy eine Gesellschaft für Geographie und Archäologie gegründet, welche sich die Beschreibung, Untersuchung und Erhaltung der so zahlreichen antiken Denkmäler, die Beförderung der französischen Einwanderung, die Durchforschung des Bezirks in praktischer Hinsicht u. s. w. zum Ziele setzt. — Man sieht hieran, wie die Erwerbung von Kolonien durch europäische Mächte dem neu erworbenen Lande selbst frommt und wie dadurch neue Arbeit und Verdienst den Bewohnern des Mutterlandes erschlossen wird, selbst in einem Gebiete, welches durch jahrhundertelange türkische Mißwirthschaft so entsetzlich heruntergekommen ist.

Polargebiete.

— Am 5. September lief das dänische Kanonenboot „Fylla" auf seiner Rückkehr aus den arktischen Gewässern die Orkney-Inseln an, nachdem es im Auftrage seiner Regierung eine fast viermonatliche Erforschungsreise längs der grönländischen Westküste bis 70° nördl. Br. erfolgreich ausgeführt hatte. Außer der Untersuchung von Binnenlandgletschern hat es Tiefseeforschungen und meteorologische Beobachtungen an der Westküste, in der Davis-Straße, Baffins-Bai und Disco-Bai angestellt. Die zurückgebrachten Sammlungen, darunter ein Meteorstein von 2000 Pfund Gewicht, sollen sehr bedeutend sein; die größte gefundene Tiefe maß 900 Faden. An Bord befanden sich Prof. Warming als Botaniker, Dr. Topsöe als Mineraloge, Dr. Holmin als Zoologe und der Künstler Baron Holmfelda, außerdem 84 Mann Besatzung. Das Schiff hatte Befehl, eventuell der Greely-Expedition nach Kräften beizustehen, fand aber, daß die Ueberlebenden derselben bereits eine Woche früher gerettet worden waren. Am 11. September traf die „Fylla" in Kopenhagen ein und berichtete, daß sie nach der vor Kap Reykjanes bei Island neu entstandenen Insel (s. oben S. 224) Nachforschungen angestellt habe, die indessen ein völlig negatives Resultat ergaben. Entweder ist die Insel also gar nicht vorhanden gewesen oder zur Zeit der Nachforschungen (Ende August) bereits wieder im Meere versunken.

Inhalt: Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien. XIV. (Mit sechs Abbildungen.) — W. Kobelt: Großgriechenland. III. und IV. — V. Garde: Die Ueberwinterung der dänischen Expedition zur Erforschung der Ostküste von Grönland. Deutsch von W. Finn. — F. Blumentritt: Die Provinz El Arisch des Sultanats Marokko. I. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion: 22. September 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

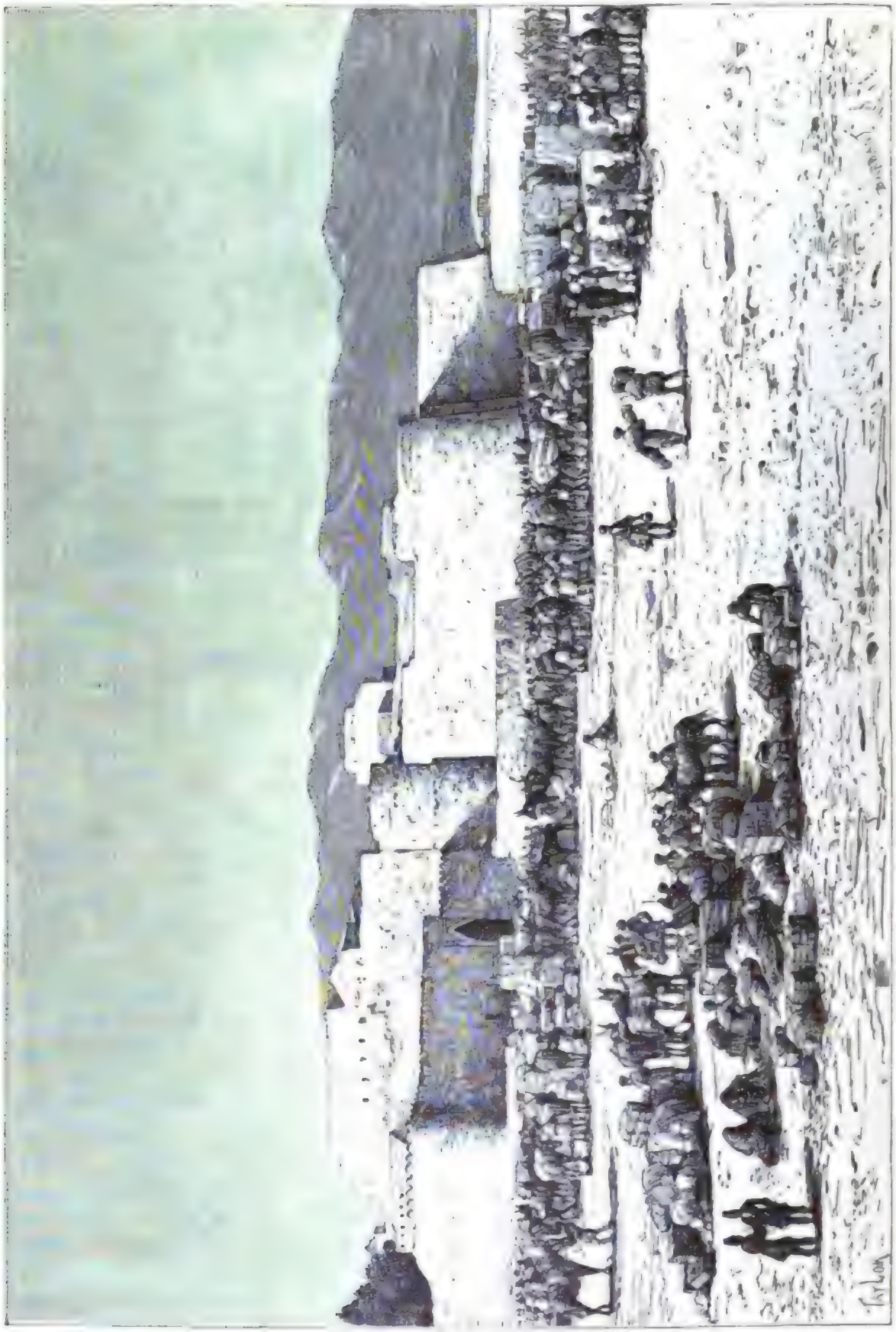
XV.

(Die Abbildungen, wenn nichts anderes bemerkt ist, nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Als sich die Sonne am 18. September dem Untergange zuneigte, verabschiedete sich das französische Ehepaar von seinen Freunden, damit dieselben noch vor Thoresschluß Dschulfa wieder erreichen konnten, und setzte betrübt ihren Weg fort; ihnen folgte ein Tscharvadar, der die Lastthiere unter seiner Obhut hatte, und ein armenischer Diener Namens Arabet. Unter vielen Thränen hatte sich letzterer von Frau und Kind getrennt und war als Aufseher in den Dienst der Reisenden getreten, um sie bis Buschir zu begleiten, dort mit dem erhaltenen Lohne seine Ueberfahrt nach Bombay zu bezahlen und in Indien sein Glück zu machen.

Sobald die letzten Strahlen der Sonne verschwunden waren, brach mit überraschender Schnelligkeit die Nacht herein; eine Dämmerung ist in diesen Breiten schon nicht mehr vorhanden. Schweigend ritten die Franzosen dahin; nur der einförmige Schrei eines Vogels, der noch einförmigere Gesang des Maulthiertreibers und das Klappern der Hufeisen auf den Steinen des Weges unterbrach die lautlose Stille der Nacht. Bald blieb ein breiter, von zahlreichen Karawanen ausgetretener Weg zur Rechten und das vorderste Maulthier bog auf einen Seitenweg ein, welcher bald in einen bloßen Pfad überging und zuletzt gänzlich ein Ende nahm; eine weite öde Haidestrecke dehnte sich vor den Reisenden aus. Nach vielem Umherirren stießen sie endlich auf einen Bewässerungsgraben und, diesem folgend, auf das Lager der Karawane, das von etwa 10 mit Flinten bewaffneten Leuten bewacht war. Auf den Kisten und Ballen schliefen, in dicke Filzmäntel gewickelt, die Treiber, und ein Gleiches zu thun wurde nun den Reisenden zugemuthet. Dies lehnten sie ab, da die Nächte bereits ziemlich kalt waren, und verlangten nach dem nächsten Karawanserai oder Dorfe geführt zu werden. Aber der Führer behauptete steif und fest, daß auf zwei Stunden im Umkreise keine Unterkunft zu finden sei; seit mehr als einer Woche schaffe man die Waarenballen an diese Stelle und es wäre thöricht, dafür die Nähe besuchter Straßen zu wählen, weil man sich dadurch Diebstählen aussetze. Und als man nach den Reisegefährten forschte, fand sich, daß die auf den Kisten schlafenden Leute nur ein Theil derselben waren; die armenischen Frauen waren unterwegs im Dorfe Tacht-i-pulad geblieben und einige Nachzügler befanden sich sogar noch in Ispahan. Aber Marcel Dieulafoy erklärte dem Führer, daß es in der Nähe eines Lagers stets Wasser geben müsse, und wo Wasser sei, gäbe es auch Ackerland, Dörfer und Bauern; deshalb solle man ihn sofort an eine bewohnte Stätte führen oder er werde stracks nach Ispahan zurückreiten und dort verweilen, so lange es ihm beliebte. Die Ausführung dieser Drohung wäre nun freilich bei der herrschenden Dunkelheit und Dieulafoy's völliger Unkenntniß über die einzuschlagende Richtung nahezu unmöglich gewesen; Orientalen aber sind geneigt, den Franken alle möglichen Eigenschaften und darunter auch diejenige, sich in einem ganz fremden Lande zurecht zu finden, zuzuschreiben,

Digitized by Google



Dieulafoy's Karawane in Ispahanet.

Digitized by Google

und ſo beluden ſie die Thiere wieder, brachen auf, führten die Fremden nach kaum einer Viertelſtunde zu einem großen Dorfe und klopften an die erſte beſte Thür. Auf dem offenen Lande indeſſen haben die Leute wenig Muth und träumen Tag und Nacht von Räubern; kein Wunder deshalb, daß die Bauern nicht öffneten, ja nicht einmal eine Antwort gaben. Zuletzt kam man an das Thor des Ket Choda (Schulzen), der auf Marcel's Drohungen vorſichtig öffnete, aber als er erfuhr, daß Franken bei ihm Unterkunft ſuchten, deshalb erſt ſeine Weiber um ihre Anſicht befragen zu müſſen erklärte. Er ließ alſo einige Diener zur Bewachung des Thores zurück und verſchwand im Anderun, aus welchem bald ein gewaltiger Lärm ſich hören ließ, der nichts Gutes verkündete. Ganz beſtürzt kehrte das Dorfoberhaupt zurück und meinte, es ſei für ihn unmöglich, die Farangis aufzunehmen; aber am Ende des Dorfes ſtehe eine alte halbverfallene Moſchee, wohin er ihnen, ohne ſeinen Weibern davon etwas zu ſagen, Holz und Kohlen ſchaffen laſſen wolle. Dort fanden ſie denn in der That ein etwas luftiges Obdach; Teppiche und Lebensmittel wurden abgeladen und gegen elf Uhr Nachts brannte das Feuer, briet der Hammelbraten auf Kohlen und brodelte der Thee in der Kanne.

Als die Reiſenden am nächſten Morgen (19. Septbr.) erwachten, war es bereits ſieben Uhr. Die Sonne ſtrahlte in ganzer Pracht, Fliegen und Bienen ſummten umher und

Nach Bombay auswandernde Armenierinnen.

die verfallene Moſchee, welche in der Nacht einen ſo traurigen Eindruck gemacht hatte, ließ durch die Mauerluken den Blick auf die reizendſten Landſchaften frei. Wo man in der Dunkelheit nur dürre Haiden geſehen hatte, beſchien jetzt die Sonne nur üppigen fruchtbaren Ackerboden. Die Karawane lagerte nur wenige hundert Meter von der Moſchee. Niemals hatten die Reiſenden bisher auf ihrer ganzen Reiſe in Perſien eine ſolche Maſſe von Laſtthieren und Waaren zuſammen geſehen. Faſt 1 km weit zogen ſich vom Dorfe aus die Kiſten voll Opium und Tabak, mächtige, in Stoffe aus Ziegenhaar gehüllte Ballen, Teppichrollen, Zeltpfoſten und -tücher, kurz allerlei für die Ausfuhr beſtimmten Waaren hin, welche ſich vier Monate hindurch in den Karawanſerais von Iſpahan angeſammelt hatten. Am Fuße dieſer Berge von Gepäckſtücken ſaßen Frauen, die ſich durch dicke Decken vor neugierigen Augen zu ſchützen ſuchten, während die Männer rings um das Lager her Feuer ſchürten und ihren täglichen Pillaw bereiteten. Etwa ſechzig Treiber waren beſchäftigt, die Thiere zu ſtriegeln oder an den Bewäſſerungsgräben zu tränken. Die ungewöhnliche Größe dieſer Karawane erklärte ſich auf einfache Weiſe: ſeit Anfang des Sommers waren Pferde und Maulthiere für die Wegſchaffung des Lagers des Schahzadeh requirirt und dadurch der geſammte Karawanenverkehr zwiſchen Iſpahan und Schiraz unterbrochen worden.

Nun ſtellte es ſich auch heraus, wo ſich die Reiſenden befanden, in Iſpahanek nämlich, einem Dorfe, das man ihnen von dem Gipfel des Tacht-i-Suleiman gezeigt hatte; fünf Stunden hatten ſie alſo gebraucht, um wenige Kilometer zurückzulegen und dann nothdürftig in einer ver-

Digitized by Google

fallenen Moſchee zu nächtigen. Als aber Mme. Dieulafoy den Tſcharvadar-baſchi darüber erzürnt zur Rede ſtellte, erwiderte dieſer ruhig: „Warum ereifern Sie ſich, Excellenz? Sie ſind ungerecht. Die meiſten ihrer Reiſegefährten warten hier ſeit drei Tagen auf den Moment der Abreiſe und beklagen ſich darum doch nicht. Ich kann nicht binnen 24 Stunden eine Karawane von mehr als 400 Maulthieren und 200 Menſchen zuſammenbringen. Wir müſſen eben ein Stelldichein bezeichnen, wohin ſämmtliche Waaren geſchafft werden und wo ſich die Reiſenden verſammeln, je nachdem ſie bereit ſind. Unter ſolchen Bedingungen iſt es unmöglich, in einem Karawanſerai zu übernachten. Auch geſtern Abend ſind noch nicht alle Laſten angelangt, aber heute Abend wird ſich die Gafila ohne Zweifel in Bewegung ſetzen. Uebrigens bin ich entſchloſſen, nicht länger auf die Säumigen zu warten; alle Reiſenden zerſtreuen ſich auf dem Wege nach Iſpahan: der eine will ſeine vergeſſene Waſſerpfeife holen, der andere nochmals Frau und Kinder umarmen, der dritte muß noch ganz dringend etwas Pfeffer und Salz kaufen u. ſ. w. Was auch kommen mag, ich breche dieſe Nacht auf. Aber wenn es Ihnen in der Moſchee nicht gefällt, ſo begeben Sie ſich doch nach dem Karawanſerai Ali Chan an dem Wege nach Schiraz; ich werde Sie eine Stunde vor Ankunft der Karawane davon in Kenntniß ſetzen laſſen, daß Sie ſich ihr anſchließen können."

Dieſen Rath befolgten die Reiſenden und erreichten in zwei Stunden das prächtige Gebäude, eine Gründung jenes früher erwähnten Beamten, des einſtigen Beſitzers des

Anſicht von Jezdechaſt.

Palaſtes Koladun, den der Schah-zadeh die gefürchtete Reiſe nach Mekka hatte machen laſſen, von welcher es keine Rückkehr giebt. Dort ruhten ſie bis Mitternacht und ſchloſſen ſich dann der Karawane an, in deren Geleit ſie am 20. September nach dem Dorfe Majan gelangten und in einem ſchönen, aber etwas verfallenen Karawanſerai des Schah Abbas abſtiegen. Hier ſahen ſie zuerſt die armeniſchen Damen, welche ſich in der Karawane befanden; es waren die Mutter, die Frauen und Schwägerinnen zweier Kaufleute aus Dſchulfa, welche vor einigen Jahren in Bombay ein Komtor aufgemacht und nun Vermögen genug erworben hatten, um ihre Familien nachkommen zu laſſen. Einer der Brüder war nach Dſchulfa gekommen, hatte das väterliche Haus verkauft und führte nun Frauen, Kinder und Diener nach Indien über.

Die Marſchordnung war ſo geregelt, daß die Karawane um Mitternacht aufbrach und dann 8 bis 9 Stunden marſchirte. Während der Nacht herrſchte eine eiſige Temperatur, um die Mittagsſtunde dagegen eine große Hitze, die im Verein mit zahlloſen Fliegen die Reiſenden nicht zum Schlafen kommen ließ. Erſt mit Sonnenuntergang fanden ſie Ruhe; aber bereits um zehn Uhr Abends wurden ſie wieder geweckt, um ſich zur Weiterreiſe vorzubereiten.

Am 21. September gelangte man nach Kumiſcheh, einem Orte, der wenig Intereſſe erregt; aber ſeine Lage iſt ſehr maleriſch inmitten eines weiten grünen Thales, das mit Dörfern, Gärten und zahlreichen Taubenhäuſern überſäet iſt, die noch höher, aber nicht von ſo eleganter Bauart ſind, als diejenigen von Iſpahan. Jenſeit der Stadt dehnt ſich eine wüſte Ebene aus, welche die Karawane von

Digitized by Google

Der Musikant der Karawane.

Digitized by Google

Mitternacht an durchzog; gegen Sonnenaufgang jedoch kam sie in sorgfältig bebautes Land mit zahlreichen Dörfern, zwischen denen ein reger Verkehr herrschte. Die Straße nach Schiraz wimmelte von Reitern, Fußgängern und Lastthieren und erschien ebenso lebhaft, wie irgend eine große Verkehrsader in Europa. Um Mittag näherte man sich Jezdechast. Aus einem fruchtbaren, in zahlreiche Gärten und Felder getheilten Thale erhebt sich schroff ein Felsen von länglicher Gestalt, der etwa 500 m lang und 160 m breit ist. Derselbe ist mit Häusern bedeckt, deren äußere Mauern die senkrechten Felswände nach oben zu verlängern scheinen. Diese natürliche Festung, welche mit dem höchstgelegenen Theile der Ebene durch eine Zugbrücke in Verbindung steht, wird im Innern von Straßen durchzogen, welche der Längsachse des Felsens parallel laufen. Die Fenster der Häuser gehen der Landessitte zuwider alle nach außen; das erklärt sich dadurch, daß sie hoch über der Ebene liegen und weit ab von den nächsten Berghöhen, sowie durch die Nothwendigkeit, der Luft Zutritt zu schaffen zu den eng an einander gedrängten Behausungen.

Die im Verhältniß zur Ausdehnung des Ortes zahlreiche Bevölkerung von Jezdechast erfreut sich eines ziemlichen Wohlstandes, eine Folge der Fruchtbarkeit des Landes, des reichlichen Wassers, welches zur Winterszeit den Gießbach am Fuße des Felsens erfüllt, und der sorgfältigen Ackerbestellung. Aller Unrath wird einfach über die Felswand hinabgegossen und geschüttet; das Flüssige läuft in das Bett des Gießbaches, das Feste häuft sich allmählich auf und bildet rings um den Ort einen Kranz zackiger Säulen von brauner Farbe, die oben spitz wie eine Nadel auslaufen.

Händler mit Angorakatzen. (Nach einer Skizze Dieulafoy's.)

Wächst ein solcher Stalagmit zu sehr an, so rückt man ihm mit Hacken zu Leibe und schlägt ihn in Stücke, die man auf die Felder schafft, wo sie durch das Rieselwasser bald aufgelöst werden und dem Boden eine sprichwörtliche Fruchtbarkeit mittheilen. Berühmt ist das Brot von Jezdechast und ein iranisches Sprichwort sagt: „Nichts auf Erden läßt sich dem Weine von Schiraz, dem Brote von Jezdechast und den Frauen von Kirman vergleichen." Als echte Perser ziehen die Bewohner denn auch Nutzen von dem Rufe ihres Brotes und betreiben allesammt, theils ständig, theils gelegentlich, das Bäckereigewerbe; und alle Reisenden versehen sich gewissenhaft mit ihrem Erzeugniß, wenn dasselbe auch nach Verlauf einer Woche hart ist wie Stein und nur in Wasser aufgeweicht genießbar wird.

In der Karawane waren die verschiedenartigsten Professionen vertreten, darunter sogar ein Katzenhändler und ein Harfner. Dieselben waren einst gute Freunde gewesen und hatten sich zusammen ein Maulthier gemiethet, um dasselbe abwechselnd zu reiten, waren aber bald mit harten Worten an einander gerathen und hatten sich entzweit, weil die Musik angeblich die Katzen zu sehr aufregte und das Miauen der Katzen andererseits die Musik störte. Dann hatte der Katzenhändler als der Wohlhabendere den Tscharvadar baschi bestochen und sich das Maulthier zusprechen lassen, worauf der unglückliche Harfenist sich an das französische Ehepaar wendete und die Erlaubniß erhielt, sich und sein Instrument auf eines der Lastthiere zu setzen. Die wie ein Bogen gestaltete Harfe war nur mit einer einzigen Saite versehen, die der Künstler mittels eines hölzernen Hammers kraftvoll bearbeitete, während er mit der linken Hand den hölzernen Bogen hielt. Die Linke war mit einem dicken Fetzen Leinwand umwickelt, aber nicht zum Schmucke, sondern zum Schutze gegen den Hammer; denn wenn ihn die Begeisterung ergriff, schlug

Digitized by Google

er ſo mächtig darauf los, daß ein Fehlſchlag ihm die Knochen in der Hand zertrümmert hätte.

Sein Feind, der Katzenhändler, ſtammte von Jezd in Kirman und transportirte etwa zwanzig ſchöne weiße Angorakatzen von Tabriz nach Bombay. Seit mehreren Jahren macht er dieſe Reiſe, welche 60 Tage zu Lande und 13 zu Waſſer umfaßt, beſtändig hin und her und ſcheint dabei einen hübſchen Gewinn zu erzielen. Bei der Ankunft in einem Karawanſerai ſucht ſich der Händler einen iſolirten Platz, befeſtigt zwei Eiſenkrammen im Boden, verbindet dieſelben durch eine Leine und befeſtigt an derſelben in Abſtänden von je einem halben Meter Schnüre, welche an den Halsbändern der Thiere angenäht ſind. Dieſelben ſind nach der Größe geordnet, das größte zu oberſt, und ſitzen oder liegen auf den Leinwandſäcken, in welchen ſie während des Nachtmarſches ſich befinden. Säugende Katzen werden in Holzkäfigen transportirt, deren Stäbe ſo weit von einander abſtehen, daß die Jungen bequem aus- und eingehen können. Während des Tages verharrt die ganze Geſellſchaft in einer Art Lethargie, die aber durch ein gewaltiges Getöſe, Miauen, Fauchen, Springen u. ſ. w. unterbrochen wird, ſobald die Futterſtunde naht. Zur Nahrung erhalten ſie ausſchließlich Hammelfleiſch. Beim Aufbruche wird jede Katze in ihren Sack geſteckt, je zwei Säcke werden zuſammengebunden und ſo über den Rücken eines Pferdes gehängt. In Indien erzielt jedes Thier einen Preis von 40 bis 50 Mark.

Großgriechenland.

Von **W. Kobelt.**

V.

Sobald wir den Sinno überſchritten, treten die Berge näher ans Meer heran und es beginnt das eigentliche Calabrien mit ſeinen Fiumaren und ſeinen auf den Berggipfeln hängenden Felſenneſtern. Mit Unrecht hat man in dieſen die Akropolen untergegangener Griechenſtädte erkennen wollen; die Griechen bauten ihre Städte alle ans Meer und erſt die Raubzüge der Araber zwangen die Calabreſen, ſich auf die Höhen zurückzuziehen. In Südcalabrien fangen ſie jetzt wieder an von den Bergen herabzuſteigen und an den Bahnſtationen erblühen die alten Hellenenſtädte wieder; im Norden dagegen herrſcht an der Küſte die Malaria noch unbedingt und die Städte liegen ſtundenweit von ihren Bahnhöfen ab. Wenn man den Raganello, den Akalandros der Alten, überſchritten hat, weichen die Berge wieder zurück und eine Gegend thut ſich auf von wunderbarer Schönheit, das lachende Grün der Campagna felice vereinigend mit der erhabenen Größe der Alpenlandſchaften und dem Meer und dem Himmel Griechenlands. Ein unermeßlicher Halbkreis von Bergen ſcheint einen Circus zu bilden von 30 km Oeffnung und 40 km Tiefe. An der Nordſeite erheben ſich die ſchroffen Abhänge des Monte Pollino bis zu 2200 m. Der Schnee verſchwindet von ſeinem Gipfel erſt im Juni und erſcheint gar häufig ſchon im Oktober wieder. Den Hintergrund bildet der calabriſche Apennin und nach Süden ſpringt der Silawald bis weit ins Meer hinein vor. Buchen, Eichen und Kaſtanien bedecken die Abhänge mit einem dichten Walde und darüber heben ſich dichte Maſſen von Kiefern und Lärchen faſt ſchwarz gegen den blauen Himmel ab. Nur in Calabrien und Albanien haben die Küſtengebirge des Mittelmeeres noch ihren Waldſchmuck bewahrt und das verleiht dieſen Ländern einen ganz beſonderen Reiz. Auf den Höhen finden wir die Pflanzenwelt Mitteleuropas, in der Ebene ſproſſen Orange, Feige und Lorbeer mit rieſigen Oelbäumen und immergrünen Eichen zuſammen. Zwei Flüſſe bewäſſern die Gefilde, der Crathi, der den Silawald vom Apennin ſcheidet, und der Coscile, der vom Monte Pollino herabkommt. Sie vereinigen ſich und münden wenige Kilometer weiter ins Meer. Das ganze Gebiet iſt mit Dörfern und Meiereien erfüllt, nur die Küſte völlig menſchenleer. Noch weiden hier die mächtigen weißen Rinder, denen wir ſo oft auf den Münzen von Sybaris begegnen, aber wo die üppige Griechenſtadt ſtand, dehnt ſich eine weite Maremme, der Alleinherrſchaft der Malaria überlaſſen; das Menſchentreiben hat ſich nach Caſſano zurückgezogen, dem alten önotriſchen Coſſa am Abhange des Pollino, wo Milo, den Cicero vertheidigte, einſt einen unrühmlichen Tod fand. Weiter oben liegt San Marco Argentaro, wo Robert Guiscard, als er ſeine Laufbahn als Räuberhauptmann begann, ſich nach alter Normannenweiſe einen Paliſſadenring ſchanzte, von dem aus er das Land erſt plünderte und dann unterjochte. Hoch oben aber haben ſich noch Anſiedelungen von Waldenſern erhalten, die hier in den Dörfern San Siſto und San Vincenzo feſten Fuß gefaßt hatten, bis ſie 1561 nach verzweifeltem Widerſtande mit Feuer und Schwert ausgerottet wurden. Ihre Geſchichte, wie die der albaneſiſchen Kolonien in dieſen Gegenden, werden von Lenormant eingehend erzählt.

Unten nahe dem Meere zwiſchen Crathi und Coscile, die damals noch getrennt ins Meer floſſen, lag Sybaris. Nur zwei Jahrhunderte hat die Griechenſtadt gedauert und trotzdem eine Macht und einen Reichthum erworben, die bis zu unſerer Zeit ſprichwörtlich geblieben ſind. Um das unerhört raſche Aufblühen zu erklären, geht Lenormant zuerſt genauer auf die damaligen ethnographiſchen Verhältniſſe Süditaliens ein. Er nimmt an, daß die Peuceter wie die Oenotrier pelasgiſchen Stammes ſeien; Peucetios und Oinotros, die Söhne von Lykaon und Enkel des Pelasgos, führten ihre Stämme aus Arkadien zur See oder vielleicht auch zu Lande herüber und beſetzten Apulien und die Terra d'Otranto. Von Peucetios ſtammen die Peuceter, Daunier, Meſſapier und Japygen. Die Oenotrier drangen in Bruttium, das heutige Calabrien ein, verſchmolzen mit den ſchon früher eingewanderten pelasgiſchen Chonen und nannten das Land Argeſſa, ein echt pelasgiſcher Name; ſie drangen bis zum Tiber vor und gründeten das uralte Pallantium, die Stadt des arkadiſchen Evander. Die Peuceter verehrten das Roß, das Sinnbild des Poſeidon, neben dem wir in ſpäterer

Digitized by Google

Zeit immer den Diomedes finden, die Oenotrier den Stier, das Symbol des Erdgottes, aus dem später der Dionysos chthonios oder tauromorphos wurde. Sie waren Hirten; als aber die ligurischen Siculer von Norden her vordrangen und sie zum Theil unterwarfen, nahmen sie von diesen den Ackerbau an. In diesen sieht Lenormant die Schakalasch der Aegypter, die mit den Tekkaro (Teukriern), den Akaiuasch (Achäern), den Pelasta (kretischen Pelasgern), den Turscha (Tyrrheniern), den Uaschascha (Ausoniern?) und den Schardana (Sarden) unter Menephthah I. und Ramses III. die Aegypter zur See angriffen; sie hatten die iberischen Sikaner nach Trinakrien zurückgetrieben. Ihr Stammheros von Italos oder Vitulus, der Vitelio, den die Samniter noch im Bundesgenossenkriege auf ihre Münzen prägten und gewissermaßen den neulateinischen Gottheiten Roms entgegenstellten. Sein Name ist noch von der Rinderzucht genommen, aber ihm folgt Morges, der Mann der Garben, und diesem Sikelos, der Mann der Sichel, in dem darum die Lateiner den Saturnus sahen. Gegen das zwölfte Jahrhundert drängten die Umbrier und Ausonier die Sikeler nach Süden, während sie selbst von den Rasenen, den späteren Etruskern, die von den Alpen herabstiegen, gedrängt wurden. Mit den Oenotriern vereint trieben die Ausonier die Sikeler bis über den skylacischen Isthmus; ein großer Theil ging nach Sicilien hinüber, aber noch Thucydides kennt in den Bergen des Aspromonte sikelische Städte. — Als die griechische Einwanderung begann, wohnten nördlich vom Apennin Ligurier, illyrische Veneter, Umbrier und Etrusker; in Mittelitalien theilten sich Umbrier und Etrusker; im Apennin wohnten die sabellischen Stämme, an dem adriatischen Abhang die illyrischen Liburner, am tyrrhenischen die opischen Stämme. Japygien und Apulien haben die Japygo-Messapier inne, in der Basilicata und Calabrien wohnen die Oenotrier und jenseits des skylacischen Isthmus halten sich noch die Sikuler.

Für die wenigst kriegerischen Stämme galten die Oenotrier, und gerade diese waren es, bei denen die Achäer sich niederließen, als sie von den siegreichen Doriern aus dem Lande gedrängt wurden. Sie kamen in genügender Zahl, um gleich eine bedeutende Stadt zu gründen und konnten bald schon neue Kolonien aussenden. Der Weizen trug hundertfach, Wein und Oel waren ebenso berühmt, wie das Rindvieh, und das Gebiet der Stadt konnte, selbst als Sybaris 300 000 freie Einwohner zählte, immer noch Landesprodukte zum Export liefern. Der Reichthum stammte aber hauptsächlich vom Handel, einerseits mit dem stammverwandten Milet, andererseits mit den kupferreichen Etruskern, denen die Griechen von Sybaris die orientalischen Kunstarbeiten lieferten, welche der späteren etrurischen Industrie als Vorbilder dienten, wie der Autor annimmt, während Helbig diese Zwischenhändler in den Karthagern sucht. Ueber den heutigen Paß von Campo Tenese führte ein bequemer Weg nach dem Tyrrhenischen Meer, wo die Mündung des Laos einen guten Ankerplatz bot. So konnte man die Gefahren der von Rhegion und Messana ängstlich bewachten Meerenge meiden und brauchte weder die Eifersucht der Karthager noch die der Etrusker zu fürchten; die letzteren kamen selbst mit ihren Schiffen, die Waaren abzuholen, und die Sybariten zogen den ganzen Gewinn des Zwischenhandels. Sie waren klug genug, denselben auf jede Weise zu fördern und die wichtigsten Handelsartikel von beiden Seiten zollfrei einzulassen, also ihr ganzes Gebiet gewissermaßen in einen Freihafen umzuwandeln. So deutet wenigstens Lenormant die von den Alten so getadelte Einrichtung, daß Kunst- und Luxusgegenstände in Sybaris keinen Eingangszoll zahlten.

Die Oenotrier hatten die Hellenen freundlich aufgenommen und scheinen rasch mit ihnen verschmolzen zu sein; weder bei Sybaris noch bei Kroton lesen wir von Kämpfen und Empörungen, die Eingeborenen scheinen nach ihren eigenen Gesetzen in nur wenig abhängigen Gemeinden gelebt zu haben, unter Sybaris allein standen 25 önotrische Städte. Das Land war dazumal wohl auch nicht völlig gesund, denn das Orakel hatte den Sybariten im Gegensatz zu Kroton Reichthum, nicht Gesundheit verheißen, aber es gelang den Griechen, die schlimmsten Sümpfe zu beseitigen und die Wasserläufe zu reguliren, so daß wir von ernstlichen Klagen nicht hören.

Zweihundert Jahre blühte Sybaris, dann wurde es von den Krotoniaten überwältigt und völlig zerstört; die Sieger leiteten sogar den Crathis über die Trümmer und verfluchten die Stätte für immer. Der Fall der größten Griechenstadt hatte einen furchtbaren Wiederhall, um so mehr, als er mit der Vertreibung der Könige aus Rom zusammentraf. Die Etrusker, die unter ihrem Lars Porsenna Rom gedemüthigt hatten, drangen nach Kampanien vor, die Lukaner stiegen von ihren Bergen herab und unterjochten die schutzlosen Oenotrier und im Beginn des vierten Jahrhunderts nennt Skylax im Periplus das Land Lukanien.

58 Jahre lang blieben die Griechen für die dem Hellenenthum in Großgriechenland drohende Gefahr blind; erst der weitsehende Perikles veranlaßte die Gründung einer neuen panhellenischen Kolonie, an welcher auch Herodot theilnahm. Die Krotoniaten wagten keinen Widerspruch, aber um die Wirkungen des bei der Zerstörung ausgesprochenen Fluches zu vermeiden (vielleicht auch der eingetretenen Versumpfung wegen), legte man die neue Stadt höher hinauf an das rechte Ufer des Crathis und nannte sie nach einer dort sprudelnden Quelle Thurioi. Die Stadt nahm einen raschen Aufschwung, sie konnte 14 000 Hopliten stellen, aber 390 gerieth die ganze Armee in einen Hinterhalt und wurde von den Lukanern in Stücke gehauen und Thurioi mußte die Oberherrschaft der Barbaren anerkennen. Hier faßten die Römer zuerst 302 festen Fuß an der Küste Großgriechenlands; im punischen Kriege standen die Bewohner bald hüben, bald drüben, bis Hannibal die Stadt zerstörte. Die Römer machten aus ihr die Kolonie Copia, die im Bürgerkriege von Sextus Pompejus völlig zerstört wurde und sich nicht wieder erholte.

Von der Römerstadt sind noch kenntliche Reste geblieben; über die Stätte von Sybaris streitet man sich. Lenormant hält sich wesentlich an die Angabe, daß die Krotoniaten den Crathis über die Trümmer leiteten; man kann das trockene alte Bett noch deutlich erkennen, es heißt noch bei den Anwohnern Crathi vecchio; zwischen seinem Beginn und der Einmündung des neuen Bettes in den Coscile muß die Stadt gelegen haben. Der Schlamm bedeckt die Trümmer, aber unter demselben wären vielleicht noch hochwichtige Reste zu finden aus der besten hellenischen Zeit, so gut wie in Olympia.

VI.

Südlich von dem alten Sybaris erhebt sich das mächtige Waldgebirge der Sila. Granit, Gneiß und Glimmerschiefer bildeten hier schon eine Insel, als die ganze italienische Halbinsel noch im Meere begraben lag. Mauerartig nach Westen hin gegen Cosenza und das Thal des Crathi abstürzend, sendet die Sila nach den drei anderen Seiten dichtbewaldete Bergkämme aus, mit fruchtbaren Thälern

Digitized by Google

dazwischen, deren Bewohner zu den arbeitsamsten und besten Calabriens gehören. Der höchste Theil bildet ein Plateau, rings von hohen Bergen umgeben, in der Mitte durch einen Bergkamm geschieden, nur offen nach Osten hin, wo der Neto durchbricht. Nur ein Dorf, San Giovanni in fiore, liegt oben, sonst bleibt das Waldgebirge verlassen vom Ende Oktober bis zum Juni. Dann aber steigen aus allen Thälern die Hirten mit ihren Herden in die kühleren Regionen hinauf und bringen drei köstliche Monate unter Hütten aus Laub und Stroh zu. Hier in der Sila ist die Wiege der Bruttier, der Zerstörer der Griechenherrlichkeit, an deren Bergen Agathokles von Syrakus und Alexander von Epirus vergeblich ihre Kraft versuchten, der letzten Stützen Hannibal's, des Todfeindes Roms, von dem sie nach seinem endlichen Siege alle als Sklaven verkauft wurden. Die dichten Wälder boten den letzten Kämpfern im Bundesgenossenkrieg und den von den Arabern zur Verzweiflung gebrachten Calabresen ihren Schutz, wie sie ihn bis in die neueste Zeit den Briganten und den Konskriptionsflüchtigen geboten haben. Erst in den letzten Jahren ist es gelungen, das Brigantenwesen auszurotten; Lenormant hat den gefürchteten Wald mit Frau und Tochter ohne jede Eskorte durchwandert und räth dem Strom der Touristen dringend an, sein Beispiel nachzuahmen. Die Sicherheit ist vollständig, obschon heute noch kein Calabrese ohne sein Gewehr ausgeht; der Fremde findet überall herzliche, patriarchalische Gastfreundschaft und, was sonst in Süditalien so selten, stolze Ehrlichkeit und keine Bettler.

Ein enges Defilé verbindet am Fuße der Sila hier Lukanien und Bruttium, Calabria Citeriore und Ulteriore. Den Eingang schließt das festgelegene Rossano, das in allen Kriegen seit dem Kaiserreich eine wichtige Rolle gespielt hat. Es giebt das Lenormant Anlaß zu einer Uebersicht der so wenig bekannten Kämpfe zwischen den Byzantinern und den sicilischen Sarazenen im Anschluß an die Lebensbeschreibung des heiligen Nilus. Aus dieser geht hervor, daß Calabrien damals ganz griechisch war, im Gegensatz zu Apulien, das die byzantinische Herrschaft nur ungern ertrug; selbst die Geistlichkeit stand seit Leo dem Isaurier 733 unter dem Patriarchen von Konstantinopel, und so blieb es bis zu den Zeiten der Anjous.

Vom Trionto ab passirt man das enge Defilé von Labula zwischen den letzten Abhängen der Serra di Riparosa und dem Meere. Hier wohnten die Chonen, die gebildetsten der Oenotrier, und hier läßt die Sage den Philoctetes landen und auf dem Kap Crimisa dem Apollon Halios einen Tempel errichten, dessen Lokalität noch deutlich nachzuweisen ist.

Weiterhin beginnt wieder das Gebiet der Fiumaren, und der Reisende hatte Gelegenheit eine jener Scenen mitzumachen, die der Winterreisende im Süden so oft erlebt, und die ihm unvergeßlich bleiben. Es ist tiefe dunkle Nacht, alles im Coupé schläft; auf einmal hält der Zug mitten im Felde, der Schaffner reißt die Thür auf: scandere tutti! Alles aussteigen! heißt's. Eine Fiumara hat ein Stück des Dammes weggerissen, die Reisenden müssen die Stelle zu Fuß passiren und drüben in einen anderen Zug steigen. Eine Reihe wild aussehender Männer in langen Mänteln und Spitzhüten steht am Wege, Pechfackeln in den Händen, düster und schweigend, denn es sind Calabresen, keine Neapolitaner; wie eine feurige Schlange erscheint die lange Reihe in der Nacht; Lastträger nehmen die Koffer auf die breiten Schultern und fort geht es die Feuerlinie entlang, hinab zum trockenliegenden Bette des Bergstromes, über die Blöcke und Steine, die er herbeigewälzt und den schwachen Wasserfaden in der Mitte; dann klettert man mühsam auf der anderen Seite wieder hinauf zwischen den im rothen Fackellicht gespenstisch aussehenden alten Oliven, bis man den wartenden Zug erreicht. Der Reisende will dem Lastträger ein Trinkgeld geben, aber der Calabrese weist es fast empört zurück: „Die Compagnie bezahlt mich, wie kann ich noch einmal Geld von einem Reisenden nehmen?“ Bedarf es mehr um zu beweisen, daß die Calabresen eine andere Rasse sind, wie die Neapolitaner?

Weiterhin folgt Petelia, die einzige Stadt Calabriens, welche den Römern im zweiten punischen Kriege treu blieb und einen Widerstand leistete wie Sagunt; erst nach elfmonatlicher Belagerung ergab sie sich! Wieder aufgebaut von den Römern und mit allen Freiheiten ausgestattet, litt die Stadt von neuem im Sklavenkriege, bestand aber noch zur Zeit Strabo's; im Gothenkriege aber wurde sie durch das Kastell Strongylos ersetzt. Hier ist die berühmte Inschrift gefunden worden, die uns die Existenz der dionysischen Mysterien in Großgriechenland enthüllt, denen Lenormant auch ein interessantes Kapitel widmet.

Einige Kilometer weiter erreicht die Bahn das Thal des Neto, des fischreichen Neaithos, des stärksten der von der Sila herabrauschenden Flüsse, welcher den Zugang zum Inneren des Waldgebirges öffnet. Hier hat das Erdbeben von 1638 furchtbar gewüthet und die Städte haben sich davon heute noch nicht wieder erholt. Je weiter man hinaufsteigt, um so wilder wird das Thal; öde wilde Felsenschluchten wechseln mit grünen Rasenabhängen und Laubwäldern, dann treten Fichtenwälder auf [1]), die Natur wird immer mehr alpin, und schließlich erreicht man die letzte bewohnte Stelle, S. Giovanni in fiore, entstanden aus einem Kloster der Cistercienser, um welches sich erst im sechzehnten Jahrhundert Hirten und Holzarbeiter ansiedelten, denen 1536 Salvadore Rota, der Besitzer der Gegend, ein Asyl eröffnete, wo sie Schutz vor baronialen Bedrückungen und Willkür fanden.

Jenseits des Neto und des sein Thal begrenzenden Bergzuges beginnt wieder eine schmalere Ebene, die sich 13 km weit zum Capo delle Colonne erstreckt; an ihrem Südende springt eine steile Landzunge ins Meer und beschützt mit dem Clibanos zusammen eine Hafenbucht, die einzige zwischen Tarent und Messina. Auf der Halbinsel liegt heute die Stadt Cotrone, im Alterthume trug sie die Akropolis von Kroton. Zehn Jahre nach der Gründung von Sybaris landete auch hier eine achäische Kolonie. Schon damals hatte die Gegend den Ruf der Gesundheit, den sie bis heute bewahrt hat, eine Ausnahme an der fieberschwangeren Ostküste Calabriens. Der Hafen ist heute noch ziemlich belebt, die Umgegend reich an Orangen, Oel und Wein; im Alterthum kamen dazu noch die Viehzucht, der Besitz von Silberminen und der Handel. Wie Sybaris hatte auch Kroton seine Häfen an der Westküste, und seine Bucht gestattete ihm auch die Entwickelung einer eigenen Marine. Dazu kam der Silawald, dessen Holzreichthum die Krotoniaten ausbeuteten. So wuchs die Stadt fast so rasch heran wie Sybaris und war nach dessen Zerstörung zweifellos außer Tarent die mächtigste Stadt Großgriechenlands, bis sie im Kampfe mit dem viel schwächeren dorischen Lokri die furchtbare Niederlage am Sagra erlitt. Lenormant sucht die Stelle dieser Schlacht nicht am Alaro, wie gewöhnlich geschieht, sondern an dem etwas südlicheren Turbolo, an dessen Mündung ein den Thermopylen vergleichbarer Engpaß liegt, der ganz den Beschrei-

[1]) Wohl richtiger Schwarzkiefern, Pinus Laricio.

Digitized by Google

bungen der Alten entspricht. Hier konnte die kleine, aber aus lauter in der Paläſtra geübten Leuten beſtehende Truppe der lokriſchen Dorier ganz gut der ungeheuren Uebermacht der Krotoniaten Stand halten und ſie beſiegen, auch ohne daß der Schatten des Ajax ſich in den Kampf miſchte. — Aber die Stadt richtete ſich wieder auf durch den Einfluß jener wunderbaren Perſönlichkeit, die ihres Gleichen im Alterthume nicht hat, des Pythagoras. Gegen 532, achtundzwanzig Jahre nach der Schlacht am Sagra, kam der Philoſoph von Samos nach dem in Schwelgerei und Wolluſt verſunkenen Kroton und gewann bald einen überwiegenden Einfluß. Lenormant hat ſeine Geſchichte mit Vorliebe ſtudirt, aber ſeine intereſſanten Ausführungen gehören nicht hierher. Schließlich erhob ſich eine Reaktion gegen die drückende theokratiſche Regierung der Pythagoräer, ſie wurden vertrieben und der Meiſter ſelbſt von Stadt zu Stadt gehetzt, bis er in Metapont die letzte Ruheſtätte fand.

Ein intereſſantes Kapitel iſt den Aerzten von Kroton gewidmet, die eine eigene hochberühmte Schule bildeten und zu denen auch Democedes gehörte, der Leibarzt des Polykrates und ſpäter des Darius, den Ebers in der „Aegyptiſchen Königstochter“ auftreten läßt. Dieſer, eine vollſtändig hiſtoriſche Perſönlichkeit, benutzte den Feldzug gegen die Hellenen, um ſich von Darius mit großen Geldſummen nach Kroton ſenden zu laſſen, angeblich um die dortigen Hellenen gegen ihre Brüder aufzuſtacheln, aber dort angelangt, ließ er ſeine Begleiter gefangen nehmen und rief das Volk auf zum Kampfe gegen die Perſer, und als die Krotoniaten das nicht wollten, rüſtete er allein eine Trireme aus und ſandte ſie nach Salamis.

Kroton behauptete ſein Gebiet bis zur Zeit des älteren Dionyſius und ſchien damals noch ſeine volle Macht zu haben; als aber der Tyrann von Syrakus ſich mit den Bruttiern zuſammen gegen ſie wandte, zeigte ſich auf einmal, daß die Stadt auch nicht die geringſte Kraft zum Widerſtande beſaß. Sie mußte willenlos ſich auch dem ſchlauen Agathokles fügen, ebenſo dem Pyrrhus und ſchließlich froh ſein, daß die Römer ſie gegen die Bruttier beſchützten. Im zweiten puniſchen Kriege war Kroton der letzte Waffenplatz Hannibal's und unter ſeinen Mauern war es, wo dieſer bei ſeiner Einſchiffung nach Afrika die italieniſchen Söldner, die ihm nicht nach Karthago folgen wollten, niederhauen ließ, damit ſie nicht das Heer der Römer verſtärkten.

Die geſunde Lage und der Hafen hielten Kroton auch noch in ſpäteren Zeiten und es blieb ein wichtiger, vielumſtrittener Punkt bis in die neueſte Zeit. Auch heute noch iſt es eine blühende Stadt von 8000 bis 9000 Seelen, ganz im ſüdlichen Stile gebaut, dichtgedrängte Häuſer mit flachen Dächern, auch im Inneren ſauber und gut gebaut, mit wohlhabender, ſelbſt reicher Bevölkerung. Viele reiche Adelige Calabriens haben hier ihren Sitz, darunter auch Signor Baracco, der reichſte Grundbeſitzer der Provinz. Die alten Wälle ſind geſchleift worden und die Stadt kann ſich frei nach dem zwei Kilometer entfernt in der Ebene liegenden Bahnhof hin entwickeln. Schon erheben ſich überall gewölbte Magazine, in welchen die calabreſiſchen Barone die Erzeugniſſe ihrer Güter bis zur Verſchiffung aufſpeichern. Cotrone hat ſogar, ein Unicum in Calabrien, ein gutes ſauberes Wirthshaus, ſehr geeignet zum Standquartier für Exkurſionen in die calabriſchen Berge, die man mit voller Sicherheit ausführen kann. Die Vegetation iſt wunderbar üppig, auch die Dattelpalme gedeiht, wenn auch ihre Früchte noch nicht völlig reifen wollen. Köſtlich iſt die Ausſicht vom hohen Normannenthurme auf der Höhe des Vorgebirges; nach Süden begrenzt ſie das kahle öde Capo delle Colonne, das einſtige laciniſche Vorgebirge, mit der einſam aufragenden Säule des im Alterthume ſo berühmten Tempels der Hera Lacinia. Hier müſſen gewaltige Veränderungen vorgegangen ſein. Die Alten, beſonders Plinius, nennen ganz beſtimmt fünf Inſeln in geringer Entfernung vom Kap; 10 Millien entfernt lagen die Inſeln der Dioskuren; weiterhin folgte die ſagenberühmte Inſel der Calypſo, die auch Procopius (De bello gothico) noch erwähnt, und drei kleinere Felſenriffe, Tiris, Eranuſa und Meloëſſa. Heute ſind ſie ſämmtlich verſchwunden; es exiſtirt nur noch ein Felſenriff einige Kabellängen vom Ufer, das die Alten nicht erwähnen. Iſſel, dem die Stelle bei Plinius entgangen zu ſein ſcheint, möchte die Bildung des Riffes einem Erdbeben zuſchreiben, durch welches auch die drei Schloßthürme von Caſtella öſtlich vom Kap Rizzuto im Meere verſchwanden.

Wann der Tempel auf dem Capo delle Colonne begründet wurde, iſt unbekannt; alle Traditionen verſetzen ſeinen Urſprung ins graueſte Alterthum, in die Zeiten des Herakles oder ſpäteſtens des trojaniſchen Krieges, wo Thetis das Vorgebirge der Juno ſchenkte. Lenormant ſchließt daraus, daß ſchon die Ureinwohner hier eine weibliche Gottheit verehrten, und ſucht dieſe in der Vitellia oder Vitulia, der weiblichen Hälfte der Erdgottheit, die als Kuh verehrt wurde, wie der ſogenannte Dionyſos als Stier; er bringt auch das „boopis“ mit der uralten Darſtellungsform der Here in Verbindung. Die Achäer machten aus dem Tempel den Mittelpunkt des religiöſen Kultus und feierten dort alljährlich eine von allen Städten beſchickte Panegyrie; die aufgehäuften Schätze wagte ſelbſt Hannibal in der höchſten Noth nicht anzurühren. Q. Fulvius Flaccus entführte einen Theil der Marmorziegeln des Daches, aber der römiſche Senat ſandte ſie mit vielen Entſchuldigungen zurück und der Tempelräuber ſtarb im Wahnſinn. Die berühmten Ziegeln konnten aber nicht gelegt werden, ſie blieben in einem Magazin und ſind dort vor wenigen Jahren gefunden worden. Erſt Sextus Pompejus ließ das Heiligthum plündern, aber es erholte ſich wieder, denn die Prieſter waren klug genug, die Schätze nicht todt liegen zu laſſen, ſondern trieben damit alle möglichen einträglichen Geſchäfte. Der Tempel blieb in großer Verehrung, bis die heidniſche Götterkönigin der chriſtlichen Himmelskönigin Platz machen mußte; die Madonna del Capo delle Colonne ſteht heute in der Kathedrale von Cotrone und genießt noch dieſelbe Verehrung wie ihre heidniſche Vorgangerin.

Digitized by Google

Die Provinz El-Arisch des Sultanats Marokko.

(Nach dem Spanischen des **Don Teodoro de Cuevas.**)

II. (Schluß.)

In den gebirgigen Theilen der Provinz wohnen die Kabylen der Beni-Gorfed, der Halferif von Dschebel, der Halferif des Otáa, der Sumata und Benifef. Nach den Chroniken des Landes leiten die Bergstämme des nördlichen Marokko ihre Abstammung von jenen arabischen Scharen her, welche der sagenhafte Fürst Ifrikos aus dem Hedschas nach Barka und Aegypten gebracht hatte; es waren dies die fünf Tribus: Senhádscha, Sumáta, Ketáma, Gumára und Huára. Diese ursprünglich arabischen Stämme breiteten sich allmälich über ganz Nordafrika aus, nahmen aber so viel Berberblut in ihre Adern auf, daß sie ganz zu Berbern wurden, sowohl in ihrer Sprache, als auch in ihren Sitten. Einzelne dieser Kabylen haben auch in der Geschichte Spaniens eine Rolle gespielt, so die Senhadscha, welche den Zenegas der alten spanischen Chroniken entsprechen, und die Gumara, einst den Spaniern unter dem Namen der Gomeles bekannt. Von den Kabylen der Provinz El-Arisch gehören die Beni Gorfed zu dem Stamme der Gumara, die Halferif von Dschebel und Otáa zu dem Stamme der Senhadscha und die Benifef zu den Ketáma; die Sumata wahren noch den alten Stammnamen. Alle diese Kabylen sind, wie alle Berber, von einer unbändigen Freiheitsliebe beseelt, welche sie zu steten Aufständen gegen die Staatsgewalt treibt. Deshalb suchten die Herrscher des Landes diese fast unabhängigen Berberstämme durch Weckung des religiösen Fanatismus zum Kampfe gegen die Christen zu reizen, um so die unruhigen Köpfe anderweitig zu beschäftigen. Sie betheiligten sich denn auch an allen den maurischen Invasionen nach Spanien, sowie an den Kämpfen gegen dieses Reich, als es im XVI. Jahrhundert anfing Marokko anzugreifen. Erst als die Spanier im Lande selbst festen Fuß faßten, begriffen diese Kabylen die Nothwendigkeit der Einigung gegen den gemeinsamen Feind und erklärten sich bereit, dem Sultan Tribut und Zehent zu zahlen und seinen Befehlen Folge zu leisten, ja sogar die von diesem eingesetzten Autoritäten anzuerkennen, obwohl das patriarchalisch-despotische Regiment der Araber in diametralem Gegensatze zu den urdemokratischen Institutionen der Berber steht. Andererseits machten die Sultane der gegenwärtig regierenden, heilig erachteten Dynastie diesen Kabylen erhebliche Konceſſionen; die Steuern werden nicht vom kaiserlichen Beamten, sondern von dem Stamme selbst taxirt und eingetrieben und alle möglichen Erleichterungen den trotzigen Söhnen des Gebirges gewährt. Jeder Versuch, der Staatsgewalt volle Anerkennung zu verschaffen, verursacht einen blutigen Aufstand, der von Kabyle zu Kabyle sich fortpflanzt und das ganze Reich in Aufruhr bringt. Der Vater des jetzigen Regenten suchte deshalb nur durch Einwirkung auf ihren religiösen Fanatismus, durch Sendung verehrter Prediger sich die Kabylen geneigt zu machen, was ihm auch gelang. Der regierende Sultan aber trachtete danach, die Kabylen zur regelrechten Steuerzahlung zu zwingen, bewirkte damit aber nur einen heftigen Aufstand, in welchem zwar die Beni-Gorfed erhebliche Verluste erlitten, ohne daß damit der Sultan etwas gewonnen hätte, denn seit dieser Zeit verweigern diese Kabylen allen Gehorsam und sind nurmehr dem Namen nach noch Unterthanen des Herrschers von Marokko. Auch unter einander kämpfen sie ohne Unterlaß; so besteht Blutfehde zwischen den Beni-Gorfed und den Sumáta, den Halferif und Benifef ꝛc.

Die Beni-Gorfed besitzen zwar nur wenige Tschora oder Dörfer, doch sind dieselben so ansehnlich, daß Chtot neun Moscheen besitzt und Sacharà, welches fünf Moscheen zählt, 1000 Schützen ins Feld stellen kann. Die Individuenzahl dieser Kabyle wird auf 25 000 Seelen geschätzt. Da diese Beni-Gorfed sich weigerten, dem Pascha von El-Arisch zu gehorchen, so wurden für sie zwei besondere Kaids eingesetzt, deren Geboten aber nicht immer Folge geleistet wird, und geschieht dies einmal, so wird der empfangene Befehl sehr lässig ausgeführt. Auch die vier Scheiks suchen mehr durch gütige Vermittelung und Zureden, als durch entschiedenes Auftreten sich in ihrer schwierigen Stellung ihr Ansehen zu bewahren. Die Beni-Gorfed bauen Oliven, Wein, Bohnen, Gerste, Durrah und ein wenig Weizen. Ihr Viehstand besteht aus kleinen Rindern, zahlreichen Ziegenherden und geringwerthigen Schafen, aus deren grober Wolle sie ihre einfachen Gewänder weben. Wenn sie sich im Zustande der Botmäßigkeit befinden, zahlen sie dem Sultan 2336 Dukaten Steuer. Sie zählen im Ganzen 13 Tschora oder Niederlassungen.

Die Kabyle der Halferif von Dschebel zählt 27 Tschoras mit circa 10 000 Bewohnern. In ihrem Territorium liegen ausgedehnte Buschwälder, in Folge dessen viel Honig von den (wilden?) Bienen gewonnen wird. Ihre Aecker liefern Bohnen, Durrah, Feigen ꝛc. Der Viehstand dieser Kabyle ist gering. Steuern werden nur dann gezahlt, wenn eine Heeresmacht sie dazu zwingt. Zwei Scheiks sind die Häuptlinge dieser Kabyle.

Volkreicher als die eben genannte ist die Kabyle der Halferif von Otáa, denn sie zählt 35 Dörfer mit gegen 15 000 Bewohnern, welche den Befehlen eines einzigen zu Das-el-Uzari residirenden Scheiks gehorchen. Was Ackerbau und Viehzucht anbelangt, so sind selbe nicht von den Verhältnissen der anderen Halferif verschieden. Beide Halferif-Kabylen zusammen sollen dem Sultan 2800 Dukaten (10 Napoleons = $32\frac{1}{2}$ Dukaten) an Steuern entrichten.

Die Kabyle der Benifef umfaßt 24 Tschoras mit 16 000 Bewohnern. An Steuern sollte sie jährlich 420 Dukaten zahlen.

Die 9000 Individuen der Kabyle Sumata wohnen in 13 Tschoras, welche dem Sultan 242 Dukaten an Steuern zu zahlen haben, sich aber gewöhnlich von jeder Zahlung frei erhalten.

Die Hauptstadt der Provinz ist jener Ort, der auf den deutschen Karten den Namen El-Arisch führt, im Lande selbst aber El-Araisch genannt wird, während die Spanier sich diesen Namen zu „Larache“ zurecht gelegt haben. Sie ist der Sitz des Paschas und besitzt eine Garnison von Linien-

Digitized by Google

truppen, d. h. sie gehört zu jener Klasse der marokkanischen Städte, welche den Titel Machzén führen. M. Renou verlegt die Zeit der Gründung von El-Arisch in das XIII. Jahrhundert, doch mit Unrecht, denn schon im Jahre 300 der mohammedanischen Aera wurde der Emir Yahya-ben-Edris von seinem Bruder Mohammed, dem dritten Regenten aus dem Hause der Edrisiden, zum Gouverneur von El-Arisch und seiner Dependenzen ernannt. Es hat demnach diese Stadt bereits im IX. Jahrhundert existirt; sie scheint, wie ihr Name beweist, von Arabern gegründet worden zu sein. Die Bedeutung von El-Arisch scheint durch das ganze Mittelalter eine sehr geringe gewesen zu sein, denn als die Spanier im Jahre 1610 sich in den Besitz dieses Punktes setzten, fanden sie nur sechzig Hütten innerhalb der festen Mauern. Letztere wurden, um ein Kastell zu schaffen, von Muley Naser, dem Bruder des Königs von Fez, erbaut. Die Veranlassung hierzu boten die Eroberungszüge der Portugiesen, dieselben hatten im Jahre 1471 Arzila genommen, wodurch die Bewohner von El-Arisch, welche seit dem Anfange des XV. Jahrhunderts vom Seeraube sich nährten, so in Schrecken versetzt wurden, daß sie ihre Vaterstadt gänzlich verließen. Damit nun der Platz nicht in die Hände der Christen fiele, wurden jene Befestigungen errichtet, welche mehr als ein Jahrhundert später erhebliche Verstärkungen erhielten. Voll Furcht vor den Eroberungsplänen Philipp's II. ließ Muley Hámed Dehebi zwei große, äußerst fest gebaute Forts errichten, welche die Stadt von der See- und Landseite her vor jedem feindlichen Angriffe schützen sollten. Die Mühe war vergebens, denn im Jahre 1610 trat Muley Schech El-Arisch an die Spanier ab, welche nun ganz El Arisch mit einer festen Mauer umgaben. Bis zum Jahre 1689 blieb die Stadt im spanischen Besitze; nach einer hartnäckigen Belagerung, welche durch 3½ Monate währte, gelang es dann den Mauren, durch eine Mine mehr als 100 m der Mauer in die Luft zu sprengen. Die 3200 Mann zählende Garnison flüchtete sich in die Obstgärten, wo die Spanier einen Tag und eine Nacht hindurch noch tapfer sich schlugen, dann aber nach dem Verluste von 1200 Mann sich ergeben mußten. Von diesen Gefangenen haben nur wenige ihr Vaterland wiedergesehen, denn erst im Jahre 1691 gelang es, einen Vertrag mit dem Sultan abzuschließen, welchem gemäß für je 1000 Mauren 100 Spanier ausgewechselt werden sollten. Seit dieser Zeit spielte El-Arisch eine unbedeutende Rolle, seine Bewohner widmeten sich wieder der Piraterie, was die Franzosen im Jahre 1769 bewog, eine Expedition gegen dieses Seeräubernest zu entsenden, doch holten sich die Christen nur empfindliche Verluste, da die Barre des Lukkus jede Annäherung von der Seeseite aus erheblich erschwert; dasselbe Mißgeschick traf ein österreichisches Geschwader, das sechzig Jahre später ebenfalls den erfolglosen Versuch unternahm, die Piraten von El-Arisch zu züchtigen. Die letzten Feinde sah El-Arisch im Jahre 1860 vor seinen Mauern, als die Spanier in ihrem marokkanischen Feldzuge einige Kriegsschiffe nach den atlantischen Küsten des maurischen Staates abschickten, welche aber der Stadt nur einen geringen Schaden zufügten. Die Befestigungen sind in verhältnißmäßig gutem Zustande und mit zahlreichen Kanonen, von denen die meisten in den vergangenen Jahrhunderten gegossen oder den Christen abgenommen worden sind, armirt.

Die Stadt zählt ungefähr 750 bis 800 Häuser mit 4000 Einwohnern, unter welchen 70 Christen und 500 Juden leben. Was Handel und Verkehr anbelangt, so steht El-Arisch bedeutend dem großen Handelsemporium der Provinz, Kasr-el-Kebir nach, immerhin ist sein Handel nicht unansehnlich, denn die Zollstätte liefert (durchschnittlich) einen jährlichen Ertrag von 201 024 Dukaten. Nimmt man zu diesem Zollergebniß die Einkünfte der übrigen Steuern ꝛc., so bezieht der Sultan von dieser Stadt jährlich 246 824 Dukaten. Im Konsum zeigt sich die verhältnißmäßige Armuth dieser Stadt, welche einen vorwiegend militärischen Charakter zur Schau trägt, denn es vergehen Wochen, ehe die vier maurischen und vier jüdischen Metzger ein Rind schlachten, gewöhnlich werden in der Woche 20 bis 25 Hammel geschlachtet. Ein Theil der Bevölkerung lebt von dem Ertrage der zahlreichen, gut bewässerten Obst- und Gemüsegärten, welche ringsum El-Arisch umgeben. Andere finden ihren Lebensunterhalt, indem sie auf den eigenen Schultern oder dem Rücken ihres Esels Getreide in eines der 32 Magazine schleppen, von wo aus dasselbe auf die Schiffe gebracht wird. Die Regierung erhält überdies auf ihre eigenen Kosten zwanzig Kalfater. Bemerkenswerth ist, daß hier auch ein europäischer Schuster sein Handwerk ausübt.

Dem Rechtswesen der Mohammedaner steht ein Kadi mit sieben Adules oder Schreibern vor, während über die Juden der Rabbiner, dessen zwei Schreiber Sofrim heißen, Recht spricht. Die Stadt besitzt zwei Moscheen und vier Zamas für die Bekenner der Lehre des Propheten und fünf Synagogen für die Juden. In den zwei Kerkern schmachten 200 Gefangene, von denen nicht wenig unschuldig sitzen. Der Pascha von El-Arisch steht in direktem Verkehr mit dem Konsularkorps in allen Angelegenheiten, wo zwischen Europäern und Eingeborenen Zwistigkeiten entstehen. Die Vertreter der europäischen Mächte sind Konsularagenten oder unbesoldete Vicekonsuln, eine Ausnahme machen nur Spanien und England. Der spanische Vicekonsul ist ein Berufsbeamter, der zugleich das Zollwesen mit beaufsichtigt, denn zur Tilgung der Kriegskosten muß Marokko an Spanien die Hälfte der Zolleinnahmen gewisser Hafenorte abgeben. Der spanische Beamte ist zugleich Delegirter der Sanitätsbehörde, ihm stehen zwei Dolmetscher, ein Taleb (eingeborener Schreiber) und zwei Gendarmen zur Verfügung.

Die ganze Provinz leidet entsetzlich unter der Habsucht aller Würdenträger vom kleinsten angefangen bis zum größten. Die Steuern und Abgaben sind an und für sich nicht groß, aber der Dschari (Dorfvorsteher), der Scheik, der Kaid und der Pascha, jeder will von dem armen Bauer etwas herausschlagen, so daß dieser von allen Seiten in barbarischer Weise gequält und gedrückt wird. Die arabischen Bauern überlaufen die europäischen Konsuln mit Gesuchen, sich ihrer anzunehmen, was natürlich nicht angeht. Die Bedauernswerthen sagen: „Herr, alle Steuern will ich gerne dem Sultan, meinem Fürsten, voll und richtig zahlen, nur rette mich, o Konsul, vom Dolm!“ Unter letzterer Bezeichnung faßt der Landmann alle Erpressungsversuche der Beamten und die Geldstrafen zusammen. Kein Wunder, daß die Leute selbst, wenn sie einiges Geld besitzen, dasselbe ängstlich vergraben und eine entsetzliche Armuth zur Schau tragen, um ja nicht die Habgier der Würdenträger zu reizen. Wenn heute eine europäische Macht den Marokkanern dieser Provinz die Freiheit des Kultus garantirt, die heiligen Gebäude und Stiftungen nicht anzutasten verspricht, so werden die Bauern der Ebene mit Freuden die neue Herrschaft begrüßen. Anders freilich würde es sich mit den Berbern des Gebirges verhalten, deren trotziger Unabhängigkeitssinn nur durch das Schwert gebeugt werden könnte.

Digitized by Google

Kürzere Mittheilungen.

Westafrikanisches.

Am 21. September d. J. wurde in Eisenach die Generalversammlung des deutschen Kolonialvereins abgehalten, welche durch Ansprachen der Herren Woermann und Lüderitz ein ganz besonderes Interesse erhielt. Ersterer wies (nach der „Allgemeinen Zeitung") auf die merkantile Bedeutung hin, welche deutsche Kaufleute im Auslande errungen[1]). Wenn auch die Person dort Achtung genossen, so sei dieselbe doch nicht auf die Produkte der Deutschen in überseeischen Ländern übergegangen, da dieselben oftmals den Namen einer englischen Firma bedurft hätten. Der Schutz der Deutschen dort habe nur durch fremde Nationen gewährt werden können und andere Nationen hätten sich unserer Arbeit bemächtigt. Der deutsche Kaufmann könne jetzt mit anderem Bewußtsein dort arbeiten. Die Besitzergreifungen Deutschlands hätten an einer Küste stattgefunden, die als eine besonders wüste und sterile verschrieen sei. Erst seit Aufhebung des Sklavenhandels habe sich dort ein legitimer Handel, erst nach gewonnener Freiheit die Arbeit der Neger entwickeln können. Der Elfenbeinhandel, ein sogenannter Raubhandel, sei nicht von so großer Bedeutung. Palmenöl, Farbenhölzer, Gummi elasticum dagegen komme in den letzten 25 Jahren in sehr großer Quantität in den europäischen Handel, Palmenöl z. B. jährlich 125 000 Tons; es könnte sich hieraus noch ein großer Absatz für den deutschen Markt entfalten. An der Westküste sowohl als in Camerun stehe die Bevölkerung noch auf sehr geringer Stufe; um so leichter sei deutscher Einfluß dort zur Geltung zu bringen. In Camerun sei der Boden außerordentlich fruchtbar, Redner selbst habe vortreffliche Proben von dortigen Erzeugnissen erhalten. Wenn der Handel eine feste Basis bekomme, sei schon eher ins Innere einzudringen, was bisher bei der Gehässigkeit der Neger und Bevölkerung kaum möglich gewesen sei. Bisher seien die Arbeitskräfte von anderen Orten beigezogen worden; das sei jetzt sehr schwierig. Man sei daher darauf angewiesen, die Neger zur Arbeit heranzuziehen. Freilich sei dies nicht leicht. An der Liberiaküste seien die Neger schon längere Zeit daran gewöhnt und nach und nach tüchtige Arbeiter geworden. Sie hätten sich dort angebaut und fühlten sich wohl dabei. Auch die deutschen Missionare hätten in dieser Beziehung sehr günstigen Einfluß geübt, welche nicht bloß in abstrakten Theorien, sondern auch in praktischen Unterweisungen einzuwirken gewußt hätten. In Camerun sei Boden und Klima für Plantagen geeignet; die Woermann'schen Besitzungen existirten nun sechs Jahre, aber Erträge seien noch nicht da, jedoch dann reichlich zu erwarten. Bei energischem Vorgehen sei dort für deutsche Besitzungen eine ersprießliche Zukunft zu erlangen. An der Goldküste werde oft der Fehler begangen, daß sich der Einwanderer nicht ausreichende Verpflegung und nicht genug Bewegung schaffe, junge Kaufleute mit Intelligenz und Energie dagegen würden dem Rechnung zu tragen wissen. Die Civilisation Afrikas sei eine so großartige Aufgabe, daß wohl alle Nationen daran arbeiten müßten und Deutschland in dieser Beziehung nicht beeinträchtigen würden. — Dem gegenüber müssen wir bemerken, daß erfahrungsgemäß die Hälfte der neuankommenden Europäer an der afrikanischen Westküste dem Klima erliegen (s. Flegel a. a. O.). Wenn auch z. B. in Camerun das nahe Gebirge als Sanatorium dienen kann, so können sich doch höchstens die Chefs der Faktoreien eine solche Erleichterung verschaffen — die Faktoreien liegen eben unten am ungesunden Strande und müssen der Schiffsverbindung wegen dort liegen; die jüngeren Angestellten müssen deshalb dort aushalten und gehen massenhaft zu Grunde. Daß in solchen Gebieten an Ackerbau seitens Deutscher nicht zu denken ist, liegt auf der Hand.

Einem Privatbriefe aus Madeira, welches durch Lage und Schiffsverkehr (es laufen dort wöchentlich mindestens drei Liverpooler Dampfer an, aber monatlich nur ein Woermann'scher, und das erst seit diesem Jahre) zu einem Centralpunkte für Nachrichten von der afrikanischen Westküste geworden ist, entnehmen wir ferner Folgendes: „Uebrigens sind unter den deutschen Kaufleuten, die hier draußen thätig sind, selbständig oder in englischen Häusern, die Ansichten sehr getheilt. Wenn auch die englische Regierung wirklich keine Ursache hat eifersüchtig zu sein, so sind doch die englischen Kaufleute wüthend und die Deutschen, die bisher unangefochten unter ihnen gelebt und in Handel und Wandel täglich mit ihnen zu thun haben, fürchten doch, zunächst verschiedene Nachtheile davon zu haben."

Leider beherrscht dieselbe ungerechtfertigte Anschauung, daß jeder koloniale Gewinn eines andern Volkes einen Verlust für England bedeute, auch die englischen Blätter, allen voran die „Times" (resp. „Mail"), welche (15. September) mit schlecht verhehlter Schadenfreude die Besitzergreifungen des Konsul Hewett im Niger-Delta (vergl. oben S. 208) besprechen. „Seit Annexion auf der Tagesordnung steht und da das tausendjährige Reich noch nicht angebrochen ist und England an der afrikanischen Westküste sehr solide Interessen zu beschützen hat, so verdient Konsul Hewett's Vorgehen unsere kräftige Unterstützung und Empfehlung", schreibt das Weltblatt. „Was den Handel anlangt, ist der Niger wesentlich ein britischer Strom[1]), und ohne Zweifel beabsichtigt Konsul Hewett seine Protektionsfahrt nach Süden mindestens bis zum Calabar-Flusse fortzusetzen, wo wiederum britischer Einfluß maßgebend ist und wöchentlich 500 Tons Oel verschifft werden. Kurz, das ganze Niger-Delta und alle Oelflüsse an dieser Küste müßten auf der nächsten Ausgabe der Colonial Office List mit derselben Farbe wie die Besitzungen um Lagos und im Zusammenhange mit denselben kolorirt erscheinen" u. s. w. Schließen wir mit einigen Worten Flegels (a. a. O. S. 144): „In Bezug auf die voraussichtliche Zukunft des Niger-Benuë-Handels habe ich die Ueberzeugung, daß diese Wasserstraße die Straße des Welthandelsverkehrs mit dem so sehr produktions- wie konsumtionsfähigen Sudan werden wird. Sie ist der einzig brauchbare wirklich schiffbare Zugang zum Herzen des dunklen Kontinents, ein Wasserweg von der Länge des Rheines von der Mündung bis in die Schweiz, ein Wasserweg, der praktisch gebauten Fahrzeugen das ganze Jahr hindurch kein Hinderniß für den regelmäßigen Verkehr in den Weg legt, dessen zahlreiche Zuflüsse aus allen Himmelsgegenden die Zufuhr von Produkten erleichtern."

[1]) So berichtet der eben vom Benuë nach Deutschland zurückgekehrte E. R. Flegel, daß der Handel der englischen Kolonie Lagos an der Sklavenküste fast ganz in deutsche Hände übergegangen ist (Mitth. der Afrikan. Ges. in Deutschl. IV, S. 134).

[1]) Die „Times" vergessen die Société française d'Afrique équatoriale, welche am Niger acht Faktoreien besitzt und auf demselben zwei Dampfer, zwei Leichter und eine Steamlaunch unterhält, und das Handelsunternehmen Biard's, beides Unternehmungen, welche wahrscheinlich von der französischen Regierung materiell unterstützt werden. Deutscher Handel ist auf dem Niger unseres Wissens noch nicht vertreten.

Digitized by Google

Das Camerun-Gebiet und die Küste südlich davon.

In den „Annalen der Hydrographie und Maritimen Meteorologie“ (XII, Heft 9, S. 488 ff.) ist aus den Berichten des deutschen Kanonenbootes „Möwe“, Korvettenkapitän Hoffmann, eine erste officielle Mittheilung über „Die Küste von Ober-Guinea“ erschienen, welcher wir Folgendes entnehmen.

Die Ufer des Camerun-Flusses bestehen bis kurz unterhalb King Bell's Town aus Mangroven-Sumpf. Hier steigt das Terrain schnell an, so daß sich hinter einem schmalen Sandufer eine Terrasse findet, auf welcher sich die Ortschaften der Eingeborenen in fast ununterbrochener Reihenfolge hinziehen. Der Boden besteht aus einem gelben, weiter oberhalb röthlichen Lehm. Das Land ist mit üppiger Vegetation bedeckt, zwischen welcher die gelben Wege und Plätze vor den Häusern aus der Entfernung einen sehr freundlichen Eindruck machen. Man ist daher bei der Annäherung von See aus geneigt, hier ein wohl kultivirtes Land mit parkähnlichen Anlagen zu vermuthen, während in Wirklichkeit es an gangbaren Wegen namentlich in der Regenzeit gänzlich mangelt.

Von europäischen Handelshäusern finden sich zwei deutsche und sieben englische, meist kleinere Firmen, vertreten. Die Deutschen haben angeblich mehr als die Hälfte des Handels in der Hand. Die Europäer leben zum größeren Theil auf den im Flusse verankerten Hulks, so daß nur drei deutsche und zwei englische Faktoreien, sowie zwei Missionsstationen am Lande den Ort bilden, welchen man Camerun nennen könnte, der in Wirklichkeit aber noch durch die Eifersucht der beiden Oberhäupter King Bell und King Aqua so scharf in zwei Theile getheilt ist, daß das Haus Woermann für jeden derselben eine Faktorei und die Baptist-Mission je eine Station haben errichten müssen.

Die Bewohner des Landes, dem Stamme der Dualla angehörig, leben ausschließlich von dem lebhaften Tauschverkehr, welchen sie zwischen den Europäern und den Bewohnern des Innern vermitteln. Sie wachen streng darüber, daß ein direkter Handelsverkehr zwischen Europäern und dem Hinterlande unterbleibt und finden dabei ziemlich mühelos reichen Erwerb. Infolge dessen sind alle Lebensmittel, wenn überhaupt zu haben, außerordentlich theuer. Geldeswerth ist ein sehr unbestimmter Begriff, fast alles muß durch Vermittelung der Faktoreien im Tauschhandel erworben werden. Selbst diese waren nicht im Stande, regelmäßige Lieferungen von frischem Fleisch zu übernehmen, weil die Preise zu hoch und die Quantitäten zu gering waren. Ebenso waren Früchte, Eier u. dergl. kaum zu erlangen.

Eine staatliche Ordnung existirt hier wie fast an der ganzen Guineaküste, Dahome ausgenommen, nicht. Die Oberhäupter King Bell, King Aqua ꝛc. haben über die anderen Häuptlinge sehr wenig Gewalt und thun nichts Wichtiges ohne deren Zustimmung. Ihr Ansehen ist begründet in ihren starken Familien und ihrem Reichthum an Sklaven. King Bell gab an, daß er etwa 350 Frauen habe, einschließlich solcher, welche er seinen erwachsenen Söhnen gegeben ꝛc. Unter diesen Frauen werden Sklavinnen nicht eingerechnet, sie sind alle aus freien Familien gekauft. Diese Oberhäupter sind eifrige Händler mit entsprechend höherem Kredit als die kleineren Leute. Sie begeben sich mit ihren Kanoes auf Wochen in das Innere, um Landesprodukte einzutauschen gegen die Tauschartikel, welche ihnen von den Faktoreien auf Kredit übergeben sind. Unter solchen Verhältnissen sind Arbeitskräfte aus dem Lande selbst gar nicht zu haben. Die Faktoreien verfügen über zahlreiche Kru-Neger als Arbeiter, welche von Liberia kommen und nach ein bis zwei Jahren wieder in ihre Heimath zurückgehen.

Die Küste südlich von Camerun bis Kap St. John kann nach den Bewohnern eingetheilt werden in drei Abschnitte:

1. Der nördliche Theil von Camerun bis circa 3° nördl. Br., bewohnt von demselben Stamme, welcher am Camerun ansässig ist, den Dualla's. In demselben befinden sich die Handelsplätze Malimba, Small Batonga (3° 10,6′ nördl. Br.) und Plantation (3° 3,8′ nördl. Br.).

2. Der mittlere Theil von 3° nördl. Br. bis zum Campo-Fluß (2° 22,7′ nördl. Br.), bewohnt von den Stämmen der Banoko und Wapuko, mit den Handelsplätzen Kribby, Batonga (2° 53′ nördl. Br.) und Campo-Fluß (2° 22,7′ nördl. Br.).

3. Der südliche Theil vom Campo-Fluß bis Kap St. John, bewohnt von den Kumbe-Stämmen, mit den Handelsplätzen Campo-Land (Bird Rock 2° 13,3′), Awuni, Bata (1° 52,7′), Benito. Südlich vom Benito finden sich vereinzelt wieder Wapuko-Ortschaften.

Europäische Agenten sind nur vorhanden in Malimba, Small Batonga, Batonga, Bata und Benito. Außer den deutschen befinden sich noch englische Faktoreien in Batonga und Bata. Die ganze Küste hat ein sehr gleichartiges, aber nicht einförmiges, sondern waldiges und hügeliges Aussehen. Ebenso unterscheiden sich die Bewohner in Sprache und Sitten nicht sehr wesentlich von einander. Staatliche Verbände existiren kaum; im Norden giebt es noch erbliche Könige, deren Machtbereich aber räumlich und effektiv ein sehr unsicher begrenzter ist; im Süden lockern sich die Verbände noch mehr. Unter den Häuptern einer Anzahl Dörfer wird zwar oft einer als King bezeichnet; derselbe wird aber abgesetzt, wenn er etwas thut, was den anderen nicht richtig scheint. Der Besitz des Landes, soweit dasselbe nicht mit Häusern bebaut oder kultivirt ist, hat infolge dessen wenig Interesse für die Leute. Alle sind Händler und begierig Handelsvortheile zu erlangen. Das höchste Streben ist, eine Faktorei im eigenen Bezirk zu haben; es erscheint erniedrigend, in das Nachbarland gehen zu müssen, um seine Waaren zu verhandeln. Die Handelshäuser, welche die Faktoreien vertheilen, haben daher schon allein dadurch die Gewalt, das Ansehen eines Häuptlings zu vermehren oder zu vermindern, und alle Verträge, welche an der Küste abgeschlossen sind, drehen sich um die Einsetzung neuer oder Vergrößerung bestehender Faktoreien. Die einsam gelegenen Faktoreien erfreuen sich einer ziemlichen Sicherheit. Sie zahlen an einen der Häuptlinge eine bestimmte Abgabe, wogegen sich dieser für jeden Diebstahl u. s. w. verbürgt, so daß der Agent sein Haus Tage lang verlassen kann, ohne eine Beraubung zu befürchten. Soll aber eine Faktorei verlegt oder aufgehoben werden, so kann das nur allmählich und heimlich geschehen, die Eingeborenen würden sonst offenen Widerstand leisten.

Die Eisverhältnisse im Polarmeere im Sommer 1884.

Kapitän Emil Pedersen, Führer des norwegischen Fischerkutters „Svea“, kehrte Anfangs September von seiner zweiten Fangreise nach dem nördlichen Polarmeere zurück. Pedersen befegelt bereits seit vier Jahren diese Gewässer, um den Walroß-, Robben- und Fischfang, sowie die Bärenjagd zu betreiben; in diesem Jahre betrug sein Fang auf der Höhe von Vardö gegen 600 Stück Kablian, im Weißen Meere fing er 1175 Stück Robben und auf Ostspitzbergen 216 Robben, 9 Walrosse und 12 Bären, mithin ein sehr schöner Ertrag. Einem Bericht über die Eisverhältnisse in den von Pedersen besuchten Gewässern, der kürzlich in norwegischen Blättern veröffentlicht worden ist, entnehmen wir das Nachfolgende:

Ende Juni traf ich das erste Eis unter 73° 21′ nördl. Br. und 25° östl. L. von Gr., circa 17 Meilen OSO von der Bäreninsel; es war durch den hohen Seegang am Rande dicht zusammengepackt. Das Wasser war klar, bläulich und 1½ Grad kälter als die Luft. Der Rand des Eises war noch scharf, dagegen war die Oberfläche desselben von der Luft sehr angegriffen. Die Eisstreifen gingen hier von OSO nach WNW. die Treibeisstücke waren dünn, nur 4 bis 5 Fuß dick, und ihr Flächeninhalt betrug bis eine Kabellänge (= 185 m

im Quadrat. Verschiedene Stücke enthielten schmutziges Landeis. Zwischen den Eisstücken sah ich dann und wann größere und kleinere bläuliche Gletschereisstücke. Nachdem ich durch etwas vertheilteres und aus kleineren Schollen bestehendes Treibeis gegen Nordwesten und Norden gegangen war, fand ich das aus altem Wintereise bestehende Packeis. Auf den Banken zwischen Bäreninsel und der Hope-Insel standen sechs große und einige kleinere Eisberge auf Grund (auf circa 15 bis 28 Faden Wasser). Das beständige Knistern der Eisberge ließ erkennen, daß ihre Außenseiten Veränderungen erlitten. Bei der Untersuchung fand ich, daß hier die Strömung mit einer Geschwindigkeit von 2½ Knoten lief, bei steigendem Wasser gegen NO bis O und bei fallendem gegen SW bis W. Der Wind war in diesen Tagen WSW. Ich ging dann nach dem Storfiord, den ich von der Dixie-Bay bis nach Agarths-Bay hinüber dicht mit Eis belegt fand. Dagegen war eisfreies Wasser längs des Hornsundlandes bis zum Südkap, bei der Bäreninsel und ostwärts bis 20° östl. L., von wo der Rand des vertheilten Eises sich bis zur Hope-Insel erstreckte, welche letztere ich am 11. Juli erreichte. Oestlich von der Hope-Insel war das Eis dicht zusammengeschoben, jedoch war an der Ostseite ein ¼ Meile breites Küstenwasser, in welchem ich bis zum nördlichen Ende der Insel hinaufkreuzte. Da eine frische nördliche Brise mit Schnee auftrat und das Eis dicht bis zur Nordspitze lag, so wurde ich gezwungen, um nicht von dem Eise aufs Land gesetzt zu werden, das Küstenwasser wieder zu verlassen. Ich nahm dann einen nordwestlichen Kurs zwischen dem Eise nach Thousands Island zu, wo das Wasser mit Ausnahme von etwas Grundeis ganz eisfrei war. Längs des Landes nach Nuk Ysles Island war das Eis auch vertheilt; hier bei King Johns großen Gletschern schossen wir die meisten Eisbären. Nach vielfachem Hin- und Hersegeln im dichten Treibeise zuerst gegen Nordost und dann gegen Süden traf ich endlich am 5. August in ONO von der Hopeinsel unter 76¾ Grad nördl. Br. und 28 Grad östl. L. von Gr. eisfreies Wasser, nur nach NO zu war dünnes Eis bemerkbar. Ich ging nun nach König Karl's Land, das ich am 10. August unter 77° 50′ nördl. Br. und 34° östl. L. Gr. erreichte. Hier war weder unter der Küste noch auf dem Meere, soweit das Fernrohr reichte, festes Eis zu sehen. Einzelne kleine Eisschollen von nur 1 bis 3 Fuß Stärke trieben wohl umher, hinderten aber das Segeln gar nicht. Von König Karl's Land ging ich WNW nach der Mitte des Hinlopensund zu, sah aber kein Eis, auch nach der Walter Thymens Straße zu war das Wasser eisfrei. Von letztem Punkte südwärts bis Nuk Ysles Island lag aber längs des Landes dünnes festes Bay-Eis.

An der Westküste von Spitzbergen soll das Eis in diesem Jahre für die dorthin gegangenen Fangleute sehr beschwerlich gewesen sein; erst Mitte August sollen die Fjorde eisfrei geworden sein. Die Witterungsverhältnisse waren auf Spitzbergen höchst ungünstige: meistens herrschten Nebel bei südwestlichem bis westlichem Winde und rauhes kaltes Wetter. Bei der Hope-Insel traf ich Mitte August einige Schiffe, die von Novaja Semlja kamen. Die Schiffer berichteten, daß sie dort wenig ausgerichtet hätten, da die Eisverhältnisse zu ungünstige waren, um auch nur einigen Fang erwarten zu können. Das Eis lag dort noch Anfangs August in allen Fjorden fest, ebenso auch nordwärts bis zur Admiralitätshalbinsel und südsüdwestwärts bis zum 72° nördl. Br.; später trieb das Eis aber westwärts fort. In der Petschora-Bucht war das Eis etwas vertheilt und war dort das Segeln möglich. Die Eisschollen an der Westseite von Novaja Semlja waren bis ½ Meile im Durchmesser und mit Schnee bedeckt. Die von dort kommenden Fangleute, besonders der bekannte H. Johansen von Tromsö, sind der Ansicht, daß es in diesem Jahre unmöglich sein wird, in das Karische Meer hineinzukommen. Johansen hat während seiner vieljährigen Expeditionen keine ungünstigeren Eisverhältnisse gesehen.

Die Ansicht dieser norwegischen mit dem Polarmeere wohlvertrauten Fangleute hat bald nach dem Eingange vorstehenden Berichtes ihre Bestätigung erhalten. Wie nämlich ein am 9. September in Tromsö eingetroffenes, in Archangel aufgegebenes Privattelegramm besagt, war dorthin das Dampfschiff „Nordenskiöld" aus der Jugorstraße zurückgekehrt, weil das Karische Meer mit Eis angefüllt und ein Vordringen nach dem Jenisei unmöglich war. Sibiriakoff verließ das Schiff in Archangel, um über Petschora auf dem Landwege nach Sibirien zurückzukehren.

W. Finn.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In der Uckermark ist der „Angermünder Zeitung" zufolge eine ganze Ortschaft, welche noch vor einem bis zwei Jahrzehnten einen Gemeindevorstand, eine Schule u. s. w. besaß, jetzt völlig vom Erdboden verschwunden. Bei Joachimsthal unweit Schmelze lag das Dörfchen Mellin (auf der alten Generalstabskarte allerdings nur als Vorwerk bezeichnet); die Bewohner desselben sind zum großen Theile ausgewandert, die Häuser wurden zum Abbruch verkauft und heute geht der Pflug über ehemalige Wohnsitze; nur ein kleiner Kirchhof zeigt noch an, daß hier einmal Menschen gewohnt haben.

— Die eben vollzogene Eröffnung der Arlbergbahn giebt uns Veranlassung, auf das Doppelheft 71—72 der „Europäischen Wanderbilder" (Zürich, Orell Füßli u. Co.) hinzuweisen, auf „Durch den Arlberg. Von Ludwig v. Hörmann", dessen Text ausnahmsweise anziehend und anregend geschrieben ist und im Verein mit den 26 Abbildungen von Landschaften, Bauwerken und Trachten viele zum Besuche des schönen neuen Schienenweges verlocken dürfte. — Von anderen Heften des trefflichen Sammelwerkes nennen wir noch Nr. 59—61, Roé's „Puserthaler Bahn", worin der Verfasser, wie so oft, auf manchen stillen reizvollen Winkel der Alpenwelt hinweist, dem die Mängel einer in die Mode gekommenen Sommerfrische noch nicht anhaften; dann Nr. 70, Pasqué's „Bergstraße von Jugenheim bis Auerbach", Nr. 73—74, „Von Paris nach Bern über Dijon und Pontarlier" und Nr. 75—76, „Der Vierwaldstättersee", letzterer mit 40 zum Theil prächtigen Bildern von J. Weber.

— In Schottland ist der „National-Zeitung" zufolge das Projekt eines Schiffskanals zwischen dem Firth of Forth und dem Firth of Clyde bezw. zwischen Edinburg und Glasgow wieder aufgetaucht. Es existirt bereits ein im vorigen Jahrhundert gebauter Kanal zwischen beiden Meerbusen, der jedoch nur für kleine Fahrzeuge schiffbar und daher ohne Bedeutung ist. Die Bodenverhältnisse sind günstig und der alte Kanal würde den Transport der Materialien sehr erleichtern. Für die deutsche Schiffahrt ist das Projekt insofern von Bedeutung, als die aus der Ost- und Nordsee kommenden, nach Westen bestimmten Schiffe

Digitized by Google

vielfach den Weg um Schottlands Nordspitze herum der gefährlicheren Route durch den Aermelkanal vorziehen. Der neue Kanal würde ihnen demnach die Fahrt bedeutend abkürzen.

— Zu Anfang September hat der Bau der Eisenbahn von Nauplia nach Argos (Peloponnes) begonnen; diejenige von Athen nach Laurion nähert sich ihrer Vollendung.

Afrika.

— In Heft 10 und 11 der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik" (VI. Jahrgang) veröffentlicht Dr. F. Umlauft Bruchstücke aus dem Tagebuche A. Schaumann's, welcher im Dienste der Association Internationale du Congo an einer Expedition zur Erforschung des Niadi-Kuilu theilnahm und sich dabei eine tödtliche Krankheit zuzog. Wir lernen daraus die Kehrseite der Medaille kennen, die von den Lobpreisungen des Unternehmens z. B. im „Mouvement Géographique" grell absticht. Es wird dadurch ein geradezu frevelhafter Mangel an Fürsorge für die Angestellten der Association aktenmäßig dargethan; Schaumann klagt wiederholt in seinen Aufzeichnungen über Mangel an Trägern, an Lebensmitteln, Arzneien, ja selbst an wissenschaftlichen Instrumenten. „Wohin kommen — fragt Dr. Umlauft — die reichen Vorräthe an Proviant aller Art, welche aus Europa nach dem Kongo geschafft werden? Offenbar bleibt das meiste davon an der Küste, wo sich etliche der dort Stationirten daran gütlich thun; denn im Innern leiden die Reisenden, welche die größten Beschwerden auf sich nehmen, oft Noth am Nöthigsten. Auch die Aerzte, welche die einzelnen Expeditionen begleiten, thun nicht immer ihre Pflicht und kümmern sich um die Kranken wenig oder gar nicht." — Sollte es da wirklich schon an der Zeit sein, für die neuen „Kongo-Freistaaten", wie es jetzt in Brüssel geschieht, eine Verfassung auf dem Papiere auszuarbeiten?

— Die polnische Expedition unter Herrn von Rogozinski in Camerun ist sehr zusammengeschmolzen, nachdem auch Herr Tomaschek gestorben und Herr von Hirszenfeldt nach Europa zurückgekehrt ist. Sie besteht nur noch aus dem Chef und Herrn Janikowski, welche ihren Aufenthalt auf der Insel Mondoleh genommen haben und, nachdem ihnen neue Mittel aus Polen zugegangen sind, sich zu einer neuen Expedition in das Innere vorbereiten. — Herr Dr. Passavant hat einen neuen Begleiter in Herrn Dr. Pauly (aus Plön) erhalten. Sie sind zunächst auf einige Tage nach Bokunda gegangen und dann auf einem Dampfer nach dem Süden gereist, um die Küste und besonders den Ogowe, soweit es europäische Faktoreien giebt, kennen zu lernen. Von diesem Abstecher zurückgekehrt, werden sie sich darauf vorbereiten, mit dem Schlusse der Regenzeit in das Innere einzudringen. — Die schwedische Expedition ist noch immer auf Mann's Spring (2240 m hoch, südlich vom Camerun-Pik gelegen), wo sie sich eine Blockhütte gebaut hat und von wo aus sie das Camerun-Gebirge erforscht. (Vergl. über diese Expeditionen „Globus", Bd. 45, S. 237.)

— Die Vereinigten Staaten — wird der „Allgemeinen Zeitung" vom 1. Juli aus Antananarivo auf Madagascar geschrieben — haben den Löwenantheil am Handel der Insel, und darauf darf man wohl auch die Entsendung einer Specialmission (Marine-Lieutenant Schufeldt) seitens der Union zurückführen ... Man sagt in Antananarivo, daß, während die Franzosen sich abmühen, die Nordwestküste zu bekommen, welche sie doch nie kolonisiren werden, und während England mit dem Handel an der Ostküste sich zufrieden zu geben scheint, die Amerikaner im Stillen die Südwestküste erforschen und die natürlichen Reichthümer derselben für sich gewinnen werden. Der von den Amerikanern besuchte Theil der Insel ist bis jetzt fast ganz unbekannt, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß hier ungeheure Naturschätze aufgespeichert liegen, und man darf nicht vergessen, daß der natürliche Ausgang der ganzen Insel auf der Westseite liegt. Dort dachen sich die Gebirge flach ab und dorthin ergießen sich die großen Ströme, von denen manche ein Stromgebiet umschließen, so groß wie das der Elbe oder der Weser.

Inseln des Stillen Oceans.

— Die Mission im niederländischen Theil von Neu-Guinea besitzt nach dem officiellen Handbuch für 1884 vier Stationen: Ron, Doreh, Sumakonoro, Monokwari, auf denen sechs Missionare thätig sind, welche von der Utrecht'schen Missionsgesellschaft ressortiren. Die ersten Missionare, Schüler Goßner's, landeten im Jahre 1855 und arbeiteten unter vielen Mühseligkeiten, bis sie im Jahre 1862 durch Sendboten, welche die Utrecht'sche Missionsgesellschaft ausgeschickt hatte, unterstützt wurden; seit der Zeit ist das dortige Arbeitsgebiet durch holländische Missionare besetzt worden. Ueber den Erfolg der Mission wird sehr verschieden geurtheilt, wiewohl alle Stimmen eins sind, den Missionaren wegen der Hilfe, die sie vielen Europäern und Eingeborenen bewiesen, wegen ihrer Aufopferung und ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit Anerkennung zu zollen. Der Name van Hasselt's, der auf Jaesrich's wissenschaftlichen Arbeiten weiter baute, ist in dieser Beziehung zu bekannt, als daß es nöthig wäre, näher hierauf einzugehen.

Nordamerika.

— Die Regierung von Canada hat eine Kommission ernannt, welche sich nach Britisch Columbia begeben und die Chinesenfrage studiren soll; demnächst wird sie über die Einwanderung der Chinesen Bericht zu erstatten haben. Diese Frage erregt mit Rücksicht auf die große Bedeutung, welche in Folge der Vollendung der Canadian Pacific-Eisenbahn die Handelsbeziehungen zwischen Canada und China vermuthlich erlangen werden, die größte Aufmerksamkeit.

— Auch Mexiko sucht wieder deutsche Einwanderer und zwar für die Distrikte Alamos und Guaymas im Staate Sonora und für Gebiete auf der gegenüberliegenden Halbinsel Unter-Californien. Dort sollen Deutsche in Gemeinschaft mit Chinesen gegen allerhand Vergünstigungen den Völkerdünger abgeben, um diese zurückgebliebenen Gegenden zu befruchten und für andere bewohnbar zu machen. So lange noch andere Länder zur Ansiedelung vorhanden sind, wo der Deutschen ein besseres Loos wartet, werden sie hoffentlich nicht nach dem nördlichen Mexiko gehen!

Inhalt: Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien. XV. (Mit fünf Abbildungen.) — W. Kobelt: Großgriechenland. V. und VI. — Die Provinz El Arisch des Sultanats Marokko. II. (Schluß.) — Kürzere Mittheilungen: Westafrikanisches. — Das Camerun-Gebiet und die Küste südlich davon. — Die Eisverhältnisse im Polarmeere im Sommer 1884. Von W. Finn. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika.
(Schluß der Redaktion: 30. September 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XVI.

(Die Abbildungen, sofern nichts anderes bemerkt ist, nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Am 25. September erreichte die Karawane den ansehnlichen Ort Abâde, den Sitz eines Gouverneurs und einer Telegraphenstation. Der dortige Bazar — denselben pflegten die Reisenden in jedem Orte aufzusuchen, da es der einzige Platz in orientalischen Städten ist, wo man sich einen Begriff von dem Handel und der lokalen Industrie machen kann — zeichnet sich durch Schnitzereien in Birnbaumholz aus, die hier mit viel Geschmack verfertigt werden: reizende Löffel, die bei Tische die Stelle unserer Gläser versehen, Spiegelrahmen, Dintefässer und Schmuckkästen, auf denen vertieft oder erhaben das persische Wappen, Sonne und Löwe, angebracht ist.

Von Abâde aus unternahm das Dieulafoy'sche Ehepaar einen Abstecher nach Süden, nach Eklid, um eine sehr merkwürdige Moschee, von der man ihm in Teheran erzählt hatte, zu besichtigen und zugleich in Erfahrung zu bringen, ob der souveräne Stamm der Bachtijaren wohl Fremde durch die Pässe zwischen Fars und Susiane ziehen ließe. Für diesen Ausflug hatte ihnen der Gouverneur von Abâde seinen eigenen Sohn mitgegeben, einen jungen Mann von etwa 16 Jahren, der offenbar wenig Lust besaß, seinen Anderun, mit dem ihn sein Vater vor drei Monaten beschenkt hatte, zu verlassen, um sich draußen in den Bergen umherzutreiben; doch machte er gute Miene zum bösen Spiele und zeigte sich bemüht, den Fremden zu gefallen. Nach einem sechsstündigen Ritte durch trockene unbebaute Thäler näherte man sich einem natürlichen Felsenthore, jenseit dessen das Gebiet von Eklid begann; hier empfingen sie die Bewohner des Ortes mit schlechtgezielten Flintenschüssen, womit sie erst aufhörten, als der Sohn des Gouverneurs, lebhaft mit den Armen gestikulirend und abwinkend, allein auf sie zuritt.

Eklid ist kein Dorf, sondern eine große Oase von fast 30 km Länge am Fuße der Vorhügel des Luren-Gebirges, wohlbewässert und befruchtet von reichlichen Quellen. In Folge der hohen Lage gedeihen dort Fruchtbäume des gemäßigten Klimas, wie Nuß- und Apfelbäume, das Haupterzeugniß aber ist Getreide und zwar in solcher Menge, daß die Bewohner dieser glücklichen Ebene nie von Hungersnoth zu leiden gehabt haben, welche doch in Persien wegen der schlechten Wege so häufig auftritt. Leider kann aber auch Eklid in Zeiten des Mangels die Umgegend nicht an seinem Ueberflusse theilnehmen lassen; denn aus Furcht vor Räubern unterbleibt jede Ausfuhr. Während der letzten Hungersnoth im Jahre 1878 versuchten die Bewohner von Eklid Korn nach Abâde zu schaffen, aber mußten davon abstehen, obwohl die Entfernung zwischen beiden Orten nicht mehr als 40 km beträgt und der Preis in Abâde viermal höher war als in Eklid. Denn die Leute aus der Umgegend lauerten den Transporten dort, wo dieselben die Oase verließen, auf, plünderten sie und tödteten die Kaufleute, wenn sie sich zur Wehr setzten; als dann die Zeiten besser wurden, behielten sie ihre schlechten Gewohnheiten bei, stahlen den Hirten Hammel und raubten kleine

Digitized by Google

Karawanen aus. Klagen beim Schah blieben erfolglos, und ſchließlich errichteten die Bauern der Oaſe eine Lokalmiliz, welche von den Bergen aus die Ebene und die Straßen nach Iſpahan und Schiraz zu überwachen und verdächtige Reiter mittels Flintenſchüſſen fern zu halten hat. Nach den Bergen von Luriſtan hin iſt dieſe Bewachung nicht nöthig, da dort die Bachtijaren ohnehin keinem Fremden den Durchweg geſtatten. Gleich anfangs erfuhr Dieulafoy, daß es auch ihnen, wenigſtens für den Moment, nicht möglich ſein würde, das Land derſelben zu paſſiren, da ſich ihr Oberhaupt, der mächtige Ilchani, im Norden ſeines Landes befand und ohne eine Erlaubniß desſelben ein Betreten ſeines Gebietes unmöglich iſt. Eine zweite Enttäuſchung wartete ihrer, als ſie ſich, kaum in Eklid angelangt, nach der erſehnten Moſchee führen ließen und nichts als ein kleines gewöhnliches Gebäude aus Lehm mit einer unregelmäßigen Kuppel fanden, an welchem nichts Merkwürdiges zu entdecken war, als die ſauber mit Kalk geweißten und mit Koranſprüchen in apfelgrüner Farbe bemalten Wände. Auch die berühmten Quellen von Eklid, welche in mehreren Armen aus dem Felſen hervorſprudeln und ſofort einige tiefe Becken füllen, konnten ſie für den Umweg von 70 km ebenſowenig entſchädigen als die Lehmruinen eines kleinen Sofi-Palaſtes.

Das Klima der Oaſe muß ſehr geſund ſein; reine Luft im Vereine mit klarem, fließendem Waſſer und herrlichen Bäumen machen ſie zu einem bevorzugten Erdenwinkel. Leider aber haben die Einwohner die Gewohnheit, ſich in engliſche Baumwollſtoffe, welche Iſpahaner Kaufleute nach Abâde bringen, zu kleiden und außerdem beim Reinigen der Bewäſſerungsgräben im Waſſer zu ſtehen; in Folge deſſen ſind Lungenſchwindſucht und Rheumatismus häufig.

Am 27. September war die Sonne noch nicht aufgegangen, als es ſchon am Hofthore klopfte und die Vorhalle ſich raſch mit allerhand Kranken füllte, welche in der Nacht von ihren Verwandten in der Hoffnung auf Heilung durch die Fremden herbeigebracht worden waren. Unter denſelben befanden ſich auch zwei ſtattliche Bachtijarenweiber, Schweſtern, welche die ganze Nacht hindurch geritten waren, um ein krankes Kind von fünf Jahren den Franken vorzuſtellen. Sie hatten in der That einen ſtolzen Geſichtsausdruck, dieſe beiden Frauen mit ihrem unverſchleierten Geſichte; ſie waren mit großer, doch unbewußter Kunſt in leichte, dunkelblaue Wollſtoffe gehüllt, welche am Kopfe feſt anlagen und dann auf den Pyrahan (Art kurzen Hemdes) und auf weite, an den Knöcheln zuſammengeſchnürte Hoſen herabfielen. Das waren in der That Abkommen jener wilden Bergſtämme Luriſtans, der Uxier, denen der Perſerkönig Tribut zahlen mußte, ſo oft er ſich von Suſa durch ihr Land nach Perſepolis begeben wollte, welche ſelbſt Alexander nicht zu unterwerfen vermochte, und die noch heutigen Tages die Oberherrlichkeit des Schah von Perſien nicht anerkennen.

Sohn des Statthalters von Abâde.

Es war ſchließlich den Reiſenden unmöglich, die Klagen ſämmtlicher Kranken, welche herbeigeſtrömt waren, anzuhören; ſie mußten daran denken, Eklid zu verlaſſen, wenn ſie anders noch am ſelben Tage Surmek erreichen und wieder zur Karawane ſtoßen wollten, und ſo folgten ſie halb widerwillig dem Sohne des Gouverneurs von Abâde und ließen es geſchehen, daß die Diener die Kranken mit Stöcken auseinander jagten.

Surmek, das ſie nach ſechs Stunden Reitens erreichten, iſt eine kleine, mit Lehmmauern umgebene Stadt, die früher wohl größere Wichtigkeit beſeſſen haben mag; in ihren Gärten ſieht man noch Reſte einer ſaſſaniditchen, mit 12 Thürmen verſehenen Feſtung, welche ſich noch 20 m über dem Erdboden erheben, obwohl ihr Material, wie das der verlaſſenen Häuſer in Iſpahan, als Düngung für die Melonenfelder verwendet wird.

Dehbid, welches man am 28. September erreichte, liegt bereits 2400 m über dem Meeresſpiegel; es iſt der höchſte Punkt auf der Straße von Schiraz nach Iſpahan. Das kleine und ärmliche Dorf beſteht aus einer ſehr verfallenen Feſtung der Saſſanidenzeit, einigen Lehmhütten und einer Station des engliſchen Telegraphen.

Die beiden letzten Nachtmärſche waren lang und mühſelig, die Wege mit Geröll bedeckt, ſteil und ſchwierig, ſo daß die Pferde und Laſtthiere häufig ſtürzten und entladen

werden mußten, um wieder auf die Beine zu kommen. Die armeniſchen Frauen waren gänzlich ermüdet, die Kinder weinten ohne Unterlaß und ein Reiſender, der ſchon krank von Ispahan mitgenommen worden war, lag im Sterben. Es giebt in der That nichts Ermüdenderes, als ununterbrochen auf einander folgende Nachtmärſche. Gern hätte ſelbſt der Tſcharvadar baſchi ſeiner Karawane einen Ruhetag gegönnt, ehe er den ſchlimmen Marſch von 10 Farſach durch Bergland, der ihn noch von Maderi-Soleiman trennte, antrat; aber er hatte kein Stroh mehr für die Thiere und mußte nothgedrungen vorwärts ziehen.

Der Aufbruch fand um zehn Uhr Abends ſtatt; aber ſchon um Mitternacht machte die ganze Karawane auf den Ruf der Maulthiertreiber Halt, da jener kranke Reiſende geſtorben war; man hatte das nur daran bemerkt, daß der Kopf des Leichnams in regelmäßigen Zwiſchenpauſen gegen

Bachtijariſrauen.

das Sattelholz anſchlug. Es handelte ſich nun darum, den Todten vor Sonnenaufgang zu begraben, worüber ſich Jedermann unzufrieden zeigte; nicht Mitleid bewegte die Herzen, ſondern nur Aerger, daß man bei dem langen bevorſtehenden Marſche eine halbe Stunde mit der Herſtellung einer Grube verlieren ſollte. Fackeln wurden angezündet und mit Meſſern und Stöcken machten ſich die Tſcharvadars daran, mitten auf dem Wege ein Loch zu graben; dann wurde der Leichnam herbeigebracht, ſeiner beſten Kleider entledigt und nach Landesſitte faſt noch warm in ſeine letzte Behauſung gelegt. Nur dadurch unterſchied ſich das Begräbniß von dem Verſcharren eines Hundes, daß man einen Derwiſch, einen ſchönen Mann, der ſtets ein Tigerfell als Mantel um die Schultern gehängt hatte, aus ſeinem Schlafe weckte und ihn bat, das Haupt des Todten in die Richtung nach Mekka hin zu drehen und ihm unter die Achſeln Krücken zu legen, daß er ſich darauf ſtützen könnte, wenn einſt die Stimme des Engels Azrael

die Todten auferweckt. Dann warf und ſtieß man mit Händen und Füßen Erde und Steine in das Loch und bedeckte die Stelle mit einigen Steinen; damit war das Begräbniß zu Ende. Die wenigen Neugierigen, welche überhaupt abgeſtiegen waren, kletterten wieder auf ihre Pferde und Eſel, die Schläfer erwachten von dem Schreien der Treiber und die Gafila (Karawane) ſetzte ſich wieder in Gang. Nun konnte ſich Dieulafoy auch die zahlreichen Steinhaufen auf den Karawanenſtraßen erklären: es ſind Gräber.

Bei Tagesanbruch des 29. September erreichte man die Ufer des Pulwar-rud; aber anſtatt ſeinen mächtigen Krümmungen abwärts zu folgen, überſchritt ihn die Karawane und ſtieg in ſüdöſtlicher Richtung in das Gebirge hinauf, um nach einem Marſche von 30 km den Fluß weiter unten wieder zu erreichen. Die Sonne ſtand ſchon

Der Derwiſch mit dem Tigerfell.

Pfeiler vom Palaſte des Kyros in Paſargadae.

hoch, als man den Paß überſtieg, und Mittag war vorbei, als der wegen ſeiner dunkelblauen Teppiche berühmte Flecken Murghab paſſirt wurde. Um ein Uhr ward Dehino („Neudorf") erreicht, ein elendes ſchmutziges Dorf, wo nach 17ſtündigem Ritte geruht werden ſollte. Aber ehe Mr. Dieulafoy vom Pferde ſtieg, ſah er ſich noch einmal auf dieſer klaſſiſchen Stätte des alten Paſargadae, des Herrſcherſitzes der Achämeniden, um, und als er links vom Dorfe auf einem Berge weißes Mauerwerk erblickte, war alle Müdigkeit vergeſſen; trotz des Einſpruches der Tſcharvadars nahm er den photographiſchen Apparat und ritt langſamen Schrittes zur Höhe hinauf, die mit einem langen Unterbau aus Kalkſteinen gekrönt iſt. Die Bewohner von Dehino nennen es „Tachti-Maderi-Soleiman" (Thron der Mutter Salomons). Es erinnert an jene mächtigen Terraſſen, auf welchen die Könige Babyloniens ihre Paläſte errichteten, aber nichtsdeſtoweniger ſteht es feſt, daß ſich niemals ein Bauwerk auf dieſer künſtlichen Grundlage er-

Digitized by Google

hoben hat, denn dieselbe ist selbst unvollendet. Das ergiebt sich weniger aus der Unfertigkeit der äußeren Mauern des „Thrones" — ähnliche Anomalien finden sich an den schönsten Denkmälern Griechenlands, wie den Propyläen oder dem Tempel von Eleusis —, sondern aus dem Zustande der oberen Steinlagen, in denen sich neben vollständig behauenen Steinen andere finden, deren Fugen noch kaum angedeutet sind. Obwohl aber das Gebäude, welches die Untermauerungen zu tragen bestimmt war, niemals errichtet worden ist, so war doch die Lage prächtig gewählt. Im Westen wird das Thal von einem hohen Gebirgsmassiv begrenzt, welches mit dem Berglande der Bachtijaren zusammenhängt, im Süden von einem Ausläufer der Berge, durch welche sich der Pulwar-rud in gewaltigen Krümmungen seinen Weg sucht, um unterhalb der Ruinen von Persepolis im Salzsee Neris sein Ende zu

Denkmal des Kyros. (Nach einer Zeichnung von M. Dieulafoy.)

finden, im Osten von dem wildesten und ödesten Theile Karamaniens und im Norden von stufenförmigen Plateaus, welche zu den hohen, reichbewachsenen Gebirgen von Surmek und Dehbid hinaufführen. Und durch die Ebene schlängelt sich zum Pulwar ein Wasserlauf hin, an dessen Ufern weiße Bauten zu erkennen sind, wie ihre Farbe anzeigt, antiken Ursprungs, denn moderne Dörfer bestehen alle aus grauem Lehme.

Nach gehöriger Nachtruhe nahmen die Reisenden am folgenden Tage (30. September) die Untersuchung der Ueberreste von Pasargadae wieder auf und besuchten zuerst einen viereckigen Thurm, welcher etwa 300 m unterhalb des Tachti-Maderi-Soleiman sich befindet. Die Mauern desselben waren aus Kalksteinen ohne Mörtel, nur mit Verkittung, erbaut; eine Treppe, von welcher noch Spuren vorhanden sind, führte zu einer Thür in halber Höhe der

Digitized by Google

Façade; vorspringende Pfeiler verstärkten die Ecken und seine Krönung bestand aus einem gezahnten Gesimse. Der Thurm, an welchem vielleicht Griechen gearbeitet haben, bietet trotzdem, von dem Zahnornamente abgesehen, keine hellenischen Architekturformen dar, dagegen überraschende Analogien mit gewissen lykischen Grabmälern, die ihrerseits wieder Nachahmungen alter Holzbauten waren. Vielleicht war es ein Grabmal eines Königs oder sonst einer mächtigen Persönlichkeit.

In der Ebene darunter erregt zunächst ein Trümmerhaufen, welchen eine einzelne noch aufrecht stehende Säule überragt, die Aufmerksamkeit. Dieselbe besteht aus Kalkstein, ist 1,05 m dick und über 11 m hoch; der ganz glatte Schaft ruht auf einer kleinen cylindrischen Trommel von schwarzem Basalte; das Kapitell ist verschwunden oder mag, in tausend Trümmer zerbrochen, am Fuße der Säule umherliegen. Nahe dabei finden sich noch einige andere, symmetrisch aufgestellte Basen aus Basalt, aber die dazu gehörigen Säulen sind verschwunden.

Unweit dieser Säulenstellung erheben sich drei Pfeiler aus Kalkstein, 8 m hoch, je aus drei über einander gestellten Blöcken bestehend und an der einen Seite in Nischenform ausgehöhlt; auf ihrem oberen Theile tragen die Pfeiler die bekannte Keilinschrift in persischer, medischer und assyrischer Sprache: „Ich Kyros der Achämenidenfürst." Weiterhin liegen, fast in der Höhe des Erdbodens abgebrochen, vier schwarze Basaltplatten, auf der inneren Seite mit schönen Skulpturen geschmückt, welche die Füße eines Menschen und gegenüber die Fänge eines Riesenvogels zeigen. Wahrscheinlich stellten dieselben den siegreichen Kampf des Gründers des Gebäudes gegen ein Fabelwesen dar, wie er sich häufig auf babylonischen Cylindern

Gabri-Madri-Soleiman, das Grab des Kyros.

findet. Alle diese Reste zusammen gehörten wahrscheinlich einst zu einer großen, von Säulen getragenen und mit einem Holzdache versehenen Halle, an welche eine Vorhalle und rechts und links kleinere, symmetrisch angeordnete Räume angefügt waren; letztere standen durch große Thüren mit dem Hauptraume in Verbindung. Man hat es hier offenbar mit den Trümmern eines Palastes des Kyros zu thun.

Aber noch ein anderes Ueberbleibsel von noch größerem Interesse befindet sich in der Nähe: ein großer, aufrecht stehender Stein von weißer Farbe, welcher in sehr flachem Relief eine, wie die assyrischen Genien und die biblischen Cherubim mit vier Flügeln versehene, menschliche Gestalt in betender Haltung zeigt, die auf dem Kopfe die Insignien des ägyptischen Gottes Kneph als Hauptschmuck trägt. Ueber der Figur stand früher dieselbe dreisprachige Inschrift, wie auf den Pfeilern des Palastes; aber im Jahre 1877 soll der obere Theil des Steinblockes mit der Inschrift herabgestürzt und zu Grabsteinen verarbeitet worden sein. Die dargestellte Persönlichkeit trägt einen ganz europäischen Typus; der Scheitel scheint rasirt oder kahl zu sein, die übrigen Haare reichen in Flechten kaum bis in das Genick; der Bart ist kurz und frisirt. Die Kleidung besteht aus dem langen, inwendig mit Pelz gefütterten und an der Seite zugeknöpften Gewande, welches die Perser noch heute zur Winterszeit tragen und das nach den Perserkriegen Aristophanes zufolge auch in Griechenland Eingang fand. Der Gegenstand, welchen die Figur in der rechten Hand hält, wird für eine Statuette mit doppelter Kopfbedeckung und darüber den heiligen Uraeus erklärt.

Dieses Bildwerk stellt den großen Kyros selbst dar. Wir lassen hier folgen, was Dr. Stolze, der 1875 und 1877 diese Denkmäler und diejenigen von Persepolis photographisch aufgenommen und 1883 zum Theil veröffentlicht hat, darüber urtheilt (s. Verh. der Ges. f. Erdk. zu Berlin 1883, S. 274 f.). „Gegen die Identifikation dieses Reliefs mit Kyros wird verschiedentlich eingewendet, daß

Digitized by Google

einmal zu dieſes Königs Zeiten die Perſer wohl noch keine Keilinſchrift kannten, und daß ferner Kyros unmöglich ſich mit ägyptiſchem Kopfſchmucke hätte abbilden laſſen können. Darauf iſt zu erwidern, daß der auf dem Relief Abgebildete es ſchwerlich ſelbſt fertigen ließ. Denn es bezeichnet durch die vier Flügel und die betende Haltung den Dargeſtellten zweifellos als einen Verſtorbenen, wogegen die in der erſten Perſon redende Ueberſchrift natürlich ebenſo wenig ſpricht, wie die, von der uns beim Grabe (ſ. unten) berichtet wird. Wenn dem Kyros aber dies Denkmal hiernach nur von einem ſeiner Nachfolger, vielleicht von Darius ſelbſt, jedenfalls aber nach der Eroberung Aegyptens, geſetzt wurde, ſo ſchwindet hiermit jedes Bedenken. Denn es war nach antiken Anſchauungen ganz in der Ordnung, nun, nachdem das älteſte und berühmteſte Kulturland dem perſiſchen Reiche einverleibt war, auch den Begründer deſſelben mit dieſen Inſignien zu ſchmücken. Furcht vor Anachronismen kannte man damals noch nicht. Vielleicht iſt ſogar bei Anfertigung des Denkmals ein ägyptiſcher Künſtler thätig geweſen, was auch die große Flachheit des Reliefs und die ſehr abweichende Technik erklären würde, die in der That lebhaft an die der ägyptiſchen Grabkammern erinnert."

Um Mitternacht, am 1. Oktober, ſetzte die Karawane nach zweitägiger Raſt ihren Marſch nach Schiraz fort, während unſere Reiſenden mit ihren Pferden und einem Maulthiere, zwei Dienern und einigen Soldaten, die ihnen der Gouverneur von Schiraz entgegengeſandt hatte, zurückblieben. Bei Tagesanbruch ſtiegen auch ſie zu Pferde und ritten, die bisher beſchriebenen Ruinen links laſſend, auf ein elendes Dorf los unweit der Stelle, wo der Pulwar durch die Berge bricht. Die Lehmhäuſer deſſelben lehnen ſich gegen antike Fundamente aus weißem Steine und machen eben durch ihre Exiſtenz eine nähere Unterſuchung der Reſte unmöglich. Dahinter aber erhebt ſich ein kleines Denkmal, deſſen warmer goldiger Ton an die ſchönen penteliſchen Marmorblöcke erinnert; es liegt abſeits vom Dorfe und iſt leicht zugänglich. Doch muß man, ehe man es erreicht, erſt einen Kirchhof paſſiren. Dies iſt das Monument, welches unter allen in dieſer Gegend am beſten erhalten iſt und das meiſte Intereſſe bietet; die Perſer nennen es Gabri- (oder Meſchhedi-) Madri-Soleiman, d. h. das Grab der Mutter Salomo's, während es ſchon nach ſeinem erſten Bekanntwerden in Europa allgemein für das Grab des Kyros gehalten worden iſt. Der, wie Dieulafoy will, archaiſche Charakter der griechiſchen Architektur und der das Tempelchen krönende Giebel, der ſeines Gleichen ſonſt in Perſien nicht hat, erregen vor allem die Aufmerkſamkeit. Das Grabgebäude ruht auf ſechs (wie wir ſehen werden, ſind es deren mehr geweſen) Stufen von nach oben zu abnehmender Größe und dieſe wieder auf einem Sockel, der weit über die unterſte Stufe vorſpringt; eine zum Theil zerſtörte Treppe diente zum Erſteigen der Stufen. Das Ganze iſt aus koloſſalen, aber mit größter Genauigkeit gefügten Kalkblöcken erbaut, das Dach maſſiv und gleichfalls aus Stein. Rings herum lief einſt eine Säulenhalle [1]); doch waren nur noch auf drei Seiten Baſen und ſelbſt Schäfte von Säulen nachzuweiſen. In dieſen innern Hof gelangte man durch drei ſchmale und niedrige Thüren, deren Pfoſten noch aufrecht ſtehen; aber auffallend iſt es, daß die beiden ſich gegenüber befindlichen Thüren nicht in der Verlängerung der Achſe des Grabgebäudes liegen, und daß letzteres nicht den Mittelpunkt des von der Säulenhalle umſchloſſenen Raumes einnimmt.

Eine kleine hölzerne Thür iſt heute an dem Eingange des Grabgebäudes angebracht; ſie führt in einen ſehr kleinen Raum, in deſſen eine Seite in verhältnißmäßig neuer Zeit eine Mirhab-Niſche eingegraben worden iſt. Die übrigen drei Wände ſind glatt und laſſen die Größe der Werkſtücke erkennen. In die Fugen der Blöcke haben die Dorfbewohner hölzerne Pflöcke geſchlagen und daran an Schnüren metallene Lampen und Fetzen von allerhand Farben als Weihgeſchenke aufgehängt.

Nachdem Frau Dieulafoy ihrem Gemahl geholfen hatte, die Maße des Denkmals zu nehmen, einige Notizen gemacht und den photographiſchen Apparat aufgeſtellt hatte, wurde ſie plötzlich von einem heftigen Fieberanfalle ergriffen, der ſie zwang, ſich niederzulegen. Erſt gegen Abend war es ihr möglich, zu Pferde zu ſteigen und nach Dehino zurückzukehren.

[1]) Eine Rekonſtruktion der ganzen Anlage ſ. in der nächſten Nummer.

Großgriechenland.

Von W. Kobelt.

VII.

Mit dem Capo delle Colonne ſchneidet der Golf von Tarent nach Süden ab. Der Reiſende gelangt mit der Eiſenbahn in zwei Stunden von Cotrone nach Catanzaro, entlang einer kahlen, von Fiumaren zerriſſenen Küſte, die heute vollkommen menſchenleer iſt. Nur hier und da ſieht man an weniger ſteilen Hängen Bauern mit der Beſtellung der Felder beſchäftigt, oder einen Ziegenhirten mit ſpitzem Hut und Fellmantel, umgeben von ſeiner Herde. Ein mitfahrender Geiſtlicher unterhält den Reiſenden über die Zucht der ghiri, der Siebenſchläfer, die ſich in dieſer abgelegenen Gegend ſeit der Römerzeit erhalten hat. Man erreicht Policaſtro, dem die Regierung neuerdings den antiken Namen Petelia wiedergegeben hat, obſchon ſein Anſpruch darauf nichts weniger als unbeſtreitbar iſt. Dann folgt Catanzaro, acht Kilometer von ſeiner Marine und dem Bahnhof entfernt auf einem Plateau liegend, zu dem man in unzähligen Serpentinen aufſteigt, durch ein mit Oliven, Orangen, Maulbeeren, Feigen und Mandelbäumen erfülltes Thal, auf deſſen Grund ein dünner Waſſerfaden rieſelt, der aber mitunter die furchtbarſten Verheerungen anrichtet. Auf den felſigen Stellen wird der Kaktus zum förmlichen Baum und reift maſſenhaft ſeine Früchte; Myrten und fruchtbeladene Erdbeerbäume miſchen an geeigneten Stellen ihr tiefes Grün mit ſeinem Grau.

Die flinken calabriſchen Pferde, obſchon zu dreien vor eine leichte Droſchke geſpannt, brauchen zwei gute Stunden bis auf die Hochebene. Im Alterthume ſcheint hier keine Stadt geſtanden zu haben, man findet im Boden nur

Digitized by Google

byzantinische Reste, wie auch der alte Name Katasaron ein byzantinischer ist. Die Stadt wurde erbaut, als Nicephorus Phocas das den Sarazenen entrissene Calabrien reorganisirte und mit griechischen Kolonisten besetzte. Das feste Normannenschloß erbaute Robert Guiscard 1060; es ist vor einigen Jahren geschleift worden, um den Zugang zur Stadt zu erleichtern.

Catanzaro ist eins der Erdbebencentren von Calabrien und hat gelitten, wie wenig andere Orte. 1626, 1638, 1659, 1693 bezeichnen die ärgsten Verheerungen im siebzehnten Jahrhundert, dann blieb es ruhig bis 1783, wo am 28. März — Messina und Reggio waren am 5. Februar zerstört worden — die ganze Stadt über den Haufen geworfen wurde, so daß auch nicht ein Haus bewohnbar blieb; trotzdem verloren nur 10 Mann das Leben, weil die ganze Bevölkerung, durch die vorausgehenden schwächeren Erdstöße gewarnt, unter Zelten im Freien lagerte. Die Erdbeben dieses Jahrhunderts sind für Catanzaro weniger verderblich gewesen; die von Cosenza 1854 und 1870 wurden zwar empfunden, thaten aber wenig Schaden, und die schreckliche Erschütterung von 1857, welche die Basilicata so entsetzlich heimsuchte, wurde in Kalabrien kaum verspürt.

Heute ist die Hauptstadt von Calabria ulteriore II. eine blühende Stadt von 25000 Seelen, auf einem felsigen Ausläufer der Sila gelegen. Nach drei Seiten umgeben sie tiefe Abgründe, nur nach der vierten hängt das Plateau durch einen etwas niedrigeren Rücken mit dem Gebirge zusammen. Die Enge des Raumes hat die Einwohner gezwungen trotz der Erdbebengefahr doch wieder mehrstöckige Häuser zu erbauen und die Straßen eng zu lassen; nur eine einzige ist fahrbar, die anderen sind schmal und steil, oft mit Treppen. Die Aussicht ist nach allen Seiten hin wunderbar großartig, am großartigsten vielleicht von dem neu angelegten Campo Santo, der in einiger Entfernung von der Stadt liegt. Da die Stadt auch zwei leidliche Hotels und ein ganz erträgliches Restaurant besitzt, ist der Besuch derselben, den man von Messina aus in zwei Tagen machen kann, dem Touristen sehr zu empfehlen. Die Gastfreundlichkeit und Liebenswürdigkeit der wohlhabenderen Klassen gegen Fremde, ob empfohlen oder nicht empfohlen, übersteigt alle Grenzen; das spanische „Esta alla disposicion de V.“, in seiner Heimath eine bloße Formel, wird hier zur Wirklichkeit und man muß in der Bewunderung von Gegenständen, die einem gefallen, sehr vorsichtig sein. Beim Landvolk der Umgegend herrscht noch ganz die heimische Nationaltracht, in der Stadt ist sie leider längst verschwunden.

Wunderbar ist die Mannigfaltigkeit von Früchten auf dem Markt. Kaktusfeigen, Citronen, die ersten Sempredolce-Orangen, die schon im grünen Zustande genießbar sind, Granaten, Johannisbrot, grüne und schwarze Feigen, frische Mandeln, Bericocci (ein Mittelding zwischen Pfirsich und Aprikose), Mispeln, Sorbusfrüchte, die Beeren von Physalis alkekenga werden ausgeboten zusammen mit köstlichen Aepfeln, von denen die von Gimigliano den besten normännischen nicht nachstehen. Daneben Gurken, Melonen, Kürbisse, Wassermelonen in unzähligen Varietäten, Kastanien, Haselnüsse, Pinienäpfel und Trauben von einer Größe wie in Kanaan. Aus dem Gebirge bringen die Frauen den köstlichen Agaricus deliciosus, den „rosito della Sila“, und im Sommer massenhaft Erdbeeren und Himbeeren. An Gemüsen tritt neben den überall in Italien häufigen Zucchetti und dem Pimiento hier die orientalische Bamieh auf, die Hauptrolle spielen aber die Pomi d'Oro, die Tomaten, und zwar sowohl die wilde (richtiger verwilderte, Lycopersicum cerasiforme) wie die zahme Gartenform. Sie werden in fabelhaften Quantitäten konsumirt und auch für den Winter eingemacht. Zu letzterem Zweck kommen die Frauen aus der ganzen Nachbarschaft zusammen, und die Conserva dei pomi d'oro ist genau ein solches häusliches Fest, wie bei uns das Birnenschälen vor dem Honigkochen oder in den Nüssegegenden das Nußkernen.

Dreizehn Minuten genügen, um von dem Bahnhof von Catanzaro das 7 km entfernte Squillace zu erreichen. Auch hier liegt die Station einsam am Meere; man reitet einen engen Ravin hinauf und gelangt in ein weites Becken, in dessen Mitte die kleine Stadt auf einem zuckerhutförmigen Felsen hängt, überragt von einem mittelalterlichen Schlosse. Die Stadt hat der Landenge den Namen gegeben, welche den südlichsten vom Aspromonte erfüllten Theil der Halbinsel, das eigentliche Italia, vom ehemaligen Oenotrien scheidet. Die Stadt war am bedeutendsten unter den Römern, die sie neu begründeten, und behielt ihren Glanz bis in die Byzantinerzeiten, Dank der reichen und mächtigen Patrizierfamilie der Aurelii, deren berühmtester Sproß der große Cassiodorus war. Die Geschichte dieses Mannes, der Italiens Geschicke unter den Ostgothen lenkte, wird ausführlich erzählt; Lenormant sieht in ihm den ersten italienischen Patrioten, der statt der Weltherrschaft ein einiges, selbständiges Italien, wenn auch unter einem barbarischen König, anstrebte. Als Vitiges unterlag, ging er in seine Heimath nach Scyllacium zurück und wandelte seine Vivarien in der Nähe der Stadt in ein Kloster um, das er Monasterium vivariense nannte. Gothen wie Byzantiner achteten sein Asyl und ungestört konnte er noch dreißig Jahre dort wohnen und die Werke abfassen, welche für unsere Kenntniß der italienischen Zustände im 6. Jahrh. so wichtig sind. Interessant ist die Beschreibung, die er in einem seiner Briefe von den Fischbehältern giebt, die er in Höhlen am Fuße des Moscius angelegt hatte, und in welche das Meerwasser frei eindringen konnte. Unter dem Namen Grotte di San Gregorio sind dieselben heute noch in dem Kap Stalletti nachzuweisen, aber sie sind dem Wasser nicht mehr zugänglich. Lenormant meint, daß ihnen auch früher das Wasser durch künstliche Vorrichtungen zugeführt worden sei, doch könnte möglicherweise auch eine lokale Hebung stattgefunden haben.

Wenige Jahre nach dem Tode des letzten großen Römers verwüsteten die Longobarden die Südspitze Italiens aufs Entsetzlichste; wo uns Squillace im elften Jahrhundert wieder begegnet, ist aus der lateinischen Stadt eine griechische geworden, die ihr Griechenthum zäh behauptet bis zur Zeit der Anjous. Den sarazenischen Raubscharen war das Felsennest zu fest, es hat sich darum bis in unsere Zeiten erhalten und eine ziemlich erhebliche Anzahl bedeutender Calabresen nennen Squillace ihre Vaterstadt. Aber vom Meere abgelegen ist es ein stilles Landstädtchen geblieben, dem auch die Eisenbahn noch kein neues Leben hat einflößen können, und das nur selten von einem Reisenden besucht wird.

Mit der Geschichte von Squillace schließt der zweite Band und damit die erste Abtheilung des Lenormant'schen Werkes, welches sich auf das Litoral des Jonischen Meeres beschränkt. Ueber die zweite Abtheilung, welche nach dem Tode des Verfassers erschienen ist, werden wir später berichten.

Digitized by Google

Die Sekte der Senusija.

I.

Im zweiten Heft des diesjährigen „Bulletin de la Société de Géographie“ erschien ein von einer Karte begleiteter, sehr interessanter Aufsatz Henri Duveyrier's über die Anhänger des Sidi Mahomed Ben Ali Es-Senusi und ihre geographische Verbreitung, der in mehr als einer Hinsicht Aufmerksamkeit verdient. Bei dem bedeutenden Umfange dieser Arbeit ist es uns nicht möglich hier einen vollständigen Auszug aus derselben zu liefern; wir müssen uns darauf beschränken einzelne Stellen hervorzuheben, die vielleicht bei manchen Lesern des „Globus“ die Lust erwecken werden, sich mit dem Ganzen bekannt zu machen.

Das hier behandelte Thema erscheint nicht nur vom Standpunkte der Geschichte und der Politik wichtig, da wir hier mit einer Sekte bekannt gemacht werden, die mit der größten Entschiedenheit Andersgläubigen entgegentritt, sondern es besitzt auch für die Geographie, resp. für die Erforschung des nördlichen Afrika eine direkte Bedeutung, da die vom Verfasser gemachten Mittheilungen wohl die Aufmerksamkeit aller derjenigen verdienen, die jenes Gebiet betreten wollen, weil dieselben im Stande sind, manchen Ueberraschungen unangenehmer Art gegenüber zur Vorsicht aufzufordern und als Warnung zu dienen.

„Die Türken und die Christen gehören derselben Sorte an, ich werde sie mit ein und demselben Schlage zerbrechen“, einen Ausspruch des Sidi El Achdar Ben Macheluf, hat Duveyrier an die Spitze seiner Arbeit gestellt, um den Geist dieser Sekte zu bezeichnen, welche, wenn sie auch eine der jüngsten unter den zahlreichen Verbindungen ist, die sich im Schoße des Islam gebildet haben, doch während ihres siebenundvierzigjährigen Bestehens eine Ausbreitung erlangt hat, deren sich nur wenige der anderen Brüderschaften rühmen können. Gründer derselben war ein einfacher arabischer Rechtsgelehrter aus dem Stamme der Medschaher, Senusi (wie wir ihn der Einfachheit wegen nennen wollen; sein voller Name wurde oben angeführt), der während der letzten Periode der türkischen Okkupation Algiers in der Umgegend von Mostaghanam geboren wurde. Feind der fremden Herrschaft, wurde er nach Marokko verbannt, wo er durch seine Aufnahme in die Sekte der Mulei Tajjeb mit der mystischen Grundlage der Philosophie der Schadhelija bekannt wurde. Kurz vor der Eroberung Algiers durch die Franzosen kehrte er in sein Vaterland zurück, welches er als Lehrer der Rechtswissenschaften und der Philosophie durchwanderte; hierauf wendete er sich nach Osten, getrieben durch den Wunsch, sowohl die heiligen Orte zu sehen, als auch die Bekanntschaft der berühmten Lehrer des Islam zu machen, namentlich des Scheich Achmed Ben-Edris, des bedeutendsten Vertreters der Schadhelija. Auf seinem Wege nach den heiligen Stätten Arabiens verweilte er in verschiedenen Orten Nordafrikas, wo er als Lehrer auftrat und sowohl den Mitgliedern der herrschenden Kirche als den Vertretern der Regierung unbequem wurde. In Mekka reihte er sich unter die Schüler des Scheich Achmed Ben-Edris, wurde aber schon nach kurzer Zeit als dessen Nachfolger bezeichnet. Kaum war er in seine Stelle getreten und hatte die Macht in Händen, als er versuchte in Yemen Propaganda für seine Lehre (die wir gleich kennen lernen werden) zu machen. Anfänglich hatte er hier wenig Erfolg; verschiedene Schismatiker, die sich allerdings später ihm anschlossen, wiesen ihn ab. Er kehrte nun nach Mekka zurück, setzte sich mit der Elite der orthodoxen Pilger in Verbindung und suchte sie zu bewegen, den tariqa mahommedija (Weg Mahomed's) zu betreten. So nannte er selbst seine Religion, eine Art reformirten Schadelismus, die er sowohl dem Koran und seinen Erklärern, als seinem eigenen Nachdenken entlehnt hatte, und welche er seinen Schülern als die reine und wahre Lehre des Islam vorlegte, gegründet auf das Wort des Propheten und befreit von allen Auswüchsen, welche sie im Laufe von zwölf Jahrhunderten durch die Arbeiten der Theologen bekommen habe. Später wurde, wie hier gleich bemerkt sein möge, der Name der Sekte, wenigstens im täglichen Leben, verändert, und „tariqat es-senûsija, Weg des Senusi“, nach dem Namen des Lehrers, trat an Stelle der früheren Bezeichnung. Seine Religion, denn auf diesen Namen darf die Lehre des Senusi wohl Anspruch machen, zeichnete sich von ihrem ersten Auftreten an durch ihre Unduldsamkeit und Herrschsucht aus, daher ihr auch der orthodoxe Islam in Aegypten und in Mekka kräftigen Widerstand leistete. Wie dies ebenfalls bei anderen Religionen der Fall ist, erheben auch im Schoße des Islam die geistlichen Orden Ansprüche darauf, daß in ihrer Mitte das religiöse Leben die höchste Vollendung erreiche. Senusi entschloß sich daher im Jahre 1837 dazu, die Auserwählten unter seinen Schülern zu einer Brüderschaft zu vereinigen, in deren Schoß der Geist des Glaubens, die Form des Kultus, die politischen Ansichten, welche er seinen Anhängern einzuflößen verstanden hatte und die er in einer Anzahl von Werken, welche ihn zu einem der fruchtbarsten Autoren des Islam machen, niedergelegt hatte, gepflegt werden sollten. Die wichtigste seiner Arbeiten, gewissermaßen die Quintessenz seiner Werke, trägt den hochtrabenden Titel: „El Schemus El Scharêqa“ oder: „Die aufgehenden Sonnen.“

Die Lehren dieser Sekte lassen sich in Folgendem zusammenfassen: Nur Gott allein soll die Verehrung der Gläubigen gewidmet werden; wohl dürfen sie auch die heiligen Männer ehren, so lange dieselben vom Hauche des Allerhöchsten erfüllt und belebt sind; diese Verehrung soll aber nicht fortdauern, wenn der Gegenstand derselben das Leben verlassen hat, und dann weder in Pilgerfahrten zu ihren Gräbern, noch durch Anrufen ihres Namens und die Bitte um ihre Vermittelung Ausdruck finden. Selbst zu Gunsten des Propheten Mohammed „des vollkommensten Geschöpfes“, wie ihn die rechtgläubigen Mohammedaner nennen, soll keine Ausnahme gemacht werden.

Ehe jemand in den Orden eintreten kann, muß er der Welt entsagt haben. Man verpflichtet sich allein die Autorität desjenigen Beherrschers eines mohammedanischen Staates anzuerkennen, der in seiner Person die gottesdienstliche Gewalt als Chalif mit der weltlichen Macht vereinigt; sobald er aber den Vorschriften des Glaubens, wie die Sekte denselben auffaßt, untreu wird, wird Ungehorsam gegen ihn eine Pflicht, und auch nur diejenigen Priester

Digitized by Google

werden durch die Senusija als rechtgläubig betrachtet, welche sich mit ihren Lehren im Einklang befinden. Alle Pracht im Anzug der Männer, Seide, Stickereien und Schmuck, Geräthschaften von Gold und Silber sind verboten; die edlen Metalle dürfen nur zur Verzierung des Schwertes dienen, welches ja für den heiligen Krieg bestimmt ist; den Frauen dagegen ist aller dieser Luxus erlaubt. Die Sekte verschmäht eben nichts, was Anziehungskraft üben kann. Der Gebrauch berauschender Getränke, auch des Kaffees sowie Tabak sind verboten, wohl aber Thee mit Farinzucker gestattet; weißer Zucker gilt für unrein, da er mit dem Mehl von Knochen raffinirt wird, die von Thieren herrühren, welche nicht durch Mohammedaner geschlachtet sind!

In Bezug auf den Verkehr zwischen Mohammedanern einerseits, Christen und Juden andererseits hat Senusi äußerst strenge Vorschriften gegeben; es ist nicht erlaubt mit einem solchen Ungläubigen zu sprechen, ihn zu grüßen, mit ihm zu handeln, in seinen Dienst zu treten; wenn er kein Ra'aiya ist, d. h. den Mohammedanern keine Abgabe zahlt, wird er sogar zum Feinde, den das Gesetz nicht nur, wo und wie man kann, zu tödten erlaubt, sondern dessen Tod es geradezu vorschreibt. In diesem Punkte giebt es keinen Mittelweg, entweder muß der Ungläubige Abgaben zahlen, welche die Gesetzgeber des Islam mehr noch als der Koran selbst drückend gemacht haben, oder aber er steht einem wilden Thiere gleich, dem man Fallen stellt, wo man es nicht offen anzugreifen wagt.

Von Anfang an war das Bestreben der Senusija darauf gerichtet, alle Sekten, welche, wie sie selbst, aus der Schule der Schadhelija hervorgegangen sind, d. h. beinahe alle mohammedanische Orden, zum Anschluß an ihre eigene Brüderschaft zu bewegen und diese Taktik, deren politische Folgen sehr groß werden können, ist meist mit Erfolg gekrönt worden. In dieser Weise ist eine große Anzahl von Sekten, Duveyrier zählt ihrer 8 bis 9 auf, jetzt mehr oder weniger unter den Einfluß der Senusija gekommen, nachdem einzelne derselben anfänglich heftigen Widerstand geleistet hatten, und richten jetzt ihre politische Haltung nach den Ansichten des Ordensstifters ein. Dieser Umstand verdient besonders beachtet zu werden, da hierdurch nicht nur der geistige Einfluß, sondern auch die materiellen Mittel und die militärischen Kräfte der Senusija eine ansehnliche Vermehrung erfahren haben.

Im Bewußtsein des Einflusses, welchen sie dadurch erlangen, daß sie sich mit dem Schleier des Geheimnisses umgeben, haben sie sich sorgfältig enthalten, irgend welche äußere Verbindungszeichen anzunehmen, welche sie auf den ersten Blick verrathen könnten. Andererseits theilen sie nur den bereits affiliirten Brüdern die Gebetformel mit, welche die Mitglieder an das gewöhnliche Morgengebet anschließen sollen. Dem französischen Vice-Konsul in Ben-ghazi, Herrn Eugen Ricard, ist es geglückt, den Text derselben zu erhalten, welchen wir in der Uebersetzung hier folgen lassen:

Der Ausruf: „Daß Gott vergebe!“ wird hundertmal wiederholt. „Es giebt keinen Gott als Allah.“ „Mohammed ist der Prophet Gottes ganz augenscheinlich und für jede Seele.“ „Er hat Alles geglaubt, was die göttliche Wissenschaft umfaßt.“ Diese Sätze werden hinter einander dreihundertmal wiederholt; hieran schließt sich der hundertmal wiederholte Ausruf: „O Gott, segne unsern Herrn Mohammed, den ungelehrten Propheten, seine Familie und seine Freunde und gewähre ihnen Heil.“

Gewiß lautet dieses Gebet im Gegensatz zu den oben mitgetheilten Grundlehren der Sekte sehr unschuldig, durch die tägliche Wiederholung desselben jedoch wird der Affiliirte an seine Stellung zur Brüderschaft erinnert. Natürlich aber hat letztere auch noch andere Mittel, Gehorsam und Eifer bei ihm zu unterhalten. Sie beruft ihn zu Versammlungen, legt ihm Pilgerfahrten auf, erhebt von ihm Abgaben im Betrage von $2^1/_2$ Proc. von dem Theil seines Vermögens, welcher die Summe von etwa hundert Mark übersteigt; der Schatz, die Ställe, die Vorrathshäuser der Brüderschaft empfangen außerdem reichliche Gaben und Geschenke. Wenn man nur in der Provinz Ben-ghazi die große Zahl der Sklaven, Pferde, Kameele und Hammel sieht, denen mit glühendem Eisen der Name „Allah“ zugleich mit dem Zeichen der Brüderschaft eingebrannt ist, kann man sich von ihrem Reichthum überzeugen. Die Mitglieder, welche zu arm sind, um Geld und Naturallieferungen beizusteuern, müssen Dienste leisten, die sich nicht immer auf eigentliche Arbeitsleistung beschränken, so daß durch die Art derselben manchmal an Zustände früherer Jahrhunderte erinnert wird. Den Senusija sind alle Mitglieder und alle Bundesgenossen recht, wenn sie nur zur Erreichung des Zieles mitwirken, ja diese sonst so strengen Puritaner verschmähen es nicht, zu den Verführungskünsten von Buhlerinnen behufs der Erreichung politischer Zwecke da ihre Zuflucht zu nehmen, wo andere Sendboten keinen Erfolg gehabt haben.

Den Grundsätzen gemäß, die ihr Stifter ihr hinterlassen hat, spricht die Gesellschaft selbst Recht; natürlich ist hierdurch eine ungeheure Macht in ihre Hände gegeben, denn wo der geistliche Gewissensrath gleichzeitig Richter in bürgerlichen und Kriminalsachen ist, müßte derjenige sehr kühn sein, der sich ihm zu widersetzen wagte. Wie bedeutend der Einfluß der Brüderschaft ist, wie sehr sie sich im Volke verbreitet hat, kann man aus allerlei Redensarten erkennen, die namentlich im nordöstlichen Afrika, mit Ausnahme Aegyptens, im Volksmunde vorkommen; die Muselmänner schwören da bei: el haqq Sidi Es-Senusi!“ (bei dem Recht, der Wahrheit des Sidi Es-Senusi!). Bescheiden, wo die Umstände es nöthig machen, erhebt die Gesellschaft stolz ihr Haupt, wo sie sich Herr fühlt. Lange schon, ehe sie die imposante Macht erlangt hatte, über welche sie heute verfügt, als sie selbst noch im Entstehen begriffen war, wagte sie es im Jahre 1861 die Exkommunikation des Beherrschers der Gläubigen Abd El-Medschid auszusprechen, der gleichgültig gegen ihre wachsende Macht von dem von ihr vorgezeichneten Wege abzuweichen gewagt hatte.

Die Organisation der Brüderschaft ist ebenso einfach wie kräftig; der Name aller Brüder (Ichuan oder im gewöhnlichen Leben Chuan) ist im Mutterhause verzeichnet; jeder der Brüder ist dem Moqaddem, dem geistlichen Hirten des Distriktes, dem er angehört — einem Manne, der den Mund kaum anders öffnet, als um zu segnen, einen Glaubenssatz oder einen Fluch auszusprechen — unbedingten Gehorsam schuldig, so auch dem Agha oder Aeltesten und dem Wekil oder Verwalter der Provinz. Alle diese Würdenträger aber, welche in den Augen der einfachen Brüder sich einer großen Gewalt erfreuen, sind ihrerseits nur Sklaven vor dem Großmeister, welcher den Titel Chalif (d. h. Stellvertreter Gottes auf Erden) führt. Wir mit unseren abendländischen Ansichten können uns von der vollkommenen Unterordnung der Brüder, von der ungeheuren Macht des Chalifen, von dem schwindelerregenden Abgrund, der ihn von anderen Menschen trennt, kaum eine richtige Vorstellung machen. 1845 schon verhüllte das damalige Oberhaupt sein Gesicht auf der Straße, um die gewöhnlichen Sterblichen nicht durch den Glanz seiner Herrlichkeit zu erschrecken.

Digitized by Google

Der Großmeister steht mit den Oberen aller Zauija (Kloster, Schule und Kawanserai) und den bedeutendsten Sendboten in fortwährender, direkter Verbindung. Seine Briefe werden durch besondere Boten überbracht, die sie sorgfältig in ihren Kleidern verbergen; die Art, wie sie zusammengefaltet sind, deutet den Inhalt an; in wichtigen Fällen bedient er sich der mündlichen Nachricht, überbracht von einem vertrauten Boten. Dieser Verkehr ist zu einer außerordentlichen Vollkommenheit entwickelt worden, und 1878 sowie 1881 erfuhr der Moqaddem von Tripoli die Erhebung der Bevölkerung des Dschebel Auras und der Ulad Sidi Esch-Scheich früher, als dieselbe in Algier bekannt war; dabei beträgt die Entfernung bis Tripoli 700 resp. 1200 km in der Luftlinie. In jedem Jahre zur Zeit des Festes Aïd el Kebir, der Ostern des Islam, beruft das Haupt der Brüderschaft alle Moqaddem nach Sherhbub zu einer Synode, wo alle Angelegenheiten der Sekte besprochen werden.

Mit Rücksicht auf das Vorhergehende wird man es leicht erklärlich finden, daß alle mohammedanischen Regierungen — vielleicht nach vergeblichem geheimem Widerstande — sich den Senusija gegenüber sehr zuvorkommend beweisen und sie mit Gaben überhäufen, um die Ruhe zu erhalten. Die englische Regierung hat im Jahre 1882 einen Augenblick lang die Sekte eine feindliche Haltung annehmen sehen, namentlich aber hat letztere der französischen Regierung in Algier vielfach Unannehmlichkeiten bereitet. Es würde zu weit führen, alle durch Duveyrier in Bezug auf diesen Punkt angeführten Belege zu erwähnen; dagegen möchten wir hervorheben, daß nach der Angabe unseres Autors die Senusija es sind, welche oftmals dem Vordringen geographischer Forscher Hindernisse bereiten und daß dieser Sekte das traurige Ende vieler derselben zugeschrieben werden muß. Zahlreiche Namen werden von ihm genannt, Franzosen sowohl wie Ausländer: Flatters, Masson, Beringer und Roche, von Beurmann, von der Decken, Fräulein Tinné kommen auf dieser traurigen Liste vor.

Ein Beweis für das geschickte Vorgehen der Gesellschaft liegt darin, daß sie es verstanden hat, im Laufe von 47 Jahren über so zahlreiche, so verschiedenartige und über ein so großes Gebiet zerstreute Völkerschaften einen so ungeheuren Einfluß zu erlangen. Zum Theil kommt dies daher, daß sie da, wo sie sich überwacht und bekämpft weiß, sehr im Geheimen und sehr vorsichtig einherschreitet. Oft nehmen ihre Mitglieder den Schein an, einer andern Gesellschaft anzugehören, die sich weniger umfassende Ziele gesteckt hat, und suchen sich durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel die ersten Stellen in der Verwaltung, in der Schule, in der Kirche zu sichern. Ihr geheimes Treiben schlägt alle möglichen Umwege ein um zunächst einige wenige, jedoch einflußreiche und bedeutende Personen zum Anschluß an die Sekte zu bewegen und durch dieselben Einfluß auf die öffentliche Meinung zu gewinnen. In anderen Fällen, wo dies nicht angeht, suchen sie sich der Schulen zu bemächtigen und begnügen sich damit, ruhig aber sicher auf das kommende Geschlecht zu wirken und benutzen unterdessen jede Gelegenheit ihrem Orden weltlichen Besitz zu verschaffen.

Auch die schwarze Bevölkerung ist ihrem Einfluß nicht fremd geblieben, sie haben angefangen die Tubu zu bekehren und nach den ersten Versuchen schon war es ihnen deutlich, daß sie ihre Angriffe auf das weibliche Geschlecht richten müßten, welches, wie man überall bei den Berbern bemerken kann, eine geistige Ueberlegenheit über die Männer besitzt. Sie eröffneten daher bei den Tubu auch für Mädchen bestimmte Schulen ihrer Brüderschaft und noch jetzt ist an manchen Orten die Zahl der weiblichen Schüler größer als die der Knaben.

Die Insel Jeretike.

Angeregt durch die glänzenden Erfolge, welche die verschiedenen norwegischen Walfängergesellschaften in den Gewässern bei Vardö und Vadsö erzielt haben, sind auch auf russischer Seite neuerdings zwei Gesellschaften gebildet, deren Zweck gleichfalls der Walfang sein soll. Die eine dieser Kompagnien hat sich im vorigen Jahre auf der Insel Jeretike niedergelassen, während die andere sich in diesem Jahre in der Arabucht in der Nähe der norwegischen Grenze etablirt hat. Erstere betreibt den Fang mit einem, letztere mit zwei Walfängerschiffen und einem Schleppdampfer. Das Verdienst, die erste russische Anlage dieser Art geschaffen zu haben, gebührt dem auch als Journalist und Verfasser bekannten Hermann Göbel.

Die Insel Jeretike, nur einige Quadratkilometer groß, war bis zum vorigen Jahre ganz unbewohnt; sie liegt zwischen 33° und 34° östl. L. Gr. in geringer Entfernung von dem Festlande der Murmanschen Küste (Halbinsel Kola), nordöstlich von der Insel Schalim, ist unfruchtbar und klippenreich; nur niedriges Gebüsch von Weiden und Birken lugt hier und dort zwischen den ganz nackten Klippen hervor. Zwischen den Höhenzügen finden sich einige moorige Partien, wo der Pflanzenwuchs weniger kriechend ist, als oben zwischen den Klippen, und der meist aus Multebeeren, Blaubeeren u. s. w. besteht. Auf dem Festlande ist die Vegetation bedeutend reicher, hier findet man sogar dicht am Meere zehn bis fünfzehn Fuß hohe Birken, deren Stämme jedoch nach allen Richtungen gewunden und gebogen sind und deutlich erkennen lassen, wie die Bäume haben streiten und kämpfen müssen, um die für diese Küste ansehnliche Höhe zu erreichen.

Das Thierleben ist, wenigstens was die Anzahl der Individuen betrifft, bedeutend reicher als das Pflanzenleben. Natürlich dominiren hier, wie überall in den arktischen Gewässern, die Vögel. Insbesondere finden sich hier: Haematopus ostralegus, Tringa Temminkii, T. maritima, Phalarops hyperboreus, Acharadrius hiaticula, Strepsilas interpres, Totanus calidris, Colymbus septentrionalis, C. arcticus, Sterna arctica, Larus canus, L. marinus, L. argentatus, Rissa tridactula, Lestris parasitica, Lomateria mollissima, Mergus serrator, Carbo cormoranus, Cephus grylle, Anthus cervinus, A. rupestris, Motacilla alba, Saxicola oenanthe, Accanthis linaria, Corax nobilis, Aquila fulva und Haliaethos albicilla.

Von Vierfüßlern sollen auf der Insel nur Blaufüchse und Hasen vorkommen, während das Festland im Winter von Bären und Wölfen heimgesucht wird. Das Meer ist fischreich, ebenso die Seen und Flüsse des Festlandes; ein

Digitized by Google

Lachsangler dürfte vielleicht kein besseres Feld für seinen Sport finden können. Das Klima ist, wie erklärlich, rauh, doch nicht so arg, als man meistens wohl annimmt. Erst am 22. Mai machte in diesem Jahre die Kälte einer milderen Temperatur Platz, aber erst am 9. Juni wurde das Wetter wirklich angenehm. Die Durchschnittstemperatur betrug im Juni: Morgens 7 Uhr $8^1/_4{}^0$ R., Mittags 1 Uhr $13^1/_2{}^0$ R., Abends 9 Uhr $8^3/_4{}^0$ R. Während des Sommers fällt hier beinahe gar kein Regen und die Winde sind in der Regel nicht so heftig, wie während der anderen Jahreszeiten. Bis Mitte Juli war in diesem Jahre nicht ein einziger Regentropfen gefallen.

Die Murmansche Küste ist im Sommer recht besucht. Es hausen hier in diesem Jahre ca. 10000 Menschen, von denen jedoch kaum 700 auf der Strecke zwischen dem Weißen Meere und der Küste Norwegens überwintern. Seitens der russischen Regierung werden übrigens bedeutende Anstrengungen gemacht, um die Kolonisation der Küste zu befördern; die Kolonisten sind nicht nur vom Militärdienst, den Zöllen und anderen Lasten befreit, sondern jeder sich hier niederlassende Kolonist erhält sogar von der Regierung 250 Rubel ausgezahlt. Ihr Haupterwerb ist die Fischerei, aber auch die Viehzucht müßte man mit Vortheil betreiben können, da die Dungstoffe zur Verbesserung der Wiesen hier umsonst zu haben sind, denn am Strande sind Fischköpfe und -Eingeweide, Walfleisch u. s. w. in Menge zu finden.

Das Walfängeretablissement auf Jeretike ist an einem vorzüglichen, von drei Seiten geschlossenen Hafen angelegt. Von diesem aus erhebt sich die Insel gleichmäßig bis zu einer Höhe von 150 Fuß. An der Bucht liegen die Speck-, die Fleisch- und die Graxkochereien (Grax werden die bereits einmal ausgekochten Speckreste genannt), sowie das Thranlager und der von Herrn Göbel erbaute Ofen zur Gewinnung des Thrans aus den Walknochen. Etwas höher belegen sind die Schmiede, die Arbeiterwohnungen und das Magazin und auf dem höchsten Punkte mit der Aussicht auf das Meer die Häuser des Direktors und seines Assistenten.

Das Abspecken der Wale geschieht zur Ebbezeit dicht am Strande, und wird der Speck, wenn die Fluthzeit eintritt, zur Kocherei geschafft. Die langen Speckstücke werden durch ein mit Dampf betriebenes Fallbeil in dünne Scheiben zerlegt, und dann in großen cylindrischen Kesseln ausgekocht.

Die hier gefangenen Wale sind von sehr verschiedener Größe; die in diesem Jahre gefangenen 18 Stück variirten in der Länge zwischen 28 und 85 Fuß und in der Breite von 6 bis 16 Fuß. Im Ganzen ergaben dieselben ca. 1000 Tons Thran. Die zumeist vorkommenden Sorten sind der Blauwal (Balaenoptera Siboldi), der werthvollste von allen, und der Finnwal (B. musculus). Außerdem kommen einzelne Exemplare von Megaloptera longimana vor.

Kürzere Mittheilungen.

Westafrikanisches.

(Das Gebiet von Groß- und Klein-Popo. Deutsche Annektion in Südwestafrika.)

In der Sitzung der Geographischen Gesellschaft in Hamburg am 2. Oktober d. J. sprach Konsul Brohm über das Gebiet von Popo. Wir entnehmen dem Berichte darüber, welchen der „Hamburgische Korrespondent" am 3. und 4. Oktober brachte, das Nachstehende.

Es hat für den Reisenden — begann er — seine Schwierigkeit, die in Rede stehenden Orte aufzusuchen. Leuchtfeuer und sonstige See- und Landmarken sind an der Küste von Ober-Guinea nicht vorhanden. Am Morgen ist das Land für den ankommenden Seemann in dichten Dunstschleier gehüllt; dahinter liegt ein sandiger Küstenstrand und weiter im Innern beginnt der Waldessaum. Bis zu 300 bis 400 Schritt vom Strande ist das Meer tief und die größten Schiffe können soweit heranfahren; dann aber beginnt eine heftige Brandung an dem unter dem Wasser steil aufsteigenden sandigen Ufer, und es bedarf ziemlich bedeutender Geschicklichkeit und Uebung des Bootführers, um den Reisenden glücklich hindurchzuführen. Das Land, von welchem ich rede, ist Popo. Der Ursprung des Namens ist portugiesisch, er bedeutet „Volk". Die ganze Küste führt den Namen Sklavenküste und war der Schauplatz des portugiesischen Sklavenhandels. Der landschaftliche Charakter des ganzen Küstenstriches ist der gleiche, das Meer bespült eine Art von Sandkopf, an den sich die flache Sanddüne anschließt; dahinter liegt eine Lagune, aus der sich das waldbesetzte wirkliche Festland erhebt. Der Boden ist überall sehr fruchtbar. In den beiden Ortschaften Klein- und Groß-Popo ist die Bevölkerung eine sehr verschiedene. Kein eigentlicher Negerstamm bewohnt die Plätze, sondern sie haben von jeher einem Gemisch von Leuten aus Lagos, Sierra Leona, den englischen Kolonien und Gliedern aller möglichen eingeborenen Stämme als Zufluchtsort gedient. Die Togoleute, welche jetzt den eigentlichen Stamm der Bewohner bilden, sind erst in neuerer Zeit, von Osten kommend, eingewandert, wie sich denn an vielen Orten der Küste eine Wanderung der Stämme von Osten nach Westen nachweisen läßt.

Dieser Zusammenfluß der verschiedensten Elemente hat natürlich einen bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung von Sitten und Gebräuchen ausgeübt. Unter den eingeborenen Königen existirt eine Erbfolge nicht; wenn der regierende, d. h. mächtigste Häuptling, der sich König nennt, gestorben ist, so wird ein neuer aus der Zahl der übrigbleibenden gewählt. Seine Haupteinnahmequelle sind die Abgaben, die er vom Handel der Europäer erhebt, mit denen unter mehr oder minder günstigen Bedingungen Privatverträge geschlossen werden, da natürlich ein einheitliches Zollsystem und Zollsätze nicht existiren. Von seinen eigenen Leuten erhält er einen Antheil von der Ernte, und bei allen Heirathen, bei Geburt und Tod werden ihm Geschenke dargebracht. Das Familienoberhaupt hat bei den Seinigen fast unumschränkte Gewalt, schlichtet Streit und verfügt über den Familienbesitz. Diebstahl ist ein sehr verbreitetes Laster, aber Mord ist sehr selten und wird an demjenigen, der ihn begangen hat, in derselben Form geahndet, wie er begangen wurde. Die Priester sind sehr einflußreich, da sie als Vermittler zwischen den Menschen und dem höchsten Wesen Mau elui wo (Gott, der hoch oben ist) gebraucht werden müssen. In allen wichtigen Angelegenheiten wird ihr Rath gehört, sie sind auch Wahrsager, und da ihnen die Verhältnisse jedes einzelnen ihrer Volksgenossen genau bekannt sind, so leisten sie viel in Orakelsprüchen, die der Wahrheit nahe kommen. Zu ihren Ceremonien und fantastischen Beschwörungen verwenden sie auch die Bauchredner-

Digitized by Google

kunst. Krikri, Zaubermittel, besitzt jeder Togo in seiner Hütte. Um den Fetisch günstig zu stimmen, werden ihm Lebensmittel geopfert und Bestreichungen mit Palmöl vorgenommen, auch wohl Hähne für ihn geschlachtet. Die Priester sind auch Medicinmänner, aber heutzutage glauben die Eingeborenen schon nicht mehr recht an ihren medicinischen Hokuspokus, sondern ziehen die wirkliche Medicin der Europäer vor. Den Europäer nennen sie Mauwi, Gotteskind, und halten ihn für ein höheres Wesen.

Die Hauptfesttage des Landes fallen in den April und in den Herbst, zur Zeit der Ernte. Unter unglaublichem Lärm werden dann Opfer von Landesprodukten gebracht und je größer der Lärm, desto höher die Lust. Sechs Tage dauern die Umzüge, an denen der König ebenfalls theilnimmt. Die Faktoreien werden besucht und überall fällt dies oder jenes kleine Geschenk dabei ab.

Eine geheime Verbindung existirt unter den Togo, in welche Männer und Frauen nach zweijährigem Vorbereitungskursus aufgenommen werden können. Es werden in derselben verschiedene Festlichkeiten gefeiert, doch ist über diese Mysterien nichts Näheres bekannt. Bei Verheirathungen und Beerdigungen werden auch mancherlei Festlichkeiten veranstaltet. Die Frauen werden nicht gekauft; es steht sogar einem Mädchen frei, den um sie anhaltenden Mann zurückzuweisen. In der Wohnung hat jede Frau ein besonderes Zimmer, bei Reichen sogar ein besonderes Haus für sich. Die Todten werden in ihrem besten Staate in eine Art von Sarg gelegt und nach mehrtägigem Heulen und Wehklagen und heftigem Schießen mit allen disponiblen Schußwaffen in dem von ihnen bewohnten Raume beigesetzt, der dann nicht weiter benutzt wird. Der nächste Verwandte hält sich in einem dunkeln Raume auf, um in der Abgeschiedenheit zu trauern, bis die Beisetzung erfolgt ist. Nächster Erbe des Verstorbenen ist der Sohn der Schwester, und wenn ein solcher nicht existirt, der entsprechend nächste Verwandte. Mit dem Tode erlischt jedes Schuldverhältniß, die Erben sind nicht zur Bezahlung heranzuziehen.

Ein Sklave hat in Klein-Popo etwa 80 Dollar Werth, er wird durchweg gut behandelt, darf sich auch verheirathen und eine eigene Familie bilden, die aber niemals ganz frei wird. Familiennamen existiren nicht, die Stammes- und Familienunterschiede werden durch Tatnirungen an den Schläfen ausgedrückt. Alle schwere Arbeit wird von Sklaven gethan. Es wächst dort Kassave, Yam, Palmen aller Art, aber kein Reis. Aller Grund und Boden hat feste Eigenthümer, der Grundbesitz ist aber durch Erbschaft und Heirathen vielfach verschoben, so daß einem Besitzer in den verschiedensten Theilen Stücke des Landes gehören. Viehzucht wird gar nicht getrieben und die Industrieerzeugnisse des Landes an Töpfer-, Flecht- und Schmiedewaaren sind sehr unbedeutend. Das Geschäft liegt fast ausschließlich in den Händen der Frauen. Europäisches Geld, am meisten die englischen Zweischillingstücke, kommt immer mehr in Umlauf. Auf dem einige Stunden weit von der Küste im Innern regelmäßig abgehaltenen Markte kommt der Handel immer mehr in Aufschwung, und nach Aufschließung des Innern für den direkten Verkehr der Europäer wird er bisher noch ungeahnte Dimensionen annehmen.

Die Ortschaften sind ohne irgend welchen Plan angelegt. Jeder baut sein Haus, bei dessen Errichtung die ganze Verwandtschaft unter Singen und Tanzen theilnimmt, wo es ihm beliebt. Natürlich ist die Musik nur ein roher Lärm und der Tanz gänzlich ohne Grazie. Der Charakter der Togo ist nicht schlecht, jedoch sind sie überaus lügnerisch und auch faul; sobald sie das Wenige erlangt haben, was sie zum Leben bedürfen, arbeiten sie aus eigenem Triebe nicht weiter, sind aber für ein Trinkgeld doch zu jedem Dienste willig.

Die Tracht ist ein Kleid wie eine Art Toga, welche den rechten Arm frei läßt, und kurze weite Beinkleider. Die Frauen tragen dasselbe, nur bleiben bei ihnen beide Arme frei. Die Haartracht ist der freien Phantasie jedes einzelnen überlassen, auch das Einölen und Bemalen des Körpers wird nicht nach einer gemeinsamen Sitte gemacht.

Der König Lawson ist ein kräftiger Mann im Alter von etwa dreißig Jahren, mit sehr dunkler Hautfarbe. Er kann schreiben und ist der englischen Sprache mächtig. Selbstverständlich haben die Togo keine eigene Schriftsprache, sondern die Schreibkunst des Königs ist die europäische.

Die klimatischen Verhältnisse Klein-Popos sind bekannt, sie werden jedoch schlimmer geschildert, als sie in Wahrheit verdienen. Die sogenannte Malaria, das Fieber, ist nicht gefährlicher als anderswo und durchaus nicht absolut tödtlich. Die trockene Jahreszeit vom September bis April gilt als die gesundeste. Es weht dann am Morgen ein Landwind, und von etwa 11 Uhr ab bis zum Abend ein frischer Seewind, der im December und Januar recht kühl ist. Muskitos, Skorpione und sonstiges Gewürm sind ebenso eine Plage, wie in anderen Tropenplätzen, aber im Ganzen sind die Europäer gern dort und werden unter den jetzigen Aussichten und Verhältnissen wohl in immer größerer Zahl und Behaglichkeit des Lebens sich ansiedeln.

— Wie „Colonies and India" mittheilen, hat Kapitän Schering, Kommandeur des deutsches Kriegsschiffes „Elisabeth", dem Redakteur des „Capland" eine Mittheilung gemacht, aus der folgende Worte, welche mit gesperrter Schrift abgedruckt waren, mitgetheilt werden:

„Um mehrfach ausgesprochene Zweifel, die in der deutschen und englischen Presse laut geworden sind, zu beseitigen, bitte ich Ihnen mittheilen zu dürfen, daß das Gebiet von Angra Pequena, welches sich 20 deutsche (d. h. 80 englische) Meilen landeinwärts ausdehnt, seit dem 7. August annektirt worden ist. Die südliche Grenze dieser Kolonie wird sich bis zur Mitte des Oranje-Flusses und die nördliche Grenze bis zum 26. Grade südl. Br. erstrecken und alle Inseln in Kanonenschußweite von der Küste einschließen."

Recht angenehm für die englische Diplomatie! fügt genanntes Blatt hinzu.

— Ferner erhielt Herr F. A. E. Lüderitz in Bremen am 2. Oktober von seinem Vertreter in Angra Pequena, Herrn H. Vogelsang, folgendes Schriftstück zugesandt:

Angra Pequena, 9. August 1884.

An den Vertreter der Firma F. A. E. Lüderitz
Herrn Heinr. Vogelsang, Wohlgeb., hier.

Ew. Wohlgeboren theile ich ergebenst mit, daß ich auf Befehl S. M. des Kaisers Wilhelm I. das afrikanische Küstengebiet zwischen 26 Grad südl. Br. und der Walfischbai, sowie nördlich der Walfischbai zwischen dieser und Kap Frio unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt habe. Zu diesem Zwecke ist in Sandwichharbour sowie nördlich von Walfischbai und dem Kap Frio die deutsche Kriegsflagge gehißt und sind Grenzpfähle mit den deutschen Nationalfarben aufgestellt worden. Ew. Wohlgeboren bitte ich von Vorstehendem deutschen und englischen Kriegsschiffen, welche in Angra Pequena einlaufen sollten, gefälligst Mittheilung machen zu wollen.

Der Kommandant:
(Stempel.) gez. v. Raven, Korvetten-Kapitän.

Pnom-Penh, die Hauptstadt von Kambodja.

Pnom-Penh liegt an einem Punkte des Mekong-Laufes, der „Quatre Bras" heißt, wo also vier Stromläufe sich vereinigen, unterhalb der Stadt der Fleuve Postérieur und der Fleuve Supérieur und oberhalb der Mekong und der Tonli-sap. Wenn man sich der Stadt im Frühling nähert, so hört man das wirre Durcheinander vieler menschlichen Stimmen und erhält den Eindruck eines großen und sehr gewerbthätigen Ortes; im Sommer dagegen, wenn der Dampfer mühsam gegen den regengeschwollenen Strom ankämpfen muß, ist kaum ein Licht zu sehen, und der einzige Lärm, den man hört, ist das Zirpen der Grashüpfer und

Digitized by Google

das Brüllen des Ochsenfrosches. Der Ort ist fast durchaus ein Fischerplatz. Längs der ganzen Ufer, hoch über dem Wasserspiegel, sind in dieser Jahreszeit Häuser errichtet, welche nur als Schuppen zum Einsalzen der Fische dienen. Auf dem Dache werden dieselben getrocknet, geöffnet und ausgenommen; unten stehen große Behälter, in welche zerhackte Fische nebst Salz geworfen und in Oel verwandelt werden.

Diese Fabrikation von Fischöl ist für Pnom-Penh etwas durchaus Neues, und da sich während der letzten Jahre der Preis dafür genau verdoppelt hat, so beschäftigt sich eigentlich die ganze Stadt damit. Während der Monate Januar, Februar und März ist die Zahl der gefangenen Fische fast unglaublich groß. Selbst noch Ende Juni, wenn der Strom schon auf die Hälfte seines höchsten Standes gesunken ist, sind jeden Nachmittag und jeden Abend Tausende von Fischerbooten draußen und fangen mit allerhand Netzen eine solche Masse von Fischen, daß es fast unmöglich ist, sie in das Fahrzeug zu schaffen. Späterhin waten Männer, Weiber und Kinder mit Körben, Eimern und Becken in das seichte Wasser hinein und schöpfen die Fische heraus, als ob es Kartoffeln wären. Dann wird die Industrie nach dem großen See Siemrap verlegt, wo man Fische von über 5 Fuß Länge fängt, die so voller Oel stecken, wie ein Seehund oder Walfisch. Erst wenn der Fluß in der Regenzeit steigt, hört diese Thätigkeit auf und mit ihr alles, was etwa irgend welcher Industrie ähnlich sieht. Dann mag auch der Besuch von Pnom-Penh angenehmer sein als früher, wo der ganze Ort wie eine Kloake stinkt.

Von außen sieht derselbe malerisch genug aus; sein Inneres ist, wie stets bei orientalischen Städten, weit weniger anziehend. Es besteht fast nur aus einer einzigen Straße längs des Flußufers, in deren Mitte der Häuserkomplex der französischen Beamten sich befindet; von ihm abgesehen giebt es nur Häuser der allergewöhnlichsten Art. Der Königspalast ist im Vergleiche zu denen von Siam und Birma dürftig. König Norodom ist ein faseliger Mensch und hat, wie alle Kinder und Halbwilde, besonderes Vergnügen an neuen Sachen; deshalb suchen alle Kaufleute der Stadt irgend etwas ausfindig zu machen, das seine Neugierde reizt und dann ist ihre weitere Sorge die, daß er gehörig dafür bezahlt. Norodom soll sich in Paris etwas Civilisation angeeignet haben; welcher Art dieselbe ist, sieht man schon aus seinem Palaste, der einen weiten Raum bedeckt. Auf demselben stehen verschiedene Wohngebäude, welche Se. Majestät nach einander sich gebaut und dann wieder verlassen hat, darunter auch eines in französischem Geschmacke, gleichfalls verlassen, umgeben von einem verwilderten Garten, in dem ein prachtvoller französischer Springbrunnen aus Bronze seinem gänzlichen Verfalle entgegen geht. Daneben liegt der jetzige Thronsaal, eine lange Halle in halb chinesischem Stile mit viel Schnörkelwerk, Vergoldung, schönen französischen Spiegeln und Kronleuchtern. Daneben liegt eine andere, große, offene Halle, welche als Raths-, Gerichts- und Theatersaal dient, weiter der Harem mit 300 oder mehr Weibern, ein eiserner Palast, der für den Empfang von Fremden bestimmt ist, weiterhin Hallen, Höfe, Ställe, Musiktempel u. s. w. Norodom raucht den ganzen Tag Opium, trinkt gehörig Champagner und ist in ehelicher Hinsicht ein wahrer Ritter Blaubart. Die prachtvolle Bronzestatue, die er sich von den Franzosen hat errichten lassen und die ihn in einer phantastischen Uniform darstellt, verdient er sicher nicht. Wenn nicht der plötzlich aufgekommene Fischöl-Handel wäre, so wäre der Zustand Kambodjas wahrhaft bedauernswerth. Aber die Nachfrage nach demselben in Europa ist groß, und wenn im Osten nach irgend etwas Nachfrage ist, so sind sofort die Chinesen da und suchen dieselbe zu befriedigen. Wenn die Fische nicht durch das maßlose Fangen vertilgt werden, so ist es leicht möglich, daß bald in Pnom-Penh mehr Geld verdient wird als in Saigon, der Hauptstadt von Französisch-Cochinchina.

Völker und Sprachen in Guatemala.

Dr. med. Otto Stoll, Docent an der Universität Zürich, hat mehrere Jahre in der centralamerikanischen Republik Guatemala gelebt und dieselbe gründlich studirt. Was der französische Abbé Brasseur aus Burburg bei Dünkirchen und unser leider zu früh verstorbener Landsmann Dr. Berendt begonnen, das hat Dr. Stoll in glänzender Weise weiter fortgeführt. Ihm, dem Mediciner, verdankt die vergleichende Sprachwissenschaft die Gewinnung eines umfangreichen grammatikalischen und lexikalischen Materials der zahlreichen in Guatemala gesprochenen Sprachen und Dialekte. Denn Stoll's Werk: „Zur Ethnographie der Republik Guatemala" (Zürich, Orell Füßli u. Komp. 1884) ist ein wesentlich linguistisches Werk, das seine Ergänzung durch ein nachfolgendes Reisewerk erhalten soll.

Jetzt erst beginnen wir klar zu sehen in dem Völkergewirr Guatemalas, das auch von Stoll auf einer dem Buche beigegebenen Sprachenkarte dargestellt ist, auf der nicht weniger als 19 verschiedene Idiome zur Anschauung und Abgrenzung gelangen. Stoll klagt darüber, daß auch hier durch das Vordringen der spanischen Sprache die Indianersprachen dem Verfalle entgegen gehen. „Es ist das umsomehr zu beklagen, als damit die letzte und einzige Brücke, die uns noch mit jener unbekannten Vorzeit indianischer Kultur verbindet, welche die großen Bauwerke und Hieroglyphentafeln von Kopan, Quiriguá, Santa Lucia Cosumalhuapa und viele andere geschaffen, hoffnungslos abgebrochen wird." Soviel nun auch Stoll und sein Vorgänger gethan haben, sind immer noch einige Distrikte Guatemalas sprachwissenschaftlich unerforscht. Gegenwärtig kann man 18 selbständige Sprachen in Guatemala unterscheiden. Von diesen gehören zu der Maya-Quiché-Gruppe: Maya, Mopan, Chol, Quekchi, Pokonchi, Uspanteca, Jril, Aguacateca, Mame, Quiche, Cakchiquel, Tzutujil, Pokomam, Chorti. Durchaus andere Sprachtypen repräsentiren das Sinca, Pupuluca, Pipil und Karibisch. Ausgestorben ist das Alagüilac, von dem wir nur den Namen kennen.

Anthropologische Arbeiten, die Stoll gerne seinen linguistisch-ethnographischen angeschlossen hätte, scheiterten vor der Hand an dem Mißtrauen und dem Aberglauben der Indianer. „Es ist dies eine der vielen faulen Früchte, welche die spanische Eroberung dieser Länder und die Jahrhunderte der Unterdrückung und grausamer Ausbeutung in den Gemüthern der Indianer zur Reife gebracht haben." Ungemein reich ist das Werk an Litteraturangaben und man wird in den Zusammenstellungen über dieselben die kostbarsten und oft schwer zugängigen Werke verzeichnet finden, namentlich solche, die in Mittelamerika gedruckt wurden, wobei dann die Schriften der Geistlichkeit eine Rolle spielen. Die Geschichte der einzelnen Völkerstämme und ihre eventuellen Wanderungen sind behandelt und so erfahren wir denn, daß die Pipils an der Südküste mit den toltekisch-aztekischen Völkern im Zusammenhange stehen, was auch die Sprache beweist und worauf die eigenthümlich stilisirten Denkmäler und Skulpturen von Santa Lucia Cosumalhuapa hinweisen, die Bastian vor kurzem publicirte. Von hohem Interesse ist es zu erfahren, daß die alte Sprache der Inselkariben, wie sie einst die spanischen Entdecker trafen, zu Livingstone am Ausflusse des Rio Dulce in die Bai von Honduras noch fortlebt: aber nicht die alten Kariben sprechen dieselbe, sondern Neger, in denen durch Mischung noch das Karibenblut fortlebt. Nach jenem Orte wurden 1796 die Reste der Kariben der Antilleninsel St. Vincent gebracht, wo sie mit Negern sich vermischten, die allmählich die Ueberhand bekamen, aber die Karibensprache annahmen.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Während in Norwegen und Schweden viel für die Unterſuchung der Gletſcher geſchehen iſt, blieb Schweden bisher darin etwas zurück. Jetzt hat ſich aber Dr. F. Svenonius einige Jahre lang mit dem Studium und dem Meſſen von Gletſchern in Norrland beſchäftigt und einen Bericht darüber erſtattet. Danach giebt es in Schweden etwa hundert Gletſcher, aber ſie ſind ſehr klein, da ſie alle zuſammen nur 9 ſchwediſche Quadratmeilen bedecken. Früher wurde ihr Areal auf 30 geſchätzt.

— Wie ſchnell ſich das Land in der Gegend von Piteå in Schweden hebt, laſſen einige Zeichen erkennen, die in einer Klippe des Felſeneilandes „Stora Rebben" eingehauen ſind. Das erſte Zeichen iſt im Jahre 1750 eingehauen, das zweite 1851 und das dritte am 12. Auguſt 1884. Zwiſchen dem erſten und zweiten Zeichen iſt ein Abſtand von 93 cm, zwiſchen dem zweiten und dritten von 50 cm. Das dritte Zeichen iſt nach der Mittelwaſſerſtandsangabe des dortigen Lootſen eingehauen, denn der wirkliche Waſſerſtand war am betreffenden Tage 23,5 cm niedriger als der Mittelwaſſerſtand. Daß auch die übrigen Zeichen nach dieſem eingehauen ſind, iſt als ſicher anzunehmen. Die Hebung des Landes betrug mithin von 1750 bis 1884 143 cm nach dem Mittelwaſſerſtande oder 168,5 cm nach dem wirklichen Waſſerſtande am 12. Auguſt d. J.

— Im Sommer 1883 hat Dr. A. Penck die weſtliche Seite und den mittleren Theil der Pyrenäen in Bezug auf Gletſchererſcheinungen unterſucht, aber ſchon hier bemerkenswerthe Unterſchiede von den alpinen Gletſchern der Eiszeit gefunden. Schon in der Eiszeit verließen die Gletſcher das Gebirge nicht weit und ſpielten am unteren Theile nur eine geringe Rolle; die Gletſcherentfaltung iſt eine mäßigere als in den Alpen geweſen; in den weſtlichen Pyrenäen hat es während der Eiszeit keinen einzigen Eisſtrom gegeben. Da, wo Gletſcherſpuren zu erſehen waren, fanden ſich auch Spuren von einſtigen Seen in Geſtalt von Depreſſionen; die Seen ſelbſt ſind meiſt ausgefüllt worden; nur in der Höhe von 1500 bis 3000 m findet ſich noch jetzt eine Anzahl Seen.

— Aus Montenegro berichtet die „Polit. Corresp." von einigen materiellen Fortſchritten. Die im letzten Kriege erworbene Stadt Nikſchitj wird neu regulirt und erhält einen neuen Bazar, der ſchon faſt vollendet iſt. Podgoritza, die bedeutendſte Stadt des Ländchens, wird ſogar auf dem andern (rechten) Ufer der Moratſcha mit Unterſtützung der Regierung neu aufgebaut, da ſich die Regulirung der alten Stadt als zu theuer und ſchwierig herausſtellte. Ferner ſoll die bereits bis Grahowo (im Weſten des Landes, gerade nördlich von den Bocche di Cattaro gelegen) vollendete Fahrſtraße über Banjani nach Nikſchitj weitergeführt werden; diejenigen von Podgoritza nach Andriewitza und von Nikſchitj nach Piwa befinden ſich bereits im Bau. Sogar von dem Bau einer Eiſenbahn von Plawnitza über Podgoritza und Danilowgrad nach Nikſchitj, d. h. vom Scutari-See durch die Thäler der Moratſcha und Tzeta wird ſchon geſprochen.

Aſien.

— Ebenſo wie in letzter Zeit der Handel der perſiſchen Provinz von Ispahan, Fars ꝛc. mit England, Indien und China, iſt auch derjenige zwiſchen Gilan, Mazenderan ꝛc. und Rußland bedeutend gewachſen. Die beiden letztgenannten Provinzen ſind ſehr reich an Holz, das in Europa gern gekauft wird, und exportiren außerdem große Mengen von Olivenöl, Cigarettentabak, Baumwolle, Roſinen, Früchten u. ſ. w. Zuckerrohr wird zwar viel gebaut, aber es giebt keine Zuckerfabriken und der Bedarf an Zucker muß aus Java, Frankreich und Rußland eingeführt werden. Seide, die früher ein Stapelprodukt war und dann einige Jahre hindurch mißrieth, iſt im laufenden Jahre in Menge gerathen, ſo daß man auf ein Wiederaufleben des perſiſchen Seidenhandels hofft. Die Flüſſe von Gilan allein bringen durch Verpachtung der Fiſcherei dem Schah jährlich 80 000 Tomans (540 000 Mark) ein. Der Times-Korreſpondent in Teheran, welcher dieſe Angaben macht, erklärt im Hinblick auf dieſelben die Erbauung einer Eiſenbahn durch Perſien für ein großes Bedürfniß, das den Handel bedeutend fördern müßte.

— Mehr und mehr bemühen ſich jetzt hervorragende Eingeborene Oſtindiens in wirkſamer Weiſe in Sachen der weiblichen Erziehung. Auf einer großen öffentlichen Verſammlung, welche kürzlich in Puna ſtattfand, wurde beſchloſſen, dort eine höhere Schule für den Unterricht eingeborener Mädchen in Engliſch, Sanskrit ꝛc. zu errichten und die Bombayer Regierung hat verſprochen, den Plan zu unterſtützen. In dieſer Bewegung ſollen ſich die Mahratten ebenſo thätig zeigen, wie die Parſis, auf welche letzteren ſich bisher der höhere Unterricht in Bombay faſt ganz beſchränkte. In Bombay hat kürzlich ein bekannter Chodſcha-Kaufmann 15 000 Rupien zur Errichtung einer Mädchenſchule gegeben und in Madras der Maharadſcha von Travancore gleichfalls eine große Summe zum Beſten des mediciniſchen Unterrichts von Frauen.

— Im Jahre 1883 belief ſich nach officiellen Angaben der Werth des Handels von Franzöſiſch Cochinchina auf 124 494 700 Mark (1877 auf 97¾ Millionen Mark, 1867 auf circa 51 Millionen). Unter den 2062 Schiffen, welche in den Hafen von Saigon einliefen, waren 242 engliſche, 130 franzöſiſche und 99 deutſche; annamitiſche Barken zählte man 1485. Die Einfuhr aus Frankreich in die Kolonie belief ſich auf nur 7 200 000 Mark, die Ausfuhr dorthin auf 1 200 000 Mark. Zwiſchen Cochinchina und den übrigen franzöſiſchen Kolonien war der Handelsverkehr faſt gleich Null. Dagegen wurden an fremden Waaren für 56 Millionen Mark eingeführt, davon 3 Siebentel in franzöſiſchen Schiffen und für 64 Millionen nach fremden Ländern ausgeführt. Der Hauptimport beſteht aus konſervirtem Fleiſch, Wein, Cement, Kohlen, Tauen, Eiſenwaaren, Maſchinen, Mehl, Tabak und Pariſer Waaren, der Hauptexport aus Reis, Pfeffer, Häuten, Seide und Fiſchöl. Marſeille iſt derjenige franzöſiſche Hafen, welcher den meiſten Verkehr mit Cochinchina unterhält; daſſelbe hat zu den ſpaniſchen und niederländiſchen Beſitzungen in Oſtaſien faſt gar keine direkte Beziehungen, ſondern der größte Theil dieſes Handels wird durch das britiſche Singapur vermittelt.

— Das Pariſer „Journal Officiel" meldet die Berufung einer Kommiſſion, welche alles, was auf Minen und Bergweſen in Tongking und Anam Bezug hat, unterſuchen ſoll. Dieſelbe beſteht aus verſchiedenen Beamten, die in Hinterindien Erfahrungen geſammelt haben; dieſelben ſollen für eine demnächſt von Frankreich abgehende Expedition Inſtruktionen aufſetzen.

Afrika.

— Mit großer Freude iſt in den erſten Tagen des Oktober Eduard Robert Flegel nebſt ſeinen beiden Hauſſa-

Gefährten in Berlin und Hamburg begrüßt worden. Er kam durchaus unerwartet, und nicht am wenigsten dem Herausgeber dieser Blätter, der gerade mit der Verarbeitung von Flegel's großer Reise zu den Benuë-Quellen (1882—1883) beschäftigt war. Flegel hat auf seiner letzten Reise einige neue Routen gemacht, durch welche wir namentlich über den Charakter des Wasserscheide-Gebirges im Süden des Benuë aufgeklärt werden. Nachdem er dasselbe früher an den Quellen des Benuë überschritten hatte, hat er es jetzt südlich von Gaschaka nochmals gekreuzt und südwestlich von derselben Stadt seinen Fuß erreicht. Dasselbe hat die Richtung von ONO nach WSW und eine Kammhöhe von 4000—5000 Fuß, während seine höchsten Spitzen wohl 10000 Fuß erreichen, und scheint in den Bergen am Alt-Calabarflusse (nördlich vom Camerun-Gebirge) sein Ende zu erreichen. Zahlreiche Aneroid-Beobachtungen Flegel's, welche sofort berechnet werden sollen, werden uns mit den Höhenverhältnissen dieser Bergkette und ihrer nördlichen Abdachung ziemlich genau vertraut machen. Dieselbe ist vielleicht das einzige Gebiet des tropischen Westafrika, in welchem praktisch an Kolonisation gedacht werden kann; die südlichen Zuflüsse des Benuë entspringen auf diesem Gebirge und sind bis an den Fuß desselben schiffbar, so daß man vom Ocean aus unmittelbar in dies fruchtbare Gebiet gelangen kann. — Seinen eigentlichen Plan, vom Benuë- in das Congo-Gebiet vorzudringen, mußte Flegel diesmal in Folge kriegerischer Verwickelungen aufgeben. Auf einer neuen Reise aber, die er sobald als möglich antreten will, hofft er von Ngandere aus (an den Quellen des Logone) in dreißig Tagereisen Ngasa zu erreichen, von wo er entweder in 15—20 Märschen nach dem Congo oder, wenn dies unmöglich ist, an die Küste des Atlantischen Oceans zu gelangen vermag.

Inseln des Stillen Oceans.

— Der Deputy Commissioner für die Angelegenheiten des westlichen Pacific hat in einem Briefe an den High Commissioner vom 20. November 1883, der in einem im August veröffentlichten Blaubuch Aufnahme gefunden hat, betreffend Forschungsreisen und Niederlassungen in Neu-Guinea, einige Bemerkungen gemacht, die ein eigenthümliches Licht auf dortige Verhältnisse werfen und zur vorsichtigen Prüfung der von dorther zu uns gelangenden Berichte auffordern.

Er sagt etwa Folgendes: Die weiße Bevölkerung von Neu-Guinea besteht augenblicklich aus sieben Personen, richtiger wäre es zu sagen aus nur drei, nämlich den Herren Lawes und Chalmers, zwei Mitgliedern der Londoner Missionsgesellschaft und einem gewissen Herrn Goldie. Letzterer ist ein Spekulant in Ländereien, das heißt, er behauptet 17000 Acre um ungefähr einen Penny per Acre gekauft zu haben. Die übrigen vier Weißen sind mit Trepangfang beschäftigt und haben keinen bestimmten Aufenthaltsort. Mit Ausnahme der kleinen Summe, welche Herr Goldie in seinem sogenannten Landerwerb angelegt hat, ist kein halber Schilling an sonstigem Kapital in Neu-Guinea verwendet. Man kann nicht erwarten, daß Neu-Guinea von dem Besuch gemeiner (disreputable) Weißer so frei bleiben wird, wie es jetzt ist. Der Trepangfang wird vermuthlich reichen Erfolg haben und sollte dieses Geschäft Ausdehnung bekommen, so würde das Land in kürzester Zeit durch den niedrigsten Auswurf der weißen Bevölkerung von Cooktown und anderen australischen Städten heimgesucht werden. Es ist eine bekannte Thatsache, daß der Trepangfang die Aufmerksamkeit der ungeordnetsten weißen Männer auf sich zieht.

Die beiden sogenannten Forschungsexpeditionen haben nichts Gutes bewirkt, eine derselben hat unglücklicherweise viel Böses gestiftet. Es ist der Mühe werth zu bemerken, daß die Berichte über ihre Schicksale, welche von den zwei australischen Zeitungen, die sie ausgeschickt hatten, veröffentlicht worden sind, sehr viel Unrichtigkeiten enthalten. Mr. Morrison, ein junger Mann von 21 Jahren von der „Aye"-Expedition, erreichte einen Punkt, der vermuthlich 15, gewiß aber nicht weiter als 22 Meilen von der Küste liegt, obwohl er versichert, daß derselbe beinahe 100 Meilen vom Meere gelegen sein müsse. Er erreichte, zweimal verwundet, Port Moresby. Seine Gewehre fielen mit der Munition in die Hände der Eingeborenen. Herr Armit vom „Argus" kam bis zu einer 40 Meilen von der Küste gelegenen Stelle, die früher schon von Herrn und Frau Lawes besucht worden war. Diese privatim unternommenen Expeditionen unter der Leitung von Männern ohne Erfahrung werden, wenn deren noch weitere organisirt werden, viel Unheil stiften. — Es ist wohl beinahe unmöglich eine schärfere Sprache zu führen.

— Eine zweite Expedition, welche durch die unternehmenden Eigenthümer des „Melbourne Argus" nach Neu-Guinea gesendet worden war, kam am 9. Juni wieder auf Thursday-Insel an. Sie bestand aus folgenden Mitgliedern: Kapitän Strahan (Führer), Walker (Berichterstatter), Stewart (Naturforscher), Scott (Goldgräber), Kenny (Matrose). Die Expedition war auf dem Mai Kassa oder Baxterfluß (westlich von der Mündung des Fly) am 7. Mai eingedrungen und hatte das Innere 120 Meilen weit untersucht, wobei sie „prächtiges Land" entdeckt hatte. Man berichtet, daß zwölf neue Flüsse entdeckt und zum Theil untersucht sind, einige derselben sind sehr groß und tief. Am 24. Mai fand eine Begegnung mit feindlichen Eingeborenen statt, so daß man das Boot verlassen und sich nach der Küste zurückziehen mußte, welche am 29. Mai erreicht wurde. Kenny war durch einen Pfeil am Fuße verwundet, und es steht zu befürchten, daß Scott bei einem Versuch, auf einem Bambusfloß vom Festland aus die Insel Saibai zu erreichen, sein Leben verloren hat. Die eingeborenen Missionare von Saibai retteten die anderen Mitglieder und brachten sie nach Mabral, wo man ihnen es ermöglichte, Thursday-Insel zu erreichen.

— Wie holländische Zeitungen berichten, hat das Museum der Utrechter Missionsgesellschaft aus Neu-Guinea von den Missionaren Jens und Woelders einige Steinmeißel von verschiedener Größe erhalten, die größtentheils beim Graben eines Grabes zu Andai, zum kleineren Theil in der Nähe von Doreh gefunden sind. Da die ältesten Leute sich nicht erinnern können, daß solche Geräthschaften im Gebrauch waren, so haben sich die genannten Missionare veranlaßt gesehen, weitere Untersuchungen in Bezug auf etwaige frühere Bewohner der Gegend vorzunehmen. — Die empfangenen Meißel sind polirt und sehr fein bearbeitet.

Inhalt: Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien. XVI. (Mit sechs Abbildungen.) — W. Kobelt: Großgriechenland. VII. — Die Sekte der Senussja. I. — Die Insel Jeretike. — Kürzere Mittheilungen: Westafrikanisches. — Pnom-Penh, die Hauptstadt von Kambodia. — Völker und Sprachen Guatemalas. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. (Schluß der Redaktion: 5. Oktober 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1884.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XVII.

(Die Abbildungen, wenn nichts anderes bemerkt ist, nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Marcel Dieulafoy folgt der Oppert'schen Ansicht, daß Gabr-i-Mader-i-Soleiman, das „Grab der Mutter Salomo's", übereinstimmend mit der heutigen persischen Bezeichnung, nicht das Grab des Kyros, sondern ein Frauengrab sei, vielleicht dasjenige seiner Mutter Mandane oder seiner Gattin Kassandane, wofür auch die Form des Grabgebäudes mit dem doppelten Giebel spreche. Dagegen bemerkt Dr. Stolze (Verhandl. der Gesellsch. f. Erdk. zu Berlin 1883, S. 273) mit Recht, daß kein Grund dafür vorliege, ein Grab mit zwei Giebeln durchaus für ein Frauengrab auszugeben; denn es gebe in ganz Persien kein zweites derartiges Grab, und ein Schluß aus Analogie habe deshalb keine Berechtigung — und was die moderne persische Bezeichnung anlange, so habe dieselbe nicht die geringste Beweiskraft. Nennen doch die heutigen Perser z. B. das erste Königsgrab bei Tacht-i-Dschamschid „die Moschee", das zweite „das Bad", das dritte „die Mühle" u. s. f., und doch sind alle drei Anlagen Gräber und nicht Moscheen, Bäder oder Mühlen. Zum Beweise, daß wir es wirklich bei Gabr-i-Mader-i-Soleiman mit dem Grabe des Kyros zu thun haben, führt Dr. Stolze den Wortlaut derjenigen Stelle des Arrian (VI, 29) an, auf welcher unsere Kenntniß vom Kyros-Grabe überhaupt beruht. Derselbe berichtet wie folgt. „Betrübend aber war für Alexander der am Grabmal des Kyros, des Sohnes von Kambyses, verübte Frevel, welches er erbrochen und beraubt antraf, wie Aristobul erzählt. Es befindet sich nämlich nach seiner Angabe ein Grabmal dieses Kyros zu Pasargadae im königlichen Parke: rings um dasselbe steht ein Gehölz von allerhand Bäumen, es wird von Wasser bespült und hohes Gras wächst auf der Flur. Das Grab selbst war im unteren Theile in viereckigem Grundriß aus Quadern aufgeführt. Darüber erhob sich ein überdachtes steinernes Gemach, das einen engen, nach innen führenden Eingang hatte, dergestalt, daß kaum ein einziger und zwar ein nicht großer Mann mit vieler Mühe hineingelangen konnte. Die Inschrift des Grabes besagt in persischer Sprache: „„Mensch, ich bin Kyros, der Sohn des Kambyses, des Perserreiches Gründer und Asiens Beherrscher. Darum mißgönne mir dies Denkmal nicht!"" Alexander nun ..... fand alles fortgeschleppt, außer dem Sarg und der Bahre ..... Auch erzählt Aristobul, daß er selbst von Alexander den Auftrag erhalten habe, das Grab des Kyros wieder herzustellen, ... auch die Thür durch theilweises Vermauern und Ueberstreichen mit Lehm unsichtbar machen zu lassen und auf den Lehm das königliche Siegel zu drücken."

Diese Beschreibung stimmt durchaus zu dem „Grabe der Mutter Salomo's", nur daß die Inschrift fehlt. Die von Dr. Stolze aufgenommene und herausgegebene Photographie zeigt jedoch deutlich über der Thür eine Stelle, wo eine Tafel, die mit Metallklammern im Steine befestigt war, gewaltsam entfernt worden ist, wie denn auch sonst das ganze Gemach ringsum die Spuren solcher herausgerissenen Klammern erkennen läßt. Dort saß also eine

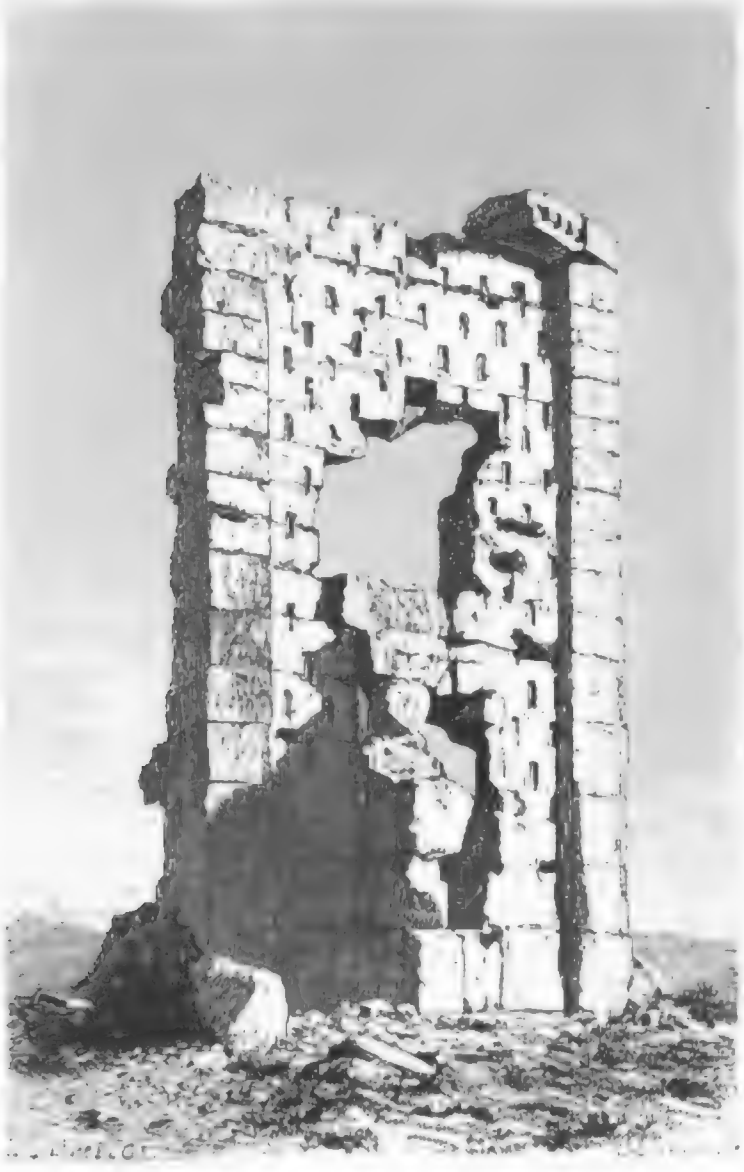
Digitized by Google

Gabr-i-Mader-i-Soleiman nach der Rekonstruktion Dieulafoy's.

Digitized by Google

Metalltafel mit der Inſchrift. Dieſer Stolze'ſchen Identifikation der ganzen Anlage mit dem Kyros-Grabe ſtimmen ſowohl ſein Reiſebegleiter Dr. Andreas als auch Prof. Th. Nöldeke durchaus zu. Ebenſo ſtimmt die Beſchreibung Strabon's (C. 730) mit der des Arrian: „Dann kam er (Alexander) nach Paſargadae. Auch dies war ein alter Herrſcherſitz. Dort ſah er auch das Grab des Kyros in einem Garten, einen nicht großen Aufbau (πύργον), im Schatten der Bäume verborgen, der unten maſſiv gebaut war, oben aber ein Stockwerk mit einem Zimmer und ſehr engem Eingange trug ꝛc. ..... Oneſikritos aber ſagte, daß der Aufbau zehn Stockwerke habe, und im oberſten liege Kyros; die Inſchrift, mit perſiſchen Buchſtaben geſchrieben, laute: „„Hier ruhe ich, Kyros, der König der Könige.““

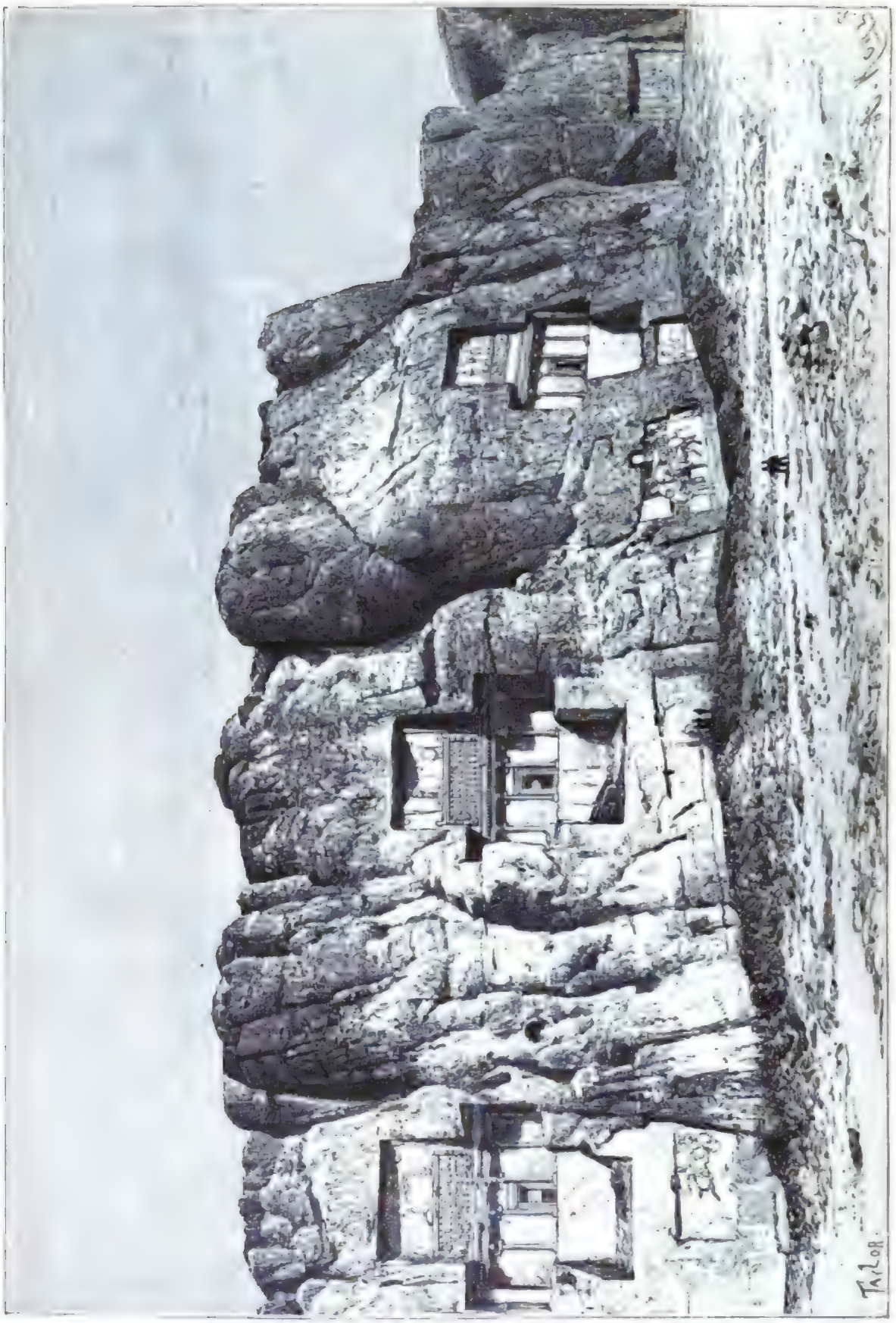
„Dieſe Angabe des Oneſikritos — fährt Dr. Stolze



Façade eines Grabes unterhalb des Tacht-i-Madr-i-Soleiman.

(a. a. O. S. 274) fort —, die den übrigen offenbar widerſpricht, würde an ſich wenig Gewicht haben, wenn nicht die Möglichkeit vorläge, daß gerade dieſe irrthümliche Angabe zu einer unwiderleglichen Beſtätigung werden könnte. Wenn man nämlich das Bauwerk, wie es jetzt daſteht und wie die Photographien es wiedergeben, überblickt, ſo findet man, daß es aus einem ſtufenförmig anſteigenden Unterbau mit ſieben Stufen und dem Häuschen darauf beſteht. Nun drängt ſich aber dem Beſchauer an Ort und Stelle die Ueberzeugung auf, daß man hier nicht die eigentliche Baſis des Denkmals ſieht, denn die unterſte Stufe iſt faſt vollſtändig verſchüttet; ringsherum befinden ſich ſpätere, in Schutt geſunkene Anlagen und auf dieſen ein Kirchhof. Ja im December 1874 fand ich den Raum zwiſchen der Umfaſſungsmauer und dem Denkmal ſelbſt ganz mit Winterzelten der Iliats angefüllt, die demnach hier nicht nur ihre Küchenabgänge, ſondern auch den Koth ihrer Herden Jahr für Jahr aufhäufen. Ich bin daher davon überzeugt, daß

Digitized by Google



Die Felsgräber von Naksch-i-Rustam.

Digitized by Google

außer der unterſten ſichtbaren Stufe noch andere hier im Grunde verborgen liegen; ſollten dies nun zwei mehr ſein, ſo würde für die Stufen die Zahl Neun herauskommen, die dann mit dem oberen Gemach jene zehn „Stockwerke“ ergäben, die Oneſikritos nach der ihm gegebenen Beſchreibung hier annehmen zu müſſen glaubte, was abermals ein leicht erklärlicher Irrthum wäre. Leider konnten wir an Ort und Stelle keine Ausgrabung machen, die mit unbedeutenden Koſten die Frage entſcheiden würde. Nicht, als ob bei dem geringen Gewicht dieſes Gewährsmannes ein negatives Reſultat von irgend welchem Belang wäre; wohl aber würde ein poſitives dieſen Streitpunkt ein- für allemal aus der Welt ſchaffen.“

Auf Dieulafoy's abweichende Anſichten über die Bedeutung der einzelnen beſchriebenen Monumente gehen wir hier nicht näher ein; er iſt dafür weniger kompetent als Dr. Stolze. Doch erkennt auch er an, daß die Ruinen in der Ebene des Pulwar-rud, der Tacht-i-Mader-i-Soleiman, die Façade des Grabes unterhalb des Tacht, welche oben S. 251 f. beſchrieben wurde (vergl. die zweite Abbildung), und das er für das Grab des erſten Kambyſes erklären möchte, die Reſte der Paläſte und der Gabr-i-Mader-i-Soleiman der Zeit des Kyros — oder theilweiſe einer etwas ſpäteren, jedoch immerhin dem ſechſten vorchriſtlichen Jahrhundert angehören. Er meint, daß ſie den ioniſchen oder griechiſch-lydiſchen Architekturen ſehr nahe verwandt, aber doch nicht deren Vorbilder ſind; möglich, daß ihr Erbauer ſich unter dem Gefolge des Kröſos befand, der nach dem

Der Triumph Schapur's.

Falle ſeines Reiches der Freund und Rathgeber ſeines Beſiegers Kyros geworden war.

Zwei Tagemärſche brachten die Reiſenden nach Kenara, das 5—6 km von den Ruinen von Perſepolis oder genauer von Tacht-i-Dſchemſchid gelegen iſt, und unweit deſſen ſie ſich am 5. Oktober in einem Tſchapar-chane (Poſthauſe) einquartierten. Es war ein elendes Gebäude, und für ein beſſeres iſt kein Bedürfniß vorhanden, denn der Poſtverkehr in der Provinz Fars iſt nicht ſehr lebhaft und Reiſende halten ſich in der Ebene von Perſepolis, heute Merwdeſcht genannt, nicht auf, weil ſie die Fieberluft der Pulwar-Sümpfe ſcheuen. Nur ein einziges Gemach war in dem ganzen Hauſe noch bewohnbar; dieſes ließen ſich die Reiſenden in Stand ſetzen, aber hatten darin Nachts entſetzlich von Muskitos zu leiden, während ihre Begleiter die Fieberdünſte für das geringere Uebel erachteten und im Freien ſchliefen.

Was man für gewöhnlich als die Ruinen von Perſepolis bezeichnet, beſteht hauptſächlich aus zwei Gruppen, dem Tacht-i-Dſchemſchid (Thron des Dſchemſchid), 5—6 km nordöſtlich vom Dorfe Kenara, und dem Nakſch-i-Ruſtam (die Zeichnungen des Ruſtam), ca. 14 km gerade nördlich von Kenara, jenes auf dem ſüdlichen oder linken, dieſes auf dem nördlichen, rechten Ufer des Pulwar-rud gelegen. Nach dem Nakſch-i-Ruſtam richteten die Reiſenden zuerſt ihre Schritte. Als ſie ſich dem ſteilen Berge, deſſen Wand die vier berühmten Hypogäen enthält, näherten, fiel ihnen außer denſelben vor allem ein kleines viereckiges Gebäude auf, das ihnen durchaus bekannt war. Jede Seite deſſelben

Digitized by Google

glich auf das genaueſte der oben erwähnten Façade des angeblichen Kambyſes-Grabes; aber während dort nur noch eine einzige Seite aufrecht ſteht, fehlt hier an dem ganzen Bauwerke auch nicht ein Stein. Seine Geſtalt im Großen und Ganzen iſt die eines viereckigen, unten voll ausgemauerten Thurmes; in ſeinem oberen Theile liegt ein ſehr einfacher Saal, deſſen Decke aus ſchönen, neben einander gelegten Platten beſteht; die Wände deſſelben ſind kahl, die Ecken abgerundet. Eine kleine Thür ſetzt dieſen Raum mit der Außenwelt in Verbindung und zu derſelben führte eine jetzt verſchwundene Treppe hinauf, deren Reſte noch zu erkennen ſind. Zwei parallele Gleitflächen in der Achſe der Thür dienten dazu, das Hinein- oder Herausbringen des Sarkophages zu erleichtern. Ein Zahnornament krönt, wie in Meſchhed Murgab, das Gebäude, und ſchließlich ſind in den drei der Thür gegenüberliegenden Wänden große Platten ſchwarzen Baſaltes eingelaſſen, die gleichſam Fenſter vorſtellen, obwohl das Bauwerk in Wirklichkeit nur eine einzige Oeffnung beſitzt. Wegen der Gleitflächen glaubt M. Dieulafoy es mit einem Leichenthurme zu thun zu haben, wo die Körper der Könige, ehe ſie in den nahen Felſengräbern beigeſetzt wurden, erſt die vom Mazdeismus, der Religion Zoroaſters, geforderte Zerſetzung durchmachen mußten.

Die Façade jener Felſengräber oder Hypogäen des Darius und ſeiner Nachfolger ſtellt auf der ſenkrechten Felswand in Relief ein ſäulengetragenes Gebäude vor. Das Gebälk, durchweg dem primitiven ioniſchen Gebälk analog, gleicht dem, welches die Kanephoren vom Portikus des Erechtheion tragen. Auf den glatten Säulen ruht ein Kapitell, welches aus zwei halben, an einander ſtoßenden Stierleibern gebildet wird; über den Thüren mit ihren vielfachen Stürzen befindet ſich eine ägyptiſche Krönung. Darüber iſt der König dargeſtellt, wie er zu dem in der Luft ſchwebenden Gotte Auramazda betet.

Die vor den Gräbern angebrachten Plattformen liegen zu hoch (das Darius-Grab 16 m über dem Fußpunkte des darunter befindlichen, ein Turnier darſtellenden Reliefs)

Saſſanidiſches Relief.

und der Abfall des Felſens iſt zu ſteil, als daß man von der Ebene aus zu Fuß dorthin gelangen könnte. Will man die Felsgräber beſuchen, ſo muß man ſich von Leuten, die oben am Abhange ſich aufſtellen, an einem feſten Seile hinaufziehen laſſen, wie es auch Marcel Dieulafoy that. Man findet indeſſen oben weiter nichts als roh ausgehauene Felſenkammern ohne Skulpturen oder Malereien, mit gewölbten Decken und in dem Felſen ausgehöhlten Sarkophagen. In derſelben Weiſe, wie man heutigen Tages zu den Gräbern gelangt, geſchah das ſchon in alter Zeit, wie die betreffenden Stellen der Autoren beweiſen. So ſagt Diodor (XVII, 71): „Der Fels aber, in welchem die Königsgräber ſich befanden, war glatt behauen und hatte in der Mitte mehrere Gemächer, in welchen ſich die Grabſtätten der Abgeſchiedenen befanden, die aber keinen durch Menſchenhände gefertigten Zugang hatten, ſondern ſie nahmen die mit Maſchinen emporgezogenen Leichen in Empfang.“ Ebenſo berichtet eine uns erhaltene Stelle des Kteſias, des griechiſchen Leibarztes des Königs Artaxerxes Memnon: „Darius befiehlt, ihm ein Grab in einem doppelten Berge herzuſtellen, und es wird hergeſtellt. Da er es aber beſichtigen will, wird ihm dies von den Chaldäern und ſeinen Eltern gewehrt. Als aber die Eltern hineinzukommen gedachten, ſtürzten ſie herab und gingen zu Grunde, weil die Prieſter, die ſie in die Höhe zogen, beim Erblicken von Schlangen erſchraken und erſchreckt die Stricke fahren ließen. Dies bereitete dem Darius ungeheuren Schmerz und die, welche ſie emporgezogen hatten, vierzig an der Zahl, wurden enthauptet.“

Unterhalb der Achämenidengräber befinden ſich die berühmten ſaſſanidiſchen Skulpturen, denen der ganze Komplex von Alterthümern den Namen Nakſch-i-Ruſtam (Zeichnungen des Ruſtam) verdankt. Die eine derſelben, etwa 11 m lang, ſtellt den Triumph Schapur's über den römiſchen Kaiſer Valerian dar. Der Perſerkönig ſitzt zu Pferde, während der römiſche Kaiſer mit ausgeſtreckten Armen, um Gnade flehend, ſich ihm zu Füßen wirft; ſechs Jahre lang diente er ſeinem Beſieger, wenn dieſer zu Pferde ſtieg, als Fußſchemel, dann wurde er gepfählt. Auf dem Hintergrunde des Reliefs berichtet eine Pehlevi-Inſchrift von Schapur's

Siege bei Edeſſa (260 n. Chr.). Das zweite der hier abgebildeten Reliefs ſtellt zwei Könige zu Pferde vor, die ein Bündniß oder einen Vertrag durch einen Eid bekräftigen, der auf einen „Schwurring“ abgelegt wird (vergl. über dieſe Sitte „Globus“, Bd. XIII, S. 329 und Bd. XIV, S. 176: „Die Eid- oder Schwurringe bei den ariſchen Völkern“). Das dritte Relief, ein Turnier darſtellend, wurde ſchon oben erwähnt.

Die monumentale Skulptur der Saſſanidenzeit ſcheint mehr in der römiſchen als in der griechiſchen Kunſt zu wurzeln. Die ſeit der mohammedaniſchen Zeit arg verſtümmelten Figuren befinden ſich in einem Zuſtande, welcher freilich nicht erlaubt über die Modellirung und Vollendung der nackten Theile zu urtheilen, aber die oft unverletzten Hände ſind plump und ohne Detail, der Faltenwurf ängſtlich und ohne Wahrheit ausgeführt. Dafür aber iſt die Haltung der Könige einfach und edel und die Pferde ſind mit großer Handgeſchicklichkeit von talentvollen Künſtlern dargeſtellt, welche mehr von der dekorativen Skulptur verſtanden, als die Verfertiger der Basreliefs über den vier Achämenidengräbern.

Die Sekte der Senuſija.

II. (Schluß.)

Von hier drangen ſie weiter zu anderen Stämmen vor; wo es ihnen möglich war, traten ſie gern als Vormund eines derſelben auf, um ſich da einzuniſten. Manche derſelben trafen ſie noch als Heiden oder nur dem Namen nach zum Islam bekehrt an; bei dieſen haben ſie Propaganda gemacht und dienen ihnen jetzt als Beſchützer. An anderen Orten, wie z. B. am Senegal, wo die Schwarzen des linken Flußufers ſchon Mohammedaner ſind und die Berber und Araber ſich lange ſchon den alten Zauijas, welche anderen Sekten angehörten, unterworfen hatten, ſuchen die Senuſija ſich Eingang zu verſchaffen, indem ſie ſich den Einfluß ihrer Vorgänger zu Nutze machen und den durch jene gewonnenen Boden in ihrer Weiſe weiter bearbeiten. An einer andern Stelle, in Wadai, hat die Bekehrung eines Deſpoten der Brüderſchaft in einer Nation von drei Millionen Menſchen ein neues Feld für ihre Arbeit, gleichzeitig aber auch ein wichtiges Handelsgebiet eröffnet; die Weiſe, wie ſie hier vorgingen, iſt zu charakteriſtiſch, um nicht kurz erwähnt zu werden. Wadai iſt ein kriegeriſches Land, welches natürlichen Reichthum beſitzt, außerdem aber ſich durch die bei den Nachbarn erbeuteten Schätze bereichert; lange war es dem Außenhandel verſchloſſen. Wieder einmal machten die Kaufleute einen Verſuch und ſchickten eine Karawane, welche Sklaven nach Aegypten führen ſollte; der Erfolg war nicht glücklicher als früher, die Nomaden auf der Grenze von Aegypten und Tripoli nahmen die Karawane weg. Nun trat Senuſi ein; er kaufte die Sklaven los, ließ ſie unterrichten und ſchickte ſie als freie Menſchen, aber als Sendboten ſeiner Lehre nach Wadai. Seit dieſer Zeit war ſein Einfluß bei den Herrſchern des Landes geſichert; reiche Geſchenke lohnten den Orden und die vielen Negerſklaven, welche ſich unter den empfangenen Gaben befanden, wurden und werden vielleicht noch, inſofern der Orden ſie nicht ſelbſt gebrauchen konnte, nach Aegypten und der Türkei gebracht, obwohl der Sklavenhandel in dieſen Ländern officiell abgeſchafft iſt. Doch der Orden gebraucht ſehr viele Sklaven für ſeine koloniſatoriſche Thätigkeit, durch welche er ſeine Macht und ſeinen Einfluß in einer andern Richtung ſehr erhöht. Die Arme ſeiner Sklaven bearbeiten den Boden, ſie ſchaffen Waſſerleitungen, graben Brunnen, ſo daß die beſtehenden Oaſen der Wüſte Feld abgewinnen, andere, welche ſeit Jahrhunderten verlaſſen waren, von neuem aufblühen. Wenn es der Brüderſchaft wichtig ſcheint einen Weg durch die Sahara zu beſitzen, werden die Arme der Sklaven ihn herſtellen, werden ſie Brunnen graben, werden ſie dem Handel, aber auch nur dem Handel der Senuſija eine Bahn brechen. Mit großem Scharfſinn hat das Haupt der Sekte die hierher gehörigen Maßregeln geleitet; Kyrenaika, Marmarika und verſchiedene Punkte der libyſchen Wüſte ſind mit römiſchen und griechiſchen Ruinen bedeckt; ſehr bald hatte Senuſi begriffen, daß es an ſolchen Stellen möglich ſein müſſe, aus den Ruinen wieder neues Leben erſtehen zu laſſen und der Erfolg hat ihm in vielen Fällen recht gegeben.

Wir haben bisher von planmäßigem Vorgehen der Sekte geſprochen, aber ſie benutzt die Gelegenheit auch, wo ſie ſich bietet und ſucht auch in folgender Weiſe auf die Maſſen zu wirken: Jede Zauija bietet jedem Mohammedaner drei Tage lang gaſtfreie Aufnahme und dann iſt man ihm zur Weiterreiſe behilflich; während ſeines Aufenthaltes ſucht man Nachrichten über ſeine Heimath von ihm zu erlangen. Er wird gefragt, ob ſeine Landsleute eifrig im Glauben, ob ſie den Chriſten gegenüber lau ſind, ob ſie dieſelben grüßen, ihnen die Hand reichen; aber man fragt ihn auch über den Zuſtand der heimathlichen Felder, die Wohlfahrt der Bevölkerung, die Hoffnung auf die nächſte Ernte. So ſammelt man nützliche Angaben ſowohl hinſichtlich der Ausgaben, welche der Miſſion erwachſen, als hinſichtlich der zu erwartenden Abgaben; die Gäſte aber verlaſſen die Zauija als freiwillige oder unfreiwillige Sendboten der Senuſija und erzählen von ihrer Macht, ihrem Reichthum und ihrer Güte.

Eine andere und gewiß nicht die unwichtigſte Seite der Thätigkeit dieſer Sekte ſind die Vorbereitungen für einen Krieg, den heiligen natürlich, die in den Zauija nicht vernachläſſigt werden. Das Beiſpiel von Sherhbub, dem Orte, wo ſich das Mutterhaus befindet, möge genügen. Man trifft da gut verſehene Pferdeſtälle, Waffen- und Pulvervorräthe, fünfzehn in Alexandrien gekaufte Kanonen, Einrichtungen zur Waffenfabrikation, wahrſcheinlich auch eine Pulverfabrik an, und der Luftlinie nach 240 km nördlich davon findet man den ausgezeichneten Hafen von Tobruq, dem europäiſche Schiffe keine Beachtung ſchenken, wenn ſie ihn nicht beſuchen um Kriegskontrebande im Intereſſe der Brüderſchaft einzuſchmuggeln.

Sherhbub iſt der Mittelpunkt und die hohe Schule der Sekte; neben Sidi Mohammed El-Mahedi, dem gegenwärtigen Haupt, ſtehen ſeine Miniſter, jeder an der Spitze eines andern Verwaltungszweiges. Die Summe der

Gäste des Mutterhauses wird verschieden angegeben, doch kann man die Zahl der Fanatiker, welche die Leibwache bilden, auf etwa 750 anschlagen, denen noch etwa 2000 Sklaven, Arbeiter und Diener im Frieden, Kämpfer im Kriege, beigefügt werden müssen. Dies beweist, daß Sidi Mohammed El-Mahedi nicht ganz unbesorgt darüber ist, daß nicht eines Tages eine christliche Macht ihn des geheimen Krieges wegen, den er gegen sie führt, zur Rechenschaft ziehen wird; auch andere Maßregeln, die genommen sind, um die aufgehäuften Schätze in Sicherheit zu bringen, weisen darauf hin.

Der Beiname des gegenwärtigen Khalifen: „Sidi Mohammed El-Mahedi" zeigt an, was unter Umständen von ihm zu erwarten ist. Sein Vater wußte sehr wohl, daß eine mohammedanische Ueberlieferung die Erscheinung des Mahedi für den ersten Moharrem des Jahres 1300 der Hedschra ankündigt, der kommen wird, um alle menschliche Wesen vor dem Weltuntergang zur Lehre Mohammed's zu bekehren. Am genannten Tage würde der Erwartete seine Großjährigkeit erreicht haben, sein Vater werde Mohammed, seine Mutter Fatme heißen. Auf seinem Todtenbette hatte Senusi erklärt, daß sein Sohn der erwartete Mahedi sei, und am 1. Moharrem 1300 (am 12. November 1882) hätte es nur von letzterem abgehangen, mit einem Worte einen Brand zu entzünden, der sich weit über die Welt des Islam verbreitet haben würde. Er hat das verhängnißvolle Wort nicht gesprochen; wird er aber sich immer ruhig verhalten, oder wird er eines Tages, möglicherweise nachdem der Nebenbuhler, der ihm im Sudan erstanden ist, verschwunden sein wird, sich erheben? Die Zukunft muß es lehren.

Duveyrier glaubt nicht zu übertreiben und jedenfalls hinter der Wirklichkeit zurückzubleiben, wenn er die Zahl derjenigen, welche den Senusija gehorchen und für sie arbeiten, auf ein und eine halbe Million, das Einkommen der Brüderschaft auf etwa drei Millionen Francs anschlägt. Und das geographische Gebiet der Gesellschaft ist ein sehr ausgedehntes, sie selbst ist voll Lebenskraft, jung und versteht es die Menschen an sich zu ziehen, so daß sie jeden Tag neue Sympathien erweckt und sich neue Anhänger erwirbt.

Daß eine Gesellschaft dieser Art, geleitet von den oben mitgetheilten Grundsätzen, unter Umständen zu einer furchtbaren Macht werden kann, liegt so auf der Hand, daß wir alle Ausführungen in dieser Richtung unterdrücken zu können glauben. Wir haben nur noch einige Bemerkungen über die geographische Vertheilung der Sekte hinzuzufügen. Duveyrier theilt das Gebiet derselben in 11 Provinzen mit 121 Zauijas; wir begnügen uns hier die Namen der ersteren folgen zu lassen und die Zahl der letzteren in Klammern beizufügen: 1. Aegypten (17), 2. Europäische Türkei (1), 3. Asiatische Türkei (2), 4. Tripoli und Kyrenaika (66), 5. Baele und Tubu (6), 6. Oestliches Nigritien (1), 7. Tunis (10), 8. Algier (8), 9. Marokko (5), 10. Unabhängige Sahara (4), 11. Westliches Nigritien (1).

Aus der Fülle eines sehr interessanten Details, welches aber eben zu viel Einzelheiten enthält, um abgekürzt in zusammenhängender Form dargestellt werden zu können, greifen wir hier und da einige Punkte heraus, die aus einem oder dem andern Grunde nur besondere Beachtung zu verdienen scheinen.

In Europa ist Konstantinopel der einzige bekannte Punkt, wo die Lehre der Senusija, allerdings unter einer sehr charakteristischen Form, geblüht hat. Vor zwei Jahren leitete ein früherer Lehrer des Sultans, welcher der Gesellschaft angehörte, die Politik, soweit sie den Islam betraf. Damals stand der Großherr Abd-El-Hamid auf sehr gutem Fuß mit der Gesellschaft, behandelte Sidi Mohammed El-Mahedi als Macht, mit der er rechnen mußte, und hatte scheinbar vergessen, daß einer seiner Vorgänger von dem Vater des Mahedi exkommunicirt worden war. Seitdem haben sich die Umstände verändert, das Verhältniß zwischen dem Sultan und der Brüderschaft ist ein ziemlich schlechtes geworden. Ueber die Fortschritte der Sekte in Asien sind die Angaben sehr unbestimmt; nach einer aus dem Schoße der Senusija gekommenen Mittheilung bestehen dort gegenwärtig zwölf Zauijas, Duveyrier weiß mit Sicherheit jedoch nur von einer, der zu Mekka, zu berichten, welche auf großem Fuß eingerichtet war, und wo sich das Ordensarchiv sowie eine reichhaltige Bibliothek (8000 Bände) befinden sollen. Trotz der siebzehn Konvente, die sich in Aegypten befinden, ist das Bestehen der Senusija daselbst vielen, selbst gut unterrichteten Aegyptern unbekannt; bei der Masse des ägyptischen Volkes findet der Fanatismus keinen fruchtbaren Boden und die Propaganda hat sich westlich vom Nil auf die Ulad Ali und auf die Oasen der libyschen Wüste geworfen, wo sie großen Erfolg gehabt hat. Die höchste Blüthe hat die Lehre der Senusija in Tripoli, beinahe mehr noch in Kyrenaika erreicht, wo sie den Türken Gesetze vorschreibt; es ist noch nicht lange her, daß der Pascha von Barqa sich als niedriger Diener des Sidi Mohammed El-Mahedi fühlte und dem Großherrn erst in zweiter Linie gehorchte; die Lehre des Senusi scheint hier mächtiger zu sein als das Wort des Propheten. Man erzählt in Kyrenaika, ein Beduine könne falsch schwören beim Haupte Mohammed's, er werde aber sicher die Wahrheit sagen, wenn der Schwur laute: „Möge ich ausgeschlossen werden von der Zauija, wenn ich lüge." Weiter nach Osten hin werden die Niederlassungen der Senusija seltener, man zählt ihrer achtzehn; sieben Achtel davon sind jedoch in den letzten zwanzig Jahren entstanden. Duveyrier, der dieses Gebiet aus eigener, langjähriger Erfahrung kennt, macht auf die ungeheuren Veränderungen aufmerksam, welche sich gerade hier durch den Einfluß der Senusija bei den Eingeborenen vollzogen haben. Früher verträglich gegen Andersgläubige sind sie jetzt vom Fanatismus der Sekte ganz durchdrungen; zum Beweise für seine Behauptung beruft der Autor sich auf G. Rohlfs, der anfänglich die Gefahren, welche durch den Senusismus drohen, nicht zu erkennen schien, bis ihm im Jahre 1879 in der Oasis zu Kufara in schrecklicher Weise die Augen geöffnet wurden, als er nur mit Aufopferung seiner Pläne und seines Eigenthums sein und Dr. Stecker's Leben rettete.

In Tunis, wo sich europäischer Einfluß mehr oder weniger geltend gemacht hat, sind nur schwache Zeichen von der Thätigkeit der Brüderschaft bemerkt worden; im tunesischen Theil des Tell konnte dieselbe nur wenig Proselyten machen, besser glückte es ihr in der Sahara, wo sie es verstanden hat, einige Nomadenstämme an sich zu ziehen; sie hat hier nur wenige (5) Zauijas, deren älteste 1857 errichtet wurde, dagegen bestehen viele Niederlassungen anderer Brüderschaften, die allem Anschein nach sich bald den Senusija anschließen werden. In Algier verdient zunächst die Zauija zu Mazuna Erwähnung, wo die Wiege des Senusismus gestanden hat; der genannte Ort liegt in der Dahra, 75 km von Mostaghanem im Departement Oran. Gewiß ist die Zahl der Anhänger der Sekte viel größer, als officiell angenommen wird, viele Stämme stehen mit derselben mittelbar oder unmittelbar in Verbindung; auch in den Provinzen Oran und Constantine ist ihr Einfluß sehr groß. Allerdings versteckt sie sich hier größtentheils hinter einer andern Verbindung, der des Sidi Ali Schadheli und

Digitized by Google

sucht sich durch die Vermittelung der letzteren namentlich im Tell auszubreiten. Besteht so das Vermuthen, daß sie Boden gewonnen hat, so giebt dagegen die officielle Zählung von 1882 in Algier nur einen Moqaddem und vierunddreißig Brüder an, die sie hat entdecken können! Ebensowenig hat man in Constantine Senusiten gefunden! Auch in Bezug auf die zuletzt genannte Provinz begründet Duveyrier seine Ansicht, daß die officielle Wahrheit nicht immer die ganze Wahrheit ist; wiederholt weist er auf die großen Gefahren hin, die der französischen Herrschaft durch die Brüderschaft erwachsen können, Gefahren, gegen die man sich nicht sichert, indem man die Augen gegen dieselben schließt.

Im Westen von Algier, in Marokko, wo sich der europäische Einfluß wenig geltend macht, würden die Senusiten ein noch fruchtbareres Feld für ihre Thätigkeit gefunden haben, wenn ihnen nicht die Regierung und die orthodoxe Priesterschaft manche Hindernisse in den Weg gelegt hätten; jetzt bestehen da drei Zauijas, von denen zwei nach 1877 gegründet wurden. Zwei weitere Niederlassungen befinden sich in der Oase Figig zu El-Ubbad und in der Oase Tafilelt, die größtentheils von Mitgliedern der kaiserlichen Familie bevölkert ist. Einzelnen Berichten nach soll auch der Hafenort Rabat (der Name bedeutet: „gegen die Ungläubigen befestigtes Kloster") ein Mittelpunkt des Fanatismus sein; vielleicht sind die Senusija auch dort vertreten. Ihre meisten Anhänger in Marokko sollen sich übrigens unter dem Banner der Derkawa verbergen; es ist dies eine Sekte, welche ihnen als Vorläufer zu dienen scheint. Wahrscheinlich gehören verschiedene Stämme des Rif sowie der mehr östlich wohnenden Völkerschaften zu den Schutzbefohlenen der Senusija. Wenden wir uns von hier zum übrigen Theile von Westafrika, so finden wir zunächst in dem westlichen Theile der Sahara einige Zauijas, worunter eine zu Insalah, welche einer der heftigsten Feinde der Franzosen, El-Hadschi Achmed, gegründet hat. Südöstlich von genanntem Orte beginnt das Land der Tuareg, die ebenfalls eifrige Anhänger der Sekte sind; bei einem Theil derselben, den Ahagger, hatten sie schon lange Feld gewonnen und der Tod des Obersten Flatters ist nach Duveyrier ein trauriger Beweis für diese Thatsache. Bei dem andern Theile, den Adzdscher, die vor zwanzig Jahren durchaus nicht fanatisch waren, haben sie sich auch Bahn gebrochen, und dasselbe scheint im Süden bei den Kel-Owi der Oase Aïr der Fall zu sein, die ebenso wie die Auelimmiden ihrem Einfluß zu unterliegen scheinen; ja Timbuktu hat heute eine den Senusija gehörige Zauija, ein Beweis, daß sie mit Erfolg die Macht der Ulad Sidi Mohammed El-Kunti angetastet haben, eine Macht, auf welche die Civilisation so große Hoffnungen setzen zu dürfen glaubte. Auch am Senegal, wohin im Jahre 1873 Sendboten aus Moghar geschickt wurden, um zum Kriege gegen Frankreich zu reizen (von denen jedoch nach der Mittheilung der französischen Behörden nichts bemerkt wurde), scheint der Einfluß der Senusija merkbar zu sein. 1876 schon sah Gerhard Rohlfs in der Oase von Kufara, welche der Luftlinie nach 3900 km von Bakel entfernt ist, fromme Pilger vom Senegal ankommen, welche die Reise gemacht hatten um den Sidi El-Mahedi zu besuchen und welche, wenn sie einmal nach dem 585 km weiter gelegenen Sherbub gekommen waren, wahrscheinlich die Weiterreise nach Mekka aufgaben. Eigenthümlich ist es, daß auch das Siegel des Scheich von Segu, eines Nachbars und Freundes der Franzosen, den Namen El-Madani (d. h. das Zeichen der Mitgliedschaft der Senusija) trägt. Weitere allerdings schwache Spuren der Sekte finden wir in Bornu, wo dieselbe schon vor vierzehn Jahren einzudringen versuchte, aber bei dem Sultan Ali und seinem Rathe Widerstand fand.

Ebenso bescheiden tritt der Senusismus in Tripoli und Fezzan auf. Wir unterlassen es, die Spuren der Brüderschaft weiter nach dem östlichen Afrika bis zu den Somali hin zu verfolgen; für den Augenblick nimmt da ja doch die Bewegung des Mohammed Ben Achmed, des Mahedi der Brüderschaft des Sidi Abd 'El-Qader El-Ghilani, alles Interesse für sich in Anspruch. Es bleibt der Zukunft überlassen, ob es auch noch zwischen den beiden Mahedis zum Streite kommen oder ob sich einer dem andern unterwerfen wird.

Vor vierundzwanzig Jahren schon hat Duveyrier sich durch persönliche Erfahrungen veranlaßt gefühlt, sich eingehender mit der Sekte der Senusija zu beschäftigen; seit der Zeit hat er gesucht immer tiefer in diesen Gegenstand einzudringen, immer neues Material über denselben zu sammeln. Eine am Schluß seiner Arbeit abgedruckte Liste der benutzten Quellen zeigt, wie eifrig er bemüht war seinem Thema gerecht zu werden.

Die Ziffer der Bevölkerung Chinas[1]).

Die Frage nach der Größe der Volksmenge in China hat stets alle diejenigen interessirt, welche sich mit China beschäftigen und welche sich gefragt haben, was für eine Rolle dereinst dies kolossale Millionenreich in der Geschichte der Menschheit spielen werde. Jeder Sinologe hat die Frage berührt; unter den neuen Autoren gebührt die erste Stelle dem bekannten Mandschu-Forscher J. J. Sacharow, nach dessen Berechnungen auf Grundlage der Zählung im Jahre 1842 die Bevölkerungsziffer Chinas mit Einschluß der Mandschurei 414 686 994 Individuen beträgt. Ferner sind besonders zu beachten die Mittheilungen des amerikanischen Missionars Dr. Williams, des Verfassers von „The Middle Kingdom". Im fünften Kapitel des ersten Bandes des genannten Werkes (neue Ausgabe 1883) berechnet Williams unter Zugrundelegung des Census von 1812 die Volksziffer auf 362 447 183 Menschen. In dem Berichte des See-Zollamtes für das Jahr 1881 ist die Volksmenge des eigentlichen Chinas mit 380 Millionen angegeben[1]).

Der Verfasser der vorliegenden Korrespondenz hat während eines jahrelangen Aufenthalts in Peking es sich sehr angelegen sein lassen, genaue Angaben über die Bevölke-

[1]) „Nowoje Wremja" 1884, Nr. 3066; Korrespondenz von Mao-Wen aus Peking d. d. 3. Juli.

[1]) Man vergleiche besonders die Zusammenstellungen der verschiedenen Ansichten über die Volksmenge Chinas in Behm und Wagner, Die Bevölkerung der Erde, I, S. 38; II, S. 40; III, S. 99; IV, S. 22; VI, S. 32 und VII, S. 30.

Digitized by Google

rungszahl Chinas zu beschaffen. Nach sechsjährigen Bemühungen gelangte er endlich in den Besitz von nicht officiellen Listen aus dem Jahre 1879 über 10 Provinzen. Schließlich wandte er sich direkt an einen Gehilfen des chinesischen Finanzministers und erhielt von diesem die Bevölkerungsliste des Jahres 1882 für 11 Provinzen; die Listen der übrigen Provinzen waren noch nicht eingeliefert worden und konnten deshalb nicht benutzt werden. — Unter diesen 11 Listen waren 5, welche sich auf Provinzen bezogen, deren Volkszahl schon aus der Erhebung vom Jahre 1879 bekannt war. In Ermangelung officieller Daten mußte sich der Verfasser daher für diese 5 Provinzen mit nicht officiellen Angaben begnügen. Gänzlich unbekannt blieb die Volkszahl nur in drei Provinzen (Ngan-hwei, Kwang-si und Fo-kiën); hier wurden die aus dem Jahre 1842 herstammenden Bevölkerungsziffern unter gewissen Kautelen mit in Rechnung gezogen.

Hiernach ergiebt sich folgende Tabelle:

Das eigentliche China (ohne Mandschurei).

Namen der Provinz	Bevölkerungszahl 1842	Bevölkerungszahl 1879	Bevölkerungszahl 1882	Differenz der Jahre 1842 u. 1882	Flächenausdehnung der Provinz in engl. □ Meil.	Zahl der Individuen auf 1 □ Meil.
Schan-tung [1]	29 529 877		36 247 835	+ 6 717 958	65 104	557
Schan-si	17 056 925		12 211 458	— 4 845 472	56 268	221
Ho-nan	29 069 711		22 115 827	— 6 953 944	65 104	340
Kiang-su	39 646 924		20 905 171	— 18 741 753	44 500	470
Kiang-si	26 513 889		24 534 118	— 1 979 771	72 176	340
Tsche-kiang	30 437 974		11 588 692	— 18 849 282	39 150	296
Hu-pei	28 584 564		33 365 005	+ 4 780 441	70 450	473
Hu-nan	20 048 969		21 002 604	+ 953 635	74 320	282
Sz'-tschwan	22 256 964		67 712 897	+ 45 455 933	166 800	406
Kwang-tung	21 152 603		29 706 249	+ 8 553 646	79 456	377
Jün-nan	5 823 670	11 721 576		+ 5 897 906	107 969	108
Kwei-tschou	5 679 128	7 669 181		+ 1 990 053	64 554	118
Schen-si	10 309 769	8 432 193	51 171 138	— 1 877 576	67 400	126
Kan-su	19 512 716	5 411 188		— 14 101 528	86 608	62
Tschi-li	36 879 838	17 937 000		— 18 942 838	58 949	304
Ngan-hwei	36 596 988	20 596 988		— 16 000 000	48 461	425
Kwang-si	8 121 327	5 151 327	51 517 871 [2]	— 3 000 000	78 250	65
Fo-kiën	25 790 556				53 480	482
Summa	413 021 452		382 978 840	— 30 942 592	1 297 999	234

Zur Erläuterung der Zahlen seiner Berechnung führt der Verfasser Folgendes an: Die Bevölkerungsziffern der ersten 10 Provinzen sind dem officiellen Berichte des chinesischen Finanzministeriums von 1882 entnommen; die Zahlen für die nächstfolgenden 5 Provinzen hat der Verfasser seinen nicht officiellen Daten für das Jahr 1879 entnommen. Für die 3 Provinzen Ngan-hwei, Kwang-si und Fo-kiën fehlen Zahlenangaben. Der Verfasser ersetzte dieselben durch Kombination. In Erwägung der Regel, daß gleiche Ursachen und Bedingungen auch gleiche Folgen haben, glaubte er schließen zu müssen, daß die Bevölkerung sich im Vergleich zum Jahre 1842 beträchtlich vermindert haben müsse. Die an Ngan-hwei angrenzende Provinz Kiang-su, welche in klimatischer, ethnographischer und ökonomischer Beziehung der ersteren gleichgestellt ist und dieselben Gräuel der Taiping-Rebellion erduldete, hat von 39 Millionen Einwohnern (1842) 18 Millionen verloren (1882: Bestand circa 20 Millionen); mit Berücksichtigung dieser Verhältnisse würde der Verlust an Menschen in Ngan-hwei etwa 16 Millionen betragen, und in der Provinz Kwang-si, wo der Aufstand begann, etwa 3 Millionen. Für die letzte Provinz Fo-kiën behält der Verfasser die Zahl aus dem Jahre 1842 bei.

An die oben in der Tabelle mitgetheilten Zahlen knüpft der Verfasser einige Erörterungen. Er schließt aus dem Vergleich der Ergebnisse des Census von 1842 mit dem von 1882, daß die Gesammtbevölkerung des eigentlichen China im Laufe der 40 Jahre sich nicht vermehrt, sondern bedeutend vermindert habe — fast um 31 Millionen Menschen. Wodurch ist dieses Resultat bedingt? Was für Einflüsse sind dem natürlichen Wachsthum der chinesischen Nation hinderlich gewesen? Was hat sich während jener 40jährigen Periode in China zugetragen? Von 1850 bis 1864 haben unter 18 Provinzen des Reiches 13 alle Schrecken der Insurrektion der Taipings erfahren: die besten und reichsten Provinzen Chinas, Kwang-si, Kiang-si, Hu-pei, Hu-nan, Ngan-hwei, Kiang-su, Tsche-kiang, Ho-nan, der südliche Theil von Schan-si, Schan-tung und zum Theil auch Tschi-li wurden verwüstet und von Grund aus zerstört; alle blühenden Städte und Dörfer

[1] Der Verfasser spricht von 11 Listen und giebt nur 10 Provinzen; der Grund dafür liegt darin, daß eine Liste sich auf die Provinz Mukden (zur Mandschurei zu rechnen) bezieht.
[2] Wahrscheinliche Zahl.

Digitized by Google

wurden in Trümmerhaufen verwandelt, das Blut floß in Strömen, die Leichen thürmten sich zu Bergen auf. Ein sehr lebhaftes Bild der durch die Taipings verursachten Verwüstung entwirft Dr. Williams.

Fast gleichzeitig mit der Taiping-Insurrektion, nämlich im Jahre 1855, begann in der Provinz Jün-nan der Aufstand der dortigen Mohammedaner, dessen Resultat die Bildung eines unabhängigen Sultanats im Jahre 1867 war. Erst 1874 gewann China die Provinz wieder, welche während der ganzen Kriegsperiode unsäglich gelitten hatte. Eine große Menge von Opfern forderte auch eine verheerende Krankheit im Jahre 1872.

Die von den Nan-fey verübten Räubereien und Verwüstungen unter dem Anführer Tschan-tschun, welcher acht Jahre lang (1860 bis 1868) China in Schrecken setzte, verursachten gleichfalls empfindliche und schwere Wunden. Aber damit war der Kelch der Leiden noch nicht geleert: in den nordwestlichen Provinzen brach die Empörung unter den chinesischen Mohammedanern, den Dunganen, aus und verwandelte, 16 Jahre andauernd, fast ganz Kan-su in eine Wüste.

Zu allen diesen schweren Kriegsnöthen kamen die erschrecklichen Hungerjahre 1876 bis 1878, welche die nördlichen Gegenden Chinas, Schan-si, Schensi, Ho-nan, Tschi-li und zum Theil auch Schan-tung verheerten. Wie furchtbar die Hungersnoth in der Provinz Schan-si wüthete, kann aus der Thatsache erschlossen werden, daß im Laufe von 8 Jahren etwa 5 Millionen Menschen zu Grunde gingen. Die Folgen kleiner lokaler Hungersnöthe und Ueberschwemmungen, welche alljährlich hier und da eine oder die andere Provinz heimsuchen, sind daneben auch zu erwähnen. Unter solchen ganz erstaunlich ungünstigen Bedingungen ist es kaum möglich gewesen, daß die Bevölkerung zunehmen konnte.

Untersuchen wir die Veränderung der Volkszahl in einzelnen Provinzen, so fällt vor allem der kolossale Zuwachs der Bevölkerung in der Provinz Sz'-tschwan auf; innerhalb 40 Jahren (1842 bis 1882) stieg die Zahl von 22 Millionen auf 67 Millionen, also um das Dreifache. Doch ist hierbei zu berücksichtigen, daß die Ursache der Zunahme nicht allein in einer Vermehrung der Einwohner selbst zu suchen ist, sondern auch in einem starken Zuzug aus den benachbarten Provinzen. Sz'-tschwan, fast die reichste Provinz Chinas, genoß Ruhe und Frieden, während in den Nachbarprovinzen der Sturm der Revolution tobte.

Die Zunahme oder Abnahme in einigen anderen Provinzen finden in ähnlicher Weise ihre Begründung. Den größten Rückgang in der Bevölkerungsziffer weisen folgende Provinzen auf: Tschi-li, woselbst die Bevölkerung von 36 Millionen (1842) bis auf circa 19 Millionen gesunken ist, Kiang-su von 40 Millionen bis auf 20 Millionen, Kan-su von circa 20 Millionen bis auf 5½ Millionen. Die Ursache ist hier vor allem in den Folgen des verheerenden Dunganen-Aufstandes zu suchen, doch haben die beiden ersten Provinzen noch häufige Ueberschwemmungen und Hungersnöthe auszustehen gehabt. Auch für die Verringerung der Volksmenge in der fruchtbaren, reichen und gesunden, für das Paradies Chinas geltenden Provinz Tsche-kiang kann nur der Aufstand der Taiping verantwortlich gemacht werden, durch welchen die Provinz verwüstet und entvölkert wurde.

Zum Schluß noch einige Bemerkungen über die Bevölkerungszahl in der Mandschurei. Hier hat sich die Volksmenge um ein Beträchtliches vermehrt und zwar in Folge der starken Einwanderung, welche namentlich während der letzten fünf bis sechs Jahre stattfand; die chinesische Regierung hat durch entsprechende Reformen diesen Zuzug sehr begünstigt und wie ersichtlich mit gutem Erfolg. Nach den officiellen Daten hat die Bevölkerung nur in einer der drei Provinzen der Mandschurei, in Mukden, die anständige Zahl von 4 243 267 Seelen erreicht. Ueber die beiden anderen fehlen dem Verfasser die Zahlenangaben; doch meint er, daß die Zahl keineswegs 12 Millionen erreicht, wie es Wenjukow und Williamson vermuthet haben.

Streifzüge in Portugal.

Von **Spiridion Gopčević.**

I. Von Vigo nach Braga.

Wer die Wahl hat, Portugal an einer beliebigen Stelle zu betreten, der entscheide sich für die Fahrt von Vigo über Tuy nach Valença do Minho. Die berühmte Bai von Vigo erinnerte mich lebhaft an die romantischen Fjorde Norwegens, die Bahnlinie Vigo-Tuy an Südsteiermark und die ganze Fahrt ist eine würdige Vorbereitung auf die landschaftlichen Reize der schönsten Provinz Portugals: Entre Douro e Minho, gemeinhin „Minho" genannt. Ist auch Galicien vielleicht wildromantischer, so verdient doch Minho seiner Lieblichkeit und Anmuth halber, ganz besonders aber wegen des leichteren Reisens den Vorzug. In Galicien wird dem Reisenden noch sehr wenig Komfort geboten und daher wird dieses Königreich von den Touristen — sehr mit Unrecht — ganz vernachlässigt.

Vigo selbst ist wohl jedem Gebildeten schon durch die berühmten sechs Silbergallionen bekannt, welche dort im Jahre 1702 versenkt wurden und deren Hebung eine französische Gesellschaft kürzlich erfolglos versuchte. Ob wohl die versunkenen Schätze — nach der geringsten Schätzung 40 Millionen Mark! — jemals dem Schoße des Meeres entrissen werden?

Vigo selbst ist eine ganz hübsch gebaute und malerisch gelegene Stadt. Der Fjord gleicht hier einem Binnensee, da vorliegende Inseln den Ausblick auf den Ocean verwehren. Von Vigo fährt die Bahn längs des Meeres bis Redondela, wobei die Landschaft Erinnerungen an die Strecke Palermo-Bagheria in mir wachrief. Redondela selbst taufte ich scherzhaft „Klein-Venedig", da ein Dutzend kleiner Brücken, resp. Stege über die durch die Straßen fließenden Bäche führt. Die Lage dieses Städtchens ist sehr anmuthig.

Hinter Redondela überschreitet die Bahn einen Gebirgsrücken und läßt sich dann in das Thal des Loura hinab,

Digitized by Google

deſſen Lauf ſie bis zu ſeiner Mündung in den Minho folgt, was bei Tuy der Fall iſt.

Wie man mir ſagte, ſoll der Minho hier ſchon in dieſem Jahre fertig überbrückt werden [1]). Vorläufig mußten wir aber ein ziemliches Stück außerhalb der Stadt ausſteigen, da die Bahn hier endet. Ein elender Omnibus, ſo niedrig, daß ich nur gebückt ſitzen konnte, nahm uns auf und führte uns in die Stadt.

Tuy iſt eine Feſtung, welche ſich, vom Fluſſe aus geſehen, höchſt maleriſch präſentirt; aber die Feſtungswerke ſind veraltet und wenig widerſtandsfähig. Die Stadt hatte ein lebhaftes Ausſehen, da eben Markt war und daher eine große Menſchenmenge durch die Straßen wogte. Ueberhaupt iſt die Stadt nicht ſo klein (circa 3000 Einwohner, aber das Stadtgebiet 11710 im Jahre 1877) und würde ſich recht gut zum Standquartier für Ausflüge in die Umgebung — beſonders die berühmte fruchtbare Vega de Loura — eignen. Tuy iſt einer der lieblichſten und angenehmſten Punkte Spaniens; eigentliche Sehenswürdigkeiten enthält es nicht, etwa die Kathedrale ausgenommen, deren Thurm eine prächtige Fernſicht bietet. Die Stadt führt ihren Urſprung ins graue Alterthum zurück. Thatſache iſt, daß der Gothenkönig Witiza im Jahre 700 hier ſeine Reſidenz aufſchlug.

Unter den Mauern der hart am Ufer auf einer Anhöhe liegenden Feſtung ſchifften wir uns auf Booten ein. In einiger Entfernung gewahrten wir die im Bau begriffene Eiſenbahnbrücke und weiter ſtromab die Wälle der portugieſiſchen Grenzfeſtung Valença do Minho, über welche einige Thürme und Dächer hervorguckten.

Während der Ueberfahrt bettelte mich ein Mädchen an, deſſen Kleidung einen gewiſſen Wohlſtand verrieth, ganz abgeſehen von den ſchweren Goldringen, welche ihre Ohren faſt niederzogen und von einer maſſiven Silberkette. Natürlich verlieh ich meinem Erſtaunen Ausdruck und ſagte: „Sie ſcheinen ja reicher zu ſein, als ich! Ihr Schmuck koſtet mehr, als ich mit dem Gelde, welches ich eben bei mir habe, zahlen könnte!“

„O das glauben Sie nur!“ verſetzte die Spanierin eifrig, „der Schmuck iſt unecht“.

„Wenn dem ſo iſt, werde ich ihn Ihnen abkaufen“ bemerkte ich ſcherzend. Das wollte aber das Mädchen doch nicht. Ein ebenfalls in der Barke ſitzender Portugieſe meinte darauf verächtlich: „Danken Sie Gott, daß Sie jetzt gleich portugieſiſchen Boden betreten, wo man den ſpaniſchen Bettelunfug nicht kennt.“

Das Mädchen, welches als Gallegin portugieſiſch leichter verſtand als eine gewöhnliche Spanierin, zeigte ſich darüber beleidigt und ſagte: „Was will der hochmüthige Portugieſe? In ſeinem Lande bettle ich nicht und in Spanien iſt es nichts Schlechtes, wenn man einen Caballero um eine Erinnerung an ſeine Bekanntſchaft anſpricht.“

Dieſe Epiſode iſt überaus charakteriſtiſch für die Denkungsart der beiden Brudervölker. In Spanien ſtolpert man bei jedem Schritt über Bettler und wird von Leuten angeſprochen, die man nach ihrem Aeußern für vollendete Caballeros halten könnte; in Portugal findet man faſt gar keine Bettler und ſchien mir das Ehrgefühl des niederen Volkes beſſer entwickelt.

Valença do Minho iſt viel kleiner als Tuy (1878: 2808 Einwohner), aber in ſeinen Straßen herrſcht verhältnißmäßig große Reinlichkeit und auch die Feſtungswerke ſind in beſſerem Zuſtande. („Wir könnten Tuy ganz gut zuſammenſchießen“, ſagte mir ein Major, welcher mich auf den Wällen herumführte — „aber wir thun es nicht“, fügte er großmüthig hinzu.) Das Innere der Stadt mit den engen ſtillen Straßen erinnert an die alten verödeten mittelitalieniſchen Städte.

Ein Omnibus, der leider nicht viel beſſer war als die ſpaniſchen, brachte uns zum Bahnhof, welcher ſich ebenfalls ein Stück außerhalb der Stadt befindet.

Bis Caminha an der Mündung des Minho fährt die Bahn ſeinem linken Ufer entlang. Beide Ufer des Minho zeichnen ſich durch landſchaftliche Reize aus. Links iſt es beſonders die Serra da Eſtrica, welche in die Augen fällt. Wälder, Felder und Weingärten wechſeln auf der portugieſiſchen Seite ab; auf der ſpaniſchen ſieht es wilder aus und herrſchen die Wälder vor.

Bei der Station Villanova da Cerveira erblickt man jenſeits das ſpaniſche Kaſtell Goyan. Gleich darauf kommt das von Weingärten umgebene Dorf Seixas und wir ſehen in der Ferne die Mündung des Minho mit der ſteilen Landſpitze Santa Tecla. Bei Caminha ſelbſt wird die ganze Landſchaft entzückend maleriſch. Vor der Mündung liegt auf der flachen Inſel Inſua ein altes Kaſtell, doch wird es von der Punta Tecla beherrſcht, ſo daß die Spanier, wenn ſie dort eine gute Batterie bauten, Herren der Minho-Mündung ſein könnten.

Bei Caminha wendet ſich die Bahn ſüdlich und folgt der Meeresküſte bis Vianna. Sie hält ſich dabei an dem Fuße des 1700 Fuß hohen Monte Santa Luzia, welcher ziemlich ſteil gegen den flachen Strand abfällt. Etwa halben Wegs paſſirt man bei der Station Ancora das gleichnamige Flüßchen. Ueber den Urſprung ſeines Namens geht eine hübſche Volksſage, welche wiſſen will, König D. Ramiro II. von Leon habe ſeine Gattin Doña Urraca, welche mit dem Emir von Gaia, Al Boazar, durchgegangen war, in dem Flüßchen ertränkt. Da er ihr einen Anker an den Hals gebunden, habe man den damaligen Namen des Fluſſes Spaco in Ancora umgetauft.

Von der Station Ancora gelangt man in einer Viertelſtunde zu einem merkwürdigen antiken Baudenkmal, der „Caſa do diabo“ (Teufelshaus), einem erſt 1835 entdeckten Druidenaltar. Derſelbe iſt kreisförmig und beſteht aus ungeheuren Steinen, welche an der Baſis ſchwer und maſſiv ſind, aber nach oben zu dünner und leichter werden. Auf ihnen ruht eine rieſige Steinplatte, welche ſich nach Süden neigt, wo eine Thür iſt. Drei bis vier Perſonen können auf dieſe Weiſe im Innern ſtehen. Dieſer Druidenaltar ſoll 3000 Jahre alt ſein. Weiter ſtromaufwärts giebt es noch ein Alterthum, eine ſehr gut erhaltene Römerbrücke in einem einzigen Bogen.

Mit der Bahn unſere Reiſe weiter fortſetzend, gelangen wir nach Vianna do Caſtello (1878: 8816 Einwohner), einer der eleganteſt ausſehenden Städte Portugals. Hier erreicht die Bahn den Lima-Fluß, den ſie auf einer faſt 2 km langen Brücke überſchreitet, von welcher ſich uns eine der herrlichſten Rundſichten bietet. Im Weſten breitet ſich vor unſeren Blicken das ungemein nett und rein ausſehende Städtchen aus, mit ſeinem hübſchen Bahnhofe (dem ſchönſten von Portugal), ſeinen beiden Kaſtellen, Kirchen und ſonſtigen in die Augen ſpringenden Gebäuden. Den Hintergrund bildet die Mündung des Lima und der Ocean. Im Oſten können wir den Lauf des vielbeſungenen Lima faſt bis Ponte de Lima verfolgen, ein Anblick, der mich an eine herrliche Illuſtration einer braſilianiſchen Urwaldlandſchaft erinnerte: die beiden Ufer mit den üppigſten Bäumen dicht bewaldet, welche ihre Zweige wie ſegnend über das Waſſer ſtrecken, in dem ſie

[1]) In der That las ich kürzlich in den Zeitungen von der bevorſtehenden Eröffnung der Brücke.

Digitized by Google

sich wiederspiegeln. Im Flusse selbst mehrere Inseln — paradiesische Eilande! Nordwärts die Höhen der Santa Luzia, südwärts anmuthige Hügellandschaft.

Die Stadt selbst besticht, wie schon erwähnt, durch ihre Reinlichkeit und ihr modernes Aussehen. Sie ist überhaupt in raschem Aufblühen begriffen und würde vielleicht mit Porto konkurriren, wenn ihr Hafen besser wäre. Bisher können aber bloß Küstenfahrer von höchstens 200 bis 250 Tonnen einlaufen. Eigentliche Sehenswürdigkeiten kann sie nicht viel aufweisen. Wenn man die Igreja Matriz (ein ganz interessantes Bauwerk), Kirche und Kloster S. Domingos mit dem Grabe des „heiligen" Erzbischofs D. Bartolomeu dos Martyres und die beiden Kastelle gesehen hat, ist man schon fertig. Von letzteren beherrscht das Castello de Santiago die Mündung des Lima, das Fort Rego de Fontes die Nordseite der Stadt. Ersteres stammt noch aus der Zeit Philipp's II. Die Hauptpromenade an schönen Abenden bildet der breite Quai.

Der Name Vianna ist eine Verstümmelung von Diana, wie die Stadt früher nach einem hier gelegenen berühmten Dianatempel geheißen haben soll. Unter den Römern hieß sie Nemetanobriga und später Velobriga.

Auch von Vianna bis Nine durchfährt die Bahn die lieblichsten Landschaften. Man könnte das Land mit einem riesigen Garten oder Park vergleichen. Prächtige Waldpartien, Wiesen, Felder, Gärten, Bäche, Büsche, Dörfer, Viehherden wechseln in rascher Aufeinanderfolge ab. Ehe wir es uns versehen, erreichen wir die Ufer des Cávado, von dessen Brücke sich uns eine herrliche Rundsicht bietet, welche kühn mit jener von der Vianna-Brücke wetteifern darf. Zwar ist der Cávado bedeutend schmäler als der Lima, aber gerade dadurch gewinnt die Fahrt auf seinen Fluthen an Anmuth. Das alte Städtchen Barcellos erhöht noch das Malerische der Landschaft. Hier wäre die Königin D. Maria II. beinahe verbrannt, als sie während ihrer Reise durch Nordportugal hier übernachtete; ihr Haus gerieth in Brand und sie rettete sich im Nachthemde durch einen kühnen Sprung aus dem Fenster.

Südlich von der Brücke zieht ein seltsames Bauwerk unsere Aufmerksamkeit auf sich. Es ist dies eine viereckige, mit einer Kolonnade rings umgebene Kapelle, deren Dach aus einer Pyramide besteht. Dies ist nebst den Ruinen des herzoglichen Palastes und der Kollegiatkirche das einzige nennenswerthe Bauwerk von Barcellos. Bald hinter Barcellos zweigt bei der in reizender Umgebung gelegenen Station Nine eine Flügelbahn nach Braga ab. Diese Strecke wetteifert mit jener bereits geschilderten an Lieblichkeit und Romantik.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach der „Weser-Zeitung" ist beim Bau der unlängst eröffneten serbischen Eisenbahn bei Schuppiastena, vier Stunden südlich von Belgrad, eine Lagerstätte von abbauwürdigen Quecksilbererzen gefunden worden und zwar an einer „Hohler Fels" genannten Stelle, wo eine große Menge von Stollen und Höhlen auf einstigen Bergbau durch die Römer schließen läßt, welche durch „Feuersetzen" in den 15 bis 20 m tiefen Bauen das Erz zu gewinnen gesucht hatten. Bergrath von Groddeck aus Clausthal hat in diesem Sommer den Fundort untersucht und nach dem Hineintreiben eines Versuchsstollens das quecksilberführende Gestein bereits auf einer Länge von 19 m nachgewiesen; der bei der ersten Untersuchung auf 2 Procent geschätzte Gehalt des Gesteins wurde von ihm weit höher taxirt.

— Die neueste Zählung hat für Rumänien 4 424 961 Einwohner ergeben, davon 2 276 558 männlichen und 2 148 403 weiblichen Geschlechts. Nach dem Glaubensbekenntniß geordnet finden sich 4 198 664 orthodoxe Griechen, 134 168 Juden, 45 152 römische Katholiken, 28 903 Protestanten, 8734 Gregorianer, 8108 Armenier und 1323 Mohammedaner. Das fremde Element in der Bevölkerung setzt sich, von den Juden abgesehen, zusammen aus 28 128 Oesterreichern, 9525 Griechen, 3658 Deutschen, 2822 Engländern, 2706 Russen, 2631 Türken, 1142 Franzosen, 167 Italienern und 539 Leuten verschiedener Nationalität, zusammen 51 318 Personen. Die städtische Bevölkerung beträgt nur 781 170, die ländliche dagegen 3 643 783 Seelen.

— 700 in der Dobrudscha angesiedelte deutsche Familien beabsichtigen nach der „A. Ztg." nach Thessalien auszuwandern. Nachdem zu Anfang des letzten Krieges ihre Ansiedelungen von Tscherkessen niedergebrannt worden waren, kamen sie durch die rumänische Besitznahme aus dem Regen in die Traufe: absolute Rechtsunsicherheit, Brandschatzung durch die rumänischen Steuerpächter und Vertreibung von Haus und Hof zu Gunsten walachischer und moldauischer Bojaren zwingen sie jetzt eine neue Heimath zu suchen. Es ist wahrhaft jämmerlich zu sehen, daß der deutsche Name in einem, von einem Fürsten deutscher Herkunft regierten europäischen Lande noch immer nicht genügt, seine Träger vor der gemeinsten Vergewaltigung zu schützen!

— Das Londoner „Chamber of Commerce Journal" (5. Sept. 1884) klagt darüber, daß der Handel in Thessalien durch übermäßige Zölle erdrückt werde. In Folge dessen nehmen die Einkünfte der Zollhäuser ab und der Schmuggel in beunruhigender Weise zu. Die Zollbeamten selbst räumen ein, daß der erst theilweise in Kraft getretene Tarif die Dinge nur noch verschlimmern wird. — Andererseits knüpft man große Hoffnungen an die Vollendung des Kanals von Korinth. So berechnet das italienische Blatt „Eco", daß sich nach mäßiger Schätzung der Lokalhandel auf griechischem Gebiete allein um 400 Procent steigern wird. Italien ist durch seine geographische Lage besonders berufen, von diesem Aufschwunge Nutzen zu ziehen, da ihm Gebiete, die bisher dem Kaufmanne fast unbekannt waren, nun leicht zugänglich werden.

— Golovackij, Jakov. Geografičeskij Slovár zapadnoslavjanskich i jugoslavjanskich zemel i prileţaščich stran (Geographisches Lexikon der west- und südslavischen Länder und der angrenzenden Gebiete). Wilna 1884. 8. XXXII, 371 S. mit Karte. Preis 2 Rub. 50 Kop. — Bekanntlich sind viele Ortsnamen Europas bis weit nach Westen und Südosten hinab ursprünglich slavischer Herkunft, aber nach Zurückdrängung des slavischen Elements von den herrschenden Volksstämmen verändert worden. So wurde aus Draždźany — Dresden, aus Budyšin — Bautzen. In Ungarn gehen oft sogar drei Namen neben einander her, ein slavischer, ein magyarischer und ein deutscher, z. B. Zvolen, neben Zolvom und Altsohl. In Dalmatien haben sich italienische Namen neben slavischen eingebürgert, auf der Balkanhalbinsel

Digitized by Google

außer griechischen auch türkische, z. B. Plovdiv (bulg.), Philippopolis (griech.), Filibe (türk.). In Polen und Galizien gehen polnische neben russischen Namen einher. Dabei vollzog sich dieser Proceß nicht nur bei Städtenamen, sondern auch bei den Namen von Flüssen und Bergen. In der Geographie gelten die substituirten Namen des herrschenden Stammes; sie haben sich auch in der russischen Litteratur eingebürgert. Dies schmerzt den Verfasser, einen Russen mit slavophilen Tendenzen, und um nun den russischen Schriftstellern die Möglichkeit zu geben, zu den ursprünglichen slavischen Namen zurückzukehren, hat derselbe das obige Lexikon bearbeitet, wo in einem laufenden Alphabet die slavischen (diese fett gedruckt) und die konventionellen Namen zusammengestellt und durch Verweisungen so mit einander verbunden sind, daß man in bequemster Weise zu jedem konventionellen Namen den entsprechenden slavischen (sowie zugleich magyarischen, italienischen, türkischen u. s. w., falls dergleichen vorhanden) findet und umgekehrt. Aber abgesehen von den national-slavischen Tendenzen des Verfassers, über die er sich in der Vorrede ausführlich ausspricht, hat das Buch doch auch ein allgemein wissenschaftliches Interesse, als zweckmäßiges Nachschlagebuch für jeden, der sich mit der Geschichte und der historischen Geographie der slavischen Länder zu befassen hat. Welche Menge mühsamen und oft erfolglosen Suchens nach dem entsprechenden Namen wird ihm dadurch erspart! Aber freilich das russisch-cyrillische Alphabet, in welchem die Namen geschrieben sind, muß er in den Kauf nehmen. Auch die Nomenklatur der beigegebenen Karte ist russisch. T. Pech.

— In Bezug auf die noch immer nicht festgesetzte Richtung der Sibirischen Eisenbahn (oder doch von deren Anfangsstrecke innerhalb des europäischen Rußland), meldet die Zeitung „Nowosti“: Dem Minister-Comitee ist neuerdings ein Projekt eingereicht, dessen Inhalt im Wesentlichen in Folgendem sich zusammendrängen läßt. Die Linie Samara-Ufa-Jekaterinburg ist unzweckmäßig, weil die Strecke Ufa-Jekaterinburg durch eine äußerst dünn bevölkerte Gegend sich hinzieht. Die Linie Nishni-Nowgorod-Kasan-Jekaterinburg mit einer Länge von 1244 Werst (Kilometer) würde etwa 87 Millionen Rubel (circa 164 Millionen Mark) kosten; ein Theil dieser Summe würde für den Bau von vier großen Brücken über die Oka, Wolga, Wiätka und Kama verwendet werden müssen. Das Ministerium der Wege und Kommunikationen richtet daher seine Aufmerksamkeit auf eine Linie Samara-Tscheljabinsk (südöstlich von Jekaterinburg und östlich des Ural). Diese Linie, welche sich aus zwei Theilstrecken Samara-Ufa (461 Werst) und Ufa-Tscheljabinsk (480 Werst) zusammensetzt, hat eine große Bedeutung, weil sie die produktiven Gebiete Sibiriens nicht nur mit dem gesammten russischen Bahnnetz, sondern gleichzeitig mit der Wolga in Verbindung bringt. Im Vergleich mit der Linie Nishni-Nowgorod-Jekaterinburg würde eine Verkürzung um 303 Werst erzielt und der Bau jener vier großen Brücken umgangen werden, was einer Ersparniß von mindestens 30 Millionen Rubel (60 Millionen Mark) gleichkäme. Es wird daher vorgeschlagen: das Projekt Nishni-Nowgorod-Kasan-Jekaterinburg fallen zu lassen; den Bau einer Linie von dem Punkte, wo die Orenburger Bahn den Fluß Kinel überschreitet, über Slatoust nach Tscheljabinsk zu beschließen und endlich eine Verbindungsbahn zwischen einem Punkte der Linie Jekaterinburg-Tjumen und der Linie Slatoust-Tscheljabinsk zu bauen.

Asien.

— Ueber die deutsche Ackerbaukolonie Sarona bei Jaffa in Palästina bringt „Die Warte des Tempels“ (1884, Nr. 38) einige erfreuliche Nachrichten. Die dortigen Ansiedler haben sich gegen die Diebsgelüste der Araber, welche den Weintrauben arg nachstellen, durch Einführung der amerikanischen Isabelltraube zu schützen gewußt. Diese Rebensorte liefert Trauben von erdbeerartigem Geschmack, der den Arabern widerlich ist, dennoch aber einen angenehmen Wein giebt, der in der Stadt Jaffa und in Aegypten Absatz findet. Die Araber stellen diesen Trauben nicht nach, und auch die Schakale, die den gewöhnlichen Sorten viel Schaden thun, verschmähen sie; da überdies diese Rebensorte der Traubenkrankheit nicht unterworfen ist, so ist durch ihre Einführung für den Weinbau eine gute Aussicht geschaffen. — In der Viehzucht ist ein Fortschritt durch Einführung des ägyptischen Klees gemacht worden. Mehr ist geschehen in der Honigbereitung. Schon seit Jahren sind in Haifa und Sarona gute Erfolge in der Bienenzucht erzielt worden; jetzt haben die Herren Baldensperger transportable Bienenstöcke angeschafft, die zur Blüthezeit entsprechender Pflanzen an die betreffenden Orte gebracht werden und einen ausgezeichneten Honig in Menge liefern. Fast das ganze Jahr hindurch giebt es dort blühende Gewächse, unter denen Orangen, Sesam und Kaktusfeigen besonders in Betracht kommen; jede dieser Blüthen liefert einen durch besonderes Aroma ausgezeichneten Honig. Auch ist die Quantität, welche bei gehörigem Betriebe gewonnen wird, wirklich erstaunenswerth; es hat deshalb bereits ein Export von Honig begonnen, der schöne Aussichten eröffnet.

— A. Sibirjakow schreibt der „Oestlichen Rundschau“ (Nr. 30): Auf der kürzlich vom Generalstabe herausgegebenen Karte von Russisch-Asien in 8 Blatt sind — wie auf früheren Karten — zu beiden Seiten des Vorgebirges Mate-Sale (östlich von der Jenisei-Mündung) zwei große Busen gezeichnet; der westliche, in welchen sich der Fluß Gyda ergießt, ist Gydojamo genannt, der östliche, der Jenisei-Mündung nähere, ist ohne Bezeichnung geblieben. Mit Rücksicht auf den Umstand, daß in der Bucht Gydojamo oder Gydansk mein Dampfer „Oskar Dikson“ überwinterte, und daß dahin von Obdorsk ein Transport mit Proviant und von Dudinka (am unteren Jenisei) ein Transport mit Kohlen abgefertigt wurde, habe ich Grund Folgendes zu behaupten: Der östliche vom Kap Mate-Sale befindliche Busen, in welchem der Dampfer „Dikson“ unter 72° 12′ nördl. Br. und 77° östl. L. Gr. überwinterte, das ist der Busen, welchen die Samojeden Gydanski nennen; in diesen Busen ergießt sich der Fluß Gyda, nicht in den westlichen. Auf dem Fluß Gyda gelangte im Jahre 1881 ein Kohlentransport aus Dudinka zum Dampfer. Daß dieser Busen, in welchen der Fluß Gyda einmündet, gleichzeitig der Mündung des Jenisei sehr nahe ist, beweist die Fahrt des Kapitäns Nilson vom Dampfer „Dikson“. Derselbe fuhr in einem Boote vom Orte, wo der Dampfer strandete, nahe bei dem Winterlager, nach Sopotschnaja Karga, welches jenseits der Mündung des Jenisei liegt, und weiter stromaufwärts in den Jenisei hinein.

— Vor einiger Zeit ging durch die Zeitungen ein Gerücht, nach welchem die Chinesen, durch die Nachgiebigkeit der russischen Regierung in der Kuldschaschen Angelegenheit veranlaßt worden wären, auch den Possiet-Busen von Rußland zu verlangen. Im Hinblick hierauf ist es nicht ohne Interesse, sich mit der fraglichen Lokalität näher bekannt zu machen. Am Possiet-Busen liegen zwei russische Ortschaften: der Posten Nowgorodski und die Ansiedelung Nowokiewskoje. Beide sind vorwiegend militärisch; nur ein kleiner Bruchtheil der Bevölkerung besteht aus Civilpersonen, Beamten, Kaufleuten. Noch vor einigen Jahren war an der Stelle des heutigen Nowokiewskoje nur nackte Steppe, heute wächst der Ort nicht täglich, man möchte sagen stündlich. Der Possiet-Busen zerfällt in zwei kleinere Buchten: die Nowgorodsche und die Expeditionsbucht. Auf die Geräumigkeit und Bequemlichkeit des Possiet-Hafens kann man daraus schließen, daß im vorigen Jahre ein englisches, aus 10 Schiffen bestehendes Geschwader, ohne im Geringsten beengt zu sein, daselbst Anker geworfen hatte; auch sehr tiefgehende Fahrzeuge

Digitized by Google

können nahe an das Ufer herankommen. Das Ausladen der Schiffe ist sehr bequem, da der Wellenschlag nur unbedeutend. Die Bucht friert höchstens zwei Monate zu und niemals völlig, so daß die Schiffahrt das ganze Jahr möglich ist. Ohne große Mühe könnte die Bucht derart befestigt werden, daß sie für feindliche Schiffe uneinnehmbar wäre.

Der Erdboden des Küstenlandes ist fruchtbar. Die benachbarten Mansen (Chinesen) und Koreaner bauen mit Erfolg Hafer, Tschumis (eine Art Hirse), Mais und allerlei Gemüse. Leider fehlt es noch an russischen Ansiedlern, denen es hier sehr gut gehen würde. — Wälder sind etwas weit und im Nowgorodski-Posten ist wenig Wasser vorhanden. Dagegen sind in nächster Nähe Kohlenlager, welche bereits in sehr primitiver Weise ausgebeutet werden; auch Eisenerz wird daselbst gefunden. — Gegenwärtig liegt ein beträchtliches Kontingent an Militär in jenen beiden Ortschaften, doch ist ein Kriegsschiff bis jetzt noch nicht daselbst stationirt, was, wie es scheint, ganz unerläßlich ist. Aber ein an gewissen Komfort gewöhnter Mensch begegnet hier großen Schwierigkeiten, um zu leben: Entbehrungen, Unbequemlichkeiten und Unannehmlichkeiten auf jedem Schritt. Vor allem sind die Wohnungen überaus schlecht; es existiren nur einfache Lehmhütten (Fansen), welche von den Bewohnern freilich mit Stolz als Häuser bezeichnet werden. Im Sommer ist es in diesen Hütten unerträglich heiß, im Winter so kalt, daß Nachts das Wasser im Glase zu Eis wird. Sonst fehlt alles, es existiren keine Gasthäuser, kein Klub, kein Lokal zum Zeitungslesen, nur einige Verkaufsläden, in welchen getaufte Juden Handel treiben — das ist alles! („Sibir." 1884, Nr. 30.)

— Die in Lahore erscheinende „Civil and Military Gazette" veröffentlicht einen Brief des unternehmenden Kaufmanns Dalgleish, welcher wiederum nach Jarkand vorgedrungen ist (vergl. „Globus", Bd. 45, S. 223). Er wurde dort sowohl von dem chinesischen Amban als von den niedrigeren Beamten und dem Volke sehr herzlich empfangen, fand aber die Aussichten für den Handel schlecht, da der Markt mit russischen Waaren überfüllt ist. Er glaubt, daß der englische Handel mit Chinesisch Turkestan den Schlag, welchen er durch den Vertrag von Kuldscha erhalten hat, nicht lange überleben wird; der russische Konsul Petrowski in Kaschgar thut sein Möglichstes, um den Handel seines Landes zu schützen und zu entwickeln. Dalgleish empfiehlt die Ernennung eines Konsuls durch die indische Regierung als die einzige Möglichkeit, den indischen Handel mit Turkestan zu retten. Den Zustand des Landes fand er ruhig; die Chinesen waren sehr bemüht, die Stadt Jarkand zu heben und zu verbessern.

— In den letzten Jahren hat die Ausfuhr von Thee und Seide aus China enorm abgenommen. In der Saison 1880—1881 erreichte die Theeausfuhr mit 174 514 000 Pfund ihr Maximum; während sie 1860—1861 nur 90 066 000 Pfund betrug, erreichte sie im letzten Jahre 151 140 000 Pfund, also 23 374 000 Pfund weniger, als 1880—1881. Noch größer ist jedoch der Rückgang in der Seidenausfuhr, welche 1861—1862 mit 79 199 Ballen ihren höchsten Stand erreichte und im letzten Jahre auf 17 869 Ballen sank. Folgendes sind die Ziffern für den Export der letzten sechs Jahre:

	Thee (in Tausenden von Pfund)	Seide (in Ballen)
1878—1879	164 435	26 857
1879—1880	160 686	31 978
1880—1881	174 514	27 429
1881—1882	163 845	22 891
1882—1883	149 101	23 083
1883—1884	151 140	17 869

— Unter dem Titel „Japanische Theegeschichten" veröffentlicht F. A. Junker von Langegg (Wien, Carl Gerold's Sohn 1884, Preis 4 Gulden) einen ersten Cyklus von Volks- und geschichtlichen Sagen, Legenden und Märchen der Japanen, wie solche bei den beliebten, unseren ästhetischen Thees entsprechenden Theegesellschaften von bezahlten öffentlichen Erzählern vorgetragen werden. Der Gastgeber miethet zu einer solchen Gesellschaft gewöhnlich in einem, an einem schönen Aussichtspunkte belegenen Theehause eine Räumlichkeit, welche durch Ausheben der vorderen Papierfensterwände in eine nach der Landschaft offene Loge verwandelt wird und läßt in derselben seine Kunstschätze, wie Wandschirme, Hängebilder, Bronze, Lackgegenstände und Porcellan aufstellen, deren Bilderschmuck, welcher beinahe ausschließlich der vaterländischen Sagen- und Märchenwelt entnommen ist, den Stoff der zu erzählenden Theegeschichten bietet. Dreißig derselben erzählt der Verfasser in seinem Buche nach, wie er sie während eines vieljährigen Aufenthaltes in Japan gehört hat; doch hält er sich nicht streng an die Originale, so daß seine Sammlung weniger für den wissenschaftlichen Sammler und Bearbeiter von folk-lore bestimmt ist, als für einen größeren Leserkreis und namentlich auch für den Freund japanischer Kunstgegenstände. Er flicht den Märchen Beschreibungen von Volkssitten und Gebräuchen des Alltagslebens, der öffentlichen und Familienfestlichkeiten, Schilderungen berühmter Gegenden und Oertlichkeiten ein, die als den Eingeborenen wohlbekannt in den Originalen nicht vorkommen. Doch sucht er in Ausdruck und Satzwendung dem naiven Volkstone stets treu zu bleiben. Der Leser dieser Erzählungen wird bei Betrachtung japanischer Kunstsammlungen die bekannten Märchengestalten vielfach wiedererkennen und zum Verständniß und zur Deutung des Bilderschmuckes auf Schirmen, Fächern, Bronzen, Porcellanen, Lackgegenständen u. s. w. wird das Buch vielfach beitragen.

— Ueber die zu Ende des vergangenen Jahres durch Dr. B. Hagen in das Gebiet der Batta's unternommene Reise bringt der im September veröffentlichte Kolonialbericht folgende Mittheilung:

Für diese Reise war ihm von der Regierung eine Beihilfe von 500 Dollars gewährt worden. In Folge von Unwohlsein, Amtsgeschäften, epidemischen Krankheiten in den Gegenden, die er besuchen wollte, und des Aufstandes des Singa Mangaradscha konnte er erst im December 1883 seine Reise antreten, wobei er von sieben Batta's und fünf Malaien begleitet wurde. Nachdem er Serdang fünf Tage verlassen hatte, erreichte er Nagasaribu am nördlichen Ufer des Toba-Meeres, wo der Radschah ihn sehr gut empfing. Während vierzehn Tagen machte er von dort aus verschiedene Reisen. Seinen Plan, die östlichen und südlichen Ufer des Meeres zu Wasser zu besuchen, mußte er aufgeben, da die Bevölkerung, wie es schien aus Furcht, sich weigerte ihm ein Fahrzeug zu besorgen. Er verfolgte daher seine Reise über Land nach Süden, längs des östlichen Ufers des Sees, erst durch das Gebiet der Orang Timor und dann durch das der Orang Raia. Die zuletzt genannten, die Dr. Hagen als sehr wilde und blutdürstige Anthropophagen beschreibt, nahmen bald eine so drohende Haltung an, daß er, nachdem er sich den Missionsstationen am südlichen Ufer auf drei bis vier geographische Meilen genähert hatte, sich zum Rückzug gezwungen sah.

Dr. Hagen hat seine Sammlungen, bestehend aus Schmetterlingen, Käfern, Pflanzen, Steinen und ethnographischen Gegenständen, der indischen Regierung zur Verfügung gestellt, welche dieselben theils dem Museum zu Leiden, theils dem botanischen Garten zu Buitenzorg und der Sammlung des Bergwesens überwiesen hat. Die ethnographischen Sammlungen sind dem Bataviaasch Genootschap übergeben, um dasjenige für das Museum auszuwählen, was demselben wünschenswerth vorkommt; der Rest soll dem Museum zu Leiden zugeschickt werden. Der Bericht über seine Reisen und die dazu gehörigen Karten wurden noch durch Dr. Hagen bearbeitet und sollen seiner Zeit der Regierung zugehen.

Dr. Hagen hat sich bereit erklärt, weitere wissenschaftliche Reisen in dem Gebiete der Batta gegen eine entsprechende

Digitized by Google

Entschädigung zu unternehmen, und die Regierung ist dem principiell durchaus nicht abgeneigt.

Afrika.

— Major Serpa Pinto, bekannt durch seine Reise durch das südliche Afrika, unternimmt in nächster Zeit eine Expedition von Mozambique nach dem Njassa- und Tanganjika-See und dem obern Congo. Seine Begleitung wird außer einem portugiesischen Marinelieutenant und einem englischen Photographen aus 250 Trägern und 100 Bewaffneten bestehen, die in Inhambane angeworben werden.

— Mitte Oktober verläßt eine neue belgische Expedition, bestehend aus Lieutenant Becker als Leiter und vier anderen Militärs (Durutte, Dubois, Dhanis und Molleur) Brüssel, um über Zanzibar und Tabora sich nach Karema, der bekannten Station am Tanganjika-See, zu begeben, wo sie zunächst den dort befehligenden Hauptmann Storms ablöst. Dann setzt Lieutenant Becker auf das Westufer des Sees über nach der Station Mommvara, wo wiederum einer seiner Begleiter bleibt, und zieht ungefähr auf den schon von Livingstone, Cameron und Stanley zurückgelegten Wegen durch das Land der Manjema nach Njangwe am Congo, um dort eine Station zu errichten; dieselbe wird nicht ganz 500 km von derjenigen entfernt sein, welche Stanley im December 1883 an den seinen Namen tragenden Fällen des Congo gründete. Es wird dann nicht mehr viel dazu gehören, um jene Kette von 35 bis 40 Stationen zu schließen, welche nach dem Plane der Brüsseler Konferenz vom Jahre 1876 quer durch ganz Afrika angelegt werden sollte. Die neue Expedition nimmt zwei kleine Wagen von neuer Bauart mit sich, von deren Einführung man eine günstige Lösung der schwierigen Transportfrage erhofft; ähnliche Gefährte, Wagen zugleich und Boote, luft- und wasserdicht, sind mit Erfolg bereits bei dem Bau der Eisenbahn von Bakel nach Bafulabe am Senegal benutzt worden. Jedes hat eine Ladefähigkeit von einer Tonne oder 1040 kg und kann von acht bis zehn Menschen gezogen werden, während zum Fortschaffen einer Tonne durch Träger mindestens 35 bis 40 Mann erforderlich sind. Auch für den untern Congo sind sechs solcher Wagen bei dem Erbauer, Lefèvre in Paris, bestellt worden, um auf der Straße längs der Livingstone-Fälle Verwendung zu finden.

— Am 5. September hat die deutsche Korvette „Leipzig" in Porto Seguro (unweit westlich von Klein-Popo) die deutsche Flagge gehißt und der dortige „König" Mensah sich unter deutschen Schutz gestellt.

— Der durch seine Reise in Aegypten bekannte Züricher Zoologe, Professor Dr. C. Keller, wird mit Unterstützung der schweizerischen Gesellschaft für Geographie eine Reise nach Madagascar unternehmen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Kapitän Williams, welcher an der Küste von Neu-Guinea bei Brisbow Island in 9° 8′ südl. Br. und 143° 12′ östlich von Greenwich Perlfischerei betreibt, hat, wie er meldet, im Juli dieses Jahres einen bedeutenden Fluß entdeckt, welcher sich 32 km westlich von dem in 8° 33′ südl. Br. und 43° 15′ östlich von Gr. mündenden Fly R. ins Meer ergießt. Er ist auf 64 km für Schiffe mit einem Tiefgang bis 14 engl. Fuß oder 4,27 m fahrbar, hat eine Breite von 400 m und einen felsigen Boden. An seinen niedrigen Ufern wächst die Sagopalme in sehr großer Menge. Die Eingeborenen in den Dörfern waren durchweg freundlich und sagten aus, daß sie nie zuvor weiße Menschen gesehen hätten. Ihre Waffen bestanden in Bogen und Pfeilen.

— Der Botaniker und Mineralog Edelfelt beabsichtigt mit Anderen vom Port Moresby aus eine Forschungsreise nach Mount Owen Stanley auf Neu-Guinea in 8° 50′ südl. Br. und 139° 20′ östlich von Gr. Der hohe Gipfel dieses Gebirges wurde bisher noch nicht erstiegen und die dortige Thier- und Pflanzenwelt ist zur Zeit unbekannt.

— Wie aus Batavia berichtet wird, soll Dr. Hagen, der durch seine Reisen und Forschungen in dem Lande der Battas bekannt ist (vergl. vorige Seite), mit Unterstützung der Regierung eine Forschungsreise nach Neu-Guinea unternehmen. Bekanntlich bringt die niederländische Regierung seit einigen Jahren jährlich 10000 Gulden für wissenschaftliche Reisen auf das Budget, ohne daß dieselben bis jetzt Verwendung gefunden hätten.

Nordamerika.

— Zufolge der Botschaft des Präsidenten der mexikanischen Republik an den gesetzgebenden Körper (1. April 1884) umfaßt das mexikanische Eisenbahnnetz, ungerechnet die städtischen Bahnen, schon 5645 km. An derselben Stelle wurde mitgetheilt, daß die geographischen Erforschungskommissionen 24 weitere Blätter der Generalkarte der Republik vollendet haben, welche die Staaten Puebla, Tlascala und Morelos und Theile von Veracruz, Hidalgo, Tamaulipas und San Luiz Potosi umfassen. Diese Sektionen sollten alsbald in der militärphotographischen Anstalt reproducirt werden. Es ist dies die erste Nachricht, welche wir über die erfreuliche Thatsache der Herstellung einer Generalkarte von Mexiko finden.

Südamerika.

— In der Sitzung der Hamburger Geographischen Gesellschaft am 2. Oktober 1884 gab Dr. W. Sievers einen kurzen Ueberblick einer beabsichtigten einjährigen Erforschungsreise in die Cordilleren von Mérida in Venezuela. Die bisherige geographische Forschung hat diesen Theil des Landes noch nicht berührt. Alexander von Humboldt hat den östlichen Theil von Cumaná bis Caracas, die Llanos von Caracas und Calabozo und das Gebiet des obern Orinoco durchzogen, die Cordillere von Mérida berührte er nicht. Auch die Arbeiten der späteren Reisenden, und das sonst grundlegende treffliche Werk des Italieners Codazzi berühren diesen Punkt nicht; es ist also eine ebenso lohnende als nothwendig auszuführende Aufgabe, welche sich Dr. Sievers gestellt hat. Er wird das Gebirge hauptsächlich geologisch durchforschen und nebenbei möglichst viele Höhenmessungen anstellen.

Inhalt: Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien. XVII. (Mit fünf Abbildungen.) — Die Sekte der Senussia. II. (Schluß.) — Die Ziffer der Bevölkerung Chinas. — Spiridion Gopčević: Streifzüge in Portugal. I. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 12. Oktober 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XVIII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Das letzte von allen Denkmälern der Nakſch-i-Rustam-Gruppe und vielleicht auch das interessanteste derselben liegt südlich von den Felsengräbern und besteht aus zwei neben einander befindlichen und aus dem lebenden Felsen gehauenen Feueraltären. Dieselben stellen eine viereckige Tafel vor, welche von vier Bogen getragen wird; die Säulen, auf denen diese Bogen ruhen, bilden zugleich die Ecken der Altäre. Oben schließen dieselben mit einer Reihe dreieckiger Zinnen ab. Alle Ornamente sind barbarisch, roh ausgeführt und Produkte einer Kunst, welche viel weniger entwickelt und deshalb auch älter ist als diejenige, welche die Kyros-Denkmäler geschaffen hat. Die religiösen Erinnerungen und Traditionen, welche sich an diese alten Feueraltäre knüpften, veranlaßten wahrscheinlich den König Darius, sein Grabmal in der nahen Felswand anzulegen und dieselben Beweggründe führten dazu, daß ebendaselbst die Sassanidenfürsten, die ja in allem und jedem an die alte und ruhmreiche Zeit des reinen echten Perserthums anzuknüpfen suchten, ihre Thaten in Reliefs darstellten. Zu allen Zeiten haben die Anhänger der Zoroastrischen Lehre die beiden Feueraltäre von Nakſch-i-Rustam aufgesucht und noch heutigen Tages kommen zahlreiche Parsis, denen doch sonst die Erinnerung an ihre glorreiche Vergangenheit fast entschwunden ist, aus Indien gewallfahrtet und besuchen die beiden Altäre und jenen zur vorläufigen Beisetzung der Königsleichen bestimmten Thurm, der im Lande als „Kaaba der Gebern" bekannt ist.

Wir müssen an dieser Stelle wiederum auf eine Ansicht des Dr. F. Stolze aufmerksam machen, welche mit der herkömmlichen Anschauung und auch mit derjenigen Dieulafoy's in Widerspruch steht, aber doch viel für sich hat. Er sucht nämlich (Verhandl. der Ges. f. Erdk. zu Berlin, 1883, S. 256 ff.) in der Nähe von Nakſch-i-Rustam und nicht bei Tacht-i-Dschamschid, wie es gewöhnlich geschieht, die von Alexander dem Großen verbrannte Königsburg von Persepolis. Von derselben besitzen wir eine einzige Beschreibung bei Diodor und danach lag sie unweit des Grabes des Darius, nur vier Plethren (400 griechische Fuß) davon entfernt. Dieses aber befand sich, wie wir aus den früher mitgetheilten Beschreibungen des Diodor und Ktesias wissen, in einer unzugänglichen schroffen Felswand und war nur erreichbar, wenn man sich mit Stricken hinaufziehen ließ; die bei Tacht-i-Dschamschid befindlichen Felsengräber jedoch können bequem zu Pferde erreicht werden. Schon dieser Umstand verbietet, die Königsburg bei Tacht-i-Dschamschid zu suchen, ganz abgesehen davon, daß das Dariusgrab inschriftlich bei Nakſch-i-Rustam sichergestellt ist.

Dazu kommt ein zweiter Grund, auf welchen Dr. Andreas, Stolze's Reisebegleiter, hingewiesen hat: es widerspricht nämlich den religiösen Anschauungen der Perser und allen Grundsätzen ihrer Leichenbestattung, die eigentlichen Wohngebäude im direkten Anblicke von Gräbern zu errichten. Das wäre aber bei Tacht-i-Dschamschid der

Digitized by Google

Fall gewesen, bei Nakſch-i-Rustam aber nicht. Der Berg nämlich, an und in deſſen nach Süden und dem Pulvarrud gerichteten ſteilen Abfalle die Gräber von Nakſch-i-Rustam ſich befinden, biegt gleich darauf nach Norden um und verläuft dort in ſanftem, gegen Weſten geſenktem Abfalle in die Ebene. Hier an dieſer Stelle etwa muß nach Stolze die von Alexander zerſtörte Königsburg gelegen haben mit ihrer dreifachen Mauer, 16, 32 und 60 Ellen hoch, ihren ehernen Thoren und eiſernen Paliſſaden. Daß ſich dort keine Reſte erhalten haben, ſpricht nicht dagegen; denn wie man an den Reliefs nachweiſen kann, hat ſich bei Nakſch-i-Rustam ſchon ſeit der Saſſanidenzeit (226 bis 636 nach Chr.) eine Schuttanhäufung von mindeſtens $2^1/_2$ m Höhe gebildet, welche ſehr leicht umfangreiche Trümmer bergen kann. Aber ſelbſt wenn ſpätere Ausgrabungen nichts zu Tage fördern ſollten, ſo wäre das kein Gegenbeweis. Denn man weiß nur allzu wohl, wie noch heute in Perſien und im ganzen Oriente verfallene Gebäude ſo lange als Steinbrüche benutzt werden, bis ſie völlig vom Erdboden verſchwinden. Da nun hier nach dem Falle der Achämeniden-Dynaſtie bis zur Eroberung des Landes durch die Araber die blühende Stadt Iſtachr in der unmittelbarſten Nähe, ja vielleicht zeitweiſe auf demſelben Boden ſich befand, ſo würde nichts natürlicher ſein, als wenn auch die letzten Spuren der Burg verſchwunden wären.

Die Feueraltäre von Nakſch-i-Rustam.

Seine auf die Lage der Königsburg zu Perſepolis bezüglichen Ausführungen ſchließt Dr. Stolze folgendermaßen. „Ich muß — ſagt er — hier noch dem Einwande begegnen, daß man, wenn die Königsburg bei Nakſch-i-Rustam gelegen ſei, nicht wiſſe, welchen Zweck denn eigentlich Tacht-i-Dſchamſchid habe. Nun hatte Dr. Andreas ſchon in Abuſchehr mir ſeine Zweifel mitgetheilt, die ihm beſonders auch nach ſeinen ſorgfältigen Unterſuchungen der Sitten und Gebräuche der Parſis in Puna darüber aufgeſtoßen waren, ob die Baulichkeiten in Tacht-i-Dſchamſchid jemals eigentlichen Wohnzwecken gedient hätten. Er ſprach ſeine Anſicht dahin aus, daß es den religiöſen Anſchauungen durchaus zuwiderlaufe, Wohnſtätten ſo in nächſter Nähe, im Anblick von Gräbern aufzuſchlagen. Nach ſeiner Anſicht ſeien die Gebäude in Tacht-i-Dſchamſchid feierlichen, mit dem Kultus in enger Verbindung ſtehenden Handlungen gewidmet geweſen, wie z. B. dem Nôrûs-Feſt, mit dem ein Ahnenkultus verbunden war, der Krönungsfeier u. ſ. w. Dieſe Anſicht nun erfährt eine überraſchende Beſtätigung durch die obigen Auseinanderſetzungen. Man hat in Tacht-i-Dſchamſchid eben nicht die eigentliche Königsburg, ſondern einen Komplex von Gebäuden für feierliche Gelegenheiten zu ſuchen, der eben deshalb auch abſeits von der Stadt und vom großen Wege gelegen war, während das eigentliche Schloß naturgemäß ſich dicht bei derſelben befand."

Ehe die Reiſenden, zu deren Berichte wir jetzt zurückkehren, von dem verfallenen Tſchapar-chane aus die nahe Trümmerſtätte von Tacht-i-Dſchamſchid beſuchen konnten, wurden ſie durch die nächtliche Muskitoplage und das Aus-

Digitized by Google

Gesammtansicht von Tacht-i-Dschamschid.

Digitized by Google

gehen der Lebensmittel gezwungen, in dem etwas entfernteren Dorfe Kenara eine bessere Unterkunft zu suchen und sie fanden dieselbe in dem Bala-chane (Oberstube) eines wohlhabenden Bauern. Freilich mußten sie hier andere Uebelstände in den Kauf nehmen: um die Ruinen oder das Quartier zu erreichen, war Morgens und Abends ein längerer Ritt nöthig und bei ihren Mahlzeiten und photographischen Arbeiten, welche sie auf der Terrasse vornahmen, hatten sie stets eine Menge von Zuschauern, indem sich auf allen Dächern der Nachbarschaft die Weiber, alte und junge, drängten. Seit Mader-i-Soleiman hat sich der Typus der Bevölkerung geändert: hier giebt es junge Frauen von schlankem Wuchse und blauen Augen, und zum ersten Male während ihrer Reise sahen Dieulafoy's blonde, weiche Haare, eine Erscheinung, welche nach Angabe der Eingeborenen nach Süden hin immer mehr

Geflügelte Stiere von der Thorhalle des Xerxes.

zunehmen soll. Im Großen und Ganzen wird der Typus der Bevölkerung, wenn man in dieser Richtung vorwärts dringt, schöner; doch sind von dieser Regel die alten Frauen ausgenommen, welche, wie im ganzen Orient, widerwärtig häßlich und in den Dörfern Farsistans obendrein noch von großer Schmutzigkeit sind. Ihre Haare kämmen sie fast nie; nur selten waschen sie sich und ihre Kleider tragen sie, ohne sie zu reinigen, bis sie ihnen in Fetzen vom Leibe fallen. Zudem tragen sie weiter nichts als einen Kattunrock, der unterhalb des Bauches festgebunden wird und kaum bis zu den Knien reicht, und ein vorn weit offenstehendes Hemde, welches den Bauch nicht mehr bedeckt. Während also Brust, Bauch und Unterschenkel nackt bleiben, wird der Kopf dick mit schmutzigen Tüchern und Lappen umwickelt. Die Kinder werden vor dem dritten Jahre nicht gewaschen, weil das für ungesund gilt; auch sie gehen, selbst im Winter, vollständig nackt, nur den Kopf ausgenommen, der ihnen gleichfalls mit einer schweren Last

Digitized by Google

Südlicher Portikus der Säulenhalle Tschihil-Minar.

Digitized by Google

von Lumpen, Glasperlen und Amuletten behängt wird. Nimmt man dazu die Sitte, Neugeborenen am dritten Tage zur Ader zu lassen, um ihnen das unreine Blut der Mutter zu entziehen, die Gewohnheit, sie sofort mit wässerigen Früchten zu füttern, zu warten, bis der Schmutz sich in langen Fladen von den kleinen Körpern loslöst und daß der Eiter, der sich rings um ihre Augen bildet, von Fliegen beseitigt wird — so wird man sich nicht wundern, wenn sich jede Mutter für gottbegnadet hält, wenn sie von einem Dutzend Kinder, das sie zur Welt gebracht hat, drei oder vier am Leben erhält.

Nun zurück zu Tacht-i-Dschamschid. Nordöstlich vom Dorfe Kenara und der Ebene Merwdescht erhebt sich das Gebirge Rahmed, von dessen Fuße nach Westsüdwest ein 9 bis 12 m hoher Felsen vorspringt, der die Terrasse mit ihren Prachtbauten trägt. Der aus gewaltigen Blöcken schwärzlichen Marmors sorgfältig gefügte Unterbau erinnert durchaus an die Plattform von Mader-i-Soliman und ist gewiß nach deren Vorbild erbaut worden; sein Umfang ist nicht regelmäßig viereckig, sondern vielfach durch ein- und ausspringende Winkel gezackt und seine Oberfläche nicht wagerecht. Vielmehr steigt dieselbe von Norden nach Süden und senkt sich dann nahe dem Südrande wieder ganz bedeutend, so daß die darauf errichteten Bauwerke in drei verschiedenen Höhenstufen liegen. An der nordwestlichen Ecke führt eine prächtige Doppeltreppe von 106 so niedrigen Stufen, daß man dieselben bequem hinauf- oder hinabreiten kann, von der Ebene auf die Terrasse hinauf. Jede Treppenflucht ist so breit, daß sie von zehn Menschen neben einander bequem benutzt werden kann und besteht aus lauter kolossalen, gut gefügten und polirten schwarzen Marmorblöcken. Oben angelangt, befindet man sich zwei gewaltigen Stieren gegenüber, denen auf der entgegengesetzten Seite dieser quadratischen Vorhalle zwei andere geflügelte Stiere mit menschlichem Antlitze entsprechen; sie haben fast die vierfache Höhe eines erwachsenen Menschen und bilden die Pfosten des Ein- und Ausgangsthores des Bauwerkes, welches der, über den Flügeln in drei Sprachen eingehauenen Keilinschrift zufolge von König Xerxes (485 bis 465) errichtet worden ist. „Ich bin Xerxes, der Großkönig, — heißt es da — der König der Könige, der König reich bevölkerter Länder, der Herrscher dieses weiten Reiches, der fern und nah befiehlt. Ich bin der Sohn des Darius, der achämenidische König. Xerxes, der Großkönig, sagt: Diese Säulenhalle, genannt Visadahju (d. h. von wo man alle Länder überschaut) habe ich erbaut, wie auch viele andere Denkmäler, welche ich in diesem Parsa erbaut habe; ich habe sie erbaut, wie mein Vater sie erbaut hat und dieses prächtige Werk und alle diese herrlichen Bauten, wir haben sie errichtet durch die Gnade des Ahuramazda“ u. s. w.

Die phantastischen Stiere gleichen denen von Ninive (das 605 v. Chr. in Trümmer sank), übertreffen sie aber an Schönheit und Größe; so sind z. B. die Beine gut modellirt, die Flügelspitzen elegant nach oben gebogen und es fehlt ihnen der fünfte Fuß, den die assyrischen Bildhauer ihren Geschöpfen verliehen. Auf dem Haupte tragen sie die königliche Tiara der altchaldäischen Fürsten; vorn an derselben sind sechs Hörner angebracht, das Abzeichen ihres göttlichen Charakters.

Hat man diese Vorhalle durchschritten und wendet sich nach Süden, so ersteigt man eine gleichfalls von Xerxes erbaute marmorne vierflüchtige Treppe und erreicht eine circa $2^1/_2$ m höher gelegene Terrasse, welche einst eine auf 36 schwarzen Marmorsäulen ruhende und auf drei Seiten von je einem Portikus umgebene Halle trug. Als Carsten Niebuhr vor etwa 120 Jahren Persepolis untersuchte, standen von den im Ganzen einst vorhandenen 72 Säulen noch 17 aufrecht, deren Zahl jetzt sich auf 13 vermindert hat. Von denselben hatte die Ruine den Namen Tschihil Minar (die vierzig Thürme) erhalten, eine Bezeichnung, welche neuerdings Dr. Stolze nicht mehr gehört hat; heute nennen die Perser sie stets „Tacht-i-Dschemschid.“

Die Kapitelle der Säulen bestanden aus den zusammenstoßenden Vorderleibern zweier Stiere; auf diesen ruhte eine hölzerne Decke. Die Perser nämlich, welche seit der Zeit des Kyros sehr zierliche und elegante Säulen von geringem Durchmesser und großer Höhe anwendeten, konnten dieselben nicht mit schweren Steinarchitraven, wie die Aegypter, belasten. Daß die Decke in der That aus jenem leichteren Materiale bestand, beweisen Stücke verkohlten Cedernholzes, die vor einigen Jahren bei Ausgrabungen gefunden wurden. Ueber der Decke lag noch eine Schicht Erde, um die Hitze der Sonne abzuhalten, welche trotz der hohen Lage von Persepolis (das Dorf Kenara liegt fast 1600 m über dem Meere) hier gewaltige Kraft zu entwickeln vermag.

Die deutsche Nordpolar-Expedition nach dem Cumberland-Sunde.

Von H. Abbes.

I.

Die Expedition, welche die deutsche Reichsregierung zur Unterstützung der internationalen Polarforschung nach dem Cumberland-Sunde entsandte, verließ Hamburg am Morgen des 27. Juni 1882. Der kleine Schoner „Germania“, 1869 gebaut für die zweite deutsche Nordpolar-Expedition, auf welcher er sich unter Kapitän Koldewey's kundiger Leitung als tüchtiger Segler bewährt hatte, war zur Ueberführung der aus 11 Mann bestehenden Expedition bestimmt. Die Ladung des Schiffes bildeten der Proviant und die Kohlen für die Station, zahlreiche Kisten mit den nothwendigen wissenschaftlichen Instrumenten, sowie das Material für den Bau des Stationshauses und zweier Observatorien.

Ruhiges Wetter, abwechselnd mit schwachen und widrigen Winden, verzögerten die Fahrt durch die Nordsee. Erst in der Nacht vom 6. zum 7. Juli passirte das Schiff den Pentland Firth. In den folgenden vierzehn Tagen wurde im Atlantischen Ocean die Strecke von der schottischen Küste bis zur Südspitze Grönlands, dem Kap Farewell, zurückgelegt. Wegen eines heftigen Sturmes, der in diesen Tagen wehte, hielt der Kapitän den Kurs des Schiffes soweit südlich, daß wir das Vorgebirge selbst nicht zu Gesicht bekamen.

Beim Durchschneiden der Davis-Straße begegnete das Schiff zum ersten Male dem nordischen Treibeise. Schon aus weiter Ferne machte sich das Herannahen eines Eis-

Digitized by Google

feldes bemerklich durch dumpfes Brausen, das ununterbrochen die Luft erfüllt und herrührt von dem Branden der Wellen am Eise, von dem Zusammenstoßen und Brechen der Schollen. Noch früher aber als durch dieses Geräusch wurde durch das plötzliche Sinken der Meerestemperatur von 7,2 Grad auf 3,8 Grad die Ankunft des Eises verrathen.

In der Nähe gewährten die schon stark im Schmelzen begriffenen, aber immerhin noch mächtigen Eisstücke dem Auge manche angenehme Unterhaltung und forderten durch ihre wunderbaren Gestalten die Phantasie zu mehr oder minder kühnen Vergleichen mit Thier- und Pflanzenformen heraus. An der Meeresfläche läßt der Reflex des Wassers das blendende Weiß der Schollen in ein glänzendes, durchsichtiges Blau übergehen. Möven hatten einige der Schollen zu ihren Sitzplätzen erwählt, auf anderen ruhten Seehunde, die sich bei der Annäherung des Schiffes eiligst ins Meer begaben. Die dunklen Wasserstraßen zwischen den Schollen belebten kleine Enten, welche nach Nahrung suchend munter im Wasser untertauchten. Die weiße Farbe des Eises rührt her von zahllosen eingeschlossenen Luftbläschen. Eine kleine Scholle, die später behufs Gewinnung von Waschwasser mit vieler Mühe an Bord gebracht wurde, lieferte anfangs brackiges ungenießbares Wasser, der Kern war jedoch vollständig salzfrei, was sowohl am Geschmack als auch am specifischen Gewicht zu bemerken war. Einen Begriff von der Mächtigkeit des polaren Gletschereises erhielten wir in den nächsten Tagen durch mehrere gewaltige Eisberge, die in der Nähe des Schiffes langsam vorübertrieben. Die Höhe eines dieser Riesen schätzten wir auf 200, die Seite des annähernd quadratischen Querschnittes in der Wasseroberfläche auf 600—700 Fuß.

Am 1. August kam Kap Mercy in Sicht, die Südspitze der Insel Cumberland. Dieses Kap präsentirte sich als ein felsiges Massengebirge ohne besonders auffallende Erhebungen. Die Gipfel der Berge zeigten tafelförmige Abdachungen oder rundliche Kuppen. Die dunklen vielfach zerklüfteten Felswände fallen fast lothrecht ins Meer hinab. Zwei kleine öde Felseneilande, die Koburg- und die Leopold-Insel, erheben sich östlich vom Kap aus dem Meere. Ein tiefer Fjord, wegen der dort häufig vorkommenden Eisbären der Bärenfjord genannt, soll sich nach den Angaben der Eskimos, mit denen wir später zusammentrafen, vom Kap Mercy an in nördlicher Richtung tief in das Land hinein erstrecken. Vom Schiffe aus war dieser Wassereinschnitt wahrscheinlich wegen vorgelagerter Inseln nicht zu bemerken. Westlich vom Kap Mercy verschloß eine dichte Eisbarrière den etwa 6—8 Seemeilen breiten Eingang des Cumberland-Sundes. Jenseits desselben erblickte man bei klarem Wetter die westlichen Küsten des Sundes bei Kap Edwards und Harrison-Point als einen niedrigen grauen Streifen am Horizont.

Vorderhand war an weiteres Vordringen in den Cumberland-Sund wegen des Eises nicht zu denken. Der Kapitän hielt das Schiff stets in respektvoller Entfernung südlich von dem mit Ebbe und Fluth aus- und eintreibenden Eisfelde, was um so mehr geboten war, als die vorherrschende Windstille das Manövriren des Schiffes erschwerte. Einige Versuche vorzudringen endigten damit, daß die „Germania“ mit Hilfe eines ins Wasser gelassenen und vorgespannten Bootes wieder zwischen den andrängenden Schollen hinausbugsirt werden mußte. Das Wetter war in dieser Zeit vorwiegend schön, der Himmel klar und wolkenlos, die Sonne spendete wohlthuende Wärme. Ab und an verhüllten plötzlich auftretende dichte Nebel das Land und die weiße schimmernde Eisfläche im Eingange des Sundes.

Die Expedition benutzte die unfreiwillige Muße zu Exkursionen im Boote, bei welchen Gelegenheiten hydrographische und andere Bestimmungen vorgenommen wurden. Meteorologische Beobachtungen waren während der ganzen Dauer der Reise täglich viermal zu festgesetzten Stunden angestellt worden.

Mittlerweile lichtete sich die Zahl der anfangs dicht gedrängten Eisschollen mehr und mehr und, nachdem ein anhaltender Nordost den Rest an die Westseite des Sundes getrieben hatte, zeigte sich am 15. August an der Ostseite eine breite Wasserstraße, durch welche die „Germania“, wenn auch wegen des ruhigen Wetters nur langsam doch ungefährdet in den Cumberland-Sund hineinsegelte. Dieser Meerbusen, der sich in nordwestlicher Richtung vom 64. Grade bis 67. Grade nördl. Br. unter 66 Grad westl. L. Gr. erstreckt, wurde entdeckt und in seinem südlichen Theile zuerst befahren von John Davis in den Jahren 1585 und 1587. In den folgenden Jahrhunderten wurde der Golf wenig beachtet. Allgemein hielt man ihn für eine Straße. Erst im Jahre 1840 durchforschte William Penny den nördlichen Theil des Meeres und stellte den golfartigen Charakter desselben fest. Nach ihm trägt die westliche Küste den Namen Penny-Land. Seit Penny's Entdeckung begannen die Walfischfänger den Sund zu besuchen und später auch dort zu überwintern. In den fünfziger Jahren sollen manchmal sechs bis acht schottische und amerikanische Whaler dort überwintert haben, von denen einige feste Stationen im Lande errichteten, so in Niantilik an der Westseite des Einganges in American Harbour, an der Ostküste und auf Kikkertak, einer Insel etwa in der Mitte der Ostküste.

Die erstgenannten Stationen sind schon seit einigen Jahren aufgegeben; am letzteren Orte befinden sich noch eine schottische und eine amerikanische Niederlassung im Betriebe. Die Station Kikkertak erreichte das Schiff am 17. August. Der Kapitän der „Germania“ begab sich mit einem Theile der Expeditionsmitglieder an Land, um dem Vorsteher der schottischen Station ein Schreiben seines Rheders zu überbringen, wodurch er aufgefordert wurde, der deutschen Expedition beim Aufsuchen eines passenden Landungsplatzes behilflich zu sein. Mr. Jemmy Much, der schottische Kapitän, stellte in Folge dessen seinen Steuermann, Mr. Sandy Hall, nebst zwei Eskimos der Expedition als Lootsen zur Verfügung und überließ ihr außerdem zwei große Whaleboote zur Unterstützung beim Ausschiffen der Ladung.

Die Eingeborenen erregten in ihrer Pelzkleidung natürlicherweise allgemeines Interesse. Der ältere, Noktukkerle (d. i. „der dürftig Einhergehende“) mit Namen, war bei weitem zugänglicher als sein jüngerer Gefährte. Er unterhielt auf Verlangen die Gesellschaft mit Gesang, der allerdings mehr einem heiseren Gekrächze glich, auch spielte er die Handharmonika und tanzte Matrosentänze dazu. Seinem Landsmann Koak (d. i. Gefrorenes) schien dieses Treiben wenig zu gefallen, er ging derweilen ernst auf Deck spazieren und warf ab und an dem Noktukkerle mißbilligende Blicke zu. Wie wir von dem Whaler erfuhren, ist Koak einer der angesehensten und reichsten unter den Eingeborenen, der sich sogar den Luxus zweier Frauen gestattet.

Am 19. August bugsirten zwei Boote die „Germania“ durch den Eingang des Kingawa-Fjordes, des nördlichen Ausläufers des Cumberland-Sundes. Da ein weiteres Vordringen durch den auftretenden widrigen Wind verhindert wurde, hielt es der Kapitän für rathsam, für die folgende Nacht in den offenen Sund zurückzukehren, zumal im vorderen Theile des Fjordes kein sicherer Ankergrund zu finden war. Bei der Rückkehr wurde das Schiff mit

Digitized by Google

großer Gewalt vom Ebbeſtrom gefaßt und durch eine ſchmale Waſſerſtraße geführt, wo es nur durch ſchleuniges Ankerwerfen der Gefahr einer unſanften Berührung mit den zahlreichen blinden Klippen entging, welche dieſen Ausgang für größere Schiffe unpaſſirbar machen. Der folgende Tag war ein Sonntag, das Schiff blieb vor Anker liegen. Das helle und freundliche Wetter geſtattete einen Beſuch der nächſten Felſen und ſo bot ſich Gelegenheit, die Umgegend etwas näher in Augenſchein zu nehmen. Von dem Eingange, den wir am vorhergehenden Tage paſſirt hatten, trennte uns eine niedrige abgerundete Felskuppe. Der Gipfel war glatt abgeſchliffen, wie die Spitzen der meiſten Inſeln und Berge, die wir ſpäter Gelegenheit hatten, zu bemerken.

In den Spalten des arg zerklüfteten Geſteins wuchſen Flechten, Mooſe und ſpärliches Gras. Am Südabhange fanden ſich einige blühende Exemplare von Cochlearia officinalis und Saxifraga oppositifolia. Nach Norden hin erweitert ſich zunächſt der Fjord zu einem weiten von ſteilen Granitfelſen eingefaßten Becken, aus welchem ein ſchmaler Durchgang in den Hauptheil des Fjordes führt, der ſich 25 bis 30 Meilen in das Innere des Landes erſtreckt. Von Schnee oder Eis war auf den umliegenden Bergen, welche die Höhe von 300 m nur an wenigen Punkten zu überſteigen ſchienen, keine Spur zu ſehen. Vereinzelte Eisſchollen trieben mit der Ebbe an uns vorbei in den Sund hinaus. Im Sunde liegen kleine Inſelgruppen und an ſeinem Ufer entlang ziehen ſich ganze Ketten ſolcher Felſeneilande, die in ihrer äußeren Form faſt alle mehr oder minder ſich der halbkugeligen Geſtalt nähern. Auf einigen derſelben bemerkte man hohe Steinhaufen, welche die Eskimos dort errichtet haben als Wegweiſer für ihre Reiſen zu Waſſer. Am 21. Auguſt früh wurden die Anker wieder gelichtet und Abends erreichten wir im nördlichen Ende des Fjordes einen Platz, der alle nothwendigen Bedingungen zum Landen und zur Errichtung der Station bot. Zwiſchen hohen Felſen eingeſchloſſen lag ein freundliches Thal, durch welches ſich ein kleiner Fluß von Nord nach Süd ſchlängelte. Zur Rechten des Fluſſes bildete das Vorland des Felſens eine ebene, mit üppig grünem Mooſe bewachſene Fläche, deren ſteile Sandböſchung nach Oſten zum Fluſſe, nach Süden in eine Bucht des Fjordes hinabfiel. Ein anderer in Vorſchlag gebrachter Platz wurde mit dem Boot aufgeſucht und beſichtigt, erwies ſich aber als ungünſtiger; ſo wurde der erſte nach kurzer Berathung gewählt und alsbald mit dem Löſchen der Ladung begonnen.

Der Bau des Wohnhauſes und der Obſervatorien beſchäftigte zunächſt unausgeſetzt ſämmtliche Mitglieder der Expedition. In den Mittagsſtunden wurden vorläufige Beſtimmungen der magnetiſchen Conſtanten vorgenommen und vom Aſtronomen die Lage des Ortes annähernd beſtimmt. In den nächſten Tagen ſtellten ſich mehrere Eskimofamilien ein, die aus dem nordöſtlichen Ende des Fjordes von der Renthierjagd zurückkehrten. Zwei Männer kamen in Kayaks, den leichten Jagdbooten der Eingeborenen, herangerudert. Sie brachten einen erlegten Seehund zum Verkauf an Bord. Unſer Schotte aß mit ſichtlichem Behagen das Gehirn und ſog die Augen aus. Von dem Fleiſche wurden am Abend einige Stücke wie Beefſteak bereitet und aufgetiſcht, fanden aber nur wenig Liebhaber. Das Fleiſch dieſer Thiere iſt faſt ſchwarz und ſchmeckt ſüßlich thranig und zwar im gebratenen Zuſtande noch mehr als im rohen. Außer dem Seehunde erhielten wir eine Renthierkeule, die bedeutend beſſer mundete. Als Bezahlung bekamen die Eingeborenen Tabak und Schiffsbrot.

Zu ihren Waſſerreiſen bedienen ſich die Eskimos jetzt alter Walfiſchfängerboote, die ſie von den Walern gegen Felle und Thran einhandeln oder als Bezahlung für geleiſtete Dienſte erhalten. Der früher gebräuchliche Umiak aus einem Holzgeſtell mit Ueberzug aus Seehundsfellen iſt dadurch verdrängt worden. In einem Whaleboote hauſen gewöhnlich zwei Familien, Männer, Frauen, Kinder und junge Hunde, mitſammt dem ganzen Hausrathe an Zeltdecken, Stangen, Schlafdecken, Lampen ꝛc.

Die Familien ſiedelten ſich an der linken Seite des Fluſſes zwiſchen hohen Felsblöcken an. Dort war nach wenigen Tagen ein kleines Dorf, beſtehend aus ſieben Zelten, entſtanden. Die männlichen Bewohner meldeten ſich ſofort zur Arbeit und wurden gern angenommen. Sie arbeiteten langſam aber beharrlich und zeigten ſich im Ganzen ſehr intelligent. So verſtanden ſie z. B. bald die Zuſammengehörigkeit der mit gleichen Buchſtaben bezeichneten einzelnen Theile der Gebäude und brachten die Stücke auch ohne Anleitung an den richtigen Platz. Als Entgeld für die Arbeit erhielten ſie Zwiebäcke und Thee nebſt etwas Tabak. Nach Feierabend kamen gewöhnlich die Frauen an Bord. Sie tragen wie die Männer Pelzjacke, Beinkleider und Stiefel; nur befindet ſich an erſterer hinten ein Schurz, der bis auf die Waden reicht. Ihre weite Kapuze dient in herabgeſchlagenem Zuſtande als Aufenthaltsort der Säuglinge, die man im Sommer meiſtens nackend darin herumkrabbeln ſieht. Man kann unter den Eskimofrauen, obgleich ſie im Allgemeinen breite und plumpe Formen haben, doch ſehr wohl hübſche und häßliche unterſcheiden. Einige zeigten ſogar intelligente und anſprechende Geſichtszüge. Nur der allerdings unvermeidliche Thrangeruch wirkt anfangs abſchreckend. An übergroßer Reinlichkeit leiden die Frauen auch nicht. Sie ſind ſehr geſprächig und wenig zurückhaltend gegen Weiße. Uebrigens wollen ſie höflich behandelt ſein, denn als ich gelegentlich einer Frau in lautem und vielleicht etwas rauhem Tone eine Beſtellung machte, wiederholte ſie meine Worte mehrere Male mit ruhiger und ſanfter Stimme und fügte dann lachend hinzu: „So you speak to ladies.“ Dieſelbe Frau hörte zufällig, wie ein Mitglied der Expedition dem Schotten gegenüber die Befürchtung äußerte, die Eskimos möchten ſich an den ohne Bewachung am Strande liegenden Sachen vergreifen. Hierüber aufgebracht, ſagte ſie mehrmals laut: „Inuits (Selbſtbenennung der Eingeborenen) do not steal!“ und war ſchwer wieder zu beruhigen. Mr. Hall gab bei dieſer Gelegenheit die Verſicherung, daß die Eskimos das Eigenthum der Weißen ſtets reſpektiren und ſich ſelten heimlich etwas davon aneignen. Dem Tabaksgenuß huldigen die Frauen ebenſo ſtark wie die Männer. Für geringe Quantitäten, die höchſtens einen Werth von 10 oder 20 Pfennig hatten, lieferten ſie ſehr ſauber gearbeitete Stiefel oder Strümpfe aus weichen Seehunds- oder Renthierfellen. Auch im Handel zeigten ſie große Ehrlichkeit. Bei einer Frau hatte ich ein Beinkleid von Seehundsfellen beſtellt, wie es die Männer tragen, und ihr darauf im Voraus einige Stücke harten Tabak gegeben. Nach mehreren Tagen erkundigte ich mich nach der Arbeit. Sie erwiederte, ſie habe noch nicht die nöthige Anzahl Felle zuſammen. Der Schotte, welcher uns als Dolmetſcher diente, machte ihr Vorwürfe darüber, daß ſie unter ſolchen Umſtänden Vorausbezahlung angenommen habe. Ohne langes Beſinnen ging die Frau auf ihren in der Nähe ſtehenden Mann zu und nöthigte denſelben mit heftigen Reden und Geſtikulationen, trotz anfänglichen Widerſpruchs ſeine Unausſprechlichen auszuziehen, die ſie mir dann überreichen wollte.

Bei einer Familie befand sich ein kranker Knabe von etwa 14 Jahren. Die Mutter konsultirte den Arzt der Expedition. Ich fuhr als Dolmetsch mit hinüber zur Ansiedelung. Das Kind lag außerhalb des Zeltes auf einem Renthierfelle. Die Mutter und ein Eskimo trugen es auf dem Felle in das Innere des Zeltes, wo der Arzt die Untersuchung vornahm. Am linken Knie hatte sich in Folge einer Verletzung beim Fallen eine eiterige Gelenkentzündung gebildet, die allem Anschein nach schon alt war. Das rechte Bein war bis auf den Knochen abgemagert. Bei dem stark skrophulösen und schwächlichen Knaben schien dem Arzt eine Operation gefährlich. Er begnügte sich deshalb damit, ihm etwas Morphium zur Linderung der Schmerzen zu verabreichen und ließ ihm Krücken anfertigen, damit er sich bewegen könne.

Am 5. September war das Wohnhaus soweit vollendet, daß es bezogen werden konnte. Zwei Tage darauf verließ uns die „Germania" mit den letzten Briefen und Grüßen in die Heimath. Mr. Hall und die Eskimos, bis auf einen, den wir für die Station dauernd engagirt hatten, fuhren mit dem Schiffe hinunter bis Kikkertak, woselbst sie ihren ständigen Winteraufenthalt haben. Mit der Fertigstellung des Observatoriums für die erdmagnetischen Variationsapparate und der Justirung der Instrumente begannen am 15. September die regelmäßigen Beobachtungsarbeiten der Station, die von diesem Datum an ununterbrochen bis zum 1. September 1883 durchgeführt wurden, gemäß dem Programm der internationalen Polarforschung. Im Wesentlichen bestanden die Beobachtungen in stündlichen Bestimmungen der Temperatur, des Luftdrucks, der Luftfeuchtigkeit, der Windrichtung und Stärke der Bildung und Zugrichtung der Wolken ꝛc. Daneben wurden ebenfalls stündlich die Aenderungen der Deklination, Inklination und Intensität des Erdmagnetismus aufgezeichnet.

Die absoluten Werthe der letzteren drei Größen wurden monatlich zweimal und die Konstanten der magnetischen Variationsinstrumente im Ganzen dreimal bestimmt. Am 1. und 15. jedes Monats mußten während 23 Stunden die Variationsinstrumente von 5 zu 5 Minuten und eine Stunde lang von 20 zu 20 Sekunden abgelesen werden. Auffällige Schwankungen des Erdmagnetismus zuweilen in Verbindung mit dem Erscheinen des Polarlichtes erforderten gleichfalls ein häufigeres Beobachten der Instrumente. Astronomische und geodätische Arbeiten, Polarlicht- und Erdstrombeobachtungen u. s. w. ergänzten das Arbeitspensum der Expedition.

Vollständig eingerichtet war die Station erst im Oktober. Westlich und östlich vom Wohnhause erhoben sich das Variations- und das astronomische Observatorium, letzteres zum großen Theil aus Bruchsteinen aufgebaut. Hundert Schritte nördlich davon befand sich das Observatorium für absolute magnetische Messungen. Zwischen diesem und dem Variations-Observatorium, sowie zwischen der Sternwarte und dem Wohnhause waren elektrische Verbindungen hergestellt. Im Arbeits- und Wohnzimmer der sieben wissenschaftlichen Mitglieder hingen an einem Steinpfeiler die Pendeluhren und zwei Barometer. Auf einem Bord darüber standen die Registrirapparate für die Windgeschwindigkeit und den Luftdruck nebst dem Zeitregistrator der Sternwarte. Ersterer stand in elektrischer Verbindung mit dem Robinson'schen Schalenkreuz, welches oberhalb der Windfahne auf einer hohen Stange an der Ostseite des Hauses angebracht war. Ein sechszölliger Refraktor und das Universalinstrument hatten südlich von dem Hause Aufstellung gefunden. Im Norden unmittelbar hinter dem Hause war das Thermometerhäuschen placirt. Der Proviant lagerte theils im Proviantraume an der Hinterseite des Wohnzimmers, theils zwischen dem Hause und dem Bache im Freien.

Die Witterung begann Ende September unbeständig und unfreundlich zu werden. Häufige Regen- und Schneeschauer wechselten mit wenigen schönen Augenblicken. An den Bergen und über dem Fjord lagerten sich dichte Nebelmassen.

Vom 1. Oktober ab hielt sich die Temperatur unter Null Grad und erreichte am 30. Oktober schon — 24,5 Grad C. Das Monatsmittel ergab sich zu — 10,7 Grad C. Am 20. Oktober war der Fjord zugefroren und bald bedeckte eine mehrere Fuß hohe Schneedecke Eis und Land. Der Bedarf an süßem Wasser, den man bisher mittels Boot von einem Wasserfall am linken Ufer beschafft hatte, weil das Flußwasser in der Nähe der Station wegen der aufsteigenden Fluth bradig schmeckte, wurde nunmehr durch Schmelzen von Schnee gedeckt. Den Schnee holte man aus einiger Entfernung in großen Kisten auf dem Hundeschlitten des Eskimos herbei. Später wurde Eis aus dem oberen Theil des Flusses genommen. Die sternenklaren Nächte der Monate November und December brachten fast regelmäßig die überaus prächtigen Polarlichterscheinungen. Im Januar und Februar traten sie weniger häufig auf, im Frühjahr äußerst selten und in den hellen Sommernächten verschwanden sie natürlich gänzlich. Der Verlauf dieser Erscheinungen war im Allgemeinen stets derselbe. Wenige Grade über dem südlichen Horizont schossen zuerst vereinzelte Lichtgarben zum Zenith empor. Sich schnell vermehrend bildeten die Strahlenbündel schon nach Verlauf weniger Minuten ein ununterbrochenes leuchtendes Band, dessen äußerer Rand sich gegen den dunkelblauen Himmel scharf abgrenzte. Der obere erschien dagegen gefranzt durch die bald mehr bald weniger hoch aufsteigenden Strahlen. Das Band bewegte sich in seiner ganzen Längenausdehnung langsam in der Richtung von magnetisch Süd nach magnetisch Nord und warf sich in mannigfache Falten, die ihm das Aussehen eines langen, glänzenden Vorhanges verliehen. Die Lichtstärke wechselte von der Helligkeit der Milchstraße bis zu der des Mondes und zwar nicht allein bei verschiedenen Bändern, sondern auch im einzelnen Bande selbst. Durch das gleichmäßige Fortschreiten der größten Helligkeit im Bande von West nach Ost und umgekehrt wurde der Eindruck einer wogenden Lichtmasse hervorgebracht. Das Zenith erreichten die Bänder selten. Meist erloschen sie schon in einer Höhe von 45 bis 60 Grad, entweder gleichzeitig in ihrer ganzen Länge oder an verschiedenen Stellen, wodurch sie sich wieder in vereinzelte Strahlenbündel auflösten, die dann nach und nach verschwanden. Eine der schönsten Erscheinungen war es, wenn die Bänder vor dem Erlöschen sich zu einem Kranze aufrollten. Der untere Rand zieht sich hierbei zu einer dichten, häufig flammenartigen Lichtmasse zusammen; aus dieser schießen die glänzenden Strahlen empor und bilden nach oben konvergirend die sogenannte Corona borealis.

War die Erscheinung verschwunden, so entstand meistens bald ein neues Band. Zuweilen zeigten sich auch mehrere gleichzeitig — ich zählte einmal deren fünf — die sich immer parallel zu einander und in gleicher Höhe hielten, niemals aber sich durchschnitten oder berührten. Daneben erglühten an verschiedenen Stellen des Himmels auch vereinzelte Lichtgarben. Irgend welches Geräusch wurde in Verbindung mit dem Polarlichte niemals wahrgenommen. Todtenstille herrschte in der ganzen Natur, und wenn die Bezeichnung der Schneefläche als einer Leichendecke irgendwo

Digitized by Google

zulässig ist, so ist sie es hier, wo alles und jedes Leben erstorben scheint. Kein Laut ist vernehmbar, kein Lüftchen regt sich, das Rauschen der Wellen im Fjord ist verstummt und das Plätschern des Baches erstickt durch die darauf lagernde mächtige Eisdecke. Doch ab und an unterbricht ein lautes Krachen und Stöhnen die Stille und mahnt uns, daß die Natur nicht erstorben ist, sondern nur schläft. Denn wie die Brust eines Schlafenden hebt und senkt sich die gewaltige Eismasse des Fjordes in regelmäßigen Intervallen unter dem Einflusse von Fluth und Ebbe. Bei jeder Hebung zerberstet das Eis längs des Ufers, die Fluth hebt die Schollen den Strand hoch hinauf und thürmt sie zu wunderlichen Figuren übereinander. In einer ununterbrochenen Reihe bekränzen diese durch einander gewürfelten Schollen den Strand. Um auf das dahinterliegende ebene Eis zu gelangen, muß man sich mühsam über den Eisfuß hinwegarbeiten.

Skizzen aus Algerien.

Von **W. Kobelt.**

I. Nach Boghar. (Erste Hälfte.)

Zur Zeit als Abd-el-Kader auf dem Höhepunkt seiner Macht stand und als Sultan über die ganze Provinz Oran, über die Hochplateaus der Provinz Algier und den weiten Saharaabhang gebot, errichtete er an den wichtigsten Punkten, wo eine Kommunikation zwischen dem kultivirten Tell und der Wüste möglich war, feste Stationen, die er mit regelmäßigem Militär belegte. Sie sollten ihm nicht nur als Stützpunkte dienen in dem heiligen Kriege, den er vorbereitete, sondern auch die unzuverlässigen Wüstenstämme im Zaume halten, welche in der Wüste kaum erreichbar, nur dann gefaßt werden können, wenn die glühende Sommersonne sie mit ihren Herden auf die Hochplateaus hinauftreibt. So entstanden Sebdou an der großen Handelsstraße von Tlemcen nach dem Innern, Saida am Ausgange der Schlucht, durch welche der gleichnamige Fluß von der Hochfläche zur Ebene Eghriz herunterfließt, und Boghar am Scheliff, genau da, wo er sich anschickt, den Abhang zur Küstenebene hinab zu durchbrechen. Der Emir hatte die Plätze ausgezeichnet gewählt und nach seiner Unterwerfung konnten die Franzosen nichts Besseres thun als seine Befestigungen zu regelmäßigen Citadellen ausbauen, in deren Schutz nun längst blühende Städtchen entstanden sind. Saida hatte ich im Jahre 1881 einen Besuch abgestattet, Sebdou war damals des Aufstandes der Uled Sidi Scheikh halber nicht zugänglich gewesen. Diesmal dagegen war überall in Algerien Frieden und Ruhe und so entschlossen wir uns — meine Frau und ich — Boghar einen Besuch zu machen, um auch in der Provinz Algier das Land in seiner vollen Breite kennen zu lernen. Die Reise von Algier nach Boghar bietet keinerlei Schwierigkeiten, wie ja überhaupt in ganz Algerien das Reisen jetzt ganz bequem geworden ist; eine Diligence geht von la Chiffa an der Metidschabahn bis zur Oase Laghuat (el-Aghuat) und die Unbequemlichkeit des Diligencefahrens ist die einzige auf der ganzen Tour; gute saubere Wirthshäuser findet man bis in die Sahara hinein überall.

Am 10. April ließen wir uns von dem Mittagszuge der Bahn Algier-Oran nach la Chiffa bringen und bestiegen dort die Diligence, die uns zunächst nach Medeah befördern sollte. La Chiffa ist ein aufblühendes Dörfchen, das sich dank seiner fruchtbaren Umgebung wieder von der furchtbaren Katastrophe von 1867 erholt hat. Ein eigenthümlich eng umgrenztes Erdbeben zerstörte damals das Dörfchen und das benachbarte Mouzaïaville beinahe vollständig, während das kaum eine gute Stunde entfernte Blidah nur ganz wenig litt. Die Straße läuft über eine Stunde lang schnurgerade durch die Ebene, dann rücken die Hügel näher, ein paar Mühlen von wunderbar schönen Orangengärten umgeben liegen an der Straße und gleich darauf verengt sich das Thal und die berühmten Gorges de la Chiffa beginnen. Die malerische Schlucht gehört zu den Sehenswürdigkeiten Algiers, deren Besuch für jeden Wintergast obligatorisch ist und schon so oft beschrieben worden ist, daß ich mir hier eine genauere Schilderung ersparen kann. Nur darauf möchte ich jeden Besucher aufmerksam machen, daß der romantischste Theil der Schlucht erst am Hotel des Singes beginnt. Die Fiakerkutscher aus Blidah, welche gewöhnlich die Fremden dorthin bringen, pflegen das Gegentheil zu versichern und drehen nur zu gerne am Hotel um und der Tourist kommt nach Blidah zurück mit einem Gefühl der Enttäuschung, denn er hat wohl ein enges gewundenes Thal mit steilen bewaldeten Hängen gesehen, aber keine Felsen und keine Affen, die ausgenommen, welche al fresco gemalt die Zimmerwand in dem sündhaft theuren Affenhotel zieren. Ist er ein Zoologe, so ärgert er sich auch bei diesen noch darüber, daß der Maler seiner Phantasie allzu freien Spielraum gelassen und statt des Inuus ecaudatus, der doch den Namen vom Mangel des hinteren Anhängsels trägt, lauter langgeschwänzte Meerkatzen abkonterfeit hat. Wer sich mit den gemalten Affen nicht begnügen will, dem wird allerdings ein alter verwetterter Förster — er gäbe eine Prachtfigur für Meister Grützner — anbieten, ihn an eine Stelle im Thal des Ruisseau des Singes zu führen, wo er sicher lebende Affen zu sehen bekommen könne, aber vorsichtige Menschen begnügen sich besser mit dem Anblick der kleinen Octavie, die wirklich ein ganz niedliches Aeffchen ist. Nicht als ob überhaupt keine Vierhänder in der Schlucht vorkämen; der Magot (Inuus ecaudatus) ist durch ganz Nordafrika in felsigen Schluchten anzutreffen und stellenweise so häufig, daß er durch seine unverschämten Räubereien lästig wird, auch an der Chiffa halten sich noch Banden, aber sie sind so scheu und vorsichtig, daß man sie nur unter ganz besonders glücklichen Umständen zu Gesicht bekommt; ich habe frei lebende Affen nicht gesehen, obschon ich fast alle ihre Lieblingswohnplätze in Algerien — außer der Chiffaschlucht die Gorges de Palestro, den Gouraia bei Bougie und Chabet el Akra — besucht und zu Fuß durchforscht habe. Vor dem Verkehr zieht er sich überall zurück, im eigentlichen Kabylenlande dagegen ist er häufiger und frecher, als es den Kabylen lieb ist, gerade als ob er sich eines besonderen Privilegiums bewußt sei. Die Mohammedaner im Allgemeinen tödten nie einen Affen, denn sie wissen, daß der Kadi, wie sie ihn in Algier nennen, ein verwünschter Mensch ist, ein Abkömmling jüdischer Stämme, die,

Digitized by Google

wie der Koran meldet, ihres Unglaubens wegen von Moses verflucht wurden. Auch der Kabyle theilt diesen Glauben, und wenn er es auch gerne sieht, daß der Europäer dann und wann einen Ibki wegschießt, er selbst wird ihn nie tödten, obschon er seine Obstgärten und Weinberge Tag und Nacht gegen ihn bewachen muß. Wendet der Wächter einen Augenblick den Rücken, so geben die Späher das Signal und in ein paar Minuten ist ein Baum geleert. Mitunter berauschen sich aber die Affen förmlich an Trauben und Feigen und fallen den Wächtern in die Hände. Aber auch dann thut ihnen der Kabyle kein Leid; hier und da verkauft er einen Gefangenen an die Franzosen, aber für gewöhnlich thut er das nicht, sondern näht ihn in eine rothe Weste fest ein, hängt ihm an einem festen Eisendraht ein Schellchen um und läßt ihn dann laufen. Das Thier sucht natürlich alsbald seine Familie wieder auf, aber diese, erschreckt durch das ungewohnte Kostüm und die Schelle, flüchtet vor ihm und verläßt schließlich die Gegend ganz.

Vom Affenhotel ab wird die Chiffaschlucht wirklich großartig, die Abhänge werden zu Felsen und treten so dicht zusammen, daß es keine Kleinigkeit gewesen ist, die Straße hindurchzuführen; häufig ist sie in den Felsen gehauen und an einer Stelle bildet sie eine förmliche Gallerie. Ein verwitterter Steinkoloß hat hier Jahre lang die Passirenden bedroht, bis er im November 1857 zusammenstürzte; noch erkennt man den mächtigen Schuttkegel. Am Ausgange stehen ein paar stattliche Eichen und unter ihnen liegt ein einsames Wirthshaus; dann erweitert sich das Thal etwas, aber nun beginnt die Straße in unzähligen Serpentinen den steilen Abhang zu erklettern, auf dem hoch oben Medeah hängt. Ein guter Fußgänger ist rascher oben als die Diligence. Es war mittlerweile dunkel geworden, der volle Mond goß ein zweifelhaftes Licht über die verworrenen Thäler und die gewaltige Masse des Pik Beni Salah, des Berges von Blidah. Vergeblich suchte ich mich über die Fahrrichtung zu orientiren, der Mond stand bald vor uns, bald hinter uns, bald rechts, bald links. Mitunter schien es, als stände der Wagen still und müsse nächstens zurückrollen, denn die algerischen Pferde laufen zwar einen ausgezeichneten Trab und sind dabei so ausdauernd, daß 30 km als die gewöhnliche Länge einer Postpferd-Etappe angesehen werden, aber auch 35 und 40 km vorkommen, die ohne Halt im Trabe durchfahren werden, aber im Schritt gehen sie ganz erbärmlich und kommen mit einer Last kaum vom Fleck. Die französischen Straßenbaumeister nehmen darauf sorgsamst Rücksicht und scheuen stundenlange Umwege nicht, nur damit die Straße in beiden Richtungen im Trabe befahren werden kann. Hier nach Medeah hinauf hat sich das aber beim besten Willen nicht machen lassen und so braucht man auf 32 km Fahrstraße fünf bis sechs Stunden Fahrzeit.

Endlich war aber doch die Höhe erstiegen und in raschem Trabe ging es nun hinunter nach dem nahen Medeah, wo wir leider mit einem winzigen Stübchen vorlieb nehmen mußten, da das ausgezeichnete Hotel überfüllt war.

Am andern Morgen gingen wir zeitig hinaus, um den als Aussichtspunkt berühmten Dschebel Dakla zu besteigen. Es ist das gerade keine schwere Aufgabe, denn der Dakla ist zwar, von der Ebene aus gesehen, ein sehr respektabler Berg von 1068 m Höhe, da aber Medeah selbst in einer Höhe von mehr als 900 m an seinem Abhange liegt, imponirt er von dieser Seite weit weniger, und die einzige Schwierigkeit für uns bestand darin, daß der ganze flache Rücken nördlich der Stadt Dakla heißt und uns niemand genau sagen konnte, wo eigentlich der berühmte Aussichtspunkt liege. Wir gingen also aufs Gerathewohl bergauf zum nächsten Thore hinaus. Eine ganz andere Natur umgab uns hier als in Algier. Als wären wir in der Heimath, so grünten und blühten hier Kirschen, Birnen und Pflaumen; Silberpappeln, italienische Pappeln und Ulmen standen die Straße entlang und fingen eben erst an ihre Blätter zu treiben; Hainbuche und Weißdorn bildeten mit blühenden Quitten gemischt die Hecken, und mit Freuden begrüßten wir unter ihnen unsern Scharbock (Ficaria ranunculoides) und die doldenblüthige Vogelmilch (Ornithogalum umbellatum). Es war prachtvoll klar, die Sonne schien warm, die Vögel jubilirten, wie bei uns im Mai; sie sind in Algerien viel zahlreicher als in Italien, da der Franzose durchaus nicht in dem Maße die Vogelmörderei betreibt, wie der Italiener, und der Eingeborene die kleinen Vögelchen gar nicht beachtet.

Schon von der Stadt aus hat man einen wunderbaren Rundblick über das nach Süden hin langsam sich senkende Plateau von Medeah, das ein prächtiger Bergkranz von Zaccar und Uaransenis an bis zum Dschebel Dira bei Aumale umfängt. Aber auch in diesem Kranze springen nur wenige Kuppen in die Augen, es ist mehr ein gleichmäßiger Ring, der Abhang der höheren Plateaustufe, nicht eine Gebirgskette. Die ganze nähere Umgebung war mit Weinbergen bedeckt und weiterhin sieht man überall kabylische Tagelöhner beschäftigt, den Boden anzuroden zu neuen Anlagen. Es ist fast unglaublich, welche riesigen Fortschritte der Weinbau in Algerien und damit die allgemeine Landeskultur seit drei Jahren gemacht hat; Algier hat wahrhaftig Ursache, der Phylloxera vastatrix einen Danktempel zu errichten, natürlich unter dem Vorbehalt, daß sie das Land selbst mit ihrem Besuche verschont. Als ich 1881 die Provinz Oran bereiste, wurde mir nur zweimal algerischer Wein vorgesetzt und nur bei Maskara hatte der Weinbau größere Wichtigkeit. Diesmal habe ich in ganz Algerien keinen Tropfen fremden Weines erhalten und ich muß gestehen, ich habe den algerischen arg vermißt, als wir nach Tunis kamen und uns dort wieder mit den Fabrikaten von Cette begnügen mußten. Die mit Reben bepflanzte Fläche ist im Allgemeinen auf das Dreifache, an manchen Stellen aber, wie um Bona, auf das Fünfzehnfache gestiegen und ganz fabelhafte Gewinne sind aus dem Verkauf anscheinend werthlosen Terrains erzielt worden. Der Export hat schon beträchtliche Dimensionen angenommen und die diesjährige Ausstellung in Bordeaux hat sich zu einem wahren Triumphe für die algerischen Weinproducenten gestaltet.

Allerdings fehlt dem glänzenden Bilde auch der Schatten nicht. So lange nur die aus Südfrankreich auswandernden Vignerons Weinberge pflanzten, war alles gut, die Leute verstanden das Handwerk und wußten die Rebe und den Wein zu behandeln. Nun hat sich auf einmal die Spekulation der Sache bemächtigt und Weinberge wie Keller sind Leuten anvertraut, die nichts davon verstehen; ich habe Kabylen das Schneiden mit einer Sichel besorgen sehen. Auch die Kelleranlagen haben mit der Ausdehnung der Weinberge nicht Schritt halten können und so kann eine Reaktion nicht ausbleiben. Ohnehin ist die Weinbereitung in Algerien bedenklicher wie bei uns; Lese und Gährung müssen noch bei hoher Temperatur erfolgen und letztere führt nicht selten zu übermäßiger Säurebildung. Der einzelne Weinproducent ist dagegen machtlos; Aktiengesellschaften haben es mit künstlicher Abkühlung versucht, doch ohne sonderlichen Erfolg; jetzt will man große gemauerte Cisternen anlegen, die innen mit glasirten Platten bekleidet sind in der Weise, wie man sie in Nizza für die Ablagerung des Provenceröles hat. Schließlich wird man sich in den wärmeren Distrikten vielleicht genöthigt sehen, wie in Malaga, zum vorläufigen

Digitized by Google

Trocknen der Trauben und zur Weinfabrikation aus den Rosinen überzugehen. Die Ausstellung in Rouen hat den algerischen Weinen ein entschiedenes Fiasko gebracht; von circa 1200 ausgestellten Weinproben fand die Jury trotz aller Sympathie mit den Landsleuten in Nordafrika nur einige siebzig gut. Möge diese Lehre in Algerien beherzigt werden und zur Vorsicht und Anpassung an das Klima mahnen! Der französische Kultivateur hängt leider im Durchschnitt noch zäher an seinen ererbten Methoden und Vorurtheilen als unser Bauer, und entschließt sich nur schwer, von dem abzugehen, was sich in der belle France seinen Vorfahren bewährt hat.

Medeah mit seinem relativ kühlen Klima ist für den Wein ganz besonders geeignet und sein Weißwein gilt für den besten im Lande. Aber auch andere Lagen sind nicht zu verachten. Die Weinproduktion ist übrigens hier niemals so ganz unterbrochen gewesen wie in Marokko, wo die fanatischen Herrscher alle Weinstöcke, soweit sie erreichbar waren, vernichten ließen und seitdem nur noch die unabhängigen Uled Rif an der Nordküste die Rebe der Rosinenfabrikation wegen kultivirten. Noch 1732 weiß Shaw von algerischen Weinen zu berichten, sie hätten früher dem besten Hermitage an lebhaftem und lieblichem Geschmack nicht nachgestanden; aber seitdem 1723 und 1724 die Heuschrecken sie so furchtbar verwüstet, sei der Wein ausgeartet und habe seine gewöhnlichen Eigenschaften noch nicht wieder erlangt, obschon er immer noch mit den gewöhnlichen spanischen und portugiesischen Weinen um den Vorzug streite. Im Alterthum war Nordafrika ja als Weinland berühmt; in Tanger, das eine Traube im Wappen führte, rühmt Plinius ellenlange Trauben, und in Tunisien nennt er Gegenden, die an denselben Stöcken zweimal im Jahre Lese hielten.

Um Medeah ist noch Raum genug für Weinberge, denn schon in geringer Entfernung von der Stadt beginnt wieder der Buschwald, hier fast nur aus niederen Eichen (Quercus ilex) bestehend, und zieht sich bis zur Höhe hinauf; dort hat man eine überraschende ausgedehnte Fernsicht bis zum Djurdjura und zum Meere. Dicht gegenüber liegen die beiden Zwillingsberge Beni Salah und Monzaia, zwischen denen die Chiffa sich ihre Schlucht zur Metidscha hinab gegraben hat. Sie sind auch von dieser Seite her ein paar ganz respektable Berge, durch ein tiefes Schluchtthal von der Hochebene getrennt, von der sie offenbar einstmals einen Theil bildeten. Die Ausbildung selbständiger Bergmassen am Abhange der ersten Plateaustufe wiederholt sich in Algerien mehrfach; sie ist aber nur eine scheinbare Abweichung von der Regel und die Erklärung sehr leicht. Die ständig am Terrassenrande nagenden Flüsse haben hinter den harten Kalkmassen der beiden Berge weichere Schichten gefunden und sich so ein Thal parallel dem Rande gefressen, das sich noch immer vertieft und gegen die Hochebene hin verlängert und mit der Zeit zu einem Längenthal wird, das eine ganze Bergkette von dem Hochplateau lostrennt. Das ausgewaschene Gestein hat den See, der sich einst zwischen Sahel und Beni Salah ausdehnte, in die fruchtbare Metidschaebene verwandelt. Ganz ähnliche Vorgänge sah ich wenige Tage später in der Umgebung von Boghar und nachher noch oftmals an den Rändern und im Innern des afrikanischen Hochplateaus. Ueberall nagen die Wässer an dem ungefügen Riesenblock, und so gering auch ihre Wirkung scheint, sie werden schließlich einmal dahin kommen, die ungegliederte Plateaumasse in ein Hügel- und Bergland mit scharfen Graten und tiefen Thälern umzuwandeln.

Die beiden Berge sind übrigens auch an ihrer Südseite durchaus nicht kahl; wo nicht gerade die Felsen steil abstürzen, sieht man Grün und oben erkennt man deutlich den berühmten Cedernwald. Wirklich kahle Berge sind überhaupt in Algerien selten; selbst an den Kalkmassen, welche den Hochkamm des Djurdjura bilden, wächst noch überall die Ceder (Cedrus atlantica) und kabylische Eiche mit Kastanienblättern (Quercus castaneaefolia), und fast alle anderen Berge, die ich gesehen, und das ist ein hübscher Theil des Landes, haben Buschvegetation bis zum Gipfel hinauf, und bedürfen nur Schutz gegen die Ziegen und gegen die Araber, um sich bald wieder mit Wald zu bedecken. Erstere sucht man durch tüchtige Besteuerung zu vermindern, schwerer ist es mit den Arabern. Im Sommer, wenn der Boden von der Sonne ausgetrocknet und durchglüht ist, genügt ein Funke von einem Hirtenfeuer, die Nachlässigkeit eines Kindes, um Quadratmeilen von Wald in Asche zu verwandeln; der Araber brennt die Wälder auch absichtlich nieder, um Weide für seine Schafe zu gewinnen, oder neuerdings auch um der Regierung einen Possen zu spielen. Vor und nach Aufständen nehmen die Waldbrände darum immer zu und hat man zum Erlaß eines Gesetzes schreiten müssen, welches bei absichtlich angelegten Bränden den benachbarten Gemeinden die Kollektivverantwortlichkeit auferlegt. Das hat denn auch einigermaßen geholfen; im Jahre 1882 kam das Gesetz nur in zwei Fällen zur Anwendung und so furchtbare Brände wie in den früheren Jahren sind überhaupt nicht mehr vorgekommen.

Medeah selbst bietet dem Fremden durchaus nichts, obschon es auf der Stelle einer römischen Niederlassung und theilweise aus deren Trümmern erbaut ist. Der antike Name hat sich auffallend rein erhalten; die Römerstadt hieß ad Medias, heute schreiben die Franzosen zwar officiell Médéah, aber gesprochen wird es an Ort und Stelle ganz allgemein Médéah. Uebrigens ist die Ableitung doch nicht so ganz direkt, denn aus Medias hatten die Berber zunächst mit der im Süden so häufigen Buchstabenverwechselung Lemdia gemacht und daraus wieder die Araber el Media; ein Eingeborener von Medeah heißt aber im Lande heute noch Lemdani. — Von arabischen Ueberresten ist so wenig vorhanden, wie von römischen, obschon die Stadt im zehnten Jahrhundert von den ziritischen Sultanen neu begründet wurde und von da ab bis zur Eroberung durch die Franzosen immer eine gewisse Wichtigkeit behalten hat. Die Umgebung aber ist noch vielfach in den Händen der Eingeborenen, die sich zwar arabisch tragen, aber echte Berber sind. Ueberall sieht man ihre Steinhäuschen mit Ziegeldächern, meistens in einem Garten gelegen und nur ein paar zusammengruppirt; größere stadtähnliche Ansiedelungen liebt der Kabyle einmal nicht. Die Stadt ist darum ganz den Franzosen und den eingeborenen Juden überlassen und sieht genau aus, wie alle diese algerischen Städte: eine Zinnenmauer in regelmäßigem Viereck, geradlinige Straßen, die sich an dem Hauptplatze schneiden, und an der einen Seite die Soldatenstadt mit den Kasernen; arabisches Gepräge, enge, gewundene Gäßchen, hat sich nur in einigen Ecken erhalten, aber auch da sind die Häuser von französischer Konstruktion. Das Klima gilt für eins der angenehmsten und gesündesten in Algier und die Umgebung für sehr fruchtbar. In dieser Hinsicht kann Medeah noch immer von sich sagen, was der geistreiche und boshafte Vagabund Si Ahmed ben Youssef ihm einst nachrühmte: „Medeah ist eine Stadt des Ueberflusses; wenn etwas Böses am Morgen hineinkommt, geht es vor Abend wieder heraus."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Streifzüge in Portugal.

Von Spiridion Gopčević.

II. Braga und Guimarães.

Die alte Bischofsstadt Braga ist die drittgrößte Stadt Portugals (1878 fast 20000 Einwohner). Sie liegt in einer Thalebene und besteht aus einem Kern, von dem aus sich nach drei oder vier Richtungen Vorstädte erstrecken, so daß die Stadt, aus der Vogelperspektive gesehen, einem Seesterne gleicht. Das Centrum derselben bildet der riesige Platz Campo de Santa Anna, welcher durch prächtige Anlagen theilweise in einen Volksgarten verwandelt wurde, wo mehrmals wöchentlich eine ganz gute Militärkapelle spielt. Er bildet Abends die Promenade der Bevölkerung; an ihm liegen die meisten — allerdings bescheidenen — Hotels, sowie die Kathedrale, der erzbischöfliche Palast und die Volksbibliothek. Die Kathedrale stammt aus dem 11. Jahrhundert, wurde jedoch seither umgebaut und ist verhältnißmäßig klein. Das Innere ist wunderlich und verwirrt auf den ersten Blick durch seine Unregelmäßigkeit. Zu beiden Seiten des Altars befinden sich die Gräber des Grafen D. Henrique und der D. Thereza. Um sie in jenen Platz zu zwängen, haben die biederen Bragenser dem Grafen die Beine gestutzt. An Merkwürdigkeiten besitzt die Kathedrale unter anderem einen mit Glöckchen behangenen Kelch aus dem 16. Jahrhundert, eine wunderbare Orgel und das Grabmal des berühmten Erzbischofs D. Lourenço de Lourinhã, welcher in der Schlacht von Aljubarrota (1385) sich durch besondere Tapferkeit auszeichnete und schwer verwundet wurde. Für diesen seinen Antheil an der Begründung der portugiesischen Unabhängigkeit wurde er vom König D. João I. sehr ausgezeichnet. Sein Grab wurde 1663 geöffnet und seine Leiche unverwest gefunden, wovon man sich noch heute überzeugen kann.

Außer der Kathedrale giebt es noch viele Kirchen, von denen aber höchstens noch die Santa Cruz erwähnenswerth ist. Alle sind mit dem Doppelkreuz geschmückt, zum Zeichen, daß der Erzbischof von Braga das Patriarchat über ganz Iberien in Anspruch nimmt. Auch sonst fehlt es nicht an Kapellchen und Heiligenbildern, welche die Bigotterie der Bevölkerung verrathen. Darin machen die Bragenser unter den übrigen Portugiesen eine Ausnahme.

Während meines Aufenthaltes in Braga herrschte ganz besonderes Treiben in den Straßen und man sagte mir, es finde eine Romeria (Wallfahrt) statt. Vom Campo de Santa Anna bis zu den Ausläufern der östlichen Vorstadt waren alle Heiligenbilder und Kreuze besonders geschmückt. Einige waren von Lämpchen umgeben, die meisten mit Blumengewinden, Sträußchen, Blumentöpfen, Vasen, Ampeln, Kerzen, ja sogar mit Spiegeln, Theeschalen, Flaschen, Strohhüten und dergleichen Dingen geschmückt, deren Beziehung zum Heiligenbilde mir unerklärlich war. Seit ich übrigens in Lourdes Säbel, Pistolen, Krücken, Strümpfe, Epauletten, Besen, Kautschukbusen, Strumpfbänder und Hosenträger als „Votivgegenstände“ aufgehängt sah, wundere ich mich über nichts mehr.

Durch die erwähnte Straße führt eine Tramwaylinie nach Bom Jesus, berühmt als Wallfahrtsort und mehr noch durch seine unvergleichliche Aussicht. Unter dem Tramway hat man sich aber nicht eine gewöhnliche Pferdebahn vorzustellen — einzelne Waggons wurden von Ochsen gezogen! Warum, weiß ich nicht, da ich nicht mit der Ochsenbahn fuhr, sondern zu Fuß nach Bom Jesus ging. Ebenso benutzte ich auch nicht die Drahtseilbahn, um den 386 m hohen Berg zu erklimmen, sondern den gewöhnlichen Passionsweg, welcher viel interessanter ist.

Bis an den Fuß des Berges geht man stets in der Ebene. Dann hat man die Wahl, sich entweder links von der Drahtseilbahn hinaufziehen zu lassen, oder rechts im Schweiße seines Angesichtes den Passionsweg zu erklimmen. Letzterer ist sehr originell. An den ersten sechs Wegkrümmungen (die Straße führt im Zickzack hinan) liegt je eine Kapelle mit einem Brunnen daneben. Letzterer hat jedesmal ein anderes Aussehen. Der erste ist der „Hoffnungsbrunnen“; das Wasser sprudelt aus einer Arche Noah; der zweite ist der „Nägelbrunnen“ mit der Inschrift: In de fluent aquae vivae“; der dritte der „Passionsbrunnen“ mit den in den Felsen gemeißelten Folterinstrumenten u. s. w.

Die Kapellen sind ebenso originell und sehenswerth. Sie enthalten sehr geschickt zusammengestellte Gruppen von 8 bis 20 Holzfiguren, welche so kunstvoll geschnitzt und bemalt sind, daß sie Wachsfiguren gleichen und der Ausdruck und das Charakteristische einzelner Personen geradezu verblüffend ist. Nach den ersten sechs Stationen kommt eine Riesentreppe mit vielen Statuen und Blumen. Sie fiel mir unwillkürlich ein, als ich heute in des Zaren Lustschloß Peterhof vor der Schloßterrasse stand. Auf diese Riesentreppe folgen abermals sechs Stationen und Brunnen, bis man endlich die auf dem Gipfel stehende eigentliche Wallfahrtskirche erreicht. Diese ist auffallend einfach und nüchtern, aber gerade dadurch wohlthätig für das Auge. Das Altarbild stellt die Kreuzigung vor und besteht aus 20 lebensgroßen in Holz geschnitzten Figuren. Ein mit Elfenbein eingelegtes Ebenholzkreuz, „Bom Jesus dos Navegantes“ genannt, steht besonders bei den Seeleuten in hoher Verehrung.

Da man immer nur von der prächtigen Aussicht von Bom Jesus geschwärmt und mir das Besteigen der Thürme besonders empfohlen hatte, suchte ich den Küster auf. Dieser meinte jedoch, er habe keine Zeit, und so sah ich mich veranlaßt, einen südöstlich von Bom Jesus befindlichen, Sameiro genannten Berg zu ersteigen, von welchem ich annahm, daß er eine noch bessere Fernsicht bieten müsse, als der Bom Jesus. In der That hatte ich mich nicht getäuscht, denn ich machte eine Entdeckung, für welche mir meine Nachfolger gewiß dankbar sein werden.

Hinter der Kirche erstreckt sich ein wahrscheinlich zum Hotel da Boavista gehöriger großer und überaus schöner Park mit Teich, Bächen, Brücken, Felspartien, sorgsam gepflegter Vegetation, hübschen Ausblicken, kurz ein reizender Fleck irdischen Paradieses. Durch diesen Park gelangte ich ins Freie auf eine Straße, welche zu dem Berge Sameiro führte. Dort sah ich bloß eine kleine Kirche und vor

Digitized by Google

dieſer eine vom Blitz zerſchmetterte ſteinerne Marienſtatue. Als ich zu dieſer hinaufgeklettert war, ſtieß ich einen Schrei der Ueberraſchung und des Entzückens aus. Eine ſo ausgedehnte Rundſicht hätte ich nicht erwartet! Zu meinen Füßen lag die Thalebene von Braga mit der Stadt und ringsum die bunten, wechſelreichen Gefilde der Provinz Minho. Wenn man die Ausſichten von der Wartburg und dem Inſelberg im Thüringerwalde und vom Johannisberge bei Danzig zuſammen vereinigt, ſo hat man etwa einen Begriff von dem entzückenden Panorama des Sameiro. Und ſeltſamerweiſe iſt dieſer Punkt bisher niemandem bekannt geweſen! Selbſt in Braga wußten nur wenige darum, da die meiſten ſich mit der Wallfahrt nach Bom Jeſus begnügen und andere, welche ſich etwa gleich mir auf dem Sameiro verirrten, für Naturreize kein Verſtändniß haben mochten. Natürlich darf man den Sameiro nicht mit Rigi, Schafberg oder einer ſonſtigen Hochgebirgsausſicht vergleichen.

Braga hat ein hohes Alter; es ſoll 296 Jahre v. Chr. unter dem Namen Bracara Auguſta gegründet worden ſein. Unter den Sueven war es Hauptſtadt des Reiches. Ebenſo reſidirten bis zur Eroberung Coimbras die portugieſiſchen Monarchen daſelbſt. Nach dem 15. Jahrhundert begann jedoch Braga vor Liſſabon ganz in den Hintergrund zu treten.

Von Braga ſind es nur 20 km nach Guimarães, der „Wiege der portugieſiſchen Monarchie“. Die Straße führt über den Bom Jeſus und Falperra, von welchem Punkte ſich ein dem Sameiro ähnliches Panorama erſchließt, nach dem Bade Caldas das Taipas. Daſſelbe ſoll für Gicht und Hautkrankheiten gut ſein und war ſchon den Römern bekannt. An dieſe erinnert ein großer Granitblock mit der Inſchrift: „IMP. CAES. NERV. F. TRAIAN“, was die Portugieſen höchſt überflüſſigerweiſe auf der andern Seite in ihre Sprache überſetzt haben.

Guimarães (1878 nahe an 8000 Einwohner) iſt eine der intereſſanteſten Städte Portugals. Seinen Beinamen „Wiege der portugieſiſchen Monarchie“ hat es daher, daß der Conde D. Henrique, als er 1095 vom König Alfonſo VI. von Leon die Grafſchaft Portugal zum Lehen erhielt, hier ſeine Reſidenz aufſchlug. Sein Nachfolger D. Alfonſo Henriquez wurde hier 1109 geboren. Eine der ſchönſten Stellen der Luſiaden behandelt die Treue des Egas Moniz, welcher 1127 die Stadt gegen Alfonſo VII. von Leon zu vertheidigen hatte. Als er ſich nicht länger halten konnte, verpflichtete er ſich die Oberhoheit des Königs anzuerkennen, wenn dieſer ſich nach Galizien zurückziehe. Im nächſten Jahre gelang es jedoch dem Grafen D. Alfonſo Henriquez, ſein kleines Reich wiederzugewinnen und während alle ihrem dem Könige von Leon geleiſteten Eid vergaßen, begab ſich der einzige Egas Moniz mit Weib und Kind zu D. Alfonſo VII., um durch ſeinen Tod den Zorn des Monarchen zu beſänftigen. Gerührt von dieſer Gewiſſenhaftigkeit, ſchenkte ihm der König das Leben und der Graf von Portugal blieb unangefochten.

Von Guimarães ſagen die Portugieſen ſcherzend, es habe eine Kathedrale ohne Biſchof, einen Palaſt ohne König und eine Brücke ohne Fluß („tem uma Sé sem Bispo, um Paço sem Rei, e uma Ponte sem Rio“). Die „Kathedrale“ wird nämlich fälſchlich ſo genannt, denn es iſt nur eine Kollegiatkirche. Ihren Namen „Nossa Senhora da Oliveira“ hat ſie von einem in der Kirche verwahrten Olivenbaum, über deſſen Urſprung die Sage Folgendes erzählt:

Im Jahre 672 verſammelte ſich das Volk der Luſitaner, um einen König zu wählen. Die Wahl fiel auf Wamba, welcher jedoch rundweg ablehnte. Als ihn das Volk immer dringender bat, die Krone anzunehmen, ſtieß er gelangweilt ſeinen eiſenbeſchlagenen Stock in den Boden und ſchwur bei den vier Evangeliſten, daß er erſt dann König werden wolle, wenn der Stock zu blühen beginne. Andern Tages hatte ſich der Stock in einen blühenden Oelbaum verwandelt. Aber Wamba ließ ſich nicht ſo leicht aus der Faſſung bringen. Er behauptete, es ſei mit hölliſchen Künſten zugegangen und zum Beweiſe deſſen werde er den Oelbaum ausreißen. Aber die Wurzeln ſaßen zu feſt und ſo blieb dem guten Wamba nichts übrig, als an ein göttliches Wunder zu glauben, in den ſauren Apfel zu beißen und König zu werden. Er errichtete alſo einen Palaſt an dieſer Stelle und das war das erſte Haus von Guimarães. Dann baute er die Kirche und der heute in ihr gezeigte junge Oelbaum iſt ein Schößling von Wamba's blühendem Stock. Ableger von ihm wurden auch nach Braſilien gebracht und dort angepflanzt. In Anbetracht dieſer Sage wurde es auch von D. João's I. Streitgenoſſen als gutes Omen betrachtet, daß er von hier aus ſeinen Feldzug gegen Spanien begann, in dem er durch die Schlacht von Aljubarrota (1385) Portugals Unabhängigkeit begründete.

Die Kirche iſt auch ohne Oelbaum ganz intereſſant. An der Außenſeite des Südſchiffes beſagt eine Inſchrift vom Jahre 1387, daß D. João I. die Kirche aus Dankbarkeit für den Sieg von Aljubarrota durch Meiſter João Oare habe erbauen laſſen. Die alte von Wamba gegründete Kirche ſcheint alſo demolirt worden zu ſein, oder nicht mehr exiſtirt zu haben. In der Kirche iſt auch das Monument der D. Maria Pinheira ſehenswerth, welche in der Schlacht von Aljubarrota tapfer kämpfte, das Schwert in der Rechten, einen Palmzweig in der Linken.

Zum Kaſtell ſchreitet man auf einem hübſchen Pfade hinan, der ſich durch Felſen windet, welche von der üppigſten Vegetation überhangen ſind. Die äußeren Mauern ſind gut erhalten und an den Ecken und in der Mitte mit viereckigen Thürmen verſehen. Ueber eine hölzerne Brücke gelangt man in die ehemalige Königswohnung. Doch iſt dies nicht der älteſte Palaſt; deſſen Ueberbleibſel befinden ſich unweit des Schloſſes und ſind jetzt in Kaſernen verwandelt. Die Ausſicht von den Zimmern des Schloſſes iſt entzückend. Von allen Seiten umgeben dichtbelaubte Hügel die Stadt; das Kloſter São Jeronymo und die Kirche N. S. da Penha (letztere auf einem ſteilen Hügel) ſind die am meiſten in die Augen ſpringenden Objekte.

In der Stadt ſelbſt kann man mit Genuß ſpazieren gehen und die alten Gebäude betrachten. Vom Marktplatze (Praça da Feira) hat man hübſche Ausſicht. Von den Stadtmauern, die vom Könige D. Diniz errichtet wurden, liegt jetzt ein Theil mitten zwiſchen den Häuſern.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In dem Vereine für Erdkunde zu Dresden sprach am 2. und 9. Mai d. J. Professor Dr. S. Ruge über die älteste geographische Gesellschaft, als welche nicht wie bisher diejenige in Paris (gegründet 1821), sondern die „Kosmographische Gesellschaft" in Nürnberg zu gelten hat. Etwa um 1740 gegründet, trat sie erst 1746 in die Oeffentlichkeit; sie steht in engem Zusammenhange mit der Homann'schen Officin in Nürnberg. Diese ging nach dem Tode des Gründers, des berühmten Kartographen Johann Baptist Homann (geboren 1662, gestorben 1724) an dessen Sohn Johann Christoph Homann über, der, weil kinderlos, seinen Schwager, den Kupferstecher Ebersberger, und seinen Freund Johann Michael Franz zu seinen Erben ernannte, unter der Bedingung, daß sie das Geschäft unter der Firma „Homännische Erben" fortführten. Franz suchte eine Ehre darin, in seinen Karten Originalzeichnungen zu liefern, trat daher mit verschiedenen Gelehrten in Verbindung und wurde so der Begründer der „Kosmographischen Gesellschaft", die sich in die mathematische, geographische und historische Klasse theilte. In einer 1750 erschienenen, von Begeisterung und patriotischen Gefühlen getragenen Schrift („Kosmographische Nachricht und Sammlung auf das Jahr 1748") erhob die Gesellschaft laute Klagen über den bedauerlichen Zustand der Vermessung und Mappirung der deutschen Länder, kritisirte die vorhandenen einzelnen Karten von Deutschland als sehr unzuverlässig und machte Vorschläge, wie die Erdkunde in Hinsicht Deutschlands zu verbessern sei. Einen Atlas von Deutschland zu schaffen, officielle und zuverlässige Landesbeschreibungen zu veranlassen und überhaupt die Erdbeschreibung Deutschlands gründlich zu reformiren, das waren Ideen, welche die Kosmographische Gesellschaft verwirklichen wollte, Bestrebungen, durch welche man ganz und gar an die Ziele erinnert wird, welche in neuester Zeit die Geographentage aufgestellt haben. Zu den wichtigsten Mitgliedern der Gesellschaft gehörten Mayer, Lowitz, Franz, Büsching, Böhme u. A. Tobias Mayer (geboren 1723 zu Marbach und gestorben 1762 zu Göttingen), Sohn eines Stellmachers und durchaus ein Autodikat, trat 1746 in die Homann'sche Officin, entwarf daselbst mindestens 30 neue Karten, befaßte sich mit astronomischen Studien, besonders über den Mond, und gab durch die Verbesserung der Mondtafeln das Mittel zur Bestimmung zuverlässiger Längen zur See. Johann Georg Lowitz (geboren 1722 in Fürth, ermordet 1774 in Rußland) steht in engster Verbindung mit einem Projekte von Franz zur Beschaffung der Mittel, die zur Gründung einer „Kosmographischen Akademie" nöthig wären. Es sollten durch ihn vollkommenere Erd- und Himmelsgloben hergestellt werden, für welche die Abonnenten den Preis im Voraus zu bezahlen hatten; doch infolge falscher Berechnungen und ungünstiger Zufälle konnten die Versprechungen nicht erfüllt werden. Ebenso mißlang der Plan einer kosmographischen Lotterie, durch welche 20 000 Homann'sche Karten verloost werden sollten, und der Versuch, durch die Kolportage eines Atlasses von Deutschland die nöthigen Geldmittel zu erlangen. Die Berufung von Franz, Lowitz und Mayer als Professoren an die Universität Göttingen förderte die Erreichung des ursprünglichen Zieles ebenso wenig, zumal es Franz nicht einmal möglich war, auch nur die Hälfte der Homann'schen Officin nach dem neuen Sitze der Kosmographischen Gesellschaft zu verlegen. Der Tod von Franz und Mayer und die Berufung Büsching's nach Petersburg löste gegen das Ende des siebenjährigen Krieges die Gesellschaft auf; denn es blieb nur noch Lowitz übrig, der 1765 ebenfalls nach Petersburg berufen wurde, und zwar als Professor der Astronomie. (Verhandl. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin, 1884, Nr. 6 u. 7.)

— Am 21. Oktober wird in Manchester und gleich darauf in Edinburg eine neue geographische Gesellschaft durch eine Rede Stanley's eröffnet werden; es sind das die ersten derartigen Vereinigungen in Großbritannien außerhalb Londons, die voraussichtlich bald in Liverpool und Glasgow Nachfolgerinnen finden werden, wenn auch dort mehr Gewicht auf die sogenannte Handelsgeographie gelegt werden dürfte. Auch Dundee mit seiner Flotte von Walfisch- und Seehundsfängern könnte ganz gut eine eigene Gesellschaft haben, welche arktischer Forschung Unterstützung liehe. So viel derartige Gesellschaften aber auch entstehen mögen, so muß nach Ansicht der „Times", denen wir obiges entlehnen, doch die „Royal Geographical Society in London stets das Centrum geographischer Forschung in England bleiben.

Asien.

— Der englische Reisende Charles M. Doughty hatte seine zum Theil in Bd. 39 bis 41 des „Globus" veröffentlichten Routenskizzen aus dem nordwestlichen Arabien zu einer Gesammtkarte des Gebiets zwischen dem Meerbusen von Akaba, Hail und Mekka zusammengearbeitet, welche im Julihefte der Proceedings of the R. Geographical Society veröffentlicht wurde, doch ohne die letzten Verbesserungen und Zusätze des Autors. Von dieser Karte hat nun die R. Geographical Society eine zweite Auflage unter dem Titel „A sketch map itinerarium of part of North Western Arabia and Negd by Charles M. Doughty „(ungefährer Maßstab 1 : 2000000) veranstaltet, worin nicht nur alle nöthigen Verbesserungen, sondern auch die zahlreichen Routen Doughty's, eine große Menge von Höhenziffern und geologische Grenzen nachgetragen sind. In dieser Gestalt bezeichnet die Karte einen gewaltigen Fortschritt in unserer Kenntniß von der Wiege des Mohammedanismus.

— Die letzten Nachrichten von der meteorologischen Station Sagastyr an der Lenamündung datiren vom 3. Januar und 14. Februar dieses Jahres. Die im vergangenen Jahre aus Jakutsk eingeschleppten Pocken hatten unter der ohnehin schon spärlichen Bevölkerung des Lenadeltas große Verheerungen angerichtet. Fast alle in Bulun lebenden Jakuten, 70 an der Zahl, sind daran gestorben, und in den drei Ansiedelungen am Kap Bykow erlagen 40 Personen; selbst in Kytach, dicht bei der Station, starb im December ein Jakute, der vor der Seuche geflohen war. Die Besatzung der Station befand sich im Februar bei guter Gesundheit und hatte bei ihren reichlichen Vorräthen von frischem Fleische keine Furcht vor dem Skorbut. Die magnetischen Stürme waren nicht so heftig als im vorhergehenden Winter. Die größte im December beobachtete Kälte war — 48° C., und im ganzen war der Winter viel milder als im Vorjahre. Fröste von mehr als — 40° waren selten und Temperaturen von — 52° wurden in diesem Winter nicht beobachtet. Die durchschnittliche Temperatur des Februar betrug nur — 33°, anstatt — 41°, wie im Jahre 1883. Dagegen waren starke Winde häufiger als im Vorjahre.

— Alljährlich entlaufen viele Zwangsarbeiter aus Sachalin und versuchen das Festland zu erreichen; aber nur höchst selten gelangt einer an einen bewohnten Ort des Festlandes. Hier erklärt der Flüchtling, daß er sich seines Namens nicht erinnere, er wird aufs neue nach Sachalin zu-

Digitized by Google

rückbefördert, jedoch nur auf fünf Jahre. Die Flucht ist daher ein Mittel, eine lange Arbeitsfrist um einen guten Theil zu verkürzen. Zur Flucht wählen die Leute gewöhnlich den Winter, weil dann der Tatarische Golf gefroren ist und die Möglichkeit vorliegt, das Festland bald zu betreten. Aber da die Flüchtlinge sich nicht mit Reisevorräthen versehen können, so sind sie gezwungen sich von Wurzeln (Lauch) zu nähren, welche sie unter dem Schnee hervorholen. Viele kommen schon durch Hunger auf Sachalin selbst um, andere gelangen hungerig und erschöpft auf das Festland, um hier zu sterben. An der ersten Stelle des Tatarischen Golfes springt am Festlande ein kleines Vorgebirge vor, es führt den Namen „Vorgebirge des Todes". Hier ist der Boden besäet mit Knochen umgekommener Flüchtlinge. — Eine Anzahl der entlaufenen Sträflinge geht auch zu Grunde durch die Giljäken, welche mitunter eine regelrechte Jagd auf sie veranstalten, um sich der Kleider der Getödteten zu bemächtigen. Jeder Sträfling besitzt einen Pelz, Filzstiefel und Mütze und danach streben die Giljäken.

Kein Sträfling kehrt von Sachalin zurück; nach Ablauf der festgesetzten Straffrist werden sie auf der Insel angesiedelt, wobei die Regierung ihnen anfangs monatliche Rationen an Naturalien verabfolgt. Zur Einrichtung einer Wirthschaft erhält ein jeder die allernothwendigsten Mittel: Bauholz, ein Pferd, Werkzeuge, Saatgetreide u. s. w. So sind durch Sträflinge bereits zwei große Ortschaften gegründet: Alexandrowskoje und Rykowskoje. Der Ackerbau geht aber nicht sonderlich auf der Insel vorwärts; der Roggen gedeiht schlecht, weil er oft durch Fröste zu leiden hat, nur die Kartoffel giebt erträgliche Ernte. Die Leute haben auch kein Bestreben zu arbeiten, weil die ihnen gelieferten Rationen sie vor dem Hungertode schützen.

— Wenn auch die Bestrebungen, der weiblichen Jugend eine bessere Erziehung zu geben, in Indien vielfach von den verschiedensten Seiten Unterstützung erfahren (vergl. oben S. 271), so leisten doch die orthodoxen Hindus der Sache lebhaften Widerstand. Ihre Ansicht, die sie auf verschiedene Weise zur Geltung zu bringen suchen, geht dahin, daß die Schastras vorschreiben, daß, sobald ein Mädchen mannbar wird, es auch das Leben einer verheiratheten Frau führen soll, und demnach muß die Erziehung mit dem 13. Jahre abgeschlossen werden.

Inseln des Stillen Oceans.

— Die Londoner Zeitungen bringen folgende Mittheilung: In Uebereinstimmung mit der Ankündigung, welche Mr. Gladstone im Hause der Gemeinen zu Ende der vorigen Session gemacht hat, wurden Schritte gethan, um das britische Protektorat über alle südlichen Küsten von Neu-Guinea östlich von 141° östl. L. Gr. zu proklamiren. Telegraphisch hat der Commodore auf der australischen Station Befehl erhalten, nach Neu-Guinea sich zu begeben und das Protektorat zu verkünden, welches die dem südlichen Theil von Neu-Guinea vorliegenden Inseln einschließen wird. Ansiedelung innerhalb des Protektorates wird gegenwärtig nicht gestattet werden. Ueberhaupt aber scheint man die Absicht zu haben, dort sehr vorsichtig vorzugehen. Wie die „Proceedings der R. Geogr. Soc." berichten, hat der High Commissioner für den westlichen Stillen Ocean der Geographischen Gesellschaft in Sidney angedeutet, daß eine derartige Expedition, wie sie von General M'Iver geplant wurde, unter jetzigen Verhältnissen viel mehr Schaden als Nutzen haben würde. Die Gesellschaft hat darauf geantwortet, daß sie unter diesen Umständen keine derartige Expedition unterstützen werde.

— Eine frisch und munter geschriebene Schilderung einer Erdumsegelung durch das deutsche Schiff „Elisabeth" bietet das Buch des Marinepfarrers P. G. Heims: „Unter der Kriegsflagge des Deutschen Reichs." (Leipzig, F. Hirt und Sohn; Preis 6 Mk.) Außer oft beschriebenen Plätzen in Südamerika und Ostasien besuchte das Schiff von unbekannteren Gegenden namentlich die Nordostküste von Nippon, über welche wir manches Neue erfahren; auch die Schilderungen von Waidah, Ketah und anderen Punkten der Goldküste werden gerade jetzt Interesse erregen. Den Deutschen in den überseeischen Hafenstädten widmet der Verfasser seine besondere Aufmerksamkeit; wir führen als Beispiel an, was er über unsere Landsleute in Hawaii mittheilt (S. 90 f.). „In Honolulu nehmen sie (die Deutschen) eine hohe Stelle in Handel, Wandel und Kultur des ganzen Landes ein. Im Jahre 1878 wurden im Königreich der „Hawaiian Islands" (so der officielle Name) 272 Deutsche gezählt, darunter in Honolulu 139. Ihre Zahl soll sich auf 500 vermehrt haben seitdem; jedenfalls aber sind die größten Handelshäuser deutsche Firmen oder Deutsche haben an ihnen Theil; einem deutschen Forstmanne ist die Verwaltung der arg vernachlässigten Waldwirthschaft übertragen worden; einem Deutschen die Erziehung der Hawaiianer zu regelrechtem Gartenbau; seit über zehn Jahre wird die vortreffliche königliche Militärkapelle von Herrn Kapellmeister Berger vorzüglich dirigirt zur Freude und zum Stolz der Eingeborenen; denn die Bande besteht ausschließlich aus Kanaken, denen die musikalische Begabung, welche bei richtiger Leitung sehr Gutes leisten kann, gar nicht abzusprechen ist.... In deutschen Händen ist ferner eine Einrichtung, die geradezu in ihrer Art großartig und musterhaft genannt zu werden verdient: der Betrieb der Telephonie in seiner Anwendung auf den Privatverkehr, von der wir leider daheim kaum eine schwache Ahnung haben. Die ganze Insel ist mit einem weitmaschigen Netz von Drahtleitungen überzogen, das in Honolulu zu einem so engmaschigen wird, daß in besagter Stadt von 14000 Einwohnern nicht weniger als derzeit 230 Telephonstationen in Privathäusern errichtet sind.... Ueberhaupt regt sich der Unternehmungsgeist mächtig. Ein Lieblingsplan des Königs ist es, das submarine Kabel, welches zwischen San Francisco und Yokohama projektirt ist, von Honolulu aus legen zu lassen; vielleicht ein etwas kühner und riskanter Plan. Auf der Insel Hawaii ist vor kurzem der erste Eisenbahnwagen abgelassen, ein kleiner, aber vielversprechender Anfang; ein Dock ist geplant für den Hafen und der Handel des Landes, durch den für beide Theile vortheilhaften Handelsvertrag mit Nordamerika begünstigt, nimmt täglich größere Ausdehnung an. Hauptexportartikel ist Zucker, von dem schon 1878 über 80 Plantagen 58 Millionen Pfund producirten, statt 3 Millionen im Jahre 1862. Ein anderer wohlschmeckender Ausfuhrgegenstand ist die köstliche süße Frucht der Banane, die so prächtig zum Schmuck der Gärten beiträgt und jetzt auch rationell gebaut wird.... Im ganzen überstieg 1882 die Ausfuhr um 2 Millionen Dollars — gleich 8 Millionen Mark — die Einfuhr; ein gutes Zeichen für ein Land, auf dem 1820 die ersten Missionare die ersten schwachen Keime der Kultur ausstreuten.

Inhalt: Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien. XVIII. (Mit vier Abbildungen.) — H. Abbes: Die deutsche Nordpolar-Expedition nach dem Cumberland-Sunde. I. — W. Kobelt: Skizzen aus Algerien. I. (Erste Hälfte.) — Spiridion Gopčević: Streifzüge in Portugal. II. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Inseln des Stillen Oceans. (Schluß der Redaktion: 19. Oktober 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XIX.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Nur 30 m südlich von der Säulenhalle Tschihil Minar liegen die Trümmer eines andern Prachtgebäudes, zu welchem zwei seiner Façade parallele Treppen von Osten hinaufführen. Durch eine von acht Säulen getragene Halle gelangt man zu dem Palaste, welcher nach Dieulafoy's Ansicht zur Privatwohnung des Herrschers bestimmt war, und durch eine Thür zwischen vier Fenstern tritt man in einen Saal, dessen Decke auf sechzehn Säulen ruhte. Rings um diesen Raum gruppiren sich fünf große Oeffnungen, die der Eingangsthür gleichen und die centrale Halle mit Seitengemächern in Verbindung setzen. Zwischen ihnen sind, jedoch nicht symmetrisch, vier Fenster, welche nach der Säulenhalle hinausgehen, und große viereckige Nischen angebracht, wie man sie ähnlich noch heutigen Tages in den Mauern der persischen Häuser findet. Gurtpfeiler, Oberschwellen der Thüren und Fenster und Säulenbasen bestehen aus wunderbar genau bearbeiteten Blöcken grauen Porphyrs. Um die Nischen und Fenster im Innern der Thüröffnungen wie an den Futtermauern der Treppen sind in der Art von Ornamenten sehr saubere Keilinschriften eingemeißelt, welche berichten, daß Darius der Erbauer dieses Palastes war und daß ihn sein Sohn Xerxes restaurirt oder vollendet hat.

Am meisten ziehen aber den Besucher die Basreliefs an, welche dieses Bauwerk schmücken und, wie die Inschriften, im Innern der Thüröffnungen und auf den Seitenwänden der Treppen angebracht sind; denn diese Skulpturen sind nicht allein wegen ihres künstlerischen Werthes von Bedeutung, sondern auch, weil sie uns mancherlei Einzelheiten über die Tracht und Geräthschaften der Perser offenbaren, Details, welche durchaus mit demjenigen übereinstimmen, was uns die alten Autoren darüber berichten. Bis auf die Zeit des Kyros hatten die Perser jenes mit Pelz gefütterte Gewand getragen, in welchem noch jener König auf dem Basrelief von Mader-i-Soleiman (vergl. oben S. 261) dargestellt ist. Nach der Eroberung Mediens aber nahmen sie die weichlichere Tracht der Besiegten an und die Achämenidenkönige erschienen sogar in dem Weiberrocke, den dreifachen Hosen, doppelten Tuniken und dem Mantel der medischen Frauen. Die obere Tunika war weiß und reichte bis zu den Knien, die zweite mit Blumen gestickt und reichte bis zu den Füßen; im Winter trugen sie einen purpurnen, im Sommer einen mit Blumen gestickten Mantel; die Großen bedeckten ihr Haupt mit einer Tiara, ähnlich den Mützen aus gepreßter Wolle, wie sie die Bauern von Fars heute tragen, während das Volk den Kopf in eine unter dem Kinn geschlossene Kappe von weichem Filze hüllte, deren schädlichem Einflusse Herodot die Dünne und Zerbrechlichkeit der Perserschädel zuschreibt. Vielleicht stellt man sich diese Kappe am besten ähnlich vor, wie den Baschlik der Russen.

Jener von Herodot und Strabon berichtete Modewechsel wird durch einen Vergleich der Monumente von Mader-i-Soleiman und Tacht-i-Dschamschid vollkommen bestätigt;

Digitized by Google

die Tracht des Darius und ſeiner Nachfolger weicht durchaus von der des Kyros ab und gleicht ganz der eben beſchriebenen mediſchen — ein Beweis mehr, daß die Ruinen von Perſepolis jüngeren Datums ſind als die von Mader-i-Soleiman, und daß wir es in dem mehrfach erwähnten Relief mit dem erſten Kyros zu thun haben und nicht mit Kyros dem Jüngeren, wie mitunter vermuthet worden iſt.

Gehen wir auf einige der Reliefs näher ein. Eines derſelben ſtellt eine Jagd des Königs dar. Hierbei und wahrſcheinlich ſtets, wo er ſeine Glieder frei gebrauchen mußte, ſteckte er den Saum ſeines obern Gewandes in den Gürtel und warf den Mantel über die Schulter zurück. So iſt er in Tacht-i-Dſchamſchid und auf ſeinen Goldſtücken dargeſtellt. Ihm gegenüber erhebt ſich auf den Hinterfüßen ein Löwe, um ſich auf ihn zu ſtürzen — auf

Thür des Dariuspalaſtes (Tacht-i-Dſchamſchid).

dem berühmten Relief der „Halle der hundert Säulen“ nordöſtlich vom Palaſte des Darius tritt an deſſen Stelle das aus Beſtandtheilen des Löwen, Stieres und Adlers zuſammengeſetzte Thier des Ahriman, des böſen Princips der Zoroaſtriſchen Lehre — mit jener Ruhe, die den Orientalen eigentlich niemals verlaſſen darf, bohrt ihm der König einen Dolch mitten in die Bruſt.

Auf einem andern Bilde geht der Herrſcher gravitätiſch ſpazieren und ſtützt ſich dabei auf einen Kommandoſtock, wie ihn die Großwürdenträger der ſchiitiſchen Geiſtlichkeit noch jetzt in der Hand halten. Hinter ihm wandeln zwei Hofbeamte mit Fächer und Sonnenſchirm, wichtigen Dingen in einem Lande, wo die Sonne ſo heiß brennt, wie in Perſien. In dieſer Darſtellung läßt Darius ſein langes Gewand, welches auch die königlichen Leibwächter tragen, auf dem Boden ſchleppen, während die niederen Diener, die ihr Dienſt auch ins Freie rufen kann, nur eine um die Mitte des Leibes zuſammengeſchnürte Tunika und Hoſen

Digitized by Google

tragen, wie ſie auf römiſchen Bildwerken die parthiſchen Krieger charakteriſiren.

Während die Basreliefs auf den Thürbekleidungen Epiſoden aus dem Leben des Königs darſtellen, haben die Bilder an der Treppe einen viel intimeren Charakter: Männer ſcheinen die Stufen zum Palaſte hinaufzuſteigen, welche kleine Ziegen, Schüſſeln mit Früchten, Schläuche voll Wein oder Getreideſäcke tragen. Es ſind das Leute,

Palaſt des Darius (Tacht-i-Dſchamſchid).

welche zum Neujahre ihrem Herrſcher Geſchenke bringen, ein perſiſcher Brauch, der noch heutigen Tages nach fünfundzwanzig Jahrhunderten in Teheran geübt wird. Unter dieſen Menſchendarſtellungen iſt, um den Winkel, welchen die unterſten Treppenſtufen bilden, auszufüllen, eine der intereſſanteſten Skulpturen von ganz Perſepolis eingefügt: ein Stier, der von einem Löwen angefallen wird. Das Raubthier beißt ſeine Beute in die Hinterſchenkel und zer-

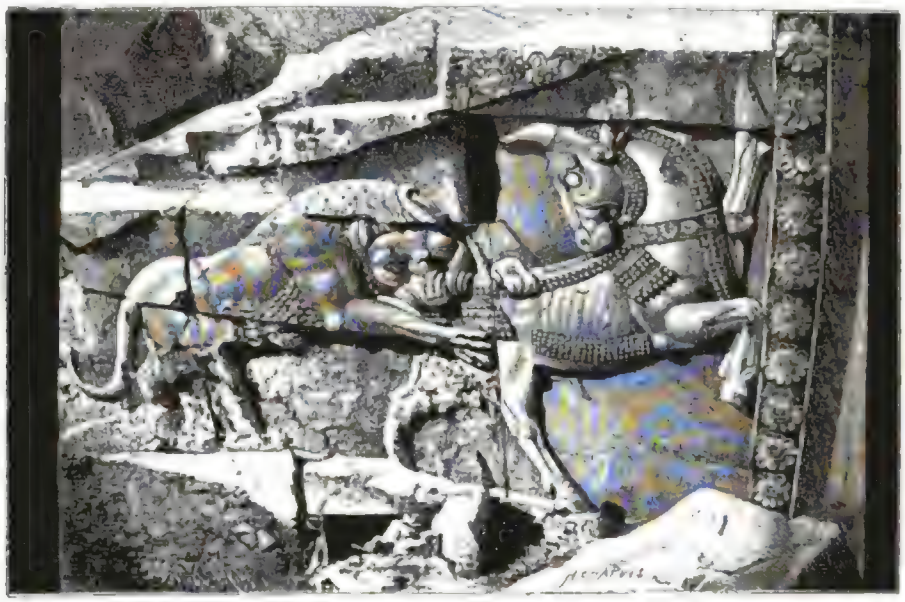
Treppe des Darinspalaſtes.

bricht ihm gleichzeitig durch einen gewaltigen Schlag ſeiner Tatze das Rückgrat. Die Bewegungen ſind lebhaft, Schulter und Tatze des Löwen vorzüglich gearbeitet, die Zeichnung klar und elegant; ganz ausgezeichnet iſt die geſchickte und vollendete Bearbeitung des ſehr harten Porphyrs. Die Vorzüge dieſes Basreliefs ſind um ſo leichter zu ſchätzen, als daſſelbe bis vor wenigen Jahren mit Erde bedeckt und deshalb nicht ſolchen barbariſchen Zerſtörungen ausgeſetzt

war, wie die meiſten anderen Skulpturen von Perſepolis.

Südöſtlich vom Darius-Palaſte, aber mit der Front nach Norden, der Eingangshalle des Xerxes zugekehrt, liegt ein zweiter Palaſt, der den König Xerxes zum Erbauer hat, in Trümmern; ſein Grundriß iſt jedoch noch deutlich erkennbar und derſelbe gleicht im Weſentlichen dem des Darius-Palaſtes. Geht man dann längs des Abfalles des Rahmed-Gebirges wieder nach Norden zurück, ſo trifft man 500 m vom Südrande der Terraſſe auf das großartigſte und ausgedehnteſte Gebäude der ganzen Anlage, die ſogenannte „Halle der hundert Säulen", welche mit ihrem rieſigen Dache faſt 5000 qm Bodens beſchattete. Thüren und Fenſter der vier Façaden ſtehen hier noch aufrecht; ſonſt aber hat ſich nichts weiter über dem Erdboden erhalten, als die Baſen der Säulen. Manche im Innern der Thüren angebrachten Basreliefs ſtellen ähnliche Vorgänge dar, wie die im Palaſte des Darius, andere haben ihren ganz beſondern Charakter. Eines der letzteren bezieht ſich offenbar auf die Bezahlung der Steuern. Oben ſieht man den König auf einem ſtuhlartigen Throne ſitzen, das Haupt von einem Baldachin beſchirmt, die Füße auf einem viereckigen Schemel; ein Fächerträger weht ihm Kühlung zu, Leibwachen umgeben ihn von allen Seiten. Ein Beamter, durch den an ſeinem Gürtel hängenden Säbel als ſolcher bezeichnet, trägt einen ſchweren Sack herbei, der wahrſcheinlich den gemünzten Tribut einer Satrapie enthält. Darunter ſind Leibwächter des Königs, die gefürchteten „Unſterblichen", dargeſtellt, kenntlich an ihrem langen Gewande und ihrem Kopfputze; ihre Bewaffnung beſteht theils aus Lanzen, theils aus Bogen und Pfeilen.

Dieſe Basreliefs von Perſepolis ſind denen von Mader-i-Soleiman entſchieden überlegen, wie ſich ſchon aus einer Vergleichung des Faltenwurfes ergiebt, der von den Künſtlern aus der Zeit des Darius und ſeiner Nachfolger mit großem Verſtändniſſe wiedergegeben wird. Ihre Arbeiten harmoniren trotz mancher Mängel vortrefflich mit den Bauwerken, die ſie zu ſchmücken beſtimmt waren. Die



Löwe, einen Stier angreifend (Tacht-i-Dſchamſchid).

Zeichnung iſt richtig, die Modellirung ohne jene Uebertreibung, welche für die Skulpturen Chaldäas und Ninives charakteriſtiſch iſt, die Arbeit vollendet. Vor allem aber iſt anzuerkennen, daß die Perſer die wahren Bedingungen des Basreliefs verſtanden, auf die perſpektiviſche Darſtellung der Landſchaften verzichtet und ſämmtliche Perſonen einer und derſelben Handlung in dieſelbe Fläche verlegt haben. Leider aber hat die perſepolitaniſche Architektur, welche die Achämeniden ihrem Volke brachten, das dafür wenig geeignet war, den letzten dieſes Fürſtengeſchlechtes nicht überlebt. Es konnte nicht anders kommen in einem Lande, wo kein Bauholz wächſt und Erde und Lehm die einzigen praktiſchen Baumaterialien ſind. Deshalb wurden die Paläſte von Tacht-i-Dſchamſchid nach dem Sturze des Darius Codomannus niemals nachgeahmt und deshalb bauten die parthiſchen und ſaſſanidiſchen Könige wieder mit Backſteinen und bedeckten ihre Bauwerke mit hohen Kuppeln, wie ſie für die nationale Architektur Irans charakteriſtiſch ſind.

Bekannt iſt das Ende, welches die Königsburg von Perſepolis — mag man dieſelbe nun mit Dr. Stolze bei Nakſch-i-Ruſtam oder mit den früheren Erklärern in Tacht-i-Dſchamſchid ſuchen — durch die Zerſtörungswuth des trunkenen Alexander fand. Die Stadt dagegen dauerte noch Jahrhunderte hindurch; nach dem Tode des makedoniſchen Eroberers wurde dort den Manen Philipp's und Alexander's geopfert; dort wohnte Ardeſchan Babegir, als er ſich gegen die Parther empörte; von dort verſetzte Schapur II. 6000 Einwohner nach dem von ihm zerſtörten Niſibin, und noch 632 war Iſtachr, wie der Ort nun hieß, Reſidenz des letzten Saſſanidenkönigs. Aber bald darauf wurde er von Omar, dem zweiten Khalifen, zerſtört, die meiſten Einwohner nach Schiraz verpflanzt und die Stätte bald ganz verlaſſen. Erſt in unſerm Jahrhundert, vor wenigen Jahren nur, traf die Ruinenſtätte ein neuer Zerſtörungsverſuch: es hatten ſich daſelbſt Räuberbanden feſtgeſetzt und um dieſe gründlich zu vertreiben, gab ein Hakem von Schiraz Befehl, alles, was noch von Trümmern erhalten war, dem Erdboden gleich zu machen. Aber die rieſigen Steinblöcke der Achämenidenpaläſte, welche 22 Jahrhunderte

hindurch den zerstörenden Naturkräften getrotzt hatten, machten den Arbeitern des Hakem lange zu schaffen, und inzwischen gelangte die Nachricht von dieser Barbarei nach Teheran, von wo aus derselben sofort Einhalt gethan wurde. Seitdem hat man die Ruinen respektirt und nur zweimal sind geringfügige Nachgrabungen unternommen worden. Solche würden sicherlich zu hochinteressanten Entdeckungen führen; aber bis jetzt hat sich selten ein Reisender dort länger aufgehalten. Die Malaria, die Hitze, die Muskitos und die schlechte Unterkunft im nahen Tschaparchane treiben die wenigen Besucher stets rasch wieder fort.

Als das Dieulafoy'sche Ehepaar am letzten Abend seines Aufenthaltes nach Kenara zurückkehrte, fand es vor dem Dorfe ein Zelt von Gebern, die auf der Pilgerfahrt nach Nakſch i Rustam begriffen waren. Gebern oder, wie

Gebernfamilie.

sie in Indien heißen, Parsis, welche auch fälschlich „Feueranbeter" genannt werden, sind die letzten Anhänger der altpersischen Religion, schöne kräftige Leute und echte Repräsentanten der altarischen Bevölkerung des Landes; denn während die übrigen Perser mit arabischen, türkischen, mongolischen, afghanischen Elementen stark versetzt sind, haben sich die Parsen, die der Ehe mit Andersgläubigen durchaus abgeneigt sind, stets rein und unvermischt erhalten. Das Familienhaupt fand Dieulafoy gekleidet, wie die Perser der armen Klasse, nur daß sein Rock sehr sauber war. Derselbe war von gutem Tuche und offenbar ganz neu, dennoch aber auf der Schulter mit einem Stücke andersfarbigen Stoffes geflickt; durch dieses erniedrigende Abzeichen müssen sie sich von den Mohammedanern unterscheiden; ebenso dürfen sie in den Städten nicht reiten und ihren Kultus nicht unter freiem Himmel ausüben; doch ist es ihnen gestattet, ihre Todten von Raubvögeln verzehren zu lassen. Die noch junge hochgewachsene Frau trug ein

Digitized by Google

Koſtüm ähnlich wie Schapur auf dem Relief von Nakſch-i-Ruſtam; es fanden ſich darin die drei Hoſen, die Tunika mit Aermeln, wie ſie die Meder des Mittelſtandes trugen, und die Mitra mit dem leichten Turban wieder, welchen die Bewohner Irans ſeit den älteſten Zeiten um den Kopf wickeln. Die Zahl der Gebern betrug Ende 1879 faſt 8200 Köpfe, wovon 6483 auf Jezd und Umgebung, circa 1500 auf Kirman, die übrigen auf Schiraz, Buſchehr, Kaſchan und Teheran entfallen. Es ſind fleißige, intelligente, ſittenreine Leute, die ſich vor ihren Landsleuten vortheilhaft durch Wahrheitsliebe und Rechtſchaffenheit auszeichnen und darum einen anſehnlichen Theil des Handels in den ſüdlichen Provinzen in Händen haben ....

Am 8. Oktober trafen die Reiſenden in Schiraz ein.

Eine Fahrt auf dem Fluſſe Amgun[1]).

An den Flüſſen Amgun und Bureja, welche von links her in den Amur fallen, wurden vor kurzem einige Goldwäſchereien eröffnet. Im Sommer des Jahres 1883 erhielt Herr Dolgolewitſch, der Verfaſſer der nachfolgenden Skizze, den Auftrag, die Tiefe und Breite der Flüſſe zu unterſuchen, in Rückſicht auf die Möglichkeit einer Dampfſchiffahrt. Die Ergebniſſe dieſer Reiſe geben wir ſtark verkürzt hier wieder.

Im Juni 1883 erreichte Herr Dolgolewitſch mittels eines Dampfſchiffes der Amurkompagnie das Dorf Tyr, welches am rechten Amurufer, 90 Werſt von Nikolajewsk liegt. Daſſelbe wird zur Hälfte von Ruſſen, zur Hälfte von getauften Giljäken und Golden bewohnt. Hier am ſteil abfallenden Felsufer iſt eine Miſſionskirche erbaut, in welcher Gottesdienſt in der Sprache der Golden gehalten wird. Es befindet ſich dort auch eine Elementarſchule zum Unterricht der Golden- und Giljäkenkinder, die als ſehr gelehrig und fleißig geſchildert werden. Vom Dampfſchiffe aus, bei der Thalfahrt, erſcheint die Lage Tyrs entzückend. Der Amur hat hier eine ſehr beträchtliche Breite, 300 Saſhen (über 600 m) und eine ſehr ſtarke Strömung. Die Kirche ſteht auf einem 40 Saſhen (circa 8,4 m) hohen Abhang und daneben erheben ſich zwei ſteinerne mit mandſchuriſchen Inſchriften bedeckte Säulen. Die Schriftzüge beſagen, daß die Säulen Grenzſteine ſind und daß einſt ein bedeutender Mandſchubeamter hier anweſend war.

In einer Entfernung von $1^1/_2$ Werſt unterhalb Tyr ergießt ſich von links her in den Amur der Fluß Amgun, in welchen Herr Dolgolewitſch auf dem Dampfer „Zobel“ einfuhr. Die Gegend iſt ein prächtiges 10 Werſt weites Thal, bedeckt mit hohem Graſe, durchzogen von zahlreichen kleinen Strömen und Seen, welche unter einander kommuniciren, belebt von unzähligen wilden Gänſen und Enten. An der Mündung iſt die Stromgeſchwindigkeit des Amgun etwas größer als weiter hinauf, das Fahrwaſſer hat hier nur eine Tiefe von 7 bis 8 Fuß (2,1 bis 2,4 m). Weiter ſtromaufwärts macht der Fluß einen Bogen nach Weſten, während das Fahrwaſſer bis auf 10 Fuß (3 m) ſich vertieft.

Weiter aufwärts (ca. 20 Werſt oder Kilom.) liegt am Amgun ein kleines Dorf Keurty von nur 5 bis 6 Jurten. Die hier wohnenden Giljäken ſind alle getauft und beſchäftigen ſich ausſchließlich mit Fiſchfang und mit der Jagd auf wilde Gänſe und Enten. Uebrigens iſt der Ertrag der Jagd nicht immer ausreichend, ſie und die zahlreichen Hunde, deren ſie benöthigen, zu ernähren. Die Jagd betreiben ſie ohne Waffen, nur mittels ihrer Hunde. Frühmorgens, am beſten unmittelbar nach einem Regen, begeben ſich die Jäger mit einem oder zwei Hunden an einen See; ehe noch der Vogel Zeit hat, aus dem dichten und hohen Ufergraſe aufzufliegen, hat ihn der Hund ſchon gefaßt und überbringt ihn dem Jäger. Die Giljäken ſind klein von Wuchs, ſchwach, ſchmutzig und gegen alles, was ſie umgiebt, gleichgültig; ſie leben unbekümmert um ihre Zukunft wie die Vögel unter dem Himmel. Giebt es nichts mehr zu eſſen, ſo geht der Giljäke und fängt ſich einige Fiſche, um ſich daran ſatt zu eſſen; den Reſt bekommen die Hunde; ſo treibt er es Tag für Tag. Der Giljäke liegt Sommers im Zelte und Winters in der Jurte ruhig einen ganzen Tag lang, bis ſchließlich der Hunger ſowie das heftige Bellen der hungrigen Hunde ihn beſtimmen ſich zu erheben; dann geht er auf eine bis zwei Stunden zum Fluſſe und kehrt mit großer Beute an Fiſchen heim. Der Reichthum an Fiſchen iſt hier im Amgun wie in anderen ſibiriſchen Flüſſen koloſſal; in gehöriger Weiſe betrieben, könnte die Fiſcherei außerordentlich lohnend werden.

45 Werſt von der Mündung ergießt ſich rechterſeits das Flüßchen Juſchkaty in den Amgun; hier liegt das Winterquartier des Goldwäſchers T. Der Amgun macht viele Windungen und bildet 60 Werſt von der Mündung eine große Inſel, auf welcher Korkeichen, Linden, Silberpappeln und der wilde Weinſtock gedeihen. 75 und 80 Werſt von der Mündung haben die Goldwäſcher beſondere Niederlagen errichtet. Hier wurden zahlreiche Giljäken angetroffen, welche lebende Gänſe, Enten und mannigfaltige Fiſche um ſehr billige Preiſe anboten. Für einen halben Theeziegel gaben ſie zwei Gänſe, für ein kleines Gläschen Branntwein und ein Pfund Zucker einen großen Stör von 48 Pfund (circa 20 kg). Der Branntwein iſt dem Giljäken alles, für Branntwein thut er alles und duldet alles; das wiſſen die Händler vortrefflich auszunutzen; der Giljäke arbeitet für ſie im Schweiße ſeines Angeſichts nicht um Brot, ſondern um Branntwein.

Im Dorfe Gaga, 180 Werſt von der Mündung, leben getaufte Giljäken, die ſogar eine kleine Kapelle haben. Gegenüber auf dem rechtsſeitigen Ufer des Amgun wohnen in drei Jurten Negidalen, welche in ihrem Ausſehen den Giljäken vollkommen gleichen, aber eine fremde, jenen unverſtändliche Sprache reden. Nach den Mittheilungen des Miſſionars Protodiakonow, welcher jene Gegend und ihre Bewohner gut kennt, ſind die Negidalen nur in geringer Anzahl vorhanden, leben in Gruppen von drei oder vier Jurten an den Seen und Nebenflüſſen des Amgun und beſchäftigen ſich mit Jagd und Fiſcherei, ſind einfacher und umgänglicher, aber viel ärmer als die Giljäken und werden durch die zureiſenden jakutiſchen Händler, welche Fuchs- und Zobelfelle einkaufen, entſetzlich übervortheilt.

Während anfangs die Flußufer niedrig ſind, werden ſie weiter ſtromaufwärts höher; 205 Werſt von der Mündung erhebt ſich faſt unmittelbar am Ufer ein unbewaldeter Hügel, welchen die Anwohner Daban-Chadany, d. h. Schlangen-

[1]) Nach dem Ruſſiſchen: „Sibir“ 1884, Nr. 21.

Digitized by Google

Giljäken vom Amur. (Aus „Rostoschny, Das asiatische Rußland“. Leipzig, Greßner und Schramm.)

berg, nennen. Im Innern desselben befindet sich eine viereckige Höhle von etwa 5 Arschin (circa 3,5 m) Höhe mit glatten Wänden, welche der Reisende besuchte. Er fand darin zahlreiche Thier- und Menschenknochen liegen, darunter auch zwei wohlerhaltene Menschenschädel. Der jakutische Führer erzählte, daß bis vor fünf oder sechs Jahren in der Höhle eine große 3 Saschen (2,1 m) lange und baumdicke Schlange mit gelbem Kopfe gehaust habe; Abends hätte sie einen Laut von sich gegeben, als ob man mit einem Stock an einen Baum schlage. Sie habe Menschen und Thiere geraubt und in ihrer Höhle verzehrt. Die Giljäken hatten nicht gewagt, das Ungeheuer zu tödten. Vor etwa fünf Jahren sei die Schlange verschwunden und nun kämen die Giljäken wieder hierher zur Jagd.

Am linken Ufer des Amgun (250 Werst) liegt das große Giljäkendorf Gaksanga, in welchem die Hälfte der Bewohner noch Heiden sind. In besonderen Käfigen wurden drei junge Bären gehalten, um am großen Feiertage der Giljäken geopfert zu werden.

10 Werst weiterhin mündet von rechts der Fluß Oldshikin, welcher aus dem See Gultschagor (Teufelssee) entspringt. An letzterem wohnen die Gultschagoren, welche in Lebensweise und Gebräuchen den Giljäken gleichen, aber eine denselben unverständliche Sprache reden. Von dem See wurde dem Reisenden eine Legende erzählt. Die Anwohner beschäftigten sich wie gewöhnlich auf dem See mit Fischfang; plötzlich am hellen Tage taucht ein schwarzer Teufel aus dem Wasser und verschlingt einen Mann mit seinem Birkenboote. Es geschah das vor aller Augen und flößte den Fischern ein solches Grausen ein, daß sie von jener Zeit an das Fischen im See aufgaben und an die nächsten Seen übersiedelten; seit jener Zeit führt der See den Namen Teufelssee. Es wird behauptet, daß der Gultschagor überaus reich an Fischen sei, und daß man nicht selten Welse und Hechte bis zu 40 Pud (640 kg) Gewicht antreffe; es ist nicht unglaublich, daß ein so großer Wels einen Menschen verschlingen könnte.

270 Werst von der Mündung liegt etwa 1½ Werst vom Ufer ein Hügel, aus welchem bisher die Giljäken Schleifsteine holten, um sie an den Amur zu bringen und bei den Mandschu gegen Hirse und andere Sachen einzutauschen. Seit zwei Jahren ist jedoch der Hügel unzugänglich, weil sich eine große Menge kleiner Schlangen in der ausgearbeiteten Grube gezeigt hat.

Auf der 315. Werst liegt am linken Ufer Blis-Kerbinski, ein Depot der Brüder B., das Ziel der Fahrt. Von Kerbinski an ist der Amgun noch 100 Werst aufwärts schiffbar; die Entfernung bis zum Ursprung beträgt nach Aussage der Giljäken ebenso viel wie bis zum Amur; das heißt die Länge des Amgun ist etwa 600 Werst, wovon 400 Werst schiffbar und völlig ungefährlich sind, wie die bereits gegenwärtig auf dem Flusse betriebene Dampfschiffahrt beweist.

In der Nähe der Niederlassung wurde von den Giljäken gefischt und Jukal bereitet; so heißt der zum Wintervorrath aufgespeicherte getrocknete Fisch. Die Fische, denen man die Eingeweide herausgenommen, werden einfach auf Stangen getrocknet, bis sie vollständig hart werden. Ist der Sommer trocken, so trocknen auch die Fische sehr schnell und es verdirbt wenig; während eines regnerischen Sommers aber fängt der Fisch an zu faulen und muß dann in das Wasser zurückgeworfen werden. Zu dieser Zeit ist der Aufenthalt in den Giljäkendörfern unerträglich — so stark ist der Fischgeruch.

Mit dem Besuche der Giljäkendörfer endigte die Forschungsreise.

Die deutsche Nordpolar-Expedition nach dem Cumberland-Sunde.

Von H. Abbes.

II.

Der Eskimo Okeitut (d. h. der mit dem Wolfsrachen), den die deutsche Expedition für ihren Dienst engagirt hatte, siedelte sich bald nach dem Fortgange seiner Landsleute etwa 200 Schritte südlich von der Station an. Als Arbeitslohn erhielt er wöchentlich 5 Pfund Schiffszwieback, ein kleines Quantum Thee, einen Becher Syrup und etwas Tabak. Beim Fortgange der Expedition überließ man ihm noch ein Mausergewehr mit den nöthigen Patronen. Er bewohnte mit seiner jungen Frau und einem 1½jährigen Kinde ein Zelt aus Seehundsfellen. Zwei am Boden stehende Thranlampen erwärmten die enge Behausung und gaben das nöthige Licht. Im Hintergrunde auf Renthierfellen, die den kalten Boden bedeckten, lagerte die Familie.

Eine Seekiste an der linken Seite des vorderen Zeltes diente den Besuchern als bequemer Sitzplatz. Zum Schutz des Zelteinganges gegen den Wind errichtete Okeitut am 25. November eine Vorhalle aus harten Schneeplatten. Den Schnee hatte er am Tage zuvor mit den Füßen festgestampft. Der Bau repräsentirte sich als ein Kuppelgewölbe. Die einzelnen Platten, Paralleltrapeze, deren Seiten 30 bis 50 cm lang und etwa 6 bis 8 cm dick waren, wurden hochkant aufgestellt und bildeten vom Boden bis zum Schlußsteine des Gewölbes eine Schneckenlinie, die nur durch den niedrigen Ein- und Ausgang unterbrochen wurde. Nachts diente diese Vorhalle als Aufenthaltsort der Hunde. Ein heftiger Schneesturm zerstörte am 9. December dieses erste Bauwerk, doch konnte sofort ein neues errichtet werden und zwar aus besserem Material.

Der Sturm hatte durch einiges Zusammenpressen der außerordentlich feinen Krystalle, die sich dann durch den Proceß der Regelation noch fester verbinden, an den meisten Stellen eine dichte und harte Schneedecke gebildet.

Aus dieser Masse wurde das eine Haus gebaut. Wir benutzten unsererseits den harten Schnee zu Schutzmauern für die Observatorien, um eine gleichmäßige Temperatur im Innern zu erhalten. Um ferner die Kommunikation zwischen dem Wohnhause und dem Variations-Observatorium auch bei starkem Unwetter aufrecht erhalten zu können, verband man beide Gebäude mit einander durch einen Gang aus dicken Schneequadern. Die horizontale Abdachung des Ganzen bestand aus Platten von gleichem Material, die

Digitized by Google

mittels einer Fuchsschwanzsäge aus der Schneefläche herausgeschnitten wurden. Am Nachmittage des 5. Decembers wurde der Arzt der Expedition zu der erkrankten Frau des Eskimo gebeten. Der Ingenieur und ich begleiteten ihn. Durch das Knirschen des Schnees von unserer Annäherung benachrichtigt, trat Okkeitut aus dem Zelte, begrüßte jeden mit kräftigem Händeschütteln und lud uns ein, näher zu treten. Ein großer Schlitten, der aufrecht im Schnee stak, und viele fremde Hunde belehrten uns, daß Besuch von Okkeitut's Landsleuten angekommen sei. Wir krochen auf allen Vieren einer nach dem andern in die Schneevorhalle und von dort in das Zelt, wo wir auf der bereits erwähnten Seekiste Platz nahmen. Außer Okkeitut, seiner Frau, die an starkem Bindehautkatarrh litt, und ihrem Kinde kauerten im Hintergrunde noch drei fremde Eskimos, darunter Okkeitut's Schwiegervater. Diese waren am Morgen von Ananatuk gekommen, einer kleinen Insel im nördlichen Theile des Cumberland-Sundes, unweit vom Ausgange des Kingawafjordes.

Wir schenkten ihnen Tabak und bald qualmten sämmtliche Anwesende mit alleiniger Ausnahme des Säuglings aus den bekannten holländischen Thonpfeifen. Zum Ablassen des Rauches wurde ab und an der Eingang des Zeltes aufgesperrt, was auch in Anbetracht der Treibhauswärme, die im Innern herrschte, sehr wohlthuend war. Das Gespräch drehte sich zunächst um die Seehunds- und Renthierjagd. Wir erfuhren, daß ein Theil der Bewohner von Ananatuk wöchentlich mehrmals mit Okkeitut am Ausgange des Fjordes zur Seehundsjagd zusammentrifft. Dort an einer schmalen Stelle, wahrscheinlich in der Passage, in welcher die „Germania" am 20. August lag, hindert die heftige Fluth- und Ebbeströmung das Gefrieren des Wassers. Diese Oeffnung dient einer großen Zahl von Seehunden als Zufluchtsstätte für den Winter.

Von der Renthierjagd hörten wir wenig Erfreuliches. Im Winter wandern die Thiere nach Süden und kehren erst spät im Frühjahr zurück. In der nächsten Umgebung der Station sollen sie sehr selten vorkommen, zahlreich dagegen im nordöstlichen Theile des Fjordes, wo ein fischreicher Fluß mündet, der aus einem weiten ebenen Lande kommt.

Der Aufforderung, zu singen, kam der älteste von den Eingeborenen, Abbok mit Namen, nach und trug einen monotonen Gesang vor, dessen Bedeutung wir nicht verstanden. Später spielte er einige leichte Melodien auf einer Blechflöte, wie man sie bei uns auf den Jahrmärkten käuft. Das Instrument wird er von irgend einem Matrosen eingetauscht haben. Abbok ist unter den Eingeborenen der Weitgereiste. Er hat als Matrose eine Fahrt nach New York gemacht und kennt Eisenbahnen und Dampfschiffe aus eigener Anschauung. Der Begriff des Geldes ist ihm ebenfalls nicht fremd. Nachdem wir etwa anderthalb Stunden in angenehmer Unterhaltung bei den guten Leuten zugebracht hatten, verabschiedeten wir uns mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen.

Am folgenden Morgen fuhren die drei fremden Eskimos nach Ananatuk zurück. Sie saßen zu dreien auf einem Schlitten, der von 12 Hunden gezogen wurde. Decken, Schlafsäcke, Gewehre ꝛc. wurden mit Seehundsriemen am Schlitten befestigt. Zur Reise nach Ananatuk brauchten sie im December mindestens zwei Tage, da sie wegen der Dunkelheit nur wenige Stunden des Tages zur Fahrt benutzen konnten. Des Nachts ist das Reisen gefährlich. Hindernisse, wie tiefe Spalten im Eise oder aufliegende Schollen lassen sich auf der weiten Schneefläche schon im Dämmerlicht nur in großer Nähe erkennen.

Im November hatten die meteorologischen Beobachtungen eine Erweiterung erfahren. In Erkenntniß des Umstandes, daß in dem Thale der Station die Ost- und Westwinde durch die umliegenden Berge aus ihrer ursprünglichen Richtung abgelenkt werden mußten, war von vornherein die Errichtung einer meteorologischen Nebenstation auf einer benachbarten Felsenspitze in Aussicht genommen. Dort wurde ein Mastbaum errichtet, dessen Spitze ein Wimpel zierte. Mit Hilfe eines Fernrohrs konnte die Windrichtung von der Station erkannt werden. Am untern Theile des Mastbaumes wurden zwei Kästen mit Barometer, Thermometer und Hygrometer befestigt, außerdem lag in der Nähe ein Thermometer zur Bestimmung der Schneetemperatur. Diese letzteren Instrumente wurden täglich einmal um 10 Uhr abgelesen. Der Weg zu der Bergstation war im Winter nach starkem Schneefall sehr beschwerlich. Die Felswand, auf deren höchster Erhebung 220 m über dem Fjord der Wimpel sich erhob, zog sich parallel dem Flusse an der rechten Seite das Thal hinauf. Nur an zwei Stellen war die im übrigen schroff abfallende Granitwand durch Felsstürze unterbrochen und hier konnte man zwischen mächtigen Felstrümmern sich durcharbeitend auf das Plateau gelangen. Der südliche Aufstieg wurde als der weniger steile am meisten benutzt. Er bildete zugleich den Abfluß eines Wasserbeckens, das sich oben in einer Thalsenkung gebildet hatte. Solche hochgelegene kleine Seen waren charakteristisch für das Bergland unserer Umgebung. Sie sammeln im Sommer das Schmelzwasser der höheren Bergspitzen und geben ihren Ueberfluß durch kleine Bäche an das Thal ab. Ohne Zweifel sind diese Abflüsse auch die wesentliche Ursache der erwähnten Felsstürze. Vor ihrer Entstehung mußte das Wasser mühsam einen Weg durch die Spalten und Schichtungsflächen des Gesteins suchen. Aus den Fugen heraustretend fiel es dann an der steilen Wand hinab. Die Zersetzung des Gesteins in Verbindung mit der Ausdehnung des Wassers beim Gefrieren erweiterte allmählich die Fugen, lockerte die Felsen und brachte sie endlich zu Falle.

Ein interessantes Beispiel der so beginnenden Zerstörung zeigte dieselbe Felswand eine halbe Stunde thalaufwärts von der Station. Von unten gesehen erschien auf dem Scheitel der an dieser Stelle schon zurückgetretenen Wand ein kräftiger Wasserstrom, verschwand dann auf eine kurze Strecke in den Felsen, um unterhalb aus einer Schichtungsfläche wieder herauszutreten. Die Felspartie, hinter welcher er verschwand, war bereits einen halben Meter aus der Wandfläche hervorgeschoben und neigte dem Einsturze zu. Der obere Theil des Felsens war bereits zu Bruch gegangen, was ein großer Schuttkegel bewies, in dem das herabfallende Wasser plätschernd verschwand. Aus dem Schuttkegel am Fuße der Wand, in welchen der Wasserfall hinabstürzte, konnte man schließen, daß ein höherer Theil des Felsens schon zu Bruch gegangen sei.

Am 30. November hatte uns die Sonne verlassen. Wenngleich sie auch noch oberhalb des Horizontes blieb, so trat sie doch nicht mehr über die niedrigen Berge hervor, welche am gegenüberliegenden Ufer des Fjordes den südlichen Horizont begrenzten. Die Tage bestanden Mitte December nur aus Morgen- und Abenddämmerung, die unmittelbar aneinander anschlossen. Zum Arbeiten im Zimmer bedurfte man auch Mittags des Lichtes, woran aber auch die von fingerdickem Eise überzogenen Fenster mit Schuld waren. Die Instrumente der Bergstation konnten um 10 Uhr stets ohne künstliche Beleuchtung abgelesen werden.

Am 22. December kamen wieder Eskimos aus Ana-

Digitized by Google

natuk. Sie wollten Tabak gegen Seehunds- und Renthierfelle eintauschen. In der Frühe des folgenden Tages fuhren sie zurück. Das Weihnachtsfest brachte für die meisten Mitglieder der Expedition eine freudige Ueberraschung. Auf Veranlassung des Präsidenten der Polarkommission waren die Geschenke von den Angehörigen der Expeditionsmitglieder ohne Vorwissen der letzteren der Expedition mitgegeben. Als daher die große Weihnachtskiste geöffnet wurde und sich für einen Jeden allerhand nützliche und angenehme Geschenke darin fanden, war die Freude allgemein. Am ersten Festtage wurde ein Renthierbraten aufgetischt, den Tags zuvor ein Eskimo gebracht hatte. Er hatte eine zweitägige Reise darum gemacht und in diesen zwei Tagen nichts gegessen, weil er unterwegs keinen Seehund erlegt hatte und das Renthierfleisch nicht angreifen wollte.

Um die Weihnachtszeit erkrankte Okkeituk's Tochter am Brechdurchfall. Das Kind war etwa 1½ Jahre alt und mußte von der Brust entwöhnt werden, zumal die Mutter schwach und leidend war. Auf Verordnung des Arztes erhielt sie kondensirte Milch aus unserm Vorrathe und filtrirtes Schmelzwasser. Mit Benutzung eines Gummifingers gelang es sogar, eine Saugflasche für das Kind herzustellen. Leider waren diese Bemühungen vergeblich. Die Kräfte des Kindes nahmen langsam ab. Am 5. Januar starb es. Die Leiche wurde in eine Kiste gelegt und diese auf dem Schlitten vom Vater und zwei anderen Eskimos über den Fjord nach einem Vorgebirge gefahren, wo sie in halber Höhe des Berges in den Schnee eingegraben wurde. In den letzten Tagen der Krankheit waren viele fremde Eskimos zum Besuch gekommen, am 29. December sogar zwei Eingeborene aus Kikkertak, die drei Tage zur Reise gebraucht hatten. Vermuthlich waren unter diesen Leuten Angekoks oder Zauberer, welche die Krankheit beschwören wollten. Man hörte des Nachts im Zelte häufig singen. Ihr übriges Treiben hielten sie so geheim, daß man nicht dahinter kommen konnte. Am Tage vor dem Tode des Kindes baute Okkeituk's Schwiegervater unter beständigem Weinen ein großes Schneehaus, zehn Schritte vom Zelte entfernt. In dieses Haus zog die Familie sofort nach der Beerdigung des Kindes. Das alte Zelt mitsammt seinem Inhalte mußten die Bewohner, ihrer Stammessitte folgend, verlassen.

Bis zum letzten Augenblicke bemühte sich der Arzt, den Eltern die Hoffnung auf Genesung ihrer Tochter aufrecht zu erhalten, weil zu befürchten war, daß sie andernfalls, um das Zelt mit den Sachen zu retten, das Kind aussetzen würden, wie es die Eskimos nach Erzählungen von Reisenden (Klutschak: „Als Eskimo unter den Eskimos"), die uns auch von den Walfischfängern bestätigt waren, zu thun pflegen. Doch glaube ich, daß in diesem Falle die Befürchtung unbegründet war, denn einestheils zeigte Okkeituk, indem er einen Theil seiner Decken rechtzeitig aus dem Zelte schaffte, daß er die Hoffnung auf einen günstigen Ausgang der Krankheit doch schon aufgegeben habe, und anderntheils hielt es auch schwer, angesichts der aufrichtigen Theilnahme und Sorge der Eltern für das Leben des Kindes an die Möglichkeit eines so grausamen Verfahrens zu glauben. Um sich und seiner Frau neue Kleidung und Geräthe zu verschaffen, ging Okkeituk am 7. Januar mit seinen Landsleuten nach Ananatuk.

Das neue Jahr begann mit starker Kälte. Am 8. Januar fiel das Thermometer gegen 5 Uhr Morgens auf — 40,7° C., während es sich bis dahin immer zwischen 30° und 40° gehalten hatte; das Monatsmittel war — 30,8° C. Bei ruhiger Luft — im Januar herrschte 20 Tage lang absolute Windstille — war die niedrige Temperatur ohne Beschwerde zu ertragen. Nur wer andauernd und ohne Bewegung im Freien zu beobachten hatte, bediente sich der Pelze. Im übrigen genügte starke Wollkleidung, besonders wenn sie im Zimmer vorher gut durchwärmt war. Einige Aufmerksamkeit mußte man allerdings auf Nase und Ohren verwenden. Die Berührung von Metallen mit bloßen Händen rief sofort Frostblasen hervor.

Die Sonne war am 14. Januar wieder erschienen und stieg mit jedem Tage höher. Meist war sie umgeben von einem weiten glänzenden Ringe, in dem sich zwar die Farben des Spektrums erkennen ließen, doch niemals so ausgeprägt, wie am Regenbogen. Vier Nebenringe schlossen sich oben und unten, wie rechts und links von außen tangirend an die Peripherie des ersten Ringes. Sie zeigten sich immer unvollständig ausgebildet, meistens als hörnerartige Ansätze des primären Ringes oder auch nur als eine Verstärkung der Lichtintensität an den vier Stellen, wo sie sich mit dem primären Ringe decken. Diese Stellen werden bisweilen als Nebensonnen bezeichnet, obgleich sie weder den Charakter als solche, noch kreisförmige oder überhaupt scharfe Konturen haben.

Zu den interessantesten Erscheinungen am polaren Himmel gehören unstreitig die Dämmerungserscheinungen, auf welche Prof. Bezold in München neuerdings wieder die Aufmerksamkeit gelenkt hat. Dieselben lassen sich in der arktischen Zone vorzüglich studiren. Leider war die Wahl des Beobachtungsortes für alle Erscheinungen am Firmament (Bewölkung, Wolkenform, Nordlicht, Farbenphänomen, Refraktionserscheinungen in der Atmosphäre) eine sehr ungünstige, da der Gesichtskreis nach keiner Seite hin frei, nach Osten und Westen sogar durch ganz nahe etwa 200 m hohe Hügel außerordentlich eingeengt war. Die einschlägigen Beobachtungen konnten deshalb nur bei gelegentlichem Besteigen der oben erwähnten Hügel oder noch höherer benachbarter Bergspitzen angestellt werden. Das „helle und dunkle Segment", wie Bezold sich ausdrückt, war jedesmal bei unbedecktem Himmel in der Dämmerungszeit deutlich zu erkennen. Das helle Segment leuchtete in der, dem Horizont benachbarten Partie in gelblichem Lichte, das dunkle glich einem in der Complementärfarbe — grauviolett — gefärbten Schatten. War der Farbenton des hellen Segments mehr ins Grünliche — ein Hervortreten der grünlichblauen Firmamentsfarbe, die bekanntlich den größten Theil des Jahres über die Himmelsfarbe in unseren gemäßigten Klimaten ist — spielend, so ging derjenige des dunklen Segments ins Dunkelkarminrothe (Mischfarbe von Violett und Spektralroth) über. Zeigten einige Cumulus- oder Cirruswolken im hellen Segment die Färbung des Abend- oder Morgenrothes, so waren die entsprechenden Wolken im dunkeln Segment weiß, silberglänzend auf dem dunkelvioletten Schatten. Auch dieses Farbenverhältniß ist dem von Complementärfarben entsprechend, da die Bestandtheile der ersten Mischfarbe (Orange und Violett) zu Complementärfarben solche Spektralabschnitte in Blau und Gelb haben, welche ihrerseits Weiß geben. Herr Dr. Schliephake, der diese Erscheinungen eingehend und auf seinen späteren Seereisen weiter studirte, wobei er den Vortheil eines uneingeengten Horizontes hatte, theilte mir mit, daß er sie nie wieder so deutlich als am Polarhimmel sah. Auch auf unserer Hinreise, während welcher wir im August bei klarem Wetter häufig Gelegenheit hatten die Dämmerung zu beobachten, habe ich niemals so intensive Farbenerscheinungen bemerkt, als in den Wintermonaten.

Das schöne Wetter des Januar wurde benutzt, um auf

Digitized by Google

dem Eise des Fjords eine Kabelschleife für Erdstrombeobachtungen zu legen. Die Enden des Kabels führten in das Wohnzimmer der Station und endigten in einem Galvanometer, nach dessen Ausschlägen die Stärke der, durch die Aenderungen der Vertikalintensität des Erdmagnetismus im Kabel inducirten elektrischen Ströme bestimmt wurde. Das Kabel zerriß in Folge der Bewegungen des Eises häufig und mußte Mitte April außer Gebrauch gesetzt werden. Die anstrengenden Arbeiten auf der blendenden Eisfläche verursachten bei mehreren Mitgliedern der Expedition vorübergehende Schneeblindheit. Später wurden Schneebrillen mit feinem Drahtgeflecht oder gefärbten Gläsern in Gebrauch genommen. Die letzteren sind aber mißlich, weil sie zu häufig beschlagen. Die Eskimos haben hölzerne Schneebrillen, bei denen sie durch schmale horizontale Schlitze sehen. Ein weit vorstehender Schirm beschattet außerdem die Augen.

Der Februar erreichte mit — 36,2° C. das niedrigste Monatsmittel. Das Minimum betrug — 45,5 am Nachmittage des 4. Februar. Selbst auf der Bergstation, wo im allgemeinen die Temperatur einige Grade höher als im Thale war, fand man mehrere Male das Quecksilber im Barometer gefroren.

Skizzen aus Algerien.

Von **W. Kobelt.**

I. Nach Boghar. (Fortsetzung und Schluß.)

Die Diligence nach Boghar verläßt Medeah Morgens um fünf Uhr. Wir fuhren erst der aufgehenden Sonne gerade entgegen, dann langsam nach Süden herum an den Berglehnen hin, immer bergauf. Trotz der frühen Stunde waren die Eingeborenen schon überall auf den Beinen, überall hockten sie an den arabischen Cafés in und außer der Stadt herum, aber ganze Trupps zogen auch mit der Hacke auf der Schulter hinaus, um beim Anroden der Weinberge zu helfen. Noch vor wenigen Jahren beschränkte sich die europäische Kultur auf ein paar kleine Dörfer in der Nähe der Stadt, aber seit der Aufschwung des Weinbaues begonnen, schiebt sie sich der Straße entlang immer weiter vor und ein Dörfchen nach dem andern wird gegründet. Mit der zunehmenden Meereshöhe verschwinden die Weinberge und treten Weizenfelder an ihre Stelle, Bäume sieht man nur sehr wenig, wohl aber in der Umgebung der Quellen grüne Wiesen. Die Straße zieht hoch oben dem Schiffathal entlang, der Beni Salah bleibt immer gegenüber, hier und da sieht man durch eine Berglücke Medeah in ganz geringer Entfernung hinter sich; endlich nach Zurücklegung von 25 km verschwindet der Berg und die Straße wendet sich nach dem Innern. Hier liegt nahe dem Kulminationspunkte Ben Chikao, eine Smalah der Spahis, d. h. ein Ort, wo die verheiratheten eingeborenen Polizeireiter ihre Wohnungen und Familien haben. Die Spahis sind in Algerien genau das, was in der Türkei die Zaptiehs, in Tunisien die Hambas, in Marokko die Mokhasnis sind und entsprechen ziemlich unserm Gensdarmeriekorps, nur daß ihre Funktionen bei einer Bevölkerung, die dem Gesetze nur dann zu gehorchen pflegt, wenn sie es verkörpert in Uniform und hoch zu Roß vor sich sieht, viel mannigfacher und schwieriger sind als bei uns. Sie zerfallen in mobile Bataillone, denen der Führerdienst bei Truppenmärschen, die Herbeischaffung von Proviant und Fourage und dergleichen zufällt, und Garnisonsbataillone, welche mit ihren Familien zusammen in solchen Smalahs wohnen, Land und Herden besitzen und nur innerhalb des Bezirks verwendet werden. Die auf Avancement dienenden Europäer ausgenommen, die höchstens ein Zehntel ausmachen, bestehen sie ausschließlich aus Arabern, denen das Leben als Spahis außerordentlich behagt; sie können ja als solche auf schönen Pferden im feuerrothen Mantel umherreiten und draußen auf dem Lande kommandiren nach Herzenslust. Man findet darum auch ganz wohlhabende Leute unter ihnen und die Lieutenants sind gewöhnlich Araber „von großem Zelte“, d. h. aus den vornehmsten Familien. Neben ihnen bestehen seit Errichtung der Communes mixtes noch die Derrer, durch einen blauen Mantel unterschieden; sie sind die Vollstrecker der Befehle des Administrateurs, der höchsten Autorität in der Commune mixte, die oft ein ganzes Stammgebiet umfaßt.

Bei Ben Chikao hatte man früher, als man noch alles Heil für Algerien von der Einführung fremdartiger Kulturen und Zuchtthiere erwartete, eine Musterschäferei angelegt, in welcher neben Angoraziegen auch Lamas und Alpacos an das algerische Klima gewöhnt werden sollten. Ich sah mich vergebens nach solchen Thieren um; man wird wohl das kostspielige Experiment aufgegeben haben. Allem Anschein nach hat man sich in Algerien überhaupt überzeugt, daß die Entwickelung der heimischen Kulturen, die Veredelung der einheimischen Hausthierrassen von unendlich größerm Werthe ist, als die Einführung von neuen. Alle die kostspieligen Versuche, so interessant sie sind, haben das Land eigentlich nur um zwei Gewächse bereichert, die Kasuarine und den Eukalyptus; höchstens könnte man für die heißesten Küstenlagen noch die Banane hinzufügen; Baumwolle, Kochenille, Ramieh, Muskatnußbaum und dergleichen sind längst wieder aufgegeben worden, oder werden höchstens noch hier und da als Spielerei gezüchtet. Weizen, Gerste und Wein, die einheimischen Hülsenfrüchte, der Tabak, und von wildwachsenden Pflanzen die Zwergpalme, das Halfagras und etwa noch die Aloe sind für das Land wichtiger, als alle Tropengewächse zusammengenommen. Nur schade, daß unter der Reaktion auch der prächtige Garten von Hamma bei Algier zu leiden hat.

Kurz hinter Ben Chikao erreicht die Straße mit über 1500 m den höchsten Punkt und führt dann in ziemlich gleicher Höhe weiter, in endlosen Windungen den Kämmen folgend, welche zwischen den tief eingefressenen Thälern stehen geblieben sind. Das Gebiet der Uled Ali-ben-Hassen ist zwar anscheinend ein Bergland, aber bei genauerer Betrachtung sieht man doch, daß es nur ein zer-

Digitized by Google

freſſenes Plateau darſtellt, an welchem der Proceß ſchon ſeinem Ende zuneigt, den man an anderen Stellen noch in ſeinen erſten Anfängen ſehen kann. Alle Berghänge ſind aber bis oben hinauf fruchtbar und anbaufähig, ſtellenweiſe auch recht gut kultivirt. Quellen rieſeln überall. Weiterhin ging es hinab zu den oberſten Zuflüſſen des Iſſer, der durch die Gorges de Paleſtro dem Meere zuſtrömt. Hier iſt das Land gut bewaldet, in den Schluchten ſtehen ſogar recht hübſche Eichen; neben der immergrünen Quercus ballota, welche von dem Kabylen ihrer ſüßen eßbaren Eicheln wegen als Fruchtbaum geſchont wird, und der ebenfalls immergrünen Korkeiche, welche durch ihren Rindenpanzer gegen Hitze wie gegen Kälte geſchützt gleich gut am glühenden Meeresſtrande und auf den eiſigen Kämmen des Djurdjura gedeiht, trat hier die Zenneiche (Quercus Mirbecki) auf, welche eben ihre erſten Blättchen austrieb. Sie iſt für Algerien ein ſehr wichtiger Forſtbaum; ihr ſchweres feſtes Holz reißt leider ſelbſt beim vorſichtigſten Trocknen, aber unter Waſſer oder in der Erde hat es eine faſt unbegrenzte Dauer.

In einem weiten Thalgrunde auf üppig fruchtbarem Boden liegt Berruaguia, das Koloniſationscentrum für das obere Iſſergebiet. Farmen ſchieben ſich von ihm bereits nach allen Richtungen hin die Straße entlang, ein anſehnlicher arabiſcher Markt wird hier jede Woche gehalten, vielleicht noch eine Erinnerung an die Zeiten, in denen hier die wichtige Römerſtadt Tanamarufa Caſtra lag. Nach kurzem Halt geht es wieder bergauf, diesmal mehr weſtlich; im tollen Galopp ſtürmen die Pferde dahin, obſchon ſie bereits 35 km im Trabe gemacht haben; noch iſt ihnen kein Haar naß und ſie wiſſen den Stall in der Nähe. Das Land iſt fruchtbares Schuttland, aber noch wenig kultivirt; in den Thälern liegen die Duars der Uled Yahia oder Schürfa, wie ſie die Franzoſen nennen, eines ganzen Stammes, der ſich der Abſtammung von Mohammed rühmt. Sein Ahn Yahia ben Sliman, einer der zahlloſen Abkömmlinge des marokkaniſchen Muley Idris, ließ ſich im ſechzehnten Jahrhundert hier auf einem Gebiet nieder, das ihm die umwohnenden Stämme freiwillig abgetreten hatten, die Kubbah ſeines Sohnes Si el Khelfa liegt dicht an der Straße, umgeben von einem ausgedehnten Todtenfelde, zu welchem drei Stämme, die Beni Haſſen, die Haſſen ben Ali und die Beni Sliman — ſämmtlich arabiſirte Berber — ihre Todten bringen. Die Schürfa waren bis in die neueſte Zeit von allen Abgaben befreit, erſt die Republik hat ihnen dieſes Privilegium genommen.

Jenſeits der Kubbah Si el Khelfa's verſchwinden die Eichen, aber Strandkiefern treten an ihre Stelle. Der Boden, von Berruaguia an mit Kalklagen durchzogen, wird nun zu reinem Schuttland und an der Straße merkt man bald, daß die Steine ſelten geworden. Die Hänge nach dem Scheliffgebiete hinab ſind entſetzlich zerfreſſen; beſſer als irgendwo kann man hier im thonigen Boden die Wirkung der Eroſion ſtudiren, wie ſie die Schluchtenwandungen erſt in parallele Kämme zerlegt, dann die Kämme durchbricht und aus ihnen ſpitze Piks bildet, im Kleinen ganz die Vorgänge nachahmend, wie wir ſie am Chiffathal im Großen geſehen. Aber auch an den zerfreſſenſten Abhängen hat ſich die Strandkiefer erhalten und oft ſieht man ſtattliche Stämme die kleinen Piks krönen. In unzähligen Windungen geht es hinab ins Thal des Uäd el Hakoum, der auf einer Brücke kurz vor ſeiner Einmündung in den Scheliff überſchritten wird. Gegenüber auf hochragendem Hang wird Boghar ſichtbar, aber nicht es iſt das Ziel unſerer Diligence, ſondern das unten im Thale liegende Städtchen Boghari, das ſich im Schutze der Feſtung an der Straße entwickelt hat. Noch eine Stunde lang fahren wir das Scheliffthal aufwärts. Zur Linken erheben ſich ſteile kahle Wände, aus abwechſelnden Lagen von Kies und mächtigen Steinblöcken ſo regelmäßig aufgeſchichtet, als hätten Rieſen hier ein Mauerwerk errichtet, oft wunderbar gebogen und die lehrreichſten geologiſchen Profile bildend. Nach rechts ſtreckt ſich eine nicht ſehr breite, anſcheinend ununterbrochene Ebene bis zum Fuße des Berges, welcher Boghar trägt; ſie iſt mit halbkugelförmigen weißgrünen Salbeibüſchen ſo dicht bewachſen, daß man glauben möchte, eine Wieſe mit Heuhaufen zu ſehen. Keine Spur aber verräth, daß hier der Hauptſtrom Algeriens von dem Hochplateau herabkommt; der Scheliff hat ſich ſein ſchmales Bett ſo tief in den Lehm gegraben, daß man es erſt ſieht, wenn man unmittelbar an ſeinem ſenkrechten Rande ſteht. Endlich, als wir um eine Ecke biegen, liegen Häuſer vor uns und gleich darauf erſcheint auf einem kahlen, niederen, ſteil abſtürzenden Hügel ein weißes ummauertes Städtchen, bei deſſen Anblick man ſich nach Mittelitalien verſetzt wähnen könnte, ſo engeſchloſſen hängt es droben auf der Höhe. Handelnde Oaſenberber aus Laghuat, die Nebenbuhler der Mozabiten im weſtlichen Nordafrika, haben ſich 1829 hier eine Niederlage gegründet, die als Stützpunkt für den Handel mit dem Tell dienen ſollte, und ſie haben ſie ganz in der Weiſe erbaut, wie die Feſtungsſtädte (Kſors) in den Saharaoaſen. Schon früh haben einzelne handeltreibende Europäer ſich ihnen angeſchloſſen und ſeit die Franzoſen ihre Herrſchaft dauernd hier etablirt haben, hat ſich 200 m tiefer in der Scheliffebene ein ganzes franzöſiſches Städtchen gebildet, in dem die Beamten und die Vertreter der wichtigſten Händler wohnen. Eine bedeutende Zukunft iſt ihm ſicher, denn durch die Pforte von Boghar, die ſich nur 500 m hoch zwiſchen die Plateauberge einſenkt, wird einmal die Bahn nach Laghuat, die erſte Abtheilung des „Transſaharien“, hindurchgeführt werden. Heute ſchon iſt der Montagsmarkt von Boghari, oder wie es nach einem Marabut, der an der Gründung theilnahm, eigentlich heißt, Bouthrari, der wichtigſte im Süden; viele Tagereiſen weit kommen die Stämme von den Hochplateaus und ſelbſt aus der Sahara, um ihre überzähligen Hammel gegen Getreide und europäiſche Produkte umzuſetzen. Dem regen Verkehre hatten wir es auch zu danken, daß wir hier am Rande der Sahara noch zwiſchen ein paar guten Hotels wählen konnten und in dem Hotel du Midi ein ganz leidliches Quartier und ausgezeichnete Verpflegung fanden.

Die Umgebung von Boghar iſt zwar für den Zoologen und Botaniker hoch intereſſant, denn hier greift in der tiefen Einſenkung Fauna und Flora der Sahara weiter herein als ſonſt irgendwo und finden ſich Reptilien, Mollusken und Inſekten, wegen deren man ſonſt weit nach Süden hin gehen muß. Schön kann aber die Gegend nicht genannt werden. Nur die Berge von Boghar ſind bewaldet, ſonſt erſtreckt ſich überall die Formation, die wir oben geſchildert, abwechſelnde Lager von Grus und mächtigen Blöcken, oder ein raſch verwitternder mergeliger Sandſtein mit dazwiſchen liegenden feſteren Bänken. Viele von dieſen haben der Verwitterung ſiegreich widerſtanden, während die weichere Umgebung weggewaſchen wurde; als ſeltſam geſtaltete Felſenrücken, mit mächtigen Blocktrümmern bedeckt, erſtrecken ſie ſich ſtundenweit durch die Gegend, meiſt nur wenige Schritte breit und nach beiden Seiten hin ſenkrecht abfallend. Sie folgen genau den Streichen der Schichten und durchſetzen das Thal in ſchräger Richtung, wieder mannigfach an ſchwächeren Stellen von den

Digitized by Google

vom Berge herunterkommenden Schluchten durchbrochen. Nach Osten hin thürmen sich Felsenberge übereinander, oben von Kämmen und Zinnen festeren Gesteins gekrönt, eine schauerliche Oede, selbst jetzt im Frühling nach einem regenreichen Winter fast aller Vegetation bar, trauriger und kahler als selbst die Sahara. An den festen Felsenrücken sieht man hier und da Baumstümpfe, Reste eines ehemaligen Waldes und bisweilen hat sich noch eine Eiche oder eine Pistazie erhalten; an den Hügeln östlich von Boukhrari aber sieht man keine Spur davon. Der Boden ist nicht unfruchtbar; in den Thalgründchen, wo die fleißigen Berber jeden Fußbreit Land anbauen und durch Dämme und kleine Gräben bewässern, sehen wir Weizenfelder mit wunderbar reicher Bestockung; 20 bis 25 Halme aus einer Wurzel waren keine Seltenheit. Aber an dem Hange arbeitet die Verwitterung rascher, als die Vegetation Wurzel schlagen kann; der weiche mergelige Sandstein zerfällt unter dem Einfluß des Wassers in feinen thonigen Sand, die härteren Blöcke werden von allen Seiten umspült, bis sie nach einem stärkeren Regen endlich einmal in dem sie umhüllenden Sandbrei zu gleiten anfangen und ins Thal hinabschießend zerschellen. Bis tief hinein sind die anscheinend festen Felsenbänke zerfressen und man hat sich beim Klettern sehr in acht zu nehmen. Nur nördlich des Städtchens tritt festerer Kalk auf und damit etwas Vegetation, aber auch hier gestatten die zwischenliegenden Gruschichten der Verwitterung das Eindringen und nicht selten bestehen die Thalwände aus einer festen, nackten Kalkbank, welche durch die regelmäßige Zerklüftung in Quadern fast wie Menschenwerk erscheint. Meine Hoffnung, durch Versteinerungen einen bestimmten Anhalt über die Formation zu bekommen, welcher diese Schichten angehören, blieb unerfüllt, der Analogie mit anderen Lokalitäten nach sind sie zum Jura oder zur Kreide zu rechnen.

Nach Süden hin wird das Scheliffthal eingefaßt von einem steilen Felsrande; steigt man an einem der Hügel hoch genug empor, so sieht man, daß es der Abfall der höchsten Plateaustufe ist, und dann schweift der Blick über ihn hin fast ohne Grenze in unendliche Ferne. Von Boghar aus ist die Aussicht nach Süden hin fast unbegrenzt; eine kahle dürre Ebene erstreckt sich bis zum Horizont, an dem nur ganz undeutlich die Gipfel des Dschebel ben Ammade schimmern. Am Abhange lag die Vorgängerin von Boghar, das römische Municipium Usinaza, das den Scheliffpaß gegen die unabhängigen Wüstenstämme deckte; die Stadtmauer ist noch sichtbar und behauene Steine und Säulentrümmer finden sich in Menge; eine Ansiedelung von Eingeborenen hatte sich dort erhalten bis zur Gründung von Boukhrari.

Im oberen Scheliffthale wohnen die Uled Antar, einer der reinen Araberstämme, welche nach Nordafrika einwanderten, als 1050 der fatimidische Khalif auf den Rath des Beziers el Yazuri die Raubstämme aus Hedschas, die Hilal und Soleïm, gegen die empörten Zeiriten losließ. Die Stämme hatten Theil genommen an der großen Empörung der Karmat, welche die in dem ketzerischen Nordafrika emporgekommenen Fatimiden nicht als Khalifen anerkennen wollten. Sie wurden mit Hilfe der Berber niedergeworfen und in dem Raume zwischen dem Nil und dem Rothen Meere eingesperrt, machten sich aber dort sehr unbequem und belästigten das Nilthal fortwährend durch ihre Räubereien. Da rief sie der Vezier zum heiligen Kriege gegen die empörten Berber auf; mochten sie siegen oder erschlagen werden, er wurde sie damit los. Abenteurer aus allen Stämmen Arabiens schlossen sich ihnen an und warfen sich wie ausgehungerte Wölfe zunächst auf die Cyrenacia, dann auf das Reich der Ziriten in Kairouan, das ihrem Anprall erlag. Dann trennten sich die Stämme; der eine zog dem Südrande der Plateaus entlang, drängte die Wüstenberber nach Süden zurück und machte die Oasen tributpflichtig; von ihm stammen die Wüstenaraber, die typischen Beduinen, deren Führer sich heute noch stolz Djouëd, Edle, nennen und ihren Stammbaum und den ihrer Pferde und Slugis bis zu den Zeiten des Propheten und darüber zurück nachweisen können; ein anderer Theil setzte sich auf den Hochebenen bis zum Dschebel Amour fest und hält sich dort heute noch. Den Gebirgskabylen konnten sie wenig anhaben, aber indem sie in den ewigen Bürgerkriegen zwischen den verschiedenen Dynastien bald dieser, bald jener Partei beistanden, bemächtigten sie sich nach und nach aller ebenen Flächen und ihre Nachkommen haben heute noch die Ebene Eghriz, die Metidja und die Scheliffebene, sowie den größeren Theil der Provinz Oran inne. In die Berge sind sie nie eingedrungen; wohl aber ist es ihnen gelungen, die Berber zum guten Theil zu arabisiren und selbst zum Aufgeben ihrer Sprache zu bringen. Die Arabisirung erfolgte theils durch einzelne arabische Familien, namentlich solche aus der Nachkommenschaft Mohammed's, welche von den Bergstämmen mit abergläubischer Verehrung aufgenommen wurden, noch mehr durch Heirathen. Reiche Kabylen setzten einen Stolz darein, Araberinnen aus dem Stamme des Propheten in ihr Gurbi zu führen; ihre Nachkommen gewannen dadurch das Recht, sich auch Schürfa zu nennen und mußten als solche natürlich auch Tracht und Sitte der Araber annehmen. Am leichtesten ging das bei den Maurustern und anderen Hirtenstämmen, die schon vor der Einwanderung der Araber eine nomadische Lebensweise, wie sie allein den Aufenthalt in der Sahara und auf den Hochflächen ermöglicht, geführt hatten; von ihnen gelten heute viele und gerade die mächtigsten, die Hanenscha, die Abd en Nur, die Righa, die Amamra und in Tunis die Worghamma, die Faraschisch und andere für echte Araber, obwohl sie fast reinblütige Berber sind und ansässige Ackerbaustämme selbst als ihre nächsten Verwandten anerkennen. Auf die Bergstämme dagegen ist der arabische Einfluß verschwindend klein geblieben und selbst der Islam hat sich den alten Sitten anpassen müssen; unbeschadet der Frömmigkeit und des religiösen Fanatismus wird der Berber von dem Araber immer mit Mißtrauen angesehen und viele Stämme gelten, wie die Beni Mzab und die Djerabis geradezu für Ketzer, die man in keiner Moschee duldet, während die Tuareg ja bekanntlich sich gegen den Islam wie gegen das Christenthum unbedingt ablehnend verhalten haben. In civilrechtlichen Beziehungen haben aber selbst die allerfanatischsten Berberstämme den Koran niemals als Gesetzbuch anerkannt.

Die Uled Antar rechnen sich zu den edelsten Araberstämmen, denn kein geringerer als Antar, der große Held und Dichter der vorislamitischen Zeit, ist ihr Stammvater, und sie haben ihre alten Sagen nicht nur bewahrt, sondern in ihren Stammsitzen auch neu lokalisirt und zeigen im Scheliffthale alle die Punkte, wo Antar seine Heldenthaten verrichtete und wo er endlich seinen Feinden erlag.

Dem Scheliff sieht man bei Boghar wahrhaftig nicht an, daß er schon gute dreihundert Kilometer weit herkommt und seine Quellen in den Bergen des Dschebel Amour am Saharaarande liegen. Freilich bekommt er auf der ganzen Strecke kaum soviel Wasser, als er durch die Verdunstung verliert, und seinen Nebenflüssen von Westen her geht es nicht besser, obschon sie der ganzen Kette des Uaransenis entlang fließen, denn auch das „Auge der Welt“,

Digitized by Google

von Norden her ein imposantes Gebirge, das im Juni noch Schnee trägt, hat nach Süden hin nur eine schwache Abdachung und seine sämmtlichen Thäler führen dem Scheliff ihr Wasser erst im untersten Theile seines Laufes zu. Doch versiegt der Scheliff auch bei Boghar niemals ganz und beherbergt sogar eine, wenn auch bescheidene, Fischfauna. Erstreckt sich einmal die Kolonisation bis hier herauf, so wird es nicht schwer halten, durch Barragebauten einen Theil der Hochebene für regelmäßige Kultur zu gewinnen. Einstweilen sind aber die Flußufer noch sich selbst überlassen und es ist nicht uninteressant, ihnen entlang zu wandern und zu sehen, in welcher Weise der Fluß hier arbeitet. 30—40 Fuß tief fallen die Wände senkrecht ab; in einer Entfernung von 8—10 Fuß geleiten sie tiefe Sprünge und schneiden hohe schmale Erdmassen ab, die bei der nächsten Regenzeit zum Opfer bestimmt sind. Dazwischen sind tiefe brunnenartige Erdlöcher ausgewaschen, die unterirdisch mit dem Flußbette kommuniciren und neue Ablösungen vorbereiten. Was in der Regenzeit zusammenstürzt, wird fein zertheilt mit fortgeschwemmt und befruchtet die untere Scheliffebene, und für einen aufmerksamen Beobachter dürfte es nicht schwer fallen zu bestimmen, wie viel Zeit der Fluß brauchen wird, um sein ganzes Thal auf die Tiefe seines gegenwärtigen Bettes abzutragen. Dann beginnt für ihn eine neue Epoche; das Gefäll verändert sich und eine Verlängerung der Austiefung rückwärts nach der Hochebene zu ist die nächste Folge.

Wir blieben vier Tage in Boukhrari, emsig bemüht, die Schätze der Molluskenfauna auszubeuten, und unsere Ernte war trotz der sterilen Umgebung sehr befriedigend. Weniger angenehm war das Klima; nach einem glühend heißen Südwinde folgte in wenigen Stunden eine so intensive Kühle, daß am 14. April Feuer im Speisesaal angemacht wurde und wir die Hüte festbinden mußten, um sie gegen den wüthenden Nordsturm zu schützen. In der tiefen Einsenkung zwischen der Sahara und dem Küstenlande sind naturgemäß die Luftströmungen besonders heftig, und wenn auch die Fieber hier nur im höchsten Sommer vorkommen, so sind Rheumatismen um so häufiger; Fremde haben sich sehr vor ihnen zu hüten. Schwere Gewitter sind auch hier keine Seltenheit; wenige Tage vor unserer Ankunft hatte ein solches mit einem wolkenbruchartigen Regen die ganze Gegend unter Wasser gesetzt und in dem Thonboden jede Kommunikation unmöglich gemacht. Im Winter wird es manchmal erheblich kalt, aber Palme, Aloe und Kaktus gedeihen um Alt-Boukhrari trotzdem ganz gut und in geschützten Gärtchen hat man sogar Citronen und Orangen mit Erfolg angepflanzt. — Wir waren nach Boghar gegangen in der Hoffnung, von dort nach Aumale gelangen zu können; aber umsonst fragten wir nach einem Wege dahin; es existirt nicht einmal eine route stratégique, höchstens ein den Eingeborenen bekannter Saumpfad, und so blieb uns nur die Rückfahrt nach Algier auf demselben Wege übrig, auf dem wir gekommen. Die Diligencen schließen in dieser Richtung ziemlich gut an einander; wir mußten freilich schon um ein Uhr Nachts aufbrechen, aber dafür erreichten wir auch noch am selben Abend Algier und konnten von den gehabten Strapazen ausruhen.

Das Weib in der Natur- und Völkerkunde.

Anthropologische Studien von Dr. H. Ploß. (Leipzig, Grieben's Verlag 1884.)

Der Verfasser, ein Leipziger Arzt, hat seit einem Menschenalter sich eine besondere Specialität in der Anthropologie geschaffen, in der er mit Erfolg thätig ist. Es sind dieses die mehr dunkeln und verborgenen Seiten, zumal die auf sexuelle Verhältnisse des Menschen bezüglichen Dinge, die er mit regem Sammeleifer kultivirt. Lage und Bettung der Frau bei der Geburt, die operative Behandlung der weiblichen Geschlechtsorgane bei verschiedenen Völkern, das Männerkindbett oder die Couvade, die Art der Abnabelung des Kindes bei verschiedenen Völkern, über künstliche Deformirung der weiblichen Geschlechtsorgane, das sind Themata, welche Ploß mit vieler Sachkenntniß in Einzelschriften und Aufsätzen behandelte, und denen seine beiden Werke über das Kind und über das kleine Kind folgten. Nun liegt auch das größere Werk über das Weib vor. Es ist ihm hierbei nicht um eine kulturhistorische oder ethnographische Schilderung zu thun, wie wir sie z. B. von G. Klemm in seinem fleißigen Buche „Die Frauen" (6 Bände, 1854) besitzen, sondern mehr um eine anthropologische Darstellung, um die naturgeschichtliche Seite des behandelten Gegenstandes. Ploß hat sehr fleißig gesammelt und gearbeitet, namentlich diente ihm die vorhandene gynäkologische europäische Litteratur in sehr umfassender Weise als Grundlage; dazu gesellen sich Notizen aus verschiedenen sehr ungleichwerthigen deutschen Zeitschriften und endlich die in der deutschen anthropologischen Litteratur vorhandenen Arbeiten. Zwar ist hier und da die französische anthropologische Litteratur herangezogen, aber nur mehr zufällig und gelegentlich und doch würde gerade sie und die kaum benutzte englische dem Verfasser noch eine sehr reiche Ausbeute geliefert haben. Erkennen wir aber dankbar an, was zunächst geleistet wurde.

Der Inhalt ist ein sehr reicher, kann aber hier nur angedeutet werden. Mit der anthropologischen Auffassung des Weibes beginnt Ploß und wir begegnen hier einer vernünftigen Auseinandersetzung der Frauenfrage, welche, weil naturwissenschaftlich aufgebaut, von den Phantasien à la Bebel oder dem Unsinn der extremen Frauenrechtler nichts wissen mag. Es wird dann über weibliche Schönheit, über die Anschauung des Weibes unter abergläubigen und religiösen Gesichtspunkten gehandelt, um auf das Hauptthema: die sexuellen Beziehungen, einzugehen. Hier handelt es sich nun allerdings um Darstellungen, die nicht zur Lektüre für ein Mädchenpensionat geeignet sind, aber nicht übergangen werden durften. Bei der Schilderung der Sexualorgane des Weibes in ethnographischer Hinsicht hätte Ploß auch auf die Deformirungen eingehen können, die mit den weiblichen Brüsten vorgenommen werden, so das Ausschneiden der Brustwarzen, welches Cameron zu Akalunga am Tanganjikasee beobachtete, wie der Engländer vermuthete „als Strafe", wie die Frauen sagten „zur Zierde" (Cameron, Quer durch Afrika I, 252), ein Verfahren, welches

Digitized by Google

übrigens an das Ausschneiden dieser Organe bei den weiblichen Skopzen erinnert.

Sehr reich ist das Kapitel über die Pubertät des Weibes, über die Menstruation und die weitverbreitete Anschauung, daß die Menstruirende „unrein" ist. Wie weit diese Anschauung geht und wie sehr das Weib als „giftig" und schädlich für den Mann zur Zeit jenes physiologischen Processes angesehen wird, dafür will ich als Ergänzung des (übrigens völlig genügenden) Materials bei Ploß noch das nachstehende Faktum mittheilen. Im Jahre 1870 tödtete ein Australier in der Nähe von Townsville sein Weib, weil es sich zur Zeit der Menstruation in die Decke des Mannes gehüllt hatte und so diesem Schaden brachte (Armit im Journ. Anthropol. Instit. IX, 459).

In dem Kapitel „Beziehung des Weibes zum männlichen Geschlecht" läßt es Ploß noch fraglich, ob die „kommunale Ehe" im ursprünglichen Zustande des Menschengeschlechts die herrschende gewesen sei (S. 209). Wir glauben aber doch den sich häufenden Beweisen für diese ursprüngliche allgemeine sexuelle Vermischung gegenüber daran nicht mehr zweifeln zu müssen; interessant erscheint uns in dieser Richtung, was Lorimer Finson von den Nanga-Mysterien auf den Fidschi-Inseln berichtet, mit denen wir erst jetzt bekannt werden, bei denen in jeder Beziehung der vollste Kommunismus herrscht und die widerlichsten Scenen auf offener Straße sich abspielen. The nearest relationships — even that of own brother and sister — seem to be no bar to general licence, the extend of which may be indicated by the expressive phrase of an old Nandi chief, who said: While it lasts, we are just like pigs!" (Journ. Anthropol. Instit. XIV, 28, auch S. 24) und das noch heute bei einem der am weitesten vorgeschrittenen Südseevölker, was sicher als „Ueberbleibsel" aus der Zeit „kommunaler Ehe" aufgefaßt werden muß.

Daß der Begriff der Keuschheit kein ursprünglich angeborener, sondern ein nur anerzogener ist, steht wohl fest, und unter diesem Gesichtspunkte erscheint denn auch die Sitte, die Ehefrau dem Gastfreunde anzubieten, weniger schlimm. Und hier möge uns der Verfasser gestatten, sein Material etwas zu ergänzen. Schon A. von Chamisso, dessen Blick auf seiner Weltreise geschärft wurde, ist auf diesen Punkt eingegangen. „Die Keuschheit", sagt er, „ist nur nach unseren Satzungen eine Tugend. In einem der Natur näheren Zustande wird das Weib in dieser Hinsicht erst durch den Willen des Mannes gebunden, dessen Besitzthum es geworden ist. Der Mensch lebt von der Jagd. Der Mann sorgt für seine Waffen und den Fang; das Weib dient und duldet. Er hat gegen den Fremden keine Pflicht; wo er ihm begegnet, mag er ihn tödten und sein Besitzthum sich aneignen. Schenkt er aber dem Fremdling das Leben, so schuldet er ihm fürder, was zum Leben gehört. Das Mahl ist für alle bereitet und der Mann bedarf eines Weibes. Auf einer höheren Stufe wird die Gastfreundschaft zu einer Tugend und der Hausvater erwartet am Wege den Fremdling und zieht ihn unter sein Zelt oder sein Dach, daß er in seine Wohnung den Segen des Höchsten bringe. Da macht es sich leicht zur Pflicht, ihm sein Weib anzubieten, welches dann zu verschmähen eine Beleidigung sein würde. Das sind reine unverderbte Sitten." (Chamisso's Werke, Leipzig 1836, I, 217.) Und so nahm es denn auch Adolf Erman auf, als ihm ein kamtschadalischer Häuptling Nachts das Weib mitleidig ins Bett schickte, um ihm die Einsamkeit zu kürzen (Reise um die Erde. Histor. Bericht III, 425). Die hyperboräischen Regionen scheinen der beste Boden für diese Art der Gastfreundschaft zu sein, denn Krascheninnikow (Beschreib. v. Kamtschatka, Lemgo 1766, 271) bestätigt die Angaben Erman's mit dem Hinzufügen, es gelte für die größte Beleidigung, wenn der Gast die Frau ausschlage, und von den Eskimos wissen wir ähnliches, wie dieses Hall (Narrative of the Second Arctic Expedition, Washington 1879, 102) nach eigenen Erfahrungen erzählt. Hearne, der vor hundert Jahren die nördlichen (Tinné-) Indianer besuchte (Journey from Prince of Wales Fort to the Northern Ocean 1767—1772, p. 129) sagt, daß es ein gewöhnlicher Brauch bei jenen sei, die Nacht bei der Frau des Gastfreundes zuzubringen, but this is so far from being considered criminal, that it is esteemed one of the strongest ties of friendship. Noch als von Middendorff in Sibirien reiste (Sibirische Reise, St. Petersburg, 1875, IV, 1407) gehörte es bei den Samojeden zu den Pflichten der Gastfreundschaft, den Gast durch freie Verfügung über Frau und Tochter zu ehren. Doch auch in anderen Gegenden findet oder fand man dasselbe. Marco Polo berichtet (ed. Pauthier, Paris 1865, 384) genau diesen Brauch aus Tibet; Bestätigung erhält seine Angabe durch Biddulph, der von den Bewohnern Hunsas im westlichen Himalaya angiebt, daß ein Mann seine Frau zur Verfügung des Gastes zu stellen hat (von Ujfalvy, Aus dem westlichen Himalaya. Leipzig 1884, 294).

Wieder zu Ploß uns wendend, erwähnen wir ferner das höchst interessante Kapitel über die Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Weiber und den damit verknüpften Aberglauben, wozu wir dem Herrn Verfasser gleichfalls einige Nachträge liefern wollen. Einer kinderlosen Nischinamfrau in Kalifornien wird von ihren Freundinnen eine Puppe aus Gras geschenkt, welche sie an die Brust legt, als ob sie dieselbe säugen wolle; dazu singt sie Wiegenlieder. Das soll Fruchtbarkeit erregen (St. Powers in Contribut. to North American Ethnology. Washington 1877, III, 318). Bei Bourg-d'Oueil in den Pyrenäen steht ein $1^1/_2$ m hoher Stein von Menschengestalt, éra peyra dé Peyrahita genannt. Unfruchtbare Frauen begeben sich zu demselben, umfassen ihn mit den Armen, küssen ihn und reiben sich an demselben, um so Kinder zu bekommen. (Bullet. soc. d'Anthropologie 1879, 167.) Solchen Stein vertrat auf Java eine alte holländische Kanone, die auf freiem Felde bei Batavia lag, und der man Opfergaben an Reis, Früchten ꝛc. darbrachte. Wollte ein Weib fruchtbar werden, so hatte es sich rittlings auf die Kanone zu setzen. „Zu jeder Tageszeit konnte man einige Weiber auf der Kanone sitzen sehen, mit Blumen geschmückt und in ihren besten Kleidern, manchmal zwei gleichzeitig. Solcher Brauch dauerte Jahre lang, zum Besten der Priester, welche die Opfergaben einsteckten." (Kiehl im Journ. Anthropol. Instit. VI, 359.)

Der Rest des Werkes beschäftigt sich mit Schwangerschaft und Geburt und gerade durch die überall durchgeführten Vergleiche, durch die Berücksichtigung der Kulturwie der Naturvölker gewinnt die Arbeit des Autors hier auch ihren hohen Werth. Sie ist einzig in ihrer Art und darf von Niemandem übergangen werden, der mit dem Weibe in anthropologischer Beziehung sich beschäftigen will.

R. Andree.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Von dem Kabel, welches England mit seinen westafrikanischen Besitzungen und dem Kaplande verbinden soll, ist die Strecke zwischen Cadiz und Teneriffe gelegt und im Betriebe. Am 22. Oktober hat nun die „Silvertown", das größte unter den großen, eigens für Kabellegen erbauten Dampfschiffen von fast 5000 Tonnen Tragkraft mit 1200 engl. Meilen Kabel an Bord die Themse verlassen, um zunächst ein kurzes Kabel von 200 bis 300 engl. Meilen zwischen Teneriffe und Lanzerote, einer anderen der Canarischen Inseln, zu legen und dann das Hauptkabel nach der französischen Ansiedelung Dakar und der britischen Bathurst fortzuführen. Von letzterem Punkte aus wird unzweifelhaft bald eine Verbindung mit der Insel Santiago (Capverden) hergestellt werden, welche über S. Vicente bereits mit den Linien der Eastern and Brazilian Companies verbunden ist; man gewinnt dadurch eine Nebenlinie, welche verfügbar bleibt für den Fall, daß die Hauptlinie, welche Kolonien verschiedener Nationalität berührt, in Folge kriegerischer Verwickelungen unterbrochen wird. Die Wichtigkeit solcher Vorsichtsmaßregel hat sich bei dem jüngsten Kriege an der Westküste Südamerikas ergeben, wo bald von Chile und bald von Peru der Kabel durchschnitten wurde und der telegraphische Verkehr häufige Unterbrechungen erfuhr.

Nordamerika.

— In Nr. 1 und 2 des vorigen Bandes des „Globus" veröffentlichte Prof. A. Bastian Beschreibung und Abbildungen einer Anzahl neuer Erwerbungen der Ethnographischen Abtheilung des Berliner Museums, welche Kapitän Jacobsen von seinen höchst erfolgreichen Reisen an der Nordwestküste Nordamerikas zurückgebracht hatte. Den Gang dieser Reisen nach Jacobsen's Tagebuch hat jetzt A. Woldt unter dem Titel: „Kapitän Jacobsen's Reise an der Nordwestküste Amerikas 1881 bis 1883 zum Zwecke ethnologischer Sammlungen und Erkundigungen nebst Beschreibung persönlicher Erlebnisse" (Leipzig 1884. Max Spohr) veröffentlicht und damit die deutsche Reiselitteratur um ein an neuen ethnographischen Details und spannenden Schilderungen sehr reiches Werk vermehrt, das durch zahlreiche Originalabbildungen und einige Karten besonderen Werth erhält, und auf welches wir bald ausführlich zurückkommen werden. Für heute wollen wir nur zwei Stellen aus demselben hervorheben, welche weitere Belege für die weit verbreitete Steinkocherei (über die der „Globus" letzthin verschiedenes veröffentlichte) enthalten. Auf S. 58 wird ein Fest bei den Queka-Indianern in Britisch-Columbia geschildert; dann heißt es: „Nach Beendigung der Reden wurde ein Festessen bereitet, indem zwei fette Seehunde in der großen hölzernen Trommel gekocht wurden. Es herrscht dort der eigenthümliche Gebrauch, die große Tanztrommel, möge sie nun aus einer gewöhnlichen viereckigen Kiste oder aus einem geschnitzten hohlen Thierkörper bestehen, bei feierlichen Gelegenheiten als Kochtopf zu benutzen. Die Trommel wurde also zuerst mit Wasser gefüllt und alsdann glühendheiße Steine hineingeworfen, bis das Wasser kochte. Hierauf legte man das Seehundsfleisch hinein und es dauerte gar nicht lange, bis dasselbe gar gekocht war." Ganz ebenso geht es bei den Festen der Bewohner von West-Vancouver zu (S. 110): „Nachdem alle Eingeladenen rings um das Feuer Platz genommen haben, wird das Essen gekocht. Dieses geschieht dadurch, daß man in eine große, mit Wasser gefüllte hölzerne Kiste heiße Steine hineinlegt, bis das Wasser ins Kochen geräth und alsdann die nöthigen Ingredienzien, namentlich das Fleisch hineinthut, worauf dasselbe sehr schnell gar kocht."

— Der bekannte Missionar und Reisende E. Petitot hat kürzlich ein Lexikon der Sprachen der Tschipewä, Hasen-Indianer und Loucheux und in der Einleitung dazu die Ergebnisse seiner langjährigen Studien über die Legenden, welche diese Völker über ihren Ursprung besitzen, veröffentlicht. Er findet nun im Gegensatze zu seiner früheren Ansicht reichliche Beweise für die asiatische Herkunft derselben. Sein interessantester Schluß ist aber vielleicht der, daß man in diesen lebenden Sprachen des äußersten Nordens nicht nur die Sprache der Navajos, eines Apachen-Stammes, der sich linguistisch von den anderen unterschied, sondern auch die ursprüngliche Azteken-Sprache wiederfindet, welche dem noch in Südamerika gesprochenen Quichua nahe verwandt ist. Welches neue Licht diese Behauptungen, falls sie von anderen Gelehrten als richtig anerkannt werden, über die Besiedelung Amerika's verbreiten können, das bedarf nicht erst weiterer Erläuterung.

Polargebiete.

— Ueber die auf S. 176 dieses Bandes berichtete Auffindung von Gegenständen, die der untergegangenen „Jeannette" angehörten, finden wir Näheres in den „Deutschen Geographischen Blättern" (VII, Heft 3, S. 299). Danach haben am 18. Juni d. J. Grönländer, welche sich auf der Seehundsjagd befanden, in der Nähe der Kolonie Julianehaab in Westgrönland auf einer Scholle Reste einer Holzkiste, Papiere, ein Checkbuch und ein Paar mit „Louis Nros" gezeichnete Hosen aus Oelzeug gefunden. Einzelheiten über den merkwürdigen Fund enthält eine Broschüre des Herrn Ch. Brooks in San Francisco; man vermuthet, daß die betreffende Eisscholle im Norden von Sibirien durch das Grönlandsmeer längs der grönländischen Ostküste und dann mit der bekannten Strömung an der Westküste hinaufgetrieben sei. Mr. Brooks gründet auf diesen Fund den Vorschlag, an verschiedenen Stellen auf Eisschollen des Polarmeeres eine größere Anzahl besonders gezeichneter Kisten zur Vervollständigung unserer Kenntniß von den Polarströmungen auszusetzen.

Inhalt: Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien. XIX. (Mit fünf Abbildungen.) (Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.) — Eine Fahrt auf dem Flusse Amgun. (Mit einer Abbildung.) — H. Abbes: Die deutsche Nordpolar-Expedition nach dem Cumberland-Sunde. II. — W. Kobelt: Skizzen aus Algerien. I. (Zweite Hälfte.) — Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Von R. Andree. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Nordamerika. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion: 27. Oktober 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen [1]).

V.

Am 18. Januar 1880 hatten Montano und Rey die Rhede von Sulu verlassen, um bereits am 20. d. M. nach einer vom Wetter wenig begünstigten Ueberfahrt die Bai von Sandakan zu erreichen, an deren Gestaden die Hauptstadt des der North-British-Borneo-Company gehörigen Territoriums Saba liegt. Sie führt den Namen Elok-Pura, was im Malaiischen so viel als „die schöne Stadt" bedeutet, und ist die Residenz des Direktors der Kompagnie, welche Stellung damals Herr W. B. Pryer bekleidete, der den Forschungsreisenden mit großer Zuvorkommenheit eines der neuesten Häuser jener aufblühenden Hafenstadt anwies. An diesem Orte bot sich hinlänglich Gelegenheit, das bunte Völkergemisch, das die Gewinnsucht hier zusammengebracht, eingehend zu beobachten. Neben dem eigentlichen Malaien fielen insbesondere die Biadjaws auf, jene echten Zigeuner des Ostindischen Archipelagus, die sich nur auf dem Wasser heimisch fühlen, für die es eigentlich keine andere Heimath giebt als das Meer; sie sind in anthropologischer Hinsicht den Malaien überlegen. Es ist überhaupt eine eigenthümliche Erscheinung, daß überall, wo Montano in Luzon, Mindanao wie Borneo Volksstämme traf, welche von den (eigentlichen) Malaien wie den Negritos sich unterschieden, selbe trotz ihrer anthropologischen Vorzüge eine niedrigere Stellung einnehmen als die Malaien. Ziemlich häufig in Elok-Pura und Umgebung waren die von der Nachbarinsel Celebes zugewanderten Bugis. Einen anderen interessanten Volksstamm, die Buled Upi, besuchte Montano in den ersten Tagen des Februars. Diese wohnen in den von Elephanten, dem Rhinoceros und von Orang-Utangs belebten Wildnissen, welche die Ufer des in die Bai von Sandakan mündenden Flusses Sagaliud begleiten. Die Buled Upi, in deren armseligem Dorfe Montano eine sehr höfliche Aufnahme fand, sind von verhältnißmäßig heller Hautfarbe, ihre Körperhöhe erreicht 1583 mm im Durchschnitt. Sie sind leidenschaftliche Jäger, die sich mit ihren elenden Feuergewehren muthig an die größten Dickhäuter ihrer Wälder heranwagen.

Nachdem Elok-Pura und Umgebung den Forschungsdrang Montano's und seines Gefährten hinlänglich befriedigt hatten, schifften sich die beiden auf einem französischen Kreuzer nach Sulu ein, wo sie Anfangs März anlangten. Hier verbrachten die Reisenden einige, durch die Zuvorkommenheit der spanischen Officiere angenehm verlebte Wochen, bis endlich die Ankunft des Dampfers „Pasig" ihnen die lang ersehnte Möglichkeit bot, nach dem Südwesten Mindanaos abzureisen (6. April). An Bord des Dampfers lernten sie den Major Don Joaquin Rajal y Larre kennen, welcher die Regierung der südlichsten Provinz der Philippinen — Dávao — übernehmen sollte. Derselbe bot den Franzosen alle seine Dienste und Unterstützung an, was den Reisenden um so angenehmer sein mußte, als in den Provinzen jenes Archipels die Gouverneure mit der Machtfülle eines absoluten Monarchen ausgestattet sind. Insbesondere ist dies auf der Insel Mindanao der Fall, wo sämmtliche Distriktspräfekten (denn die Unterabtheilungen des „Gobierno militar de Mindanao"

[1]) Vergl. oben S. 49.

Digitized by Google

führen den Titel „Diſtritos“) dem Officierskorps des ſtehenden Heeres oder der Kriegsmarine entnommen ſind. Es iſt dies hier um ſo nothwendiger, als dieſe Inſel, deren Küſten ſich ganz im Beſitze der Spanier befinden, nicht nur von den, den Spaniern ſeit Jahrhunderten ergebenen und chriſtianiſirten Viſayas, ſondern auch von feindſeligen mohammedaniſchen Malaien (den ſogenannten „Moros“ d. i. Mauren) und blutdürſtigen, der Inſtitution der „Kopfjagd“ huldigenden Heiden bewohnt wird. Montano ſchätzt die Zahl der Viſayas auf 150 000, jene der Mauren und Heiden zuſammen auf 300 000 Seelen, eine Schätzung, welche er ſelbſt als eine nur annähernd richtige bezeichnet, und die in der That mit den Angaben anderer Autoren nicht übereinſtimmt.

In dem Kanale, welcher die Sarangani-Inſeln von der Südſpitze Mindanaos trennt, kamen die Reiſenden mit dem Schiffslieutenant Ramos zuſammen, der hier mit drei Goeletten die Piraten überwacht und eine Karte jener genannten Eilande aufnimmt. Ramos war durch einen Brief des franzöſiſchen Konſuls in Manila auf die Ankunft der Reiſenden aufmerkſam geworden, die er jetzt an Bord des „Paſig“ aufſuchte, um ſie zu begrüßen und darauf hinzuweiſen, daß die Provinz Dávao ſie in jeder Hinſicht befriedigen würde. Und in der That, ſobald der „Paſig“ in den Golf von Dávao hineindampfte, entrollte ſich ein herrliches Landſchaftsbild vor den Augen der Franzoſen: hohe Bergketten, mit aus Cogongras gebildeten Prärien abwechſelnde Waldbeſtände zeigten ſich auf der Abendſeite, im Hintergrunde erblickte man den Matutun, während bei Dávao ſelbſt der Vulkan Apó ſich majeſtätiſch vom Horizonte abhob. In der Entfernung von 1½ Meilen von Dávao, deſſen gleichnamiger Fluß bei der Mündung eine Barre bildet, ließ der „Paſig“ am 9. April um 2 Uhr Nachmittags ſeine Anker fallen. Dank der Zuvorkommenheit des Lieut. Ramos ging die Ausſchiffung der umfangreichen Bagage raſch von ſtatten, ſo daß Montano ſich alsbald nach einer paſſenden Wohnung umſehen konnte, welche er bald durch die Gefälligkeit der ſpaniſchen Freunde

Malaie Biadjaw Bugi
von der Bai von Sandakan (Nordoſt-Borneo). (Nach Photographien von Montano und Rey.)

fand. Ebenſo raſch hatte man „Muchachos“, d. h. junge Leute als Diener, Pferdewärter, Ruderer ꝛc. angeworben und eine „Banca“, d. h. ein Boot, und endlich Pferde ſich verſchafft. So nach allen Richtungen hin verſehen, hatte man alle Muße, in der neuen Station Umſchau zu halten.

Dávao, deſſen zweiter Name Bergara lautet, iſt die unanſehnliche Hauptſtadt der gleichnamigen Provinz, welche den ſüdlichſten Theil der Inſel Mindanao bildet und vordem den Namen Nueva Guipúzcoa führte. Sie iſt erſt ſeit kurzem den Spaniern unterthan, denn erſt im Jahre 1847 ſammelte ein tapferer ſpaniſcher Officier Namens Oyanguren, welchen Montano nicht mit Unrecht den letzten Conquiſtador der Philippinen nennt, mit Bewilligung der Regierung in dem benachbarten Caraga einen Haufen Freiwillige, mit denen er den durch die Piraterie verrufenen Mauren Dávao abnahm. Oyanguren wurde zwar zum Gouverneur ernannt, mußte aber bald das Schickſal aller ſpaniſchen Conquiſtadoren theilen, er wurde abberufen und ſtarb in Armuth und Elend zu Manila 1859. Seine That aber ſchlug zum Beſten des Vaterlandes aus; heute beugen ſich die Küſtenbewohner der Provinz vor der ſpaniſchen Herrſchaft, welche durch eine Flottendiviſion und eine Kompagnie Landtruppen ihr Preſtige zu wahren verſteht. Die mit dichten Wäldern bedeckten Gebirgslandſchaften ſind mehr oder minder unabhängig. Der Reichthum, welchen dieſe Provinz an Naturprodukten aufweiſt, wird leider noch wenig ausgebeutet; auch bieten ſich dem Schiffsverkehre große Schwierigkeiten dar, indem die Küſten des Golfes den heftigen Winden, beſonders zur Zeit des Monſunwechſels, ſchutzlos preisgegeben und wegen vorgelagerter Sandbänke und Korallenriffe nur ſchwer anzulaufen ſind. Es iſt nicht allein die unermüdliche Bauluſt der letzterwähnten Polypen, welche das Fahrwaſſer ſtetig ändern, auch die beinahe täglich, wenn auch nur ſchwach ſich bemerkbar machenden Erdbeben tragen dazu bei, die Karte jener Küſte anders zu geſtalten. So ſoll denn nur die einzige Bai von Malalac einen ſicheren Ankerplatz gewähren. Auch die Flüſſe dieſer Provinz ſind, wenn nicht Stromſchnellen ſchon die Schiffahrt erſchweren, durch Mündungsbarren für einen regeren Handelsverkehr halb

Eine Straße der Stadt Davao. (Nach einer Skizze Montano's.)

Digitized by Google

untauglich gemacht; dies gilt auch von dem Rio de Dávao, an deſſen Ufern in kurzer Entfernung vom Meere die gleichnamige Hauptſtadt des Diſtriktes liegt. Die hohe Gebirgskette, welche dieſe Provinz im Weſten begrenzt, wird von dem gewaltigen Vulkan Apó beherrſcht, wie denn überall am Golfe von Dávao vulkaniſcher Boden zu Tage tritt. Auch bezeugen Höhlen und Korallenklippen in ziemlich bedeutenden Höhenlagen die erfolgte Hebung des feſten Landes und das damit korreſpondirende Zurückweichen des Meeres. Der fruchtbare Ackerboden beſteht zumeiſt aus dem Detritus von Eruptivgeſteinen.

Das Klima von Dávao wird als ein verhältnißmäßig gutes angeſehen, wenn auch Diarrhöen, Dyſenterie und intermittirende Fieber häufig genug auftreten. Bei den Europäern ſtellt ſich oft Anämie ein. Dr. Paul Rey, der treue Gefährte Montano's, mußte hier ſeine unermüdliche Jagd- und Sammelluſt ſchwer büßen; er erkrankte plötzlich und ſo ſchwer, daß die ſchleunige Rückkehr nach Europa für ihn der einzige Weg zur Geneſung erſchien. Nur mit ſchwerem Herzen ſchied Montano von ſeinem treuen Reiſegefährten, um von nun allein die Aufgaben der Expedition durchzuführen.

Montano begann nun von Dávao aus, wo er ſein Gepäck zurückließ, die Umgebung der Stadt fleißig zu durchſtreifen. Da die Regengüſſe den Rio de Dávao zu einem breiten, tiefen und reißenden Strome geſtaltet hatten, ſo waren die Ausflüge in ſüdlicher Richtung wegen des nothwendigen Flußübergangs mit erheblichen Anſtrengungen verbunden; nichtsdeſtoweniger ſtreifte Montano gerne in jener Gegend herum, denn die Landſchaftsbilder waren in der That entzückend, beſonders reizend aber das Mündungsgebiet des Rio Matina.

An den Ufern des Rio de Dávao in der Nachbarſchaft der Stadt liegen einige Hütten, welche von Infieles, d. h. halb barbariſchen Heiden bewohnt werden. Die Nähe der ſpaniſchen Bajonnette hat dieſen Söhnen der Wildniß einigen Reſpekt eingeflößt, ſo daß ſie einige ihrer unmenſchlichen Bräuche gemildert haben, doch iſt ihr Leben und Treiben

Ein Häuptling der Bagobos auf der Reiſe. (Nach einer Photographie Montano's.)

im Ganzen und Großen daſſelbe geblieben, wie bei ihren im Binnenlande hauſenden Stammesgenoſſen. Alle beſitzen Sklaven, was nicht ſo auffällig iſt als der Umſtand, daß keiner von dieſen Unfreien den Verſuch macht zu entfliehen oder die Intervention der ſpaniſchen Behörden anzurufen; vielleicht haben ſie kein Zutrauen zu dieſen oder ergeben ſich mit der den Aſiaten eigenthümlichen Reſignation ſtumpfſinnig in ihr Schickſal. Merkwürdig iſt auch, daß die wenigen chriſtlichen Viſayas (meiſt entlaſſene Sträflinge), welche ſich in der Nähe dieſer Halbwilden angeſiedelt haben, ebenfalls Sklaven halten. Als Montano einem dieſer Chriſten hierüber Vorwürfe machte, erwiderte dieſer: „Herr, wenn ich meine Sklaven entlaſſe, ſo finde ich keine Achtung mehr und bin ein ruinirter Mann, ganz abgeſehen davon, daß ich vereinzelt daſtehend mich ſelbſt der Gefahr ausſetze, gefangen genommen und als Sklave verhandelt zu werden."

Jene Halbwilden, von denen eben die Rede war, gehören zu den Bagobos, welche unter den heidniſchen Stämmen dieſes Landes, welche ſämmtlich Pferdezüchter ſind, im Rufe ſtehen, die beſten Roſſe zu beſitzen. Alles zeigt ſich hier beritten, ſelbſt die Weiber und Kinder, und jenes edle Thier erfreut ſich einer ebenſo ſorgfältigen Aufmerkſamkeit und Pflege, wie in den Duars der algeriſchen Araber. Trotz dieſer Vorliebe für das Pferd ſind dieſe Leute ungeſchickte Reiter, woran hauptſächlich der plumpe Bau ihres Sattels ſchuld trägt, welcher dem Reitenden nicht geſtattet, ſeine Knie zum feſten Sitz zu verwenden, ſo daß man durch Balanciren ſich im Gleichgewicht erhalten muß, was im Verein mit dem Reißen des Sattelgurtes öfters zu einem Sturze vom Pferde Anlaß giebt. Da dieſe Heiden immer mit blanken Waffen ausreiten, ſo ſind Unglücksfälle bei ſolchen Anläſſen nicht gar zu ſelten; Montano ſelbſt war Augenzeuge eines Unfalles. Der Franzoſe begab ſich mit zwei Häuptlingen aus der Nachbarſchaft Dávaos auf die Jagd und zwar galt ſelbe Hirſchen und Wildſchweinen. Der Jagdplatz lag am Rande einer ſanftgewellten ausgedehnten Prärie, welche von einer dichten Waldmauer begrenzt war. Ein Heer von Sácopes (Hörige) und Sklaven begann mit ſchrillem Geſchrei das Wild aufzutreiben. Dieſes ließ nicht

lange auf ſich warten, ein Hirſch brach hervor und die Jäger ſetzten ihm im Galopp nach. Ein ſolcher Ritt durch eine mit hohem Cogongraſe beſtandene Prärie iſt nicht ohne alle Gefahr, denn verſteckt unter dem dichten Grün finden ſich garſtige Schlammlöcher. Die Pferde der Bagobos erkennen an der Witterung dieſe Gefahr und ſuchen mit einem Sprunge hinüber zu ſetzen. Hier aber verrechnete ſich das Pferd eines Häuptlings, indem es einen Fehlſprung machte und zuſammenbrach, der Reiter flog in einem Bogen aus dem Sattel, fiel aber ſo unglücklich, daß er ſeine Lanze ſich in den Leib rannte. Zum Glück war die Verwundung nicht lebensgefährlich.

Was die heidniſchen Stämme der Umgebung von Dávao anbelangt, ſo ſind ſie von einander gänzlich verſchieden. Das nächſte Intereſſe erregen die Atas, denn dieſe gehören zu jener merkwürdigen Raſſe, welche in Luzon

Atas vom Vulkan Apó. (Nach einer Photographie Montano's.)

den Namen der Negritos führt, hier aber nur mit jener der Viſaya-Sprache entlehnten Bezeichnung benannt wird. Montano lernte einzelne Individuen dieſes Stammes kennen, welche ſich im Zuſtande der Sklaverei befanden; dann traf er aber auch Tribus freier Leute im Nordweſten des Apó. Dieſe letzteren zeichneten ſich ſowohl durch ein ſtattlicheres Aeußere, als auch durch mehr vorgeſchrittene ſociale Verhältniſſe aus. Die unabhängigen Atas ſind die einzigen Heiden dieſes Diſtrikts, welche ſich vor den Mauren oder Mohammedanern, mit denen ſie in ewiger Fehde ſtehen, nicht fürchten; ihre Kriegszüge ſind denn auch mit Erfolg belohnt.

Ein anderer Stamm führte den Namen der Tagabawas; es iſt dies eine Miſchraſſe der Bagobos und Guiangas, mit deren Sitten und Bräuchen auch die ihren übereinſtimmen, ja Montano beſuchte eine Tagabawas-Tribus, welche ſogar an munterem und freundlichem Weſen ihrer Individuen die anderen Stammesgenoſſen hinter ſich ließ.

Für gewöhnlich trägt der Tagabawa nur wenige Gewandung, bei feſtlichen Anläſſen aber wird in dieſer Hinſicht deſto mehr geleiſtet, insbeſondere die Häuptlingstöchter ſchmücken ſich da mit einer wahrhaft erdrückenden Laſt von Halsbändern und Armringen. Einen Begriff von dieſer Feſttracht giebt die beigegebene Abbildung, welche die Töchter eines Häuptlings in dem Augenblicke darſtellt, wo ſie ſich dem Tanzvergnügen hingeben. Montano bewunderte die Ausdauer dieſer braunen Grazien, welche in der Tageshitze, beſchwert mit dem gewichtigen Schmucke, unermüdlich durch mehrere Stunden hindurch cancanartig herumſprangen.

Die Guiangas und Bagobos bewohnen die öſtlichen Abhänge des Apó. Auffallend erſcheint an ihnen das weibiſche Ausſehen. Sie ſind ſehr gewandt und geſchickt, trotz ihrer zarten Erſcheinung auch ſehr kräftig. Ihre mittlere Körperhöhe erreicht 1631 mm, Montano traf aber Perſonen von 1715 mm Höhe.

Eines der merkwürdigſten Völker, welche dieſen Theil der Inſel Mindanao bewohnen, ſind die Samals. Dieſer kleine Stamm iſt nur auf der im Golf von Dávao liegenden Inſel Samal ſeßhaft und zeichnet ſich ſowohl durch hohe Intelligenz, als auch durch Tapferkeit und Arbeitsluſt aus. Mit allen Stämmen des feſten Landes ſtehen ſie auf dem Kriegsfuße, wie ſie denn durch ihre Mitwirkung den Spaniern die Eroberung Dávaos ſehr erleichtert haben. Dr. Montano fand auf der größten der Malipano-Inſeln eine Grabſtätte dieſes Stammes. Das Eiland ſelbſt erregte ſchon die Aufmerkſamkeit des franzöſiſchen Forſchers,

Töchter eines Tagabawahäuptlings im Ballkoſtüme. (Nach einer Photographie Montano's.)

denn es war ein Korallenriff, das erſt vor kurzer Zeit aus dem Meere ſich erhoben hatte, da der Vegetationsdecke alte, hochentwickelte Bäume fehlten. Der Golf von Dávao und ſeine Küſtengebiete liegen eben in einer vulkaniſchen Region, wo täglich Schwankungen des Erdbodens eintreten. In der Mitte jener Inſel, wenige Schritte vom Meere entfernt, unter einer Niſche von ungefähr vier Meter Höhe und zwei bis drei Meter Tiefe entdeckte Montano den Begräbnißplatz, der den Anblick einer wahren Schädelſtätte bot: denn auf der Erde bleichten im wirren Durcheinander menſchliche Gebeine, über denen ſich ein Gerüſt, hergeſtellt aus dem Holze der Palma brava (Corypha minor), erhob. Auf dieſem Gerüſte ruhten neben einander zwei Särge. Dieſe hatten die Geſtalt jener philippiniſchen Schiffe, welche „Vintas“ genannt werden, und waren wie dieſe aus einem einzigen Baumſtamm harten Holzes ausgehöhlt. Der Deckel ſelbſt ſchloß genau an, war übrigens mit Schnüren aus Bejuco (Rotang) feſt mit dem eigentlichen Sarge verbunden. Die Leichen ſelbſt waren wie Mumien in Baumwollenzeug und Matten eingewickelt. Die Beigaben, welche oben auf den Sargdeckeln lagen, beſtanden in einem Spinnrad, dann in Quantitäten von zum Verſpinnen zurechtgelegten Manilahanfes, einem Körbchen mit Buyo, d. h. einer Betelportion, und endlich in zwei chineſiſchen Porcellangefäßen, in denen offenbar einſt ſich Reis befunden hatte, den aber längſt die Vögel verzehrt hatten.

Zu den Pariahs dieſes Landes ſind die Tagacaolos zu zählen, welche von ihren überlegenen Nachbarn viel zu

leiden haben. Sie bewohnen die Vorberge des Apó, in der Nähe der Bilâns oder Bilanes, zwiſchen Cauit und Malalac. Ihre Anſiedelungen ſind klein und unanſehnlich. Die mittlere Manneshöhe beträgt bei ihnen 1594 mm.

Alle dieſe heidniſchen Stämme werden von chriſtlichen Viſayas ſowohl, wie von den mohammedaniſchen Moros auf das Unverſchämteſte ausgebeutet und betrogen. Hier nur ein Beiſpiel: Bei den Ehen der Wilden kann nur aus ganz gewichtigen Gründen der Mann die Gattin verſtoßen, die Viſayas-Händler aber ſchließen mit den heid-

Begräbnißſtätte der Samals auf dem Eilande Malipano. (Nach einer Skizze Montano's.)

niſchen Schönen Ehen ab, die ſelten lange dauern; wird der Gatte ſeiner ehelichen Hälfte überdrüſſig, ſo vertauſcht er ſie gerne gegen einige Hektoliter Reis, ohne aber ſeinem Schwiegervater jene Geſchenke zurückzugeben, welche derſelbe dem Manne ſeiner Tochter in Geſtalt von Pferden, Harzen ꝛc. gegeben hat. Wäre der untreue Gatte ein Stammesgenoſſe, er würde der Blutrache verfallen; der edle Chriſt aber entzieht ſich den Verfolgungen durch Ueberſiedelung in eine andere Gegend oder er ſtellt ſich unter den Schutz der ſpaniſchen Bajonnette.

Digitized by Google

Die deutſche Nordpolar-Expedition nach dem Cumberland-Sunde.

Von H. Abbes.

III.

Okkeituk kehrte mit ſeiner Frau nebſt einem leidlich hübſchen jungen Mädchen, die den ſchönen Namen Avingak, d. i. Maus führte, von Ananatuk zurück und bezog die von ſeinem Schwiegervater erbaute Schneewohnung. Die Frau ſah noch immer bleich und leidend aus. Der Verluſt des einzigen Kindes ſchien ſie ſtark angegriffen zu haben. Sie iſt, wie wir in Erfahrung brachten, bereits die zweite Gattin Okkeituk's; die erſte hat er den Schwiegereltern zurückgeſchickt. Hierzu ſind die Eskimos berechtigt, wenn ihre Frauen den Anforderungen nicht entſprechen, welche die Führung des Haushalts, insbeſondere die Anfertigung der Kleider, an ſie ſtellt. Um dieſe Berechtigung dürfte mancher weiße Ehemann die Eskimos beneiden. Anfangs März ſchien die Kälte noch zunehmen zu wollen. Am 2. Abends gegen 8 Uhr zeigte das Thermometer — 49,4, den niedrigſten überhaupt erreichten Grad. Die folgenden Tage waren etwas gelinder. Am 9. März ſtieg die Temperatur unerwartet ſchnell bis auf 3,7° um 5 Uhr Nachmittags. Dabei wehte ſtarker und trockener Nordoſt. Die angenehme Wärme war höchſt willkommen, man konnte doch endlich wieder einige Stunden im Freien zubringen, ohne ſich mit Kleidung überladen und dabei noch für Naſe und Ohren beſorgt ſein zu müſſen. Das Thauwetter wich allerdings bald wieder der Kälte. Das Monatsmittel des März betrug — 21,3°. Die Wirkung der Sonnenſtrahlen auf die Schneefläche machte ſich bereits im März bemerklich. Allmählich traten an den ſteilen Südoſtabhängen der Berge die dunkleren Farben des Geſteins wieder hervor. Okkeituk's Iglu, der im Innern vollſtändig vereiſt war, ſchmolz auch von außen zuſammen und wurde Ende des Monats verlaſſen, doch war der Schnee in der Ebene noch immer hinreichend hart, um das Material für einen Neubau liefern zu können. Mit dem Frühjahre begann für die Eskimos der Fang der jungen Seehunde, deren weiches weißes Fell beſonders zu Strümpfen benutzt wird. Früh morgens fahren die Jäger auf ihren Hundeſchlitten hinaus und kehren abends ſelten ohne Beute nach Hauſe zurück.

Das Fleiſch der Thiere iſt weniger thranig als das der alten und wird daher auch von Walfiſchfängern gegeſſen. Mit Roſinen gefüllt und gebraten erſchien ein ſolches Exemplar auch einmal auf unſerem Tiſche und wurde von einigen Mitgliedern mit ſichtlichem Behagen verzehrt. Am 21. März erhielten wir unerwarteten Beſuch. Gegen Mittag zeigte ſich im Südoſten auf der Eisfläche des Fjordes ein dunkler Punkt, der ſich mit großer Geſchwindigkeit auf die Station zu bewegte. Allmählich erkannte man eine Anzahl Hunde, die einen Schlitten zogen, auf dem zwei Perſonen ſaßen und bald darauf zogen die Hunde mit lautem Geheul, getrieben durch die Peitſche eines Eskimos, den Schlitten die ſteile Böſchung zum Stationsplatze hinauf.

Die Inſaſſen waren abgeſtiegen. Einer von ihnen kam auf das Wohnhaus zu und begrüßte uns in unſerer Mutterſprache. Er war ein Altpreuße, aus Gumbinnen gebürtig, Scherden mit Namen und ſeines Zeichens ein Schmied, der, nachdem er Deutſchland durchwandert hatte, nach Amerika gegangen und dort vom Schickſal ſchließlich auf einen Walfiſchfänger geführt worden war, auf dem er zur Zeit als erſter Steuermann fungirte. Da Mr. Scherden gehört hatte, daß wir Deutſche ſeien, ſo war er von Kikkertak, wo ſein Kapitän überwinterte, gekommen um die Landsleute in der Einſamkeit zu begrüßen. Die Reiſe, die er in Begleitung eines Eskimos unternommen, hatte drei Tage beanſprucht. Als Landsmann wurde Mr. Scherden natürlich herzlich bewillkommt und während der zwei Tage ſeines Aufenthaltes auf das beſte bewirthet. Den Einrichtungen der Station, insbeſondere des Obſervatoriums, ſchenkte er viel Intereſſe und trotz ſeiner durch die Reiſe ſtark angegriffenen Augen ließ er es ſich nicht nehmen, noch am Tage ſeiner Ankunft auch die Bergſtation in Begleitung des Leiters der Expedition zu beſichtigen. Nach ſeiner Erzählung iſt unſer Freund ſeit 14 Jahren auf dem Walfiſchfänger und hat die letzten vier Jahre ununterbrochen im Cumberland-Sunde zugebracht, aber ohne beſonders günſtigen Erfolg, denn in dieſen vier Jahren ſind ſeiner Mannſchaft nur zwei große Wale als Beute zu Theil geworden, während noch vor acht Jahren in zwei Monaten deren neun erlegt wurden. Im Sommer pflegt ſein Kapitän mit dem Schiffe in den Fjord zu kommen, um Jagd auf weiße Wale zu machen, die hier beſonders zahlreich ſein ſollen. Mit dem Verſprechen uns alsdann häufiger zu beſuchen, ſchied Scherden wieder, nachdem ihm vom vorſorglichen Proviantmeiſter noch einige Flaſchen Cognac zur Erquickung auf der Reiſe mitgegeben waren.

Dieſer Beſuch war nicht der einzige, den wir erhielten. Am 6. April kam zu aller Freude auch unſer alter Bekannter Mr. Hall aus Kikkertak, blieb jedoch nur einen Tag auf der Station. Sein Schlitten wurde von 16 wohlgenährten Hunden gezogen. An der Rückſeite war ein Renthiergeweih mit den Enden auf den Kufen befeſtigt, deſſen Zinken zum Anhängen der Jagd- und Proviantaſchen dienten.

Auch Mr. Hall klagte über die ſchlechten Ergebniſſe des Walfanges der letzten Jahre und lobte die früheren Zeiten, beſonders das Jahr 1870, in dem er 900 weiße Wale gefangen hat. Der weiße Wal (Beluga catodon) lebt geſellig in Herden von 5 bis 8 Stück. Er erreicht eine Länge von 4 m. Fiſchbein beſitzt er nicht und wird nur des Speckes halber gejagt. Eisbären ſind auch in dieſem Winter, wie überhaupt ſeit langen Jahren, nicht bis Kikkertak hinaufgekommen; auf einer ſüdlicheren Inſel ſind dem Schotten jedoch drei Faß Walfiſchſpeck von den Bären zerſchlagen und ihres Inhalts beraubt worden. Man hat aber von den Thieren weiter nichts geſehen als ihre Spuren im Schnee. Mr. Scherden ſowohl als Mr. Hall erſchienen vollſtändig im Eskimokoſtüm, da dieſe Kleidung den beſten Schutz gegen die Unbilden des arktiſchen Winters gewährt. Das Aprilwetter war hauptſächlich gegen das Ende des Monats beſtändig heiter, bei andauernder

Digitized by Google

Windſtille. Die Wirkung der Sonnenſtrahlen wurde am Tage manchmal ſchon recht läſtig. Dennoch erreichte das Monatsmittel der Temperatur nur die Höhe von — 15,2°. Das abſolute Minimum betrug — 30,6°, das Maximum + 2,2. Das Längerwerden der Tage empfand man beſonders bei den Nachtwachen als eine große Annehmlichkeit, da nunmehr die Inſtrumente bis abends 10 Uhr ohne künſtliche Beleuchtung abgeleſen werden konnten. Die Fälle von Schneeblindheit mehrten ſich ſowohl bei den Mitgliedern der Expedition als auch bei den Eingeborenen, von denen eine große Anzahl den Arzt der Expedition konſultirte.

Das animaliſche Leben wurde im Frühjahre auch etwas lebhafter als im vergangenen Winter, wo uns außer zwei Kolkraben und einer Schneemaus, die der Zimmermann fing, nichts zu Geſicht gekommen war. Zwei weiße Füchſe wagten ſich bis in die unmittelbare Nähe der Station und wurden erlegt, der eine von Okkeitut, der andere von Herrn Ambronn, dem Aſtronomen der Expedition. In den letzten Tagen des April machten ſich auch Wölfe des Nachts durch anhaltendes Heulen bemerkbar. Die 20 Hunde Okkeitut's erwiderten dieſes mit ebenſo gräßlichen klagenden Tönen, ſo daß manchmal ein ohrzerreißendes Koncert entſtand, welches einen zur Verzweiflung bringen konnte, zumal wenn man ſchlafen wollte. Geſehen haben wir keinen der Wölfe.

Am 28. April ging Okkeitut zum erſten Male in dieſem Frühjahre auf die Renthierjagd. Morgens um 7 Uhr fuhr er mit ſeinem Schlitten nach dem nordweſtlichen Ende des Fjords, ließ den Schlitten ſammt den Hunden auf dem Eiſe zurück und ging dann allein, bewaffnet mit einem Mauſergewehr, in das Innere des flachen Landes, wo ſich nach den Ausſagen der Eskimos im Sommer zahlreiche Renthiere aufhalten müſſen. Okkeitut war auch ſo glücklich zwei große Thiere zu erſpähen und ſich unbemerkt an ſie heranpürſchen zu können. Nachdem ein ſicherer Schuß das erſte getödtet hatte, blieb das andere erſchrocken noch eine Weile mit erhobenem Haupte ſtehen, augenſcheinlich unſchlüſſig, wohin es ſeine Flucht richten ſollte; doch ehe es noch den Jäger erblickt hatte, wurde es vom zweiten Schuſſe niedergeſtreckt. Okkeitut war ungemein erfreut über dieſen Erfolg, den er hauptſächlich dem Mauſergewehr zuſchrieb. Seinem Vorderlader wäre wahrſcheinlich die zweite Beute entgangen. Die vier hinteren Keulen der Renthiere bildeten in der nächſten Woche eine höchſt willkommene Vermehrung unſerer Mittagsmahlzeiten. Es war das erſte friſche Fleiſch, das wir ſeit langer Zeit genoſſen, und mundete daher beſonders gut. Die Felle behielt Okkeitut zur Anfertigung von Winterkleidern, die Geweihe hatte er leider zurücklaſſen müſſen, da der Transport des Fleiſches und der Felle bis zum Schlitten ihn ſchon genügend beanſpruchte.

Das zweite Schneehaus Okkeitut's war kaum einen Monat alt geworden, als es Ende April eines ſchönen Tages theilweiſe zuſammenſtürzte. Der Schnee hatte ſich mittlerweile erweicht, und durfte er deshalb nicht daran denken einen neuen Iglu zu erbauen. Da die nöthigen Seehundsfelle fehlten um eine Zeltdecke anzufertigen, ſo mußte unſer Freund ſich vorläufig mit einem alten Segel behelfen, das ihm von der Expedition geliehen wurde. Er zog von außen die Stangen aus ſeinem verlaſſenen alten Zelte, welches die Hunde inzwiſchen arg verwüſtet hatten, und errichtete daraus das neue an einer höher gelegenen Stelle, wo unter dem Einfluſſe der Sonnenſtrahlen die Schneedecke bereits dem grünen Mooſesteppich gewichen war. Um ſeine Frau für den Verluſt ihres Kindes zu tröſten, nahm Okkeitut ein etwa dreijähriges Mädchen bei ſich auf, für welches er den Eltern zwei alte und einen jungen Hund nebſt etwas Tabak als Entſchädigung zahlte. Später geſellte er dieſem Mädchen noch einen kleinen Knaben bei.

Im Monat Mai wurden von der Station zwei Schlittenreiſen unternommen, um die Umgebung, insbeſondere den Kingawa-Fjord aufzunehmen. Die erſte Expedition, beſtehend aus dem Aſtronomen Ambronn, dem Ingenieur Boeklen, dem Segelmacher Hevicke und dem Eskimo Okkeitut, verwandte zehn Tage auf die Erforſchung des nordweſtlichen Theiles des Fjordes. Der erforderliche Proviant, die Kochapparate, die geodätiſchen Inſtrumente, ein Zelt aus Segeltuch nebſt den nöthigen Stangen, die Schlafſäcke u. ſ. w. wurden auf einem Schlitten mitgeführt, den die Hunde des Eskimos zogen. Das Zelt, welches hinreichenden Schutz gegen den Wind gewährte, ſchlug man des Nachts auf dem Eiſe auf und kroch dann in die pelzgefütterten Schlafſäcke, die vollſtändig hinreichten, jede künſtliche Erwärmung überflüſſig zu machen, zumal die vier Reiſegenoſſen in dem kleinen Raume dicht bei einander liegen mußten. Den Hunden ſchien das Reiſen am wenigſten zu behagen, denn zweimal brannten des Nachts einige von ihnen durch und kehrten zur Station zurück, trotzdem Okkeitut die Vorſicht gebraucht hatte ſie anzubinden und je ein Vorderbein durch den Riemen des Geſchirres zu ſtecken, der um ihre Bruſt ging. Die Leine, welche ſie hielt, fraßen die Hunde durch und liefen auf drei Beinen davon. Okkeitut hatte dann die Mühe ebenfalls zurückzukommen und ſie aufs neue einzufangen, wobei er ſie durch einige derbe Fußtritte über das Ungehörige ihrer Handlungsweiſe zu belehren ſuchte.

Das Ziel der zweiten Expedition, an welcher der Leiter der Expedition Dr. Gieſe, der Mechaniker Seemann, der Zimmermann Weiſe und Okkeitut theilnahmen, war der öſtliche Theil des Fjordes, bis zu ſeinem Ausgange in den Cumberland-Sund. Die Expedition ging am 14. Mai fort und brauchte 14 Tage bis zur Rückkehr. Das Wetter war für dieſe Schlittenreiſe ſchon bedeutend ungünſtiger als für die vorige im Anfang des Monats. Die Temperatur ſtieg am Tage immer einige Grade über den Gefrierpunkt, wodurch der Schnee weich und feucht und das Vordringen unmöglich wurde, weil die Hunde und der Schlitten zu tief einſanken. Man zog es daher vor des Nachts zu reiſen, dagegen am Tage einige Stunden zu ſchlafen. Die Nächte waren um dieſe Zeit ſchon ſo hell, daß man um 12 Uhr im Freien auch bei bedecktem Himmel ohne Anſtrengung leſen konnte.

Außer den geodätiſchen Arbeiten machte Dr. Gieſe unter Aſſiſtenz von Seemann täglich Beſtimmungen der Intenſität, Deklination und Inklination des Erdmagnetismus auf dem Eiſe zu einer Stunde, die vorher mit den auf der Station Zurückgebliebenen verabredet war, damit dieſe gleichzeitig die Variationen der genannten Größen, die in den Rechnungen zu berückſichtigen ſind, an den Inſtrumenten der Station beobachten konnten.

Beim Beſteigen eines Berges am Ende des Fjordes glaubten Dr. Gieſe und Seemann im ſüdlichen Theile des Cumberland-Sundes offenes Waſſer geſehen zu haben, was auch mit Angaben eines Eingeborenen ſtimmte, den ich am 22. Mai ſprach, und der erzählte, daß die Whaler auf Kiſſertak bereits ihre Boote ins Waſſer gelaſſen hätten, um auf den Walfang zu gehen. Am Eiſe des Fjordes zeigte ſich noch keine beſondere Veränderung. Der Schnee ſchmolz zwar mehr und mehr zuſammen und bildete an einigen Stellen große Waſſerlachen, die jedoch des Nachts, da die Temperatur noch bis — 6° fiel, wieder gefroren.

Die Eingeborenen aus Ananatuk besuchten uns im Mai häufiger als sonst und brachten auch zuweilen Renthierfleisch, wofür sie Brot, Thee, Tabak, Pulver und Blei erhielten. Die Walfischfänger pflegen für eine Renthierkeule das halbe Gewicht derselben in Brot zu geben. Später entwickelte sich zwischen der Station und den Eskimos ein reger Tauschverkehr von ethnographischen Gegenständen, als Waffen, Pelzkleidern u. s. w. gegen Wollzeug, Ketten, Messer und Tabak.

Wie alle uncivilisirten Völker, so haben auch die Eskimos eine große Vorliebe für die Kleidung der Weißen und fühlen sich in ihrem Selbstbewußtsein ungemein gehoben, wenn sie statt ihres hübschen und praktischen Jacketts den alten Rock eines Europäers anziehen können, in dem sie sich dann bei der ersten Gelegenheit eine tüchtige Erkältung zuziehen. Die Frauen tragen über ihren Beinkleidern gern einen Rock von Kattun, über den hinten der lange Schurz des Jacketts herabhängt, was der ganzen Figur ein wunderliches Aussehen verleiht. Von einigen der Eskimos erhielten wir sauber gearbeitete Modelle ihrer Kayaks und Umiaks nebst den zugehörigen Waffen in Miniatur. Die einzelnen Rippen und Langhölzer dieser Modelle werden äußerst geschickt durch Lederriemchen mit einander verbunden. Außerdem schnitzten sie kleine Puppen aus Holz, zuweilen mit Arm- und Beingelenken, die von den Frauen mit Pelzkleidung versehen wurden und als Insassen für die Boote bestimmt waren. Aus Walroßzahn und Renthiergeweih verstehen die Eskimos allerlei Thierfiguren, wie Hunde, Robben, Enten, Walfische u. s. w. in einer Vollendung nachzubilden, die unser Erstaunen hervorrief. Die zahlreichen Stücke, die ich von diesen Sachen gesammelt und mitgebracht habe, übertreffen in ihrer Ausführung die ähnlichen Kunsterzeugnisse, welche Prof. von Nordenskiöld bei den Tschuktschen gefunden hat. Freilich bleiben sie noch zurück hinter verschiedenen Schnitzereien der Labrador-Eskimos, welche ich Gelegenheit hatte bei Dr. Koch zu sehen und die den besten chinesischen Elfenbeinarbeiten gleichzustellen sind.

Die Eskimos benutzen zur Anfertigung solcher Gegenstände allerdings längst die eisernen Werkzeuge der Weißen und wissen mit Meißel und Feile sehr wohl umzugehen. Doch muß man nicht glauben, daß diese eigenartige Industrie erst durch die Weißen hervorgerufen ist, denn schon Davis fand auf seiner ersten Reise in den Cumberland-Sund im Jahre 1585 auf einer Insel, deren Bewohner gerade abwesend waren, außer einem Schlitten, der aus Fischbein, tannenen und eichenen Brettern zusammengesetzt war, auch allerlei geschnitzte Bilder und das Modell eines Bootes.

Das anhaltend schöne und warme Wetter des Monats Mai, dessen mittlere Temperatur nur noch — 0,8° betrug, hatte den Schnee an den den Sonnenstrahlen zugänglichen Orten vollständig vertrieben. Begünstigt wurde das Schwinden der Schneedecke besonders durch die außerordentlich trockene Luft — das Haarhygrometer zeigte an manchem Tage nur 48 Proc. Feuchtigkeitsgehalt. Ueberraschend schnell entwickelte sich jetzt die Flora, von deren Reichthum man sich in der Regel keine Vorstellung macht. Wo nur kurze Zeit es der Sonnenwärme gelingt, den Eis- und Schneeüberzug des Felsenbodens aufzuthauen, in erster Linie also an den Südabhängen der Berge, findet man mindestens Flechten und zwar an allen bis jetzt besuchten Punkten der Polargegenden.

Bekanntlich hat die neuere Forschung in den Flechten botanische Doppelwesen erkannt, die aus einer Pilz- und einer Algenspecies bestehen, bei welchen die Alge die physiologischen Funktionen der Ernährung übernimmt, der Pilz vorwiegend das die Form der Flechte bestimmende Element abgiebt. Wir können also diese Lichenenflora als eine Flora von Landalgen und auf ihnen schmarotzenden Pilzen bezeichnen. Es fanden sich von den Flechten die verschiedensten Arten vor, unter welchen hier an das isländische Moos, die Renthierflechte und die scharlachrothe Köpfe tragende Cladonia corallifera erinnert werden soll.

Der zunächst durch physikalische Einflüsse, besonders Temperaturwechsel, verwitternde Felsboden geht durch die unmerkliche aber stetige Zersetzungsarbeit der bescheidenen, aus Flechten bestehenden Pflanzendecke in seiner Dekomposition immer weiter und so entsteht im Laufe der Jahre eine dünne Schicht lockerer Erde. Wo eine solche sich bilden konnte, d. h. nicht wieder abgeschwemmt wurde, entwickelt sich sofort eine reichere Flora, Laubmoose, Binsenarten, darunter das Wollgras und mehrere zu den Vaccineen (Heidelbeerarten) und Ericaceen (Haidekräuter) gehörige Species. Wie letztere beiden Familien die ersten Repräsentanten der höheren Phanerogamen der arktischen Flora darstellen, so geben sie auch die ersten Daten für den arktischen Blüthenkalender, indem sie schon Ende April an den Südabhängen den Wanderer durch ihre Blüthen erfreuen. Ihnen gesellt sich fast überall der einzige Repräsentant eines Strauches, die in mehreren Fuß langen Stämmen auf dem Boden hinkriechende, sich jedoch nur ein paar Zoll erhebende Polarweide zu, welche ebenfalls zu den am frühesten blühenden Pflanzen gehört, da die Knospen ihrer Kätzchen in sehr günstigen Lagen schon Ende März erkennbar sind.

Für weitaus den größten Theil des Landes machen nun die oben genannten Pflanzenordnungen und Gattungen, denen wir für den moorigen Boden der kleinen Süßwasserseen noch das gewöhnliche Torfmoos zuzählen müssen, die gesammte Flora aus. Namentlich etwas entfernt von der Küste kann man meilenweit wandern, ohne eine andere Pflanze als die genannten anzutreffen.

Anders an gewissen bevorzugten Plätzen. Die Süd- und Südostabhänge der felsigen Küste beginnen schon im März schnee- und eisfrei zu werden. Während an einzelnen Nord- und Nordwestabhängen der Gebirge im Jahre 1883 der Schnee überhaupt nicht vollständig verschwand, rieselte an jenen seit Mitte Mai eine Anzahl kleiner Bäche in Furchen, die sich das Wasser in den harten Granit eingenagt hat, zum Thale nieder. Diese Bächlein werden, je mehr die Masse des schmelzenden Schnees abnimmt, desto wasserärmer. Eine Anzahl von ihnen verschwindet bald ganz; nur diejenigen, welche Abflußkanäle der hoch gelegenen kleinen Bergseen darstellen, dauern auch während der eigentlichen Sommerzeit aus. An den Rändern und in der Umgebung dieser Süßwasserbäche, noch mehr im Bette der im Frühjahre auftretenden und etwa im Juli verschwindenden kleinen Wasserläufe, tritt nun später als die oben erwähnte, nämlich eine Mitte Juni sich bemerkbar machende Flora — die eigentliche arktische Blumenflora — auf, wenn wir unter Blumen solche phanerogame Blüthen verstehen, welche durch ihre Größe und Farbe das Vegetationsbild der Landschaft beeinflussen. Weiß ist zwar hier auch die vorherrschende Farbe; es hebt sich vom dunkeln Felsgrunde oder dem schmutzig gelbgrauen Flechtenüberzug, beziehungsweise dem grünlichbraunen Teppich der Vaccineen- und Ericaceensträuchlein deutlich genug ab. Wir haben hier besonders Repräsentanten der Steinbrecharten, der Stellarien und andere mehr vor uns. Dazwischen zeigen sich grell schwefelgelbe Beete, die von weitem einander vollständig gleich sehen, aber aus Vertretern zweier verschiede-

Digitized by Google

nen Gattungen bestehen. Eine Ranunkelart, die auch in den Polargegenden der Butterfarbe ihrer Blüthen, welche den verschiedensten Species in unseren Gegenden einen und denselben Volksnamen zugezogen hat, treu bleibt, sowie eine zierliche Mohnblüthe, die auf einem dünnen blätterlosen Stiele sitzt (Papaver nudicaule), sind es, welche jene gelben Blumenbeete bilden. Zählen wir noch die purpurvioletten, großen, weithin auffallenden Blüthen einer Art Weidenröslein (Epilobium) hinzu, so haben wir zwar den Pflanzenkatalog jener Gegenden noch lange nicht erschöpft, aber doch diejenigen Blüthenpflanzen angeführt, welche gewissen, besonders günstig gelegenen, aber leider an Ausdehnung nur sehr beschränkten Oertlichkeiten charakteristisch sind.

Der neueste centralasiatische Reisende.

Von **H. Vambéry.**

I.

Herr Heinrich Moser auf Charlottenfels bei Schaffhausen verdient von Rechts wegen nicht zu den neuesten, sondern zu den ältesten, d. h. frühesten Reisenden Centralasiens gerechnet zu werden. Es war im Spätjahre 1866, als mein Landsmann Graf M. mich ersuchte, ich möchte seinem in Orenburg weilenden Schwager, einem unternehmungslustigen, für Reisen in fremde Länder begeisterten jungen Manne, ein Empfehlungsschreiben nach Bochara geben. Nach Bochara, dachte ich mir, dort mag die Rekommandation des Derwisches, der sich glücklich schätzte, mit heiler Haut davon gekommen zu sein, wohl wenig frommen. Doch da man in mich drang, so schrieb ich an Hussein Ischan, den Vorsteher des damals berühmtesten Klosters, wo ich selbst Gastfreundschaft genossen, einige warm gehaltene Zeilen mit der Bemerkung, man möge dieses Briefes sich nur im äußersten Falle bedienen, da, wie ich dem Grafen M. sagte, ich für den Erfolg meines Schreibens nicht einstehen könne. Dieser Brief nun war für Herrn Moser, einen damals kaum zwanzigjährigen Jüngling bestimmt, der in Folge der langjährigen Geschäftsverbindungen seines Vaters mit Rußland in der Hauptstadt an der Newa keinesfalls zu den Fremdlingen zählte und nun, von dem Rufe der neuen Eroberungen im Süden angelockt, einer der ersten Europäer sein wollte, die auf dem jungfräulichen Boden Innerasiens ihr Glück versuchten. Eine Reise in das damalige russische Turkestan gehörte noch nicht zu den sichersten Unternehmungen. Die Scharte der russischen Waffen bei Irdschar war allerdings schon ausgewetzt, die Tollkühnheit Tschernajew's hatte der besonnenen Politik Romanowski's und Kaufmann's Platz gemacht. Man brütete in Taschkend über neuen Eroberungen, die man vor den Augen Europas, namentlich aber Englands, sorgfältig verhüllen wollte. Und unter solchen Umständen ist es leicht erklärlich, daß General Krishanowski dem thatendurstigen jungen Schweizer, wie gut er auch immer angeschrieben war, den Zutritt in das russische Turkestan kategorisch verweigert hat. Herrn Moser aber scheint dies Verbot, sowie seinen späteren Nachfolger Mac Gahan wenig inkommodirt zu haben. Er unternahm daher das Wagestück — denn für ein solches kann es angesehen werden — auf eigene Faust in Begleitung eines Kirgisen nach Taschkend zu reisen. Als er an den Ufern des Jaxartes auftauchte, wurde er aber wider seine Erwartung von den Russen freundlichst aufgenommen; ja, Herr Moser, von Beruf Soldat, schloß sich als Freiwilliger bald jenem Armeekorps an, das unter Leitung General Kaufmann's 1868 gegen Samarkand vorgedrungen war und diese Stadt dem Emir von Bochara entrissen hatte. Moser war somit der erste Europäer, der mit den Siegern in die alte Residenz Timur's eingedrungen war. Seine diesbezüglichen Erlebnisse müssen von besonderem Interesse sein und wir erwarten auch von ihm, daß er dieselben, schon des geschichtlichen Momentes halber, der Welt nicht vorenthalten wird. Er war Augenzeuge, als die Russen des berühmten kufisch geschriebenen Koranexemplares von kolossaler Dimension sich bemächtigten, eines Korans, der aus der Zeit der ersten Khalifen herstammt und heute als Kleinod in St. Petersburg aufbewahrt wird; ja ein Kleinod, dessen Rückgabe der Fürst von Bochara gelegentlich der Czarenkrönung durch seinen Sohn sich erbitten ließ, welche Bitte natürlich nicht gewährt wurde. Herr Moser drang ins Grabmal Timur's gerade im Momente ein, als russische Soldaten den aus Nephrit bestehenden berühmten Grabstein zertrümmern wollten, welch herostratisches Werk er theilweise verhinderte; einige Bruchstücke von diesem merkwürdigen Steine sind abgelöst später nach Europa gekommen und der glückliche Zufall hat es gewollt, daß ein Stück, von Freundeshand verehrt, mir zugekommen ist. Allerdings ein sonderbarer Zufall! Vier Jahre noch vorher hatte ich, umgeben von meinen Pilgergefährten vor diesem Steine mehrere Stunden betend und singend zugebracht. Ich konnte nur mit tausendfachen Gefahren zu ihm gelangen und einige Jahre später hat der Stein mich selbst in Pest aufgesucht und bildet selbstverständlich eine der werthvollsten Reliquien meiner centralasiatischen Erinnerungen.

Nachdem Herr Moser an den mannigfachen Abenteuern dieses merkwürdigen Zuges sich gesättigt, dachte er auch mit Recht, sein Unternehmen von der praktischen Seite zu verwerthen und durch Einführung der bocharischen Seidenkultur in Europa unserer Industrie zu dienen. Doch die russischen Amtswege sind dunkel und, als der unternehmende Schweizer auf dem Punkte stand, sein unter riesigen Schwierigkeiten begonnenes Unternehmen heranreifen zu sehen, griff plötzlich die russische Behörde ein, und nach Verlust von bedeutenden Summen enttäuscht und erbittert, kehrte er Ende der sechziger Jahre wieder nach Europa zurück, fest entschlossen, Mittelasien und Rußland nie mehr zu besuchen. Doch wer einmal das freie, an bunten Abenteuern reiche Leben im Inneren Asiens gekostet, dem fällt es überaus schwer, in den durchaus prosaischen Rahmen unseres europäischen Alltagslebens sich hineinzugewöhnen. Herrn Moser hatte überdies seine während der ersten centralasiatischen Reise unerfüllt gebliebene Sehnsucht, nämlich von Orenburg aus durch Centralasien nach Indien vorzudringen, zu neuen

Digitized by Google

Thaten angespornt und um diesen Lieblingsgedanken auszuführen, brach er 1882 das zweite Mal auf. Dieser Zug von Orenburg nach Peschawer hat merkwürdigerweise trotz der völligen Eröffnung Turkestans bis heute noch nicht seinen Mann gefunden und nur in umgekehrter Richtung können wir die Reise des Dr. Honigberger verzeichnen, der als ehemaliger Leibarzt Rendschid Singh's über Kabul und Bochara 1834 nach Rußland und Europa gereist war. Den Ueberlandweg von Indien nach Rußland haben in einer westlicheren Richtung, nämlich über Chiwa und das Kaspische Meer, auch die englischen Officiere Abbot und Richmond Shakespeare gemacht, während nach Osten hin, nämlich von St. Petersburg nach Calcutta, der Ueberlandweg nur einem einzigen Reisenden geglückt ist. Es ist dies der in geographischen Kreisen wenig bekannte Ungar Berzenczey, ein merkwürdiger Kauz und Tollkopf sondergleichen, ein Mann, der ohne jegliche Vorbereitung und Kenntniß der Sachlage, um die Wiege des magyarischen Volkes aufzusuchen, ins Innere Asiens sich begeben hatte. Des Türkischen nur halbwegs mächtig, reiste er von St. Petersburg über Wjernoi bis an die Grenze der damaligen Besitzungen Jakub Kuschbegi's, wo er wahrscheinlich von Räubern überfallen und von einer ostturkestanischen Grenzwache arg zugerichtet aufgefunden wurde. Mit gebrochenen Händen und Füßen und eingeschlagenem Kopfe soll der Mann schon zwei Tage in einem Graben gelegen haben. Die tatarischen Soldaten hoben ihn auf und so langte der verstümmelte Frengi in Kaschgar an. Glücklicherweise traf eben zur selben Zeit die Gesandtschaft des Herrn Forsyth aus Indien an. Die Engländer nahmen sich selbstverständlich des verlassenen Europäers an und brachten ihn auf ihrem Rückwege nach Calcutta, von wo er an Geist, nicht aber an Körper gebrochen, nach Ungarn zurück kam. Er starb bald darauf im Irrenhause. Den letzten Versuch zu einem Ueberlandweg hat, soweit wir wissen, der russische geheime Agent Paschino 1873 gemacht, wurde jedoch in seinem Vorhaben von den englischen Behörden im Pendschab verhindert und mußte unverrichteter Dinge umkehren.

Das Bemühen des Herrn Moser, diesen Plan nun einmal auszuführen, war daher vollauf berechtigt und seine Hoffnung auf Erfolg war diesmal um so mehr begründet, da er zur selben Zeit, nämlich 1882, mit seinem alten Freunde und Bekannten General Tschernajew, der eben damals zum Gouverneur von Turkestan ernannt worden war, in St. Petersburg zusammentraf, ja von demselben aufgefordert die Reise nach Taschkend mit ihm zusammen machen konnte. Die Fahrt durch die Steppe war diesmal ein Festzug; der Empfang des neuen Generalgouverneurs im Centralsitze der russischen Verwaltung ein überaus prachtvoller, denn Tschernajew, den die Mittelasiaten Schir-najeb (d. h. der Löwenrepräsentant) nennen, ist seiner Leutseligkeit wegen unter Sarten, Tadschiken und Dezbegen eine beliebte Persönlichkeit. Herr Moser ist voll des Lobes für den Eroberer Turkestans, der, was die Energie und den Biedersinn anbelangt, in der That hoch über seinen Vorgänger, General Kaufmann, gestellt zu werden verdient. Dieser russische General hätte den schrecklichen Augiasstall russischer Verwaltung am Jaxartes wohl auch zu reinigen vermocht, doch administrative Maßregeln dünkten ihm nur eine Nebensache. Dem panslavistischen Heißsporne lagen hochfliegende Zukunftspläne mehr am Herzen. Er begann sein Lieblingsspiel der Intriguen gegen England, verrieth bald dieselben unter dem Einflusse des Champagners in seinen Toasten und mußte, wie bekannt, nach kurzer Herrschaft wieder das Land verlassen. Warum er unserem Reisenden, seinem Günstlinge, den direkten Zug durch Afghanistan nach Indien verweigert hatte, ist uns nicht ganz einleuchtend, da ein Empfehlungsschreiben an Abdurrahman Khan, mit dem Tschernajew auf gutem Fuße stand, den Zug über den Hindukusch und den Chaiberpaß leicht ermöglicht hätte. Herr Moser sah sich daher gezwungen, nach 14tägigem Aufenthalte in Taschkend die Reise nach Indien auf einem Umwege, d. h. über Bochara, Chiwa und Merw auf eigene Faust zu versuchen, was ihm um so leichter schien, da er von Tschernajew die Erlaubniß erhalten hatte, den eben damals in außerordentlicher Mission nach Bochara sich begebenden Prinzen Wittgenstein begleiten zu dürfen. Letzterer hatte, wie es sich nun nachträglich herausstellt, vom Emir Muzaffareddin die Erlaubniß zu einer russischen Telegraphenlinie über Bochara und Tschihardschui nach Merw zu erwirken, wozu der Emir aber damals, d. h. vor zwei Jahren, seine Einwilligung noch nicht gab. „Verlange von mir alles, was in meiner Macht steht", sagte der Emir, „nur nicht solche Neuerungen, die an den Aberglauben und die Vorurtheile meiner Unterthanen anstoßen." Die Opposition gegen den elektrischen Draht schien damals im edlen Bochara noch überaus groß gewesen zu sein; doch die Furcht vor dem Czaren, dem weißen Padischah an der Newa, scheint noch größer zu sein; denn was Tschernajew mißlungen ist, hat General Rosenbach glücklich der Vollführung entgegengebracht, und in der allerneuesten Zeit geht die telegraphische Kommunikation von Samarkand über Bochara, Karaköl und Tschihardschui nach Merw hin, um von da über Aschkabad, Michailowsk und Baku mit der kaukasischen Linie sich zu verbinden.

Die abschlägige Antwort, die der Emir damals dem Prinzen Wittgenstein gegeben, hatte selbstverständlich auf den ceremoniellen Empfang, auf den Austausch reicher Geschenke und Freundschaftsbezeugungen keinen Einfluß. Man ist sich in dieser Beziehung in Bochara trotz des immer mehr und mehr zunehmenden Kultureinflusses der benachbarten russischen Welt immer treu geblieben. Die europäischen Gäste — denn außer Herrn Moser nahm an der Mission auch der französische Militär-Bevollmächtigte in St. Petersburg Antheil — wurden von der endlosen Reihe der Desturchane (Gastmähler) und Chalate (Ehrenkleider) förmlich erdrückt; auch Ordensverleihungen seitens des Emirs hatten stattgefunden, denn Muzaffareddin, den ich seiner Zeit als den Grundpfeiler moslemischer Religionsreinheit gekannt, hat sich auch hierin dem christlichen Westen genähert, indem er einen Orden gegründet, welcher den Namen Nischani dar es Saltanat Bocharai scherif, d. h. der Orden oder das Andenken an die Residenz des edlen Bocharas führt. Das Exemplar, das ich gesehen, stellt eine große achteckige Platte mit ziemlich primitiver Verzierung und grotesker Färbung dar; nur, scheint mir, hat sich dabei ein kleiner chronologischer Fehler eingeschlichen; denn die mohammedanische Jahreszahl, welche oberhalb des Sternes sich befindet, will uns einreden, daß der Orden noch vor der Ankunft der Russen gegründet worden sei, was mir keinesfalls einleuchten kann. Das Ehrenzeichen selbst ist aus gutem und massivem Golde angefertigt, hat also mehr reellen Werth als der Sonnen- und Löwenorden der persischen Majestät, welcher bekanntermaßen stark vergoldet, aber aus sehr zweifelhaften Mineralien zusammengesetzt ist. Ob meine guten Bocharioten nun das Knopflochfieber schon bekommen haben, ist mir nicht bekannt. In Europa ist, so weit ich weiß, mit diesem Embleme nur Herr Moser geziert, und unsere Ordensjäger sollten schon der Kuriosität halber dieser Rarität nachsetzen. Aber auch bezüglich der Person des Emirs selbst erfahren wir durch Herrn Moser so manche interessante Neuigkeiten. Emir

Digitized by Google

Muzaffareddin, heute, wenn ich nicht irre, 62 Jahre alt, ist körperlich sehr gebrochen und herabgekommen: sein grell gefärbter Bart und Augenbrauen stechen von der fahlen, kränklichen Gesichtsfarbe ab und sind ganz in Uebereinstimmung mit seiner bizarren, man könnte sagen theatralischen Kleidung. An Stelle des rituellen Gewandes ist eine Art Uniform in ziegelrother Sammtseide getreten, welche, mit breiten russischen Bändern besetzt, ihm bis zum Knie reicht. Auf den Schultern dieses kurzen Schlafrockes sitzen zwei große Epauletten, auf der Brust, richtiger auf dem Magen, trägt er seinen eigenen Orden, rechts und links die russischen Dekorationen des St. Stanislaus- und St. Andreasordens. Ueberdies hängt ihm vom Halse noch ein anderes Muster bocharischen Ordens herab, in dessen Mitte sich ein Diamant in der Größe eines Taubeneies befindet; um kein Plätzchen seiner Brustbekleidung unbedeckt zu lassen, hat der Emir ein halbes Dutzend Exemplare seiner eigenen Auszeichnung sich angeheftet, über deren Bedeutung, wie man sieht, er noch ganz im Unklaren ist. Was die Politik dieses Fürsten anbelangt, so hat er bekanntermaßen, den Verhältnissen Rechnung tragend, sich den Russen mit ganzer Seele angeschlossen. Sein ältester Sohn, der gegen ihn revoltirte und heute als englischer Schützling in Indien lebt, ist ganz vergessen und an dessen Stelle ist als Thronfolger sein zweitältester Sohn Töre-Dschan, ungefähr 24 Jahre alt, getreten. Dieser, sowie der dritte Sohn, der in St. Petersburg erzogen wird, sind schon der russischen Sprache einigermaßen mächtig, und russisch ist selbstverständlich die Losung des Tages, russisch auch die Organisirung der Armee, die, nebenbei gesagt, alle erdenklichen Monturen der Welt trägt und nach der Aussage des Herrn Moser, der hier als Fachmann spricht, keine besonderen Fortschritte gemacht hat. In administrativer Beziehung ist Bochara, wie vorher, streng mittelasiatisch geblieben, alles geht hier noch seinen alten Weg, daher auch die wirthschaftlichen Verhältnisse des Landes wenig Veränderung erfahren. Der Wohlstand ist hier ein viel größerer als im eigentlichen russischen Turkestan; in den Augen der Mittelasiaten ist das Centrum am Zerefschan noch immer das Nonplusultra weltlicher und religiöser Vollkommenheit, und hier hat die russische Administration nicht jenen Krebsschaden hervorrufen können, wie unter den Kirgisen im nördlichen Steppengebiete, wo durch Abschaffung der alten Sultane und durch Einführung des Amtes der Wolosten die Nomaden einer gänzlichen Verarmung mit Riesenschritten entgegengehen. Dies ist übrigens das Los sämmtlicher von der asiatischen Kultur in die Hände russischer übergegangenen Nomaden und Halbnomaden. Es macht sich auch in Taschkend und in Samarkand fühlbar und der Wohlstand Bocharas wird nur so lange als seine heutige, allerdings nur nominelle Selbstständigkeit dauern.

Um zu der Reise des Herrn Heinrich Moser zurückzukehren, wollen wir hervorheben, daß seine Angaben sowohl über das politische und sociale Leben als auch über den Handel und die Industrie, soweit dieselben in den Aufsätzen des „Journal de Genève“, wo er seine Reiseeindrücke auszugsweise veröffentlicht hat, vorliegen, uns in jeder Beziehung werthvoll erscheinen. Erstens war Herr Moser kein Neuling auf diesem Felde und die angestellten Vergleiche zwischen Bochara 1868 und Bochara 1883 sind von besonderem Interesse. Zweitens zeichnen seine Nachrichten sich durch Aktualität aus, indem sie wie seine Schilderungen das allerneueste Bild der dortigen Zustände kennen lehren. Drittens war die hohe officielle Empfehlung, die er mitgebracht, am meisten geeignet, ihm Einsicht in solche Zustände zu verschaffen, die von seinen jüngsten Vorgängern nur oberflächlich berührt oder gar nicht gekannt wurden. Mit einem Worte, wir erwarten mit lebhaftem Interesse das Buch, welches der Schweizer Reisende zunächst zu veröffentlichen gedenkt, dies um so mehr, da es ihm gelungen, einige hundert photographische Aufnahmen mitzubringen, mit welchen er seinen Reisebericht zu illustriren beabsichtigt.

Nachdem Herr Moser die Gastfreundschaft des Emirs von Bochara reichlich genossen, verließ er am 6. November vergangenen Jahres die Stadt am Zerefschan, um seine Route über Tschihardschui nach Chiwa fortzusetzen. Obwohl er mit Empfehlungen an Töre-Dschan, den präsumtiven Thronerben Bocharas, der heute als Gouverneur in Tschihardschui sich aufhält, versehen war, war es ihm doch nicht leicht von seinen europäischen Gefährten sich zu trennen und nun ganz allein inmitten eines rauhen Winters die Reise fortzusetzen. Die Soldatennatur unseres Reisenden hatte natürlich über manche Unannehmlichkeiten und Beschwerden sich hinwegzusetzen und abgesehen von der kargen Konversation mit dem des Russischen kundigen Kirgisen Tursum Bai, den ihm Prinz Wittgenstein als Begleiter mitgegeben, mußte er Tage, ja Wochen lang in Einsamkeit zubringen. Von Tschihardschui ging es nach der Uferstadt Ildschik und von da auf einer dort bereit stehenden Barke flußabwärts nach Petro-Alexandrowsk, eine Route, die von jeher als Hauptkommunikation zwischen den beiden Chanaten gedient und nur durch die zeitweiligen Ueberfälle der räuberischen Tekke-Turkmenen einigermaßen gefährlich war. Letztgenannte Raubritter pflegten nämlich auf Schläuchen schwimmend das abwärts gleitende Fahrzeug anzugreifen, es nach Niedermetzelung der Mannschaft ans Ufer zu ziehen und auszuplündern. Auch unserem Reisenden drohte die Gefahr einer solchen Ueberrumpelung und nur durch die äußerste Vorsicht, indem dem Steuermann befohlen wurde mitten im Flusse zu halten, das Feuer auf der Barke auszulöschen und die Ruder mit Leinwandlappen zu umwickeln, damit sie kein Geräusch verursachten, gelang es ihm glücklich zu entkommen. Er erreichte Petro-Alexandrowsk und setzte nach einigen Ruhetagen seinen Weg nach Chiwa fort, wo er gegen Ende November eintraf und auf Empfehlung des russischen Kommandanten der früher erwähnten Festung freundlichst aufgenommen wurde.

Medrehim Khan (eigentlich Mehemed Redim Khan), der Sohn desselben Fürsten, dem ich vor mehr als 20 Jahren meine Aufwartung gemacht, ist ein junger Mann von höchstens 30 Jahren. Zur Zeit meiner Reise in Chiwa war er ein recht munter aussehender, schwarzäugiger und schwarzhaariger Knabe, der im Sommerpalaste von Gendumgian, wo ich ihn gesehen und gesegnet, mich minutenlang angestarrt hat. Seit jener Zeit sind gar traurige Stunden über ihn hereingebrochen, denn der unglückliche Einfall, gegen den Willen des weißen Padischah an der Newa sich aufzulehnen, hat ihn die Unabhängigkeit seines Thrones, ja seine ganze Glückseligkeit gekostet. Als General Kaufmann 1873 Chiwa eroberte und den besiegten jungen Fürsten vor sich laden ließ, da ward der Arme todtenbleich, zitterte wie Espenlaub und dachte, daß er nun more patrio durch Henkersknechte ins Jenseits befördert zu seinen Ahnen heimgehen werde. Er hatte sich glücklicherweise getäuscht; das Leben wurde ihm belassen, aber ein trauriges, mühseliges Leben, denn nach Punkt 18 des Friedensvertrages muß der arme Chan von Chiwa 2 200 000 Rubel an den russischen Staatsschatz in harten Münzen bezahlen und zwar 100 000 während der ersten zwei Jahre, 125 000 während der folgenden zwei

Digitized by Google

Jahre, 175000 in den nächstfolgenden zwei Jahren und dann weiter jährlich 200000 Rubel, bis die ganze Schuld sammt 5 Proc. Zinsen getilgt ist. Nur wer den armseligen Zustand der Chiwaer Staatsfinanzen kennt, wer da weiß, wie schwer und mühselig jeder Pfennig den halsstarrigen Turkmenen abgepreßt werden muß, die bei Herannäherung des Steuereinnehmers sich flüchten und Schritt für Schritt verfolgt werden müssen, der wird es leicht begreiflich finden, daß Seine Hoheit Medrehim Chan (der Titel Majestät ist ihm seit der russischen Okkupation abhanden gekommen) sich keinesfalls in blühenden finanziellen Zuständen befindet. Die Armuth des Fürsten von Charezm macht sich selbst in seiner Haushaltung bemerklich, und als der schweizer Reisende die üblichen Empfangsgeschenke präsentirte, mußte Seine Chiwaische Majestät mit Hinweisung auf die Dürftigkeit seiner Mittel um Entschuldigung bitten, die dargereichten Geschenke nicht in gebührender Weise erwidern zu können. Herr Moser ist übrigens voll des Lobes über die Liebenswürdigkeit und die geistige Begabung Medrehim's. Was erstere anbelangt, stimmen auch andere europäische Reisende damit überein; doch mit Bezug auf letztere dünkt uns die Kritik des Herrn Moser etwas zu wohlwollend. Der junge Chan hat eine viel zu mangelhafte Erziehung genossen und seine Erscheinung in Moskau während der Czarenkrönung hat alles, nur nicht den Eindruck eines geistig begabten Menschen zurückgelassen. Er spielt heute die Rolle eines ganz kläglichen Schattenkönigs, richtiger eines Oberzolleinnehmers des Czaren und hat eine ganz gewaltige Furcht vor dem am rechten Oxusufer wohnenden russischen Fortkommandanten, der mit ihm auch in einer höchst barschen, ja groben Weise umgehen soll. Der Rahmen der alten chiwaischen Regierung steht daher nur dem Namen nach und der erste Minister, d. h. Diwanbegi, eine Stelle, die heute Met Murad (richtiger Mohammed Murad) einnimmt, hat nichts Anderes zu thun als mit der Einsammlung der zur jährlichen Kriegskontribution nöthigen Summe sich zu befassen. Unser Reisende scheint in den Augen des jungen Fürsten besonderes Wohlgefallen gefunden zu haben, denn man veranstaltete ihm zu Liebe Wettrennen, Widderkämpfe und sonstige Belustigungen; doch als er nach zehntägigem Aufenthalt in Chiwa auf die weite Reise sich begeben wollend, um die nöthige Eskorte ansuchte, mußte er zu seiner Verwunderung hören, daß er dieselbe nur durch Vermittelung des Diwanbegis, nämlich Met Murad's, erhalten könne. Doch Met Murad war wie gewöhnlich von der Residenz abwesend. Er befand sich auf der üblichen Reise der Steuerexekutionen unter den Jomut-Turkmenen, und Herrn Moser blieb nichts Anderes übrig als sich auf die Suche nach diesem ersten Würdenträger des Reiches zu begeben und einen Ritt durch das Chanat von Chiwa zu unternehmen. In der Abschiedsaudienz versicherte Medrehim Chan unseren Reisenden aufs neue seiner Gefühle der Freundschaft gegen den Westen, indem er seinen innigsten Wunsch ausdrückte, Europa sobald als nur möglich persönlich besuchen zu wollen, was der gute Mann auch thäte, wenn seine Mittel es erlaubten, richtiger, wenn dies der Regierung des weißen Czaren angenehm wäre.

Sibiriakow's diesjährige Expeditionen nach Sibirien.

Das königlich schwedische Departement des Aeußern hat von dem schwedisch-norwegischen Generalkonsul in Archangel folgendes, in der amtlichen „Post- och Inr. Tidn." vom 13. Oktober d. J. veröffentlichte Schreiben erhalten:

Um einige kürzere Nachrichten zu vervollständigen, welche dann und wann in schwedischen und norwegischen Zeitungen über die von Herrn Sibiriakow nach Sibirien ausgerüsteten Expeditionen zu lesen waren, erlaube ich mir wegen des allgemeineren Interesses der Sache das Nachfolgende mitzutheilen, was mir von dem hiesigen Vertreter Sibiriakow's, Herrn Tscherepanow, dem die Leitung dieser Expeditionen übertragen und der während der beiden letzten Jahre an denselben theilgenommen hat, berichtet worden ist.

Es dürfte bekannt sein, daß Sibiriakow's Dampfschiffe „Nordenskiöld" und „Ob" im vorigen Sommer auf der Reise nach dem Jenisei auf halbem Wege umkehren mußten. Ersteres nahm in der Jugorstraße die Mitglieder einer holländischen wissenschaftlichen Expedition sowie die Besatzung des von dieser gefrachteten und im Karischen Meere während des Winters 1882—1883 verunglückten norwegischen Dampfers „Varna" an Bord und ging dann mit dem havarirten russischen Dampfer „Louise" im Schlepptau nach Tromsö, wo die Ladung magazinirt wurde und das Schiff überwinterte.

„Nordenskiöld" ging alsdann in diesem Jahre in den ersten Tagen des Juli von Tromsö nach dem Jenisei ab und traf auf der Höhe von Sweetnose bei dem Eingange zum Weißen Meere den Dampfer „Ob"; am 12. Juli kamen beide Schiffe bei Novaja Semlja an. „Nordenskiöld" wurde indessen durch eine Beschädigung der Maschine zur Umkehr gezwungen, ging nach Drontheim und von dort nach beendeter Reparatur nach Archangel. Die Abreise von dort, mit Herrn Sibiriakow an Bord, erfolgte am 14. August. Unterwegs wurde das auf einer Insel im Weißen Meere gelegene Kloster Solovetsk besucht. Nach einigen Stunden Aufenthalt daselbst wurde die Reise von dort fortgesetzt; am 20. August traf man bei der Insel Kolgujew wieder den „Ob", der inzwischen auf dem Petschoraflusse eine Reise bis zu der ca. 100 Werst von dessen Mündung belegenen Stadt Kuja gemacht hatte. Dort wurde die hauptsächlich aus Zucker und Tabak bestehende Ladung gelöscht und verschiedene sibirische Waaren wieder eingeladen.

Als „Nordenskiöld" bei Kolgujew ankam, fand man das Fahrwasser zwischen dieser Insel und dem Festlande mit großen Eismengen angefüllt. Nach mehreren vergeblichen Versuchen hindurchzudringen, glückte es schließlich beiden Schiffen, indem sie der Küste des Festlandes folgten, die Jugorstraße zu erreichen; da aber deren Mündung ins Karische Meer dicht voll Eis gepackt war, so mußten in Anbetracht der späten Jahreszeit alle Versuche, die Reise fortzusetzen, aufgegeben werden. Man war deshalb gezwungen, nach dem ungefähr mittweges zwischen der Jugorstraße und der Petschora belegenen Insel Barandei zurückzukehren, wo die Umladung der an Bord des „Nordenskiöld" befindlichen Waaren erfolgte, welche von „Ob" in Kuja magazinirt worden waren, um dieselben später weiter zu bringen, bis wohin das Fahrwasser es gestatten würde.

Digitized by Google

Alsdann wurden die vom „Ob“ aus Kuja mitgebrachten ca. 1800 Pud sibirische Waaren, bestehend aus Weizenmehl, Leinsamen, Häuten, Schweinsborsten, Viehhaaren, Matten, Thee ꝛc. an Bord des „Nordenskiöld“ gebracht. Diese Waaren waren im vorigen Winter von Tobolsk nach Oranets am Petschoraflusse (700 Werst von dessen Mündung) geschafft worden und von dort auf Barken bis Kuja. Die Transportkosten von Tobolsk bis Kuja haben ca. 1,32 Silberrubel per Pud betragen, nämlich 1,20 Silberrubel für den Land- und 12 Kopeken für den Wassertransport, was aber zu theuer war. Herr Sibiriakow hat deshalb einen Kontrakt wegen Beförderung von 10 000 Pud verschiedener sibirischer Produkte abgeschlossen, welche bereits im Herbst in Barken verladen, von einem Dampfer auf dem Obflusse nach Berefow (63° 56′ nördl. Br.) geschleppt werden sollen; von dort gehen dieselben per Dampfer weiter auf den Flüssen Sigva und Sosva nach Ljapinsky-Jurti und von hier im kommenden Winter, mit Pferden und Renthieren befördert, nach Oranets. Da die Fracht von Tobolsk nach Ljapinsky auf 75 Silberrubel per Tag festgesetzt ist und die Reise einen Monat dauern dürfte, so würde sich die Fracht auf höchstens 25 Kopeken per Pud belaufen.

Im nächsten Jahre sollen die Waaren auf Barken bis Kuja befördert werden, hier vom „Ob“ aufgenommen und entweder nach Archangel geschafft oder, wenn es „Nordenskiöld“ nicht bis zum Jenisei vorzudringen glückt, auf letzteren Dampfer zur Weiterbeförderung nach Europa umgeladen werden.

Die Entfernung von Ljapinsky bis Oranets beträgt gegen 170 Werst. Der Weg geht durch waldiges Land mit guten Weiden. Die Bergkette des Ural ist in dieser Gegend nicht besonders hoch und von Oranets ist Pferdebeförderung zu bekommen. Die Anlage eines Weges würde auf keine großen Schwierigkeiten stoßen, und da die Entfernung ja auch nicht bedeutend ist, so scheint man hier einen brauchbaren Transportweg gefunden zu haben, der, wenn die begonnene Kanalanlage zur Verbindung der Flüsse Jenisei und Ob nach einigen Jahren fertig sein wird, eine große Bedeutung erlangen dürfte.

Zum Theil unter der Voraussetzung, daß von Obdorsk nach dem Jugorsunde eine Eisenbahn, die auch während längerer Zeit projektirt war, gebaut werden würde, ließ Herr Sibiriakow im vorigen Jahre bei Chabarova ein Packhaus bauen; da aber das von der Bahn zu passirende Terrain eine Tundra ist, so dürfte wohl das Bahnbauprojekt nicht zur Ausführung kommen.

Vor der Petschoramündung liegt eine Barre mit nur 12 Fuß Wasser, aber der Fluß ist bis Kuja schiffbar. Seegehende Schiffe würden also bis zu diesem Orte kommen können, was auch bereits vor einigen Jahren bei der Verschiffung von Lärchenholz aus dieser Gegend geschehen ist.

Herr Sibiriakow ist nun nach Sibirien zurückgereist; er geht mit dem Dampfer „Ob“ den Petschorafluß hinauf, soweit das Fahrwasser es zuläßt, dann per Boot weiter bis nach Oranets und von dort auf dem oben beschriebenen Wege nach Tobolsk und weiter nach seinem Wohnorte Irkutsk. Der Dampfer „Ob“ wird wahrscheinlich in der Petschora oder in Archangel überwintern, wenn die begonnenen Untersuchungsarbeiten auf dem genannten Flusse so früh beendet werden, um die Reise nach hier fortsetzen zu können. „Nordenskiöld“, der vor zwei Wochen in Archangel ankam, wird dort überwintern. W. F.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ueber den glücklichen Fortgang von Prshewalski's Expedition ist folgende vom 20. August datirte Depesche über Kiachta eingegangen: „Die schwierige Aufgabe der Expedition ist mit Erfolg gelöst worden. Während der drei Sommermonate reisten wir 1000 Werst in Nordost-Tibet. Zuerst stiegen wir von Tsaidam 400 Werst südlich über die Quellen des Hoang-ho (Gelben Flusses) zu dem Blauen Flusse hinab, den zu überschreiten sich als unmöglich herausstellte, und erforschten dann die großen Seen am Oberlaufe des Gelben Flusses. Einer derselben wurde „Russischer See“, ein anderer „Expeditionssee“ genannt. Ihre Höhe betrug 13 500 Fuß, die Umgebung ist ein Bergplateau von 1000 Fuß Höhe mehr. Längs des Blauen Flusses (Jang-tse-kiang) liegt ein gebirgiges, aber baumloses Alpenland. Das Klima des durchwanderten Gebietes war schrecklich; der ganze Sommer war kalt mit Regen und Schnee; Ende Mai trat scharfer Frost ein, im Juli herrschten Schneestürme wie im Winter, und dabei ist der Betrag der Niederschläge, welche die Südwest-Monsune vom Indischen Oceane herbeiführen, so groß, daß im Sommer das nördliche Tibet fast ganz in einen zusammenhängenden Sumpf verwandelt wird. Wilde Thiere und Fische giebt es in Menge, Vögel und Flora wenig, aber originell.

Am Blauen Flusse und bei den Seen des Gelben Flusses leben die Tanguten. Hier wurden wir zweimal von etwa 300 berittenen Räubern angegriffen; aber die tapfere Haltung meiner mit Berdangewehren bewaffneten Gefährten rettete die Expedition. Den ersten Angriff am 25. Juli schlugen wir rasch ab und zerstörten dann das tangutische Lager. Eine Woche später griff uns ein zweiter Haufen aus einem anderen Stamme an. Zwei Stunden lang hielten wir uns an den Ufern des Gelben Flusses die berittenen Räuber durch wiederholte Salven aus unseren Gewehren vom Leibe, und als wir dann die Offensive ergriffen, zogen sich die Tanguten hinter die Hügel zurück und begannen ihrerseits Salven abzugeben. Wir hatten das große Glück, sämmtlich heil und gesund davon zu kommen; doch wurden uns zwei Pferde verwundet. Dagegen wurden den Räubern in beiden Gefechten 40 der ihrigen getödtet oder verwundet.

Wir gehen nun nach dem westlichen Tsaidam, legen in Gast ein Depot an und werden während des Winters die dortige Umgegend durchforschen.“

— In Wladiwostok in Ost-Sibirien hat sich eine Gesellschaft gebildet zu dem Zwecke, den Amur-Bezirk zu erforschen und später in Wladiwostok ein naturgeschichtliches Museum für dieses Gebiet zu gründen.

— Aus dem reichen Inhalt des vierbändigen Werkes „Reisen in Indien und Hochasien“, welches der bald darauf verstorbene Hermann von Schlagintweit-Sakünlinsky 1880 vollendete, und in engem Anschlusse an den Originaltext hat W. Werner unter dem Titel „Das Kaiserreich Ostindien und die angrenzenden Gebirgsländer“ (Jena, H. Costenoble, 1884) einen für weitere Kreise bestimmten illustrirten Auszug verfaßt, der von vielen dankbar auf-

Digitized by Google

genommen werden wird. Da die Reisen der Brüder Schlagintweit fast 30 Jahre zurückliegen, so suchte Werner in zwei kurzen Schlußkapiteln eine Uebersicht der neueren Reisen und Entdeckungen in Hochasien zu geben, die aber unvollständig ausgefallen ist. Der Leser mag sich mehr an die ersten 550 Seiten halten, die ihm des Lehrreichen und Interessanten in Fülle bieten.

— Ueber Chantabun, den siamesischen Hafen an der östlichen Küste des Meerbusens von Siam theilt der amerikanische Konsul zu Bangkok Folgendes in seinem Rapport mit. Die gemischte Bevölkerung, aus Chinesen, Annamiten und Siamesen bestehend, wird auf 30 000 geschätzt. Von dort wird Pfeffer im Betrage von 25 000 Pikul jährlich exportirt, ebenso Edelsteine, Kardamom und Elfenbein in kleinen Quantitäten. Kaffee wir auf den angrenzenden Hügeln gepflanzt. In der 20 Meilen landeinwärts gelegenen sich ebenso weit nach Nordwest erstreckenden Alluvialfläche werden Saphire gefunden, die denen von Ceylon nicht nachstehen. Die Franzosen bemühen sich, anscheinend mit Erfolg, um eine Dampferlinie von Bangkok über Chantabun nach Saigon zu Stande zu bringen.

— Im vorigen Jahre sind, soweit Angaben vorliegen, in Niederländisch-Indien 40 248 Personen auf gewaltsame Weise ums Leben gekommen, wovon 283 durch den Blitz getroffen, 17 durch Schlangen, 133 durch Krokodile, 140 durch Tiger, 54 durch wilde Schweine und andere Thiere getödtet wurden; 37 408 ertranken, 138 wurden ermordet und 1810 kamen durch andere Unglücksfälle um. Von den Ertrunkenen zählte man 12 500 in den Lampongs, 2389 in Batavia und 21 538 in Bantam; bei weitem die meisten waren Opfer des Ausbruchs von Krakatau.

— In Holländisch-Indien scheint man sich jetzt die Kultur von Guttapercha-Bäumen angelegen sein lassen zu wollen. Der Adjunkt-Direktor des botanischen Gartens zu Buitenzorg hat eine dreimonatliche Reise nach den Padangschen Hochlanden gemacht, um dort Nachforschungen nach den Guttapercha liefernden Pflanzen anzustellen. Er hat etwa 80 junge Pflanzen von da mitgebracht; außerdem hat man zu Buitenzorg aus von Banka erhaltenem Samen eine große Anzahl Pflanzen gezogen. Man war den letzten Berichten nach beschäftigt in den Preanger Regentschaften geeigneten Boden für Anpflanzungen auszusuchen, die man für unbedingt nöthig hält, um die Guttaperchakultur vor gänzlichem Untergang zu behüten.

Australien.

— Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß die Regierung von Queensland damit umgeht, die Einführung der Kanakas von den Südsee-Inseln auf die Zuckerplantagen dieser Kolonie möglichst zu beschränken. Es geschieht dies, um dadurch den vielen dortigen unbeschäftigten Weißen Arbeit und Verdienst zuzuwenden, obwohl es Thatsache ist, daß letztere im Freien eines tropischen Klimas unbeschadet ihrer Gesundheit nicht lange arbeiten können. Nachdem in neuester Zeit bekannt geworden, daß auf Neu-Britannien, Neu-Irland und auf anderen bei Neu-Guinea gelegenen Inseln wieder Menschenraub betrieben worden, hat die Regierung streng untersagt, von dort Eingeborene für den Dienst auf den Zuckerplantagen dieser Kolonie überhaupt anzuwerben. Die Pflanzer erhoben darüber viel Geschrei und warfen der Regierung vor, daß sie die Zuckerindustrie „stranguliren" wolle.

Es standen in Queensland im Jahre 1883/84 (die Agrikulturstatistik in Australien schließt mit dem 31. März des Jahres) 36 568 Acres oder 14 795 ha unter Zuckerrohr. Dann konnten 24 884 Acres oder 10 068 ha geschnitten werden und lieferten einen Ertrag von 34 237 engl. Tonnen Zucker. Die Kolonie exportirte im Jahre 1883 Zucker im Werthe von 538 785 Pfd. St. gegen nur 152 188 Pfd. St. im Vorjahre, wo eine Mißernte war. Natürlich reichte dieser Export bei weitem nicht hin, die übrigen Kolonien mit ihrem Bedarf an Zucker zu versorgen, so daß von einer Ausfuhr nach anderen Ländern nicht die Rede sein kann.

Die Zuckerplantagen Australiens gehören eigentlich nur dem Norden von Queensland an. Zwar existiren auch im nördlichen Neu-Süd-Wales, namentlich in dem an Queensland grenzenden Clarence-Distrikte, auf kleineren Farmen Anpflanzungen, welche nur von Weißen betrieben werden, allein das dortige Klima sichert keine guten Ernten. Versuche an der Nordküste des sogenannten Northern Territory unweit Port Darwin haben wenig Erfolg geliefert. Die dortige Delissaville Sugar Plantation Company, welche ein Areal von 10 000 Acres oder 4046 ha besitzt, hat zwar schon 20 000 Pfd. St. auf ihre Plantage verwendet, aber erst im vorigen Jahre die ersten sieben Tonnen Zucker mäßiger Qualität gewonnen, und die diesjährige Ernte verspricht kaum fünf Tonnen. Wie verlautet, soll die Pflanzung eingehen. Zwei andere Versuche wurden von Mr. Owsten am Daly R. und von Mr. Sergison am Adelaide R. gemacht, sind aber wieder eingestellt worden. Weitere Versuche sind nicht des Nennens werth. Im übrigen Australien wird und kann kein Zuckerrohr producirt werden und alle gegentheiligen Angaben sind nicht begründet. Hingegen verspricht die Kolonie der Fidschi-Inseln nach Verhältniß ihrer Größe in der Zuckerindustrie viel zu leisten. Im Jahre 1875 exportirte sie die ersten 96 Tonnen Zucker im Werthe von 3418 Pfd. St., im Jahre 1882 aber schon 1731 Tonnen zu 58 857 Pfd. St. Zucker bildet dort jetzt, nächst Copra, den bedeutendsten Exportartikel.

Südamerika.

— Die Expedition des Dr. med. Karl von den Steinen, welche sich die Erforschung des Xingú-Gebietes im inneren Brasilien zum Ziel gesetzt hatte (vergl. „Globus", Bd. 45, S. 286), ist nach einem Telegramme aus Para an der Mündung des Amazonenstromes angelangt. Die letzte Nachricht von ihr datirt vom 20. Juli und kam vom Rio Batovy, einem kleinen, von ihr erst entdeckten und benannten nach Norden strömenden Flusse, auf welchem sie sich einschiffen wollte, obwohl es unentschieden war, ob derselbe zum Rio Manoel und dadurch zum Gebiete des Tapajoz oder zu demjenigen des Xingú gehörte. Hoffentlich ist letzteres der Fall gewesen, denn der Tapajoz ist bereits etwas bekannt, während der Xingú der größte noch unerforschte Nebenfluß des Amazonenstromes war.

Inhalt: Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen. V. (Mit sechs Abbildungen.) — H. Abbes: Die deutsche Nordpolar-Expedition nach dem Cumberland-Sunde. III. — H. Bambéry: Der neueste centralasiatische Reisende. I. — Sibiriakow's diesjährige Expeditionen nach Sibirien. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Australien. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 2. November 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen.

VI.

(Die Abbildungen nach Skizzen des Reisenden.)

Nach der Rückkehr von der Insel Samal fand sich eine günstige Gelegenheit den Vulkan Apo zu besteigen, welchen die Bagobos für den Wohnsitz des Dämons Mandarangan ansehen, weshalb die Eingeborenen eine große Scheu vor diesem Berge hegen. Mani, der Datto der mächtigsten Bagobo-Tribus von allen, welche den Fuß jenes Vulkanes bewohnen, hielt es insbesondere für seine Pflicht, allen Weißen wie Farbigen den Zugang zu dem gigantischen Göttersitz zu wehren, um nicht der Rache der erzürnten Gottheit zu verfallen. Da zwei von den Spaniern, in der Absicht den Vulkan zu ersteigen, unternommene Expeditionen gescheitert waren, so gab sich der Datto dem Glauben hin, der Apo wäre ebenso wie sein eigenes kleines Reich den Spaniern unerreichbar. Auf diesen Glauben hin wurde der Datto in seinen Raubzügen immer kühner, bis endlich das Maß seiner Thaten voll war: eines schönen Morgens sah er sich in seiner Residenz von einem spanischen Truppenkorps umzingelt und mußte nun wohl oder übel sich unterwerfen. Mit genügender Intelligenz begabt fügte sich Mani willig in die neue Sachlage und erschien jetzt auch in Dávao selbst, um dem neuen mit Montano angelangten Gouverneur Rajal seine Aufwartung zu machen. Dieser beschloß den Eifer des jüngst Unterworfenen zu erproben; so wurde ihm denn angekündigt, daß man den Vulkan besteigen wollte. Der Datto erhob keinen Einwand, ja er erbot sich sogar als Führer zu dienen. Der liebenswürdige Gouverneur lud nun den durch die Abreise seines erkrankten Kollegen Rey vereinsamten Dr. Montano ein, an dieser Expedition theilzunehmen, was natürlich mit lebhaftem Danke acceptirt wurde.

Die Zurüstung währte nicht lange. Um die Höhe des Vulkans möglichst genau bestimmen zu können, erklärte sich der Kommandant der in Dávao stationirten Flottendivision Don Enrique de Ramos bereit, täglich sechsmal zu vereinbarten Stunden den Baro-, Thermo- und Hygrometerstand zu Dávao zu notiren, während gleichzeitig dasselbe von Montano während seiner Tour gemacht werden sollte. Am 5. Oktober 1880 um 6 Uhr morgens saß die Reisegesellschaft zu Pferde; sie bestand aus dem Gouverneur mit seinen Dienern, dem Jesuitenmissionar P. Mateo Gisbert, einem Infanterielieutenant und drei Spaniern; Montano hatte außerdem seine „Muchachos" oder eingeborene Diener Lorenzo und Marcello mitgenommen. Der Weg führte durch dichte Wälder, in denen einige Ansiedelungen von Guiangas lagen, denen man einen kurzen Besuch abstattete. Dann ging es im Galopp auf dem ebenen sandigen Boden der Küste hin, bis endlich in Binugao Halt gemacht wurde. Hier erwartete eine Abtheilung Soldaten unter der Führung eines europäischen Sergeanten die Expedition, um derselben als Eskorte zu dienen, aber auch der Datto Mani hatte sich bereits mit circa hundert Kriegern seines Stammes eingefunden, welche theils beritten, theils zu Fuß gleichmäßig mit Lanze und Waldmesser bewaffnet waren.

Digitized by Google

Von da an begann der Aufſtieg nach der Rancheria (Niederlaſſung) des Datto Mani; der Weg bot keine beſonderen Schwierigkeiten dar: zuerſt ging es durch einen Wald, hierauf über ſanft gewellte Cogon-Prärien, welche von tiefen Schluchten durchfurcht waren, deren Bette von vulkaniſchem Geſtein ausgefüllt erſchienen. Endlich um 7 Uhr abends erreichte man Sibulan, die Reſidenz Mani's, welche mitten im Walde in einer Höhe von 613 m über dem Seeſpiegel liegt. Dieſe Niederlaſſung beſteht aus einem ſehr großen Hauſe, welches ringsum von einigen kleinen Hütten und entſprechenden Flächen Neulands umgeben iſt. Alle dieſe Wohnhäuſer ſtehen hoch über dem Erdboden auf Pfählen von Baumfarnen. Als das größte Weltwunder dieſer Rancheria wird die kleine Schmiede mit ihrem Amboß angeſehen, um deſſen Beſitz der Datto Mani (der ſelbſt ein tüchtiger Schmied iſt) von allen Nachbarſtämmen lebhaft beneidet wird. In dieſer Werkſtätte werden gute Dolche (Kriſſe) und Waldmeſſer erzeugt.

An den oberſten Sproſſen jener leiterartigen Treppe, welche in das Haus des Dattos führt, wurden die Reiſenden von den Frauen und dem mehr als achtzigjährigen Vater des Häuptlings empfangen. Dieſer am Stare erkrankte Greis ließ ſeine jüngſte Gattin, ein vierzehnjähriges Bagobomädchen nicht einen Augenblick von ſeiner Seite. Hier in Sibulan nun wurde das Nachtquartier aufgeſchlagen; zeitig am anderen Morgen ſollte es weitergehen. Als man aber um 6 Uhr früh aufbrechen wollte, zeigten ſich unerwünſchte Schwierigkeiten: ein Theil der Bagobos, welche die Geſellſchaft am Tage vorher von Binugao nach Sibulan eskortirt hatte, war in der Nacht deſertirt, offenbar in der richtigen Vorahnung, daß ſie ſich an dem

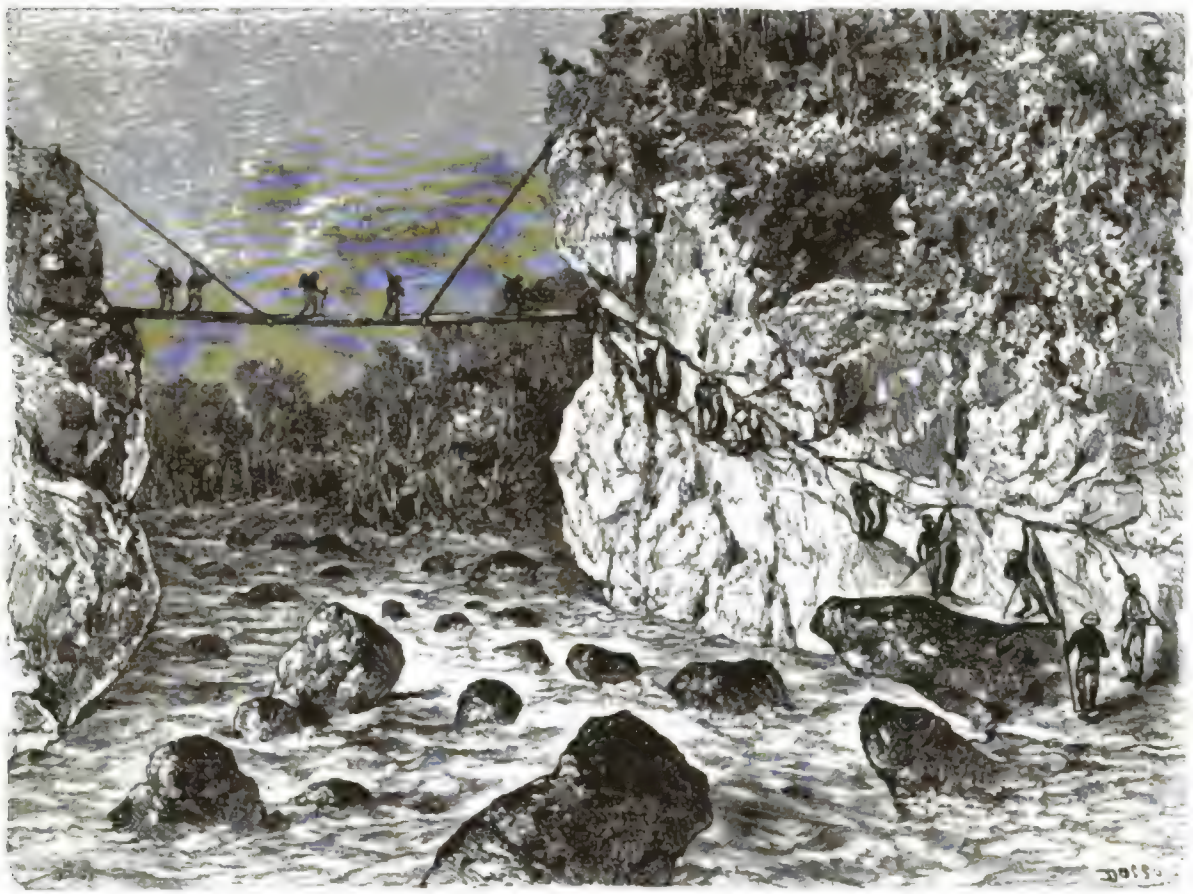
Sibulan, die Reſidenz des Bagobohäuptlings Mani.

Tragen des für die Expedition nöthigen Mundvorrathes betheiligen müßten, vielleicht auch aus Furcht vor dem Mandagaran. Mani, der öffentlich einen großen Eifer für ſeine Gaſte entwickelte, förderte heimlich die Unluſt der Träger, bis endlich nach langem Verzuge die Sache zu beiderſeitiger Zufriedenheit geregelt wurde. So konnte man erſt um Mittag aufbrechen.

Der Weg führte zunächſt über einen tief eingeſchnittenen Gießbach, eine Paſſage, welche den Pferden viele Anſtrengungen koſtete, dann aber kam man hinab auf eine Ebene, welche mit einem Walde bedeckt war, in welchem die Bäume von Bambugebüſchen, die ſich bis zu 10 bis 13 m Höhe erhoben, verdrängt wurden. Hier überraſchte die Reiſenden ein heftiger von einem ſtarken Sturm begleiteter Platzregen. Als man den Marſch wieder aufnahm, ſah man ſich an dem Rande einer ſteilen, für Pferde nicht paſſirbaren Schlucht, ſo daß man ſich mit ſchwerem Herzen entſchließen mußte, die edlen Reitthiere, ohne die Hoffnung ſie wiederzuſehen, hier zurückzulaſſen. Ein Theil des Gepäckes, der bisher von den Pferden getragen worden war, mußte nun den mitgenommenen Soldaten der Disciplinar-Kompagnie aufgehalſt werden. Nun kletterte man den jähen Abhang herab, auf der anderen Seite wieder hinauf, um dann wieder bergab zu wandern, bis man endlich an den Ufern des Rio Tagulaya Halt machte. Dieſer gerade angeſchwollene und verhältnißmäßig breite und tiefe Fluß ſtrömt über gewaltige und kantige Felsblöcke zwiſchen zwei ſteilen Wänden dahin, ſo daß der Uebergang nur durch eine Brücke vermittelt werden kann. Eine ſolche war in der That auch hier vorhanden, ſie beſtand aber in nichts Anderem als einem mächtigen Bambuſtamme, über welchen die barfüßigen Bagobos mit der Gewandtheit geborener Akrobaten hinüberbalancirten, während die Europäer mit größeren Schwierigkeiten beim Paſſiren des ſchwindel-

erregenden Steges zu kämpfen hatten. Mit dem Ueberſchreiten dieſer merkwürdigen Brücke war aber noch nicht viel gewonnen; nun galt es längs der ſteilen Felswand zum Flußufer hinabzuſteigen und zwar in der Weiſe, daß man mit der Hand ſich an einer an dem Felſen befeſtigten Liane anklammerte, während die Füße an Bodenvorſprüngen ſich einen Halt ſuchen mußten. Dieſe halsbrecheriſche Kletterpartie war ſehr ermüdend und beſonders für die Soldaten, welche außer ihren Waffen und der herkömmlichen Ausrüſtung noch, wie erwähnt, die Bagage der Reiſenden trugen, ſogar nicht ohne Gefahr. Da bei dem Flußübergang naturgemäß immer nur ein Mann hinter dem anderen marſchiren konnte, ſo hatte ſich der Zug übermäßig ausgedehnt; erſt auf einer ſchmalen Landzunge, die ſich nur wenig über das Niveau des wilden Bergſtromes erhob, kam die Geſellſchaft allmählich wieder zuſammen; hier entſchloß man ſich das Nachtlager aufzuſchlagen. Das Landſchaftsbild, belebt von Calaos (Nashornvögeln) und Wildtauben, war reizend. Trotz dem Heulen des Waſſers des Tagulaya brachten die Reiſenden die Nacht verhältnißmäßig gut zu; ſelbſt einige heftige Regengüſſe vermochten nicht ihren Schlaf erheblich zu ſtören.

Am anderen Morgen (7. Oktober) brach man zeitig morgens auf. Der Weg am Ufer verſchwand und man ſah ſich genöthigt, im Bette des reißenden Fluſſes, der hier durch eine gewundene, von ſteil abfallenden hohen Ufern gebildete Schlucht fließt, den Marſch fortzuſetzen. Offenbar wollte der ſchlaue Datto Mani, da es ihm unmöglich



Bambubrücke über den Rio Tagulaya.

war, dem Gouverneur die Führung abzuſchlagen, der Geſellſchaft die Reiſe ſo ſehr als möglich erſchweren, um ſie entweder zur Rückkehr zu bewegen oder wenigſtens allen Nachahmern die Luſt an Apó-Beſteigungen zu verleiden. Fünf entſetzliche Stunden wateten die Reiſenden in dem ſcheinbar eiskalten Waſſer, das ihnen mitunter bis an die Schultern reichte. Mit Mühe kämpfte man gegen den Anprall der ſchäumenden Wogen an, während der Fuß auf dem glatten Geſtein nur mit Anſtrengung einen Halt fand. Bei alledem feſſelte die landſchaftliche Schönheit der durchwanderten Strecke die Aufmerkſamkeit der Europäer und entſchädigte ſo für die erlittenen Beſchwerden und Mühſeligkeiten. Beide Ufer ſteigen ſenkrecht bis zu einer Höhe von 50 bis 100 m empor; ſie beſtehen aus einem dunkelfarbigen Geſtein, über welches Waſſerfälle herunterſtürzen oder Lianen und Orchideen einen bunten Vorhang ziehen, der bis zum Waſſerſpiegel reicht und halb und halb jene eigenthümlichen und großen Höhlen dem Auge des Beſchauers entzieht, welche mit Gerölle ausgefüllt, in den Uferwänden des Tagulaya ſich nicht ſelten vorfinden. An manchen Stellen war der Himmel ſelbſt durch die reiche Vegetation der Uferränder verdeckt, ſo daß die Sonne nur durch die Blätterlücken der hochſtämmigen Farnkräuter und Amentaceen ſichtbar wurde. Denkt man ſich dies reizende Bild von den braunen, bis auf die grellfarbigen Hoſen nackten Geſtalten der Bagobos belebt, welche mit der Lanze in der Hand von Block zu Block ſich durch das ſchäumende Waſſer vorwärts bewegten, ſo wird man es

begreiflich finden, daß Montano verſichert, daß ihm der Anblick jener Landſchaft (freilich aber auch die ausgeſtandene Mühe) ewig unvergeßlich bleiben wird.

Endlich kam der Augenblick, wo man den Tagulaya verließ; man kletterte nun einen ſteilen Abhang, wo ſtellenweiſe Andeſit zu Tage trat, hinan und erreichte ſo todmüde mittags einige Hütten, die inmitten von mit Mais bepflanzten Feldern lagen. Es war dies die Rancheria Tagaydaya, welche dem Datto Bitil, einem Bundesgenoſſen Mani's, gehörte. Dieſe Bagobos hatten noch keine Europäer geſehen; doch ſchwand ihr anfängliches Mißtrauen bald und ſie brachten ſo viel Lebensmittel, als ſie ſelbſt überflüſſig hatten, zum Verkaufe dar. Da alle Mitglieder der Reiſegeſellſchaft ſehr erſchöpft waren, ſo blieb man in Tagaydaya über Nacht. Den folgenden Tag konnte die Expedition die Rancheria noch nicht verlaſſen,

Der Vulkan Apó, aufgenommen in der Seehöhe von 2000 m.

denn es war einer von den Reiſenden von einem heftigen Fieberanfalle erfaßt worden. Die Situation wurde jetzt kritiſch: die Bagobos von Tagaydaya konnten der vielköpfigen Expedition nicht viel bieten; dieſe aber hatte, um nicht die Leute zu ſtark zu belaſten, nur wenig Mundvorrath mitgenommen; es galt demnach ſobald als möglich den Apó zu erſteigen. Eine Folge dieſer Erwägungen war, daß man ſich entſchloß, den Erkrankten in der Rancheria zurückzulaſſen; bei ihm blieben die zwei am meiſten ermüdeten Soldaten und einer ſeiner Freunde mit einer Doſis Chinin zurück.

Am 9. Oktober bewegte ſich der Zug gegen den Monte Pupuc, einen plateauartigen Vorberg des Apó (789 bis 1080 m hoch), der mit rothblühenden Lianen (Melaſtomeen), Bejuco (Rotang) und niederem Strauchwerke bedeckt war. Hier ſchon wies der Erdboden eine höhere Temperatur auf, während die Luft etwas nach Schwefel roch. Hier am Nordabhange des Pupuc überſchritten

die Reiſenden einen der Quellflüſſe des Tagulaya. Die Vegetation bot jetzt einen anderen Anblick dar: baumartige Farne erhoben ſich bis zu einer Höhe von 10 bis 20 m, ihre Stämme waren ſowie der Boden mit einer dichten Decke von Moos und Flechten (Hypnum, Usnea, Sticta ꝛc.) bedeckt. Alles troff von Feuchtigkeit; das Waſſer ſammelte ſich auf dem Boden und rieſelte von den Baumſtämmen, Zweigen und Blättern. Um zwei Uhr nachmittags erreichte man bei 1680 m Seehöhe das halb trockene Bett eines Gießbaches, welchen die Bagobos Baclayan oder Siriban nennen. Hier wurde eine halbe Stunde geraſtet.

Nun folgte man dem Bette des Siriban aufwärts klimmend. Der Lauf dieſes Bergwaſſers hat eine tiefe Rinne in den Bergabhang eingeriſſen, welche bei ausgiebigem Regen wohl den Anblick eines von Kaskade zu Kaskade eilenden Stromes gewährt. Damals aber war in dem Rinnſal faſt gar kein Waſſer vorhanden, ſo daß die Reiſenden den Siriban als ihre Straße benutzen konnten. Es war dies freilich kein bequemer Weg, denn es galt über große Felsblöcke und von Aralien beſchattete Klüfte hinüberzukommen. Die Situation wurde nicht unerheblich durch die Ermüdung der ſchwerbepackten Soldaten und die verſteckte Böswilligkeit der Bagobos verſchlimmert, deren einer überdies plötzlich zuſammenbrach und das Bewußtſein verlor, ſo daß man ihn nur mit Mühe nach dem Platze ſchaffen konnte, den man in der Seehöhe von 2229 m ſich zum Nachtlager auserſehen hatte. Während die Vegetation bisher hauptſächlich durch Melaſtomen und Rhododendron-Species vertreten war, herrſchten hier niedrige Farnkräuter vor. Die allenthalben vorhandene Näſſe machte ſich um ſo mehr in unangenehmer Weiſe fühlbar, als das Thermometer in der Nacht bis auf + 8° C. fiel.

Von dieſer Stelle an hörte die Ortskenntniß der Bagobos auf und die Reiſenden waren auf ſich ſelbſt angewieſen, den richtigen Weg zum Gipfel des Vulkans zu finden. Uebrigens konnte man von hier aus den Apó ganz deutlich wahrnehmen; er zeigte ſich mit ſeinem ſüdlichen Abhang, welcher durch eine gähnende, breite Kluft,

Panorama des Golfs von Davao, aufgenommen vom Apó (in der Höhe von 2400 m).

aus welcher dichte Dampfwolken aufſtiegen, geſpalten erſcheint. Man ſah ſofort ein, daß dieſer Riß unmöglich zu paſſiren wäre und ſo entſchloß man ſich denn am öſtlichen Rande der Schlucht den Marſch fortzuſetzen, was ein ſehr glücklicher Gedanke war, denn auf der entgegengeſetzten Seite wäre man nicht weit gekommen.

Am 10. Oktober ſetzte man den Aufſtieg fort, der ſich ſehr böſe geſtaltete. An Stelle der hochſtämmigen Farnkräuter, welche ſchon bei 1900 m Seehöhe verſchwunden waren, traten niedere Dickichte derſelben Pflanzenfamilie, deren knorrige und nachgebende Aeſte die Reiſenden zwangen, von Zweig zu Zweig zu ſpringen, was nicht ohne manchen Fall ablief. Die Vegetation wurde nun immer krüppelhafter und ſpärlicher, dagegen zeigten ſich vulkaniſche Aſche und Andeſitblöcke, vielfach bedeckt mit einer 1 bis 2 cm ſtarken Schwefelſchicht. In Felshöhlungen ſtieß man auf friſches, trinkbares Waſſer, ein wahres Labſal für die erſchöpfte Reiſegeſellſchaft. Nach zweiſtündiger, mühſeliger Wanderung erreichte man endlich jene Spalte, die man ſchon tags vorher vom Lagerplatze aus geſehen hatte. Ihre ſenkrecht abfallenden von Andeſit und erhärteter Aſche gebildeten Wände waren an einzelnen Stellen 60 m hoch, an anderen niedriger, bis zu 20 m herab. Aus dieſen Seitenwänden drangen ziſchend Schwefeldämpfe hervor, deren Weiße lebhaft gegen die gelbe Farbe der Schwefellage, welche den Boden der 50 m breiten Kluft bedeckte, abſtach. Eine romantiſche Epiſode trug ſich hier zu: einer der Bagobos behauptete den Dämon des Vulkans, Mandarangan, zu erblicken, wie er aus dem Krater in Wolken gehüllt vor den Weißen fliehe; ſofort wollten auch andere Bagobos dieſe Erſcheinung, welche ihnen Muth zum weiteren Vordringen einflößte, geſehen haben. Endlich erreichte man mittags den Fuß des Kraters, deſſen ſteilen Rand man, Dank den in die Aſche ſtufenartig eingeſtreuten Andeſitblöcken, ohne ſonderliche Beſchwerden erklomm. Die Hoffnung, von hier aus eine ſchöne Rundſicht zu genießen, erfüllte ſich nicht; die dichten Wolken, in denen man bereits den letzten Theil des Weges zurückgelegt hatte, ballten ſich zuſammen und ein tüchtiger Regen ging auf die Geſellſchaft nieder. Montano mußte ſich begnügen, den Krater

nur flüchtig zu beſichtigen: er hat einen Durchmeſſer von 500 m, ſeine Innen- wie Außenwände ſind mit verkrüppelten Wachholderbüſchen bedeckt. Nach den Beobachtungen Montano's betrug die erreichte Seehöhe 3133 m.

Das ſchlimme Wetter trieb zur raſchen Umkehr. Als man wieder bis zu 2400 m Seehöhe herabgeſtiegen war, klärte ſich plötzlich das Wetter auf und man genoß einen wunderbaren Ausblick: Im Hintergrunde erhob ſich die Kraterwand wie ein gigantiſcher in Ruinen zerfallener Wall mit ſeinen vom Himmel ſich ſcharf abhebenden zackigen Konturen; zu Füßen der Reiſenden, die auf einem gelben Schwefelteppich ſtanden, zeigte ſich über dem violett ſchimmernden Nebelmeere, das den nächſten Abhang verhüllte, das Panorama des Golfes von Dávao; ſeine blauen Fluthen, aus denen die Vorgebirge von Dumalac und Malalac und die Inſeln Sámal und Talicud in tiefem Grün ſich erhoben. Das Bild war eingerahmt von den dunkeln Wäldern, welche die Cordillere des Apó bedecken.

Der Muchacho Lorenzo, ein Viſaya.
(Nach einer Photographie Montano's.)

Das ſchöne Wetter hielt nicht lange an; kaum war man in das oben erwähnte Farnkrautgeſtrüpp gekommen, als ein heftiger mit Sturmwind gepaarter Regen die Reiſenden durchnäßte. Montano verlor hier einen großen Theil der beim Aufſtieg geſammelten Pflanzen. Man brachte nun eine bitterkalte Nacht in dem Lager zu, das man des Morgens verlaſſen hatte. Der weitere Abſtieg geſtaltete ſich um ſo angenehmer, als man nicht mehr den ſchlimmen Weg durch das Bett des Tagulaya nahm. Der Datto Mani führte ſie nämlich jetzt einen ganz praktikabeln Pfad herab, den er deshalb (ſo ſuchte er ſich auszureden) zum Aufſtieg nicht gewählt hätte, weil die Reiſenden mit dem Erſteigen des Berges geeilt hätten, weshalb von ihm die kürzeſte Route eingeſchlagen worden wäre. In der Rancheria des Datto war inzwiſchen eines ſeiner Weiber geſtorben; die Reiſenden befürchteten, daß die Bagobos dieſen Todesfall der Rache des Mandarangan zuſchreiben möchten, denn bisher hatten dieſe, wenn ſie den Apó um Schwefel einzuſammeln beſtiegen, dem Berggeiſt einen

Bincungan, mauriſches Dorf am Tágum.

Sklaven geopfert, was bei dieser Expedition unterblieben war. Es gelang den Europäern, dem Datto jeden Zusammenhang zwischen diesem Sterbefalle und der Außerachtlassung des üblichen Menschenopfers auszureden, ja dieser schwur, nie mehr den alten barbarischen Brauch zu befolgen, welchen Schwur, wie Montano später erfuhr, Mani auch treulich gehalten hat. Am Morgen des 13. Oktobers langte die Gesellschaft zwar ein wenig ermüdet, sonst aber wohlgemuth wieder in Dávao an, zum Erstaunen der Eingeborenen und Visayas, welche die Besteigung des Apó für eine Unmöglichkeit erklärt hatten.

Nun beschäftigte sich Dr. Montano mit neuen Plänen, seine Absicht war, von dem Golf von Dávao landeinwärts bis zur Bai von Butúan vorzudringen, dann jene nordöstliche Halbinsel Mindanaos, auf welcher die Stadt Surigao liegt, zu besuchen, um von dort aus längs der Küste um das Kap S. Augustin herum wieder nach Dávao zurückzukehren. Diese Route ist nicht ohne Schwierigkeiten, wie Montano von den Jesuiten P. J. Heras und P. J. Minoves erfuhr, welche dieselbe Tour, wenn auch in entgegengesetzter Richtung, zurückgelegt hatten und nun in zuvorkommender Weise dem französischen Forscher ihre Erfahrungen zum besten gaben. Ueberdies war auch die Jahreszeit (es trat der Monsunwechsel ein) dem Unternehmen nicht günstig, doch Montano ließ sich durch nichts von seinem Vorhaben abschrecken, und verließ so in einer großen Banca (Ruderboot mit Segel) am 4. November 1880 Dávao. Seine Bedienung hatten bisher die Muchachos Marcello und Lorenzo besorgt; nun nahm er noch zwei neue zu diesen auf: Flores, einen ausgedienten Matrosen der philippinischen Kriegsmarine, und Francisco, einen Cuadrillero (Milizsoldaten) von Dávao, dem der Gouverneur Urlaub gegeben hatte; alle diese Muchachos oder Diener gehörten der Rasse der Visayas an. Außerdem miethete Montano noch einen Krämer, der viele Verbindungen mit den Mandayas zu haben behauptete, welcher als Dolmetsch zu fungiren hatte. In der Hoffnung, unter dem Schutze des Weißen gute Geschäfte machen zu können, hatte der Handelsmann auch Waaren mitgenommen; doch auch Montano selbst war mit einem genügenden Vorrath von Zeugen und anderen Artikeln versehen, um mit den Wilden in Tauschverkehr treten zu können.

Die Fahrt gestaltete sich nicht angenehm, denn heftige Windstöße wechselten mit Windstillen, so daß man nicht weiter als bis zur Mündung des Rio Lasán kam; hier in der Nähe wurde die Nacht vor Anker zugebracht. Am 6. November lief das Boot, den Anprall der Strömung überwindend, nicht ohne Schwierigkeiten in den Rio Tagum ein, auf dem man in das Innere der Insel eindringen wollte. Der Tagum windet sich in unzähligen Krümmungen durch eine aus Alluvionen gebildete Ebene; seine Ufer sind mit Röhricht und Cogongras bestanden. Erst oberhalb Bincuñgan beginnen dieselben etwas höher zu werden. Der eben erwähnte Ort ist eine Rancheria der Moros oder Mauren, welche früher den Ruf unverbesserlicher Piraten genossen. Diese heimtückischen Gesellen hatten vor einigen Jahren den Gouverneur von Dávao, Don José Pinzon, mit einem Theile seiner Begleitmannschaft verrätherisch niedergemetzelt. Die Strafe folgte auf dem Fuße; seitdem verhalten sich diese Mauren ruhig. Man bot einem von ihnen für Lebensmittel sechs Realen (3 Frcs. 75 Ctms.) an; er wollte aber aus Mißtrauen kein Silbergeld annehmen, sondern verlangte eine Elle Coco crudo (ein Baumwollenzeug), worauf der Reisende sehr gern einging, denn der Stoff hatte ihm nur zwei Realen gekostet.

Die deutsche Nordpolar-Expedition nach dem Cumberland-Sunde.

Von H. Abbes.

IV.

Das Wetter zeigte im Juni ganz den wenig freundlichen und unbeständigen Charakter des verrufenen Aprilwetters in Deutschland. Schnee-, Regen- und Hagelschauer wechselten mit einigen freundlichen Stunden am Tage. Morgens und abends lagerten dichte Nebelwolken über dem Fjorde und an den Gipfeln und Abhängen der Berge. Die Temperatur hielt sich zwar durchgehends über dem Gefrierpunkte, doch traten noch häufig Nachtfröste ein. Am 11. sank die Temperatur sogar noch bis — 5,1 Grad.

Das Tagesmittel blieb vom 6. ab stetig über Null Grad. Das Monatsmittel ergab sich zu + 2,5 Grad.

Das Eis des Fjordes wies immer noch keine wesentliche Aenderungen auf; hier und da traten zwar Spalten ein und längs der Küste bildete sich ein schmaler Wasserkanal, doch hinderte dieses nicht, daß die Eskimos nach wie vor mit ihren Schlitten den Fjord befuhren. Anfangs Juni erhielten wir außer mehreren Renthierkeulen auch 30 große Lachse, die in einem der in den Cumberland-Golf mündenden Flüsse gefangen waren, dazu 20 Dutzend Enteneier von den kleinen Inseln des Golfes. Die Lachse, deren wir später noch eine große Menge erhielten, wurden theils zur Mittagsmahlzeit gekocht, theils geräuchert, um als Auflage zum Frühstück und Abendessen zu dienen. Für die Räucherung erbaute der Segelmacher, der sich dieser Aufgabe mit Vorliebe widmete, einen besonderen Ofen, dessen Feuerungsanlage aus Ziegelsteinen hergestellt wurde, während als Räucherkammer eine alte Kiste diente, in welcher die Fische an eisernen Stangen hingen. Zur Feuerung nahm man Sägespäne, welche als Verpackungsmaterial für die Blechdosen der Proviantvorräthe in reichlicher Menge in den Kasten sich vorfanden. Die Resultate der Räucherung fielen zu aller Befriedigung gut aus.

Am 1. Juli ging der Zimmermann Weise mit Okeituk auf die Renthierjagd. Sie fuhren westlich den Fjord hinauf, mußten die Fahrt aber häufig unterbrechen, um über Spalten und Sprünge des Eises hinwegzuklettern, wobei der Schlitten als Brücke benutzt wurde. Zwei Renthiere und zwei Seehunde brachten sie als Beute zurück. Dr. Giese schoß zwei Schneehühner in der Umgebung der Bergstation.

An den wenigen schönen Tagen des Juli machte Dr. Schliephake Excursionen zur Erforschung des Landes in botanischer und geologischer Beziehung. Ueber die Flora

Digitized by Google

iſt bereits oben berichtet. Die geologiſchen Verhältniſſe ſind einfacher Natur. Vom Kap Mercy bis hinauf nach Kingawa beſtehen die meiſt ſteil, oft ſenkrecht aufſteigenden, ſeltener ſich allmählich erhebenden oder flachen Felsufer ebenſo wie die kleinen Inſeln (Scheren) im Golf und ſeinen Fjorden aus Geſteinen der Granitgruppe: Granit, Granitit, Gneiß, Syenit. Am häufigſten findet ſich ein auf der friſchen Bruchfläche graulich-fleiſchrother, an der verwitterten Oberfläche grau werdender grobkörniger Granit, aber auch nicht ſelten ein ſchön geſtreifter Syenit. Die freie Oberfläche der Geſteine iſt faſt durchgehends von Flechten überzogen und zeigt deshalb wechſelnde Farben: Grau, Schwarz, Bräunlich, Gelbgrünlich. Auch ſieht man mannigfaltige Zeichnungen, insbeſondere hervorgerufen durch die „geographiſche Flechte“.

Ueberall macht ſich eine ſtarke Verwitterung des Geſteins durch den Einfluß der Kälte, der Atmoſphärilien und endlich der Flechtenvegetation geltend. Beſonders bemerklich durch tief klaffende Sprünge an den freien Felſenwänden iſt die für die Granitarten charakteriſtiſche parallelepipediſche Zerklüftung, deren Urſache vorwiegend im Temperaturwechſel zu ſuchen iſt. Am Fuße der Felswände lagern herabgerollte Trümmerhaufen, theils große, mehrere Kubikmeter haltende Felsblöcke, theils grobes Geröll und feinerer Grieß, theils ganz feiner Sand, in welchem nur die widerſtandsfähigeren groben Quarzkryſtalle zu rundlichen Kieſelſteinen abgerollt, und die Glimmerplättchen aus der feinen, ſcheinbar homogenen Maſſe erkennbar ſind. Daß verwitterter Granit guten Boden giebt, iſt bekannt; deshalb zeigen die mit verwittertem Geſtein angefüllten reſp. bedeckten Schluchten und Abhänge während des kurzen Sommers eine relativ üppige Vegetation.

Soweit unſere Streifzüge ins Innere des Landes ſich erſtreckten, fanden ſich immer nur die genannten Geſteine. Eskimos brachten zum Tauſchhandel aber auch Muſchelkalkverſteinerungen, ohne daß ſich, da die betreffenden Objekte, wie es ſcheint, meiſt durch mehrere Hände gegangen waren, genau feſtſtellen ließ, woher dieſe Proben einer anderen geologiſchen Formation ſtammten. Nicht unwahrſcheinlich findet ſich dieſe Schicht Sedimentärgeſteine in der Gegend des Lake Kennedy, eines ausgedehnten Süßwaſſerbeckens im Penny-Lande, zwiſchen Fox-Channel und dem Cumberland-Golf.

Ebenſo erhielten wir maſſenhafte Proben von Brauneiſenſtein und einige Stücke faſt gediegenen Eiſens, ob telluriſchen oder meteoriſchen Urſprungs, iſt unbeſtimmt. Eiſen findet ſich dort überall, indem alles Waſſer Eiſenoxyd abſetzt. Einige Meilen nördlich von der Station lag ein großer Sumpf, in dem ſich Torfeiſenſtein bildet. Auch von Schwefelkies erhielten wir durch Eskimos einige Proben. Ohne Zweifel haben die in dem Sandlager, auf welchem die Station ſich befand, reichlich vorhandenen Eiſenmengen — mit einem Magnet zog man beim Durchſtreichen des Sandes ſofort eine Menge Splitterchen heraus — die abſoluten Beſtimmungen ſtark beeinflußt. Scherden erzählte bei ſeiner Anweſenheit von Kohlen, die an einigen Stellen des Landes zu Tage treten, ſich aber nicht zum Brennen eignen ſollen. Wahrſcheinlich wird es ſich hier um Torf handeln, obgleich es immerhin möglich iſt, daß ſo gut wie Grönland auch der arktiſch-amerikaniſche Archipel ſeinerzeit eine Flora beſeſſen habe, welche reich und ſtattlich genug war, um als Braun- oder Steinkohlenlager zu perſiſtiren. An verſchiedenen Stellen, einige Kilometer weit von der Station, bemerkte man Anſammlungen von Granitgeröll von moränenartigem Anſehen; doch glaubte Dr. Schliephake aus deren Vorhandenſein nicht ohne Weiteres den Schluß auf frühere Gletſcher ziehen zu dürfen — jetzt ſind ſolche überhaupt nicht mehr vorhanden —, da die oben erwähnte parallelepipediſche Zerklüftung auf der geneigten Felsoberfläche eines Thales und nachherige Abſchleifung der ſo geſonderten würfelartigen Stücke durch das zwiſchen den Blöcken überall ſich durchdrängende Schmelzwaſſer genügt, um die Erſcheinung zu erklären. So finden ſich nicht nur einzelne oder wenige, ſondern zuweilen ſehr maſſenhafte, große Flecken bedeckende Anſammlungen abgeſchliffenen, cubusförmigen Steingerölles hart unter dem Gipfel der Berge auf glatten Flächen, die geneigt genug ſind, um das Schmelzwaſſer zum Abfluß zu bringen, doch aber nicht ſteil genug abfallen um die Steintrümmer in die Tiefe rollen zu laſſen. Für dieſe iſt natürlich die Entſtehung an Ort und Stelle anzunehmen.

Am 5. Juli kamen nach langer Pauſe wieder Eskimos zum Beſuch und zwar fünf an der Zahl, auf einem Schlitten, der nur von drei Hunden gezogen wurde. Die Strecke von Ananatuk bis zum feſten Eiſe im Fjorde hatten ſie im Boote zurückgelegt. Sie brachten Eier, Waffen, ein Bärenfell und dergleichen. Einem von ihnen, Abbok, hatte ich bei ſeiner letzten Anweſenheit Papier und Bleiſtift gegeben, damit er von dem Fjorde und ſeiner Umgebung Karten zeichnen könne.

Es iſt bekannt, daß Parry und andere Polarfahrer, welche den amerikaniſchen Archipel beſuchten, ſich von den Eingeborenen ſolche Karten anfertigen ließen und bei weiterem Vordringen erſtaunt waren über die Genauigkeit, mit welcher die Küſtenlinien, Inſeln u. ſ. w. von den Eskimos lediglich nach dem Gedächtniſſe angegeben waren. Dieſe Auffaſſungsgabe wollte ich auch bei unſeren Freunden erproben. Von den Karten, die er mit ſelbſtzufriedenem Lächeln überreichte, verdienen nur zwei beſonderes Intereſſe. Die eine ſtellt den Kingawa-Fjord dar. Die einzelnen Buchten der Küſten ſind mit Sorgfalt verzeichnet. Die Theilung des Gewäſſers am weſtlichen Ende iſt unverkennbar. Der Stationsort iſt angegeben und ſind die einzelnen Gebäude auf dem Platze markirt, auch der Fluß an der öſtlichen Seite fehlt nicht. Die Gebirge ſind jedoch nicht hervorgehoben. Am Ausgange des Fjordes ſcheinen die vielen Inſeln dem Verfertiger der Zeichnung Sorge gemacht zu haben, denn hier verliert die Karte durch ein Gewirre durcheinander gehender Linien jede Klarheit. Die zweite Karte ſtellt den Lake Kennedy dar, in welchem ſich nach der Zeichnung viele kleine Inſeln befinden müſſen. Man bemerkt auch die beiden Abflüſſe nach dem Cumberland-Golf und Fox Channel. Ein wunderliches Gekritzel an der einen Seite ſoll andeuten, daß ſich dort viele Renthiere aufhalten. Bemerkenswerth auf den anderen Karten, die einzelne Theile des Cumberland-Golfes darſtellen ſollen, aber jeder Deutlichkeit entbehren, ſind einzig die eingezeichneten Schlitten, vor welchen auch die Hunde durch Strichelchen markirt ſind. Abbok will damit die Richtungen angeben, nach welchen ſie auf den Seehundsfang fahren. In einer Bucht der Inſel Kiktertak hat er ſogar das Schiff des amerikaniſchen Walers eingezeichnet.

Eine beſſere Karte des Cumberland-Golfes nebſt Beſchreibung von einem Eingeborenen findet man in der illuſtrirten Zeitſchrift „Atuagagdliutik“ („Etwas, das zu leſen iſt“), welche von den in der Kultur ſchon weiter vorgeſchrittenen Eskimos Grönlands ſeit 1861 in monatlichen Heften herausgegeben wird.

Abbok und ſeine vier Landsleute waren die letzten, die mittels Schlitten das Eis paſſirten. Zwiſchen dem 15. und 21. Juli verſchwand die Eisdecke vom Fjord. Nachdem ſich anfangs, wie ſchon bemerkt, die Verbindung mit

Digitized by Google

dem Eisfuße längs der Ufer gelöst hatte, trieb die mittlere große Fläche mit Fluth und Ebbe auf und ab und löste sich allmählich in einzelne Schollen auf, die dann der Ebbestrom aus dem Fjord gen Süden führte. Den mächtigen Eisfuß, der am Strande liegen blieb, hatte das Wasser mit der Zeit so stark unterwaschen, daß man in einzelnen Höhlungen aufrecht umhergehen konnte. Schließlich zerbrach ihn eine Springfluth und führte die einzelnen Brocken fort.

Sobald es die treibenden Schollen erlaubten, wurde das Boot der Expedition ins Wasser gelassen und in Dienst gestellt. Am 22. Juli machte ich in Gesellschaft von Herrn Ambronn mit zwei Leuten von der Mannschaft eine Segelfahrt mit der Absicht, auf den Inseln am Ausgange des Fjordes nach Eiern zu suchen. Trotzdem wir schon um 9 Uhr morgens abgefahren waren, kamen wir, durch widrigen Wind aufgehalten, doch erst um 7 Uhr abends an die gewünschte Stelle, wo im Jahre vorher bei der Einfahrt in den Fjord die „Germania" vor Anker gelegen hatte. Die Insel, auf welcher Eier vermuthet wurden, zeigte sich von dichtem Packeis umlagert und war daher ohne Gefahr für das Boot nicht zugänglich. Wir glaubten auch zu bemerken, daß die anhaltenden südwestlichen Winde der letzten Tage schwimmende Eisblöcke vor den Ausgang des Fjordes gelagert hatten, deren mächtige Dimensionen die Vermuthung nahe legten, daß sie nicht aus dem Golf oder Fjord, sondern aus der Davisstraße stammten. Bei der verhältnißmäßigen Ruhe der beiden ersten von drei Seiten eingeschlossenen Wasserbecken und der gänzlichen Abwesenheit von Gletschern ist die Bildung von Eismassen, die durchgehends acht bis zehn Meter aus dem Wasser emporragen, nicht wahrscheinlich. Wir mußten also unverrichteter Sache unsere Heimreise zur Station antreten, wo wir gegen Mitternacht wieder anlangten. Auf der Hin- und Herfahrt zeigten sich viele weiße Wale, in Scharen von fünf bis sechs Stück, munter im Wasser sich umhertummelnd. Der Zimmermann Weise, sonst ein guter Schütze, feuerte verschiedentlich nach den Thieren, sowie nach Seehunden und Möven, aber jedesmal ohne Erfolg.

Mehr Glück hatte Okkeitut, der am 25. Juli vom Kayak aus einen weißen Wal mit zwei wohlgezielten Schüssen erlegte. Er warf dann noch eine Harpune hinein, die mit einem langen Riemen versehen ist, an deren anderem Ende als Boje ein aufgeblasenes Seehundsfell sitzt. Nachdem hierdurch das Thier vor dem Niedersinken bewahrt war, rief er unsere Leute herbei, denen es mit dem großen Boote auch gelang, den Kadaver an den Strand zu ziehen. Die lineare Länge des Thieres betrug 3,53 m, sein größter Umfang 2,15 m. Die Haut, welche glänzend weiß ist, etwa wie emaillirtes Blech, wird von Walfischfängern als Leckerbissen gepriesen. Uns war die Zubereitung unbekannt, sonst wäre sie vielleicht auch auf den Tisch gekommen. Die Eskimos essen das Fleisch und füttern die Hunde damit. Den Speck löste Okkeitut sorgfältig vom Körper, um ihn später an die Walfischfänger zu verkaufen.

Der weiße Wal (Beluga catodon) und der gewöhnliche Seehund (Phoca) waren die einzigen größeren Seethiere, welche im Fjord vorkamen. Von den Fischen fand sich am zahlreichsten der Salmo alpinus, von dem wir, wie schon erwähnt, große Vorräthe von den Eingeborenen erhielten. Er wandert zur Thauzeit zum Laichen die Flüßchen nach den Bergseen hinauf und kehrt im August zurück. Bei diesen Zügen wird er von den Eskimos gefangen und zwar gestochen mit einer Harpune, die einer dreizinkigen Gabel gleicht. Die mittlere Zinke durchbohrt den Fisch, die beiden anderen klammern ihn fest. Zum Anlocken bedient man sich künstlicher Köder in Gestalt kleiner, aus Bein geschnitzter Fische, welche der Fischer an dünnen Riemen im Wasser spielen läßt. Es mag hier erwähnt werden, daß die Verwendung künstlicher Insekten beim Fischfang und die Wahl dieser Phantome je nach der erwünschten Fischart von den Indianern an den Flüssen Guayanas stammt.

In der See fanden sich massenhaft die „Shrimps", kleine garnelenartige Krabben, die den Walen als Hauptnahrung zu dienen scheinen, denn der Mageninhalt sowohl eines geöffneten Seehundes als auch des erwähnten weißen Wales bestand nur aus diesen Shrimps.

Von Säugethieren, die in der Umgebung der Station vorkamen, mögen außer dem Renthier noch Polarfuchs, Schneehase, Lemming und Wiesel hervorgehoben werden. Der Eisbär hält sich weiter im Süden, dem offenen Ocean näher, auf. Von den Vögeln bemerkten wir mehrere Entenspecies, Möven, das im Winter weiße, im Sommer bräunlich gefleckte Schneehuhn, Kolkraben und die Schneeammer. Eigentliche Raubvögel, die Kumlien erwähnt, bekamen wir nicht zu Gesicht, auch bei ausgelegtem Fleischköder zeigten sich nur Raben. Von den Insekten verdienen besonderer Erwähnung die Stechfliegen, ein Falter der Genus Vanessa, eine Spinne, die in Erdlöchern lebt, und die Renthierbremsen. Die Stechfliegen, welche Ende Juli und Anfang August massenhaft auftreten, bilden eine wahre Plage. An manchen heißeren Tagen wurde man von diesen Thieren so sehr gepeinigt, daß es unmöglich war im Freien zu arbeiten. Am 20. August waren sie schon wieder verschwunden.

Der neueste centralasiatische Reisende.

Von **H. Vambéry.**

II. (Schluß.)

Nachdem Herr Moser am 8. December auf der Suche nach dem Diwanbegi Chiwa verlassen, reiste er über Tasch-Hauz nach Jilali auf einer zur Genüge bekannten Straße, mußte jedoch von hier noch sieben Meilen weiter in die Steppe vordringen, bis er endlich mit dem Premierminister des Chans im Fort Seliz-Atlik (8 Reiter) zusammentraf und wie leicht erklärlich, auch warm empfangen wurde. Met-Murad ist, wie so mancher seiner Vorgänger, dem Ursprunge nach ein persischer Sklave, der zu der hohen Würde infolge seines iranischen Scharfsinnes und jener Geschmeidigkeit, mit welcher die Kinder Irans über die schlichten özbegischen Einwohner stets triumphiren, gelangt

Digitized by Google

ist. Als Perser von Geburt ist er in Politik und diplomatischen Kunstgriffen bewandert; er kennt sich in manchen Angelegenheiten des wunderbaren Frengistans gut aus und interessirt sich für die staatlichen Angelegenheiten unseres Welttheiles. Unserem Reisenden gegenüber hat er übrigens die Rolle des Diplomaten ganz geschickt gespielt. Er gab ihm einen Serdar (Anführer) sammt der nöthigen Eskorte mit und nur, als Herr Moser auf dem Punkte war, die Reise von Sekiz-Atlik nach Aschkabad anzutreten, nur dann erst konnte er zu seiner nicht geringen Verwunderung erfahren, daß dieser Plan nicht genehmigt wurde, und daß er die Route von Sekiz-Atlik nach Kizil-Arwat einschlagen müsse, d. h. anstatt der gehofften hundert Meilen nur auf einem Umwege von 130 Meilen nach Aschkabad gelangen könne. In der hierauf bezüglichen Ausrede hieß es, daß jener Theil der Steppe, den Herr Moser zu durchreisen beabsichtige, von solchen Tekke-Turkmenen bewohnt sei, die vor der russischen Zuchtruthe sich geflüchtet und dort sich niedergelassen hätten. Die Reise des reichen Europäers wäre zu sehr bekannt geworden, es könnte sich leicht eine Alaman (Raubzug) von 400 Reitern auf dem Wege befinden, und da der Kopf eines Gastes viel zu theuer sei, so wolle man ihn der Gefahr einer Ueberrumpelung nicht aussetzen.

Wie der Leser sieht, ist unser Reisende in der Ausführung seines Planes einigermaßen gehindert worden. Der Zug von Sekiz-Atlik nach Aschkabad wäre allerdings ebenfalls ein neuer gewesen, doch auch der Weg vom erstgenannten Orte nach Kizil-Arwat ist, so weit uns bekannt, noch von keinem Europäer zurückgelegt worden. Die Reisenden, die in den letzten Jahren von Bochara in das transkaspische Gebiet der Russen sich begeben haben, haben theilweise wohl dieselbe Strecke zurückgelegt, aber meistens Krasnowodsk als den Endpunkt ihres Steppenrittes genommen. Die Franzosen Bonvalot und Capus sind 1881 über Karaköl, Ildschik, Petro-Alexandrowsk und das Plateau des Uest-Jurt nach Krasnowodsk gelangt. Desgleichen der englische Missionar Henry Lansdell, der von Sibirien, namentlich von Tobolsk aus über die Steppe nach Bochara resp. Karschi reiste und hier ebenfalls via Chiwa, Tasch-Hauz, Jilali und Alt-Uergendsch im November 1882 nach Krasnowodsk gelangt war. Nur ein Russe, nämlich Lieutenant Kalitin, hat im Februar 1881 die von Herrn Moser zurückgelegte Route annähernd gemacht, indem er von Alt-Göl-Tepe nach dem Chanate von Chiwa in gerader, nördlicher Richtung den Weg von 356 englischen Meilen in 14 Tagen zurückgelegt hat. Herr Moser hat daher bei seinem Ritte durch die Steppe, was die ganze Ausdehnung anbelangt, noch keinen europäischen Vorgänger gefunden. Ueber die Einzelheiten dieses mühsamen Zuges inmitten eines rauhen Winters, wo die Temperatur zwischen — 15 bis — 20° variirte, erfahren wir aus den kargen Notizen, die in den Briefen des Herrn Moser enthalten sind, vorderhand nur sehr wenig. Er beginnt seine Route bei Kizildsche-Kala am selben Punkte, wo Lieutenant Kalitin seinen Weg von dem Süden nach dem Norden hin beendet, und geht über Orta Kuduk (Mittelbrunnen), den er am 19. December erreicht, nach dem Brunnen Demirdschan (28. December), von wo er bald darauf in Kizil-Arwat, bekanntermaßen der Endstation der transkaspischen Eisenbahn, eintrifft. Den ganzen Steppenweg hat unser Reisende, wie gesagt, mit Hilfe seiner guten Pferde in 12 Tagen zurückgelegt, was natürlich nur im Winter auszuführen ist; ja, wie ich mir seiner Zeit sagen ließ, haben gut berittene Turkmenen die Strecke von Chiwa bis zum Etrek selbst in zehn Tagen gemacht. In dieser Jahreszeit fallen nämlich die Furcht vor unerträglicher Hitze und Durstesqualen sowie auch die Beschwerden eines Rittes durch den Sand gänzlich weg. An deren Stelle tritt hingegen der erstarrende Nordostwind, der das Verbleiben im Sattel ganz unerträglich macht, hier auf der hyrkanischen Steppe aber bei weitem nicht so gefährlich ist, wie im Norden des Jaxartes und auf dem Plateau von Uest-Jurt. Die Strapazen einer Winterreise in letztgenannter Gegend hat uns Kapitän Abbott gelegentlich seiner Reise nach Mangischlak geschildert, während der Winterritt über die Kirgisensteppe mit all seinen grauenvollen Episoden von Burnaby ausführlich beschrieben wurde. Was wir bei Herrn Moser, abgesehen von den ausgestandenen Strapazen, am meisten bewundern, das ist die Geschicklichkeit, mit welcher er, der alleinstehende Europäer, inmitten einer Steppe seine aus Dezbegen, Turkmenen und Kirgisen bestehende Karawane befehligen und in Schach halten konnte. Ohne der Landessprache mächtig zu sein, genügte ein Blick des kühnen Europäers, diese an Gehorsam nicht sehr gewöhnten Asiaten zur Erfüllung ihrer Pflicht zu bewegen. Dabei galt es noch gegen etwaige Ueberfälle seitens herumirrender Tekke-Turkmenen sich zu schützen und Herr Moser mußte häufig die halbe Nacht bei grimmiger Kälte wachend zubringen, wenn er bemerkte, daß seine Leute, vom Tagesritt ermüdet, in Schlaf verfallen waren. Mit einem Worte, der Ritt von Sekiz-Atlik nach Kizil-Arwat ist ein seltenes Bravourstück und wir erwarten die Details dieser Route mit leicht begreiflichem Interesse.

In Kizil-Arwat angekommen, konnte unser Reisende seitens der Russen sich nicht einer besonders guten Aufnahme erfreuen. Seine Empfehlungsbriefe lauteten nach Aschkabad und nicht nach Kizil-Arwat und als besonderes Glück kann er es sich anrechnen, daß er in letztgenanntem Orte einen in russischem Dienste stehenden Landsmann antraf, der ihm zur Weiterreise nach Aschkabad behülflich war. Außer General Meyer, dies war der Name des Schweizers, begegnete Herr Moser auch einem anderen europäischen Forschungsreisenden, nämlich Herrn Lamberto Loria aus Florenz, mit dem er ein bescheidenes Gemach in einem der Kizil-Arwater Hotels (sit venia verbo) getheilt hatte. Kizil-Arwat ist eine der jüngsten Kolonien russisch-europäischer Elemente im Inneren Asiens und besteht nächst Russen aus Armeniern und Persern, die sich zumeist mit Handel beschäftigen. Es giebt auch einige Branntwein-Fabriken, ja sogar Champagner wird in dem neugegründeten transkaspischen Gebiete bereitet und zwar durch eine Mischung von Limonade-Gazeuze mit Cognac. Der moussirende Effekt dieses schaudervollen Getränkes ist ein vollkommener, noch vollkommener aber das bald darauffolgende Kopfweh. Doch Turkmenen und Perser haben einen starken Magen und schwelgen im Genusse dieses turkmenischen Veuve Cliquot.

Von Kizil-Arwat nach Aschkabad reiste Herr Moser am 17. Januar 1884 in Begleitung eines ehemaligen Räuberhauptmanns, den er Basi-Serdar (vielleicht richtiger Serdar-Baschi) nennt, eines wahren Prototyps turkmenischer Rinaldini's, der heute aber nach der russischen Lektion von Göl-Tepe ganz mürbe und nach dem türkischen Sprichwort: „Die Hand, die du nicht abhauen kannst, küsse und lege sie auf deinen Kopf" den Russen ein ganz ergebener Diener geworden ist. Er erzählte unserem Reisenden so manche Momente seiner früheren Heldenlaufbahn während der Raubzüge in Persien, ja er gab ihm als freundschaftliches Angedenken ein schweres Halseisen und Fußschellen mit — Gegenstände, in welchen früher so mancher Perser geschmachtet und zu Grunde gegangen ist.

Digitized by Google

Auch in Politik läßt sich der Exräuber ein — doch hat dieselbe schon ein entschieden russisches Kolorit, denn er sagt: „Wir haben Jahre lang mit Erfolg gegen Chiwa und Bochara gekämpft, wir haben die Perser jämmerlich geschlagen und zu Paaren getrieben, auch die Russen hatten einen harten Strauß mit uns zu bestehen; doch da sie uns besiegt haben und unsere Herren geworden sind, so wollen wir ihnen treu und ergeben dienen. Wir betrachten sie als brave Sieger und schätzen sie viel höher als die Engländer, die uns zwölf Jahre hinter einander zum Kampfe angereizt und schließlich im Stiche gelassen haben.“ Die Umgestaltungen, welche die russische Eroberung im Leben der Turkmenen hervorgerufen hat, geben sich übrigens nicht nur in den persönlichen Anschauungen des ehemaligen Räubers kund, sondern der Reisende begegnet denselben auf Schritt und Tritt und zwar in einer nicht immer gefälligen Weise. Die Achal-Tekkes, vor 20 Jahren infolge des kulturfähigen Bodens ihrer Heimath als die Wohlhabendsten bekannt, eilen in der Neuzeit mit raschen Schritten der Verarmung entgegen und viele derjenigen, die ehemals Hunderte von Kameelen und Tausende von Schafen besessen, nagen heute förmlich am Hungertuche. Von besonders erschreckender Dimension ist die Abnahme der Bevölkerung. Der Kampf mit den Russen hat dieser Fraktion der Turkmenen das Leben von mehr als 30000 Menschen gekostet, von welchen beinahe zwei Drittel waffenfähige Männer waren. Heute sollen auf einen Mann 10 bis 15 Frauen fallen und die Polygamie nimmt in solcher Weise zu, wie sie nirgends in der moslimischen Gesellschaft anzutreffen ist. Für einen Spottpreis kann man Mädchen und junge Wittwen heirathen, und der Diener unseres Reisenden hatte gleich am Tage seiner Ankunft auf einmal mit mehreren hübschen Turkmeninnen einen Ehevertrag abgeschlossen; denn die Armen, für welche früher ein beträchtliches Kalim (Morgengabe) zu bezahlen war, gehen heute den Ehebund ein, nur um nicht zu verhungern.

Die Hausindustrie der Achal-Tekkes ist total ruinirt. Die russischen Soldaten haben während ihrer Plünderungen alle die schönen Stickereien, alle die kostbaren Teppiche weggenommen und mit denselben dermaßen den russischen und kaukasischen Markt überschwemmt, daß einzelne persische Kaufleute selbst bis nach Wien und Budapest gelangten, um an den Ufern der Donau die Kunstschätze der Hausindustrie vom Achalgebiete abzusetzen. Ohne Waffen, ohne Vieh, ohne Geräthschaften leben die spärlichen Ueberreste dieses ehemals reichen Stammes gebeugt, gebrochen, muthlos, aber im Inneren nach Rache schnaubend, unter russischer Herrschaft; und diese Herrschaft ist eine strenge und gewaltige. Jeder gemeine Soldat erlaubt sich dem ehemaligen stolzen Sohn der Wüste die gröbsten Beleidigungen zuzufügen und kein Wunder, wenn der Turkmene im bitteren Gefühle des vae victis seinen früheren Charakter gänzlich umgestaltet. Aus dem freien Räuber ist ein Dieb geworden und, wie Herr Moser erzählt, sind die Diebstähle hier so zahlreich wie noch nie. Stark demoralisirend wirkt auch der Einfluß des russischen Branntweins. Die Spitzen der Tekke-Turkmenen haben in russischer Gesellschaft mit dem Gläschen Bekanntschaft gemacht und das früher so stark verpönte Naß hat beinahe schon in jedem Zelte Eingang gefunden, ja Rußland ist auf dem besten Wege, bei gänzlichem Untergange der ehemaligen patriarchalischen Verfassung sich aus den Turkmenen gute Unterthanen und gefügige Werkzeuge seiner zukünftigen ehrgeizigen Pläne im Inneren Asiens zu bilden. Lieutenant Lopatinski hat versuchsweise eine Eskadron turkmenischer Reiter aus den verschiedenen Klans der Tekke zusammengestellt und dermaßen einexercirt, daß ihre Haltung und Bewegung, ihr Handhaben des Hinterladers und präcise Befolgung des russischen Kommandos unseren Reisenden, der von Fach Soldat ist, in Verwunderung gesetzt hat. Bisher ist es nur eine Eskadron, doch es werden keine fünf Jahre ins Land gehen und die russische Regierung wird aus dem turkmenischen Materiale eine Kavallerie sich erschaffen, die namentlich in ihren Feldzügen in Asien Erstaunliches zu leisten vermag und das vertrauensselige Albion ganz unsanft aus dem Schlafe rütteln wird.

Doch wir wollen zu unserem Reisenden zurückkehren. Als Herr Moser von Kizil-Arwat in Aschkabad anlangte, überraschte ihn der Anblick der weiß getünchten russischen Häuser und der Kirche überaus angenehm. Desgleichen auch der Empfang seitens des Generals Komarow, des jetzigen Militärkommandanten des transkaspischen Bezirkes, der nicht nur ein gewiegter Politiker ist, wie seine neueste Transaktion mit Merw beweist, sondern auch als Mann der Wissenschaft sich hervorthut. Der General, dessen Name schon während des letzten russisch-türkischen Krieges bekannt wurde, ist Entomolog von Fach und leidenschaftlicher archäologischer Sammler. Auf dem Gebiete seiner jetzigen Thätigkeit hat er ein genügend reiches Feld gefunden und seine Kollektionen müssen von besonderem Interesse sein. Herrn Moser gegenüber war er die Leutseligkeit selbst, seine Gastfreundschaft war eine tadellose; doch als der Reisende ihm von seinem Vorhaben, einen Abstecher nach Merw zu machen, gesprochen, gab er seinem Bedauern Ausdruck, hierein unter keinen Umständen willigen zu können. In Merw spielte sich eben damals die Komödie der freiwilligen Unterwerfung unter die russische Herrschaft ab, eine höchst unlautere Transaktion, bei der man die Augen eines ungebetenen Gastes nicht haben wollte. Es wurde daher Herr Moser unter dem Vorwande der Gefährlichkeit eines Besuches inmitten der noch nicht stabilisirten Gegend dahin beschieden, entweder seinen Weg wieder über Chiwa und Bochara, oder was wohl zweckmäßiger wäre, über Budschnurd nach Teheran zu nehmen. Umsonst versuchte der schweizer Russenfreund wenigstens die Erlaubniß zu erwirken, über das Ertek-Gebiet nach Tschekischlar reisen zu dürfen. Doch der gelehrte russische Kommandant war unerbittlich, denn erstens traute er dem russophilen Reisenden nicht ganz, und zweitens hatten die Empfehlungen General Tschernajew's, der mittlerweile abgesetzt worden war, wovon Herr Moser nichts wußte, ihre Wirkung verloren. Es blieb daher nichts Anderes übrig, als inmitten des Winters die hohe Gebirgskette des iranischen Nordrandes, der eben damals mit tiefem Schnee bedeckt war, zu überschreiten und durch pfadlose Gebirgspässe nach Iran zu gelangen, deren Uebersteigung selbst im Sommer nicht ohne Gefahr bewerkstelligt werden kann. Der Weg, den Herr Moser genommen, ist, was die ganze Ausdehnung anbelangt, d. h. von Aschkabad bis nach Schahrud, bisher noch von keinem Europäer zurückgelegt worden, und nur in einzelnen Theilen war Kapitän Napier 1874 gelegentlich seiner Forschungsreise an der Nordgrenze Chorasans sein Vorgänger geworden. Von Aschkabad ging Herr Moser in südöstlicher Richtung bis zum Fuße des Kuhi-Germab, überschritt den gleichnamigen Paß bis zur Station Germab und gelangte, den 7770 englische Fuß hohen Berg Dschiffan rechts zur Seite lassend, nach Rabat, von wo er auf einer in den bis heute vorliegenden Karten nicht genau bezeichneten Route nach Budschnurd, dem Hauptorte des Kurdendistriktes im Norden Irans, gelangte. Auch in dieser Gegend haben seit der russischen Okkupation sich

Digitized by Google

bedeutende Veränderungen zugetragen. Die um Budschnurd und Kutschan herum wohnenden Kurden sind bekanntermaßen von Schah Abbas dem Großen aus dem westlichen Iran hierher angesiedelt worden, um einen militärischen Grenzkordon gegen die zu jener Zeit räuberischen Turkmenen zu bilden, welchem Zwecke die Kurden auch insofern entsprachen, als sie nicht minder räuberisch als ihre Nachbarn in der Steppe, mit denselben in ewiger Fehde lebten, die Einfälle auch hinderten oder durch Gegenbesuche vergalten. Den größten Nutzen zogen hieraus die Chane der Kurden, die in Folge ihrer Wichtigkeit beinahe als unabhängige Fürsten sich geberdeten und einerseits von den Turkmenen, andererseits von der Regierung in Teheran den Lohn ihrer Arbeit erhielten. Durch die russischen Eroberungen im Achalgebiete haben diese Chane von ihrer ehemaligen Wichtigkeit viel eingebüßt; die heutige Sachlage gefällt ihnen nicht mehr und da sie von Iran keinen Lohn für ihre Dienste mehr erwarten, so wenden sie sich allmählich den russischen Behörden zu und kokettiren in auffälliger Weise mit dem Kommandanten in Aschkabad. Der russische Einfluß dehnt sich hier von Astrabad bis nach Meschhed immer mehr und mehr aus, russische Handelsartikel überschwemmen schon längst die ganze Gegend und da russische Mode und russische Lebensweise zum guten Ton gehören, hat der Hof von St. Petersburg den Nordrand Irans mit bestem Geschick zu seinen zukünftigen Plänen vorbereitet.

Der Chan von Budschnurd, an den unser Reisende empfohlen war, war eben damals in seinem Hauptsitze nicht anwesend, denn er befand sich auf dem Feldzuge gegen die Jomut-Turkmenen, die einige Zeit vorher einen Raubzug auf iranisches Gebiet unternommen und 100 000 Schafe weggetrieben hatten. Es sind dies die Jomuten am Görgenflusse, die sogenannten persischen Turkomanen, Unterthanen, um die seiner Zeit der König von Persien sich wohl vergebens bemüht hatte, denn wie man sieht, ist ihre Einverleibung dem persischen Staate eine Quelle des Unheils geworden. Den russischen Turkmenen ist die Lust zu Raubzügen schon allmählich benommen, während ihre Brüder unter persischer Herrschaft noch wie zuvor das edle Handwerk des Raubes und der Plünderung üben. Das Resultat des persischen Feldzuges gegen die Turkomanen ist nicht genau bekannt, doch von den geraubten hunderttausend Schafen mögen nur wenige in den Besitz ihrer früheren Herren gelangt sein.

Von Budschnurd ging Herr Moser durch das Gebiet der Schadilu-Kurden über die Stationen Firuze, Tawar, Derbend und Dschurbad nach Dschadscherm; das Gebirg Ala-Dag (Buntes Gebirge) ward überschritten, unser Reisende befand sich in der Ebene und wie in einem Nu verwandelte sich das früher rauhe kalte Winterklima in ein lieblich sanftes Frühlingswetter. Auf der Ebene von Isferain brennt die Sonne im Monate Februar schon recht heiß und mit Ausnahme einzelner Berge zwischen Schahrud und Simnan hatte er zumeist einen ebenen Weg mit ziemlich guten Posthäusern vor sich. Am 20. Februar dieses Jahres langte er denn auch in Teheran an, glücklich inmitten von Europäern an die großen Strapazen zu denken, welche die Zurücklegung des Rittes durch die Steppe und durch die Berge inmitten des Winters gekostet. Die Reise war wohl beendet, doch Herr Moser war körperlich gebrochen und es kostete einige Wochen, bis er in der persischen Hauptstadt seine zerrüttete Gesundheit wieder herstellen konnte. Von Teheran in seine Heimath zurückgekehrt, hat Herr Moser bis jetzt nur einige Notizen in der Form von Feuilletons und Briefen in den Spalten des „Journal de Genève" veröffentlicht. Den eigentlichen ausführlichen Bericht seiner Reise behält er sich für die nächste Zukunft vor, und wir sehen dieser Publikation mit einem um so begründeteren Interesse entgegen, als sein Buch vor allem das jüngste Bild von den heutigen Zuständen Centralasiens uns bringen soll. Herr Moser war im Inneren Asiens kein Neuling; er reiste überdies mit Empfehlungen der obersten russischen Behörden, er hat als Waidmann und Soldat von Fach für so manche Naturerscheinungen, politische und sociale Verhältnisse ein kundiges Auge wie nur wenige seiner jüngsten Vorgänger und was er über Bochara, Chiwa und die Turkmenensteppe zu berichten hat, wird den Freunden der centralasiatischen Litteratur eine willkommene Gabe sein.

Die Terpentinindustrie im Süden der Vereinigten Staaten.

F. M. Ueber die Terpentinindustrie im Süden der Vereinigten Staaten verbreitet sich Prof. Carl Mohr zu Mobile (Alabama) in einem Aufsatze in Nr. 9 des zweiten Bandes der New Yorker Pharmaceutischen Rundschau (Sept. 1884). Von den sieben im südlichsten Theile des östlichen Nordamerika vorhandenen Pinusarten sind vorzüglich Pinus australis Michx., P. Cubensis Griesebach und P. Taeda L., welche über weite Strecken sich ausdehnende Waldungen bilden, durch reichen Gehalt an harzigen Säften ausgezeichnet. Unter diesen drei Arten nimmt wieder P. australis hinsichtlich ihrer Verbreitung und ökonomischen Bedeutung den ersten Rang ein. Die Bestände derselben erstrecken sich fast ohne Unterbrechung über viele Tausende von Quadratmeilen. Bei der grenzenlosen Verwüstung des Waldes aber, die in jenen Gegenden üblich ist, darf man auf einen zukünftigen Bestand dieses nützlichen Baumes nicht rechnen. Da die jungen Bäume sehr langsam wachsen (sie erheben sich in den ersten 4 bis 5 Jahren kaum über das umgebende Gras), so werden sie meist durch die diese Wälder alljährlich heimsuchenden Feuersbrünste oder die zahlreichen frei umherstreifenden Viehherden wieder vernichtet. Wo die P. australis entfernt wurde, tritt theils P. Taeda, theils P. Cubensis an ihre Stelle. Beide sind durch rasches Wachsthum besser gegen zerstörende Einflüsse geschützt als ihre Verwandte. Während P. Cubensis weniger harzreich ist, steht P. Taeda der australis in dieser Beziehung nur wenig nach und wird daher nach der Ausrottung der letztgenannten Art die größte Wichtigkeit besitzen.

Während bis zur Einführung der kupfernen Destillationsgeräthe im Jahre 1834 die Terpentinöl-Industrie auf die zwischen dem Kap Fair und dem Tar-Flusse belegenen Distrikte beschränkt war (der größte Theil des Terpentins ging nach England), hat sie seitdem mächtig an Ausdehnung gewonnen und sich über Süd-Carolina, Florida,

Digitized by Google

Louisiana, Mississippi und Alabama verbreitet. Der Aufschwung wurde wesentlich befördert durch die um sich greifende Fabrikation von Kautschukwaaren, sowie die stets sich mehrende Verwendung des Oeles als Beleuchtungsmittel (Pineoil, Camphin 2c.). Infolge der mit der Steigerung der Terpentinölerzeugung verknüpften Ueberproduktion des rückständigen Harzes (Rosin, Kübelharz, Kolophonium), welche eine Entwerthung dieses Nebenproduktes mit sich führte, sah man sich veranlaßt, den Destillationsbetrieb in die unmittelbare Nähe der Orte zu verlegen, welche das Rohmaterial lieferten. Billige Verkehrsmittel und genügendes Vorhandensein von fließendem Wasser zur Abkühlung bei der Destillation sind für derartige Anlagen nothwendige Bedingungen. Erforderlich ist sodann eine Strecke von 4000 Acker Waldlandes vom besten Bestande. Diese wird in 20 Parzellen von je 4000 bis 5000 Bäumen getheilt. Jede Parzelle enthält 10 000 „Boxes", d. h. in die Stämme ausgehöhlte Behälter zum Ansammeln des Harzes, deren bis vier an einem Baume angebracht werden. Sie werden im Winter circa einen Fuß über dem Boden schief nach innen eingehauen, bis zu einer Länge von 14 Zoll und einer Tiefe von 7 Zoll; jeder dieser Einschnitte hat etwa 1/4 Gallone Gehalt. Das auf dem Boden zerstreute brennbare Material wird Ende des Winters in Haufen geschichtet und angezündet, um dem Ausbruch von Feuer während der trockenen Jahreszeit vorzubeugen. Freilich wird gerade durch diese Vorsichtsmaßregel dem Walde ein unermeßlicher Schaden zugefügt; die dadurch veranlaßten Waldbrände erstrecken sich oft auf Hunderte von Meilen, eine Stockung im Wachsthum der Bäume und Zerstörung des jungen Nachwuchses mit sich führend.

Sobald im Frühling der Saft in den Bäumen zu strömen beginnt, wird oberhalb der Boxes eine Partie bis zu 8 Zoll Höhe bis zum Splinte bloßgelegt. Alle vier Wochen werden die Behälter entleert; die Qualität des Harzes wird dabei immer geringer. 10 000 Boxes geben jedesmal 40 bis 50 Fässer von je 280 Pfd. Rohharz. Nach dem letztmaligen Ausschöpfen wird das noch anhängende Harz sorgfältig abgekratzt; dies ist ein Produkt von sehr geringem Werthe.

Aus den im ersten Betriebsjahre durchschnittlich gewonnenen 270 Faß Schöpfharz und 70 Faß Scharrharz werden 2200 Gallonen oder 50 Faß Terpentinöl nebst 260 Faß Kolophonium gewonnen. Im zweiten Jahre des Betriebes werden die Anritzungen der Bäume etwas breiter gemacht, ebenso in den beiden folgenden Jahren. Die Quantität sowohl wie die Qualität des Schöpfharzes nehmen stetig ab. Die 120 Faß Schöpfharz und 125 Faß Scharrharz des vierten und letzten Betriebsjahres geben 900 Gallonen Terpentinöl und 100 Faß Kolophonium. Letzteres gehört den niedersten Sorten an und wird hauptsächlich in den Seifenfabriken verwendet. Im Durchschnitt werden aus jedem Faß Harz 5 Gallonen Terpentinöl gewonnen. Der jährliche Ertrag eines Baumes berechnet sich auf 21 Pfund. Die Gesammtproduktion einer solchen Anlage während der vier Jahre ihres Betriebes beläuft sich auf 120 000 Gallonen Terpentinöl und 12 800 Faß Kolophonium, zusammen im Werthe von etwas über 56 300 Dollars. Neuerdings beschäftigt man sich verschiedenerseits mit Versuchen, das Terpentinöl durch Destillation der Holzabfälle, z. B. im Anschluß an Sägemühlen, zu gewinnen, eine Neuerung, die jedenfalls von großem Einfluß auf die Entwickelung dieser Industrie werden wird. Es sind besonders zwei deutsche Techniker, die Herren Messau in Atlanta (Georgia) und Maas in Meridian (Miss.), welche diesem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben.

Die hydrographischen Vermessungen der Engländer im Jahre 1883.

Außer an der heimischen Küste wurden im vorigen Jahre hydrographische Aufnahmen gemacht: an der Westküste von Korea und der Küste von China, der Nordostküste von Borneo, in der Sunda- und Malakkastraße, in der Magelhaensstraße und am La Platafluß, in den Bahama- und den Salomoninseln, wozu drei Dampfschiffe und zwei Schoner der Marine verwendet wurden; außerdem waren noch ein gemietheter Dampfer an der Küste von Neufundland und ein Segelschiff an derjenigen von Westaustralien beschäftigt; an der heimischen Küste war ein Dampfer der Marine und ein gemietheter Dampfer thätig. Im ganzen wurden 57 Officiere und 468 Mannschaften bei den Aufnahmen verwendet.

Was zunächst die Thätigkeit in den englischen Gewässern betrifft, so hat sie Bezug auf das Aestuarium der Themse, Lothungen zwischen Sea Reach und Hope Reach und Messungen der Stromgeschwindigkeit im „Herzog von Edinburgs Schiffahrtskanal". Auch die Shetlandsinseln sowie die Ostküste von Schottland wurden besucht und verschiedene Arbeiten dort ausgeführt. Ein anderes Schiff besuchte die Küste von Irland und die Westküste von England; namentlich waren der Zugang zu Barrow in Furneß, der Grangekanal und der Bristolkanal Gegenstand besonderer Untersuchungen. Die Aufnahme der Swanseabai wurde wieder aufgenommen und beinahe beendet. In Neufundland wurde im Anschluß an die frühere Arbeit die Aufnahme der Südküste der Fortunebai beendigt und auch auf der Nordküste wurden die Vermessungen fortgesetzt. In Westindien wurde der Providence-Nordwestkanal im Interesse der telegraphischen Verbindung untersucht, die Aufnahme der kleinen Bahamabank beendet und außerdem einige andere Vermessungen ausgeführt.

Trotz der ungünstigen Witterung glückte es, die Vermessung der Magelhaensstraße auf einer Länge von 60 Meilen und zwar von der Ballenabucht bis zu Felix Point auszuführen. Hierbei wurde die bis jetzt nur unvollkommen bekannte Küstenlinie aufgenommen und durch die Vermessungen einige in den bestehenden Karten vorzunehmende Verbesserungen festgestellt, u. a. zwei neue Kanäle (Criggles- und Sylviakanal) östlich und nördlich von Kap Providence gefunden. Außerdem wurden sieben Ankerplätze im Detail vermessen und die Triangulation bis zum Eingange der Magelhaensstraße fortgeführt und dort an früher ausgeführte Arbeiten angeschlossen. Im April, als die ungünstige Jahreszeit eintrat, begab sich das für die Aufnahme bestimmte Schiff nach Montevideo, um die Bänke zu vermessen, welche den Eingang in den La Plata erschweren. Auf Rouenbank wurden in minimo 3 1/2 Faden Wasser ge-

Digitized by Google

funden, die Existenz von „Frenchbank", welche noch seichter sein sollte, konnte nicht nachgewiesen werden. Dann wurde — vergeblich — nach einer Bank im Süden der Lobosinseln gesucht, auf welcher die österreichische Barke „Antonietas" gestoßen sein sollte. Gegenüber Maldonado wurde eine kleine Bank mit 5 Faden Wasser gefunden. Im ganzen erstreckten sich die Lothungen vor der Mündung des La Plata auf 2800 engl. Quadratmeilen, und es ergab sich, daß seit den 1859 und 1871 ausgeführten Untersuchungen die Tiefe bedeutend abgenommen hatte; dagegen waren in den Kanälen, wo starker Strom herrscht, nur weniger ausgedehnte Ablagerungen bemerkbar. Im Oktober wurden die Vermessungen in der Magelhaensstraße wieder aufgenommen.

Im östlichen Asien verließ die „Magpie" Japan, ging nach Hongkong um zu repariren und dann ihrer Bestimmung nach dem östlichen Borneo zu folgen. Von der Reise nach und dem Aufenthalt in Hongkong wurde im Interesse der Vermessungen ein möglichst ausgiebiger Gebrauch gemacht. Der Eingang des Flusses von Brunei wurde zum Theil aufgenommen, weil da eine Kohlenstation etablirt ist; die nahen Minen, welche diese Kohlen liefern, sind ausgedehnt und leicht zugänglich, die Kohlen selbst sind gut und die Schichten außerordentlich dick. Hierauf wurde die Labukbai vermessen, in welche ein hübscher von der See leicht zugänglicher Fluß mündet. Wahrscheinlich wird dieser Fluß sich sehr nützlich für den Transport der Produkte erweisen, welche aus der Umgegend des hohen, gut bevölkerten Berges Kinibalu erwartet werden, da die Eingeborenen friedfertig und fleißig sein sollen. An der Mündung des Flusses wurde damals gerade eine neue Station errichtet. Dann wurde die Seeküste von Sandakan nach der Sibutupassage kartirt, Lothungen bis zu 7 Meilen Entfernung von der Küstenlinie vorgenommen und alle Gefahren genau verzeichnet. Die ganze Küstenlinie war beinahe nur Moorboden, durchschnitten von vielen Flüssen, die mit Ausnahme des Kinabatangan für die Schiffahrt unbrauchbar sind. Dieser Fluß führt zu den Höhlen von Gormanton, bekannt als Lager ungeheuerer Massen von Fledermausguano (siehe oben S. 31). Hier hörte man die von dem Ausbruche des Krakatau herrührenden Detonationen und bald empfing das Schiff den telegraphischen Befehl, nach der Sundastraße abzugehen, um den Zustand derselben zu untersuchen. Hier fand man die holländischen Schiffe bereits in Thätigkeit; auf den Bericht über den Zustand der Straße brauchen wir hier nicht näher einzugehen, da derselbe den Lesern des „Globus" nichts Neues bringt. Die „Magpie" ging hierauf zur Reparatur ihrer Kessel nach Singapure und von dort nach Penang, um die für die Aufnahme der Inselgruppe zwischen Pulu-Bouton und der Sayerinsel nöthigen astronomischen Bestimmungen vorzunehmen; diese Vermessungen sind im Interesse der Schiffahrt zwischen Britisch Burmah und den Straits Settlements höchst nöthig.

Das im östlichen Asien thätige Schiff „Flying Fish" kam im Anfang des Jahres nach Hongkong, um Reparaturen vorzunehmen; diese unfreiwillige Muße wurde benutzt, um den Zustand des Hafens zu untersuchen. Man fand an der Mündung der sich in denselben ergießenden Gewässer einige Ablagerungen, doch der eigentliche Hafen war hiervon frei geblieben. Hierauf ging das Schiff nach Korea, um die im vorhergehenden Jahre angefangene Aufnahme zu vollenden, welche die Mündung des Saleeflusses bis zum Hafen Jintschuen (in der Nähe der Hauptstadt) zum Gegenstande hatte. Trotz der großen Schwierigkeit dieser Arbeit und der vielen zufällig eingetretenen Hindernisse wurden die Zugänge des Saleeflusses, welche das Insel-Labyrinth zwischen Jintschuen und den Tsia-Jung-Inseln im Norden, bis zu den Clifford-inseln im Süden bilden, nach allen Richtungen durchforscht und im Detail in Karte gebracht.

Eines der Resultate der Aufnahme besteht darin, daß man einen Tiefwasserkanal vom Meere bis Jintschuen gefunden hat, der für Schiffe von großem Tiefgang brauchbar ist. Hierauf wurden die der Westküste gegenüberliegenden Inseln näher untersucht und ihre Lage genau bestimmt. Später fand man am südlichen Eingange der Mündung des Yang-tse-kiang die Bank, auf welche J. M. S. „Audacious" gestoßen hatte; diese Bank hatte sich in den letzten vier Jahren neu gebildet, ein Beweis, daß diese wichtige Straße fortwährende Beobachtung erfordert.

In Westaustralien wurde die Aufnahme der Küstenlinie vervollständigt und verbessert, der westlich vom Dampierarchipel gelegene Theil derselben in Angriff genommen und einige Arbeiten in der Nähe des Ashburtonflusses und König Georg-Sundes angefangen. Im westlichen Pacific wurde die Aufnahme der Ostküste von San Cristoval fortgesetzt. Nachdem man der Mannschaft eines verunglückten amerikanischen Schiffes Hilfe geleistet hatte, wurden noch einige weitere Aufnahmen im Salomonarchipel ausgeführt. Ein anderes Schiff war in den Neuen Hebriden thätig, wo Skizzen von mehr als zehn Baien und Ankerplätzen verfertigt wurden.

In Indien arbeitete eine selbständige Abtheilung in der Bai von Bengalen, später auf der Westküste von Hindostan und an der Flußmündung zu Rangun. Einige kleinere Abtheilungen vermaßen den Zugang zum Hafen von Akyab, die Häfen von Karratschi, Bati, Quilon und Vizagapatam.

Auch die Regierung von Kanada wünschte die Georgianbai wieder aufnehmen zu lassen; das zu diesem Zwecke erforderliche Material wurde zu ihrer Verfügung gestellt.

Sehr viel nützliches Material gewann das hydrographische Büreau durch Austausch von Aufnahmen und Beobachtungen mit ähnlichen in anderen Staaten bestehenden Aemtern und durch die an Bord der Kriegsschiffe geführten Journale; außerdem aber hat die Borneogesellschaft eine Aufnahme vom Hafen zu Kudat und Sandakan, sowie vom Sapaganafluß eingeschickt und Kapitän J. Kalder, Kommandant eines chinesischen Kanonenbootes, lieferte Verbesserungen zur Karte des Tonkingolfs und der Küste bis zum Kantonfluß. Auch von Seiten der Telegraphengesellschaften, welche mit der Legung submariner Kabel beschäftigt waren, sind wichtige Mittheilungen, Lothungen im Meere von Biscaya, im Mittelländischen und Rothen Meere und dem Busen von Aden, ferner zwischen Nagasaki und Wladiwostock, zwischen Panama und San Franzisco, zwischen Cadix, Madeira und Gran Canaria eingegangen. Bei Ausführung der zuletzt erwähnten Lothungen wurde eine Bank in 31° 8′ nördl. Br., 13° 40′ westl. L. mit 50 Faden Wasser gefunden, die sich aus einer Tiefe von 600 bis 1100 Faden plötzlich erhebt (sie ist Doniabank genannt worden).

Bei der im vorjährigen Rapport erwähnten „Seinebank" wurden weitere Lothungen gemacht und eine Tiefe von 81 Faden gefunden. Auch die Bank am westlichen Eingang der Straße von Gibraltar wurde weiter untersucht; bis jetzt war sie auf der Karte durch eine einzelne Lothung von 45 Faden angedeutet.

95 neue Platten von Karten und Plänen wurden gedruckt, 31 Platten durch Zufügung neuer Pläne verbessert; 2947 Verbesserungen wurden durch den Graveur auf 181 Karten angebracht, auf 38 500 Karten wurden kleine Korrekturen eingezeichnet und im ganzen sind für die

Digitized by Google

Marine und für das Publikum im Jahre 1883 262 595 Karten gedruckt worden. Außerdem sind 376 Notizen für Seefahrer, 45 hydrographische Notizen und 12 Leitfäden verschiedener Art veröffentlicht worden, und 15 Segelanweisungen werden vorbereitet. (Bericht des Hydrographen Ferd. J. Evans an das Parlament.)

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ein Aufsatz des Reisenden Eduard Glaser (vergl. „Globus" Bd. 45, S. 336) über den Aufstand in Südarabien (Wiener Allgem. Zeitung Nr. 1667) enthält folgende Schilderung des Gebietes, in welchem die kriegerischen Operationen sich abspielen; Glaser hat dasselbe um Neujahr 1884 als erster Europäer bereist. „Nachdem man die circa zwei Tagereisen (7 bis 8 deutsche Meilen) breite Küstenebene (Tihama) überschritten hat, erreicht man den arabischen Alpenzug des Serat, welcher parallel der Küste sich bis nach Syrien hinzieht. Der Aufstieg vom Westen ist an allen Stellen außerordentlich steil und romantisch. Bei 2700 Meter Seehöhe erreicht man den Kamm des Gebirges, der mit Ausnahme der heißen Jahreszeit (Mitte April bis Mitte Juni), welche man Djahr nennt, ein äußerst gemäßigtes, ja im Winter (December und Januar) sogar kaltes Klima besitzt. Temperaturen von 3 bis 5 Grad Celsius unter dem Gefrierpunkte sind hier nichts Seltenes. Während die Tihama und die östlich vom Serat gelegenen Tiefländer außerordentlich hohe Temperaturen aufweisen, dazu stets große Feuchtigkeit im Westen und übermäßige Trockenheit im Osten des Serat, erfreut sich der Westabhang des Alpenzuges in allen seinen Theilen (nach der Höhenlage von unten begonnen in folgender Weise benannt: Ghaur, Khabt, Nedjd und Zahir, das letztere mit der Bedeutung Gebirgsrücken), besonders aber im Nedjd eines geradezu paradiesischen Klimas mit glücklicher Vereinigung von mäßiger Feuchtigkeit und geringer Temperatur-Amplitude. Ich habe in jenen Gegenden fast zu allen Jahreszeiten eine gleichmäßige Temperatur gefunden, bei Tage nicht zu hoch, bei Nacht nicht zu niedrig. Wenn man vom Kamm des Serat nach Westen wandert, dann sieht man regelmäßig in der Mittagszeit dichte Dunstwolken aus der Tihama aufsteigen, die bis dahin wie unter ein Meer von Wolken vergraben unsichtbar waren. Die Temperatur sinkt, ein erquickender Thau oder Niederschlag bedeckt die Vegetation, die hier üppig gedeiht. Wir sind in der Kaffeeregion. Bis 2000 Meter Seehöhe und darüber erstrecken sich die Kaffeeplantagen, in horizontalen Terrassen die steil abfallenden Wadis amphitheatralisch ausfüllend. Jedes kleine Wadi hat sein Bächlein, Ghail genannt, und hoch oben auf unzugänglichen Felsen thront der Kaffeefürst, der mit dem Erlöse seiner Mokkabohne ganze Vorrathskammern mit Rialat (Maria Theresia-Thalern) auffüllt. Berauschend, wie der Mokkasaft selbst, wirken diese Kaffeegärten, und ich dachte nie intensiver an Arabia felix als hier. Und diese glückliche Region erstreckt sich vom 13. bis zum 18. Breitengrade und könnte sich, wenn die türkische Regierung ihren Vortheil besser verstände, ganz in den Händen der Türken befinden. Das glücklichste und reichste Land, der herrlichste Diamant in der Krone des osmanischen Padischah könnte hier geschaffen werden, wenn man in Stambul einsehen würde, daß man um jeden Preis die Verbindung von Yemen mit Asyr herstellen muß. Denn der größte Theil der Kaffeeregion, von Suda und Hadje angefangen, bis über Sada nach Asyr befindet sich in den Händen der Insurgenten. Wer auch nur einmal diese herrlichen Gegenden gesehen, wird sie des Schweißes der Edelsten werth gefunden haben, und ich glaube nur im Interesse der türkischen Regierung zu handeln, wenn ich sie auf ein Kleinod aufmerksam mache, das sie mit Unrecht verschmäht. Der Hafen von Hodeidah trägt, trotzdem er nicht im entferntesten einen Vergleich mit dem von Aden aushalten kann, jährlich über 400 000 Thaler, zumeist Kaffeezoll. Ein zweiter Hafen, mehr im Norden, würde das Doppelte einbringen."

— Der Marine-Chef zu Batavia hat am 18. August d. J., infolge eines Berichtes des Kommandanten des Regierungsdampfers „Argus", bekannt gemacht, daß in der Sunda-Straße, zwischen den Inseln Krakatau und Sebesie, von Neuem Veränderungen stattgefunden haben, so daß den Seefahrern angerathen wird, diesen Theil der Straße zu vermeiden.

Afrika.

— In aller Stille haben die Engländer zwei wichtige, bisher von Aegypten besetzte Positionen annektirt: Berbera an der Somaliküste und Harrar im Innern des Landes. Man hat von diesem Vorgehen in Aegypten selbst erst etwas erfahren, als sämmtliche dort stationirten Truppen und Beamten und sogar die dorthin verbannten Verbrecher plötzlich in Suez anlangten.

— Am 5. März d. J. verließ eine Karawane unter Leitung von Léon Chefneux die französische Kolonie Obock und traf am 22. Mai in Schoa ein. Derselben hatte sich Kapitän Longbois, der Gesandte der französischen Republik an den König Menelik von Schoa, angeschlossen, welcher zugleich den Auftrag hat, den Lauf des Hawasch-Flusses aufzunehmen; ferner Kapitän Pinot mit einer Ladung Waaren. Am 26. Mai wurde der Gesandte und am selben Tage der Reisende Paul Soleillet nach zweijährigem Verweilen im Lande in Abschiedsaudienz von Menelik empfangen und letzterer mit einem Ehrenschild, Lanzen und Orden beschenkt. Demnächst soll auch eine Gesandtschaft Meneliks nach Frankreich abgehen. Das alles (ebenso wie die eben gemeldete Besetzung des westlich-südwestlich von Obock gelegenen Tadschura) sind Anzeichen dafür, daß die Republik keineswegs gewillt ist, die Küstenländer des Rothen Meeres ausschließlich englischem Einflusse zu überlassen.

— Die amerikanischen Missionare, welche seit länger als fünf Jahren unter dem Schutze des portugiesischen Gouverneurs von Benguela in Bailunda und Bihé gewirkt haben, sind im Mai auf Anstiften eines portugiesischen Händlers, welchem ihre Gegenwart bei seinen Geschäften unangenehm war, von den Schwarzen vertrieben worden. Es ist das ein Beweis, wie gering die Macht der portugiesischen Regierung im Inneren ist; daß dieselbe jene Vertreibung gewünscht oder gar verursacht habe, ist ausgeschlossen, so intolerant sie sich sonst auch gegen Andersgläubige zeigt.

— Einer der ältesten Angestellten der Association Internationale du Congo, der Oberingenieur Francesco Flamini aus Rom, ist am 31. Juli d. J. in Boma dem Fieber erlegen. Er befand sich schon am Congo, als Stanley dort gegen Ende 1879 ankam, wurde sofort engagirt und war der erste, welcher mit dem seinem Befehl unterstellten „Royal" den unteren Congo zwischen Isangila und Manjanga (14° und 15° östl. L. Gr.) befuhr. Vier Jahre lang hat er dem afrikanischen Fieber widerstanden, ehe er davon

Digitized by Google

ergriffen wurde. Einer der Fälle im unteren Congo ist von Stanley nach Flamini benannt worden.

— Der „Globus" hat im Bd. 44, S. 269, eingehender über die Bereisung des unteren Kongo durch den englischen Naturforscher H. H. Johnston, denselben, welcher jetzt die Flora und Fauna des Kilimandscharo erforscht, berichtet. Sein 1884 erschienenes Reisewerk ist unseres Wissens das einzige größere über jene Gebiete, die augenblicklich im Vordergrunde des europäischen Interesses stehen, und es wird deshalb vielseitig mit Freude begrüßt werden, daß davon eben eine deutsche Ausgabe erschienen ist: „Der Kongo. Reise von seiner Mündung bis Bolobo" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1884). Elf Kapitel beschreiben die Reise, dann folgen sechs weitere über Klima, Naturgeschichte, Bevölkerung und Sprachen. Wie überhaupt das Naturwissenschaftliche in dem Buche eine große Rolle spielt, so auch unter den 78 Illustrationen, denen eine ganz besondere Vollendung nachzurühmen ist; dieselben sind direkt nach Johnston's Zeichnungen photographirt und dann in Holz geschnitten worden. Für Beurtheilung des Stanley'schen Unternehmens ist übrigens Johnston kein klassischer Zeuge, sondern Partei; er fand bei Stanley wohlwollende Aufnahme und äußert sich darum über Brazza und die Franzosen in abfälliger Weise. Die Uebersetzung des Buches liest sich gut. Aber komisch ist das Mißverständniß Seite 349, die aus Affenfellen zusammengenähten „Karosse" — eine südafrikanische Bezeichnung für Fellmäntel der Eingeborenen — für kleine Wagen zu halten.

— Uns wurden aus Lübeck gütigst folgende Auszüge aus Privatbriefen mitgetheilt:

Camerun, den 13. Sept.

Wie wir hören, haben die Franzosen, nachdem die „Möwe" alles Land von hier bis Waterfall bei Small Batanga in Besitz genommen hat, wegen des Landstriches Malemba Protest eingelegt und behaupten, daselbst schon früher mit den Eingeborenen Verträge abgeschlossen zu haben. Von Waterfall bis Small Batanga ist das Land französisch, dagegen südwärts bis Big Batanga wieder deutsch, dann alles bis zum Gabun französisch. Die „Möwe" ging bis zum Gabun, kehrte dann nach hier zurück und versuchte, die nördlich vom Camerungebirge gelegenen Küstenstriche zu annektiren, was ihr aber leider nicht gelang, da die Engländer bereits die Hand darauf gelegt hatten. Die „Möwe" ist an zwei verschiedenen Plätzen gewesen, nämlich in Yange River (Rumbi?) und Dibunde (Bibundi?), woselbst aber schon die Engländer Verträge mit den Eingeborenen geschlossen, und diese sich ihrem Protektorate unterworfen hatten. Weil hier also nichts mehr zu thun war, ging die „Möwe" von hier nach Fernando Poo, um sich von dort nach der Kapstadt zu begeben. Uebrigens werden hier die Eingeborenen schon wieder schwieriger, da sich außer der „Möwe" noch kein anderes deutsches Kriegsschiff gezeigt hat, während mehrere englische, darunter selbst größere, die die Barou nicht passiren konnten, hier eintrafen. Die Engländer reden den Negern ein, daß die Deutschen keine größeren Schiffe hätten. Es wird Zeit, daß diese Täuschung widerlegt wird. Uebrigens hat das Geschäft der deutschen Häuser seit der Besitznahme einen wesentlichen Aufschwung genommen.

Von wissenschaftlichen Expeditionen ist nichts besonderes zu melden. Dr. Passavant und Dr. Pauli sind noch immer hier und warten auf das Ende der Regenzeit. Herr v. Rogoczinski ist augenblicklich in Fernando Poo. Er hat von Manchester Waaren auf Kredit bekommen und scheint sich jetzt auf den Handel legen zu wollen. — Mit dem Dampfer „Professor Woermann" kam auch die deutsche Expedition unter Lieutenant Schulze an, welche den Kongo erforschen will. Alle Mitglieder waren wohl und gesund.

Australien.

— Wenn auch die Goldfelder Australiens alle Jahre immer geringere Erträge liefern, so werden doch noch dann und wann große Goldklumpen zu Tage gefördert. So wurde im August d. J. auf den Temora Goldfeldern der Kolonie Neu-Süd-Wales in 34° 12′ südl. Br. und 147° 20′ östlich von Gr. ein Goldstück im Gewichte von 93 Unzen gefunden.

Nordamerika.

— Vielem Interesse begegnet in Kanada und den Vereinigten Staaten das Unternehmen des Lieutenants W. R. Gordon, welcher im Auftrage des Meteorologischen Dienstes in Kanada sechs Stationen an der Hudsonsstraße und eine am Westufer der Hudsonsbai errichtet. An denselben sollen während 15 Monaten außer den gewöhnlichen meteorologischen Beobachtungen solche über starke Fluthen, Strömungen und den Zustand des Eises angestellt werden; auf dem wichtigsten Punkte, Kap Hope, ist außerdem eine temporäre magnetische Station errichtet worden. Die Besatzung jeder Station besteht aus einem Officier, zwei Leuten und einem Eskimo-Dolmetscher und ist mit Lebensmitteln und Brennstoff für 15 Monate versehen. Die Regierung der Dominion hat für dieses Unternehmen 70 000 Dollars bewilligt, um genauen Aufschluß über die Schiffbarkeit der Hudsonsstraße und über die Möglichkeit zu erlangen, durch dieselbe die Produkte ihres Nordwestens im Sommer exportiren zu können. Auf dem Schiffe „Neptune", welches die sieben Besatzungen an ihre Bestimmungsorte bringt und am 22. Juli Neufundland verließ, befindet sich außer Lieutenant Gordon noch der Geologe Dr. Robert Bell und der Historiograph Charles R. Tuttle.

Polargebiete.

— Dr. Franz Boas, dessen Reise nach den Ländern im Norden und Nordosten der Hudsonsbai der „Globus" im Bd. 43, S. 208, erwähnte, schreibt am 24. September d. J. aus Alma Farm am Lake George an Professor Bastian: „Vielleicht ist es Ihnen schon bekannt, daß ich aus dem Lande des ewigen Eises zurückgekehrt bin, und ich bin glücklich sagen zu dürfen: nicht erfolglos. Meine Erkundigungen über alle Stämme des Paschinlandes haben viel neues Material zu Tage gefördert; interessant aber sind die Resultate, welche ich unter den beiden Stämmen, mit denen ich lebte, gefunden habe. Ihre religiösen Vorstellungen, Gebräuche und Sagen habe ich möglichst zu ergründen gewußt und auch mancherlei erreicht. Ich bringe den Urtext und die Melodien zu vielen ihrer uralten Sagen mit, die sich mitunter verstellt und verstümmelt in Grönland wiederfinden und hier bei den Anhängern des alten Glaubens sich wohl klarer und reiner erhalten haben. Gegen Ende dieses Jahres gedenke ich nach Deutschland zurückzukehren."

Inhalt: Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen. VI. (Mit sechs Abbildungen.) — H. Abbes: Die deutsche Nordpolar-Expedition nach dem Cumberland-Sunde. IV. — H. Vambéry: Der neueste centralasiatische Reisende. II. (Schluß.) — Die Terpentinindustrie im Süden der Vereinigten Staaten. — Die hydrographischen Vermessungen der Engländer im Jahre 1883. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Australien. — Nordamerika. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion: 7. November 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen.

VII.

Am 7. November wurde die Fahrt weiter fortgesetzt. Der Lauf des Tágum wurde immer mehr mäanderartig, dabei nahm seine Tiefe ab, so daß die „Banca" häufig aufstieß. Eine Folge dieser Erscheinung war, daß man nur langsam und vorsichtig sich vorwärts bewegen konnte. So kam es, daß man erst um 6 Uhr abends vor Babao, der ersten Rancheria der Mandayas, ankam. Diese letzteren flüchteten beim Nahen der Reisenden sofort in die Wälder, wodurch Montano in nicht geringe Verlegenheit gerieth, denn mit seiner „Banca" konnte die Fahrt bei der Seichtigkeit des Flusses nicht weiter fortgesetzt werden; sie mußte nach Dávao zurückgeschickt werden und es galt nun neue Boote und Ruderer bei den Mandayas aufzutreiben. Montano schickte den Dolmetscher den Flüchtlingen nach, dessen Kenntniß der Mandayasprache aber, wie es sich nun herausstellte, sehr viel zu wünschen übrig ließ. Zum Glück aber ist ihr Idiom jenem der Bisayas nahe verwandt und so gelang es endlich Montano, drei Kähne und sechs Ruderer zu miethen, welch letztere gegen eine Entlohnung von Reis, Tabak und allerlei Tand sich verpflichteten, die Schiffe bis zu dem Punkte, wo die Schiffbarkeit des Sálug (Oberlauf des Tágum) aufhört, zu rudern. So schien alles zum besten geordnet; als aber Montano am Morgen des 8. November aufbrechen wollte, verschwanden nicht nur die Ruderer, sondern auch alle Männer der Rancheria im Waldesdickicht, die Weiber allein blieben zurück, doch war aus diesen stumpfsinnig dreinblickenden Personen kein Wort herauszubringen. So blieb denn nichts Anderes übrig, als die Muchachos den Entflohenen nachzusenden, sie kehrten aber von ihrer Jagd resultatlos um die Mittagszeit wieder zurück. Da die Mandayas nicht kamen, so entschloß sich Montano mit seinen vier Muchachos und dem Pseudodolmetscher die drei am Ufer liegenden gemietheten Kähne zu besteigen und ohne die Hilfe der Einheimischen die Fahrt fortzusetzen. Dies geschah denn auch, die ungeübten Ruderer hatten aber mit der reißenden Strömung viel zu kämpfen. Der am meisten beladene Kahn begann mit einem Male zu sinken; in diesem Augenblick erblickte Montano einen am Ufer stehenden Mandayajüngling, der die Reisenden stumpfsinnig anglotzte. Montano, welcher inzwischen das bedrohte Fahrzeug durch Hinauswerfen alles überflüssigen Gepäckes erleichtert hatte, nahm den jungen Mann an Bord auf und drückte ihm ein Ruder in die Hand; der Mandaya begriff, was man von ihm wollte und begann kräftig zu rudern, so hatte also jedes Boot wenigstens seine drei Ruderer.

Montano setzte nun ohne allen Unfall seine Reise fort, um erst in dem großen Mandayadorfe Mapaoa Halt zu machen. Die Eingeborenen umgaben, eine gewisse Entfernung einhaltend, den Franzosen und starrten ihn unausgesetzt an; in ihren Zügen las man weder Feindseligkeit noch eine freundliche Gesinnung, für sie war der Weiße lediglich der Gegenstand ihrer Neugierde, eine Art Wunderthier, das man anstaunte und bewunderte. Anders verhielt es sich mit den dunkelfarbigen Muchachos Montano's; diese mischten sich ohne Scheu unter die Söhne der Wildniß, welch letztere ihnen gleichfalls freundlich entgegenkamen. Ein Schuß, welchen der Franzose auf einige Vögel richtete,

Digitized by Google

brachte die ganze Rancheria in Aufruhr, es bedurfte erst langen Zuredens und Spenden von Spiegeln, Halsketten und einer Flasche Weins (welchen diese Wilden dem Rum vorziehen), bis wieder Ordnung und gegenseitiges Vertrauen hergestellt war. Ein Weib erschien nun und erwiderte die Spenden mit zwei Eiern und Sklaven eilten herbei, um den Muchaches beim Kochen des Mittagsmahles zu helfen. Noch lange nach Sonnenuntergang tönte aus den Hütten Lachen und Gesang herüber, als aber vollkommene Stille eingetreten und der Mond bereits mit seinem geheimnißvollen Lichte die schweigsamen, von Bananen umgebenen Wohnhäuser beschien, da erhob ein greiser Seher seine Stimme und begann eine lange Litanei, offenbar an die keusche Luna gerichtet, anzustimmen. Die feierliche Stimmung, in welche man durch dieses Gebet versetzt wurde, machte bald ein profanes Ereigniß schwinden: in einer der Hütten gerieth ein Ehepaar in Zank, das Toben und Schreien wurde immer stärker, bis schließlich alles in der Rancheria wach wurde und in dem Streite Partei nahm.

Das östliche Mindanao.

Bei Mapaoa vereinigen sich die beiden Flüsse Sálug und Libagánum zu jenem Tágum, auf welchem Montano bisher gefahren; es galt nun jene Route sich zu wählen, welche am kürzesten zum Ziele führte, und so entschied er sich denn, seine Reise auf dem Sálug fortzusetzen. Man brach also am 9. November morgens auf. Die Fahrt ging recht gut von statten, da das Wasser eine genügende Tiefe besaß. Das einzige Hinderniß, welches von Zeit zu Zeit aufstieß, waren umgefallene oder herabgeschwemmte Baumstämme, welche die Fahrstraße versperrten, aber leicht beseitigt werden konnten. Aergerlicher war der Umstand, daß der Lauf des Sálug unzählige Krümmungen beschreibt, so daß die hierdurch gebildeten Halbinseln oft nur mit einem 50 bis 60 m breiten Isthmus mit dem übrigen Lande zusammenhingen. Am Ufer erblickte man nicht selten Hütten, umgeben von kleinen Batatenpflanzungen und Reisfeldern, auch begegnete man Kähnen, welche pfeilschnell an unseren Reisenden vorüberschossen. Um 3½ Uhr nachmittags erreichte die Expedition das Mandayadorf Kalibuhasan; es umfaßt fünf Häuser, ist also eine ziemlich ansehnliche Rancheria, denn die Niederlassungen dieses Stammes pflegen sonst nur aus wenigen Hütten zu bestehen. Dieser Ort liegt auf einer vom Sálug gebildeten Halbinsel, welche ein schmaler Isthmus mit dem Hinterlande verbindet. Die Hütten stehen 12 bis 15 m hoch über dem Erdboden auf Pfählen und Baumstämmen, das kantige Dach ist sehr niedrig, aus Bamburohr und Bambuschindeln hergestellt; an demselben sind Sparren befestigt, von welchen Haarbüschel zur Beschwörung böser Geister herabwehen. Das Dorf umgiebt eine Palissadenmauer, deren einzelne Pfeiler zugespitzt sind. Sowohl innerhalb als auch außerhalb dieser Pfahlreihe sind tiefe, mit Bambuspitzen bewehrte Wolfsgruben hergerichtet, welche durch Flechtwerk, Kehricht und Blattzweige maskirt sind. An dem Ufer steht eine dreiarmige Stange, welche ein Brett trägt, auf diesem erblickt man Bananen und Reis, Opfergaben, welche dem Limbucun, einer von allen Heiden Mindanaos für heilig gehaltenen Taubenspecies, dargebracht wurden.

Auch hier erregte die Ankunft Montano's großes Aufsehen, doch wurde die Aufregung durch Vertheilen von Geschenken bald beschwichtigt. Der Franzose stieg dann zum Flusse hinab, um durch ein Bad sich zu erfrischen; ein dichter Kranz von Zuschauern umgab ihn hierbei, die Leute wollten sich eben überzeugen, ob der Weiße auch am übrigen Körper so hellfarbig wäre, wie im Gesichte.

Leider war keine Möglichkeit geboten, den Mundvorrath durch Ankauf von Hühnern und Eiern zu ergänzen, denn diese Leute haben selbst sehr wenig, auch getrauten sie sich nicht ohne Vorwissen ihres Häuptlings, der sich bei seinem Lehnsherrn, dem maurischen Datto von Bicuñgan, zu Besuch befand, etwas wegzugeben. Damals, als Montano sich in Kalibuhasan befand, waren die Mauren trotz dem Verluste ihres alten Prestiges noch immer mächtig genug, daß die Mandayas, welche doch jenen weder an Kraft noch an Muth nachstanden, sich willig den Plackereien der maurischen Dattos unterwarfen; seitdem ist es freilich anders geworden, die Heiden am Tágum und Sálug haben sich, hauptsächlich durch den Einfluß der Jesuitenmissionare, von der maurischen Herrschaft vollständig emancipirt.

Die Mandayas sind kräftige Gestalten, häufig von schlanker Körperform und bärtig, obwohl sie sich gewöhnlich sowohl den Bart als auch die Augenbrauen auszureißen pflegen. An ihrem breiten Gesichte fallen insbesondere die hervorspringenden Backenknochen ins Auge, doch hat ihr

Digitized by Google

Mandayaniederlassung am Tigum. (Nach einer Skizze Montano's.)

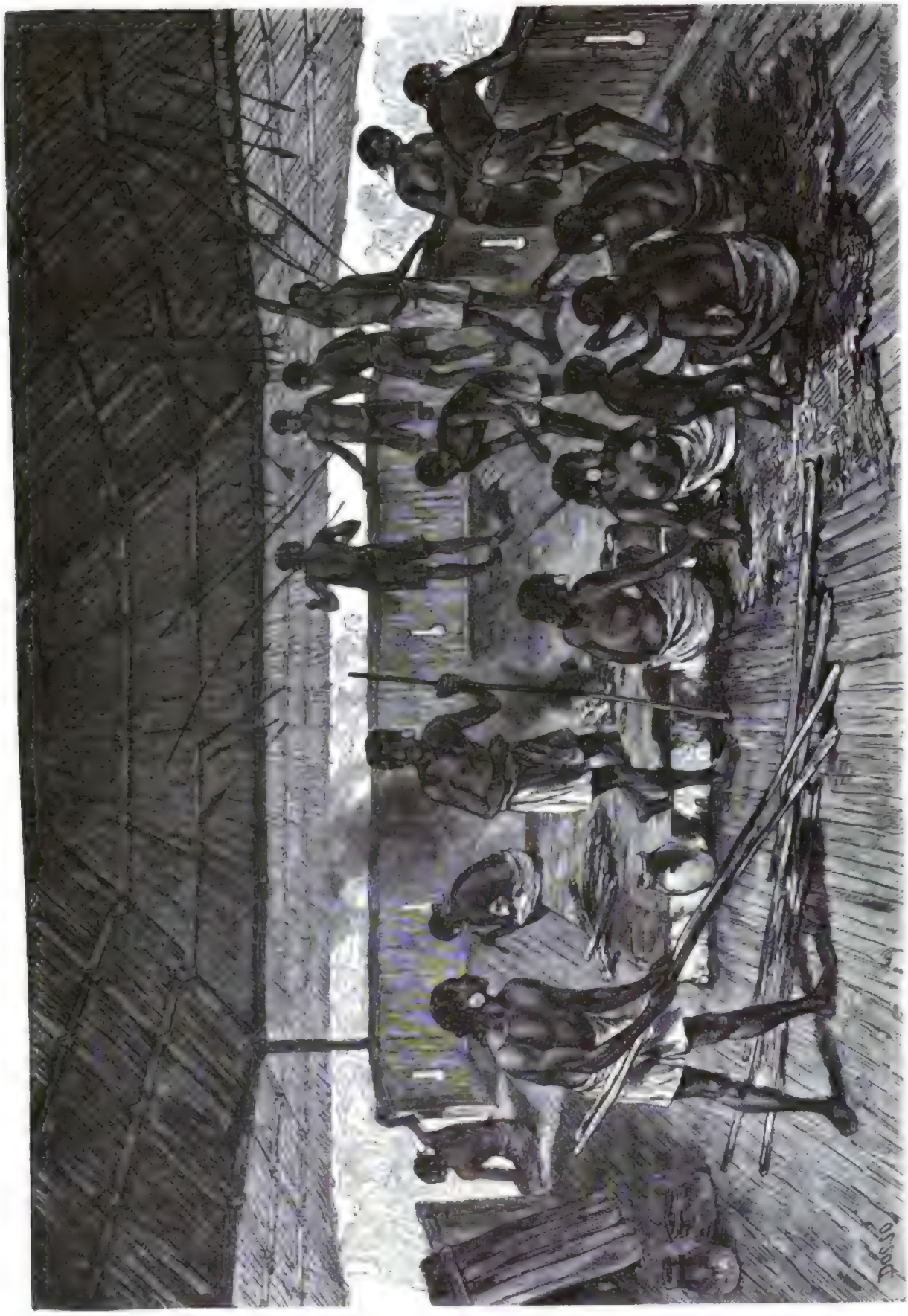
Digitized by Google

Antlitz nichts Unangenehmes, was dem Umſtande zuzuſchreiben iſt, daß ſie große ſchwarze, von langen Wimpern beſchattete und dabei lebhafte Augen beſitzen.

Montano beſchenkte einige Kinder, welche im Uferſchlamme ſich herumbalgten, mit diverſen Halsbändern, was einen guten Eindruck auf die Bewohner der Rancheria zu machen ſchien; wenigſtens nahte ſich ein Verwandter des Häuptlings dem Reiſenden mit den Worten: „Ich merke, du biſt ein Lumun (Bruder), beſuche du nur mein Haus und ſchlafe dort in Frieden.“ Montano ließ ſich dies nicht zweimal geſagt ſein, ſondern folgte ſofort der Einladung. Man kletterte über eine Bambuleiter, deren Sproſſen aus feſten Bejuco- oder Rotangſchnüren beſtanden, zu dem eigentlichen Wohnraume hinauf. Dieſe Leiter fungirt nur bei Tage, nach Sonnenuntergang wird ſie hinaufgezogen, um ein nächtliches Einſchleichen feindlicher Krieger zu vereiteln. Oben angelangt konnte Montano mit Muße die Einrichtung eines Mandayahauſes ſtudiren. Was vor

Töchter eines Mandaya-Datto. (Nach einer Photographie Montano's.)

allem Anderen in die Augen fiel, war der Umſtand, daß die aus grob mit dem Bolo (Waldmeſſer) zugehauenen Balken und Brettern zuſammengefügten Wände der Hütte nicht bis zum Dache hinaufreichten, ſondern ringsum einen Zwiſchenraum offen ließen, wodurch die Wand des Hauſes mehr den Charakter einer Bruſtwehr erhielt, welche Auffaſſung um ſo richtiger erſcheint, als grobe Schießluken, deren Form an die bei Burgmauern des 13. Jahrhunderts übliche erinnerte, in gleichmäßigen Abſtänden darin eingeſchnitten waren. Eine Folge dieſer eigenthümlichen Bauart iſt, daß keine Fenſter nothwendig ſind, denn jener Zwiſchenraum, welcher die Bruſtwehr von dem Dache ſcheidet, genügt zum Einlaß des Tageslichtes, ſowie denn auch der Rauch auf dieſem Wege ins Freie gelangt. Das Innere der Hütte iſt nicht in Zimmer abgetheilt, ſondern bildet einen einzigen Raum mit Bretterboden, in der Mitte wird auf einer aus Steinen und Thon hergeſtellten Unterlage das Herdfeuer angezündet. Möbel fehlen, ſie werden



Inneres einer Mandayahütte. (Nach einer Skizze Montano's.)

Digitized by Google

hier durch Matten erſetzt; dagegen erblickt man Vorräthe an Lebensmitteln, ferner Spinnrad und Webſtuhl. Die Mandayas wiſſen nämlich gleich den Guiangas und Bagobos ganz ſolide Webwaaren, beſonders die „Dagmay" genannten Zeuge herzuſtellen. Woran aber in jeder Mandayahütte großer Ueberfluß herrſcht, das ſind Waffen: Bogen, Pfeile (mit Bambuſpitzen), eiſerne Dolche und Bolos, ſowie Lanzen ſtecken in den Sparren des Daches und bilden ſo ein förmliches Arſenal.

Am 10. November wurde die Reiſe fortgeſetzt, doch ſah ſich Montano vorher genöthigt, den jungen Mandaya, der ihn bis hierher begleitet hatte, nach Hauſe zu entlaſſen, denn dieſer fürchtete für ſein Leben, wenn er unter fremde Stämme käme. Sein Flehen war ſo inſtändig, daß der Franzoſe ſchließlich der Bitte Gehör gab und von ihm ſchied. Die Boote fuhren nun zwiſchen ganz einſamen menſchenleeren Ufern den Sálug aufwärts, ſeinen ſcharfen und zahlreichen Krümmungen folgend. Ueberall bedeckte eine undurchdringliche Pflanzendecke und Walddickicht den Boden, nur an einer ſehr kurzen Uferſtrecke trat das nackte Erdreich zu Tage, es beſtand aus horizontal geſchichtetem Thone. Erſt um 4¼ Uhr nachmittags erblickte man die erſten menſchlichen Behauſungen, es war dies die Ortſchaft Nagta, deren Hütten und Bewohner ſich in nichts von jenen von Kalibuhaſan unterſchieden. Der folgende Tag mußte nothgedrungen zur Raſt verwendet werden, denn in der Nacht war Hochwaſſer eingetreten und dadurch die Strömung des Fluſſes eine ſo reißende geworden, daß die

Mandayas auf Flößen die Stromſchnellen des Sálug paſſirend. (Nach einer Skizze Montano's.)

Kähne unmöglich dagegen aufkommen konnten. Montano vertrieb ſich die Zeit mit der Jagd, die leicht für ihn hätte verhängnißvoll ausfallen können; er erblickte nämlich einen halb von Blättern und Gezweig verſteckten Vogel, raſch wurde dieſer aufs Korn genommen, der Schuß ging los und das Thier fiel zur Erde. Mit Schrecken nahm aber jetzt der Jäger wahr, daß ſeine Kugel einen Limbucun, d. h. den heiligen Vogel der Mandayas getödtet hatte. Dieſe waren wohl zuerſt erzürnt, doch legte ſich die Aufregung wieder, ſei es, daß die Geſchenke ihren Groll beſchwichtigten, ſei es, daß ſie vor den Waffen des weißen Mannes einen viel zu großen Reſpekt beſaßen, um mit ihm Streit zu beginnen.

Am 12. November war der Sálug ſo weit gefallen, daß man wieder die Kähne beſtieg, um ſtromaufwärts zu rudern. Die Ufer des Fluſſes wurden immer ſteiler, jene an der linken Seite ſteigen bis zu 12 m auf; die Vegetation war wie bisher üppig. Am Nachmittag wird bei der Rancheria des Mandayahäuptlings Daug oder Dahog Halt gemacht. Die Hütten ſtehen in ſchwindelerregender Höhe über dem Erdboden, doch gewinnt man von dieſen Warten eine weite Ausſicht, die aber dem ſpähenden Auge des Reiſenden nichts als ſteile waldbedeckte Hügel offenbarte. Obwohl nur ganz kleine Felder die Rancheria umgaben, ſo war der Datto dennoch mit hinlänglichem Vorrathe an Reis verſehen, um dem Franzoſen einiges hiervon überlaſſen zu können. Froh, ſeinen Proviant vermehrt zu haben, brach Montano den folgenden Tag um 7¼ Uhr morgens auf, doch ging die

Digitized by Google

Fahrt nicht mehr so glatt ab, denn zahlreiche quer über den Sálug gestürzte Baumstämme versperrten den Weg und mußten erst entfernt werden, um die Fahrt fortsetzen zu können. Ganz ermüdet langte man an der Mündung des Flusses Magao oder Maggum an, in dessen Nähe zwei Mandayadörfer liegen, von denen die Rancheria Tilacan die bedeutendere Ortschaft ist. Hier suchte Montano die kürzeste Route nach dem Thale des Agúsan zu erkunden, doch wußten ihm die Eingeborenen hierüber gar keine sichere Auskunft zu ertheilen. So entschloß er sich denn, dem Sálug noch weiter stromaufwärts zu folgen, besonders aus dem Grunde, weil bei einem längeren Landwege seine Instrumente leicht schadhaft werden konnten. Am 14. November verließ die Expedition die Rancheria Tilacan, um nun mit allen Schwierigkeiten, welche ein Fluß in seinem Oberlaufe der Schiffahrt entgegensetzt, ohne Unterlaß ankämpfen zu müssen. Der Sálug behielt nicht nur die starken Krümmungen seines Mittellaufes bei, sondern auch eine Reihe von Stromschnellen und Kaskaden zwang die Reisenden jedesmal, die Boote auszuladen und unter großen Mühseligkeiten über die natürlichen Hindernisse hinauf zu hissen, um hier wieder der reißenden Strömung mit aller Kraftanstrengung entgegen zu arbeiten. Die Felsen, welche durch ihren Treppenabsturz diese Wasserfälle und Schnellen hervorriefen, bestanden aus festem, weißem Kalkstein, in welchem große Korallenblöcke eingeschlossen waren. Diese letzteren schienen den Sternkorallen (Astraea) anzugehören, die noch heute im Golfe von Dávao massenhaft vorkommen. Dies beweist, daß das vom Sálug durchströmte Gebiet der Insel Mindanao erst in recenter Zeit sich aus dem Meere erhoben hat. Diese Korallenblöcke fand Montano auch am 15. und 16. November ziemlich häufig. Es regnete in Strömen, die Leute wurden ganz marode, Blasen und Geschwüre zeigten sich an ihren Füßen. Dagegen war die Landschaft prachtvoll; eine dicht bewaldete Schlucht, durch welche Montano am 14. November um 4 Uhr 25 Min. passirte, begeisterte ihn durch die majestätische Hochwaldvegetation, sowie durch die erhabene Stille, welche hier herrschte. Drei volle Tage hindurch gab es nichts als Regen, Stromschnellen und Kaskaden, so daß die Ermüdung nicht durch die herrlichen Naturansichten wett gemacht werden konnte. Während dieser ganzen Zeit bekam man nur einen einzigen Menschen zu Gesicht; es war dies ein reinblütiger Negritosklave.

Am 17. ging es in der alten Weise fort. In den Schnellen bemerkte man wieder die schon erwähnten Korallenblöcke, sie schienen die Hälfte der im Bette des Sálug befindlichen Klippen auszumachen. An einer schwierigen Stelle erwachte die Jagdlust Montano's, er schoß nach einigen Vögeln. Angelockt durch den Knall des Gewehres erschienen plötzlich drei mit Lanzen und Dolchen bewaffnete Mandayas, welche in der Nähe gefischt hatten. Montano trat mit ihnen sofort in Verkehr; sie waren sehr freundliche Leute, freiwillig erboten sie sich, die Fahrzeuge in glattes Fahrwasser zu bringen und den Reisenden mit Lebensmitteln zu versehen. Mit letzteren kamen sie nach einer halben Stunde zurück, es war aber sehr wenig: sie hatten nur ein Dutzend Bananen und ein junges Huhn von der Größe einer Taube zu bieten. Einer von ihnen ließ sich gegen eine in Messing und Baumwollzeugen bestehende Entlohnung anwerben, den Rest der Tagereise noch mitzumachen. Er hatte hierbei genug Gelegenheit, seine Muskeln anzustrengen, doch war es nicht die übergroße Arbeit, welche den Mandayakrieger bewog, am Abend seine Entlassung zu fordern. Er motivirte seine Bitte mit den Worten: „So lange ich bei Dir bin, habe ich nichts zu fürchten; ich werde aber nicht immer in Deiner Gesellschaft bleiben können und in dem Augenblicke, wo ich Dich verlassen haben werde, wird mir Husip den Kopf abschlagen, derselbe Husip, der große Datto, welchen Du an jener Stelle des Sálug antreffen wirst, wo dieser Fluß aufhört schiffbar zu sein." Auf die Frage Montano's, ob er vielleicht mit dem Datto auf dem Kriegsfuße stände oder jenem einen Sklaven geraubt hätte, erwiderte der Mandaya: „Nein, aber dennoch wird mir Husip das Haupt abschlagen lassen." Man war eben im Lande der Kopfjäger, wo jedem Manne, der sein Haus verläßt, die Aussicht winkt, entweder erschlagen oder in die Sklaverei geschleppt zu werden. Die Unsicherheit, welche in diesen Gegenden herrscht, ist die Ursache, warum die Rancherias der Mandayas zwar nur wenige Hütten zählen, in welchen aber viele Einwohner sich zusammendrängen, damit auf solche Weise ein feindlicher Angriff leichter zurückgeschlagen werden könnte, denn die Höhe der Hütten, die mindestens 10, mitunter bis zu 20 m von dem Erdboden entfernt sind, genügt nicht, um sie vor einem Ueberfall zu sichern. Der Feind erscheint gewöhnlich im Dunkel der Nacht, steckt durch Brandpfeile die Hütten in Brand oder bringt sie durch Fällen der Bäume oder Pfähle, auf welchen sie ruhen, zum Sturze. Seltener wird kämpfend das Haus erstiegen. Solche Kriegszüge werden nicht aus bloßer Beutelust veranstaltet, sondern sind eine Folge jener grausamen Sitte dieser Völker, nach welcher alle jene Krieger, die recht viele Mordthaten begangen haben, eine besondere Auszeichnung genießen; speciell jener, der schon sechzig Feinden den Kopf abgeschlagen hat, erfreut sich eines besonderen Titels: Bagani, d. h. so viel als der Mörder, doch ist der Sinn des letzteren Wortes bei den Mandayas mit unseren: „Held, Tapferer ꝛc." identisch. Wer den Titel eines Bagani erlangt hat, macht sofort auch von dem Privilegium dieser Klasse Gebrauch, d. h. er trägt von nun an einen Kopfbund von scharlachrothem Zeuge. Es muß hervorgehoben werden, daß alle Dattos der Mandayas zugleich Baganis sind, was uns hinlänglich die Entvölkerung des Sáluggebietes erklärt. Aehnliche Sitten herrschen auch bei den übrigen heidnischen Stämmen der Insel. Bemerkenswerth ist, daß die Mandayas von allen ihren Nachbarn als der edelste und vornehmste Stamm Mindanaos angesehen werden; eben deshalb suchen die Manobos, sei es durch Gewalt, sei es durch Raub, sich in den Besitz von Mandayaweibern zu setzen.

Den 18. und 19. November wurde unter denselben Schwierigkeiten die Fahrt fortgesetzt, es blieb alles beim alten, d. h. man mußte Stromschnellen und Kaskaden passiren und wurde dabei von einem abscheulichen Regenwetter heimgesucht. Menschen bekam man nur selten zu Gesichte; einzelne Mandayas hatten die Reisenden eine kurze Strecke begleitet, dann aber selbe aus Furcht vor dem gewaltigen Datto Husip wieder verlassen, was dem Dr. Montano sehr ungelegen kam, da seine Leute offene Wunden an den Füßen bekamen und seine bisher unangegriffene Gesundheit den Anstrengungen der Reise und den Unbilden der Witterung zu erliegen anfing. Am 20. November stieg die Noth der Expeditionsmitglieder aufs höchste; unter solchen Umständen schickte Montano die zwei am wenigsten maroden (es waren dies der Muchacho Marcello und der Cuadrillero Francisco) mit dem leichtesten Boote ab, um den Datto Husip, dessen Rancheria sich nicht mehr weit entfernt befinden mußte, aufzusuchen. Am Morgen des 21. erblickten die Zurückgebliebenen ein ganzes Geschwader von mit Mandayas bemannten Flößen die schäumenden Stromschnellen passirend dem Lager des Fran-

Digitized by Google

zoſen zuſteuern. Der grimmige Datto hatte die Bitte des Weißen wohlgefällig aufgenommen und kam ihm nun mit allen ſeinen Leuten zu Hilfe. Intereſſant waren die erwähnten Flöße der Mandayas; ſie beſtanden aus drei Stücken Bamburohr, welches mit Rotang zuſammengehalten wurde; ein ſolches Fahrzeug hatte nur für einen einzigen Mann Platz, welcher aufrecht ſtehend und die Lanze als Ruderſtange gebrauchend das gebrechliche Fahrzeug weiter bewegt.

Huſip zeigte ſich ſehr entgegenkommend; ſeine Leute mußten die Schiffe des Reiſenden aufwärts ziehen, was unter fürchterlichem Geſchrei, welches das Brauſen des Sálug übertönte, geſchah. So langte man glücklich in der Rancheria des gefürchteten Dattos an. Dieſer zeigte ſich dem Reiſenden von der liebenswürdigſten Seite, er verſchaffte ihm Träger, welche das Gepäck über die Waſſerſcheide zum Rio Agúſan herabbrachten. Hier ſchiffte ſich Montano am 24. November ein, um dem Laufe dieſes großen Stromes folgend am 8. December in Butúan an ſeiner Mündung anzulangen, von wo er ſich nach Surigao begab, das er am 16. d. Mts. betrat.

Kapitän Jacobſen's Reiſe an der Nordweſtküſte Amerikas [1]).

Der Zweck der von Kapitän Jacobſen in den Jahren 1881 bis 1883 unternommenen Reiſe, die hohe Bedeutung derſelben für die Ethnographie, die großen Reſultate, welche der Reiſende erreicht hat, ſind bekannt und auch im vorigen Bande dieſer Zeitſchrift (S. 8 und S. 24) von Profeſſor A. Baſtian in eingehender Weiſe hervorgehoben worden. Wenn wir heute, nachdem der Reiſebericht Kapt. Jacobſen's erſchienen iſt, dieſem Thema wieder näher treten, können wir alſo die früher berührte Seite deſſelben ruhen laſſen und uns damit begnügen, eine allgemeine Ueberſicht über die Reiſen zu geben und hier und da einen Ruhepunkt zu machen, um die Völker, welche der Reiſende kennen gelernt, etwas näher zu betrachten.

Am 27. Juli 1881 reiſte Jacobſen von Berlin ab;

Das Haidadorf Maſſet (Königin Charlotte-Archipel).

ſein Weg führte ihn über New York nach San Francisco, wo er am 26. Auguſt anlangte; ſchon am 30. Auguſt trat er ſeine Reiſe nach den Königin Charlotte-Inſeln, dem erſten ihm von Baſtian's kundiger Hand geſteckten Ziele, an. Am 3. September landete er im Hafen von Victoria, wo er ſeinen gezwungenen Aufenthalt benutzte, ſich mit den in der Nähe der Stadt lebenden Indianern bekannt zu machen. Der erſte Beſuch galt den Cowichan-Indianern, die in einem etwa 20 Meilen von der Stadt entfernten Lager lebten. Im Verkehr wird, wie auf der ganzen Küſte von Britiſch-Columbia, der Chinook-Jargon gebraucht, ein Sprachengemiſch, welches ſich allmählich an der Weſtküſte aus internationalen

[1]) Unter obenſtehendem Titel für den deutſchen Leſerkreis bearbeitet von A. Woldt. Leipzig 1884. Max Spohr.

Handelsbeziehungen entwickelt hat; daß letztere recht lebhaft sind, zeigt sich aus dem ziemlich hohen Grade, den die Entwerthung des Geldes hier erreicht hat; 50 bis 60 Dollar Monatslohn sind hier während der Fischerei-Saison nichts Ungewöhnliches; allerdings aber sind alle Bedürfnisse sehr theuer, die kleinste in Victoria gangbare Münze ist das 10-Centstück, bei vielen in der Nähe lebenden Indianern das 25-Centstück; als Reisebegleiter erhält ein Indianer täglich 1½ bis 2 Dollar, ein Weißer 2½ bis 3 Dollar, außerdem noch freie Verpflegung. Erst am 10. September konnte Jacobsen seine Reise auf einem alten Dampfer fortsetzen, welcher die Verbindung mit den Küstenplätzen bis zu dem schon in Alaska gelegenen Fort Wrangel hin unterhielt; an Bord befand sich eine zahlreiche Indianergesellschaft, welche aus Victoria kam und ihre Heimath wieder aufsuchte, unter ihnen, ein Zeichen der Zeit, eine Gesellschaft von Indianermädchen, welche nach der bei manchen Stämmen als ehrenvoll geltenden Gewohnheit sich in den Sommermonaten des Gelderwerbes wegen in Victoria aufgehalten hatte und jetzt die Heimath aufsuchte, um sich bei den vollen Thrantöpfen derselben für die Kampagne des nächsten Jahres vorzubereiten. Die Fahrt führte auf dem St. Georgs-Kanal zwischen dem Festlande und der Vancouver-Insel an unzähligen kleineren und größeren Inseln vorüber. Zwischen dem üppigen Baumwuchs, der das Land bis zum Wasserspiegel bedeckt, sieht man hier und da ein malerisch gelegenes Indianerdorf. Die südlich lebenden Indianer auf der Ostseite der Insel gehören zu den Flatheads, die nördlichen zu den Quakult-Indianern. Da die Häuser und Dörfer aller sich bis hinauf nach Alaska erstreckenden Stämme eine gewisse Aehnlichkeit haben, dürfte es nicht unangemessen sein, eine Beschreibung derselben einzufügen.

Im allgemeinen besteht jedes Dorf aus 4, 6 bis 12 Häusern; in jedem derselben leben 4 bis 6 Familien, deren jede Jacobsen zu 6 bis 10 Personen berechnet. Die Häuser sind meist aus Cedernplanken gebaut und stehen in der Nähe des Ufers, gewöhnlich nicht über 30 bis 50 Schritt vom Meere entfernt. Jedes Haus beinahe besitzt nach der Wasserseite zu eine hölzerne, 4 bis 8 Fuß über dem Hochwasserstand erhöhte Plattform, auf welcher sich die Männer des Hauses versammeln, um hier täglich einige Stunden mit dem Meere zugewendetem Gesicht in hockender Stellung zu verbringen. Interessant ist es, wie von den erwähnten Plattformen aus die Kjökkenmöddinger (Muschelhügel) gebildet werden; man wirft nämlich die zahlreichen Schalen von Seethieren, welche bei den Mahlzeiten abfallen, auf den Strand, wodurch sich allmählich anwachsende zusammenhängende Haufen bilden.

Bei den Quakults und nördlich von ihnen bei allen Indianerstämmen findet man fast neben jedem Hause einen sogenannten Wappenpfahl. Es ist dies ein Pfahl von etwa 30 bis 50, manchmal auch 80 Fuß Höhe, der zierlich geschnitzt ist und erkennen läßt, welchem Theile des Stammes der Besitzer des Hauses angehört. Wie eigenthümlich der Anblick eines solchen Dorfes sich ausnimmt, zeigt die beigefügte Abbildung von Masset. In Queen Charlotte Sund z. B., wo sich ein neues ethnologisches Gebiet öffnet, nämlich die Region der nördlichen Indianer, welche sich durch höhere Kultur, kräftigere Entwickelung, größere Kunstfertigkeit, bedeutendere Intelligenz und hervorragendere Arbeitslust auszeichnen, sind die Stammgottheiten der Hauptstämme (man unterscheidet die Bella-Bella, die Tschimsian, die Haida und die Tlinkit) der Bär, der Adler, der Wolf und der Rabe. Jede Familie gehört einem dieser vier Götter und der ganze Stamm zerfällt demnach in vier Unterabtheilungen, denen gewisse Sitten und Gewohnheiten eigenthümlich sind (z. B. dürfen sie nicht unter einander heirathen); diese Zugehörigkeit wird nun auch äußerlich durch Anbringung des Wappenthieres am Wappenpfahl dokumentirt. Am prächtigsten sind die Pfähle bei den Haida-Indianern auf den Königin Charlotte-Inseln, die riesigen, mehr als zweihundert Fuß hohen Cedern liefern prächtiges Material für dieselben. An der konvexen Außenseite sind sie ganz und gar mit geschnitzten Figuren bedeckt; die Breite der Säulen ist oft so groß, daß der geöffnete Mund eines der Thierreliefs als Eingangsthür für Menschen dient; auf der eben genannten Insel erhöht eine bunte Bemalung den eigenthümlichen Eindruck. Ein gewisser Unterschied besteht allerdings bei diesen Pfählen: je älter sie sind, desto kunstfertiger sind sie bearbeitet und es scheint, wie der Kunstsinn in demselben Maße abzunehmen anfängt, wie die Stämme sich ihrem Untergange nähern, dem sie, trotzdem sie so lange allen verderblichen Einflüssen des weißen Mannes Widerstand geleistet haben, schon dadurch unwiderruflich entgegen zu gehen scheinen, daß sie infolge der den Frauen und Mädchen gegönnten Freiheit sich sehr stark mit amerikanischem Blute vermischt haben und Individuen mit heller Hautfarbe, Kinder mit blauen Augen und blonden Haaren, bei den Haida-Indianern wenigstens, durchaus nicht zu den Ausnahmen gehören.

Ueber die Entstehung des Gebrauches, Wappenpfähle zu errichten, wird Folgendes erzählt: Die Haida wie alle Küsten-Indianer wissen von der großen Fluth zu erzählen, die einmal über die Erde ging und welche nur wenige Menschen überlebten. Einer der Erretteten war eines Tages an der Ostküste der Königin Charlotte-Inseln beschäftigt, Seeigel zu sammeln; es war ein schöner Tag und der Indianer paddelte gemüthlich längs der Küste, indem er unverwandt in das durchsichtige Wasser blickte, und wenn er eine Beute erspäht hatte, dieselbe aufnahm. Plötzlich sah er auf dem Meeresboden ein ganzes Dorf und außerhalb eines jeden Hauses sah er einen schön geschnitzten Pfahl, von denen einige so hoch waren, daß sie beinahe die Oberfläche des Wassers berührten. Vergnügt über seine Entdeckung fuhr der Indianer nach Hause und ahmte die Wappenpfähle, die er gesehen, nach. Seit jener Zeit hat sich der Brauch erhalten.

Wenn heutzutage ein Haida den Entschluß gefaßt hat einen solchen Pfahl zu errichten, so betheiligt sich beinahe das ganze Dorf an der Ausführung, was in technischer Beziehung keine Schwierigkeiten bietet, da beinahe jeder Indianer ein geschickter Holzbildhauer ist. Der Erfahrenste von allen übernimmt die Oberaufsicht über die ganze, oft mehrere Jahre dauernde Arbeit. Dieselbe beginnt mit der Auswahl eines geeigneten Baumes; man benutzt nicht die ganze Ceder, sondern nur das Stammende bis zu einer Höhe von 90 bis 100 Fuß, wovon die untersten zehn Fuß, die später in den Boden kommen, unbearbeitet bleiben. Zunächst wird auf dem Baume ein Parallelstreifen von etwa 4 bis 8 Fuß Breite, der etwa den dritten oder vierten Theil des Umfangs einnimmt, bezeichnet. Dieser Streifen nun wird etwa einen Fuß dick aus dem Stamme des Baumes herausgearbeitet, so daß er eine cylinderförmige Holzmulde bildet. Die Außenfläche des Halbcylinders wird nun durch Querstriche in einzelne Abtheilungen getheilt, deren jede für eine der Hauptfiguren bestimmt ist; die Bearbeitung jeder derselben wird durch den leitenden Meister unter die zur Theilnahme an der Arbeit eingeladenen Künstler vertheilt. Jedem wird mitgetheilt, welche Figur und in welcher Weise er dieselbe auszuführen hat,

Digitized by Google

damit sich dieselbe dem Plane des Ganzen harmonisch einreiht. Nun wird die Arbeit begonnen, viele fleißige Hände rühren sich und unter dem unaufhörlichen Geklopf der einfachen Werkzeuge — die Indianerhandäxte und ein paar Stemmeisen sind alles, was diese Künstler benutzen — entsteht die so wunderliche Komposition von Menschen- und Thierbildern. Nach Ablauf der Arbeit werden benachbarte und befreundete Stammesgenossen zu einem großen Feste eingeladen. Der Pfahl, für den ein einige Meter tiefes Loch gegraben ist, wird mit Hilfe aller anwesenden Männer, Frauen und Kinder in die Höhe gezogen, worauf dann die eigentliche Feier beginnt. Alle Mitarbeiter werden mit wollenen Decken beschenkt, auch die eingeladenen Gäste empfangen ähnliche Gaben, so daß die Errichtung eines Wappenpfahles dem glücklichen Besitzer 600 bis 1600 Decken, d. h. die Arbeit vieler Jahre kostet. Ein solcher Pfahl wurde durch Jacobsen erstanden und er gelangte unbeschädigt in das Berliner Museum, dessen größtes Schaustück aus Amerika er jetzt ist. Ein Jahr nachdem dieser Handel abgeschlossen war, empfing Herr Jacobsen auf seinen Wunsch von Herrn Mackenzie in Masset folgende Beschreibung:

„Solch ein Pfahl, wie Sie bekommen haben, heißt Kee-ang, d. h. geschnitzter Hauswappenpfahl; dies ist die allgemeine Bezeichnung, aber jeder einzelne Pfahl hat außerdem noch einen individuellen, ihn von anderen unterscheidenden Namen und zwar heißt der betreffende Pfahl Qwee-till-leh-tzoo, d. h. ein Seher oder Wächter für die Kommenden oder ein Gesichtspunkt und Merkzeichen für die, welche sich nähern. Welche Bedeutung die richtige ist, kann ich nicht entscheiden, da meine Kenntniß der Haidasprache nur wenig umfassend ist. Der Pfahl wurde auf der Stelle, wo Sie ihn gesehen haben, vor sechs Jahren von einem Häuptling Stilta errichtet, als er den Entschluß faßte, ein neues Haus zu erbauen; die Fertigstellung des Pfahles wurde mit einem Feste gefeiert, bei welchem viele Geschenke vertheilt wurden. Da der Häuptling unter dem Schutze des Adler-Gottes stand, gehörten alle Empfänger von Geschenken einem anderen Gotte an, die dem Adler-Gotte gehörigen Stammgenossen empfingen keine Geschenke. Bald nachher starb er und sein Bruder, der ihm nachfolgte und der den im Berliner Museum befindlichen Pfahl verkaufte, errichtete ihm einen Begräbnißpfahl, welcher anders als ein Hauswappenpfahl aussieht. Die Zeichnung

1 2 3

1. Tanzmaske aus Masset, einen Wolfskopf darstellend. — 2. Doppelgesichtige Tanzmaske in geschlossenem Zustande, ein Seeungeheuer darstellend. (Fort Rupert, Vancouver.) — 3. Innere Ansicht der doppelgesichtigen Tanzmaske in geöffnetem Zustande, ein Menschengesicht darstellend. (Fort Rupert, Vancouver.)

am Fuße bezeichnet den Walfisch, der übernatürliche Unterhaltung mit dem indischen Medicinmanne hat; dieser Walfisch heißt Qw-oon; oberhalb desselben befindet sich eine Haida-Medicinfrau (Sah-Gah). Das Weib pflegte den Indianern vorherzusagen, wenn ein Wal an der Nordküste stranden würde; dies war möglich durch ihren Helfershelfer, den erwähnten Walfisch. Uebrigens ist hiermit nur die unterste Gruppe der figürlichen Darstellungen auf dem bewußten Pfahle erklärt; es befinden sich über derselben einschließlich des an der Spitze befindlichen Adlers noch 7 bis 8 Skulpturen, in denen die Figuren des Walfisches und des Medicinmannes sich wiederholen."

Eines der größten Ereignisse bei den Indianern sind die großen Tanzfestlichkeiten, deren Jacobsen an einigen Stellen gedenkt. Dieselben sind bei den verschiedenen Stämmen verschieden; auch wird ein Unterschied zwischen Sommer- und Wintertänzen gemacht. Bei den Indianern der Nordküste soll es gar 53 Arten von Tänzen geben. Die Theilnehmer erscheinen entweder auf das festlichste geschmückt, die Männer schwarz und roth, die Weiber beinahe alle roth bemalt oder mit Masken, die bei der Darstellung verschiedener Pantomimen gebraucht werden. Die Leitung befindet sich bei größeren Festlichkeiten in den Händen eines förmlichen Tanzmeisters, Rundtänze und scenische Aufführungen wechseln miteinander ab. Wir schließen hier die Beschreibung der Weise an, in welcher man den großen Adler oder Feuervogel Hotlorom, der den Donner, Tootosch, repräsentirt, vorführte. Kopf, Schwanz und beide Flügel des Vogels bestanden aus Holz, der Körper, in welchem ein Indianer steckte, war mit Zeug bedeckt und das Ganze gewährte in der matten Beleuchtung einen täuschenden Anblick; einfacher waren die Vorbereitungen, einen Wolf vorzustellen, sie bewiesen zugleich, wie wenig dazu gehört, um den Indianern eine Illusion zu verschaffen. Drei unbekleidete Indianer traten auf, von denen der vorderste einen aus Holz geschnitzten, sehr gut angefertigten Wolfskopf in der Hand hielt, die anderen hatten sich mit dem Segel eines Kanoes bedeckt und gingen ganz krumm, durch dieses Segel wurde der Leib vorgestellt; der dritte Mann, dessen halber, nackter Leib unter dem Segel hervorsah, hielt eine eiserne Handsäge (einen sogenannten Fuchsschwanz) wie einen Schwanz an seinen Hintertheil und führte mit demselben allerlei Bewegungen aus. Dieses Kleeblatt bewegte sich so gleichmäßig, daß

Digitized by Google

die dunkeln Beine wie die eines ſechsbeinigen Thieres marſchirten. Dieſer rieſenhafte Wolf klappte ſeinen Rachen auf und zu und drang brüllend und heulend auf die Anweſenden ein, welche die größte Angſt heuchelten und im Hauſe umherliefen. In anderen Scenen äußerte ſich ein wüſter Kannibalismus: ein gänzlich unbekleideter Indianer, der einen Sklaven oder Kriegsgefangenen vorſtellte, wurde rund um das Feuer geführt; der Mann, welcher ihn leitete, hatte einen großen Dolch in der Hand, mit welchem er Bewegungen ausführte, als ob er jenem den Leib aufſchlitzen wolle. Das Opfer that ſehr ängſtlich, flehte um ſein Leben, aber der verhängnißvolle Stoß wurde geführt; dann machte der Mörder mit zuſammengehaltenen Händen die Bewegung, als ob er das Blut ausſchöpfe und mit vollen Zügen tränke. Alle Zuſchauer heulten und tanzten mit. Die letztere Darſtellung erinnert an eine Art des Kannibalismus, die ſich bei einigen Stämmen auf der Vancouver-Küſte und den daran grenzenden Inſeln erhalten hat. Wie Jacobſen mittheilt, gehören dieſelben zu den wildeſten und roheſten Menſchen, die die Erde trägt, und nur dem energiſchen Einſchreiten der engliſchen Marine iſt es zu danken, wenn die Kundgebungen des Kannibalismus ziemlich darniedergehalten werden. So z. B. haben die Quakult-Indianer eine Reihe ſocialer Rangſtufen, unter denen die der „Hametze“ oder Menſchenfreſſer obenan ſteht. Die Mitglieder dieſer Kaſte werden von ihren Stammgenoſſen hoch verehrt. Wohl iſt für ſie die gute alte Zeit vorüber, in der ſie Sklaven und Kriegsgefangene verſpeiſen durften; doch haben ſie ſich in gräßlicher Weiſe hierfür entſchädigt: ſie verzehren bei ihren Feſtlichkeiten menſchliche Leichen und zwar vorzugsweiſe ſolche von Perſonen, die ſchon einige Jahre todt ſind.

Man darf dieſen Kannibalismus nicht etwa als eine zur Befriedigung des Bedürfniſſes vorgenommene Hand-

Der alte Oberhäuptling Regetze nebſt Tochter, Oberhäuptlingin in Quatſino an der Weſtküſte von Vancouver.

lung auffaſſen, da ihnen ja in dieſer Beziehung eine ſo nahrhafte Fiſch- und Fleiſchnahrung wie wenigen anderen Völkern der Erde zur Verfügung ſteht, ſondern es gilt vielmehr die Erlaubniß Menſchenfleiſch zu eſſen als ein beſonderes und ausgezeichnetes Vorrecht, welches nur durch eine Reihe der ſchwierigſten Vorbereitungen und Kaſteiungen erworben wird. Ein Indianer aus gewöhnlichem Geſchlecht wird gar nicht zugelaſſen, ſondern nur Abkömmlinge von berühmten Männern und Stammeshäuptern werden in die Geheimniſſe der „Hametze“ eingeweiht. Die Vorbereitung dauert vier Jahre, während welcher die Lehrlinge ein Band aus Cedernbaſt als Abzeichen über die Schulter tragen; in den letzten vier Monaten ihres Noviziats verlaſſen ſie Haus und Familie, um in ſtiller Waldeinſamkeit und unter körperlichen Entbehrungen ſich zur letzten großen Ceremonie vorzubereiten. Jetzt ſchon werden ſie als Weſen höherer Art betrachtet und mit ehrfurchtsvoller Scheu geht jeder aus dem Wege, der den aus dem Gebüſch kommenden Ton ihrer Pfeifen und Flöten hört, mit dem ſie ihre Anweſenheit in der Nähe der Dörfer kundgeben. Endlich iſt der Augenblick für die Aufnahme des Jüngers gekommen; ehe dieſelbe aber ſtattfinden kann, muß derſelbe Menſchenblut genoſſen haben; er verſchafft ſich daſſelbe auf eigenthümliche Weiſe: unvermuthet ſpringt er aus dem Walde mitten in das Dorf hinein, ſtürzt ſich auf einen der Anweſenden, beißt ihn in den Arm oder das Bein und ſaugt ihm Blut aus.

Trotz der primitiven Zuſtände wird ein ſolcher Akt nur nach vorhergegangenem Uebereinkommen der betheiligten Parteien vorgenommen; die Einwilligung des Opfers wird mit vielen wollenen Decken erkauft. Die Sache ſoll übrigens nicht beſonders ſchmerzhaft ſein, die Bißnarben ſind nur klein. Die Hametze genießen ausgezeichnete Vorrechte; ihre Tanzmasken, ihr Schmuck, ihre Raſſeln ſind beſonders ſchön; wenn man ihre Gegenwart bei einem großen Tanzfeſte wünſcht, müſſen vier Häuptlinge viermal

hinter einander erscheinen, ehe sie zusagen. Dann kommt für den Hametz eine traurige Zeit; der Volksglaube will, daß er bleich und hager aussieht und durch Hunger und Abgeschiedenheit sucht er das zu erreichen. Wenn der Festtag aber angebrochen ist, begiebt er sich unter Vortritt von vier Häuptlingen zu dem Orte der Zusammenkunft. Langsam, einen Fuß vor den anderen setzend, schreitet er näher und gebraucht einige Stunden, um den vielleicht nur wenige hundert Schritte entfernten Schauplatz der Festlichkeit zu erreichen. Die eigentliche Ceremonie der Aufnahme in die Brüderschaft wird in tiefster Abgeschlossenheit gefeiert, mit derselben wird der Genuß von Menschenfleisch verbunden und jedesmal, wenn der Hametz einem solchen Mahle beiwohnt, erhält er das Recht, einen neuen aus Holz geschnitzten Schädel an seiner Maske zu befestigen. Wenn die Leiche, von der diese Leute essen, genügend alt oder mumificirt ist, soll der Genuß des Fleisches unschädlich sein, sonst aber schon öfters Blutvergiftung veranlaßt haben. Vor nicht allzulanger Zeit machten sich die Hametze durch ihren Kannibalismus viel mehr bemerkbar, als jetzt, Dank den Bemühungen der Hudsonsbay-Gesellschaft und der Europäer im allgemeinen, der Fall ist.

Eine eigenthümliche Gewohnheit, die Schädel zu deformiren, wurde bei manchen der Stämme bemerkt, u. a. auch bei den Quatsino, deren Häuptlingin, die Tochter des Oberhäuptlings Negetze, mit ihrem Vater wir uns dem Leser in der beigefügten Abbildung vorzustellen erlauben; der alte Negetze wird als eine Art Philosoph geschildert, der sich freundlich zu dem weißen Manne stellt.

Der Raum fehlt uns, auch nur die bedeutenderen Erscheinungen, deren Jacobsen gedenkt, an dieser Stelle zu erwähnen; wir überspringen daher eine ganze Periode und führen den Leser zu einem anderen Volksstamme, dem der Eskimos und zwar zu einem Fest derselben, dem unser Reisende auf seiner Schlittenreise zum Kap Prince of Wales beiwohnte.

Es darf wohl außergewöhnlich genannt werden, daß in einer der nördlichsten Ortschaften (Igniktok) sich mehr als zweihundert Eskimos zusammengefunden hatten, um da eine volle Woche lang ihre eigenthümlichen Schmausereien und Festlichkeiten abzuhalten; wenn man von allem anderen abstrahiren will, muß man doch eingestehen, daß die Lebensmittel- und Wohnungsfrage trotz der in Bezug auf die letztere bescheidenen Ansprüche nicht eben leicht zu lösen war.

Rings an den Wänden des Festhauses waren drei Reihen von Plätzen amphitheatralisch angebracht, wobei infolge der eigenthümlichen Bauart der Eskimohäuser alle vier Seiten des inneren Raumes benutzt werden konnten. Der einzige Eingang dieser Festhäuser befindet sich nämlich in der Mitte des Bodens und besteht aus einem kleinen runden Loch, welches nur so groß ist, daß von unten her ein Mann darin aufsteigen kann. Die unteren Reihen waren dem schönen Geschlecht überlassen, die mittlere Gallerie den erwachsenen Männern und den Ehrengästen eingeräumt und im „Paradies" amüsirte sich die hoffnungsvolle Jugend. Die Tänze sollten in dem Mittelraume, rings um die Eingangsöffnung hin, stattfinden.

Die Akteure traten ein, entledigten sich vor aller Augen ihrer gewöhnlichen Pelzkleidung und zogen ein Kostüm von leichtem Baumwollenzeug an. Die eigenthümlichen Tanzrasseln, die bei den Indianern den Tanz begleiten, sind hier nicht gebräuchlich, sondern werden durch lange, aus Fischhaut verfertigte und bis zur Schulter reichende Handschuhe ersetzt; dieselben sind mit Schnäbeln des Papageientauchers geschmückt, so daß durch die Bewegungen des Tänzers ein rasselndes Geräusch erzeugt wird. Außer den Tänzern nahmen auch einige Frauen in vorn geschlossenen Kapuzenhemden an der Aufführung theil; in jeder Hand trugen sie eine Adlerfeder.

Es war dies ein Fest zur Ehre eines Verstorbenen. Nachdem der Kostümwechsel vollzogen war, gab ein Signal auf der Trommel das Zeichen zum Anfang, worauf zunächst in einem Gesang die Heldenthaten des Verstorbenen der Reihe nach aufgezählt wurden. Die Männer machten darauf mit den Armen heftige Bewegungen, wobei sie allerlei Fechterstellungen annahmen; die Frauen standen beinahe fortwährend in halber Kniebeuge auf derselben Stelle und führten mit den wagerecht gehaltenen Händen zitternde Bewegungen aus. Nach wenigen Tänzen begann das Festmahl, wobei das weibliche Element das Amt der Bedienung übernahm; kleine Stückchen der Speisen wurden zuerst, gewissermaßen als Opfer, zu Boden geworfen, wobei sich die Lippen der Eskimos leise bewegten. Angenehm scheint es in der eigenthümlichen Atmosphäre nicht gewesen zu sein und auch nicht besonders appetitlich, da aus Mangel an Raum die Wände als Spucknapf gebraucht wurden, während überdies in Zwischenräumen Zuschauer und Mitwirkende an ihrem Körper eine kleine Jagd veranstalteten. Nach Beendigung des Mahles wurden die Geschenke vertheilt, alle in Partien von 20 Stück, da die Eskimos nach Fingern und Zehen rechnen. Das Fest wurde einige Tage lang fortgesetzt.

Wir schließen hieran einige Mittheilungen über ein Dankfest, welches in dem Dorfe Kawiarick abgehalten wurde; drei Eskimos, die mit Jacobsen gereist waren, veranstalteten dasselbe nach erfolgter glücklicher Ankunft, wobei sie im Kussigit (Tanzhaus) feierlich empfangen wurden. Einer nach dem anderen hielten diese Männer in eigenthümlicher Weise ihren Einzug in die Kussigit; erst streckte der erste seine Hand in die Oeffnung, zog sie aber schnell zurück, worauf er so schnell, wie es ihm möglich war, mit einem Satz in die Oeffnung sprang; die beiden anderen folgten seinem Beispiel. Jeder hatte einen eigenthümlich geschnitzten, besonders für diesen Zweck verfertigten Stab in den Händen. Drei festlich geschmückte einheimische Eskimos folgten und führten einen Tanz auf; plötzlich hörten sie auf und stellten den Fremden, wie es schien, einige Fragen, worauf mit dem Essen der zweite Theil der Festlichkeit begann. Drei Eskimofrauen bedienten die Fremden, worauf deren Reisesäcke hereingebracht und zum Schein von den jungen Leuten geplündert wurden, welche danach allerlei Scherze trieben. Nur die drei Gäste saßen, wie es die Sitte verlangte, stumm und bewegungslos, und nach manchen vergeblichen Versuchen, sie zum Lachen zu bringen, hatten die Festlichkeiten ein Ende. Gewissermaßen als ein Gegenstück lassen wir noch ein Bild voll Elend und Armuth folgen, welches der Reise Jacobsen's über die Tundra von Alaska, die er anfangs April 1883 unternommen hatte, entlehnt ist.

Die Tundra, die hier immer vorwärts schreitet und dem Meere Feld abgewinnt, war mit vielen kleinen Wasserspiegeln durchzogen, aber es war sowohl hier als späterhin unmöglich zu wissen, ob die Schlitten sich gerade über Land oder über eisbedecktes Wasser bewegten; in der unmittelbaren Nähe des Yukenstromes bestand die Vegetation noch aus Nadelholz und Buschwerk. Die Schwierigkeit, in dieser Einöde einen Weg zu finden, zeigte sich bald; immer elender wurden die Orte, die man antraf, aber dem unermüdlichen Sammler glückte es doch, interessante ethnographische Gegenstände zu erwerben. Die Bewohner dieser Gegenden zeigen die größte Unsauberkeit und leben in elender Weise; an den meisten Punkten der an Brennmaterial

Digitized by Google

armen Tundra können sie weder Feuer anmachen noch kochen; sie wohnen in elenden Hütten, deren Inneres namentlich im feuchten Frühjahre eher einem Sumpf oder Morast als dem Wohnort von Menschen gleicht. Die Höhle eines Thieres kann kaum einen unbehaglicheren Eingang haben als diese elenden Wohnungen; aus der Höhe fallen bei feuchter Witterung fortwährend Wassertropfen auf die Schlafenden und durchnässen die Decken, daß sie am Morgen ausgerungen werden müssen. Wo die letzteren den Körper berühren, schlägt sich eine Art Schlammkruste nieder, die, wenn sie trocknet, eine unangenehme Rinde bildet. In diesem Zustande leben die Bewohner in elenden, zerrissenen Kleidern einen großen Theil des Jahres, gequält von Krankheiten, die oft die Einwohnerschaft ganzer Dörfer wegraffen. Dementsprechend ist der Charakter der Menschen wenig energisch gegenüber dem Schicksal und gegenüber anderen Menschen. Doch fehlen einzelne Züge eines höheren Volkslebens nicht ganz; sie errichten den Todten Denkmäler, sie besitzen eine, wenn auch geringe Kunstfertigkeit; so manche Zeugen vergangener Eskimoherrlichkeit finden sich in den Gräbern.

Erst am 22. September 1883 kehrte Jacobsen nach San Francisco zurück, von wo er sich nach Arizona begab, um auch dort seine Sammlungen zu bereichern. Am 23. November 1883 traf er in Berlin ein, um es jedoch nach kurzem Aufenthalt wieder zu verlassen; auf Kosten derselben opferfreudigen Männer, welche die Mittel zu der hier besprochenen Expedition verschafft hatten, ist er wieder in die weite Welt, diesmal quer durch Asien nach den Amurländern gezogen, um auch hier durch seine unermüdliche Thätigkeit neue ethnographische Schätze zu erwerben. — Man muß es aber auch Herrn Woldt Dank wissen, daß er jene kurze Zeit bestens benutzte, um nach Jacobsen's Tagebuchblättern ein so hochinteressantes Buch zu schreiben.

Die deutsche Nordpolar-Expedition nach dem Cumberland-Sunde.

Von **H. Abbes.**

V. (Schluß.)

Am Vormittage des 27. Juli erblickten wir von der Station aus einen Schoner, der langsam in nordwestlicher Richtung vorbeisegelte. Die Vermuthung, daß es der amerikanische Walfischfänger aus Kikkertak sei, wurde noch am selben Abend durch einen Besuch des Kapitäns Roche und unseres Landsmannes Scherden bestätigt, die in einem Segelboote vom Schiffe herüberkamen. In ihrer Begleitung waren vier Matrosen, ein Deutscher, ein Spanier, ein Kanake und ein Australier, außerdem zwei Eskimos und eine eingeborene Frau, die Gattin des Kapitäns Roche. Dieser ist eine hohe hagere Gestalt, in seinen wettergebräunten Zügen steht zu lesen, daß das Leben eines Walfischfängers im Norden ein Leben voller Entbehrungen und harter Kämpfe ist. Der rechte Arm ist ihm, als er noch als Harpunier die Geschosse zu werfen hatte, von einer ablaufenden Leine ausgerissen worden.

Roche hält sich seit 1855 im Cumberland-Golf auf. Er hat 22mal dort überwintert und zweimal im Eise Schiffbruch gelitten. Er ist einer der Matrosen, die im Jahre 1855 unter Kapitän Walker das englische Expeditionsschiff „Resolute", welches im Jahre vorher unter 74° 40′ nördl. Br. und 101° 20′ westl. L. Gr. von der Mannschaft unter Kapitän Kellet verlassen war, einige Meilen östlich vom Kap Mercy auffanden und nach New London brachten. Die „Resolute" wurde, wie bekannt, von der amerikanischen Regierung angekauft, restaurirt und der Königin von England geschenkt.

Kapitän Roche ist zum zweiten Male mit einer Eskimo verheirathet. Die erste Frau starb und hinterließ ihm zwei Kinder, eine Tochter, die wieder im Stamme der Mutter verheirathet ist, und einen Sohn, den sein Vater jetzt in Kanada erziehen läßt.

Scherden erzählte, daß sie im Frühjahr außer einigen weißen Walen nichts gefangen hätten. Vor zwölf Tagen war das Schiff von Kikkertak fortgesegelt, aber kurz nach der Abfahrt wurde es vom Treibeise eingeschlossen und mit diesem bis zum vorhergehenden Tage hin- und hergetrieben. Dann gelang es ihnen, nahe am Eingange des Fjordes vom Eise loszukommen und in diesen hineinzusegeln, wie ursprünglich beabsichtigt war.

Vierzehn Tage gedachten die Amerikaner im Fjord zu bleiben und ihn nach weißen Walen abzusuchen; nach ihrer langjährigen Erfahrung wird Ende Juli das Eis aus dem Golfe verschwunden sein. Ferner hörten wir, daß zwei Eingeborene, Vater und Sohn, im Frühjahr bei Kap Mercy 18 Eisbären erlegt und die Felle der schottischen Ansiedelung in Kikkertak verkauft hätten.

Hinsichtlich der Dauer ihres Aufenthaltes hatten die Amerikaner sich doch arg verrechnet, der anhaltende Südwestwind ließ das Eis nicht aus dem Golf und trieb sogar eine Anzahl Schollen und kleine Eisberge in den Fjord. Am 7. August kam Scherden wiederum zur Station und bat um Ueberlassung einiger Kisten mit Brod, das bei ihnen auf die Neige ging. Der Bitte wurde gern entsprochen, da wir glaubten, reichlich damit versehen zu sein. Bei Gelegenheit der Ablieferung der Kisten kam ich an Bord der „Lizzie P. Simmons" und war erstaunt über die Ordnung und außerordentliche Reinlichkeit, welche auf dem Schiffe herrschte, und über die komfortable Einrichtung der Kajüte. Dieselbe wurde außer vom Kapitän und seiner Frau auch vom Steuermann, dem ersten Harpunier und dem Koche bewohnt. Seitwärts an die Kajüte schlossen sich die Schlafkabinen der genannten Personen. Die Küche lag gleich hinter der Kajüte, mittschiffs war der Lagerraum der Thranfässer, in welchem auch die auf dem Schiffe angestellten vier Eskimos schliefen, und im Vordertheil lag die enge und dunstige Kajüte für die übrigen zehn Matrosen. Die Eingeborenen mit den weißen Matrosen in einem Raume unterzubringen ist nicht rathsam, da die letzteren sich dadurch verletzt fühlen und leicht Händel suchen. Aus demselben Grunde speisten auch die Eskimos in der Kajüte des Kapitäns, nachdem dieser mit den Kajütsgenossen den Platz geräumt hatte. Die Matrosen mußten sich das Essen in ihre Kajüte holen. Unser Diner bestand aus Schinken

Digitized by Google

und Renthierfleisch mit eingemachtem Mais. Statt der Suppe wurde vorher Kaffee eingenommen. Nach Tisch erklärte mir Kapitän Roche seine Apparate zum Walfischfang.

Besonders interessant war ein Bronzegewehr, das an einem langen hölzernen Stiele befestigt ist. Ueber den Lauf hinaus ragt seitlich dem Bajonett vergleichbar eine Harpune. Sobald diese bis zur bestimmten Tiefe, etwa 18 Zoll, in den Körper eingedrungen ist, löst sie mechanisch den Hahn des Gewehres und aus dem Laufe wird eine zweite Harpune in das Thier geschossen, welche mit einer explodirenden Ladung gefüllt ist und die, falls der Apparat richtig funktionirt, sofort den Tod des Thieres herbeiführt. Versagt das Gewehr und geht der Wal mit der ersten Harpune davon, so löst sich diese vom Schaft und zieht die im Boote aufgerollte Leine nach sich. Das Gewehr ist mit einer Leine am Boote befestigt und wird sofort wieder aufgefischt. Eine kleinere Flinte für Sprengharpunen wurde ebenfalls vorgezeigt und zur Probe abgeschossen.

Am Abend schieden wir wieder von einander. Roche segelte am folgenden Tage zum Ausgange des Fjordes hinunter, um dort das Fortgehen des Eises abzuwarten.

Ende Juli wurde die Reihe der regelmäßigen Beobachtungen durch Einfügen der Pegelablesungen vermehrt. Der flache Strand vor der Station erforderte die Aufstellung von fünf Pegeln, zu denen man alle zwei Stunden hinausging, um den Wasserstand zu notiren. Die Höhendifferenzen der einzelnen Pegel untereinander mußten vorher genau bestimmt werden. Der Unterschied zwischen Hoch- und Niedrigwasser ergab sich zu 25 bis 27 Fuß.

Mitte August kamen mehrere Eskimofamilien aus dem Golf und hielten sich einige Tage bei der Station auf. Dann siedelten dieselben nach dem nordwestlichen Ende des Fjordes über, um in dem dortigen Flusse zu fischen und die Gegend nach Renthieren zu durchstreifen, wie sie es alljährlich zu thun pflegen. Von der neuen Ansiedelung aus, die an einem Tage mit dem Boote von der Station aus zu erreichen war, versorgten sie uns ab und an mit frischem Fleisch und mit Fischen. Okkeituk hatte sich seinen Landsleuten angeschlossen, uns aber als Stellvertreter einen alten Eskimo, Metek, „das Treibholz", genannt, zurückgelassen. Dieser widmete sich besonders der Reinhaltung und Ordnung des Platzes vor dem Wohnhause. Freiwillig spedirte er den Kehricht, der sich dort stellenweise angehäuft hatte, in den Fluß, suchte die leeren Blechdosen zusammen und zerschlug die alten Kisten zu Brennholz für den Koch. Der Freund der Ordnung ist der Feind der Verschwendung. Dieses bewies auch Metek. Stundenlang sah man den alten Herrn vor den Körben mit leeren Weinflaschen stehen und bedächtig eine nach der anderen hervorziehen, um sie gegen das Licht zu halten. Erkannte bei langsamem Neigen der Flasche sein prüfendes Auge hinter dem grünen Glase die Bewegung einer Flüssigkeit, so verklärte freundliches Grinsen seine thranglänzenden Züge und schmunzelnd ließ er das Schlückchen in die durstige Kehle rinnen. Metek besaß auch gesunden Humor, wie folgender Vorfall zeigt. Jemand versuchte einen ins Wackeln gerathenen Telegraphenpfahl durch Anhäufen von Steinen, die offenbar für den Zweck zu klein waren, wieder zum Stehen zu bringen. Metek, das Vergebliche dieses Bemühens erkennend, deutete es dem Betreffenden in ironischer Weise dadurch an, daß er Korkpfropfen mit ernster wichtiger Miene, hinter der aber der Schelm unverkennbar hervorlachte, zu den Steinen legte. Darauf faßte er den Pfahl mit beiden Händen, sich stellend, als wenn es bei Anwendung aller Kraft unmöglich sei, die Stange ferner zu erschüttern. Mit selbstzufriedenem Nicken ließ er wieder los, brach dann aber über seinen gelungenen Scherz in lautes Lachen aus.

Am 3. August erreichte die Temperatur den höchsten beobachteten Stand + 20,1°. In der wärmsten Periode, vom 31. Juli bis 7. August, lag das Tagesmittel über 10°, gegen Ende des Monats fiel die Temperatur schnell. Das Monatsmittel liegt bei + 7°.

Von Mitte des Monats ab erwarteten wir mit begreiflicher Spannung die „Germania", welche bestimmt war, die Expedition in die Heimath zurückzuführen. Wir wußten, daß das Schiff nicht zur Station hinauf könne, so lange die südlichen und westlichen Winde das Eis im Golfe festhielten und hofften daher von Tag zu Tag auf eine Drehung der Windfahne, deren Bewegungen wohl im ganzen Jahre nicht so andauernd und mit so großer Aufmerksamkeit verfolgt worden waren.

Aber der August ging hin, ohne daß sich auch nur eine Neigung zur Besserung verspüren ließ.

Am 5. September unternahm ich mit zwei Leuten von der Mannschaft eine Rekognoscirungsfahrt nach dem unteren Ende des Fjords. Trotzdem wir um 9 Uhr morgens von der Station fortsegelten, hatten wir dieselbe um 2 Uhr noch in Sicht. Es wehte ein kräftiger Westwind, der auf dem Wasser zwischen den Felswänden genau der Richtung der Ufer folgte und daher auch das Laviren erfolglos machte. Kalter, feiner Regen, untermischt mit Schnee, erhöhte das Unbehagliche der Reise. Nachmittags drehte sich der Wind und auch das Wetter klärte sich etwas auf. Gegen 7 Uhr abends erreichten wir das Ende des Fjords, fanden dort die „Lizzie P. Simmons" und blieben die Nacht an Bord.

Kapitän Roche war am Tage zuvor mit seinen Leuten von einem zehntägigen Jagdausfluge zurückgekehrt, durch welchen sie ihre Vorräthe um einige Renthierkeulen und eine große Anzahl Lachse vermehrt hatten. Seine Eskimos hatte er mit einem Boote nach Kikkertak geschickt, um einige Esser los zu sein.

Er selbst gedachte mit der übrigen Mannschaft in acht Tagen ebenfalls in Booten den Fjord zu verlassen, falls sich bis dahin die Eisbarriere nicht öffnen würde. Mit Booten war es auch unter den obwaltenden Umständen möglich, aus dem Fjord in den Golf nach Kikkertak zu gelangen, wenn man sich im Golf an der westlichen Küste hinter den kleinen Inseln hielt, welche sich wie eine Kette längs des Ufers hinziehen. Die schmale Passage zwischen der Inselreihe und dem Festlande kann vom Eise nicht zugesetzt werden, sie ist an manchen Stellen für ein Boot nur zur Fluthzeit passirbar. Kapitän Roche war erbötig, von den Mitgliedern unserer Expedition einige nach Kikkertak mitzunehmen, von wo sie, falls die „Germania" ausblieb, auf dem Proviantschiffe, welches er von New London erwartete, nach Amerika und von da nach Hause zurückkehren könnten. Den Zurückbleibenden glaubte er keinen besseren Rath ertheilen zu können als den, Mädchen von den Eingeborenen zu heirathen und mit diesen in kleinen behaglichen Schneehäusern ein beschauliches Eskimoleben zu führen. Dieser Vorschlag war gar so übel nicht, zumal unsere Kohlen höchstens noch einen Monat gereicht hätten. Nachdem wir die Nacht auf dem Schiffe geschlafen, bestiegen wir am folgenden Morgen einen nahe gelegenen Felsen, von dem aus man den Golf übersehen konnte. So weit der Blick schweifte, sah man nichts, als dicht geschlossenes Eis, nur an der westlichen Küste schien ein Wasserkanal bis in die Mitte des Golfes einzuschneiden. Dahinter wieder die weiße schimmernde Eisfläche. Der Himmel zeigte jedoch am Horizont eine auffallend dunkle Färbung, woraus Scherden schloß, daß

Digitized by Google

unterhalb des Horizontes offenes Wasser sei, das nach seiner Schätzung etwa bis Kikkertak reichen könne. Wir kehrten zum Schiffe zurück und überbrachten dem Kapitän diese Meldung. Roche hielt es für gerathen, seinen Ankerplatz so nahe dem Ausgange des Fjordes zu verlassen, da einzelne mächtige aus- und eintreibende Schollen das Schiff gefährdeten. Ein Anker war ihm bereits zerbrochen. Er wollte daher das Schiff eine Strecke den Fjord hinaufführen und es an einer geschützten Stelle vor Anker legen, dann verlassen und nach seiner Station in Kikkertak zurückkehren. Mittags wurde der Anker gelichtet, das Schiff segelte mit leichtem Südost den Fjord hinauf bis in anderthalb Meilen Entfernung von der Station, wo Roche hinter einer kleinen Insel den Anker wieder fallen ließ. Wir verabschiedeten uns und ruderten zur Station zurück, da der Wind mittlerweile aufgehört hatte.

Während die Mitglieder der Polarstation sich bald mit Hoffnungen und Zweifel über die Heimkehr, bald mit Plänen für die zweite Ueberwinterung beschäftigten, lag die „Germania" längst in Kikkertak und wartete nur auf den Umschlag des Wetters, um hinauf zur Station zu gehen. Es war bislang dem Kapitän Mahlstedt auch nicht möglich gewesen, der Expedition Nachricht von seiner Ankunft zukommen zu lassen, denn die Bewohner Kikkertaks waren auf der Renthierjagd abwesend und unter seinen Leuten befand sich kein des Weges Kundiger. Als jedoch die von der „Lizzie P. Simmons" fortgeschickten Eskimos auf der Insel anlangten, wurden diese sofort durch die Zusicherung guter Belohnung an Tabak, Brod, Rum u. s. w. für die Reise zur Station gewonnen. Zur Begleitung der Eingeborenen erbot sich Herr Dr. Boas aus Minden, der mit der „Germania" hinaufgekommen war, um ein Jahr im Golf zu bleiben und bei den eingeborenen Stämmen auf Baffinsland ethnographische und andere Studien zu machen. Den Eskimos wurden einige Tage Ruhe gegönnt, dann machte sich die kleine Expedition in einem Boote auf den Weg, der größtentheils rudernd zurückgelegt werden mußte. Das Boot wurde des Nachts den Strand hinauf aus dem Bereich der Fluth gezogen. Man schlief auf dem felsigen Ufer, zugedeckt mit Renthierfellen. Dr. Boas hatte sich für die Reise mit vollständigem Eskimoanzug versehen.

Gegen Mittag des dritten Tages, am 7. September, wurde das Boot von dem Walfischfänger im Fjord bemerkt und angerufen, als es gerade im Begriff war, vorbeizufahren. Sobald Kapitän Roche und Mr. Scherden hörten, um was es sich handle, schlossen sie sich der Expedition an; nachmittags vier Uhr erreichte man die Station.

Hatten schon die zwei Boote von Weitem unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade erregt, so wuchs das Erstaunen noch mehr, als wir in denselben einen uns fremden Europäer erblickten. Aber schnell verwandelte sich das Erstaunen in helle Freude, wie wir vernahmen, was ihn hergeführt, daß die „Germania" glücklich angelangt und die Erlösung von der Station, die Rückkehr in die Heimath, nunmehr nahe bevorstehe. Es war der Wunsch des Kapitäns Mahlstedt, daß die Station sofort abgebrochen werden möge und daß sich die Mitglieder in Booten nach Kikkertak begeben sollten, falls bis dahin der Ausgang des Fjordes noch nicht passirbar sei. Für die „Germania" war es ohne großen Zeitverlust nicht möglich, zur Station zu kommen, denn wenn auch nördliche Winde das Eis vertrieben hätten, so mußte sie doch erst wieder südliche Winde abwarten, um hinauffegeln zu können, und Zeit durfte unter keinen Umständen verloren werden, wollte man nicht Gefahr laufen, ein zweites Jahr im Norden zuzubringen, welche Aussicht, da die Expedition nur für ein und ein halbes Jahr verproviantirt gewesen war, wenig verlockend schien. Es wurde demnach sofort mit Kapitän Roche ein Vertrag abgeschlossen, wonach er gegen bestimmte Vergütung in Baarem und Ueberlassung einiger Bedarfsartikel sich verpflichtete, die Sachen der Expedition und die Mitglieder mit seinem Schiffe nach Kikkertak zu führen, im ungünstigsten Falle in Booten auf dem Wege, den die Eskimos schon zweimal zurückgelegt hatten. Dr. Boas reiste am zweiten Tage nach seiner Ankunft wieder ab, um Kapitän Mahlstedt von diesem Uebereinkommen und unserer bevorstehenden Ankunft zu benachrichtigen.

Am 8. September ging die „Lizzie P. Simmons" angesichts der Station vor Anker, gleichzeitig begann das Einpacken und Hinüberschaffen der Sachen. Die regelmäßigen stündlichen Beobachtungen wurden am 9. September abgebrochen, nachdem sie somit 359 volle Tage ununterbrochen gedauert hatten. Als an demselben Tage Dr. Giese und ich zum letzten Male die Konstanten der magnetischen Instrumente bestimmten, wurde durch einen heftigen Windstoß das Dach des Observatoriums abgehoben und mußte aufs Neue befestigt werden, um die Bestimmungen vollenden zu können. Unmittelbar nach der Beendigung der Bestimmungen packten wir die Instrumente in die Kisten und ließen sie an Bord bringen. Am 12. gegen 11 Uhr nahm das Schiff die letzten Ladungen und die Mitglieder der Expedition auf. Der Anker wurde gelichtet und bald darauf verschwanden die Häuser der Station, in welcher wir ein Jahr einträchtig im Dienste der Wissenschaft gearbeitet hatten, unseren Blicken auf Nimmerwiedersehen. Die Eskimos — sie waren während unseres Aufbruches von der Renthierjagd heimgekehrt — verblieben bei der Station, um sich aus den vielen zurückgelassenen Gegenständen das Brauchbare auszusuchen, welcher Arbeit sie sich schon in den letzten Tagen mit großem Eifer gewidmet hatten.

Ein günstiger Westwind brachte uns noch am Abend zum Ausgang des Fjordes, der vollständig eisfrei erschien und ohne Gefahr passirt wurde. Dieses war dem heftigen Nordwestwinde zu verdanken, welcher in den letzten drei Tagen geweht hatte. Um 11 Uhr des folgenden Tages fuhren wir in den Hafen von Kikkertak ein, bewillkommnet von der „Germania", zu welcher wir alsbald hinüberfuhren, um Kapitän Mahlstedt zu begrüßen und die Briefe in Empfang zu nehmen — die Briefe, welche uns nach 15 Monaten die ersten Nachrichten von den Lieben und Freunden in der Heimath brachten. Zwei Tage beanspruchte das Uebernehmen der Ladung seitens der „Germania" und das Verstauen der Kisten auf derselben. Inzwischen besuchten wir die Insel. Sie ist ein hufeisenförmiger, kahler Granitfelsen, der sich etwa 200 Fuß aus dem Meere erhebt. In der Einbuchtung liegen auf dem flach ansteigenden Strande die beiden freundlichen Häuser der Ansiedler. Sie enthalten außer einer geräumigen Wohnstube, in deren Innenwänden zugleich die Schlafkojen angebracht sind, nur Vorrathsräume für den Proviant, die Jagdmaterialien und die Ergebnisse der Jagd. Ein großer Kessel hinter dem Hause dient zum Auskochen des Speckes. Rings um die Ansiedelung zerstreut sind die Zelte der Eskimos aufgeschlagen, die im Dienste der Walfischfänger stehen. Dort fanden wir den kranken Knaben wieder, der vor einem Jahre vom Arzt behandelt worden war. Er ging jetzt an Krücken und sah wohler aus als vor zwölf Monaten. Unser Freund Mr. Gall hat sich an den langen Winterabenden bemüht, ihm Lesen und Schreiben beizubringen. Eine kleine Schiefertafel mit großen Buchstaben bemalt gab Zeugniß von dem Fleiße des Knaben. Auch der alte Noktukferle kam gebückt aus

Digitized by Google

seinem Zelte hervorgeeilt, um den „Katlunaks“ vor ihrer Abreise Lebewohl zu sagen. Koak war abwesend, wie die meisten jungen Männer, um Renthiere zu jagen. Von der Höhe des Felsens aus erblickte man den schneebedeckten Gipfel des Kikkertaktuak (d. i. große Insel) am Eingange des Kingaite-Fjordes. Letzterer steht durch Binnenseen und deren Abflüsse mit dem Kangianga-Fjord, der von der Davisstraße her in das Land einschneidet, in Verbindung. Dieser Wasserweg vermittelt den Verkehr zwischen den Bewohnern des Cumberlandgolfes und denen der Westküste der Davisstraße.

Am 16. September morgens vereinigte ein feierlicher Abschiedstrunk den Kapitän Jemmy Much und Mr. Hall von der schottischen Station, Kapitän Roche und Mr. Scherden von der „Lizzie“, sowie den Kapitän einer englischen Brigg „Catherine“, die am Tage vor unserer Ankunft in den Hafen eingelaufen war, um die schottische und amerikanische Station mit frischem Proviant zu versorgen, mit Dr. Boas, Kapitän Mahlstedt, dem Steuermann der „Germania“ und den Mitgliedern der deutschen Expedition in unserer Kajüte, während die vereinigten Mannschaften das Schiff langsam aus dem Hafen bugsirten. Um 12 Uhr schieden unsere Gäste mit herzlichem Händeschütteln, allen glückliche Heimkehr wünschend. Nach einer fünfwöchentlichen überaus stürmischen Reise langten wir am 17. Oktober wohlbehalten in Hamburg an. Der freundliche Empfang der Expedition von Seiten der Deutschen Polar-Kommission wird wohl den sämmtlichen Mitgliedern der Expedition in dauernder Erinnerung bleiben.

Kürzere Mittheilungen.

Roskoschny's „Das asiatische Rußland“.

In zwei stattlichen Prachtbänden liegt Hermann Roskoschny's Buch: „Das asiatische Rußland“ (Leipzig, Greßner und Schramm) abgeschlossen vor uns, wohl geeignet durch die Fülle seiner Bilder und den anziehenden Text, der besonders auf historische und ethnographische Verhältnisse eingeht, ein Bild von dem riesigen Reiche zwischen dem Schwarzen Meere und der Beringsstraße zu vermitteln. Sehr richtig erscheint uns die Vertheilung des Raumes; ethnographisch und landschaftlich ist entschieden der Kaukasus am hervorragendsten und ihm ist denn auch fast die Hälfte des Werkes gewidmet. Hervorgehoben zu werden verdient, daß zu diesem Abschnitte auch Friedrich Bodenstedt 36 Jahre nach dem Erscheinen seines Werkes über die Völker des Kaukasus ein Kapitel „Erinnerungen an den Kaukasus“ beigesteuert hat. Ueber ein Viertel der beiden Roskoschny'schen Bände behandelt sodann die Vasallenstaaten Chiwa, die Turkmenen, Buchara und das russische Turkestan, der Rest das transkaspische Gebiet und Sibirien. Unter den Illustrationen zeichnet sich eine ganze Reihe künstlerisch vollendeter Vollbilder nach Originalen von Karasin, Aiwasowsky, Horschelt, Meschtschersky, Huhn, Simm, Mai und anderen aus. Neben manchem bekannteren Bilde finden sich, um nur einiges hervorzuheben, eine Anzahl prächtiger Ansichten von Tiflis, interessante Veduten von Merw, Chiwa, dem unteren Amu-Darja, sowie große sibirische Landschaften, Städteansichten und Volkstypen (vergl. oben S. 311 „Giljäken vom Amur“) nach Photographien, lauter Dinge, welche das lebhafte Interesse selbst des Fachmannes erregen müssen.

Das Buch ist übrigens von einem durchaus unparteiischen Standpunkte aus geschrieben. Neben der großen Kulturarbeit, welche die Russen z. B. in Georgien geleistet haben (S. 83), indem sie namentlich für Schulen sorgten, wird (S. 228) ebenso nachdrücklich auf das Räuberunwesen in den Gouvernements Jelisawetpol und Baku hingewiesen. „Die Russen sind — sagt Roskoschny S. 23 — obwohl sie etwa eine Million Seelen zählen, im Kaukasus noch nicht recht heimisch geworden. Soldaten und Beamte bleiben in der Regel ebenso wenig ihr ganzes Leben lang im Kaukasus wie der Handwerker und Kaufmann; die ersteren trachten sobald als möglich nach einer europäischen Stadt versetzt zu werden und der Handwerker und Kaufmann kehrt in die Heimath zurück, sobald er eine bestimmte Summe verdient hat, so daß das Russenthum als Kulturelement im Kaukasus eine ziemlich untergeordnete Rolle spielt und überwiegend aus einer fluctuirenden Bevölkerung besteht, welche, vom wirthschaftlichen Standpunkte betrachtet, dem Lande nicht von Vortheil ist. Russische Bauern sind im Kaukasus selten; nur die Sektirer, die ihrer Lehre wegen aus Rußland verbannt wurden und schon nach dem Frieden von Adrianopel Land in der Nähe von Achalkaliki angewiesen erhielten, die Malakanji und Duchoborzi, treiben Ackerbau und sind durch denselben wohlhabend geworden. Die Hauptmasse der russischen Bevölkerung im Kaukasus bilden von Beginn der russischen Invasion an die Kosaken, die schon vor Peter dem Großen am nördlichen Abhange des Kaukasus sich angesiedelt hatten und später in die beiden großen Kosakenheere des Kuban und Terek vereinigt wurden.“

Wir müssen es uns leider versagen, hier näher auf den Text einzugehen und verweisen daher unsere Leser auf das Werk selbst, namentlich auf die Abschnitte über den Kaukasus, Chiwa, Buchara und Russisch-Turkestan.

Inhalt: Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen. VII. (Mit vier Abbildungen und einer Karte.) — Kapitän Jacobsen's Reise an der Nordwestküste Amerikas. (Mit fünf Abbildungen.) — H. Abbes: Die deutsche Nordpolar-Expedition nach dem Cumberland Sunde. V. (Schluß.) — Kürzere Mittheilungen: Roskoschny's „Das asiatische Rußland.“ (Schluß der Redaktion: 14. November 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen.

VIII. (Schluß.)

Wie überall auf den Philippinen wurde Montano auch in Surigao von allen Spaniern auf das zuvorkommendste in seinen Bestrebungen unterstützt. Durch die Missionare auf die Existenz einer Grabhöhle bei dem benachbarten Taganaán aufmerksam gemacht, begab sich der französische Forscher nach dem genannten Orte, in dessen Nähe, auf einem Inselchen, er die gesuchte Grotte fand, welche Schädel von Visayas, Manobos und Negritos enthielt, also die Vertreter der drei Hauptrassen Mindanaos in dieser Schädelstätte vereinigte.

Von Surigao brach der Reisende nach dem See von Mainit auf, um dann seinem Abflusse, dem Rio Túbay zu folgen, in der Absicht, auf diesem Wege wieder die Bai von Butúan zu erreichen. Dieses Vorhaben wurde aber vorläufig vereitelt, denn ein heftiger Fieberanfall fesselte den Forscher vom 20. December bis zum 3. Januar 1881 an die Ortschaft Túbay, welche an dem gleichnamigen Flusse liegt. Das um Neujahr eingetretene stürmische Wetter hatte sich inzwischen gelegt; da auch das Fieber nachgelassen hatte, so drang Montano bis zum Meere vor, um sich dort nach Surigao einzuschiffen. Hier angelangt, erlitt er einen neuen heftigen Fieberanfall, der ihn zwang, das Bett zu hüten. Zum Glück fand er hier eine sorgfältigere Pflege als in Túbay, denn die Missionare nahmen ihn in das Pfarrhaus auf und sorgten für ihn in jeglicher Beziehung aufs beste. So erholte sich denn Montano ziemlich rasch und bereits am 11. Januar bestieg er ein gut gebautes und mit trefflichen Matrosen bemanntes Schiff, um längs der Ostküste Mindanaos herumsegelnd nach Dávao zurückzukehren. Der Gouverneur des Distrikts Dávao hatte ihm nicht nur dies Fahrzeug verschafft, sondern ihm auch Empfehlungsschreiben an alle Gobernadorcillos (Bürgermeister) jener Küstenorte mitgegeben, welche Montano anzulaufen beabsichtigt.

Gleich zu Anfang der Reise machte er die Erfahrung, daß die besten Seeleute Surigaos durchaus unzuverlässig waren: die erste Nachtstation wurde auf der Rhede von Placer gemacht; Montano ließ seine Mannschaft am Lande übernachten, er selbst zog es vor, mit zweien seiner Muchachos im Schiffe zu schlafen. Als er am Morgen erwachte, fand er sich mutterseelenallein auf dem Fahrzeuge, das sich überdies von seinen hölzernen Ankern losgerissen hatte und nun in der offenen See trieb. Es war ein guter Zufall, daß ein kräftiger Seewind blies und so Montano glücklich wieder die Küste erreichte. Seine Matrosen hatten in der Nacht alles erhaltene Geld vertrunken und die Muchachos hatten ihnen dabei Gesellschaft geleistet. Eine heftige Colla (Regenwetter mit Sturm) hielt den Reisenden zwei volle Tage bei dem kleinen Eiland Cabgan fest. Kaum war es mit der Witterung etwas besser geworden, als Montano auf die Mündung des Rio Gigaquit den Kurs seines Fahrzeuges lenkte, um dort seinen Mundvorrath zu ergänzen, der durch die Naschhaftigkeit und Freßlust seiner Leute erheblich geschmolzen war. Ein starker Nordost trieb das Schiff rasch dem Ziele zu, man befand sich nur noch einige Kabellängen von der Mündung des Gigaquit entfernt, als mit einem Male die Wellen sich erheblich vergrößerten. Montano, der bereits

Digitized by Google

ſich hinlänglich von der Kopfloſigkeit ſeiner Leute überzeugt hatte, zog alle Segel bis auf eines ein, ſein Schickſal nun dem Walten der Gottheit anheimſtellend, denn von ſeinen Matroſen hatte er nichts zu hoffen. Schon war man an der Barre angelangt, da ſah man eine ſchaumgekrönte Wogenmauer ſich mit außerordentlicher Schnelligkeit von rückwärts heranwälzen; Montano hielt ſich ſchon verloren. Die Rieſenwelle brauſte über das Fahrzeug, ſo daß dieſes in derſelben völlig verſchwand, doch ſank es zum Glück nicht unter; die Auslieger hatten eine Kataſtrophe verhindert, die ſonſt unvermeidlich geweſen wäre, da das Schiff ganz mit Waſſer erfüllt war. Ehe die zweite Welle heulend herankam, hatte die Mannſchaft zum Ausſchöpfen Zeit genug. Acht bis zehnmal wiederholte ſich dieſer Vorgang, bis der letzte Wogenprall das Boot in das ruhige Fahrwaſſer des Rio Gigaquit ſchleuderte, eines ganz kleinen Flüßchen, deſſen Aeſtuarium aber vielen Schiffen zum Hafen dienen könnte, wenn eben nicht das Einlaufen gar ſo gefahrvoll wäre.

Die ſchlimmen Erfahrungen, welche der Reiſende auf dieſer kurzen Küſtenfahrt durchgemacht hatte, ſchreckten ihn von der Ausführung ſeines Planes nicht zurück. Da aber das Wetter ſich beharrlich ungünſtig zeigte und eine Aenderung deſſelben vor dem Eintritt der nächſten Jahreszeit nicht zu erwarten war, ſo entſchloß ſich endlich Montano, bei der Punta Tugas umzukehren, zumal auch bei einem Unwetter einer ſeiner Muchachos von den Wogen ins Meer geſpült und nur mit Mühe vom Tode errettet worden war. Durch dieſen Vorfall abgeſchreckt, änderte Montano ſeinen Plan; er beſchloß von Butúan nach Bunáuan zu reiſen, von hier aus über die Küſtencordillere ſich nach Bislig zu begeben, um hier erſt ſich wieder nach Dávao einzuſchiffen.

Die Fahrt zur See von Surigao nach Butúan ging raſch von ſtatten; Montano fand hier wieder Gelegenheit, die Beobachtung anzuſtellen, daß die Gezeiten an der Oſtküſte Mindanaos und der Bai von Butúan einander entgegengeſetzt ſind. Nun hieß es den ſchon wohlbekannten

An der Barre des Rio Gigaquit. (Nach einer Skizze des Reiſenden.)

Rio Agúſan, diesmal aber ſtromaufwärts, zu beſchiffen; man kam aber nur langſam vorwärts, denn es war Hochwaſſer eingetreten. Die am Ufer des Agúſan gegründeten Dörfer der erſt jüngſt zum Chriſtenthum bekehrten Manobos waren der Ueberſchwemmung halb zum Opfer gefallen: alle Saatfelder ſtanden unter Waſſer und es drohte eine Hungersnoth einzutreten. Den Pueblo Amparo fand Montano ganz verlaſſen vor, doch trug der Agúſan keine Schuld daran; der Reiſende erfuhr vielmehr, daß er ſelbſt die Urſache wäre, weshalb Amparos Bewohner die Niederlaſſung verlaſſen hätten, um ihr früheres ungebundenes Waldleben wieder von neuem aufzunehmen. Bei ſeiner erſten Reiſe den Agúſan ſtromabwärts hatte nämlich Montano an jenem Orte an mehreren Manobos anthropologiſche Meſſungen vorgenommen. Dies hatte den Argwohn der abergläubiſchen Leute erweckt und ein ehemaliger Häuptling, der die Einbuße ſeiner früheren Würde, ſowie die Inſtitution der Monogamie als eine ſchwere Laſt empfand, benutzte die Abweſenheit des Jeſuitenmiſſionars und die Aufregung der Dorfbewohner, um dieſelben zur Flucht in die Wälder zu bewegen. Amparo iſt ſeitdem nicht wieder aufgebaut worden, obwohl ſeine ehemaligen Inſaſſen ſich wieder unterwarfen; ſie wurden in anderen Pueblos angeſiedelt. Dieſe ehemaligen Dattos ſind in der That den Beſtrebungen der Miſſionare ſehr hinderlich, da ſie durch den Uebertritt ihrer Leute zum Chriſtenthum alle Sklaven verlieren und keine Kopfjagden mehr veranſtalten dürfen und dabei oft einem ehemaligen Feinde, der nun zum Bürgermeiſter gewählt iſt, Gehorſam leiſten ſollen. Die anderen der Plebs angehörigen Conquiſtas oder Reducidos (neue Chriſten) werden andererſeits durch die „alten Chriſten", d. h. Viſayas, zur hellen Verzweiflung getrieben, welche im Auftrage der Behörden ſich unter dieſen Söhnen der Wildniß niederlaſſen, um dieſelben in das civiliſirte Leben einzuführen, welche aber ihre Stellung meiſt dazu ausbeuten, daß ſie, den Leichtſinn und die Unwiſſenheit der Conquiſtas benutzend, ſo lange Waaren auf Kredit liefern, bis alles Hab und Gut des Wilden dem Blutſauger verfällt; kein Wunder, daß dann der ſo Betrogene mit ſeiner Familie in den Schoß der Wildniß zurückkehrt. In

Digitized by Google

Talacógon traf Montano mit dem Pater Urios zuſammen, der eben zwei Baganis (ſ. oben), welche mehreren Neuchriſten den Kopf abgeſchlagen hatten, mit den Cuadrilleros (ſ. oben) des Pueblos eingefangen hatte.

Nach achttägiger Fahrt erreichte der Franzoſe am 27. Januar Bunáuan; hier mußte die große Banca mit zwei leichten Kähnen vertauſcht werden, mit denen man nun den Rio Simulao, der zwiſchen dicht bewaldeten, aber menſchenleeren Ufern dahinſtrömt, hinauffuhr, bis man das von neubekehrten Mandayas [1]) bewohnte Tudela erblickte.

Hier hieß es wieder unterhandeln, denn es galt, die beiden Kähne, auf denen man nach Tudela gekommen, gegen Fahrzeuge von geringerem Tiefgange auszutauſchen, da der Rio Simulao in ſeinem Oberlaufe ſeicht und voll von Stromſchnellen iſt. Nicht ohne Schwierigkeiten ſetzte ſich

Manobohäuptling aus dem Innern von Mindanao.
(Nach einer Photographie von Montano und Rey.)

Mandayakrieger aus dem Innern von Mindanao.
(Nach einer Photographie Montano's.)

Montano endlich in den Beſitz des Gewünſchten, um unter ſtrömendem Regen den Simulao bis zu dem Punkte zu befahren, wo der Miaga in denſelben einmündet, welchem man bis zu der Stelle, wo ſich der Bach Dugan in denſelben ergießt, verfolgte. Der Dugan ſpringt von Cascade

[1]) Wohl ein Irrthum des Autors, denn der Padre Saturnino Urios berichtet (Carta al R. P. Superior Juan B. Heras, de dato Bunáuan 1 de Noviembre de 1879), daß er Tudela durch Anſiedelung mehrerer bisher in der Nähe Bunáuans ſeßhaften Manobo-Tribus gegründet hätte. Es iſt jedenfalls möglich, daß unter den Manobos von Tudela ſich auch Mandayas befinden, denn die Miſſionare ſtreben danach, die Stammesunterſchiede unter den Neubekehrten zu verwiſchen; dies geſchieht eben am beſten durch gemeinſame Niederlaſſung in einem Orte. Montano dürfte zufällig nur mit Mandayas in Tudela zuſammengekommen ſein; daher ſeine Annahme.

zu Cascade, welche durch Andeſitblöcke, welche das Bett erfüllen, hervorgerufen werden. Am Fuße des Monte Bucan (auch Monte Bislig) genannt, wurde übernachtet. Den folgenden Tag (31. Januar) erſtieg Montano die Höhe, den Paſo de Sanguijuelas der Spanier, ſo benannt, weil zahlreiche Landblutegel die Reiſenden hier ſtark beläſtigen, von welcher Plage aber der Reiſende verſchont blieb. Durch die Böswilligkeit oder die Unkenntniß des von Tudela mitgenommenen Führers geſtaltete ſich der Abſtieg zum Rio Bislig ſchwieriger, als dies ſonſt der Fall zu ſein pflegt; da es überdies ſtark regnete, ſo erreichte Montano erſt am 31. Januar den geſuchten Fluß, der trotz der Kürze ſeines Laufes eine anſehnliche Tiefe und Breite beſitzt. Die Fahrt ging nun zu Schiffe weiter und bald langte die Expedition glücklich in Bislig ſelbſt an. Dieſe Stadt iſt eine der älteſten Biſaya-Niederlaſſungen an der Oſtküſte Mindanaos; leider wird ihre Lage an der Mündung eines tiefen Fluſſes durch den Umſtand beeinträchtigt, daß die Rhede dem Anprall der Nordoſtwinde ſchutzlos preisgegeben iſt, ſo daß zur Zeit der nördlichen Monſuns der Seeverkehr beinahe gänzlich eingeſtellt werden muß. Daſſelbe iſt bei allen pacifiſchen Küſtenplätzen des Diſtrito Surigao und der Comandancia Bislig der Fall; erſt im Diſtrito Dávao gelangt man zu einer gegen den Nordoſt geſchützten Bucht, der Enſenada de Pujaga (Pujada).

Montano verbrachte in Bislig zwei ſehr angenehme Tage Dank der freundlichen Aufnahme des Gouverneurs, welcher gern den europäiſchen Gaſt noch länger bei ſich

Marſch an der Oſtküſte Mindanaos. (Nach einer Skizze des Reiſenden.)

behalten hätte. Dieſen aber drängte es, ſeine Mindanaoreiſe bald abzuſchließen, denn er begann bereits zu kränkeln. Als das bisher unfreundliche Wetter ſich aufzuheitern begann, ließ Montano ſich nicht weiter von ſeinem ſpaniſchen Wirthe feſſeln; unter Beihilfe deſſelben miethete er eine große mit fünf Matroſen bemannte Banca, um nun der Küſte folgend gegen Süden zu ſteuern. Bei der Einmündung eines kleinen Flüßchens ſüdlich der Punta Sancó wurde gelandet; Montano's Leute benutzten die Nacht, um den Proviant der Expedition zu vermehren: mit Fackeln verſehen wateten ſie in dem Waſſer jenes Eſtero (ſo nennt man auf den Philippinen ſowohl ſelbſtändige kurze Flußläufe und -arme als auch Kanäle) herum; durch das Licht angelockt, ſchwammen die Fiſche ſo nahe heran, daß ſie leicht mit einem Schlage des Bolo (Waldmeſſer) getödtet werden konnten.

Ohne einen Zwiſchenfall langte der Reiſende glücklich in Catel Nuevo an (4. Februar). Von der Punta Tambog bis hierher liegen Korallenbänke bis zur ſteil abfallenden Küſte, die aus Melaphyr beſteht. Catel Nuevo heißt bei den Eingeborenen Dacuang Banua, d. h. die große Ortſchaft; es wurde erſt vor kurzer Zeit gegründet, indem die Jeſuiten einen großen Theil der Bewohner von Catel Viejo bewogen, ihre alte Heimath zu verlaſſen und hier ſich anzuſiedeln. Solche Ueberſiedelungen bieten in dieſem Theile der Philippinen keine Schwierigkeiten dar, denn die Rohrhütten ſind ſchnell fertig und herrenloſer Ackerboden in reichlicher Fülle vorhanden. Die Miſſio-

nare hatten dieſe Ueberſiedelung aus dem Grunde veranlaßt, um die neubekehrten Mandayas gleich in fertige Hütten zu ſchaffen und ihnen ſchon bebauten Boden zu übergeben; die Viſayas von Catel Viejo waren aber gern auf den Tauſch eingegangen, weil der Ankerplatz von Dacuang Banua ein beſſerer iſt als jener ihrer erſten Heimath. Am 5. Februar ſegelte der Reiſende nach Catel Viejo ab, ein heftiger Wind und hoher Wellenzug zwang ihn aber zu landen und zu Fuße nach dem genannten Orte zu marſchiren. Der Weg führte hier durch einen Wald von Dagtap (Caſuarineen [1]).

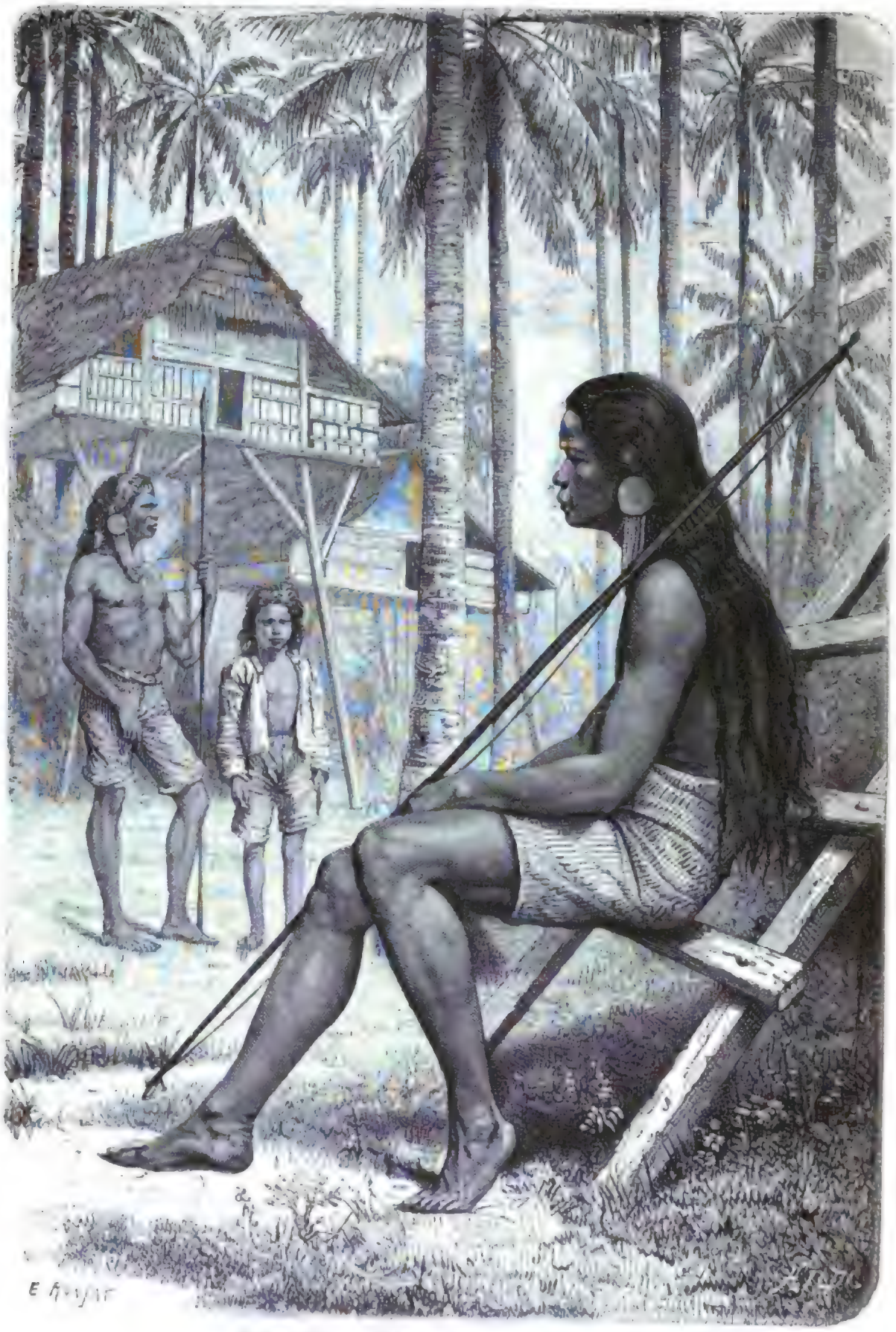
Es wurde beſchloſſen, die Reiſe nunmehr zu Lande fortzuſetzen; man mußte demnach ſich nach Gepäckträgern umſehen; dieſe waren aber ſchwer aufzutreiben, denn die in Catel Viejo angeſiedelten Mandayas hatten keine Luſt, dem Weißen in ferne Länder zu folgen. Endlich gelang es, vier Männer und zwei Büffel zu miethen. Letztere waren an Schlitten vorgeſpannt, welche recht raſch über den Sand des Strandes glitten. Dieſes Transportmittel that anfangs gute Dienſte, bald aber blieben die Schlitten überall hängen, ſo daß nichts Anderes übrig blieb, als ſie auseinander zu nehmen und das darauf befindliche Gepäck den Büffeln mit Lianen auf den Rücken zu binden. In ſtrömendem Regen ging es nun weiter durch Wälder, welche aus Baletes (Ficus indica, L.), Taliſays (Terminalia Catappa, L., eine Combretacea), Bitoons (Barringthonia speciosa, L.) und Caſuarineen ſich zuſammenſetzten, auch Rhizophoren zeigten ſich an dieſer Küſte, deren Saum von

Landſchaft in Oſt-Mindanao, im Vordergrunde zwei Bancas vor Anker. (Nach einer Skizze des Reiſenden.)

zertrümmerten Korallenbänken gebildet wurde, an denen ſich die Wogen des Stillen Oceans hochaufbäumend brachen. Affen und Wildſchweine belebten die Landſchaft. Von dem Einbruche der Dunkelheit in der Wildniß überraſcht, ſah ſich die Geſellſchaft genöthigt, auf einem Felſen die Nacht ohne Feuer, ohne Lebensmittel in ſtrömendem Regen zuzubringen.

Am anderen Tage, den 7. Februar, erreichte man die Mandayaniederlaſſung S. Juan, deren Kapitän oder Vorſteher dem Reiſenden einen mageren Gaul lieh. Das Thier war aber ſo ſchwach, daß es den Reiter nicht tragen konnte und da es auch ſonſt ſich nur mit Mühe weiter zu ſchleppen vermochte, ſo verfiel Montano auf die originelle Idee, die gebrechliche Rozinante von einem der Büffel ziehen zu laſſen, was in der Weiſe geſchah, daß man die Zügel des Roſſes an den Schweif des Wiederkäuers feſtband. In dieſer Ordnung ſchlängelte ſich der Zug durch den Wald, durchnäßt von dem unaufhörlichen Regen. Der Pfad, welcher den Grat des in die Punta Bagoſo auslaufenden Höhenzuges überſchreitet, bot viele Schwierigkeiten dar, denn er war nicht nur ſteil und mit ſpitzigen Felsſtücken beſäet, es durchkreuzten ihn auch tiefe Bäche und noch tiefere Schlamm- und Waſſerpfützen und Löcher. Man war gerade bei einem der letzterwähnten Hinderniſſe angelangt und Montano fragte ſich im Stillen, ob die

[1] Auch an der Oſtküſte Luzons findet man Caſuarinendickichte.



Guiangakrieger. (Nach einer Photographie Montano's.)

Digitized by Google

Thiere hinüber kämen, als mitten im Tümpel plötzlich der stärkste der Büffel zusammenbrach und verendend immer tiefer in den Schlamm sank, trotz allem Rütteln und Schreien der Treiber. Während Montano zwei der Muchachos nach dem nächsten Orte vorausschickte, ließ er den verunglückten Büffel abladen; mit einem Male kam wieder Leben in das todt geglaubte Thier, so daß man es endlich wieder glücklich ans Land bringen konnte. Seine Last, die durch das eingedrungene Wasser doppeltes Gewicht erlangt hatte, wurde verringert und bald konnte man Quinablangan erreichen, von wo aus auf die Nachricht von dem Unfalle der Missionar P. Peruga einige Bisayas dem Reisenden entgegengeschickt hatte.

Von hier aus marschirte Montano nach der Bisayaniederlassung Dapnan (8. Februar), die er in einer großen Aufregung antraf; denn vor zwei Tagen hatten Mandayakrieger einige zu dem Orte gehörige Hütten überfallen, sechs Bisayas niedergemetzelt und mit mehreren Gefangenen das Weite gesucht, ohne mehr als drei ihrer Leute verloren zu haben. Es lag hier ein Akt der Blutrache vor. Am Abend desselben Tages wurde in Baganga Halt gemacht, einem von „Altchristen" bewohnten Orte; die Insassen (1500 an der Zahl) sind größtentheils Mischlinge von Bisayas und Mandayas. Von dem hier stationirten Missionspfarrer lieh sich Montano ein Pferd, das ihm sehr zu statten kam, denn der Weg wurde von Tag zu Tag schlimmer. Die Ostküste von Mindanao wird nämlich von einer von Nord nach Süd streichenden Gebirgskette durchzogen, von welcher sich eine Reihe von Aesten gegen Ost abzweigen. Von der Punta Bagoso an werden diese Nebenketten immer schroffer und steiler und greifen immer mehr ins Meer hinaus. Dadurch entsteht eine Reihe von Buchten und Baien, von einander getrennt durch schroffe Höhenzüge, über welche elende Pfade führen, wo es beständig gilt, über Bäche zu setzen, Schluchten zu erklettern, Schlammlöcher zu durchwaten oder zu umgehen und die Lianen zu durchhauen, welche den Weg im Walde versperren. Unter solchen Schwierigkeiten ging es nun weiter; man pries sich nur glücklich, daß von Manoligao und Santa Fé an der Regen aufhörte.

Bei Caraga erblickte Montano seit langer Zeit wieder einmal eine Cogon-Prärie, aus welcher Bäume hervorragten. Hier wurde zwei Tage gerastet. Es war nicht allein die Ermüdung, welche den Reisenden verhinderte, die an hohen Wasserfällen reiche Umgebung der alten Stadt zu durchstreifen; ein heftiger zwischen den Caragueños (Bewohnern von Caraga) und den Mandayas entbrannter Krieg lud zur Vorsicht ein: in Caraga sprach man von nichts Anderem, als niedergebrannten Hütten und abgeschlagenen Köpfen.

Am 12. Februar wurde wieder aufgebrochen; Santa Maria und Zaragoza[1]) sowie Manay boten nichts Interessantes: die Niederlassungen der unterworfenen Mandayas gewährten einen traurigen Anblick, denn Nachlässigkeit und Trägheit trat überall zu Tage. In Mampanon (14. Februar) miethete sich Montano einen neuen Gaul, mußte ihn aber ebenfalls durch einen Büffel ziehen lassen. Die Leute des Franzosen bewegten sich nur mit Mühe vorwärts, denn ihre Füße waren wund und zu allem Ueberfluß begann es wieder zu regnen. Auch mit den Lebensmitteln sah es schlecht aus, denn da die Eingeborenen sehr genügsam sind und nur für den eigenen Konsum bauen, so war in den Dörfern, die man bisher passirte, nur wenig zu bekommen. So langte man ermüdet am Rio Baguan an (14. Februar), einem durch seine Wasserfülle sehr ansehnlichen Flusse. Der Versuch, mit schnell zusammengefügten Flößen hinüber zu setzen, mißlang und so blieb bei der Erschöpfung der Leute nichts Anderes übrig, als am nördlichen Ufer des Baguan im Freien zu kampiren. Am anderen Morgen kam die Gesellschaft glücklich über den Fluß. In der Wildniß stieß man auf einige Mauren, welche eben auf der Hirschjagd begriffen waren. Sie geleiteten Montano nach ihrem Dorfe Lucatan, das auf ihn wegen der Munterkeit und des lebhaften Treibens seiner Bewohner einen besseren Eindruck machte, als die stillen und öden Niederlassungen der unterworfenen Mandayas. Der Datto von Lucatan suchte dem Reisenden den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen; er setzte ihm sogar einen durch den Koran verpönten Wildschweinsbraten vor, dem Montano aber zu seinem eigenen Bedauern nicht zusprechen konnte, da ihn wieder ein heftiger Fieberanfall packte.

Der schmale Isthmus, welcher die Ensenada de Mayo von der Bucht von Pujaga trennt, bot den Wanderern keine Schwierigkeiten dar; dennoch bewirkte die Erschöpfung der Leute, daß man nur langsam vorwärts kam. In Mati wurde trotz der Ermüdung aller Mitglieder der Expedition kein längerer Aufenthalt genommen. Man setzte über die Wasser der herrlichen Ensenada de Pujaga hinüber nach dem Puerto Balete, der vortrefflich zur Anlage von Quais und Docks geeignet wäre, die bei der natürlichen Beschaffenheit des Platzes nicht viel Kosten erfordern würden. Von hieraus marschirten die Reisenden über den schmalen Landrücken, welcher die Bai von Pujaga von dem Golf von Dávao trennt. In Sumlug, an den Ufern des letztgenannten Meerbusens, stieß Montano auf flüchtige Mauren vom Rio Hijo, welche hier vor den Nachstellungen der Mandayas Schutz zu finden hofften. Etwas weiter von diesem Orte begegnete er anderen Emigranten; es waren Guiangas, welche, verdrängt von feindlichen Nachbarn, hier ein Asyl suchten. Am 22. Februar endlich erreichte die Expedition den Ausgangspunkt ihrer Kreuz- und Querfahrten durch das östliche Mindanao, die Stadt Dávao. Damit war die eigentliche Forschungsreise Montano's beendet. Ueber Polloc, Basilan, Zamboanga, Ilo-ilo begab sich der französische Gelehrte nach Manila, wo er sich im April 1881 einschiffte, um in sein Vaterland zurückzukehren.

[1]) Seither ist Zaragoza südlicher verlegt worden.

Digitized by Google

Muſik und Geſang bei den Chineſen.

Von **Emil Metzger.**

Wenn man von den Wanderverſammlungen der Gelehrten und Künſtler, der Kaufleute und Gewerbetreibenden abſieht, ſind wohl die Ausſtellungen, die in den verſchiedenſten Ländern unter den verſchiedenſten Namen gehalten werden, eins der charakteriſtiſchſten Zeichen unſerer Zeit. Wiewohl ſcheinbar den verſchiedenſten Zwecken dienend, iſt doch allen, beſonders in neuerer Zeit, ein gemeinſchaftlicher Stempel aufgeprägt: welchem ſpeciellen Zweige des menſchlichen Gewerbefleißes, der menſchlichen Kunſt, des menſchlichen Wiſſens ſie auch dem Namen nach gewidmet ſein mögen, in Wirklichkeit dürfte es ſchwer ſein, irgend einen Gegenſtand zu erſinnen, dem die Schranken irgend welcher beliebigen Ausſtellung verſchloſſen blieben.

So kann man ſich auch nicht wundern, daß die erſte Anregung zu dieſem Aufſatz durch die Health Exhibition zu London gegeben wurde, wo man Gelegenheit hatte, chineſiſche Muſik zu hören, während auch der Katalog der chineſiſchen Abtheilung manche intereſſante Belehrung über Chineſen und Chineſiſches gab [1]). Dieſes kleine, vom Generalinſpektor der chineſiſchen Zollbehörde, Sir R. Hart, herausgegebene Buch darf warm empfohlen werden.

Vierzig und einige Inſtrumente ſind auf der Ausſtellung vertreten geweſen; eine Aufzählung derſelben ohne nähere, durch Abbildungen erläuterte Beſchreibung kommt mir ziemlich zwecklos vor, weshalb ich mich begnüge, einzelne Bemerkungen über dieſelben mitzutheilen. Beinahe die Hälfte der ausgeſtellten Inſtrumente gehörte zur Klaſſe der Schlaginſtrumente, die wieder in vier Abtheilungen [2]), Trommeln (6), Holzinſtrumente (4), Steininſtrumente (1) und Metallinſtrumente (6) zerfallen. Die Trommeln kommen in den verſchiedenſten Abmeſſungen und Formen vor, von der kleinen, wenige Zoll im Durchmeſſer haltenden Trommel der Hauſirer, welche damit das eigenthümliche Erkennungszeichen ihrer Kaſte geben, bis zur großen Orcheſtertrommel, dem Tamburin und der blumengeſchmückten Trommel des fahrenden Sängers. Von den Holzinſtrumenten ſind nur die Kaſtagnetten bei der weltlichen Muſik im Gebrauch, der Tſchu dagegen, ein viereckiger Kaſten, auf dem das Zeichen zum Anfang, ſowie der „kriechende Tiger“ (Wu), auf dem das Zeichen zum Aufhören gegeben wird, der kaiſerlichen Muſik, der „hölzerne Fiſch“ (Mu Yu), endlich den Bonzen zum Angeben des Taktes bei dem Herſagen ihrer Gebete vorbehalten. Eigenthümlich ſind die Te Tſch'ing, tönende Steine, über die einige Worte eine Stelle finden mögen. Die Chineſen waren die erſten, welche entdeckten, daß gewiſſe Steine das Vermögen haben, muſikaliſche Töne hervorzubringen und ſo bearbeitet werden können, daß ſie die Töne der Oktave wiedergeben. Einige alte Inſtrumente wurden von Nephrit gemacht und für den kaiſerlichen Gebrauch reſervirt; jetzt werden dieſelben von einem ſchwarzen Kalkſtein verfertigt. Steininſtrumente ſind ungemein ſelten, werden vom Volke als Heiligthümer betrachtet und nur bei kaiſerlichen Ceremonien gebraucht. Die hierher gehörigen Metallinſtrumente beſtehen aus Gongs (Lo) und den verſchiedenartigſten Glocken und Glockenſpielen, die je nach der Beſtimmung verſchiedene Formen und Namen haben.

An die Schlaginſtrumente reihen ſich die Blasinſtrumente, die entweder aus Bambu, Rohr und Holz (6), aus Stein (3), Metall (4) und Holz und Metall (2) verfertigt ſind. Unter ihnen findet man ebenfalls Inſtrumente, welche ausdrücklich für den Gebrauch bei kaiſerlichen und religiöſen Feſtlichkeiten vorbehalten werden. Auch die Saiteninſtrumente, die entweder mit der Hand oder einem Plektrum angeſchlagen oder mit einem Bogen geſtrichen werden, ſind in großer Anzahl und mannigfachen Formen vertreten; auf der Ausſtellung zählte man von den erſteren acht, von den letzteren zwei Arten. Unter ihnen verdienen beſonders erwähnt zu werden die Pi-Pá, eine ballonförmige Guitarre, welche in den volksthümlichen Kapellen unentbehrlich, und die mondförmige Guitarre, welche ein Lieblingsinſtrument des ſchönen Geſchlechtes iſt; ferner zwei Arten von Violinen, die Hu Tſch'in und Erh-Hſien, erſtere vier-, letztere zweiſaitig, welche ebenfalls ſehr verbreitet ſind.

Noch ein eigenthümliches Inſtrument möge hier erwähnt ſein, wenn es auch ſtreng genommen nicht hierher gehört: die Taubenpfeife zum Verſcheuchen von Raubvögeln. Dieſe Inſtrumente werden je einer Taube von jedem Schlage an den Schwanz gebunden; wenn ſie herumfliegen, pfeift der Wind durch die Röhre, welche die Form einer Orgelpfeife hat und bringt einen traurigen, klagenden Ton hervor, der, wenn das Ohr ſich etwas an denſelben gewöhnt hat, durchaus nicht unangenehm klingt.

Nachdem wir zunächſt die gebrauchten Inſtrumente im allgemeinen kennen gelernt haben, gehen wir auf die mit denſelben ausgeführte Muſik etwas näher ein. Die Chineſen nehmen für dieſelbe ein ſehr hohes Alter in Anſpruch; nach ihren Annalen hat ſie Kaiſer Fuſſi, etwa 3000 Jahre vor unſerer Zeitrechnung, erfunden, doch erſt unter Huang-Ti (2700 v. Chr.) kam man zu einer gewiſſen Theorie der Muſik, die ſogar mit Maß, Gewicht und Münze im Zuſammenhang ſtand, wie Dr. Wagener in einem vor einigen Jahren in der deutſch-aſiatiſchen Geſellſchaft gehaltenen Vortrage auseinandergeſetzt hat. Da neulich noch an dieſen Zuſammenhang erinnert worden iſt [1]), möge derſelbe hier angedeutet ſein.

Der Gelehrte Lyng lun, vom Kaiſer mit der Feſtſtellung eines muſikaliſchen Syſtems beauftragt, begab ſich nach Sipung, wo eine für Blasinſtrumente beſonders geeignete Bambuſorte wächſt; er verfertigte ein Inſtrument und als er es verſuchte, gab es einen Ton, dem ſeiner eigenen Stimme gleich, wenn er nicht aufgeregt war, und auch die Wellen des Hoang-Ho murmelten im gleichen Tone. Während der Gelehrte ſich ſeiner Erfindung freute, erſchien der fabelhafte Vogel Fung Hiang, ließ ſich, von ſeinem Weibchen begleitet, auf einem Zweige in der Nähe Lyng-lun's nieder und beide ließen je ſechs Noten ertönen; die tiefſte,

[1]) Chine, Imperial Maritime Customs. Illustrated Catalogue of the Chinese Collection of Exhibits for the International Health Exhibition. London 1884.

[2]) Die eingeklammerten Ziffern geben die Zahl der auf der Ausſtellung vertretenen Inſtrumente an.

[1]) „Nature“ vom 9. Oktober 1884.

Digitized by Google

welche das Männchen sang, war genau derjenigen gleich, welche das Instrument gab; der Gelehrte bildete nun die elf anderen Töne auf Bambu von verschiedener Länge nach, und nun kam es darauf an, die Länge derselben zu fixiren, um den Ton zurückfinden zu können.

Hierzu benutzte Lyng-lun das Korn einer Gerstenart (Sorghum rubrum). Die Länge des Rohres, welches den Grundton gab, wurde gleich der Breite von 100 oder der Länge von 81 Körnern gefunden (9 × 9 und 10 × 10); daraus ergaben sich die Maße: 1 fen (die Breite des Korns), 10 fen = 1 tsun, 10 tsun = 1 tsche, 10 tsche = 1 tschang, 10 tschang = 1 my. Der innere Umfang des Rohres wurde auf neun Längen des Korns festgestellt; dabei betrug der Inhalt 1200 Körner, und diese in zwölf Theile für die zwölf Noten getheilt, gaben für jede 100 Körner. Das Gewicht dieser 100 Körner bildete die Einheit (wurde jedoch noch in 10 × 10 Theile, ein Theil gleich dem Gewichte des einzelnen Korns, getheilt). Später wurde auch das Münzsystem hiermit in Zusammenhang gebracht; der Leang, der etwa der englischen Unze entspricht, gab das Metallgewicht an, welches für ein Tael verbraucht wurde. Die Musik gelangte nun zu großem Ansehen; doch als später Tsin-shih-Huangti (246 v. Chr.) die Zerstörung aller Bücher und Musikinstrumente dekretirte, schien sie ihrem Verfall entgegenzugehen. Spätere Kaiser, namentlich Yuentsung und Kanghsi (720 und 1721 n. Chr.), suchten ihr zwar ihren früheren Glanz zurückzugeben; einander widersprechende Ansichten der Gelehrten jedoch scheinen eine bedenkliche Verwirrung in das System gebracht zu haben. Die zwölf Töne des Lyng-lun, die in zwölf Halbtöne vertheilte Oktave, waren einfach zwölf große Quinten, die in den Raum einer Oktave zusammengelegt waren, c, d, e, fis, g, a, h, c; übrigens wurden bis zur Yin-Dynastie nur die Töne c, d, e, g, a, gebraucht. Später wurde durch Hublai-Chan, den Schwiegersohn von Tschimgis-Chan, f anstatt fis in die Skala eingeführt, so daß dieselbe mit der unserigen ganz identisch war. Es würde zu weit führen, alle die Modifikationen hier mitzutheilen, die einander folgende kunstsinnige Herrscher eingeführt haben; es genüge die Mittheilung, daß die jetzt gebräuchliche Skala aus den Noten Ho (c), Sze (d), Yi (e), Shang (f), Tsche (g), Kung (a), Fan (h), Lui (c) zusammengesetzt ist.

Namentlich durch den Gebrauch des f ist die Stellung der halben Töne im Vergleich mit der klassischen Musik verändert, doch muß bemerkt werden, daß die Chinesen es nur ausnahmsweise verstehen, von den halben Tönen den richtigen Gebrauch zu machen; thatsächlich gebrauchen auch sie nur fünf Töne: c, d, f, g, h, c, als auch eine von der alten Skala abweichende Folge. Die Musik wird wie die gewöhnliche Schrift in Vertikalreihen von rechts nach links geschrieben, kann aber, wie sich aus folgendem ergiebt, nicht vom Blatte gelesen werden. Man kann nämlich den Werth der einzelnen Note nicht andeuten, da man keine unterscheidende Zeichen für halbe, viertel ꝛc. Noten hat. Hier und da wird wohl der Versuch gemacht, eine Note von längerer Dauer etwas breiter zu schreiben, doch geschieht dies nur ausnahmsweise und ziemlich willkürlich. Dazu kommt, daß Ruhepunkte, Pausen, Eintheilung in Takte beinahe ganz unbekannte Dinge sind; ein kleiner Winkelhaken, der gelegentlich angewendet wird, kann für jedes Intervall gebraucht werden und hat keinen bestimmten Werth. Endlich gebrauchen die Chinesen keine chromatische Tonleiter und haben nichts, was unserem ♯ und b gleicht, d. h. Zeichen, die in einem Musikstück gewisse Noten erhöhen oder erniedrigen, wodurch unserer Musik ein so eigenthümlicher Reiz verliehen wird. Daß der chinesische Musiker bei dem Lesen eines ihm unbekannten Stückes häufig in Verlegenheit kommen muß, kann man sich nach obigem leicht erklären; auch der geübteste Dirigent kann die Form eines neuen Stückes nur muthmaßen, die Bedeutung der geschriebenen Noten aber vermag er erst zu entziffern, wenn er das Stück spielen hört. Man lernt daher alle Melodien nur mit Hilfe der Ueberlieferung, außerdem aber werden sie fortwährend nach dem persönlichen Geschmack des Vortragenden verändert, so daß nach Verlauf einiger Zeit die Weise manchmal eine ganz andere geworden ist. Kaum wird man zwei Musiker finden, welche bei Ausführung desselben Stückes genau dieselben Noten spielen. Im allgemeinen scheint man jedoch auf genaue Einhaltung der Tonstufe und der Intonation keinen besonders hohen Werth zu legen; man ist mit einer gewissen Annäherung zufrieden und in dem Umfange von zehn oder zwölf unveränderten Noten finden die Musiker eine unendliche Zahl von Melodien, welche den Anforderungen des bescheidenen Geschmacks vollkommen genügen.

Ein großer Unterschied besteht zwischen der kirchlichen und volksthümlichen Musik. Erstere begreift alle Musik, die am Hofe oder bei den religiösen Ceremonien der Jutschiao, der Religion der Litteraten, deren oberstes Haupt der Kaiser ist, aufgeführt wird, in sich; diese Festlichkeiten werden an bestimmten Tagen zur Verehrung der verschiedenen Geister begangen und finden meistens in den frühen Morgenstunden statt, so daß sie mit Sonnenaufgang beendet sind. Der Kaiser erscheint bei solchen Gelegenheiten selbst oder sendet einen Prinzen, auch wohl einen hohen Beamten als Stellvertreter. Alles bis zu den kleinsten Einzelheiten, die Zahl der Musikanten und Tänzer, der Instrumente, der Geräthschaften aller Art, der Bewegungen, der Kniebeugungen, sogar die Worte, die gesprochen werden, ist genau bestimmt. Die bei solchen Gelegenheiten ausgeführte Musik besteht gewöhnlich aus Hymnen, welche unisono von sechs Vorsängern gesungen werden; die Begleitung, auch unisono oder in der Oktave, wird vom ganzen Orchester exekutirt. Die Noten der Hymnen sind alle von gleicher Länge, die Bewegung ist äußerst langsam. Die Tänzer sind würdige Leute, welche durch ihre Haltung und Bewegungen dem Auge die Gefühle der Anbetung und Verehrung, welche durch die Hymne ausgedrückt werden, ebenfalls zur Anschauung bringen sollen.

Die bei diesen Ceremonien gebrauchten Instrumente werden vom Volke mit ehrfurchtsvoller Scheu betrachtet; man würde es als eine Profanation ansehen, wenn man dieselben bei der volksthümlichen Musik verwenden wollte. Die Kirchenmusik wird von Musikanten, die zu dem an der Spitze des Gottesdienstes stehenden Kollegium gehören, ausgeführt. Die wichtigsten bei diesen Ausführungen gebräuchlichen Instrumente sind folgende:

Steinernes Glockenspiel, bestehend aus an einem Gestell aufgehängten steinernen Platten; gewöhnliches, ebenfalls an einem Gestell aufgehängtes Glockenspiel; siebensaitige Laute, eine solche mit 25 Saiten; Panflöte, bestehend aus 16, in einem Gestell befestigten Bamburöhren; Mundharmonium bestehend aus 17 in einem Flaschenkürbis befestigten Bambu; eine Flöte, die am oberen Ende gespielt wird, ferner eine Querflöte und die oben schon erwähnte Tschu, eine viereckige Holzkiste, welche nur am Anfange jeder Strophe angeschlagen wird, und Wu, der auf einer Holzkiste liegende Tiger. Dazu gehören noch Trommeln in verschiedener Größe, theilweise in einem Gestell aufgehängt, theilweise auf einem Tische ruhend; andere wieder werden in der Hand gehalten; alle sind reich bemalt und verziert.

Digitized by Google

Mit sehr viel weniger giebt sich die volksthümliche Musik zufrieden, unter welcher Bezeichnung wir alle auf dem Theater, bei Aufzügen und auf der Straße gesungenen Musikstücke und Balladen zusammenfassen wollen. Theateraufführungen sind vielleicht das Lieblingsvergnügen der Chinesen. Das Theater trat in China unter der Tanz-Dynastie an die Stelle des Tanzes, welche Kaiser Yuen Tsung (720 n. Chr.) verbot, da er zu zügellos geworden war. Der genannte Kaiser widmete der Leitung des Theaters und der Musik die größte Sorge, er versammelte Künstler jeder Art um sich, richtete Schulen für den Unterricht der Sänger und Schauspieler ein und wählte mehrere hundert Mädchen aus, denen er selbst Unterricht im Gesang gab.

Chinesische Dramen und Stücke von einer gewissen Länge sind gewöhnlich in Akte (che) getheilt; häufig geht ihnen ein Prolog voraus, in dem die verschiedenen handelnden Personen auf die Bühne kommen und ihre Namen, Eigenschaften und die Rolle, welche sie im Stück haben, bekannt machen. Der Gesang ist das Privilegium der Hauptperson des Stückes. Gewöhnlich hat dieselbe eine überaus tugendhafte Rolle; sie trägt in ihrem Liede pomphafte Lobeserhebungen auf alles, was gut und lobenswerth ist, vor. Häufig ist der Gesang eine Art Recitativ und die Art, wie das Orchester in gebrochenen, kurzen Akkorden oder in langen getragenen Tönen denselben begleitet, ist dem sogenannten Recitativstyl des Abendlandes sehr ähnlich. Im allgemeinen besteht der Grundgedanke der chinesischen Stücke darin, daß den Schuldigen früher oder später die gerechte Strafe treffen wird, und daß Ehrlichkeit, kindliche Ehrfurcht und Fleiß ganz gewiß durch Reichthum, Ansehen und Ehre ihren Lohn finden werden; mit einem Worte, die Tugend triumphirt, das Laster wird bestraft.

Da die chinesische Sprache zu Wortspielen sehr geeignet ist und die chinesischen Schauspieler es nie unterlassen, ihre Rolle mit derartigen Verzierungen zu schmücken, so spielen namentlich die unglaublichen Fehler eine große Rolle, welche durch die verschiedene Betonung ähnlicher Worte hervorgebracht werden. Diese Wortspiele sind manchmal von der kindischsten Art, doch das Vergnügen, welches sie dem chinesischen Zuschauer verschaffen, zeigt sich deutlich in dem lauten herzlichen Lachen derselben; für den Fremden sowie in der Uebersetzung gehen sie natürlich zum größten Theil verloren.

Chinesische Gesänge und Balladen gleichen in mancher Beziehung den unserigen; wie diese sind sie in Strophen eingetheilt und auch die in denselben behandelten Gegenstände sind so ziemlich dieselben wie in unseren Gesängen; bald sind sie sentimental oder erzählen traurige Ereignisse, bald sind sie komischen Inhalts; viele sind bedeutungslos und schmeicheln dem Ohre nur durch den Rhythmus. In den meisten Städten bestehen Konzerthallen, wo es dem Publikum für wenige Kasch (ein Kasch etwa gleich einem Pfennig) erlaubt ist, ein Lied oder eine Ballade anzuhören; man überzeugt sich da leicht, daß Musik eine der beliebtesten Unterhaltungen der Chinesen ist; der anhaltende Zulauf der Zuschauer, der ausdauernde Muth, den sie beweisen, indem sie stundenlang in einem peinlich ungemüthlichen Raume aushalten, die gespannte Aufmerksamkeit, mit der sie dem Sänger durch jede Phase eines aufregenden Abenteuers folgen, die große Bewegung, die sie bei der rührenden Darstellung des Schmerzes zeigen, die kindliche Fröhlichkeit, der sie sich hingeben, wenn der Gegenstand lustiger Natur ist, beweisen es deutlich.

Das Orchester ist gewöhnlich ziemlich einfach; es besteht aus einem Sänger, einer Guitarre oder P'ip'a P'ip'a, einer dreisaitigen Guitarre, einer Violine, einer Flöte, Trommeln und Kastagnetten. Alle diese Instrumente spielen unisono mit der Stimme.

Es ist anfänglich schwer, chinesische Melodien aufzufassen; sie hinterlassen keinen bleibenden Eindruck, da sie sich fortwährend von Dur in Moll und umgekehrt bewegen, so daß sie keine entschiedene Klangfarbe zeigen. Eine natürliche Folge dieser Unsicherheit ist der Mangel an Kraft, an Majestät, an Lebhaftigkeit der Dur-Tonarten, aber in Folge der fortwährenden Abwechselung fehlen auch die klagende Trauer, die sanfte Melancholie der Moll-Tonarten; außerdem aber der Wechsel des Ausdrucks und der Bewegung und aus allen diesen Gründen muß, von unserem Standpunkte aus, die Musik monoton erscheinen.

Dem oben erwähnten Kataloge sind verschiedene Musikbeilagen beigefügt, deren erste die Nationalhymne mit vollständiger Begleitung (in b-dur) enthielt; vielleicht interessirt es den Leser, die Worte derselben kennen zu lernen, die wir in möglichst treuer Uebersetzung folgen lassen. „Großer Sohn des Himmels! Der Abglanz Deiner Herrlichkeit scheine in Deinem göttlichen Lande! Durch der Welten weite Räume ist Deine Stimme bekannt und wird gehört, erscheint Deine Macht. Weise Gesetze, unverfälschte Gerechtigkeit — seltene Segnungen — mögen durch Dich Deinem Lande zu Theil werden. Möge das Glück lächelnd Deine Regierung segnen mit dem Segen der reichsten Ernte! Es sei Dir beschieden, die Tugenden zu entfalten, welche die Patriarchen in den ältesten Zeiten zierten, indem Du durch Gesetze und weisen Rath Dich hoch über die Monarchen der früheren Zeit erhebst, während ferne Nationen Tribut bringen als ein Versprechen und eine Gabe des Friedens."

Die anderen beigegebenen Lieder sind alle einstimmig in C-dur gesetzt, entweder im $^3/_4$ oder im $^4/_4$ Takt; ob die Melodien sich viele Freunde erwerben werden, dürfte fraglich sein. Die Sänger selbst, die sich auf der Health Exhibition producirten, schienen auch einigermaßen daran zu zweifeln; ihre Aufforderung zum Eintritt in das Konzert schloß mit dem Refrain:

„Und wollt Ihr nun hören, so macht's Euch bequem
Und wenn Ihr nicht wollt, nicht übel ich's nehm!"

Worauf sie allerdings folgen ließen: „Wenn Euch dieses Lied nicht gefällt, werde ich ein anderes anstimmen, bis es Euch gefällt." Von besonderem Interesse sind die kurzen Inhaltsangaben der gesungenen Lieder, von denen wir einige hier folgen lassen, da dieselben einen schätzenswerthen Beitrag zur Kenntniß des Geisteslebens der Chinesen bilden.

Den Reigen eröffnet das Lied: Chin lan Fang, Allein zu Hause; es entspricht den fünf Nachtwachen und enthält die zarten Klagen und kummervollen Gedanken einer jungen Frau, deren Mann sich im Kriege befindet. Unerwartet kehrt er zurück, und ihre Freude könnte, wie sie sagt, nicht mit einer Tonne Goldes erkauft werden.

Ganz anderen Inhalts ist ein zweites Lied: Wang Ta Niang, Frau Wang genannt. Eine junge Dame, die krank ist, wird von ihrer Nachbarin, Frau Wang, besucht. Letztere will um Hilfe schicken, sie schlägt erst einen Doktor, dann einen buddhistischen, dann einen taristischen, hierauf einen Lama-Priester, endlich eine Zauberin vor; die junge Dame hat für diese Vorschläge kein offenes Ohr: Der Doktor mit aller Medicin, der Buddhist mit seinen Gebeten, der Tarist mit seinen Beschwörungen, der Lama mit seinen Gesängen, die Zauberin mit ihrem Zauberwesen, sie alle können ihr nicht helfen. Sie ist von der

Digitized by Google

Liebe Pfeil schwer getroffen; dies ist die Wahrheit und Frau Wang soll die nöthigen Schritte thun, um eine Heirath zu Stande zu bringen. Wenn sie sich weigert oder wenn dieser Wunsch nicht erfüllt werden kann, will die Schöne gebrochenen Herzens sterben. Hierauf folgt „Der Wittwe Klage", welche die traurige Stellung, in der sich eine Wittwe in China befindet, schildert; ferner „Fächermalen", ein Lied von einer Fächermalerin in Tien-tsin, deren Zustand zunächst beschrieben wird, woran sich eine Schilderung der auf den Fächern vorgestellten Scenen anreiht, und „Der Spiegel", dessen Inhalt ziemlich naiv ist.

Eine junge Schöne befindet sich allein, ihr Mann hat sich nach der Hauptstadt begeben, um das litterarische Examen abzulegen; seit sechs Jahren hat er nichts von sich hören lassen und die ganze Zeit hindurch hat die untröstliche Strohwittwe nicht aufgehört, das Haus mit ihren Klagen zu erfüllen. Der anhaltende Kummer hat sie endlich im höchsten Maße reizbar gemacht; einmal, als sie ihr Gesicht im Spiegel sah, forderte sie denselben auf, ihr des Gatten Bild zu zeigen, was natürlich unterblieb. Sie glaubt, daß vielleicht der Spiegel der Reinigung bedarf. Auf ihren Befehl reibt ihre Dienerin denselben sorgfältig ab, aber alles ist vergebens. Endlich wird die Dame über den widerspenstigen Spiegel so zornig, daß sie ihn mit aller Kraft gegen die Mauer wirft, worauf derselbe in tausend Stücke bricht.

Wenn auch in vielen Liedern die Liebe eine Rolle spielt, so kommen doch auch in anderen ganz andere Sachen vor; wir finden unter den mitgetheilten Proben eine Geschichte von der Entdeckung eines verbotenen Opiumhauses; von der sterbenden Heuschrecke, zu deren prächtigem Begräbniß sich viele ihrer Stammesgenossen versammelten, die jedoch von einem großen Vogel verschlungen wurden; von einem Knaben, dem die Wahrsager einen frühzeitigen Tod prophezeit haben; die tiefbetrübten Eltern wenden sich an den südlichen und nördlichen Stern; diese, durch die rührenden Bitten erweicht, verändern das Schicksal und schenken dem Knaben eine Lebensdauer von hundert Jahren.

Andere Gesänge enthalten Anklänge an auch in Europa allgemein bekannte Legenden. Eine z. B., welche „Die verliebte Schlange", Pien Kuan T'ino heißt, hat folgenden Inhalt: Herr Hsu-hsuan, ein junger Student, befindet sich auf dem Wege, um sein Staatsexamen zu machen; unterwegs wird er von einer jungen Dame angeredet; da es regnet, bittet dieselbe sich unter den Schutz seines aufgespannten Regenschirmes begeben zu dürfen. Beide verlieben sich in einander und verheirathen sich. Zufällig erfährt der Jüngling, daß seine Gattin eine Schlange in Menschengestalt ist und, um ihren Verfolgungen zu entgehen, zieht er sich in ein Buddhistenkloster zurück. Ebenfalls einen bekannten Stoff behandelt ein Lied: Erh Tsien Tsai Yao, die zwei Kräuter sammelnden Geister. Zwei Vettern gingen zu den Bergen, um Kräuter zu pflücken, doch während ihres Ausfluges wurden sie durch eine Fee in den Himmel geführt. Als sie nach Hause zurückkamen, fanden sie alles verändert; kein Mensch war da, den sie erkannt hätten. Als sie ihre Namen nannten, hörten sie mit Erstaunen und Schrecken, daß die Träger derselben vor vierhundert Jahren verschwunden seien. Unter solchen Umständen fassen sie den Entschluß, in die Berge zurückzukehren, von wo sie wieder in den Himmel geführt werden.

Auch die Ironie ist vertreten: Ein Ehemann bittet auf dem Todtenbett seine bessere Hälfte, sich nicht wieder zu verheirathen, bis die Erde auf seinem Grabe ganz trocken geworden ist. Die Frau versprach es; kaum aber war die Leiche des Gatten der Erde übergeben, als sie fand, daß die Erde zu langsam trocknete. Jeden Tag nun besuchte sie das Grab und half mit ihrem Fächer der Natur nach, so sehr wünschte sie wieder zu heirathen. Der Inhalt einiger musikalisch-theatralischen Aufführungen wird ebenfalls mitgetheilt; einige derselben mögen hier folgen. Am Tage seiner Hochzeit muß ein junger Mann sich der Armee anschließen, um gegen die Feinde seines Landes zu fechten. Nach zehn Jahren (und während dieser langen zehn Jahre ist seine Frau, trotz aller Versuchung, ihm treu geblieben) kommt er mit den Abzeichen eines Generals zurück. Er begegnet seiner Frau, die er jedoch nicht erkennt und findet sie so liebenswürdig, daß er nicht unterlassen kann, seine Bewunderung zu äußern; als er einige Minuten später dieselbe Dame in seinem eigenen Hause trifft und vernimmt, daß dies seine jungfräuliche Gattin ist, da überwältigt ihn die Freude und er eilt sie zu umarmen. Doch ehe sie ihm dies erlaubt, muß er eine lange Predigt über seine Untreue und seinen Wankelmuth anhören, weil er ja dem ersten besten hübschen Gesicht, dem er begegnet ist, Aufmerksamkeit geschenkt hat. Ebenso wie dieser behandeln auch die meisten anderen Texte mit Vorliebe lächerliche Scenen des ehelichen Lebens und der Vorbereitungen zu demselben. Zwei verheirathete Freunde beschuldigen einander, unter dem Pantoffel zu stehen; beide leugnen es und es kommt zu einer Wette. Jeder von ihnen zieht im Geheimen seine Frau ins Vertrauen und, um die Wette zu gewinnen, stimmen beide Damen zu, sich eine Zeit lang zum Scheine schlecht behandeln zu lassen. Soweit geht alles gut; beide Männer sind überzeugt, daß der andere seine Frau nicht fürchtet; da aber das erwartete Geld nicht eingeht, prügeln beide Gattinnen ihre respektiven Ehemänner und werfen sie zur Thür hinaus, nachdem sie ihnen ein Plakat auf dem Rücken befestigt haben, worauf geschrieben steht, daß sie ihre Frauen in Wirklichkeit doch fürchten. Ist in diesem Stücke die Frau von der schlimmen Seite aufgefaßt, so wird sie in einem anderen „Der Wurf des Apfels" in günstigerem Lichte gezeigt. Die Tochter eines reichen Beamten hat öffentlich ihre Absicht ausgesprochen, sich in die Ehe zu begeben, und zu diesem Zwecke sind alle jungen Männer des Distriktes aufgefordert, sich in ihrem Hause einzufinden, um sie in Stand zu setzen, eine Wahl zu treffen. Der bestimmte Tag ist gekommen, die jungen Männer sind erschienen und erwarten ängstlich die Entscheidung, denn die Dame ist nicht nur schön wie ein Engel, sondern auch ungeheuer reich. Zur bestimmten Stunde erscheint sie auf dem Balkon, vor dem die Freier sich versammelt haben. Der Blick der Schönen überfliegt die Reihen der jungen Adeligen und der übrigen Bewerber, die im schönsten Putz da vor ihr stehen; plötzlich sieht sie unter ihnen einen Jugendfreund, den Sohn eines früheren Staatsministers, der ärmlich in Kattun gekleidet ist. Ihm wirft sie den Apfel zu und trotz des Widerspruchs ihrer Familie und ihrer Freunde beharrt sie auf ihrem Entschluß und heirathet ihn.

Diese Proben dürften genügen, um nachzuweisen, daß sich in dem Gedankengang selbst durchaus keine besonderen Eigenthümlichkeiten zeigen, und da, wo solche vielleicht angedeutet sind, wie z. B. in der Nationalhymne, sie dem Geiste des Volkes nicht zur Unehre gereichen; dabei muß man berücksichtigen, daß der Katalog, der den vorliegenden Zeilen als Grundlage dient, durch europäische Autoren zusammengestellt ist, die einestheils mit chinesischen Zuständen sehr gut bekannt, andererseits aber über den Verdacht erhaben sind, mit zu günstigen Farben gemalt zu haben; abgesehen von allen anderen Gründen schützt sie schon der trockene, geschäftsmäßige Ton ihres Berichtes vor

Digitized by Google

demselben. Wenn aber das eben Gesagte richtig ist, müssen wir in mancher Beziehung das landläufige Urtheil über die Chinesen modificiren, wozu allerdings vor kurzem schon eine Anregung durch die zuerst in der „Revue de deux Mondes“ erschienene Arbeit[1]) des Kolonel Tscheng-Ki-Tong gegeben wurde, die trotz allem, was gegen dieselbe gesagt werden kann und auch gesagt worden ist, jedenfalls Beachtung verdient und vielleicht noch gelegentlich einmal besprochen werden soll, die ich mir aber vorläufig der Aufmerksamkeit des sich für Chinesisches interessirenden Lesers zu empfehlen erlaube. Der Verfasser hat sein Buch geschrieben, um sein Vaterland dem Europäer im besten Lichte erscheinen zu lassen, vielleicht auch, um dem europäischen Hochmuth hier und da eine nicht ganz unverdiente Lektion zu geben. Einerseits sucht er die Verhältnisse und Zustände in seiner Heimath in ein sehr günstiges Licht zu setzen, und dies ist doppelt gefährlich, da er sich als guten Kenner europäischer Verhältnisse und europäischer Ansichten zeigt, der es sehr gut versteht, seine Farben für den europäischen Leser zu wählen; andererseits aber ist er zu genau mit chinesischen Verhältnissen bekannt, als daß man nicht, wenn man mit Rücksicht auf das eben Gesagte einen, meinetwegen sehr starken, Uebertreibungskoeffizienten auf seine Mittheilungen anwendet, doch noch recht brauchbares Material bei ihm finden könnte.

[1]) In Buchform Les Chinois Peints par eux mêmes Calman Lévy 1884.

Der jetzige Stand der Sklavenfrage in Brasilien.

Von Dr. **Wilhelm Breitenbach.**

Seit etwa zwei Jahren geht durch das brasilianische Volk eine immer riesiger anschwellende sociale Bewegung, welche es wohl verdient, auch bei uns beachtet zu werden, schon deshalb, weil sie darauf hinzielt, einen Akt der Humanität zu verwirklichen oder doch beschleunigen zu helfen. Es handelt sich um die möglichst baldige Beseitigung der Sklaverei. Der erste wirksame gesetzliche Anstoß zur Aufhebung der Sklaverei geschah am 28. September 1878 durch das Gesetz Rio Branco's; dieses weise Gesetz besagt, daß von genanntem Tage an im Kaiserreiche kein Sklave mehr geboren wird: also die Kinder der noch vorhandenen Sklaven sind frei, d. h. von dem Tage ihrer Volljährigkeit an. Durch dieses Gesetz war die Sklaverei auf den Aussterbe-Etat gesetzt, und es ließ sich ja leicht berechnen, daß am Anfang des nächsten Jahrhunderts die Sklaverei gänzlich oder doch bis auf minimale Reste verschwunden sein würde. Damit war der Forderung der Humanität vollkommen Genüge geleistet und zugleich ein großes Uebel, wenn nicht ein Bürgerkrieg, dem Lande erspart. Wieso? Wenn die Sklaverei plötzlich mit einem Male aufgehoben worden wäre, so würden nothwendigerweise, namentlich in den Nordprovinzen des Reiches, die größten Schädigungen hervorgebracht worden sein. Die Besitzer der großen Kaffee-, Zucker-, Tabak- oder Baumwollplantagen, die oft mehrere Tausende von Sklaven besitzen, hätten zunächst einmal einen enormen Verlust erlitten an Kapital, denn jeder Sklave repräsentirt doch eine gewisse Summe, zwischen 1000 bis 2000 Mark oder auch noch mehr. Allein diesen Verlust hätten die Leute wohl noch allenfalls ertragen, zumal dann, wenn die Regierung sich zu einer angemessenen Entschädigung verstanden hätte. Viel schlimmer war jedenfalls der Umstand, daß den Plantagen die meisten Arbeitskräfte entzogen wurden; denn es ist sicher, daß die meisten der freigelassenen Sklaven nun nicht mehr auf den Plantagen arbeiten würden. In der That würde die plötzliche Aufhebung der Sklaverei mit einem Ruin der großen Produktion des Landes (Kaffee, Zucker, Tabak ꝛc.) verbunden gewesen sein, und darum müssen wir das Gesetz vom 28. September 1878 als ein sehr weises bezeichnen.

Was die Zahl der Sklaven Brasiliens anbelangt, so verhalten sich die einzelnen Provinzen sehr verschieden. Die folgende Tabelle, die ich einer neueren Nummer von „Koseritz' Deutschen Zeitung“ von Porto Alegre entnehme, giebt über den Bestand im Jahre 1873 und den im Jahre 1882 Auskunft:

Provinzen	Zahl d. Sklaven 1873	Zahl d. Sklaven 1882
Amazonas	1 515	1 716
Pará	31 537	25 393
Maranhao	74 598	60 059
Piauhy	23 434	18 691
Ceará	33 409	19 588
Rio Grande do Norte	13 634	10 051
Parahyba	25 817	20 800
Pernambuco	106 236	84 700
Alagöas	36 124	29 439
Sergipe	33 084	16 173
Espirito Santo	22 297	20 717
Bahia	165 403	132 200
Rio de Janeiro (Stadt)	47 084	35 568
Rio de Janeiro	301 352	268 831
S. Paulo	174 622	139 500
Paraná	11 249	7 668
S. Catharina	15 250	11 049
Rio Grande do Sul	98 450	68 703
Minas Geraes	311 304	279 010
Goyaz	8 800	6 899
Matto Grosso	7 051	5 600
Total	1 542 230	1 272 355

Wie der Leser sieht, hat seit 1873 die Zahl der Sklaven nicht gerade sehr bedeutend abgenommen; aber das Gesetz Rio Branco's hat doch seine erkennbare Wirkung gehabt. Seit dem Jahre 1882 ist nun aber diese Emancipationsangelegenheit in ein anderes Stadium getreten. Der Kaiser wünschte aus irgend welchen Gründen damals die gänzliche Beseitigung der Sklaverei bis zum Jahre 1890. Es wurde auch ein diesbezügliches Gesetz entworfen, welches aber (mit Recht) nicht in Kraft getreten ist. Allein wenn auch dieser Plan des Kaisers gescheitert ist, so ist doch seit zwei Jahren die Abschaffung der Sklaverei mit Riesenschritten vorwärts gegangen und es ist im ganzen Lande eine diesbezügliche Bewegung entstanden, die namentlich in der jüngsten Zeit geradezu großartige Dimensionen angenommen hat. Diese Bewegung geht von Privatkreisen aus. Zeitungen, junge Schriftsteller, Redner, die sich schnell einen Namen machen oder die Deputirte werden wollen, preisen die große Emancipation, die sofortige Abschaffung der Sklaverei als ein

Digitized by Google

höchst verdienstvolles, humanes Werk, stellen es als Schmach und Schande für Brasilien hin, daß es noch Sklaven besitze, daß noch Menschen, die doch unsere Brüder seien, nicht das herrliche Gut der Freiheit besäßen. Mit einem Worte, man schwelgt im Humanitätsdusel, ohne an die wirthschaftlichen und socialen Folgen zu denken, welche die schnelle Beseitigung der Sklaverei mit sich bringt. Ueberall im Lande haben sich Emancipationsvereine gebildet, die Geld zum Loskaufen von Sklaven sammeln oder deren Mitglieder sich verpflichten, ihre Sklaven freizulassen. Dieses freiwillige Freilassen von Sklaven ist aber meistens ein bedingtes; nämlich die Neger erhalten unter der Bedingung ihre Freiheit, daß sie noch etwa vier Jahre bei ihren Herren, natürlich gegen Lohn, arbeiten. Sie treten also aus der Sklaverei zunächst in ein mehrjähriges Dienstverhältniß zu ihrem Herrn über und erst nachher gelangen sie in den Besitz ihrer vollen Unabhängigkeit. Diese Bestimmung oder dieser Brauch ist sehr gut, denn dadurch wird einem plötzlichen Mangel an Arbeitskräften vorgebeugt und die Sklaven selbst gewöhnen sich weit eher an ihr neues Leben, so daß gegründete Aussicht vorhanden ist, daß sie auch nach Ablauf ihrer Miethszeit bei ihren Herren oder selbständig weiter arbeiten werden. In Rio Grande do Sul, wo bekanntlich etwa 120 000 Deutsche wohnen, ist in den letzten Monaten der Enthusiasmus in Sachen der Sklavenbefreiung geradezu großartig geworden. Ich setze eine Stelle aus einer der letzten mir zugegangenen Nummern von „Koseritz' Deutschen Zeitung" aus Porto Alegre hierher: „Ein großer Theil der Hauptstraßen der Stadt ist schon ganz frei und Maueranschläge verkünden dem Publikum das freudige Ereigniß. Am 14. August wurden abermals viele Straßen und Plätze frei erklärt und die Beamten der verschiedenen öffentlichen Büreaux gaben alle ihre Sklaven frei. Die Zahl der in acht Tagen ausgefertigten Freibriefe beläuft sich auf mehr als 600 und die Bewegung ist in stetigem Fortschreiten. Jeden Abend finden Freudendemonstrationen statt und die ganze Stadt scheint von einem wahren Abolitionsfieber ergriffen zu sein.

Jeder Widerstand gegen den Strudel ist unmöglich und es ist fast sicher anzunehmen, daß am 28. September kein einziger Sklave mehr in der Stadt Porto Alegre existiren wird. Der Werth des Sklaven ist auf ein Minimum gesunken, es sind in den letzten Tagen viele Sklaven gerichtlicherweise auf 40, 60 bis 100 Mark avaluirt und dafür befreit worden. Die 57 Sklaven der Erbschaft des Herrn João Porto, die noch vor acht Tagen einen Werth von ca. 100 000 Mark repräsentirten, sind am 14. allesammt so niedrig avaluirt worden, daß sie keine 6000 Mark brachten. Alle wurden sogleich vor Gericht freigemacht, da die meisten das Geld hatten und es den anderen von Anwesenden vorgeschossen wurde. Der Wille des Volkes feiert da einen glänzenden Triumph. Manches Mal steigen in uns sehr ernste Bedenken wirthschaftlicher Art auf, aber — die Sache ist einmal im Gange und an Einhalt ist jetzt nicht mehr zu denken."

Am 7. September fand in Porto Alegre ein überaus großartiger Bazar statt zum Besten der Sklaven. Die vornehmsten Damen der Stadt hatten in eleganten zahlreichen Verkaufspavillons, die auf einem großen Platze gegenüber der Präsidentur aufgestellt waren, den Verkauf der sehr zahlreich eingegangenen Geschenke übernommen. Es wird eben alles gethan, um die Provinz in möglichst kurzer Zeit sklavenfrei zu machen und dieses Ziel dürfte, was Rio Grande do Sul betrifft, in der That innerhalb Jahresfrist gelingen. Hier im Süden Brasiliens hat die schnelle Befreiung von der Sklaverei kaum nachtheilige Folgen; hier hat, namentlich durch die deutsche Einwanderung, die Arbeit des freien Mannes längst Bürgerrecht erworben, hier galt es schon längst nicht mehr für schimpflich, Arbeiten zu verrichten, die in den Nordprovinzen nur von Sklaven ausgeführt werden. In Folge dessen wird auch die Bevölkerung des Südens beim gänzlichen Aufhören der Sklaverei viel weniger unter einem Mangel an Arbeitskräften zu leiden haben wie die des Nordens. Dazu kommt dann noch, daß die freigelassenen Sklaven im Süden wenigstens in den meisten Fällen weiter arbeiten werden. Das Klima zwingt sie schon dazu, denn die Natur ist doch nicht in dem Maße verschwenderisch wie im Norden, wo der Boden auch ohne Arbeit stets so viel Nahrungsmittel hervorbringt, wie die nichtsthuenden Neger brauchen. In Rio Grande giebt es schon jetzt Hunderte, ja wohl Tausende von Negern, welche sich an stetige Arbeit gewöhnt haben; sie arbeiten in Fabriken, lernen ein Handwerk ꝛc.; kurz sie sind zu ganz brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft geworden. Freilich ein großer Theil gefällt sich lieber im Nichtsthun und sucht durch Betteln sich seinen Unterhalt zu verschaffen.

Ganz anders wie im Süden, wo man den kommenden Ereignissen immerhin ruhig und unbesorgt entgegensehen kann, liegen die Verhältnisse in den Nordprovinzen, in denen die Sklaven bisher das einzige Arbeitsmaterial waren und in denen dieses Material durch Weiße wenigstens niemals ersetzt werden kann. Es ist kaum anzunehmen, daß die freigelassenen Neger in großen Mengen bei der Arbeit verbleiben werden; es stellt sich also ein höchst bedenklicher Mangel an Arbeitskräften ein, unter dem die große Produktion des Landes unfehlbar bedeutend leiden muß. Daß ein solcher Mangel an Arbeitskräften eintreten wird, kann nicht bezweifelt werden, und einige Plantagenbesitzer haben schon jetzt versucht, durch Einführung von Kulis sich einen billigen Ersatz der Negerkräfte zu verschaffen.

Das ist im allgemeinen der gegenwärtige Stand der Sklavenfrage in Brasilien, die gerade jetzt die Gemüther so gewaltig erregt. Wir wollen nun zum Schluß auf einige bemerkenswerthe Uebelstände aufmerksam machen, welche die Abschaffung der Sklaverei mit sich bringt. Da die Kinder der Sklaven, falls sie nach dem 28. September 1871 geboren wurden, frei sind, nur bis zu einem gewissen Alter im Hause des Herrn ihrer Mutter verbleiben, dann aber thun und lassen können, was ihnen beliebt, so werden sich die allermeisten Sklavenbesitzer um diese Kinder selbstredend gar nicht kümmern; sie nützen ihnen ja wenig oder gar nicht, sind ihnen vielmehr nur eine unbequeme Last. So wächst denn nun in Brasilien eine ganze Generation von Negern auf wie das liebe Vieh. Die Kinder lernen nichts; sie stellen erwachsen nur eine Rotte von Strolchen dar, die Leben und Eigenthum anderer Staatsbürger gefährden.

Um dieses Uebel abzuwenden oder doch nach Möglichkeit zu vermindern, haben einige Zeitungen Vorschläge gemacht, von denen mir namentlich einer in hohem Grade beherzigenswerth erscheint, der in Brasilien aber natürlich spurlos verhallen wird. Der Vorschlag geht dahin: man solle die Gelder, die man jetzt sammelt, um Sklaven loszukaufen, vielmehr zur Gründung von Negerschulen verwenden; man solle die Sklavenkinder gesetzlich zwingen, diese Schulen zu besuchen und nachher solle man die Kinder irgend ein Handwerk lernen lassen oder sonstwie zu geregelter Beschäftigung anhalten. Allein um solche Dinge kümmert man sich in Brasilien nicht, alles geht seinen Schlendrian weiter, bis eines Tages das Ungewitter über dieses von der Natur so überaus reich gesegnete Land hereinbricht, das auf allen

Digitized by Google

Seiten durch die verschiedensten Anzeichen sich nur zu deutlich bemerkbar macht.

Für eine gewisse Klasse von Brasilianern ist die Aufhebung der Sklaverei sehr schlimm oder sehr gut, ganz wie man es nehmen will. Es giebt nämlich zahlreiche Familien oder einzelstehende Personen, welche im wahren Sinne des Wortes von ihren Sklaven ernährt werden, während sie selbst irgend welche Arbeit gar nicht zu kennen scheinen. Die Sklaven arbeiten als Handwerker, Tagelöhner, Wäscherinnen ꝛc. außer dem Hause und das auf diese Weise verdiente Geld fließt in die Tasche des Herrn. Ja, es kommt sogar häufiger vor, als man vielleicht glauben sollte, daß Sklaven für ihre Herren betteln. In Porto Alegre sind uns mehrere Brasilianer bekannt, deren Sklaven bei Tage betteln gehen, und diese müssen jeden Abend eine bestimmte Summe Geldes abliefern, von der die Herren dann ein ganz gutes Leben führen. Diese Leute werden jetzt natürlich vor eine böse Alternative gestellt: entweder verkommen oder selbst arbeiten! Wer weiß, ob es für das Land nicht besser wäre, wenn das erstere einträte? Andere arbeitsfreudige Menschen würden ihren Platz doch doppelt und dreifach besser ausfüllen.

Auch für die Brasilianerin dürfte mit der Aufhebung der Sklaverei eine neue Zeit beginnen. Sehr viele kleine Leute besitzen heute noch einen Sklaven oder eine Sklavin; Frau und Töchter kümmern sich selbstverständlich nicht um den Haushalt, Arbeit ist für sie ein unbekanntes Ding. Wie viele dieser Leute aber werden sich nach Verlust ihrer Sklaven bezahlte Dienstboten halten können, die schon jetzt sehr theuer sind? Den meisten brasilianischen Frauen und Mädchen, die heute sorgenlos ihre Toilette machen und den langen lieben Tag im Schaukelstuhl verträumen oder zwecklos zum Fenster hinausschauen, wird dann weiter nichts übrig bleiben, als auf manche heute noch selbstverständliche Bequemlichkeit zu verzichten und selbst zu arbeiten. Viele Familien werden tief, tief hinuntersinken, wie man es schon jetzt nicht nur in den Städten sieht, sondern auch im Innern des Landes, wo sie ein Stück Land nach dem anderen verkaufen, zumeist an deutsche Kolonisten, die es mit ihrer Hände Arbeit fester zu halten vermögen.

Ob nun die jetzt so mächtig in Fluß gekommene Emancipationsbewegung in gleichem Maße weitergeht, oder ob eine Ernüchterung bald eintritt, jedenfalls bereitet sich ein Eingriff in das innerste Leben der Brasilianer vor, der manches umgestalten wird im socialen Leben. Möge die Bewegung und Wandlung nicht Aehnliches im Gefolge haben wie in Nordamerika; Brasilien würde sich von einem solchen Schlage nicht sobald wieder erholen.

Kürzere Mittheilungen.

Fundstatistik der vorrömischen Metallzeit im Rheingebiete. Von E. Frhrn. von Tröltsch.

(Mit zahlreichen Abbildungen und 6 Karten in Farbendruck. Stuttgart, Enke, 1884.)

Daß die Prähistorie mit Hilfe der induktiven Methode bereits zu einer exakten Wissenschaft herangereift ist, mag man aus dem vorliegenden Werke erkennen, welches den württembergischen Major von Tröltsch zum Verfasser hat, der bereits mehrfach durch die Anfertigung prähistorischer Karten sich verdient machte. Es ist ein Werk echt deutschen Fleißes, in dem Tausende von zerstreuten Daten mühsam gesammelt und unter den verschiedensten Gesichtspunkten rubricirt sind. Der Verfasser hat alle Museen des Rheingebietes und der Nachbargebiete studirt, massenhaft Fragebogen versandt und schließlich über 4000 Fundorte in seine Karten eingetragen. Die Fundobjekte der vorrömischen Metallzeit zeigen vier streng von einander getrennte Typen: 1) eine reine Bronzezeit mit wenig Eisen in den Terramaren der Poebene, in den Pfahlbauten der Westschweiz und verschiedenen Gegenden des Rheingebietes; 2) die ältere Eisenzeit (Hallstätter Periode); 3) jüngere Eisenzeit mit vorherrschendem Eisen (la Tène-Periode) und 4) italische Fabrikate. An der Basis des deutschen Rheingebietes gelegen verbreiten sich die Erzeugnisse dieser vier Hauptgruppen nach allen Richtungen über dasselbe, besonders über den südlichen Theil.

Tröltsch ordnet die Fülle des vorhandenen Materials in Tabellen nach zwei Gesichtspunkten, einmal geographisch und dann nach den Objekten, in einer Weise, die neu und originell genannt werden muß. Jeder Rubrik steht die typische Abbildung des Gegenstandes voran, so daß man — klar wie in einer Bilderfibel — gleich überschaut, um was es sich handelt. Schließlich faßt Tröltsch die Ergebnisse seiner mühseligen Arbeit in sechs Karten zusammen, welche (immer auf das Rheingebiet und seine Nachbarländer beschränkt) die Verbreitung der Kupfergeräthe und der Funde aus der Bronzezeit, die Verbreitung der Hallstätter Funde, der la Tène-Funde, der altitalischen Funde, die Verbreitung der nachgewiesenen Gußstätten und der vorrömischen Münzen (Regenbogenschüsselchen ꝛc.) zur Anschauung bringen. Wenn über andere Gebiete und aus anderen prähistorischen Perioden erst ähnliche Arbeiten von der Vollkommenheit und der Uebersichtlichkeit jener des Freiherrn von Tröltsch vorliegen, dann werden sich noch mehr, als schon jetzt, interessante Aufschlüsse über kulturhistorische wie ethnographische Verhältnisse längst vergangener Völker ergeben.

Adrianow's Forschungsreise im Altai.

In der ethnographischen Abtheilung der Kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft hat vor kurzem Jadrintsow, der Herausgeber und Redakteur der „Oestlichen Revue", einen Vortrag über die im Jahre 1881 von dem russischen Gelehrten Adrianow nach dem Altai- und sajanischen Gebirge unternommene Forschungsreise gehalten. Die Reise ist unter nichts weniger als günstigen Bedingungen ausgeführt worden; da Adrianow nur geringe Geldmittel zur Verfügung standen, so konnte er nicht mehr als vier Begleiter mitnehmen. Trotzdem gelang es dem Reisenden, überraschende Resultate zu erzielen und bis in Gegenden vorzudringen, die bislang gänzlich unbekannt waren. Obgleich die südlichen Abhänge des Altaigebirges schon früher von verschiedenen Koryphäen der Wissenschaft, wie Pallas, Ledebur, Humboldt ꝛc. zum Gegenstande der Forschung gemacht worden sind, so ist doch der östliche Theil dieses Gebietes, die großen Länderstrecken zwischen dem Flusse Tom und dem Gouvernement Jenisei, bisher so ziemlich eine terra incognita geblieben. Die Expedition Adrianow's nahm ihren Anfang von der Stadt Kusnetsk aus, passirte den Fluß Lebed, untersuchte den See Teletsk, berührte Tschulschman, Jan und Agalan, überschritt den Schapschalpaß, drang bis zum Flusse Kemtschik vor, suchte und fand die Quellen des Jenisei und

Digitized by Google

durchwanderte das ganze Gebiet dieses Flusses bis zur Stadt Jeniseisk, wo die Expedition ihr Ende erreichte. Auf dieser langen Wanderung traf Adrianow überall Völkerschaften an, die nur durch Einwanderung in diese Gegenden gekommen sein konnten. Wirkliche Russen fand man nur im Quellgebiet des Jenisei und am Flusse Usg. Die Bevölkerung des Altaigebirges und jenseits des sajanischen Gebirges ist im vorigen Jahrhundert eingewandert und besteht aus Sektirern. Ihre Existenz blieb bis zum Jahre 1868 gänzlich unbekannt und wurde erst durch einen russischen Beamten, der in jenen Gegenden Vermessungen ausführte, ermittelt. Aehnliche Kolonien, wie in den eben erwähnten Gegenden, hat Adrianow bei Tobut am Kuku-Nor angetroffen. Wie die von ihm erworbenen Dokumente nachweisen, sind dieselben im Jahre 1800 gegründet worden. Die Kolonisten sind überaus wild und räuberisch; dieselben haben unzählige Male die Magazine überfallen und ausgeplündert, welche russische Kaufleute in ihren Gebieten anlegten; auch Adrianow wurde von ihnen angegriffen. Außer diesen Kolonisten besuchte der Reisende auch die sogenannten schwarzen Tataren an den Flüssen Koudoma und Luida, einen Stamm, der bis dahin nur von Radloff besucht und beschrieben worden ist. Die schwarzen Tataren werden für Abkömmlinge der großen finnischen und turanischen Stämme gehalten. Ihre Lebensweise bietet verschiedene interessante Eigenthümlichkeiten dar. Es macht sich z. B. bei ihnen ein unverkennbares Bestreben geltend, das nomadisirende Leben durch den Aufenthalt in festen Wohnsitzen zu ersetzen; ihre Wohnungen sind viereckig gebaut und den russischen Bauernhäusern ähnlich, man findet thönerne Oefen, sowie mancherlei sonstige Zeichen einer gewissen Kultur bei ihnen. — Von Jadrintsow, welcher über die Kulturstufe dieser eingewanderten Völkerschaften eingehende Untersuchungen angestellt hat, wurde darauf aufmerksam gemacht, daß das oben erwähnte kulturhistorische Moment gerade den finnischen und turanischen Stämmen eigenthümlich sei, und man außerdem bei ihnen die Anfänge der Gewerbe des Ackerbaues, der Spinnerei und Weberei vorfinde. Diese bisher in anthropologischer Beziehung fast gänzlich unerforschten Volksstämme führen gleich den die Abhänge des sajanischen Gebirges bewohnenden Sajanen den gemeinschaftlichen Namen „Tuba", der wahrscheinlich mongolischen Ursprunges ist, da man denselben als „Duba" bei den Volksstämmen der nördlichen Mongolei, sowie bei Stämmen am Kossogolsee wiederfindet. Jadrintsow machte weiter auf die bemerkenswerthe Vermischung aufmerksam, welche zwischen den verschiedenen sibirischen Volksstämmen und dem russischen Elemente stattfindet; die Assimilation vollzieht sich am leichtesten zwischen Russen einer- und Finnen oder Turaniern andererseits, am schwersten dagegen zwischen Russen und Mongolen. Man hat zu konstatiren vermocht, daß bei der Vermischung von Russen und Finnen oder Turaniern jeder charakteristische oder bestimmt ausgeprägte Typus sehr rasch verschwindet, wogegen sich derselbe bei Mischung der Russen mit Mongolen merkwürdig lange erhält. Außer sonstigen Forschungen hat Adrianow auch solche auf archäologischem Gebiete ausgeführt und eine bedeutende Anzahl Abbildungen von Steinarbeiten und Denkmälern, die er bei den Sajanen und in der Mongolei vorgefunden, angefertigt. Sehr interessant sind die Abbildungen von Grabdenkmälern, von denen einige nur aus konischen Steinhaufen bestehen, während andere ganz flach angelegt und von einem Kreise größerer Steine umgeben sind, noch andere eine primitive Steinmetzarbeit aufweisen und zwar derart behauen sind, daß sie eine entfernte Aehnlichkeit mit einem menschlichen Körper besitzen. Sehr häufig fand man auf den Grabstätten Knochen und andere Ueberreste von Pferden, welche als Todtenopfer dargebracht waren. Auch hat man Runenschriften vorgefunden, die eine gewisse Aehnlichkeit mit dem altnordischen (?) besitzen sollen. Herr Jadrintsow wird demnächst ein umfangreiches Werk über die uralo-altaischen und ugro-turanischen Stämme Sibiriens beendet haben, das wahrscheinlich in russischer und deutscher Sprache erscheinen und von den Ethnographen ohne Zweifel mit Freude begrüßt werden wird. H. Bay.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Im Oktober 1881 ist die Vermessung Bosniens vollkommen beendet worden, wie Minister von Kallay im Budgetausschuß der österreichischen Delegation anfangs November mittheilte, und bis zum Juni sollen auch die auf die Vermessung basirten Katasterkarten fertig gestellt werden. Die Vermessung, an welche sich nun unmittelbar die Anlegung von Grundbüchern anschließen soll, hat eine Zeit von vier bis fünf Jahren in Anspruch genommen und hat 3 Millionen Gulden gekostet, welche aus den Mitteln des Landes selbst bestritten wurden. Ueber die Kolonisation machte derselbe folgende Mittheilung. Es sind von Südtirolern an drei Punkten Kolonien etablirt worden, und zwar bei Banjaluka, Priedor und Konjica. Die ersten Kolonisten, nämlich jene bei Banjaluka, haben einen Waldboden zur Ausrodung überantwortet bekommen, und hier ist natürlich eine entsprechende Zeit nothwendig, bis diese Kolonie sich kräftig entwickeln kann. Es geht ihr jedoch auch jetzt nicht schlecht. Bei Priedor haben die eingewanderten Kolonisten von Seite der Begs Ländereien zugewiesen erhalten, und diese Kolonie hat sich auf das vortheilhafteste entwickelt. In Konjica sind jedoch zwei Drittel der Eingewanderten nicht Landleute, sondern Handwerker oder Taglöhner gewesen, die mit dem Landbau gar nicht vertraut waren und denselben erst von den Einwohnern lernen wollten. Daß diese sich unter solchen Verhältnissen in einem fremden Lande nicht behaupten konnten, ist wohl an sich selbst leicht verständlich, und es blieb der Mehrzahl derselben daher auch nichts übrig, als nach der Heimath zurückzukehren, wobei sie von der Regierung nachhaltig unterstützt worden sind. Die Zurückgebliebenen aber, welche dann in den Besitz des von der Regierung beigestellten Viehes auch der Zurückkehrenden gelangt sind, haben sich allmählich eingewöhnt, und es geht ihnen ganz erträglich. Es wäre daher nur zu wünschen, daß bei weiteren Kolonisirungsversuchen schon in der Heimath eine geeignete Auswahl unter den Leuten getroffen werde, damit dieselben die für eine gedeihliche Kolonisation nothwendige Vorbedingung mitbringen.

— Auf S. 240 dieses Bandes brachten wir die Angabe, daß das dänische Kanonenboot „Fylla" Ende August die bei Kap Reykjanes neu entstandene Insel nicht gefunden habe. Ebenso erging es einem französischen Kriegsschiffe, und trotzdem war die Insel vorhanden, denn bald darauf hat sie der englische Konsul in Reykjavik, Mr. Spence Paterson, durch ein Teleskop gesehen (s. „Nature", 13. November 1884). Bei trübem Wetter ist sie von dem Leuchtthurme auf Kap Reykjanes auch einem bewaffneten Auge nicht sichtbar, während der Wächter sie bei hellem Wetter wiederholt ohne Teleskop erblickt hat. Seit dem 29. Juli, wo er sie zuerst

Digitized by Google

sah, hat sie durch Einsturz der Südseite ihre Gestalt wesentlich verändert; vielleicht ist sie schon früher entstanden und ruhig und ohne Geräusch aus dem Meere aufgetaucht, denn keine der üblichen vulkanischen Erscheinungen, wie Erdbeben, Rauch, Feuer u. s. w. begleiteten ihre Entstehung. Bis Ende September hat sie noch niemand besucht, weil stets stürmisches Wetter herrschte und die See dort sehr gefährlich ist.

Afrika.

— Am 6. August ist Kapitän Hanssens von einer Fahrt nach dem oberen Kongo, welche 136 Tage in Anspruch nahm, nach Leopoldville am Stanley-Pool zurückgekehrt. Mit zwei Dampfern und zahlreicher Begleitung hat er die entfernteste Station an den Stanley Falls verproviantirt und mit zwei Beamten, dem Schweden Wester und dem Belgier Amelot, versehen. Ueberall wurde er von der Bevölkerung gut aufgenommen, hat mit den Häuptlingen zahlreiche Verträge abgeschlossen und an der Mündung des Aruwimi eine Station errichtet. (Uebrigens soll dieser Strom von seinen Anwohnern Ubingi genannt werden und ersterer Name sich auf einen Theil des Kongo selbst beziehen.) Auch mehrere Nebenflüsse des Kongo hat Hanssens untersucht. Leider verlor er unterwegs am 26. Juni den Apotheker Ernest Courtois am Gallenfieber; derselbe hatte Europa im August 1883 verlassen und war im März zum Chef der Station an den Stanley-Fällen ernannt worden —; es ist der zweite Todesfall binnen kurzer Zeit, der für die Schädlichkeit des Klimas am Kongo Zeugniß ablegt.

— Der italienische Marinelieutenant Massari, welcher in Matteucci's Begleitung 1880 bis 1881 Nordafrika von Aegypten über Dar-Fur, Wadai und Bornu bis zum Niger und der Küste von Oberguinea durchzogen hat, trat später in die Dienste der „Association internationale“ und erhielt den Befehl über die Station Manjanga am unteren Kongo. Kürzlich wurde er nun von dem Generalverwalter de Winton beauftragt, an der Spitze einer Expedition den Koango-fluß, der oberhalb des Stanley-Pool von Süden in den Kongo mündet, zu erforschen. De Winton selbst hat bereits den Unterlauf des Koango einige Tagereisen weit befahren und mit seinen Anwohnern freundschaftliche Beziehungen angeknüpft; Massari soll dieses Werk fortsetzen, den Strom soweit aufwärts befahren, als dies für seinen Dampfer möglich sein wird und vielleicht eine oder mehrere neue Stationen errichten. Bekanntlich hat Major A. von Mechow den Koango von Süden her bis etwa 5° 6′ südl. Br. befahren, wo die Steinbarre Kingunschi etwa auf der Grenze der Stämme Majakalla und Makunde seinem Vordringen ein Ende bereitete. Von der Mündung des Koango bei Kuamouth bis zu dieser Steinbarre beträgt die Entfernung in der Luftlinie etwas über 200 km. (Hierbei sei erwähnt, daß A. von Mechow's „Karte der Koango-Expedition“ soeben in 26 Blättern von eleganter Ausführung, freilich zu dem enormen Preise von 60 Mark bei Asher u. Co. in Berlin erschienen ist.)

— Ein sehr vielseitiges und vollständiges „Handbuch für Madeira“ hat der seit Jahren auf der Insel lebende Professor Dr. P. Langerhans unlängst auf Grund des besten englischen Handbuches, desjenigen von James Yate Johnson veröffentlicht (Berlin 1884). Neben allen nur wünschenswerthen praktischen Angaben enthält es Kapitel über Geographie, Geschichte, Bevölkerung, Verwaltung, den Wein, Zoologie, Botanik, Geologie u. s. w., besonders aber zwei eingehende Abschnitte über Meteorologie und Aerztliches, in welchen der Verfasser viel Neues nach seinen eigenen Beobachtungen bietet. Litteratur-Verzeichniß, Index, Uebersichtskarte der Insel und Plan von Funchal, nichts fehlt, um das Buch in jeder Hinsicht zu einem äußerst brauchbaren zu machen, und das nicht nur für den kranken Besucher der herrlichen Insel.

— Die „Association Internationale“ erfährt jetzt selbst von belgischer Seite einen heftigen Angriff. Das Brüsseler Blatt „La Réforme“ veröffentlicht nämlich aus dem Briefe eines Belgiers, datirt Stanley Falls (Pool?), 18. September, folgendes: „Ich höre soeben, daß wir uns mit den Eingeborenen zwischen Lutib (Lutete?) und Mayanga in offenem Kriege befinden. (Dieser Angabe, aber nur dieser allein, wird in No. 19 von „Le Mouvement Géographique“ widersprochen.) Oberst Sir F. de Winton, der die Truppen befehligt, soll mehrere Dörfer niedergebrannt und zahlreiche Gefangene gemacht haben. Wir befinden uns in Afrika auf einem Vulkane, der stets ausbrechen kann. Unser Leben hängt an einem Faden; denn wenn die Eingeborenen entschlossen sind, bleibt kein einziger Weißer hier noch drei Tage lang am Leben. Vor einigen Tagen wurde ein Plan, sämmtliche Weißen in Leopoldville zu vergiften und dann die Station zu plündern und zu verbrennen, entdeckt. Früher oder später wird dergleichen bestimmt vorkommen. Eingeborene, die von Bolobo kommen, berichten, daß die Schwarzen die Station angegriffen und einen Mann, wahrscheinlich einen Zanzibarer, getödtet haben. — Veröffentlichen Sie diesen Brief nicht oder thun Sie es wenigstens so, daß mein Name nicht bekannt wird. Denn die Association versteht sich an denen, welche die Wahrheit sagen, zu rächen. Verschiedenen Belgiern sind Träger verweigert worden, mit deren Hilfe sie nach Europa oder wenigstens an die Küste zurückkehren wollten; dieselben waren krank und wünschten den Dienst der Association zu quittiren.“

Da diese Enthüllung nicht von portugiesischer oder französischer Seite kommt, die der Parteilichkeit geziehen werden könnte, sondern von einem Belgier und aus dem eigenen Lager der Association, so muß man ihr eine erhöhte Bedeutung beimessen, zumal in Verbindung mit den Anklagen, welche die „Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik“ nach dem Tagebuche A. Schaumann's gegen die Association erhoben hat (s. „Globus“, Bd. 46, S. 256) und die bisher unwiderlegt geblieben sind. Aber zu bedauern wäre es, wenn die Association, welche durch Convention vom 8. November vom Deutschen Reiche anerkannt worden ist, und welcher die Berliner Konferenz so bedeutende Rechte einzuräumen im Begriffe steht, wirklich nicht auf festeren Füßen stände, als wie obiges Schreiben andeutet.

Australien.

— Nach amtlicher Angabe stand die Bevölkerung der australischen Kolonien am 30. Juni 1884 in runder Zahl auf folgender Höhe: Viktoria 940000; Neu-Süd-Wales 880000; Queensland 260000; Südaustralien 313000; Westaustralien 35000 und Tasmanien 125000; zusammen 2553000.

Inhalt: Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen. VIII. (Schluß.) (Mit sechs Abbildungen.) — Emil Metzger: Musik und Gesang bei den Chinesen. — Wilhelm Breitenbach: Der jetzige Stand der Sklavenfrage in Brasilien. — Kürzere Mittheilungen: Fundstatistik der vorrömischen Metallzeit im Rheingebiete. Von E. Frhrn. v. Tröltsch. — Adrianow's Forschungsreise im Altai. Von H. Bay. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Australien. — (Schluß der Redaktion: 21. November 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 418

Digitized by Google